This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

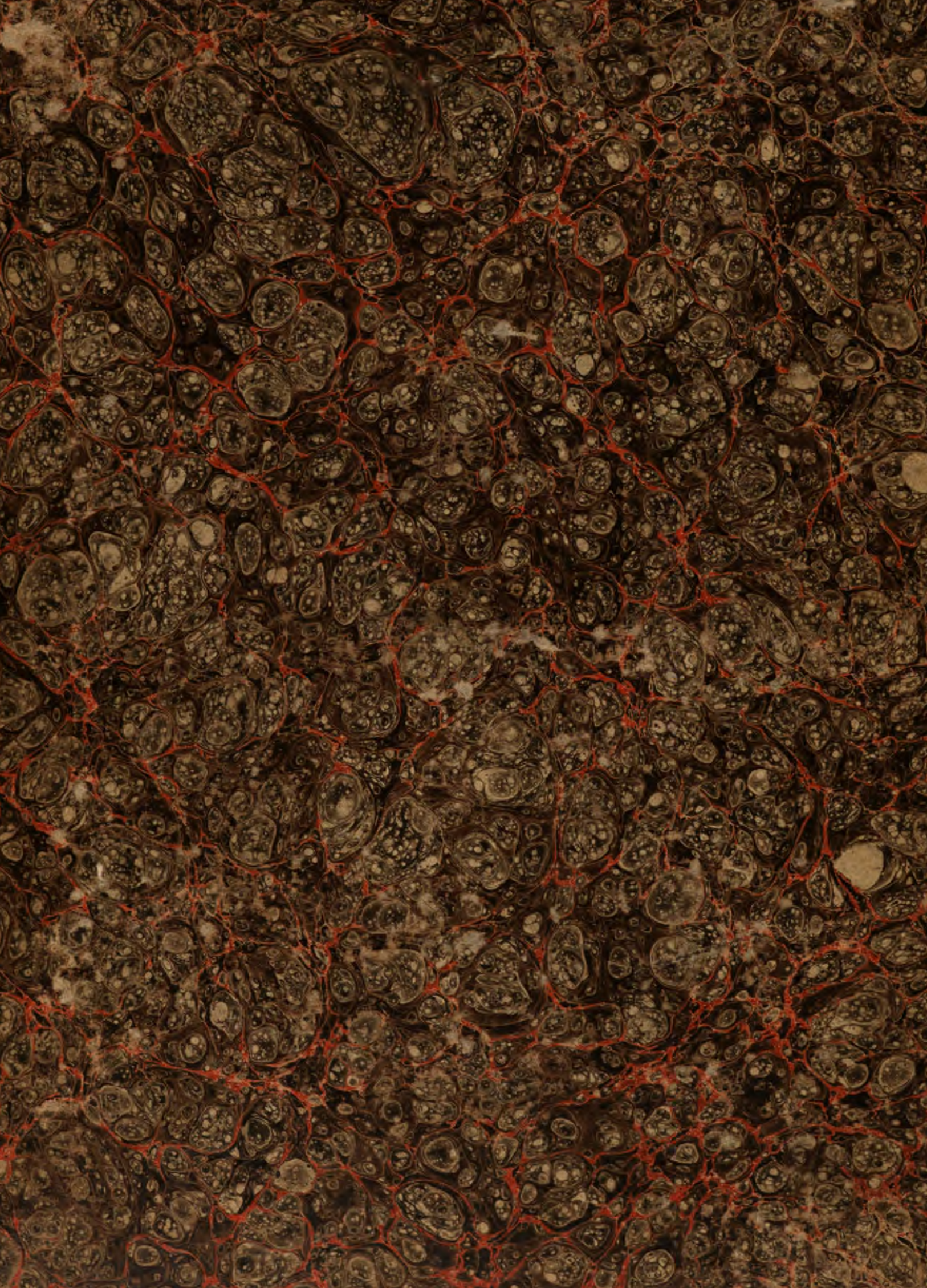
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

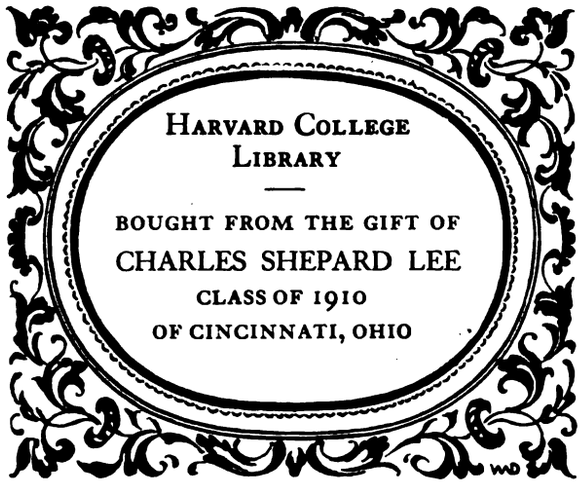
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



PGerm 293.8F (2 no. 1-77)



No 176.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst,

Geografie, Geschichte, Statistik und Naturkunde,

herausgegeben und redigirt durch Mitwirkung der Herren:

Prof. Dr. M. v. Canaval, k. k. Rath und Staatsarchivar Jos. Chmel, Dr. E. Freiherr v. Feuchtersleben, Hofrath Josef Freiherr v. Hammer-Purgstall, Prof. Dr. Mor. Heyßler, Prof. Dr. Franz Leydolt, Dr. Franz Miklosich, Dr. Theod. Mizzy, Prof. Dr. Gustav Schreiner, Prof. Anton Schrötter, Prof. Johann Trost, Prof. Dr. Joh. G. Wenrich, Prof. Dr. Gustav Wenzel,

von

Dr. A. Adolf Schmidl.

Zweiter Jahrgang

1845.

LINZ.

Wien.

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

PG Germ 293.35F (2 no. 1-77)
C. Lee (3)

Inhalt des zweiten Jahrganges.

Literatur.

	Nr.	Seite
Andenken an die dritte Versammlung deutscher Architekten in Prag	41	325
Augustin, Mirolio	78	606
— Sittitzüge durch die noriſchen Alpen. Angezeigt durch Dr. Sauter	82	633
	83	647
Benigni, Bemerkungen z. Rezenſ. von Bernhardi's Sprachkarte	95	742
Bendella, Die Bukowina	72	561
Bernhardi, Sprachkarte von Deutſchland. Ang. von Häufler	23	177
	24	187
	25	193
Bildung, zur klaſſiſchen außerhalb der Schule. Von Rob. Z.	96	745
Binzer, Venedig im Jahre 1844	128	987
Blazevicz, Grammatik der dacoromaniſchen Sprache	22	169
Bohy, Über das Komiſche in der Komödie. A. d. Ficker	64	497
	65	507
Botte, Poſt- und Reiſekarte von Italien	102	795
Bosnien in den Jahren 1839—40. Von S. Kapper	99	774
Braubach, Fundamentallehre der Pädagogik	15	113
	16	126
	17	130
Brunner, Marien-Literatur	30	233
	31	246
— Die Welt ein Chod. A. d. Häufle	16	121
Buchhaltung, Anfangsgründe der	98	764
Bucoy Quadrimestre. Von Budik	53	416
Busch, Kalender und Jahrbuch für Aerzte und	96	765
Casti, Die redenden Thiere	37	289
	38	295
Chmel, Notizenblatt für die öſterreich. Geſchichte. A. d. Sava	107	833
Columinus Sopher Agereth. Von Deutſch	140	1094
Converſationslexikon für bildende Kunſt	70	545
Craigher's orientaliſche Reiſe. A. d. Ad. Berger	72	562
Czoczar's neuere Werke	67	526
Dalmazia, Die Zeitſchrift. Angez. von Pöſchl	135	1049
— "	153	1195
Diebl, mähr. ſchleſ. Volkszeitſchrift	18	144
Dietz, Katharina, Leben der heil. Eliſabeth	137	1072
Drobiſch, empiriſche Pſychologie	56	434
Dück, Geſchichte des Kronſtädter Gymnaſium	144	1127
	27	209
Ehrlich, kritiſche Aforismen über die neueſten Vorſchläge zur Reform der philoſophiſchen Ethik	28	221
	92	716
	93	722
Emil, über polniſche Literatur	90	701
Erben, Die Volkslieder der Czechen	84	649
Feier, Genus Joann. Corvini. A. d. Graf Mailath	59	457
" Aborigines Magyarorum	151	1180
Feuchtersleben, Zur Anthropologie und Naturphiloſophie	127	985
— und Schwind, Almanach von Radirungen. A. d. Schmidl	66	519
Freund, Geſammtwörterbuch der latein. Sprache	44	343
Führich, Die geiſtige Roſe. A. d. Brunner	71	563
Gemäldegallerie, die, des Bruckenthal'ſchen Muſeum. A. von Troſt	90	697
Gerando, de, La Transylvanie. A. d. Benigni	148	1153
	149	1161
Göth, Das Herzogthum Steiermark. A. d Puff	60	470
	61	478
	62	484
Griepenkerl, Die Beethovener. A v. Nachlowsky	143	1113
	144	1121
Gruppi, I due di porfido in Venezia	91	710
Sporikovits, De situ et ambitu Slavoniae etc.	46	353
	47	364
Hammer-Purgſtall, Überſicht des in den Druckereien von Konſtantinopel und Kairo ſeit ihrer Gründung bis Ende des Jahres 1843 erſchienenen halben tauſend Werken nach ihren Fächern	32	250
	33	260
	67	521
	68	532
Hotho, Geſchichte der deutſch. und niederländ. Malerei. A. von Hagner	11	85
	12	93
	13	101
	14	107
Jäger, Über Irrenanſtalten	53	409
	54	422
Jugendliteratur, Von Rob. Z.	151	1177
	153	1193
	155	1202
	156	1207
Kaltenbäck, Die öſterr. Rechtsbücher des Mittelalters. Angezeigt durch Heyßler	42	321
	43	333
— Angezeigt durch Meiller	18	137
Koch, Die Mineralquellen der öſt. Monarchie. A. d. Melion	—	—
Kolliſch, Hiſtoriſche Romane	121	937
— Dichter-Romane	81	105
Kopatſch, Erledigung des heil. röm. Stuhles. A. d. Richter	10	76
Korzeklowsky, Theater. Ang. d. Emil	—	—
Kraszewski's Werke. Ang. d. Emil	24	185
	94	733
Kratky, Böhmiſche Literatur	144	1128
Kreil, Chriſt. Doppler's wiſſenſchaftliche Leiſtungen	9	65
	10	70
Krempl, Windiſche Geſchichte von Steiermark	68	535
Kugler's u. Schnaaſe's Kunſtgeſchichte. Ang. d. Ficker	83	643
	84	649
	85	657
Kurz, Magazin für die Geſchichte Siebenbürgens. A. d. Chmel	54	419
Leoni, Opere storiche. A. d. Krone	85	657
Lichtenfels, Lehrbuch d. Filoſofie. A. d. Unger	81	626
	82	635
Lindley, Theorie der Gärtnerei	22	174
	8	57
Literatur, die neuböhmiſche	10	78
	47	366
— zur neueren, über die Donauländer	98	761
Löſchner, Über Heilquellen und Bäder	31	241
Lyrik, öſterreichiſche	101	785
	102	793
Madeener, Themata oratoria. A. d. Ficker	113	1118
Maimonides, Ausgaben mediziniſcher Schriften des, Ang. durch Steinſchneider	12	89
	14	109
	15	118
	16	123
	57	442
	58	452
Marine, die öſterreichiſche, im Oriente	127	992
Mayerhofer, Erziehungslehre. A. d. Wildner	150	1169
Matzka, Die Chronologie in ihrem ganzen Umfange	44	337
Melly, Vaterländiſche Städtegeſchichten	21	161
	22	173
Mikloſich, ſlaviſch-filolog. Werke. A. d. Glückſelig	138	1073
Muchar, Geſchichte von Steiermark. A. d. Seidl	34	265
	35	275
	36	281
Museo, Bresciano illustrato. A. d. Gallia	105	817
Muzik, Das Sorbenwendenthum und ſeine Literatur	62	841
Myſellus Jac., Kant	82	640
Mythologie, Schriften über	19	148
	20	157
Nader, Taſchenbuch für Ärzte	34	269
Nationalitäten, die 2, in Dalmatien	148	1137
Oſtrow, Weltgeſchichte. A. d. Hannuſch	25	193
Paſſy, Monatandachten. A. d. Scottau	156	1057
Petranovich, Schriften über Montenegro	11	82
Prechtler, Revue dramatiſcher Dichtungen	124	961
	125	969
Pfundheller, Novellen. A. d. Schumacher	76	593
Prochazka, Seelenlehre. A. d. Jäger	139	1081
— Antikritik	152	1191
Rackonicky, Böhmiſche Novelliſten	126	983
	132	1030
— Bühnenliteratur in Böhmen	142	1109
— Slawiſche Literatur	111	866
Richter, Schriften über öffentl. Unterrichtsanſtalten	128	993
	129	1004
	130	1012
	141	1097
	142	1105
	133	1115
Roſſi, Geſchichte und Beſchreibung der Bibliothek der Brera. A. d. Richter	137	1065
Sartany, Polniſche Grammatik	87	678
	26	201
Schafarik, ſlawiſche Alterthümer. A. d. Hanuſch	27	215
	29	225
	30	235
Sava, Schriften über Maria Thereſia und ihre Zeit	73	569
Schelling und die Theologie	66	513
Schematismus Cleri Transylvan. A. d. Benigni	40	310
Schilling, Geſchichte des Johanniter-Ordens. A. d. Sava	111	865
Schinnagel, Lateiniſche Grammatik. A. d. Ficker	2	9
	3	20
Schmidl, Schriften über Wien	80	617
	81	629
	82	638
— Schriften über Karlſtein	131	1024
— Das lombard. venet. Königreich. A. d Widter	140	1089
Schönhuth, Rudolf von Habsburg. A. d. Sava	23	183
Selliers, Rime antiche. A. d. Krone	95	777
Sigwart, Geſchichte der Filoſofie. A. d. Ehrlich	119	921
Sickel, Pädagog. Literaturzeitung. A. d. Pöſchl	112	873
Simony, Das lombardiſch-venet. Königreich. A. d. Widter	141	1101
Spirk, Monumenta hist. Universitat. Pragens.	44	345

	Nr.	Seite
Steinach, Histor. geograf. Beschreibung von Gratz	45	351
Steinhauser, Bemerkung über die vom österreich. Generalstabe herausg. Karten österr. Provinzen	31	245
	32	252
	34	265
	35	278
	38	285
—— über Schulkarten	130	1009
	132	1030
	133	1037
Stifter's Studien. A. v. Sober	2	12
Strämpell, Vorschule und Ethik. A. d. Exner	126	977
Täuber, Schreger's Studiosus jovialis. A. d. Schinner	147	1145
Taschenbücher, die	1	8
	6	47
	14	112
	17	134
	26	205
Vater, Katholische Gesänge	148	1156
Venedig, Die latein. Formenlehre	63	495
Vietz, Studium der alten Geschichte	61	473
Weurich, De poeseos hebraicae et origine. A. d. Steinschneider	74	578
—— Nachschrift zu Steinschneider's Rezension	80	624
Wenzel, Einleit. Bemerkungen zur Besprechung der ungarischen Literatur	7	49
—— Die neuere ungarische lyrische Poesie	86	665
—— Die neuere deutsche Reisseliteratur über Ungarn	97	753
Wiesenfeld, Beitrag zum Verständniß der röm. Stein-Inschriften	54	427
Winaricky, Páma Bohusl. z Lobkowic. A. d. Richter	64	502
Wocel, Grundzüge der böhm. Alterthumskunde	57	393
Wüerth, Gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über die Reform der Gefängnisse	4	25
	5	35
	6	48
	7	41
Zielinski i Kirgin. A. d. Emil	87	678
Zwanziger, Handbuch der Schmetterlingskunde	125	975

Kunst.

	Nr.	Seite
Berichte, Wiener dramaturgische. Von Schumacher	13	102
	15	119
	16	128
	17	136
	25	199
	31	247
	41	318
	43	334
» Von Schmidl	4	24
	97	759
	109	855
	122	950
» Von Kolisch	140	1095
	141	1102
	147	1151
	152	1190
Eitelberger, Zur Orientirung im modernen Kunstverhältnisse	132	1025
Ernst, die Mailänder Kunstausstellung	3	17
	4	27
	5	38
	8	59
	9	70
Hentselmann, Die ungarische Bühne	28	217
	29	229
	30	238
—— Albrecht Dürer als Zeichner	113	881
—— Gebäude altdeutschen Styles zu Bartfeld	123	953
	124	963
—— die Pester Kunstausstellung	152	1185
Kunstverein, der, zu Salzburg	55	428
Löwe, Der Kunstverein zu Salzburg	3	17
Messenhausen, Danhauser und die Genremalerei	103	89
	104	809
Null, van der, Andeutungen über die kunstgemäßen Beziehungen des Ornaments zur rohen Form	52	401
	53	44
Passy, Ueber Kirchengesang und Kirchenmusik	33	257
	70	549
Prelenthner, Wiener Kunstausstellung	63	489
—— Danhauser's Gemälde	79	609
—— Erwiderung	85	662
—— die dritte österr. Gewerbs-Produkten-Ausstellung vom Standpunkt der Kunst	106	825
	107	83 6
	108	846
Schmidl, Oedip in Kolonos	145	1129
Stehlin, Musikal. liter. Notizen aus dem Mittelalter, gegenüber gestellt den sogenannten griech. Tonarten	18	141

Allgemein wissenschaftliche Aufsätze. Mittheilungen zu Geografie, Geschichte, Statistik und Naturkunde.

	Nr.	Seite
Bedenken, zu Kaiblinger's Bemerkungen über die Topografie Niederösterreichs	66	517
Benigni, Der Verein für siebenbürg. Landeskunde	6	41
Bergenstamm, Taubstummen- und Bildungs-Anstalten in den österreichischen Ländern	126	982
—— Notizen über die öffentl. Bibliotheken im österr. Kaiserstaate	57	441
—— Statistisches über Wien vor 120 Jahren	73	576
Betrachtungen, psychologische, über Poesie. Von L.	118	918
Bonturini, Zur Geschichte von Friaul	151	1182
Buchaczek, Rom's Bevölkerung	43	535
Budik, Handschriften der Bibliothek zu Klagenfurt	86	671
Budik, Zur Literaturgeschichte von Kärnthen	17	135
	26	208
	51	397
—— Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Mähren	42	327
—— Sprichwörter	80	622
—— typograf. Seltenheiten der Bibliothek zu Klagenfurt	81	632
	83	648
—— Literarische Zustände in Kärnthen	131	1017
Busch, Die Bedeutung der jüdischen Feste	125	972
Carneval, Ueber das Studium der Klassiker	60	465
Castro, de, Zustand der Geschichtforschung in Italien	10	73
Chireich, die Quellen der Weichsel und Oder	105	822
	106	825
Chmel, Was thut der österr. Geschichte Noth	1	1
Corda, Ueber technische Volkserziehung	5	33
	6	43
Dahm, Das Athenäum von Bergamo	110	857
—— die städtische Bibliothek von Bergamo	62	487
—— Nekrologe von Baizini, Speri und Mayr	138	1078
Dalmatien, Ueber	52	404
	53	414
Diemer, das älteste Vorkommen des Namens Oesterreich	20	159
	21	166
	22	175
Dudik, Huldigung des Erzherzog Matthias in Brünn	118	913
—— die letzten Tage des Pandurenoberſten Freih. v. Trenk	13	97
Eitelberger, Nekrolog Danhauser's	59	463
Feil, Grabdenkmal Kaiser Friedrich's III. im Stefansdome	1	6
	2	15
	4	30
	6	45
—— Ermordung des Freiherrn v. Puchheim 1591	36	287
—— Originalbeiträge zur Geschichte der Aufhebung mehrer Klöster in Niederösterreich. Gaming	40	305
	41	315
—— Imbach	58	449
—— Kirchberg A. W.	69	540
—— U. Ranna	73	571
—— Minoriten in Wien	92	713
	94	727
—— die Einfälle der Kuruzzen in Niederösterreich	75	590
	76	594
Feste, Bedeutung der jüdischen	125	972
Feuchtersleben, Skizzirte Uebersicht des Ganzen der ärztlichen Seelenheilkunde	20	153
	21	163
—— Ein Wort über realistische und humanistische Studien	38	293
Ficker, Nothwendigkeit filologischer Seminarien in Oesterreich	134	1041
	135	1052
	136	1060
	137	1066
Frequenz der österreichischen Studienanstalten	55	425
—— » » Gymnasien	123	959
Fuchs, das Athenäum in Brescia	126	984
Hanusch, Entwicklungsprozeß des Mythus	87	676
	88	682
	89	692
Hentselmann, Gebäude altdeutschen Styles zu Bartfeld	123	953
	124	963
Hingenau, Archiv des Schlosses Neuhaus		
Hyrtichter, Die Wirksamkeit der Erzherzogs Johann in Steiermark	47	362
Huber, Schloß Pichl im Mürzthal	24	279
Koch, Die Handschriftensammlung der Münchner Hofbibliothek	27	215
—— Entgegnung an Diemer	51	399
	52	407
—— Kronigken des Landes ze Oesterreich	59	458
	60	411
Kögl, Adelheid von Tirol	92	207
Klein, Bemerkungen über Blinde und Blindenanstalten	121	940
Kritik, über	52	406
Kunststrafen in Böhmen	146	1140
Manuskripte in der Bibliothek d. evangel. Lyceum zu Preßburg	85	664
Martin, die dritte österr. Gewerbs-Produkten-Ausstellung vom wissenschaftlichen Standpunkte	88	681
	89	689
	90	703
—— Resultate wissenschaftlicher Polytechnik	156	1201
Matice ceska, ihr bisheriges Wirken	42	325
Mayerhofer, Joh. Lazar Schwendi	108	841
	109	850
	110	861
	111	866
Melion, Ein Wort üb. die Darstellung d. Heilquellen in Oesterreich	100	777
—— der Temperatur der Heilquellen im Winter	68	529
—— » » » des Oppathales	79	613
	80	621
—— » » » des Morathales	83	645
Melly, das mittelalterliche Siegel der Stadt Prag	129	1004
Petranovich, literar. Zustände in Dalmatien	138	1069
Tschuliks, Preise verschiedener Gegenstände in Wien	125	976
Puff, Berühmte Männer aus Gratz	112	878
	113	885
Tschuliks, Setzmaschine. Beschreibung durch Pöschl	120	932
Richter, zur Geschichte Karl's IV	149	1165
	150	1174
Roffi, Bilder aus Italien. Corni di Canza	56	438
	57	445
Ein Tag in Südtirol	74	590
Campo dei fiori	77	597
	96	750
Milano	128	998
	139	1087

	Nr.	Seite
Rossi, das städt. Museum der Naturgeschichte in Mailand	35	273
	45	348
	46	357
Schilling, Die römische Grabesstätte am Bingelstein	120	934
Schmid, Der wahre Geburtsort Giucks	39	297
— der berühmte Tonsetzer Lotti	75	585
	77	599
Schmidl, die dritte österr. Gewerbs-Produkten-Ausstellung. Leistung der Typografie	120	929
— Böhmen oder Cechen — Ungarn oder Magyaren	74	583
Schumacher, Allgemeine Tantième	9	65
Senn, Glossen zu Göthe's Faust	133	1033
— System der Wegkunde	96	698
Sengschmitt, Schreiben Papst's Alexander VII. an Graf N. Zrinyi	39	303
Sennoner, Die Ruinen von Trezzo	150	1171
— die oberitalischen Flüsse	119	926
	142	1110
Steinschneider, die Mnemotechnik des Rabi Jehuda Arjeh	91	707
Sturm, Bibliothek des Hochstiftes Olmütz	58	455
Valentinelli, Giuf., das Privatmuseum des Nobile Antonio Dr. Piazza in Padua	14	105
	15	115
— Die städtische Bibliothek von Trenso	25	198
— Die Quirinianische Bibliothek zu Brescia	44	342
— die Bibliothek des Seminariums zu Padua	69	537
	70	551
	71	556
	72	564
	73	573
Vogel, Joſ., Rückblick auf die Geschichte der Bäder	65	505
	66	515
Winter, Die Bibliothek von Mantua	93	721
— Bevölkerung von Ungarn	43	329
Wien und die asiatische Gesellschaft	17	129
	101	791
Wilhelm, Behandlung des griechischen Zeitwortes	102	796
	103	805
	104	813
— über das Fremde in der deutschen Sprache	99	769
— der Wohllaut und seine Begründung	139	1084
	145	1133
— deutsche Rechtschreibung der Gegenwart	146	1142
	147	1146
	148	1158
— Grenze der deutschen Volksmundarten in der Schrift	134	1047
Wocel, das Bischofshaus zu Kuttenberg	78	602
Zauper, Chronik des Pilser Gymnasiums	54	417
	55	429

Notizen.

	Nr.	Seite
Literarische Zustände	29	231
	32	255
	38	296
	62	488
	65	512
	93	727
	122	952
	142	1112
	149	1168
	150	1176
Artistische Zustände	29	231
	32	255
	38	296
	64	504
	93	728
	150	1176
	156	1208
Miszellen	37	292
	68	536
	98	768
	105	823
	105	8
	127	992
	13	103
	18	928
Kunst- und Alterthum	36	288
	46	360
	93	718
	97	767
	110	864
—	98	728
—	149	1168
	152	1192
Völkerkunde	35	280
	36	287
	41	319
	89	696
	90	704
	91	712
	94	736
	96	752
	104	824
	109	856
Länderkunde	148	1160
	35	280
	40	312
	41	319
	94	735
	106	831
	112	880
	113	886
	128	1000
	133	1040
Kunst-Vereine	32	255
	39	304
	152	1192
Gelehrte Gesellschaften	30	240
	38	296
	95	744
	118	919
	125	976
	34	212
	35	280
	41	319
	44	344
Statistik	45	352
	88	688
	89	696
	98	768
	99	784
	104	816
	110	864
	111	871
Unterrichtswesen	29	232
	32	256
	39	304
	41	319
	63	496
	93	728
	98	767
	100	782
	111	871
	118	919
	123	959
	128	1000
	149	1168
	150	1176
Naturkunde	104	815
	33	264
	39	304
	40	312
	64	504
	66	520
	68	536
	98	776
	100	782
	103	808
	156	1208
Theater	36	288
	148	460
Rechtsgeschichte	131	1024
	33	263
Geschichte	33	263
	46	360
	98	768
Sagen und Legenden	33	264
	33	264
Biografisches	34	271
	47	368
	142	1112
Musikalisches	159	1192
	45	352
	46	360
Sanitäts- und Humanitätswesen	118	919
	150	1176
	155	1204

Personalnachrichten.

	Nr.	Seite
Auszeichnungen und Belohnungen. Inländische	8	61
	74	548
	75	592
	86	672
	113	887
	129	1008
	145	1136
	151	1184
— — Ausländische	8	61
	78	608
	86	672
	113	887
	129	1008
	145	1136
— — Nekrologe	13	104
	92	719
	113	888
	151	1184
Ernennungen und Beförderungen	10	79
	59	464
	86	671
	92	720
	113	887
	119	928
	129	1008
	143	1120
	151	1184
Diplom-Verleihungen. Inländische	11	89
	86	672
	113	887
— — Ausländische	11	87
	86	672
	113	888
— — An Ausländer	13	103

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 2. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 1.**

Diese Zeitschrift erscheint in Wien Dienstag, Donnerstag und Samstag in ganzen Bogen, und kostet ganzjährig 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M.; wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. K. M. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Chmel: Was thut der österreichischen Geschichte Noth? — Feil: Das Monument Kaiser Friedrich's III. — Die Taschenbücher.
Kunstbeilage. Kaiser Friedrichs III. Monument, nach der Natur gezeichnet und in Kupfer radirt von Jos. Bucher.

Was thut der österreichischen Geschichte Noth?

Vom k. k. Staatsarchivar **Jos. Chmel** in Wien.

Österreichische Geschichte — ein mehrdeutiges Wort! Die Einen verstehen darunter des Landes Österreich (unter und ob der Enns) Schicksale und Lagen in zusammenhängender Erzählung*), Andere glauben, die österreichische Geschichte habe die Aufgabe, den sukzessiven Anwachs jenes großen Länder-Komplexes, der einen und denselben Herrscher in der Person des österreichischen Kaisers verehrt, in pragmatischer Verbindung darzustellen.

Beide Parteien haben nur einen Theil dessen vor Augen, was zu einer befriedigenden Geschichte des gesammten Länder-Komplexes gehört, denn unmöglich kann das Erzählen des Anwachses, des aufeinander folgenden Vergrößerns eines Staates genügen, da zum Verständniß der Gesammtheit die genaue Kenntniß aller Bestandtheile gehört, und zwar so verschiedener, höchst ungleicher Landestheile, und — weil ihr wechselseitiger Einfluß dargestellt werden muß. Zwar suchten die meisten österreichischen Geschichtschreiber bisher diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie bei Gelegenheit der Verbindung mit dem sogenannten Stammlande die frühere Geschichte des zugewachsenen Landes nachholen, so zum Beispiele die Geschichte Böhmens und Ungarns im Jahre 1526 gleichsam einschachteln, eine unnatürliche und in ihren Folgen leider höchst unerfreuliche, ganz und gar geschichtswidrige Methode! — Die Geschichtschreiber gaben dadurch Veranlassung, zwischen den Bestandtheilen des großen Ganzen einen Unterschied zu machen, ja Viele betrachteten die bedeutendsten Reiche als Nebenländer und erregten dadurch nicht wenig Mißstimmung und Eifersucht.

Es gibt in einem so großen Staate, wie das österreichische Kaiserthum ist, kein Neben- so wie kein Hauptland, sie sind alle einander gleich, haben alle gleiche Ansprüche auf die Liebe und Sorgfalt ihres Landesfürsten, der allen Alles ist, mag er nun Graf von Tirol heißen für die Einen, oder König von Ungarn für die Andern.

Der Geschichtschreiber versündigt sich also an dem Heiligsten, was ein Staat in seiner irdischen Laufbahn hat, Vaterlandsliebe, welcher in seiner Darstellung durch unglücklich gewählte Ausdrücke, durch eine verkehrte Methode statt Liebe und Anhänglichkeit an den Fürsten zu wecken, Mißtrauen und Furcht erregt, als wären ganze Provinzen nur sekundäre Besitzungen, gleichsam Anhängsel des Hauptlandes. —

Die einzig logisch richtige, in ihren Folgen erquickliche und in ihren Resultaten überraschende Art der Geschichtserzählung bei einem so komplizirten Staate ist die — synchronistische, komparative, parallelisirende.

Wir sagen logisch richtige, weil nur die synchronistische Methode den Zusammenhang der Ereignisse, die ja zu allen Zeiten nicht abgerissen und zerstreut dastanden, sondern auf einander wechselseitigen Einfluß hatten, recht beleuchtet. Es ist ja das Leben der Völker wie ein großes Meer, auf dem Welle an Welle drängt, und kein großes Ereigniß ohne allgemeine Bewegung bleibt, und da läßt sich nichts abtheilen, als wollte man Kuchen schneiden oder nach der Elle messen; namentlich Österreich, Ungarn und Böhmen, die, seit die Geschichte dieser Reiche erwähnt, in dem lebhaftesten Wechselverkehre standen, müssen in einer gründlichen pragmatischen Geschichte durchaus in enger Verbindung dargestellt werden, wenn sie auch noch nicht durch das Band eines und desselben Fürsten verbunden sind!

*) So sind die Werke des Florianer Chorherrn Franz Kurz Vorarbeiten zu einer „Geschichte des Landes Österreich unter und ob der Enns," daher es immer heißt: Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I., Österreich unter Kaiser Friedrich dem Schönen u. s. w.; er erzählte die Geschichte der österreichischen Regenten nur in so weit es nöthig war, um die Schicksale des Landes zu verstehen, das immer sein Hauptaugenmerk war. Man sollte diesen Standpunkt nicht aus den Augen verlieren sowohl bei der Würdigung dessen, was der höchst ehrenwerthe Geschichtsforscher leistete, als bei der Beachtung des von Anderen für unsere vaterländische Geschichte (sensu latissimo) noch zu Leistenden. Jedes zum österreichischen Kaiserstaate gehörige Land muß noch früher seine „Kurze" erhalten, das heißt: Forscher seiner Schicksale! —

Freilich wird dadurch die Aufgabe eines österreichischen Geschichtschreibers im vollsten Sinne des Wortes eine weit schwierigere und unendlich ausgedehnte, aber sie ist auch »des Schweißes der Edlen werth!«

Der österreichische Geschichtschreiber kann und soll der Lehrer mehrer Nationen werden, und hat als solcher wahrlich einen schönen Wirkungskreis, wozu aber die gewissenhafteste und gründlichste Vorbereitung gehört, ja wir möchten behaupten, dieser Geschichtschreiber wird erst später möglich, wenn gewisse Vorarbeiten geleistet worden sind, die leider im gegenwärtigen Augenblicke noch kaum als nöthig erachtet werden.

Ein österreichischer Geschichtschreiber, wie wir ihn uns denken, müßte die Völker, welche den Kaiserstaat bilden, gründlich kennen, das heißt ihre Sprachen, ihre Ideen, Wünsche und Bestrebungen durch und durch verstehen, und mit Unbefangenheit und Wahrheitsliebe auch wahrhaften Patriotismus verbinden, damit seine Worte beseelt seien. Jedes Geschichtschreibers, ganz besonders aber des österreichischen, Ziel und Streben muß sein, denen, die da auf ihn hören, die Lehren der Nemesis, der strengen Vergelterin alles menschlichen Thun und Lassen, mit Nachdruck und Furchtlosigkeit vorzutragen. Die durch das Christenthum veredelte Humanität muß sein Ideal sein, und die von ihm gelieferten Züge müssen in scharfen und ergreifenden Umrissen zeigen, in wie weit Personen und Völker diesem Ideale nachstrebten, worin sie ihm unähnlich waren.

So wie überhaupt nichts mehr Liebe und Einigkeit fördert, als die wechselseitige Achtung und Anerkennung des Guten, so ist eines österreichischen Geschichtschreibers erfreulichstes Geschäft, die guten Eigenschaften und rühmlichen Züge aller derer hervorzuheben, welche von der Vorsehung bestimmt sind, neben einander zu existiren; und wie nichts mehr zur Bescheidenheit und Demuth stimmt, als treffende und unumwundene Darstellung der Fehler und Sünden, deren sich die Menschen schuldig machten, so ist es des Geschichtschreibers heiligste Pflicht, die Wahrheit furchtlos und treu nach Kräften darzustellen, ohne Ansehen der Personen, ohne Furcht wie ohne Vorliebe für einzelne Nationen! —

Es frägt sich nun, kennt man schon gegenwärtig sich so wechselseitig, als es wünschenswerth, ja nöthig ist, damit Achtung und Anerkennung allgemein werde? — Ist man bereit, sich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? — Ich möchte es nicht behaupten.

Man hat in der letzten Zeit öfters die Frage aufgeworfen, ob Österreich ein deutscher Staat sey, und die Antwort war meist bejahend. — Österreich ist ein eigenthümlicher Staat und jedenfalls ein gemischter; das ist ja eben seine Aufgabe, zu zeigen, daß es auch einen solchen geben könne, und daß Sprache und sonstige Eigenthümlichkeiten kein Hinderniß seien, im Frieden und im wechselseitigen Verkehre zu leben, und gemeinschaftlich einem schönen Ziele zuzustreben. Die österreichischen Völker hält der gemeinschaftliche Vortheil zusammen, es ist jeder einzelnen der Nationen des großen österreichischen Staates in jeglicher Beziehung vortheilhafter, wenn sie friedlich und einig zusammen leben, als wenn sie Rivalen sind und sich befehden. — Daß es ihnen aber vortheilhafter ist, und daß sie durch Feindschaft und Fehde sich selbst nur schaden, lehrt — die Geschichte, und zwar eindringlich genug. Kennt man sich aber hinlänglich? — Vielleicht hat in dieser Beziehung der deutsche Theil des österreichischen Kaiserstaates so Manches versäumt, und es wäre seine Pflicht, wie sein Vortheil, das Versäumte einzuholen! Französische, englische, ja spanische Literatur und Sprache wurden bisher vorzüglich geschätzt und kultivirt; wie die Deutschen überhaupt dem Fremden nicht zu wenig Aufmerksamkeit schenken, so hat der deutsche Österreicher bisher fast zu viel den fremden Einflüssen sich hingegeben, dabei aber seine nächsten Nachbarn, mit denen ihn die schönsten Bande verknüpfen, viel zu wenig geachtet. Es wäre viel nützer, wenn statt ganz fremder, ohnehin nicht eben besonders ersprießlicher literarischer Einflüsse, denen man sich so con amore hingibt, das Studium vaterländischer Sprachen und Zustände mehr kultivirt würde. Es wird in nicht langer Zeit vielleicht Bedürfniß werden für jeden patriotischen Österreicher von Bildung, die Hauptsprachen der Monarchie zu kennen, welcher er angehört, jedenfalls wird es ihm nützer sein als viel anderer literarischer Ballast.

Eine große, gut bearbeitete Sprachen-Karte der österreichischen Monarchie wäre vor allen andern literarischen Leistungen für die Freunde der Geschichte ersprießlich, ein geschichtlicher Kommentar dazu aber wäre ohne Zweifel die erwünschteste Vorarbeit für einen österreichischen Geschichtschreiber, der jedenfalls die großen Völkerzüge und ihre Ansiedelungen zuerst vorzuführen hat.*)

Zu ihrer Anfertigung gehört freilich nach unserer Überzeugung ein großer Aufwand an Zeit und Kraft, wie an — Geld. Eine richtige und deutliche Sprachen-Karte, welche jedenfalls aus mehren Blättern bestehen muß, kann nur durch vereinigte Bemühung ausgezeichneter Linguistiker (wenigstens eines Germanisten, eines Slawisten, eines Magyaristen und eines Romanisten) zu Stande kommen, und diese müssen ihre Forschungen an Ort und Stelle machen, folglich gehören dazu — Reisen, und zwar nicht im Fluge, sondern mit aller Gründlichkeit und Genauigkeit müssen die Sprachuntersuchungen gepflogen werden, damit man die verschiedenen Dialekte kennen lerne, um beurtheilen zu können, von welcher Seite die Kolonisation gekommen ist an diesem oder jenem Flecke. —

Daß ein solches literarisches Unternehmen nur von Seite einer Gesellschaft, oder noch besser durch das Gouvernement ins Leben gerufen werden kann, ist leicht zu begreifen. Das russische Ministerium des Kultus und des Unterrichtes hat vor mehren Jahren mehre gelehrte Slawisten reisen lassen, z. B. Professor Kucharski von Warschau, die auch die österreichischen slawischen Provinzen besuchten! —

An die Sprachen-Karte müssen sich aber geschichtliche Erörterungen knüpfen, und die sind wohl äußerst mühsam und schwierig, aber unerläßlich. Erörterungen über die früheren Wohnsitze, über die Wanderungen, über die Kolonisationen.

*) Dem Vernehmen nach wollte ein österreichischer Gelehrter vor Kurzem eine Sprachen-Karte des österreichischen Kaiserstaates herausgeben; einer der unternehmendsten und verdientesten Verleger Wiens lehnte den Verlag derselben ab, da »das Publikum dafür »viel zu klein sei, um nur die Kosten zu decken.«!? —

Diese Erörterungen müssen in großartigem Maßstabe durchgeführt werden, und Alterthümer der betreffenden Völker liefern. Die neueste Literatur, besonders die slawische, bringt uns wirklich überraschende Leistungen, die aber theils geprüft, theils ergänzt werden müssen. Wir erinnern nur an Schafariks slawische Alterthümer, die durch Mosig von Ährenfelds deutsche Übersetzung allgemein zugänglich gemacht wurden, an Hanusch's interessantes Werk über den slawischen Mythus.*)

J. Grimms herrliche Werke über deutsche Rechtsalterthümer (mit den 3 Bänden deutscher Weisthümer), über deutsche Mythologie (bereits in einer vielvermehrten zweiten Ausgabe), haben wohl für den deutschen Theil des österreichischen Kaiserstaates ungemein viel Interesse, aber leider ist nur zu sehr fühl- und merkbar, daß die österreichisch-deutschen Provinzen weit zurückstehen gegen das übrige Deutschland hinsichtlich des bereitliegenden Stoffes; aus Österreich bringt Grimm die wenigsten Beispiele, natürlich, diese Provinzen sind ja noch im Rückstande.

Erfreulich ist Kaltenbäcks begonnene Sammlung österreichischer Rechtsquellen (1. Lieferung Pantaidinge), besonders wenn sie durch ihn selbst oder Andere möglichst vervollständiget wird; möge durch Theilnahme des Publikums die Fortsetzung und rasche Förderung möglich werden. Mögen aber auch die übrigen Provinzen ihre Rechtsalterthümer beleuchten; wie interessant wären nicht die von Tirol und Vorarlberg, die steirischen, kärntnerischen und krainerischen!

Aber nicht blos Rechtsalterthümer sind zu erforschen, es muß ja jegliche Seite beleuchtet werden.

Der österreichische Geschichtschreiber soll die politischen, sozialen und religiösen Zustände der österreichischen Nationen uns vorführen und sie vergleichend beurtheilen; sind denn nicht alle diese im innigsten Zusammenhange, bedingt nicht Eines das Andere? Sittengeschichte, Religionsgeschichte, Kulturgeschichte, Geschichte der Verfassung, Geschichte der inneren und äußeren Kämpfe, sie müssen zu einem großen Gemälde vereiniget werden. — Ich frage aber, ist nur eine einzige Seite dieser großen Aufgabe bereits gelöst? — Man könnte hunderte von Fragen und Zweifeln aufwerfen, die alle noch unbeantwortet und unaufgeklärt sind. — Hier gilt es also ein erneuertes und eifriges Streben! — Wir müssen zuerst Provinzialgeschichten erhalten und Geschichten einzelner Stände und Zweige, und diese sind wieder bedingt durch die Geschichten einzelner Korporationen und Geschlechter oder Kommunen.

Um vom Allgemeinen auf das Spezielle zu kommen, wollen wir fragen: haben wir bereits eine Geschichte des Landes unter der Enns, wie sie nach den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft verlangt werden muß? —

Haben wir einen historischen Atlas dieser Provinz? Karten sind zum Verständniß der Geschichte eines Landes unentbehrlich, und zwar historische Karten, da ja die Verhältnisse von Zeit zu Zeit sich wesentlich ändern. — Wir können ja nicht einmal die politischen Zustände und Verhältnisse gegen die Nachbarlande verstehen ohne genaue Karten, auf denen nicht blos die Orte bemerkt sind, sondern auch ihre Eigenschaft, nämlich, wem sie gehörten, und wie sie dem Besitzer gehörten (ob als freies Eigen oder als Lehen?).

Wir haben von Unterösterreich weder eine befriedigende Karte aus der Zeit der römischen Herrschaft, noch aus der Zeit der Gauen und Grafschaften, eben so wenig aus der Zeit des spätern Mittelalters.

Auf eine unerklärliche, jedenfalls nicht ehrenvolle Weise sind die Forschungen über die ältere Geschichte des Landes seit längerer Zeit ganz eingeschlafen, man kümmert sich beinahe nicht mehr darum; kaum daß zuweilen irgend ein Versuch gewagt wird, die alten Adelsgeschlechter zu beleuchten, meist mit geringem Erfolge, natürlich weil die Forscher so vereinzelt sind, also auch ihre Resultate ganz lückenhaft. — Die ältesten österreichischen Dynasten sind bisher noch gar nicht zur Untersuchung gekommen seit mehr als 60 Jahren, obschon so manche auftauchende Urkunden dazu einluden, man hat sich meist mit dem begnügt, was Gebhardi darüber beibrachte. Man kennt die Stammsitze noch viel zu wenig, von wo aus sich die Herrschaften ausbreiteten, ja man hat nicht einmal eine Vorstellung von den fruchtbaren Resultaten, die aus einer klaren und vollständigen Adelsgeschichte hervorgehen könnten, man hält das für unnützen genealogischen und heraldischen Kram; eben so wenig kennt man die älteste Verfassung des Landes, die Ausdehnung und Beschränkung der Macht des Landesfürsten, die Stellung desselben gegen das deutsche Reich, gegen die im Lande ansäßigen Reichsfürsten, gegen den höheren Adel. Die wenigsten sogenannten Kenner der niederösterreichischen Landesgeschichte haben nur eine Ahnung, daß der bisherige Grund derselben unter ihren Füßen wanke, daß die Kritik ihr Amt walten müsse, und ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden soll; oder will man fortfahren, Urkunden und Chronisten als Quellen zu benützen, welche offenbar falsch sind, oder höchst verdächtig? — Muß da nicht vor allem andern eine strenge genaue Untersuchung gepflogen werden? — Die Quellenkunde der niederösterreichischen Landesgeschichte ist auf eine schreiende Art vernachlässigt, man muß sich wirklich schämen, daß die Geschichtschreiber (?) ein Buch nach dem andern in die Welt schicken, ohne auch nur den leisesten Zweifel zu hegen, ob denn alles, was sie so getrost ausschreiben und nachbeten, auch wahr sei?

Um nur ein paar Beispiele zu geben:

a) Die von Hanthaler herausgegebenen Quellen: »**Ortilonis, unius e primis monachis Campililiensibus, Notulae anecdotae priores et posteriores**« (und die darin enthaltenen Notizen des) **Aloldus de Peklarn**« (angeblich Kaplan des Markgrafen Adalbert III.) sind notorisch falsch und unterschoben, so wie der von demselben herausgegebene Pernoldus (angeblich Beichtvater der Königin Margarethe) mehr — als

*) Wir machen unsere Leser aufmerksam auf Jordans (auch eines Österreichers) Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft, die seit dem Jahre 1843 in Leipzig erscheinen. Jeder deutsche Österreicher, der sein Vaterland liebt, wird wohl daran thun, den Aufschwung, den die slawische Literatur in den letzten Jahren genommen hat, wohl zu beachten und — nicht müßig zuzuschauen, er könnte leicht überflügelt werden. —

verdächtig ist, und doch werden sie immerfort noch ganz wohlgemuth zitirt.*)

b) Das bekannte Privilegium K. Friedrichs I. vom 17. September 1156, wodurch die Markgrafschaft Österreich zum Herzogthum erhoben und der Herzog auf ganz besondere Weise ausgezeichnet wird, ist bekanntlich in doppelter Gestalt vorhanden, das sogenante **Privilegium majus** existirt in einer zu Wien aufbewahrten Pergamenturkunde mit goldener Bulle, das **Privilegium minus** hingegen ist nur bekannt durch die alten diplomatischen Sammlungen, z. B. in dem **Codex diplomaticus** des Bischofs Otto von Passau aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (s. **Monumenta boica Tom. XXVIII. P. II.**), dann in dem Pergamentkoder der k. k. Hofbibliothek zu Wien Nr. 543 (**Hist. prof.** 678), ebenfalls aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, fol. 214, wird nur das **Privilegium minus** aufgeführt. —

Bisher wurde von den österreichischen Geschichtschreibern und Publizisten (z. B. Schrötter und nach ihm alle Übrigen) dieses **Privilegium maius** als **echt** angenommen und als Basis der Erörterung staatsrechtlicher Verhältnisse des österreichischen Landesfürsten gebraucht. Außer früheren Angriffen auf die Echtheit desselben wurde es bekanntlich aufs ausführlichste von dem bairischen Geschichtsforscher Prof. Moritz in einem dem **XXVIII.** Bande der **Monumenta boica** beigegebenen Schriftchen bestritten, zwar von dem Freiherrn von Hormayr in einer eigenen Abhandlung vertheidigt, aber später von ihm und Anderen aufgegeben. **)

Es ist nun Pflicht eines kritischen Geschichtschreibers Österreichs, wenn er von dieser Urkunde, dem sogenannten **Privilegium majus**, in seiner Geschichte Gebrauch machen will, entweder die Echtheit desselben in seinem diplomatischen Excurs zu erweisen oder die Resultate der neueren Forschungen gewissenhaft zu benutzen, nicht aber dieselben zu ignoriren. Jedenfalls zeigt dieses Beispiel schlagend, wie nöthig es ist, die ältere Geschichte der (babenbergischen) österreichischen Verhältnisse auf kritisch-diplomatische Forschungen zu basiren, das ist nicht länger zu unterlassen. *)

c) So wie die Quellen der niederösterreichischen Geschichte (Chroniken und Urkunden u. s. w.) einer kritischen Sichtung und Revision bedürfen, so ist auch die Auslegung und das Verständniß derselben durchaus nicht sicher und wohl begründet, es gibt genug Mißverständnisse und Mißgriffe. Man kennt oft nicht einmal die Lage der Orte, von denen die Rede ist, ja ganze Distrikte sind zweifelhaft, z. B. der Gau Grunzwiti, über den Heyrenbach und Koch-Sternfeld geforscht haben, ohne auf sichere Resultate zu kommen.

Ein schlagendes Beispiel von falschen Auslegungen tauchte in der jüngsten Zeit auf; die ehemalige Grafschaft Ragze (Rakze u. s. w.), die fast allgemein bisher in die Gegend des heutigen Retz versetzt wurde, ist ohne Zweifel in der Gegend von Raps zu suchen. Die im Rauch'schen Rationarium als in der Grafschaft Rakze gelegen angeführten Ortschaften sind alle in der Nähe von Raps, das noch im 14. Jahrhundert Rakz geschrieben wird, indeß Retz oder Rötz bereits im 13. Jahrhundert so geschrieben vorkömmt und keine eigene Grafschaft hatte, sondern ohne Zweifel in die nahe Grafschaft Hardekke gehörte.

So muß denn die ältere Topografie und Geografie des Landes Österreich unter der Enns durchaus revidirt und neu beleuchtet werden, da des Zweifelhaften so viel ist. —

Wer möchte nun noch die Nothwendigkeit einer im großartigen Stile durchzuführenden, das heißt mit allgemei-

*) S. Fr. Blumberger's Aufsatz in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. 87 A. Bl. S. 41. — Chmel's Handschriften der k. k. Hofbibliothek ꝛc. Bd. II. S. 656. — Palacky, in den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Fünfter Folge zweiter Band (Prag 1843), in der Geschichte der Gesellschaft S. 29 u. 30. — Beinahe komisch ist Hanthaler's Erzählung von der Auffindung des Ortilo (S. 5—13), er traut seinen Lesern doch gar zu viel Leichtgläubigkeit zu, wenn er meint, durch eine solche Anekdote seinem Werke Eingang zu verschaffen. Auch Hanthaler's Recensus ist nur mit Vorsicht zu gebrauchen, um gewissen Familien des österreichischen Adels, so wie seinem Archive mehr Ansehen zu verschaffen, sind bei so mancher Urkunde Zeugen angeführt, die sich in derselben — nicht vorfinden! — Überhaupt wäre eine unparteiische Würdigung und Prüfung der historischen Arbeiten des Lilienfelders Hanthaler, des Zwettler Annalisten Link, der Melker Benediktiner Bernhard und Hieronymus Pez, Anselm Schramb, Philibert Huber, Martin Kropf, des St. Pöltner Chorherrn Duellius u. s. w., ein sehr erwünschter Beitrag zur Literargeschichte, es gäbe so Manches zu berichtigen. —

**) Moritzen's Schrift hat den Titel: „Commentarius Diplomatico-„Criticus super duplex privilegium Austriacum Friderici I. „et II. Imperatorum, utrumque brevius et longius; occasione „notae, numero CVII. Codicis Pataviensis Vol. XXVIII. Mon. „Boic. Sect. II. additae, conscriptus; consentiente Academia „Scientiarum Boica vulgatus. Monachiis sumptibus academi-„cis.“ 1831. IV. et 73 pp. in 4to. — Die Hormayr'sche Abhandlung: „Das große österreichische Hausprivilegium von 1156 und das „Archivwesen in Baiern“ — 1832, auch in „des Freiherrn Joseph von „Hormayr zu Hortenburg kleine historische Schriften und Gedächt-„nißreden.“ München 1832. Verlag von Georg Franz (die letzte Abhandlung). — In der jüngsten Zeit hat der Verfasser der „Lebens-„Bilder aus dem Befreiungskriege“ (3r Bd. S. 218) sich aber so geäußert: „Mit einem von Freund und Feind schwer zu verkennenden „Aufwand von Erudition und Spitzfindigkeit führte gegen ihn „(Moritz) der Freiherr von Hormayr die Vertheidigung der „Echtheit. Aber die neuesten Entdeckungen des großen Frankfurters „Böhmer lassen sogar das schon lange vermuthete Jahr der „Fabrikation fast mit aller Sicherheit bestimmen“ ꝛc. — (Schade, daß Moritz diesen Triumf nicht mehr erlebte! Übrigens möchte die Vertheidigung damals durch den Freiherrn wohl bona fide geführt worden, der Ausdruck Spitzfindigkeit also wohl nicht passend sein!) — Der Historiograf des Hauses Habsburg, welcher im ersten Bande das Majus noch als echt annahm, deutet im vierten Bande S. 15 seine Überzeugung von der Unechtheit desselben freimüthig an. — Doktor Böhmer bestreitet die Unechtheit des Majus vorzüglich aus dem Grunde, weil die darin vorkommende Stelle: „si quibusvis curiis publicis imperii dux Austrie presens „fuerit unus de palatinis archiducibus est censendus et nihilo-„minus in consessu et incessu ad latus dextrum imperii post „electores principes obtineat primum locum“ gegen die Geschichte streite, welche die Entstehung der 7 Churfürsten um ein Jahrhundert später ausweise (?). Er glaubt, daß dieses Majus nach der goldenen Bulle Karl's IV., worin Österreich so hindan gesetzt wurde, gemacht worden sei. —

*) Eine kritische Beleuchtung dieses so wichtigen Dokumentes, welches so lange als echt galt und von den bewährtesten Diplomatikern anerkannt wurde, wäre ein würdiger Gegenstand einer — Preisaufgabe. Wäre dasselbe falsch, so wäre es wirklich ein Meisterstück (in technischer Beziehung)! — Auch die Zeit der Fabrikation ist jedenfalls zweifelhaft; es wäre möglich, daß dieselbe zur Zeit des Königs Ottokar geschah.

ner Mitwirkung zu realisirenden Geschichtsforschung für die Geschichte des Landes bezweifeln?

Muß nicht für's erste ein Werk geliefert werden, welches den Zweck hat, die bisherigen Quellen zu prüfen und zu läutern, eine kritische Quellenkunde der österreichischen Geschichte.

Sollen nicht zweitens die Quellen zur österreichischen Geschichte in einer bessern Gestalt herausgegeben werden? Das heißt sowohl mit richtigerem Texte, als auch mit einem genügenderen linguistischen und historischen Kommentare.

Ich führe nur zwei in der jüngsten Zeit erschienene höchst interessante Quellen zur österreichischen Geschichte an, beide von dem fleißigen Karajan herausgegeben, der sich um unsere vaterländische Geschichte hoch verdient macht, Michel Behaim's Buch von den Wienern und Seyfried Helbling; die österreichische Geschichte hat durch diese beiden Quellenwerke eine so erfreuliche Bereicherung erhalten, daß wir wenige ähnliche anzuführen wüßten, die einen solchen Blick in das innere Leben eines Volkes gewähren. Besonders Helbling ist von dem größten Interesse, der Herausgeber hat für die Herstellung eines lesbaren und verständlichen Textes auch durch Beifügung von Noten trefflich gesorgt, allerdings bedarf dieser Dichter aber noch weit mehr Erläuterungen, und diese können nur durch neue Forschungen, besonders in Adelsarchiven, erreicht werden. — Wie erfreulich wäre nicht eine neue Ausgabe von Enenkels Chronik mit Kommentar, ebenso ein sprachlicher und sachlicher Kommentar zu den von Benecke aus einer Riedecker Handschrift herausgegebenen Liedern von Nithart, die wahrlich nicht leicht zu verstehen sind.

Zur baldigen Vollendung einer so vielfach besprochenen neuen Ausgabe der Chronik Ottokar Hornecks haben wir gegründete Hoffnung, da der unermüdete Karajan rastlos daran arbeitet. Könnte doch sein Eifer auf Andere verpflanzt werden. — Wie wünschenswerth wäre nicht die Herausgabe von den reichlichsten und zuverlässigsten Quellen, den Diplomataren. Die Diplomatare der Klöster Göttweig, Seitenstetten, Heiligen Kreuz, Herzogenburg (mit St. Andrä und Tiernstein), des Schottenklosters in Wien, dann der aufgehobenen Klöster St. Pölten und St. Bernhard u. s. w. wären für die Landesgeschichte von großer Wichtigkeit, so wie die so vieler anderer, hier um der Kürze willen übergangener geistlicher Korporationen.

Die Geschichten derselben, in eigenen Monografien, würden, besonders wenn sie mit den Geschichten der Adelsgeschlechter in Verbindung gebracht würden, mit denen sie so natürlich zusammenhängen, der Landesgeschichte den bedeutendsten Vorschub leisten. Warum ist denn das an und für sich so schöne und ersprießliche Unternehmen der kirchlichen Topografie, begonnen von Darnaut, Schützenberger und Bergenstamm, dann weiter fortgeführt vom Domherrn Stelzhammer, mitten in der Ausführung ins Stocken gekommen? Von den bisher erschienenen 18 Bänden sind 14 dem Lande unter der Enns gewidmet, und noch sind zwei Drittel desselben nicht berücksichtigt, sollte denn das Interesse für die vaterländische Geschichte nicht zu wecken sein? Wir wollen es hoffen, ja es sind uns sogar Fortsetzungen angedeutet und versprochen.

Und die Städte des Landes, Wien an der Spitze, werden für die so interessante Geschichte des österreichischen Bürgerstandes ohne Zweifel nicht theilnahmlos bleiben, wenn man sie auf die rechte Art anzuregen weiß; wir möchten fast mehr Vertrauen in sie als in so manche Andere setzen.

Wien hat für seine Geschichte verhältnißmäßig noch das Meiste zu leisten, wenn man nämlich auch die darin befindlichen geistlichen Korporationen und Institute berücksichtigt, und besonders wenn man die Kultur- und Literaturgeschichte des Landes wie billig ihm und seiner Geschichte einverleibt, da ja Wien einer der vorzüglichsten Zentralpunkte ist, dessen Bedeutung nicht blos für das Land, sondern für das ganze Reich, ja auch alle benachbarten Reiche, so groß war und nachgewiesen werden soll.

So wird denn eine Geschichte des Landes unter der Enns nach und nach sich vorbereiten, wenn die vielen Korporationen und Kommunen ihre Schicksale aus den übrig gebliebenen historischen Denkmälern und Notizen beleuchtet haben werden, und das ist der ersprießlichste Gang — vom Besondern zum Allgemeinen.

So wie nun in einem speziellen Beispiele gezeigt wurde, wie die Geschichte eines Theiles des großen österreichischen Kaiserstaates erst später zu Stande kommen könne, und wie es dazu einer erneuerten Thätigkeit bedarf, um so augenfälliger ist die Nothwendigkeit gesteigerter Anstrengung und Zusammenwirkung, wenn es gilt, die Gesammtgeschichte des Kaiserstaates ins Leben zu rufen. Ich frage, hat irgend ein Land des großen Ganzen bereits seine befriedigende Geschichte? Allerdings ist in mehren Provinzen und Ländertheilen ein regeres Leben und mancherlei literarisch-historische Arbeit im Werke, die Museen zu Prag, Linz, Innsbruck, Gratz, Laibach, Brünn, Troppau u. s. w. leisten für die Geschichte ihrer Landestheile allerdings Anerkennenswerthes, doch bleibt noch sehr viel zu thun. — Es ist schon ein großer Schritt vorwärts, wenn man nur einmal das Bedürfniß fühlt, daß etwas Bedeutendes für die Geschichte des Landes geschehen müsse.

Vor Allem wäre zu wünschen, daß von den vorhandenen historischen Materialien die genügenden Anzeigen und Auskünfte gegeben würden; wir wüßten nicht leicht eine erwünschtere Vorarbeit für einen künftigen Geschichtschreiber, als eine vollständige **Bibliotheca Austriaca**, das heißt ein systematisches Verzeichniß aller die Geschichte der österreichischen Gesammtländer betreffenden Druckwerke (Bücher und Aufsätze) und kritische Würdigung ihres Werthes. Vogel, Weber u. s. w. sind theils veraltet und unkomplet, theils auch von vorn herein für den Zweck einer vollständigen Geschichte des Kaiserstaates ungenügend. — Eben so ersprießlich wären ein **Catalogus manuscriptorum historicorum** und **Regesta Diplomatum et Documentorum.** — Die für den künftigen Geschichtschreiber interessanten und unentbehrlichen Quellen, welche in den Bibliotheken und Archiven des österreichischen Kaiserreiches aufgespeichert liegen, müssen, wo nicht vollständig abgedruckt, doch wenigstens zur Benutzung bereit sein. — Wie viel fehlt aber noch zur Bildung und Schöpfung dieser so nöthigen Vorarbeiten, wie viele Materialien sind zerstreut und liegen an Orten, wo man sie am wenigsten sucht. —

Obderennsische Archive und Bibliotheken, so wie böhmische und mährische und ungarische, enthalten ganz gewiß

nicht wenigen Stoff zur Geschichte des Landes unter der Enns, und eben so könnten die niederösterreichischen zur Aufhellung der Geschichten der übrigen Provinzen vielen Stoff liefern, wenn man nur die Existenz derselben wüßte. Die in Wien aufgespeicherten historischen Schätze für alle österreichischen Provinzen sind natürlich bedeutend.

Mittheilung also, Namhaftmachung des Vorräthigen, Nachweisung des bereits gedruckten Materiales ist vor allem erwünscht und erforderlich.

Was die früheren Zeiten leisteten, das soll und muß dem Forscher bekannt sein, wenn er anders etwas Besseres und Vollständigeres liefern will.

Zusammenstellung der Literatur über irgend eine historisch wichtige Person, über eine große Begebenheit, einen bedeutenden Zeitraum ist eine dankenswerthe Vorarbeit, ein erwünschter Fingerzeig, der oft viel Zeit und Mühe erspart.

In früheren Jahren wurde in dieser Hinsicht weit mehr geleistet, als jetzt, einzelne literarische Erscheinungen abgerechnet, es muß der Sammlerfleiß wieder zu Ehren kommen und das zerstreute Material in Übersicht gebracht werden zum bequemen Gebrauche; zu diesen Vorarbeiten wären vor allen Bibliothekare, Archivare, Vorsteher von Sammlungen u. s. w. berufen. Die Schätze sollen nicht todt sein, mit deren Obhut sie betraut sind.

Erst durch derlei Vorarbeiten wird die Möglichkeit einer genügenden Geschichte des Kaiserstaates bedingt! —

Das bisher Angeführte mag hier genügen, um dem unbefangenen Leser die lebendige Überzeugung zu verschaffen, daß zur Vollendung einer gründlichen Geschichte des österreichischen Kaiserstaates das Nothwendigste die vereinigte Mitwirkung vieler gründlicher Geschichtsforscher und Literatoren sei, es ist eine Arbeit für keinen Einzelnen, sondern für eine — Gesellschaft.

Diese Blätter sollen nun der Zentralpunkt werden, in dem sich die Bemühungen und Resultate der verschiedenen Forscher sammeln.

Wir fordern jeden Freund unserer vaterländischen Geschichte hiermit dringend auf, sein Scherflein zur Erreichung eines, wie wir glauben, so löblichen Zweckes beizutragen.

Es sollen die Leistungen der vaterländischen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber aus allen Theilen des Reiches hier vorgeführt und unparteiisch gewürdigt werden, es sollen die Arbeiten und Erfolge der verschiedenen Leistungen und Sammlungen, die daraus hervorgehende Ergänzung und Vervollständigung des allgemeinen historischen Stoffes nachgewiesen werden. Wer dazu beiträgt — mit Sachkenntniß und Unparteilichkeit — ist willkommen.

Vorzüglich erwünscht sind aber kritische Erörterungen und anständige Widerlegungen historischer Irrthümer und falscher Vorstellungen und Begriffe auf dem historischen Felde.

Ergänzungen und Beiträge zu bereits vorhandenen Werken, die von dem literarischen Publikum beständig gebraucht werden, sind eine sehr willkommene Gabe.

Angabe und kritische Würdigung des in den Bibliotheken und Archiven der Länder unsers großen Staates vorhandenen und bisher noch unbenutzten historischen Stoffes wäre aber vor allen andern Leistungen — das Erwünschteste.

Die Natur der Sache verlangt freilich bei allen diesen Beiträgen und Leistungen die möglichste Kürze und Gedrängtheit. Die Masse des zu Besprechenden und Vorzuführenden ist zu groß, als daß für eine gewisse Breite und Ausführlichkeit in diesen Blättern, die der Pflege so vieler Wissenschaften gewidmet sind, Raum genug wäre. Es wird aber gewiß Allen willkommen sein, an einem Orte Alles beisammen zu finden, was in literarischer Beziehung für die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates geleistet wird und geleistet werden sollte und könnte! —

Wir sind überzeugt, daß sich durch allgemeine Mitwirkung und Theilnahme der in allen Ländern unsers großen Staates zerstreuten Geschichtsforscher und Literatoren glänzende Resultate erreichen ließen; es könnte das ungeheure Feld der vaterländischen Geschichte auf eine Weise bebaut werden, die gegen die bisherigen vereinzelten, ganz und gar ungenügenden Resultate höchst vortheilhaft abstäche; es würde der Zeitpunkt näher gerückt werden, in dem eine befriedigende Geschichte des österreichischen Kaiserstaates mit Grund gehofft werden könnte, und das ist in der Geschichte der Literatur unsers gesegneten Vaterlandes fürwahr nichts Geringes. —

Grabdenkmal Kaiser Friedrich's III. im St. Stefans-Dome zu Wien.

Von J. Feil.

Nachdem es die Redaktion sich zur Aufgabe gemacht hat, den österreichischen Blättern im zweiten Jahrgange ihres Bestandes besondere Kunstbeilagen zu geben, und zum Gegenstande der Darstellung vaterländische Kunstdenkmäler zu wählen, so dürfte es angemessen erscheinen, mit dem prachtvollsten Skulpturwerke der Residenz aus den Tagen des Mittelalters die Reihe zu beginnen. Es ist die Absicht, die 4 vor der Hand für den Jahrgang zugesagten Abbildungen dergestalt zu vertheilen, daß auf die deutschen, italienischen, slawischen und ungarischen Länder je Eines der bedeutendsten Kunstdenkmäler gewählt wird, um auch in dieser Beziehung die Bestimmung eines vermittelnden Organes der Kunde des großen reichen Vaterlandes zu erfüllen. In welcher Art diese Aufgabe gelöst werden soll, davon gibt das vorliegende, an Ort und Stelle vollkommen treu aufgenommene Blatt [1]) Zeugenschaft, und das Urtheil der freundlichen Leser soll entscheiden, ob der so betretene Weg auch der rechte, — der willkommene sei.

Diese Blätter haben bereits in den Nummern 18, 19, 20, 21, 30, 31, 32, 33 und 34 des Jahrganges 1844 Anlaß gefunden, über den St. Stefans-Dom, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten sich umständlicher auszusprechen, und (S. 236—237) vorübergehend auch jenes Grabdenkmales zu gedenken, dessen Besprechung der Gegenstand dieser Zeilen ist.

Es befindet sich in dem, die »Zwölfbothen-Abseite« schließenden sogenannten »Passionschore«, der sich dem Hauptchore mit dem Hochaltare an der Epistelseite anschließt. Ursprünglich stand das Monument nicht wie jetzt in der Mitte dieses Chores, sondern an der Seite desselben, nächst den, das Mittelschiff von der Zwölfbothenabseite trennenden Strebepfeilern. Erst Karl VI. ließ es im Jahre 1732 in die Mitte jenes erhabenen Raumes vor dem Kreuzigungsbilde übertragen, in dem wir es noch heute erblicken, [2]) von allen Seiten frei, und an der Rückseite zum bequemeren Überblicke des, leider von unten aus ganz unsichtbaren, sehr schönen Grabdeckels mit Marmorstufen versehen.

Innerhalb des um einige Stufen über der Grundfläche des Kirchengebäudes erhöhten und durch eine steinerne Gallerie abgesonderten Raumes unter dem Passionschore erhebt sich das eigentliche Monument, durchaus von schönem rothem, weißgeädertem und durchsprengtem Salzburger Marmor*) ausgeführt, auf einem zwei Fuß hohen Piedestale ruhend, und oberhalb diesem rings von einem 19 Fuß 2 Zoll langen und 11 Fuß 2 Zoll breiten Geländer aus gleichem Marmor umschlossen. Die beiden Schmalseiten dieser Gallerie sind in zwei von Pfeilern mit sehr schönen Statueten des Heilandes und der Apostel auf zierlichen Säulenfüßen und unter Dächleins abgegrenzte Hauptfelder, und jedes derselben wieder in zwei Nebenfelder untergetheilt, an deren innere Seiten sich wieder kleinere Figürchen (Heiligenbilder, z. B. der h. Ulrich, Barnabas, Dorothea, mit den Hauptdarstellungen auf dem Monumente selbst im Einklange) schmiegen, oberhalb denen sich schmächtige Thürmchen mit Knorrenschmuck nach dem Laufe der Rundbogen-Füllung wölben. Jede der beiden Langseiten hat drei

solcher Hauptfelder mit sechs Nebenräumen. Nun erst über einem sinnig geordneten Systeme von wagrecht laufenden Stäben, Hohlkehlen und Leisten, in deren mittlerer größerer Vertiefung ringsum fantastische Thiergestalten kriechen, in den verschiedenartigsten Lagen jetzt einander verfolgend, dort beschaulich ruhend, dann wieder ein kleineres Unthier oder Früchte verzehrend, in der Mitte der beiden Langseiten aber von einem daliegenden Todtenschädel unterbrochen, erhebt sich das Fußgestell des eigentlichen Sarkofages, und zwar den letzteren mit eingerechnet zu einer Höhe von 5 Fuß, — 12 Fuß 3 Zoll lang und 6 Fuß 4 Zoll breit, vollauf herrlich ausgeschmückt in den einzelnen Hauptfeldern, deren auf den Langseiten drei sind, auf jeder der schmalen Seiten aber eines. Hier zeigen sich in hocherhabener Arbeit die gruppenweisen Vorstellungen von den frommen Stiftungen des hier ruhenden Kaisers, über deren Deutung überall aufgerollte Bänder mit Inschriften Kunde geben. Die diese Felder abgrenzenden Pfeiler sind mit Statueten auf Säulenfüßen und unter zierlichem Thürmchenschmuck maskirt, die Überlagen unterhalb der ringsherum laufenden Gesimsleiste und diese selbst mit einer reichen Zierde von zweigartigen geschwungenen Bogenstellungen, Blumenknorren und Thiergestalten ausgeschmückt, die Köpfe der Pfeiler aber mit sitzenden und knieenden Figuren in weinender und betender Stellung besetzt. Darüber erhebt sich der eigentliche Sarg, ein sanft eingehöhlter Aufsatz, ringsum mit Wappenschildern angefüllt, und zuoberst sich zu dem Rahmen des Standbildes auf dem Sargdeckel verbreitend.

*) Vergl. Anmerkung 7, am Ende.

(Fortsetzuug folgt.)

Anmerkungen.

') Das hier besprochene Grabmonument wurde bereits mehre Male und mit verschiedenem Glücke abgebildet.

a. Das erste Mal durch Sigmund von Birken in dem, von ihm ganz umgearbeiteten und 1668 zu Nürnberg herausgegebenen, bekannten „Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich", von Joh. Jakob Fugger, auf dem Folioblatte 1086. Es zeigt auf einem Blatte, daher in einem, zur deutlichen Darstellung so kleiner Einzelnheiten nicht zureichenden Maßstabe, den Grabdeckel, die vier Seitentheile des Monumentes und einen Theil der zierlichen Umfangsgallerie. Es mochte den Anforderungen seiner Zeit allerdings genügt haben. Die Hauptumrisse und Wappenfiguren sind zur Noth deutlich genug zu erkennen.

Das in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindliche, in Vogel's und Gruber's **Specimen Bibliothecae Germaniae Austriacae II. p. 266 — 268** besprochene eigentliche (Original-?) Prachtwerk Fugger's vom Jahre 1555, in zwei bewunderungswürdig schön geschriebenen und mit reich gemalten, zahllosen Abbildungen ausgeschmückten Pergament-Codices enthält I, fol. 319 auch eine, von den Birken'schen Bildern ganz verschiedene, annäherungsweise in der Farbe des röthlichen Marmors gehaltene Gesammtansicht des Monuments à vue d' oiseau dergestalt aufgenommen, daß auch der Grabdeckel sichtbar ist.

b. Im Jahre 1685 erschienen zum ersten Male größere Ansichten dieses Grabdenkmales in: **Aeneae Silvii episcopi Senensis, postea Papae II. Historia rerum Friderici tertii imperatoris. Ex Mscto. optimae notae nunc primum edita, cum specimine annotationum Jo. Henrici Boecleri v. cl. in eandem vicem voluminis Rerum Germanicarum novi praestans.** Straßburg 1685, bei J. Städil und J. F. Spoor. Daß zur Zeit des Ablebens Böcler's blos Aeneas Sylvius Piccolominis Werk abgedruckt war, und sein Schwiegervater Ulrich Obrecht veranlaßte, daß diese Geschichte Friedrich's, mit einigen auf die deutsche Geschichte bezüglichen Quellenschriften und Urkunden vermehrt, 1685 in die Öffentlichkeit kam, daß endlich Georg Kulpis mit Johann Schilter sich vereinigte, um die noch nicht abgesetzten Exemplare desselben Werkes (die gutgläubigen Käufer täuschend) im Jahre 1702 unter verändertem Titel einer Böcler-Kulpis-Schilter'schen Sammlung und mit umgedruckter Vorrede wieder erscheinen zu lassen, hat bereits der gelehrte Struve in der, dem ersten Bande seines **Corpus Historiae Germanicae** (Fol. Jena, 1730) vorangeschickten, musterhaften **Bibliotheca Scriptorum rerum Germanicarum p. 68** bemerkt.

Die diesem Werke beigefügten Abbildungen des Grabmales bestehen in fünf Folioblättern, deren eines, meistens dem Titel des Buches vorgebunden, den Grabdeckel mit Friedrich's Standbilde vorstellt, die übrigen vier Blätter aber die 4 Seitenansichten des Monumentes. Drei dieser Blätter haben folgende Beischriften:

Latus septentrionale. An der Seite rechts: **Hic annexum est parti anteriori.**

Latus meridionale. Links: **Hic annectitur lateri occidentali.**

Haec est pars sepulchri anterior ad caput Caesaris vergens in occidentem; dicitur hic anterior, quia Templum versus visentibus primum objicitur. Alioqui posset ita appellari Pars altera ad Pedes Caesaris. Links: **Hic jungitur lateri septentrionali.** Rechts: **Hic annectitur Latus meridionale.**

Das Format würde wohl vollkommene Deutlichkeit gestatten; allein, wie schon Herrgott's und Gerbert's Tafografie I, 240 bemerkte, ist die Ausführung nicht allenthalben verläßlich, — statt dem, die Markgräfin Agnes, des heiligen Leopold Gemahlin, darstellenden weiblichen Standbilde — ein bärtiger Mann gezeichnet!!

c. Herrgott's und Gerbert's 1772 zu St. Blasien gedruckte Tafografie der österreichischen Fürsten hat sechs, auf den Großfolio-Kupfertafeln XXIII. — XXVIII. von Salomon Kleiner*) gezeichnete, und von Georg Nicolai in Kupfer gestochene Ansichten des Monumentes geliefert; an Genauigkeit wohl die Zeichnungen im Böcler'schen Werke überbietend, jedoch in der Manier ihrer Zeit befangen, des Kunstkarakters am Originale völlig entbehrend, und nicht ohne arge Fehler, z. B. in der Inschrift auf dem Grabdeckel das Wort **STIRIE** zweimal vorkommend.

*) Als thätiger Mitarbeiter zur Illustrirung der Monumenta Aug. Domus Austriacae der gelehrten St. Blasier, wie durch die von Pfeffel herausgegebenen Wiener Ansichten rühmlich bekannt.

d. Ogesser's 1779 erschienene bekannte „Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien", gibt zur Seite 123 die von Ignaz Baumgartner in Kupfer gestochenen Abbildungen des Sargdeckels und der Rückseite zu Füßen der Statue Friedrich's. Beiden Bildern liegen keine selbstständigen Aufnahmen zu Grunde, sie sind blos in kleineres Format reduzirte schlechte Kopien der Tafeln XXIV. und XXVI. in der eben erwähnten Tafografie.

e. Des, nun auch als Geschichtschreiber der Habsburger geachteten Fürsten Eduard Maria von Lichnowsky 1817 — 1822 erschienenes, leider mit dem vierten Hefte (dieses noch ohne Text) unterbrochenes Prachtwerk in Groß-Folio, unter dem Titel: „Denkmale der Baukunst und Bildnerey des Mittelalters in dem österreichischen Kaiserthume," hat auf der V. Kupferplatte vom 3. Hefte eine von Balthasar Meckel gezeichnete und von Friedrich Kaiser in Kupfer gestochene Abbildung der (auch auf unserem Bilde sichtbaren) südwestlichen Langseite des Grabmales gebracht. Im Allgemeinen ist die Zeichnung besserer Art. Vollends mißgriffen sind aber an der Umfangsgallerie die nach der Richtung des Rundbogens sich schmiegenden Thürmchen oberhalb der kleinen Statueten. Weit unter der Linie der Mittelmäßigkeit blieb aber das Blatt im 4. Hefte, welches einen Grundriß des Mausoleums mit dem (schlecht ausgeführten) Grabdeckel und die rückwärtige Seitenansicht liefert. Dieses Blatt ist unläugbar das schlechteste des ganzen Werkes sowohl mit Rücksicht auf Treue als auch hinsichtlich des Stiches. Nach dem Plane des Werkes waren, wie Seite 41 bemerkt wird, diesem Monumente 5 bis 6 Kupfertafeln bestimmt.

f. Des Grafen Alexander von Laborde 1821 in zwei Klein-Folio-Bänden zu Paris bei Didot dem älteren erschienene **Voyage pittoresque en Autriche**, ein fein sollendes Prachtwerk, welches dieser Tendenz leider nur in sehr vereinzelten Punkten entspricht, und von irrigen Angaben, Verwechslungen und Wortverdrehungen strotzt, durch die Wahl des Gegenstandes — von einem Ausländer — aber dennoch einen eigenen Reiz bietet, hat im Bande II. 48—49 auch zwei, von Lieb gezeichnete und von Piringer in Mordant oder Aquatinta ausgeführte, leider sehr schlechte Bildertafeln von unserem Denkmale geliefert. Ein Blatt gibt das Monument ungefähr von demselben Standpunkte perspektivisch aufgenommen, wie unsere vorliegende Abbildung; das zweite bringt ebenfalls perspektivisch das Monument von oben herab zur Ansicht. Bei beiden ist die Aufnahme äußerst schleuderhaft, alle zierlichen Details vernachlässigt, die Ausführung ziemlich roh.

g. Hormayr's „Wien, seine Geschicke und Denkwürdigkeiten", 1823 — 1825, hat im 3. Hefte des sechsten Bandes blos die Statue des Heilandes an dem Mittelpfeiler der dem Eintretenden zunächst zugekehrten Gallerieseite, in Kupfer gestochen, gegeben. Abdrücke derselben Kupferplatte wurden auch Tschischka's neuester „Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stefan in Wien," 1843, p. 103 beigefügt.

h. Das seiner Kostspieligkeit und des großen Formats wegen leider zu wenig bekannte, wahrhafte Prachtwerk unter dem Titel: **Eglises Principales de l'Europe**, Mailand bei Rossi, 1824, enthält unter der Rubrik: **La cathedrale de Saint Etienne à Vienne** auf 10 Tafeln im größten Folio-Format, die unläugbar herrlichsten Ansichten, Risse und Durchschnittszeichnungen des St. Stefansdomes, von dem genialen Architekturzeichner und Kunstkenner J. Rupp aufgenommen und meisterhaft in Kupfer gestochen; darunter auf Tafel IX. äußerst zart, charaktergetreu und sehr schön ausgeführte Ansichten der vier Seiten unsers Denkmales und einer Hälfte seines Grundrisses. Der Grabdeckel selbst wurde hier leider nicht abgebildet.

i. Tschischka's „St. Stephansdom in Wien und seine alten Denkmale der Kunst", Folio, Wien 1832, enthält, von dem rühmlich bekannten, seit seinem Abgange von Wien leider unersetzten Architekturzeichner Christian Wilder aus Nürnberg 1828 gezeichnet und radirt, getreue architektonische Ansichten des Grabmales Kaiser Friedrich's, und zwar auf Tafel XXXVI. den Grabdeckel, T. XXXVII. den Aufriß der Vorder-

(Haupt-) Seite, T. XXXVIII. und XXXIX. die beiden Längenseiten, T. XXXX. die Rückseite und den Grundriß des Sarkofages mit einer zweiten Abbildung des Grabdeckels im verkleinerten Maßstabe. Der Werth der figuralischen Abbildungen ist in einzelnen Beziehungen gleichwohl nur untergeordnet. Die meisten Köpfe sind viel zu klein ausgefallen.

k. Die von Franz Tschischka besorgte achte Auflage von Johann Pezzl's „Beschreibung von Wien," 1841, hat zur Seite 56 einen schönen Stahlstich von J. Hyrtl 1836, welcher eine von Wilder gezeichnete perspektivische Ansicht des Grabmonumentes von Borne mit der verlaufenden Langseite zur Rechten anschaulich macht; nur zu bedauern, daß das nette Bildchen in einem etwas gar zu kleinen Maßstabe gehalten, und das Piedestal bis zur Gallerie durch das Anbringen von (nicht vorhandenen) drei gleichhohen Stufenabsätzen etwas verzeichnet erscheint.

Die Andeutung unseres Denkmales in Keller's 1733 erschienenen Monumentis Carolinae virtutis, auf der I. Kupfertafel, zur Seite 10, mit der Aufschrift: Tumulus Friderici reparat., ist zu klein und zu unbestimmt, um zu den eigentlichen Abbildungen gerechnet zu werden.

*) Keller's Augusta Carolinae virtutis monumenta, seu Aedificia a Carolo VI. Imp. Max. P. P. per orbem Austriacum publico bono posita. Wien 1733, 8. p. 26; und Fischer: Brevis notitia urbis Vindobonae. III. 1769. p. 26.

Die Taschenbücher.

Von der untergegangenen reichen Welt der Neujahrsgeschenke haben sich diese bunten Schmetterlinge am besten erhalten, welche der Kritik zwar gewöhnlich keine große Aufmerksamkeit abgewinnen können, denen man aber einen nicht unbedeutenden Antheil an der Entwickelung unserer poetischen Literatur wird zugestehen müssen. Beginnen wir die Uebersicht derselben mit jenen, die unter den österreichischen Taschenbüchern unbedingt das Seniorat behaupten:

1. „Aurora." 21. Jahrgang. Wien. Franz Riedl.
2. „Das Veilchen." 28. Jahrgang. Ebendaselbst.
3. „Der Freund des schönen Geschlechtes." 42. Jahrgang. Eben daselbst.

So bescheiden diese Almanache unter ihren prunkenden Schwestern bisher auftraten, und so wenig sie vielleicht von Manchem beachtet wurden, so zählen sie doch zur Geschichte der Belletristik in Oesterreich namhaft mit, und können gerechten Anspruch darauf machen, wenn von diesem Zweige der Literatur die Rede ist, vor allen anderen genannt zu werden. Büchlein, die ihre Jahrgänge in ein Viertel-, ja in ein Halbjahrhundert ausdehnen, verrathen schon dadurch, daß sie ein Element in sich tragen, welches der Zeit, der sie angehören, entspricht, und sie gewissermaßen spiegelt. Da sie zudem beinahe in eine längst verschollene Periode noch hinüberreichen, eine ganze Uebergangsfase mitmachten, und mit dem gegenwärtigen Entwicklungsgange gleichen Schritt halten, so gewähren sie einen nicht uninteressanten Ueberblick, welcher zu manchem vielleicht ganz tröstlichen Vergleiche Anlaß gibt. An die merkwürdigen Wiener Musenalmanache, welche mit 1777 begannen, sich anschließend, laufen sie in ununterbrochener Folge bis 1845 fort, und füllen somit eine Lücke in unserer Literatur genauer und besser, als alle anderen ähnlichen Erscheinungen aus, welche, obwohl reichhaltiger und glänzender, jedenfalls aber prätentiöser auftretend, ein zu flüchtiges Leben hatten, um an einer bestimmten Richtung konsequent festzuhalten. Diese bestimmte Richtung aber nahmen unsere Taschenbücher zunächst seit dem Jahre 1828, wo J. G. Seidl, als junger, strebsamer, durch und durch echt österreichisch gesinnter Mann, die Redaktion derselben übernahm, und frei von allen kleinlichen Rücksichten der Eitelkeit oder des Neides durch seine mittheilsame, gemüthliche Persönlichkeit fast alle jüngeren Talente seiner Zeit an sich zu fesseln und seinen bescheidenen Kalendern, welche, wie er wohl einsah, mit den übrigen weder an Zelebrität der Kontribuenten, noch an Glanz der Ausstattung konkurriren konnten, durch ihre ausgesprochene vaterländische Färbung einen Reiz zu verleihen wußte, welcher nachträglich erst zu einem bleibenden Werthe für sie erwuchs. Er wollte sie — was er auch mehrmals öffentlich aussprach — zu einer Pflanzschule für heimische Talente machen, und das sind sie auch, — mit wenigen Ausnahmen — durch volle 17 Jahre, unter seiner Leitung geblieben. Wie viele Schriftsteller, deren Name jetzt weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus mit Achtung genannt wird, traten in dieser Aurora, in diesem Veilchen, in diesem Freunde zuerst, oder wenigstens mit ihren Erstlingsprodukten auf. Wie viele Männer, welche durch die ernsteren Ansprüche des Lebens dem heiteren Blumenreiche der Poesie entfremdet, sich später den strengen Wissenschaften oder ganz heterogener Thätigkeit zuwendeten, dürften jetzt vielleicht wehmüthig lächelnd einen Blick in jene Büchelchen werfen, wo sie es gedruckt lesen können, daß sie auch einmal jung fühlten und jung dichteten. Zum Beweise für das Gesagte will ich nur einige Namen anführen. Die Aurora für 1828 enthält N. Lenau's erstes Gedicht mit der Unterschrift: N. Niembsch. Im Veilchen für 1829 begegnen wir dem nachher so gefeierten Anastasius Grün als A. Alexander Grafen von Auersperg. Der letzte Mohikan der Josefinischen Zeit, Gottlieb v. Leon, steht mit einem von dem alten Abbé Stadler komponirten Minneliedchen neben C. G. Ritter v. Leitner, K. E. Ebert und Ed. Bauernfeld. Hier finden wir die Erstlingsarbeiten von Tschabuschnigg, L. A. Frankl, J. N. Vogl, und später von K. A. Kaltenbrunner, Fr. Fitzinger, Carlopago u. A. Hier huldigten Männer, welche in der Folge auf einem anderen Felde sich einen rühmlichen Namen erworben, wie Fr. M. Freiherr v. Nell, Fr. Freiherr v. Schlechta, Prof. J. Schön, Ferd. Wolf, Schmid v. Pihl, Dr. Ludw. Andr. Jeitteles, Dr. M. Letteris, der Bibliothekar P. A. Budik, der Topograf J. Scheiger, Prof. E. Mikolasch, Dr. F. W. Irsa, Dr. A. Schmidt, der Polyglott A. Pfitzmayr u. v. A. der heiteren Kamöne. Wie viele in den Provinzen verborgene Talente, wie die Steiermärker Zeno Schuber, J. Reicher, Fr. v. Erco, H. v. Schulheim, N. Wunder, Dr. R. G. Puff, Dr. A. Bacherer, die Kärntner Gallenstein, Rohr v. Rohrau, S M. Mayer, O. Gallisch, P. Renn u. A., die Krainer: Hugo vom Schwarzthale, W. Constant, J. A. Laschan; die Böhmen: F. J. Slavik, L. Schmid, R. Wenzig, A. W. Grieselu. A., der Ungar Steinacker, der Pole Sliwinski u. s. w. wurden hier einem größeren Publikum vorgeführt, und wie viele von diesen sind schon gleich dem vielversprechenden K. A. Schröckinger, dem bewegten L. Halirsch, dem düsteren J. Mayrhofer, dem klassisch gebildeten Prof. E. Wessely, dem talentvollen W. v. Eyb, der lieblichen Emmy (Zanini), dem biederen L. M. Schleifer, denen wir ebenfalls hier begegneten, vom Schauplatze ihres Wirkens abgetreten. Manche Talente, wie die wackeren Erzähler J. F. A. Hoffmann, H. W. Adelmi, der Pseudonym Meta Communis u. A. erscheinen fast ausschließend nur auf diesem Boden. Unter den jüngsten Mitarbeitern nennen wir vor Allen die tüchtigen Novellisten K. R. Frühauf, K. Rain und Fernand, so wie die Lyriker V. Zusner, Fr. Freiherr v. Wend, A. Fischer, Anna Irma Sigerist u. s. w. Zwischenhin, gleich Chorführern, stehen anerkannte Autoritäten, wie J. Fr. v. Hammer, J. F. Castelli, Fr. Stelzhamer und der Herausgeber selbst, welcher die Anstandsregel, daß der Hausherr sich in seiner eigenen Wohnung nicht zu breit machen solle, fast zu ängstlich beobachtet. In der dießjährigen Aurora verdient er zwar diesen Vorwurf nicht, und dieser Umstand gibt uns die beste Gelegenheit, auf die Besprechung der vorliegenden Almanache überzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 4. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 2.**

Diese Zeitschrift erscheint in Wien Dienstag, Donnerstag und Samstag in ganzen Bogen, und kostet ganzjährig 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M.; wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. K. M. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Ficker: Schinnagl's lateinische Grammatik. — Stifter's Studien. — Feil: Grabmal Friedrich's III. (Fortsetzung.)

Ausführliche lateinische Grammatik, zum Privatgebrauche für Schüler der untern und obern Grammatikal-Classen an den österr. Gymnasien, und für alle jene, denen eine Wiederholung oder Erweiterung ihres lateinischen Sprachstudiums als nothwendig oder wünschenswerth erscheint. Nach den besten, neuern Grammatikern bearbeitet von Maurus Schinnagl, Priester des Benedictinerstiftes zu den Schotten in Wien und Professor der Grammatikal-Classen am k. k. Gymnasium daselbst. Wien 1845. Beck, XVIII. u. 548 S. 8.

Angezeigt durch Prof. Dr. F. **Ficker** in Wien.

Der etwas lange Titel des Werkes spricht den Zweck desselben bestimmt aus, und bezeichnet auch jene Schüler, für welche es eigentlich entworfen ist. Der Herr Verfasser stimmt jenen nicht bei, welche eine eigene Elementar-Grammatik für die untern, und eine besondere ausführliche Grammatik für die oberen Grammatikalklassen, als nothwendige Bedingung eines geregelten, erfolgreichen Sprachunterrichtes, verlangen; sondern ist vielmehr der Meinung, daß eine ausführliche, die Bedürfnisse aller Klassen gleichmäßig berücksichtigende, und das Wichtigste durch den Druck ausscheidende, gemeinschaftliche Grammatik für den systematischen Grammatikal-Unterricht am geeignetsten sei. Und dieser Ansicht stimmt auch Rezensent bei; denn die lat. Grammatik soll für den Schüler ein Buch werden, bei dem er mit Lust verweilt, in dem er sich heimisch fühlt, in dem er in zweifelhaften Fällen nachschlagen und auch ohne Hilfe des Lehrers sich Raths erholen kann. Und bleibt es nicht wünschenswerth, daß eine gediegene und bis zu einer mechanischen Fertigkeit gesteigerte **memoria localis** in einer solchen Sprachlehre erworben werde, weil diese im Latein Grundbedingung fruchtbarer Stylübung und ein vorzügliches Förderniß der Privatlektüre ist. Auch fallen auf diese Weise alle unnöthigen Wiederholungen weg, und der festere Zusammenhang und die systematische Gestaltung des Ganzen erleichtert das Auffassen und das Einzelne haftet bleibender im Gedächtnisse. Daß eine vollständige Grammatik auch für den Humanitätsschüler, ja selbst für spätere Jahre, und besonders für Privatlehrer, denen die bestehende Schulgrammatik unmöglich genügen kann, zum Nachschlagen wichtig bleibe, unterliegt wohl keinem Zweifel. Und wirklich erhält der Privatlehrer in dem vorliegenden Werke eine lat. Grammatik, die nicht nur alle wesentlichen Theile einer Sprachlehre umfaßt, sondern auch insofern vollständig genannt werden kann, als sie nicht nur über die gewöhnlichen, sondern auch über die ungewöhnlichen, und gewissen Zeitaltern oder Stylgattungen oder Schriftstellern eigenthümlichen Wort-, Satz- und Redeformen der betreffenden Sprache eine zum Verständniß aller Schriftsteller in derselben und zum eigenen Gebrauch dieser Sprache genügende Auskunft zu geben bemüht war, wenn sie auch im Einzelnen Manches zu wünschen übrig läßt. Der Herr Verf. gesteht mit anspruchloser Bescheidenheit in der Vorrede, daß er die besten neueren Grammatiker wie die älteren benützt habe, und daß er sich ihnen zum Dank verpflichtet fühle. Dies wird auch überall sichtbar, und kann dem Verf. unmöglich zum Tadel gereichen, da er jene Werke richtig aufgefaßt und mit kritischem Sinne benützt hat. Hat der Grammatikalschüler diese Grammatik sich vollständig angeeignet, so wird er wohl vorbereitet in die Humanitätsklassen aufsteigen, und mit Erfolg in das Heiligthum des klassischen Alterthums selbst, zur befruchtenden Lektüre der Klassiker, eingeführt werden können. In der Anordnung und dem Gange seiner Grammatik schloß sich der Verf. an die bestehende Schulgrammatik an; dies kann ihm von der einen Seite zum Verdienste angerechnet werden, weil er in seinem Kreise gemeinnützig zu werden strebte; von der anderen Seite liegt aber gerade darin der Mangel, der den meisten Tadel verdient. Die bestehende Schulgrammatik ist bekanntlich die kleine Bröderische, nur mit einigen Modifikationen. Nun kann selbst die größere Bröderische Grammatik den heutigen Anforderungen nicht mehr genügen, viel weniger die kleinere; so ausgezeichnet in Bröder's Grammatik die Beispiele sind, so wenig genügt die richtige Begründung der grammatischen Regeln. Die Anordnung ist planlos und die filosofische Nachweisung der Gesetze der Sprache fehlt fast gänzlich. Freilich suchte der Verf. das Fehlende zu ergänzen, das Mangelhafte zu berichtigen; wie jedes Kapitel, besonders der Syntax, den sprechendsten Beweis davon liefert; aber den Organismus des Ganzen neu zu gestalten, wagte er nicht, und doch war dies nothwendig, um dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zu genügen. Rezensent hätte gewünscht, Herr Verf. hätte den neuen

Gymnasiallehrplan, der bald ins Leben treten dürfte, abgewartet und dann den in einem zweckmäßigen Programm gemachten Forderungen zu entsprechen gesucht. Indeß bis etwas Besseres erscheint, bleibt vorliegendes Werk immer noch sehr verdienstlich, und verdient Schülern und Privatlehrern öffentlich empfohlen zu werden. Selbst mancher Gymnasiallehrer in den Provinzen wird es mit Vortheil benützen können. Da nun der Herr Verf., der unläugbar mit der neueren Literatur auf diesem Felde völlig vertraut ist, der Mann wäre, dem man den Entwurf einer zweckmäßigen neuen lat. Schulgrammatik mit Sicherheit anvertrauen könnte, will Rezensent auf die einzelnen Punkte aufmerksam machen, die nach seiner Überzeugung einer Verbesserung, Berichtigung oder Erweiterung bedürfen. Unfehlbar wird jene Grammatik die zweckmäßigste sein, welche den Lernenden mit Gründlichkeit auf dem möglichst kürzesten Wege zu dem vorgesteckten Ziele führt. Nur darf hierbei der doppelte Gesichtspunkt, aus welchem eine Grammatik entworfen werden kann, nicht aus dem Auge verloren werden, der praktische nämlich und der rein filosofische oder lieber der wissenschaftliche. Die praktische Grammatik bezweckt nur die Erlernung der Sprache; sie fragt nur nach dem Was, der Erscheinung, nicht nach dem Warum, den innern Gründen, nicht nach den Gesetzen des wirklichen Lebens der Sprache, sondern nur nach Regeln des praktischen Gebrauchs. Sollte es aber nicht möglich sein, beide Wege mit einander zu verbinden? Eine lat. Schulgrammatik wird demnach die Mitte halten zwischen einer blos praktischen und einer streng wissenschaftlichen. Der wahre Indifferenzpunkt beider Pole wird getroffen sein, wenn man Beides mit einander verbindet, die Regeln systematisch, genau zusammenhängend, geordnet aufführt, und sie mit möglichst vielen Beispielen erörtert und klar macht. Dann ist die Grammatik in der That eine angewandte Logik, der Schüler bekommt dadurch eine tüchtige Grundlage und hat gewiß am Ende die Hauptregeln der Sprache so inne, daß er bei jeder vorkommenden Gelegenheit sich ihrer erinnert. Muß der praktische Gesichtspunkt vorzüglich in der Formenlehre festgehalten werden, so der streng wissenschaftliche dagegen in der Wortfügung oder Satzlehre. Daß der Hr. Verf. in der Formenlehre nicht auch lateinische und deutsche Beispiele aufgenommen habe, um dem Zögling unmittelbar nach Erlernung grammatischer Formen oder Regeln Gelegenheit zu geben, das Erlernte in Anwendung zu bringen und durch die Einübung an Beispielen dem todten Stoffe gleichsam Seele und Leben einzuhauchen, die Formen und Regeln zum klaren Bewußtsein zu bringen und dem Lernenden Sicherheit und Fertigkeit in der Anwendung derselben zu verschaffen, kann in so fern leicht nachgesehen werden, als im vorgeschriebenen Lehrbuche selbst **Lectiones latinae** und später Chrestomathien, überdies Döring's und Anderer Übungsbücher eingeführt sind. In der Syntax hat er größtentheils trefflich gewählte Beispiele, aber blos mit Bezeichnung der Schriftsteller aufgenommen, aus denen sie entlehnt sind (nur in wenigen Fällen fehlt auch diese Autorität), und ohne Bestimmung des Werkes, des einzelnen Buches und des Kapitels oder Verses, was aber immer ein Mangel bleibt, weil der Leser sich auf diese Weise nicht überzeugen kann, ob auch die Stelle kritisch beglaubigt ist oder nicht. Deutsche Beispiele fehlen aber auch in der Lehre von der Wortfügung gänzlich. Die Sprachgesetze sind aber etwas Allgemeines und Abstraktes, der jugendliche Geist bewegt sich dagegen lieber in dem Konkreten und sinnlich Anschaulichen. Wird das allgemeine Gesetz auf besondere Fälle angewendet, tritt es lebendiger vor die Seele des Lernenden, und prägt sich seinem Gedächtnisse tiefer und fester ein. Doch diesen Mangel können wir leichter übersehen, und erst in der neuesten Zeit hat man diesen Punkt zu beachten angefangen. Was aber die wissenschaftliche Begründung und besonders die systematische Anordnung der Syntax betrifft, ließe sich wohl noch Vieles erwarten. Der innere Zusammenhang, die systematische Ordnung ist ja die Seele des Unterrichts; ohne sie ist der Unterricht ein mechanisches Flickwerk, das nie ein organisches Leben gewinnt, und daher auch im Kopfe des Schülers nie lebendig wird. Man sehe im vorliegenden Werke einmal die Anordnung und Aufeinanderfolge der einzelnen Lehren der Syntax. Der Herr Verf. geht ganz richtig vom einfachen Satze aus, spricht über die Kongruenz des Prädikats mit dem Subjekte, von der Appostition und behandelt dann vom 10. bis 20. §. den Gebrauch der Kasus, obwohl später der Kasuslehre ein ganzes Kapitel gewidmet ist; §. 21 handelt von der Verwandlung eines aktiven Satzes in einen passiven und umgekehrt; §. 22 von dem unbestimmten Pronomen man. Nun folgt im zweiten Kapitel die Erklärung der wichtigern Partikeln, obwohl das siebente Kapitel wieder überschrieben ist: von den Partikeln. §. 25—30 wird die **constructio accusativi cum infinitivo** erklärt. §. 31 folgen Bemerkungen über den gehörigen Gebrauch des Infinitivus. §. 32 weitere Bemerkungen über das deutsche „daß und daß nicht." §. 33 Hauptregeln von der Zeitenfolge. §. 34 Von der **oratio obliqua.** §. 35 Von den Fragen und Antworten ꝛc. Heißt dies nicht die Kapitel aufs Gerathewohl, blindlings zusammenwürfeln? Sollte die Syntax (Wortfügungs- oder Satzlehre) nicht von dem einfachsten Ausdrucke des Gedankens, dem einfachsten Satze, ausgehen, und dann zeigen, wie sich dieser immer mehr entwickle, und durch Bestimmungen und Erweiterungen zur vollendetsten Form der Darstellung, der Periode, ausgebildet werden könne? Indem auf diese Art die mannigfachen syntaktischen Verhältnisse: des Satzes selbst, der attributiven und objektiven Wortverbindung, der Entwicklung beider zu Nebensätzen, der Bei- und Unterordnung der Sätze, zurückgeführt werden; wird für den Lernenden die Übersicht des Ganzen erleichtert und durch das Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten die Auffassung unterstützt. Nur muß hierbei im Ganzen die Sprache als ein historisches Faktum, nicht als eine, von der Erfahrung getrennte, Spekulation betrachtet werden. Wo sich verschiedene Eigenheiten der lat. Sprache nicht aus dem Genius derselben erklären lassen, muß man die Veranlassung zu denselben in der griechischen Sprache suchen. Dies hat Herr Verf. großentheils gethan, doch nicht immer; wie er auch gewöhnlich auf die Abweichungen der lat. Sprache von der deutschen aufmerksam macht, nur nicht durchgängig. Das Auffassen von Einzelnheiten muß ohnehin nur auf das von der Regel Abweichende beschränkt werden. Daß aber auch mitunter in der Formenlehre des vorliegenden Werkes das Systematische vermißt werde, davon sei Folgendes ein Beleg. Der Verf. nimmt in die Formenlehre auch die Orthoëpie und Orthografie auf; immerhin, obschon die Lehre von den Sprachlauten zweckmäßiger von der Wortlehre geschieden würde; wie konnte er aber die Formen-

lehre überhaupt **Etymologia sensu latiore** und die Beugungslehre als einen Theil derselben ebenfalls **Etymologia sensu latiore** nennen? Da ferner in der Lehre von der Wortbildung nicht nur die Art und Weise der Ableitung und Zusammensetzung der Wörter besprochen werden muß, sondern auch welche Modifikation der Bedeutungen dadurch bewirkt werde; warum hat der Verf. nicht §. 104, wo er über die **verba composita** spricht, das erst folgen lassen, was er bereits §. 95 offenbar an ungehöriger Stelle antizipirte? Hiebei darf ich auch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der Verf. §. 59 immer noch die **Neutralia passiva** aufführt, wo er sie doch richtig erklärt; vapulo heißt nämlich: ich bekomme Schläge, veneo (aus **venum eo**) ich gehe zum Verkauf, ich bin feil (wie **pereo**, ich gehe zu Grunde). Bei den **neutropassivis** in demselben §. fehlt die Bemerkung, daß ursprünglich eine doppelte Form verschiedener **Verba** üblich war, **verba abundantia**, wie wir es recht auffallend bei **assentio** und **assentior**, **reverto** und **revertor**, bemerken, nämlich die aktive und deponente, beide mit einer und der nämlichen Bedeutung; die eine veraltete in der einen Zeit, die andere in der andern. So sagt man im Präsens lieber **assentior**, **revertor**, im Perfektum **assensi**, **reverti**; die nämliche Bemerkung ist rücksichtlich der Substantiva zu machen, welche im Plural ein anderes Geschlecht haben als im Singular, oder im Plural Geschlecht und Deklination verändern.

Ist es eine unerläßliche Forderung einer wissenschaftlichen Grammatik, daß die aufgestellten Begriffe durchgängig Bestimmtheit haben und leicht faßlich seien; so wird man Klarheit und Faßlichkeit dem vorliegenden Werke nicht leicht absprechen können; aber was die Bestimmtheit betrifft, dürfte wohl Einzelnes genauer zu bestimmen sein. Die Definition von Art (**modus**) §. 60 ist nicht genügend. Herr Verf. sagt, „wie man eine Handlung oder einen Zustand, den das Verbum ausdrückt, darstellen kann." Modus ist die Art und Weise, wie das Prädikat mit dem Subjekt verbunden wird, die Aussageweise. Filosofisch betrachtet kann es nur drei Modi geben, die Art der Wirklichkeit, die der Möglichkeit, die der Nothwendigkeit, also einen **modus indicativus**, **conjunctivus** (**subjunctivus**, **potentialis** etc.) und **imperativus**; der Infinitiv ist nur ein verbales Substantiv und wie konnte der Verfasser auch die Partizipia (die verbalen Adjektiva), Gerundia und Supina zu den Modis zählen, da er sie doch richtig erklärt? Auch bemerkt er ganz richtig, daß die beiden letzteren der deutschen Sprache (wie auch der griechischen) fehlen, wäre es nicht für den Sprachzögling von Interesse zu wissen, wodurch der Lateiner zum Gebrauch dieser Formen genöthigt wurde? Offenbar dadurch, daß er keinen Artikel besaß, den er wie im Griechischen hätte zu dem Infinitiv setzen können, um ihn durch die Begriffe der Kasus hindurch zu führen.

Wie unbefriedigend, wie unfilosofisch ist §. 167 die Erklärung einer Periode! Wann der Verfasser §. 171 von der Reinheit der Sprache spricht, schaltet er ein Verzeichniß der Schriftsteller des goldenen, silbernen und ehernen Zeitalters ein; wozu erwähnt er aber der Lateiner des Mittelalters v. J. 476 bis ins 14. Jahrhundert? Wäre es nicht zweckgemäßer, in einer Grammatik, die für vollständig gelten soll, eine kurze gedrängte Geschichte der Sprache anzuschließen? Auch ist jenes Verzeichniß der Schriftsteller weder chronologisch, noch streng wissenschaftlich. War auch M. Aenn. Seneca Filosof? Wie kommt Plinius Major unter die Historiker, da uns seine historischen Werke verloren gegangen, und fehlt dagegen in andern Rubriken? Ist Petronius ein Polyhistor? ist es Frontin? Ist Gellius Geschichtschreiber und wo blieb Aurelius Victor? warum nennt er unter den Kirchenschriftstellern (besser Kirchenvätern) nur Lactantius und Hieronymus? Sind Macrobius und A. Gellius nicht vielmehr Grammatiker? Gibt es einen Dichter Prudentianus? Hier hat offenbar der Verfasser nicht aus eigener Intuition gesprochen. §. 175 spricht der Verfasser über die Synonymen; aber ohne filosofische Schärfe. Synonyma heißen eigentlich gleichbedeutende Wörter, deren es mit Ausnahme der wenigen dichterischen, wofür der Prosaiker eine andere Bezeichnung gebraucht, wie z. B. **ensis** und **gladius**, freilich in der Römersprache nicht gibt, aber warum? Weil es eigentliche Synonymen-, oder völlig gleichbedeutende einheimische Wörter, selbst abgesehen von der akustischen Verschiedenheit derselben, in einem und demselben Zeitalter, in einem nnd dem nämlichen Dialekte bei keiner Nation geben kann, man müßte denn auch Deklinations- und andere Flexionsendungen hierbei in Anspruch nehmen wollen. Nun hatten zwar die Römer neben dem **sermo urbanus** noch den **sermo rusticus** und **peregrinus**; aber nur der **sermo urbanus** ging in die Schriftsprache über. Die Römer hatten demnach nur sinnverwandte Wörter, diese sind aber wieder verschieden. Lübker unterscheidet treffend drei Arten von Synonymen, welche sich wie konzentrische, kongruente, und nur zum Theil sich berührende Kreise verhalten. Die erste Art begreift nämlich solche, von welchen Aristoteles in seinen Kategorien spricht, die sich nach Gattung und Art unterscheiden, so daß die Sfäre des Artbegriffs in der Sfäre des Gattungsbegriffes liegt, so z. B. begreift **praedo** den **latro** und **pirata**, den Räuber auf dem Lande und zur See in sich, **excubiae** begreift die **stationes** und **vigilias**, Tag- und Nachtwachen in sich; **pruna**, die lebendige Kohle, ist ein Artbegriff von **carbo**, was ebenso wohl eine glühende als eine todte Kohle bezeichnet. Die zweite Art von Synonymen sind solche, welche für gemeinübliche Ausdrücke gewähltere geben, wie z. B. **praegnans**, guter Hoffnung, gegen **mulier gravida**, schwanger; **sospes** ist der gewähltere Ausdruck für das gewöhnliche **salvus**, **laevus** für **sinister** etc. Die dritte Art endlich ist die, welche nur verwandte Begriffe bezeichnen, und daher mehr oder weniger sich berühren, aber zum Theile sich wesentlich von einander unterscheiden. Eben diese sinnverwandten Wörter sind es, in welchen sich der Geist einer Sprache vorzüglich offenbart, und welche daher auch auf eine solche Weise behandelt zu werden verdienen, daß man jeder Sprache Eigenthümlichkeit erkennt. Aber warum können doch, könnte der Jüngling fragen, trotz ihrer Verschiedenheit, derlei Wörter manchmal untereinander verwechselt werden? Weil der Redende mitunter einen Begriff nur im Allgemeinen, nicht nach gewissen individuellen Zügen, bezeichnen will. Je reicher eine Sprache an Urkräften ist, je kräftiger sich das Nationaland je tiefer sich das Gemüthsleben entwickelt, je mehr werden sich auch sinnverwandte Wörter gestalten, und ein Grundbegriff vielfach schattirte Nebenbengriffe um sich versammeln. §. 176 handelt von den Hilfsmitteln, die wahre Bedeutun der Wörter zu finden und als vorzügliches Hilfsmittel wird

die Herleitung des Wortes von seinem Stammworte genannt. Allerdings führt uns die Etymologie so oft auf die ursprüngliche Bedeutung der Wörter. Steht uns aber die Etymologie immer zu Gebote? oder lernen wir aus derselben auch jede abgeleitete Bedeutung, zumal die tropische, kennen? Und führt ein zu weit getriebenes Etymologisiren nicht auch zu Irrthümern und Lächerlichkeiten? Dies mochte der Verfasser wohl fühlen; darum setzt er §. 177 hinzu: Andere Hilfsmittel, die wahre Bedeutung der Wörter kennen zu lernen, sind: Das fleißige Lesen der besten Schriftsteller, gute Wörterbücher, getreue Übersetzungen und die Kenntniß der alten Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Römer und Griechen. Heißt dies wissenschaftlich verfahren? Warum nannte der Verfasser nicht geradezu die Wörterbücher als die einzige Quelle? Der Lexikograf muß selbst erst, wenn er die Bedeutung der Wörter richtig bestimmen will, den Sprachgebrauch und zwar den allgemeinen der bewährtesten Schriftsteller, den speziellen, z. B. der einzelnen Schulen der Filosofen, der Ärzte und endlich den individuellen des einzelnen Schriftstellers, der eben gelesen wird, zu Rathe ziehen. Man denke hiebei nur an Sallust, den A. Gellius nicht ohne Grund **novatorem verborum** nennt, nicht in dem Sinne, als wenn er ganz neue, bisher ganz ungebräuchliche Wörter erst gebildet hätte, sondern, weil er theils schon vorhandene, aber seltener gebrauchte Wörter hervorzog, theils aber, wenn sie auch gang und gäbe waren, auf eine neue, abweichende Art gebrauchte. Ist ferner nicht auch die Analogie der Sprachen von hoher Wichtigkeit, sei es die einer und derselben Sprache, oder verschiedener Dialekte derselben oder verwandter Sprachen ꝛc. Wird z. B. die Bedeutung des lat. **augustus** nicht durch das griechische σεβαζὸς einleuchtend? Wird dem Franzosen das Verhältniß von **quia** zu **quoniam** nicht sogleich durch die bloße Übersetzung des ersteren in **parce que**, des andern in **puisque** klar gemacht? Und wie wichtig ist die Beachtung des Kontextes zur Auffindung der Bedeutungen der Wörter zumal, wenn Wörter viele, wie z. B. **auctoritas**, oder (wenigstens scheinbar) ganz entgegen gesetzte Bedeutungen haben, wie z. B. **sacer**, oder wenn ein Wort nur einmal, oder doch sehr selten, oder auch wenn ein gewöhnliches Wort in einer seltenen, oder schwankenden Bedeutung vorkommt, wie z. B. das Wort **periculum** in **Corn. Nepos Epam. C. 8.** oder endlich wenn **verba media** (μέσα) vorkommen, wie die bekannten **valetudo, tempestas, fortuna.** Der Verfasser spricht in demselben §. 177 über die **verba solennia**, ganz recht, hätte er hiebei nicht auch über die **verba** ἄπυρα z. B. **Virg. Aen. hunc ego si potui tantum sperare dolorem**; über die **verba peregrina**, über die **termini technici**, deren sich z. B. die römischen Rhetoren, Cicero und Quinctilian, zur Bezeichnung ihrer Kunsturtheile bedienen u. a. m. verbreiten sollen? S. 186 befremdet es, wie der Verfasser die zwar durch eine klassische Autorität anerkannte, aber doch unhaltbare Definition der Allegorie beibehalten konnte, sie sei nämlich eine fortgesetzte Metafer. In der Metafer wird ja der Subjektsbegriff nur mit einem bildlichen zusammengestellt, es geht also eine Verwandlung des Hauptbegriffes nicht wirklich vor sich, sondern dieser bleibt unverändert stehen. Ganz anders in der Allegorie. Der Verfasser vergleiche nur die wahrhafte allegorische Ode an die von Bürgerkriegen erschütterte Roma, unter dem Bilde eines Schiffes, oder Pfeffels ähnliche Dichtung auf die Veränderung der Staatsformen während der franz. Revolution. §. 190 wird der **Pleonasmus** erklärt; Rezensent würde lieber sagen, der Pleonasmus finde Statt, wenn mehr gesagt wird, als nicht nur zum grammatischen und logischen Verständniß, sondern auch zum ästhetischen Sinne nothwendig ist; so wie ich §. 192 die Ellipse als die Weglassung desjenigen erklären möchte, was zum logischen Verständniß hinzuzudenken nothwendig ist. Bei den syntaktischen Figuren hätte wohl die Synchysis noch vom Hyperbaton gesondert werden sollen. Sollte §. 208 die Bezeichnung: gleichförmige und ungleichförmige Verse nicht passender sein, als einfache und zusammengesetzte? Das Gesagte mag hinreichen, um zu zeigen, daß das vorliegende Werk in strengwissenschaftlicher Hinsicht bei aller Reichhaltigkeit des Inhaltes noch Manches zu wünschen übrig läßt. Übrigens war der Verfasser allerdings bestrebt, häufig auch den Grund jeder Spracherscheinung aufzufinden, wie er denn z. B. den elliptischen Genitiv treffend hervorgehoben hat; nur geschah dies nicht immer. Warum steht z. B., wenn das vergleichende **quam** ausgelassen wird, im Lateinischen der Ablativ, wie im Griechischen nach Auslassung des ἤ der Genitiv? doch nicht wegen der ausgelassenen Vergleichungsartikel? Im Lateinischen ist die Präposition **prae**, im Griechischen πρό, im Verhältnisse ausgelassen. Wenn von den **modis**, konjunktiv oder indikativ nach Konjunktionen die Rede ist, sollte sogleich bemerkt werden, daß der **modus verbi** überhaupt vom Gedankengange abhängt, und nicht von der Konjunktion. Dies läßt sich am auffallendsten bei **ut** nachweisen; welchen Aufschluß erhält aber hier der Zögling über Konstruktionen, wie z. B. **Cic. Tusc. III. 3, qui vero probari potest, ut sibi mederi animus non possit etc.** Überhaupt sollten Grammatiker in der Formenlehre mehr auf die Urform, in der Syntax mehr auf die Urbedeutung zurückgehen; **ut** bedeutet ursprünglich **quomodo** (wie das griechische ὡς).

(Beschluß folgt.)

Studien von Adelbart Stifter I. und II. Band. Pesth, Landerer und Heckenast. 1844. 12.

Jeder wahrhaft gebildete Leser, der eine oder die andere Erzählung des Verfassers bisher kennen gelernt, wird mit Freude die Erscheinung dieser Sammlung begrüßen, und wir gehen an eine Anzeige derselben ebenfalls mit Freude und mit Stolz auf diese mit kräftigem Wachsthume und reichem Blütentriebe sich entfaltende Zierde der vaterländischen Literatur. Seine hie und da zerstreuten Aufsätze bewiesen, wie er seine geniale Auffassung und einen hohen Grundgedanken in vollendet schöne Form zu kleiden weiß, wie er den Blick des Dichters und Künstlers auf die Natur, den des liebevollen Seelenforschers in die Tiefe des menschlichen Herzens wirft, Beides mit Meisterhand schildert, wirkliche und harmonische Farben gebrauchend, und mit ursprünglicher, Manier und gesuchten Effekt nicht kennender Frische des Gemüthes das rein Menschliche edel und treu wiedergebend, wie er es empfunden. So zaubert er uns Gegenden vor, die uns mit Tannenduft und Alpenkühle anwehen, und Charaktere, die uns mit dem ein-

sachen Schmucke schöner, edler Menschlichkeit entgegen treten, denen man Allen wohl will und befreundet ist, eben weil sie selbst so lebendig, so prunklos freundlich vor uns stehen. Nach der bescheidenen Vorrede, in welcher der Verfasser sein Auftreten beinahe entschuldigt, folgt die glänzende Rechtfertigung dieses Auftretens, nämlich die Erzählungen selbst, und zwar zuerst der »Condor,« ein Fantasiestück voll lebendiger kühner Zeichnung, die kürzeste der vorliegenden Novellen, aber auch aus der kleinsten Studie, aus dem unausgeführten Umrisse eines Meisters leuchtet die ganze Weihe der Kunst hervor. Wer am Ende derselben die Zeichnung der Karaktere nochmals prüfend ins Auge faßt, wird den schmerzlichen Ausgang vollkommen in der innern Anlage begründet finden. Eine unheimliche Ahnung beschleicht gewiß jeden Leser bei der raschen Trennung des jungen genialen Künstlers von seiner Geliebten, und man baut nicht mit froher Zuversicht auf die Dauer der Liebe Karolinens, die nur durch ein, ihre bisherige Denkweise in ihren Grundfesten erschütterndes Ereigniß zum vollen Bewußtsein und zur Erklärung getrieben; eine Liebe, welche nicht wie ein heller ewiger Stern, sondern wie ein feuriges Meteor an ihrem Lebenshimmel aufzieht, und wieder schwindet, sobald die elektrische Atmosfäre, in der es entstanden, abgekühlt ist. Sie hat über die natürlichen Schranken schöner Weiblichkeit hinaus gewollt, und jene Grenzen, welche die Vorsehung als eben so viele Schönheitslinien, jene Bande, welche sie als schmückende Blumengewinde um das Weib gezogen hat, zu erweitern und zu zerreißen gestrebt, und beweint am Ende vergebens, nicht einmal so gehandelt zu haben, wie es ein gewöhnliches, schlichtes und treues Weib vermocht hätte. — Anders aber ist es mit den Grenzen, womit Unnatur und konventionelle Verhältnisse das zartere Geschlecht einengen. Das vom schönsten Erfolge gekrönte Streben sich über diese zu erheben, mit beständiger Erfüllung der höchsten Forderung zarter wahrer Sittlichkeit, ist in den »Feldblumen« im Bilde der Angela geschildert, und die Ideen über weibliche Erziehung, welchen der Verfasser das Wort redet, verdienen eben so sicher die größte Anerkennung, als leider mit Gewißheit vorauszusehen ist, daß ihnen zwar allgemeiner Beifall, doch wenig thätige Folge gegeben werden wird. Kann man wohl ergreifendere Wahrheit sagen als Jean Paul in seinem »grünen Markt unserer Töchter?« und wird hierdurch von den Tausenden, welche die weisen Berechner ihres Glückes zu verkaufen beschlossen, auch nur Eine gerettet? wir glauben kaum, doch der Geist, der die Wahrheit erkannt hat, wird sie auch sagen, nicht davon abgeschreckt, daß er die Wirkung davon nicht sieht, nicht erlebt; schon das Bekenntniß so Vieler, daß er wahr sprach, ist eine Wirkung, und »nicht das kleinste Körnchen, das in der Gegenwart ein wahrhaft Gutes setzt, geht verloren; denn der Bau der Ewigkeit ruht mit auf diesem Körnchen.« Die Stellen über die Erziehung unserer Töchter mögen es wohl sein, nach welchen man in dem Verfasser einen »Kämpfer gegen gewisse soziale Verhältnisse« erblickte, und ihm Tendenzen unterschob, welche er, wenigstens als unmittelbaren Zweck, wahrlich nicht verfolgt. Niemand ist weniger Polemiker als er. So wie ein Künstler das himmlische Antlitz einer Madonna nicht in der Absicht malt, dadurch den Sinnlichen auf den Weg der Tugend zu führen, sondern weil er das Ideal im Grunde des Herzens trägt und liebend anschauet und hegt, bis er unwiderstehlich vom inneren Drange getrieben es sichtbar vor sich hinstellt, so sind diese Blätter nichts als die Frucht des Bedürfnisses, des poetischen Dranges: ein tief Gefühltes, mit dem geistigen Auge als schön Erschautes, in der ganzen Herrlichkeit wiederzugeben und gleichsam aus sich herausschreiben, zu Anderer und eigener Freude. Aber weder Grimm über gesellige Übelstände, noch moderne Weltverbesserungssucht geben ihm die Feder in die Hand; seine Werke werden wie alle wahre Kunstwerke, welche eine hohe edle Idee verkünden, ruhig ihr Gutes wirken, blos durch ihr schönes friedliches und freundliches Dasein. — Als Schauplatz der oben erwähnten Novelle hat der Verfasser zum Theile die reizenden Gegenden unseres Vaterlandes gewählt, deren meisterhafte Schilderung durch die augenscheinliche Vorliebe, die er dafür hat, an Wärme und Innigkeit gewinnt. — Er versetzt uns in der darauffolgenden Novelle aus diesem schönen Lande in ein stilles »Haidedorf« zu wenigen dürftigen Hüttenbewohnern, und zeichnet in dem Knaben Felix eine wilde und edle Pflanze voll Kraft und Duft, mit derselben Liebe und Wahrheit, womit er in den Charakteren der »Feldblumen« die höchsten Blüten der Bildung und Gesittung geschildert. Er zeigt in dem Gemälde der Haide, daß das Auge, welches einmal gebildet und geübt ist, das Heiligthum der Schöpfung zu fassen und zu durchschauen, nicht blos im Alpenglühen und in Felsen umkränzten Seen, und im Dome des Hochwaldes, sondern auch dort Herrlichkeiten entdecket, welche das Suchen tausendfach lohnen, wo die Natur dem von der Reizesfülle anderer Gegenden verwöhnten Auge arm erscheint. Die Meisten verstehen blos die Frakturschrift im Buche der Schöpfung, die Staubbäche und Eismeere zu fassen und übersehen die kleine Perlenschrift auf Wiesenblumen und Schmetterlingsflügeln. Der Verfasser, der liebenswürdigste Meister in der Kunst das unendliche überall vorhandene Schöne, auch wo es nicht mit Farbenpracht und gewaltigen Formen hervortritt, auszufinden, weiß uns mit sich zu führen, daß wir glauben, wir hätten alle das Gleiche erschaut, wären wir nur an derselben Stelle gestanden. Der Knabe mit seiner glühenden Fantasie und seinem schuldlosen kräftigen Herzen ist gleichsam der schwarze Spiegel, in welchem sich die dürftige Haidelandschaft zu einem Bilde voll unsäglichen Reizes zusammenzieht und man folgt ihm so gerne in seinen Träumen, welche, wie so oft die ersten Kinderspiele, so bedeutungsvoll, ja entscheidend für die Zukunft sind. Seine Wiedererscheinung als Mann macht uns das Gefühl, als hörten wir auf eine räthselhafte Frage, die einzig mögliche Antwort, die wir geahnt, und doch nicht zur Klarheit bringen konnten. Gerade so muß er wieder ins Vaterhaus treten. Wie er auf den zerklüfteten Bergen des heiligen Landes stehend in ihnen das riesenhafte Urbild dessen erblickt, was ihm in seinen Kindheitfantasien vorgeschwebt, wie ihn der Gedanke ergreift, daß er auf dem Boden stehe, wo die heiligen Begebenheiten wirklich vorgefallen, die ihm in seinen Spielen und den Erzählungen der Großmutter tausendmal die Seele durchwärmten, da mußte im Manne das zur vollen Reife gelangen, wovon jene Spiele und Träume den Keim erweckt, und mit geläutertem, erhobenem und gestähltem Gemüthe mit der Größe eines Profeten, voll neuer Kenntniß und alter Liebe, betritt er die Heimat, so harmonisch mit ihr, als er sie verlassen. Der Leser trauert mit ihm über das Fehlschlagen einer

seligen Hoffnung; aber wir fühlen, daß ein Charakter, wie dieser, durch Leiden sich ungebrochen durchkämpft, wie eine Sonne durch Gewitterwolken, und daß er lange als ein ruhiges, leuchtendes und segenbringendes Gestirn über seinem Gefilde stehen wird, das er als Knabe gleich dem Thautropfen an einer Blume zurückspiegelte. — Ein ganz vollendetes Werk, würdig, in der neuesten deutschen Novellen-Literatur einen der ersten Plätze einzunehmen, ist der »Hochwald,« welche Erzählung einzig und allein in ihrer Art unübertrefflich, wie eine hohe, duftige, vom Alpenroth übergossene Alpe über die niederen Gipfel emporragt aus der heiligen Stille der Thäler, nichts über sich, als das Blau des ewigen Himmels. Mögen seine übrigen Erzählungen an gediegene Werke anderer ausgezeichneter Schriftsteller in der Art mahnen, wie ein Gemälde eines Meisters, trotz der Verschiedenheit des Gegenstandes, an das eines andern, durch ähnliche Behandlung der Farben oder anderer Außendinge der Technik: diese Erzählung ist ein ganz für sich Bestehendes, Abgeschlossenes, ist ihre eigene Gattung, und hätte der Verfasser nichts geschrieben, als diese, so wäre sein Wunsch, »Menschen, die ungefähr eben so fühlen, eine frohe Stunde zu machen,« im vollsten Maaße erfüllt! Solche Schriften sind es, die wahrhaft veredelnd wirken, weit sicherer, als die abschrecken sollenden Gemälde des Lasters, und die Aufdeckungen des glänzenden Elendes, welches der Firniß der Überfeinerung bedeckt. In unserer Zeit, wo die sozialen Gebrechen so häufig mit der falschen Waffe bekämpft werden, daß man bald die Wände der Gefängnisse, bald die Vorhänge der Boudoirs leichtfertiger Weiber wegzieht, bald diese, bald jene Verworfenheit an Beispielen aus allen Klassen der Gesellschaft vormalt, und dann mit großartigen Vorschlägen ausrückt, wie der Menschheit in Masse abzuhelfen, und das ganze Geschlecht durch gewisse legislative und politische Formänderungen zu veredeln sei; in unserer Zeit thäte es weit mehr Noth, durch Schriften, welche den Glauben an sich selbst kräftigen, auf die Einzelnen zu wirken, als durch solche, welche den Glauben an die Menschheit erschüttern, kalte Vorsicht und Mißtrauen, eine der Hauptingredienzien des Zeitgeistes, zu nähren. Solche gute Wirkung aber ist eben von Werken, wie diese, zu erwarten, nämlich von solchen geistreichen Darstellungen ursprünglicher Herzensreinheit, welche auf eine Art gegeben ist, daß jedes Gemüth, in welchem nicht aller Funke von Poesie erloschen und alles Edle erstorben ist, sich selbst besser und zu einem Gefühle der Reinheit emporgehoben fühlen muß, von welchem es vielleicht seit den Kindheitstagen nicht mehr so warm durchdrungen worden. Mit scharfem, das Kleinste, wie das Größte, wenn es in den ewigen Werken Gottes ein Kleinstes und ein Größtes geben kann, auffassendem Blicke erspähet der Dichter das geheimnißvolle und wunderreiche Innere des Hochwaldes, und malt seine zu allen Zeiten des Tages und Jahres neue Herrlichkeit auf eine Weise, daß er, wie auf dem Zauberteppiche den Leser hinwegführt unter das sonnendurchblitzte, kühle Laubdach, wo ihm würziger Duft heilend und stärkend die Brust umweht, und wohin er keinen unreinen Gedanken mitzunehmen vermag, der wie ein mißtönender Schrei das harmonische Rauschen der Wipfel unterbrechen würde. Und in diesem Heiligthume werden uns Gestalten entgegengeführt, so gut und rein, so blühend und lieblich, wie die jungfräuliche Natur um sie her, ganz die rechten, dieses Paradies zu beleben, würdigen Herzen. Die Begebenheit, um welche sich, wie weiche Lianen um eine schlanke Palme, diese Schilderungen schlingen, ist einfach und doch das Herz erschütternd und erhebend. Wer jemals in seinem Leben an einem jener wundervollen Gebirgsseen, in der ergreifenden Einsamkeit jener erhabenen Natur gestanden hat, wird sich mit unaussprechlicher inniger Wehmuth daran erinnern, und darnach zurück sehnen, wie nach einem verlorenen untergegangenen Lebensglücke. Dies ist der Eindruck, welcher die an die geschilderte Szene geknüpfte Begebenheit in uns zurückläßt. Eben in dieser vollkommenen Harmonie der Handlung mit ihrer Umgebung liegt die schöne Vollendung dieses anmuthigen Bildes, welches wohl einzig in seiner Art dastehen dürfte.

Die herrliche Sprache der Novelle veranlaßt uns nochmals, auf ein Wort der Vorrede zurückzukommen, womit der Verfasser den Wunsch andeutet, zu vernehmen, ob ein Fortschritt in seinen Werken bemerkbar. Wir können unter Fortschritt hier nur das reichere, vollere Entfalten einer schon im Keime edlen Pflanze verstehen, das weitere Enthüllen eines schon vorhandenen Schatzes, von welchem uns in jeder Erzählung ein anderes echtes Juwel zugezählt wird. Eine der neu enthüllten Edelsteine nun, oder eine der Blüten, welche im Hochwalde in voller Entwicklung prangt, ist der selbstständige, ihm ganz eigene Styl, die Meisterschaft über eine selbstgebildete Form, in welcher er noch vollendeter den eigenen Gedanken wiedergibt, als in der an ein hohes Vorbild mahnenden Erzählungsweise, welche vorzüglich in den Feldblumen herrscht. So herrlich auch dies Vorbild ist, so rühmlich es auch ist, daß nicht nur die Form, sondern auch der Geist und das deutsche Herz voll Kraft und Liebe daran mahnten, so ist es doch noch erfreulicher, zu sehen, wie dieser feste, eigenthümliche, klare Geist sich auch in Bezug auf die Darstellungsweise seine eigene Bahn gebrochen. — Wir können bei Betrachtung dieser Novelle nicht umhin, der bedauernden Stimmen zu gedenken, die sich darüber erhoben, daß der Verfasser ‚durch gewisse Verhältnisse beengt, sich als Gegenstände der Darstellung nichts anderes wählen konnte, als die Natur und Charaktere.‹ Wir wollen hoffen, daß dieses reine, wenn auch minder gelungene Ironie sei! Es scheint auch, daß er bisher aus diesem ewigen Stoffe der unendlichen Schöpfung und des erhabensten sterblichen Wesens darin doch etwas zu machen gewußt, und der Verfasser des Hochwaldes mag sich vielleicht damit befriedigter fühlen, als wenn er so glücklich wäre, als Flügelmann die Schwenkungen einer politischen Partei zu befehligen. — Die letzte der bisher erschienenen Erzählungen, »die Narrenburg,« mag an hoher Romantik und Mannigfaltigkeit der Erfindung vielleicht über allen stehen. Unbeschreiblich zart und lieblich ist das Gemälde einer ganz unschuldigen Liebe, eines weiblichen Wesens in höchster Natur und Einfachheit, ganz eine Alpenrose, von nichts als Thau und Sonnenstrahlen geküßt, von der Natur selbst emporgehoben über jede Möglichkeit von einem Hauche aus der Tiefe berührt zu werden, und diese unbewußte ursprüngliche Unschuld ist eben so viel heiliger und reizender, als die kämpfend bewährte. Eine ganz eigenthümliche magische Wirkung, wie die Gebilde eines lange nachschimmernden Traumes auf die Seele äußern, bringt diese Novelle dadurch hervor, daß sie in öfterem Wechsel uns bald in ein Alpenthal unter lebensvolle, blühende Gestalten der Ge-

genwart versetzt, bald mit den längst abgeschiedenen Bewohnern des mit dem ganzen Reichthume der Fantasie geschilderten Schlosses umgibt, welche aus der Dämmerung der romantischen Vorzeit sichtbar und fühlbar heraustreten, uns mit seelenvollen Augen anblicken und wieder versinken und dem lebenden Geschlechte Platz machen, wie eine Mondnacht mit ihrem hellen Zauberlichte und unheimlichen schwarzen Schatten der freudigen Klarheit des rosenrothen Morgens weicht.

Wir schließen hier unsere Besprechung dieser Sammlung, worüber sich noch Vieles sagen und genug des Schönen hervorheben ließe, auf welches im Einzelnen einzugehen hier nicht möglich ist. Möge uns bald die Erscheinung der folgenden Bände Gelegenheit geben, diesen Gegenstand wieder aufzunehmen.

Druck, Papier und zwei anmuthige Vignetten machen das Werk zu einer der schönsten Erscheinungen des österreichischen Buchhandels; den Freunden des Verfassers wird es interessant sein, daß die Schrift des Titels sein Autograf ist.

Grabdenkmal Kaiser Friedrich's III. im St. Stefans-Dome zu Wien.

(Fortsetzung.)

Der hier ruhende Kaiser war es, der selbst den Plan zu diesem kunstherrlichen Denkmale anregte, aber nur die Vollendung des sehr schönen Sargdeckels erlebte. Der in demselben Dome ruhende Geschichtschreiber Johann Spießhammer (nach der latinisirenden Manie seiner Zeit in Cuspinian umbenannt), beim Tode Kaiser Friedrich's 1493 etwa zwanzig Jahre alt, und nach weiteren zwanzig Jahren Leichenredner ebendesselben Kaisers, als dessen irdischen Reste in dieses Prachtmonument übertragen wurden, bezeugt, [3]) daß Kaiser Friedrich III. das Werk selbst beginnen und bis zur Vollendung des wahrhaft vollendeten Sargdeckels gedeihen ließ. Werkmeister war Nikolaus Lerch aus Leyden, welchen der Kaiser kurz vor dem Tode seiner Gemalin, der portugiesischen Eleonore, jener hart geprüften, nicht glücklichen Fürstin, im Jahre 1467 von der berühmten Bauhütte zu Straßburg*) berief [4]), um einen Grabstein zu verfertigen. (Jenen Frjedrich's oder den Eleonorens in dem Zisterzienser-Stift Neukloster zu Neustadt?) Beide Denkmale des Fürstenpaares, nämlich jenes der Kaiserin zu Neustadt, und der Sargdeckel Friedrich's im St. Stefans-Dome zu Wien, gehören unzweifelhaft einem und demselben Meißel an. Daß aber Lerch wirklich auch Friedrich's Monument begann, davon liefert außer dem erwähnten Zeugnisse des gleichzeitigen Cuspinian, auch noch die bereits im Jahrgange 1844 dieser Blätter p. 237 Anm. 1. mitgetheilte Inschrift auf dem, seit ungefähr 25 Jahren leider spurlos verschwundenen Grabmale Lerch's in der Domkirche zu Neustadt (wo Lerch in gleichem Jahre, ja höchst wahrscheinlich sogar in demselben Monate mit dem Kaiser starb) vollgiltigen Beweis, indem es dort hieß, daß: der Kunstreich Meister Niclas Lerch, der Chayser Fridreich Grabstein gehauen hat und erhelt, 1493 (28. August?) gestorben, hier ruhe. [5])

Schon der Umstand, daß Eleonore, Friedrich's Gemalin, und drei Sprößlinge dieser Ehe zu Neustadt begraben wurden, und daß auch der Verfertiger der Grabmonumente des Fürstenpaares, eben mit jenem Friedrich's beschäftiget, zu Neustadt starb, ließe voraussetzen, daß auch Friedrich dort begraben zu sein wünschte, zumal da Wien, wo er von den eigenen Bürgern in seiner Kaiserburg belagert wurde, wo später sein glücklicherer Gegner, der gewaltige Korvin, bis zu seinem Tode residirte, nie seine Sympathie zu gewinnen vermochte, während Neustadt, die ihm in jedem Wechselfalle des Glückes allzeit getreue, sich begreiflich seiner vollen Zuneigung erfreute. Auch der Umstand, daß die Vorstellungen auf dem Grabmonumente Friedrich's beinahe durchaus blos seiner frommen Stiftungen eben zu Neustadt gedenken, wie namentlich auch der Errichtung des Bisthums zu Neustadt, und nicht auch jenes zu Wien, müßte die eben ausgesprochene Vermuthung noch näher begründen. Eine auf diesem Denkmale selbst befindliche (in Gerbert's Tafografie I, 251 aber offenbar mißdeutete) Inschrift: **IMP. (eratoris) FRI. (derici) FVN. (dationes) HAE S (un) T: MO. (nasterium) NO. (strum) ORDI. (nis) S. BERNHARDI. NOVE. CIVITATIS.** macht es, nach meinem Dafürhalten, durch den Ausdruck **monasterium nostrum** etc. zur Gewißheit, daß dieses Grabmal, der Absicht Friedrichs gemäß, in der Kirche des oben erwähnten Zisterzienser*) Neuklosters zu Neustadt aufgestellt werden sollte. Wann es dagegen beschlossen wurde, dieses Grabmonument nach Wien zu übersetzen, ob etwa noch von Friedrich selbst, oder, wahrscheinlicher, von seinem Sohne und Nachfolger, dem ritterlichen Max I., dem Vollender dieses Prachtmonuments, ist nicht bekannt. Die Wiener Stadtrechnung zum Jahre 1493 [6]) hat Folgendes aufgezeichnet: Phinnztag (Donnerstag) nach Margarete (also 18. oder 25. Juli) an dem Grabstein unsers Herrn Kaiser ze führen 3 Tage; also ungefähr ein Monat vor dem, am 19. August 1493 zu Linz erfolgten Ableben des in seinem achtzigsten Lebensjahre fast wieder zum Kinde gewordenen Kaisers. Der Zeitraum von drei Tagen dürfte für den sorgfältigen Transport des Grabdeckels mit seinem zierlichen Steinwerke, von Neustadt nach dem 6 Meilen entfernten Wien, zu jener Zeit eben erforderlich gewesen sein.

Wer nach Lerch's Tode Friedrich's Mausoleum vollendet hat, an welchem noch zwanzig Jahre nach des Kaisers Hinscheiden gearbeitet wurde, war bisher unbekannt. Es dürfte einer in diesen Blättern, Jahrg. 1844 p. 236—237, gegebenen Beweisführung gelungen sein, dieses Verdienst dem, in einer Klageschrift gelegenheitlich eines Meisterstreites bei dem Dombaue zu St. Stefan vom Jahre 1506 genannten, vordem ganz unbekannten Meister Michel zuzuerkennen, der sich dort als Grabmacher fertigte und im Verlaufe der Schrift ausdrücklich Kay. Mt. Grabmacher — Kay. Mt. diener und werchmaister nennt, der mit Hülfe der Steinmetzen das Grab verpringen mues und sich nur zue Furdrung der Kais. Mt. arbait der Steinmetzen-Bruderschaft im Lande Öster-

*) Wo er eingebürgert war, und sich neben seiner Kunstfertigkeit auch durch einen etwas boshaften Künstlerwitz auf eine hochgestellte Person bekannt gemacht hatte.

*) Die Zisterzienser bekennen sich, wie bekannt, zur Ordensregel des h. Bernhard.

reich angenommen habe. Das von Richard Bartholin 1515 herausgegebene Hodoeporikon des Bischofs von Gurk, Kardinal Matthäus, über die Zusammenkunft des Kaisers Max I. mit den Königen Ladislaus, Sigmund und Ludwig [7]), bezeugt, daß Kaiser Max I. bis zur Vollendung des von seinem Vater selbst begonnenen Grabdenkmales noch beinahe volle zwanzig Jahre ohne Unterbrechung fortarbeiten ließ.

Am 1. November 1513 endlich wurde Friedrich's Leichnam [8]) aus der Fürstengruft zu St. Stefan erhoben, und mit großer Feierlichkeit in den eben vollendeten, prachtvollen Marmor-Sarkofag übertragen. Der erwähnte Geschichtschreiber Cuspinian (Spießhammer), dem wir diese genauen Angaben verdanken, hielt bei dieser Gelegenheit die Trauerrede. Derselbe führt auch an, daß Kaiser Max, obschon zur Zeit des Ablebens seines Vaters der Sargdeckel bereits vollendet war, gleichwohl zur Zustandebringung des übrigen Zierwerkes noch bei 40,000 Dukaten aufwenden mußte. So ward denn, was sich der hier Ruhende selbst zugedacht, durch Kindesliebe vollendet und auf die Nachwelt übertragen, eines der schönsten Kunstdenkmale, zum Gedächtnisse eines Fürsten, dem die streng richtende Geschichte einen eben so schönen Denkstein zu setzen nicht vermochte. Mit Achtung preiset sie an Friedrich nur die Frömmigkeit des Menschen, und weilet mitleidsvoll bei dem schweren Geschicke, das ihm auf dem höheren Standpunkte des Regenten beschieden, aber abzuwenden nicht gegeben war.

Die frommen Stiftungen des starkgläubigen Kaisers boten allein den Stoff, auf seinem Grabmale die hervorragendsten Momente seiner, mehr als drei und fünfzig unheilvolle Jahre langen Regierungszeit zu verewigen.

Nach den architektonischen und geschichtlichen Andeutungen über dieses Monument, soll nun zu dem Versuche einer erklärenden Beschreibung der darauf vorkommenden Darstellungen übergegangen werden.

Da das Monument auf seiner erhabenen Stellung den Besuchern des Domes, wie erwähnt, vorne an den Chorstufen durch eine besondere Brustwehre abgeschlossen ist, so bedingt eine genauere Besichtigung desselben nach allen Richtungen hin, insbesondere aber des seiner bedeutenden Vertiefung wegen von unten ganz unsichtbaren Grabdeckels, des vorläufigen Ersuchens in der Sakristei um die Eröffnung der Zugangsflügel in der gedachten Steingallerie. Diesem Ansuchen wird ohne Anstand willfahrt; nur versteht es sich wohl von selbst, daß die Stunden des Gottesdienstes, wo die Kirche mit Andächtigen gefüllt ist, hierzu nicht wohl gewählt werden können: am füglichsten die Mittagszeit, wo der Dom von Besuchern meistens ziemlich leer, übrigens auch das zur Besichtigung günstigste Licht vorhanden ist, da die der Wand ziemlich nahe stehende Rückseite des Monumentes aber einer sehr günstigen Beleuchtung, ja eines sonnenhellen Tages bedarf.

Der Grabdeckel,

wie erwähnt, nur dann sichtbar, wenn man die Marmorstufen an der Rückseite des Monumentes ersteigt, das Werk des kunstreichen Meisters Lerch, ist der Länge herab in drei Felder getheilt. Das mittlere, doppelt so breit als eines der beiden äußeren, zeigt unter einem zierlich geripptен Dächlein in sehr hoch erhobener Arbeit die 7 Fuß 2 Zoll hohe, also mehr als lebensgroße Gestalt des hier ruhenden Fürsten im Kaiserornate, mit Zepter und Reichsapfel; der faltenreiche, breit verbrämte Mantel von den Schultern herabwallend und über die Brust geschlossen, das mit der Kaiserkrone bedeckte Haupt auf einem Polster ruhend. Die Augen des Kaisers sind offen; erklärlich, da das Bild noch bei seinen Lebzeiten angefertiget wurde, wo die geschlossenen Augen dem Kaiser gewiß einen zu widerlichen Anblick gewährt hätten. Im physiognomischen Ausdrucke wie in den falten- und aderreichen Händen herrscht vollendete Wahrheit. In der Höhe des Kopfes schlingt sich ein Band mit dem bekannten A. E. I. O. V. um das Zepter; die entgegengesetzte Richtung zeigt auf einer breiteren Rolle, zum großen Theile in das Randfeld übergeschlagen, Friedrichs Monogramm, dessen Basis ein großes M bildet.

Anmerkungen:

[3]) Cuspinianus: De Caesaribus atque Imperatoribus a Julio Caesare ad Maximilianum. Straßburg 1540. p. 413 etc.

[4]) J. Wenker's Apparatus et instructus Archivorum ex usu nostri Temporis (4. Straßburg 1713, 477 Seiten), wo es p. 18—19 in der Anmerkung heißt: »Im Jahre 1463 ward die Cantzley zu Straßburg angefangen mit grossen Kosten zu machen, und ward vollbracht mit »der kostbaren Thüren, die in dem Hofe steht und mit dem Gang der oben »über in die Pfalz geht umb Ostern im 64. Jahr. Und als Graff Jacob »von Liechtenberg mit seiner schönen Farbel offt gen Straßburg kam und da »wohnte, hat ihn der Werkmeister Niclaus von Leyden, ein »künstlicher Bildhauer und Steinmetz, (welchen Kayser »Friedrich III. einen Grabstein zu verligen in Anno 1467 »zu sich erfordert und von der Stadt begehrt) sambt seiner »Concubin in Stein ganz artig gebildet, und zu einem Possen oberhalb »derselben Thüren, da das Straßburgische Wappen ist, neben dem Schnecken »im Hoff gestellt.«

[5]) Der Kurpriester Ogesser in seiner, übrigens noch immer werthvollen »Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien«, 1779 hat eine Stelle in Gerbert's Tafografie I, 258 arg mißverstanden, indem er p. 121 anführt: Lerch liege zu Neustadt begraben, »wo man auf dessen »Grabmale die Abbildung dieser von ihm verfertigten kaiserl. Ruhestatt »zum Andenken entworfen hat.« — In der gedachten Tafografie heißt es blos, unter Berufung auf Duellius, und mit letzterem vollkommen im Einklange, daß Lerch's Grabschrift seiner als Werkmeister des Mausoleums Friedrich's gedenke.

[6]) Schlager's »Wiener Skizzen aus dem Mittelalter«, III, 111,

[7]) 1515 zu Wien bei Hyeronimus Victor zum ersten Male im Druck erschienen (vergl. Denis: Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek, Wien 1780, p. 259, und desselben: Buchdruckergeschichte Wiens, ibid. 1782, p. 132.) Dann in Freher's Scriptores Rerum Germanicarum, erste Ausgabe, Frankfurt 1600 - 1611, II. p. 327—328; zweite von Struve, Straßburg 1717, veranstaltete, verbesserte und vermehrte Ausgabe, II, p. 620. (Die hierauf bezügliche Stelle ist in diesen Blättern 1844 p. 237 Anm. 2) abgedruckt.) Eben dort wird auch angeführt, daß der Marmor, von welchem das Monument ausgeführt wurde, aus der Gegend von Salzburg gebrochen worden sei. Lapidis genus alibi Porphyriacum, venis tamen albicantibus, alibi Emathitem esse affirmares, ita sanguinem repraesentare videtur. Supra pallentius est, sed versicolor, erultur in Norico, in agro Juvaviano.

[8]) Die Eingeweide des zu Linz verstorbenen Kaisers wurden in der dortigen Pfarrkirche beigesetzt. Über dieses Denkmal in Linz zu vergleichen: Herrgott's und Gerbert's Tafografie I, 240—241.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 7. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 3.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M.; wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Erul: Mailänder Kunstausstellung. — Ficker: Schinnagl's latein. Grammatik. (Schluß.) — Dramaturgische Berichte.

Mailänder Kunstausstellung im September 1844. [1]

Mailand konnte zu der sechsten daselbst abzuhaltenden Versammlung italienischer Gelehrten auf einen ungemein zahlreichen Zufluß von Gästen rechnen. Die Stadt genießt eines so hohen Rufes an Pracht und Reichthum, daß man sehr viele Fremde, und so dicht ist die zunächst umgebende Bevölkerung, daß man eine überfließende Masse Einheimischer erwarten mußte. Der Erfolg übertraf alle Voraussicht, an die dreißig tausend Ankömmlinge aus allen nahen und entfernten Gegenden machten sich das Unterkommen streitig und füllten wogend alle Straßen und Plätze.

Festlich war die Stadt und alle Einwohnerklassen, um hohe Achtung vor wissenschaftlichem Bestreben, und dadurch die eigene hohe Stufe von Bildung zu erkennen zu geben. Die Stadtbehörde bereitete große Schauspiele in der Arena, und den Theatern; die adelige und die Kaufmannsgesellschaft gaben Bälle, Konzerte; der Gewerbstand vereinigte die glänzenden Erzeugnisse seiner Betriebsamkeit in einer großartigen, überraschend reichen Ausstellung, und alle Räumlichkeiten des vielfassenden Pallastes der Brera füllten sich mit den bewunderuswerthen herrlichen Leistungen der Künste, der Malerei und Bildhauerei.

Italien wird wohl lange nicht sich einer zweiten so reichen, so Ausgezeichnetes umfassenden Kunstausstellung zu rühmen haben. Vollends was die Werke der Bildhauerei anbelangt, hätte höchstens Rom mit dem in Schranken treten können, was das einzige Mailand und seine Künstler lieferten; wie denn überhaupt ein eigenthümlicher Zusammenfluß von Umständen Mailand zur zweiten Heimat dieser Kunst bestimmt zu haben scheint; [2]) und dabei war das, was an Werken dieser Art diesmal hier den Blicken des Publikums vorlag, von einer solchen innern Vollendung, daß, nimmt sich die Malerei nicht sehr zusammen, ihr in dem lombardisch-venetianischen und überhaupt dem nördlichen Italien, die Plastik den Rang! abzulaufen droht an eigentlichem Kunstgehalte, an echt künstlerischer Richtung.

Wir geben diesen Ausspruch, den wir übrigens eben so in dem Munde bewährter Maler bestätigt fanden, in demselben Geiste, wie wir auch in den folgenden Besprechungen es immer nur mit der Kunst als solchen zu thun haben, mit jener Richtung der allgemeinen Ansichten und jenem Vorwalten dieser oder einer andern Stimmung, wie sich das in den Werken der Künstler ausspricht. Wir maßen uns nicht an Lehren geben oder den Vorrang bestimmen zu wollen, unsere Worte sind ein Zoll der Achtung, den wir dem künstlerischen Wirken überhaupt darbringen. Der gemachte Künstler tritt bald kenntlich hervor und bedarf nicht, daß wir ihm den Ehrenplatz anweisen, und wo ein junger Mann noch nicht die letzte Stufe errang, ist es, weil auch bei der aufopferndsten Verwendung, Fleiß und Anstrengung, und dem vollen Ernste der Zeit, der überall hervortritt, es dazu wiederholter Erfahrungen und des Kreislaufes von Jahren bedarf. Vor Allem

[1]) Auf keinem anderen Gebiete des menschlichen Geistes stellen sich Meinungen und Urtheile einander so scharf entgegen, als auf jenem der Kunst. Der Boden, in welchem die Kunst wurzelt, aus dem sie ihre Blüthen treibt, ist jenes geheimnißvolle Reich der Gefühle, zum großen Theile noch terra incognita, und die Wissenschaft findet auf diesem Gebiete noch genug zu thun. Aber eben das Werk der Wissenschaft gehört seiner Natur nach einem engeren Kreise an, der Kreis der Kunst ist — die Welt; das Kunstwerk gehört nicht ausschließend seinem Besitzer, sondern recht eigentlich jedem fühlenden Herzen an, Jedem, dessen Gefühl weder noch in Rohheit befangen liegt, noch durch Verbildung schon gesunken ist. Darum hält sich aber auch Jeder berechtigt in Sachen der Kunst mitzusprechen, und ist es auch, wenn er ein unverfälschtes reines Gefühl dafür mitbringt, insofern es sich nämlich um die Wirkung eines Kunstwerkes handelt, nicht aber da, wo es die technische Hervorbringung desselben gilt.

In diesen Beziehungen achtet es die Redaktion, insbesondere was Kunstkritik betrifft, für unerläßlich, auch Ansichten Raum zu geben, welche ihren eigenen entgegengesetzt sind, in so weit die Waffen in ehrenhaftem Kampfe geführt werden, zum endlichen Siege der Wahrheit, und nicht blos in feindseliger Absicht gegenseitiger Verletzung.

Diese Erklärung glauben wir bei der diesjährigen Eröffnung der Mittheilungen über Kunst (ohne Beziehung auf die vorliegende) ein für allemal vorausschicken zu müssen.

[2]) Es ist merkwürdig, wie im Vergleiche zu andern Städten Italiens und im Verhältnisse zu seinem Reichthume, Mailand nur so wenige Privat-Bildergallerien zählt, wogegen in großartigem Maßstabe die Vorliebe für Skulpturarbeiten hervortritt.

nehmen wir uns unsere volle Freiheit, nur das zu berühren, wo wir glauben, eine Bemerkung beifügen zu können, diese aber ganz dem Eindrucke des Gegenstandes auf unser Gefühl gemäß zu geben.

Wir beginnen mit den großen, ja kolossalen Bildhauerwerken. Da ist von

Fraccaroli Innozenzo: Achilles und Penthesilea, Gruppe über Lebensgröße, noch in Gips. Der Lanzenwurf hat das Pferd tödtlich erreicht und es zum Stürzen gebracht; von eben so tödtlicher Wunde getroffen sinkt auch die kühne Amazonen-Königin zusammen; Achilles eilt herbei, sich seiner kostbaren Beute zu versichern, er faßt die Fallende in seine Arme; da erblickt er in dem sterbenden Gesichte die Züge blendender, bezaubernder Schönheit, und er ist ergrimmt über sich und seine Rechte, daß er diese reizende Blume vernichtet. — Meisterhaft, unverbesserlich ist die zusammensinkende Gestalt der schönen Kriegerin über dem mit wahrem sicherm Geschmacke, zwar in untergeordneter Weise, aber doch vortrefflich behandelten Pferde. Diese Gruppe ist ganz im Sinne der schönsten Antike behandelt und läßt gar nichts zu wünschen übrig. Auch der jugendliche Heros ist eine schöne Gestalt, aber er ballt im ohnmächtigen Zorne die Faust, sieht drohend nach oben, und das ist nicht von der Antike und auch nicht zu loben. Heroen kennen die Grenzen ihrer Kraft, verirren sich nicht zu eitlen Drohungen.

S. Gior. Albordio. Kastor und Pollux zu Pferde in kolossalem Maßstabe, bestimmt vor der Einfahrt des königl. Schlosses zu Turin aufgestellt zu werden, noch in Gips. Einen wahrhaft wohlthuenden Anblick gewährt die frische volle Kraft in den Pferden, von den jugendlichen Heroen mit solcher selbstbewußten Sicherheit geleitet. Man erkennt die glückliche Nachbildung der Fidiasischen Friese des Parthenon. Sprudelnde Kraft durchdringt gleichmäßig das Ganze, tritt nicht blos in dem einen oder dem andern übermäßig erhobenen oder gespannten Nerv hervor. Außerdem noch Marmorbüsten, zum Theile kolossal, wie die des Grafen Archinto; vortreffliche Behandlung des Marmors, wo man das Spiel der Muskeln unter der deckenden Oberhaut erkennt.

Cochi Luigi. Der auf Eroberung ausgehende kleine Liebesgott. Liebliches Marmorfigürchen. Wie schalkhaft schreitet der kleine gefürchtete Herrscher aus, und mit der einen Hand, wie insgeheim, nach dem vorgesetzten Ziele deutend, während er den Bogen siegesbewußt an die Brust drückt, und auch das Flügelpaar rückwärts die Bewegung theilt und sich zu entfalten beginnt. Ein echt künstlerischer Gedanke und von demselben Hauche beseelt. Auch Marmorbüsten, doch noch nicht ganz Meister der Schwierigkeiten des Marmors.

Agliati Luigi. Porträtbüste des mailändischen Geschichtschreibers Cesare Cantù, die wir nicht ausgezeichnet nennen würden.

Bisetti Ant. Marmorstatue über Lebensgröße. Stehende Venus, im Begriffe, ins Bad zu steigen, eben daran, das letzte Gewand abzulegen. Vollkommene Regelrichtigkeit, aber noch keine leichte Behandlung des Marmors.

Baruzzi Cincinnato. Ruhende Venus über Lebensgröße. Niedlich das unter dem Kopfkissen kosende Taubenpaar. Wohl Porträt; ohne höheren Schwung.

Croff Giuf. Männliche Porträtbüste, gestützt auf Füllhörner und drei niedliche Kinderfigürchen, in äußerst glücklicher und niedlich ausgeführter Zusammenstellung.

Stehende Marmorstatue der Danae. Kleinere Marmorstatue der sich das Haar ordnenden Bensabea. Regelrecht ohne höheren Schwung.

Manfredini Gaetano. Vertraut mit der kühnen Behandlung des Marmors zu verschlungenen Figurengruppen, z. B. Amorine mit den Wahrzeichen der verschiedenen Künste unter einem gefüllten Fruchtkorb, dem sie zur Stütze dienen. Mehre Porträtbüsten zeigen von großer Kunstfertigkeit, aber das in dem Blumenkörbchen liegende Kind ist mit zu wenig Lieblichkeit ausgestattet; selbst bei einem Ebenbilde dürfte das bei einer Darstellung dieser Art nicht fehlen, wo sich ja den Zügen sonst nichts Bedeutungsvolles beilegen läßt.

Cacciatori Benedetto. Ein, wie die Thatsachen sprechen, thätiger, viel beschäftigter, viel geübter und seines Stoffes vollkommen mächtiger Künstler. Eine größere Marmorgruppe stellt, offenbar mit Porträtähnlichkeit, ein auf den Knien hockendes Mädchen vor, das angenehm lächelnd ein munteres Knäbchen zurückhält mit etwas wild geschäftigen Händen über ein Nest mit kleinen Vögelchen herzufallen. Ein lieblicher Gedanke und der Künstler auch ganz dessen Vollführung gewachsen; aber warum zog er das schöne Bild freundlichen jungfräulichen Schutzes gegen tobenden Knabenübermuth nicht in das Reich der Dichtung, der dichterischen Sprache? In dem Augenblicke wo er, ohne sogar der trockenen Wirklichkeit bestimmter Gesichtszüge zu nahe zu treten, das unmündige kleine Kind zu einem selbstbewußten Liebesgotte umschafft, würde er auch der ganzen Gruppe eine höhere Leichtigkeit und das Witzsprühende verliehen haben, dessen sie so sehr empfänglich ist.

So ist das in einem Rosenkörbchen schlafende Jesukind eine äußerst liebliche Auffassung, nur muß selbst der Schlaf des Gott-Kindes ein belebter sein. Bedeutungsvoll stellten die Alten den Gott des Schlafes wohl als einen Greis vor, bewegungslos, mit geschlossenen Augen, obschon mit dem Ausdrucke beschwichtigender Ruhe im freundlichen Antlitz, aber sie fügten an die Schläfe Schmetterlingsflügel, um anzuzeigen, daß die Seele fortlebt während des Schlafes, daß ihre Thätigkeit nicht aufhöre, daß sie ihre Kräfte nur in ihren eigentlichen Sitz im Innersten zurückziehe. Das Relief mit der Verkündigung Mariens erschien uns ohne höheren Ausdruck, übrigens, so wie die Büste über Lebensgröße, fleißig, mit Sicherheit der Behandlung gearbeitet.

Große Grabdenkmäler in Marmor, ausgestattet, ja überdeckt mit aller Fülle architektonischen Schmuckes, scheinen in Mailand, was wohl nur sehr preiswürdig wäre, immer mehr zur Sitte werden zu wollen; unser Künstler hat deren zwei, die mit Vorstellungen en relief geziert sind, ausgestellt. Mutter und Bruder sind hinübergegangen in jene heiteren Höhen der Ewigkeit, da entsendet der sanfte Genius mit der gesenkten Fackel dahin auch das dritte Glied der Familie. Diese Aufgabe hat der Künstler vortrefflich gelöst, und in seiner Zusammenstellung ein sprechendes Ganzes geliefert, wobei wir

nur die Gestalten etwas weniger stark, wir möchten sagen etwas weniger körperlich gewünscht hätten.

Das zweite Grabmal, von derselben Größe, enthält im Hintergrunde die Vorstellung eines Baumes, vor welchem zwei Grabdenkmäler stehen und zwischen diesen das Sinnbild des Christenthums, ein hohes aufgerichtetes Kreuz. Im Vorgrunde erscheint die kniende weibliche Gestalt der frommen Anordnerin, welche für ihre vorangegangenen Lieben betet. Die ganze Auffassung hat etwas Malerisches und Ergreifendes zugleich, nur würden wir auch hier die weibliche Figur etwas leichter gehalten gewünscht haben, und einzelne Theile z. B. die Füße vollendeter; Vorstellungen der Art, mit reichem Laubwerk, haben übrigens, so sehr sie das Auge reizen, das Gefährliche, daß es so leicht ist in Übermaß zu verfallen.

Luccardi Vincenzo aus Udine. Noch kein vollendeter Künstler, aber auf sehr gutem Wege. Loben, im vollsten Maße, muß man die Wahl der Vorstellungen. Da ist der **genio della scultura**; der **genio della pittura**; **il primo senso d'amore**, zwei Knaben- und eine Mädchengestalt. Wir glauben nicht, daß Hr. Luccardi seine Aufgabe genügend gelöst habe, aber Beifall muß man schon zollen seinem echt künstlerischen Streben. Gewiß, es langt nicht aus, daß ein Knabe den Griffel oder das Zeichentäfelchen halte und mit kindischer Unbeholfenheit darauf sehe, um den ersten schöpferischen Augenblick zu bezeichnen, wo der menschliche Geist sich seiner selbst bewußt wird, und nun strebt sich durch Bild und Gestalt auszusprechen und verständlich zu machen. Es ist ein geistiges Wirken, das der Künstler bezeichnen will, warum wählte er zu Trägern seines Gedankens nicht höhere geistige Wesen? Amorine sind nicht Liebesgötter allein, die bewegliche geflügelte Gestalt mit dem Blitz in den Augen deutet eben so wohl auf das leichte, eigenthümliche Spiel der Gedanken, wie auf das der Leidenschaften und Wünsche. Wenn in dieser selben Ausstellung Künstler, wie wir sehen werden, zur Darstellung einer derben Lustigkeit sich der holländischen Figuren der Rokkokozeit glaubten bedienen zu dürfen, wie wird man es denn versäumen, zur Veranschaulichung höherer Ansichten die dazu gegebenen Mittel anzuwenden? Und der von dem Künstler gewählte Gegenstand ist ja keine körperliche Wirklichkeit, es handelt sich nicht um Knaben, die eben den ersten Unterricht im Zeichnen und Nachbilden erhielten, und wird also ganz richtig und ohne aller Empfindelei in den höheren Kreis der dichterischen Darstellungsart gezogen.

Die erste Wahrnehmung der Liebe; welch' eine herrliche Aufgabe, sich zur Darstellung zu wählen das erste Durchzucken eines höheren Lebens, das die Seele bewegt in dem Augenblicke, wo man sein zweites schöneres Abbild in einem bewunderten zweiten Wesen zu erblicken glaubt, der Jüngling darnach stürzt, die Jungfrau tief im Innersten darnach die Sehnsucht hegt! Ein viel bewundertes Bild in Paris, der erste Kuß von Gerard, war offenbar nur dem Theater entnommen; und das unnatürliche Erstarren in der weiblichen Figur war nur Nachbildung einer, auf eine weithin sichtbare Wirkung über den gefüllten Raum eines Schauspielhauses, berechneten Szene. Nahe am Ziel dürfte sich ein Künstler der gegenwärtigen Kunstausstellung glauben, **Sala Eliseo** mit dem Bilde Nr. 64 der Morgengruß; der helle leuchtende Strahl des Morgens fällt durch das hohe Gartenfenster in ein festliches Zimmer; draußen lagert der Mai mit seinen duftenden Blüten auf den Bäumen; da stürzt ein reizendes weibliches Wesen, eben aus beglückenden Träumen erwacht, hervor an die Öffnung, und begrüßt, ihm einen Kuß zuwerfend, den herrlichen Morgen mit seinem hundertfältig erwachten Leben, der ein Bild ihres Inneren ist. Schwebte dem Maler so die tiefe, ernste Bedeutung vor dem geistigen Auge? Es wurde dadurch zu einer der schönsten künstlerischen Zierden der Ausstellung. Was unser Künstler darstellte, scheint mehr wehmüthige Rückerinnerung als das erste entzückende Gefühl der Liebe, denn eben so gut deutet der Blumenstrauß, den das Mädchen mit der einen Hand an die Brust drückt, während es den Blick nach oben wendet, auf ein bloßes Andenken; und während dem ist die andere Hand müßig herabhängend gebildet, gerade wie auch angehende Schauspieler, bis sie gewohnt sind mit der darzustellenden Rolle nur Ein Ganzes zu bilden, wo dann Alles sogleich seine passende ja unentbehrliche Lage erhält, darin die größte Schwierigkeit finden beide Hände zu beschäftigen. Die ganze Ruhe der Stellung und Haltung entspricht nur wenig der beseligenden Empfindung, die mit dem ersten Bewußtsein, den bisher kaum in Ahnung gekannten Gegenstand der innigsten hingebungsvollsten Bewunderung nun wirklich erblickt zu haben, das ganze Wesen mit neuem Leben durchschauert und sich im Blick wie im Feuer der Bewegungen ausspricht. Das Täubchen, das der Künstler auf den Boden hinsetzte, langt wohl aus auf Zärtlichkeit hinzuweisen, kann aber nicht die volle Tiefe des Gedankens ausdrücken. Das Gewand aber würden wir, selbst wenn er sich eine junge Schäferin dachte, doch für zu ärmlich halten.

Benzoni Giov. Maria von Bergamo. Wir glauben was sichere Handhabung des Meißels, Richtigkeit der Verhältnisse, und überhaupt Vollendung der Ausführung betrifft, das von diesem Künstler Gelieferte leicht dem Besten der gegenwärtigen Ausstellung beizählen zu dürfen; so die große Büste Papst Pius V., das schöne Floraköpfchen mit dem Blumenkranz im Haar; die liebliche Gruppe das h. Johanneskind mit dem Lamm, und die andere unter der Benennung Dankbarkeit, ein kleines Mädchen einem Hunde den Dorn aus dem Fuße ziehend. Wie doch Kindern Alles so gut ansteht! Das leidende Thier fühlt im ganzen Umfang die demselben zu Theile werdende Wohlthat, man kann von dem Augenblicke an auf dessen Erkenntlichkeit vertrauen.

Die halb liegende, gestützte Figur eines schönen Greises soll den in Betrachtung versunkenen h. Hieronymus vorstellen. Auf den ersten Blick glaubten wir eine jener bei den Alten so häufigen Figuren liegender Flußgötter zu sehen, und suchten nach der Urne. Wie zierlich sind Haare und Bart geordnet, die Stellung wie gewählt, aber wir rechnen das hier zu keinen Vorzügen des Kunstwerks. Zierlichkeit ist nicht der Ausdruck, der dem gewaltigen Heiligen ziemt, dessen einziges Streben war durch unausgesetzte innere Selbstbeschauung die Kräfte der Seele zu erstarken, damit sie von innen heraus den festen Bau des Körpers zerstören und sich so der Freiheit wiedergegeben den lichten himmlischen Räumen nähern könne. Das Fleisch des Körpers bis auf das immer noch widerstrebende zähe bindende Muskelwerk aufgezehrt, im Antlitze den Ausdruck des tiefen schmerzlichen Gefühls über den langen Kampf

mit der kaum bezähmbaren Kraft des Körpers, das ist das Bild des Heiligen auf Dominichino's unsterblichem Bilde zu Rom, wo ein überirdisches Lächeln das Antlitz nur in dem Augenblicke erleuchtet, in welchem die Seele beim Scheiden aus dem zusammenstürzenden Gerüste des Körpers die äußersten Lippen berührt.

Monti Gaetano und Raffaele aus Ravenna, Vater und Sohn. Große Sicherheit und künstlerische Übung bei Beiden. Vom Vater ein großes Grabdenkmal einer, in den ersten Monaten der geschlossenen Ehe gestorbenen jungen Frau, Theresia Agricola, geborne Colleoni, die nun da liegt in ganzer Gestalt auf dem reichen Sterbebette, fortschlafend den langen ruhigen Schlaf; unmittelbar darüber in halberhobener Arbeit die Brustbilder von Vater und Mutter, und über diesen, das Ganze schließend, von Heiligen des Himmels umgeben, die thronende huldvolle Mutter Gottes, wohin im Leben und Sterben der Blick der Menschen sich ja am getröstetsten wendet; die ganze reiche Zusammenstellung bestimmt eine Grabkapelle zu bilden. Noch ein großes Grabdenkmal in halberhobener Arbeit. Die sitzende Gestalt der trauernden hinterlassenen Witwe in Betrachtung des Brustbildes des verlorenen geliebten Gatten, das auf einem hohen Untergestelle erscheint; auf diesem selbst sieht man, wie den Tanz der Horen, die weiblichen Gestalten der von dem Verstorbenen gepflegten Künste und Wissenschaften. Ein schöner Gedanke, so sollten ja wirklich Ernst und freundliche Milde, Wissenschaft und froher Genuß, veredelnder Kunstsinn und brodgebende Arbeit im Leben sich gegenseitig die Hände bieten, und Keines das Andere ausschließend, den schön geschlungenen Reigen bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Ausführliche lateinische Grammatik.

(Schluß.)

Im Einzelnen möchte ich den Verfasser für künftigen Gebrauch noch auf Folgendes aufmerksam machen. Wie möchte derselbe wohl sein lateinisches Alfabet §. 3 mit der Stelle Cicero's **de Nat. Deor. libr. II. c. 37. si innumerabiles unius et viginti formae literarum vel aureae, vel quales libet, aliquo conjiciantur etc.** in Einklang bringen, zumal da er erst §. 6 in einer Anmerkung **k, y, z** für ursprünglich griechische Buchstaben erklärt, welche Erklärung wohl sogleich der Bemerkung, daß **i** und **u** sowohl Vokal, als Konsonant sei, hätte folgen sollen? Wenn Verfasser dann noch den Zusatz macht, daß, wenn **Ph, Ch, Rh, Th** in einem Worte vorkommen, es ein Zeichen sei, daß es ursprünglich kein lateinisches, sondern ein griechisches Wort sei, so hätte er wohl auch **Sch** und zu Anfang eines Wortes das **X** dahin zählen sollen. Die Interpunktionslehre, die freilich nur erst bei oder nach der Periodenlehre gründlich entwickelt werden kann, hat der Verfasser ganz übergangen. Ist es §. 12 richtig, daß das **adverbium** nur zur näheren Bestimmung des **Verbum** diene? Wenn der Verfasser §. 31 von **epulum** die Bedeutung Gastmahl angibt, so ist dies nicht ganz richtig; **epulum** im Unterschiede von **epulae** wird vorherrschend von den für religiöse Zwecke oder bei öffentlichen Feierlichkeiten gehaltenen oder einer Menge gegebenen Mahlen gebraucht. Bei **Leuctra, Megara, Hierosolyma** hätte Hr. Verfasser unterscheiden sollen, was Haupt-, was Nebenform sei. So hätte bei den Adjektiven mit verschiedenen Nominativen und Deklinationen auch sogleich bemerkt werden sollen, wann die eine und wann die andere Form gesetzt werde. Kommt §. 32 **vigilia** nicht häufig im Singular vor? Warum erwähnte Hr. Verf. nicht auch **opera**, Taglöhner, Arbeiter, **lactes**, die kleinen Gedärme, u. a. m.? Wenn §. 33 ganz richtig bemerkt wird, daß die Namen der Flüsse, der Berge, Winde und Monate **gen. masc.** sind, weil die meisten derselben blos **Adjectiva** sind, bei denen **fluvius, mons, ventus** und **mensis** darunter verstanden wird, die Namen der Länder, Inseln, Städte, Bäume und Pflanzen dagegen **fem.**, weil man man bei ihnen **terra, insula, urbs, arbor, planta** darunter versteht; so hätte hier wohl eine Hindeutung auf die alte Mythenlehre und die Sitte der Alten, in der Natur alles zu personifiziren und mit männlichen und weiblichen Gottheiten zu bevölkern Statt finden sollen; dann würden auch die Ausnahmen leichter begreiflich. Wenn §. 42 von **multus** der Superlativ **plurimus** und im Plur. auch **plerique** angeführt wird, so wäre der Zusatz wünschenswerth, daß **plerique** nur sehr viele, nicht die meisten heiße, also nur einen sehr hohen, nicht den höchsten Grad bezeichne. Bei §. 43 fehlt die Bemerkung, daß die **numeralia distributiva** dem Deutschen (so wie dem Griechen) gänzlich mangeln. Wenn der Verfasser §. 66 die **anomala participia fut. act. c. pariturus, ruiturus, moriturus, nasciturus** angeführt, hätte wohl hiebei auch **fruiturus, tuiturus, abnuiturus** u. a., wie auch **dolituras, nociturus, carituras** eine Stelle finden sollen, obwohl letztere gar kein **supinum** haben. Wenn der Verfasser S. 107 mehre **Participia perfect.** der **Verborum deponentium** anführt, die nebst der thätigen Bedeutung oft die leidende haben, hätte er offenbar nicht den Ausdruck, »oft,« sondern nur »mitunter« gebrauchen sollen, damit der Knabe nicht versucht werde, sie geradehin so anzuwenden. Wenn er §. 83 der **Verba frequentativa, inchoativa** und **desiderativa**, Erwähnung thut, warum gedenkt er nicht auch der **intensiva**, wie z. B. **collaudare i. e. valde laudare**, der **imitativa**, wie z. B. **patrisso**? — Der **Verba defectiva** §. 85 gibt es weit mehre, als in allen gewöhnlichen Grammatiken vorkommen, man sehe hierüber Reisig's Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft S. 255. Und es ist gewiß beachtenswerth, daß **do** keine erste Person **praes. pass. dor** hat, daß von **furere** nicht **furo** vorkommt, daß Cicero nie das **perfectum incepit** gebraucht. §. 95, wo der Verf. über die Zusammensetzung der Präpositionen mit **verbis** spricht, ließ derselbe rücksichtlich der dadurch modifizirten Bedeutung der zusammengesetzten Zeitwörter Vieles zu wünschen übrig. Zum Beleg diene Folgendes: Die Präposition **de** hat allerdings die Grundbedeutung von oben herab; aber oft verstärkt, vermehrt sie, z. B. **deposco**, ich fordere stark, **demiror**, ich wundere mich stark, **depordo**, ich verliere ganz und gar. **Dedere** ist daher stärker als **dare**. Daß es in einigen **Compositis** die Entfernung ausdrückt, hat der Verf. wohl durch das Wörtchen „weg" angedeutet; aber es drückt jene Entfernung nicht schlechtweg aus, sondern nur die eines Dinges, welches sich schon in Berührung mit etwas gesetzt: z. B. **deterrere, deprecari.** Und drückt **denunciare** nicht das laute, feierliche Verkünden aus? Genügt es zu sa-

gen: e. v. ex hat die Bedeutung heraus, aus? exacuere z. B. heißt vollkommen ausschärfen, so sehr als möglich schärfen; exaudire aus der Ferne, dann deutlich hören; expetere heißt etwas angelegentlich erstreben, nach etwas leidenschaftlich heftig trachten; emori heißt entweder sterben, so daß auch die Wurzel, Urstoff ausgerottet ist, oder gistig sterben: bei lebendigem Leibe, z. B. emori prae risu. Hat sub nur die Bedeutung unter, heran? Letzteres ist dazu noch unbestimmt; es drückt eine Annäherung, eine Bewegung von unten nach oben aus z. B. subire montem. — Aber wie häufig fügt das praefixum sub zum verbum simplex den Begriff von heimlich, unvermerkt z. B. suffugere, subducere, subvehere, submonere etc.

Wenn der Verf. von der Ableitung und Zusammensetzung der Wörter spricht, blieb so manches Wichtige unbeachtet. Ref. will nur auf Einzelnes aufmerksam machen; die abgeleiteten Verba auf icare schwächen den Begriff, z. B. Albicare heißt, der Farbe des Weißen nahe kommen, claudicare, etwas lahm sein, verschieden von claudere, vollkommen lahm sein. Die untrennbaren Partikeln von dis und ve besagen das Gegentheil von dem Begriffe, mit welchem sie zusammengesetzt sind, und verneinen also, z. B. disconveniens, disconcinnus, vesanus das Gegentheil von sanus, vegrandis klein; 2. verstärken sie noch das Mangelhafte oder Nachtheilige, z. B. distaedet, es ekelt sehr, dispudet, es erregt große Scham, vepallidus, sehr blaß. In kann in der Zusammensetzung bald Präposition, bald negierende untrennbare Partikel sein; ja es gibt selbst Wörter, welche bald mit dieser, bald mit jener zusammengesetzt sind; z. B. indictus kann herkommen von indicere, wo in das Vorwort ist, mit der Bedeutung: angekündigt, oder es ist von dictus in der Bedeutung ungesagt, wo in die untrennbare Partikel ist. Es wirkt aber in als Vorwort bisweilen intensiv, so daß dann in demselben Worte zwei entgegengesetzte Bedeutungen liegen können, z. B. infractus, stark gebrochen und bei Spätern ungebrochen. Incanus sehr weiß ꝛc. Sesqui mit einem Substantivum zusammengesetzt bezeichnet das durch das Substantivum bezeichnete Object, als ein Ganzes und ein Halbes dazu, z. B. sesquipes anderthalb Fuß; dagegen mit Numeralien zusammengesetzt bedeutet das ganze Wort den Inbegriff des Numeralen weniger ein halb z. B. sesquitertius dritthalb.

Wie konnte Hr. Verfasser S. 174 sagen: ut habe immer den Conjunktiv bei sich? Gehört überhaupt jene Bemerkung an diese Stelle? S. 104 sollte wohl bei der Zusammensetzung mit Adverbien die Bemerkung nicht fehlen, daß es einen großen Unterschied mache, ob man sagt: benedicere, maledicere, oder bene und male dicere, beide Worte getrennt. Bei den encliticis ve und que sollte die Bemerkung nicht fehlen, daß ve an Zahlwörter angehängt, beschränkend sei und unser höchstens ausdrücke, z. B. quaternis quinisve versibus. Corn. Nep. Attic. XVIII., que hingegen vermehrend sei z. B. Hor. ep ad. Pis. v. 358. Wenn in der Syntax S. 214 von dem unbestimmten Pronomen man die Rede ist, sollte die Bemerkung nicht fehlen, daß die Bezeichnung des deutschen man in der lat. Sprache mannigfaltig ist, je nachdem der Umfang dieses Begriffes allgemeiner, oder beschränkter oder unbestimmter ist. Denkt sich der Sprechende das Subject, von dem die Handlung ausgehen soll, ganz unbestimmt und allgemein, so ist das Passivum nothwendig. Ist dagegen eine ganze Klasse von Individuen gemeint, oder gar im Vorhergehenden bezeichnet, so ist die 3. Person des Plur. gebräuchlich. Ist aber aus einer bestimmten Klasse irgend einer mit diesem Worte angedeutet, so finden wir aliquis, quis, quispiam gesetzt. Befaßt der Redende sich und die Angeredeten unter diesem Worte, so wird die erste Person des Plurals stehen müssen. Die zweite Person des Sing. oder Pl. ist dann anwendbar, wenn die darzustellende Sache dem oder den Angeredeten mit Nachdruck und Lebhaftigkeit ausgesprochen werden soll. Zwei dieser Fälle sind vom Verf. ganz mit Stillschweigen übergangen. Oder ist das hier Aufgestellte der Jugend nicht klar genug? S. 224 sollte bei der ersten Anm. wohl noch die Bemerkung hinzugefügt werden, daß sich nach non vereor auch ut in der Bedeutung daß, und nach vereor ut non in der Bedeutung daß nicht, finde. In diesem Falle ist vereri, als Gegentheil von sperare, so viel, als mit Besorgniß glauben, und der davon abhängige Satz ist durch ein gedachtes fore zu erklären, z. B. Ut ferula caedas meritum majora subire verbera, non vereor. Hor. Serm. I. 3. 120. Vereor ut hoc, quod dicam, non perinde intelligi possit, atque ego ipse cogitans sentio. Cic. pro Marc. 4. — Wenn Hr. Verf. S. 229 von der Konstruktion accus. c. infinit. nach Verbis sentiendi und declarandi spricht und in der Anm. darauf aufmerksam macht, daß im Falle, daß nach jenen Verbis ein Fragewort steht, nicht der Accus. c. Inf., sondern der Konjunktivus stehe; warum dachte er nicht auch an jene Konstruktionen, wo ut auf derlei Verba folgt? S. 231 bemerkt der Verf. treffend, daß nach einer Frage oder einem Ausrufe, welche Unwillen oder Verwunderung über irgend eine Thatsache oder Behauptung ausdrücken, der Infinitiv stehe (die Schulgrammatik hat davon keine Ahnung); aber der letzte Grund dieser Spracherscheinung ist nicht bemerkt. Es ist ein Hellenismus, im Griechischen ist δυνατόν und pro re nata ἀδύνατον ausgelassen.

Der Lateiner hatte in der classischen Zeit das possibile und impossibile nicht, fieri potest fordert aber ut, lieber bildete der Römer die griechische Konstruktion nach. Wenn der Verfasser S. 263 bemerkt: Facere mit dem Genitivo ditionis heiße unterwerfen, hätte er wohl auch den Grund des Genitivs andeuten sollen. Heißt S. 282 benedico eigentlich »ich lobe,« maledico »ich schimpfe.« Die ursprüngliche Bedeutung sollte in solchen Fällen beim Jugendunterrichte nie außer Acht gelassen werden. Wenn S. 287 die verschiedenen Fügungen bei consulo angegeben werden, warum nicht auch hier die: consulere aliquam rem boni etwas gut aufnehmen? Bei convenire hätte wohl auch erwähnt werden sollen: res convenit inter aliquos, und daß es auch absolute ohne alle persönliche Beziehung stehe. S. 289 sollte vacare re oder a re zuerst angegeben sein, denn vacare heißt wohl immer nur frei, leer, ledig sein, also auch frei von Arbeit, Muße oder Zeit haben, und in vacare literis ist dieß der Dativus commodi. Richtig bemerkt Hr. Verfasser S. 313, daß Dichter und Historiker viele Adjectiva im Plur. gen. neutr. als Substantiva gebrauchen, und dann das beigefügte Substantiv in den Genitiv setzen; aber auch dies ist eine griechische

Konstruktion, und unter den Historikern gebrauchen sie die spätern viel häufiger, als die des goldenen Zeitalters; auch läßt sich oft loca oder spatia suppliren. Auch die Bedeutung des nullus S. 315 ist nach dem griechischen οὐδείς besser gering, unbedeutend. — Richtig bemerkt Hr. Vrf. S. 318, daß zur Konstruktion des Comparativi auch die verba malo und praesto gehören. Hier sollte wohl der Zusatz nicht fehlen, daß auch alius syntaktisch wie andere Komparative gebraucht werde, z. B. Edicto vetuit, ne quis praeter Apellem pingeret, aut alius Lysippo duceret aera. Hor. Ep. II. 1. 240. S. 323 sagt der Vrf.: Ita vor einem Superlativ wird auch bisweilen weggelassen, und führt als Beleg die Stelle aus Cicero an: Ut quisque maxime perspicit, quid in re quaque verissimum sit, is prudentissimus et sapientissimus rite haberi solet; diese Stelle ist aber verstümmelt angeführt, sie sollte heißen: Ut quisque maxime perspicit, quid in re quaque verissimum sit, quique acutissime et celerrime potest et videre, et explicare rationem, is prudentissimus etc.; warum fehlt nun im Nachsatze ita, und warum trat is an seine Stelle? Weil sich im zweiten Gliede des Vordersatzes quique unvermerkt eingeschlichen hat. Richtig bemerkt Vrf. S. 325, daß das im Deutschen zur Bezeichnung einer jeden beliebigen großen Zahl gebräuchliche Tausend im Lat. nicht durch mille, sondern durch sexcenti gegeben werde; warum machte er nicht gleich den Zusatz, daß die Dichter dafür auch centum gebrauchen? — Die Regel S. 325: Der Pluralis von unus wird nur bei Pluralibus tantum gebraucht, ist wohl etwas undeutlich, es sollte heißen bei solchen Wörtern, die in der Bedeutung nur im Plural gebräuchlich sind. Aber dies ist auch nicht der einzige Fall; es wird auch so gebraucht, wenn unus die Bedeutung allein hat; z. B. Caes. B. G. I. 32. unos ex omnibus sequanos etc. Ferner, wenn es heißt idem, unverändert; z. B. Cic. pro Flacco c. 26. Lacedaemonii soli septingentos jam annos amplius unis moribus et nunquam mutatis legibus vivunt. Hierzu kommt noch der Fall, wo in Gegensätzen uni alteri gesagt wird, z. B. Caes. Orat. c. 35. Traditi sunt duplices loci, uni e rebus ipsis, alteri assumpti. Bei der Lehre vom Gebrauche der Numeralia hätte wohl auch die Angabe der Bruchtheile Erwähnung verdient; dabei wird immer ein Theil weniger genannt, als das Ganze beträgt. Wenn es z. B. im Corn. Nep. Timotheus c. 4 heißt: Multae novem partes detraxit, so wurden $^9/_{10}$ erlassen. Die ganze Summe betrug 100 Talente, und Conon mußte 10 geben. Liv. XXI. 40. sagt: duabus partibus peditum equitumque in transitu Alpium amissis, nämlich von drei. — Vortrefflich ist S. 328 u. 29 das über die Pronomina possessiva Gesagte; nur hätte Rzt. noch gewünscht, daß der Vrf. auch berücksichtiget hätte, daß eine Modifikation derselben auch durch ihre Stellung vor oder nach dem Substantivum bewirkt werde. Treffend sind auch die Pronomina demonstrativa bestimmt, nur glaube ich, daß iste auf den Angeklagten, nicht auf den Kläger zu beziehen sei. Ferner wird ille oft auch im Verlaufe der Rede auf das Folgende bezogen. — Bei idem S. 331 hätte wohl in einer Anmerkung die griech. Fügung des idem mit dem Dativ, wie Horazens idem facit occidenti, was freilich nur bei den Dichtern und Prosaikern vorkommt, beachtet werden sollen. Bei dem Gebrauche von suus und ejus S. 334 hätte wohl noch bemerkt werden können, daß sich Klassiker oft auch gewisse Freiheiten gestatten, besonders, wenn keine Zweideutigkeit entsteht, z. B. Liv. XXVII. 46. Errore velut torpentem Hannibalem nec castra sua sine duce relicta aggredi; nec ad sequendum se iter intendisse: antequam se moveat, deleri exercitum Hasdrubalis posse, redireque in Apuliam. S. 339 ist nro 6. wohl überflüssig; qui, quae, quod ist als interrogativum nicht mehr relativum. Was S. 348 über das deutsche man gesagt wird, ist nur Wiederholung des bereits früher Gesagten. Das Praesens historicum S. 352 steht wohl beim Lateiner viel häufiger, als bei uns Deutschen. Treffend macht Hr. Vrf. S. 353 auf den röm. Sprachgebrauch aufmerksam, daß in mehren Redensarten das Praesens indicativi steht, wo im Deutschen das Imperfectum conjunctivi Statt findet. Wäre er hiebei nur auch auf den letzten Grund zurückgegangen. Der Lateiner in seinem Bestreben nach Bestimmtheit, und bei seiner Neigung eine reale oder objektive Bezeichnung eintreten zu lassen, spricht gern im Indikativ kategorisch aus, was der Deutsche durch den Conjunktiv der Hilfszeitwörter bezeichnet. Wo wir die allgemeine Möglichkeit auffassen, ist dem Römer eine konkrete Thatsache gegeben. — In der Bildung der Bedingungssätze entwickelt die lat. Sprache einen höhern Grad von Anschaulichkeit und Klarheit als andere. Der Lateiner geht darauf aus, die Bedingung oder Annahme in ein bestimmtes Verhältniß zu dem Hauptsatze zu bringen, und den Gedanken, welchen wir schwebend erhalten und problematisch formen, als eine faktische Anschauung zu bezeichnen. Livius II. 10. sagt: Pons sublicius iter pene hostibus dedit, ni unus vir fuisset Horatius Cocles. Darum fügen die Römer weit seltener als wir Deutsche der Behauptung eine Limitirung der Bescheidenheit oder des Zweifels bei. Der Deutsche sagt: ich dächte, der Lateiner: censeo etc. Ueber das Imperfektum in Briefen S. 354 hätte sich der Hr. Vrf. kürzer und bestimmter ausdrücken können: der Römer versetzt sich beim Briefschreiben in die Zeit, wo der Empfänger den Brief liest. S. 356 hätte wohl auch folgende Bemerkung Statt finden sollen: die Präterita der aktiven Zeitformen drücken nicht selten ein vorgehabtes Unternehmen aus, z. B. Cic. orat. in Catil. I. c. 8. Quid? quod tu te ipse in custodiam dedisti? Sollte S. 368 der Satz: der Konjunktiv und zwar die zweite Person Sing. steht in allgemeinen Sätzen, wo man im Deutschen sagt: man — unbedingt wahr sein? Und steht der Conjunktivus in allen indirekten Fragesätzen ohne alle Ausnahme? Auch im Lateinischen steht nach dem unbestimmten Pronomen und Zahlwörtern: quisquis, quotquot, quicunque, utcunque etc. in den interrogativen Nebensätzen der Indikativ z. B. Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes. Quam sors dierum cunque dabit, lucro appare. — Wäre es S. 377 nicht vielleicht bestimmter ausgedrückt, wenn nach dem relat. qui, quae, quod der Conjunktiv oder Indikativ folgen soll, wenn man es so ausdrückte: der Conjunktiv tritt, abweichend von dem deutschen Gebrauche, in relativen Sätzen da ein, wo der Begriff des Gegenstandes durch den Relativsatz zu Stande gebracht und erst gesetzt wird. Ist der Begriff an sich schon bestimmt, und

steht der Gegenstand im Urtheil für sich selbst fest, so folgt der Relativsatz in erklärender Form mit dem Indikativ; wo Abhängigkeit vom Gedanken obwaltet, tritt der Conjunktiv ein; z. B. **sunt, qui dicant** und **pauci sunt, qui narrant etc.** S. 384, wo der Vrf. vom historischen Infinitiv spricht, führt er als Beleg eine Stelle Sueton's (Caes. 44) an: **Caesar siccare Pomptinas paludes, emittere Fucinum lacum, viam munire a mari supero per Apennini dorsum ad Tiberim usque, perfodere Isthmum. Talia agentem mors praevenit.** Diese Stelle ward sehr verstümmelt angeführt, und der Verfasser blickte hier offenbar zu flüchtig in den Text. Der Infinitiv hängt hier offenbar von **destinabat** ab, und selbst der Schluß, wenn er ihn nicht verstümmelt hätte, würde ihn eines Besseren belehrt haben, — und auf der f. Seite, wo der Vrf. vom **Gerundium** spricht, scheint er dessen vergessen zu haben, was er S. 73 darüber äußerte. S. 390 vermissen wir bei der 2. Anm. von unten den Grund dieses Sprachgebrauches. — Bei der Anmerkung 3, S. 392 hätte wohl bei **tempus** nicht sowohl die deutsche Uebertragung als der filosofische Grund dieser Spracherscheinung hervorgehoben werden sollen. Steht der Infinitiv, so bildet dieser das Subjekt, und **tempus est** das Prädikat. Steht **tempus** mit dem Genitiv des Gerundii, so bilden beide Worte zusammen nur Einen Begriff, mag es dann Prädikat oder Subjekt des Satzes sein, z. B. **tempus agendi praeterlapsum est.** Und warum gedachte der Vrf. hiebei nicht auch des **consilium est, consilium capio, animus est, sententia est?** S. 398 hätte wohl auch in einer Anmerkung bemerkt werden können, daß der Lateiner nicht selten das **Partic. praes. act.** setzt, wo das Perfectum passiver Form stehen sollte; z. B. **Livius XXII. 49. Cn. Lentulus, tribunus militum, quum, praetervehens equo, sedentem in saxo cruore oppletum consulem vidisset etc. Suet. Caes. 37. Gallici triumphi die Velabrum praetervehens, paene curru excussus est.** In beiden Fällen wollte der Schriftsteller den gegenwärtigen Zeitmoment bezeichnen. — Ebendas. sollte es wohl bei dem **Part. fut. act.** auch heißen, der da soll, der bestimmt ist. Beispiele thun kaum Noth. Auch verdiente wohl bemerkt zu werden, daß mitunter das **partic. perf.** für das **futurum** stehe, z. B. **Livius XXVII. 45 Gloriae quidem ex re bene gesta (für si bene gesta fuerit) partae (st. pariendae) fructum prope omnem ipsos laturos.** — Die **participia perf.** von mehren **depon.** werden wohl auch in passiver Bedeutung gefunden; aber doch seltener; wie es hier ausgesprochen ist, wird der Schüler ungescheut davon Gebrauch machen. S. 416 erklärt Herr Verf. die Bedeutung der Partikeln **nimirum, videlicet** und **scilicet** richtig, warum fügte er nicht auch die Etymologie von **nimirum (ne mirum,** es darf nicht befremden) hinzu? und **videlicet** wird eigentlich von dem gesagt, was handgreiflich ist.

Was der Verfasser von **quippe** sagt, gilt doch zunächst in Antworten ursprünglich von **quia-pe,** nämlich, denn (als Erklärung und Verbindung mit dem Vorigen z. B. **quippe vides;** denn du siehst, du siehst ja etc.). Auch **enimvero** hat oft eine ironische Bedeutung und drückt zuweilen nur den Unwillen des Redenden aus. S. 418 sollte wohl auch bemerkt werden, daß auf das Wort oder die Wörter, welche zwischen **ne-quidem** eingeschlossen werden, der Nachdruck fällt. Richtig bemerkt der Verf. S. 420 die Eigenthümlichkeit, wenn die Negationen einen Infinitiv zwischen sich haben; wir Deutsche sagen aber lieber: Die Seele **muß** thätig sein, die Verstorbenen **müssen** irgendwo sein. Was der Verf. S. 422 von dem Unterschiede zwischen **primo** und **primum** sagt, ist nicht haltbar, es müßte dann eben so gut von **tertio** und **tertium** gelten, **tertio praetor factus est** sagt man, wo schon zwei andere zu Prätoren erwählt sind, und diesen die Wahl als den dritten traf; **tertium praetor** dagegen heißt: derselbe ist schon zweimal Prätor gewesen, und er ist es nun zum dritten Male. S. 427 hätte der Verf. auch den Unterschied zwischen **quod** und **quia** andeuten sollen, jenes drückt den faktischen, dieses den rationellen Grund aus; **quoniam** ist aus **quum jam** entstanden und entspricht unserem: „da nun einmal." S. 430 **Haud scio an, nescio an** drückt eine bescheidene Behauptung aus. Die Bemerkung über **vel** 431 ist eine unnöthige Wiederholung. Wenn der Verfasser S. 440 vom Rhythmus und Numerus der Prosa spricht, hätte er auch ihren Unterschied von dem poetischen angeben und bemerken sollen, daß schwerfällige und volltönende Füße in dem ernsten kraftvollen Ausdrucke vorwalten, kürzere und schnellfallende hingegen, wo die Rede heftiger und bewegter wird. Wenn Verf. S. 463 richtig bemerkt, daß man nur **gratias agere** und **gratiam referre** sagt, so wird **gratiam habere** wohl häufiger gebraucht; doch findet man bisweilen auch **gratias habere. Imaginari** sollte wohl nicht in den **Antibarbarus** aufgenommen werden, wenn es auch nachaugusteisch ist. **Persona** ist allerdings ursprünglich **larva fictitia histrionis,** dann aber **partes actoris in scena agendae,** die Rolle endlich **partes in vita humana agendae** allenfalls Charakter, aber nicht Stand und Würde. Was über **sacramentum** gesagt wird, ist nicht ganz richtig; eigentlich ist es wohl der Eid zur Fahne, wird aber auch seit August für Eid überhaupt genommen. Die Emfase und der Eufemismus hätten S. 470 genauer bezeichnet werden sollen. S. 471 hätte wohl noch bemerkt werden sollen, daß in der lat. Sprache wenigstens in der klassischen Zeit das Streben nach konkreter Auffassung und ein Mangel an Abstraktion vorherrschte. Über **nullus** S. 474 war schon früher die Rede. S. 478 hätte wohl auch des metonymischen Plurals z. B. **impietates, fortitudines, caritates** umständlich gedacht werden sollen. S. 489 die Stelle in Corn. Nepos **Milt I. §. 2. Delecti Delphos deliberatum missi sunt, qui consulerent Apollinem,** ist kein Pleonasmus, keine Tautologie; denn **consulere** ist das eigenthümliche Wort für das Befragen einer Gottheit; **deliberare** enthält das vorläufige zu Rathe gehen mit den Priestern über den Ausspruch, welchen man wünschte. Wenn der Vrf. von den üblichen Ellipsen der Substantiva spricht, hätte er noch weit mehre erwähnen sollen. Ich erinnere nur an **Fasti (sc. dies), annales (sc. libri), bacchanalia (sc. sacra), vinea** Schirmlaube **(sc. porticus), patria (sc. terra** oder **urbs), ovile (sc. stabulum), hastile (sc. lignum)** der Schaft, **missile (sc. telum)** das Geschoß, **noxia (sc. res)** Vergehen, Schuld ꝛc. S. 499 hätte wohl bei **omnes circa populi** an den Gräcismus erinnert werden sollen. Allerdings fehlt im Lateinischen die Conjunktion **si** bisweilen, weit häufiger aber das wenn im Deutschen. Soll der Deutsche S. 536 ohne weiteres im Hexameter statt der Spondeen Trochäen gebrauchen?

Doch genug hiervon. Der einsichtsvolle Hr. Verf. wird bei einer Revision seines verdienstlichen Werkes selbst Manches zu berichtigen, abzuändern und zuzusetzen finden. Die gemachten Bemerkungen mögen ihm ein Beleg sein, daß Rezensent dessen Werk mit Liebe würdigte und demselben vom Herzen eine höhere Vollendung wünscht. Der Druck ist im Ganzen korrekt, und die äußere Ausstattung des Werkes macht der Verlagshandlung Ehre. Ficker.

Dramaturgische Berichte.

Auch ein Wort über Bauernfeld's

„Ein deutscher Krieger."

Lustspiel in 3 Aufzügen. Wien, Hofburgtheater, 20. Dez. 1844.

„Das ist ein Ereigniß!" lautet ein beliebter Ausdruck, und Bauernfeld's Lustspiel ist in der That ein Ereigniß, ist es für die Bühne, ist es für das Publikum.

Der Stoff darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. *) Man hat dem Dichter Mangel an Erfindung vorgeworfen. Besteht die Erfindung in dem Anlegen von verwickelten Begebenheiten und Verhältnissen? Dann ist es ein sehr armes Stück, es ist die einfachste natürlichste Begebenheit von der Welt. Sollte der Dichter ihr aber nicht ein reicheres verwickelteres Gewand haben umhängen können? Bei einem Dichter wie Bauernfeld ist die sogenannte Armuth der Erfindung etwas sehr Untergeordnetes, man vermißt bei seinen übrigen Vorzügen sie wenigstens im Theater sehr leicht; in diesem besonderen Falle aber bedurfte der Dichter eben vorzugsweise einer einfachen klaren Handlung, da es ihm um ganz andere Dinge zu thun war als frappante Szenen, künstlich geschürzte Knoten.

Bauernfeld hat mit diesem Werke — bei uns wenigstens — eine vollkommen neue Bahn gebrochen, ein Umstand, der seinem Talente eben so viel Ehre macht als — seinem Muthe, so wie es andererseits nicht genug anzuerkennen ist, daß dieser Muth auch kein vergeblicher war. Er hat geliefert — ein so genanntes Tendenzstück? Nein, deren haben wir längst, aber ein Stück für politische Tendenzen. Ist das ein Gewinn für die Bühne, für die Kunst? Gewiß, denn es ist eine Erweiterung des Gebietes, und es geht damit gerade so wie mit Erweiterung von geografischen Gebieten; verspricht auch der Boden, wie er vorliegt, keinen unmittelbaren Vortheil, so ist es doch jedenfalls eine Erweiterung des Horizontes, und das ist hier die Hauptsache. Eine andere Frage ist es, wie dieser Gewinn benützt wurde? — Von Bauernfeld gewiß zum edelsten Zwecke, zur Anregung der edelsten, der wärmsten Gefühle für das Vaterland, für dessen Wohl! Das wäre die Sache, aber ein anderes ist die Form — und darüber ist so Manches zu sagen. Den Dichter beherrschte das wärmste Gefühl, aber dieses ist oft auch das dunkelste; er wird sich selbst nicht klar, und die Folge davon ist, daß sein schönes Werk durch mehr als eine Ironie sich selbst zerstört! Der Zuschauer, der etwas fühlt aber auch etwas dabei denkt, wird weder mit der leichten Heiterkeit von dem Werke scheiden, welche das Lustspiel bewirkt, noch mit dem tiefen Ernste, welchen das tragische Element anregt!

Der deutsche Krieger ist durchaus nicht der Held des Stückes, insoferne man unter Held jene Person versteht, welche da handelnd eingreift in das Getriebe der Begebenheiten, das ist — die französische Kriegerin, die la Roche! Götze ist so sehr das, was man einen leidenden Helden nennt, daß er im dritten Akte fast mehr als die Hände in den Schooß legt, wo gerade die la Roche handelnd eingreift. Sichtlich ist die Tendenz des Dichters eine versöhnende, er ist kein Franzosenfresser, er geht darauf aus, die beiden Nationalitäten zu vermitteln, er lehrt, daß sie sich beide nahe stehen, wie sie sich näher kennen sollen. Diese Tendenz ist gewiß sehr löblich, warum er aber dieser Frage den Schluß des dreißigjährigen Krieges zum Hintergrunde gab, ist — mindestens gesagt — ein Räthsel, und an dem Dichter ist sein eigen Wort wahr geworden „der Enkel weiß nicht mehr, warum die Eltern bluteten!" Aber wie löset der Dichter auch seine Frage? Der hitzköpfige Deutsche wird von der besonnenen, die Verhältnisse klar durchschauenden Französin geistig vollkommen überwunden; für diese Art der Vermittlung müssen wir dem Dichter den Dank schuldig bleiben, und schwerlich wird ihn die — sogenannte große Nation übernehmen wollen. Wie wahr der Dichter aber sagt „deutsch und französisch kann sich nie verbinden," zeigt er selbst; indem seine la Roche nichts weniger ist als Französin, es ist durch und durch eine echte Deutsche, und die Darstellerin hat auch Alles für die Rolle gethan, nur — keine Französin daraus gemacht!

Ist die Tendenz aber eine vermittelnde, warum Deutschlands Wunden so aufreißen, wie es durch das Gespräch Götze's mit der la Roche im zweiten Akt geschieht? Wo Vermittlung eintreten soll, muß jeder Theil geben und empfangen — hier wird ein begeistertes thatkräftiges Leben verloren und dafür gewonnen — die Liebe eines Weibes! In den Armen der liebenswürdigen Französin vergißt der Deutsche seine Verluste und seine — Hoffnungen?! Gibt es eine traurigere, eine schneidendere Ironie?!

Scheint es nicht, als sei dem Dichter der Stoff unter der Hand ein anderer geworden? Seiner Anlage nach hat das Stück ein tiefes tragisches Element in sich und bewahrt es auch bis zum Schlusse des zweiten Aktes. Gibt es eine ergreifendere Szene als den Moment, wo das Schwert für die gerechte Sache in die Scheide gebannt wird, der edle Führer des Kommando's entsetzt, die Waffengefährten ihrem Schmerz erliegend, stummen Abschied von ihm nehmen?! — Gibt es für diesen Mann noch ein Leben, ein Leben der Liebe, der Liebe mit einer Parteigängerin des Feindes? Ist das Gerücht wahr, der Dichter habe den deutschen Krieger so enden lassen, wie dieser Charakter folgerichtig enden muß? Ist das wahr, so wurde (ob dem Theatereffekt, ob der falschen Weichheit des Publikums, das auch Kordelia und Lear nicht sterben sehen kann) eine Wahrheit geopfert, die wenn auch herbe und schneidend, immer eine Wahrheit und noch dazu eine wahrhaft tragische war! Nein, aus solchem Kriege, aus solchem Frieden „erzwungener Ohnmacht, unterdrückter Grimm" erblüht nimmermehr Vermittelung, nur Ideen können zu dieser führen und diese sind uns wenigstens hier nicht nahe gebracht Man braucht kein Franzosenfresser zu sein, aber der Gedanke an unsere Kriege, und noch mehr an unsere Friedensschlüsse mit Frankreich ist wahrlich kein vermittelnder, kein versöhnender!

In dem bisher Gesagten liegt auch vielleicht überhaupt die Klippe aller Tendenzstücke, der politischen zumeist. Diese sogenannten Tendenzen müssen zum klarsten Bewußtsein gekommen sein, soll es möglich werden, sie in dramatischer Handlung vorzuführen, sind sie aber das gewöhnlich? Und wenn sie es sind — ist es auch möglich sie so auszusprechen?

Übrigens ist Bauernfeld's Werk ein so lebensfrisches, enthält so meisterhafte Szenen, daß es in mehr als einer Hinsicht ein wahrer Gewinn für die Bühne ist. Die Darstellung geschah mit wahrer Liebe zur Sache, mit allem Aufwande der reichen Kräfte unserer Hofbühne und muß fast in jeder Beziehung eine vollendete genannt werden. Götze und die la Roche sprechen die edelsten Gefühle aus, und sind insofern überaus dankbare Rollen, nicht minder sind es aber der Kurfürst und Hanns Büttner, welche dem Künstler Gelegenheit geben, aus seinem gewohnten Kreise heraus zu treten und Charaktere selbstständiger darzustellen.

Die Aufnahme des Werkes war eine wahrhaft enthusiastische!

S.

*) Um so mehr als diese Mittheilung durch zufällige Umstände verspätet wurde.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 9. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 4.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Würth: Reform der Gefängnisse. — Erul: Mailänder Kunstausstellung. (Forts.) — Feil: Grabmal Kaiser Friedrich's III. (Forts.)

Gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über die Reform der Gefängnisse.

I. Artikel.

1) Über die Besserungsgefängnisse in Nordamerika und England. Nach eigenen Beobachtungen in den Jahren 1838 bis 1843 von J. Louis Tellkampf, Dr. der Rechte und Professor am Columbia-College in New-York. Nebst Bemerkungen über den Gesundheitszustand der Sträflinge in den obigen Anstalten von Dr. Theodor Tellkampf, praktischem Arzte in Cincinnati. Mit 4 Plänen. 8. Berlin 1844. Rücker und Püchler. 267 Seiten.

2) Jahrbücher der Gefängnißkunde und Besserungsanstalten, herausgegeben von Dr. Nikolaus Heinrich Julius in Berlin, Dr. Friedrich Nöllner, Hofgerichtsrath in Gießen, und Dr. Georg Varrentrapp, Hospitalarzt in Frankfurt a. M. 4 Bände. Frankfurt a. M. bei Franz Varrentrapp 1842 bis 1844.

3) Revue pénitentiaire et des institutions préventives, contenant l'exposé critique des doctrines, l'analyse raisonnée des faits et le texte annoté des documents officiels relatifs à la science et à la discipline des prisons dans les deux mondes, sous la direction de M. Moreau-Christophe, inspecteur général des prisons du royaume. I. année. 4 Livraisons. 8. Paris chez E. Marc-Aurel 1844. 596 Seiten nebst einem 135 Seiten starken Anhange.

Angezeigt durch Dr. Josef v. **Würth** in Wien.

Der Fortschritt, welchen die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte langsam, aber sicher macht, zeigt sich in nichts so deutlich, als in der allmäligen, ja unmerklichen Verbreitung gewisser Ideen in alle Klassen der Bevölkerung, in der unerschütterlichen Befestigung solcher Ansichten in dem allgemeinen Volksbewußtsein, von denen ehemals nur wenige durch Talent und Bildung hervorragende Männer durchdrungen waren. Niemand ist im Stande, den Weg des Gedankens zu belauschen, bis er fertig und weit verbreitet, selbst dem oberflächlichen Beobachter entgegentritt, und von dem geräuschlosen Fortwirken der einmal ausgesprochenen Idee ein unwiderlegliches Zeugniß gibt. Wer die Geschichte aufmerksam verfolgt, wird davon hundertfältige Beispiele finden. Es geht so mit den religiösen, moralischen und politischen Ansichten. Eine Frage, an der sich dieser stille, ruhige Fortschritt sehr deutlich zeigt, ist die Gefängnißfrage. Es ist eine unwidersprechliche Thatsache, daß gegenwärtig die Nothwendigkeit einer moralischen Reform der Gefängnisse, die Unaufschiebbarkeit der Einführung einer neuen, vorzüglich die innere, sittliche Besserung der Sträflinge bezweckenden Behandlungsweise der Gefangenen von Niemand mehr bezweifelt wird. Als Karl Fontana im Jahre 1704 über den Eingang der von ihm errichteten Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher zu Rom die Inschrift setzte: »**Parum est coercere improbos poena, nisi probos effeceris disciplina,**« verscholl seine Stimme, wie die eines Rufenden in der Wüste. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts mußte der edle Britte Howard sein Leben daran setzen, die damalige Welt von der Verderblichkeit der bestehenden Strafanstalten und von der dringenden Nothwendigkeit einer Umwandlung derselben aus Schulen des Lasters in Besserungsanstalten zu überzeugen. Heut zu Tage ist diese Überzeugung bereits ganz allgemein geworden. Die Verwerflichkeit des unbeschränkten Zusammenlebens der Gefangenen, die entsittlichende Einwirkung desselben und die Gefahr, womit eine auf solcher Gemeinschaft beruhende Einrichtung der Strafanstalten die öffentliche Moral sowohl, als die Sicherheit der Staatsbürger bedroht, — alles dies wird gegenwärtig von Niemand mehr verkannt. Es herrscht kein Zweifel mehr darüber, daß der Staat nicht nur klug handle, sondern daß er sogar verpflichtet sei, seine Gefängnisse dergestalt zu regeln, daß der wechselseitige Unterricht der Sträflinge im Bösen, jener Krebsschade der alten Gefängnisse, möglichst vermieden werde, und daß vielmehr Alles darauf abziele, den Verbrecher zum Bewußtsein seiner Pflicht und des von ihm verübten Unrechtes, zur Reue über seine Missethaten und zu dem festen Vorsatze einer ernstlichen Rückkehr zum Guten hinzuführen. Die Strafe soll nicht blos ein Strafübel sein, sondern auch die Besserung des Sträflings bezwecken. Die Strafanstalt soll eine Besserungsanstalt sein. Die Allgemeinheit dieser Überzeugung gehört zu den schönsten Fortschritten der Humanität; sie ist nur ein Ausfluß jener leider nur zu lang in Vergessenheit gerathenen Vorschrift des Christenthums, auch in dem gefallenen, in dem tief gesunkenen Sünder den Menschen zu lieben und Alles an-

zuwenden, um ihn auf den Pfad der Tugend und Rechtschaffenheit zurückzuführen, ihn sich selber wieder zu geben.

Wie soll aber die Strafanstalt eingerichtet sein, um diesem Zwecke auf die vollkommenste Weise zu entsprechen? — Diese Frage mußte vor Allem auftauchen, und zu ihrer Lösung sind mannigfache Vorschläge und Versuche gemacht worden, welche sich aber sämmtlich auf drei Hauptsysteme zurückführen lassen. Allen schwebte derselbe Grundgedanke vor: alle Mittheilungen der Gefangenen unter einander zu verhindern, um dem wechselseitigen Verderbnisse der Sträflinge ein Ziel zu setzen, und den Einfluß der moralischen Einwirkung auf dieselben ungestört zu erhalten. Die Mittel aber, womit man diesen Zweck erreichen wollte, waren verschieden. In einigen Gefängnissen glaubte man genug zu thun, wenn man die Sträflinge zur Nachtzeit in Einzelzellen von einander absonderte, bei Tage hingegen gemeinschaftlich in größeren oder kleineren Arbeitssälen arbeiten ließ, ihnen aber während ihrer ganzen Strafzeit ein unverbrüchliches Stillschweigen zur Pflicht machte, welches man durch beständige genaue Aufsicht und durch strenge Bestrafung jeder Übertretung dieses Gebotes aufrecht zu erhalten suchte. (System des Stillschweigens oder Auburn'sches System.) In anderen Anstalten hingegen ging man von der Ansicht aus, daß eine vollständige Verhinderung aller Mittheilungen der Gefangenen unter einander nur durch die körperliche Absonderung der Gefangenen erreicht werden könne. Man wies daher jedem Sträflinge eine eigene Zelle an, in welcher er Tag und Nacht hindurch, mit Ausnahme der zum Gottesdienste, zum Schulunterrichte und zu der täglich zu gestattenden Bewegung in freier Luft bestimmten Zeit, angehalten wurde, in welcher er arbeiten mußte, und nie mit einem andern Sträflinge, sondern nur mit den Gefängnißbeamten und Seelsorgern oder mit andern ehrbaren Personen, welchen der Besuch des Gefängnisses gestattet wurde, in Berührung kommen durfte. (System der Vereinzelung oder pennsylvanisches System.) Gleichsam in der Mitte zwischen diesen beiden Systemen steht das sogenannte Genfer- oder Klassifikationssystem, nach welchem die Gefangenen zwar im Beginne ihrer Strafzeit eine gewisse, von der Direktion der Anstalt zu bestimmende Zeit hindurch der Einzelhaft bei Tag und Nacht unterworfen, nach Ablauf dieser Zeit aber nur zur Nachtzeit von einander abgesondert werden, bei Tage hingegen gemeinschaftlich unter der Herrschaft des Stillschweigens arbeiten, und die Abtheilungen, in welche die Gefangenen zu diesem Ende gebracht werden, so angeordnet werden sollen, daß so viel als möglich nur Sträflinge, welche nahe auf derselben Stufe der Moralität stehen, in eine und dieselbe Abtheilung gebracht werden.

Es bestehen gegenwärtig bereits seit einer nicht unbedeutenden Anzahl von Jahren Anstalten nach jedem dieser Systeme, so daß man schon in vielen Beziehungen in den Stand gesetzt ist, aus den bisherigen Erfahrungen vollkommen zuverlässige Folgerungen zu ziehen und über die Wirksamkeit mancher Einrichtungen ein gegründetes Urtheil zu fällen. Außer einer nicht unbeträchtlichen Anzahl amerikanischer Gefängnisse besteht das Auburn'sche System in Europa in mehren englischen Strafanstalten, insbesondere (seit mehr als 10 Jahren) in den großen Gefängnissen Coldbathfields und Westminster Bridewell in London und in dem großen Zuchthause zu Wakefield bei York, in allen französischen Zentralgefängnissen (seit 1839), in dem Weiberstrafhause zu Namur in Belgien, in mehren deutschen Strafanstalten, insbesondere in dem Zuchthause zu Eberbach in Nassau, in dem Weiberzuchthause zu Bruchsal in Baden und in dem neu erbauten Strafhause zu Halle, endlich in den Gefängnissen zu Bern und St. Gallen und in einem Theile der Strafanstalt zu Lausanne. Das Vereinzelungssystem besteht in den Staatsgefängnissen zu Philadelphia (seit Okt. 1829) und zu Trenton in Neu-Jersey, in mehren englischen Gefängnissen, insbesondere in dem großen, seit 21. Dezember 1842 eröffneten Mustergefängnisse zu Pentonville bei London, in mehren schottischen Gefängnissen, namentlich in dem seit März 1842 eröffneten neuen Zentralgefängnisse zu Perth und in dem Gefängnisse zu Glasgow (seit beinahe 20 Jahren), in dem Gefängnisse **la Roquette** in Paris (seit 1840), in mehren neu errichteten französischen Departementsgefängnissen und in einem Theile der Strafanstalt zu Lausanne. Das Klassifikationssystem endlich ist seit mehr als zehn Jahren in der Strafanstalt zu Genf durchgeführt worden und besteht außerdem in einigen englischen und schottischen Gefängnissen, insbesondere, zum Theile wenigstens, in dem Gefängnisse zu Edinburg.

Bevor ich zu einer gedrängten Darstellung der aus den Erfahrungen, welche man in diesen Anstalten gemacht hat, über die Vorzüge und Nachtheile der darin angewendeten Gefängnißsysteme sich ergebenden Resultate übergehe, dürften zur Vermeidung aller Mißverständnisse einige Betrachtungen über den Zweck jedes guten Gefängnißsystemes hier am Platze sein. Es ist von selbst klar, daß derselbe im Allgemeinen mit dem Zwecke der Strafe überhaupt zusammenfällt. Ohne in eine genauere Erörterung dieser schwierigen und streitigen Frage in Beziehung auf die letzten Gründe der Strafe einzugehen, — wozu hier der Platz fehlt, *) — kann man doch so viel als eine feststehende, von allen Strafrechtslehrern anerkannte Wahrheit ansehen: Die Strafe muß für den gewöhnlichen, auf sinnlichen Genuß bedachten Menschen als ein Übel, als eine Entbehrung von Annehmlichkeiten erscheinen; sie darf aber nicht auf die niederen Triebe des Menschen allein wirken, sondern sie soll so eingerichtet sein, daß derjenige selbst, welcher die Strafe erleidet, bei ernsterem Nachdenken dieselbe vielmehr als eine ihm angethane Wohlthat, als eine Hinleitung zur moralischen Wiedergeburt betrachten muß. Gerechtigkeit und Liebe, diese Grundprinzipien des echten Christenthums, sie müssen auch bei der Bestimmung der Beschaffenheit der Strafen, welche der Staat verhängen soll, dem Geiste des Gesetzgebers vorschweben. Die Gefängnißstrafe soll also dem Ver-

*) Eben so wenig kann hier in eine Besprechung der wichtigen und mit den höchsten Grundsätzen des Strafrechtes und der Gefängnißreform im innigsten Zusammenhange stehenden Frage eingegangen werden: Was kann und soll der Staat thun, um den Verbrechen auf die wirksamste Weise vorzubeugen? Es ist klar, daß diese Frage nothwendig zu der Anerkennung des Grundsatzes hinführt, daß der Staat vor Allem für die Erziehung des Volkes, für eine möglichst allgemeine, den Geist und das Gemüth der Jugend gleichmäßig veredelnde Bildung Sorge zu tragen verpflichtet ist. Doch hängt dieselbe noch außerdem mit einer Menge sehr schwer vernunftgemäß zu ordnender Verhältnisse, mit der Vertheilung des Eigenthums und der Frage über die zweckmäßigste Organisation der Arbeit auf das Innigste zusammen.

brecher durch die Entziehung der Freiheit ein wahres Strafübel sein, sie soll nie durch bequeme Einrichtung der Strafanstalten aufhören, in den Augen des Volkes als etwas Unangenehmes zu erscheinen. Andererseits aber soll sie so eingerichtet werden, daß, so viel es nur immer möglich ist, alle Hindernisse einer Umkehr des Gefangenen zum Guten beseitigt seien, und alle zur Bekehrung des Gefallenen erforderlichen positiven Mittel, die Belehrung in religiöser und moralischer Beziehung, der Unterricht in den nothwendigsten Elementarkenntnissen und in einer den eigenen Lebenserwerb ermöglichenden Beschäftigung, die Angewöhnung an Fleiß, Ordnung, Gehorsam und ein ruhiges, anständiges Benehmen in vollem Maße auf denselben wirken können. Hieraus ergibt sich schon die Nothwendigkeit, jeden Verkehr der Gefangenen unter einander, alle Mittheilungen zwischen denselben, dieses wichtigste Hinderniß jeder Besserung der Sträflinge, aufzuheben, wozu sich selbst bei der oberflächlichsten Betrachtung die Vereinzelung der Gefangenen als das einfachste und wirksamste Mittel darstellt. Ja, man kann sogar noch weiter gehen. Wenn man die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit des Erfolges der positiven Mittel zur Besserung der Gefangenen in das Auge faßt, so wird man es sich nicht verhehlen können, daß dieselbe von vielen Umständen abhängt, welche zum Theile so beschaffen sind, daß der Staat oft nur wenig zu ihrer Wirksamkeit beitragen kann. Dahin gehören die Fähigkeiten und der Eifer aller bei den Strafanstalten angestellten Beamten, Seelsorger und Diener, in welcher Beziehung man der Gefahr von Mißgriffen gar sehr ausgesetzt ist. Vor allem aber gehört dahin die Mitwirkung der Gefangenen selbst, und in dieser Hinsicht wird Niemand läugnen, daß — besonders bei kurz dauernden Strafen — nicht selten ein sehr geringer moralischer Fortschritt, manchmal selbst gar keiner zu erwarten ist. Man wird es daher dem Staate nicht immer zum Vorwurfe machen können, wenn Verbrecher ungebessert aus seinen Anstalten austreten. Ganz anders aber verhält es sich mit der negativen Wirksamkeit des Staates und der Strafanstalten, mit der Verhütung einer Verschlimmerung der Gefangenen. In dieser Beziehung kann der Staat sehr viel, beinahe Alles leisten; er ladet daher eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, wenn er diese heilige Pflicht nicht erfüllt, wenn durch seine Schuld die Gefangenen schlechter aus den Gefängnissen austreten, als sie in dieselben gekommen waren. Diese Rücksicht, alle Mittel zur Hintanhaltung der Verschlimmerung der Gefangenen anzuwenden, muß also auch bei der Wahl eines Gefängnißsystemes die erste und entscheidendste sein.

(Fortsetzung folgt.)

Mailänder Kunstausstellung im September 1844.

(Fortsetzung.)

Wahrhafter Kunstsinn weht in den Werken Raffaello's. Ist das eine niedliche Kindergruppe. Das neckische Mädchen hat eben Blumen gepflückt, die es nun in dem hochgeschürzten Kleidchen hält, da tritt der kleine Spielgefährte heran und weiset, sich bückend, die Schlange, die unter den Blumen sich hergeschlichen hatte, und sich nun voll Gier erhebt und den deutenden Finger des Knaben bedroht; wohl ohne Gefahr, so viel selbstbewußte Sicherheit liegt in der ganzen Haltung des munteren Jungen. Man möchte den Worten lauschen, welche die Kinder zutraulich unter einander wechseln! Und wenn nun der Knabe ein Bild sein sollte des leitenden Verstandes, der freundlich ernsten Belehrung oder Warnung, wie sie aus dem Munde des erfahrenen Mannes, des Vaters oder der Mutter ausgeht, und die Gefahren bezeichnet, welche der lieblichen Jungfrau beim Eintritte in die Welt drohen, von der unter trügerischer Gestalt gleißenden Verführung — sollte die Gruppe deshalb an Werth verlieren? weniger wahr und anziehend sein?

Lindoro und Angelika, einen wonnigen Augenblick durch Zeichen andeutend, die, eingegraben in die Rinde des frisch gedeihenden Baumes, fortwachsen, und nach Jahren noch Verkünder des genossenen Glückes sein sollen. Besonders die Gestalt Angelika's, in äußerst lieblicher Haltung, ganz der Ausdruck jener zarten Jugendblüthe, wo das eigene Leben, in unbemessener Hingebung, nur wie der Abglanz des Einen geliebten Gegenstandes erscheint. Weniger ansprechend schien uns die Haltung Lindoro's. Welch' eine Zauberin ist die Kunst, und unnützer Tand, auf den er gleichgültig herabsieht, sind ihre Gaben nur dem, dem nie ein schöner Tag der Jugend lächelte.

Göthe's Gretchen. Ob der Künstler vor einer Aufgabe zurückwich! Und noch dazu er hat sie vortrefflich gelöst! — Es ist eine liebliche Gestalt, das sitzende junge Mädchen in dem sittsamen, aber deshalb, mit vollkommen richtigem Geschmacke, von dem Künstler nicht zu ärmlich gehaltenen Gewande. Auf dem Schooße hält sie das reich gefüllte, halb geöffnete Schmuckkästchen. Sie hat eine reiche Gold- und Edelsteinkette herausgezogen, die freilich sehr absticht gegen das einfache Goldkreuzchen, das bisher, und noch in diesem Augenblicke, ihre einzige Halszierde war, ganz versunken in staunende Bewunderung der glänzenden Pracht. Zarte Unschuld und Jungfräulichkeit spricht aus der ganzen Haltung, doch glaubt man einen Zug unbewachter Leichtigkeit der Hingebung zu erkennen.

Buzzi Leone. Szene aus der Sündflut, in Folge der Preisaufgabe der Akademie zu Venedig. Ein Vater und zwei Kinder niedergepreßt von dem Unwetter. Nicht ohne künstlerisches Verdienst, doch glauben wir nicht, daß die Lösung der Größe der Aufgabe entspricht. Die Durchnässung ist ganz vortrefflich gegeben, aber die genügt nicht; man muß errathen können, daß auch die höchsten Gipfel keinen Schutz mehr gewährten, man muß den langen Kampf ahnen und die Vergeblichkeit desselben, man muß die strafende Hand der Vorsehung erkennen, die die Gewässer aussandte und steigen ließ, bis alles Lebende verschlungen war, ein Zug muß sogar das Bewußtsein dieser Schuld enthüllen, um derentwillen die Menschen erlagen und nicht einem gewöhnlichen Naturereignisse. Bei einer solchen Ansicht des Gegenstandes können wir nicht läugnen, daß uns eine andere Gruppe derselben Preisbewerbung von:

Romani Carl, wo zwischen seinen zwei Kindern, die bereits erlagen, der Vater, aufrecht stehend, die geballte Faust und das Antlitz mit den verzerrten Gesichtszügen drohend gegen den Himmel erhebt, immer einen widerlichen Eindruck hervorbrachte. Wie kann der Künstler einer so unedeln Dar-

stellung unnützen Grimmes seinen Griffel leihen? Und noch dazu ist die Auffassung nicht wahr. Wo die Schrecken der die Grundfesten der Erde aufrührenden Gewässer eindringen, wo man durch Tage, Wochen rang, ihnen zu entfliehen, wo wäre der Sinn, so starr, daß er da sich nicht beugte?

Labus Ant. Vor keiner Größe zurückschreckend, seines Stoffes vollkommen Meister, hätten wir nur in der Behandlung der Haare größere Vollendung gewünscht.

Perabò Cesare. Die Dankbarkeit. Indem wir der Wahl der Aufgabe, eine so beglückende Eigenschaft des Herzens zu versinnlichen, das volle Verdienst angedeihen lassen, verkennen wir die Schwierigkeiten einer geeigneten Lösung derselben nicht, Schwierigkeiten denen der Künstler erlag. Es ist mehr die Darstellung eines, durch die erhobenen Augen dankbare Ehrfurcht zeigenden armen Jünglings, als die Gestalt der Dankbarkeit, einer hohen Tugend, die unbedingte Ehrfurcht gebeut.

Magni Pietro. Einige gute Porträtbüsten. Die Gestalt eines knieenden Mädchens, das mit der vorgestreckten Hand eine Blume darbietet, soll die freundliche Schmeichlerin Hoffnung darstellen. Man kann die Arbeit an dieser Figur wohl nicht vollendet nennen, aber auch abgesehen davon, mit wie unendlich mehr Würde wußten sich die Alten bei Darstellungen solcher Art zu benehmen! Warum dem mächtigen Wesen eine so untergeordnete spielende Rolle? Hoffnung ist Etwas unendlich Bedeutendes, sehr Statt- und Ehrenhaftes! Hat der Mann die Kraft seiner Hände und seines Geistes an ein Werk gesetzt, darf er auch mit vollem Rechte sich auf günstigen Erfolg freuen; deshalb bildeten die Alten die Hoffnung als eine hohe weibliche Gestalt in reicher stattlicher Bekleidung. Aber wie Blüthe noch nicht Frucht ist, Wunsch und Erwartung selbst noch nicht wirklicher Besitz, und man nicht jubeln soll vor diesem, so tritt bei den Alten die mächtige Göttin leise auf den Fußspitzen auf und hebt vorsichtig das faltenreiche Gewand, um nicht vor der Zeit durch Geräusch sich kund zu geben oder sich Verwicklungen zu schaffen, während sie mit der anderen Hand die Blume darbietet als Verkünderin der zu erwartenden Frucht.

Emanuele Giov. Der singende Amor, ein liebliches Figürchen, obgleich ohne höheren Kunstwerth; in den Augen müßte der kleine Herrscher sich aussprechen; — so zeugt auch das auf einem Blumenpolster ruhende Kind von einem sehr geübten Meißel, ohne weiteren höheren Anspruch.

Cesari Desiderio, Porträtbüsten und halberhobene Arbeiten, die von sehr viel Kunstfertigkeit zeugen.

Cevasco Giov. Batt., Porträtbüste. Vortrefflich im Marmor die verschiedenen Kleidungsstoffe, Sammt, Tuch, ausgedrückt.

Obici, von Modena, Porträtbüste eines Kindes; gut, obschon noch keine Meisterhand.

Angelini Tito von Neapel. Der jeder weiteren Eroberung entsagende Amor hat bereits alle Pfeile fruchtlos verschossen, da bricht er auch den fernerhin nutzlos gewordenen Bogen. Eine äußerst niedliche Vorstellung, nur entspricht die Ausführung nicht dem Gehalte des Gedankens; dieses nur wenig Leben ausdrückende Knäbchen ist weit entfernt das feurige Götterkind zu sein.

Motelli Gaetano. Eine äußerst niedliche Gruppe. Eine junge Gärtnerin ist im Garten beim Arbeiten und Graben, in einem Rosenstrauche unerwartet auf ein Nest voll Liebesgötter gestoßen. Ohne die Gefahr zu ahnen, die ihr von den plötzlich aufgestörten kleinen geflügelten Wesen droht, die nun kühn an dem Schaufelstiel zu ihr hinansteigen, steht sie da, lächelnd, ganz in die Betrachtung eines der kleinen Götter vertieft, den sie auf der erhobenen Hand vor sich hinhält. Ist das nicht ein Gedanke, würdig eines jener alten griechischen Meister, und den die Dichter jener Zeiten auf alle Arten besungen und gepriesen haben würden? Gewiß eine echt künstlerische Aufgabe, die sich der Künstler setzte und wo die ganze Ausführung dem Werthe der Auffassung entspricht.

Wie konnte doch derselbe Künstler, der hier so geistreiches Spiel trieb, in der nächsten und noch dazu größeren Gruppe, wo ein Knabe im Scherze dem Andern von rückwärts die Augen zuhält, so von dem betretenen Pfade der beredten echt künstlerischen Darstellungsweise abgehen und sich zum Handlanger einer stummen Wirklichkeit, der kein höherer Sinn zum Grunde liegt, hergeben? Wer wollte ein Paar wirkliche, sich durch das Verhalten der Augen aufreizende Knaben der Darstellung in Marmor werth achten? Also ist es Darstellung leichten erheiternden Scherzes, was man will, und wie es in der Sprache allgemein angenommene Redeweisen gibt, um eine bestimmte Stimmung anzudeuten, wie es bestimmte Redewendungen gibt, die dem Redner, andere, die nur der Sprache des Dichters eigen sind, so sollte am wenigsten der Bildhauer, dessen Schöpfungen sich nothwendig immer massenhaft gestalten, die hergebrachten Erleichterungen verabsäumen, welche es ihm erlauben und möglich machen, mit dem Schwunge der spielenden Einbildungskraft gleichen Schritt zu halten.

Von ausgezeichneter Kunstfertigkeit zeigen die Gruppen, z. B. Weinlesende Amorine u. dgl. immer aus einem Stücke Marmor gearbeitet.

Puttinati Alessandro. Eine ganz gute Kunstrichtung, ohne deshalb noch vollständige Meisterschaft seines Stoffes zu beweisen. Wir würden die weibliche Porträtbüste etwas schwerfällig und ohne der entsprechenden Lieblichkeit finden, und so wenig entspricht auch die Gruppe des, eine kleine Knabengestalt vor den Thron der Gottheit geleitenden Schutzengels, so vortrefflich die Wahl des Gegenstandes ist, der vollen Würde des Gedankens. Das Ganze macht den Eindruck von Schwerfälligkeit, die Haltung des Engels ist lange nicht edel genug, und eben so wenig ist es die, des sich auf die Fußzehen aufrichtenden Kindes.

Gruppe: Paul und Virginia. Die unschuldige Vertraulichkeit zweier, im Gefühle gegenseitiger Zuneigung für die Wahrnehmung ihrer Verlassenheit von der übrigen Welt gar nicht zugänglichen jugendlichen Wesen, hat etwas ungemein Anziehendes. Wirklich ist die Gestalt der Virginia lieblich gebildet; aber der Künstler wählte den Augenblick, wo sie stehend ihrem Begleiter die Locken über der Stirne richtet, und das macht eine wenig angenehme Wirkung. Offenbar widerstrebt da der Stoff, die Locke bildet einen viel zu festen Körper und bringt einen peinlichen Eindruck hervor. Durchdrungen

von der innern Bedeutung seiner Aufgabe würde der Künstler, auch ohne dem Spiele mit der Locke, in dem Ausdrucke der Gesichtsmienen und einer zarten Hinneigung die Mittel zur Bezeichnung jener Seelenvereinigung gefunden haben, worin die Lösung lag.

Thierry. Kleine Porträtstatue eines Mannes in vorgerücktem Alter, im Mantel gehüllt, sitzend, blos in Gips; zeigt von viel Kunstfertigkeit.

Vela. Büste, nicht ohne Verdienst.

Marchesi Luigi. Große Sicherheit in Behandlung des Marmors, so z. B. vortrefflich gearbeitet die sitzende Statue, über Lebensgröße, der Gräfin Laura Visconti Cicer, obschon die Hände doch etwas zu schwerfällig; eben so lobenswerth das geschleierte weibliche Brustbild, und die Büste des Commendatore Conturbia, obschon bei der letzteren der Faltenwurf weniger ausgezeichnet. Weniger loben würden wir einige andere Werke, z. B. den Knaben mit der gebrochenen Lilie, wo weder die Haare, noch die Gesichtszüge Zartheit des Meißels oder sonst durchgreifende Vollendung zeigen.

Wir sind nicht sicher, auch nur die Namen aller Künstler angeführt zu haben, von denen Skulpturarbeiten ausgestellt waren (wie wir z. B. gleich der werthvollen Holzarbeiten Vajani's, Barinetti's u. a. m. keine Erwähnung thaten), um wie vieles weniger machen wir Anspruch auf Vollständigkeit in Aufzählung der Kunstwerke! Und was ist endlich die genaueste Bezeichnung und Beschreibung im Vergleiche zum wirklichen Anblicke der Werke selbst! Doch glauben wir, daß selbst so das bisher Gesagte hinreichen dürfte, um von der hohen Blüthe der Bildhauerkunst in Mailand einen entsprechenden Begriff zu geben. Großartigkeit in öffentlichen Unternehmungen, in wie unberechenbar mannigfaltig verschlungenen Folgen wirkt sie doch nach! Wir würden keinen Anstand nehmen, den ersten Grund dieses Aufschwunges in den von Seite der kais. österreichischen Regierung, durch eine so lange Reihe von Jahren fortgesetzten Arbeiten zum Ausbaue des Mailänder Domes zu suchen, wo, in den an mehre hunderte reichenden Marmorfiguren, die Bildhauer eine stehende, den nothwendigsten Lebensbedarf abwerfende Beschäftigung und ununterbrochene Kunstübung fanden, zudem die Augen der Bevölkerung den Arbeiten solcher Art zugewendet wurden, und die schöne Sitte sich immer weiter verbreitete, mit großen gewählten Marmorgruppen die gesellschaftlichen Salons zu zieren. Und nun erndtet der Staat davon die wohlthätigsten Früchte, denn welche Masse von Menschen findet da, ohne dessen weiteres Zuthun, Beschäftigung und Erwerb!

Die nächste üppig sprudelnde Quelle für Skulpturarbeiten bildet eine, die Bevölkerung Mailand's wirklich im hohen Maße ehrende Sitte, die nämlich, ausgezeichneten Landsleuten und Zeitgenossen, so wie sie das Loos der Menschheit getroffen und ihrem fernern Wirken das Ziel gesetzt hat, durch freiwillige gemeinschaftliche reichliche Beiträge aller Einwohnerklassen, marmorne Ehrendenkmäler, sei's eine Büste, sei's eine Statue, häufig sogar in kolossalem Maßstabe, zu errichten. Die Brera, deren Säulengänge mit Denkmälern dieser Art, und zwar seit dem Laufe von wenigen Jahrzehnten, gefüllt wurden, erwuchs solchergestalt zu einem Denkmale würdigen Stolzes für die Stadt selbst, die sich dadurch zur wahren Metropole, d. h. zu einer alle geistigen Vorzüge mit gleicher Liebe und Anerkennung umfassenden und ehrenden Mutterstadt herausstellte und einen wirklich europäischen Rang sich aneignete, in welchem Streben man ihr zahlreiche Nebenbuhlerinnen unter den Städten wünschen möchte.

Dann kommt noch die Sitte der großen Grabdenkmäler an den geweihten Stätten. Es ist eine im Mailändischen gangbare Bemerkung, daß da regelmäßig mit dem Absterben vermöglicher Personen die größten, bis dahin immer nur in zunehmender Weise aufgehäuften Geldsummen, als fromme Stiftungen und sonst als standesmäßige entsprechende Ausgaben, in Bewegung kommen. Da erfreut sich denn auch die Bildhauerei günstiger Zuflüsse und hilft dafür einzelnen Namen eine durch Jahrhunderte reichende Dauer zu sichern, ja ihr freundliches Andenken durch eine solche Dauer zu erhalten, wenn die Personen das Glück hatten, in ihrem Leben Etwas zu thun, was die menschlichen Gefühle sanft in Anspruch nimmt.

Wir kommen nun zu den Gemälden dieser glänzenden Schaustellung, glänzend durch Zahl (an die vierhundert Stücke), wie durch die Großartigkeit und theilweise Meisterhaftigkeit der Gemälde, wie durch die natürliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände.

Wie treten doch die Wirkungen des anhaltenden gesicherten friedlichen Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft so erquickend hervor! Diese überströmende Menge von Porträts, was zeigt sie Anderes, als daß man sich glücklich fühlt, und in diesem Zustande sich auch zu zeigen wünscht? Und die Maler folgen dem Eindrucke und geben das Leben mit der ganzen Frische der Erscheinung!

Vor Allem liebt man es wohl, schön und jung, in geschmackvoller, reicher Kleidung und Umgebung zu erscheinen: der Mann mit den Abzeichen seiner Würde oder seiner ehrenden Beschäftigung, von Büchern, von Kunstgegenständen umgeben; die jungen Mütter sich abspiegelnd in blühenden Kindern; selbst die Großmutter, die gedeihenden Enkel mit mütterlichem Stolz an sich ziehend. Aber auch der Alte, auch der nichts weniger als stattliche und schöne Mann fehlt nicht; nicht der, den ganz einfach seine Dose beglückt, so wie der nicht, in dessen unbefriedigt starrem Blick, ungeachtet Amtsbuch und Dose es sich deutlich zeigt, daß Beides noch lange nicht ausreicht, das Leben auszufüllen, während dort die selbst sich zulächelnde Miene des am Schreibtische sitzenden Handelsmannes es klar verkündet, wie er im Geiste vergnügt bei einem einträglichen Gedanken verweilt und sich deshalb den Genuß einer langen Prise schenkt.

Der Gesammteindruck dieses Theiles der Ausstellung langt auch so ziemlich aus, uns eine Art von allgemeiner Einsicht in die innersten Bewegungen der bürgerlichen Gesellschaft zu geben. Man glaubt es zu sehen, wie bei dem neuen Genusse gesicherten Besitzes und der unbeschränkten Verwendung desselben, unterstützt durch die Wunder der Industrie, in Anwendung chemischer und mechanischer Lehrsätze, ein ungestümer Drang nach Thätigkeit sich zu einem, alles andere verschlingenden, industriellen Streben ausbilden, das Zeitalter, möchte man sagen, ganz in Erwerb versinken konnte, in das einzige Trachten nach dem Zusammenbringen von Mitteln. Ist es nun, fragt man sich, eben so weit vorgeschritten in deren zweckmäßi-

ger entsprechender Verwendung? Hat es zugleich auch die höhere Ansicht der Dinge und Verhältnisse gewonnen, die allein vermag, wahrhaft gedeihlichen, erquickenden Lebensgenuß zu bedingen? Läßt man die Herren Künstler durch ihre Werke darauf antworten, und ist wirklich herzliche Freude, offener Frohsinn der Ausdruck eines in sich befriedigten klaren Gemüthes, so wäre das Zeitalter noch in der bloßen Vorbereitung der Mittel befangen, und hätte den weiteren entscheidenden Schritt vorwärts, auch zu deren glücklichem Genusse, noch nicht gethan. Oder sollte es in einer eigenthümlichen beschränkteren Richtung der Studien der Künstler selbst liegen, wenn wir in dieser reichen Ausstellung, und auf demselben italischen Boden, wo die Werke der alten Meister von geistreicher Heiterkeit überströmen, zwar keine jener Grauen und Grausen erregenden schreckhaften Vorstellungen mehr sehen, für welche der Geschmack sich glücklicherweise ganz verloren hat, außer wenigen höchst mittelmäßigen Bildern solcher Art, dagegen aber auch so unendlich wenige jener lieblichen, die zarteren Saiten des Gemüthes sanft und munter anregenden Schilderungen? Könnte man annehmen, es läge die Ursache in der geringeren Empfänglichkeit des Zeitalters, so folgte die Strafe auf dem Fuße nach, denn von diesen wenigen Vorstellungen, um welche übrigens die Menge sich drängte, war der größere Theil von den Künstlern in die Zeit des Roccoco gekleidet und nach Holland und unter Ludwig XIV. versetzt, als könne die Gegenwart alles Ernstes nicht fröhlich sein.

Es war wirklich wohlthuend, in dieser Ausstellung eine geradezu bedeutende Masse von Bildern, zum großen Theile von ausgezeichnetem Kunstwerthe zu sehen, wo streng religiöse Gegenstände den Inhalt bildeten, aber der Ausdruck der Frömmigkeit hatte etwas Herbes, weit von jener, auf einem höheren geläuterten Standpunkte mit den Erscheinungen des Lebens wieder versöhnten, beseligenden Milde, Entferntes, wie eine solche Milde sich in den Heiligen jener alten italienischen Schule ausspricht, wo solche Gestalten als wirklich überirdische Wesen erscheinen, denen man die innersten Tiefen des Herzens freudig öffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Grabdenkmal Kaiser Friedrich's III. im St. Stefans-Dome zu Wien.

(Fortsetzung.)

In dem Mittelfelde des Dächleins ober dem Haupte des Kaisers erblickt man den mit dem Jesuskinde die Fluten durchschreitenden Christoforus, und in den Seitenfeldern zwei Heiligengestalten. In den beiden schmäleren Außenfeldern und zu Füßen des Kaisers zeigen sich nun sieben Wappenschilde. Im Felde zur Rechten des liegenden Kaisers, zu oberst:

1. Ein die Kanten des Schildes nicht berührendes, ausgerundetes, einfaches Kreuz, das alte Reichswappen, worauf eine Königskrone.

2. Unterhalb demselben, und durch die erwähnte Monogrammtafel von dem obigen getrennt, der doppelte Reichsadler mit der römischen Kaiserkrone.

3. Zu unterst ein geharnischter Löwe mit reichem Pfauenfederschmuck, hält mit der einen Pranke ein großes Schwert aufrecht, mit der anderen den österreichischen Bindenschild.

4. Zu Füßen des Kaisers erblickt man den habsburgischen Löwen.

5. Auf dem linken Randfelde zu unterst hält ein ebenfalls geharnischter Löwe einen Schild mit dem feuersprühenden steirischen Panther, der sich auch in der Zimier (einer achteckigen, eingerundeten und an den Ecken mit Pfauenfedern besteckten Tafel) oberhalb der Herzogskrone zeigt.

6. Zunächst aufwärts folgt der alt österreichische Schild mit den (einst für Lerchen gehaltenen) fünf Adlern, in der Ordnung: zwei, zwei, eins, darüber der österreichische Herzogshut, von der Zinkenkrone umschlossen, darauf ein wachsender gekrönter Adler mit aufgeschlagenen Flügeln, vollauf mit Herzchen angefüllt.

7. Zu oberst endlich das lombardische Wappen, in dem rechten Oberfelde und im linken Fußfelde die aufgerichtete Schlange mit dem Kinde, in den beiden übrigen den, seit der Erhebung Mailands zum Herzogthume (im Jahre 1397) beigegebenen, einköpfigen rechts sehenden Adler. Darauf ruhend die Krone Mailands (Italiens).

An der, das ganze Bild einrahmenden Kante ist folgende Inschrift angebracht:

FRIDERICVS. TERCIVS. ROMANOR. IMPERATOR. SP. AV GVST. AVSTRIE. STIRIE. KARINTHIE. ET. CARNIOLE. DVX. DNS. MARCHIE. SCLAVONICE. AC. PORTVSNAONIS. COMES. I. HABSPVRG. TIROL. PHERRET. ET. I. KIBVRG. MARCHIO. BVRGOVIE. ET. LANTGRAVI. ALSACIE. OBIT. ANO. DNI. MCCCC.

Daß die Jahreszahl nicht bis zum Todesjahre ausgefüllt ist, erklärt sich dadurch, daß der Grabesdeckel, wie bemerkt, noch bei Lebzeiten des Kaisers vollendet, später aber vergessen wurde, die blos bis zum Jahrhunderte angesetzten Buchstabenzahlen auf LXXXXIIII zu ergänzen. [9])

Die Wappenschilde auf dem Sarge.

Der die oberste Stelle des Monuments einnehmende eigentliche Sarg, in welchen sich der eben beschriebene Deckenschmuck vertieft, ist wie erwähnt, ringsum mit an einander gereihten, nach rechts gelehnten Wappenschildern besetzt, deren auf jeder Langseite zehn, auf jeder der übrigen schmäleren Seiten fünf sich befinden.

Zum leichteren Verständnisse werden hier die einzelnen Seiten des Monumentes in folgender Art bezeichnet:

A. Die in nordwestlicher Richtung dem Beschauer sich zuerst darstellende schmälere Vorderseite, welche sich auf dem vorliegenden Bilde, jedoch nach Maßgabe des Perspektives etwas zusammengeschoben zeigt. Nach der Lage des Grabdeckels auch die Kopfseite, da Friedrich's Gestalt, mit dem Antlitze dem Kreuzigungsbilde zugekehrt, daliegt.

B. Die dem Beschauer zur Rechten sich darbietende, den hohen Kirchenfenstern nach Südwest zugekehrte Langseite, welche sich auf unserem Bilde der ganzen Länge nach zeigt.

C. Die südöstl. Fußseite des Monuments, dem Eintretenden abgekehrt, gegen den Chorschluß mit dem Passionsbilde gerichtet; daher auch im ungünstigsten Lichte.

D. Die nach Nordost, der Lage des Hochaltars im Dome zugekehrte Langseite.

Bei der Beschreibung der einzelnen Seiten wird wieder mit den, dem Beschauer zur Linken sich bietenden Gegenständen begonnen, und nach der Richtung zur Rechten fortgefahren, so wie wir zu lesen pflegen.

A.

a. Die zwei (rothen) Querbalken im (weißen) Felde: das seit ungefähr 1427 mit jenem der Cillyer vereinigte alte Sunnecker- (Sannecker-) Wappen.

b. Das von den aufgeerbten Herren von Heunburg angenommene Wappen der 1456 an K. Friedrich III. gefallenen Grafschaft Cilly, drei auf zwei Spitzen stehende (goldene) Sterne, in der Ordnung zwei, eins, im hellblauen Schilde.

c. Das Wappen der 1420 erbsweise an Hermann Grafen von Cilly gelangten Grafschaft Ortenburg in Kärnten: drei Flüge in drei Feldern, letztere durch Theilungslinien bezeichnet, die von der Mitte des Hauptrandes nach der Mitte der beiden Seitenränder sich abwärts schwingen.

d. Die drei, jedoch auf der Spitze stehenden Sterne der böhmischen Grafschaft Sternberg, welche mit Ortenburg an die Cillyer, und nach deren Erlöschen an K. Friedrich fiel.

e. Die drei übereinander schreitenden, rechtssehenden Löwen von Schwaben.

B.

a. Kärnten's Doppelschild, die österreichischen Binden, neben den drei übereinander schreitenden schwarzen Löwen im goldenen Felde.

b. Der rechtsschauende blaue Adler Krain's mit ausgebreiteten Flügeln und dem von Roth und Gold zehnmal geschachten Halbmonde auf der Brust, im silbernen Felde.

c. Tirol's rother Adler mit den silbernen Kleestengeln an den ausgebreiteten Flügeln.

d. Die mit den gekrümmten Rücken einander zugekehrten zwei goldenen Fische (Barben) von Pfirt im rothen Schilde.

e. Im rothen Felde zwei rechtssehende, schreitende goldene Löwen durch einen goldenen rechten Schrägbalken geschieden, das Wappen von Kiburg.

f. Drei rothe Schrägbalken in Silber und der goldene Pfahl von Burgau, bereits 1365 von K. Rudolf IV. in das österreichische Siegel aufgenommen.

g. Je drei goldene Kronen, oben zu eins, zwei, und unten zu zwei, eins, in den durch einen goldenen Schrägbalken untertheilten zwei rothen Eckfeldern: Ober-Elsaß, seit 1418 von österreichischen Herzogen auf Siegeln geführt.

h. Der schwarze Glockenhut mit Schnüren im silbernen Schilde der windischen Mark (Slavonien).

i. Die auf drei grünen Hügeln ruhende, offene goldene Pforte im Bindenschilde von Portenau.

k. Oberösterreich, der einköpfige Adler, neben den zwei rothen Pfählen im silbernen Felde.

C.

Die mit einem Sternchen bezeichneten Wappen sind weder früher noch später auf Denkmälern österreichischer Fürsten anzutreffen.

a. * Unterhalb einer Sparre ein gekrönter Adler mit einem halben Zirkel auf den Flügeln, dem Wappen der Herrschaft Schenkenberg ähnlich, welche seit 1447 der Eidgenossenschaft Bern gehörte. Es wäre also jedenfalls nur ein Anspruchs- oder Repressalien-Wappen.

b. Die drei fünfblätterigen Rosen im silbernen Felde von Rapperswyl.

c. Die zu einem Kranze gewundene Weinrebe mit Blättern und Trauben: Raron in Wallis.

d. * Ein nach der einen Seite hin sehr breit aufgestülpter zugespitzter, zuoberst jedoch abgedachter Hut; genaueren Forschungen keineswegs genügend, bisher für das Wappen von Breisach gehalten, aber ungeachtet der eifrigsten Nachspuren bisher noch nicht befriedigend gedeutet, daher zur endlichen stichhältigen Erklärung glücklichere Forscher dringend aufforderndn. [11]).

e. Die übereinander stehenden zwei rechtsschauenden schwarzen Adler im goldenen Wappen der seit 1330 an die Habsburger gelangten Grafschaft Homburg. [12])

D.

a. Die drei linkssehenden silbernen, zu zwei, eins geordneten Adler im blauen Felde von Leiningen, seit 1467 als frei gewordenes Allod an Habsburg gefallen.

b. Die vier goldenen Pfähle im schwarzen Schilde: das althabsburgische Argau, 1415 nebst Lenzburg an Bern gefallen.

c. Ein diagonaler Balken von der Linken zur Rechten, das Schild in zwei Eckfelder theilend, in deren jedem ein links schreitender Löwe; das Wappen der mit Aufgebung der Reichsfreiheit 1442 freiwillig dem Hause Österreich unterworfenen Stadt Dissenhofen; nur durch die Richtung der Wappenfiguren nach links von dem Wappen der Kiburger und der mit diesen stammverwandten Geschlechter von Winterthur und von Dillingen, so wie die letzteren drei unter einander hinwieder nur in den Farben unterschieden. [13])

d. Ein nach der Quere in zwei Felder getheilter Schild kann, da auf dem Steine die Tinkturen nicht unterschieden sind, auf Hohenberg, auf die freien Ämter im Argau oder auf Unterwalden bezogen werden.

e. * Die offene Tasche der aus der habsburgisch-laufenburg'schen Erbschaft an Österreich gekommenen Waldstadt Seckingen am Rhein.

f. Der aufgerichtete linkssehende Löwe, nach Gebhardi, von Laufenburg; schwerlich, wie die österreichische Tafografie vermuthet, das Wappen von Bremgarten und Sempach in der Schweiz, deren ersteres 1415 an Zürch, das letztere aber 1386 an Luzern verloren ward.

g. Im silbernen Felde zwei schwarze Pfähle: Wappen der Grafschaft Baden im Zürchgau.

h. * Ein links sehender gekrönter Adler mit Kleestengeln in den ausgebreiteten Flügeln, der Landgrafschaft Süßgau oder der Grafschaft Froburg angehörig.

i. Das dreithürmige silberne Kastell mit offenem Thore im rothen Felde von Lenzburg, dessen Grafen, wie die von Kiburg, geborne Habsburger. [14])

k. Drei im rothen Felde neben einander stehenden drei Rauten (Wecken) von Pfannberg in Steiermark. [15])

Die Darstellungen auf den Seitenwänden.

Die tieferen Felder auf dem hohen Fußgestelle des Sarges mit dem Wappenschmucke sind, wie erwähnt, mit figuralischen Gruppen in hoch erhobener Arbeit angefüllt, und der Gegenstand der Darstellung: Friedrich's fromme Stiftungen, und

zwar mit vorzugsweiser Rücksicht auf jene zu Neustadt, wohin dieses Denkmal ursprünglich bestimmt war. Wenn an diesem Meisterwerke deutschen Fleißes und deutscher Kunst die architektonische und ornamentale Zusammenstellung durch ihren überraschenden Reichthum bei einer äußerst einfachen Anlage, die lebhafteste Bewunderung erzwingt, so wird sie gesteigert bei der Betrachtung der vielen figuralischen Darstellungen, mit welchen das Monument prangt. Der ungemeine Fleiß, der auch bei den kleinsten Figürchen nicht ermüdete, ihnen den Stempel wahrer Kunstvollendung aufzudrücken, blieb sich bis zu den zartesten Einzelnheiten gleich, selbst an den Standbildern an den Pfeilern, wo doch das Bedürfniß einer nach den Linien der Pfeilerischen gestreckten Stellung der künstlerischen Auffassung so mächtige Hemmschuhe aufzwang. Den größten Reichthum aber entfaltete die Künstlerfantasie in den Gruppen, um so lebhafterer Bewunderung werth, als die bloßen Akte der Stiftungen von Klöstern bei einem achtmaligen Vorkommen auf demselben Monumente gewiß eine äußerst schwierige Aufgabe bot. Aber das fromme Kunsttalent verstand es, jede einzelne Gruppe kräftig zu individualisiren, und dennoch durch alle einen erhabenen Gedanken fortzuführen: die zum Himmel emporsteigenden Gebete der einzelnen geistlichen Körperschaften um das Seelenheil ihres hier ruhenden Stifters. Die schönen Einzelnheiten in diesen herrlichen Bildwerken besonders hervorzuheben, könnte Aufgabe einer besonderen Abhandlung werden. Bedürften sie aber noch eines weiteren Rühmens, nachdem sie der jüngst hinübergegangene Kunstnestor Thorwaldson bewundernd als der besten Zeit des klassischen Alterthums würdig erklärt hat!

(Schluß folgt.)

Anmerkungen:

[9]) Über das öftere Vorkommen von Grabmonumenten, an denen das Todesjahr nicht ausgefüllt erscheint, vergleiche dieser Blätter ersten Jahrgang 1844, p. 271—272.

[10]) Zu vergl. Peter Suchenwirts Werke, 1827 herausgegeben von A. Primisser p. 53; Wißgrill II., 90. Im Allgemeinen wird sich bei der Erklärung dieser Wappenschilde auf die Angaben in Herrgott's und Gerbert's Tafografie berufen, dann auf L. A. Gebhardi's »Genealogische Geschichte der erblichen Reichsstände in Teutschland« 4., Halle, welche im II. Theile 1779 S. 33—35 eben auch von den ungewöhnlicheren Wappen auf K. Friedrich's Grabmonumente handelt. Hier wird nur dann Besonderes zitirt, wenn seither bekannt gewordene Quellen die Ansichten jener Gelehrten entweder zu erhärten vermögen, oder sie widerlegen.

[11]) Die Verfasser der österreichische Tafografie II., 251, und Gebhardi l. C. 34 gestehen offen, daß es ihnen ungeachtet aller sorgfältigen Nachforschungen nicht gelungen sei, die wahre Deutung dieses Wappens aufzufinden. Die Bemerkung, daß der Ritter und Kanzler Marquard Breysacher einen schwarzen Hut mit weißer Stülpe im goldenen Felde zum Wappen führe, wird von Herrgott und Gerbert nur ganz schüchtern, ohne sichere Folgerung hingestellt, und insbesondere bemerkt, daß die Form des Breysacher'schen Hutes mit jenem auf unserem Wappenschilde nicht ganz übereinstimme, da jenes einen gekrümmten, ganz zugespitzten und zu oberst mit einem größeren Knopfe versehenen, an dem äußeren Rande aber mit einer ganzen Reihe kleinerer Knöpfe (Glöckchen?) besetzten Hut zeigt.

Ich habe es gleichfalls an den redlichsten Bemühungen und, bei deren Fruchtlosigkeit, an Umfragen bei den bewährtesten Autoritäten nicht fehlen lassen, mir über die Deutung dieses Wappens näheres Licht zu verschaffen. Aber ungeachtet der mir von vielen Seiten, insbesondere auch in der k. k. Hofbibliothek und im geheimen k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive zu Theil gewordenen freundlichsten und werkthätigsten Unterstützung, und bei den sorgsamsten Nachsuchungen in den, mir auf diesem Wege und aus Privatsammlungen zu meinem wärmsten Danke gebotenen, vielen und reichhaltigen, größtentheils noch gar nicht veröffentlichen Wappenbüchern, war ich nicht so glücklich, dieses Räthsel lösen zu können. Das oben in der Anmerkung 1 sub a erwähnte Fugger'sche Prachtwerk in der k. k. Hofbibliothek enthält Fol. 282 verso ebenfalls den Hut von Breisach, aber eben so konstruirt, wie dessen die eben erwähnte Stelle in der Tafografie gedenkt, daher für unseren Zweck eben so wenig förderlich als die in Spenner's bekannter Theoria Insignium Band I., Tafel 21 unter den Figuris vestiariis gelieferten Schilde mit Hüten, nämlich nebst jenem von Breisach, die von Haberkorn, Fallenstein und Bodungen, welche aber weder in der Zeichnung mit unserem Hute übereinstimmen, noch auch, was die drei letzteren betrifft, mit den Besitz- oder Anspruchsverhältnissen des hier ruhenden Kaisers in Beziehung gesetzt werden könnten. Das im k. k. Hausarchive bewahrte sehr schöne Wappenbuch Kaiser Friedrich's III. vom Jahre 1448, welches auch die meisten der, auf der großen Wappenwand in der Neustädter Burg vorkommenden fabelhaften Wappen enthält (vergl. »Beiträge zur Landeskunde Österreichs unter der Enns« IV., p. 44—58), zeigt zwar Fol. 18 in dem Wappen von »Merchenberg« einen weißen Hut mit schwarzer Stülpe im rothen Felde; allein der Hut ist ganz kegelförmig, und an der Spitze mit einem Busch versehen, auch hat er keine schiefe, sondern ringsum in gleicher Höhe umgeschlagene Stülpe. Dagegen zeigt sich der Hut auf unserem Monumente nach der folgenden Zeichnung dieses Wappenschildes:

Hormayr's Wien Band VI., II. 36 erklärt dieses Wappen freilich ohne allen Skrupel für »den scharzen Sturmhut mit weißer Krempe im goldenen Felde von Breisach.« Allein nach dem Angedeuteten kann sich hier mit einem so bequemen Ausspruche nicht begnügt werden. Möchten sich doch Freunde geschichtlichen Wissens aufgefordert finden, in den ihnen zu Gebote stehenden Hilfswerken über dieses bisher räthselhafte, auffallend genug auf dem Grabmonumente eines österreichischen Landesfürsten und deutschen Kaisers erscheinende Wappenschild weitere Forschungen zu pflegen, und ihr vielleicht glücklicheres Ergebniß zum wärmsten Danke aller kritischen Geschichtsfreunde recht bald der Öffentlichkeit übergeben.

[12]) Über diesen letzteren Umstand zu vergl. (Kreutter's) »Geschichte der k. k. vorderösterreichischen Staaten.« St. Blasien 1790 II., S. 3.

[13]) Gebhardi l. c. 35 und F. E. Pipitz: »Grafen von Kyburg,« Leipzig 1839. 8. p. 27—28.

[14]) Pipitz 131. Ein Grabmal mit dem Wappen von Kyburg in der Klosterkirche zu Schennis hat die Inschrift: Das sind die edle wolerbone hern un stifthr dis gotshus mit name die grafen von Kyburg gebore von Habsburg.

[15]) Hanthaler Recensus dipl. geneal. II. 154—157. Beitr. z. Landesk. Öst. u. d. E. IV. p. 58. (O. III.) Suchenwirt l. c. 37. Zumal in unmittelbarer Darauffolge der Cillyer-Wappen viel wahrscheinlicher der Schild von Pfannberg als jener der Dynasten von Bonstetten, (wie Herrgott's und Gerbert's Tafografie I. 256 und darnach Hormayr's Wien VI, II. 26 angeben) oder deren von Erder, oder der Grafen von Wasserburg, worauf Gebhardi l. c. 34 anspielt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 11. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 5.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1106 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Corda: Über technische Volkserziehung im Allgemeinen und besonders in Frankreich. — Würth: Reform der Gefängnisse. (Forts.) — Erul: Mailänder Kunstausstellung. (Forts.)

Ueber technische Volkserziehung im Allgemeinen und besonders in Frankreich.

Vom Kustos August **Corda** in Prag. *)

Die Erziehung der Individuen ist von der der Völker, denen sie angehören, abhängig, und der Schulmeister der Völker ist das Zeitalter. Die Jugend aller Völker ist sich im Wesentlichen gleich, nicht aber ihre Entwicklung. Während die Einen im frommen Glauben auf Macht und Glanz, auf Größe und unverletzliches Bestehen aller ihrer Herrlichkeiten dahin sinken, erwachen Andere aus ihrem Traumleben zu energischer Thätigkeit, und lernen beherrschen die intellektuelle und materielle Welt; denn sie streben vorwärts, nach einem noch unbekannten aber bewußten Ziele, und nicht der Schimmer eigener Größe, nicht das stolze Gefühl, genug gethan zu haben um zu ruhen, kann ihre mächtigen Schritte hemmen, und materielles Wohl ist ihres Strebens Lohn.

Und eben dieses Streben nach materiellem Wohle bezeichnet unsere Zeit, und zur Beherrschung der Materie hat sie sich die Positivität der Wissenschaft, die Reaktion gegen die Form und den Luxus untergeordnet.

Es sei fern von uns auf ein verflossenes Zeitalter scholastischer Spekulation spöttisch hinzublicken, in unserer Zeit, wo die praktische Lebensseite ihren Triumf feiert, wo die zunehmende Herrschaft über die Materie der Erwerblust und dem Lebensgenusse so vielfach zu Statten kommt, wo die Mechanik im weitesten Sinne des Wortes eine alle früheren Zeiten überstrahlende Ausbildung und pekuniäre Bedeutung gewonnen hat, so daß sie gleichsam der eigentliche Glanzpunkt, und die unsere Zeit beherrschende Macht ist. Die Mechanik hat unserer Zeit eine strenge praktische Richtung gegeben und sie beutet die anderen Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaften mit Macht und Nutzen aus, und macht uns jedem ihrer Fortschritte alsbald eine Anwendung, um dem Leben mehr Sicherheit, Erleichterung und Annehmlichkeit zu geben, um Hindernisse des Raumes zu besiegen, oder Massen zu bewältigen, und Aufwand von Kraft und von Zeit zu ersparen. Die Leistungen sind hier so bedeutend, daß sie Träume verwirklichen können, von einem Gipfel der Kultur im zwanzigsten Jahrhundert, wo der Arbeitsmann blos den Gang der Maschine beaufsichtigt, und dabei ungehindert seiner intellektuellen Ausbildung nachgeht oder klassische Dichter liest. Heute schon läßt man für Handlungen, deren Vollziehung das Gefühl verletzen würde, die menschliche Hand durch mechanische Vorrichtungen vertreten. Und im Hintergrunde alles dieses regen Treibens für sinnliche Vortheile, liegt ein wohl zu beachtender Gewinn für das geistige Leben; denn der Welteifer in der Erwerblust treibt zu neuen sinnreichen Erfindungen, welche unbedingt neue Forschungen fordern, und die Naturwissenschaft, welche die Grundlage einer Erfindung liefert, gewinnt von dieser wieder Hilfsmittel zu neuen Entdeckungen, ja selbst, wo ihre Ausbeute zunächst blos zur Erhöhung des Lebensgenusses dient, wird doch mit der vermehrten Mannigfaltigkeit der Kenntnisse der Gesichtskreis erweitert, und die allgemeine Bildung befördert. Indessen bleibt die Beziehung auf das Äußere noch überwiegend und der darauf gerichtete trockene Verstand vorherrschend. Die Macht des im Dienste der Sinnlichkeit stehenden Geistes gehört wesentlich zum Charakter des Zeitalters!

Wir glauben hiermit auch zugleich die empirische Volkserziehung, wie ein Volk sie sich selbst gab, ohne Einfluß von außen oder oben, bezeichnet zu haben, und wie die Welt, auf der unbedingten Vernunft beruhend, in ihr zur Selbsterkenntniß gekommen, und als äußere Wirklichkeit zur Anschauung gebracht würde. Und mit der Empirie Hand in Hand versuchte die Spekulation, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts namentlich in Deutschland, das Wesen der Erscheinungen selbst filosofisch erklären zu wollen; man gerieth, in dieser Zeit der kecksten Begeisterung und des kühnsten Strebens, auf eine schwindelerregende Höhe, namentlich als man es unternommen die Natur aus reiner Vernunftanschauung zu konstruiren. Es war ein gefährliches, und sehr bald auch ein lächerliches Unternehmen, und mir gilt es als Zeichen eines filosofischen

*) Auszug aus einem Vortrage des Hrn. Verfassers, im September vorigen Jahres gehalten im Vereine zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen.

Volkes, das sich so gerne in Spekulationen ergeht, denn dabei kann es ruhig die Hände in den Schooß legen. Die Empirie sah dabei eine Zeitlang zu, denn der Terrorismus der neuen Schule hatte sie eingeschüchtert, da die moderne Genialität überhaupt die Grobheit als eine sehr wirksame Waffe auf den Kampfplatz brachte. Allein jede Idee kann jetzt, und muß einstens zur Karrikatur werden, wenn man alle Einzelheiten in der Wirklichkeit zu verfolgen sucht; so trat neben den großen Gedanken hin und wieder auch Aberwitz hervor, und nun gewann die öffentliche Meinung einen leichten Sieg über die alte Schule, über den neuen Schlendrian, und über all den unnützen Ballast, mit dem man die heranwachsende Generation beschwerte, indem man diese nur lächerlich zu machen brauchte.

Wo es so, oder wo es *besser*, gebührt mir nicht zu untersuchen, aber nur die Völker, welche die Spekulation fallen ließen, und rasch die arbeitsamen Hände nach der Wirklichkeit ausstreckten, haben ihr materielles Wohl bereichert. Sie allein haben sich schnell auf die Höhe der Zeit geschwungen, und ihre technische Volkserziehung ist unbestritten die beste. Sie haben Theorie und Praxis verbunden, und keines jener Völker hat seine Jugend mit gehäuftem zusammen getröd eltem Stückwissen und mit unnützem, ja wirklich unbrauchbarem Ballast, als übergekommenes Heiligthum vergangener grauer Zeiten, beschwert, und die Wissenschaften wurden bei diesen Völkern aus der Reihe der verpönten oder nur geduldeten Beschäftigungen gerissen, und zur intellektuellen Macht erhoben. So that es vorerst England und Frankreich eilte nach.

Der praktische Sinn des erstgenannten Volkes, bar aller und jeder filosofischen Spekulation, durchblickte bald die Handwerke und Gewerbe, und fand, daß *Theilung der Arbeit* die erste Basis zur Erziehung trefflicher Handwerker und *tüchtige mathematische Durchbildung* das einzige Hilfsmittel zur Erziehung trefflicher Mechaniker ist, und so verbanden sich im Volke Wissenschaften und Praxis; der Praktiker belächelte nicht mehr *den* Gelehrten, und der Gelehrte lernte den Praktiker achten.

England und Frankreich trieben die Theilung der Arbeit ins Unendliche, und thaten gut. Der Drechsler, der bei uns z. B. alle möglichen Stoffe drehen muß, wurde in einen Holz-, einen Eisen-, einen Walzen-, einen Schrauben-, einen Modellstück-Drechsler u. s. w. geschieden, und nur dadurch lernte jedes einzelne dieser Individuen die Natur und Bearbeitung seines Stoffes vollkommen kennen, und nur auf diese Art sind so vollkommene Produkte zu gewinnen, wie sie der, alle Materien Arbeitende nie liefern kann; nur dadurch ist Schnelligkeit der Arbeit, mithin Zeitgewinnst und Billigkeit des Erzeugungspreises bedingt und gegeben.

England und Frankreich haben noch einen großen Vortheil vor anderen Staaten dadurch erlangt, daß die Söhne in ihrer frühesten Jugend schon mit den mechanischen Fertigkeiten des Geschäftes sehr genau bekannt, ja vertraut werden und die Eltern nehmen daselbst ihre Kinder in der frühesten Jugend ins Geschäft, worüber man mir allerdings sagen wird, *die geistige Entwicklung des Volkes leide, wo die Jugend keine elementare Vorbildung genossen habe.*

Ja wohl ist diese Behauptung theoretisch wahr, aber praktisch ist sie eine Lüge. Geht hin und seht und ihr werdet erleuchtet werden: der Knabe, der bei uns in Deutschland zur Schule getrieben werden muß, um dort eben nicht viel praktisch Brauchbares zu lernen, derselbe Knabe wird in England von der Arbeit kommend, am Abende noch als Erholung seine Abc-Tafel holen, da er heute hat praktisch kennen gelernt, daß Wissen eine Macht sei! Er hat heute seinen geldübermächtigen Fabriksherrn vor einem Gelehrten, der ihm gütigst Rath ertheilte, sich beugen gesehen. Er hörte heute in der Raststunde vom Speakmaster erzählen und vorlesen, wie Mr. X. und Mr. Y. durch ihre tiefen Studien vom Buchbindergesellen und Drechslerburschen zu Pairs des Reichs emporstiegen, und das Alles nur, weil sie in ihren freien Stunden mit Freude und Lust studierten. Er weiß, daß er lesen lernen und wenigstens seinen Namen deutlich schreiben muß, soll ihm sein Einfluß bei den Wahlen nicht verloren gehen, und soll er am Abende oder am Sonntage nicht eines der größten und ersten Vergnügungen seines Volkes entbehren, soll er die Zeitungen lesen können, mit seinen Tischgenossen hochwichtig zu politisiren. So kleinlich und lächerlich, so unnütz oder gar gefährlich vielen unserer Zeitgenossen eine solche Volkserziehung erscheinen mag, so ist und bleibt sie, unter Verhältnissen wie in England und Frankreich, trefflich, und mit unbefangenem Geiste betrachtet, gewährt nur sie dem, sich so selbst erziehenden Volke, die alles überwiegenden materiellen Vortheile. Das englische und französische Gewerbsvolk kennt überdies viele Hindernisse, die dem Fabriksherrn in Deutschland zur Last fallen, nicht. Der Wechsel der Standeswahl ist zwischen Vater und Kind nicht so bedeutend different wie bei uns; die Eltern haben, im Falle sie ihren Kindern etwas wirklich Brauchbares lernen lassen, nicht die so gefährliche und verführerische Aussicht auf Staats- oder Kirchenversorgung als Glanzpunkt vor Augen; ihre Kinder lernen oder studieren nicht blos, um etwa zu fordernde Zeugnisse vorweisen zu können, sie studieren des Wissens und nicht der Versorgung willen. Überdies sind in beiden Ländern die Studien kostspielig, aber dies ist, meiner eigenen Erfahrung nach, und ich dürfte einige erworben haben, kein Unglück für ein Volk; denn das dem Lehrer gezahlte Honorar wollen auch die meisten der Schüler abarbeiten, und die Lehrer streben sich auszuzeichnen, weil sie im entgegengesetzten Falle ihre Schüler, mithin auch ihr Honorar verlieren. Gleichzeitig wird hierdurch den Vorständen die vorurtheilfreiste Beurtheilung der Brauchbarkeit der Lehrer möglich, da nur die brauchbaren Zuhörer besitzen. Allerdings müssen die Schüler bei so bewandten Umständen nicht von ihren Lehrern dependiren, sondern sie müssen in Corpore das Recht haben, durch Stimmenmehrheit ihre Examinatoren zu wählen, und letztere sollten unentgeltlich diese allerdings schwere Pflicht erfüllen. Und nur so sind alle die Mißbräuche anderer Schulsysteme zu beseitigen, nur so wird wirklich intellektuelle Entwicklung möglich, allerdings nicht vorschriftmäßig, aber verständig und brauchbar! Es ist allerdings schön, wenn jeder, auch der Tiefste und Ärmste, an der Intelligenz nach Vorschrift theilnehmen darf, aber hier fällt mir aus eigener Ansicht und Kunde der Bibelspruch ein: Viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Diese Ansicht gilt vorzüglich für die höheren Schulen, und nur Volks- und Gewerbsschulen, so weit wir sie überhaupt Elementarschulen nennen, müssen unentgeltlich sein. Aber sie dürfen dem fürs Gewerbe bestimmten Menschen nicht seine beste

und für praktische Auffassung empfänglichste Jugendzeit rauben, um ihm dafür nur Fragmente anderer Bildungsweise zu bieten. Und alle diese Mängel hat Frankreich zeitig gefühlt und eingesehen, und, wenn auch nicht immer mit Erfolg, versucht, denselben abzuhelfen.

Ein zweites Übel, das England und Frankreich fast gar nicht kennen, ist die Wanderungslust.

In den schönen Zeiten der reichsherrlichen und reichsstädtischen Verfassung, deren goldene Tage wir täglich noch von Romanschreibern und Romanhelden bewundern hören, wo die gesammten Verhältnisse der deutschen Völker noch in der Wiege lagen und die Presse noch nicht einmal ihre weltbeherrschende Zukunft träumte, da mußte der Handwerker von Reichsstadt zu Reichsstadt ziehen, denn nur die Städte und nur einige wenige Städte hatten das Privilegium der Intelligenz und des Reichthums, nur in diesen privilegirten Städten war Industrie und Kunst heimisch geworden, und jeder dieser Orte hatte seine eigenthümliche Richtung. Damals war das Wandern des Arbeiters an der Zeit, jetzt ist es überflüssig und schädlich geworden, denn jeder tüchtige Meister und Fabriksherr wird die Erfahrung gemacht haben, daß Wanderungslust ihn sehr häufig um seine besten und tüchtigsten Arbeiter bringt. Ja noch mehr, wenn er einen einzelnen Arbeiter vollkommen brauchbar gemacht hat und ihn trefflich zahlt, dann tritt eines Morgens plötzlich der Arbeiter vor ihn hin und fordert sein Wanderbuch, denn „er sei schon lange am Orte und wolle weiter ziehen."

Und er zieht weiter, ohne Aussicht auf besseres Unterkommen oder bessere neue Bildung, und bald drückt ihn Noth, und wenigstens ein Theil der vorher erworbenen Bildung geht sicher verloren. Diese Ansicht ist aus Erfahrung geschöpft und wir sahen sie schon oft bestättigt.

Ein anderes sehr auf die Erziehung der Gewerbsleute nachtheilig einwirkendes Uebel, das England und Frankreich fast nicht mehr kennen, ist das Innungswesen. Auch dieses ist reichsherrlichen Ursprungs und war seiner Zeit trefflich, aber in unserer Zeit hindert es die freie Entwicklung der Gewerbe bedeutend, und muß trotz allem ihm zu gewährenden Schutze dennoch der Zeit erliegen. Das Innungswesen ist Ursache, daß der Lehrling nur so, und nicht besser oder wohlfeiler wie sein Lehrherr arbeiten will, ist Ursache, daß der mächtigste Hebel der Industrie, die Konkurrenz, schwer Eingang findet, oder selbst auf das große Publikum nachtheilig rückwirkt. Es ist Ursache, daß Wissenschaft und Kunst (und auch diese beiden sind leider noch vom Innungsgeiste durchdrungen) so schwer ihre wohlthätige Hilfe der Industrie und Gewerbe reichen.

Wenn ich unser Innungswesen so recht betrachte, so erscheint mir unser Volk als ein rüstiger Jüngling, kerngesund und kräftig, aber im Erwachen begriffen, gähnt er und dehnt sich, und —

„Der Zopf, der hängt ihm hinten!"

Wann er diesen Zopf ablegt, oder ob er ihn ablegen will, das weiß ich nicht, und gehört nicht hierher — aber einer tüchtigen Handwerkserziehung ist dieser Innungszwang in so fern nachtheilig, als nur wenige Meister von der Nothwendigkeit einer tüchtigen Bildung der lernenden Jugend durchdrungen sind, und der ärmere Meister oder die Meisterin die Lehrlinge als Dienstboten betrachtend, am Feierabende und Sonntage Kinderwarten für ein viel vortheilhafteres Geschäft als Lernen hält. Geschweige denn, daß in der meist vieljährigen Lehrzeit der Lehrling alle früheren in der Elementarschule erworbenen Kenntnisse theilweise oder gänzlich verzißt, und in der Gesellenzeit dieselben nicht mehr nachholt, um so mehr, als ihn Wanderlust fortzieht, und er doch unter so Vielen nicht allein lernen will.

(Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über die Reform der Gefängnisse.

(Fortsetzung.)

Ich gehe nun zur Darstellung des gegenwärtigen Standpunktes der Verhandlungen über den Werth der oben erwähnten drei Gefängnißsysteme über. Auch in dieser Hinsicht ist es überaus erfreulich, zu bemerken, daß die mehrjährige Beschäftigung vieler durch Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes höchst ausgezeichneter Männer mit dem Gefängnißwesen bereits in mehren Beziehungen, ja, man kann sagen, in den meisten, zu einer vollständigen Übereinstimmung der Ansichten geführt hat. Ohne daher in eine nähere Begründung dieser von Niemand bestrittenen Punkte der großen Frage einzugehen, dürfte es zweckmäßig sein, diese Ergebnisse der bisherigen Erfahrungen vorläufig hier zusammen zu stellen.

I. Angekagte und Beschuldigte, welche sich in vorläufiger Haft befinden, sollen während des gegen sie anhängigen Strafverfahrens bis zu dem Zeitpunkte, da das Erkenntniß wider sie in Rechtskraft erwachsen sein wird, der Einzelhaft bei Tag und Nacht (dem pennsylvanischen Systeme) unterworfen werden.

II. Eben dieses System soll auch auf die, nur zu kurz dauernde Anhaltung (bis auf Ein Jahr) verurtheilten Sträflinge angewendet werden.

III. Die jugendlichen Sträflinge (bis zu einem Alter von 18—20 Jahren) sollen zwar im Beginne ihrer Strafe auf eine von der Direktion der Anstalt zu bestimmende Zeit in der Einzelhaft angehalten, nach Ablauf dieser Zeit aber, so viel es irgend möglich ist, in eigenen Besserungsanstalten gemeinschaftlich, und zwar ohne Auferlegung des Stillschweigens erzogen werden.

IV. Die Gefängnisse für Weiber sollen von den für Männer bestimmten Anstalten so viel als möglich getrennt und die weiblichen Gefangenen sollen unter die Aufsicht und Überwachung von Personen ihres Geschlechtes gestellt werden.

V. Zur Erleichterung des Überganges der Sträflinge aus dem Gefängnisse in die Freiheit und zur Unterstützung ihrer Bestrebungen, sich auf eine redliche und ehrbare Weise ihren Lebensunterhalt zu erwerben, sollen, wo es nur irgend thunlich ist, Gesellschaften und Vereine zum Schutze und zur Überwachung der entlassenen Sträflinge gegründet werden, deren segensreiche Thätigkeit darin zu bestehen hat, den Entlassenen eine ihren Lebensunterhalt deckende Beschäftigung zu verschaffen, die Vorurtheile, welche

dem reuigen Verbrecher überall hemmend entgegentreten, zu besiegen und den Entlassenen selbst in der Rückkehr zu einer ehrlichen Lebensweise mit Rath und That behilflich zu sein.

Über diese Punkte herrscht, wie bereits erwähnt wurde, unter allen Gefängnißkundigen in Europa und Amerika die vollkommenste Übereinstimmung der Ansichten. Nur in Beziehung auf das Gefängnißsystem für langdauernde Freiheitsstrafen ist der Widerstreit der Meinungen noch zu keiner allgemein anerkannten Lösung der Frage gekommen. Doch ist es erfreulich, zu sehen, daß der Streitpunkt durch die große Theilnahme, welche diese Frage erregte, und durch die vielseitige Beleuchtung, welche ihr zu Theil wurde, bereits sehr vereinfacht worden ist. Es handelt sich gegenwärtig nur mehr darum, ob auf mehrjährige Gefängnißstrafen das Klassifikations- oder das Vereinzelungssystem angewendet werden solle. Das eigentliche, strenge Auburn'sche System hat fast gar keine Vertheidiger mehr, weil man einsehen gelernt hat, daß die Strafe nicht blos ein Leiden verursachen, sondern auch den Bestraften zum Besseren hinführen solle, wozu in dem reinen Systeme des Stillschweigens zu wenig Elemente gegeben sind. Zwischen den Anhängern des Klassifikationssystemes und jenen der Einzelhaft aber wurde und wird noch jetzt der Streit mit einer oft ungemessenen Heftigkeit geführt, so daß dadurch nicht selten der Wahrheit empfindlicher Abbruch gethan wird. Man muß leider gestehen, daß diese Frage der Humanität, welche nur durch ruhige Erwägung und Prüfung der Erfahrungsergebnisse beider Systeme einer befriedigenden Lösung zugeführt werden kann, nicht selten zu einer Parteifrage herabgezogen worden ist. Statt einer umsichtigen Sammlung und Kritik der Thatsachen wurde gar oft ein rein persönlicher Hader vor das Publikum gebracht, und der Streit wurde mit solcher Hitze und Leidenschaftlichkeit geführt, daß sich die Vertheidiger der entgegengesetzten Systeme selbst Entstellungen der thatsächlichen Erfahrungen erlaubten, um nur ihrer einmal ausgesprochenen Meinung den Sieg zu verschaffen. Ganz besonders war dies in Frankreich der Fall, wo die zwischen dem Klassifikations- und dem Vereinzelungssysteme schwebende Streitfrage zum Tummelplatze feindseliger Persönlichkeiten zwischen den beiden General-Inspektoren der Gefängnisse Karl Lucas und Moreau-Christophe gemacht wurde. Die Wahrheit konnte bei der gegenseitigen Erbitterung der Streitenden nur sehr wenig gewinnen und der redliche, unbefangene Forscher wurde bei der Unsicherheit und Unzuverlässigkeit der Behauptungen beider Theile in große Verlegenheit gesetzt.

Ich will es versuchen, die wesentlichsten Ergebnisse einer unparteiischen Prüfung der bisherigen Erfahrungen hier in möglichster Kürze zusammenzustellen.

Das Klassifikationssystem hat vor dem bisher so allgemein gewesenen Systeme des unbeschränkten Zusammenlebens der Gefangenen den großen Vorzug, daß es den Sträfling bei seinem Eintritte in die Anstalt durch die eine Zeit lang stattfindende Einzelhaft zum Nachdenken über sich selbst, über seine Lage und über seine Zukunft, somit zur Reue und zu Vorsätzen der Besserung hinzuführen strebt, während es zugleich dem Vorsteher des Gefängnisses durch die Vereinzelung der Gefangenen die Möglichkeit verschafft, jeden Sträfling nach seiner Eigenthümlichkeit kennen und behandeln zu lernen, auf jeden nach seiner Individualität einzuwirken. Nach den während dieser Einzelhaft gemachten Beobachtungen und Erfahrungen bestimmt die Direktion der Anstalt den Zeitpunkt, wann die Vereinzelung aufhören und der Gefangene mit Anderen gemeinschaftlich angehalten werden solle, und die Klasse von Sträflingen, in welche er nach seiner Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit einzureihen ist. Wird diese Vertheilung der Gefangenen in mehre Klassen von einem mit großer Menschenkenntniß und reicher Erfahrung begabten Manne vorgenommen, so muß sie als eine sehr bedeutende Verbesserung des ursprünglichen, reinen Systemes des Stillschweigens betrachtet werden, weil dadurch einerseits die Gefahr der gegenseitigen Verschlimmerung der Sträflinge bedeutend gemindert und andererseits den Gefangenen ein großer Antrieb gegeben ist, durch ein ordentliches, vorschriftsmäßiges Betragen das Aufsteigen in eine bessere Klasse zu verdienen. Das Ehrgefühl, der Wetteifer der Strafgenossen wird dadurch nothwendig geweckt und belebt. Man kann also nicht läugnen, daß dieses System im Vergleiche mit der bisherigen Behandlungsweise der Gefangenen sowohl, als auch mit dem reinen Auburn'schen Systeme als ein großer Fortschritt zu betrachten ist. Allein es ist dessen ungeachtet mit sehr wichtigen Mängeln behaftet. Vor Allem darf nicht übersehen werden, daß das Klassifikationssystem jederzeit die Auferlegung des Stillschweigens unter den in Gemeinschaft (in Einer Klasse) angehaltenen Sträflingen voraussetzt. Die Erfahrung hat die gänzliche Unentbehrlichkeit dieser Vorschrift erwiesen. Eben deshalb aber unterliegt dieses System allen Einwendungen und Schwierigkeiten, welche der Versuch, das Stillschweigen zu erzwingen, nach sich zieht. In allen Gefängnissen, in welchen man die Vorschrift des Stillschweigens aufrecht erhalten wollte, hat sich die Unmöglichkeit, eine strenge Beobachtung derselben zu erzielen, gezeigt. Der natürliche Trieb in Gemeinschaft befindlicher Menschen, sich einander durch Worte, Geberden oder Zeichen mitzutheilen, trug überall über die eifrigste Aufsicht, über die thätigste Überwachung den Sieg davon. Um das Stillschweigen auch nur einigermaßen durchzuführen, wurden sehr strenge und sehr zahlreiche Disziplinarstrafen nothwendig. In dem Gefängnisse Coldbathfields in London wurden bei einer mittleren täglichen Bevölkerung von 1000 bis 1100 Köpfen in den Jahren 1837 bis 1841 jährlich 18000 Disziplinarstrafen verhängt. Eben so stieg die Zahl dieser Strafen in dem Gefängnisse Westminster Bridewell in London, dessen mittlere Bevölkerung 300 Köpfe betrug, in demselben Zeitraume jährlich auf 7000. Dieselbe Erfahrung machte man in den französischen Zentralgefängnissen, in der Strafanstalt zu St. Gallen und in mehren anderen nach diesem Systeme eingerichteten Anstalten, so daß man die Handhabung des Stillschweigens mit Recht eine sehr harte, grausame, der menschlichen Natur widerstrebende Maßregel nennen kann. Um so verwerflicher stellt sich aber diese Behandlungsweise der Gefangenen dar, wenn man die Fruchtlosigkeit derselben, die erwiesene Unzulänglichkeit aller Strafen, um die Mittheilungen unter den Sträflingen und somit ihre gegenseitige moralische Verschlimmerung hintanzuhalten, erwägt, wenn man bedenkt, daß gerade das Gebot des Stillschweigens die Gefangenen in einer beständigen Empörung und Auflehnung gegen die vom Staate gegebene Vorschrift und in steter Uebung in Listen und Ränken, diese Vorschrift zu umgehen, so wie in unaufhörli-

cher Aufregung und Erbitterung gegen die Beamten und Aufseher der Anstalt, als ihre unbarmherzigen Peiniger, erhält und eben dadurch jede Möglichkeit der Besserung der Gefangenen im Keime erstickt. Dazu kommt noch, daß das Stillschweigen, wegen der Schwierigkeit, es aufrecht zu erhalten, ein sehr zahlreiches und geschicktes Personale der Strafanstalt voraussetzt, wenn das System auch nur mit einigem Erfolge durchgeführt werden soll, daß also die Einführung dieses Systemes mit sehr bedeutenden Kosten verbunden ist. Alle diese Gründe zusammen genommen stellen das System des Stillschweigens als ganz verwerflich dar, und treffen ebenso das Klassifikationssystem, indem auch dessen Wirksamkeit auf der Voraussetzung einer genauen Aufrechthaltung des Stillschweigens beruht. Allein auch abgesehen davon unterliegt das diesem Systeme eigenthümliche Klassifikationsprinzip sehr wichtigen Bedenken. Es drängt sich vor Allem die Betrachtuug auf, wie unendlich schwierig es ist, den Charakter der Sträflinge so zu erkennen und zu beurtheilen, daß man jeden so viel als möglich nur mit solchen Gefangenen, die mit ihm auf einer ziemlich gleichen Stufe der Moralität stehen, einzureihen im Stande ist. Schon der oberflächliche Beobachter muß die Gefahr erkennen, daß zahlreiche Irrthümer und Mißgriffe in der Vertheilung der Gefangenen in die einzelnen Klassen oder Abtheilungen den eigentlichen Zweck derselben, die Verhinderung gegenseitiger moralischer Verschlimmerung der Sträflinge, vereiteln können. Auch ist es unläugbar, daß selbst im glücklichsten Falle, bei der besten Klassifikation, das Zusammensein solcher Individuen, welche auf Einer Stufe der Moralität stehen, nur Fortschritte derselben in ihrer Verderbtheit zur Folge haben kann. Die Schwierigkeit einer richtigen Vertheilung der Sträflinge in die einzelnen Abtheilungen wird um so größer, je zahlreicher die Bevölkerung der Strafanstalt ist, und man kann bei einer Anzahl von 400 bis 500 Sträflingen das Klassifikationssystem mit vollem Rechte als praktisch unausführbar erklären. Überdies ist auch nicht zu verkennen, daß das Klassifikationssystem, da es nothwendig mit Versetzungen derjenigen, welche sich gut aufführen, in eine höhere, der Sträflinge von schlechtem Betragen aber in eine niedrigere Klasse und mit gewissen Milderungen der Disziplin für die höheren, und mit Verschärfungen derselben für die niederen Klassen verbunden ist, sehr oft Heuchelei statt wahrer Besserung unter den Sträflingen befördern werde. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Klassifikationssystem das Wiedererkennen der Sträflinge nach ihrer Entlassung aus der Strafanstalt nicht verhindert und somit den so gefährlichen Vergesellschaftungen der entlassenen Sträflinge kein Hinderniß in den Weg legt.

Bevor ich zur näheren Betrachtung des pennsylvanischen oder Vereinzelungssystemes übergehe, dürfte es zweckmäßig sein, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, eine kurze Schilderung der Behandlungsweise der Gefangenen nach diesem Systeme, wie es gegenwärtig in dem Mustergefängnisse zu Pentonville bei London besteht, vorauszuschicken. Jeder Gefangene hat seine eigene Zelle, welche wenigstens 800 Kubikfuß groß, durch ein Fenster wohl erleuchtet, im Winter gut geheizt und durch eine zweckmäßige Ventilation mit guter Luft versehen ist. In dieser Zelle, deren Einrichtung in einem Bette oder einer Hängmatte, in einem Tische und Sessel, in einem geruchlosen Abtritte und einem Waschecken besteht, wird der Gefangene Tag und Nacht angehalten und er verläßt sie nur, um dem Gottesdienste oder Schulunterrichte beizuwohnen, oder, was täglich mindestens auf eine Stunde zu geschehen hat, in einem Einzelspazierhofe Bewegung in freier Luft zu machen. Den Tag über wird er in seiner Zelle zur Arbeit in einem Handwerke angehalten; für die Ruhestunden wird er mit zweckmäßiger Lektüre versehen. Er erhält Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Mit den übrigen Gefangenen kommt er in keine Berührung; dagegen erhält er im Laufe des Tages Besuche von dem Gefängnißvorsteher oder dessen Stellvertreter, von dem Geistlichen, Arzte, Schullehrer, Werkmeister, den Aufsehern und solchen Personen, welchen der Gefängnißbesuch gestattet ist; denn es ist der Hauptzweck dieses Systemes, die Gefangenen unter einander auf das vollständigste abzusondern, ihre Berührungen mit ehrbaren Leuten aber möglichst zu vervielfältigen. In den Abendstunden, und im Winter selbst in den Frühstunden, erhält jeder Gefangene Licht in seiner Zelle, um dabei arbeiten zu können. Auch befindet sich in jeder Zelle ein Glockenzug, der den Sträfling in den Stand setzt, im Falle eines unvorgesehenen Bedürfnisses einen Aufseher herbeirufen zu können.

Aus diesen wesentlichsten Grundzügen der Behandlungsweise der Gefangenen nach dem Vereinzelungssysteme erhellt, wie wenig diese Einzelhaft mit einer absoluten Isolirung, mit beständiger Einsamkeit zu verwechseln ist, und wie ungerecht es von den Gegnern dieses Systemes ist, wenn sie demselben eine Versetzung des Gefangenen in eine, Geist und Körper zerstörende, unnatürliche Einsamkeit vorwerfen, da es doch einzig die Entziehung der Freiheit und die zum Besten des Gefangenen selbst gereichende Entfernung desselben von der Gesellschaft anderer Gefangenen zum Zwecke hat.

Der Hauptvorzug dieses Systemes besteht darin, daß es, so viel dies irgend möglich ist, die Mittheilungen der Gefangenen unter einander, somit ihre gegenseitige moralische Verschlimmerung verhindert, daß es daher die erste Bedingung eines guten Gefängnißsystemes, ohne welche an eine moralische Reform der Gefangenen gar nicht zu denken ist, erfüllt. Die Erfahrung hat bewiesen, daß, wo immer Gefangene in Gemeinschaft angehalten wurden, alle Gebote des Stillschweigens, alle Aufsicht und alle Strenge in Bestrafung der Übertretungen dieses Gebotes nichts nützten, daß sie die Mittheilungen der Sträflinge unter einander höchstens zu vermindern, aber nie durchaus zu verhindern vermochten. Bei dem pennsylvanischen Systeme hingegen werden Mittheilungen der Gefangenen unter einander bei einer nur etwas aufmerksamen Überwachung fast unmöglich gemacht. Damit ist aber die erste Pflicht des Staates bei der Anlage von Gefängnissen erfüllt, die erste und wesentlichste Aufgabe desselben, die moralische Verschlimmerung der Gefangenen zu hindern, erfüllt. Das pennsylvanische System wirkt aber nicht nur negativ sehr vortheilhaft, sondern es ist auch ganz vorzüglich dazu geeignet, den Gefangenen durch die Entfernung von jeder Gesellschaft von Seinesgleichen zur ungestörten Betrachtung seiner selbst, seines bisherigen Lebenslaufes und der Folgen seiner schlechten Handlungsweise, somit zur Reue und zu einem aufrichtigen Wunsche und Vorsatze der Besserung hinzuleiten, sein Gemüth für religiöse Gefühle und Belehrung empfänglich zu machen

und die Einwirkung der Gefängnißbeamten und Seelsorger auf den Sträfling nach seiner Individualität zu erleichtern und zu befördern. Die Erfahrung der amerikanischen, englischen, schottischen und französischen Gefängnisse dieser Art gibt dem Systeme der Einzelhaft in Beziehung auf dessen moralisch reformirende Kraft das glänzendste Zeugniß. Ja, durch die Entfernung des Gefangenen von der Gesellschaft anderer Sträflinge wird nicht nur der Vortheil erzielt, daß der Gefangene in der Einzelhaft das Handwerk, wozu er angehalten wird, viel schneller lernt und in kürzerer Frist darin bedeutende Fortschritte macht, sondern es wird dem Gefangenen dadurch sogar eine wahre Neigung zur Arbeit eingeflößt, welche allein eine Hoffnung gibt, daß er auch nach seiner Entlassung aus der Strafe ein arbeitsames Leben führen werde. Ganz dasselbe Bewandtniß hat es auch mit der Lust der Gefangenen zur Benützung des Elementarunterrichtes. Während das Gebot des Stillschweigens nur durch sehr zahlreiche und harte Disziplinarstrafen aufrecht erhalten werden kann, fordert die Handhabung des Vereinzelungssystemes nur sehr wenig Strafen und es zeigte sich in allen Anstalten dieser Art, daß ein mildes, aber ernstes Benehmen des Gefängnißvorstehers und der Aufseher kräftiger als alle Strafen auf die Gefangenen wirkt. Man kann daher mit Recht das Vereinzelungssystem das humanste aller Gefängnißsysteme nennen. Endlich hat dasselbe noch den großen Vorzug, daß es durch die körperliche Absonderung der Gefangenen ihr Wiedererkennen nach ihrem Austritte aus dem Gefängnisse verhindert und somit dazu beiträgt, jenen Verbindungen von Verbrechern vorzubeugen, welche für die Sicherheit aller Staatsangehörigen so gefährlich sind.

Das Vereinzelungssystem hat daher selbst in seiner Anwendung auf lang dauernde Strafen sehr zahlreiche Vertheidiger gefunden. Dahin gehören die beiden französischen Deputirten Beaumont und Tocqueville und der ehemalige Rath an dem königl. Gerichtshofe zu Paris, Demetz, welche sämmtlich im Auftrage der französischen Regierung in den vereinigten Staaten die Gefängnisse untersuchten, und daher das pennsylvanische System, wie es daselbst gehandhabt wird, aus eigener Anschauung kennen, der französische General-Inspektor der Gefängnisse Moreau-Christophe und der ehrwürdige Kassationsgerichtsrath Bérenger, Präsident des Schutzvereines für die jugendlichen Entlassenen des Seine-Departements; die englischen Gefängnißinspektoren Crawford und Russell, deren Ersterer ebenfalls im Auftrage seiner Regierung das Gefängnißwesen der vereinigten Staaten an Ort und Stelle kennen lernte, der Letztere hingegen mehre Jahre hindurch Direktor des großen Gefängnisses Milbank in London war, der schottische Gefängniß-Inspektor Friedrich Hill und der ausgezeichnete Direktor des Gefängnisses zu Glasgow, der vielerfahrne Wilhelm Brebner; der um das Gefängnißwesen Hollands hochverdiente Suringar; — der belgische Gefängniß-Inspektor Ducpétiaux, so wie der Vorsteher der Gefängnißsektion im belgischen Justizministerium Soudain de Niederwerth; endlich in Deutschland der durch seinen Bericht über die von ihm an Ort und Stelle gemachten Studien in Beziehung auf das Gefängnißwesen Nordamerika's berühmte Dr. Julius in Berlin, der Hofgerichtsrath Dr. Nöllner in Gießen, der hamburgische Senator und Polizeidirektor Hudtwalker, der Senator Dr. Harnier zu Frankfurt am Main, Referent der dortigen Gefängniß-Kommission, der Hospitalarzt Dr. Varrentrapp zu Frankfurt, der berühmte Arzt, Professor Kieser in Jena, der Direktor des Zuchthauses zu Bruchsal, Med. Dr. Diez, und viele Andere. Aus der bloßen Ansicht dieser Namen zeigt sich, wie viele mit dem Gefängnißwesen durch langjährige Beschäftigung vertraute Männer dem Systeme der Einzelhaft anhängen, und es ist insbesondere bemerkenswerth, daß die Meisten, welche die Gefängnisse Amerika's aus eigener Anschauung kennen, sich für das pennsylvanische System erklärten.*)

Dessen ungeachtet ist die Zahl derjenigen, welche die Anwendung der Einzelhaft für lang dauernde Gefängnißstrafen als unzuläßig ansehen, nicht unbedeutend. Die wichtigsten dieser Männer sind: der französische General-Inspektor der Gefängnisse Charles Lucas, der berühmte Strafrechtslehrer Geheimerath Mittermaier zu Heidelberg, Professor Tellkampf nnd der edle Graf Petitti v. Roreto zu Turin. Der Hauptgrund, aus welchem sie die Ausdehnung der Einzelhaft auf länger als ein Jahr bekämpfen, liegt in der Besorgniß, daß dadurch Krankheiten des Geistes und des Körpers erzeugt werden würden. Es ist klar, daß über den Grund oder Ungrund dieser Befürchtung nur die Erfahrung belehren kann. Die in den vereinigten Staaten in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen sind von besonderer Wichtigkeit, weil das Gefängniß zu Philadelphia, das berühmte Eastern Penitentiary, bisher die einzige Anstalt ist, in welcher das Vereinzelungssystem eine Reihe von Jahren hindurch, und bei einer beträchtlichen Bevölkerung, auf langdauernde Strafen angewendet wurde. Leider sind diese Thatsachen durch blinden Parteigeist nur allzusehr entstellt worden. Der Gefängnißgesellschaft zu Boston muß man insbesondere großentheils die Schuld davon beimessen, daß es so schwierig geworden ist, über die Ergebnisse der Anwendung der Einzelhaft auch auf Strafen von längerer Dauer volle Gewißheit zu erlangen, indem diese in ihren Jahresberichten, von dem einseitigsten Eifer für das Auburn'sche System beseelt, es nicht verschmähte, selbst die Thatsachen zu verdrehen und zu übertreiben, um nur dadurch Waffen zur Bekämpfung des Vereinzelungssystemes zu erhalten.

*) Dies ist auch bei dem italienischen Gelehrten Marchese Torrigiani der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Mailänder Kunstausstellung im September 1844.

(Fortsetzung.)

Den Beginn der Ausstellung machten sechs Bilder von dem, in Mailand angesiedelten Venetianer, Maler Hayez; man konnte keine großartigere Einleitung wählen.

Hayez Francesco.

Incontro di Giacobbe ed Esau.

La moglie del Levita.

Giovane donna al bagno.

Il Doge Marino Falieri convince il giovine Steno d'aver scritto sul trono ducale parole ingiuriose a sua moglie.

Il Doge Foscari destituito per opera di Loredano.

Morte di Giselda.

Jakobs Zusammenkunft und Versöhnung mit Esau*). Vierhundert bewaffnete Söhne der Wüste! Welch' ein beneidenswerther Anlaß für einen Kunstjünger, sich in Gruppirungen und Charakterschilderungen aller Art auszubreiten! Und was thut Hayez, der gefeierte erprobte Künstler? Er läßt seinen Nomadenfürsten eben einen Hügel besteigen, so daß von der ganzen Begleitung unten kaum ein Paar Köpfe sichtbar werden, weil eben nur um Esau und sein Benehmen sich die ganze Handlung dreht und der übrige Hause, und dessen unnützes Gedränge in keine Betrachtung zu ziehen kömmt. Wir erkennen deshalb doch, aus ihren Mienen, die Gefahr, in welcher Jakob und die Seinigen standen, ohne weiter durch ein unordentliches Getümmel roher wilder Gestalten behelligt zu sein. Dem Esau gegenüber steht die tief gebeugte Gestalt Jakobs. Er ist sich seines großen Unrechtes bewußt und sucht es durch Unterwerfung zu sühnen. Hinter Jakob, auf einem Kameele sitzend, kommt Lea. Weibliche Neugierde den gefürchteten Schwager zu sehen, Besorgniß vor dem Ausgange, ein Anflug edlen Selbstbewußtseins, daß sie wohl nichts Unwürdiges zu befürchten habe, und dabei doch der Ausdruck der Bitte, sind in ihrer Miene vortrefflich zu einem ansprechenden Ganzen vereinigt. Den übrigen Raum herum füllen Mägde, Kinder, erwachsene Knaben. Der Eine, ein edles Gesicht, blickt mit flehendem achtungsvollen Vertrauen auf den gefürchteten Mann; während ein Zweiter, mit unendlich höhnischem gemeinem Ausdruck, und der israelitischen Nationalphysionomie, nach derselben Stelle hinblickt, und nicht begreifen zu können scheint, warum man da wohl so viele Umstände mache, auch gewiß für die Schonung nicht dankbar sein wird. Den Hintergrund bildet ein kahles Felsengebirg, und, erhaben wie dieses, vorragend über Alles das Übrige, ein wahres Gebilde von Meisterhand, ist die stattliche Mannsgestalt Esau's: in dieser Brust gibt es keine Schlupfwinkel für erbärmliche Niedrigkeiten, oder betrügerische Hinterlist; da erklingt nur rein und voll der Eine Ton hingebender Bruderliebe. Es ist eine beneidenswerthe Gabe, der Hinstellung solcher Figuren mächtig zu sein!

Unter den Gruppen weiblicher Gestalten ist eine junge Magd, die, aufgefordert durch das muthwillige Spiel des kleinen Kindes am Arme, mit demselben schäckert, augenblicklich unbekümmert um Alles andere, was um sie vorgeht. Wir können diesen Umstand nicht lobend genug hervorheben, da sonst jüngere Künstler bei historischen Gemälden, ergriffen von der Wichtigkeit des Vorganges, den sie zur Darstellung sich gewählt, auch auf den Gemälden die Blicke aller darauf vorfindigen Figuren, nur nach der einen entscheidenden Seite hinlenken: eben so eintönig und ermüdend für den Beschauer, als der Sache nach unwahr, weil eben niemals, mit derselben Handlung alle gegenwärtigen Personen auch dieselbe Ansicht verbinden, und Geringfügiges häufig Diesen oder Jenen beschäftigt in dem Augenblicke, wo es sich in seiner nächsten Nähe um Ergebnisse von höchstem Belange handelt. Was in einem großen Gedichte eingeschaltete Episoden sind, das sind solche, ihr eigenes Leben abwickelnde Gruppen von Figuren in einem ernsten, ergreifenden historischen Gemälde, glänzende, gleichsam abgesonderte Theile, die aber das von ihnen abprallende Licht doch wieder auf den Hauptkörper der Handlung zurückwerfen, und also nicht stören, nicht unnütz zerstreuen, wohl aber erwünschte erfrischende Mannigfaltigkeit bieten.

Der zürnende und der gedemüthigte Doge möchten wir die beiden großen Gemälde aus der venetianischen Vorzeit benennen. Der zürnende hatte da wenig zu bedeuten, und Marino Falieri mußte es mit dem Leben büßen, daß er seine Person in Anschlag brachte, wo der Fürst eine jugendliche boshafte Ungezogenheit vielleicht gar nicht beachtet haben sollte. Die, bei aller Heftigkeit der inneren Bewegung, doch würdevolle Figur des beleidigten erzürnten Dogen, zeigt von großer Sicherheit in Darstellung menschlicher Leidenschaft, aber, vielleicht in Folge des Vorwissens der Vergeblichkeit dieser ganzen Aufwallung, und der ganz entgegengesetzten Entwicklung die das Ereigniß nahm, wo der adeliche Beleidiger endlich den Thron seines Opfers einnahm, bis in später Zeit dieser Uebermuth des jungen venetianischen Adels in dessen selbst allmälig herbeigeführtem Sturze die volle Sühne gab, ließen uns immer wieder den Blick vorzugsweise dem zweiten Gemälde zuwenden, wo der unglückliche Foscari, die, um den Preis eines mühevollen Lebens, und um das martervolle Ende eines einzig übrig gebliebenen Sohnes, erkaufte Dogenkrone bei Lebenszeit zurückgeben muß, um in dem Augenblicke, wo das Geläute aller Glocken die Thronbesteigung seines Nachfolgers verkündigte, an innerem Herzdruck den Geist aufzugeben.

Der greise Doge, in den verwitterten Gesichtszügen mit sprechender Porträtähnlichkeit gegeben, nach der noch vorhandenen gleichzeitigen Marmorbüste, empfängt sitzend die Abgeordneten des hohen Rathes, die ihm den erfolgten feierlichen Beschluß seiner Absetzung verkünden. Er hat die Dogenkrone abgelegt und reicht auch den Ring hin. Mit ergreifender Wahrheit der Auffassung hat der Künstler in der Gesichtsmiene vor Allem das Gefühl der unbegrenzten ehrfurchtscheuen Unterwerfung unter das Gesetz, das ja durch so lange Jahre nachsichtslos in seinem Namen verkündet worden war, ausgedrückt. Die ganze Familie, mit künstlerischem Sinne über den Raum des Gemäldes vertheilt, Schwiegertochter, Enkel, Gefolge umgibt den greisen Fürsten, jeder auf seine Art an der Handlung Theil nehmend, so scheint der blühende junge Knabe am schmerzlichsten den Verlust des glänzenden Ringes zu fühlen. Bis daher könnte die Handlung auch auf eine weniger gewaltsame und grausame Abdankung gedeutet werden, da läßt der Künstler an der einen Seite derselben Tafel, vor welcher der Doge sitzt, die gleichfalls sitzende Gestalt von dessen Gemalin hervortreten, eine Gestalt, die sein großes Darstellungstalent auf's neue beurkundet. Sie beugt sich vor, und begleitet mit unverwandtem Auge die ganze Verhandlung. Ob

*) I. Buch Moses c. 31 — 33. Und Jakob zog seines Weges (von Laban weg nach der Heimat), und sandte Boten vor sich her an Esau seinen Bruder ins Land Seir, ins Land Edom; — und die Boten kehreten zurück zu Jakob und sprachen: Wir kamen zu deinem Bruder, zu Esau, und er ziehet dir entgegen, und vierhundert Mann mit ihm. Da fürchtete sich Jakob sehr und es ward ihm bange. — Und Jakob erhob seine Augen und schauete, und siehe Esau kam, und mit ihm vierhundert Mann. Da theilete er die Kinder bei Lea und bei Rachel und bei den beiden Mägden und stellete die Mägde und ihre Kinder voran, und Lea und ihre Kinder hernach und Rachel und Josef hernach. Und er selbst ging vor ihnen her und beugete sich siebenmal zur Erde, bis er zu seinem Bruder kam. Da lief Esau ihm entgegen, und umarmete ihn, und fiel ihm um den Hals und küssete ihn; und sie weineten.

ihren Lippen Worte entquillen, wollen wir nicht entscheiden, aber ihre Gesichtsmienen und die unverkennbare bezeichnende Haltung der einen Hand drücken klar den inneren Ruf aus: Nein, nicht das Gesetz, Parteileidenschaft beraubt meinen fürstlichen Gemal Seiner Würde!

Das sind Gemälde, das sind Schilderungen der Art, wo vor dem geistigen Auge, des Malers wie des Dichters, der Vorhang der Jahrhunderte fällt, und man in den dargestellten Ereignissen die innersten Verhältnisse der Dinge schauen mag; so hier die ausschließliche Bevorrechtung eines Theiles des venetianischen Adels; den gefährlichen Uebermuth der daraus folgte, zu dessen Bändigung sich die Begünstigung herausstellte der geheimen Denunziationen aller Art und damit die Schauer der geheimen Gerichte: wodurch Vernichtung alles persönlichen Gehalts, und eigenthümlicher selbstständiger Denkart sich entwickelte und endlich Alles nur hohles und leeres Wortgerolle geworden war, als es galt den wankenden Staat zu stützen.

Mit eben so großem Ernste, obschon in kleinerem Maßstabe, ist das Gemälde die Frau des Leviten gehalten, dagegen ungemein lieblich die junge Frau im Bade. Vielleicht mit Unrecht, aber wir fühlten uns weniger angezogen von dem letzten großen Bilde, der Verschmachtung der Giselda. Wie mochte aber doch der Künstler einen Gegenstand malen, wie das obige Bild die Frau des Leviten? Mit seinem Geiste so lange bei so trostlosen Schilderungen verweilen und dem, sich in solchen falschen Schauern gefallenden, Geiste der neuesten Verbildung und Herzensarmuth Vorschub thun? Gottes schöne Welt enthält der Anlässe zur beglückendsten unschuldigsten Wonne, welche wohlthuenden Ernst nicht ausschließt, so viele, und »Freude zum Gruß« war das Wort des gebildetesten Volkes der alten Welt, während man die traurigsten Gesangweisen immer nur bei Völkern auf der untersten Stufe der Bildung findet; wie denn ein gesunder kräftiger Sinn den Ton munterer Fröhlichkeit immer näher bei der Hand haben wird als der jammervollen Klage.

Cagnola Giov. Große Zeichnung, die von vieler Fertigkeit zeigt: Achilles, Hektors Leichnam um Troja schleifend — aber so allenfalls dürfte sich die Handlung in einem neueren Cirkus für edle Reitkunst ausnehmen, ein sich so selbstgefällig über seinem besiegten Feinde brüstender Held! Die pyramidalische Zusammenstellung für sich langt noch nicht aus zu einer künstlerischen Darstellung; wie niedrig ist dieser Achill in solcher Höhe, mit so niederer Gesinnung!

Sala Eliseo. Zahlreiche Porträts, mit der frischen Auffassung eines kräftigen Künstlers. Wir haben oben, bei dem Bildhauer Luccardi, von dem Bilde des, den jungen Morgen begrüßenden, Mädchens gesprochen. Vortrefflich ist das Gemälde, Porträt einer Nonne innerhalb eines reichen Kranzes von Rosen, wie sie wohl der vollen inneren Überzeugung blühen.

Clavé (Spanier). Königin Isabella, welche die ihr nicht zukommende Krone Kastiliens ablehnt. Eine reiche historische Zusammenstellung: aber alle Figuren wissen genau, um was es sich handelt, und haben nur ein Augenmerk, bis zu dem kleinen Knaben herab. Die Art der Vertheilung des Lichtes macht alle Gegenstände gleichmäßig hervortreten.

Paoletti Pietro. Der Triumf Mardochai's. Ein großes Gemälde, vortrefflich die Figur Mardochai's zu Pferde; man sieht die Menge, die staunend nach dem Reiter blickt, sonst aber bleibt kein weiterer Eindruck in dem Gemüthe des Beschauers zurück.

Porträt des regierenden Papstes, in lebendiger glücklicher Auffassung. Lebensgröße.

Ismelda's Tod. Eines der sehr wenigen Gemälde dieser Ausstellung, deren Zweck ist Schauer zu erwecken, daher beleuchtet auch grünes Mondlicht die Szene: und doch spricht sich darin echt künstlerische Fertigkeit aus, und nur die Art der Auffassung ist es, gegen die wir uns auflehnen.

Conte Nava Ambrogio. Ein sehr großes Landschaftgemälde von guter Wahl, wenn auch etwas hart in der Behandlung. Aber Beleuchtung fehlt, wir meinen jenes über Landschaftbilder ausgegossene Licht, das die Stimmung des Gemüthes bei ihrem Anblicke bedingt; denn Berg und Wald und Flur und der schlängelnde Fluß bleiben immer dieselben, aber je nachdem Morgen oder Abendröthe ihre freundlichen Blicke darauf werfen, oder die Glut des Mittags sich darüber ergießt, oder das trauliche Mondlicht scharf sondernd seine großen Schattenpartieen gestaltet, ändert sich die Einwirkung, welche dieselben Gegenstände auf unser Gefühl ausüben.

Wir dürfen wohl übrigens hier im Allgemeinen eine nicht leicht zu verkennende Eigenthümlichkeit dieser Ausstellung herausheben, in so fern als bei den Landschaftgemälden, mit Ausnahme einer geringeren Anzahl sehr ausgezeichneter, das Bestreben der Künstler nur sehr wenig hervortritt, noch über die Vollkommenheit der Darstellung hinaus, bei dem Beschauer eine ähnliche Gemüthsstimmung hervorzurufen, wie sie selbst in dem Augenblicke davon beseelt sein mußten, wo sie zu ihren Schöpfungen sich gedrungen fühlten. Sollte das in einer überhaupt verringerten Empfänglichkeit der Zeit liegen, in Folge jener ausschließlich vorherrschenden austrocknenden Richtung, gleichsam eines gesellschaftlichen Alps? Und doch wozu dient aller Erwerb, wenn er nicht beglückt? Und wo wäre Genuß des Glücks, wenn das zarte Saitenspiel unseres Inneren nicht mannigfach bewegt und immer sanfter und mittheilender gestimmt wird?

Premazzi Luigi. Italien ist das Land großartiger Städte; es mag stolz sein auf seine öffentlichen wie seine Privatgebäude, in denen sich alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens würdiger gestalten, und möge es, wie sich darin noch ein kostbares Erbtheil griechisch-römischer, klassischer Bildung erhalten hat, fortfahren, für das übrige Europa eine Leuchte auf dem Wege zum Schönen zu sein. Einem edlen Selbstgefühl der Art, dem wir von Herzen beipflichten, verdankte die Ausstellung eine Reihe sehr ausgezeichneter Leistungen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 14. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 6.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Der siebenbürgische Verein für Geschichte. — Corda: Über technische Volkserziehung im Allgemeinen und besonders in Frankreich (Schluß.) — Feil: Grabmal Friedrich's. (Schluß.). — Die Taschenbücher. (Fortsetzung.) — Würth: Reform der Gefängnisse. (Forts.)

Der Verein für siebenbürgische Landeskunde und seine Generalversammlung zu Hermannstadt im Jahre 1844.

Cicero's Ausspruch: **ad rempublicam bene gerendam primum est, nosse rempublicam**, bleibt eine unbestrittene Wahrheit. Aber nicht dem Beamteten, jedem gebildeten Staatsbürger ist Landeskunde unentbehrlich, soll er anders zweckmäßig und erfolgreich für die allgemeinen und eigenen Interessen wirken.

Siebenbürgen ist in dieser Hinsicht noch weit zurück. Zwar sind die Quellen, aus welcher umfassende Kunde über dieses in so vielen Rücksichten merkwürdige Land geschöpft werden könnte, nicht wenige, aber sie sind bei weitem nur dem geringsten Theile nach zum Gemeingute geworden, das Jedermann unbeanständet benützen kann; und doch wird die allgemeine Verbreitung gründlicher Landeskunde von Tag zu Tag unentbehrlicher, besonders in unseren Zeiten, wo sich beinahe Jedermann berufen glaubt, am Staatsgebäude zu rütteln, zu meistern und zu mäckeln; wo Jeder hochtönende Pläne zu Verbesserungen und zur Volksbeglückung ausposaunt, und wo nur möglichste Verbreitung echter Landeskunde nach allen Fächern, welche dieser vielbedeutende Name umfaßt, den Leitfaden an die Hand geben kann, aus diesem Gewirre das Echte und Wahre herauszufinden, dasselbe von der glänzenden Spreu und dem Kehricht zu sondern.

Dieser Zweck aber kann nie durch vereinzelte Bemühungen erreicht werden; nur im Vereine aller derjenigen, welche aufrichtig ihre Kräfte und Fähigkeiten der Verbreitung echter Landeskunde widmen, nur durch korrespondirende Verwendung der Einzelnen für die Kultur der verschiedenen Fächer dieses weitumfassenden, wissenschaftlichen Gebietes ist es möglich, nach und nach ein solides Gebäude der Landeskunde aufzuführen, dessen Hallen Jedem offen stehen, um da für seine bürgerliche Stellung, für seinen Lebenszweck die nöthige Belehrung zu schöpfen.

Unsere Zeit, welche man wohl mit Recht die Periode der Vereine, sowohl zu materiellen als intellektuelen Zwecken nennen kann, war wohl ohne Zweifel auch die geeignetste, einen Verein zur Beförderung der Landeskunde Siebenbürgens ins Leben zu rufen. Dieses erkennend, forderten die Mediascher Senatoren, D. und S. Gräser, und der Pfarrer in Waldhütten, J. Fabini, in einer durch den Druck veröffentlichten Bekanntmachung alle Freunde siebenbürgischer Landeskunde auf, zur Konstituirung eines Vereins für Förderung der Vaterlandskunde am 8. Oktober 1840 in Mediasch zusammen zu treten.

Diese Aufforderung hatte einen überraschenden Erfolg. An dem festgesetzten Tage versammelten sich 76 Theilnehmer an dem zu stifteuden Vereine in Mediasch persönlich, 13 andere erklärten durch Bevollmächtigte ihren Beitritt. In zwei, am 8. und 9. Oktober unter dem Vorsitze des Mediaschen Bürgermeisters Michael v. Heydendorf abgehalteneu Sitzungen, während welcher dem Vereine acht neue Mitglieder beitraten, wurden die Vereinsstatuten entworfen und dem Mediascher Magistrate mit der Bitte übergeben, die Allerhöchste Genehmigung derselben im Wege des k. siebenbürgischen Landes-Guberniums zu erwirken.

Bereitwillig erfüllte der Mediascher Magistrat die Bitte des Vereins und die von demselben hohen Orts einbegleiteten Vereinsstatuten erhielten durch Allerhöchste Entschließung vom 11. Mai 1841 die erbetene Genehmigung. Um die Organisation, den Zweck und den vorgezeichneten Wirkungskreis des Vereins bekannt zu machen, wird es nöthig, den Inhalt dieser Statuten den Lesern vorzulegen.

Nach diesen Statuten ist der Zweck des Vereins: Unterstützung von Forschungen in allen Zweigen der Vaterlandskunde, Verfassung von Ausarbeitungen über sämmtliche Zweige derselben und Veröffentlichung dieser Ausarbeitungen durch den Druck. Der Zweck des Vereins ist ein rein wissenschaftlicher und schließt daher alles Politisiren und Debattiren über Ereignisse der Gegenwart aus.

Mitglied des Vereins ist Jeder, welcher für den Zweck desselben entweder blos durch einen jährlichen Geldbeitrag von wenigstens 2 Gulden K. M. oder auch zugleich durch wissenschaftliche Einsendungen und eigene Ausarbeitungen mitwirkt.

Die Geschäfte des Vereins werden geleitet theils durch einen Ausschuß, theils durch die Generalversammlung.

Der Vorsteher wird durch Stimmenmehrheit in der Ge-

neralversammlung lebenslänglich gewählt. Derselbe hat in den Generalversammlungen, so oft er gegenwärtig ist, den Vorsitz zu führen, von der gesammten Wirksamkeit des Ausschusses Einsicht zu nehmen und überhaupt den Verein zu repräsentiren, auch außer der Generalversammlung im Namen des Vereines zu verfügen und zu handeln.

Der Ausschuß besteht aus zwölf Mitgliedern, welche bei der Generalversammlung auf fünf Jahre gewählt werden. Seine Bestimmung ist, die wissenschaftlichen Einsendungen zu übernehmen und zu prüfen; die Korrespondenzen im Namen des Vereins zu führen, das Vermögen des Vereins zu verwalten und die Redaktion der für den Druck geeignet befundenen Aufsätze zu besorgen. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte 1) den Sekretär des Vereins, welcher die wissenschaftlichen Einsendungen zu übernehmen, die Korrespondenzen und Protokolle zu führen hat; 2) den Kassier, dem die Verrechnung der Einnahmen und Ausgaben des Vereins obliegt; 3) Mitglieder zur Prüfung und Revidirung der Vereinszeitschrift.

Das Organ für die Veröffentlichung der Arbeiten des Vereins ist eine, für den Verein in zwanglosen Heften herauszugebende Zeitschrift.

Die Generalversammlungen werden jährlich, Donnerstag nach Pfingsten, von allen Vereinsgliedern, welche denselben persönlich beiwohnen, und zwar jedes Jahr an einem andern, von der nächst vorhergegangenen Generalversammlung bestimmten Orte des Vaterlandes gehalten. Bei Entscheidungen durch Stimmenmehrheit findet keine Vertretung der Abwesenden statt. In Abwesenheit des Vorstehers führt den Vorsitz dasjenige Mitglied des jedesmaligen Versammlungsortes, welches in der nächst vorher gegangenen Generalversammlung dazu gewählt worden ist.

In der Versammlung werden 1) die Protokolle der vorhergegangenen Generalversammlung und der seit derselben statt gefundenen Ausschußversammlungen zur Kenntnißnahme und Bestättigung vorgelesen; 2) die Wahl des Vorstehers vorgenommen, auch der Ausschuß gewählt oder in Erledigungsfällen ergänzt; 3) der künftige Versammlungsort und der Ersatzmann des Vorstehers selbst bestimmt; 4) Vorträge über Gegenstände der Vaterlandskunde von Vereinsmitgliedern, welche dies wünschen, gehalten und besprochen; 5) die Jahresrechnungen des Vereins vorgelesen und geprüft; 6) über die Verwendung der Vereinsgelder verfügt.

Diese Gelder sind, nach Abzug der durch die Geschäftsführung des Vereins-Sekretärs nothwendig gewordenen Ausgaben zu verwenden: 1) zu Preisen für die befriedigende Lösung von Aufgaben, welche zur Erreichung des Vereinszweckes von der Generalversammlung ausgesetzt worden; 2) zur Belohnung auch solcher besonders gelungener Werke, welche, wenn auch nicht unmittelbar durch den Verein selbst veranlaßt, doch dem Vereinszwecke förderlich sind; 3) zur Bestreitung aller andern, von dem Vereine zur Erreichung seines Zweckes für nothwendig erachteten Unkosten; 4) zu einem Reservefonde, welcher aus dem vierten Theile der jährlichen Gesammteinnahmen gebildet werden soll.

Nachdem die Mittheilung der Allerhöchsten Bestättigung dieser Statuten an den Mediascher Magistrat durch eine Verordnung des k. Landesguberniums vom 1. Juli 1841 erfolgt war, wurde nach der in der Organisirungs-Versammlung zu Mediasch vorläufig getroffenen Bestimmung, die erste Generalversammlung des Vereins nach Schäßburg auf den 19. Mai 1842 ausgeschrieben, bei welcher sich eine bedeutende Anzahl der ursprünglich in Mediasch dem Vereine beigetretenen Mitglieder persönlich einfanden.

In dieser Versammlung vergrößerte sich der Verein durch den Beitrit von 127 neuen Mitgliedern. Zum lebenslänglichen Vorsteher wurde der k. k. Hofrath, k. sieb. Gubernialrath und Oberlands-Kommissär, Josef Bedeus von Schärberg, gewählt. Die Wahl zu Vereinsausschüssen traf die HH. Michel Akner, Pfarrer A. K. in Hammersdorf, Josef Benigni von Mildenberg, Feldkriegssekretär in Hermannstadt, Georg Paul Binder, Pfarrer A. K. in Keißd, Josef Fabini, Pfarrer A. K. in Waldhütten, Samuel Frätschkes, Rektor des Gymn. A. K. in Kronstadt, Mathias Glockner, Prediger A. K. in Bistritz, Karl Gooß, Korrektor des Gymn. A. K. in Schäßburg, Daniel Gräser, Senator in Mediasch, Johann Karl Schuller, Prof. der Filologie und Geschichte am Gymn. A. K. in Hermannstadt, Michael Gottlieb Schuller, Rektor des Gymn. A. K. in Schäßburg, Josef Trausch, Senator in Kronstadt und Josef Zimmermann, Prof. der Rechtswissenschaft am Gymn. A. K. in Hermannstadt.

Die Generalversammlung beschloß ferner:

1) Die Aussetzung eines Preises von hundert Gulden in Silbermünze für eine Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das Volk, und eines zweiten Preises von hundert Gulden in Silbermünze für ein Handbuch der Mineralogie Siebenbürgens, aus dem geognostischen Standpunkt. Als Einsendungstermin für die Preisschriften wurde der 4. Mai 1844 bestimmt, und dem Ausschusse die Abfassung und Bekanntmachung der Programme über beide Preisaufgaben übertragen.

2) Den Druck der Vereinsstatuten und des Verzeichnisses der Vereinsmitglieder.

3) Die Gründung der nach den Statuten herauszugebenden Zeitschrift, unter dem Titel: »Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.« — Mit dankenswerthem Wetteifer übernahmen die Vereinsmitglieder, Friedrich von Khlonyber im Namen der von Hochmeister'schen Buchhandlung in Hermannstadt, Johann Gött, Buchdrucker in Kronstadt, und Samuel Filtsch, Buchdrucker in Hermannstadt jeder den unentgeldlichen Druck eines Heftes dieser Zeitschrift.

Die Generalversammlung äußerte den Wunsch, in einem der ersten Hefte dieser Zeitschrift die Grundsätze über die Ausarbeitung eines vaterländischen **Codex diplomaticus** entwickelt zu sehen, um dann, darauf gestützt, bald möglichst dieses für gründliche Bearbeitung der siebenbürgischen Geschichte höchst unentbehrliche Unternehmen weiter berathen und fördern zu können.

4) Ein Dankschreiben des Vereins an den gelehrten und um die vaterländische Geschichtschreibung hochverdienten Grafen Josef Kemény für die Herausgabe der deutschen Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens, mit der Bitte, diese Arbeit gefälligst fortsetzen zu wollen.

Die Ausarbeitung der statistischen Tabellen über Siebenbürgen, wozu der Entwurf von einem Vereinsmitgliede vorgelegt wurde, beschloß die Versammlung der Thätigkeit der Freunde dieses Zweiges der Vaterlandskunde zu überlassen. Eine von einem Vereinsmitgliede vorgetragene Abhandlung,

in welcher eine Reihe interessanter Aufgaben entwickelt wurde, welche die siebenbürgischen Naturforscher noch zu lösen haben, wurde für den Druck bestimmt, und ist auch im ersten Hefte des Vereinsarchives bereits erschienen.

Zum Versammlungsorte für das Jahr 1843 wurde Kronstadt bestimmt.

Der gewählte Hr. Vereinsvorsteher entsprach durch Annahme dieses Amtes dem allgemein geäußerten Wunsche und hielt nun, die Geschäfte des Ausschusses zu regeln, am 12. und 13. September 1842 zu Hermannstadt eine Ausschuß-Versammlung, von deren Beschlüssen wir, um unsern Lesern eine vollständige Kenntniß von der Organisation des Vereins zu verschaffen, Folgendes anführen.

Das Amt eines Vereinssekretärs wurde dem Feldkriegssekretäre von Benigni übertragen und bestimmt, daß die gehörige und ungesäumte Betreibung der Vereinsgeschäfte stets die Wahl eines mit dem Vereinsvorsteher am nämlichen Orte domizilirenden Vereinssekretärs erfordre.

Die Versammlung erkannte zuförderst, daß es nothwendig sei, die Wirksamkeit des Vereins sobald als möglich zu konstatiren, und als das zweckmäßigste Mittel hierzu wurde die baldige Erscheinung des ersten Heftes der von dem Vereine herauszugebenden Zeitschrift erkannt. Um nun hiezu schleunig ergiebige Beiträge zu erhalten, wurde beschlossen, in den beiden siebenbürgischen deutschen Zeitungen eine Aufforderung zur Einsendung von Beiträgen zu erlassen, in welcher festgesetzt werden solle:

a) Beiträge über alle Zweige der siebenbürgischen Landeskunde, namentlich aus allen Fächern der Landeskunde, der Statistik, Geografie, Ethnografie, Topografie, des Staatsrechtes, der Rechtskunde, aus allen Zweigen der Naturgeschichte werden mit Vergnügen angenommen, und wenn selbe zur Einrückung in die Zeitschrift geeignet befunden worden, angemessen honorirt werden.

b) In der Zeitschrift selbst erscheinen, da dieselbe bestimmt ist, nicht nur im Inlande, sondern auch in den übrigen Provinzen des österr. Kaiserstaates und in Deutschland verbreitet zu werden, sämmtliche Aufsätze in deutscher Sprache; doch werden auch Ausarbeitungen in lateinischer und ungarischer Sprache mit Vergnügen angenommen, wenn die HH. Verfasser sich damit einverstanden erklären, von den letztern für die Zeitschrift Übersetzungen fertigen zu lassen. Belege und Urkunden jedoch werden in der Ursprache erbeten und eingerückt.

c) Es wird dem Willen der Verfasser überlassen, ob ihre Aufsätze unter ihrem Namen oder anonym erscheinen sollen.

d) Da die Zeitschrift in zwanglosen Heften erscheint, jedes Heft mehre Aufsätze aus verschiedenen Zweigen der Landeskunde enthalten und für sich ein Ganzes bilden soll, so können nur solche Aufsätze aufgenommen werden, welche nicht über die Hälfte eines, aus zehn Bogen bestehenden Heftes ausmachen, und in einem Hefte vollständig mitgetheilt werden. Größere Aufsätze können nur dann in der Zeitschrift Platz finden, wenn sie sich in der Art abtheilen lassen, daß jede Abtheilung einen für sich bestehenden Artikel bildet.

e) Die Zusendung unter der Adresse des jeweiligen Vereinssekretärs kann entweder im Wege der Buchhandlungen, oder durch die Bezirkskassiere des Vereins geschehen.

Zur Prüfung der einlangenden Ausarbeitungen wird der Ausschuß in drei Sektionen: die historisch-antiquarische, die statistisch-geografische und die naturhistorische, jede aus vier Mitgliedern bestehend eingetheilt.

Jede Ausarbeitung hat bei den vier Mitgliedern der betreffenden Sektion zu zirkuliren, jedoch haben die einzelnen Mitglieder ihre Meinungen nicht dem Manuskripte beizufügen, sondern selbe jederzeit direkte schriftlich dem Vereinssekretär mitzutheilen, damit jede Präokkupation der Meinung des Prüfenden vermieden werde.

Bei Einstimmigkeit oder Stimmenmehrheit des Prüfungsbefundes wird, nach Maßgabe desselben, die Ausarbeitung entweder zur Aufnahme zurückgelegt, oder dem Verfasser zur Disposition gestellt. Bei getheilten Meinungen werden selbe dem Vereinsvorsteher vorgelegt, dem es überlassen bleibt, entweder selbst zu entscheiden oder die Entscheidung der Ausschußversammlung vorzubehalten.

Die Redaktion der Zeitschrift selbst wurde dem jeweiligen Vereinssekretär übertragen.

Um rücksichtlich der in den Generalversammlungen zu haltenden Vorträge die nöthigen Vorbereitungen treffen zu können, wurde beschlossen, jedes Jahr ungefähr drei Monate vor der abzuhaltenden Generalversammlung, diejenigen Mitglieder, welche gesonnen sind, in der künftigen Generalversammlung Vorträge zu halten, durch einen Aufruf in den beiden deutschen siebenb. Zeitungen aufzufordern: dazu ihre Vorträge jederzeit den Tag vor der Versammlung dem Ausschusse mitzutheilen, um wegen deren Reihenfolge die nöthigen Einleitungen treffen zu können.

(Schluß folgt.)

Ueber technische Volkserziehung im Allgemeinen und besonders in Frankreich.

(Schluß.)

Alle diese Übel fühlte lange vor andern Völkern das französische Volk, und sann auf Abhilfe derselben beim Gewerbestande. Aber so lange nicht die Elementarschulen der bevorrechteten Klasse abgenommen werden, und so lange diese in dem durch Herkommen geheiligten Schlendrian haftet, so lange waren die Zöglinge für die Gewerbschulen nicht hinreichend vorbereitet, und so lange haben und werden aber auch die mit Recht erhofften Vortheile von den Gewerbschulen nicht erreicht werden. Dies gilt nur für die niederen Gewerbschulen, für welche mit vielleicht weiser Vorsicht die Regierung nichts gethan hat, für die höhere technische Bildung hat sie aber für ihre eigenen Zwecke sehr frühzeitig ein Musterinstitut geschaffen, das hinreichend unter dem Namen **École polytechnique** bekannt ist, und wohl kaum seines Gleichen irgend wo anders besitzt; so wie sie ferner ihre Zwecke durch die **École d'application** in Bezug auf praktische Bildung ihrer Ingenieurs sehr vollständig erreicht hat. Aber die Regierung und die Kammer sahen bald ein, daß diese hohe Schule nicht für alle Gewerbtreibende tauge, und daß die Privatvorlesungen von Charles Dupin und Poncelet u. a. am **Conservatoire des arts et métiers** gehalten, daß ferner die Sonn- und Feiertagsschulen, nach dem Muster der Lamartin'schen Schule zu Lyon, und

die Werkschulen „**Écoles des arts et métiers** genannt, lange nicht ausreichen, um einen tüchtigen Mittelstand unter den Gewerbtreibenden zu erziehen und die große Kluft hiermit auszufüllen, welche sich zwischen dem einfachen Gewerbsmann und dem hochgebildeten und gestellten **ancien élève de l'école polytechnique** befindet; und daher wurde nach vielen Debatten beschlossen, die durch Private gegründete **École centrale des arts et manufactures** zu unterstützen.

Wir dürfen offen und frei diese gleichsam vorbildende und für den Mittelstand bestimmte Schule als Musteranstalt für viele andere, viel hochmüthigere Namen tragende Lehranstalten außerhalb Frankreich empfehlen, aber ihre treffliche Einrichtung zu schildern, dürfte nur dürftige Wiederholung des von Herrmann bereits im Jahre 1840 gegebenen trefflichen Berichtes sein.

Aber der **École polytechnique** wollen wir nun, ohne Vergleichung mit anderen denselben Namen tragenden Anstalten, einige Aufmerksamkeit weihen, und wollen namentlich ihre Wirksamkeit und ihr Lehrprogramm der Betrachtung würdigen.

Die **École polytechnique** ist eigentlich eine Militärschule, gegründet, um tüchtige Ingenieurs für die Armee und den Bergbau, so wie für die anderen von der Regierung monopolisirten Gewerbe zu bilden. Anbei aber ist es dem Schüler erlaubt, nach zurückgelegten Studien sich selbst eine Laufbahn zu wählen, ohne gezwungen zu werden, die vom Staate für ihre Zwecke dem zu verwendenden Individuum vorgeschriebene Laufbahn zu verfolgen.

Die Resultate, welche dieses großartige Institut erreicht hat, und man kann von Resultaten reden, sind höchst beachtenswerth, und fallen alsbald ins Auge des aufmerksamen Beobachters, wenn er die **Biographie des Contemporains** durchläuft oder die Repräsentanten der französischen Wissenschaften und Künste kennt. Diese Schule zeichnet sich vor allen andern Schulen durch eine sehr gleichmäßige Ausbildung der Schüler in den exakten Wissenschaften aus, und die großen mathematischen Kenntnisse, die sie erwerben müssen, schärft deren praktischen Verstand.

Aus dieser Schule sind, wie wir schon oben bemerkten, die ersten Männer der Wissenschaft und der Armee hervorgegangen, und diese haben mitunter den Wissenschaften selbst eine neue Form gegeben, und da Ausbildung der Gelehrten in größerer Menge nur durch die **École polytechnique** möglich war; so war deren Gründung und Existenz die beste Unterstützung, welche die französische Regierung den Wissenschaften reichen konnte. Sie allein hat allerdings auch die Früchte dieser Anstalt geerntet, und das Heer trefflicher öffentlicher Beamteten im Staatsdienste und in der Armee, welches heut zu Tage Frankreich besitzt, und deren treffliche vielseitige Verwendung, verdankt es fast ausschließend der polytechnischen Schule. Zugleich wirkte die polytechnische Schule, und die hohe Stellung, welche die Schüler derselben erwarben, und trotz aller Bemühungen gewisser Behörden von außerhalb noch behaupten, höchst wohlthuend auf die übrigen Zivilbeamten des Landes zurück, indem diese in den Schülern der **École polytechnique**, ihrer vielseitigen hohen Ausbildung, und im **esprit de corps** der sie alle beseelt, einen Maßstab und ein nachzueiferndes Muster erblickten; der Ehrgeiz, der das französische Volk so warm beseelt, konnte nicht lange zusehen, und so entstand ein Wettlauf, höchst heilsam für's Vaterland, nach einem und demselben Ziele, zwischen Staats- und Zivildienern, wie wir ihn noch in keinem andern Lande sahen, und bei der Eifersucht und den verfehlten divergirenden Richtungen jener beiden Stände kaum sehen werden. Aber nicht allein auf diese verschiedenen Weisen hat die Schule genützt, sie hat der Industrie wichtigere Dienste gethan, indem die Schüler derselben entweder selbst technische Unternehmungen gründeten, oder sich an die Spitze schon gegründeter stellten, und so verdankt Frankreich, bei der vielseitigen Ausbildung derselben, eine Menge ganzer Industriezweige, oder die gewaltige Verbesserung der alten schon bestehenden, fast allein der **École polytechnique**.

Und bei allen diesen so bedeutenden Leistungen ist und wird dieselbe doch gewissermaßen nur als eine Vorbereitungsschule gedacht und betrachtet, und erst von der **École polytechnique** gehen die Eleven auf **Écoles des applications** und auf die **École des Mines** über, und daher hat Frankreich so treffliche Bau- und Bergingenieurs aufzuweisen, und erntet die Früchte der allerdings kostspieligen Anstalt im weitesten Sinne und in bester Weise.

Und was hat die Schüler außer ihrem Wissen noch ihre Stellung gehoben! Ihr **esprit de corps** war es, der der Masse imponirte, und ohne den in keiner Korporation der Welt eine heilsame oder auch nur lobenswerthe Idee entstehen kann. Das „**ancien élève de l'école polytechnique**“ ist der größte wissenschaftliche Titel, den Frankreich aufzuweisen hat, und ich habe Akademiker, Minister und Generäle, so wie sehr tüchtige, bescheidene Privatmänner gesehen, welche diese kurzen Worte einzig und allein auf ihrer Visitkarte führten, gleichsam gesättigt ob solcher selbst erworbener Ehre, und verschmähend den andern gesellschaftlichen Titelkram; aber nur solches Eigengefühl, das die Massen durchdringt, macht Völker groß, und wirkt heilsam auf ihre Entwicklung ein.

Die Anstalt selbst umfaßt weitläufige Gebäude und alle nöthigen Räume und Plätze, die die Gesundheit oder die Exerzitien der Zöglinge fordern; sie steht unter einem Generaldirektor, der zugleich General in der Armee ist, und unter dessen persönlichem Befehle die gesammten Offiziere des Hauses, die Professoren und die Schüler stehen. Die Eleven zerfallen in zwei Klassen: 1. in Stiftlinge und 2. in Externisten.

Die ersteren sind 300 an der Zahl, und sie sind in der Anstalt selbst kasernirt. So sehr sich die öffentliche Meinung schon oft gegen das Kaserniren der Schüler in verschiedenen Erziehungsanstalten ausgesprochen, so sehr unrecht hat sie daran gethan, und hat, wie in allen Fällen vorgefaßter Meinungen, absichtlich nie die Nachtheile mit den Vortheilen verglichen, denn sonst wäre bei Erziehung männlicher Individuen der Kasernirung der Vorzug unbestritten geblieben; nur sie allein gewährt das wirkliche Entfallen der häuslichen, stets schädlichen (?) Einflüsse, des so nachtheiligen durch Affenliebe hervorgerufenen Lobes der Kinder durch die Eltern, oder deren brutales Betragen bei Fehlern, die der Jugend nothwendig eigen sind. Die Strenge des Lehrers und Aufsehers, und der unerbittliche Spott des Kollegen sind mächtige Hebel für die Besserung der Sitten, und die Umwandlung der Form, und der junge Mann geht aus so einer Anstalt stets viel praktisch ge-

bildeter in die Welt, als aus dem geglätteten Vaterhause. Aber einen noch größeren Vortheil gewähren Kasernirungen der Schüler durch die Zeitersparniß, die sie möglich machen. Bei uns laufen die Schüler den Lehrern nach, und welche Zeit geht durch das Hin- und Herlaufen, welche Zeit durch das Versammeln in den Sälen verloren, bis der Lehrer erscheint oder die so nöthige Stille hergestellt ist! Dort aber geht der Einzelne, der Lehrer, der Menge, den Schülern nach, und Ruhe und Ordnung sind natürlich dann viel schneller hergestellt und Zeit gewonnen, und nur so wird es möglich, daß der Schüler, wie in der **École polytechnique** durch eilf und eine halbe Stunde täglich seinen Studien obliegen kann, ohne Furcht vor Erkrankung oder der so oft gefürchteten übermäßiger Anstrengung, die mir stets lächerlich erschienen. Aber ich bitte die Art der Kasernirung der **École polytechnique** nicht mit der in deutschen Konvikten gebrauchten zu verwechseln; beide sind total verschiedene, ja selbst unvergleichbare Dinge. Der wesentlichste Vortheil, den diese Art Kasernirung gewährt, beruht auf dem Gemeingeiste und dem Ehrgeize, den sie weckt, und hier liegt aller Erfolg der Anstalt in der Hand eines weisen Direktors; denn beide Leidenschaften sind der mächtigste Hebel der Intelligenz für jede Art menschlicher Gesellschaften; man muß hören und sehen, wie tief dieses Gemeingefühl unter jenen Eleven wurzelt, man muß hören, wie man bei jeder großen That, bei jedem großen Geiste sehr bezeichnend zusetzt: **C'est aussi un Élève de l'école polytechnique!** —

Die Schule hat, wie wir schon erwähnten, militärische Aufsicht, und sie ist auch sonst ganz militärisch eingerichtet, denn sie ist bestimmt zu geben, und gibt der Armee und der Marine ihre tüchtigsten Offiziere.

Haben die Eleven mit Erfolg ihre dreijährigen Studien vollendet, so gehen sie gewöhnlich erst auf die praktische Schule über, um sich völlig auszubilden, oder sie treten direkt in Staatsdienste. Aber nicht allein für seine Bürger hat das freisinnige Frankreich bei der Gründung gesorgt, es sind auch 40 Plätze für fremde Schüler gestiftet; zwar wohnen dieselben nicht in der Anstalt, und müssen ihre Bedürfnisse selbst besorgen, aber der Eintritt in die Vorlesungen und die Theilnahme am Unterrichte ist viel freier und ungehinderter wie in andern Staaten, die ihre Weisheit ungern mittheilen, und den Ausländern höchst mannigfache Hindernisse in Weg legen, oder die Theilnahme an der Wissenschaft, diesem Gemeingute aller Völker, ganz unmöglich machen.

Ich wage nicht einen Vergleich zwischen der **École polytechnique** und irgend einer deutschen Anstalt zu ziehen, und mache anbei nur noch auf die Kenntnisse aufmerksam, die zum Eintritt in die Anstalt gefordert werden; denn ferne sei mir der Gedanke eines nachtheiligen Vergleiches meines Volkes mit anderen, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß die Kenntnisse, welche auf deutschen polytechnischen Anstalten gelehrt werden, kaum zureichen dürften, um dort den beim Eintritte geforderten Kenntnissen vollkommen zu entsprechen.

Auch muß ich in Bezug auf das Programm der polytechnischen Schule aufmerksam machen, daß in der Schule keine eigentliche Naturgeschichte gelehrt wird, weil man voraussetzt, daß diese in unserer Zeit wohl kaum einem gebildeten Zöglinge, der zur Aufnahme in die Anstalt befähigt ist, fehlen dürfte.

Corda.

Grabdenkmal Kaiser Friedrich's III. im St. Stefans-Dome zu Wien.

(Schluß.)

Was diese Gruppen an **historischer** Bedeutung haben, soll in dem Folgenden angedeutet werden, wobei nur bemerkt werden muß, daß bei der Anführung der Inschriften auf den Bändern am Fuße der einzelnen Gruppen, in Ermanglung geeigneter Typen, jene auf dem Monumente vorkommenden Buchstaben, deren zweiter immer in den ersten hineingestellt erscheint, hier durch Klammern, die einzelnen Absätze der Schriftschleifen aber durch senkrechte Striche angedeutet sind.

A.

DIVI. LEONAR | (DI). IN. GRECIO. FRATRES OR(DI). MINORVM.

Die Brüder des minderen Ordens zu St. Leonhard in Gratz.

Kaiser Friedrich, nachdem er vom Pabst Pius II. die Bewilligung zur Errichtung von zehn Klöstern für die Brüder des minderen Ordens (**S. Francisci de Observantia**) erhalten, gab ihnen unterm 16. April 1471 mit vorläufiger Beistimmung des Salzburger Erzbischofes Burkard dd. 8. Okt. 1463, die Kapelle zu St. Leonhard außer den Mauern der Stadt Gratz, sammt den zur Erbauung eines Klosters erforderlichen Grundstücken, Gebäuden, Gärten und übriger Zugehör [16]).

Wir erblicken hier Franziskaner-Mönche und im Hintergrunde Nonnen in der Verehrung vor dem Gekreuzigten, auf der anderen Seite Nonnen vor der Gottesmutter mit dem Kinde.

Die **Standbilder** an den Pfeilern zeigen, an den Wappenschildern kennbar, die Kurfürsten von **Brandenburg** und **Trier**.

B.

a. **Die Pauliner-Eremiten zu Wiener-Neustadt**, deren Stiftungsurkunde vom 10. April 1480 datirt [17]).

ORDO. DIVI. PAV(LI). HE | REMITE. NO. (CI)VI.

b. **Das Marienkloster in Oberburg zur Gründung des Laibacher Bisthums verwendet**, unterm 6. November 1461 [18]).

MO. (DI)VE. VIR(GI). IOBE^{R}B^{V}G. LAV^{A}C | ^{PS}V (DE)SCRIP.

(Monasterium Dive Virginis in Oberburg Lavacensi episcopatui descriptum.)

c. **Die Brüder des Prediger-Ordens zu St. Peter in der Neustadt.**

DIVI. PETRI. NOVE. (CI)VITA. FR^{E}S. PRE(DI) (CA).

Die Dominikaner-Prediger wurden von Kaiser Friedrich, mit Beistimmung des Ordensgenerals **ddo. 1. Jänner 1444** [19]), in das Dominikaner-Nonnenkloster zu St. Peter an der

Sperre, nächst dem Wiener-Thore, übersetzt, die Nonnen aber in das Kloster der Himmelpförtnerinen zu Wien.

Die vier Standbilder an den Pfeilern: die Kurfürsten von Köln und Mainz, ein unbekannter weltlicher Fürst (Wapen mit 9 Scheiben, über einander zu 3, 3, 3), und Karl der Kühne von Burgund.

C.

Die bereits oben S. 15 ausgeführte Aufschrift **IMP. FRI. FVN. HAE. ST. MO. | NO. OR(DI). S. BERNAR(DI). NOVE. CIVITATIS.** (Dieses sind die Stiftungen des Kaisers Friedrich: Unser Kloster des Ordens des h. Benedikt zu Neustadt) bildet, wie erwähnt, eigentlich den Anfang zu den auf diesen Bildwerken enthaltenen Inschriften.

Das durch die Übersetzung der Dominikaner nach St. Peter an der Sperre verfügbar gewordene Kloster zur h. Dreifaltigkeit verwendete K. Friedrich zur Gründung einer Zisterzienser-Abtei, für welche er unterm 5. April 1444 den Stiftbrief ausfertigte **sub appensione auree Bulle nostre,** daher auch gewöhnlich die goldene Bulle genannt. [20])

In der Mitte dieser, vielleicht schönsten, aber leider im ungünstigsten Lichte befindlichen Gruppe erblickt man die drei göttlichen Personen, alle drei als bärtige Männer mit Krone und Mantel [21]) auf einem Throne sitzend, die kniende Maria krönend.

Standbilder an den Pfeilern: ein Fürst von Austrasien, die Markgräfin Agnes, des h. Leopold Gemalin.

D.

a. Der St. Georgs-Orden zu Neustadt.

ORDO. S. GEORGII | NOVE. CIVITAT | IS.

Kaiser Friedrich hatte, gelegenheitlich seiner zweiten Anwesenheit in Rom, vom Pabst Paul II. am 1. Jänner 1469 [22]) die Bestätigung des von ihm zu Millstatt in Kärnten gestifteten, bald aber in sich selbst zerfallenen, weltlichen militärischen St. Georgs-Ordens erhalten. Ob der Kaiser den Georgsrittern schon damals die Kirche ober dem Thore der Neustädter-Burg eingeräumt habe, wie vermuthet wird, ist ungewiß. Urkundliche Gewißheit hierüber ergibt sich erst in den Jahren 1479—1483 [23]). Pabst Sixtus IV. vereinigte unterm 24. Juni 1479 die von Friedrich zur Kathedrale erhobene Marienkirche zu Neustadt mit dem St. Georgsorden von Millstatt und ertheilte demselben verschiedene Privilegien. [24])

b. Das Domkapitel mit dem Bisthume zu Neustadt.

CANONI(CI) | CVM. E^{P}O. (Episcopo) NOVE. CIVI.

Auf Kaiser Friedrich's dringendes Anliegen von Pabst Paul II. zu gleicher Zeit mit jenem in Wien, unterm 18. Jänner 1469 bestätiget [25]).

c. Die regulirten Chorherren zu St. Ulrich in Neustadt.

CANONI(CI). RE(GV). S. VL^{R}I(CI). NOVE. CIVITATIS.

Die von K. Friedrich 1460 für die Kirche ober dem Neustädter-Burgthore gestifteten regulirten Chorherren von St. Augustin, wurden von ebendemselben unterm 7. August 1478 in die St. Ulrichs-Pfarrkirche vor dem Neunkirchner-Thore übersetzt [26]).

An den Pfeilern erblickt man die Statueten des, ebenfalls auf K. Friedrich's Verwendung kanonisirten h. Leopold, die Fürsten von Böhmen, Pfalz und Sachsen.

An der Kirchenwand, unterhalb des großen Passionsbildes von Sandrart, an der Rückseite des Grabmales befindet sich auf Holz gemalt, ein gutes Bild des hier ruhenden Kaisers [27]), auf Befehl Kaiser Ferdinand's I. angefertigt, mit der Inschrift:

FRIDERICVS. III. AVS.
IMP. RO. AVG. P. F.

Die darunter befindliche, schwülstige Denkschrift wird nur deshalb hier wieder abgedruckt, weil sie, wiewohl bereits dreimal veröffentlicht [28]), noch nirgends vollkommen getreu mitgetheilt wurde.

IMPERATOR . CAESAR . DIVVS . FRIDERICVS . TERTIVS PIVS . PROSPER. AVGVSTVS . CHRISTIANITATIS . SVPREMVS . PRINCEPS HVNGARIAE. DALMATIAE . CROACIAE . ZC . REX . ARCHIDVX . AVSTRIAE DVX. STIRIAE . CARINTHIAE . ET . CARNIOLAE . COMES . ET PRINCEPS. IN . HABSPVRG . ET . TIROLIS . LANGRAVIVS . ALSACIAE PRINCEPS. SVEVIAE . MARCHIO . SVPRA . ANASVM . ET . BVRGOVIAE COMES. PHIRETIS . ET . IN . KIBVRG . DOMINVS . MARCHIAE SLAVONICAE. ET . PORTVSNAONIS . ZC . PRINCEPS . RELIGIOSISSIMVS QVI. SACRVM . ROMANVM . IMPERIVM . SVMMA . IVSTITIA ET . VIRTVTE. QVINQVAGINTA . TRIBVS . ANNIS . SAPIENTER . ET MODERATE. REXIT . QVIQVE . FILIO . SVO . MAXIMILIANO . IMPERATORI GLORIOSISSIMO . SERENISSIMAM . DOMINAM . MARIAM. VNICAM . FILIAM . ET . HAEREDEM . DIVO . *) CAROLI DUCIS. BVRGVNDIAE . POTENTISSIMI . ZC . LEGITIMO . THORO. COPVLAVIT . EX . QVO . QVIDEM . FOELICISSIMO CONNVBIO. OMNES . DVCATVS . PRINCIPATVS . MARCHIONATVS. COMITATVS. ET . DOMINIA . QVE . PREFATVS . CAROLVS . DVX . TERRA. MARIQVE . POSSEDIT . FOELICI . DOMVI . AVSTRIAE HEREDITARIO. IVRE . PERPETVO . ACCESSERVNT . QVE . ET . IMPERATOR. MAXIMILIANVS . POTENTI . MANV . ET . GLADIO CONSERVAVIT. IPSE . FRIDERICVS . TALIBVS . MVLTISQVE . ALIIS IMPERATORIS. VIRTVTIBVS . PERPETVITATIS . NATVRE . DEBITO PERSOLVTO. CELEBERRIMIS . ET . FAMOSISSIMIS . EXEQVIIS . DEVOTE. CELEBRATIS . IN . HOC . PRECIOSO . MONVMENTO RECONDITVS. EST . HIC . FRIDERICVS III . IMP . AVG . NASCITVR . ANNO. SALVTIS . NOSTRE . MCCCCXV . ELIGITVR . IN . REGEM. ROMAN . ANNO . MCCCCXL . CORONATVR . IN . AVGVST. AC . IMPERATOREM . ANNO . MCCCCLI. **) O. XIX. DIE AVGVSTI.

---

*) sic! statt DIVI.

**) Es geschah am 19. März 1452, nicht 1451.

MCCCCLXXXXIII. AETATIS. SVE. LXXVIII. IMPER. VERO. LIII. MEN. IIII. DIE. IIII. CORPVS. EIVS. IN. HOC SAXVM.
RECONDITVR. AC. TRANSFERTVR. MDXIII. DIE. VII. [19]) NOVEMBRIS.

Auf der untersten Abtheilung der Tafel liest man:

FERDINANDVS. DEI. GR^A. ROMANORVM.
HVNGARIE. BOHEMIE. ZC. REX. PRINCEPS.
HISPANI. ARUM. ARCHIDVX. AVSTRIE. DVX. BVRGVNDIE.
ZC. HOC. OPVS. FRIDERICO. PROAVO. PIE. FIERI. FECIT.

Anmerkungen:

[16]) Die Stiftungsurkunde wird noch dermal im Franziskaner-Kloster zu Gratz aufbewahrt. (S. des am 1. Jänner 1845 zu München verstorbenen Fürsten v. Lichnowsky: Geschichte der Habsburger. VII. Reg. Nr. 1522 mit der Datirung 17. April 1471.) Sie ist mit dem Datum Gretz, die sedecima Mensis Aprilis 1471 in extenso abgedruckt in P. Herzog's: Cosmographia Austriaco-Franciscana, Köln 1740. p. 271 — 272, und hiernach in Greiderer's: Germania-Franciscana, Innsbruck 1777. I. p. 308. Eben dort sind die verläßlichsten Daten über die weiteren Schicksale dieses 1497 von K. Max I. in die Stadt Gratz übertragenen Klosters zu finden, jene Angaben Granelli's widerlegend, denen Herrgott's und Gerbert's Tafografie folgte.

[17]) Nach einem Vidimus des Bischofes Augustin von Neustadt durch Phil. Hueber mitgetheilt in Pez Codex Dipl. (VI. Band des Thesaurus Anecd.). III. 419—421. Hiernach ist die irrige Angabe des Jahres 1476 im 12. Bd. der kirchl. Top. p. 65 zu berichtigen.

[18]) Cäsar's Annales Styriae III. 510; Marian Fiedler's Geschichte der österreichischen Klerisey (Austria Sacra) IV., 301; Hormayr's Archiv 1829, p. 766.

[19]) Die Urkunde in extenso von Hueber mitgetheilt in Pez Cod. dipl. III. 300 — 301, und in der kirchlichen Topogr. XIII. 152 — 154.

[20]) In extenso abgedruckt: durch Hueber in Pez Cod. dipl. III. 303 — 305, und Kirchl. Top. XIII. 155 — 160.

[21]) Die drei göttlichen Personen als bärtige Männer mit vollkommener Ähnlichkeit, symbolisch auf das Wesen der Dreieinigkeit deutend, erblicken wir auch auf dem, aus der St. Stefanskirche zu Wien in das Helenenkirchlein im reitzenden Helenenthale nächst Baden übertragenen schönen Dreifaltigkeitsbilde, einer kunstreichen Töpferarbeit, welche 1751 dem damaligen Herrschaftsbesitzer von Rauhenstein, Anton v. Quarient, um 80 fl. verkauft worden ist. (Ogesser l. c. 130; Weidmann's Umgebungen Wien's II. 234, Schmidl's Wien's Umgebungen III. 109.)

Über die Unterschiede in den Darstellungen der Krönung Mariens und jenen ihrer Aufnahme in den Himmel (Assumtio Virginis) ist übrigens zu vergl. Böheim's Abhandlung über die Spinnerin am Kreuz-Säule nächst Neustadt, in den Beitr. zur Landeskunde Öst. u. d. E. I. 134 — 138.

[22]) Die Urkunde ist nach dem im k. k. geheimen Hausarchive befindlichen Originale zuerst in extenso abgedruckt in Hormayr's Wien V. Urk. B. p. 190 — 196; jedoch hier so wie bei Lichnowsky VII. Reg. Nr. 1224 mit der falschen Datirung vom 1. Jänner 1468. Auch wird der Pabst bei Hormayr irrig Paul III. statt der II. genannt. Allerdings ist die Urkunde ausgefertiget: Laterani Anno incarnationis dominice MCCCCLXVIII. Kalendas Januarii Pontificatus nostri Anno V. Allein schon Hanfiz, Germania sacra II. 519 und Helwig's Zeitrechnung p. 138 haben darauf aufmerksam gemacht, daß Paul II. öfter nach dem Julianischen Kalender rechnete, also das Jahr mit 25. März begann. Daß in der hier in Rede stehenden Urkunde das Datum nach dem Jahresbeginne mit dem 25. May gerechnet wurde, erhellt wohl schon daraus, daß es in der Bulle heißt: K. Friederich sei feruore deuotionis accensus nuper ad visitandum s. s. B. Petri et Pauli limina et alia deodicata loca ad Almam vrbem ex voto personaliter gekommen, während doch, erwiesen, Friedrich erst im Spätherbste des Jahres 1468 nach Rom reiste und es am 19. Jänner 1469 wieder verließ. Also konnte jene Urkunde unmöglich schon am 1. Jänner 1468 ausgefertigt worden sein.

[23]) Böheim l. c. in den Beitr. z. Landesk. IV. 33—34.

[24]) K. K. Hausarchiv; Lichnowsky VIII. Reg. Nr. 182. Dann z. vgl. Reg. Nr. 1565 und Böheim's Chronik von Neustadt. I. 191; im Allgemeinen über den St. Georgsritter-Orden, H. Herrmann's Aufsatz darüber im Archiv für Geschichte 1830 p. 501—504, 514—516.

[25]) Das Datum dieser, leider nirgends abgedruckten oder im Originale vorfindigen Bulle (XV. Kal. Februarii MCCCCLXVIII.) 18. Jänner 1469 (sieh oben Anm. Nr. 22.) ist nur bei Hanfiz l. c. angemerkt. Er dürfte also die Bulle zu Gesichte bekommen haben. 1468 (rectius 1469) als das Jahr der Errichtung des Neustädter Bisthums wird auch angegeben, nach der Aufschreibung in einem Pergament-Kodex, bei Duellius: De fundatione Templi Cathedralis Austriaco-Neapolitani, Nürnberg 1733. 4. p. 15, und nach einem Korrespondenzbuche von 1623, durch Böheim in den Beitr. zur Landesk. Öst. IV. 25. Da das Bisthum zu Neustadt zugleich mit jenem in Wien errichtet wurde, so ergibt sich nach der Bemerkung über die Datirung der von Paul II. an K. Friedrich III. bei dessen Anwesenheit in Rom ausgefertigten Bullen, daß bisher in den Geschichten Wien's das Jahr der Errichtung des Wiener Bisthums irrig mit 1468 statt 1469 angegeben wurde. Nicht im Konterte, und nicht im Urkunden-Direktorium, wohl aber gelegenheitlich des Abdruckes der Bulle gibt Hormayr's Wien, II. Urk. B. p. 119 zuerst das wahre Datum 18. Jänner 1469 (und nicht 1468).

[26]) Pez. Codex dipl. III. 391 — 392, 415 — 419.

[27]) Abgebildet in der Tafografie der St. Blasier Tab. XXVI. und bei Laborde (siehe oben Anm. 1. f.).

[28]) Fischer's Brevis notitia Vindobonae, III. 29; Herrgott und Gerbert's Tafografie I. 247. und Hormayr's Wien VI. II. 37.

[29]) Dürfte gegenüber dem oben S. 16 bemerkten Zeugnisse Cuspinians, der doch dabei die Trauerrede hielt, also ein ganz glaubwürdiger Bürge ist, und den 1. November angibt, ebenfalls irrig sein.

J. Feil.

Die Taschenbücher.

1. Aurora. 2. Der Freund des schönen Geschlechtes. 3. Veilchen. 4. Iduna. Herausgegeben von J. G. Seidl.

(Fortsetzung.)

1. Der Ruf des Herausgebers ist so begründet, daß wir mit Vergnügen eine Spende von ihm begrüßen, und uns zuerst erfreuen an den schönen Gedichten als Erklärung der Stahlstiche, die wie liebliche Blüthen den Erzählungen und andern Poesien vorangehen. Diesen folgt ein Drama „Manuela," nach Pitre Chevalier, worin sich Seidl's Talent auch im dramatischen Fache ausspricht; jedoch ist er unstreitig größer als Lyriker. Der Inhalt der historischen Novelle von Julius Krebs „der Sieg der Liebe," ist nicht ohne Interesse und gut erzählt. Weniger anziehend ist „die Enttäuschung," Erzählung von Adelmi, die sich nicht über die Gewöhnlichkeit hinausschwingt weder neue Situationen noch Charaktere uns vorführend, die anziehend oder edel genug wären um Interesse zu erregen. Hr. Fernand hat in seiner „Waise" einen Rechtshandel mit einer Herzensangelegenheit geschickt verwebt und mit einfachen Worten eine hübsche Erzählung geliefert. Als letzte Novelle dieses Taschenbuches leuchtet hervor „eine Dorfgeschichte aus dem Niederwalde," von Franz Stelzhammer. Ein Bild groß und ergreifend in seiner Wahrheit, mit wenig Pinselstrichen meisterhaft hingeworfen. Unter den Gedichten, welche diesen Almanach zieren, sind sehr vorzüglich die „Orientalischen Granaten," von Castelli und Hammer-Purgstall, so wie auch die Distichen von Karl Rain, worunter „das heilige Land," „die unzerreißbare Kette," „Dichter und Weltkind" die vorzüglichsten. Ein sinniges Gedicht „im Winter" von Zusner darf nicht unerwähnt bleiben. Auch Aug. Fischer, Fitzinger und Schaffer lieferten Gedichte; „Wildensinn," von Camillo Hell wäre der Anlage nach nicht übel, wenn die Worte nicht so untereinander geworfen wären. Als Beweis mag folgende Strofe dienen:

Sandte ihn vor drei der Tage
Tieger jagen in den Wald;
Seitdem ist die Zeit geworden
Wohl der Tage drei schon alt.

Die sechs Stahlstiche sind sehr ansprechend, meistens nach Originalgemälden. Der Einband sehr geschmackvoll.

Die zwei kleinen Almanache sind freundliche Toilettengaben mit Modebildern und Stahlstichen, meistens Momente aus

den vorkommenden Erzählungen. Unter den darin befindlichen Gedichten sind die vorzüglichsten „Mauriſche Romanzen," „eine Reliquie," von Ludwig Halirſch, „ein Mann," von Kaltenbrunner. „Der Schutzengel," nach einer altbaieriſchen Sage von J. A. Pangkofer. „Splitter und Deviſen," ſo wie die „beiden Kaiſer," „das Mädchen von Spinges," und „Bergfei und Alpenhirt," von J. G. Seidl, und einige Gedichte von Julie von Großmann. In dem erſterwähnten der Almanache befindet ſich eine kurze Lebensbeſchreibung der Maria von Medizis als Erklärung des Titelkupfers, auch von Seidl, hierauf eine Erzählung von Dr. E. R. Falkner, „der letzte Ritter und ſein Lieb," die weltbekannte Geſchichte von Filippine Welſer und Ferdinand's von Tirol, jedoch nicht unintereſſant erzählt, mit einer hübſchen Beſchreibung des Reichstages zu Augsburg mit allen ſeinen Feſten, und wem die uralte ſchöne Stadt nicht unbekannt iſt, wird doppeltes Intereſſe finden, ſich um einige Jahrhunderte zurück dorthin zu verſetzen. Noch enthält dieſer Almanach „Maria," Novelette von Ant. Uyß und „Schein und Wahrheit," von G. Carreil, erſtere beſſer als letztere. Im Veilchen iſt unſtreitig der „Bergknappe," von A. Uyß die beſte Erzählung, eine gute obwohl traurige Verwicklung der Geſchichte, eine hübſche Beſchreibung der ſchwediſchen Berggegenden und eine ungezierte Sprache. „Der Rache Fluch," von Georg Carreil gemahnt etwas an Clauren. „Irene von Chateauneuf," von Iſidorus Orientalis, ein Bild aus der Zeit Heinrich III. von Frankreich, die damalige Zeit getreu wiedergebend. „Geſchichten und Schwänke," alten Chroniken nacherzählt von Seidl, leſen ſich ſehr angenehm ſchon dadurch empfehlenswerth, daß ſie alle eine moraliſche Tendenz ausſprechen, was in den Hiſtörchen der neueren Zeit nicht immer der Fall iſt. Noch zu erwähnen iſt in dieſem Almanach „Gold und Gewiſſen," von Franz Fitzinger. „Adam Spindelmann's freimüthige Bekenntniſſe," von Prof. E. Weſſely in dem Taſchenbuch Iduna iſt eine recht komiſche und launig erzählte Geſchichte aus dem Leben und Treiben eines Studenten-Rezenſenten und zuletzt Schauſpielers einer herumwandernden Truppe, der den Pegaſus beſteigen will, jedoch unſanft herabgeworfen wird und zuletzt geduldig ſeinen Ackergäulen nachgeht und nützliche Betrachtungen über Kornſäcke macht. Hrn. Prevot's „Ceslaw" verräth zu viel Haſchen nach Außergewöhnlichem, die Geſchichte iſt unklar und die Sätze ſind ſo aforiſtiſch, daß durchaus keine Rundung in dem Ganzen iſt. Noch ſind erwähnungswerth „die Gründung von Emmersberg," ſo wie „Lorberkranz und Bettelſtab," von Julius Berghof. Die äußere Ausſtattung iſt freundlich und der Druck ſo angenehm als es in dieſem kleinen Format möglich iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über die Reform der Gefängniſſe.

(Fortſetzung.)

Unter den erwähnten Umſtänden kann man das Erſcheinen einer von einem Augenzeugen entworfenen Schilderung der Wirkſamkeit der Einzelhaft in der Anſtalt zu Philadelphia nur mit Freude begrüßen und muß daher das von Profeſſor Tellkampf herausgegebene Werk: „Über die Beſſerungsgefängniſſe in Nordamerika und England," um ſo mehr für eine ſehr willkommene Arbeit erklären, als Profeſſor Tellkampf in der Einleitung zu erkennen gibt, daß er ſich mit der Abſicht, die amerikaniſchen Beſſerungsgefängniſſe unparteiiſch zu prüfen, nach Amerika begeben und daſelbſt ſeit dem Monate Juli 1838 bis zum Frühjahre 1843 dieſem Studium obgelegen habe, und als ſein Bruder, Dr. Theodor Tellkampf, praktiſcher Arzt zu Cincinnati, in einer beſonderen Abhandlung den Geſundheitszuſtand der Sträflinge in den von ihm beſuchten Anſtalten beſpricht. Zuvörderſt theilt Profeſſor Tellkampf nach einer die Hauptgrundſätze des Schweig- und Trennungs-Syſtemes, wie er das Auburn'ſche und pennſylvaniſche Syſtem benennt, darſtellenden Einleitung eine Schilderung und Beurtheilung der Gebäude der von ihm beſuchten Gefängniſſe nach dem Trennungsſyſteme mit. Er beſchreibt (Seite 27—44) ſehr genau das Gebäude des Staatsgefängniſſes Eaſtern Penitentiary zu Philadelphia und macht insbeſondere auf die Wichtigkeit gehöriger Vorſicht zur Verhütung von Mittheilungen unter den Gefangenen von Zelle zu Zelle aufmerkſam, indem er zugleich zeigt, wie unvollkommen in dieſer Hinſicht das eben genannte Gefängniß ſei. Hierauf folgt die Beſchreibung der nicht viel zweckmäßiger gebauten Gefängniſſe zu Pittsburg und Trenton, ſo wie des Kreisgefängniſſes Moyamenſing bei Philadelphia, wogegen die beiden Kreisgefängniſſe zu Harrisburg und Lankaſter in Pennſylvanien, deren erſteres im April 1842 eröffnet wurde, das letztere aber noch im Baue begriffen iſt, als in jeder Beziehung, insbeſondere aber auch rückſichtlich der Vorkehrungen zur Verhütung von Mittheilungen unter den Gefangenen durch die Luftöffnungen, durch die Fenſter der Zellen, durch die Ritzen der Wände in der Nähe der Wärmeröhren, durch die Kanäle für die warme Luft und durch die Unrathsröhren als muſterhaft dargeſtellt werden. Der Verfaſſer gibt ſohin Seite 57—68 eine genaue Schilderung des Gebäudes des Muſtergefängniſſes zu Pentonville bei London, welches gegenwärtig wohl die vollkommenſte Anſtalt dieſer Art iſt. Der Verfaſſer läßt ſich durch ſeine Vorliebe für die amerikaniſchen Gefängniſſe in manchen Punkten zu einer allzu ſcharfen Beurtheilung mancher Einzelnheiten in der Einrichtung dieſer Anſtalt verleiten. In den Schlußbemerkungen über die geſchilderten Gefängniſſe, mit Rückſicht auf den Bau ähnlicher Gebäude in Deutſchland wird mit beſonderer Sorgfalt die wichtige Frage behandelt, ob es rathſam ſei, die Gefängniſſe nur ein oder zwei oder mehre Stockwerke hoch zu bauen. Profeſſor Tellkampf ſpricht ſich, geſtützt auf die Autorität des berühmten Erbauers des Eaſtern Penitentiary, John Haviland, dahin aus, daß zwei Geſchoſſe das Höchſte ſeien, was man ſich erlauben dürfe, und daß ein einziges Geſchoß den Vorzug verdiene. (S. 86). Die Neubauten der Engländer, ſowohl zu Pentonville bei London, als auch zu Bath und zu Perth in Schottland haben gelehrt, daß man, wenn man nur auf eine zweckmäßige Weiſe für eine hinlängliche Anzahl geräumiger Spazierhöfe Sorge tragt, ohne alle Gefahr für die Geſundheit der Gefangenen die Strafanſtalten drei und ſelbſt vier Geſchoſſe hoch bauen kann.

(Beſchluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 16. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 7.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M. wöchentl 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Wenzel: Ungarische Literatur. — Würth: Reform der Gefängnisse. (Fortsetzung.) — Der siebenbürgische Verein für Geschichte (Fortsetzung.)

Einleitende Bemerkungen zur Besprechung der ungarischen Literatur neuester Zeit.

Von Professor Dr. E. **Wenzel** in Wien.

Indem ich hiermit eine Reihenfolge übersichtlicher Artikel über die ungarische Literatur beginne, halte ich es vor Allem für nothwendig, mich mit dem geneigten Leser, der dieser Abtheilung der österreichischen Staatenliteratur einiges Interesse zuwendet, über die Art und Weise zu verständigen, in der ich diese Aufgabe zu erfassen und durchzuführen gedenke. Ja ich halte dies selbst für einen Theil meiner Aufgabe, da einerseits die ungarische Literatur für das deutsche Publikum im Ganzen als eine fremde Literatur erscheint, und ihre Würdigung, vermöge dieses Umstandes, die Berücksichtigung vieler durch ihre Prämissen und ihre Faktoren und inneren Momente gegebenen Eigenthümlichkeiten gleich von vorne herein fordert; andererseits aber auch neuester Zeit eine, theils in Journalen, theils in Flugschriften rührige, meistens verkappte, keck absprechende, dabei jedoch weder vermöge ihrer Anlage und Tiefe, noch vermöge ihrer Tendenz zur Führung des Wortes berufene Richtung der Tagespresse, eben bezüglich der Zustände Ungarns, und namentlich auch der literarischen, vor das deutsche Publikum Ansichten und Urtheile gebracht hat, die den wahren Sachverhalt hier eher zu verwirren, als ins klare Licht zu stellen, oder auch nur einiges Licht über ihn zu verbreiten, geeignet sind. Die Stellung, welche mir durch die Einladung der geehrten Redaktion in diesen Blättern zusteht, ist eine Vermittlungsstellung zwischen dem deutschen Publikum und der ungarischen Literatur. In der Reihe von Artikeln, welche unter meiner Mitwirkung dem geneigten Leser vorgelegt werden, soll ich eine Zusammenstellung versuchen, die ein getreues, leicht erfaßliches und möglichst erschöpfendes Bild der gegenwärtigen literarischen Zustände Ungarns geben. Ich muß daher vor Allem besorgt sein, einen geeigneten Standpunkt festzustellen, von dem aus diese, ihrer wahren Beschaffenheit nach, ins Auge gefaßt, mehrseitig beleuchtet, und in tieferer Erfassung gewürdigt werden können. Nichts scheint auf den ersten Blick einfacher, als der Sinn und die Bedeutung des Ausdruckes: ungarische Literatur. Vor noch einem Jahrzehute wäre eine weitere Erörterung desselben vor unserem Publikum auch noch ganz überflüssig gewesen. Seither ist es anders geworden; und wenn wir gleich von unseren Lesern im Allgemeinen voraussetzen, daß sie sich auch neuerer Zeit an dem wahren Sinne jenes Ausdruckes nicht habe irre führen lassen, so kann doch auch nicht verkannt werden, wie sehr im Vergleiche zu dem neueren Umschwunge der leitenden Ansichten auf dem Felde der ungarischen Literatur, deren Auffassung und Würdigung in Deutschland zurückgeblieben, ja vielleicht selbst nicht ohne Zuthun der bereits oben angedeuteten Libellistenfraktion gleichsam zurückgehalten worden ist. Wir müssen daher vorerst über jenen Ausdruck ins Reine kommen.

Wir verstehen hier unter ungarischer Literatur die literarische Entfaltung des ungarischen Nationalgeistes, insbesondere in Bezug auf Wissenschaft und Kunst, und inwiefern dies hier durch eigene Umstände begründet wird, auf dem Wege der periodischen Presse auch in Bezug auf das Leben. Der ungarische Nationalgeist mit allen, in ihm thätigen Potenzen und Momenten (Nationalcharakter, religiöse und politische Anschauung, Sitten, Ansichten über soziales Leben u. s. w.) ist in der ungarischen Literatur das wirkende Element; Schrift und Presse sind die Vehikel; Wissenschaft, Kunst und Leben sind die Richtungen, welche verfolgt werden.

Dieser Begriff ist, wie wir sehen, in jeder Hinsicht noch abstrakt. Er gibt uns die bloße Form der Vorstellung der ungarischen Literatur. Um sie für unseren hier vorläufig angestrebten Zweck zu vervollständigen, müssen wir die Fragen beantworten: Wie äußert sich der ungarische Nationalgeist? Welches ist seine Bedeutung für die ungarische Literatur? Wie müssen wir uns hier seine Fixirung durch Schrift und Presse denken? Wie und mit welchem Erfolge bewegt er sich in jener dreifachen Richtung der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens?

Das sich selbst bewußte, sich aus sich bestimmende, und die höhere Thätigkeit einer Nation innerlich leitende, somit im wahren Sinne des Wortes geistige Prinzip derselben, heißt im Allgemeinen ihr Nationalgeist. Er ist die Bedingung ihrer individuellen Existenz, und

in demselben Maße, in welchem er kräftiger, geläuterter und gebildeter ist, ist auch diese vollkommener.

Seitdem die Ungarn als Nation existiren, haben sie auch einen Nationalgeist. Doch war dieser nicht immer auf gleiche Weise wirksam. Mit orientalischem Feuer und jugendlicher Kraft überströmte er einst. Dies war die, dem ganzen Abendlande so gefürchtete Heldenzeit im 9. und 10. Jahrhunderte. Das Christenthum läuterte ihn, gleichwie ihn die freundschaftliche Verbindung mit verschiedenen Nationen Europa's auf eine, sich und der zivilisirten Welt ersprießlichere Bahn brachte. Hier hat er vielfach Großes und Erhabenes geleistet. Doch hatte er von jeher das Mißgeschick, daß er von innern und äußern Feinden umlagert war, die ihn an seiner edleren Bestimmung irre zu machen suchten. Im Ganzen wußte er wohl hierbei jederzeit sich zu halten, im Einzelnen aber gelang manchmal das üble Spiel. Und als er eben in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu den besten und kühnsten Erwartungen für die gesammte Christenheit zu berechtigen schien, war er so auf Abwege gerathen, daß er wirklich an sich irre zu werden drohte. So manche traurige Erfahrung hat er seither gemacht; er hat sich hiebei aber auch wieder zum kräftigen Selbstbewußtsein ermannt, hat bereits mehrmal Proben dieser neuen Ermannung gegeben, und stellt auch für die Zukunft manche schöne und glänzende Erfolge in Aussicht. Insbesondere für die Literatur scheint er seit den letzten 50 Jahren eine sehr hohe, und was die individuelle Existenz der Nation betrifft, früher vielleicht nie da gewesene Bedeutung gewonnen zu haben.

Seiner diesfälligen neuesten Entfaltung und Entwicklung im Allgemeinen und im Einzelnen zu folgen, wird in diesen Blättern überhaupt unsere Aufgabe sein.

Doch muß hiebei der Nationalgeist in einem äußeren Gewande, in dem der *Sprache* und *Schrift*, auftreten. Er muß dadurch als solcher erkannt und charakterisirt werden können. Und dieses nun ist eben die zarteste Seite unseres Gegenstandes. Die ungarische Literatur hat das eigenthümliche Schicksal gehabt, daß Sprache und Schrift nur selten in ihr gleichen Schritt hielten. Ihre herrlichste, sprachliche Blüthezeit scheint verflogen zu sein, ohne daß aus ihr uns literarische Denkmale aufbewahrt worden sind. Vielleicht hat man selbst sich nicht einmal die Mühe genommen, sie durch Schrift zu fixiren. Und als man die Äußerungen des ungarischen Geistes in die bleibende Form der Schrift zu bringen sich anschickte, wollte fast immer das Mißgeschick, daß man sie ihres angebornen Sprachgewandes erst entkleidete. So erhielten wir sie meistens im entlehnten lateinischen Sprachgewande; und nur wenige, gleichsam episodenartige Zeiträume bietet uns die Geschichte, aus denen uns ihre Erscheinungen vielseitiger auch im nationellen Sprachgewande aufbewahrt worden sind.

Hieraus ergibt sich denn aber auch die wichtige Folgerung, daß bezüglich *Schrift* und *Sprache* in der ungarischen Literatur früherer Zeiten, gleichsam ein Mittelweg eingeschlagen werden muß. Die *Entfaltung des ungarischen Geistes* ist ja dasjenige, was wir hauptsächlich suchen, und zu der *Schrift* und *Sprache* sich je nach Umständen oft nur als Mittel verhalten. Finden wir eine solche Entfaltung in der Nationalsprache, ohne daß sie auch durch Schrift fixirt worden wäre: so müssen wir sie als Antheil der Literatur nach ihren vorhandenen historischen Überbleibseln würdigen. Ist sie in Schrift aufgezeichnet, so darf man sich, sobald nur der wahre, echte, ungarische Nationalgeist da ist, nicht daran stoßen, wenn derselbe in früheren Zeiten etwa in das lateinische, ja auch in ein anderes Sprachgewand gekleidet wurde. Erst die neuere ungarische Literatur muß an der Forderung: daß die Entfaltung des Nationalgeistes auch in der Nationalsprache geschehe und in Schrift oder Druck gelegt sei, streng festhalten. Und dies ist auch der Weg, den zu verfolgen wir uns vorzeichnen.

Was zuerst die wissenschaftliche Literatur betrifft, so halten wir uns dabei ganz an dem, der Anordnung der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Pesth, welche im Jahre 1827 errichtet wurde, zu Grunde gelegten Plane; weshalb wir auch in einer der nächsten Nummern dieses Institut, seine Tendenz, Bedeutung und bisherige Leistungen dem geehrten Publikum vorführen werden. Es gewährt uns allein einen festen Anhalt zur gehörigen Würdigung der ungarischen wissenschaftlichen Literatur vom nationellen Standpunkte aus. Inwiefern wir jedoch die Wissenschaft hier als ein organisch gegliedertes Ganze erfassen, bei dem die Eintheilung verschiedener Fächer, somit auch die Begründung der einzelnen Wissenschaften vielfach etwas ganz Zufälliges ist, das seinen Ursprung vorzüglich äußeren Anregungen verdankt, sind uns auch die dem Wirken der ungarischen Akademie gesetzten Schranken von keiner anderen, als einer historisch gegebenen Bedeutung.

Freier muß unsere Bewegung in Bezug anf die, der Kunst zugewendete Seite der ungarischen Literatur sein. Wie diese keine inneren Schranken kennt, so darf sich auch die Kritik nicht beikommen lassen, ihr solche setzen zu wollen. Am meisten wird die Dicht- und Redekunst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; beide in den verschiedenen Richtungen ihrer Entwicklung. Aber auch die übrigen Künste, als: die Malerei, Bildhauerei, die verschiedenen Zweige der Architektur u. s. w. liegen innerhalb unserer Aufgabe.

Eingeschränkter hingegen ist unsere Auffassung der periodischen Literatur, die in der Richtung literarischer Bestrebungen auf das praktische Leben ihre Begründung findet, und deren Träger Journale und Flugschriften sind. Die, neuerer Zeit immer mehr hervorgetretene Hinneigung der ungarischen Nation zur Öffentlichkeit bei Verhandlung ihrer Angelegenheiten, hat die dortige periodische Literatur zu einer höchst bedeutungsvollen Stellung erhoben, welche auch bei allgemeineren Betrachtungen über ungarische literarische Zustände nicht außer Acht bleiben darf. Ihre Bedeutung erscheint hiernach in zweifacher Richtung: für das *Leben* und für die *Literatur*. Erstere ist mehr *praktisch*, liegt unserer Aufgabe ferner, und wird daher auch nur insoweit Gegenstand der Betrachtung sein, als dies zur Vollständigkeit der zweiten mehr *theoretischen* und schon innerhalb unserer Aufgabe liegenden Richtungen nothwendig ist.

Gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über die Reform der Gefängnisse.

(Schluß.)

Hierauf folgt (Seite 102 — 133) eine sehr ausführliche Darstellung der Verwaltung und Leitung, so wie auch der inneren Einrichtung, der Hausordnung in den nach dem Trennungssysteme erbauten und geleiteten Besserungsgefängnissen Nordamerika's und der Änderungen, mit welchen die Einzelhaft in dem Mustergefängnisse zu Pentonville angewendet wird. Diese Abtheilung ist besonders deshalb von großem Interesse, weil daraus deutlich hervorgeht, wie mangelhaft selbst bis in die neueste Zeit die Einrichtung der amerikanischen Besserungsgefängnisse war. Durch die unzweckmäßige Anlegung der Spazierhöfe ergab sich für viele Gefangene während ihrer ganzen Strafzeit die Unmöglichkeit, ihnen eine zureichende körperliche Bewegung in freier Luft zu gestatten. Man ließ die Sträflinge im Beginne ihrer Strafzeit zu lange (in der Regel vier bis sechs Wochen hindurch) ohne Arbeit in den Zellen. Man sorgte zu wenig für hinreichend häufige Besuche, um die Einsamkeit der Zelle zu unterbrechen, und insbesondere viel zu wenig für einen hinreichenden Religions- und Elementarunterricht, worin doch die vorzüglichste Gewähr einer erfolgreichen Einwirkung des Vereinzelungssystemes auf die Gefangenen liegt. Bis zum Jahre 1839 war in der Anstalt Eastern Penitentiary zu Philadelphia kein Geistlicher angestellt; erst in diesem Jahre wurde ein sogenannter Morallehrer (**moral instructor**) bestellt, welchem jedoch nebst dem Religionsunterrichte auch die Besorgung des Elementarunterrichtes der Sträflinge obliegt. Es leuchtet von selbst ein, daß Ein solcher Lehrer für eine Anzahl von 350 bis 400 Köpfen offenbar unzureichend ist. Es fehlte daher auch an Sonn- und Feiertagen an einem regelmäßigen Gottesdienste und, da nach den strengen Ansichten der Quäcker den Sträflingen an diesen Tagen jede Arbeit verboten ist, so mußten diese Tage für die Gefangenen um so mehr die quälendste Langweile herbeiführen, da auch die Gefängnißbibliothek sehr ungenügend eingerichtet ist. Selbst für ärztliche Besuche war nicht hinreichend gesorgt, indem kein ausschließend für diese Anstalt bestellter Gefängnißarzt besteht, sondern diese Stelle einem Arzte übertragen ist, der nebstbei seine Privatpraxis betreibt, daher nur zu gewissen Stunden in die Anstalt kommt, und nur die Kranken besucht. Auch die Beschäftigungsart der Gefangenen wurde lange Zeit hindurch zu wenig nach individuellen Rücksichten gewählt und die Disziplinarstrafen, welche man bis in die neuere Zeit in Anwendung brachte, waren oft zu streng. Daß alle diese Mängel, welche gegenwärtig in den neu errichteten englischen Anstalten dieser Art möglichst vermieden werden, bei der Beurtheilung der Wirkungen, welche das pennsylvanische System in Amerika erzeugte, in Rechnung gebracht werden müssen, leuchtet ein, um so mehr, da gerade diese Mängel auf die körperliche und geistige Gesundheit der Gefangenen sehr nachtheilig einwirken mußten.

Der Verfasser geht hierauf zur Schilderung der moralischen Wirkungen des pennsylvanischen Systemes über (S. 134 u. ff.) und zeigt durch Anführung einzelner Fälle den günstigen Einfluß desselben, weiset aber auch zugleich auf eine überzeugende Weise nach, daß die Erfolge dieses Systemes weit größer hätten sein können, wenn man nicht so lange Zeit die Mittel zur Beförderung der Besserung, welche im Unterrichte und in der Arbeit liegen, vernachlässigt hätte. Man erwartete zu lang, daß das bloße eigene Nachdenken die Gefangenen, wenn man sie nur von einander absonderte und sich selbst überließe, zur Selbsterkenntniß, zur Reue und Besserung hinführen werde. Die Erfahrung zeigte, daß das eigene Nachdenken der sich selbst überlassenen Gefangenen über ihre frühere Handlungsweise und ihre nunmehrige Lage eher Geistesverwirrung, Schwärmerei u. dgl., als wahre moralische Veredlung zur Folge hatte. Man kam endlich zu der Überzeugung, daß man, um die Gefangenen zu bessern, vorzüglich auch für ihre geistige Entwicklung und Bildung Sorge tragen müsse. Übrigens ist Professor Tellkampf der Meinung, daß es Verbrecher gebe, die geradezu als unverbesserlich zu betrachten seien, und für diese empfiehlt er, sie entweder in Arbeitsanstalten des Staates bei gemeinsamer Arbeit lebenslänglich anzuhalten oder auf Lebenszeit in Verbrecher-Kolonien zu transportiren. In Beziehung auf die entlassenen Sträflinge macht der Verfasser mit Recht auf die Nothwendigkeit aufmerksam, Arbeitshäuser zu errichten, in welchen sie sogleich nach ihrer Strafentlassung Aufnahme und Beschäftigung finden können, und Vereine zum Schutze und zur Überwachung derselben zu gründen.

Ein Hauptmangel der Tellkampf'schen Schrift liegt darin, daß sie einer lichtvollen und zweckmäßigen Anordnung der darin behandelten Gegenstände entbehrt, wodurch nicht nur dem Leser die Übersicht sehr erschwert ist, sondern auch nicht selten Wiederholungen herbeigeführt werden. In Folge dieses Mangels einer passenden Anreihung der von dem Verfasser behandelten Fragen geht er auch unmittelbar von der Besprechung der moralischen Wirksamkeit des Vereinzelungssystemes auf seine eigenen Vorschläge in Bezug auf die Einführung von Besserungsgefängnissen in Deutschland (S. 162 —166) über und behandelt erst nach diesen die Frage über den Einfluß der Einzelhaft auf die körperliche und geistige Gesundheit der Gefangenen, eine Frage, welche doch offenbar vor Aufstellung von Grundzügen einer Gefängnißreform für Deutschland beantwortet werden muß.

Professor Tellkampf schlägt vor, die Besserungsgefängnisse für Sträflinge so zu bauen, daß sie drei Abtheilungen enthalten, wovon die erste die in der Einzelhaft Angehaltenen, die zweite und dritte aber die nach dem Auburn'schen Systeme Behandelten zu umfassen und insbesondere die dritte den Übergang der Gefangenen in die menschliche Gesellschaft vorzubereiten hätte. Der Verfasser will die Einzelhaft nicht auf länger als höchstens 18 Monate ausdehnen und allen Gefangenen bei ihrer Aufnahme in die Anstalt eine Zeit lang die Einzelhaft auferlegen, ihnen aber jederzeit die Aussicht lassen, durch Fleiß und gutes Betragen in die zweite oder dritte Abtheilung versetzt zu werden. In diesen zwei Abtheilungen sollen nach der Ansicht des Verfassers nie mehr als 20 bis 25 Sträflinge in Einem Raume vereint arbeiten. Professor Tellkampf stellt das Londoner Gefängniß Westminster Bridewell als Muster in Beziehung auf die gemeinschaftliche, jedoch mit Stillschweigen verbundene Anhaltung der Gefangenen dar. Ich kann demselben hierin nicht beistimmen. Es ist allerdings wahr, daß in dieser Anstalt eine ausgezeichnete Ordnung und Reinlichkeit herrscht, welche den oberflächlichen Besucher zu beste-

chen vermag. Allein das System des Stillschweigens bewährt sich darin, wie die englischen Gefängnißinspektoren Crawford u. Russell in ihren Jahresberichten anerkennen, eben so schlecht, als in allen anderen Gefängnissen, in welchen es bisher in Anwendung gebracht wurde. Die Zahl der zur Aufrechthaltung des Systemes erforderlichen Disziplinarstrafen ist, wie schon oben erwähnt ward, außerordentlich groß; täglich verfallen 6 bis 7 Prozent der Gesammtbevölkerung einer Disziplinarstrafe. Das Personale, welches zur Durchführung der Vorschrift des Stillschweigens unentbehrlich ist, ist höchst zahlreich, die ganze Administration überaus kostspielig und das Endergebniß ist das eigene Geständniß des vortrefflichen und einsichtsvollen Direktors der Anstalt, daß alle seine Mittel unzureichend seien, eine genaue Beobachtung des Stillschweigens unter den Gefangenen zu erzielen.

Bei der Behandlung der Gesundheitsfrage in Beziehung auf das pennsylvanische System ist der Mangel einer lichtvollen, dem Zwecke entsprechend geordneten Darstellung besonders fühlbar. Überdies kann der Verf. dabei von einer starken Parteilichkeit gegen das Vereinzelungssystem nicht freigesprochen werden, und man kann ihm auch den gegründeten Vorwurf machen, daß er, welcher, wie er in der Einleitung ausdrücklich erklärt, die Beobachtung der neueren Gefängnißsysteme in ihren Wirkungen zum Hauptgegenstande seiner Studien gemacht, mit zu wenig Gründlichkeit beobachtet habe und nur sehr wenige, auf eigener Forschung beruhende Angaben mache. In Beziehung auf die körperliche Gesundheit der Gefangenen in der Anstalt zu Philadelphia, dem wichtigsten unter allen nach dem pennsylvanischen Systeme geleiteten Gefängnisse, theilt Professor Tellkampf nur die, in den Jahresberichten der Inspektoren dieses Strafhauses enthaltenen Angaben mit. Das Ergebniß der Erfahrung in dieser Hinsicht ist, daß das Vereinzelungssystem der körperlichen Gesundheit der Gefangenen durchaus nicht nachtheilig war. Im Durchschnitte der zehn J. 1833—1842 betrug die Sterblichkeit unter den Sträflingen des Eastern Penitentiary zu Philadelphia jährlich $3._{96}$ Prozent der mittleren täglichen Bevölkerung, und wenn man, wie dies bei der Verschiedenheit der Verhältnisse zu einer richtigen Beurtheilung der Größe der Mortalität unumgänglich nothwendig ist, die Sterblichkeit unter den weißen und unter den farbigen Sträflingen dieser Anstalt abgesondert betrachtet, so findet man, daß die Sterblichkeit unter den Weißen in dem erwähnten zehnjährigen Zeitraume jährlich $1._{96}$, unter den Negern hingegen 7 Prozent betrug. Während die Neger nur 40 Prozent der Gesammtbevölkerung der Anstalt bilden, machen die Todesfälle unter denselben 70 Pz. aller Todesfälle aus. Die Sterblichkeit unter ihnen ist $3._{6}$mal so groß, als unter den weißen Gefangenen. Vergleicht man nun die Sterblichkeit unter den weißen Sträflingen mit der Mortalität der freien weißen Bevölkerung zu Philadelphia, so zeigt sich *), daß, während erstere jährlich nur $1._{96}$ Pz. betrug, die letztere sich auf $2._{4}$ Pz. belief, daß also der Gesundheitszustand unter den weißen Gefangenen zu Philadelphia sogar besser als unter der freien weißen Bevölkerung daselbst war. Nur unter den farbigen Sträflingen war die Mortalität bedeutend größer als unter den freien Negern, indem sie unter den ersteren 7 Pz., unter den letzteren aber nur $4._{75}$ Pz. betrug; allein dies erklärt sich sehr leicht, wenn man die Verhältnisse jener unglücklichen Negerbevölkerung in das Auge faßt, welche dem Strafhause anheimfällt. Die Neger leiden vermöge ihrer für ein heißes Klima geschaffenen Konstitution durch das feuchte und kalte Klima von Pennsylvanien vorzüglich an Lungensucht und Skrofeln; auch ist dem Neger der Mangel an Bewegung im Gefängnisse und die Entziehung des Genusses der freien Luft und der Sonnenwärme weit schädlicher als den weißen Gefangenen. Überdies ist die Negerbevölkerung in Pennsylvanien überhaupt in einem schlechten Gesundheitszustande, denn dieses Land ist der Zufluchtsort der unzufriedenen, werthlosen und ihren Herren entlaufenen Negersklaven aus den benachbarten Sklavenstaaten, und diejenigen Farbigen, welche in das Gefängniß zu Philadelphia kommen, bilden den Auswurf dieser ohnehin ärmlichen, im größten Schmutze und Elende lebenden und zahlreichen gesundheitswidrigen Gewohnheiten hingegebenen Volksklasse. Man kann daher mit Bestimmtheit behaupten, daß die Einzelhaft der körperlichen Gesundheit der Gefangenen keinen Nachtheil brachte, eine Thatsache, welche auch in den europäischen Anstalten, in denen man sie anwendete, volle Bestätigung erhalten hat.

In Betreff der geistigen Gesundheit der Gefangenen unter dem Vereinzelungssysteme trifft den Professor Tellkampf ganz besonders der Vorwurf, daß er fast nichts Neues über die in dieser Hinsicht in den amerikanischen Gefängnissen gemachten Erfahrungen mittheilt. Er hätte sich hierin ein großes Verdienst erwerben können, wenn er zur Aufklärung der, vielfach unsicheren und zum Theile sogar unverständlichen Berichte des Gefängnißarztes zu Philadelphia, nähere Thatsachen, insbesondere Schilderungen des Zustandes der von diesem Arzte für geisteskrank erklärten Sträflinge mitgetheilt hätte. Gerade der Umstand, daß in den Jahren 1838 bis 1841 eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Geisteskrankheiten in den Berichten erwähnt wird, und die außerordentliche Undeutlichkeit des Ausdruckes **dementia acuta**, womit sie sehr häufig bezeichnet werden, hätte den Professor Tellkampf zu einer genauen und sorgfältigen Untersuchung des Zustandes der von Dr. Darrach als geisteskrank behandelten Gefangenen auffordern sollen. Leider ist aber weder in der Schrift des Professors Tellkampf, noch in den im Anhange dazu mitgetheilten Bemerkungen seines Bruders, des Arztes Dr. Theodor Tellkampf, irgend etwas zur Beleuchtung der eigentlichen Beschaffenheit der von Dr. Darrach in seinen Berichten angeführten Geisteskrankheiten mitgetheilt. Diese Vernachlässigung einer so überaus wichtigen Untersuchung benimmt der Schrift des Prof. Tellkampf einen großen Theil ihres Werthes, indem man fast unausweichlich auf die Vermuthung hingeführt wird, daß er dem Gefängnißwesen in Nordamerika nicht jene fortgesetzte, mehrjährige Beobachtung widmete, von welcher er in der Einleitung spricht. Ja, man wird sogar zu einigem Zweifel an der eigentlichen Ansicht des Verfassers hingeführt, wenn man beachtet, daß zwischen dem Inhalte dieser Schrift, und den von ihm in die Jahrbücher der Gefängnißkunde (Band II.) gelieferten Mittheilungen, nicht unbedeutende Abweichungen Statt finden, welche kaum in der fortgesetzten Beobachtung eine genügende Erklärung finden können. Geradezu tadelnswerth ist

*) S. den Brief von Dr. Coates in den Jahrbüchern der Gefängnißkunde und Besserungsanstalten IV. Band S. 1. und ff.

es, wenn Professor Tellkampf Seite 190 seiner Schrift über die Geisteskrankheiten in dem Milbank Penitentiary in London nur den aus den Berichten der Gefängnißgesellschaft zu Boston entlehnten Brief des Dr. Hawkins anführt, welcher das Vorkommen einiger Fälle von Geistesstörung ohne Weiteres dem pennsylvanischen Systeme zur Last legt, während Prof. Tellkampf aus den Berichten der beiden ehrwürdigen Gefängnißinspektoren Crawford und Russell die vollste Belehrung über die gänzliche Ungeeignetheit jenes Gefängnisses zur Anwendung der Einzelhaft hätte schöpfen und sich überzeugen können, wie oberflächlich das Urtheil des Dr. Hawkins ist.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle in eine ausführliche Erörterung der bisher bekannt gewordenen Thatsachen über den Einfluß einer mehrjährigen vereinzelten Anhaltung auf den Geistes- und Gemüthszustand der Gefangenen einzugehen. Ich erlaube mir daher hier nur die wichtigsten Ergebnisse einer sorgfältigen Kritik dieser Erfahrungen kurz zusammenzustellen. *) Vor Allem muß hier erwähnt werden, daß in den Berichten des Gefängnißarztes Dr. Darrach zu Philadelphia viele Fälle von Geistesstörung aufgeführt werden, welche unter Berücksichtigung der, von ihm selbst angegebenen Dauer der Krankheit von nur wenigen Tagen, durchaus nicht als eigentliche Geisteskrankheiten betrachtet werden können, sondern nur als vorübergehende, momentane Ueberreizungen oder Depressionen des Nervensystemes, wie sie die Einzelhaft nach Beschaffenheit der Gemüther in der ersten Zeit der Anhaltung leicht hervorbringen kann, zu betrachten sind. Selbst nach Ausscheidung dieser ziemlich zahlreichen Fälle muß noch berücksichtigt werden, daß die Art und Weise, wie die Einzelhaft in der Anstalt zu Philadelphia in Anwendung gebracht wurde, in vielen Beziehungen noch sehr mangelhaft ist, damit nicht etwa die Folgen einer unzweckmäßigen Ausführung des Vereinzelungssystemes dem Systeme selbst zur Last gelegt werden. In dem Eastern Penitentiary zu Philadelphia leidet die Bauart an zwei höchst wichtigen und für die körperliche und geistige Gesundheit der Gefangenen überaus schädlichen Gebrechen, nämlich an einer sehr unvollkommenen Ventilation der Zellen und an dem Mangel einer hinreichenden Anzahl und zweckmäßigen Anlage von Spazierhöfen. In Beziehung auf die Disziplin fehlte man besonders dadurch, daß man die Einzelhaft einer vollständigen Einsamkeit nahe brachte und dadurch die Gemüther der Gefangenen öfters zerrüttete, während man sie zu bessern glaubte. So ließ man die Gefangenen im Beginne ihrer Strafzeit zu lange (4—6 Wochen lang) ohne alle Arbeit; man verhängte zu strenge Disziplinarstrafen, man sorgte zu wenig für häufige Besuche bei den Gefangenen und für hinreichenden Unterricht derselben; man nahm bei der Wahl der Beschäftigungsarten auf die Individualität der Gefangenen zu wenig Rücksicht u. dgl. Man darf ferner die besonderen Verhältnisse dieser Anstalt und ihrer Bevölkerung nicht unbeachtet lassen, insofern auch diese zur Vermehrung der Zahl der Geistesstörungen beitrugen. Hierher gehört vor Allem der Umstand, daß bei dem Mangel eines Staats-Irrenhauses in Pennsylvanien und in Folge der schlechten gerichtsärztlichen Einrichtungen dieses Staates, nicht selten Irrsinnige in das Strafhaus zu Philadelphia abgegeben wurden. Vorzüglich aber muß die Größe der Negerbevölkerung dieser Anstalt ins Auge gefaßt werden, weil die Neger im Gefängnisse Krankheiten und einer Herabstimmung des Nervensystemes sehr unterworfen sind, sich in der Einsamkeit geschlechtlicher Ausschweifungen (der Onanie) in hohem Grade schuldig machen und in der Regel wegen ihres gänzlichen Mangels an Bildung und Arbeitsfähigkeit auch aller Erleichterungsmittel der Einsamkeit entbehren. Man darf sich also nicht wundern, wenn unter ihnen Geistesstörungen weit häufiger als unter den weißen Gefangenen vorkommen. Uebrigens sind bis in die neueste Zeit in Philadelphia wiederholt Fälle von Sträflingen vorgekommen, welche nach einer acht- bis zehnjährigen Einzelhaft vollkommen gesund waren. Aus allen diesen Thatsachen scheint wenigstens der Schluß mit Sicherheit gezogen werden zu können, daß die in der Strafanstalt zu Philadelphia vorgekommenen Fälle von Geistesstörung wegen der unzuverlässigen Angaben über deren eigentliche Natur und wegen der vielen äußeren, von dem Vereinzelungssysteme ganz unabhängigen Umstände u. Verhältnisse, wodurch die Existenz derselben genügend erklärt werden kann, nicht als nothwendige Folgen dieses Systemes angesehen und somit nicht als Beweise gegen dasselbe gebraucht werden können. Eben dies gilt auch von den in den Gefängnissen der Staaten Neu-Jersey und Rhode-Island zu Trenton und Providence vorgekommenen Geistesstörungen.

Die Erfahrungen, welche man bisher in den Besserungsgefängnissen Nordamerika's machte, sind somit zur Entscheidung der Frage über die Folgen einer mehrjährigen Einzelhaft in Beziehung auf die geistige Gesundheit der Sträflinge unzureichend. Da in Europa über den Einfluß einer lang dauernden Einzelhaft gar keine genügenden Thatsachen vorliegen, so muß man daher noch immer die Frage über den Einfluß einer mehrjährigen vereinzelten Anhaltung auf den Gemüthszustand der Gefangenen als im Stadium des Versuches befindlich ansehen. Dies darf jedoch, wo immer neue Anstalten zu errichten sind, von der Einführung des Vereinzelungssystemes nicht abschrecken, weil dasselbe nicht nur in moralischer Hinsicht vor jedem anderen Gefängnißsysteme überwiegende Vorzüge besitzt, sondern auch alle bisherigen Erfahrungen nicht zureichen, eine Gefahr für die Gesundheit des Geistes der Gefangenen bei längerer Dauer der Anhaltung als nothwendige Folge derselben nachzuweisen. Alle Umstände scheinen darauf hinzudeuten, daß eine versuchsweise Anwendung der Einzelhaft bis auf eine Dauer von fünf Jahren vollkommen gerechtfertigt wäre.

Zum Schlusse dürfte es nicht überflüssig sein, diejenigen, welche eine ausführliche Schilderung der Fortschritte des Gefängnißwesens in anderen, als ihren Heimatsländern zu lesen wünschen, auf die beiden Journale aufmerksam zu machen, welche ausschließlich diesem Gegenstande gewidmet sind.

Die »Jahrbücher der Gefängnißkunde und Besserungsanstalten« von Julius, Nöllner und Varrentrapp erscheinen bereits seit 1842 und die Namen der Herausgeber derselben haben einen so guten Klang, daß man nur Vortreffliches von ihrem Zusammenwirken erwarten konnte. In den bisher erschienenen vier Bänden liegt auch schon ein reichliches Materiale für Jeden vor, der an den Fortschritten der Gefängnißreform ein Interesse nimmt. Der Raum

*) In meiner Schrift: Die neuesten Fortschritte des Gefängnißwesens in Frankreich, England, Schottland, Belgien und der Schweiz habe ich Seite 304 bis 337 und Seite 243 bis 266 die Frage über die Gesundheitsfolgen der Einzelhaft ausführlich behandelt.

gestatiet hier nur die vorzüglichsten Aufsätze zu berühren. Dahin gehören vor Allem die in dem 1. Bande Seite 29—72 enthaltenen »Mittheilungen über den gegenwärtigen Zustand des brittischen Gefängnißwesens« von Dr. Julius, worin dieser anerkannte Meister in Folge einer im Auftrage des Königs von Preußen im Sommer 1841 unternommenen Reise nach England, Schottland und Irland in gedrungener, lichtvoller Darstellung ein Bild der von ihm an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen entwirft. Die von Dr. Varrentrapp gelieferten Schilderungen der Strafanstalten zu Lausanne (Band I. Seite 80—129) und zu Genf (Band II. Seite 47—127) sind ungeachtet einiger vielleicht zu scharfen Urtheile unbedingt den besten Leistungen, welche wir in diesem Fache besitzen, beizuzählen. Es sind nicht bloße Darstellungen des Bestehenden (und selbst als solche verdienen sie ihrer Vollständigkeit und Klarheit wegen alles Lob), sondern sie enthalten zugleich eine sehr genaue Kritik der Einrichtung beider Anstalten und der über die Wirksamkeit derselben gemachten Erfahrungen. Die von dem bekannten belgischen Gefängnißinspektor Eduard **Ducpétiaux** gelieferte Schilderung der ländlichen Ansiedlung für jugendliche Missethäter zu Mettray bei Tours, dieser herrlichen Schöpfung der edlen Menschenfreunde **Bretignères** und **Demetz** (Band III. Seite 1—51), so wie die von dem Professor C. N. David in Kopenhagen mitgetheilte ausführliche Beschreibung der Anstalt **la Roquette** in Paris für jugendliche Verbrecher (Band III. Seite 187—231) schließen sich den Varrentrapp'schen Arbeiten würdig an und man muß den Herausgebern der Jahrbücher dafür Dank wissen, daß sie damit eine vollständige Zusammenstellung der wichtigsten Grundsätze und Erfahrungen in Beziehung auf die Behandlung jugendlicher Sträflinge geliefert haben. Außerdem ist dieses Journal besonders reich an Mittheilungen über Kriminal- und Gefängnißstatistik sowohl Deutschlands, als auch anderer Länder, vorzüglich Frankreichs, Englands und Schwedens. Eben so schenken die Herausgeber der Wirksamkeit der verschiedenen Vereine zum Schutze und zur Besserung entlassener Sträflinge die größte Aufmerksamkeit und berichten über die Ergebnisse derselben. In dem vierten Bande verdient die Übersetzung des von Alexis von Tocqueville verfaßten vortrefflichen Berichtes der Kommission der französischen Deputirtenkammer über den am 17. April 1843 derselben vorgelegten Gesetzentwurf in Betreff der Gefängnisse (Seite 227—310) den Dank aller Freunde dieses Faches, indem es überaus wünschenswerth war, diesem wichtigen Aktenstücke auf solche Art auch in Deutschland eine möglichst allgemeine Verbreitung zu verschaffen. Da den Herausgebern dieser Jahrbücher nicht nur das reichste Materiale zu Gebote steht, sondern ihre bisherigen ausgezeichneten Leistungen sie auch mit der zu einer sorgfältigen Kritik erforderlichen Erfahrung ausgerüstet haben, so kann man der Fortsetzung dieser Zeitschrift nur mit Vergnügen entgegensehen.

Die von dem bekannten französischen Gefängnißinspektor **Moreau-Christophe** herausgegebene **Revue pénitentiaire** besteht erst seit dem Monate Oktober 1843, und es sind bisher vier Vierteljahrshefte, welche den ersten Band bilden, erschienen. In der ersten und zweiten Lieferung ist nebst einer geschichtlichen Darstellung der allmäligen Entwicklung des Gefängnißwesens in Frankreich von den älteren Zeiten bis auf die Gegenwart (Seite 23—39 und 165—217) auch eine vollständige Uebersicht der in der neuesten Zeit über die Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich gepflogenen Verhandlungen mitgetheilt. Das erste Heft enthält den im Jahre 1840 der Deputirtenkammer vorgelegten Gesetzentwurf über das Gefängnißwesen und den von **Tocqueville** darüber erstatteten Bericht (Seite 81—154) und die 2. Lief. eben so den im April 1843 derselben Kammer unterbreiteten zweiten Gesetzentwurf über die Gefängnisse und den abermals von **Tocqueville** darüber erstatteten Bericht (Seite 218—278). Der Leser ist dadurch in den Stand gesetzt, sich von dem gegenwärtigen Zustande des Gefängnißwesens, und insbesondere der Strafanstalten in Frankreich ein klares Bild zu machen. Das dritte Heft (Seite 325—578) ist einer einzigen Abhandlung des Herausgebers unter dem Titel: »Vertheidigung des Gesetzentwurfes über die Gefängnisse gegen seine Gegner« gewidmet. **Moreau-Christophe** sucht darin das Vereinzelungssystem gegen alle Angriffe seiner Gegner, insbesondere gegen die von dem französischen Generalinspektor der Gefängnisse **Charles Lucas** dagegen erhobenen Einwendungen so viel als möglich zu vertheidigen. Es kann nicht geläugnet werden, daß dieser Aufsatz zu den besseren Zusammenstellungen der bis in die neueste Zeit in Beziehung auf die Wirksamkeit der Einzelhaft gemachten Erfahrungen gehört. Allein die Heftigkeit, womit **Moreau-Christophe** den Gegnern des Regierungsentwurfes entgegentritt, insbesondere die persönlichen Anspielungen, deren er sich zur Bekämpfung seines Amtsgenossen **Charles Lucas** bedient, bewirken nicht selten, daß diese Schrift unangenehm zu lesen ist und daß man sich fast unwillkürlich zu einer sorgfältigeren Prüfung der von ihm angeführten Thatsachen aufgefordert fühlt. Das vierte Heft endlich enthält in einem Anhange (Seite 7—119) einen Abdruck jener Übersetzung von Auszügen aus den Jahresberichten über den Zustand der wichtigsten amerikanischen Strafanstalt, des Eastern Penitentiary, welche **Moreau-Christophe** im Auftrage des französischen Ministers des Innern anfertigen mußte, um den Mitgliedern der Deputirtenkammer zur Grundlage ihres Urtheiles über die Erfolge des Vereinzelungssystemes in Philadelphia zu dienen. Die folgenden Lieferungen sollen die Verhandlungen der Deputirtenkammer über den Gesetzentwurf von 1843 vollständig enthalten. Man muß daher anerkennen, daß diese **Revue pénitentiaire** für denjenigen, der sich über das Gefängnißwesen nicht blos Frankreichs, sondern überhaupt zu belehren wünscht, sehr nützlich und lehrreich ist, so daß man ihr mit vollem Rechte ein fortgesetztes, dauerndes Gedeihen wünschen kann.

Dr. Josef v. Würth.

Der Verein für siebenbürgische Landeskunde.

(Fortsetzung.)

Am 8. und 9. Juni 1843 wurde in Kronstadt die zweite Generalversammlung des Vereins unter dem Vorsitze des dortigen Polizeidirektors Hrn. Josef Trauselz abgehalten, da der Hr. Vereinsvorsteher durch Krankheit verhindert war, bei derselben zu erscheinen. Bei derselben traten abermals 242 neue Mitglieder dem Vereine bei.

Aus den Verhandlungen und Beschlüssen dieser Versammlung erwähnen wir Folgendes:

Es wurde beschlossen, dem Vereine zur Beförderung seiner Zwecke auch korrespondirende Mitglieder außer den Grenzen Siebenbürgens beizugesellen, zu diesem Endzwecke mehre verdiente Männer in Vorschlag gebracht und der Direktion die Ausfertigung der Einladungsschreiben übertragen.

Das erste Heft des Vereinsarchives, dessen Druck die Closius'sche Buchdruckerei in Hermannstadt unentgeltlich besorgt hatte, wurde der Versammlung zur Einsicht vorgelegt.

Die der Versammlung vorgelegte Vereinsrechnung wies einen Kassarest von 374 fl. 12 kr. K. M. aus.

Auf den Vorschlag eines Vereinsmitgliedes wurde beschlossen, durch den Hrn. Pfarrer Akner in Hammersdorf aus den Doubletten seiner geognostisch-mineralogischen Sammlung kleine geognostische Sammlungen, mit besonderer Rücksicht auf Siebenbürgen, für die fünf Gymnasien A. K. in Hermannstadt, Schäßburg, Kronstadt, Bistriz und Mediasch auf Kosten des Vereins zusammen stellen zu lassen.

Ferner wurde beschlossen, die noch im Manuskripte vorhandenen Ausarbeitungen des (seither verstorbenen) Med. Dr. Baumgarten in Schäßburg zu seiner **flora transsilvanica** als vierten Theil dieses Werkes ebenfalls auf Kosten des Vereins drucken zu lassen.

Die Aufforderungen des Vereins zur Einsendung von Ausarbeitungen für die Vereinszeitschrift und Abhaltung von Vorträgen in der Generalversammlung selbst waren nicht fruchtlos geblieben.

Die abgehaltenen Vorträge waren folgende:

Das Echo am Königstein, von dem Vereinsmitgliede Hrn. Anton Kurz in Kronstadt (abgedr. im 2. Hefte des Vereins-Archives).

Vorschlag zur Anschaffung übereinstimmender Höhenmeßbarometer, von dem V. M. Hrn. Michael Schuster aus Schäßburg.

Höhenlage einiger Städte und Berge Siebenbürgens, von dem V. M. Hrn. Anton Kurz aus Kronstadt (abg. im 2. H. des Vereins-Archives).

Da das Materiale zu diesem Vortrage größtentheils aus Mittheilungen des k. k. Majors im General-Quartiermeisterstabe, Freiherrn Gorizutti bestand, deren Fortsetzung zum Besten des Vereins derselbe zugesichert hat, so wurde beschlossen, dafür an denselben im Namen des Vereins ein Danksagungsschreiben zu erlassen.

Über den Namen der Siebenbürger Sachsen, von dem V. M. Hr. G. D. Teutsch aus Schäßburg (abg. im 2. H. des Vereins-Archives).

Die Abhaltung mehrer Vorträge unterblieb aus Mangel der Zeit.

Die sämmtlichen Ausarbeitungen und sonstigen Beiträge zu den Zwecken des Vereins wurden dem Ausschusse übergeben, um von denselben den statutenmäßigen Gebrauch zu machen.

Zum künftigjährigen Versammlungsorte wurde Hermannstadt bestimmt, wo denn auch die bereits beigetretenen Mitglieder in bedeutender Anzahl zur festgesetzten Zeitfrist sich versammelten, der Verein abermals durch 147 neu beigetretene Mitglieder verstärkt wurde und seine öffentlichen, von einer großen Anzahl Zuhörer besuchten Sitzungen am 30., 31. Mai und 1. Juni v. J. unter dem Präsidium des Hrn. Vereinsvorstehers selbst abhielt, der dieselben mit einer angemessenen, die Zwecke und Wirkungen des Vereins darlegende Rede eröffnete.

Die Verhandlungen begannen mit dem Berichte über die Geschäftsführung des Vereinsausschusses seit der vorjährigen Generalversammlung. Folgende sind die Hauptpunkte derselben: Die meisten der Herren, welche die vorjährige Generalversammlung zu korrespondirende Mitglieder des Vereins ernannt hatte, haben diese Ernennung angenommen, und ihre Bereitwilligkeit zur Mitwirkung für den Vereinszweck erklärt.

Das zweite, von dem Eigenthümer der Hochmeisterischen Buchdruckerei, Theodor Steinhauser, unentgeldlich gedruckte Heft des Vereins-Archives wurde der Versammlung vorgelegt. Bis zur nächsten Generalversammlung werden wahrscheinlich noch wenigstens zwei Hefte erscheinen, da sich das diesfällige Material durch die, für das Archiv in der neuesten Zeit eingelangten Aufsätze beträchtlich vermehrt hat.

Die dem Vereinsausschusse übertragene Verhandlung wegen Fortsetzung der Flora Siebenbürgens von Dr. Baumgarten, hat zu dem gewünschten Ziele geführt. Die Familie des Verf. hat das von demselben vollständig verfaßte Manuskript, welches die erste und zweite Sektion der kryptogamischen Gewächse enthält, eingesandt, mit dem Anerbieten, dasselbe dem Vereine gegen unentgeldliche Ablieferung einiger Abdrücke, zur Ergänzung der in ihrem Besitze befindlichen Exemplare der früheren Bände, zu überlassen. Zugleich erbot sich der Professor Michael Fuß am Gymnasium A. K. in Hermannstadt zur Ausarbeitung der nöthigen Indizes und Nachträge. Die Generalversammlung nahm diese Anträge mit Dank an, und überließ es dem Ausschusse, die nöthigen Einleitungen zu treffen, damit der Druck des Werkes ehebaldigst begonnen werde.

Zur Lösung der 1842 von der Generalversammlung aufgestellten Preisaufgaben waren zwei Ausarbeitungen eingelangt. Die erste enthält ein vollständiges System der siebenbürgischen Mineralogie, und da selbe dem Zwecke der Preisfrage entspricht, so wurde sie dem Ausschusse zur Prüfung übergeben. Für die historische Preisaufgabe wurde der Einsendungstermin der Ausarbeitungen noch bis zum 1. Mai 1845 verlängert, da die einzige zur Lösung derselben eingesendete Ausarbeitung nur noch theilweise eingelangt war.

Der Schäßburger erwählte Bürgermeister Karl v. Sternheim, hat dem Vereine die von seinem sel. Großvater, Martin Gottlieb von Sternheim verfaßte handschriftliche Geschichte Siebenbürgens zur Verfügung eingeschickt. Die Generalversammlung sprach ihren Dank für den Geber aus.

Die Verhandlung traf zunächst die Ausstellung neuer Preisaufgaben. Wie in den frühern, so sprach sich auch in dieser Generalversammlung vielseitig und lebhaft der Wunsch aus, daß es der Verein als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachten möge, die geschichtlichen Studien des Vaterlandes durch die Sammlung und Herausgabe eines den Forderungen der Wissenschaft genügenden siebenbürgischen **Codex diplomaticus** zu unterstützen. Eben so einstimmig wurden jedoch die Schwierigkeiten und der weite Umfang dieser Aufgabe anerkannt, und die Generalversammlung beschloß daher, vor der Hand blos die nöthigen Vorarbeiten zur sichern Erreichung die-

ses allerdings sehr wünschenswerthen Zieles zu beginnen. In dieser Absicht setzte sie, als erste diesjährige Preisaufgabe, drei Preise von 60, 50 und 40 Gulden in Silbermünze für die besten Ausarbeitungen genauer Register der bereits vollständig, aber theilweise abgedruckten, auf Siebenbürgen bezüglichen Urkunden bis zum Erlöschen des Arpadischen Mannsstammes, aus, und trug zugleich dem Ausschusse auf, durch geeignete Individuen diplomatisch genaue Abschriften der, in den ihnen zugänglichen Archiven enthaltenen Urkunden aus der genannten Periode, auf Kosten des Vereins verfertigen zu lassen. Mit dem lebhaftesten Vergnügen und dem verbindlichsten Danke wurde die von einem Vereinsmitgliede gegebene Erklärung vernommen, daß der gelehrte und um die siebenbürgische Geschichte hochverdiente Graf Josef Kemény dem Vereine die Kopirung seiner Urkundensammlung gestatten wolle, und der Ausschuß wurde bevollmächtigt, aus dieser überaus reichen diplomatischen Sammlung vorzüglich diejenigen Urkunden abschreiben zu lassen, deren Originale dem Vereine schwer oder gar nicht zugänglich sind.

Die Bestimmung des Gegenstandes der zweiten Preisfrage wurde auf die nächste Sitzung verschoben und man ging zur Prüfung des, von mehren Mitgliedern gemachten Vorschlages über, den Verein nach den verschiedenen Zweigen der Vaterlandskunde in Sektionen einzutheilen. Nach ausführlichen und interessanten Debatten vereinigte man sich dahin, daß eine strenge und durchgängige Scheidung der sämmtlichen Vereinsmitglieder in wissenschaftliche Sektionen auf den Verein aus dem Grunde nicht anwendbar ist, weil derselbe kein Gelehrtenverein sei; dagegen aber sei es in mehren Ansichten sehr wünschenswerth, daß diejenigen Vereinsmitglieder, welche sich in der Lage befinden, die Vereinszwecke durch wissenschaftliche Thätigkeit zu fördern, sich darüber erklärten, welchem Gebiete der Vaterlandskunde sie ihre Thätigkeit vorzugsweise zu widmen geneigt seien. Diesem Wunsche zu genügen, wurde an die Vereinsmitglieder die Bitte gestellt, sich bis zur nächsten Sitzung für eines der drei, im Ausschusse bereits bestehenden, Hauptfächer, nämlich: die Alterthumswissenschaft und Geschichte, die Naturkunde, dann die Geografie und Statistik, einzuzeichnen.

Der Antrag, den Vereinsausschuß zur Beschleunigung der sich immer mehr häufenden Geschäfte zu erweitern, fand allgemeinen Anklang; eine Vergrößerung desselben, durch je vier Ersatzmänner für jedes der oben genannten drei Hauptfächer der Vaterlandskunde wurde beschlossen, und die Wahl derselben angeordnet.

Die zweite Sitzung der General-Versammlung am 31. Mai begann mit der Bestimmung des Gegenstandes der zweiten Preisfrage. Es wurde für die beiden besten Monografien eines siebenbürgischen Komitats-Stuhles oder Distrikts ein Preis von 60 fl. und ein Akzessit von 40 fl. in K. M. festgesetzt.

Mehre von Vereinsmitgliedern gemachte Anträge wurden in dieser Sitzung verhandelt.

Auf den Vorschlag, den Titel und die äußere Ausstattung der Vereinszeitschrift zu ändern, wurde bemerkt, daß eine solche Änderung, so lange wenigstens als diese Zeitschrift noch Fortsetzungen der in dem Schullerschen Archive begonnenen Aufsätze enthalte, nur störend sein würde. Übrigens schien der gewählte Titel nicht unpassend und in Bezug auf die äußere Ausstattung liege es wohl in dem Interesse des Vereins, welcher die Vaterlandskunde in möglichst weite Kreise verbreiten wolle, den Preis der Zeitschrift nicht durch kostspieligen Luxus zu steigern.

Der Antrag, die Thätigkeit des Vereins nach Kräften zu fördern, fand allgemeinen Beifall. Es wurde beschlossen, daß künftighin alle Vorschläge und Anträge, welche die Direktion und der Ausschuß der Generalversammlung zu machen gesonnen sind, zur vorläufigen und reifen Prüfung durch die Vereinsmitglieder, einige Zeit vor Abhaltung derselben durch die vaterländischen deutschen Zeitungen bekannt gemacht werden sollen, und von mehren Seiten der Wunsch geäußert, daß aus dem nämlichen Grunde auch die übrigen Vereinsmitglieder sich derselben Organe bedienen möchten, um ihre Wünsche und Anträge noch vor der Generalversammlung zur Kenntniß des Vereins zu bringen.

Die Zweckmäßigkeit des Verlangens einiger Vereinsmitglieder, daß das Protokoll über die Verhandlungen jeder Generalversammlung am Schlusse derselben vorgelesen werde, wurde im Allgemeinen nicht geläugnet, zugleich aber auch anerkannt, daß die ausführliche Abfassung des Protokolls während der Versammlung bei der auf wenige Tage beschränkten Dauer derselben dem Vereinsdirektor um so minder möglich sei, als derselbe gerade während dieser Zeit, abgesehen von seinen anderweitigen Geschäften, durch den Verein selbst zu sehr in Anspruch genommen werde.

Die geprüfte und richtig befundene Vereinsrechnung für das Jahr 1843 wurde der Versammlung vorgelegt und zeigte ein erfreuliches und fortschreitendes Wachsen des Vereinsvermögens. Dasselbe beträgt an disponiblem Vermögen 1061 fl. 42 kr. in Silbermünze, ohne den bereits auf 355 fl. K. M. gestiegenen Reservefond.

Auf diese Verhandlungen folgte die Vorlesung folgender Ausarbeitungen:

1) Skizze einer geognostisch-geologischen Beschreibung Siebenbürgens von Michael Akner, Pfarrer in Hammersdorf.

2) Walachische Gedichte, ins Deutsche übersetzt, nebst einer Einleitung über die Poesie der Walachen. Von Samuel Mökesch, Professor am Gymnasium A. K. in Hermannstadt.

3) Zuschrift des k. siebenbürgischen Oberwaldmeisters Gabriel von Blogoevitz. — Das darin enthaltene Anerbieten des Verfassers, dem Vereine die Benützung seiner forstwissenschaftlichen Elaborate gestatten zu wollen, wurde mit lebhaftem Danke angenommen.

4) Über das Verhältniß der siebenbürgisch-sächsischen Sprache zu den niedersächsischen und niederrheinischen Dialekten. Von Friedrich Marenburg, Konrektor in Mullenbach.

5) Proben einer Geschichte von Hermannstadt. Von J. G. Schaser, Pfarrer in Thalheim.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidt. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 18. Jäuner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 8.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1168 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung

Inhalt: Die neuböhmische Literatur. — Mailänder Kunstausstellung. (Fortsetzung.) — Personalnachrichten.

Die neuböhmische Literatur.

1.

Wissenschaftliche Bestrebungen.

Nicht ganz mit Unrecht traf die Čechen neuester Zeit von mehren Seiten der Vorwurf, daß in demselben Verhältnisse, als sie den übrigen stammverwandten Slawen in wissenschaftlicher Beziehung voranschreiten, ihre jüngste Poesie hinter derselben zurück zu bleiben scheine. In der That findet sich auch in der neuböhmischen Literatur die Wissenschaft bedeutender repräsentirt als die Belletristik, insofern nämlich die erstere ihren Einfluß auch über den Marken des Böhmerlandes gar bald geltend machen dürfte. Wir meinen hier die Resultate jener Forschungen, welche sich auf slawische Sprachenkunde, slawische Geschichte, auf slawische Literatur und Völkerleben beziehen, und über welche im übrigen Europa noch ein Dunkel herrscht, das dem Jahrhunderte des Lichtes weder zur Ehre gereicht, noch durch die Irrthümer auswärtiger Touristen, Pamfletisten und Publizisten gehoben wird.

Die neuböhmische Literatur erwuchs unter den schwierigsten Kämpfen, aber sie stählte sich zugleich in ihnen, und ihre Vertreter stehen nun da, eine Falanx, welche sich weder hinwegläugnen, noch durchbrechen läßt. Sie sahen wohl ein, daß ihr Beginnen ein ernstes Wagniß sei, und bedeutungsvoll für kommende Jahrhunderte, somit männlicher Muth und Ausdauer dabei unentbehrlich; auch begriffen sie, daß ein so ernstes Werk sich nur durch tiefernstes Streben vollbringen lasse. Sie wußten was sie wollten, und darum gelang ihnen der kühne Wurf.

Es galt, eine schöne, kräftige Sprache aus ihrer Versunkenheit zu erheben, und durch dieses nächste und wirksamste Mittel auf die Kultur von Hunderttausenden einzuwirken; es galt die schlummernde Kraft zu wecken, die mit dem böhmischen Nationalsinne verfallen schien, und die geistige Befähigung einer Nation zu beurkunden, deren Werke die Muse der Geschichte mit blühenden Lorbern umwunden, es galt der Wissenschaft und der Poesie ein neues Feld zu erobern, und endlich galt es auch die Ehre einer Nation, welche man für unfähig hielt, ohne Einimpfung auswärtiger Elemente, sich aus dem Wesen ihres nationellen Bewußtseins zu entwickeln. Die Sprache ist das Fundament, ja die absolute Bedingung einer Nationalität; wer die nationale Sprache pflog, trieb nicht das vage Spiel eines Separatpatriotismus, sondern er huldigte jenem Gedanken, der sich in dieser Sprache zumeist charakteristisch ausbildete, und durch sie am unmittelbarsten hervortrat. Die böhmischen Gelehrten, welche mit besorglicher Pietät den Geheimnissen ihrer Nationalsprache nachforschten, und als getreue Priester ihrer Wissenschaft Nichts unterließen, um ihre Stelle würdig auszufüllen, sahen gar bald, daß sie ihre Huldigungen an keine Unwürdige vergeuden, und bewachten die Bundeslade des böhmischen Sprachschatzes mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Selbstaufopferung. Daher kam es auch, daß für die Kultivirung der böhmischen Sprache so viel gethan wurde von čechischen Gelehrten und daß das filologische und etymologische Element in der neuböhmischen Literatur so würdig vertreten ward. Die Böhmen haben keine Schulen, in welchen ihnen die Wissenschaft in der heimischen Sprache geboten würde, kein Wunder also, daß diese selbst unter dem Volke vernachlässigt, und nur durch das rastlose Streben der Etymologen in ihrer Reinheit aufrecht erhalten wurde. Von den Städten ging der Sprachbarbarismus aus und hätte wohl das ganze Idiom mit sich fortgerissen, wenn nicht der gesunde Volkssinn diesem Verderben hemmend entgegen getreten wäre.

Mit **Dobrowsky** fing die böhmische Sprachwissenschaft an. Sie umfaßte das ganze slawische Sprachgebiet und ward zugleich die Grundlage der späteren slawischen Etymologie. Wir erinnern hier an dessen „Lehrgebäude der böhmischen Sprache," seine „Bildsamkeit der slawischen Sprache, an der Bildung der Substantive und Adjektive in der böhmischen Sprache dargestellt," dann seinen „Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen." — Aus **Dobrowsky's** Schule gingen die späteren böhmischen Sprachforscher hervor; so gab **Hanka** seine böhmische Grammatik auf Grundlage des **Dobrowsky**'schen Systemes heraus und später kam **Burian** mit seinem „ausführlichen, theoretisch-praktischen Lehrbuche der böhmischen Sprache," ein für das

Bedürfniß des gegenwärtigen Zustandes der böhmischen Sprache und deren Literatur bearbeitetes Werk, das verdienten Anklang fand. **Negedly's** böhmische Grammatik stand längere Zeit hindurch ziemlich einsam da, um die große Lücke praktischer Benützung auszufüllen, nun sind **Ziak, Konečný** u. a. m. an seine Stelle getreten. Von **Waniek** und **Franta** findet sich eine kurzgefaßte Grammatik der böhmischen Sprache zum Selbstunterrichte vor, deren theoretischer sowohl als praktischer Theil sich als zweckmäßig und wissenschaftlich bewährt. **Franta** enthüllte durch seine „veralteten böhmischen Formen" manches Dunkel altböhmischer Sprach- und Schreibweise, indeß **Jungmann, Palkowič, Winařicky** u. a. m., durch linguistische Debatten und Behellung von etymologischen Streitfragen zur Fortbildung der Sprache selbst Erhebliches geleistet. Grammatikalische Schriften finden sich noch von **Dieweny, Herkel, Jawornicky, Lischka, Sichra, Schisler, Schmit, Tomsa, Ziegler** und **Kisela.** Unvergeßlich bleiben in dieser Beziehung die Verdienste **Tham's** und **Tomsa's** d. ä., die ihr Leben diesem Fache gewidmet.

Seit **Bernolak's** Zeiten, welcher durch seine slowakische Grammatik, sein Wörterbuch und seine Etymologie dahin wirkte, in der ungarischen Slowakei den dort herrschenden Dialekt zur Schriftsprache zu erheben, wurden von Seiten einiger dortigen Slawisten Versuche gemacht, in gleichem Sinne fortzuwirken, die jedoch ziemlich vereinsamt blieben und nur in kleinen Kreisen daselbst Anklang fanden. Niemanden wird es befremden, daß bei so emsigem Streben, auch das orthografische Element neben dem allgemeinen grammatikalischen fleißig kultivirt wurde. Die alte Brüderorthografie, vorerst durch **Dobrowsky** kritisch beleuchtet und als nicht zweckmäßig befunden, wurde bald durch die analogische verdrängt; der Geist des Fortschrittes aber, der auch in diesem Felde sein Recht behaupten wollte, rief in neuester Zeit eine noch naturgemäßere Orthografie hervor, die unter dem Namen „**skladný pravopis**" bekannt, allgemeine Anerkennung findet.

Unter den Schriftstellern, welche die böhmische Rechtschreibung systematisch ausgearbeitet, müssen wir das kleine Büchlein des trefflichen **Hanka** obenanstellen, welches unter dem Titel „**Pravopis český**" bereits die 6. Auflage erlebte und sich einer großen Beliebtheit erfreut. An dieses reihen sich **Čelakowský, Filcyg, Javornický, Pařizek, Schadek** u. a. m. Unter den lexikografischen Bestrebungen stellt sich **Jungmann's** nie genug zu würdigendes Wörterbuch der böhmischen Sprache hoch über die anderen Produkte desselben Faches. Vorgänger fand er an **Dobrowsky**, der ein mangelhaftes deutsch-böhmisches Wörterbuch ausgearbeitet, an **Palkowič**, der ein böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch bearbeitete, mit Beifügung der den Slowaken und Mährern eigenen Ausdrücke und Redensarten. **Hanka** gab eine Sammlung der ältesten lateinisch-böhmischen Wörterbücher heraus, **Chmela** ein lateinisch-böhmisch-deutsches Wörterbuch, nach Schellers etymologischer Grundlage. Auch **Tham** gab ein ausführliches böhmisch-deutsches und deutsch-böhmisches Lexikon heraus, an welches sich **Tomsa's** fraseologisches Wörterbuch anreihte. Daß in Bezug auf fremde Sprachen von den Böhmen nicht viel gethan wurde, kann diesen nicht zum Vorwurfe dienen, da sie mit sich selber genug zu thun hatten.

Daß die slawische Sprachforschung hierbei nicht vernachlässigt wurde, versteht sich von selbst, und die Wirksamkeit **Puchmayer's, Hanka's, Čelakowský's** und Anderer blieb nicht ohne Bedeutung und ohne Folgen für die böhmische Wissenschaft überhaupt.

Der Sprache zunächst ist es die Geschichte, welcher die böhmischen Literaten mit Ehren huldigten. **Šafařik's** slawische Alterthümer rissen den Schleier hinweg, der die slawische Urgeschichte in undurchdringliches Dunkel hüllte, und werfen Licht in die finstersten Partien des Volkslebens unserer Altvordern. Desselben Gelehrten slawische Völkerkunde (**Narodopis**) ist von gleicher Bedeutung, für alle Stämme des östlichen und nördlichen Europa, indeß **Palacky** durch seine Forschungen im Gebiete der böhmischen Geschichte die eminentesten Fortschritte macht. Sein „**Archiv česky**" ist eine der glücklichsten Ideen und zugleich die feste Basis künftiger böhmischer Geschichtsforschung. Seine Monografien, in der Museum-Zeitschrift und in den Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften, über einzelne Partien der böhmischen Geschichte, sind wahre Eroberungen in diesem Felde, und geben Zeugniß von der seltenen Befähigung dieses ausgezeichneten Gelehrten. Im Übrigen ist eine solche Anzahl historischer Schriften in Böhmen an das Licht gefördert worden, daß wir nur die ausgezeichneteren hier anführen können. **Smetana** gab den ersten Theil einer allgemeinen Weltgeschichte heraus, „Gemälde der alten Welt," „**Šembera,**" die Geschichte des Hrn. von **Bozkowič,** und den Einfall der Mongolen in Ungarn; **Šoltys** in Preßburg lieferte einen „Kern der allgemeinen Weltgeschichte." Für die Geschichte einzelner böhmischer Städte wirkten **Sedlaček** durch seine Geschichte von Pilsen, **Jelinek,** Geschichte von Leutomischl, **Slama,** Geschichte von Prachatic u. a. m.

Für einzelne Partien der böhmischen Nationalgeschichte wirkte **Zimmermann,** durch die Herausgabe alter Chroniken und Geschichtsbücher, und durch seine Geschichte Böhmens zu den Zeiten Ferdinand **I.** und **II.** und Maximilians. Die Herausgabe der Biografie Johann Augustus von **Blahoslaw** durch **Šumawsky** ist interessant. Genial sind **Kollar's** historische Forschungen über den Ursprung der Slawen und die Göttin **Slawa,** wenn wir auch seinen Ansichten nicht unbedingt beipflichten würden. Einer der jüngsten historischen Schriftsteller Böhmens ist **Tomek,** der durch seinen kurzen Abriß der allgemeinen Weltgeschichte, sowie durch seine schulgerechte Geschichte Böhmens sich ein namhaftes Verdienst erworben. Aus **Palacky's** Schule hervorgehend, sucht dieser Historiker mit großem Fleiße den Meistern der Altböhmen in Styl und Auffassung nachzukommen. Wir wünschen ihm **Palacky's** Scharfsinn, und eine etwas lebhaftere Fantasie. Ein bewährter Kritiker erklärte ihn gelegenheitlich für einen trefflichen Prosaisten Böhmens. Von **Hanka** sind vor Jahren „Historische Bilder" erschienen, die zu empfehlen sind. Daß eine Menge alter Chroniken durch die Bemühungen neuer böhmischer Gelehrten kritisch beleuchtet ans Licht treten, wollen wir nur im Allgemeinen erwähnt haben. An **Pelzel, Pabst, Ruhs, Rulik** reiht sich eine ziemliche Schaar historischer Schriftsteller, und es bleibt noch das Verdienst zu erwähnen, welches sich besonders **Jungmann** durch seine böhmische Literargeschichte um dieses Feld erworben. **Nuchel's, Palacky's** u. a. Materialien zu einer Literargeschichte, die nicht blos vom bibliogra-

fischen Standpunkte ausgehend, die tieferen Partien der böhmischen Literatur zu beleuchten, sich anstellen würde, harrt noch des kritischen Sammlers und systematischen Forschers. Auch hier hat schon der Abbé **Dobrowsky** so viel vorgearbeitet, daß eine weitere Fortbildung bald nachfolgen dürfte.

(Schluß folgt.)

Der Verein für siebenbürgische Landeskunde.

(Schluß.)

Die dritte und letzte Vereinssitzung am 1. Juni begann mit der Einführung des, statt des ausgetretenen Hrn. Superintendenten Binder neugewählten Ausschußmitgliedes Hrn. Pfarrer Martin Weschner in Tallmath.

Hierauf folgte die Verlesung folgender Aufsätze:

6) Die Archive Siebenbürgens, als Quellen der vaterländischen Geschichte. Von Eugen von Friedenfels, k. siebenbürgischen Gubernialkanzellisten.

7) Bemerkungen über den, in den früheren Generalversammlungen gemachten Antrag zur Anschaffung geognostischer und oryktognostischer Sammlungen für die Schüler. Von Michael Biely, Lithografen in Hermannstadt.

Diejenigen vorgelesenen Arbeiten, welche von ihren Verfassern dem Vereine überlassen wurden, so wie die übrigen eingesendeten Ausarbeitungen wird der Ausschuß den Statuten gemäß prüfen und seiner Zeit in dem Vereinsarchive veröffentlichen. Um die Übersicht und Herausgabe derselben möglichst zu beschleunigen, wurde im Laufe dieser Sitzung, nach dem Antrage des Herrn Vorstandes beschlossen, daß künftighin jeder für diese Zeitschrift bestimmte Aufsatz, statt wie bisher von vier, blos von zwei Ausschußmitgliedern der betreffenden Sektion durchgesehen werden solle.

Auf Antrag eines Vereinsmitgliedes wurde beschlossen, das von dem Landesadvokaten Martin Schnell in Kronstadt herausgegebene und dem Vereine gewidmete Werk: »Die Sachsen in Siebenbürgen nach ihrem Herkommen und Charakter,« solle durch den Vereinsausschuß ehebaldigst geprüft werden, und derselbe wurde ermächtigt, falls er das Werk einer öffentlichen Anerkennung würdig hielte, dem Verfasser nach Gutbefinden ein Honorar bis zu dem Betrage von 100 fl. K. M. anzuweisen.

Eben so wurde auch die Erklärung eines Vereinsmitgliedes, daß der in Wien lebende Geognost **Ami Boué** dem Vereine gestatte, aus dem in seinem Besitze befindlichen mineralogischen Reisetagebuche des Hrn. Lille von Lilienbach, von welchem die freih. Brukenthalische Bibliothek eine Abschrift besitzt, die Siebenbürgen betreffenden Stellen in dem Vereinsarchive veröffentlichen zu lassen, mit Vergnügen vernommen, und dem Ausschusse die Besorgung des Weiteren überlassen.

Hierauf wurde das Resultat der angeordneten Wahl von 12 Ersatzmännern für den Ausschuß bekannt gemacht. Nach derselben wurde gewählt

a) Für das Fach der Geschichte und Alterthumskunde: Andreas Gräser, Professor am Gymnasium A. K. in Mediasch, Stefan Ludwig Wother, Pfarrer in Niemeth, Joh. Georg Schaser, Pfarrer in Thalheim, und G. D. Teitsch, Professor am Gymnasium A. K. in Schäßburg.

b) Für das Fach der Naturwissenschaften: Michael Bielz, Lithograf in Hermannstadt, Georg Binder, Professor am Gymnasium A. K. in Schäßburg, Michael Fuß, Professor am Gymnasium A. K. in Hermannstadt und Josef Seitz, Professor an der Gewerbsschule in Hermannstadt.

c) Für das Fach der Geografie und Statistik: Michael Conrad, k. siebenbürgischer Thesaurariatsrath, Friedrich Hintz, Professor an der juridischen Fakultät in Herrmannstadt, Wilhelm Löw, Gerichtssekretär in Reißmarkt und Friedrich Phleps, Rektor am Gymnasium A. K. in Hermannstadt.

Damit wurden die diesjährigen Verhandlungen geschlossen und nach einer gemüthlichen Abschiedsrede des Herrn Vereinsvorstandes löste sich die Versammlung auf, mit dem Wunsche eines fröhlichen Wiedersehens in Bistriz.

Das ist eine kurze Geschichte der Entstehung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde und seiner bisherigen Wirksamkeit. Daß sich die Letztere fortwährend weiter ausdehnen werde, läßt der allgemeine Anklang, den der Verein gefunden, und die wachsende Zahl seiner Mitglieder, wodurch sich seine intellektuelen, so wie die pekuniären Kräfte fortwährend mehren, mit vollem Grunde hoffen. Bereits liegen 2 Hefte der Vereinszeitschrift dem Publikum vor, wenigstens 2 weitere Hefte werden bis zur nächsten Generalversammlung ans Licht treten, und wir hoffen den Lesern dieser Blätter bald eine umständliche Beurtheilung der demnächst erscheinenden Hefte vorlegen zu können. Die aufgestellten Preisfragen sind nicht ohne Erfolg gewesen. Die Herausgabe des Baumgarten'schen Nachlasses, die begonnenen Vorarbeiten für den **Codex diplomaticus Transilvaniae** versprechen eine gehaltreiche Ernte auf dem Felde der Vaterlandskunde. Wir wollen daher dem Vereine ein fröhliches »Glückauf« zurufen.

Auch hat der Zweck des Vereins aller Orten, wo sich derselbe bisher versammelte, die vollste Würdigung gefunden. Die Bürgerschaft der Städte, wo die bisherigen Generalversammlungen abgehalten worden, nahm die Mitglieder derselben zuvorkommend auf, sorgte für ihre bequeme Unterkunft und wetteiferte in den Bemühungen durch freundliche Bewirthung, durch Einleitung mannigfaltiger Anstalten zum Vergnügen und zur Erholung ihrer werthen Gäste, denselben ihre Achtung, ihren Bemühungen die verdiente Anerkennung werkthätig zu beweisen.

J. B.

Mailänder Kunstausstellung im September 1844.

(Fortsetzung.)

Premazzi Luigi. Italien ist das Land großartiger Städte; es mag stolz sein auf seine öffentlichen, wie seine Privatgebäude, in denen sich alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens würdiger gestalten, und möge es, wie sich darin noch ein kostbares Erbtheil griechisch-römischer, klassischer Bildung erhalten hat, fortfahren, für das übrige Europa eine Leuchte auf dem Wege zum Schönen zu sein! Einem edlen Selbstgefühle der Art, dem wir von Herzen beipflichten, verdankte die Ausstellung eine Reihe sehr ausgezeichneter Leistungen.

Eine Ansicht des Platzes von der Kirche S. Fedele, wo zugleich der herrliche Pallast **del Marino** (wohl der schönste in Mailand), und der Gasthof **alla bella Vene-**

zia erschien, bildete wirklich ein reizendes, mit künstlerischer Zweckmäßigkeit durch entsprechende Staffage belebtes Bild.

Eben so ausgezeichnet waren eine Ansicht von Genua und eine der Kirche della Madonna del Pitone zu Turin.

Gemelli. Italienische Ansichten: Genua; die Seen und Gegenden um Mailand.

Sironi Rodolfo. Prachtvolle Ansicht des Innern des Domes zu Como.

Bisi Luigi. Das Innere des Domes von Siena; der Kathedrale von Monza; Platz zu Florenz; das Innere der Kirche von Sanmichele daselbst.

Bisi Fulvia und Bisi Antonietta, Schwestern. Diese Porträts mit viel Kunstübung; die erstere Landschaften; darunter ganz vortrefflich und voll Sinn für die Schönheiten der Natur die eine, mit der Aussicht auf den See.

Inganni Angelo. Eine Reihe von, wie man wohl sieht, mit großer Liebe und eben solcher Kunstfertigkeit aufgenommener Ansichten. Das Innere des Domes von Mailand, Platz dei Mercanti und Platz Fontana daselbst, Arco della Costa in Verona.

Moja Federico. Eine Reihe von Ansichten aus Venedig in der bekannten Art des rühmlichst genannten Künstlers: Kirche S. Maria della Salute; S. Maria dei Miracoli, eines der reizendsten Bauwerke; Ansicht des Canal grande; das Innere der Markuskirche, vielleicht etwas zu dunkel gehalten und etwas derb ausgeführt, auch die Figuren weniger zu loben. Interno della chiesa di S. Germain in Parigi, prima dei ristauri del 1830. Le macchiette rappresentano la lega degli Ugonotti durante l'assedio di Enrico IV. il 5 giugno 1590. Ein großes Gemälde, aber die darin vorgestellte Szene ohne besondere Wirkung; wie steif ist die Figur des geharnischten Ritters.

Der Nachmittag in einem Mönchskloster. Ein Gemälde, offenbar bestimmt, Heiterkeit zu erwecken, wo man aber bedauern müßte, wenn es dazu so derber Gaben bedarf. Daß man von Homer sagt: »auch er schlummere wohl zu Zeiten,« ist ein liebliches Bild, dem wir Beifall zulächeln; wenn aber Horaz von einem »schnarchenden Homer« spräche, wäre das wohl eine Steigerung des Vergnügens? Klostermönche haben sich gütlich gethan, muß das deshalb bis zur Widerlichkeit gehen? So ausgesprochene Naturen wüßten, sollte man denken, auch eine Ausschweifung mit mehr Haltung durchzuführen, die wir eben dem Scherze wünschten. Mit Talent ist der Landmann hingestellt, der mit hingebendem Vertrauen seine kleine Gabe darbringt.

Longoni Virginia. Schöne Wahl, größtentheils von den Umgebungen des Comer-Sees, und den Gegenständen entsprechende Ausführung. Veduta del porto di Como; — di Haute-Combe in Savoja; — di Cenobio sul lago di Como; — di Bellagio; — della villa di S. A. I. il Serenissimo Arciduca Vicerè à Pizzo, sul lago di Como. Außerdem Landschaften.

Ferrari Carlo, di Verona. Ansicht der riva degli Schiavoni in Venedig, mit dem Theile des Marktplatzes gegen das Meer. Ansicht der piazza delle erbe in Verona. Das sind Darstellungen, wie man sie nur aus italienischen Städten zu holen vermag! Meisterhaft, ein wahrer Spiegel des dortigen belebten Getümmels, im Angesichte der alterthümlichen Pracht der Gebäude, ist die Vorstellung des Gemüsemarktes zu Verona, ein wahrhaft herrliches Gemälde.

Yotti Carlo. Veduta d'una parte di Napoli; — di Tivoli; Canonica e Vaprico sull' Adda; Ponte di Concesa. Schöne Ansichten und auch nicht ohne Werth, obgleich noch nicht vom wahren Leben durchdrungen, deren Darstellung: Smargiassi Gabriele. Mondansicht des Hafens von Neapel, mit Künstlergefühl aufgefaßt.

Cocchi. Perspektivisches Studium. Eine geistreiche Zusammenstellung großartiger Gebäudemassen.

Werner Carl. Aquarellzeichnungen, mit wahrer Kunstliebe entworfen und von entsprechendem Erfolg; es ist ganz der heitere, durchsichtige Himmel Italiens, und die herrlichen Baudenkmäler darin, treu bis zur kleinsten Einzelheit, ohne dem Gesammteindrucke Eintrag zu thun, stellen sich dar wie Erscheinungen aus einer vergangenen großen Zeit. Vorzüglich sind es die Paläste Venedigs, die der Künstler schildert, und mit Recht, das trägt den Stempel gewaltigen Wollens und auch Könnens.

Das Innere eines venetianischen Saales; was gibt es für einen hohen Begriff von dem Wohnen der damaligen Zeit! In so großen Räumen, so durchaus nur ausgestattet mit wahrhaft werthvollen, und zwar durch Meisterschaft der Kunst werthvollen und kostbaren Gegenständen, da konnten ja, so lange man sich darin bewegte, kleine erbärmliche Gedanken gar keinen Platz greifen!

Mit Humor, mit lebendiger Frische hat der Künstler in einer unendlich ansprechenden Zeichnung von bedeutendem Umfange die Gerichtsszene aus dem Kaufmanne von Venedig, die im Dogenpalaste spielt, vorgestellt. Da reichen sich Dichter und Künstler die Hand zu einem höchst belebten, die volle Wahrheit der Zeit zur Schau tragenden Gemälde.

Knebel Fr. Sehr gelungene Aquarellzeichnungen römischer Gegenstände: Ansicht des Vestatempels, die Peterskirche frei, in eine selbstgeschaffene Landschaft gestellt.

Biseo Gaetano di Brescia, gleichfalls sehr gelungene Aquarellzeichnungen, italienische Baulichkeiten.

Villeneuve Luigi. Landschaften. Man sieht auf der einen, in der sich ein tiefes Gemüth ausspricht, einen schmalen Fahrweg, der hinan in das Gebirge führt, hart neben einer steilen Felswand vorbei, in deren Mitte ein Muttergottesbild angebracht ist. Landleute wallen vorüber, grüßen, erfreuen in kurzem Gebethe ihr Herz, des überall waltenden göttlichen Schutzes gedenkend.

Eben so beurkunden die anderen Landschaften: Ein See von sanften Anhöhen umgeben, der Wasserfall im Thale von Canzo, einen Sinn, empfänglich für die Sprache der Natur.

Migliara Sabbina Teodolinda, Tochter des berühmten Migliara. Landschaften. Kapelle zu Morcole am Comer See. Glücklich der Augenblick gewählt, wo man einen feierlichen Zug Betender, mit wehenden Fahnen, sich

der Kirche nahen sieht. Der Hofraum des Klosters, vortreffliche Wirkungen hervorbringend das, durch die Bögenabtheilungen einfallende Licht. Außerdem noch: Kirche der heil. Maria bei S. Celso und das Innere des **Monastero Maggiore**, beide in Mailand; überall glaubt man eine sehr wohlthuende Sehnsucht nach jener Ruhe zu lesen, wie sie religiöser Friede im Innern des Gemüthes begründet.

Riccardi Luigi. Seestücke. Seesturm und ein strandendes Schiff, nicht mit der größten Wahrheit dargestellt, aber man genießt doppelt die Freuden des Landes im Anblicke der Schrecken des Meeres. Ein Seehafen mit allen Reizen, die da Lage und vorherrschende Thätigkeit gewähren.

Rossi Angelo. Auch der Hühnerhof hat, bei einigermaßen lebendiger Auffassung, seine eigenthümlichen Reize! — Anmuthig ist das Gemälde, wo das Marmorrelief mit dem Brustbilde der Mutter Gottes erscheint, worunter eine fromme Hand den blühenden Blumenstrauß weihte.

Van Haanen G. und **Remigio.** Ja, so ist Holland, wie dieses Gemälde: grün und eben das Land, der Himmel grau und regenschwer, kaum daß der Bewohner und sein Thun in Betracht kommen! — Die Winterlandschaften sind von der bekannten unbeschreiblichen Meisterhaftigkeit. Hat doch auch der Winter seine schaffende Kraft, es knistert und flimmert, und aus Schneeflocken bilden sich Blumen und Ranken, wie sie später, im Frühjahr, aus duftendem Stoffe gedeihen.

Die Dorfschule am Abend, in äußerst lebendiger glücklicher Auffassung, wie das auch den schon gereiften Mann noch ansprechen mag. Da erblickt er das Treiben seiner Kinderjahre, und ein Bild des großen Erdentreibens zugleich. Diese Jungen, sie haben so ziemlich alle denselben beunruhigenden Rückgedanken derselben kleinen Verschuldung, das beschäftigt aber den Meister keineswegs, seine strenge Miene kündet nur an, daß er fest auf Ordnung halten wolle, und wirkliche, unnachsichtige Züchtigung trifft nur den gleisnerischen Burschen, der, nicht besser wie alle die Andern, falsche Tugend vorspiegeln, den wohl unterrichteten Meister betrügen möchte!

Gruber Fr. Ein See im hohen Gebirge mit dem tiefen Blau solcher Gewässer. So freundlich ist die Erscheinung der Friedenstaube, die schnellen Flugs darüber herfliegt, daß man sogar mit den, in ihrer ganzen gefährlichen Pracht schillernden Schlangen sich versöhnt, die der Künstler mit großer Naturwahrheit in den Vordergrund gemalt hat.

Carelli G. Der Vesuv. Eine Alpenhütte.

Zeller Corrado. Gebirgsgegend bei **S. Maria sopra Mandello.**

Garavaglia Roberto. Brughiera nella vallata del Ticino, Veduta di Firenze presa dal ponte di Sta. Trinità, Veduta di Castel Thunn. Um dieses letztere Bild zu beleben, versetzt uns der Künstler mehre Jahrhunderte zurück und läßt einen schwer bepanzerten Ritter zu Pferd eben den Weg zum Schlosse nehmen.

Vortrefflich hat in dieser Art:

Garibaldi Gaetano seine Landschaft ausgestattet. **Un ricco feudatario nelle nocese valli del Veneziano viene indotto da un' Eremita croce segnato à seguiri i Lombardi avviati all'imbarco di Venezia.** Durch die zu Grundlegung einer solchen Handlung erhält die vorgestellte Gebirgsgegend, wo die Felsen unordentlich durch einander lagern, nur ein schmaler Weg sich durchschlängelt und in weiter Entfernung ein Blick auf eine ausgedehnte Ebene gegönnt ist, einen Reiz, der sonst dem Gemälde nicht zukommen würde. Man sieht nämlich durch die Windungen einen Zug Kreuzfahrer sich bewegen, und die Rückerinnerung an alle die Gefühle, von denen einst diese Schaaren bewegt waren, auf dem ganzen Gang dieses großen Zwischenspieles in der Geschichte des Mittelalters, halten den Geist auf eine anziehende Weise gefesselt.

Welch ein fruchtbares Feld ist da noch auszubeuten! Und zur Szene steht dem Künstler einmal der Orient mit seinen Wundern offen, sodann in Europa alles Land vom tiefen Nord bis zur südlichsten Spitze, und die Handlung möge er spielen lassen in der Hütte, wie im Schlosse, im traulichen Familienkreise, wie im Getümmel eines Gefechtes; und alle Leidenschaften möge er sich entfesseln lassen; denn die menschliche Gesellschaft war in ihren Tiefen aufgeregt: wenn in seiner Seele nur eine Ahnung lebt von der unwiderstehlichen Macht höherer Überzeugungen, Völker in Massen so zu bewegen, wie zu zügeln; und wenn er dieser Überzeugung Körper zu geben, sie sichtbar hervortreten zu lassen versteht. Es war zwar ein Bild da von **Mauro Conconi: la partenza del Crociato**, das aber nur wenig solchen Anforderungen entsprach.

In so fern, als es auf dem Gemälde des Hrn. **Garibaldi** noch Absicht sein konnte, die Gestalt des alten Ritters ganz besonders bemerklich zu machen, gleichsam darauf die Aufmerksamkeit fesseln zu wollen, ist das vergebliches Bemühen, denn wo die landschaftliche Umgebung vorherrscht, tritt die Erscheinung des Menschen in die ihr angewiesenen, sehr bescheidenen Grenzen zurück. Moralische Bedeutung kömmt der menschlichen Gestalt nur in historischen Zusammenstellungen zu Gute, in künstlich beschränkten Räumen, und was die alten Meister der Landschaftmalerei so gut wußten, und wir hier in noch einem und dem andern Falle nicht mit gleicher Einsicht beobachtet fanden: es ist eben unmöglich, menschlichem Thun und Treiben auch da noch eine, sich besonders geltend machende, hervortretende Wichtigkeit beizubringen; wo die Natur Alpen aufeinanderhäuft, oder in ungemessener Ebene jede Erhöhung verschwindet, oder ein Wald Alles in das dunkle Geflechte der Zweige hüllt.

Außerdem wären von diesem Künstler noch zu bemerken: Ansicht von Bellaggio am Comersee, Crepuscolo sul lago di Como u. s. w.

Corvini Giovanni. Landschaften. **Un bosco, veduta in Valsassina, nei contorni di Milano**, in deren Wahl sich ein sanftes, für die Eigenthümlichkeiten des milden, italienischen Himmels empfängliches Gemüth ausspricht. Bei dem Kapellchen auf der Höhe des Berges, im Angesichte der Alpen, kehrte Ruhe und freundliche Tröstung wohl in manches beklommene Gemüth, oder faßte Liebe und Menschenfreundlichkeit tiefere Wurzeln, wie überall, wo die Natur in großen Zügen ihr wunderbares Wirken entfaltet.

Ronchetti Pietro. Nichts weniger, als besonders

ausgezeichnete Landschaften, Alpengegenden, aber es spricht sich Gefühl aus für die Sprache der Natur.

Mignani nob. Angelo. Thierstücke, nicht ohne Leben.

Fere Natale. Freundlich, aber kleine Landschaften und auch klein das Verdienst.

Gennari Angelo. Die heimkehrende Heerde. Luino, am See gleichen Namens. Ein großes Thierstück. Noch angehender Künstler, aber zeigt von Anlagen.

Fermini Ambrosio. Große Landschaftgemälde: **le Maremme. Nevicata. Veduta della passeggiata favorita di Poussin presso Roma** u. a. m. Da ist Sinn und Gefühl für das großartige Leben in der Natur, und auch die Kraft, es auszudrücken. In drei herrlichen Schilderungen erblickt man hier das mit Sturm heranziehende, das sich verziehende, das sich unter Regenschauern zu Sonnenschein aufklärende Wetter.

Cicogna conte Giov. Freundliche, gefällige Landschaften: **Veduta del Reno in vicinanza di Spira, del Cornello colla casa del Tasso in Val Brembana** u. s. m.

Brivio Franc. Eine Winter-Mondnacht auf ruhigem See. Ein Zug, der sich in eine Kirche bewegt u. s. w., mit Gefühl gemalt.

Canelle Gius. Was auch immer der berühmte viel gesuchte Künstler darstelle, sei's im belebenden Sonnenblicke die herrliche Ebene der Lombardei, begrenzt von den glänzenden Häuptern der Alpenkette; oder am fröstelnden Wintermorgen, wo die Sonnenstrahlen kaum sich Bahn brechen durch die verdichteten Dünste, die viel befahrene Heerstraße von einer dünnen Eisdecke bedeckt; oder die Küste von Dieppe und lastend auf der weiten Fläche des Meeres einen schweren Regenhimmel; oder dieselbe Gegend und das Meer noch aufgeregt vom Sturme, der so eben im Wüthen nachließ, der Mond scheu sich die Bahn brechend durch das dichte Gewölk: Todtenstille ringsum, das Schiff versunken mit Allem, daß nicht einmal Trümmer den durchwühlten Strand bedecken; nur ein Hund, der ängstlich sein Geheul gegen das Meer erhebt, und vor dem zitternden Thiere ein Hut, wohl der des Herrn, den es zu retten glaubte — immer ist es das Bild eines großartigen Waltens, was er vor unseren Augen entrollt.

Renica Giov. Große Landschaftgemälde: **Constantinopoli; Tebe in Egitto; Tempio di Dendera in Egitto; il Nilo; Piazza dei Camelli à Smirne; Fiera greca a Sparta; Le piramidi d'Egitto; Eclisse del 1842.** Der Künstler bringt glänzende Bothschaft aus dem Morgenlande; die Länder Egypten, Kleinasien, Türkei, den Peloponnes hat er bereist; sie liefern ihm anziehenden Stoff zu meisterhaften Gemälden. Orientalische Glut taucht darin auf, und zugleich sind es zum Theile große Szenen der Weltgeschichte, daß diese rohen Horden der Mameluken in den Räumen der egyptischen Tempel, einst den ersten Sitzen höherer Bildung hausen, welche Reihen von Ereigniffen mußten da vorübergehen! Aber sie treiben sich im wilden Schlachtgetümmel herum, man sieht ein kleines Häufchen europäischer Krieger, die ihnen den Sitz streitig machen und man kann den endlichen Sieg europäischer Kultur voraussagen, der Wissenschaft und Kunst an diese Orte wieder zurückbringen wird!

Das eine Gemälde gibt die merkwürdige Erscheinung bei der genannten Sonnenfinsterniß, wo ein leuchtender schmaler Ring am äußersten Rande der Sonnenscheibe den mittleren verdunkelten Raum umgab.

De Vecchi Felice. Großes werthvolles Gemälde, Konstantinopel vorstellend.

Conconi Manro. Wir sprachen oben, bei **Garavaglia** von einem seiner Gemälde. Außerdem waren von dem Künstler noch ausgestellt: der h. Karl Borromeus, den Pestkranken die letzte Tröstung reichend. Es ist ganz gut, um sich mit desto dankbarerer Hingebung der ruhigen Gegenwart zu erfreuen, sich von Zeit zu Zeit die vergangenen harten Tage zurück zu rufen. Etwas matt gemalt.

Armida und Rinaldo. Mit dem größten Fleiße in die Rüstung gemalt, täuschend der Metallglanz, aber die Zeichnung der Figuren wohl nicht fehlerfrei, und so sieht man auch in dem Ausdruck der Mienen zu wenig den Übergang der Empfindungen von dem (fast unnützen) Dolch zu der folgenden Zärtlichkeit. Es drängt sich bei diesem Gemälde mit voller Klarheit die Bemerkung auf, wie man bei so vielem, von den Künstlern offenbar nur mit dem achtungswerthesten angestrengtesten Fleiße und natürlicher Anlage, erworbenen Kunstfertigkeit, bei so vielen der ausgestellten Bilder die Vorstellungen nur etwas mehr von dem entsprechenden Geiste durchdrungen wünschte, in der Auffassung etwas mehr Wärme des Lebens, Herzensfrische möchte man sagen, gewahren möchte, die niemals ihres Zweckes verfehlt, und immer auch nur das Rechte bezweckt.

Weibliches Porträt. Gibt eine glänzende Probe von der Kunstübung des Künstlers, die Sammtkleidung, der reiche Spitzkragen, der polirte das Licht wiederstrahlende Tisch die Durchsichtigkeit der Perlen, Alles vortrefflich gegeben.

Mazza Salvatore. La predica del Fachir; Scena di strage, episodio della rivoluzione greca nel 1822, altro episodio della guerra di Grecia; gli Zingari in viaggio; l'ultimo raggio di sole, fantasia del diluvio universale. Viel Lebendigkeit in der Darstellung, auch kräftiges Gefühl, dem man aber eine ernstere Haltung wünschen müßte, denn sonst zersplittern die reichsten, in einem Gemälde vereinigten Mittel, zu einer kleinen unbedeutenden Wirkung.

Molteni. Der Name für sich selbst schon Ruhm und anerkanntes Verdienst! **Soccorso ad un rovescio di fortuna.** Sehr großes Gemälde. Die junge, noch immer schöne Frau lebte in Ehren, füllte mit Würde eine achtungswerthe Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, da ereilte sie das Ungeschick, drückte sie zu Mangel herab, zwang sie mit wenig einträglicher feiner Händearbeit den dürftigen Lebensunterhalt zu verdienen, und warf sie nur um so leichter auf's

Siechenbett. Alles ging darauf, den nöthigsten Bedarf zu bestreiten, die Frau liegt auf Stroh; wie lange wird sie, mit zitternder Hand Spitzen klöppelnd, den sich ihr, unter der Gestalt allmälig aufzehrenden Mangels, nähernden Hungertod von sich abzuwehren vermögen? Das weiß auch die Leidende, und fügt sich schweigend, wie das edlen Naturen ziemt, dem hereinbrechenden Schicksal; seit Tagen bereits hat keine warme Nahrung ihre Lippen berührt, da naht Rettung. Ein reich gekleideter Diener hat gewählte nahrhafte Kost in anlockender Zubereitung gebracht, Goldstücke, die aus einem halbgeöffneten Papiere hervorsehen, geben Beruhigung auch für die nächsten Wochen; man sieht durch die noch halb offene Thüre den Überbringer sich entfernen; ein Strahl erwachten Lebens leuchtet von dem Gesichte der Leidenden, die sich halb aufgerichtet hat. Sie will die Labung verkosten, — doch nein — erst der Vorsehung den heißen Dank ausgesprochen, und sie faltet dazu die bleichen schönen Hände, das ist der Augenblick, den der Künstler zu seiner Darstellung in Lebensgröße wählte, zu einem Bilde, würdig seines Namens, eine große Zierde dieser wie jeder Ausstellung. Wie leicht wird es doch, sagt man sich unwillkürlich, den Hochgestellten, Segen hier auf Erden zu verbreiten, und für sich dort oben, wohin sonst nichts Irdisches bringt, zu sammeln! Und wollte nun Einer das nicht thun, oder gar in seiner Stellung Druck und Ungemach auf Anderer Häupter häufen, so was möchte wohl einst schwer lasten in dem Augenblicke, wo man so gerne alles Gute gethan haben möchte!

Die Tochter des Gefangenwärters, in der malerischen Tracht der lombardischen Bäuerinnen. Man sieht einen Anflug von Strenge auf dem jugendlich frischen Gesichte, der zu dem Bunde schwerer Schlüssel in ihrer Hand paßt, der aber bald dem sanfteren Gefühle von Mitleid weichen wird.

Ein paar Porträts von der vollen Meisterhaftigkeit in Auffassung und Farbengebung des Künstlers. Ein kleineres Gemälde, mit der Vorstellung einer großen, am Ufer liegenden Meeresmuschel, worin ein neugebornes Knäbchen. In der Zeit Albano's würde dieser, offenbar doch nicht der Wirklichkeit entnommene Gedanke, auch seine volle poetische Rundung gefunden haben, aber die Gegenwart will sich durchaus nur an das Praktische halten; als wenn die Gefühle der Freude, des Glücks, auch dem Maß oder dem Gewicht unterlägen, und so fühlt man Mitleid mit dem unbehilflichen kleinen Wesen, daß es hart liege, daß es sich wohl an den scharfen Kanten verwunden werde. Das Kind ist reines Porträt, hat auch keinen weiteren Ausdruck. Noch eine niedliche Kleinigkeit: Früchte der Jagd; es fehlt in der Wandvertiefung auch nicht das kühle Gefäß zur dampfenden **herba Nicotiana.**

Pezzi. Eine Reihe von Porträts. Noch etwas hart, der Faltenwurf steif.

Racchetti Pietro. Porträts, etwas derb gehalten. Der Klosterbruder, der mit hastiger Gierde um sich schauend, eine Schüssel Macaroni verzehrt. Mit viel derber Lebendigkeit gemalt, aber als Scherz viel zu kolossal, um nicht seine Wirkung zu verfehlen.

Zipoli Carlo. Porträts, nicht ohne Verdienst.

Amerling. Ein bekannter, ein hochgeachteter Gast, und was er brachte, war eine sehr werthvolle Gabe. **Una Giardiniera.** Alle diese lieblichen Blüthen, die das herrliche regelrecht schöne, weibliche Geschöpf mit dem Ausdrucke hohen Ernstes in ihrer Miene, darzubieten scheint, sie mögen wohl dem bestimmt sein, dem der glänzend weiße umhüllende Schleier fallen wird.

Mohrhagen B. Porträts; dann eine ländliche Szene von etwas schlüpfriger Fröhlichkeit, gegen das Wesen des Scherzes, der gerade die größte Zartheit verlangt; auch hat sich der Künstler nicht die Zeit genommen, für vollkommene Richtigkeit der Zeichnung zu sorgen.

Barabini. Mehre gute Porträts. **S. Francesco d'Assisi.** Aber das ist nicht die, in der Stille der Betrachtung gefundene schöne Seelenruhe, das ist mehr das erste Grausen, was einen Bösewicht ergreifen mag bei dem Gedanken an eine verübte schwere Unthat.

Induno. Eine Reihe sämmtlich großer Gemälde, welche von großer Kunstfertigkeit zeigen. Der verwundete Soldat, der aber zu schießen fortfährt. Der Ausdruck ist wohl zu gutmüthig; das Auge wenigstens müßte den Feind hassen. Die immer höher steigenden Meereswogen sind daran eine Klippe zu überfluten, auf welche sich zwei Kinder geflüchtet haben. Während das ältere Mädchen mit gedankenloser Erstarrung auf den heranwüthenden Graus sieht, schläft erschöpft der Knabe, obschon mit den Füßen bereits im Wasser. Der Anblick dieser Ruhe im Angesichte des herannahenden Todes hat etwas ungemein Rührendes, das dem Schrecken, den man fühlt, eine besänftigende Wendung gibt.

Erschütternd ist die Waise am Grabe des Vaters, oder wohl der Mutter. Das offenbar in Schmutz und Vernachlässigung verdummte mißhandelte Kind, dem nur die früh erlernte Gewohnheit des Gebethes blieb, hat sich auf ein Grab geflüchtet. Es denkt nichts, und fühlt nichts, abgestumpft für Alles, es weiß nur, daß die Gestalt, von der ihm niemals Böses und Hartes wurde, hierher getragen und vergraben wurde. **Mezza figura di un Persiano,** von sehr lebendiger Auffassung und Darstellung; u. s. m. a.

Mellini Napoleone. Eine junge Mutter mi zwei Kindern vor einem plötzlichen Gewitter unter einem Baume Schutz suchend. Ein großes Gemälde von kräftiger schöner Zeichnung. Der Knabe voll kindischer Ungeduld will den Blitz nicht sehen, während das erwachsene Mädchen, schon sanfter gewohnt, bethet; und di Mutter Beide mit ihrem Mantel zu decken strebt.

Famagalli Michael Angelo. Eine junge Chinesin, ein äußerst liebliches Bild; man mag da nebenbei erkennen, wie Schalkhaftigkeit bei der schöneren Hälfte des menschlichen Geschlechts überall zu Hause und überall gleich reizend ist.

Die mütterliche Zurechtweisung, äußerst niedlich. Der zerknirschte Knabe hört aus dem, zur Strenge verzogenen Munde seiner jugendlichen Mutter, daß die angesagte Strafe ihm nur auf die Vorbitte der dabei mit zärtlichem Mitleiden betheiligten Tante, nachgelassen wird. Eine höchst ansprechende Familienszene, von dem Künstler der Kleidung und Haltung nach in die Roccocozeit versetzt.

(Schluß folgt.)

Personalnachrichten.

Diese Nachrichten haben im e sten Jahr ange sehen so vielen Beifall gefunden, daß sie mit größe er Sorgfalt fortgesetzt werden. Sie betreffen Österreichs gesammte literarische und künstl risse Welt, im weitesten Sinne. Die Aufzählung der Diplomsverleihungen wird aber für die Folge jene ausschließen, welche von Gesellschaften ausgehen, die ausgesprochen praktische, nicht eigentlich wissenschaftliche Zwecke verfolgen, mit Ausnahme der Ernennung von Ehrenmitgliedern derselben; eine Beschränkung, die uns namentlich durch den Raum geboten wird. Der Umstand, daß der Inhalt der einzelnen Quartale fortwährend reicher wird, ist zum Th il auch ein Beweis dafür, daß der Referent für diese, wahrlich mühevolle Zusammenstellung immer mehr Hilfsquellen gewinnt, und keine Mühe scheut dieselben gewissenhaft zu benützen.

1.

Auszeichnungen und Belohnungen.

a) inländische.

Bäuerle Adolf, Redakteur und Herausgeber der Wiener allgemeinen Theaterzeitung, erhielt die große Zivil-Ehrenmedaille am Bande.

Bellardi-Granelli Julius, Dr. der Rechte und Professor des Natur- und österreichischen Kriminalrechts zu Pavia, den Titel eines k. k. Rathes.

Bergmann Josef, Kustos des k. k. Münz- und Antikenkabinets in Wien, den Titel eines kaiserlichen Rathes.

Bugát Paul, Dr. der Medizin und Prof ssor an der k. Universität zu Pesth (Verfasser des Se. Majestät gewidmeten Werkes: „Természet tudományi Szóhalmaz") einen kostbaren Brillantring mit Allerhochstem Namenszuge, von Sr. Majestät dem Kaiser.

Burg Adam, Dr. und Professor am k. k. polytechnischen Institute, k. k. Regierungsrath und Administrator der k. k. priv. ersten Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Wien, einen Brillant-Chiffrering von Sr. Majestät dem Kaiser.

Ettingshausen Andreas von, k. k. Professor der Fysik an der Wiener Universität, Titel und Rang eines k. k. Regierungsrathes.

Francesconi Hermenegild, k. k. Hofrath und Chef der Generaldirektion der k. k. Staatseisenbahnen, den kais. österr. Orden der eisernen Krone 3. Klasse.

Gläser Franz, kön. dänischer Hofkapellmeister, einen werthvollen Brillantring von Sr. Majestät dem Kaiser von Öste reich, für seine Mitwirkung zur Verherrlichung des Gottesdienstes in der k. k. österreichischen Gesandtschaftskapelle zu Kopenhagen.

Kovács Nikolaus von, katholischer Bischof lat. rit. in Siebenbürgen, das Kommandeurkreuz des kön. ungarischen St. Stefanordens.

Leutmötzer Josef, Pfarrer zu Zelking, die große goldene Zivil-Ehrenmedaille am Bande, bei Gelegenheit seiner Jubelfeier, in Anerkennung seiner Wirksamkeit für Schuljugend und kirchliche Anstalten.

Ramet Ferdinand, Priester im Stifte Schlegl, die mittlere goldene Zivil-Ehrenmedaille am Bande, für seine vieljährigen Verdienste um den öffentlichen Unterricht.

Váczy Stefan, Lehrer an der Hauptschule zu Raab, die mittlere goldene Zivil-Ehrenmedaille am Bande, für seine langjährigen ausgezeichneten Dienste im Lehramte.

Vaisz Josef, ungarischer Landesadvokat, Hofagent und Gerichtstafel-Beisitzer (Verfasser des Werkes: „Über den Kredit und Grundbesitz in Ungarn," in magyarischer und deutscher Sprache) einen Brillantring von Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich.

b) ausländische.

Antonelli Josef, Buchhändler in Venedig, — erhielt das Ritterkreuz des königl. griechischen Erlöserordens.

Bagatti-Valsechi, Peter Edler von, k. k. Hofmaler zu Mailand, den königl. portugiesischen Christusorden.

Castelli J. F. in Wien, von J. M. der Königin von Sachsen, zwei Porzellanvasen, für die Widmung des von ihm herausgegebenen Taschenbuches: „Huldigung den Frauen," Jahrgang 1845.

Deinhardstein Franz, k. k. niederösterreichischer Regierungsrath, von J. M. der Erzherzogin Maria Louise, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, einen werthvollen Brillantring für Zusendung seiner Dichtungen (kürzlich erschienen bei Duncker und Humblot in Berlin).

Dreichock Alexander, Tonkünstler, den königl. niederländischen Orden der Eichenkrone.

Endlicher, Dr. der Medizin, k. k. Professor und Direktor des botanischen Gartens, — die Friedensklasse des königl. preußischen Ordens pour le mérite.

Engert Johann, Dr. der Rechte, Hof- und Gerichtsadvokat zu Wien, die Dekoration eines Donaten des Johanniter-Ordens.

Etienne Klaudius, Professor an der k. k. Ingenieur-Akademie zu Wien, — den Orden der französischen Ehrenlegion.

Fitzinger Leop., Dr. Med. in Wien, von Sr. Maj. dem Könige von Preußen die große goldene Medaille für Wissenschaft, begleitet von einem allerhöchst eigenhändigen Schreiben, für seine ausgezeichneten Leistungen im Gebiete der Zoologie.

Francesconi Hermenegild, k. k. Hofrath und General-Direktor der österreich schen Staatseisenbahnen, das Kommandeurkreuz des königl. belgischen Leopoldordens.

Fromm A. L., Dr. der Medizin zu Wien (Verfasser des Werkes: „Medizinisch-gerichtliche Abhandlung über Arsen"), von J. Maj. der Erzherzogin Maria Louise, regierenden Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, eine goldene Tabatiere mit Bildniß J. M.

Herz Johann, Dr. und k. k. Kameral-Sekretär in Wien (Verfasser der „Finanzkarte des Königreiches Böhmen"), von J. Maj. der Erzherzogin Maria Louise, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, eine goldene Medaille mit Allerhöchst Ihrem Bildniß.

Kittl J. F., Director des Konservatoriums der Musik zu Prag, von Sr. Maj. dem Könige von Preußen die goldene Huldigungsmedaille.

Kremer Alois Ritter von, k. k. Hofrath der allgemeinen Hofkammer, das Kommandeurkreuz des königl. belgischen Leopoldordens.

Nikolai Otto, erster Kapellmeister am k. k. Hofoperntheater zu Wien, — von dem akademischen Senate der Universität zu Königsberg in Preußen (seiner Vaterstadt) eine goldene Tabatiere und die Festdenkmünze auf die dritte Sekularfeier der genannten Hochschule, für seine persönliche Mitwirkung an der musikalischen Feier dieses Jubileums.

Ohms Ferdinand, Ritter von, k. k. Botschaftsrath in Rom, — das Ritterkreuz des Zivil-Verdienstordens der bairischen Krone.

Prokesch, k. k. Generalmajor, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei Sr. Maj. dem Könige von Griechenland, — das Kommandeurkreuz des kais. österreichischen Leopoldordens.

Saleri Josef, Advokat zu Brescia, die Dekorazion des heil. Ludwig II. Klasse vom Herzoge von Lucca.

Schober Fr. von, Dichter derzeit in Wien (geb. Sachse), — den Charakter eines Legazionsrathes vom Großherzoge von Sachsen-Weimar.

Unger Anton, Dr. der Arzneikunde und k. k. Regimentsarzt des Infanterie-Regiments Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 in Wien, die goldene Medaille für Künste und Wissenschaften von Sr. Maj. dem Könige von Würtemberg.

Zigno Achilles von, Munizipal-Assessor zu Padua, die Dekorazion des heil. Ludwig III. Klasse vom Herzoge von Lucca.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 31. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 9.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & i. K. Buchhandlung

Inhalt: Schumacher: Tantième. — Kreil: Doppler's wissenschaftliche Leistungen. — Mailänder Kunstausstellung. (Schluß.)

Allgemeine Tantième.

Von Andreas **Schumacher** in Wien.

Ein Wunsch.

Die kleinste Scholle Erde ist ein von dem Gesetze geheiligter Besitz. In der ganzen Christenheit bestehen Register über Art und Abstufung des Eigenthumsrechtes auf den der Menschheit anvertrauten Boden und jeder höhere Grad dieses Besitzes hat seinen Nachklang durch die Geschlechter der wechselnden Besitzer vom höchsten Machtbegriffe herab bis zum armen Waldbauern. Das ist bei Gütern des Geistes eben nicht der Fall; für diese besteht kein Grundbuch, kein Urbarium, keine Landtafel, kein goldenes Buch, denn sie können nicht abgetreten werden und ihre Resultate gehören der Welt.

Dieses überwiegende Ansehen des Bodens, der nicht blos die höchsten und zahlreichsten gesellschaftlichen Vorrechte ertheilt, wie zur Erinnerung, daß der Mensch von der Scholle genommen wurde, von dem die vollstreckende Gewalt selber ausgeht, indem er Stab und Schwert, Amt und Pfründe wie die Befugnisse armer Handwerker an seine Diener hingibt, verknöcherte den ganzen Rechtsbegriff in der Vorstellung der Materie. Jeder Grashalm steht unter dem Schwerte des Richters; wer einen Grenzstein überschreitet, der frägt: ob es der Herr erlaubt? das Wild im Walde mit Fell und Fleisch, mit Bart und Ambra ist dem Jagdherrn dienstbar. Wer einen Hasen fängt, einen Hut voll Nüsse abschlägt, seine Ziege weidet ohne Erlaubniß, den bezeichnet das Gesetz als einen Dieb. Wer aber einen Gedanken einsteckt, der die ganze Gesellschaft umwandelt, wer eine Entdeckung sich zueignet, die eine neue Welt enthüllt, der ist ein kluger Kopf und hat von keinem Gesetze Arges zu befahren.

Es war wohl billig, daß das 19. Jahrhundert endlich auch jenen Gütern einen Rechtsschutz gewährte, welche das zweite, und zwar höhere Element menschlichen Daseins, der Geist, verleiht; Güter, deren Begriff sich freilich spät entwickelte, deren Bestehen aber darum nicht minder klar, deren Werth darum nicht minder groß ist.

Nur zu lange galten die edelsten Hervorbringungen des Geistes als eine Art Ausschweifung oder menschliche Entartung, nahm die Volksmeinung das Genie als warnendes Beispiel oder höheres Wesen hin, und es bedurfte des härtesten Druckes der Zeiten, bis der Einfluß des Geistes überhaupt als eine Thatsache anerkannt und die Sicherstellung des Geistig-Wirkenden als ein Postulat des Gesellschaftszweckes ausgesprochen wurde.

Die Gesellschaft war längst von geistigen Einflüssen durchdrungen, als die Gesetzgebung zuerst auf den Schutz geistiger Erzeugung Bedacht nahm. Tausende von Geistig-Thätigen pochten damals schon murrend am Thore der Zeit und verlangten mitzuessen am Mahle des Lebens. Die Intelligenz forderte Einlaß für die von ihr besoldeten Heere; sie hatte dem Menschen die Wahl eröffnet zwischen ihr und der dumpfen Scholle, und die Völker waren ihr zugeströmt. Der Mensch des achtzehnten Jahrhunderts schon wollte lieber nicht besitzen, als durch den Besitz ein Knecht werden. Die Erzeugnisse des Geistes beschäftigten freie Hände, die Fabriken wurden Äcker ohne Frohndienst und Haibucken, kein Trabant stand hinter der Presse und kein Gerichtsdiener hinter dem Spinnrade; der Geist wirkte zum Gesellschaftszwecke, ohne die Freiheit seiner Werkzeuge zu beschränken.

Bald lernte der Grundbesitzer fühlen, wie thätig die Intelligenz an dem Aufblühen seines Besitzstandes mitwirke, wie er selbst mehr und mehr von ihr abhängig werde. Tausende hungerten oder jauchzten mit ihr, ja, wo der Aufschwung der Geister gelähmt ward, und diesen ihr Recht vorenthalten, da brach der Rache-Engel sichtbar als Hunger, als bleiche Ohnmacht, als rathlose Verwirrung, als Zerfall der Macht herein.

Es kam zum Abschlusse. Die Repräsentanten der Intelligenz wurden in das Bürgerthum des 19. Jahrhunderts aufgenommen. Das Gesetzbuch nannte sie unter den Berechtigten und Besitzern, und neben der bis nun einzigen Macht der Grundherrschaft erhob sich eine zweite, zwar nicht korporirte aber mit unauflöslichen Banden zu einem ewigen Bunde verschmolzene, überall zerstreute, aber dennoch immer einige, die Macht der Intelligenzen.

Die Industrie, als diejenige Art geistige Thätigkeit zu manifestiren, welche sich am deutlichsten versinnlicht und den materiellen Nutzen am realsten herausstellt, hat ihre Rechte

auch zuerst erkämpft. Sie beutet Meere und Ströme aus, legt Dörfer und Städte, Fabriken und Kanäle an, baut Schiffe und Lokomotive, betreibt Plantagen und Bergwerke, rottet Sümpfe und Wälder aus, und läßt dem Grundbesitzer, nachdem sie alles genommen, was sich auf, unter und ober dem Boden und den Wassern befindet, seinen Rang und seinen Boden. Eine Kraft verdrängt die andere in ihrem Dienste. Das stolze Weib hat die Riesen des Erdballs gefesselt, und einen nach dem andern in ihrer Werkstätte angeschmiedet. Sie hat den Stier und das Pferd, den Strom und die kreischende Flamme, den glühenden Dampf, Pulver, Queckfilber und gedrückte Atmosfären mit gebücktem Nacken in ihr Joch gespannt; endlich rief sie die stärkste aller Kräfte, die Spekulation herbei.

Und seither hat sich die Wissenschaft dem Gesellschaftszwecke unterworfen; die stille Forschung läßt sich auf den Markt der Kalkulanten führen. Diese wägen ihre Grundsätze auf den Goldwagen der Wechselstuben, und sprechen das mächtige Wort: Werde — oder vergehe!

Ja, der Kalkul beherrscht alle Geister, der Kalkul alle Hände, alle Kräfte der Natur, er befreit und verkauft Sklaven, macht Krieg und Frieden, erhebt oder stürzt den Wohlstand von Provinzen, — nicht einmal der Ertrag der Dinge, der mögliche Ertrag des Ertrages, der die Konkurrenten anzieht oder abstoßt, entscheidet über ihren Werth; der Werth des Geldes, der Werth des Papieres, der Werth der Dinge, die Macht der Ideen und der Nationen, es beruht endlich Alles auf den Differenzen.

So hat sich die Industrie von der Herrschaft des Bodens emanzipirt, ihre Ritter- und Verdienstorden, ihr Evangelium und ihre Kirche, ihre Separatverträge und Kongresse, freilich das Alles nur aus Spindeln und Zylindern, Pumpen, Walzen, archimedischen Schrauben und Penn'schen Kesseln, aber damit handelt sie weit höhere Dinge ein und streicht die Wohlhabenheit gewaltiger Städte und reicher Provinzen mit einem einzigen Ansatze in ihrem neuen Zolltarife aus.

Ach, welch' untergeordnete, winzige Rolle, in der Gesellschaft wie in den Gesellschaften dieses Jahrhunderts, spielt da eine andere Art Intelligenz; ich meine damit: die Kunst, die Filosofie, ich meine sämmtlichen Enthüllungen des Seelenlebens! Gleich Soldaten im Frieden ziehen sie blos zur Parade aus, damit man sie doch zeigt. Zwar haben eben sie die Bande der Nacht gebrochen, die Fesseln des Vorurtheils gesprengt, das blöde Auge entschleiert, doch die Befreiten sehen stolz auf ihre Befreier herab, die reichgewordene Technik nur mit Herablassung auf ihre arm gebliebene Freundin und Erzieherin, die Weltweisheit hin! Das Lokomotiv saust, das Dampfboot rüttelt den Strom auf, wer die Naturkraft freigemacht, wer Millionen zur Idee des Friedens und der Gesittung erhoben? wem diese Ausgleichung der heterogensten Lebenselemente in der Idee der Humanität, in dem Glauben an einen menschlichen Gesammtzweck verdankt wird? Wer fortwährend den Sinn für Schönheit nährt und allen Adern des Schaffens und Vertriebes neue Formen, neue Poesie, einen neuen Lebensstrom menschlicher Sympathien zuführt? frägt Industrie oder Grundbesitz, Adel oder Priesterschaft, Lehr- oder Wehrstand darnach?

Ich glaube, das ist das Werk des Künstlers ganz allein. Doch eben ihn rechnet kein Stand der Gesellschaft zu den Seinen! Niemand sieht seine Werke als ein Bedürfniß der Gesellschaft an, sein Gesetz ist daher noch ungeschrieben und sein kompetentes Forum noch nicht berufen. Oder kann man den sozialen Boden zeigen, auf dem er steht? Wenn er alt und krank wird, steht er dem Bürger und Kaufmann oder dem Soldaten gleich? Oder muß er herabsteigen bis zum Taglöhner und Facchino? Wer übt sein Recht, wenn er als Künstler übervortheilt oder beraubt wird, wie man Recht übt an dem Diebe eines Sackes Erdäpfel? Wer fördert seine großen Gedanken, wer erledigt seine Vorschläge, wer emittirt Akzien auf seine Werke?

Man braucht von dem geistigen Segen der Kunst eben noch nicht durchdrungen zu sein, um einzusehen, welche große Lücke in der menschlichen Gesellschaft durch das Erkalten und Absterben der öffentlichen Theilnahme für sie entstände. Wenn der Statistiker nachrechnet, wie viele Menschen die Kunst mittelbar oder unmittelbar ernährt, ohne geistige Sympathien, ohne ihr Hinübergreifen in allgemeine Kulturzustände in Anschlag zu bringen, so wird er finden, daß die Göttin, die so willkürlich an einzelne Lieblinge verschleudert, doch auch vielen Armen Brot gibt! Mit tausend und tausend Armen greift sie ins Leben hinein, unzählbare Stoffe und Kräfte werden ihr unterthan. Doch da ihr Prinzip ein unsichtbares, flüchtiges ist, ihr Erscheinen ein Zaubertraum, ein liebliches Wunder, so stehen ihre Bekenner demüthig eingereiht in den verschiedenen Verzweigungen des Lebens, und erscheinen bald im Gewande der Dürftigkeit, bald im Glanze himmlischer Verklärung. Ihr Reich ist noch heute nicht von dieser Welt, wenigstens nicht der deutschen, und so hat sie Auszeichnungen und Gnaden zwar, doch keine Rechte aufzuweisen. Partiell begünstigt, partiell ausgewiesen, hier mit Reichthum überschüttet, dort verlacht, für die eine Leistung vergöttert, für die andere verfolgt, muß die Kunst sich glücklich schätzen, wenn sie für ihr Eigenthum einige Jahre der Schonung, für ihre Sicherheit einige Quadratmeilen erfleht; gleich dort über der Grenze aber wohnen Barbaren, die berauben und plündern den Geist.

Wie einst der Schiffbrüchige an fremdem Gestade verkauft wurde, so bringt der Nachdrucker den Genius eines fremden Landes auf die Messe, und an Völkern, die sonst gar drollig breit thun mit der Beschützung ihrer Unterthanen, wird in Beziehung auf geistiges Eigenthum wahres Strandrecht geübt. Ja das bestehende Recht, welches das Eigenthum des Künstlers schützen soll, ist kostspielig und erst spät zu erlangen. Mancher mag müde geworden sein es zu suchen, bevor der gerechte und bereitwillige Richter es gewähren konnte. Zu kurze Zeit noch ist der neue Lebensgenosse eingeführt, und so muß er die Sturmglocke anziehen, wo er blos den Schardiener gebraucht hätte.

Und sprechen für die Kunst, außer dem reinen Rechtsbegriffe, dessen ernste Mahnung an und für sich entscheiden sollte, nicht weit sanftere und heiligere Stimmen noch zum Herzen der Menschheit?

Irgend ein großer Weiser (zu dessen Denkmal Wien dem Vernehmen nach auch nichts beitragen wird!) hat sie die Religion der Schönheit genannt, und in der That, was mildert wie die Kunst den Trotz der Selbstsucht, wessen Stimme wird

gehört werden im Getümmel dieser Zeiten, wenn nicht ihre? Wo der Verstand als Gottesläugner und die Volkswuth als Megäre auftritt, da entlockt der Künstler noch Thränen der Menschlichkeit! Bei allen Mächten des Himmels, haltet die Kunst hoch und streckt euren Arm aus zu ihrem Schutze, ihr Alle, die ihr dem Menschen einen friedlichen Heerd vertheidigt! An ihr halten Tausende von Seelen, die sonst keinen Anker haben. Die Erhebungen werden seltener in einer Welt, in der nur materielle Verhältnisse streiten! die Überzeugungen schwinden, wo man sich nur mit Kalkul abgibt, nur die Verklärungen der Menschheit altern nicht! Diese Verklärungen sind das Werk der Kunst, jener großen sanften Macht, die ihr heiliges Öl lindernd in die Brandmale der Menschheit gießt!

Laßt sie fortwachsen diese Ameisenhaufen der Industrie, laßt diese Tausende zu Zehntausenden, diese Zehntausende zu Hunderttausenden werden, und fragt dann, wo ist das Gefühl? wo schlägt ein Herz? wo lebt ein Glücklicher still für sich? — Glaubt nur, Eure Mechaniker werden Berge abschleifen und Seen verschütten, aber die Empfindungen der Masse veredeln, das werden sie nicht! Im russigen Werkstattleben der Spinnfabrik, am heißen Heerde der Lokomotiven werden die Blüthen der Seelen abgestreift! Rettet uns Ilium, rettet die Götter Homers!

Wo aber die staatsbürgerliche Begründung der Kunst zur Sprache kömmt, da soll die Bühne ihre Stimme zuerst erheben, so fordert es ihre vorgerückte Entwicklung, ihre Ausbreitung, ihr fortschreitender Einfluß auf alle geselligen Zustände, so ihr unmittelbarer mündlicher Verkehr mit den Großen und mit dem Volk. Sie hat alle anderen Künste dienstbar in und um sich vereinigt und ihr Medium, die menschliche Sprache, ist eben jenes göttlichste Vorrecht, welches die Menschheit über die übrige Schöpfung stellt. Seit zweitausend Jahren ist sie das echteste Geschichtsbuch der Menschheit, die Glorie ihrer großen Werke strahlt die Morgenröthe der Gesittung noch für Völker fernerer Zukunft. Sie ist der Zeiger am Nil! Bis hierher ward deutscher Geist befruchtet, werden Faust, Wallenstein und Nathan einstens sagen! Die Geschichte wird auch den Unterschied zwischen Hoftheater und Volkstheater, den wir machen, aufbewahren! sie wird auch die gesellige Stellung eurer großen Dramatiker prüfen, ihr deutschen Stämme! und sie mit der Stellung der großen Dichter anderer Nationen in diesem Jahrhundert vergleichen. Darum macht das Recht des Dichters zu dem euren, ehrt und belohnt ihn wie eine große Nation einen edlen Geist belohnt!

Ja, vom Dichter ist hier die Rede, vom dramatischen Dichter, und die Andern, die sonst noch der Bühne dienen, sollen nur als die Werkzeuge seines Geistes erwähnt werden. Er ist der Schöpfer ihrer Leistungen, er der geistige Konzipient ihrer Bilder, der oberste Leiter ihrer Richtungen und ihn vor allem, der ein Jahrhundert lang seinen Lohn nicht von seinem Volke, sondern von den Schauspielern empfing, hat dieses Jahrhundert in den endlichen Besitz seiner Rechte zu setzen, wenn es dem Geiste überhaupt ein Recht zugesteht.

Möge dieses Recht aber kein blos erreichbares, nur mit großen Schwierigkeiten, Zeit-, Geld- und Geduldaufwande zu erringendes, nicht blos ein Zugeständniß einzelner Staaten, Provinzen oder endlich gar Institute sein, sondern mitten aus dem Herzen deutscher Gesinnung sprudelnd, klar und einfach Recht sprechen zwischen ihm und den Instituten, die durch seine geistigen Hervorbringungen blühen. Es müsse dem Dichter ins Haus kommen, und der Verletzung und Umgehung schon vorgebeugt sein.

Alle andern Verhältnisse des Lebens sind nicht stehen geblieben, sondern fortgeschritten! Man hat den Bauer von der Scholle, den Medikus von seiner alten Therapie entbunden, man entbinde auch den Dramatiker von der Dienstbarkeit der Bühnen. Die Nation als solche hat vom Dramatiker noch nicht gesprochen!

Gern möchten wir uns fühlen als eine Nation, als eine Kraft in Wort und That! Deutsche Geschicke und Geschichte werden mit Ungeduld auf der deutschen Bühne erwartet, auch ist es uns klar geworden, daß die Bühne nie mehr allgemein befriedigen wird, wenn sie keine nationalere Richtung und Stütze erhält, weil ohne diese eben die charaktervolleren Schriftsteller eine andere Richtung einschlagen werden, und dennoch sollte dieses Jahrhundert nur Konzessionen für Eisenbahnen haben und keine Bande anerkennen als den Zolltarif?

Nein, so ist es nicht! Die Zeit ist vorgeschritten in Gesinnung und Thatkraft, und wird die Bergeslast materieller Interessen über den geistigen nicht vollends einstürzen lassen. Wenigstens möge man die materiellen Interessen der Geistigthätigen mit richtigem Blicke zu jenen Gegenständen reihen, bei deren zeitgemäßer Erledigung die Ehre des deutschen Namens, die harmonische Entwicklung der Gesellschaft und das Gedeihen der zartesten Keime nationaler Gesinnung betheiligt sind.

Christian Doppler's wissenschaftliche Leistungen.

Von J. **Kreil**, Adjunkt der k. k. Sternwarte in Prag.

Wenn die in diesen Blättern schon öfter laut gewordene Klage, daß Österreich's Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst viel zu wenig gekannt und erkannt werden, nicht erfolglos verhallen soll, so muß sie nicht nur mit schlagenden Gründen, sondern auch mit schlagenden Beispielen unterstützt werden, mit Beispielen von Männern, die durch die Fruchtbarkeit ihres Genies, durch die Originalität ihrer Ideen und die Wichtigkeit ihrer Arbeiten manchem gefeierten Namen an die Seite zu setzen sind, und darum auch gebührende Anerkennung in einem viel größeren Kreise, als in dem ihrer Freunde und Bekannten mit vollem Rechte ansprechen dürfen. Wenn diese Männer überdies der Gegenwart angehören, in unserer Mitte leben und wirken, und, in so ferne hierüber menschlichen Hoffnungen und Wünschen eine Äußerung erlaubt ist, noch lange nicht den Kulminationspunkt ihrer Thätigkeit erreicht haben, so ist ein solches Hindeuten auf sie um so mehr an seinem Platze, da das schrittweise Vorwärtsdringen überlegener Geister an und für sich eine der interessantesten Erscheinungen für den denkenden Beobachter ist, da es überdies die Art solcher Männer mit sich bringt, den Samen wohl auszustreuen, aber die Pflege und Befeuchtung der keimenden Pflanze anderen Händen zu überlassen, und da wir endlich nur durch dies Mittel den Nacherfindern die Mühe ersparen

können, eine hier schon gemachte Entdeckung oder Erfindung noch einmal zu machen.

In wie fern Hr. Christian Doppler in die Klasse solcher Männer einzureihen sei, wollen wir dem Leser selbst zu beurtheilen überlassen; aber zur Begründung seines Urtheiles wird er uns erlauben, ihn nicht auf kritischem, sondern nur historischem Wege mit den mannigfaltigen, in so viele Fächer der Naturwissenschaften einschlagenden Aufsätzen und Abhandlungen bekannt zu machen, in welchen Hr. Doppler die Früchte seines Denkens niedergelegt hat. Dies wird um so nöthiger sein, da einige davon, wie die meisten Erstlinge wissenschaftlicher Bemühung, fast unbeachtet vorübergegangen, andere aber in nicht sehr verbreiteten periodischen Werken enthalten sind, oder des abstrakten Gegenstandes wegen, den sie behandeln, nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangen konnten; und doch ist der Werth eines Mannes nur aus der Gesammtheit seiner Leistungen zu ermessen.

Bei Prof. Doppler erstrecken sich diese über ein weites Gebiet der reinen und angewandten Mathematik sowohl, als der fysikalischen Wissenschaften, und jede derselben hat ihren eigenthümlichen Werth, da sie auf irgend eine, der bisherigen Forschung entgangene Wahrheit aufmerksam macht, und aus ihr durch die scharfsinnigsten, oft ganz überraschenden Folgerungen die gemeinnützigsten Anwendungen ableitet. Die ersten derselben sind rein mathematischen Inhaltes und bereits um das Jahr 1830 im **XVII.** Bande der Jahrbücher des polytechnischen Institutes zu Wien veröffentlicht. Es sind die Aufsätze: »Über die Theorie der Parallelen,« — »über die Konvergenz einer unendlichen Logarithmenfolge,« — »über Kettenwurzeln und deren Konvergenz.« In dem ersten sucht der Verfasser auf einem seit Jahrtausenden vergeblich bearbeiteten Felde seine Sporen zu verdienen, und gewiß kann man seinem Beweise des Satzes: »daß in jedem geradlinigen Dreiecke die drei Winkel, zusammen genommen, gleich seien zweien Rechten,« großen Scharfsinn nicht absprechen.

Unter den Zweigen der Fysik scheint die Lehre von der Elektrizität zuerst die Aufmerksamkeit Hrn. Doppler's auf sich gezogen zu haben, denn wir finden schon im **XVIII.** Bande der erwähnten Jahrbücher einen Aufsatz »über die wahrscheinliche Ursache der Elektrizitäts-Erregung durch Berührung und der elektrischen Spannung;« wo der Verfasser als den Erklärungsgrund der elektrischen Erscheinungen den verschiedenen Grad von Dichtigkeit angibt, der im Innern eines festen oder flüssigen Körpers und an seinen Grenzflächen herrscht, woraus er auf eine sehr einfache Weise eine Menge von Thatsachen erklärt, die sich uns selbst im gemeinen Leben beim Reiben, Stoßen, Schlagen, Zermalmen der Körper vor Augen stellen, und die ihren Grund höchst wahrscheinlich nur in der Elektrizitäts-Erregung finden. Diese Arbeiten, in Verbindung mit Hrn. Doppler's gleichzeitigen Leistungen am k. k. polytechnischen Institute zu Wien, waren es ohne Zweifel, welche im Anfange des Jahres 1835 eine sehr ehrenvolle Berufung desselben als Lehrers der höheren Mathematik und Fysik an die Realschule zu Bern herbeiführten; seine patriotische Gesinnung ließ ihn einer zu derselben Zeit erfolgenden, in pekuniärer Beziehung minder vortheilhaften, aber vaterländischen Anstellung den Vorzug geben.

Zu derselben Klasse von Arbeiten gehören auch die Aufsätze: „Über eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der elektrischen Spannung,« in Baumgartner's Ztsch. für Fysik und Mathematik 1837, 8. Heft, die auch im Auslande mit Beifall aufgenommenen »Betrachtungen über das Große und Kleine in der Natur, ebenda Heft 11 und 12; und: »Bedenken rücksichtlich einer beim Zusammenschlagen zweier Kieselsteine vorgeblich bemerkten elektrischen Lichterscheinung,« in Poggendorff's Annalen der Fysik, Bd. 49 S. 505, so wie die auf Doppler's Veranlassung am Wiener polytechnischen Institute angestellten Versuche über den Einfluß der Elektrizität auf die Ausdehnung der Metallstangen, woraus sich das sehr interessante Resultat ergab, daß sie durch Elektrizität nicht ausgedehnt, sondern verkürzt werden, eine Thatsache, die gewiß von jedem Forscher, der in das Wesen dieser geheimnißvollen Kraft tiefer eindringen will, stets im Auge behalten werden muß.

Unter den Erscheinungen, welche die Natur unabläßig unseren Sinnen vorführt, gibt es eine Menge, von denen es uns nicht vergönnt ist, vielleicht nie vergönnt sein wird, ihren Entstehungsgrund vollständig einzusehen; gleichsam als hätte die große Meisterin sie als Masten für die Turnübungen des menschlichen Geistes hingestellt, an denen Unzählige hinaufzuklettern versuchen, ohne je den Gipfel erreichen zu können. Dahin gehören besonders viele Erscheinungen, die sich auf die Himmelskörper beziehen, an denen Kräfte vorhanden sein können, ja vorhanden sein müssen, von denen wir Erdenbewohner uns nichts träumen lassen. Die Schwere und das Licht sind die feinen Bande, die uns an die Sternenwelt fesseln, und die dahin einschlagenden Fänomene können nach den bekannten Gesetzen erörtert werden, welchen diese Kräfte und Substanzen unterworfen sind. Wenn aber, wie es höchst wahrscheinlich ist, noch andere Kräfte ins Spiel kommen, oder auch nur die auf unserem Planeten vorhandenen im überschwänglichen Maße thätig sind, wie z. B. bei den Kometen, der Sonne und der Einwirkung dieser auf jene, so können wir keinen anderen, als den schlüpfrigen Weg der Hypothese betreten, welcher, wenn auch nicht unmittelbar zur Gewißheit, doch oft zu einem sehr hohen Grade von Wahrscheinlichkeit führt. Da aber, wo es sich blos um Meinungen handelt, welche nicht durch die starren Pfeiler mathematischer Disziplinen unterstützt werden können, Jeder sich die seinigen zu äußern, oder die von Anderen geäußerten zu beurtheilen berufen fühlen kann, so stößt man auf diesem Wege auf häufige Widersprüche, welche aber, vorausgesetzt, daß sie nicht ganz aus der Luft gegriffen sind, oft eine tiefere Begründung der zuerst ausgesprochenen Ansicht zur Folge haben.

Auch Hr. Doppler hat diese Erfahrung mehrfach gemacht, sowohl bei der Veröffentlichung seines Aufsatzes: »über die Durchsichtigkeit der Kometenkerne und die Erscheinung der leuchtenden Punkte im Monde« (S. Baumgartner's Zeitschr. 1837, 5. Heft. S. 193), als auch eines spätern: Über das farbige Licht der Doppelsterne und einiger anderer Gestirne

des Himmels« (Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, Prag 1842). Daß aber der Verfasser auf ungegründete Angriffe, wo sie immer herkommen mögen, gründlich zu antworten verstehe, hat er in diesen Blättern (Literaturblatt Nr. 15, März 1844) gezeigt, und wenn ich über den letzten Aufsatz auch noch eine Meinung zu äußern wage, so ist es nur deshalb, weil sie nicht blos meine individuelle ist, sondern weil mir von namhaften Autoritäten dieselbe Ansicht mitgetheilt wurde, daß nämlich die, in dieser Schrift ausgesprochene Idee unter die schönsten und fruchtbarsten gehöre, welche in neuerer Zeit in diesem Gebiete bekannt gemacht worden sind. Auch ist dieselbe keineswegs rein hypothetisch, sondern eine strenge Folgerung aus den Gesetzen der wellenförmigen Fortpflanzung des Lichtes, und in so ferne ein Prüfstein der Wellentheorie, welche, wenn sie wirklich die wahre ist, die von Doppler daraus abgeleiteten Erscheinungen hervorbringen muß, und, wie der Verfasser zeigt, einige derselben auch wirklich hervorgebracht hat. — Hiermit verwandt, sowohl dem Gegenstande als der Anwendung nach, ist ein in diesem Jahre erschienener Aufsatz: »Über eine, bei jeder Rotation des Fortpflanzungsmittels eintretende eigenthümliche Ablenkung der Licht- und Schallstrahlen« (Abhandlungen der k. böhm. Ges. d. Wiss. Prag 1844), welche der Verfasser ebenfalls auf mehre, theils schon bekannte, theils neue Probleme der Astronomie anwendet.

Beide Aufsätze liefern nicht nur für die Astronomen sehr bedeutende Winke, wohin sie, wenn in Zukunft ihre Instrumente noch schärfere Beobachtungen erlauben, ihre Aufmerksamkeit zu richten haben; sondern sie sind auch jetzt schon höchst schätzbare Beiträge zur Wellenlehre, welche in keinem Werke, das die Optik oder Akustik nur einiger Maßen vollständig behandeln will, unbeachtet bleiben dürfen. Denn, wenn Licht und Farbe überhaupt durch Schwingungen einer feinen Substanz, des Äthers, hervorgebracht, und ihrer Stärke und Beschaffenheit nach durch die Größe und Schnelligkeit dieser Schwingungen bedingt werden, so ist es nicht gleichgiltig, ob der leuchtende Körper in Ruhe, oder ob er gegen uns, oder von uns weg in Bewegung ist. Ist das erste der Fall, nämlich, bewegt er sich gegen uns, so werden in derselben Zeit mehr Ätherschwingungen unser Auge treffen, als wenn er in Ruhe wäre; und wenn seine Schnelligkeit sehr groß ist, so kann dieser Unterschied hinreichend sein, die Intensität oder Farbe des Lichtes abzuändern. Eben so, wenn er sich von uns bewegt, in welchem Falle weniger Schwingungen in derselben Zeit an die Netzhaut unseres Auges anschlagen. Daß derselbe Erfolg eintreten müsse, wenn zwar der leuchtende Punkt in Ruhe, aber unser Auge in Bewegung ist, sieht wohl jeder von selbst ein. — Diese Grundidee, welche in der Abhandlung über das farbige Licht der Doppelsterne durchgeführt ist, scheint so natürlich, daß man (jetzt, nachdem Doppler darauf aufmerksam machte) nicht begreifen kann, wie sie so lange übersehen werden konnte, und eben so fruchtbar ist sie in ihrer Anwendung auf Akustik und Astronomie. Sie bietet uns z. B. ein Mittel dar, die Richtung und Schnelligkeit der Bewegung der Fixsterne aus dem beobachteten Farbenwechsel zu erkennen; denn, wenn die Bewegung eines leuchtenden Punktes mit der Änderung seiner Farbe verbunden sein muß, so muß man auch umgekehrt aus der Änderung seiner Farbe auf die Art der Bewegung schließen können, vorausgesetzt, daß in seiner fysischen Beschaffenheit kein Wechsel vorging, der jene Änderung bewirkt. Wenn z. B. ein Stern in früheren Zeiten im weißen Lichte schimmerte, und sein Licht seither eine grünliche Färbung angenommen hat, so kann gefolgert werden, daß seine Bewegung der Art ist, daß er sich jetzt der Erde mehr nähert, als früher; das Umgekehrte kann man schließen, wenn sein Licht vom Weißen ins Gelbliche oder Orangefärbige übergeht. Solche Farbenänderungen der Sterne sind am Himmel unläugbar vorgegangen, waren aber bis jetzt dem Astronomen ein Räthsel, zu welchem Doppler höchst wahrscheinlich den Schlüssel geliefert hat. Eben so einfach erklärt sich aus dieser Idee manche andere Erscheinung, z. B. der Wechsel der Lichtstärke bei den veränderlichen Sternen, die röthliche Farbe, die ihnen allen gemeinsam ist, das Erscheinen und allmälige Wachsen mancher Sterne, welche dann wieder schwächer werden und für immer verschwinden, wie der berühmte Stern, welcher von Tycho in der Cassiopeja beobachtet wurde.

Einer fast eben so häufigen Anwendung in der praktischen Astronomie ist die letzte der oben erwähnten Abhandlungen fähig, welche auf die Ablenkung der Licht- oder Schallstrahlen aufmerksam macht, die bei jeder Rotation des Fortpflanzungsmittels eintreten muß. Diese Ablenkung läßt sich bei allen rotirenden Massen, wenn sie ja der Art sind, daß das Licht einen Theil derselben, z. B. ihre Atmosfäre durchdringen kann, genau bestimmen, kann also zur Entscheidung der Frage dienen, ob die Planeten mit Atmosfäre umgeben sind, welche mit ihnen rotiren, und wie hoch dieselben reichen; ob das Zodiakallicht von der rotirenden Sonnenatmosfäre herrühre, oder seinen Grund in unserem Luftkreise habe; ja selbst auf die äußersten Marken der von uns wahrnehmbaren Schöpfung, auf die Nebelflecken, erlaubt Doppler's Theorie eine Anwendung, denn sie bietet das vielleicht einzige Mittel dar, zu bestimmen, ob auch sie in rotatorischer Bewegung, und mit welcher Geschwindigkeit begriffen sind.

Es würde uns zu weit führen, auch nur in Kürze alle die Folgerungen zu erwähnen, welche aus den in obigen beiden Schriften durchgeführten Ideen abgeleitet werden können. Es genügt, den Leser darauf aufmerksam gemacht und das Verdienst hervorgehoben zu haben, das sich der Verfasser um diese Zweige der Wissenschaft erworben hat.

Ein anderes Gebiet, in welchem Doppler's Erfindungsgabe in eben so schönem Lichte glänzt, ist das der praktischen Mechanik. Seine Verbesserung des Meßtisches (S. Heßler's enzyklopäd. Zeitsch. 1843) ist gewiß für jeden praktischen Geometer wichtig; eben so kann dem Zyklografen, einer Vorrichtung, welche beliebige Kreisbögen von noch so großem Halbmesser kontinuirlich zu verzeichnen erlaubt (S. dieselbe Zeitschr. 1842 Heft 2) mannigfaltige Anwendung, z. B. bei den Tracen der Eisenbahnen, bei Gartenanlagen u. dgl. nicht abgestritten werden, und wenn auch ein Instrument, das den Zweck hat, die Carteſischen Ovallinien kontinuirlich zu verzeichnen (S. dieselbe Zeitschr. 1842 Heft 9), Manchem von seltenem Gebrauche scheinen dürfte, so ist dafür eine andere Erfindung, das Diastemometer (Fernmesser), das durch bloßes Anvisiren die Entfernung eines Gegenstandes vom Beobachter zu

messen erlaubt, desto gemeinnütziger. Hr. Doppler hat die Beschreibung dieses Instrumentes, dem wir bald eine recht vollendete Ausführung wünschen, in einer der letzten Sitzungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgetragen. — Eine andere Erfindung wird jetzt, wo der vieljährige Wettkampf zwischen Linsen- und Spiegelfernröhren durch die Ausführung riesenmäßiger Apparate beider Arten in England und Frankreich auf's Neue sich zu beleben scheint, gewiß bald Anerkennung und Anwendung finden. Es ist die eines Metallgemisches, das alle bisher bekannten an Reflexionsvermögen (Spiegelung) bedeutend übertrifft, und wovon die Beschreibung vor Kurzem in der enzyklopäd. Zeitschrift von Heßler gegeben worden ist. Zwei neueste Gedanken desselben Urhebers, welche ehestens ihrer Veröffentlichung entgegensehen, dürfen, als dem Gebiete der Technik und Fysik angehörig, hier noch erwähnt werden. Der erste betrifft eine neue Art von Hebelpresse mit transmutirendem Hypomochlion, der zweite einen neuen Fotometer, durch welchen sich die relative Lichtstärke sehr schwach leuchtender oder beleuchteter Körper leicht und genau ermitteln läßt. Es dürfte durch dieses Instrument der Meteorologie möglich werden, die Dämmerungsgrade und jene der beziehungsweisen Heiterkeit der Atmosfäre genauer als bisher festzustellen. Beide Ideen liegen bereits in Modellen verkörpert vor, und erwarten nur ihre vollendetere Ausführung durch die Hand eines geschickten Künstlers.

Die bis jetzt erwähnten Leistungen Doppler's liefern wohl schon einen vollständigen Beweis von der Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit seiner Erfindungsgabe, und doch sind wir mit der Aufzählung derselben keineswegs zu Ende. Es erübrigt noch, von denjenigen umfassenden Arbeiten zu sprechen, durch welche er das Gebiet der mathematischen Wissenschaften im engeren Sinne zu erweitern suchte, und unseres Erachtens auch bedeutend erweiterte, nämlich von zwei Abhandlungen, von denen die erste unter dem Titel: »Versuch einer analytischen Behandlung beliebig begrenzter und zusammengesetzter Linien, Flächen und Körper« (Prag 1839) in den Abhandlungen der k. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. V. Folge 1. Band, die zweite in dem folgenden Bande dieser Abhandlungen unter dem Titel erschien: „Versuch der Erweiterung der analytischen Geometrie auf Grundlage eines neu einzuführenden Algorithmus." Prag 1843. Der Zweck dieser Arbeiten ist, ein Verfahren anzugeben, durch welches nicht nur wie bisher, alle in sich zurückkehrenden oder ins Unendliche ausgedehnten geometrischen Größen (Linien, Flächen und Körper), sondern Größen von was immer für einer Begrenzung und Kombination, Linienstücke, unregelmäßige Figuren, Polygone und Körper, einzeln oder in ganzen Systemen, wenn nur ihre Bestandtheile einem Gesetze unterliegen, der analytischen Behandlung unterzogen werden können. Jeder, der nur einigermaßen mit der Geometrie und ihrer Anwendung auf Technik vertraut ist, wird einsehen, daß die Angabe eines solchen Verfahrens eine ungemein nützliche Erweiterung der mathematischen Disziplinen ist, denn wie gering ist die Anzahl der reinen mathematischen (geschlossenen oder unendlich ausgedehnten) Formen, mit denen es die Technik zu thun hat, im Vergleiche mit den unendlich vielen Theilen oder Zusammensetzungen derselben, die in ihr zur Anwendung kommen, und wie wünschenswerth muß es daher sein, daß die Erfindung unseres genialen Autors recht bald ins praktische Leben verpflanzt werde; obschon wir dadurch keineswegs zugestehen wollen, daß ihr Werth blos auf technische Anwendung bedingt sei, sondern vielmehr glauben, daß die Mathematik selbst durch sie ihre Grenzen bedeutend erweitert sieht. Denn man kann wohl nicht läugnen, daß die analytische Geometrie durch diese Anwendung auf begrenzte Gegenstände und auf Systeme von Objekten, so wie durch die Einführung eines unveränderlichen Koordinaten-Systemes und die Ausbildung, oder eigentlich Begründung der geometrischen Metamorfose erst einen würdigen Wirkungskreis finden werde.

(Fortsetzung folgt.)

Mailänder Kunstausstellung im September 1844.

(Schluß.)

Weniger glücklich schien uns die Auffassung von Saladin und Giselda, und so auch die Seeräuber; man liest da in den Mienen keine Spur des unter täglichen verwildernden Gefahren durchgemachten verbrecherischen Lebens. Eben so haben, was wir, mit Beziehung auf eine oben aufgestellte Bemerkung von uns, als einen Mangel an künstlerischer Auffassung des Lebens bezeichnen würden, auf dem großen Gemälde **Barnabo Visconti prigioniero colla famiglia nel castello di Trezzo** alle betheiligten Personen nur den gleichen Ausdruck von Schmerz, in ermüdender und auch nicht einmal wahrer Eintönigkeit, ohne daß dort eine Beigabe von Hoffnung, da eine von Erbitterung, da von Ergebung u. s. w. sich offenbarte und Platz machte.

Zuccoli Luigi. Ohne auffallender Kunstvollendung zeigen seine Gemälde viel wahre, treffende Auffassung und Kunstfertigkeit; z. B. der Landmann nach schwerer Arbeit mit dem Gefühl des Wohlbehagens den stärkenden Trunk herunterschlürfend, und so der Bettler, u. a. m.

Folz Filippo. Eine belebte Szene aus dem Tirolerkrieg.

Riccardi Paolo. Vortreffliche Aquarellzeichnungen. Die Hütte des Armen. Mutter und Kind auf Augenblicke von dem Schlafe der Erschöpfung niedergeworfen, und der Vater, mit Verzweiflung ringend, deren baldigem Erwachen entsetzt entgegensehend. Der Bettler. Die Abendgesellschaft. Alles ungemein geistreiche, lebendige Schilderungen, sämmtlich in die Rokkokozeit und auf holländischen Boden versetzt.

Durini Alessandro. Gleichfalls eine Reihe höchst ausgezeichneter Aquarellzeichnungen häuslicher Szenen: die Schachpartie; das Familien-Nachtmal; die Sing-Gesellschaft, Alles in die Rokkokozeit und auf holländischen Boden übertragen. In derselben Art sind auch die in dieser Ausstellung immer viel bewunderten Gemälde des:

Manzoni Ignazio. Das Dorffest; die **giuocatori alla mora**; der **amico dei poveri**; die **aggressione** u. s. w. in dem Gewande der Rokkokozeit, gleichsam auf einem neutralen Boden, um gewissermaßen unabhängig von Sitte und Gegenwart sich ungebundenen Schilderungen beabsichtigter Gemüthszustände hingeben zu können. Jede Zeit wie jede Tracht hat ihre großen Männer

aufzuweisen, und so mag man sich denn der Richtung überlassen, wenn dahin der Drang gerichtet ist, nur ist es eine gefährliche Quelle, aus der man schöpft; dieselbe nämlich, wo man es z. B. im dreißigjährigen Kriege ganz geschmackvoll fand, einem aufrecht, auf den Hinterbeinen einherschreitenden Löwen in die eine erhobene Tatze ein gezogenes Schwert, in die andere ein aufgeschlagenes Buch zu geben, und durch eine Umschrift, die auch das Heilige nicht schont: **dirigit ex alto chori Deus arma leonis**, der Widersinnigkeit die Krone aufzusetzen. Der Gipsabformer mit der Büste unter dem Arm; der mit weit geöffnetem Munde lachende Junge, der in der Lotterie gewann, sprechen denselben gesunden derben Humor des Künstlers aus.

Coghetti. Amor und Psyche's Vermählungsfeier und Festgelag der Götter. Eine kühne, reiche, lebensfrische Zusammenstellung, nicht ohne kleiner schalkhafter Züge; das Licht ist, wie es den ewig heiteren Höhen des Olymps ziemt, gleich vertheilt und glänzend, und ganz vortrefflich sind die schwebenden, Rosen von oben herabstreuenden Figuren der Horen und Grazien. Aber der Künstler hat sein Gemälde nicht mit durchaus gleicher Vollendung ausgeführt, Jupiter ermangelt aller Hoheit, Herkules ist wohl fleischig, ohne ein Bild der Kraft zu sein u. s. w.

Sogni Giuseppe. Porträt, ausgezeichnet. Welch' ein Reichthum an Stoffen, Seide, Sammt, Gold; was man sonst einzeln diesem oder jenem Maler zum Lobe anrechnet, findet sich hier zu einem glänzenden Ganzen vereinigt.

Schiavoni Natale. Nebst den schon aus der früheren Ausstellung zu Venedig bekannten Gemälden, beurkundete hier eine lebensgroße, auf einem Ruhebette halb aufgerichtet vorgestellte weibliche jugendliche Gestalt, die beneidenswerthe Kunst des Meisters in Zeichnung und Farbengebung.

Bosa Eugenio. Von dem rühmlich bekannten Venetianer Künstler waren hier: **Una festa al Lido; famiglia di pescatori; la custode di una cappelleta** mit großer Naturwahrheit geschildert.

Rillozi. Halbe Figur des Dogen Marino Falieri, über Lebensgröße. Sie zürnt wirklich, die Heroengestalt, aber fast übermäßig; sogar der Löwe auf der Rüstung scheint einigermaßen den zürnenden Ausdruck zu theilen.

Malatesta Adeodato. Porträt in Lebensgröße einer jungen Dame im Reiteranzuge, sehr glücklich behandelt. **La beata Vergine, Sant' Alfonso ed un altro Santo.** Die heilige Mutter Gottes, eine liebliche Gestalt, mit dem Jesukinde, in dem sich aber nicht der Herr des Himmels zeigt, zwischen zwei stehenden Heiligen. Unten, in der Art der alten Maler, ein singendes Engelpaar. Und sie singen aus Herzenslust diese Engelchen, und auch die Heiligen sind möglichst daran, die Inbrunst ihrer Frömmigkeit darzulegen, mehr als zu dem ruhigen Eindrucke solcher Bilder paßt; selbst in dem Sinne jener alten Meister, wo diese Gestalten blos, einmal den inneren Einklang der Gefühle, die ja bei dem Heiligen thront, andeuten, dann dasselbe mit den Anzeichen von Würde ausstatten und umgeben sollten.

Tobias seinen blinden Vater heilend. Die höhere Natur des begleitenden Engels, wie wenig wußte sie der Künstler herauszuheben!

Maldura Carlo. Tobias mit der Sarah, noch in Folge der Aufgabe der Venetianer Akademie. Die Stellung der scheidenden Sarah hat etwas ungemein Reizendes, man errathet, der Maler blieb bei dem Theile des Abschiedsgrußes' der Eltern, wo sie sich auf Nachricht von Enkeln freuen. Jakob und vollends der begleitende Schutzengel zu unbedeutend gehalten.

Gualdi Ant. Großes Altargemälde, nach Piacenza für die Kirche **La Madonna della campagna** daselbst: der heil. Ludwig und andere Heilige; sehr verdienstvoll, aber in den Heiligen zu wenig der Ausdruck wahrer selbstbewußter Frömmigkeit; das ist auch nicht das glänzende Blau der höheren himmlischen Räume, worin sie schweben, es hat zu viel Erdenfarbe.

Bergametti Franc. Lebensgroßes Porträtgemälde: der Gemal neben seiner Frau stehend, die eben daran ist, ihr kleines Kind zu porträtiren. Eine kräftige Zusammenstellung.

Focosi Roberto. Eine sehr belebte Szene in Lebensgröße: die junge Reisende, sich in den hohlen Baum zusammendrückend, um sich den Blicken des verfolgenden Räubers zu entziehen. Man sieht im Thal den beraubten Wagen. Nicht von vollendeter Vollkommenheit, aber nicht ohne Verdienst.

De Magistris Franc. Porträts, nicht ohne Verdienst.

Banfi Ant. Italia erweckt den schlummernden Genius der Dichtkunst bei der am Fuße der Statue Dante's hervorsprudelnden Quelle; gewiß ein großer schöner Gedanke, den der Künstler da ausdrücken wollte, ohne sich denselben ganz klar gemacht zu haben, weshalb sich in der Darstellung einige bezeichnende Züge verwirren. Vortrefflich ist die, zu einem hohen Felsen gewordene Statue Dante's, mit dem scharf ausgeprägten Antlitz, im öden Bergthal, von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet; zierlich eingefaßt (statt schöpferisch wild zu sprudeln), ist darunter die Quelle, wobei ein sehr schmächtiger geflügelter Knabe, aber ohne höherem geistigen Ausdrucke im Angesichte, den Italia, in Matronengestalt, aufzurichten beschäftigt ist. Man verweilt nur unbefriedigt bei diesem Theile der Darstellung, und muß es sich sagen, wie so viel ernstlichem, höchst achtungswerthen Streben gerade nur die höhere geistige Weihe abgeht.

Gandolfi Camilla, Hofmalerin des k. Hofes von Sardinien. Vortreffliche Porträts in Aquarell.

Mensi Franc. Eine Reihe von zum Theile großen Gemälden. Psyche, von Zefyr durch die Lüfte getragen, eine niedliche Vorstellung. Mit einigem Studium der Antike hätte auch Zefyr den Ausdruck gewonnen, der dem sanften Wehen des Frühlingswindes besser entspräche; in solchen Verkörperungen von Begriffen und unsichtbaren Wesen ist es immer gewagt, wenn unsere Zeit sich gerne selbstständig gestalten möchte. — Viel zu derb für die Dichtung ist Angelika auf dem andern Bilde; vollends die Nachtszene **Ratto di Olanda, moglie di Amedeo IX.**, trägt ganz den Ausdruck der schauerlichen Darstellungen, wo das schreckhafte Mondlicht nicht fehlen darf. Offenbar hat der Künstler entschiedenes Talent, und es hängt nur an der einzuschlagenden

Richtung. Die Religion in Wolken schwebend, das ist aber nicht Äther, hat viel zu viel von Erde.

Garberini Giov. B. L'apparizione della beata Vergine a S. Luigi. Ein wahrhaft klassisches Gemälde, und eine schöne Ruhe in der ganzen Auffassung. Man würde glauben, der Künstler habe vorzugsweise die Muster der spanischen Schule studiert, ein so strenger Ernst des Ausdrucks herrscht darin vor.

Podesti Cav. Franc. David mit der schönen Mikal, ein großes glänzendes, in den Figuren kühn gezeichnetes Gemälde: König David, seine hohen Gesänge mit der Harfe begleitend, denen die schöne Gestalt der Mikal mit lieblicher Begeisterung horcht. Wahre Weiblichkeit läßt sich so gerne hinreißen zu hingebender Bewunderung höherer geistiger Vollkommenheit, und der Künstler enthüllt da ein großes Geheimniß fest zu begründenden häuslichen Glückes, doch füllt das Gemälde das Gemüth nicht aus, weil die Beiwerke darin zu viel vorherrschen.

Das große Altarblatt: **Il patrocinio dei santi martiri Faustino e Giovita** für die Basilika Faustiniana zu Chiari, ist ein eben so glänzendes, mit kühner Übung und Sicherheit gezeichnetes Gemälde, wenn gleich der Chor der Engel etwas schwer und unbehilflich erscheint. Der Ernst höherer Überzeugung spricht sich in den Heiligen aus, aber er bricht noch zu scharf, zu schneidend aus den blitzenden Augen, weil es eben nichts Leichtes ist, um die treffende Darstellung dieser so hohen inneren moralischen Weihe.

Die Toilette der Venus, ein kleines Gemälde, aber von reicher künstlerischer Darstellung. Liebesgötter leisten geschäftige Beihilfe, während die Göttin selbst sich den schmückenden Händen der Grazien überläßt. Man konnte in so kleinem Raume nicht eine größere Fülle schöner Körperformen entfalten. Wie mochte doch der Künstler den stehenden, schweren eckigen Spiegel der neueren Ankleidezimmer beibehalten, der schneidend und trennend sich in das niedliche Ganze hineindrängt! Und vertraulicher und bequemer als es für eine Grazie in der Nähe ihrer mächtigen Gebieterin ziemt, hat er die Stellung der Einen gewählt.

Caimi Ant. Enthauptung des heil. Johannes des Täufers. Der Heilige kniet, vor sich niedersehend, ganz im Hintergrunde stehen die Gewaffneten Wache haltend; der Nachrichter schwenkt das Beil, das nach seiner ganzen erschreckenden Breite und Schwere vorgestellt ist. Ganz gutmüthig steht die alte Amme dabei, auch schon die Schüssel für das Haupt bereit haltend, und neben der Alten die jugendlichere Herodias, an den Falten ihres Schleiers richtend. Wie kann man voraussetzen, bei solcher Art der Auffassung, der übrigens offenbar fleißige Künstler habe die Bedeutung des Vorgangs gefühlt, wovon er keine der näheren erschütternden Beziehungen zu bezeichnen unternahm!

Appiani Andrea. Ein schöner Ernst spricht aus den weiblichen Porträts; man gewinnt Achtung vor den dargestellten jungen Damen. Leonardo da Vinci beschäftigt das Porträt der Gioconda zu malen. Es langt eben nicht hin, ist aber eine häufige Täuschung, merkwürdige Personen zu Gegenständen von Darstellungen zu wählen, weil die Theilnahme aus der vorgestellten Handlung hervorgehen muß, die hier viel zu kalt läßt.

Pallavera Giov. Porträt in Lebensgröße. Ein etwas ältlicher Mann seiner Gemalin Blumen bietend; recht gut gedacht, wehe der Haushaltung, wo auch in den späteren Jahren noch, der Mann der Frau nicht eine Blume unschuldigen Vergnügens zu bieten, diese dafür keinen Sinn hat! Eben so brav gemalt als gedacht, Zeichnung gut, alle Stoffe, Sammt, Gold, Tuch, Teppich vortrefflich gegeben.

Francioli Enrico. Porträts, mit viel Geschick.

Massieri Leopoldo. Vortrefflich das junge Landmädchen im Sonntagschmuck; und wie es selbst sich der Ruhe und des Scherzes erfreuen darf, so läßt es auch die Turteltäubchen im Schooße spielen und sieht mit kindlicher Freude zu. Großes Gemälde und eine wahre Zierde. Der Bettler mit viel Wahrheit der Empfindung. Man sieht, der sonnenverbrannte alte Mann hat noch viel härtere Tage erlebt und dankt dem Himmel für das Gute, dessen er eben genießt.

Campini Luigi. Tebaldo Brusato condotto prigioniero alla tenda di Enrico VII. che ricusa di sottoscrivere la resa di Brescia. Das soll ein historisches Gemälde sein. Der Kaiser ist wirklich sehr zornig und erhebt sich von seinem Thronsitz, während der Kardinal ruhig darein sieht, und Tebaldo mit großer Selbstzufriedenheit seine Weigerung entwickelt. Es fehlt die Mutter nicht, nicht die Gemalin, nicht an einer großen Zahl umstehender Personen, an in die Höhe gerichteten zornsprühenden Augen, — nur an historischer Würde und Wahrheit der Auffassung. In derselben Art ist von

Ponti Daniele: la dieta in Pontida della lega lombarda wenig richtig gezeichnet, wenig glücklich beleuchtet, aber desto weniger ermangelnd an bleichen Gesichtern, krampfhaft gestreckten Händen und Füßen u. dgl.

Banfi Ant. Apparizione notturna della monaca Salamanca nel castello di Spital in Carinzia, secondo una leggenda di quel Castello. Nicht ruhen können, wenn die Natur zur Ruhe ruft! Ein Geist der sich nicht aufschwingen kann, der immer wieder in die irdische Hülle zurückkehrt, in der er sich zu sehr an niederere Gelüste fesselte, um erbärmlicher Eitelkeiten willen mit Härte die Gesetze der Menschlichkeit verletzte, mit zerstörendem Kummer des Nebenmenschen Herz füllte! — Warum doch solche Sagen sich nur an Schlösser ketten, und nicht an die kleine friedliche Hütte? Ist es, weil dort so viel mehr Mittel, die so wohlthätig konnten verwendet werden, der ungezügelten Leidenschaft zu vernichtendem Drucke zu Diensten stehen? Auf keinen Fall war der Künstler der schweren Aufgabe gewachsen; aus den Augen mußten die Blitze leuchten, welche die neue Gegenwart des unheimlichen Gastes in der morschen Gestalt zu verkünden hatten, von solchem Geiste getragen, konnte die Bewegung nur heftig, aber fest gegeben werden. Der Künstler weiß nicht Tag nicht Nacht zu sondern, ahnet die Wirkung eines, zu einem bestimmten Zwecke aufgesparten Lichtstrahls nicht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 23. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 10.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schumburg's & K. Buchhandlung

Inhalt: De Castro: Über Geschichtsforschung in Italien. — Richter: Kopatsch's Erledig. des röm. Stuhles. — Die neuböhmische Literatur. (Schluß.) — Kreil: Doppler's wissenschaftliche Leistungen. (Schluß.) — Personalnachrichten. (Fortsetzung.)

Zustand der Geschichtforschung in Italien.

Von Prof. **De Castro** in Padua.

2. Artikel.*)

Historisch-filosofische Studien.

Kein Zeitpunkt war für die Anfänger einer Filosofie der Geschichte befruchtender, als der gegenwärtige. Die Alten hatten einen allzubeschränkten Gesichtskreis von historischen Thatsachen, um tiefgedachte Allgemeinheiten daraus entwickeln zu können; da sie sich blos um zwei Mittelpunkte — Griechenland und Rom — bewegten; und so erhob sich denn auch, — wenn man Platon ausnimmt, welcher in der mythologischen Weisheit die Grundzüge der Staatenbildung ahnete, — sonst keiner von ihnen so hoch, die Geschichte als Wissenschaft zu betrachten. Unter den Neuern war **Vico** der Erste, der — seinem Zeitalter voreilend — jene ideale, ewige Geschichte ausfand, diesen fruchtbaren Schößling bedeutsamer Forschungen für die scharfsinnigen Denker unserer Zeit. Und ob die Ausländer gleich auf dem Felde, das der mächtige Geist des Neapolitaners eröffnet hat, wohl die ergiebigste Ernte dürften eingesammelt haben, so blieben doch auch die Italiener nicht ganz unthätig, wie die Namen **Bertola**, **Pagano**, **Cuoco**, **Janelli**, **Romagnosi**, wozu nunmehr auch **Mazzini** und **Balbo** als Lebende kommen, zur Genüge beweisen; lauter Männer, die mit mehr oder weniger Tiefsinn über denselben Gegenstand gedacht haben. Im vorliegenden Artikel wollen wir die Erstern nur flüchtig besprechen, um den Letztern, **Mazzini** nämlich und **Balbo**, mehr Aufmerksamkeit widmen zu können.

Bertola beabsichtigte, nach dem Vorgange **Montesquieu's**, **Voltaire's**, **Ferguson's**, **Turgot's** und **Condorcet's**, in seiner Filosofie der Geschichte die Thatsachen der letztern zu erklären, ohne auf Erkenntniß derjenigen Gesetze auszugehen, denen die menschlichen Handlungen so unterliegen, wie die Erscheinungen der Körperwelt den Weltgesetzen. Nicht zufällig sagten wir oben „nach dem Vorgange" der angeführten Schriftsteller; — denn auch **Montesquieu** erklärte in seinem „Geist der Gesetze" die Geschichte der Menschheit in ihrem gesetzgebenden Bestandtheile **a posteriori**, eben so that es **Voltaire** in seinen Betrachtungen über die Sitten der Völker, **Ferguson** in seinem Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, **Turgot**, Minister Ludwigs **XIV.**, in seinen Gesprächen über die Geschichte der Menschheit, in Beziehung auf die Geschichte des Christenthums und der Kirche, und **Condorcet** in seinen historischen Skizzen über die Fortschritte des menschlichen Geistes, welche sich sämmtlich bei Bezeichnung des Fortschrittes der Menschheit zu keinem über diese waltenden, älteren Gesetze zu erheben wußten. Großentheils mag man hievon den Verfasser des Geistes der Gesetze ausnehmen, welcher bezüglich der Art, wie sich Staaten je nach Wiederkehr gewisser Umstände geregelt haben, wohl einige Grundsätze aufstellte, ohne jedoch irgend ein apriorisches Gesetz, das etwa die Völker hiebei befolgen müßten, über die politischen Gestaltungen anzugeben.

Mario Pagano, versenkt in die Dekaden **Macchiavelli's**, welcher dem Sallustischen Grundsatze folgt: alte politische Anordnungen seien durch Zurückführung auf den Standpunkt der ursprünglichen Gründung zu vergegenwärtigen, — erweiterte dies Gesetz, und dehnte es auf die gesammte Menschheit aus; indem er auf die Nothwendigkeit hinwies, zu den Anfängen zurückzukehren, um das Menschengeschlecht zu verjüngen, und indem er dann als unausweichliches und nothwendiges Gesetz die großen politischen Veränderungen, wie z. B. die Revolutionen, Kriege u. dgl. hinstellt, nicht anders, als seien sie den Katastrofen der Erde und des Weltalls gleich. In seinem Gemälde des Ursprungs und der Gestaltung der Gesellschaften und des Fortschritts und Verfalls derselben (**quadro sulla origine, e sulla formazione delle società, del loro progresso e decadimento**) nimmt **Pagano** die Lehre **Vico's** vom Gange und vom Wiederkehren der Nationen wieder auf, und mit ihm jene vom ersten Rechte der Gewalt, als der Quelle der ersten Gesellschaften, und der häus-

*) Vergleiche Jahrgang 1844 dieser Blätter I. Nr. 15. S. 113.

lichen Oberleitungen, und leitet die Poesie aus einer natürlichen und nothwendigen Entwickelung angeborner Geistesfähigkeiten ab.

Cuoco stellt den Grundsatz auf, daß das Menschengeschlecht der Wiedergeburt und Erneuerung bedürfe, und daß die großen Entscheidungszustände und die Verhängnisse den Winden gleichen, welche die gesellschaftliche Atmosfäre reinigen, und der Menschheit Gedeihen bringen. Daher sind ihm Laster und Drangsale nothwendige Gesetze, nicht als Sühnungen der Schuld, sondern als Mittel zur Wiederaufrichtung und Vervollkommnung.

Cataldo Janelli gibt in seinen Winken über die Natur und Nothwendigkeit der Wissenschaft von den Anliegenheiten und Geschichten der Menschheit (**Cenni sulla natura e necessità delle scienze, delle cose e delle storie umane**), eine Spur von der Art, worin die Wissenschaft der Menschheit behandelt werden sollte: indem er nämlich Methode und Gesichtspunkte bezeichnet, wornach seines Bedünkens dieser Gegenstand abzuhandeln wäre. Und obwohl er seinen eigenen Weg geht, und vielmehr Richter als Schüler **Vico's** ist, so folgt er doch dem Filosofen seines Vaterlandes in dem Wunsche nach, daß sich die Filosofie am Lichte der Wissenschaften erhebe, und darin, daß er seine Wissenschaft mittelst bereits aufgefundener Ideen und schon aus der Geschichte bekannter Thatsachen entwirft. —— Italien erwartet noch seine Schlußfolgerungen über diesen Gegenstand, und hofft, sie werden der Geisteskraft dieses neapolitanischen Filosofen entsprechen.

Joh. Dominik **Romagnosi**, durch seinen „Ursprung des Strafrechtes" und seine „Einleitung zum allgemeinen öffentlichen Rechte," Begründer der Rechtsfilosofie in Italien (gest. i. J. 1835), gesellt sich gleichfalls zu dieser Kathegorie durch seine Werke: „Über die Beschaffenheit und die Quellen der Gesittung," (**sull' Indole e dei fattori dell' incivilimento**) um desjenigen nicht zu gedenken, das er im Manuskript hinterließ, nämlich seiner „Wissenschaft vom Leben der Staaten;" indem er mit der ihm so eigenthümlichen Schärfe des Urtheils die Gesittung von der Kultur und der Lebensart unterscheidet. Er setzt diese letztere in jenen Lebenszustand eines Staates, wodurch dieser die Vorbedingungen zu einem gebildeten und befriedigenden Zusammenleben zu verwirklichen sucht, worauf der Verf. die Wege bezeichnet, auf welchen hiezu zu gelangen ist, und auf dem Geleise der positiven Geschichte die mannigfachen Veränderungen davon nachweist. Ihm zu Folge besteht die auf Gesittung hinwirkende Kraft in dem Gesetze der Stätigkeit in der Natur, Religion, Regierung, dem Wetteifer, der Ansicht; und ihr Charakter ist mittheilender, d. i. solcher Art, daß — mit Ausnahme des Zusammentreffens äußerst günstiger Umstände in einem besondern Lande, worin die Gesittung zuerst erstand, zunahm und sich ausbreitete, und woher sie nach außen verpflanzt ward, — sonst kein Beispiel zu finden ist, daß sich irgend ein Volk von selbst zur Gesittung erhoben habe. Ein hochwichtiger Ausspruch für die Wissenschaft der Geselligkeit, welcher nun immermehr durch die Fortschritte der Sprachenkunde bestätigt wird; indem diese wo Denkmäler schweigen — nachdrücklich redet; — bestätigt wird durch vergleichende Zusammenhaltung der Überlieferungen, der Mythen u. s. w. Er entwirft eine Übersicht der Geschichte der Filosofie in der Vorrede zu dem erwähnten Werke **Janelli's**.

Gehen wir nun zu einem ausführlicheren Gespräch über **Mazzini und Balbo** über, welche unter uns zuletzt so schwierige Erörterungen gepflogen haben. Der italienische Kritiker Eduard **Turchetti**, welcher unlängst in der **Rivista Europea** (dem besten literarischen Journale unserer Halbinsel) ein tiefgedachtes Urtheil über **Borghi's** italienische Geschichte ausgesprochen hat, prüfte mit filosofischem Auge auch das Werk Andreas **Mazzini's**, nämlich dessen Ideen zu einer Wissenschaft der Wissenschaften (**Idee per servire ad una szienza delle szienze**); weshalb uns nur erübrigt, seiner trefflichen Leitung zu folgen.

Mazzini bemüht sich, die Erklärung der Handlungen des Menschen und der Gesellschaft, die Rückschritte und Fortschritte des Geistes, die Wirkungen der großen Geschichtereignisse aufzuspüren, und läßt durch Anwendung der Regeln des Vergangenen auf die Einsicht ins Zukünftige vorhersehen, welcher Art die künftigen Zustände der Menschen sein müssen. Er beginnt damit, daß er auf die vielen Eroberungen in der fysischen und moralischen Welt hindeutet, daß er den menschlichen Geist auf einen bestimmten Kreis von Bewegungen einschließt, und denselben einer Lebensbeschränkung unterwirft. Gott, sagt er, welcher die Vernunft in die Menschen gelegt, wollte auch so die Wissenschaft, welche die freie und nothwendige Form der Vernunft ist, und ihr Fortgang ist Gesetz der Vorsehung. Der Gedanke kann in der Form, als in Kunst und Wissenschaft, abwechseln, ist aber an sich identisch. Auch stehen die verschiedenen Wissenschaften, welche das Besitzthum menschlicher Erkenntniß bilden, genau mit den Gesetzen der Denkkraft und mit den Erscheinungen des Weltalls im Einklange, welche mittelbar oder unmittelbar auf die natürlichen oder sittlichen Modifikationen einwirken. Hieraus folgert er, wienach die Fortschritte der Wissenschaften mit den stufenweisen Fortschritten des menschlichen Geistes in Verbindung stehen, und wienach die Filosofie, welche die allgemeine und absolute Form des Wißbaren ist, bei jeder Erweiterung des letzteren triumfirend glänze; weil Filosofie ein Beobachten, Denken, Urtheilen nach vernunftmäßiger und einzig richtiger Weise ist, welche die wirklichen Beziehungen der Ideen und der Dinge unter einander erkennen lehrt; und daß daher die Filosofie den Maßstab der Kenntnisse eines Volkes abgebe. Er bespricht die Frage, ob die Filosofie genau, vollständig, beweisend und absolut wird werden können, um mit ihr sicher all die ungeheuern und verwickelten Gewinde des Gedankens durchzulaufen, die Urgesetze zu entdecken, jederlei Gestaltung zu errathen, und deren Erfolge vorherzusehen. Er bezeichnet die höchste Entwicklung des Menschen, der Wissenschaft und der Filosofie als den Zeitpunkt, wo der Mensch nach vollendeter Gesittung der fysischen Welt, nach Auffindung aller mathematischen Kombinationen zur möglichsten Gewißheit, nach Erschöpfung aller Umstaltungen der Materie, nach Erreichung aller mechanischen Güter des Daseins, nach Verwirklichung aller Formen des Gedankens so in Wissenschaft als in Kunst, — endlich die negative Grenze seiner Vervollkommnung be-

rühren wird, welche zugleich seine absolute und erschöpfende ist, und wo er müde, entmuthigt, enttäuscht und seiner Nichtigkeit und Ohnmacht sich bewußt — ausruhen wird. — Er geht auf das Vergangene zurück, faßt daraus den Gang des menschlichen Geistes in Kürze zusammen, und bildet drei große Epochen: die des Einzelnen, der Gesellschaft und der Welt. — Er sieht im Moralgesetze den Ausdruck Gottes, des Unendlichen im endlichen Systeme, den ersten Gewinn, den die Menschheit in ihrer Laufbahn nothwendig machen müsse; die letzte Grenze geselliger Gesittung sei eine vollständige Offenbarung aller Formen der Erkenntniß und eine entscheidende Schlußfolge von Wahrheit und Vervollkommnung, die Ausgleichung zwischen Natur und Einsicht, zwischen der Welt und dem Menschen, zwischen dem Leben und Gott. — Er findet im Christenthume eine der größten Beziehungen der Erkenntniß und des Prinzips der Ordnung, findet darin den Vernichter des Reiches der rohen Gewalt, den Aufrichter des innern Sinnes und Gewissens. Umsonst habe sich der Dämon gegen das Prinzip der Liebe gewaffnet, das in jenem Institute von Uranfang liege, und habe versucht, ein erschöpftes Element wieder einzusetzen. Die Kunst, die Wohlredenheit, die Sprache Latiums geriethen in Verfall, und die Kirchenväter begannen eine Epoche der Gesittung, eine neue, der alten ganz entgegengesetzte moralische Lebensweise. — In Christus erkennt der Verfasser die Verkörperung der Gleichheit, der Liebe, in den gepredigten Lehren und in der Gründung der Kirche die gesammte Art alles gleichzeitigen Wissens und eine höchst gesellschaftliche, an die Bedingnisse der Epoche, deren Ergebniß sie war, geknüpfte Gestaltung. Jede andere Religion sei von vernunftmäßiger Ordnung, als verhängnißvoller Kreis der Unbeweglichkeit, ausgeschlossen.

Im Mittelalter findet er die neuere Welt, ihren Ursprung, ihre erste Entwicklung; in der unabhängigen Bewegung der Vernunft die Reformation, als eine logische Folge des Konfliktes, welcher zwischen dem Prinzipe der Überlieferung und jenem aus historischen Gründen der Epoche entstandenen Prüfungsgeiste hervorgegangen war. In der französischen Revolution sieht er die volle Entwicklung des individuellen Prinzips, der Erkenntniß und Ordnung, entblößt von allem geistigen und religiösen Glauben.

Nunmehr beginnt der Verstand, sich gesellschaftlich zu regeln, und durchläuft seine Entwicklungsbahn aus dem spekulativen in den praktischen Zustand, aus dem Zustande der Idee zu jenem der Thätigkeit. — Und nachdem er mit etwas allzudunklen Farben das Bild der gegenwärtigen Gesellschaften entworfen hat, schließt er damit, „wie alle traditionellen, religiösen, wissenschaftlichen Elemente, welche die neuere Gesittung ausmachen, wechselweise zur endlichen Herstellung des nationellen Prinzips zusammenwirken, welches natürlich der Endzweck aller Wissenschaften und aller Künste, und die nothwendige und absolute Form des Geistes ist. Die Gesetze der Denkkraft, welche die mannigfachen und vielfältigen Fortschritte des menschlichen Geistes in Raum und Zeit durch dieselben und wieder unausweichliche Veränderungen und gewisse Formen der Gesellschaft nothwendig herbeiführen, zu erforschen und zu entdecken, ist das Geschäft der Wissenschaft der Wissenschaften."

Nach Entdeckung des Gesetzes, welches die beiden großen Kräfte der Schöpfung, die Intelligenz und die Thätigkeit bewegt, und nach Sicherstellung der beiden Gewalten, welche eine und dieselbe Bestimmung haben, wird daher die Schlußform dieser beiden Prinzipien identisch, und zwar kein Konflikt, sondern eine vollkommene Einigkeit sein müssen; — und nach solcher Unterwerfung des Stoffes unter das Prinzip der Erkenntniß wird der Mensch moralisch über alles Wißbare hinblicken, und im Besitze aller, auf seine Natur und Bestimmung bezüglichen Wahrheiten sein, und alles Wissen wird in der Welt lebendig und thätig sein; es wird keinen Unterschied zwischen der Gedankenwelt und der Wirklichkeit geben, und die Ausbildung wird zur Vollendung gelangt sein. —

Cäsar Balbo, in Italien längst als der gewissenhafteste und gelehrteste Biograf **Dante's** bekannt, hat nicht nur in seiner Geschichte Italiens seit Zerstörung des römischen Reiches bis zum J. 774 (**Storia d'Italia dalla distruzione dell' Impero romano sino al 775**), welche den ganzen Zeitraum der Griechen, Gothen und Longobarden umfaßt (also wohl die fruchtbarsten Entwicklungen aus der Geschichte der Christenheit), weitläufig über die Ereignisse Italiens nachgedacht hat, und zwar mit der Absicht, in einem Sammelwerke alles, was **Bossi** in seinen 20 Bänden und **Campiglio** in Gestalt eines Kompendium's über die Begebenheiten der Italiener, jenes Volkes, das zweimal Vorbild der Gesittung für andere Nationen gewesen, gegeben hat, zu veröffentlichen, obwohl in einem ziemlich verschiedenen Sinne. Denn gewiß sind für die Geschichte Italiens die Sammlungen, die Drucklegungen von Urkunden (wie das jetzt in Florenz erscheinende **Archivo storico italiano**), geschweige denn die schönen und guten Erzählungen von Begebenheiten, wie es die italienische Geschichte von **Botta** und die eben erscheinende von **Borghi** ist, sehr nützlich und lobenswerth; aber es gebricht Italien nunmehr weit weniger an Thatsachen, als an deren richtigem Verständnisse; es gebricht die Untersuchung und Darlegung ihrer Gründe, die Vergleichung dieser Thatsachen mit jenen anderer Nationen, kurz es fehlt Italien, nach **Balbo's** Urtheil, eine Filosofie seiner Geschichte. Und diesem Mangel suchte er eben mit der ihm eigenen Geistesstärke abzuhelfen, als er auf halbem Wege erkannte, daß es bei einer so starken Verbindung der Geschichte Italiens mit jener der zwei großen benachbarten Nationen, ja mit jener der ganzen Christenheit, kaum möglich sein dürfte, die Gründe der vaterländischen Ereignisse mit Glück zu untersuchen, ohne auf jene der ganzen Geschichte der Christenheit, oder vielmehr auf jene der Weltgeschichte einzugehen. Seitdem entstand in ihm der Vorsatz, über die Geschichte der Menschheit aus christlichem Gesichtspunkte nachzudenken, wovon in Deutschland Friedrich Schlegel in seinen Vorlesungen über Filosofie der Geschichte ein treffliches Beispiel gegeben.

Er theilte seine Geschichte in eine Anzahl historischer Betrachtungen (**Meditazioni storiche**), und handelte in den bisher erschienenen 13 Betrachtungen von der Vorsehung in der Geschichte, von der Schöpfungsgeschichte, von der Bestimmung der Menschen, von der Haupteintheilung der Geschichte, von der Epoche vor der Sündflut, von der Zerstreuung, Einbürgerung und den Religionen der Urvölker, von Vergleichung der Sitten der alten, germanischen und

neuern Völkern, endlich vom westlichen und mittäglichen Asien, mit Ausdehnung des Gespräches auf Indien, China und Egypten. Wir werden gleich nach Abschluß des Theiles über die alte Geschichte auf dies höchst wichtige Werk zurückkommen, und seine neuen und gründlichen Ansichten in dieser schon von Herder, Hegel, Cousin, Ballanche, Micheles, Saint Simon, Buchez, Gerbert, Wronsky (um Schlegels und der erwähnten italienischen Autoren nicht zu gedenken) behandelten Materie vorlegen. Zu welchen Ergebnissen filosofische Betrachtungen über Geschichte führen können, ist hier nicht der Ort anzudeuten; wohl aber behalten wir uns vor, es am Schlusse unseres Artikels über die Betrachtungen Balbo's zu thun, sobald der Theil derselben, welcher die Menschheit vor der gereiften Epoche christlicher Wiedergeburt betrifft, vollständig erschienen sein wird.

Die Erledigung und Wiederbesetzung des heiligen römischen apostolischen Stuhles nebst den dabei vorgeschriebenen Feierlichkeiten, dargestellt von Johann Kopatsch, Dr. der Rechte und k. k. öffentl. Professor des römischen Civil- und Kirchenrechts an der Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck. 8. Innsbruck 1843. Wagnerische Buchhandlung. 185 S.

Angezeigt durch Konsistor. Rath Dr. Frz. **Richter** in Wien.

Die Überzeugung, daß eine zuverlässige Darstellung der Erledigung und Wiederbesetzung des heiligen römischen apostolischen Stuhles und der dabei zu beobachtenden Feierlichkeiten, für jeden Katholiken ein um so höheres Interesse habe, als er eben dadurch nicht nur mit Dingen vertrauter gemacht, die mit seiner heiligen Kirche im engsten Verbande stehen, sondern auch in die Lage versetzt wird, manche irrige Ansichten berichtigen zu können, welche die Gegner des Katholizismus über unsern Gegenstand zu verbreiten nicht unterlassen, bewog den Hrn. Verf. laut Vorwort zur Veröffentlichung der vorliegenden Abhandlung, welche in vier Hauptstücken gründlich und in gedrängter Kürze alles enthält, was über die Erledigung und Wiederbesetzung des h. römisch apostolischen Stuhles für erleuchtete Katholiken aus den Quellen zusammen zu stellen war. Zwar ist dieser Gegenstand, der eben so wohl seine kirchenrechtliche als liturgische Seite hat, in neuerer Zeit hier und da besprochen worden, so z. B. in Andreas Müller's Lexikon des Kirchenrechtes (Würzburg 1831) unter dem Artikel Pabstwahl, wie auch in des Hrn. v. **Moroni** Werke: **Le Capelle Pontifizie, Cardinalizie e Prelatizie (in Venezia tip. Emil 1841)**, aber in Österreich gehören derlei, für ein größeres Lesepublikum berechnete kirchenrechtliche Schriften seit einiger Zeit fast zu den Seltenheiten. Um so verdienstlicher ist diese, vielleicht Bahn brechende Arbeit, zumal in einer Zeit, da im Auslande das Studium des Kirchenrechts, zum Theil wohl durch die gemischten Ehen und die Kölner Angelegenheit angeregt, mit einer Art Vorliebe betrieben zu werden scheint.

Der Hr. Verf. beginnt das erste Hauptstück seiner Abhandlung mit der Erledigung des h. Stuhles durch den Todesfall des h. Vaters, bespricht in dem 1. §. die Erforschung und Bekanntmachung des Todesfalles, im 2. §. die Eröffnung und Einbalsamirung der Leiche, im 3. §. die Übertragung derselben in den Vatikan-Palast, im 4. §. die Übertragung derselben in die Peterskirche, im 5. §. die Bestattung derselben, im 6. §. die unmittelbaren Vorkehrungen nach dem Todesfalle und dessen nächste Folgen, im 7. §. die Regierungs-Kongregation, im 8. §. die General-Kongregation, darin die Bullen der Päbste Gregor X. **Ubi periculum**, vom 7. Juli 1274, Julius II. **de simoniaca electione**, vom 14. Jänner 1505, Pius IV. vom Jahre 1564 und Gregor XV. **de electione**, vom Jahre 1621, ferner die Bulle Urban VIII. über die Bestätigung des Wahlritus und Klemens XII. über die Leitung des Konklave, von den Kardinälen beschworen werden, im 9. §. die neuntägigen Exequien, im 10. §. die besonderen Vorkehrungen zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in Rom während der Sedisvakanz, alles, so wie auch in den übrigen drei Hauptstücken unter Beigebung der nöthigen Sacherklärungen für jene, welche mit dem Gegenstande minder vertraut sind.

Im zweiten Hauptstücke, von dem Eintritte der Kardinäle in das Konklave bis zur Wahl des neuen Pabstes, gibt der Hr. Verf. (§§. 11, 12 und 13) eine geschichtliche Einleitung in diesen Gegenstand, handelt dann §. 14 von der Einrichtung des Konklave, §. 15 von dem Einzuge der Kardinäle in dasselbe, §. 16 von dessen Bewachung, §. 17 von der Übertragung der Nahrungsmittel in das Konklave, §. 18 von dem Eintritte in dasselbe nach geschehener Klausur, §. 19 von dem Empfange der fremden Gesandten im Konklave, §. 20 und 21 von den Konklavisten.

Im dritten Hauptstücke folgt sodann die Besprechung der Pabstwahl bis zur Krönung des neuen Pabstes. Voraus geht §§. 22—27 eine geschichtliche Übersicht der Pabstwahl; hierauf folgen §. 28 die Arten der Pabstwahl, §. 29. die Akklamation oder Quasi Inspiration, §. 30 das Kompromiß, §§. 31—33 das Skrutinium und Akzeß, §. 34 die Annahme der Wahl, §. 35 häufiges Widerstreben der Päbste gegen die Annahme der Wahl, §. 36 Namensänderung des neugewählten Pabstes, §. 37 Adoration des neuen Pabstes in der Wahlkapelle, §. 38 öffentliche Verkündigung der erfolgten Pabstwahl, §. 39 Adoration des h. Vaters in der sixtinischen Kapelle, §. 40 die öffentliche Adoration des h. Vaters, §§. 41—44 Prärogative des gewählten, wenn auch noch nicht gekrönten Pabstes, §. 45 Konsekration des neugewählten Pabstes, §. 46 Mittheilung des Glaubensbekenntnisses durch den neuen Pabst.

Das vierte Hauptstück handelt von der Krönung des neuen Pabstes und von der feierlichen Besitznahme der Laterankirche, dazu der §. 47 einleitet, der §. 48 die päbstlichen Kleinodien, der §. 49 den Krönungstag, §§. 50—53 den feierlichen Krönungszug bespricht, der §. 54 das Hochaltar der Peterskirche mit den Kredenztischen, der §. 55 die päbstliche Kapelle, §. 56 das päbstliche Krönungshochamt beschreibt. Im 57. §. folgt dann die Überreichung des Presbyteriums oder Meßgeschenkes, im 58. §. die Krönung des h. Vaters, im 59. §. das erste Konsistorium nach der Krönung, im 60. §. das allgemeine Jubiläum, im 61. und 62. §. die Besitznahme der Lateran-Basilika. Bedenkt man den Reichthum an Quellen und Hilfsschriften, welche für diese Gegenstände zu Gebote stehen*) und daß dennoch nichts Wesentliches übersehen worden ist,

*) Für die kirchenrechtliche Seite des Gegenstandes z. B. das **Bullarium Romanum**, besonders jene Bände, darin die oben angeführten Bullen der römischen Päbste, betreffend die **Electio Romani Pontificis** enthalten sind, anzufangen von Pabst Gregor X. bis auf Kle-

so erscheinet die Arbeit des Hrn. Verf. in der That als eine Art Musterschrift für alle jene, welche kirchenrechtliche Gegenstände in populärer Form bearbeiten wollen. Absonderlich haben uns seine historischen Einleitungen über das Konklave, über die Pabstwahl und Krönung des h. Vaters angesprochen; denn sie verrathen, was nicht bei allen Kanonisten gefunden wird, einen schönen Vorrath von kirchengeschichtlichem Wissen, das, wie Sachkennern nicht unbekannt sein wird, eigentlich die Grundlage kirchlicher Jurisprudenz bildet. So z. B. ist die geschichtliche Übersicht der Pabstwahlen, anzufangen von der Wahl des h. Petri durch Christum den Herrn bis auf Alexander III., welcher 1179 verordnete, daß der rechtmäßig gewählte Pabst wenigstens zwei Drittheile der Stimmberechtigten für sich haben müsse, eine überaus belehrende Darstellung des Entwicklungsganges der Wahlordnung und Wahlfreiheit in der römischen Kirche; denn es ist daraus zu sehen, warum die Laien von der Theilnahme an der Pabstwahl ausgeschlossen wurden, und wie es gekommen, daß die Bestätigung der Pabstwahlen zeitweise an die weltlichen Oberherren Roms gediehen, und zu welchen Übergriffen der weltlichen Macht und Vexationen des h. Stuhles dies nach und nach führte; daß aber, wenn die Noth am größten (z. B. unter Aistulph, dem K. der Longobarden), die Hilfe Gottes am nächsten gewesen. Die Dankbarkeit der römischen Päbste war eigentlich der Entstehungsgrund der Schirmvogtei über die römische Kirche, welche von den Karolingern an die römisch-deutschen Kaiser überging, und von diesen geübt wurde, selbst nachdem die Päbste schon weltliche Souveräne geworden. Sehr ansprechend ist daher, was der Hr. Verf. in einer Anmerkung zum §. 19, darin vom Empfange der fremden Gesandten im Konklave die Rede ist, von Kaiser Josef II. erzählt, welcher 1769 mit seinem Bruder, dem Großherzoge von Toskana, vor dem Konklave erschien, in welchem Pabst Klemens XIV. gewählt wurde. Damals drängten sich die Kardinäle herbei, erzählt der Hr. Verf., um die hohen Fremden zu bewillkommen. Man nahm keinen Anstand, sie zu bitten, auch das Innere des Konklave zu besehen. Auf die Frage des Kaisers, ob es ihm erlaubt wäre, in das Konklave zu gehen, antworteten die Kardinäle: für den Kaiser ist keine Klausur. Josef trat nun ein und besah die ganze Einrichtung des Inneren. Er besuchte auch den ehrwürdigen alten Kardinal Albani in seiner Zelle. Hier bemerkte er, daß er den Degen an der Seite habe und erklärte, daß er ihn an diesem Orte ablegen wolle. Die Kardinäle gaben dies nicht zu und sagten: er stehe da am rechten Orte zur Vertheidigung der Kirche.

Eine andere, mit rühmlicher Genauigkeit geschriebene Partie dieses Buches sind die Vorrechte und Privilegien der Konklavisten oder jener Hausgenossen, welche die Kardinäle mit ins Konklave nehmen. Klemens VIII. hat ihnen dieselben in der Bulle: Aequitati consentaneum vom 9. Nov. 1592 verliehen, und ihre Aufrechterhaltung wird ebenfalls von den Kardinälen vor dem Eintritte in das Konklave beschworen. Die Paragrafe von den Wahlarten durch Akklamation, Kompromiß und Skrutinium, sind ein redender Beweis von des Hrn. Verf. juridischer Genauigkeit und sorgfältigen Behandlung der Gegenstände. Er kennt aber auch alle jene Päbste, welche sich geweigert haben, die auf sie gefallene Wahl anzunehmen, so wie Diejenigen, welche ihren Namen nicht geändert haben. Überhaupt leuchtet aus der ganzen Schrift eine seltene Vertrautheit mit der Päbstengeschichte, die den Verf. eben darum auch in den Stand setzte, gegen die schiefen Urtheile der Antikatholiken und Antipapisten seine Stimme zu erheben. Also schreibt er §. 37 von der Adoration des neuen Pabstes sehr wahr: „Die Adoration wird nicht selten ganz mißkannt und schief beurtheilt, indem man ihr Tendenzen unterschiebt, die sie nie gehabt hat. Sie ist nichts anderes, als eine Huldigung (in morgenländischer Form), d. h. ein Akt der Ehrfurchts- (und Unterwürfigkeits-) Bezeugung gegen das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche, woran sich ein vernünftiger Mensch um so weniger stoßen kann, als der Kardinal Bellarmin selbst bezeuget, daß sie mit der Heiligenverehrung durchaus nichts gemein habe; woraus sich von selbst ergibt, daß die Adoration noch weit mehr von der Anbetung Gottes unterschieden ist.

In dem vierten Hauptstücke entfaltet der Hr. Verf. ganz besonders noch eine bis in das kleinste Detail reichende Kenntniß der römischen Lyturgie und der lyturgischen Alterthumskunde, weßhalb er denn auch in der Beschreibung der päbstlichen Krönungsfeierlichkeiten und der Besitznahme von der Lateran-Kirche zuweilen wörtlich mit des oben genannten Hrn. Moroni Werk, le Capelle Pontifizie etc. §. VI. Capelle e funzioni straordinarie n. 1 — 3. zusammenstimmt, wie folgende Stelle nachweiset: Hr. Moroni, primo Ajutante di Camera, schreibt p. 2. della Coronazione del Papa pag. 48. von den päbstlichen Kleinodien: „Si sa, che fino dall' antichità i Papi avevano tre mitre, cioè una bianca tutta liscia, l'altera ricamata in oro, ma senza cerchio dalla parte inferiore, e la terza pure ricamata con cerchio d'oro, chiamata regno, phrygium, mitra turbinata, tiara e trêregno, quando si compose di tre corone. Hr. Dr. Kopatsch schreibt über denselben Gegenstand §. 48: „Aus dem römischen Zeremoniale, das Gregor X.

---

mens XII. Constitutio: Apostolatus officium sammt dem Chirographum, gerichtet an die Kardinäle, Capi d'Ordini e Camerlengo di S. Chiesa im 13. Bande Romae 1738; das Corpus juris Canonici, die Kanonisten in de Roccaberti Bibliotheca maxima Pontificia, welche de Romano Pontifice geschrieben haben, als: (T. IV.) Antoninus, der Erzbischof von Florenz, tit. 22 c. 8. Quare mutatur nomen Papae in sui creatione, Antonius Archiepiscopus Tarraconensis de Pontifice Maximo lib. 1. tit. V. de electione et consecratione Pontif. Max., Antonius Paulutius J. C. Venetus, Canonic. Patavinus, in seiner Jurisprudentia sacra lib. 2. c. M. de electione Summi Pontificis und C. X. de cultu et adoratione summi Pontificis et praecipue de osculo pedum; endlich Augustinus Barbosa Lusit. Protonotarius Apostolicus in seinem Jure eccles. univers. L. 1. de summo Pontifice (Tom. V.) Baptist. Trugosus S. J. in Regimin. Christianae Reipublic. T. 2. §. V. An summus Pontifex debeat eligi ex coetu Cardinalium, et an possit se eligere et quae in eligendo forma sit servanda (T. X.) Fr. Dominic. a. SS. Trinitate Carmelita discalceatus de ecclesia militante T. 3. c. IX. de novi Pontif. electione, rebusque ad illam spectantibus.

Für die lyturgische Seite des Gegenstandes: Sacrarum Ceremoniarum sive rituum ecclesiasticorum S. R. Ecclesiae auctore Joseph. Catalano T. 1. Romae 1750, unbestritten das Vollständigste in dieser Beziehung. Auch ist Dominici Macri Melitensis etc. Hierolexicon Venetiis 1737 nicht zu übersehen.

publiziren ließ, und dem **Ordo romanus** des Kardinals **Stefaneschi** ist es bekannt, daß die Päpste seit den ältesten Zeiten zum Behufe der Krönung und des Gebrauches bei den Pontifikalhandlungen gewisse Kleinodien besaßen, welche in drei verschiedenen Arten von Inseln bestanden, nämlich einer ganz glatten von Seiden-, einer von kostbarem Gold- oder Silberstoffe ohne Einfassung am unteren Rande, und einer von gleichem Stoffe mit einer prächtigen goldenen Einfassung.

Am Schlusse dieser vortrefflichen Schrift ist noch die chronologische Reihenfolge der Päbste von Petrus bis Gregor **XVI.** mit Angabe ihrer Regierungsjahre beigefügt.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verfasser Nachahmer finde, d. h. daß die wichtigeren Gegenstände des katholischen Kirchenrechtes in ähnlicher Weise bearbeitet werden, damit, was in alten dickleibigen Folianten Zweck- und Zeitgemäßes vergraben liegt, auch unstudierten Lesern zugänglich werde.

Die neuböhmische Literatur.

(Schluß des ersten Artikels.)

In geografischer und topografischer Beziehung stellt sich uns vor anderen die vollständige böhmische Bearbeitung der Geografie Balbi's als zweckmäßig dar, und alle Lücken ausfüllend und Fehler vermeidend, die dem im Ganzen trefflichen Balbi im Originale anhängen, für sich bestehend aber doch zu obigem Werke gehörend, ist **Zap's** Geografie des österreichischen Kaiserstaates. **Dlubnič** gab eine kurze Geografie von Böhmen heraus, eine ausführlichere lieferte **Dunder.** Eine allgemeine Erdbeschreibung verfaßte **Šadek** und in Bezug auf topografische Leistungen führen wir **Zap's** treffliche Beschreibung von Prag an, an welche sich eine Reihe topografischer einzelner Ortschaften schließt.

Im historischen sowohl als auch im geografischen und topografischen Fache haben die Böhmen noch viele Werke aufzuweisen, die sich auf auswärtige Völkerkunde beziehen, auch treffliche Übersetzungen derartiger fremder Werke, wobei wir besonders auf die Reisewerke **Prokesch's, Al. Dumas** u. a. m. hinweisen.

Für die mathematischen Wissenschaften rühmt man die Böhmen als besonders begabt, doch fanden sie in ihrem weitesten Umfange im Durchschnitte weniger Pfleger, als andere Literaturfächer. **Smetana's** Fysik nimmt hier einen hohen Rang ein. **Šadek** war in diesem Felde sein Vorgänger. **Filcik, Hyna** und **Bišický** gaben brauchbare Anleitung zur Rechenkunst. **Kukla, Michl** und **Přibik** folgten mit ihnen den würdigen Vorbildern, welche sich in **Wydra, Zindl** u. a. m. vorstellten. Im Felde der Astronomie füllen **Smetana's** wissenschaftliche und **Waniek's** populäre Astronomie eine große Lücke würdig aus.

Eine weitläufigere Bearbeitung fanden die Naturwissenschaften und mehr als ein Verdienst knüpft sich an deren Pfleger in Böhmen. Johann **Swatopluk Presl** machte sich unsterblich dadurch, daß er den Weg bahnte nicht nur für böhmische, sondern gewiß für die gesammte slawische Naturforschung. Er begründete die slawische Terminologie für Naturwissenschaften. Seine Übersetzung des **Cuvier'schen** Buches über die Umwälzungen der Erdrinde ist trefflich, und eigentlich eine theilweise Umarbeitung jenes Werkes, doch sind seine großen Werke über Mineralogie, Chemie, Botanik und Zoologie umfassend und von größter Bedeutung für neuböhmische Literatur. **Sedlaček's, Šjrs** und **Sternberg's** Werke stehen jenen **Presl's** würdig zur Seite.

Ein junger Gelehrter machte in naturwissenschaftlicher Beziehung gegenwärtig verdientes Aufsehen, nämlich D. **Ammerling,** der durch Wort, Schrift und That in geringer Zeit Erstaunliches geleistet. Unter seinen Schriften erwähnen wir der Insektenkunde, eines Büchleins voll trefflicher Mittheilungen über den darin vorkommenden Gegenstand. Sein Gewerbsbote, eine Schrift in Heften, populär abgefaßt und universell, behandelt eigentlich die Chemie und soll sich später auf gleiche Weise über alle verwandten Fächer ausdehnen. Ein ähnliches Werk über Fysik gibt **Kodym** heraus, auf welches wir noch einmal zurückkommen werden.

Die Filosofie als Wissenschaft wurde von den Böhmen lange nicht gepflegt und auch jetzt finden sich blos Anfänge vor, welche jedoch auf mehr als auf leere Systemstreite und Formbestimmungen hinzustreben. **Klácel,** dessen Wirken auf diesem Felde einer besonderen Erwägung verdient, scheint eine neue Bahn einschlagen zu wollen, welche zu beleuchten wir uns noch vorbehalten wollen. **Marek** veröffentlichte eine Logik, **Palacky** einzelne Monografien über die Filosofie des Schönen und behandelte einige Partien der Ästhetik auf treffliche Weise. Weit mehr Bearbeitung fand die populäre und die Moralfilosofie; auch dürfen wir nicht die treffliche Übersetzung des Fädons nach Mendelsohn durch **Černý** unerwähnt lassen, welche gleichwie desselben Übersetzung des Mentor, nach **Silvio Pellico** durch musterhafte Sprache sich auszeichnen.

Von pädagogischen Schriften findet sich eine ziemlich zahlreiche Menge vor. Im Felde der Methodik wirkte **Furmanek** durch pädagogische Briefe, **Michl** durch sein Buch über Realschulen, **Waniek, Ziegler** u. a., unter denen wir besonders **Pařizek's** als Vorgängers der jüngeren Pädagogen erwähnen. Sehr zahlreich ist die Menge von Jugendschriften, originaler und übersetzter, welche unter dem Volke außerordentlich verbreitet, von demselben mit besonderer Vorliebe gelesen werden. Als zweckmäßige Mittel der Volkserziehung überhaupt betrachtet, sind sie nicht ohne Belang für die böhmische Literatur überhaupt, obgleich sie der strengen Wissenschaft keinerlei Vorschub leisten. Ob die Mehrzahl dieser Schriften Originale enthalte oder Übersetzungen auswärtiger Werke, ist hier nicht wichtig. Hier treten die Mittel dem Zwecke gegenüber in den Hintergrund und Niemand wird es mißdeuten, daß die Böhmen eine ganze Schaar auswärtiger Jugendschriftsteller, auf größtentheils treffliche Weise sich angeeignet haben. Aber eine gleich große Schaar eigenthümlicher Schriftsteller trat auf und wirkte aus Kräften. Neben **Filjpek, Hybel, Wlasák, Jawornický, Král, Kramerius, Kann, Kocian, Nejedlý** (Albert), **Rokos, Raljk, Suchanek, Tomsa, Schwihljk, Trnka** und **Zahradnjk,** begegnen wir auch den trefflichen Schriftstellerinnen Marie Antonie und der Frau Magdalena Rettig, deren Zweck, besonders auf das weibliche Geschlecht einzuwirken, nicht unerreicht blieb.

Die Leistungen im Felde der juristischen Literatur be-

schränken sich mehr auf praktisch nützliche als auf wissenschaftlich gründliche Werke. Wšehrd's altböhmische Rechte, von der Gesellschaft des vaterländischen Museums herausgegeben, machen hier lobenswerthe Ausnahme. An die nicht gar zu bedeutende Anzahl juristischer Werke, die bereits veröffentlicht sind, dürfte sich in Kurzem eine Menge neuerer anschließen, da die čechischen Juristen sich der Pflege der heimischen Literatur anzunehmen lebhaft beginnen.

Die medizinischen Wissenschaften fanden seit Beginn der Wiedergeburt der böhmischen Literatur beharrliche Pfleger in derselben. Außer bekannten pathologischen, makrobiotischen und diätetischen Schriften finden sich eine Menge auswärtiger populärer medizinischer Werke in das Böhmische übersetzt. Unter den heimischen medizinischen Schriftstellern müssen wir vor allem des Professors Anton **Jungmann** (Bruder des gelehrten Filologen) erwähnen, der neben **Presl** u. a. sich hier besonders verdient machte. Noch zahlreichere Pfleger fand die Thierarzneikunde, besonders die populäre, deren Wirksamkeit auf die Viehzucht Böhmens erheblich ist.

Noch bleiben uns die ökonomischen und Gewerbswissenschaften, welche beide besonders in jüngster Zeit, seitdem eine patriotisch ökonomische und eine Gesellschaft zur Beförderung der Gewerbe in Böhmen besteht, einen rascheren Fortgang nahmen. Wir finden Schriften in böhmischer Sprache, welche in alle Felder der Ökonomie einschlagen, und Werke, die die sämmtlichen Gewerbswissenschaften umfassen, auch Einzelnes ausführlich behandeln und der Name J. Sw. **Presl** steht auch hier obenan. An diesen schließen sich **Jöndl, Kouble, Hawelka, Hawlíček, Tepl'y, Šadek** und eine Reihe Anderer, nebst einer Menge von Bearbeitungen von Koch- und anderen derlei Büchern.

Christian Doppler's wissenschaftliche Leistungen.

(Schluß.)

Die so verschiedenartigen Ideen, welche sich in diesem Kopfe durchkreuzen, hindern Hrn. Professor Dopler nicht, als öffentlicher Lehrer eifrig und erfolgreich zu wirken. Die zahlreichen vielversprechenden Schüler, und die gediegenen Arbeiten, die unter seiner Leitung von ihnen geliefert worden sind, beweisen dies auf eine eben so glänzende Weise, als das Lehrbuch der Arithmetik und Algebra (Prag 1843), welches den ersten Band der Elementar-Mathematik bildet, und durch seine Kürze und Faßlichkeit den scharfen und reichen Denker beurkundet. Und selbst dieses Werk, so wenig es seiner Natur nach zur Bekanntgebung neuer Ideen geeignet ist, zeigt durch manche zweckmäßig eingeführte Neuerung, z. B. durch ein neues Verfahren bei der Division, bei der Lehre der Logarithmen, durch einen höchst einfachen Beweis des Lehrsatzes von der Versetzung der Faktoren, durch eine eigenthümliche Darstellung der negativen Zahlwerthe und der imaginären Wurzeln, daß der Verfasser auch dem bekanntesten eine neue Seite abzugewinnen versteht.

Dies sind Leistungen, die ich den Lesern dieser Blätter in Kürze anzeigen wollte, um sie mit einem unserer verdientesten Gelehrten genauer bekannt zu machen. Ein Blick auf die Reihenfolge derselben wird sie lehren, daß die meisten und bedeutendsten den letzten Jahren angehören, daß daher Doppler's Genius keineswegs erschöpft, sondern seine Fruchtbarkeit im Zunehmen begriffen sei; und seine vertrautesten Freunde werden mir gewiß beistimmen, wenn ich sage, daß ich die Leser noch mit vielen andern Produkten desselben Geistes unterhalten könnte, wenn der Autor, aber nur er allein, sie nicht für zu geringfügig hielte, um sie öffentlich mitzutheilen, oder wenn er sie zu einer solchen Mittheilung schon herangereift glaubte. Alle, welchen ein segensreiches Gedeihen der Wissenschaft auf vaterländischem Boden am Herzen liegt, werden sich aber mit mir in dem Wunsche vereinen, daß Doppler's Thätigkeit sich noch lange Zeit auf eben so glänzende Weise offenbaren, und daß er in eine Lage versetzt werden möge, wo er, weniger gestört von aufreibenden Geschäften, Einflüssen und Sorgen, mit Ruhe seine Muse den hoffnungsvollen Kindern seines Geistes zuwenden kann, welche die Grenzen des Lichtreiches der Wissenschaft zu erweitern berufen sind. *)

*) Wer kritische Beleuchtungen von Doppler's Arbeiten zu kennen wünscht, sehe nach in
Gerdorf's Repertorium der gesammten deutschen Literatur 1839 Bd. 31 S. 164. — 1843 S. 107 und S. 200.
Atti della società italiana delle scienze residente in Modena 1842.
Poggendorff's Annalen der Fysik. Bd. 46 S. 188.
Dove's Repertorium für Fysik.
Fechner's Repertorium für Naturwissenschaften.

Personalnachrichten.

1844. IV. Quartal.

2) Ernennungen und Beförderungen.

Acqua Kajetan, Dr. und Konzeptspraktikant bei der Kammerprokuratur zu Venedig, zum letzten Adjunkten an derselben Stelle.

Balzar Franz, Dr. der Theologie und Katechet am Gymnasium zu Rzeszow, zum Katecheten am akademischen Gymnasium zu Ollmütz.

Barlay Wilhelm, kön. Kameral-Chirurg zu Lubochnya, zum Bergkameral-Wundarzt zu Malufzina.

Benedikt Josef, Dr. der Rechte in Wien, — zum Hof- und Gerichts-Advokaten daselbst.

Berndt Karl, Dr. der Medizin und Distriktsarzt zu Neunkirchen, zum Kreisarzt im Viertel unter Wiener-Wald.

Bettinardi Isak, Professor des biblischen Studiums im Seminarium zu Vicenza, zum Professor der Religionswissenschaft und Erziehungskunde an der Hochschule zu Padua.

Biscioni Ludwig, Professor am bischöflichen Gymnasium zu Adria, zum Kanonikus am dortigen Domkapitel.

Buchia Gustav, Ingenieur, zum Professor der Zivil- und Wasserbaukunst an der Universität zu Pavia.

Buffini Andreas, Dr. der Medizin und Spitalsdirektor zu Brescia, zum Direktor des Spitals in Mailand und der mit demselben verbundenen Anstalt Sta. Corona.

Burg Adam, Dr., k. k. Regierungsrath und Professor am polytechnischen Institut in Wien, zum Vorstehers-Stellvertreter des niederösterreichischen Gewerbevereins.

Cisotti Franz von, Dr. der Rechte, Munizipal-Assessor zu Vicenza, zum Deputirten dieser königl. Stadt bei der venezianischen Zentral-Kongregation.

Cittadella Vigodarzere Andreas, Conte, zum außerordentlichen Rath an der Akademie der bildenden Künste zu Venedig.

Engerth Wilhelm, Assistent an der Lehrkanzel der Mechanik am Wiener polytechnischen Institute, zum Professor der Mechanik an das ständische Joanneum in Gratz.

Falconetti Adalulf, Lehrer der literarischen Gegenstände an der vierten Klasse der Knabenhauptschule zu Padua, zum Professor der Geographie und Geschichte an der k. k. Real- und nautischen Schule zu Triest.

Feuchtersleben, Ernst Freiherr von, Dr. der Medizin und Chirurgie, Sekretär der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien, Privatdozent an der dasigen Universität u. s. w., zum Vizedekan der medizinischen Fakultät derselben.

Fillunger, provisorischer Ober-Ingenieur bei den k. k. Staatseisenbahnen, zum wirklichen Ober-Ingenieur dieses Instituts.

Geiger Peter Johann Nep., Historienmaler in Wien, zum Korektor bei der historischen (früher durch Anton Schaller † bekleideten) Elementar-Zeichenschule an der k. Akademie der vereinigten bildenden Künste zu Wien.

Ghega, provisorischer Inspektor der General-Direktion der k. k. Staatseisenbahnen, zum wirklichen Inspektor, mit dem Titel eines k. k. Rathes.

Güntner Franz Seraf., Dr. der Medizin, k. k. wirklicher Regierungsrath und zweiter Leibarzt Sr. Maj. des Kaisers, Präses der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien ꝛc., zum Rektor Magnifikus der Wiener Universität für das Schuljahr 1844—1845.

Handschuh Lorenz, Lehramts-Supplent am Gymnasium zu Pisek (in Böhmen), zum Grammatikal-Lehrer an derselben Lehranstalt.

Herbek Emanuel, Lehramts-Supplent, zum Grammatikal-Professor nach Neuhaus.

Höchsmann Klaudius, Dr. der Rechte zu Wien, zum Hofkriegs-Advokaten bei den k. k. Militär-Gerichtsstellen.

Illés, Dr. der Medizin zu Pesth, zum zweiten Sekretär und Bibliothekar der Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft (erwählt).

Innhauser Franz, Dr. der Arzneikunde und Chirurgie, Sekundararzt der k. k. Irrenanstalt zu Wien, zum Prokurator der österreichischen akademischen Nation an der Wiener Universität.

Jankovich, Dr. der Medizin zu Pesth, zum Präses der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft (wiedererwählt).

Kleemann Johann, Dr. der Filosofie und Professor der Filologie und Weltgeschichte an der filosofischen Lehranstalt zu Görz, zum Professor des gleichen Faches an das Lyzeum zu Laibach.

Kolloredo-Mansfeld, Ferdinand Graf von, zum Vorsteher des niederösterreichischen Gewerbsvereines (neuerdings erwählt).

Koppel Johann, Dr. der Rechte und Professor des Natur- und österreichischen Kriminalrechts zu Olmütz, zum Professor der politischen Wissenschaften, der Gesetzkunde und Statistik an derselben Hochschule.

Kreutzberger Josef, Dr. der Rechte und Konzeptspraktikant der Hof- und niederösterr eichischen Kammerprokuratur, zum Hof- und Gerichts-Advokaten.

Lanfranchi Ludwig, Dr. und Professor, zum Direktor der juridisch-politischen Studien an der Universität zu Pavia.

Langenbacher Anton, Dr. der Arzneikunde, k. k. Feldoberarzt und Chefarzt des k. k. Militär-Gestüts zu Babolna, zum Landesthierarzt in der Provinz Niederösterreich.

Lerch Josef Alexander, Dr. der Filosofie und Medizin, zum Prokurator der slawischen akademischen Nation an der Wiener Hochschule.

Likawetz Joseph Kalasanz, Dr. der Theologie, Lyzeal-Bibliothekar zu Laibach und Piaristen-Ordenspriester, zum Provinzial-Gymnasial-Direktor in Illirien.

Löhr, provisorischer Ober-Ingenieur bei den k. k. Staatseisenbahnen, zum wirklichen Ober-Ingenieur derselben Stelle.

Mathiaschitsch Georg, Supplent der Katechetenstelle am Gymnasium zu Marburg, zum wirklichen Katecheten daselbst.

Mayer von Alsö-Rußbach Leop., Dr. der Rechte und Konzeptspraktikant der Hof- und niederösterreichischen Kammerprokuratur, zum Hof- und Gerichts-Advokaten.

Münch-Bellinghausen, Eligius Freiherr von (pseudonym. Friedrich Halm), k. k. niederösterreichischer Regierungsrath in Wien, zum wirklichen Hofrath und ersten Kustos der kais. Hofbibliothek zu Wien.

Murschetz Josef, Weltpriester, zum Religionslehrer an der steiermärkisch-ständischen Realschule (neu gegründet) in Gratz.

Paulus Maximilian Josef, Med. Dr. und pathologischer Prosektors-Adjunkt an der Prager Universität, zum Kustos des Wachspräparaten-Kabinets an der medizinisch-chirurgischen Josefs-Akademie zu Wien.

Perego Anton, Professor der Fysik am Lyzeum zu Brescia, zum Professor desselben Faches an der Universität zu Padua.

Plötz, Dr. der Medizin zu Pesth, zum ersten Sekretär der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft (erwählt).

Redl August, Dr. der Rechte, zum Hofkriegs-Advokaten bei den k. k. Militär-Gerichtsstellen.

Rezny Franz, Grammatikal-Lehrer zu Neuhaus, in gleicher Eigenschaft nach Gitschin übersetzt.

Rombauer Ludwig, Dr. der Medizin und Chirurgie, Honorar-Fysikus zu Schemnitz, zum kön. ungarischen Bergkameral-Wundarzt zu Zsarnovicz.

Saphir M. G., Redakteur und Herausgeber des „Humorist“ in Wien, zum kön. bairischen Hofintendanzrath. (Nachtrag.)

Scalini Karl, Munizipal-Assessor zu Como, zum Direktor des Lyzeums zu Como.

Schedel Franz von, Dr. in Pesth, zum Präfekten der Pesther königl. Universitäts-Bibliothek.

Schenach Quirin, Katechet an der Normal-Hauptschule zu Innsbruck, zum Direktor derselben Schule.

Schiavo Alexander, Dr. der Theologie zu Belluno, zum Kanonikus am dortigen Domkapitel.

Schließl Leopold, Dr. der Rechte, zum Prokurator der illirisch-italienischen akademischen Nation an der Wiener Universität.

Schindler Florian, Professor am Joanneum zu Gratz, zum Direktor der technischen Lehranstalt zu Lemberg.

Schmidt Adalbert, provisorischer Inspektor der General-Direktion der k. k. Staatseisenbahnen, zum wirklichen Inspektor bei derselben Direktion.

Schulz Leopold, zweiter Kustos der gräflich Lambergischen und andern Gemäldesammlung der kais. Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien, zum Korrektor bei der Schule der Historienmalerei an derselben Akademie.

Schwab Eduard von, Dr. der Filosofie, zum Professor der Filologie und Weltgeschichte an die filosofische Lehranstalt zu Görz.

Schwemminger Heinrich, Historienmaler in Wien, zum zweiten Kustos der gräflich Lambergischen und andern Gemäldesammlung der kais. Akademie der vereinigten bildenden Künste zu Wien.

Seback Vinzenz, Dr. der Theologie, regulirter lateranensischer Chorherr, Novizenmeister des Stiftes Klosterneuburg und Professor des Bibelstudiums an der höheren Priesterschule zu St. Augustin in Wien, zum Dekan der theologischen Fakultät der Wiener Hochschule.

Sedlaczek Wilhelm, k. k. Hofprediger und Religionslehrer bei den Söhnen des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Karl, früher (von 1817—30) Professor der Moraltheologie im Stifte seines Ordens zu Klosterneuburg; erwählt zum lateranensischen Abt und Prälaten daselbst am 16. Okt. (install. 17. Okt.). (Geboren am 6. Juli 1793 zu Selowitz in Mähren.)

Serradio Johann Anton, zum Lehrer der Naturwissenschaften und der Waarenkunde an der kais. Handels- und nautischen Akademie zu Triest.

Stöber, Kupfer- und Stahlstecher zu Wien, zum Professor an der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien.

Szajbély Heinrich, Priester der Graner Erzdiözese, Dr. der Theologie, Vizerektor des Pazman'schen Kollegiums und Gerichtstafel-Beisitzer des Graner-Komitats, zum Prokurator der ungarischen akademischen Nation an der Wiener Universität.

Siegl Anton, Lehramts-Supplent, zum Grammatikal-Professor am Gymnasium zu Iglau.

Szöuyény Ladislaus von, Hofrath der kön. ungarischen Hofkanzlei, zum Staathaltereirath v. Präses der Studienkommission und des damit verbundenen Zensurs-Kollegiums, unter Verleihung der Geheimraths-Würde.

Vajda Ignaz Hilarius, Feldsuperior in Siebenbürgen, zum Ehrendomherrn am Karlsburger Domkapitel.

Wagner Johann, Dr. der Medizin zu Pesth, zum Vizepräsidenten der k. Pesth-Ofner ärztlichen Gesellschaft (erwählt).

Weißl Josef, Dr. der Rechte in Wien, zum Hof- und Gerichts-Advokaten daselbst.

Wenger Karl, Dr. der Theologie und Professor der Dogmatik an der Universität zu Graz, zum Professor derselben Wissenschaft an das Lyzeum zu Salzburg.

Wiery Valentin, Dr. der Theologie, Spiritual des Priesterhauses zu Klagenfurt, zum Kanonikus am Kapitel zu Lavant.

Wolf Anton Alois, Fürstbischof von Laibach, zum k. k. Geheimrath.

Würth, Dr. d. Rechte, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, zum Notar für Österreich unter der Enns und für Wien.

Zink, regulirter Priester der frommen Schulen, Dr. der Filosofie, Professor der Pädagogik, der allgemeinen Welt- und der österreichischen Staatengeschichte an der k. k. Theresianischen Ritterakademie zu Wien, zum Dekan der theologischen Fakultät an der Wiener Universität.

Zugschwerdt Johann, Dr. der Rechte, zum Hof- und Gerichts-Advokaten in Wien.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 25. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 11.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Petranovich: Über Montenegro.—Hasner: Hotho's Geschichte d. deutschen und niederländ. Malerei.—Personalnachrichten. (Fortsetz.)

Ueber Montenegro.

1) Die Slaven der Türkei, oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt, von Cyprian Robert. Aus dem Französischen übersetzt, erörtert und berichtigt von **Marko Fedorowitsch**. Erster Theil, Dresden und Leipzig. Arnoldische Buchhandlung 1844. S. 254.

2) Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Grenze oder statistisch-topografische Darstellung der Paschalike **Skutari, Criserend, Ipek, Foli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan** und **Ohrida**, so wie des Grenzdistriktes von Budua in Österreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen von Dr. Joseph Müller, k. k. Kreisphysiker zu Prag ꝛc. Mit einer Vorrede von Dr. P. Joseph Schafarik. Nebst einer Karte von Albanien. Prag, Calve'sche Buchhandlung 1844. XII. S. 103.

Angezeigt durch Dr. **Petranovich** in Lissa in Dalmatien. *)

1. Nach langem Verkennen wird das Ländergebiet zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere immer mehr ein Gegenstand tiefer und fleißiger Forschungen. Die Werke eines **Balbi, Demidoff, Boué, Blanqui** haben auf diesem Felde des menschlichen Wissens schon manchen schätzbaren Stoff geliefert. Das erste der vorliegenden Werke soll auch ein Beitrag zur Kunde slawisch-griechischer Lebensweise sein, uns nach den ausdrücklichen Worten des Hrn. Verf., den gegenwärtigen Zustand von acht Millionen Gebirgsbewohnern, welche die Balkanländer vom adriatischen bis zum schwarzen Meere hin inne haben, ihr häusliches und öffentliches Leben, ihre Landschaften und Städte schildern, die Ertragsfähigkeit ihres Bodens, ihren in- und ausländischen Handel und die Vortheile darlegen, welche ihre Wiedergeburt dem Abendlande gewähren würde. Wenn wir nun offen eingestehen, daß wir bei einem solchen inhaltsschweren Versprechen von Seite des Hrn. Robert uns berechtigt hielten, eine lehrreiche, interessante und frische Auffassung der türkischen Halbinsel um so mehr zu fordern, als man jene Gegenden leider noch allzu wenig kennt, so müssen wir auch andererseits bekennen, daß dieser erste Theil seines Werkes unsere Erwartungen bei weitem nicht befriedigte und uns zu der gewonnenen Überzeugung führte, daß der Titel mehr verheißt, als das Buch enthält. Es ist, wie bald unten ersichtlich wird, eine Arbeit ohne geschickte systematische Anordnung, allgemeine Notizen oder eigentlich Andeutungen ohne nähere Entwicklungen, die das slawische Leben, das aus sich selbst erklärt werden will, bei beständigem politischen Geschwätz nur einseitig und unvollständig beleuchten, — kurz ein ganz gewöhnliches Touristenbuch, gleich so vielen seiner französischen Kollegen, und ohne daß der Verfasser tiefer in das slawische Leben hineingeblickt hätte, so daß man fast versucht ist anzunehmen, der Hr. Verf. hätte ungeachtet seines mehrjährigen Aufenthalts unter dem Volke, das er uns schildert, meist nicht aus eigener Erfahrung und Anschauung der Dinge und Verhältnisse geschöpft. Wäre unsere Absicht, uns hier in eine ausführliche Beurtheilung des Robert'schen Buches einzulassen, und die einzelnen Kapitel desselben näher zu zergliedern, wir könnten eine Menge Belege zu unserer obigen Ansicht liefern. Dennoch um den Beweis nicht zu schulden, sei uns erlaubt, einiges anzuführen. Dieser erste Theil besteht aus der Einleitung, und zwei Büchern, von denen das erste die Montenegriner, das zweite aber das jetzige Fürstenthum Serbien schildert. Schon die Einleitung, die auf 59 Seiten nicht weniger als IX Kapitel enthält, durch die vielen bunt durch einander beigebrachten Notizen über Länder und Völker, welche (abgesehen von ihrer einstigen Verwandtschaft) gegenwärtig in ganz abgesonderten Lagen, in ganz eigenthümlichen Verhältnissen nicht nur im Leben überhaupt, sondern auch in ihren Ideen, Sitten, Charakter, Rechtsinstitutionen sich befinden, hindert nicht wenig die Uebersichtlichkeit dieser sogenannten griechisch-slawischen Welt im Allgemeinen, und spricht deutlich für den Mangel einer systematischen Ordnung. Es wäre unserer unmaßgeblichen Meinung nach weit zweckmäßi-

*) Diese Mittheilung, von einem der entferntesten Punkte der Monarchie, ist gewiß ein Beweis für die rege Theilnahme, welche die „österreichischen Blätter für Literatur und Kunst" bereits gewonnen haben. Der Aufsatz wurde nicht übersetzt, sondern in deutscher Sprache eingeschickt; spricht dieser Umstand einerseits für die Aufmerksamkei, welche der deutschen Literatur in unserem fernsten Süden gewidmet wird so mag er zugleich eine Erinnerung sein, auch unserer Seits dortigen literarischen Zuständen jenes Interesse zuzuwenden, welches wir längst auch den unbedeutendsten Erscheinungen zollen, wenn sie nur außerhalb unserer Grenzen aufgetaucht waren!

ger, hätte der Verfasser jedem der zwei Bücher, die auf das Volk und Land bezüglichen ethnografisch-geografischen Notizen vorangehen lassen, und statt das ursprünglich slawische mit dem griechischen Elemente zu vermengen, beide streng unterschieden. Herr Robert hat sich wohl nicht reiflich in der Geschichte umgesehen, wenn er im zweiten Kapitel S. 8. die ganze griechisch-slawische Halbinsel klassisch nennt, das „schauerliche" Montenegro als Zufluchtsstätte für die Bosnier darstellt (S. 11), und glaubt, das jetzige Königreich Kroatien wäre ein Bestandtheil des einstigen serbischen Reichs gewesen (S. 11). Die fünf christlichen Hauptvölkerschaften dieser (um den beliebten Ausdruck des Hrn. Robert zu gebrauchen) griechisch-slawischen (und warum nicht auch albanesisch-walachischen?) Halbinsel, bestehend aus Griechen, Bulgaren, Serbien, Moldo-Blachen und Albanesen, zählen nach demselben Hrn. Vrf. 15 Millionen Seelen, eine Angabe, die zu übertrieben, ja durchaus falsch ist. Die vom Hrn. Schafarik in seinem **Slowansky Narodopis** angegebene Populationszahl der türkischen Slawen möchte der Wahrheit sich am meisten nähern. Hinsichtlich der übrigen Völker, die Moldo-Wlachen etwa ausgenommen, fehlen zuverlässige Daten, weswegen der Verf. hätte lieber schweigen als durch solche überspannte Leichtgläubigkeit sich lächerlich machen sollen. Uebrigens irrt er sich gar sehr, wenn er (S. 15) glaubt, daß diese fünf Völkerschaften, mit Ausnahme einer Anzahl Serbier und Albanesen, alle insgesammt Bekenner des Christenthums sind, ein Fehler, der uns grob, ja unverzeihlich erscheint, da es doch bekannt ist, daß ein großer Theil der Bulgaren, etwa 400,000 Köpfe, seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts und früher noch zum Islam sich bekennt. Wenn Seite 17 gesagt wird, daß „das slawische und das griechische Interesse längst schon aufgehört haben, einander feind zu sein," möchte man gerade behaupten, daß dem sonst wißbegierigen Verf. die seit einigen Jahren von den athenischen Blättern geführte bittere Sprache in Bezug auf den von Oekonomos vertheidigten Slawismus völlig unbekannt ist, eine Eifersucht, die sich jüngst sogar auf die sonst unangetastete griechisch-slawische Kirche erstreckt. Kapitel **IV.** bespricht die Naturprodukte und ihren Anbau auf der Halbinsel. Unter den Gewächsen (S. 23) werden als die gewöhnlichsten angeführt: die Myrthe, der Kirschlorbeer, die schwarze Maulbeere, die Orange, Olive, Sykamore, Terebynthe, die Augusteiche, Linde, Kastanie, Zypresse. Jedoch wo diese Gewächse vorzugsweise anzutreffen sind, wird nicht gesagt; was bei der großen Ausdehnung der Halbinsel und der bedeutenden Verschiedenheit der Himmelsstriche nothwendig hätte geschehen sollen. Was weiter (S. 24) erzählt wird, daß in Serbien die Ernte am 20. September alten Styls beginnt, in Bulgarien im Juli, und in Rumelien im Juni, beruht hinsichtlich Serbiens auf einem Irrthum, da man unter der ersten, im Vergleich zu den Nachbarländern so auffallend späten Ernte, jene vom türkischen Weizen verstehen muß. Eine andere von den vielen irrigen Angaben des französischen Reisenden ist die (S. 26) gegebene Versicherung, daß „der Wladika von Montenegro erst seit einigen Jahren damit umgeht, seinen Kriegern den Kartoffelbau aufzudringen," da doch derselbe seit 1780 besteht, im Großen betrieben wird und sogar einen der bedeutendsten Ausfuhrartikel abgibt. Unter den verschiedenen Weinsorten wird (S. 27) auch der „Goldwein von Cypern" angeführt, so wie in die Zahl der Bergwerke die reichen Blei- und Silberminen des Berges Ida in Troas. Wie es kommt, daß auch das weite Kleinasien sammt Cypern hier bedacht wurde, können wir nicht einsehen. Unter den Mineralquellen vermißt man die bekannte Sauerquelle **Kisseljak** bei **Sarajewo** in **Bosnien**. Daß die Medizin nur von Zauberinnen und die Chirurgie nur von Barbieren ausgeübt wird, scheint nicht richtig zu sein, nachdem außer den drei Donaufürstenthümern, wo das Medizinalwesen sich einer geregelten Organisation erfreut, Epirus insbesondere an praktischen, weit im Reiche bekannten Ärzten und Chirurgen reich ist. Daß die Slawen gerne geistige Getränke lieben, ist leider allzu wahr, jedoch daß durch solchen Genuß im Volke das Wechselfieber in gelbes Fieber umschlägt, kommt uns, wir gestehen es, ganz neu vor. Seite 32 wird ohne Grund behauptet, die Brücke zu Mostar in der Erzegovina stamme aus der altgriechischen Zeit her; selbe ist vielmehr ein Werk römischer Baumeister aus der Kaiserzeit. Die griechischen Klöster in der Türkei mögen im Allgemeinen in Hinsicht auf ihre Bauart und Pracht merkwürdig sein, der etwas zu gewagten Meinung des Verf. jedoch, daß die Athosklöster und namentlich das Konvent **Rilo** in Bulgarien mit den herrlichsten römisch-katholischen Klöstern wetteifern (S. 33), können wir keineswegs beipflichten. Woher kommt es, daß die berühmten serbischen Klöster **Studenica** und **Dečani** im Buche des Hrn. Robert nicht einmal genannt sind? Und doch möchte Rezensent diesen beiden Gotteshäusern in baumeisterlicher Hinsicht vor manchem Athoskloster den Vorzug geben. Das **IV.** Kapitel ist unstreitig das beste im ganzen Buche. Es gibt uns malerische Ansichten über die slawischen Länder, Skizzen aus dem häuslichen Leben, eine Schilderung, die neben der Treue auch einen klaren Überblick dem Leser gewährt, eben deswegen, weil der Verf. hier sich ausschließlich mit dem slawischen Volke und Lande beschäftigt. Nur möchte man mit Recht einwenden, daß manche Stellen aus den Reiseszenen uns zu sehr an die Steppen Arabiens und von **Irak-Arabi** erinnern. Folgende Schilderung (S. 39) hat allen Reiz der Darstellung des französischen Schriftstellers: „So traurig und öde die Fläche, so frisch und freundlich sind die Dörfer. Seht diese griechisch-slawischen Muselmänner Bosniens, Mazedoniens und Albaniens: Stille herrscht in den einsamen Straßen, aber dieses Buschwerk, welches fast jedes Haus umgibt, ja verbirgt, die Bäume, welche ihre fruchtbeladenen Äste um Fenster und Thüren schlingen, jenes Wässerlein, welches, unter hohem Grase versteckt, dahin rieselt nach der Hütte, die das Familienbad enthält, dies Alles zusammen genommen trägt den Stempel der Unschuld, Ruhe und Reinheit, welche uns in die Tage der Patriarchen zurück versetzen. Kommt man in ein christliches Dorf, z. B. in einen bulgarischen **Selo**, so bemerkt man da nicht solche üppige Vegetation, weil der Bulgare das Land weit und breit bebaut und daher nicht so viel Sorgfalt auf die Umgebung seiner Wohnung wenden kann; und dann ist er Raja, vermeidet also ängstlich den Schein des Reichthums und gräbt seine aus Astwerk gebildete Hütte in die Erde ein. Aber warten wir den Abend ab! Sobald die Nacht hereinbricht, sieht man von allen benachbarten Bergen die Hirtinnen und Kinder herabsteigen, und ihre zahllosen Heerden aus der Wüste heimtreiben. Mit ihren fröhlichen Liedern vermischt sich das Blöcken der Schafe, das Meckern der Ziegen, das Brüllen der

großen Büffel und der Klang der Glocken der Mutterkühe. Jede Baba (bulgarische Hausfrau) läßt, in der Hofthür sich aufstellend, das Vieh an sich vorüber gehen, zählt es und schickt sich darauf zum Melken an. Nun enthüllt sich der ganze ländliche Zauber des Balkans." Das VII. Kapitel aber, betitelt: Aberglaube, Volksgebräuche und Feste, wimmelt von Fehlern. Wir werden nur die bedeutenderen hier berichtigen. **Weihnachten und Epiphanias** sind nicht ein, sondern zwei abgesonderte Feiertage (S. 44). Die zu Weihnachten übliche Grußformel: **Mir boži, Christos se rodi,** wird keineswegs von dem Priester während der Messe gesungen, sondern ist nur bei der Malzeit während der Dauer der Weihnachtsfeste meist auf dem Lande gebräuchlich (Seite 44). Der Nationalgebrauch, den Weihnachtsklotz (**Badnjak**) zu verbrennen, wird nur mit ein Paar Zeilen erwähnt, und doch die interessanten Einzelnheiten dieser in **Wuk's Stephanović** serbischem Wörterbuche ausführlich beschriebenen Volkssitte geben hinreichenden Stoff zu einem Sittengemälde. Es ist ganz gegen die Landessitte, daß sich die Familien am Osterfeste einander zu Tisch einladen und in Bosnien besonders wird keine, wenn noch so reiche Familie das Lamm vor Georgi schlachten. Ueber die griechische Geistlichkeit, ihre fysische und moralische Existenz wird man mit wenigen Zeilen abgefertigt. Sonderbar bleibt es dennoch, daß die Abhängigkeit der griechischen Priester vom Volke, welche dem französischen Touristen so löblich erscheint, nach der Ansicht des Verf. des interessanten Aufsatzes: Zwei Monate in Thessalien (Allg. Zeitung, Augustheft) hingegen eine der Hauptquellen der moralischen Erniedrigung der byzantinischen Klerisei ist. Die Seiten 50—51 sind der Schilderung der verschiedenen Nationaltänze gewidmet. Daß die **Romeika** der Neugriechen mit dem serbischen **Kolo** identisch sei, möchten wir gerade bezweifeln. Kap. **VIII.** bespricht die politischen Zustände der Türkei, ihre natürliche Verfassung, Föderativsystem ꝛc. lauter Gegenstände, deren Behandlungsweise die Gefühle deutlich beurkundet, unter deren Einflusse der Verf. sie niedergeschrieben hat. Die Einleitung beschließt mit dem Kapitel **IX.** über türkische Zölle und Mauthen, englische Manufakturen, Verfall des levantinischen Handels. Das hierauffolgende erste Buch befaßt sich mit der Beschreibung des „Staats von Montenegro," so wie das nächstfolgende zweite mit der Schilderung des heutigen Fürstenthums Serbien. Der Hr. Verf. bespricht näher und mit wahrem Enthusiasmus diese beiden Länder; leider jedoch sind es zusammengestoppelte Notizen und Anekdoten, geschöpft zum Theil aus dem montenegrinischen Kalender „**Gerlica**" (die Turteltaube), aus dem Büchlein der Dr. **Wuk Stephanović**, meist aber aus den von erhitzten Köpfen dem Herrn Verf. gemachten Mittheilungen. Insbesondere was Montenegro betrifft, strotzt fast jede Seite von irrigen und übertriebenen Angaben. So, um uns auf einige derselben zu beschränken, sind die Namen der Nahien (S. 82) alle entstellt, die Populationszahl auf 120,000 Köpfe *), und die Einkünfte des **Wladika** auf 130,000 Franks (!) angeschlagen, während jene des Staats (nach anderweitigen glaubwürdigen Daten) sich auf kaum 44,000 Gulden belaufen; dem Dorfe **Njegutti** (S. 82) wird das Ansehen einer europäischen Stadt gegeben, und dasselbe, höchst seltsam, das Moskau Montenegro's genannt; die Dörfer **Zuzze, Tehevo** und **Welestevo** als „große Dörfer" bezeichnet, da doch nach dem eigenen Geständniß des Hrn. Robert, **Cernogorien** weder Städte noch Dörfer besitzt; so bilden (nach Verf. Worten) die Türken in Montenegro sogar eine besondere Gemeinde (!!) und kämpfen an der Seite der Christen (!!!); **Lješkopolje**, eine an die **Lješanska nahie** angrenzende türkische fruchtbare Ebene, wird vom Verf. zu Montenegro gerechnet; die verbündeten Distrikte aber — die **Berda** — der wichtigste Theil dieses Freistaates, nur erwähnt. — Der Verf. geht nun im zweiten Kapitel dieses ersten Buches auf die Geschichte Montenegro's über, und diese ist es hauptsächlich, die, bei der Benützung der bloßen Nationallieder als Quellen, jeder Kritik entbehrt, ja meist gegen historisch erwiesene Fakta streitet. Unsere trefflichen Volkslieder mögen als solche durch ihre anerkannte Schönheit die Fantasie fesseln, jedoch großen historischen Werth möchten wir ihnen im Allgemeinen absprechen und ihre Benützung nur mit großer Vorsicht anrathen; so wie wir andrerseits die Meinung des Verf., als wären solche Lieder die einzigen Quellen der montenegrinischen Geschichte, durchaus verwerfen müssen. Um der vielen Werke, in denen Montenegro's Vorzeit besprochen ist, nicht zu erwähnen, brauchen wir nur auf die in Belgrad gedruckten „**Spomenici Serbski**" hinzuweisen, eine Sammlung alter serbisch-bosnischer Urkunden, die Materialien genug zur Geschichte des Landes enthalten; dergleichen, und viel ergiebigere die **Gerlica**, so wie die Geschichte Montenegro's von **Milutinović** dem fleißigen Geschichtschreiber abgeben würden. Wie dennoch Hr. Robert, dessen Werk dazu bestimmt ist, die Länder der großen slawischen Halbinsel auch in historischer Beziehung zu beleuchten, die Urgeschichte von Montenegro ausschließlich aus romantischen Liedern, die unter allen Piesmen mit der Geschichte am wenigsten im Zusammenhange stehen, schöpfen konnte und welche etwaige Gründe ihn dazu bewogen? Rezensent kann es nicht begreifen. Wenn daher dieser Urgeschichte Montenegro's im Robert'schen Werke der Name der „romanhaften" mit vollem Grunde anpaßt, so ist dagegen die der neuern Zeit sehr kurz und unvollständig dargestellt. Dieser geschichtliche Abriß Montenegro's fängt mit dem Jahre 1400 an. In diese Zeit setzten sich (nach dem Herrn Verf.) die Tapfern, welche bei **Kossovo** davonkamen, unter Anführung des **Straschimir Ivo**, genannt **Cerni**, in dieser Felsenwüste fest. Allein wenn man bedenkt, daß bereits vor der blutigen **Kossovo**-Schlacht (1389) Montenegro mit den beiden **Zetta** seinen Beherrscher in der Person des **Balsa**, **Lazar's** Schwiegersohn; hatte; da ferner für die gewöhnliche Annahme, als wären schon zu jener Zeit Montenegro's Gegenden nur von Hirten in der schönen Jahreszeit besucht gewesen, das Land selbst aber keine seßhaften Einwohner besaß, kein historisches Faktum aufgestellt werden kann, im Gegentheil uns fast unglaublich erscheint, daß so schöne und fruchtbare Gauen wie z. B. die **Cernička Nahie** menschenleer und brach darnieder lagen, — wenn man ferner bedenkt, daß alle die Nachrichten, die uns der Verf. in diesem seinem Abriß über die alten Beherrscher Montenegro's gibt, in dem **Iwo Cernojević** zusammen-

*) Cernagora (Montenegro) enthält nach dem Journal des östr. Lloyd 60 □ Meilen, auf denen in 39 Gemeinden 11,700 Familien, bestehend aus 107,000 Köpfen, wohnen, so daß also auf die □ Meile 1780 Einwohner zu rechnen sind. — S. Jahrbücher für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft 1. Jahrg. 1843. 5. Heft.

geworfen sind, wobei seltsam genug dieser Urenkel des **Balsa** als eine und dieselbe Person mit seinem Onkel **Strašimir Iwo**, der Montenegro von seiner schwarzgrauen Gesichtsfarbe den Namen gab, dargestellt wird, — so ist aus allem diesem ersichtlich, wie wenig Hr. Robert der Mann ist, der über die serbische Geschichte überhaupt, und über jene von **Cernagorien** insbesondere Gediegenes schreiben kann. — Nach dieser Übersicht würde es uns zu weit führen, wollten wir uns in eine nähere Beurtheilung des zweiten Buches, worin das Fürstenthum **Serbien** geschildert ist, einlassen. Die vielen Fehler und irrigen Ansichten findet man leider auch hier. Dieses ganze zweite Buch ist im Grunde nichts anderes als eine Schmähschrift gegen den abgedankten Fürsten **Miloš** und seine Regierung. Wir wollen hier nicht erörtern, ob und in wie weit die gegen diesen, um sein Vaterland sonst hochverdienten Fürsten vom Hrn. Robert erhobenen Beschuldigungen ihren Grund haben, — in wie weit ferner die politischen Ansichten, die in dem Buche als Stimmen des noch poetischen serbischen Volkes geschildert werden, begründet sind, und ob nicht etwa Hr. Robert sich hier zum Dolmetscher der politischen Gesinnungen eben dieses Volkes ohne dessen Auftrag aufwirft, nur können wir nicht umhin mit dem großen **Manzoni** zu bemerken, daß die Absicht, einen Menschen zu kränken, immer eine Sünde ist; daß die an sich erlaubteste Handlung, die Ausübung des unstreitigsten Rechts zu einem Verbrechen wird, wenn sie zu diesem Endzwecke gerichtet ist *).

2. Wir kommen nun auf das Büchlein des Hrn. Dr. **Müller**. Der würdige Herr Verf. hat hiermit auch seinerseits einen schätzbaren Beitrag geliefert, wofür er den wärmsten Dank der Freunde der Länderkunde um so mehr verdient, als sein Buch ganz geeignet ist, die Kenntniß eines unter allen türkisch-europäischen Provinzen am wenigst bekannten Landes auf eine angenehme und lehrreiche Weise zu verbreiten. Die Slawen aber insbesondere, deren Tendenz sich wechselseitig näher kennen zu lernen, panslawistische politische Ideen — ein Gespenst! von Verläumdern untergeschoben werden, müssen ihm die lebhafteste Anerkennung zollen, wegen der Neuheit und Ersprießlichkeit der in dem Werkchen enthaltenen Notizen über den in Nordalbanien gebliebenen Rest der Serberstämme, so wie der gr. n. unirte Serbe aus demselben Büchlein gewiß zum ersten Male, und mit tiefem Schmerzgefühle die im Jahre 1838 geschehene eigenmächtige Verwandlung des herrlichen St. Arsenius-Klosters, dieses nach dem Kloster **Chilandar** zweite Heiligthum in der griechisch-serbischen Kirche, und einstigen Patriarchal-Residenz, in eine muselmännische, und zwar irregulär-toskische Kaserne vernehmen werde. Mit tüchtiger Erfahrung und der Landessprachen mächtig, wovon uns das Buch auf beinahe jeder Seite Bürgschaft gibt, hat Dr. Müller die Schilderung eines so interessanten Landes auf selbstständige Forschung und eigene Anschauung beschränkt, wodurch es ihm allein möglich war, manche irrige Ansicht eines **Balbi, Boué etc.** über das Land zu berichtigen, und somit auf diesem Gebiete des Wissens neue zuverlässige Saaten auszustreuen. Daß er selbst hin und wieder Fehler begeht, und das Werkchen folglich auch seine Mängel hat, darf um so weniger befremden, als es bekannt ist, welch' tausendfache örtliche Hinderungen, ja Lebensgefahren einem solchen Forscher in einem noch barbarisch-fanatischen Lande, wie Albanien, sich entgegen stellen.

Der physische und topografische Theil, wo die geringfügigsten Ortschaften, Gebirge, Flüsse, ihre gegenseitige Entfernung ꝛc., viele in der Stiftungsurkunde des Klosters **Dečani** (1330—1335), so wie in dem noch ungedruckten Ortsnamenverzeichnisse vom Kattariner **Mariano Bolizza** (wovon ein Exemplar auch Rezensent durch Güte seines gelehrten Freundes, Hrn. Professor Petter in Spalato, besitzt), auf eine angenehme und belehrende Weise besprochen sind, ist unstreitig der anziehendste des ganzen Büchleins, und kann mit Vortheil von Reisenden als belehrender Führer benützt werden. Für die wenigen Unvollständigkeiten entschädigt uns reichlich das schätzbare Ganze. Hier einige dieser Mängel. Die große **Zetta**-Ebene auf beiden Seiten des **Morača**-Flusses, von Montenegro westlich gelegen und von Serben größtentheils bewohnt, findet man nirgends angeführt. — Die Anzahl der Christen (auf 406—550) ist unstreitig sehr gering angeschlagen, und man ist eher berechtigt, unter obiger Zahl nur die Steuerpflichtigen zu rechnen. Für die Gewißheit, wenigstens Wahrscheinlichkeit dieser Annahme sprechen auch die verhältnißmäßig große Anzahl der Bisthümer beider Konfessionen, in allen eilf — vier griechische mit dem Bischofe von **Durazzo** in **Elbassan** residirend und vom Hrn. Verfasser unerwähnt gelassen, und sieben lateinische, so wie die von Schafarik auf eine Million **circa** angegebene Zahl der orientalischen Serben in Bosnien, Herzegovina, Rascien und dem Arnautischen. (S. **Slovanský Národopis, Prag 1842. XII.** mit einer Karte.) So nimmt der Verf. für **Podgorizza** blos 750 steuerpflichtige Christen, während er die ganze in der Umgegend dies- und jenseits der **Morača** wohnende christliche Bevölkerung mit Stillschweigen übergeht. Daß „einige wenige Weltgeistliche" in den albanesischen griechisch-orthodoxen Diözesen vorhanden sind (S. 38), wird von gebornen sachkundigen Albanesen, die ich hierüber zu befragen Gelegenheit hatte, aufs bestimmteste widersprochen. Solcher Geistlichen soll es vielmehr in Menge geben, und ihnen die Seelsorge auf dem Lande anvertraut sein. In Skutari besitzen die griechisch nicht Unirten eine geräumige vom Hrn. Verf. nicht erwähnte Kirche, ein Umstand, der bei der geringen Zahl der Anhänger jener Konfession in Skutari im Vergleich zu den Römisch-Katholischen, die bis heute noch der eigenen Kirche entbehren, befremden muß. Die **Dečanski**-sche Klosterkirche ist dem Erlöser und nicht dem h. Michael gewidmet u. s. w. Zu bedauern ist es noch, daß geschichtliche Daten so spärlich vorkommen, wodurch das historische Bild des Landes für den Leser verloren geht. Indessen sind dies, wie Jeder einsehen kann, nur geringe Gebrechen, die dem trefflichen Büchlein keinen wesentlichen Abbruch thun. Demselben ist eine, die Bezeichnung aller im Buche besprochenen Orte verdeutlichende kleine Karte beigegeben. Nur Schade, daß die Begrenzung des **Eyalets** von der Landseite, besonders gegen Ost und Süd nicht bezeichnet ist. Möge das Werkchen durch getreue Übersetzungen sich bald unter den Slawen verbreiten.

*) L' intenzione di affliggere un uomo è sempre un peccato; l'azione la più lecita, l' esercizio del diritto il più incontrastabile diventa una colpa, se sia diretto a questo fine.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei. Eine öffentliche Vorlesung an der königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Gehalten von G. H. Hotho.

1. Band.

Angezeigt durch Dr. L. von **Hasner** in Wien.

> Sie begreifen nicht, was für einer innern Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben.

Als ein Vorzug deutscher Wissenschaft in unseren Tagen muß es erkannt werden, daß sie, was ihr sonst Krankhaftes ankleben möge, gerade die gesunde Stelle verehrte, auf der die Filosofie wurzeln, und von wo aus sie sich ausbreiten konnte. So eignen sich nach und nach alle wissenschaftlichen Zweige das filosofische Element an. Und wie dieses in unserer Zeit dahin entschieden ist, daß die objektive Wahrheit in allen besondern Lebensmomenten erkannt, der erkannten ihr Recht werde, so erwarten Wissenschaft und Leben von diesem Elemente mit Recht die Genesung, wo sie ihrer bedürfen. Auch die Geschichtsforschung nahm ihren Theil, und was früher nur einzelne bedeutendere Geister als Bedürfniß anerkannten, bewährt sie nun als Richtung der Zeit. Wie sie nun bestrebt war, das Leben der Zeiten in seiner totalen Wahrheit zu fassen, mußte ihr sogleich die Kunst als diejenige Sfäre sich darbieten, in der das Geistige einer jeden Periode vor vielen am reinsten heraustrat, zum Verständniß derselben also vorzüglich geeignet war. Rechtliche und politische Verhältnisse, wie sehr in ihnen auch die Elemente einer Zeit wirksam seien, bedecken diese doch schon zu sehr durch das Konkrete ihrer Wirkungssfäre, ja lassen sogar spezielle Richtungen im Gegensatze zu den allgemeinen eine Zeit durchdringen, und sind für kommende Tage dann schwer zu deuten. Offener breitet sich das weite und tiefe Leben der Kunst aus. Dieses zum Begreifen zu bringen, seinen Auswüchsen den Schleier verknorpelter Irrthümer zu entziehen, und auf der Basis reiner Kunstanschauung die Leistungen des vorgesteckten Zeitraumes klar zu machen, ist die Aufgabe vorliegenden Werkes. Und mit so seltener Meisterschaft ist dieselbe gelöst, daß dieses Werk in seiner gesunden Gediegenheit, Tiefe und Fülle als eines der tüchtigsten Produkte neuerer Geschichtsfilosofie gewiß von jedem Unbefangenen anerkannt werden wird.

Vorlesungen sind es, und so ist es gerechtfertigt, wenn es dem Buche an die Übersicht erleichtender Abtheilung fehlt. Doch um so freier ist die Haltung des Ganzen, es sind geistvolle Gespräche, die, wenn sie auch in diesem Theile wenig an Spezielles anknüpfen, sich doch an Perioden halten. Deren ganzer geistiger Inhalt wird aber mit solcher Evidenz, mit so ursprünglichem Eindringen in die Tiefen der Verhältnisse zum klaren Bilde gemacht, daß auf dieser Basis das Spezielle leicht verständlich wird, das dann der 2. Theil enthält.

Wir halten es der Tendenz dieser Blätter angemessen, wenn wir die nähere Beurtheilung dieses Werkes an einen etwas ausführlicheren Bericht darüber anknüpfen, indem damit zugleich eine Übersicht über eine Kunstperiode gegeben wird. Doch wollen wir über die ersten Vorlesungen flüchtiger weggehen, da diese eigentlich ein ästhetisches Glaubensbekenntniß enthalten, das im Verfolge größtentheils und auf lebendigere Art anschaulich wird. (Hotho wird lebensfrischer, je näher er dem Leben rückt, und was im gemessenen Gange manchmal beinahe an Schwulst grenzt, wird im Ausdrucke der reinsten Sympathie für ursprüngliches Leben, für eine Verkörperung wahrer Geistesgestaltungen zur schönsten Blüthe des Styls.) Doch sind auch die ersten Vorlesungen voll tiefer Wahrheiten, und bei der Bodenlosigkeit, an der heutzutage das Urtheil von Laien und vielfach auch von sogenannten Kunstkennern leidet, nicht genug zu empfehlen.

Die erste Vorlesung enthält ein höchst trauriges Glaubensbekenntniß in Beziehung auf die neue deutsche Malerei. Die Düsseldorfer Schule wird in ihrer unmännlichen Zierlichkeit verworfen, der Münchner der Vorzug gegeben. Ein Urtheil, dem wohl jeder gesunde Sinn beistimmen wird. — Die Vergangenheit wird als die Zeit des Gipfelpunktes der Malerei angegeben, und zugleich die Schwierigkeit des Verständnisses der älteren Schulen, die Hindernisse, die ihm in der heutigen Sinnesweise entgegenstehen, herausgestellt. Man will urtheilen über Kunst, ohne sich in sie zu vertiefen. Wie zur Produktion aber, bedarf es zur Wiederauffassung eines ungewöhnlichen Genius und göttlichen Funkens. Und in der That, wem es irgend Ernst darum zu thun ist, daß überhaupt der geheiligte Boden des Besten, was dem Menschen erübrigt, das reine Asyl vor den tausend Überwüchsen aus dem Boden der Wahrheit, der uns breit gegeben, aber hoch bedeckt ist, bewahrt bleibe vor dem rohen Tritte derjenigen, die in ihrer Eitelkeit nicht ahnen, wie sehr sie ihn verunreinigen; der muß die gleiche Klage mit Hotho vor Vielem in der Kunst anstimmen. Nirgends, weil ihre Gegenstände den gewohnten Formen entnommen sind, fühlt sich der unbefähigste Beschauer in so vertrauter Sfäre, und wenn er über dies Leben, das ihm geboten wird, urtheilt, so geht ihm eben nur eine Kleinigkeit ab, auf die er also nicht reflektiren kann, das zweite Leben darin, das der Kunst. —

Die zweite Vorlesung beginnt mit dem Satze: die Malerei sei ihrer Nebenbuhlerin, der Skulptur gegenüber, diejenige bildende Kunst, welche, ihren Darstellungsmitteln nach, sich vorzugsweise für die Empfindungs- und Anschauungsart der christlichen Welt eignet, und deshalb auch innerhalb des Christenthums erst ihre reichhaltigste Ausbildung und malerische Vollendung gewonnen hat. Wie nun Hotho in dieser und in den zwei folgenden Vorlesungen in das Wesen der Skulptur und Malerei aufs Tiefste eingeht, die leibliche Form als solche, die bestimmte Gestalt und Stellung, als Inhalt das Bleibende und Substantielle, als das Wesen der Skulptur erfüllend, bezeichnet, die Bedingungen der Malerei aber wesentlich im Farbenscheine, partikuläre Gestalt, Belebung durch den Ausdruck des innern Geistes und Gemüths setzt, — hat er den ersten Theil des vorangestellten Satzes vollkommen bewiesen. Für die innerliche Tiefe christlicher Gesinnung, für ihr Streben, sich in ihren Gegenstand zu versenken, bedurfte es einer viel individuelleren Form, als sie die Skulptur zu bieten vermag. So ward das Christenthum der Malerei förderlich. Denn die durch dasselbe erfüllte Zeit war begeistert, und hatte die Bedingung in sich, dem Werthen, Heiligen zu leben, ganz in dasselbe zu dringen, ohne Zerstreuung. Trotz dem können wir der Entwicklung von Hotho's Satze nicht wohl beistimmen, insofern er folgert, die Malerei habe sich, weil sie sich

für die Sinnesweise des Christenthums vorzugsweise eignet, erst innerhalb desselben vollends entwickelt. Wir glauben, der Grund liege allein darin, daß Baukunst, Skulptur und Malerei zu einander in den Verhältnissen von Stufen stehen, die daher im Entwicklungsgange der Menschheit ihre Zeit abwarten mußten, dann aber jedem historischen Zustande, der in dieselbe fiel, glücklich dienten. Wie sehr wir also nun auch überzeugt sind, die Malerei als die dritte Stufe wäre der indischen Sinnesweise vorzüglich, aber auch der griechischen entsprechend gewesen, so fielen doch beide noch nicht in die Zeit, wo dieser, so durchgreifend die konkreten Gestaltungen des Lebens erfassender Kunst, die Bedingungen durch tausend besiegte Schwierigkeiten verschafft waren. Die Griechen konnten dahin noch nicht gelangen. Beinahe unausgesetzt im Zustande des Krieges, entwickelte sich ihr Geist zwar mächtig, aber es fehlte ihren Zuständen das Ruhige, Gesetzte bürgerlicher Sicherheit. Ihre ganze künstlerische Befähigung konzentrirte sich daher in dem Boden, der als solcher nicht viel zu überwinden gab; sie wurden groß in der Skulptur. Aber die tausendfachen Abstraktionen, deren es bedarf, das Räumliche des Lebens auf der Fläche wiederzugeben, das Hintereinander der Lichter und Formen zu überwinden, dazu konnten sie nicht gelangen. Erst das bürgerliche Mittelalter kam dahin.

Sehen wir aber auf die ferneren Bedingungen der Malerei, auf eine reiche innere Welt, die es bedarf, sich im Äußern wieder zu finden, so lag sie gewiß im Griechenthum reichhaltig genug. Zwar waren seine Götter menschlicher, aber was der Maler selbst im Göttlichen allein zu geben vermag, den Ausdruck des Höchsten, wohin das menschliche Innere vermag, in vollendet menschlicher Form, das eben tief empfunden schuf ihre ganze Götterwelt, beseelte mit ihnen die ganze Natur. Und hier, wenn sonst das Griechenthum in die geschichtliche Stufe der Malerei gefallen wäre, lag gewiß das tiefste Bedürfniß nach ihr. Der Grieche war Bildhauer, weil er eben sein Inneres dem vorhandenen Mittel anvertrauen mußte. Aber, wie die Skulptur beim Einzelnen mehr verharren muß, blieb ihm blos der einzelne Gott dargestellt, kein Olymp, außer in der ungenügenden Form von Basreliefs, keine reichere lebendige Szene, nicht die landschaftliche Natur. Wir können nicht sagen, der innerlich lebendige Grieche bedurfte dessen nicht, seiner Sinnesweise entsprach die Malerei nicht entschieden. Sie muß jeder Sinnesweise vorzüglich entsprechen, weil sie das allgemeine Kunstbedürfniß am vollkommensten befriedigt; umsomehr des Griechen. Doch das Christenthum brachte in der That die Malerei zu hoher Stufe, und es war ein schönes Element für ihre Kräfte. Sehen wir auch hier nur das weise Walten im weltgeschichtlichen Fortgange, das in jede Stufe die tüchtigsten Kräfte fallen läßt, so daß im Griechenthum uns aus seiner vollen Begabung die herrliche Welt seiner Skulptur, aus dem tiefen Leben des Christenthums die reiche der Malerei gegeben ward. Allein wir glauben, das Christenthum, auch wenn es an die Stelle der griechischen Mythologie bei den Griechen zur Zeit ihrer Entwicklungsperiode getreten wäre, hätte, wie viel es auch sonst modifizirt haben möchte, damals keine Malerei, wie sie das 16. Jhrh. bietet, schaffen können; so wie übrigens die ganze griechische Denkweise, wie sehr sie sich in der Schranke ihrer Zeit plastisch gestalten mußte, einen so tiefen Lebensborn besaß, daß er, falls ihn die Geschichte ungeschwächt einer folgenden Zeit aufbewahrt hätte, auch zum Durchbruche in die Malerei nothwendig gekommen wäre.

In der 4. Vorlesung wird ferner der Fehler gerügt, die drei Grundformen des Epischen, Lyrischen und Dramatischen ausschließlich der Poesie zu vindiziren. Sie sind der Malerei eben so eigen. Die Natur dieser drei Formen wird folgendermaßen bestimmt. Das Epische hat im Objektiven Form und Inhalt. Denn Objektives ist einmal das Äußere, sodann das in sich selbst Begründete. Eine Wahrheit, für die das Vorfallende nur als Beleg gilt, nicht in seiner Bedeutung an sich gegeben sein soll. Nicht durch die Begebenheiten ist die **Ilias**, die **Ramajana**, Epos, sondern durch ihre Verflechtung mit der Gesinnung und Richtung der Nation. — Lyrik ist subjektiv, einmal als Innerliches, sodann als für sich Abgeschlossenes. — Das Dramatische ist die innere Durchdringung des lyrischen und epischen Prinzips zu einer neuen, nunmehr reichsten Totalität.

In der 5. Vorlesung werden diese drei Grundformen auf Architektur, Skulptur und Malerei bezogen, und gezeigt, daß unter den bildenden Künsten die Architektur allein nicht nur auf die epische Darstellungsweise überhaupt, sondern zugleich auf einen besonderen Zweig derselben beschränkt sei. Sie bringt nur das zur Andeutung, was in dem Kreise, für den sie baut, allem sonstigen Reichthum vorübergehender Thätigkeit und Erscheinung als das Wesentliche zu Grunde liegt. Die Skulptur ist der epischen Darstellungsweise besonders fähig, vermag aber auch im Lyrischen und Dramatischen sich geltend zu machen. Auch in der Malerei ist die epische Form für den bildenden Künstler die umfassendste, jedoch selbst diese schon vielseitiger, als in der Skulptur, und in steigendem Grade der Beseelung fähig. — Dies alles wird hier und in der 6. Vorlesung gründlich ausgeführt. Insbesondere wird über Landschaftmalerei Gutes gesagt. Jede Landschaft wird ein Individuum genannt mit bestimmtem Charakter und sprechender Fysiognomie, so wie die klimatisch wechselnden Tages- und Jahressituationen, als innere genommen, landschaftliche Naturstimmungen, und höher hinauf, bei Kampf und Bewegung, Leidenschaften. Nicht umsonst reden wir von Wuth des Sturmes, Zorn des Meeres. Es wird gesagt, es sei dies zwar kein sich selbst empfindendes Leben, nichts für sich Subjektives, aber doch ein Inneres. „Stehen wir vor einer Gegend, in welcher solch eine Stimmung und Seele aus jeder Form und Färbung hervorschaut, so ist es uns häufig, als fühlten wir mit, wie der Natur in diesem Augenblicke zu Muthe ist, oder als könne sie eine ganze Geschichte erzählen, von dem, was ihr begegnet, und wodurch sie geworden, was sie ist.“ Zu wünschen wäre nur, daß diese von Hotho so schön geschilderte Naturseele unsere Maler recht lebendig anhauchte, daß sie mit großer Seele an sie träten, ohne die Kruste der unnatürlichsten Alltäglichkeit, und so sie in ihren erhabensten Stimmungen faßten, wie etwa **Ruysdael**.

Hotho verwirft die Eintheilung der Malerei nach Gegenständen (historische, Porträt, Landschaft), so wie die nach dem Material, weil beide Eintheilungsgründe nicht von genug durchgreifender Wirkung sind, um als eintheilende Unterschiede gelten zu können. Er theilt sie blos in Historie und Genre.

Historisch ist das Bedeutende, Gehaltreiche, Wahrhafte, Ewige, die Grundfesten des Daseins, — religiöser

Glaube, kirchliches Leben; politisch nationale Interessen, Zustände der Familie, die Natur in ihrer heimischen Fystognomie. Dies am Gemälde herausgehoben, macht es historisch, sei nun eine Begebenheit dargestellt, ein Porträt, oder eine Landschaft. Das Genre hingegen hält sich an das Vorübergehende und Gleichgiltige. Mit Recht wird nun aber gegen die falsche Vornehmheit geeifert, die sich von diesem Fache zurückziehen zu müssen glaubt. Wie schon früher gesagt wird, daß die wahre Fantasie und künstlerische Ausführung alles, was sie ergriff, zu ihrem Adel empor hebt, so wird hier richtig behauptet, daß, wenn der Künstler das Partikulärste wählt, sich dieses nicht in seiner haltlosen Existenz für sich herumtreiben dürfe, und dadurch von jeder Wurzel losgelöst sein, welche in den substanziellen Boden der Natur und des Geistes eingreift. Auch wir sehen in dieser Vornehmheit, die die Kunst erst durch ihren Gegenstand zu weihen glaubt, nichts als die traurigste Einsichtslosigkeit in die Natur derselben. Daß die Kunst für sich eine Sfäre des Geistes bildet, die ihre Bedeutung auf das Objekt überträgt, das gibt ihr Gewalt auch außer diesem. Und das Wesen dieser Gewalt ist es, in die Tiefen ihres Gegenstandes zu dringen, und seine tiefste Seele so klar herauszu heben, daß sie selbst auf den stumpferen Beschauer, der sie sonst im Leben nie heraus fände, nun mächtig wirkt. Und eben nur um so gewaltiger ist ihre Wirkung als Kunst, wenn ihr der Gegenstand nicht mit zu Hilfe kommt. Wer sich am Gegenstand laben will, der lerne ihn kennen und lieben, wo er ihn im Leben findet; aber wer sich am schöpferischen Genius freuen will, wird es am höchsten, wo dessen Gewalt am selbstständigsten heraustritt. Wer das nicht kann, liebt an der Kunst was anderes als sie selbst.

Sehr richtig wird aber bemerkt: was bei der historischen Malerei das vorzugsweise Ausgestaltete und Beseelende ist, bleibe beim Genre blos die Grundlage. Dasselbe werde daher auch zum Gegenstande am passendsten das zufälliger Wechselnde wählen.

Nun wird gezeigt, daß die Grenzen zwischen Historie und Genre sich nicht zu strenge hegen lassen. Es sind theils Uebergänge zulässig, die oft zu den anmuthigsten gehören, theils Gipfelpunkte, die so umfassend sind, daß sie die Vorzüge beider Richtungen in sich zu vereinigen Raum behalten. Die eigentlichen Maler, die großen Koloristen gehören mehr oder weniger hierher. **Correggio**, zuweilen **Titian** und **P. Veronese**, **Murillo**, **Rembrand**, und aller Spitze **Rubens**. Die angeführten Unterschiede und Übergangstufen der Historie und des Genre bestimmen dann auch im Großen und Allgemeinen die Entwicklungsgeschichte der Malerei. Ihre Glanzepoche beginnt mit dem ersten gründlicher sich Regen individueller Empfindung und Ausführung im einfachsten historischen Sinne und Geist, und schließt mit der Vollendung des, für sich selbstständig gewordenen Genre. In der Mitte aber bewegt sich die geschichtliche Malerei in steigendem Grade jenem Standpunkte zu, der theils als reichste Vermittlung, theils als Übergangsstufe zu bezeichnen ist.

Hiermit ist der Übergang zu der geschichtlichen Darstellung vermittelt, welche in der 9. Vorlesung mit der Eintheilung der deutschen und niederländ. Malerei in 3 Perioden beginnt. Die erste geht bis zum 13. Jahrhunderte, die zweite bis zum 18., die dritte vom Anfange des 18. Jahrhunderts. Zunächst wird es als Irrthum dargestellt, daß die altchristliche Malerei ihre Entwicklung mit einer streng durchgeführten Feindschaft gegen das heidnische Alterthum begonnen habe. Sodann wird gezeigt, wie die Darstellung religiöser Gegenstände, obschon von zwei kirchlich und dogmatisch verschiedenen Konfessionen, dem griechischen und römischen Katholizismus ausgehend, dennoch in der ersten Zeit im Grundtypus ähnlich sind. Der Grund hiefür wird sehr scharf dahin angegeben, daß die im Anfange ausgebildeten Mittel und Geschicklichkeiten der Darstellung nur eine abstrakte Konzeption gestatten, die zwar auf das Wesentliche, aber auch nur auf das Allgemeinere und Leere, sowohl der Gestalt, als dem Inhalte nach gerichtet ist. Später will Hotho die wesentlichen Unterschiede im Dogma, — wo im katholischen die Person Christi bedeutender heraustritt, in dem Unterschiede der Kunstentwickelung wirksamer sehen. Doch scheint dies etwas gesucht. Das Zurückbleiben der Kunst im byzantin. Reiche bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, als der geistigen Ermattung dieses Faches. Deutschland wurde das Zentrum des weltlichen, Italien das des kirchlichen Europa. Die ganze bizantinische Kunst erscheint auf dem zerfallenen Boden als ein nochmaliges Aufflackern des osteuropäischen Geistes durch die Mischung mit dem jugendlichen Christenthum. Allein die politische Zerfallenheit ließ die Keime eines neuen Lebens nicht dauernd und kräftig genug wirken. Ohne frohes Selbstgefühl wird ein Volk wie der Einzelne in der Kunst es zu großem Erfolge nicht bringen; dieses mußte den Griechen jener Zeit abgehen. Im Gegentheil, was auch im Einzelnen mangelte, hatte das Leben in Deutschland und Italien eine sichere Gestalt bekommen, groß, schön in Vielem, dessen sich der Einzelne, als des Seinen, da ers seiner Nation zuschrieb, bewußt war. Kurz tausend Lebenskeime hier, dort ein sichtbares Sterben. Wo sollte das traurige Dasein nur den rechten Trieb hernehmen, sich im Gemälde zu bespiegeln?! Die erste Epoche der ersten Periode setzt Hotho in die Zeit von Konstantin M. bis gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts. Das Hauptlokale ist Byzanz und Rom. In beiden behält die Malerei den gleichen Charakter scheuer Andeutung christlicher Vorstellungen in Symbolen, ja selbst römischer Mythen, wovon sie erst spät und selten abgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Personalnachrichten.

1844. IV. Quartal.

3. Diplome erhielten:

a) Ausländische.

André Emil, Wirthschaftsrath d. z. in Wien, — von der ökonomischen Gesellschaft zu Dorpat.

Biasoletto Bartholomäus, Dr. und Apotheker zu Triest, von der kön. niederländischen Gartenbaugesellschaft zu Leyden, k. M.

Antoine Franz, k. k. Hofgärtners-Adjunkt, von der kön. niederländischen Gartenbaugesellschaft zu Leyden, k. M.; und vom Vereine der Naturkunde zu Mannheim, E. M.

Baruffi Josef, Dr. zu Rovigo, — von der **Accademia di Scienze e Lettere della Valle Tiberina Toscana**, von der **Accademia Casentinese del Buonarotti** zu Libiana, von der **Accademia degli Incamminati** zu Modigliana, und von der **Società medico-chirurgica** zu Turin, k. M.

Brei Cajetan, Rechnungs-Offizial der Mailänder Zentral-Buch-

halbig (siehe III. Quart.), von der Accademia Etrusca in Cortona.

Carapa Franz, Dr. und Professor zu Spalato, — von der Société Orientale zu Paris.

Cerri Cesar, Dr., — von der Accademia Valdarnese zu Montevarchi, von der Accademia degli Incamminati zu Modigliana, und von der Accademia della Valle Tiberina Toscana, k. M.

Dolliner Johann, Kreiswundarzt zu Bochnia, vom deutschen Vereine für Heilwissenschaften zu Berlin.

Ehrmann Martin, Professor der chirurgischen Vorbereitungs-Wissenschaften an der Olmützer Universität, — von der Accademie royale de medécine zu Brüssel, E. M.

Führich Joseph, Prof. der bildenden Künste in Wien, vom Kunstvereine in München, E. M.

Gatto Lorenz, Chirurg zu Venedig, von der Académia Valdarnese di Lettere, Scienze ed Arti zu Montevarchi, k. E. M.

Horaczek Paul Josef, Dr. der Medizin zu Wien, von der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Zürch, und von der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz, k. M.

Kupelwieser, Prof. an d. Akademie der Künste zu Wien, vom Kunstvereine in München, E. M.

Lucam, Josef Ritter von, Repräsentant des Musikvereines des österreichischen Kaiserstaates zu Wien, von der Accademia di Scienze e Lettere in Lucca, k. M.

Miniscalchi Francesco, Conte, in Mailand (?), von der Gesellschaft nordischer Alterthumskunde in Dänemark, k. M.

Pessina Josef, Apotheker in Mailand, — von der Accademia Aretina zu Florenz, k. M.

Salieri Josef, Advokat zu Brescia, von der Reale Accademia Lacchese, k. M.

Sautner Josef, k. k. Burggärtner zu Graz, von der pomologischen Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg, und von der naturforschenden Gesellschaft ebendort, k. M.

Schaffarik Paul, Kustos der k. k. Bibliothek in Prag, — von der kön. bairischen Akademie der Wissenschaften zu München, k. M.

Scortegnana Horaz, Dr. der Medizin und Chirurgie zu Pavia, von der Société Cuvierienne zu Paris, k. M.

Seredynski (?) August Hippolit, Hauptschuldirektor zu Rzeszow, — von der Krakauer Gelehrten-Gesellschaft, k. M.

Torresani Freiherr von, General-Polizeidirektor zu Mailand, — von der Accademia Tiberina zu Rom, E. M.

Uberti Jakob, Dr. zu Brescia, — von der medizinisch-chirurgischen Akademie zu Ferrara, k. M.

Zambelli Andreas, Dr. und Professor zu Pavia (siehe III. Quartal), von dem Ateneo Italico zu Florenz, k. M.

Zangerl Josef, Dr. der Medizin und k. k. Hofarzt in Wien, von der Accademia Tiberina zu Rom, k. M.

Zehetmayer Franz, Med. Dr. und Redakteur der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien, — von der kön. Pesth-Ofner ärztlichen Gesellschaft, k. M.

b) Inländische.

Allé, Dr. der Medizin zu Wien, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Aránnyi, Professor der Medizin zu Pesth, von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, ord. M.

Csiky, Dr. der Medizin in Siebenbürgen, — von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Discher, Dr. der Medizin zu Pesth, von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, o. M.

Ficzek, Dr. der Medizin in Ungarn, — von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Grünwald, Dr. der Medizin in Ungarn, — von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Güntner Franz, Dr. der Medizin, k. k. wirklicher Regierungsrath und zweiter Leibarzt Se. Maj. des Kaisers, Präses der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien, derzeit Rektor Magnifikus der Wiener Universität (siehe oben „Ernennungen und Bef.") ꝛc., von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, E. M.

Hanky, Dr. der Medizin in Siebenbürgen, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Haßler Leopold, Dr. zu Gratz, von dem historischen Verein für Steiermark, Kärnten und Krain, (Ausschuß-) Mitglied.

Heller, Dr. der Medizin zu Pesth, — von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, o. M.

Horaczek Paul Josef, Dr. der Medizin zu Wien (siehe oben und in dem frühern Quart.) — von der königl. Pesth-Ofner ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Jósa, Dr. der Medizin in Siebenbürgen, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Kószeghi, Dr. der Medizin in Ungarn, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Krik, Dr. der Medizin zu Pesth, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, o. M.

Krophius, Edler von Kaisersieg, Ludwig, Abt zu Rhein, — von dem (von Sr. kais. Hoh. der Erzherzoge Johann gegründeten) historischen Vereine für Steiermark, Kärnten und Krain, o. M. (als Direktor).

Leitner Gottfried, Ritter von, von dem historischen Verein für Steiermark, Kärnten und Krain, (Ausschuß-) Mitglied.

Lészay, Dr. der Medizin in Siebenbürgen, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Linzbauer, Dr. der Medizin in Ungarn, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Moscheles T., Tonkünstler und Tondichter aus London (geb. Böhme), — von dem Musikverein des österreichischen Kaiserstaates zu Wien, E. M.

Muchar, Adalbert von, Dr. u. Prof. zu Gratz, von dem histor. Verein für Steiermark, Kärnten und Krain, (Ausschuß-) Mitglied.

Müller Josef, Dr. der Medizin und k. k. Fysikus des Kaurzimer Kreises in Böhmen, — von der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag.

Olerik, Dr. der Medizin zu Wien, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Pferhoffer, Dr. der Medizin in Ungarn, — von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Réczey, Dr. der Medizin zu Pesth, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, o. M.

Schmidl, Dr. A. Adolf, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur dieser Blätter, — von der I. R. Accademia degli Agiati zu Roveredo, k. M.

Schmidt August, Dr. und Redakteur der Wiener allgemeinen Musikzeitung, den Titel eines Ehren-Kapellmeisters des Musikvereines zu Güns in Ungarn, in Anbetracht seiner Verdienste um dieses Institut.

Schönbauer, Dr. der Medizin in Ungarn, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Seibl Johann Gabriel, Kustos des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets zu Wien ꝛc., — vom historischen Verein für Steiermark, Kärnten und Krain. E. M.

Stockinger, Dr. der Medizin zu Pesth, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft o. M.

Török, Dr. der Medizin zu Pesth, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, v. M.

Traubaphill, Dr. der Medizin zu Pesth, — von der kön. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, o. M.

Wartinger Josef, in Gratz, — von dem historischen Verein für Steiermark, Kärnten und Krain, (Ausschuß-) Mitglied.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 28. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 12.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K.M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Steinschneider: Schriften über Maimonides. — Hasner: Hotho's Geschichte d. deutschen und niederländ. Malerei. (Fortsetzung.

Medizinische Schriften von Maimonides.

Angezeigt durch **M. Steinschneider** in Prag.

1. Artikel.

I) מכתב הרב רמ"בם בער הסולטאן (d. i. „Schreiben des Rabbi Moses Ben Maimon an den Sultan") S. 9—31. der hebräischen Zeitschrift כרם חמר („Lieblicher Weinberg") 3. Jahrgang, Prag 1838. Druck und Verlag von M. J. Landau.

II) Das diätetische Sendschreiben des Maimonides (**Rambam**) an den Sultan **Saladin** (!) Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin für Ärzte und Freunde des klassischen (?) Alterthums, mit kritischen und sacherläuternden Noten. Herausgegeben von D. Winternitz, Dr. der Heilkunde u. s. w. Wien 1843. Commission von Braumüller und Seidel. 64 S. 8.

III) פרקי משה הוא ספר רפואות להרמ"בם (Aforismen Mosis d. i. Buch der Heilkunde von Maimonides), gedruckt bei Ibes (Judith) Rofanes. Lemberg 1804. (Nach der vermuthlichen Punktation des Chronostikon in dem Gutachten 1824 oder 1834). 55 Folio zu 4 Kolumnen. [1])

An den Namen Maimonides knüpft sich eine solche mannigfaltige Menge von Beziehungen, daß eine allgemeine Erörterung derselben schon allein ein genügendes und verdienstliches Objekt einer Monografie ausmacht. Um so nöthiger ist hier eine Beschränkung, wo die Anzeige der vorliegenden Werke zur Besprechung einer Masse von Einzelnheiten hindrängt, die in Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit tiefer liegenden wissenschaftlichen Objekten größere Geltung ansprechen. Wir überlassen also dem Leser größtentheils, aus unsern Daten Reflexionen zu schöpfen, und wollen hier einleitend nur den Standpunkt und die wissenschaftliche Begrenzung für das Darzubietende andeuten. Es handelt sich uns um Beiträge zur Literaturgeschichte der Medizin bei den Juden mit besonderer Rücksicht auf die vorliegenden Schriften Maimonides. Alles Übrige möge der nachsichtige Leser aus dem Folgenden selbst entnehmen.

Nr. I. und II. der anzuzeigenden Werke bieten uns dasselbe literarische Objekt, wie in verschiedener Sprache, so auch sonst unter den verschiedensten Umständen, welche die Kritik zu den verschiedensten Erwartungen und Anforderungen berechtigt.

Nr. I. erscheint als eine Pieçe der hebr. Zeitschrift „**Kerem Chemed**," deren Herausgeber, Hr. S. L. Goldenberg in Tarnopol, zunächst eine Anregung und Förderung der neuerwachten hebräischen Studien beabsichtete, deren Ursprung und Richtung, deren Anpflanzung und besondere Pflege von Seiten jüdischer Gelehrten des österreichischen Kaiserstaates einer besondern Darstellung vorbehalten bleiben muß. Eine der wichtigsten Aufgaben jener Zeitschrift ist die Veröffentlichung älterer hebr. **Inedita** von kleinerem Umfang und unter den, in 7 bisher erschienenen Bänden (der letzte 1843) dargebotenen gehört Nr. I., schon um seines Verf. willen, unter die vorzüglichern. Der Herausgeber bemerkt blos in einer Anmerkung zu Anfang, daß dieses Sendschreiben die wörtliche Kopie eines hebräischen Kodex der oppenheimischen Bibliothek zu Oxford und daß das Original in arabischer Sprache geschrieben, ohne den Übersetzer zu nennen, oder sonst bibliografische Nachrichten daran zu knüpfen, was, nach Beschaffenheit und Tendenz der Zeitschrift nicht gerade zum Vorwurf gemacht werden kann; obwohl Bibliografie und Literaturgeschichte im Kerem Chemed sonst tüchtig vertreten sind. Was gerecht und billig verlangt werden durfte, ist ein korrekter Abdruck der Kopie. Bedenkt man nun, daß hier von einer Kopie eines Kodex, der wohl schwerlich Autograf, und zwar einer hebräischen Übersetzung eines arabischen Originals die Rede sei, so wird man auch über die gröbern Fehler, die wohl mitunter auf Rechnung der schwierigen hebräischen Typografie ungeachtet der anerkannten Tüchtigkeit der Landau'schen Offizin [2]) zu setzen sind, nicht Beschwerde führen dürfen und die konjekturirten Textverbesserungen mit Dank annehmen [3]).

Einen strengern Maßstab dürften wir an Nr. II. legen. Hr. W. schmeichelt sich, dem gebildeten Leser jeden (l. jedes) Standes eine interessante Lektüre, dem Filosofen und denkenden Arzte zum Nachdenken anregenden Stoff, vor allem aber dem Forscher der medizinischen Literaturgeschichte einen willkommenen Beitrag zur Geschichte der arabischen Medizin in diesen Blättern zu übergeben. (S. X.) Der letzte Passus würde den Referenten, einen Laien in der Medizin, wie ein „**ne sutor!**" abgeschreckt haben, wenn er sich nicht schmeichelte, selbst als solcher

ie Leistungen des Hrn. W. von mancher Seite und hoffentlich nicht ohne Nutzen für das nächste Objekt derselben, beleuchten zu können.

Eine vollständige Biografie Maimonides ist eine Aufgabe, die zuvörderst nur einem tüchtigen jüdischen Literarhistoriker, Filosofen, Theologen u. s. w. in Einer Person (denn Ms. Größe ist jedenfalls vorzüglich auf letzteren Gebieten zu suchen) zugemuthet werden darf. Hr. W. hat in der Anmerk. „Vergl. Leben und Wirken des Maimonides von Peter Beer, Prag 1834" [4]) gewissermaßen auf seinen Stellvertreter hingewiesen! Ist auch diese Biografie schon ein Jahr nach ihrem Erscheinen als Machwerk bloßgestellt, dem Verf. die gänzliche Unfähigkeit für diese Aufgabe durch das Mißverhältniß seiner Leistung zu den Fortschritten der jüdischen Wissenschaft nachgewiesen worden; so ist doch eben in dieser Kritik [5]) so Manches für eine entsprechendere Biografie Ms. niedergelegt, und in dem verflossenen Dezennium nicht Weniges hinzugekommen, dessen Kunde von jedem Forscher in der jüdischen Literaturgeschichte vorausgesetzt werden darf, ja größtentheils in der — zwar nicht von wirklicher Belesenheit, jedoch von allerhand Zitaten strotzenden [6]) — Literargeschichte von Grässe (II. 2. S. 293—4) nachgewiesen ist [7]). Weiß auch Hr. W. nicht einmal das, nunmehr festgestellte, Geburtsdatum seines Autors richtig anzugeben (M. ist nicht 1139, sondern 30. März 1135 geboren, und starb zu Kairo 13. Dezember 1204); so theilt er doch hierin das Schicksal Grässe's, Wüstenfeld's u. A. — Doch ist die Biografie Ms. bei Hrn. W. nicht ganz leer ausgegangen. Er gibt uns (S. 11) eine Bemerkung über den Namen Maimonides, deren Erörterung an einem andern Orte.

Wundern wir uns nicht mehr, daß Hr. W. seines Autors praktische Wirksamkeit als Leibarzt Saladins und der Nachfolger desselben [8]) mit keinem Worte erwähnt, von Ms. nicht unbedeutender literarischer Thätigkeit im medizinischen Fache nicht mehr zu sagen hat, als daß „die medizinischen Nachlässe (!) nur in schlechten Übersetzungen des 14—16. Jahrhunderts vorhanden sind!" Also sind die arabischen Originale und hebräischen Übersetzungen, die sich handschriftlich in mehren Bibliotheken Europas vorfinden, nicht vorhanden?! Die 3. Abtheilung des II. Bandes von Grässe's erwähnter Literargeschichte, wo von Ms. medizinischen Schriften die Rede ist [9]), war wohl Hrn. W. noch unzugänglich, Wüstenfeld's Geschichte der arabischen Ärzte (1840) wahrscheinlich unbekannt; allein schon der Biografie seines Gewährsmannes, P. Beer, konnte er das Verzeichniß der medizinischen Schriften Ms. entnehmen. Allein auch hier dürfte Hr. W. eine seine Kräfte übersteigende Aufgabe gefunden haben (?), und Ref. gesteht, daß ihm nach den Berichtigungen Dernburg's (a. a. O.) und den Angaben Wüstenfeld's, Wenrich's u. s. w. noch manche Bedenken geblieben, die wohl nur ein medizinischer Schriftsteller mit Benützung von Bibliotheken und neueren in Druck erschienenen arabischen Literarhistorikern zu beschwichtigen im Stande sein dürfte. — Dr. E. Carmoly's Geschichte der jüdischen Ärzte, die jetzt die nordamerikanische Zeitschrift „the Occident," übersetzt, ist uns nicht zu Gesicht gekommen, und können wir die merkwürdige Unzulänglichkeit aller Schriften dieses berüchtigten Plagiarius und Falsarius hier um so weniger bedauern, als seine Biografie Maimonides in den israelitischen Annalen von Dr. Jost (1839) vorliegt [10]). Munk (Annalen 1841. S. 94) versprach genauere Notizen über Ms. medizinische Schriften, die er fast alle im arabischen Original vor sich hatte, hat sie aber, meines Wissens, noch nicht gegeben. Indem wir nun diese unsere Bedenken und Bemerkungen den Forschern von Fach vorzulegen gedenken, freut es uns, mindestens in Beziehung auf Ein Werk, anstatt bloßer auf Nachrichten Anderer gegründeten Konjekturen und Korrekturen, auf Autopsie beruhende Daten berichten zu können, indem wir zur Anzeige von Nr. III übergehen, worüber die Konfusion der Bibliografen am weitesten gediehen.

Über Zweck und Abfassung der Aforismen spricht sich M. selbst in dem Vorworte aus, dessen Inhalt wir im Wesentlichen wieder geben: Das spezielle Bedürfniß und der besondere Vortheil der aforistischen Form in der Medizin hat schon Hippokrates u. A., z. B. Razi, el Susi, zur Abfassung von Aforismen veranlaßt. Auch Ibn Mesaweih und Alfarabi's Aforismen werden besprochen. M. bemerkt ausdrücklich, daß er seine Aforismen nicht selbst verfaßt, sondern aus allen Werken Galens, sowohl den selbstständigen als den Kommentaren Gs. über Hippokrates, gesammelt habe, und zwar nicht wie in den „Kompedien," Galens eigene und Hippokrates in Galens Kommentaren aufgenommene Worte treu wiedergegeben [11]), bis auf wenige dunkle oder aus verschiedenen Stellen in Galen entnommene Aforismen, wo eine Abweichung nothwendig war [12]). Für den Zweifler und Forscher und aus Vorsicht gebe er am Ende jeder Aforisme das Zitat aus Galens Schriften, nur bei solchen, die sich häufig finden, eine einzige Quellennachweisung, welches Letztere er noch rechtfertigen zu müssen glaubt, während im vorliegenden Abdruck diese sämmtlichen Zitate mit unbegreiflichem Vandalismus weggelassen worden sind [13]). Bei der Auswahl habe ihn das eigene Bedürfniß zur Unterstützung des Gedächtnisses geleitet, und es sei daher auch sein Werk nur Ärzten auf oder unter seiner Stufe bestimmt [14]). Das Urtheil Dernburg's (S. 123): „Wir vermögen zwar über den Werth der Schriften Ms. im medizinischen Fache kein Urtheil zu fällen; aber wir sehen doch hier dasselbe Streben, das wir im talmudischen Gebiete wahrgenommen, nämlich durch kompendiarische Behandlung die Quellen einerseits zugänglicher und verständlicher zu machen, andererseits denen die Resultate vielseitiger Studien zu liefern, die der Quellenforschung selbst nicht gewachsen sein mochten," wird hiernach eine kleine Modifikation erleiden müssen [15]). Die Aforismen späterer Ärzte führe er unter ihrem Namen an. Er theilt das Ganze in 25 Kapitel nach dem gleichartigen Inhalt, und das die Vorrede schließende Inhaltsverzeichniß stimmt, mit unbedeutenden Abweichungen, mit den Überschriften der einzelnen Kap. im Werke selbst überein. Das letzte Kap. ist den zweifelhaften und einander widersprechenden Stellen in Galens Schriften gewidmet, und war Ref. das Interessanteste. M. bemerkt einleitend, daß schon Rasi Ibn Zuhr und Ali Ibn Ridhwan gegen Galen Zweifel und Einwürfe erhoben; aber mehr von filosofischer als medizinischer Seite [16]). Er selbst beschränke sich auf das letztere und zwar, meint er, seine Zweifel u. s. w.

entweder auf Rechnung der schlechten (arabischen) Uebersetzungen Galens [17]), oder der Fehler des letzteren, oder seiner eigenen Unkunde setzen zu müssen. — Eine beachtenswerthe Bescheidenheit! Zu Ende dieses Kap. befindet sich aber ein Passus, den wir gern **in extenso** gegeben hätten, wenn der Raum und die nächste Tendenz dieses Aufsatzes uns nicht daran verhinderte [18]). Höchst interessant und bezeichnend für diesen großen Geist ist die, mit Freimuth und Eifer für Wahrheit und subjektive Ueberzeugung verbundene, Bescheidenheit, die sich hier kundgibt. M. behauptet und beweist, daß Galen bei allen seinen Vorzügen an ärztlicher Erfahrung, Erfindungsgeist u. s. w. alles Urtheil in filosofischen und theologischen Dingen abgesprochen werden müsse [19]). Er nennt Galen selbst einen Kranken an der Seele. Es gebe eine Art gelehrter Monomanie, vermöge welcher man für sein Fach eingenommen, entweder alle andern für nutzlos erkläre, oder durch eigene Fachkenntniß geblendet, über unverstandene Gegenstände auf andern Gebieten absprechend urtheilen zu dürfen glaube! Dies sei der Zustand Galens. Derselbe dringe auf Spekulation und finde in dem Mangel derselben die Unvollkommenheit seiner ärztlichen Zeitgenossen begründet; spreche aber selber in seinem Werke „**De Demonstratione**" von den Schlüssen der Analogie und Wahrscheinlichkeit, deren der Arzt vorzüglich bedürfe. Galen sei fast so weit gegangen, sich selbst den Profeten gleichzustellen, habe aber noch Schlimmeres gethan, indem er die religiösen Lehren Mosis der Unvernunft geziehen! Es wird nun ausführlich und tiefsinnig Galens Begriffsverwirrung aufgedeckt, blos um obiges Urtheil zu erhärten, indem M. sich des weitern Inhalts auf seine „Glaubensprinzipien" (שרשי אמונה) und den „Führer" beruft [20]). Sonst erstreckt sich das Werk über alle Disziplinen der praktischen Medizin. Hervorheben müssen wir noch, daß die eigentlichen Aforismen häufig von Zusätzen begleitet sind, die mit den Worten „es spricht Moses" beginnen. Dieser Theil des Werkes könnte füglich als Maimonidischer Kommentar der aus Galen exzerpirten Aforismen bezeichnet werden. Fehlen uns nun in dem vorliegenden Abdruck die Zitate aus Galens Schriften bei den Aforismen selbst (s. oben); so gibt uns dieser Kommentar (so wollen wir vorläufig diese Zusätze nennen) eine nicht geringe Ausbeute darin. Dürfte es schon an sich interessant sein, die von Maimonides gekannten Schriften Galens zu wissen; so macht uns ein später zu erörternder Umstand die folgende Aufzählung, der wohl äußerst Weniges zur Vollständigkeit fehlen dürfte, zur angenehmen Pflicht [21]).

Katalog der Werke Galens.

1) Nutzen der Glieder (oft) auch kurzweg über den Nutzen (**fol.** 53, **a**). 2) Puls (2, b) und zwar das größere Werk (53, **a**) und 3) das kleinere (49, b) [22]). 4) תחבולות (?) [23]). 5) Bewegung der Muskeln (2, b) [24]). 6) Ansichten Hippokratis und Platon's (2, b 51, a). 7) Speisen (2, c 51 c d) [25]). 8) **De humoribus** (2, d 51 c) s. Wenrich S. 263 und den Kommentar üb. Hippokrates daselbst S. 266. 9) Vorsehung über die Geschöpfe? Ein Werk **de consilio quod creator in homine creando secutus sit** hat Wenr. S. 265. 10) Indizien (3, c 51 b d 52, c) [26]). 11) Kräfte (52, d) oder fysische Kräfte (4, b 6, a 51, b). 12) Krisis (11, b 14, a c) [27]). 13) Diätetik (40, c 51, b c). Ueber den Ausdruck dafür **regimen sani** oder **sanitatis** s. weiter unten. 14) Diätetik der Fieberkranken (42, b), vielleicht aus dem Werk über die Fieber (51, d 52, a). Wenr. hat 2 Werke über Perioden und Differenzen der Fieber (p. 243. 264). 15) Paralysis (?) und Spasma (15, a 48, a) finde ich nicht bei Wenr. [28]). 16) Galens Kommentar zu den Aforismen Hippokrates (48, a), wozu manchmal noch eine nähere Bezeichnung des Kapitels durch den Inhalt (Ueberschrift?) z. B. „Aforismen über die Ursachen" (der Krankheiten) (51, e) oder Galen's Kommentar der Aforismen Hippokrates über Frauenkrankheiten (51, d). Galen hat aber auch einen Kommentar des selbstständigen Werkes Hippokrates über Frauenkrankheiten geschrieben; vergl. noch die zweifelhafte Stelle 42, b u. unten zu Nr. 25. 16*) Medizinische Termen (50, a), wo שמות הרופאי in שמות הרפואיים zu emendiren, nach dem arabischen „el ismael thibbijjet" bei Wenrich p. 249 s. auch unten zu Nr. 29. 33. 17) Heilmittel (51, a) übersetzt von Batrif (l. Batrik, d. i. Patrizius). Vielleicht identisch mit „einfachen Heilmittel" (52, d 53, a) hebräisch סמים נפרדים nach dem arabischen Adviat el mufradat (Wenr. 246) s. weiter unten über ein so betiteltes Buch von Maimonides (Nr. 31). 18) Ursachen und Zufälle (51, b d 53, a). Zufälle nennen die Araber die Symptome; also ist dies Werk **de causis et sympt. morborum** bei Wenr. S. 243. Ähnliche Titel s. unten bei der Diagnose oder Symptomatologie von Maimonides (Nr. 30). 19) Temperamente (51, b) bei Wenr. 343; vgl. auch p. 246. 20) Aderlaß (51, c) fehlt bei Wenrich. 21) Klystier (51, c) der Term חוקן ist eigentlich arabisch s. **III.** Artikel. 22) Ursachen des Schmerzes (52, a), nach dem Zusammenhang das Werk **de dolore colico**, welches nach Wenr. p. 262 nur Ein Werk mit Nr. 21 zusammen. 23) „Kommentar (? ביאור) über die Güte des Chymus" (51, c) „und Schlechtheit desselben" (52, d). „**De probis et pravis (alimentorum!) succis**" bei Wenr. p. 256. 24) Purgation (51, d) oder **regimen purgationis** (52, d, wo druckfehlerhaft סרק' für הרקה s. Tobia a. a. O. fol. 78, c) vermuthlich „**de medicam. purg. facultate**" bei Wenr. p. 260, obwohl dem arabischen musahhil gewöhnlich das hebr. משלשל entspricht [29]). 25) Luftarten und Gewässer (51, d) eigentlich Kommentar über Hippokrates s. Wenr. p. 266; daher ich das bald darauf folgende Zitat (**ibid.**): „Im 7. Kap. von Galens Komment. über Hippokrates" auf dasselbe Werk und nicht auf die Aforismen beziehe, s. oben zu Nr. 15. 26) Diätetik (oder Verhalten) des Knaben (52, a) **de consilio pro puero epileptico** bei Wenr. p. 255. 27) **De demonstratione** (52, b 53, d). 28) Samen (52, b c) s. Wenr. 255. 29) Thiere, ב״ח (52, c) gewiß das Buch **de animalibus etc.** bei Wenr. p. 249. So erhalten wir hier (vgl. oben Nr. 16 und später Nr. 23) beachtenswerthe Nachweisung wenig bekannter Werke Galens. 30) אגלט (53, a) ist wohl אל אגלקן zu emendiren, d. i. **ad Glauconem de curatione** Wenr. p. 251. 31) Ein Werk zur Widerlegung Aristotelis (53, c)? Ein Werk **de Aristotelis scientia anato-**

mica hat Wenr. p. 252, vgl. auch das Werk de differentia inter Galenum et Aristotelem von Ali Ibn Ridhwan bei Wenr. p. 272. 32) Ueber Bewegung, Zeit, Möglichkeit und Unmöglichkeit 53, c) ist wohl „quod primus motor non moveatur“ bei Wenr. p. 258? 33) Verbot, eine Leiche vor 24 Stunden zu begraben (50, d) übersetzt von Batrik (l. Batrik s. oben zu Nr. 17). Diese interessante Stelle ist leider im vorliegenden Abdruck äußerst korrupt. Auch Wenrich (p. 249 vgl. oben zu Nr. 16 und 29) nennt nach Ibn Abi Osaibaa ein Werk dieses Titels von Galen. Maimonides glaubt aber, daß es einem griechischen Namensbruder des berühmten Galen angehöre; der arabische Uebersetzer Batrik habe sich von der Namensgleichheit verführen lassen, es letzterem zuzuschreiben, da Batrik überhaupt unter dem Uebersetzer Honnin (הנן) stehe, welcher der bedeutendste Uebersetzer medizinischer Schriften (?). Dem abweichenden Titel „Verbot des Begräbnisses von Galen“ (Wenr. p. 249) entspricht ganz der hebräische, in der Uebersetzung aus dem Arabischen von Juda Alcharisi, von dem es heißt: „thut dar, daß man die Todten nicht eher als 72 Stunden nach dem Verscheiden beerdigen soll.“ (Dukes Ehrensäulen u. s. w. Wien 1837. S. 29). Auch in den Exzerpten aus diesem Werke, die M. hier gibt, ist von 72stündigem Scheintode die Rede.

So hätten wir denn aus dem Kommentar der Aforismen und namentlich aus dem letzten Kap., in welchem, nach seiner Tendenz, Anführung und Erläuterung mehr in einander fließen, einen Katalog von mindestens 30 Werken Galens gewonnen, und wenn M. (s. oben Vorrede) aus allen Werken desselben seine Aforismen zusammengetragen haben will, so müssen wir um so mehr wünschen, daß irgend jemand, dem ein Manuskript dieses Werkes zugänglich ist, die in vorliegender Edition weggelassenen Zitate nachtrage, da sie gewiß noch manche literarhistorische Ausbeute geben.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkungen.

1) Nachdem ich bereits die Anzeige von Nr. 1. 11. größtentheils ausgearbeitet hatte, erhielt ich durch die Güte des hochwürdigen Herrn Rabbiner Rapaport, Nr. III. zur Durchsicht, das selbst jüdischen Gelehrten unbekannt zu sein scheint.

2) Die Verdienste derselben, namentlich um die neue Talmud-Ausgabe in 8., ein Unternehmen, das bisher noch kein Buchdrucker zu Ende geführt, sind neulich in der Hall. A. L. Z. gewürdigt worden.

3) וידע S. 10. Z. 5. v. u. l. וידוע nicht וידע über die besonderen Schwierigkeiten in Beziehung auf Korrektheit s. II. und III. Artikel.

4) Als Einladung mit einer Probe einer Übers. des Moreh, die nicht erschienen ist.

5) von Dr. Dernburg in Geiger's Zeitschrift. Bd. I.

6) s. Ltbl. des Orients 1841. Kol. 230. Anm. 22. Zunz in Ashers Ausg. des Binjamin von Tudela II., 314, b. — unten Anm. 9.

7) Ich erwähne noch Auerbach in Geig. Zeitschr. III. S. 188. Die Stücke aus dem arab. Moreh, mitgetheilt von Munk in seinen Reflexions etc. (in der franz. Bibelübers. von Cahen). Wüstenfeld, Gesch. der arab. Ärzte. Göttingen 1840. §. 198. S. 109—11; der ebenfalls Boer als letzte Quelle kennt. — Zunz, Binjamin II. S. 254. Nr. 42. Lebrecht's Aufsatz: »Zur Geschichte des Juwelenhandels« im Magaz. f. d. Lit. des Auslandes 1844, und ein anderer gegen die angebliche Renegation M. das. Nr. 62. ist mir nur flüchtig gezeigt worden. Über M's. Grundgesinnung und Stellung zum Judenthum s. die neuesten Debatten zwischen Prof. Luzzatto und Rapaport (s. Herem Chemed VI., 110) Geiger gegen Bruno Brauer (Zeitsch. V, 344) und über Spinoza's Verhältniß zu M. (das. S. 355). Wenrich, de auctorum graecorum vers. et comm. etc. Lpz. 1842; scheint nicht einmal Boer zu kennen, das Todesjahr 1208 (p. 114) ist falsch, s. die Berichtigung im Text nach Zunz a. a. O. neuerdings erhärtet von Rapaport (Herem Chemed VII. 251.) Wiener Kalender 5605. S. 253.

8) s. Dernburg S. 122. Wüstenfeld a. a. O. und weiter unten.

9) S. 673 fehlt im Index unter Maimonides. Grässe hat über die jüdische Medizin im Mittelalter nicht mehr als 3 Seiten!

10) s. Ltbl. d. Or. 1841. Kol. 231. Anm. 22. Zunz im Binjamin II. 298. Rapaport, Her. Chemed VI. 112 und Einl. zu Stern's Ausg. des hebr. Lex. von Parchon. Geiger, Ztschr. V. 460 ff.

11) Folgender Passus ist keineswegs so deutlich, als nach Munk (Annalen 1841. S. 94.) wohl das arab. Orginal. Er lautet:
ולא עשיתי מה שעשיתי בו בספרי הקצורים בהיותי מביא
s. weiter u. Anm. 15. 41, 6. בו דברי גאלינום בלשון ודבריו וכו' 50. 53, 6.

12) Ausdrücklich bemerkt er auch dies C. 7. Fol. 19, a.; weil nämlich Galen die Ursachen und Arten der Ohnmacht nicht so geordnet und klassifizirt habe, wie die der Fieber.

13) Blos Fol. 14, a. Z. 5. ist wahrscheinlich aus Mißverstand בא בבוחראן (l. בא d. h. im 1. Kap. über Krisis s. Anm. 27) neben geblieben. Hr. Rab. Rapaport hat in seinem Exemplar vor vielen Jahren leider nur die ersten 3 Blätter aus einem Manuskript ergänzt.

14) Vgl. Abdollatif's über den geringen Nutzen der treu aus Galen excerpirten 21 Bücher (bei Dernburg S. 123). und Dschemaleddin's: »Maimonidem minus utilitati quam brevitati consuluisse« (bei Wenrich p. 272), s. weiter unten Anm. 35 — M. zeigt sich hier eben so bescheiden, wie in der Einleitung zu seinem großartigen Ritualgesetzbuch.

15) Seine kleinern medizinischen Schriften, eigentlich Consilia, durch besondere praktische Fälle veranlaßt (diät. Sendschr. S. 12., weiter unten, Anm. 53, 6. berichtigt), könnte man wieder dem ritualen Gutachten gegenüberstellen.

16) Die einschlagenden Schriften von Razi, Ali und Alfarabi s. bei Wenrich p. 272. 301. 304. Ibn Zuhr hat Wenrich nicht.

17) Er spricht von den Fehlern der Übersetzer Galens (50, b. 51, b. d. 52, c. d.) ihren Zusätzen (15, b. 50, b.) und den Kommentaren (48, a.) s. einzelne Zitate weiter unten.

18) Vielleicht thun wir dies bei einer andern Gelegenheit.

19) Ein ähnliches Urtheil über Razi führt Hr. W. (S. 24. Anm.) an.

20) Diese Polemik gegen Galen ist in den jüdischen theologischen und filosofischen Schriften herrschend. Über die verschiedene Auffassung der Ansicht Galens von der Weltschöpfung (54, d.) s. Alfarabi bei Simon Ben Zemach d'Oran »Bogen und Schild« (s. unten Anm. 33) Fol. 21. b. und dazu Palkeira, Kommentar zu Moreh, (II. C. 15) S. 99. ed Bislichis.

21) Die griechischen und arabischen Titel der Werke Galens findet man bei Wenrich, p. 241 sq. die hebr. Titel habe ich meist aus typografischen Rücksichten, — die Worte »Buch über« am Anfang der Titel, und die Angabe der Kap. als gleichgültig für unsern Zweck, weggelassen. Über einige derselben kann man auch Wolf III. p. 1216 ff. vergleichen.

22) Vielleicht auch 3 verschiedene Schriften s. Wenrich, p. 242 254. 261. 268—9.

23) תחבולות (2, b. 51, b.), — תחבולות (19,°a.); — תהבולות (54, a.); ist entweder »Nutzen der Glieder« (Nr. 1), העיים (?) האברים oder de consilio, quod creator in homine creando secutus sit (Wenr. p. 265); oder de artium constitutione (ib. p. 262.).

24) עצל ist das arabische Adhal s. Wenrich p. 253.

25) Verschiedene Werke Galens hierüber s. bei Wenrich p. 248. 263. 266. und das gleichnamige Werk Ms. 6 Nr. 25 weiter unten

26) הודעות Diagnose für Symptome haben die Araber Inrâdh (Zufälle), hebr. מקרים oder עלות Die Prognostik heißt:
הקרמת חידיעה (fol. 18, b. 53, d.) arab. Mukaddemet el-maarifet (Wenrich) 255); vgl. El-isbab wa-ilamat (ib. p. 105). Hingegen הוראות השתן Titel des 6. Kap. etwas abweichend vom Inhaltsverz. der Vorrede. — S. unten Ms. Werk Nr. 30.

27) בחראן (buhran) ist arabisch, (Vgl. auch oben Anm. 13). S. Wenrich 247, und ein Werk über die kritischen Tage, das. p. 244. vgl. auch das Werk Nr. 29 weiter unten.

28) ברעדה ברפרוף והרתת והכויצה (15, a.); ברעש ורפוח (18, a.) Maim. macht selbst (18 a.) auf die Verwirrung לרתת והקויצה in Bezug auf die beiden variirenden und alternirenden Termen durch die Kommentatoren Galens aufmerksam. רעש האברים heißt Paralysis bei Tobia 82, a. s. unten Anm. 68.

29) S. weiter unten das Werk von Ibn Zuhr. הרקה hat schon Aruch s. v. גלילא (bei Landau Bd. II. S. 132), welcher Artikel eine Ergänzung zu dem Aufsatz des Herrn Dr. Wessely »Ueber Heilquellen u. s. w.« in diesen Blättern darbietet.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei.

(Fortsetzung.)

Die zweite Epoche geht bis gegen das 12. Jahrhundert. In ihr werden drei Stufen unterschieden. a) Von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis Karl M. Byzanz ist das dauernde Gefäß für die Aufbewahrung des angegebenen altchristlichen Typus, und eine sorgsamere Technik. Italien ist durch Stürme und Verheerungen, den Einfall der Longobarden gehemmt. b) Auf der zweiten Stufe sondern sich schärfer schon Byzanz, Italien und die Franken am Rhein, nebst den Deutschen und Engländern. Byzanz bleibt dem alten Typus getreu; zugleich aber bildet sich ein Charakter der Malerei, der den Byzantinern spezifisch angehört. Lange menschliche Körper, straffe Falten, grelle Farben, Goldglanz der Gründe, der Heiligenscheine und Gewänder. — In Italien überwiegt im kriegerischen Leben, so wie im Bildungsprozesse neuer politischer Verhältnisse der praktische Sinn, wendet sich von den älteren Kunsttraditionen ab. Der neuere Geist aber vermag auch nicht viel, und so verfällt die Malerei. — Und wir können ihr hierzu wohl Glück wünschen. Denn der ungebildete Blick hätte leicht am Antiken zur Verkrüppelung führen mögen, während es eine spätere Zeit herrlich zu nützen und mit ihren eigenen Elementen zu verbinden wußte. Denn die Antike ist eine Klippe, an der ein unkräftiges Element leicht scheitert. Wie sie in einer gewissen Sfäre die malerische Begabung adeln kann, kann sie sie selbe auch verschlingen. c) Auf der dritten Stufe bildet in Byzanz der neugriechische Typus seine Schwächen mehr und mehr aus, und auch im Abendlande leben sich die alten Überlieferungen bis zur Entartung aus. Damit fängt aber auch die Fantasie an, sich lebendiger zu regen, obschon zunächst vergeblich. So sehen wir auch in der dritten Epoche einen Fortschritt nur im Entstehen, als anfangende Befreiung von der traditionellen Form und als Streben nach Natur.

Überblicken wir den ganzen von Hotho in Rücksicht auf Malerei dargestellten Zeitraum, so können uns die von ihm scharf herausgestellten Züge des Kunstlebens zwar noch nicht die Befriedigung geben, die uns ein zu einigem Abschlusse gelangtes Kunstleben bietet, allein sie charakterisiren aufs entschiedenste einen Abschnitt der Geschichte, mit dessen ganzem geistigem Inhalt sie zusammenfallen. Neue Elemente von größter Potenz treten in das europäische Leben. Die Völkerwanderung rüttelt an den verknorpelten Verhältnissen, Staaten bilden sich neu, die verschiedensten Völkerelemente stoßen zusammen, das Christenthum zeigt auch das Jenseits in neuer Gestalt. Daß sich diese Elemente nicht sogleich setzen, ist natürlich. Kaum aber beginnen die Verhältnisse sich zu konsolidiren, so kömmt auch das Bedürfniß, sich des Erlebten zu versichern, selbst des ungern durchgemachten, sich auf dem Boden der Kunst zu erfreuen. Die Religion ist scheu, die Technik arm. Der Blick geht zu den Alten. Allein im Plastischen hat sich die Zeit erschöpft; die junge Kraft sucht sich ein neues Feld, aber sie ist ihm noch wenig gewachsen. So gährt es in der Kunst, wie in Kirche und Staat, wie im ganzen umgerüttelten Völkerdasein. Kein größerer Moment des in allen Kreisen aus der alten Bahn gebrachten, nach einer sichern Stelle in allen Lebenssfären drängenden Weltgeistes. Allein auch der Rückblickende wird erst befriedigter, wo die Stelle im Leben gewonnen ist, die schwankenden Elemente eine ihrem Gehalte entsprechende Form gewinnen. — In der Kunst gelangen wir nun im späteren Mittelalter mannigfach zu dieser Befriedigung. Hotho betrachtet zunächst das Leben desselben überhaupt und gibt als innere und äußere Bildungssfären drei Hauptkreise an: die Klöster, das Ritterthum und die Städte. In der zehnten Vorlesung wird nun gezeigt, wie die Klöster zwar in früheren Kunstepochen der Kunst günstig waren, doch aber, als vom menschlich weiten Treiben und Empfinden zu sehr abgetrennt, es nicht bleiben konnten. Auch das Ritterthum hat weder aus sich Malerei hervorgetrieben, noch hat es sich dieser Kunst als ihr vornehmster Inhalt darbieten können. Erst mit seinem Verfalle tritt die vollere Entwicklung der Malerei ein. Denn so reich es nach Außen erscheint, doch ist es an innerem menschlichen Gehalte im Ganzen arm. Es schließt sich gegen die übrigen Verhältnisse ab. Die persönlichen Abenteuer entziehen dem Staat, die Burgen und Schlösser scheiden von den Städten, die Lebensweise von Ackerbau, Gewerbe und Handel; Wissenschaft und Handwerke stehen ihm fern. Zudem widerstrebt es der nationalen Begrenzung, die eine nothwendige Bedingung des Einlebens in seinen Gegenstand ist. Aber auch die außer dem Ritterthume stehende Welt lebte noch zu ausschließlich in religiösen Stoffen, als daß sie sich den des Ritterthums sogleich hätte aneignen können; dennoch blieb seine Welt, die in ihrem Kreise immer ein reiches Leben enthält, nicht ohne Einfluß auf die Malerei. —

Italien, nicht wie Frankreich der Sitz des Ritterthums, sondern früher schon der Städte, dient zum Belege für das Voranstehende. Dort gerade entwickelte sich besonders der Trieb, in dem Adel der menschlichen Gestalt, in der Tiefe der Empfindung und des Ausdruckes, die Schönheit der alten Götter mit der Wahrheit des neugeoffenbarten Gottes zu versöhnen.

Die Städte sind es also, die als eigentlicher Boden der Malerei zu betrachten sind. Es wird gezeigt, wie das weltliche Leben die Breite und Fülle äußerer Erscheinungen der Malerei zuführen müsse, damit sich ihre Schöpfungen reich gestalten. — Wie nun das Leben der Städte für die Malerei dieser Epoche wesentliche Voraussetzung ist, so ist damit zugleich die Thatsache erklärt, daß die Blüthezeit dieser Epoche sich erst von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum Schlusse des 17. entfaltet, nachdem mit den Kreuzzügen die Vorherrschaft des Kloster- und Ritterthums vorüber, der Blick auf bürgerliches Recht, Erwerb und Wissenschaft gerichtet war, und in dem Bewahren der städtischen Verhältnisse die Städte zu dem Boden wurden, auf dem Muth, Kraft und Frische des Sinnes den Schauplatz für neue Gedanken und durchgreifende Erfindungen suchen. Mit der dreizehnten Vorlesung beginnt nun eine Darstellung der Vortheile, die im Städteleben lagen, eine Schilderung der Lebensverhältnisse in der Zeit des Vorwaltens derselben. In dem tiefen Eindringen in die Natur der Verhältnisse, in die klare Auffassung ihres Bezuges zur Kunst, wie sie nun geboten wird, scheint uns die stärkste Partie des Buches zu liegen. Sie ist voll Wahrheiten, und das klar Gesehene hat sein Recht der lebendigen Wirkung nicht verloren. Was die Zeit an ursprünglicher Kräftigkeit enthält, wie diese unverfälscht sich in ihre Formen überträgt, so daß diese lebendig werden, weil sie aus dem Inhalte der Verhältnisse hervorwachsen, ist in reicher Darstellung klar gemacht.

Freilich ist es nöthig, von einem Standpunkte auf den andern unbefangen überzugehen, und das Ganze der mittelalterlichen Verhältnisse nicht nach dem einen Maßstabe des Malers, dem sich dessen Welt in günstiger Gestalt darbot, zu beurtheilen. Aber immer lag selbst dieser einen Gunst eine allgemeine Wahrheit, eine größere Widerspruchslosigkeit zwischen Form und Wesen der Verhältnisse zu Grunde, die an sich schon, abgesehen von ihrem einzelnen guten Wirken und anderseitiger Machtlosigkeit gegen weitere Hindernisse der Zeit, reine Würdigung verdient.

Als Grundform der mittelalterlichen Verhältnisse ist die Korporation angegeben, der sich auch die Kunst zu noch nicht genug hervorgehobenem Gedeihen gefügt hat. Die technischen Vortheile werden so zur Tradition, die sich vom Meister auf Schüler überträgt. Kunstanstalten ersetzen das nicht, die individuelle und im engeren Sinne praktische Erziehung bleibt bei ihnen ganz dem Zufalle überlassen.

Weiter wird gezeigt, wie jede geschichtliche Entwicklung eben so sehr Sonderung der wesentlichen Momente ihres Inhaltes, als Einigung derselben, wo sie wirklich zusammen gehören, enthalte. Nur die großen Genien fassen die sonst vereinzelten Momente in sich zusammen. **Rafael** und besonders **Rubens** dienen als Beispiele, von denen letzterer so viel als **Titian**, **P. Veronese**, **Correggio**, **Mich. Angelo** und **G. Reni**, **Breughel** und **Snyders**, Italiener, Spanier und Niederländer, Anatom, Zeichner und malender Bildhauer in Einem war. Wie sich aber solch eine reiche Totalität wieder zu neuen Trennungen auflöst, davon gewähren schon **Rafaels** und **Rubens** Schüler die nöthige Anschauung, und für das Übereinanderstehen des Vermittelns in dem einen und des Sonderns in dem anderen Kreise ist es zureichend, von Rubens auf die meisten gleichzeitigen Holländer, auf **Rembrandt**, **Miervelt**, **de Keyser** und **v. d. Helst**, **v. Goyen** und **Ruysdael**, **A. v. Ostade**, **D. d. Heem** und **G. Dow** zu blicken. — Beide Richtungen aber gehen in unserer Epoche aus der lebendigen Art des Unterrichtes hervor.

Das überwiegend Durchgreifende derselben aber bleibt jene bald enger, bald weiter partikulalisirende Beschränkung, die sich mit steigender Freiheit, wie ein lebendiges Werk der Natur entfaltet.

Die stets mächtigern Städte befähigen nicht nur zu jeder Art der Auffassung, sondern, in ihrer Art individuel abgeschlossen, nöthigen sie die Malerei zu ähnlicher Partikularität, und beleben sie zu der gleichen Energie. Dies wird an den italienischen Staaten speziell, an Deutschland, Brabant, Flandern und Holland allgemein gezeigt.

Nächst der erstgenannten Gunst dieser Periode für die Malerei — dem lebendigen Unterricht — gewährt eine zweite die lebendige Wirklichkeit selbst, durch die poetische Frische des Sinnes und der Gestalten, in deren Mitte die Malerei sich gleich tüchtig und thätig groß zieht. Vortrefflich wird dies im Folgenden nachgewiesen. Wie hier Hotho tief ins Mark des Lebens dringt, aus der Mannigfaltigkeit der sich über einander wälzenden Erscheinungen das Wesentliche hervorhebt, und eine Zeit reicher Gährung mit treffend herausgehobenen Zügen anschaulich macht, können folgende herausgehobene Bemerkungen zeigen.

„Das Leben der Städte hat das Rohe mehr und mehr abgethan, das verletzend Schroffe abgerundet, ohne daß schon der feste Halt zum Schwanken gebracht, die angeborne Gesinnung und Thatkraft abgeschwächt, und die selbstständige Eigenthümlichkeit durch gleichartige Bildung verdeckt, oder aus den gediegenen Sfären in das blos Zufällige verwiesen wäre.“ Sodann wird gezeigt, wie die mittelalterliche Partikularisation zur Tüchtigkeit führe, da mit besonderen Kreisen sich der ganze Mensch zusammenzuschließen vermag, sich im Gewohnten frei bewegt. Was er ist und kann, prägt sich ungehindert und völlig aus. „Ich will kein Lobredner der Tage sein,“ sagt Hotho, „in denen jede Nebenbuhlerschaft, jeder Zwist der Einzelnen und Familien, der Gewerke und Parteien zum Krieg wird, jeder in eigner Sache Kläger und Richter bleiben muß, weil das Schwert das Urtheil zu sprechen hat, Eifersucht zum Dolche, Haß zum Gift greift, und Kirchen und Klöster ein unantastbares Asyl bieten. In solchen Zeiten jedoch muß jedes Individuum für sich selber einstehen, mit eigenen Augen umherschauen, mit eigener Hand angreifen, sich schützen und retten. Die Schwäche findet kein Bollwerk, die Feigheit keinen Schild. Dies gibt den Leidenschaften offenes Spiel, es führt zu Unordnung, bewaffnetem Hader und Blutvergießen, aber es erzieht freie Charaktere, voll Leben, Nachdruck und Individualität, wie der Maler sie nöthig hat.“ Dies wird noch im Vergleiche mit unserer Zeit hervorgehoben, der viele, doch nicht ungerechte Vorwürfe gemacht werden. Rühmen des Mittelmaßes, Furcht vor einseitiger Größe, vor Feuer der Bestimmtheit, vor Offenheit und Wahrheit, ein Verdecken, Bemänteln und Lügen u. s. w., das aus Menschen und Dingen, Verhältnissen und Lokalitäten alles hinwegräumt, wodurch sie künstlerisch individuell, lebendig und schön werden könnten. — „Dennoch ist selbst aus dem wirklichen Leben Schönheit und Poesie nicht gänzlich auszurotten.“ „Doch selbst hier wirft die moderne Bildung einen Schleier über, den der Künstler erst mühsam zu lüften hat, soll er von Angesicht zu Angesicht, was ihm nützen kann, schauen.“ „Wie soll der Künstler die Unbefangenheit im Auffassen des Echten bewahren, wenn er, inmitten solcher Unwahrheit groß geworden, selbst in den Irrthum verfallen muß, nur diese für das Rechte zu halten, da er sie, wohin er sich wenden mag, vor sich sieht. Es gehört eine Energie der Reaktion dazu, eine Ursprünglichkeit positiv umwandelnder Polemik, die von Wenigen zu fordern ist.“

Ganz wahr. Aber wann waren auch Viele zu Künstlern berufen, wenn gleich Schaaren ein Feld überschwemmen, das nur der Genius bebauen sollte? Doch ist nicht zu läugnen: schwerer wird selbst ihm in unseren Tagen die Kunst. Unsere Zeit bewegt sich in unabsehbaren Tiefen, und die Oberfläche bleibt unausgeprägt, oder doch nicht entschieden gestaltet, weil die Spaltung noch nicht überwunden ist, die Inhalt und Form auseinander hält, so daß vielleicht die Gestalt leer, der Inhalt Abstraktion bleibt.

Hat der Künstler nun Gestaltung des Geistigen darzustellen, so muß er dieses wohl begreifen, um zu suppliren, was ihm in dem ihn umgebendem Dasein an deutlicher Prägung mangelt. Diese Aufgabe ist keine geringe. — Übrigens hat die reine Natur, die auch Hotho den Zufluchtsort nennt, für die er aber den Sinn als erstorben ansieht, im Landschaftlichen

noch eine unverdorbene Gestalt, und auch in Menschen und Verhältnissen blickt sie den Freund des Wahren noch aus mancher Gestalt an. An ihr richtet sich der schuldlos von Jugend auf verkrüppelte Geist selbst zur rechten Gestalt auf, dahin treibt es den wahrhaft künstlerischen Genius. Der sich ihr weiht, weil sie in ihm gewaltig treibt (denn das ist Genius), wird sie begreifen, die Kunst retten, wie sie dem Leben überhaupt mit rechtem Willen gerettet werden kann. — Und auf der andern Seite ist ebenso nicht zu läugnen, daß eben im Mittelalter das Element der Partikularität nur als eine Seite dasteht, der der geschichtliche Fortgang in unserer Zeit das Hinausschreiten über dieselbe ins Weite gegenüberstellt, eben aber das Zurückgehen in sich selbst mit dem gewonnenen Bewußtsein des Bezuges aufs Ganze noch als Aufgabe übrig läßt. Die Seite unserer Zeit bewahrt sodann unseren Künstler wieder vor dem beschränkten Vorwalten eines kleinbürgerlichen Elementes, das sich vor allem im deutschen Mittelalter zu vielfach in seinen Resten dem Beschauer darbietet. Wie markig uns aus älteren deutschen Bildern die Entschiedenheit der Gestalt anspreche; es fehlt doch meist Freiheit, es fehlt dem Bilde, wie es der einzelnen in sich gekehrten Stadt fehlte, das Heraustreten eines weiten Bezugs auf eine größere Welt. Und wie die Malerei als solche ihr wesentliches Element in individuellem Hervortreten des Lebens ihrer Objekte hat, so darf ihr doch als Kunst überhaupt nicht die Freiheit fehlen, die die individuelle Sfäre lebendig mit dem ganzen Dasein verbindet, und lebendig daraus in der blos auf gewissen Punkten ruhenden Kraft zum Beschauer spricht. — Doch kehren wir zu dem Bilde unsers Autors zurück, das er uns, wie er es bisher an Individuen und Charakteren darlegte, nun in der vierzehnten Vorlesung an Kleidung, Geräthe und Baulichkeiten denselben Typus bewährend zeigt.

In Kostüm, Geräthe, Zimmern, Straßen und Architektur des Mittelalters wird dagegen das malerische Element herausgehoben, und mit besonderer Liebe dargestellt. Mit Bedauern wird auf das Verschwinden des Künstlerischen aus unserer Zeit durch Maschinen-Produktion gewiesen, wobei sich Hotho gegen den Vorwurf der Uebertriebenheit, Empfindsamkeit wohl verwahrt. Doch glauben wir, mit diesen Verhältnissen könnte man sich abfinden, ohne im Geringsten des künstlerischen Sinnes zu entbehren. Nicht Alles kann dem Maler dienen und wenn es sich selbst entspricht, mag er es gerne aufgeben, da das Leben noch so viele Seiten hat, in denen er eine ihm entsprechende Gestaltung erwarten kann. Freilich fehlt dem Werke der Maschine der Typus, als ein unmittelbares Produkt des schöpferischen Geistes dazustehen, wenn es gleich an ihn mahnt. Denn die Erfindung selbst, ein Unverkörpertes, ist hier das Lebendigste; das Produkt derselben trägt nur den Stempel der Maschine. Dient es als solches aber das Leben leichter und in weiteren Kreisen mannigfaltig zu machen, so bringt es durch diese Wirkung aufs Leben die Elemente hinein, die unverdorben auch zu malerischer Gestaltung führen. Entwickle sich das Leben nur überall rein aus seinem Keime, und der Künstler wird sich dessen tausendfach, und durch seine praktischen Seiten ungestört, freuen können.

Nun wird gezeigt, wie auf die öffentlichen Gebäude, auf Kirchen, Palläste, Rathhäuser, Thore vorerst sich die Kunstliebe sammelt. Die Städte sind nicht nach festen Plänen angelegt. Die Wohngebäude behalten das individuelle Bedürfniß zu ihrem lebendigen Boden, sie wachsen, wie sich's fügen und machen will, zu Straßen zusammen, Alles scheint aus bestimmter Gegenwart hervorgegangen. „Und dadurch mit einem Male, wie durch ein Wunder, wird aus den sonst nichtssagenden Mauern, aus Gebälk und Dächern, ein neubelebter Körper, in dem sich eine Seele wohnlich und heimisch regt, und was, sie selbst bedarf und ist, ungewollt ausdrückt."

Hierin liegt das von Hotho hervorgehobene malerische Element, daß das Todte lebendig wird für den Beschauer, weil es nicht als ein für sich Abgeschlossenes, sondern aus einem lebendigen Dasein Herausgewachsenes erscheint. Farben, Lichter, Schatten sind zufällig durch das Wechselnde des lebendigen Reichthums bedingt, und mit ihm mannigfach. Mit Liebe wird diese Welt geschildert, und welcher Reiz in ihr liegt, vermag nur der zu würdigen, der in solcher Umgebung gelebt, dieser Mannigfaltigkeit der Lichtspiele, Lufttöne in tiefen Durchsichten, wie sie eine Stadt in mittelalterlicher Gestaltung bietet, sich zu freuen gewöhnt hat.

Sodann werden die heutigen Festungen mit den mittelalterlichen Burgen verglichen, natürlich zum Vortheil der Letzteren.

Nun wird gezeigt, wie die einzelnen Schulen auch in dieser Rücksicht aufnehmen, was sie an nationalen oder ausländischen Bauten vor sich sehen. Im Ganzen schließen sich die Italiener der Antike an, wenn sie dieselbe auch im mittelaltrigem Sinne umbilden, bis sie es zu jener Verschmelzung bringen, von welcher die Peterskirche zu Rom das großartigste Beispiel gibt. Die Deutschen und Niederländer hingegen bewahren, während der ersten drei Jahrhunderte dieser Periode wenigstens ihre selbstständigere Nationalität. Nun herrscht zwar der gothische, oder besser germanische Spitzbogenstyl vor; in der Malerei jedoch macht sich eben so sehr der frühere Rundbogentypus geltend. Später übt bei der Nachahmung der Italiener die gleichzeitige Baukunst, wie sie in den Gemälden dieser Meister benützt ist, vielfach ihren Einfluß aus, bis Rubens für den jedesmaligen malerischen Effekt einen Bautypus anwendet, der mit seinen Gestalten und Kostümen unübertrefbar zusammenstimmt. Einen letzten Kreis endlich bilden die holländischen Meister, die sich ganz wieder der nationalen Bauart zukehren.

In der fünfzehnten Vorlesung wird der Unterschied individueller Schulen, wie er sich aus diesen Verhältnissen herausgebildet, dargestellt. Und zwar a) als begrenzende Bestimmtheit in Auffassung und Technik; b) als zusammenfassende Vermittlung; c) in der getrennten Gestaltung der holländischen Schule.

In ersterer Beziehung wird die Einwendung beseitigt, als ob die Beschränkung der Schulen das eigentliche lebendige Schaffen ersticke. Nur bei unbedeutenden Meistern könne dies der Fall sein, und denen sei doch dann noch besser, an dem gediegenen Schultypus einen tüchtigen Kern zu haben, als in ihrer Schwäche eigenthümlich zu sein. Dieser zieht Hotho selbst vererbte Vorurtheile vor. Dies dürfte zu viel sein. Beide bieten Verkehrtheiten, wo auf der einen Seite das willkürliche Bilden nicht zur Freiheit, auf der anderen die Starrheit nicht zur Unbesiegbarkeit der Wahrheit wird. Zwischen leerem Faseln und

genialischer Personen im Übersinnlichen gibt es kaum eine Wahl. Diese Schulen ruhen aber nicht nur auf provinziellem und stammlichem Boden, sondern sie bleiben vielmehr in jeder Epoche von allgemeineren Grundrichtungen getragen.

In Beziehung auf die innere Richtung muß man eine Selbstständigkeit hervorheben, das Denken fremder Ansichten. In dieser Art bildete sich die Malerei in Mailand, und in der westfälischen Schule in Deutschland aus. Während die erste Richtung mehr Meister hervorbringt, welche die Fülle eines Kreises in der Form einer bestimmten Nation und Stadt ausprägen, ist die zweite vorzüglich geeignet, jene zusammenfassenden Meister groß zu ziehen, welche aus dem Triebe nach abschließender Totalität die Vorzüge mehrer Richtungen lebendig in sich verknüpfen. **Rafael** und **Rubens** wurden in dieser Rücksicht schon früher hervorgehoben. Solche Heroen werden auch Stifter von Schulen, doch nicht mehr in dem örtlichen Sinne, wie z. B. Florenz, Siena, Padua, Venedig und Köln. Und wie in erstrer Beziehung die Fortbildung der Schule im Vervollkommenen liegt, ist hier das Fortgehen auf demselben Wege zugleich schon ein Hinausgehen über das eigentliche Ziel, und Herniedersinken von dem glücklich erreichten Gipfel.

In der dritten Beziehung blühen die holländischen Meister des 17. Jahrhunderts schneller empor, weil ihnen eine jahrhundertlange Vorbildung erlassen ist. Es bedurfte blos des Genius, das Vorhandene individuell anzuwenden, und diesen weckte die gesammte geistige und äußere Wirklichkeit in Holland. Von Schulen im Sinne der Kölner, Eyk'schen, oder etwa des **Rubens**, ist hier nicht die Rede, sondern höchstens, wie man von einer italienischen, deutschen Schule spricht; im Gegentheile entwickeln sich mehr als je unabhängige Künstler. Der Grund wird darein gesetzt, daß, jemehr sich die Konzeption und Ausführung nun befreit haben, je gemeinsamer zudem die Sinnesweise und Richtung des holländischen Volkes war, desto mehr das Individuum sich für sich entwickeln kann. — Diese Gemeinsamkeit des Sinnes vor Allem scheint uns das hier Begründete zu sein. Auch der Deutsche hatte Gemeinsinn, und einen tiefen, aber er beschränkte sich auf einen kleineren Kreis. Der des Holländers war ein nationaler, der des Deutschen ein bürgerlicher. So liebte es auch der Holländer, die Welt die ihn umgab im Bilde wieder zu geben, aber er zog sich nicht aus dem weiten Kreise seines Volkes in den eines Stadttypus zurück, sondern erging sich frei auf dem weiten Boden, aus dem er, da er dem Ganzen nicht erst durch eine Gilde vermittelt war, selbstständig seine Bilder wählte.

In der sechzehnten Vorlesung wird der allgemeine Verlauf angedeutet, in dem sich diese Periode entwickelt. Sie zerfällt in drei Hauptepochen. Die erste geht vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. Ihr Charakter ist: markige, großartige Fantasie, kernige Charakteristik, unbefangene Empfindung, Seelenkeuschheit, Unschuld, Größe der Einfachheit, unzersplitterte Versenkung, Strenge der Bestimmtheit, vor Allem jene rührende Scheu, der ihr Gegenstand zu hoch steht, als daß sie ihn vollständig auszudrücken vermöchte [illegible]. In [illegible] ist schon [illegible] es bleibt das ernste Haushalten aller Kunstmittel: mit dem künstlerischen Gefühle ist noch kaum das gleiche Interesse genommen, das die Tiefe des Inhaltes für sich in Anspruch nimmt. „So ist denn auch diese Epoche mehr bildend zu genießen." Und nun macht Hotho die allgemeine Bemerkung: „Es gebe in allen Kulminationsepochen Kunstwerke, die Jeden unmittelbar befriedigen. Er ist in ihnen halb heimisch, und ihn läßt nichts mehr zurück. Andere, ältere dagegen stoßen Hären; sie erschrecken durch Züge der Herbigkeit, Starrheit und Uebertreibung, die auch dem ungeübteren Auge auffällig werden. Auf sie allein heftet nun der verzogene Beschauer seinen Blick und wendet ihn sogleich in thörichter Verletzbarkeit hinweg. Wer in solcher Weise die früheren Epochen betrachtet, schneidet sich einen unsäglichen Reichthum der Einsicht und des Genusses für immer ab. Schaut man diesen Werken nur tiefer in die innerste Seele ihrer Intentionen, sieht, lebt, liebt man sich in ihre Trefflichkeit ein, so treten die relativen Mängel nicht nur in den Hintergrund, sondern erweisen sich im Gegentheil organisch mit der Anschauungsweise verwachsen, aus der sie entsprungen sind, und mit der gerade diese und keine andere Stufe der Ausbildung Hand in Hand gehen kann."

Hier möchten wir nur bemerken, daß wir den Genius als historischen, also allgemein menschlichen nicht gelten lassen. Wer sich von diesen Bildern ohne Befriedigung wegwendet, zeigt seinen Mangel der Bildung. Nur aber ist es eben so wahr, daß sie vom künstlerischen Standpunkte nicht genügen können. Denn wenn sich in ihnen ein individuelles Leben deutlich ausprägt, so können wir dieses nicht als das zu fordernde malerische Element ansehen, da nur zu oft das Individuum der künstlerischen Geistesform statt dem individuellen Inhalt des Objektes daraus entgegentritt. Darum ist es ebenso ekle Unwahrheit, wenn so genannte Kunstkenner, denen aber Verständniß und Sinn für den geistigen Standpunkt der Zeit abgeht, solche Gemälde bewundern. Hotho mißkennt dies nicht, wie sehr auch seine Neigung für die Kunstprodukte dieser Epoche ihn mehr die historische Bedeutung, als die malerische hervorheben läßt. Die Entschiedenheit individueller Bildung ist ihm lieb geworden, spricht ihn auch aus dem Gemälde an. Und so scheint ihm der Mangel kaum fühlbar genug, daß dies Individuelle die individuelle Wahrheit des Gegenstandes zu suppliren nicht vermag.

Der Inhalt dieser Epoche besteht meist in religiösen Gegenständen, die epische Form überwiegt; die Situationen sind einfach, der substanzielle Ausdruck hält noch die Regsamkeit des individuellen Lebens zurück. Die Kunst der Perspektive, Abtönung und heraushebende Beleuchtung bleibt im Suchen und Ringen.

(Beschluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 30. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 13.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Dudik: Trenks letzte Tage. — Hasner: Hotho's Geschichte d. deutschen und niederländ. Malerei. (Fortsetzung.) — Wiener dramatische Berichte: Woldemar. Von Franz von Braunau. — Personalnachrichten. (Schluß.)

Die letzten Tage des k. k. Pandurenobersten Franz Freiherrn von der Trenk.

Von Prof. B. **Dudik** in Brünn.

Dieser so oft bis zur Übertreibung getadelte Mann, den sogar einige ein moralisches Ungeheuer nennen, war 1714, wie bekannt, auf Sizilien geboren, wo sein Vater Oberstlieutenant war. Seinen ersten Unterricht erhielt er von den Jesuiten in Ödenburg, wo er bis zu seinem 17. Jahre blieb. Der Schule entwachsen, nahm er zuerst österreichische, hernach russische Dienste, die er jedoch aus eigener Schuld bald verlassen mußte. Auf einem Gute Pakracz in Slavonien lebte er der Jagd und oft auch wilden Vergnügungen, bis Maria Theresia beim Ausbruche des österreichischen Sukzessionskrieges im Jahre 1740 ihm die Bewilligung ertheilte, ein Freikorps, das Pandurenregiment, zu errichten, mit dem er bis 1746 dem Feinde sehr vielen Schaden, den Kaiserlichen aber auch manchen Verdruß anrichtete. Aus gewiß triftigen Gründen ward ihm 1746 ein peinlicher Prozeß gemacht, und er zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberge zu Brünn verurtheilt, wo er 1749 starb.

Welch sturmbewegtes Leben dieser fürwahr seltene und sonderbare Mann geführt, weiß man wohl aus seiner Autobiografie.*) Weniger jedoch wird vielleicht den Lesern bekannt sein, in welcher Gesinnung dieser Krieger am Spielberge seine Tage geendet.

Man kann doch annehmen, daß das menschliche Gemüth, wenn es dem letzten Pulsschlage entgegen horcht, wenn es weder Vortheil, noch Nachtheil zu erwarten hat, sich wahr und offen zeigt, daß es, durchdrungen von der Ewigkeit, mit der Welt abzuschließen strebt in Worten, die den Stempel der Wahrheit an sich tragen, und dies um so mehr, wenn Schicksalsschläge demselben Zeit gelassen, zu dem Geständnisse zu kommen: es walte dort oben ein höheres Wesen, dessen Auge über Welten und Völker, aber auch über die Pfade der Einzelnen, geöffnet ist. Dies alles traf bei dem unglücklichen Pandurenhäuptlinge ein, daher keine Ursache, Zweifel zu setzen auf seine Worte, die wir in seinem Testamente, seiner letzten Willensmeinung, lesen. Es lautet wie folgt:

Spielberg zu Brünn den 24. Sept. 1749.

Testament.

Im Namen der allerheiligsten und unzertheilten Dreifaltigkeit, Gottes Vaters, Sohnes und des heil. Geistes. Amen.

Demnach ich nunmehro gar wohl erkenne, daß das Ende meines mühseligen Lebens nahe, die Stunde meines Todes aber ungewiß sei; also habe ich nunmehro (nachdem ich meine arme sündige Seele mit ihrem Schöpfer vereiniget, und zur Abreise aus dieser Zeitlichkeit auf das möglichste zubereitet, auch von Allerhöchst k. k. Majestät, meiner Allergnädigsten Landesfürstinn und Fraw, zur Verfassung eines Testaments die Allerhöchste Erlaubniß erhalten habe); anmit über das von meinen Eltern und auch von mir selbst mit blutiger Arbeit und stäter Lebensgefahr erworbene Vermögen nachfolgend letztwillige Dispositzion verfassen und errichten wollen, und zwar:

§. 1. Da Gott der Allmächtige meine arme Seele von meinem sterblichen Leibe abfordern wird, befehle ich dieselbe in die gnadenreichen Hände Jesu Christi ihres Erlösers, in die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria, und allerheiligen Gottes. Mein todter Körper aber soll, wenn Ihro k. k. Majestät hiezu die Erlaubniß, um welche ich Allerhöchst Dieselben fußfällig bitte, allermildest ertheilen wird: zu den W. W. F. F. Patern Kapuzinern allhier in Brünn in ihrer eigenen Gruft, wo sie, die verstorbenen Kapuziner, ruhen, ohne allem Gepränge, ganz schlecht, wie eines andern armen Arrestanten Körper beigesetzt und zur Erde bestattet, meine Leiche nur von den allhier am Spielberge befindlichen armen Arrestanten begleitet, und jedem derselben gleich nach der Leichbegänniß 1 Siehenzehner gereichet werden. Imgleichen

§. 2. Sollen unter die übrigen Armen vor der Hand 200 fl. vertheilet werden.

§. 3. Sollen zum Troste meiner armen Seele gleich nach

*) Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz v. d. Trenk, Wien 1807, und aus: Franz v. der Trenk, dargestellt von einem Unparteiischen (C. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart, 3 Bändchen, Stuttgart 1788.

meinem Hinscheiden, und weiters, sobald es möglich ist, 600 heilige Messen gelesen werden, wozu ich 300 fl. vermache.

§. 4. Verordne ich allwochentlich eine ewige Stiftmesse, welche bei den W. W. F. F. Patern Kapuzinern zu Brünn, woselbst ich begraben sein werde, alle Freitage von einem Priester benelbten Kapuziner-Ordens ewig gelesen und gehalten werden soll, und sollen von meinem Vermögen 4000 fl. sicher und unaufheblich auf Verzinsung angelegt werden, wovon ich die abfallenden Interessen jedesmal den Kapuzinern zu Brünn als ein Almosen in ihre Tuchmacherei, besonders aber ein Almosen von 150 fl. gleich nach meinem Tode abzureichen vermache.

§. 5. Vermache ich in die Festungskapelle allhier auf dem Spielberge zu Erbauung eines neuen Altares und sonsten zur Ehre Gottes 3000 fl. anzuwenden.

§. 6. Legiere ich 4000 fl. und verordne, daß hiemit in einem anständigen, von meinem unten ernennten Testamentserekutor auszusuchenden kleinen Städtlein oder Marktflecken in dem Erzherzogthume Österreich ein Spitalhaus für 30 Personen erbauet oder erkaufet, und mit den Erfordernissen eingerichtet werden solle. In diesem Spital und Hause nun sollen beständig 30 erarmte, des Almosens würdige und bedürftige Personen beiderlei Geschlechts, nach von meinem Herrn Testamentserekutor künftig weiters zu machenden Einrichtung, und von mir mündlich erhaltenen Information verpflegt und unterhalten werden. Vor allen aber vorzüglich sollen diejenigen Armen und bedürftigen Personen in diese meine Stiftung und Spital eingenommen werden, welche sich legitimiren werden und können, daß sie in der Stadt Cham oder im Iserwinkel oder an dem Fluß Iser in Baiern, von dem letzten Kriege her verunglücket oder verarmt sein. Die An- und Einnehmung dieser Personen in dieses Spital soll jederzeit nach Gutbefinden meines verordneten Testamentserekutors, und wen er hiezu nach seiner benennen wird, beschehen. Zu ewiger Unterhaltung dieser meiner Stiftung aber vermache ich 30,000 fl. und bis dieses Fundazionsqwantum unaufheblich sicher angelegt werden kann, solle der Betrag der hievon abfallenden Interessen jährlich 1500 fl. von den Einkünften meiner Güter hiezu angewendet und gereichet werden.

§. 7. Vermache der Katharina Rotherinn, einem armen Mägdlein, ungefähr 1 Jahr alt, um deswillen, weil ihr Vater mir in meinem jetzigen Arrest getreu und fleißig gedienet, und die Ungemache meines Arrestes mit mir übertragen hat, dergestalten 4000 fl., daß die hievon abfallenden Interessen ihrer Mutter in so lange, als dieses Mägdlein von ihr christlich und gut erzogen wird, und sie ihr das Nothwendige erlernen läßt, abgereichet werden sollen. Sollte aber mein Testamentserekutor bei ihrer Mutter eine Vernachläßigung dieses Kindes vermerken; so mag derselbe auch dieses anderwärtig zur Versorgung geben, und die abfallenden Interessen dahin abreichen. Wenn aber dieses Kind erwachsen wird, und dann eine anständige Heurath, oder geistliche Standesveränderung mit Konsens meines Testamentserekutors, oder dessen, welchen dieser anstatt seiner hiezu verordnen wird, überkömmt, sollen ihm, diesem Mägdlein, auch das Kapital der 4000 fl. verabfolget werden.

§. 8. Vermache ich des Herrn Baron Kotulinsky, k. k. Oberstlieutenant und Vizekommandanten am Spielberge, seinen itzt lebenden sechs Kindern, wie auch demjenigen, welches seine Frau Gemahlin noch unter ihrem Herzen trägt, zu einem Angedenken jedem 200 Dukaten, zusammen 1400 Dukaten.

§. 9. Vermache ich meinem bestellten Herrn Doktor Perger für die mir getreulich und eifrig geleisteten Dienste 6000 Gulden zu einer besondern Erkänntlichkeit, und sollen auch diese gleich nach meinem Tode ihm abgeführet werden. Seinen zween Schreibern, weil sie in meinen Angelegenheiten viele Mühewaltungen gehabt haben, vermache jedem 300 fl., zusammen 600 fl., ebenfalls gleich zu bezahlen.

§. 10. Vermache ich dem Herrn Anton Beyer, weltlichen Priester und Benefizianten auf dem Spielberge, daß er meiner in seinem heiligen Meßopfer und Gebete eingedenk sei, 100 Dukaten.

§. 11. Vermache ich dem Herrn Prodetzky, Platzlieutenant am Spielberge, zu einem Andenken 100 Dukaten.

§. 12. Vermache ich dem Jakob Stockinger, Wachtmeisterlieutenant am Spielberge, 200 fl.

§. 13. Vermache ich dem Quirin Boneck, Marquetänter am Spielberge, 600 fl., damit er mit den Seinigen meiner im Gebete eingedenk sei.

§. 14. Vermache ich dem gewesenen Hautboisten auf dem Spielberge, Peter Broller, und seinem Eheweibe zusammen 600 fl. Item dem gewesenen Gefreiten auf dem Spielberge, Peter Gruschka, 100 fl.

§. 15. Vermache ich meinem jetzigen Bedienten Frantz Ignitz 1000 fl. und

§. 16. dem ehemalig bei mir in Diensten gestandenen Junge, Franzl genannt, der itzt in Wienn das Weisgärber Handwerk lernet, 500 fl.

§. 17. Vermache ich dem Franz Schmid, Profosen am Spielberge, 200 fl. und dem Franz Wesely, auch Profosen allda, 100 fl.

§. 18. Erkläre und verordne ich, daß ich oder meine Erben von dem Herrn Obersten Niklas von Lopresti nichts zu fordern haben, sondern es sollen demselben nach Inhalt der von mir in Händen habenden Obligation, die annoch rückständigen 6000 fl. baldmöglichst aus meinen Mitteln bezahlt werden. Wie denn auch dem Herrn Doktor Gerhauer, die ihm rechtmäßig annoch schuldigen 1300 fl. bezahlt werden sollen.

§. 19. Vermache ich dem Herrn Hofkammerrath von Kämpf zu einem Andenken mein spanisches Rohr mit dem goldenen Knopfe, der eine Meerfräule vorstellt. Item dem Herrn Frauenberger, der k. k. Hofkriegsbuchhalterei Raitoffizier, vermache ich gleichfalls zu einem Andenken von meinem Geschmucke soviel, als beiläufig 600 fl. am Werth ist. Und weil

§. 20. Die Grundfeste eines jeden Testaments die Einsetzung der Universalerben ist; als benenne und setze ich zu meinem wahren Universalerben meines Vaters Bruders erstgebornen Sohn, welcher vor zwei Jahren bei mir in Wien gewesen, jedoch dergestalten und unter den ausdrücklichen Bedingnissen: wann dieser mein Vetter den katholischen Glauben annehmen, sich in den österreichischen Landen seßhaft machen und von einer fremden Potenz nicht Dienst nehmen oder behalten wird. In diesem Falle sollen alle meine rechtmäßigen

Passivschulden, wie auch die in diesem meinem Testamente verordneten Stiftungen und Vermächtnisse ohne der Falcidie oder andern Abzug richtig abgeführet werden. Und was über die Abführung derselben annoch übrig bleibt, solle der vierte Theil ihm, meinem vorbenannten Universalerben zur freien Disposition sein, die übrigen drei Viertheile aber, oder die so genannte **Dodrans** der verbleibenden Verlassenschaft solle ihm, meinem Erben, nur **quoad usum fructum** zukommen und ein ewiges **Fidei commissum** sein, folglich jedesmal auf des Erben und Besitzers erstgebornen Deszendenten allein zum Genuß anfallen; doch daß jeder, so der katholischen Religion nicht beigethan, oder in einer fremden Potenz Zivil- oder Militärdiensten steht, und verbleibt, dieses **Fideicommissums** ganz unfähig sein solle. Im Falle aber dieser mein Vetter unter vorgesetzten Bedingnissen mein Erbe nicht sein wollte, oder aber nicht sein könnte, so solle sein Bruder, der zweitgeborne Sohn meines Vaterbruders mit seiner männlichen Deszendenz, jedoch unter allen obigen Bedingnissen und Klauseln, meine Erbe und **Fideicommissarius** sein. Und wann auch dieser mein Vetter obige Bedingnisse nicht erfüllen, und auf obbeschriebene Art mein Erbe nicht sein wollte, so substituire ich in solchem Falle zu meinem wahren Universalerben die oben gemachte Stiftung und Spital. Und sollen ihnen beiden meinen Vettern, und eingesetzten ersten Erben von der ihnen gemachten Intimation meines Todes und Disposition zur Deliberirung nur ein Jahr ertheilet sein, nach dessen Exspirierung dieselben **pro repudiantibus**; meine gemachte Fundation aber als mein Erbe unabänderlich gehalten werden solle.

§. 21. Setze und habe ich in meinen bestellten Herrn Doktor Perger allenthalben mein vollkommenes und festes Vertrauen, und dahero verordne ich denselben zu meinem Testamentserekutor, mit dem Ersuchen: daß er, Herr Doktor Perger, nach seiner mir bekannten Redlichkeit, Eifer und Fleiß diesen meinen letzten Willen in allen Punkten auf das genaueste auszurichten besorgt sein solle.

§. 22. Schließlich bitte ich Ihro k. k. Maj. allerunterthänigst gehorsamst fußfällig um Allerhöchst Dero Schutz, Protekzion und Manutenirung dieses meines letzten Willens, und daß, zur Habhaftwerdung der hiezu erforderlichen Geldsummen meine Güter in Slavonien nach Thunlichkeit zu verkaufen, bis dahin aber die Nutzungen hievon einzunehmen allergnädigst gestattet werden möge. Wie ich denn auch beiden k. k. Majestäten für die mir in meinem Leben großmüthig erwiesenen überhäufigen Gnaden allerunterthänigen fußfälligen Danck erstatte, und in jener Welt meinen gnädigsten Gott, zu welchem ich zu gelangen hoffe, um stäten Aufnahm und Erhaltung der allerhöchsten k. k. Familie, und des allerdurchlauchtigsten Hauses von Österreich unabläßig anruffen und bitten werde.

Mit diesem will ich gegenwärtig mein Testament im Namen Gottes, gleich wie ich solches angefangen, auch beschlossen haben. Zu wahrer Urkunde habe ich diese bei meiner vollkommen gesunden, Vernunft nach meinem ganzen freien Willen gemachte letztliche Disposition mir von den hierunter genannten Gezeugen (jedoch denselben und ihren Erben ohne Nachtheil), zur Mitfertigung alles Fleißes erbeten. So geschehen zu Brünn auf der Festung Spielberg den 24. September 1749.

Franz Joseph Kotulinsky, Freiherr von Kollium, Oberstlieut.
Johann von Amadei, Oberstwachtmstr und Platzmaj.
H. v. Wappenhofen, Hptmann v. Wolfenbuttel.
Joh. Conrad v. Hagerer, Oberlieut. v. Wolfenb.
Math. Kashiund, Oberlieut. v. Wolfenbuttl.
Karl Emanuel de Soldi, Oberlieut. v. Wolfenbuttl.

Vorstehendes Testament ist in Gegenwart Herrn Dokto Pergers publizirt worden den 13. Oktober 1749.

Kann denn nun ein Mann, der so reuig seine Tage bestellt, ein moralisches Ungeheuer genannt werden? Es ist wohl nicht zu läugnen, daß Baron Trenk, als Anführer der wilden Panburenrotte an vielen in seinem Namen vollbrachten Gräuelthaten Schuld trage, aber läßt sich auch während der sechs Jahre seiner unumschränkten Vollmacht gar keine Entschuldigung vorbringen? Aus Räubern der walachischen Gebirge, aus dem Gefängnisse entsprungenen Menschen ohne Religion und Menschenachtung war sein Hause gebildet (Walachen, Kroaten, ja selbst Türken befanden sich unter seiner Fahne), der keinen andern Zweck, als Bereicherung durch Plündern kannte, und auch nur in dieser Absicht und unter dieser Aussicht dem Baron Trenk gehorchte, wohl wissend, daß seiner, falls besiegt oder gefangen, kein anderer Lohn als der Galgen warte. Menschen, denen das Gold höher als das Leben ist, die kein anderes Gesetz, als die Kugel kennen, lassen sich wohl nicht nach jenen Grundsätzen leiten, welche den disziplinirten Truppen Leben und Bewegung geben. Dort muß der Anführer manches bewilligen, was er hier verbietet. Noch mehr, die Panduren hatten wenig oder gar keine fire Besoldung — man wies sie auf den Raub, auf die Plünderung des Feindes, die man nur als eine Vergeltung ansah. Wer sollte hier Maß und Ziel bestimmen? Es schaudert zwar das menschliche Herz, wenn es die Erstürmung und Plünderung der bairischen Stadt Cham (am Zusammenflusse des Cham in den Regen) liest, wenn es hört, daß die Stadt an mehren Ecken angezündet, viele Einwohner ins Feuer, oder, die sich über die Brücke retten wollten, ins Wasser geworfen wurden; daß man an andern Orten Baierns die Gefangenen nackt ausziehen, mit Honig beschmieren und an die Bienenstöcke anbinden ließ; daß vielen Hände und Füße gebunden und der Mund mit Holz aufgespreizt wurde; daß überhaupt die Panduren solche Unmenschlichkeiten ausübten, „daß die ganze baierische Nation von dieser Zeit her einen unauslöschlichen Haß wider die k. k. Soldaten und Unterthanen nähret und auf Kindeskinder fortpflanzet" aber ist für alles dieses nur der Panburenoberst verantwortlich? Wo er sich schuldig und zwar allein schuldig fühlte, hat er, wie aus seinem Testamente erhellet, erkannt und strebt, das angethane Unrecht nach Kräften gut zu machen.

Wie sehr es ihm daran lag, noch in den letzten Stunden seiner Umgebung ein erbauliches Beispiel der Buße und der Bekehrung zu geben, beweist unter andern folgender Umstand. Er ließ kurz vor seinem Ende alle Offiziere der Festungsgarnison zu sich bitten, bekannte vor ihnen alle seine Fehler und Vergehungen, durch welche er in die jetzige traurige Lage gekommen war, warnte alle mit Thränen vor ähnlichen Fehltritten, und bat sie um ihre Erinnerung in frommen Gebeten. — War das alles erheuchelt? — Unmöglich! — Wäre es dem Manne nicht Ernst gewesen, wozu dieses Gaukelspiel? er stand ja am Rande des Grabes, und hatte demnach von der Welt weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten.

Dieses sein Streben, reuig und geläutert vor den Thron des Allerhöchsten zu treten, beweist auch der mündliche Auftrag, den er seinem Freunde, dem Doktor Perger ertheilte, und ihn im Gewissen verpflichtete, denselben zu vollziehen. Er lautet nach einer vidimirten und dem obigen Testamente angehängten Abschrift also:

„Mein lieber Hr. Doktor Perger! Ich bitte und beschwöre Sie, daß, wenn ich gestorben sein werde, Sie bei Ihro Majestät Audienz nehmen und vorstellen sollen, daß ich mit Demjenigen, was Gott und meine allergnädigste Landesfürstin über mich verhängt haben, gar wohlzufrieden sei, ja ich erstatte derselben für dieses gnädige Urtheil, gleichwie für alle übrigen während meiner Dienstleistung häufig erwiesenen k. k. Gnaden unterthänigsten Dank; denn hiedurch bin ich zur Erkenntniß Gottes und Wirkung meines ewigen Heiles wunderlich gezohen worden. Und ich habe durch meine vielen und schweren wider Gott begangenen Sünden all dieses und noch ein mehres verdient. Jedoch zur letzten Gnade bitte ich von Ihro Majestät meiner großmüthigen Monarchin, daß, wenn bei Hochderoselben angebracht worden sein sollte, als ob ich gegen Hochderoselbte eine Treulosigkeit begangen oder zu begehen im Sinne gehabt hätte, Hochdieselben solches als eine pure unwahrhafte Erfindung zuhalten geruhen möchten. Denn ich rufe den gekreuzigten Gott, der in die Herzen der Menschen sieht, und vor dessen Richterstuhle ich gar bald auch von meinen Gedanken werde Rechenschaft geben müssen, zum Zeugen an, daß mir weder in meinem Glücke zur Zeit meiner Dienstleistung, noch auch in meinem Elende während dem Arreste ein treuloser Gedanke beigekommen sei: Sondern ich habe mir vorgesetzt, wenn ich meines Arrestes annoch entledigt werden, und von allem meinen Vermögen nichts, als einen Degen übrig behalten sollte, ich solchen niemal anderst, als zu Diensten des Erzhauses Österreich gebrauchen würde. Deßwegen will ich auch, daß jeder aus meiner Familie und künftigen Erben dieses Willens oder meiner Erbschaft unwürdig sein sollte."

Wenn man nun dies alles überdenkt, kann man noch den Baron von der Trenck ein moralisches Ungeheuer nennen? ist nicht vielmehr das menschliche Herz mit ihm ausgesöhnt, mit ihm, der das angethane Unrecht nach Möglichkeit gut zu machen strebte? Wie abstoßend und unwahr müssen uns daher jene Sätze in den Schriften gewisser Schriftsteller erscheinen, die sich nicht entblöden zu sagen: „Trenck lebte als Tirann und Menschenfeind, und starb als ein heiliger Schurke." Und Schande genug, daß in der Klasse solcher Schriftsteller auch sein eigener Neffe, der durch ihn zur Bedeutung und Vermögen gekommen, gefunden wird. Wir meinen den berüchtigten Abenteurer und Schriftsteller Friedrich Freiherrn von der Trenck, dessen Leben und Schriften zu bekannt sind, als daß wir sie hier wiederholen sollten. Nur Einiges, weil es unseres Wissens noch unbekannt ist und manches Faktum anders erscheinen läßt, als es dem Freiherrn Friedrich in seiner Selbstbiografie *) darzustellen beliebte, möge hier seinen Ort finden.

Zu Königsberg 1726 geboren, nahm er frühzeitig Militärdienst an, und war beim Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges 1744 Adjutant Friedrich's des Großen, bei dem er übrigens in vorzüglicher Gnade stand, aber durch Liebesintriguen mit einer großen Dame verfiel er dermaßen in Ungnade, daß er, unter dem Vorwande mit seinem Vetter, dem berüchtigten Pandurenanführer Franz von der Trenck, gefährlichen und verrätherischen Briefwechsel unterhalten zu haben, ohne vieles Verhör auf Befehl des Königs auf die Festung Glatz abgeführt wurde, woraus er aber entwich, und nach langem Herumirren nach Rußland kam, und daselbst Dienste annahm. Aber auch hier gerieth er (wie aus seiner Biografie zu ersehen) in geheime Verbindungen, die bereits schon entdeckt waren, und beinahe geahndet werden sollten, als eben noch zur rechten Zeit sein Vetter starb und ihn zum Universalerben unter der Bedingung ernannte, „daß er den katholischen Glauben annehmen, sich in österreichischen Landen seßhaft machen und von einer fremden Potenz nicht Dienst annehmen oder behalten soll." Dadurch ward ihm Österreich zum sichern Hafen.

Wie getreu der Baron Friedrich diese Bedingungen erfüllt hatte, zeigt er selbst ohne Scham in seiner Lebensgeschichte (B. 1. S. 264). „Es war einmal beschlossen, ich sollte römisch katholisch werden. Was war zu thun? Ich war schutz- und hilflos. Durch ein Geschenk erhielt ich von einem Pfaffen ein **Attestatum**, daß ich mich bekehret, und dem verfluchten Lutherthume abgeschworen habe. — Ich blieb aber, was ich war, und konnte mich auch für Millionen nie entschließen, zu glauben was der Papst will, daß ich glauben soll. Für Geld und Fürstengunst mache ich auch kein Heuchler- noch Gauklerspiel." — Und doch gerade für Geld und Fürstengunst, *nämlich*, um der Erbschaft willen, und um die fromme Kaiserin zu berücken, that Friedrich wirklich das, was er gethan zu haben läugnet. Aber nicht allein Heuchler- und Gaukelspiel — ein offenbares Falsum, ein öffentlicher Betrug war es, was er that, denn er verschaffte sich, wie er selbst oben sagte, einen falschen Konvertitenschein, zeigte ihn beim Gerichte vor — und bekam so die Erbschaft. — Wäre dieses allein nicht schon hinlängliche Ursache gewesen, den Universalerben der Erbschaft für unfähig zu erklären? und dies um so mehr, als Friedrich auch die zweite Bedingung gebrochen, da er sich meistens in fremden Ländern aufgehalten, bei fremden Mächten sowohl für sich, als für seine Kinder Dienste gesucht und von Preußen wirklich Pension und General-Lieutenant's Rang angenommen hat.

Gleich das Jahr nach dem Tode des Panduren-Anführers, also 1750, kam Friedrich nach Wien und wollte sich nebst der ihm aus allerhöchster Gnade zugestandenen Erbschaft, auch in den Besitz der von seinem Vetter in Slavonien und Ungarn hinterlassenen Güter setzen; da aber dieses nach ungarischen Landesgesetzen nicht geschehen konnte, so ernannte ihn, als Entschädigung, die Kaiserin Maria Theresia nach ihrer angebornen Herzensgüte, um die Mitte des Jahres 1752 zum überzähligen Rittmeister bei dem Regimente **Cordova**. Da er nun als Überzähliger nicht viel zu thun hatte, so fing er schon damals über seine Schicksale und Lebensumstände zu schreiben an, und in verschiedenen öffentlichen Blättern bekannt zu geben, in welchen der König von Preußen und dessen Betragen gegen ihn von der böswilligsten Seite dargestellt wurde.

Im Jahre 1754 erhielt Trenck auf 6 Monate Urlaub, nach

*) Altona, Berlin und Wien 1786, von ihm selbst ins Französische übersetzt, Paris 1789. Seine übrigen Schriften sind zum Theil in der Sammlung: Trencks sämmtliche Gedichte und Schriften (8 Bde. Leipzig und Wien 1786) enthalten, in 3 Bänden, nebst einem Bändchen: Rechtfertigung der Selbstbiografie.

Danzig zu reisen, um daselbst einige Familien-Erbschaftssachen mit seinen Anverwandten von Berlin in Ordnung zu bringen. Dies erfuhr der König, ließ ihn allda aufheben, und auf die Festung Magdeburg setzen, wo er bis Dezember 1763, folglich 9 volle Jahre und einige Monathe, in einer strengen Gefangenschaft und in wirklich schweren Leiden verleben mußte. Damals erwirkte die große Kaiserin durch ihren Residenten am preußischen Hof, den General Ried, seine Freilassung, in die der König nur mit den merkwürdigen Worten willigte: „daß die Kaiserin nicht wisse, welch einen bösen Menschen sie sich in ihre Staaten zurückwünsche." — Von dieser Verwendung der Monarchin macht jedoch Trenck in seiner Lebensgeschichte gar keine Erwähnung, sondern stellt sie lediglich als eine Folge eines Geschenkes von 10,000 fl. dar, welches er dem General Ried (2. Th. S. 171) gemacht zu haben vorgibt.

Im Jahre 1764 erhielt derselbe nicht nur den ganzen Rittmeistergehalt für die verflossenen 9 Jahre, sondern überdies auch noch den Rang eines k. k. Majors. Doch ohne wirklicher Anstellung bei irgend einem Regimente, mit einer jährlichen Pension von 900 fl. rh., die Kaiser Leopold, nachdem Trenck aus Verdruß wegen mißlungenen Anmaßungen hierauf verzichtete, huldvoll seiner Gemalin, die mit einigen Kindern zu Zwerbach in Oberösterreich lebte, bestimmte, während Trenck damals zu Hamburg seine Verläumdungen und Lügen (die er jedoch trockene Wahrheit nennt) schrieb und sie in Altona drucken ließ.

Obgleich er nun ruhig hätte leben können (denn Friedrich Wilhelm II. von Preußen gab ihm seine daselbst eingezogenen Güter zurück), so trieb ihn doch sein unruhiger Geist beim Ausbruche der französischen Revolution nach Paris, wo ihn **Robespierre** im Juli 1794 als einen angeblichen Geschäftsträger fremder Mächte guillotiniren ließ.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei.

(Fortsetzung.)

Erst die zweite Hauptepoche langt bei dem Ziele an, das die erste erstrebte. Sie geht vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Schlusse des 16. Ihr allein beinahe ist die volle Liebe aller Laien zugewendet. Und dennoch bringt sie nur das freie, frohe Leben auf die endlich erklommene Höhe hinzu. Nun ist freilich überhaupt nichts schöner, nichts aber zugleich für den Künstler gefährlicher, als das erreichte Ziel. Der Weg von der Spitze führt wieder abwärts. — Nun wohl; ist der Gipfel aber (weil der Weg von ihm wieder hinab führt) darum minder der Punkt, auf dem es dem Genius allein wohl wird, auf dem wir ihn zu sehen mit Recht begehren? Wozu also der bedenkliche Seitenblick auf die nothwendige Spitze? Und ferner scheint uns der Gewinn des freien, frohen Lebens in dieser Epoche kein geringer, sondern ein unendlich hoher Gewinn, weil eben da, wo das innerste Leben siegreich, und unbefangen von tausend Grenzen einer ihm fremden Anschauungsweise, nach Außen tritt, die Kunst in Wahrheit lebt. Dies zeigt ja Hotho selbst im Folgenden. — Von wirklicher Vollendung ist nur bei den Italienern zu sprechen. Die Deutschen bringen es zum Abschluß der Tendenz der früheren Epoche (Dürer, Holbein), die Niederländer suchen neue Wege zu bahnen (**Q. Messis, L. v. Leyden, Schoreel**). Mit der vollen Freiheit aber fehlt ihnen zugleich der allgemeine Charakterzug letzter Vollendung.

Als Stoff dieser Epoche bietet sich uns nichts durchgreifend Neues. Die gesammte Auffassung aber thut einen wesentlichen Schritt vorwärts; indem es nun die künstlerische Behandlungsweise vorzüglich ist, deren Bedürfniß sich ungehindert befriedigen will.

Was zunächst als verderbliche Abschweifung erscheinen muß, führt in der dritten Epoche in Italien durch die **Caracci** und deren berühmte Nachfolger, in den Niederlanden durch **Rubens** zu einem letzten Aufschwunge. — Zwar zeigt sich ein Fortschritt gegen die vorige Epoche, insofern in dieser noch etwas Skulpturartiges zurückblieb; „denn für den Maler ist das Scheinen jeder Farbe und Form im Wehen der Luft, im Spiele des Lichtes der eigenste Boden, die wirksamste Seite seiner Kunst." „Wenn wir aber (in der früheren Epoche) **Titian, P. Veronese, Correggio** und wenige andere Koloristen, wie **A. del Sarto**, ausnehmen, so steht doch bei den Übrigen das Leben und Weben in diesem Zauberelemente, in dieser Luft- und Lichtmusik der Farbentöne um so weit hinter der Natur zurück, als die Form als solche in ihrem geistigen Ausdrucke und ihrer direkten Farbe das Übergewicht behält." Die ersten Meister dieser Epoche aber sehen vorzüglich auf das Feld des Farben- und Lichtlebens. Doch die Periode des unmittelbaren Erfindens ist übergegangen in die des Zusammenfassens früherer Vorzüge. Die künstlerische Reflexion gewinnt die Oberhand. Dies führt zu **Bologna** durch die **Carracci**, zu **Cremona** und **Mailand** durch die **Campi** und **Procaccini** die sogenannte eklektische Schule herbei. Das Zusammenfassen derselben betrifft die Vorzüge **Raphael's, Correggio's, Titian's**, so wie das ernstlich wiederholte Studium der Antike und das besonnene Zurathziehen dessen, was aus der Gegenwart ihrem Kunstsinne zusagen will.

Für das entgegengesetzte Urtheil jedoch entschied sich zur Zeit der Eklektiker selbst schon die Schule der Naturalisten; **Carravaggio, Spagnoleto** an der Spitze. Die Natur ist ihr Ziel. Beide Schulen wirken auf einander, verfallen aber ohne engere Vermittlung in Manier, Flüchtigkeit, Übertreibung und Schwäche.

Die Spanier und Niederländer dagegen verbinden Naturalismus mit höherem Kunstsinne. „Nur diese Einigung läßt den großen **Rubens** ebenso naturwahr, als sublim, ebenso sinnlich reizend, als geistig vertieft, ebenso kühn, ja fast über die Grenze hinaus verwegen, als besonnen und maßvoll."

Der historische Styl ist die durchgreifende Form für die Darstellungsart dieser Hauptgruppe. Hauptwendung ist die fortschreitende Verweltlichung. Die Aufgabe nun, mit der nöthigen Freiheit der gesammten Künstlerseele, Einheit mit dem nationalen kirchlichen Elemente zu verbinden, war in dieser Periode keine andere als die holländische Nation zu lösen genügend befähigt.

Ehe nun zum Speziellen der deutschen und niederländischen Malerei übergegangen wird, charakterisirt Hotho die italienische, wodurch das Heraustreten der ersteren sehr befördert wird. Im Allgemeinen liegt der Hauptunterschied von Seite der Italiener in der erfolgreichen Aufnahme des antiken Kunstprinzips. Plastik der Skulptur, innige Andacht und schöne Seligkeit des Gemüths verschwistern sich zu neuer Gemein-

schaft. Den Ausgangspunkt gibt der traditionelle Typus der ersten Periode, als Endziel grenzt sich die freie Vollendung des 16. Jahrhunderts ab. Nun geht Hotho im Detail auf die hervorragenden Meister ein, und bietet uns viel Bedeutendes in den Resultaten seiner gewandten, tiefgehenden Anschauungen der italienischen Kunstleistungen. Wir können nur Einiges herausheben. An **Leonardo da Vinci** wird noch der Kampf, die Innigkeit der Seele mit der Entschiedenheit der Form zu vereinen, sichtbar.

Die **Rafaelische** Meisterschaft wird durch das günstige Maß und den glücklichen Einklang bezeichnet, zu dem sich bei ihm allein alle Richtungen und Gegensätze durchdringen, um die es sich bisher in der italienischen Malerei gehandelt hat. Doch wird **Rafael** nicht als größter aller Maler geltend gelassen. Denn nicht in diesem unmittelbaren Zusammengehen und Gleichgewicht allein wurzle das Prinzip der Malerei." In jeder einseitigeren Tiefe, in Großheit und Energie der Konzeption, Charakteristik und Bewegung, in bunter Lebensfülle, in lodernder und doch gezügelter Glut der Fantasie, in Kühnheit der Wagnisse und triumfreichem Siege, in Muth der Extreme und Macht ihres Einklanges, und hauptsächlich in dem reichen Kreise von Vorzügen, durch welche die Malerei als besondere Kunst zu geschlossener Eigenthümlichkeit von der Skulptur abzuscheiden und in Farben und Formen mit dem Seelenlaute der Töne zu wetteifern beginnt, ist **Rafael** vielseitig übertroffen worden."

Wir müssen auf dieses Urtheil Hotho's doch etwas näher eingehen, da es einem seit lange gangbaren entgegensteht. Allerdings ist es nur zu häufig, den Werth eines Künstlers nach seiner Begabung überhaupt zu bestimmen, ohne zu fragen, ob er diese eben in dem, was er sein wollte, vollkommen geltend gemacht habe. Und so könnte **Rafael** eine höchst begabte, künstlerische Natur sein, ohne gerade als Maler das zu sein, wofür er allgemein gilt. Indeß, uns dünkt, der Verein der großen Gaben **Rafael's** enthalte auch der, eigentlich zum Maler stempelnden, einen solchen Reichthum, wie ihn in gleichem Maße, wenn auch in ganz verschiedener individueller Prägung, nur **Rubens** wieder besessen haben dürfte. Und wenn **Rafael's** vorwaltender Schönheitssinn an Mannigfaltigkeit individueller Prägungen hinter **Rubens** zurückbleiben mag, so war hingegen dieser in der Individualität der schönen Form weit nicht der Meister, wie **Rafael**. So mag er von **Titian**, **Correggio**, die Hotho sogleich **Rafael** entgegensetzt, in Manchem übertroffen worden sein; dennoch glauben wir, daß, wo sich **Rafael's** Geist zu einer Schöpfung konzentrirte, er mit solcher Gewalt sich seines Gegenstandes bemächtigte, daß eine ähnliche geistige Potenz nicht leicht aus eines anders Meisters Gemälde spricht, und diese geistige Gewalt, die Form und Farbe zu so überzeugenden Organen ihres Wesens machte, wie es in **Rafael's** Meisterwerken der Fall ist, so daß die Wirkung unwiderstehlich ist, keiner Überlegung bedarf, auch eine individuell-meisterliche, malerische Gewalt war. In dem letzten Satze der oben zitirten Stelle scheint Hotho allerdings auf die Anklänge der Antike in **Rafael's** Gemälde zu deuten. Allein so gemäßigt, wie sie durch **Rafael's** Eingehen auf das Objekt sind, verschwindet jede Mahnung einer Einseitigkeit, und es bleibt nur das reine Gefühl, das der Verein die wahrsten Elemente gibt. **Rafael** hat an der Antike Schönheit gelernt, aber die Natur nicht verloren. In seinen Madonnen, so formenreich sie sind, ist doch in die Stille der individuellen Prägung mit solch unerreichter Gewalt eine der Natur entrissene Wahrheit gelegt, daß uns eben das Höchste der Malerei in dem einfachen Gegenstande erreicht scheint — es ist mit den Mitteln der Natur ihr eigener Gedanke auf die Spitze getrieben, aber ihre Grenze nirgends überschritten. — Wenn in der Malerei ihr Gipfel im äußersten Hervortreten des Individuellen beruht, so ist eben die schwerste Aufgabe derselben, das Höchste nicht als ein bereits Uebergreifendes zu fassen. Was über die Grenze des rechten Maßes ist, hat oft den Schein des Höchsten für sich, und doch ist es blos ein Äußerliches. Davor wußte sich nicht leicht ein Maler zu wahren, wie **Rafael**, und so stehen sie oft über der Grenze des Malerischen, das nicht sogleich gefühlt wird, im Gegentheil leicht hinreißt, weil sich der Mensch im immer gleichen Boden eines beschränkten Lebens wurzelnd, oft eben am Uebergreifen erholt. Der Drang der gesunden Natur schwingt sich gerne mit dem Künstler, so hoch er mag, ins Ueberschwengliche, kehrt aber eben, wenn diese gesund ist, wieder in das lebenvolle Maaß der reinen Wahrheit zurück. Diese gibt **Rafael**, und so ist er groß; nicht in jedem Einzelnen, wie jeder Andere, aber in reichem Maße. Uebrigens dürfte es überhaupt nicht leicht sein, zwischen den großen Genien unserer Kunst eine genaue Rangordnung zu bestimmen, wohl auch unnöthig. Jeder prägte mehr oder minder auch sein Individuum in seinen Schöpfungen aus, das ihn denn so wesentlich im Typus unterscheidet, daß die Bestimmung der Kräfte darin schwer in eine Parallele zu stellen ist. —

In **Titian** wird die Freudigkeit, der Verein *weltlichen* Sinnes mit dem religiösen bewundert; **Correggio** mit besonderer Vorliebe besprochen, sein Wesen in unschuldige Heiterkeit und Anmuth gesetzt.

(Schluß folgt.)

Wiener dramaturgische Berichte.

Woldemar. Von Franz von Braunau.

Der Werth eines Kunstinstitutes hängt von nichts so sehr ab, als von der Festigkeit, mit der es die Reinheit des Geschmackes, dem blinden Gefallen und Mißfallen der Menge gegenüber, vertritt. Wir hoffen nicht, in die Lage zu kommen, erst beweisen zu müssen, daß es für die Kunst höhere und edlere Anhaltspunkte und Kriterien gibt, als den Ausspruch eines von seinen Gewohnheiten beherrschten, mit überwiegender Anhänglichkeit dem nächst liegenden Genusse folgenden, eines ernsten Nachdenkens kaum fähigen Auditoriums, das bei Ophelia's Wahnsinn und Lady Macbeth's Nachtwandlerszenen ganz sicher in lautes Gelächter ausbricht, wenn eine Katze hinter den Koulissen hervorguckt.

Man weiß, wie leicht der Geschmack des sogenannten Publikums zum Schlechten entartet, die Erfahrung hat es an Instituten gelehrt, die wir in unserer Mitte, im Herzen dieser erleuchteten Hauptstadt bis zur trivialsten Trivialität hinabsinken sahen, ohne daß das Publikum sich darum weniger unterhalten hätte.

Wenn der Staat aber schon Rücksicht auf die Bühnen nimmt, wenn er schon einmal den Grundsatz ausspricht, daß diese Anstalten dem blinden Zufalle, dem Verderbnisse der ungebildeten Menge nicht preisgegeben werden dürfen, wenn schon die Theaterkritik als eine öffentliche Stimme geduldet und die Aufmerksamkeit der lesenden Residenz aus 7—8 Blättern auf die Bühne als den Kraftmesser der öffentlichen Gesundheit und geistigen Fortschrittes hingeleitet wird, — so liegt sehr viel — ja eigentlich Alles daran,

daß in den höheren Regionen der Bühne, von wo aus eigentlich der Impuls zum Besseren ausgehen, von wo aus die Achtung für die Bühne begründet werden muß — keine Schwankungen vorfallen, keine offenbare Unkenntniß ihrer Leiter zum Vorscheine kommen.

Nur so ist eine Bühne höherer Art und Richtung im Stande, der ungezügelten Genußsucht, die täglich mehr in alle Kunstinstitute einbricht, und der Literatur u. den ihr geweihten Stätten die Faschingsbelustigungen u. Wirthshausreunionen, den Rebusunsinn und das Notizengeschnatter vindizirt, jener tollen Genußsucht, die sich bei den Zerrbildern der Volksbühne nicht mehr die Satyre auf das Laster, sondern das Wohlgefallen am Laster abholen will, und sich die Hände reibt, wenn da ein Auswürfling einmal noch greller und gemeiner ist, als sie selbst in ihren tollsten Stunden, — jener Genußsucht sage ich — die über alles Edlere ihre kurzgefaßte Kritik in dem Wörtchen „O ja!“ zusammenpreßt, mit siegreichen Waffen zu bekriegen und aus den, der Veredlung, dem Fortschritte, dem glanzvollen Ziele des Christenthumes und der Gesellschaft geheiligten Stätten auszutreiben.

Wir haben zu Zeiten, wo die Bühne diese Aufgabe wirklich löste — und wo sie so zu sagen der Glanzpunkt aller geistigen Bestrebungen Österreichs war, noch immer erlebt, daß Goethe's „Tasso,“ Shakespeare's „Heinrich“ u. „Julius Cäsar,“ „die Schlacht bei Fehrbellin,“ Uhland's „Ernst von Schwaben“ ꝛc. nicht gefielen, — die Bühne hat aber gegen diesen Ausspruch siegreich an die Kritik und — — die Erkenntniß einer bessern Zeit appellirt, sie behauptete solchen Urtheilen gegenüber ihre Achtung, sie wurde nicht verhöhnt, verlacht.

So müssen Bühnen stehen, wenn sie nicht zu einer beklagenswerthen Dürftigkeit der Existenz zu einer peinlichen Geltungslosigkeit in der öffentlichen Meinung herabsinken und somit ihre Aufgabe ganz verfehlen sollen. Sie müssen in ihre Urtheile eine Sicherheit und Festigkeit beurkunden, die dem Eingeweihten wie dem Laien Achtung gebietet, sie müssen von Protektionhascherei und Furcht der Öffentlichkeit gleich weit entfernt, sich blos von dem Werthe der ihr vorliegenden Geisteswerke leiten lassen — ich bin so frei es unumwunden auszusprechen — sie müssen von literarisch gebildeten Männern als rein literarische Anstalten geleitet werden. —

Ich spreche diese Grundsätze hier aus — weil ich fest entschlossen bin, im Laufe meines Referates über die Leistungen der Wiener Bühnen mich nie von ihnen zu trennen. Der ist ein erbarmungswürdiger Wicht, der öffentlich redet — und dabei das Gesetz der Ehre vergißt. Ein schlechtes Theater ist ein Krebs im Fleische des öffentlichen Lebens — aber eine heuchelleckerische, unentschiedene Kritik ist ein Krebs dieses Krebses!

Am 24. Jänner gab das k. k. Hofburgtheater zum ersten Male Woldemar, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Franz (von Braunau) zum Besten. — Dieses Schauspiel gefiel nicht — doch nein, das ist nicht der rechte Ausdruck — es wurde belacht, verspottet, Szene für Szene verhöhnt — es konnte mit Mühe ausgespielt werden.

Darin that das Publikum — meinem Gefühle nach — sehr Unrecht; hätte es denn keinen Grund mehr der Bühne gegenüber, von welcher diese Vorstellung ausging, auch nur die geringste Rücksicht und Schonung eintreten zu lassen?

Allerdings ist dieser Woldemar ein Drama, dessen Werth sehr gering, dessen Existenz eine fortlaufende Erzählung, dessen Charakteristik ein Anleihen bei irgend einer Leihbibliothek, dessen Ernst eine Maskerade und dessen Gemüthlichkeit und Schalkheit ein Abschnitt von Großvaters Brautweste ist. Die Susanne — Barbara — Martha — Maria, der interessante Straßenbau, — die Rechnung des Kurschmiedes für den geliebten Hektor, die ewigen Blutschuldsieber einer Frau, die doch längst weiß, daß das Kind nicht getödtet wurde, dessen Ermordung so furchtbar auf ihrer Seele lastet, die ungemein neue und witzige Entdeckung durch das Medaillon, das kindisch deutliche Offenliegen eines Geheimnisses, das durch fünf Akte fortgeschleppt wird, während es im ersten Akte schon der ganzen Welt bekannt ist, das Alles mag in dem Romane der Frau Friderike Bremer als romantisch und romanhaft hingehen, die Bizarrerie des Weibes, das ihre ganze Leidenschaft auf das Kind eines Mannes wirft, dessen Besitz für sie verloren bleiben muß, hat eine recht pikante Seite und gibt jedenfalls eine neue Brühe über das hundertmal gargekochte Fleisch der Sinnlichkeit — hier aber — im Theater so leblos und reizlos, so kahl und einförmig, so derb und altfränkisch hingestellt, in einer Sprache, deren Periodenbau gleich in der ersten Szene alle Geduld ermüdet, bilden alle diese Ingredienzien ein wahres abrahamisches Bescheidessen, aber kein Schauspiel.

Schade um die schöne christliche Gesinnung, die der Autor in seinem Drama ausspricht, in einem Gebethbuche würde sie ohne Zweifel sehr viel zum Seelenheile seiner Zeitgenossen beitragen; auf der Bühne gehen aber solche Momente der Erbauung verloren. Selbst der Somnambulismus — wirkt, wie wir diesen Abend gesehen haben, wenn die magnetischen Striche von ungeweihter Hand geführt werden, geradezu verkehrt und fällt — ins Lächerliche! —

Sollte es eine Unmöglichkeit gewesen sein, das Schicksal dieses Drama's vorauszusagen? das heißt so weit eine gleichgültige Aufnahme damit gemeint sein mochte. — Die Aufnahme wäre auch zu allen Zeiten nur eine gleichgültige, still mißbilligende gewesen, so lange das Publikum vor den Entscheidungen seines Hofburgtheaters eine gewisse Scheu fühlte — die es seinem eigenen Urtheile noch mißtrauen ließ, auch wenn ihm etwas nicht gleich zusagen konnte. Man weiß ja, wie oft die schätzbarsten Dichterwerke in der Aufführung mißfallen! — Ich hörte aber Stimmen, die so rücksichtslos bei dem geringsten Anlasse selbst in eine laute Lache ausbrachen, daß ich geradezu — die Schauspieler bedauern muß, welche das Opfer dieser Demonstrationen werden. — Ist es nicht eine furchtbare, von dem Publikum ernstlich zu würdigende Aufgabe, seiner Fantasie zu gebieten und eine ernste Situation mit aller Kraft der Darstellnng durchzuführen, während das ganze Haus lacht! Könnte es unter diesen Umständen nicht dahin kommen, daß die ersten Schauspieler Deutschlands in der mißliebigen Behandlung des Publikums den allerletzten gleichgestellt sein werden? Das Publikum sollte nie aufhören, Verdienste zu berücksichtigen, die nicht von heute herstammen, und die Überzeugung nicht sinken lassen, daß die Stimme der Wahrheit durchgreifen werde, auch wenn diese mit Mäßigung und Bescheidenheit ausgesprochen wird!

Personalnachrichten.

1844. IV. Quartal.

3. Diplome erhielten:

c) Die Ausländer.

(Schluß.)

Dieffenbach Johann Friedrich, Dr. der Chirurgie und Operateur zu Berlin, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Döbereiner, Dr. der Arzneikunde, von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Engel, Dr. der Arzneikunde, von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Heindl, Flötenvirtuos aus Sondershausen, — vom Kirchenmusikvereine zu Preßburg, E. M.

Stromayer, Wundarzt in Hannover, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

4. Vermischte Nachrichten.

Danhauser Josef, außerordentlicher Professor an der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste zu Wien, ist zurückgetreten.

Fertbauer J., Kustos der fürstlich Liechtenstein'schen Gemäldesammlung, vorzüglicher Thiermaler, wurde von dem traurigen Loose betroffen, das Augenlicht zu verlieren.

Franck Gustav, Ritter von, früher Direktor des Pesther Theaters, hat vom Jänner 1845 an die Redaktion der „Wiener Zeitschrift“ übernommen.

Norris William, der berühmte Mechaniker und Maschinenbauer aus Philadelphia, ließ sich auf mehre Jahre in Wien nieder, um hier die Leitung einer Maschinenfabrik zu übernehmen, und aus derselben insbesondere den Bedarf an Lokomotiven für die k. k. Staatseisenbahnen zu liefern.

Schwarzer Anton von, technischer und statistischer Schriftsteller aus Prag, hat die Hauptredaktion des „Journal des österreichischen Lloyds“ in Triest übernommen.

Freilich ist es nöthig, von einem Standpunkte auf den andern unbefangen überzugehen, und das Ganze der mittelalterlichen Verhältnisse nicht nach dem einen Maßstabe des Malers, dem sich dessen Welt in günstiger Gestalt darbot, zu beurtheilen. Aber immer lag selbst dieser einen Gunst eine allgemeine Wahrheit, eine größere Widerspruchslosigkeit zwischen Form und Wesen der Verhältnisse zu Grunde, die an sich schon, abgesehen von ihrem einzelnen guten Wirken und anderseitiger Machtlosigkeit gegen weitere Hindernisse der Zeit, reine Würdigung verdient.

Als Grundform der mittelalterlichen Verhältnisse ist die Korporation angegeben, der sich auch die Kunst zu noch nicht genug hervorgehobenem Gedeihen gefügt hat. Die technischen Vortheile werden so zur Tradition, die sich vom Meister auf Schüler überträgt. Kunstanstalten ersetzen das nicht, die individuelle und im engeren Sinne praktische Erziehung bleibt bei ihnen ganz dem Zufalle überlassen.

Weiter wird gezeigt, wie jede geschichtliche Entwicklung eben so sehr Sonderung der wesentlichen Momente ihres Inhaltes, als Einigung derselben, wo sie wirklich zusammen gehören, enthalte. Nur die großen Genien fassen die sonst vereinzelten Momente in sich zusammen. **Rafael** und besonders **Rubens** dienen als Beispiele, von denen letzterer so viel als **Titian**, **P. Veronese**, **Correggio**, **Mich. Angelo** und **G. Reni**, **Breughel** und **Snyders**, Italiener, Spanier und Niederländer, Anatom, Zeichner und malender Bildhauer in Einem war. Wie sich aber solch eine reiche Totalität wieder zu neuen Trennungen auflöst, davon gewähren schon **Rafaels** und **Rubens** Schüler die nöthige Anschauung, und für das Übereinanderstehen des Vermittelns in dem einen und des Sonderns in dem anderen Kreise ist es zureichend, von Rubens auf die meisten gleichzeitigen Holländer, auf **Rembrandt**, **Miervelt**, **de Keyser** und **v. d. Helst**, **v. Goyen** und **Ruysdael**, **A. v. Ostade**, **D. d. Heem** und **G. Dow** zu blicken. — Beide Richtungen aber gehen in unserer Epoche aus der lebendigen Art des Unterrichtes hervor.

Das überwiegend Durchgreifende derselben aber bleibt jene bald enger, bald weiter partikulalisirende Beschränkung, die sich mit steigender Freiheit, wie ein lebendiges Werk der Natur entfaltet.

Die stets mächtigern Städte befähigen nicht nur zu jeder Art der Auffassung, sondern, in ihrer Art individuel abgeschlossen, nöthigen sie die Malerei zu ähnlicher Partikularität, und beleben sie zu der gleichen Energie. Dies wird an den italienischen Staaten speziell, an Deutschland, Brabant, Flandern und Holland allgemein gezeigt.

Nächst der erstgenannten Gunst dieser Periode für die Malerei — dem lebendigen Unterricht — gewährt eine zweite die lebendige Wirklichkeit selbst, durch die poetische Frische des Sinnes und der Gestalten, in deren Mitte die Malerei sich gleich tüchtig und thätig groß zieht. Vortrefflich wird dies im Folgenden nachgewiesen. Wie hier Hotho tief ins Mark des Lebens dringt, aus der Mannigfaltigkeit der sich über einander wälzenden Erscheinungen das Wesentliche hervorhebt, und eine Zeit reicher Gährung mit treffend herausgehobenen Zügen anschaulich macht, können folgende herausgehobene Bemerkungen zeigen.

„Das Leben der Städte hat das Rohe mehr und mehr abgethan, das verletzend Schroffe abgerundet, ohne daß schon der feste Halt zum Schwanken gebracht, die angeborne Gesinnung und Thatkraft abgeschwächt, und die selbstständige Eigenthümlichkeit durch gleichartige Bildung verdeckt, oder aus den gediegenen Sfären in das blos Zufällige verwiesen wäre." Sodann wird gezeigt, wie die mittelalterliche Partikularisation zur Tüchtigkeit führe, da mit besonderen Kreisen sich der ganze Mensch zusammenzuschließen vermag, sich im Gewohnten frei bewegt. Was er ist und kann, prägt sich ungehindert und völlig aus. „Ich will kein Lobredner der Tage sein," sagt Hotho, „in denen jede Nebenbuhlerschaft, jeder Zwist der Einzelnen und Familien, der Gewerke und Parteien zum Krieg wird, jeder in eigner Sache Kläger und Richter bleiben muß, weil das Schwert das Urtheil zu sprechen hat, Eifersucht zum Dolche, Haß zum Gift greift, und Kirchen und Klöster ein unantastbares Asyl bieten. In solchen Zeiten jedoch muß jedes Individuum für sich selber einstehen, mit eigenen Augen umherschauen, mit eigener Hand angreifen, sich schützen und retten. Die Schwäche findet kein Bollwerk, die Feigheit keinen Schild. Dies gibt den Leidenschaften offenes Spiel, es führt zu Unordnung, bewaffnetem Hader und Blutvergießen, aber es erzieht freie Charaktere, voll Leben, Nachdruck und Individualität, wie der Maler sie nöthig hat." Dies wird noch im Vergleiche mit unserer Zeit hervorgehoben, der viele, doch nicht ungerechte Vorwürfe gemacht werden. Rühmen des Mittelmaßes, Furcht vor einseitiger Größe, vor Feuer der Bestimmtheit, vor Offenheit und Wahrheit, ein Verdecken, Bemänteln und Lügen u. s. w., das aus Menschen und Dingen, Verhältnissen und Lokalitäten alles hinwegräumt, wodurch sie künstlerisch individuell, lebendig und schön werden könnten. — „Dennoch ist selbst aus dem wirklichen Leben Schönheit und Poesie nicht gänzlich auszurotten." „Doch selbst hier wirft die moderne Bildung einen Schleier über, den der Künstler erst mühsam zu lüften hat, soll er von Angesicht zu Angesicht, was ihm nützen kann, schauen." „Wie soll der Künstler die Unbefangenheit im Auffassen des Echten bewahren, wenn er, inmitten solcher Unwahrheit groß geworden, selbst in den Irrthum verfallen muß, nur diese für das Rechte zu halten, da er sie, wohin er sich wenden mag, vor sich sieht. Es gehört eine Energie der Reaktion dazu, eine Ursprünglichkeit positiv umwandelnder Polemik, die von Wenigen zu fordern ist."

Ganz wahr. Aber wann waren auch Viele zu Künstlern berufen, wenn gleich Schaaren ein Feld überschwemmen, das nur der Genius bebauen sollte? Doch ist nicht zu läugnen: schwerer wird selbst ihm in unseren Tagen die Kunst. Unsere Zeit bewegt sich in unabsehbaren Tiefen, und die Oberfläche bleibt unausgeprägt, oder doch nicht entschieden gestaltet, weil die Spaltung noch nicht überwunden ist, die Inhalt und Form auseinander hält, so daß vielleicht die Gestalt leer, der Inhalt Abstraktion bleibt.

Hat der Künstler nun Gestaltung des Geistigen darzustellen, so muß er dieses wohl begreifen, um zu suppliren, was ihm in dem ihn umgebendem Dasein an deutlicher Prägung mangelt. Diese Aufgabe ist keine geringe. — Übrigens hat die reine Natur, die auch Hotho den Zufluchtsort nennt, für die er aber den Sinn als erstorben ansieht, im Landschaftlichen

noch eine unverdorbene Gestalt, und auch in Menschen und Verhältnissen blickt sie den Freund des Wahren noch aus mancher Gestalt an. An ihr richtet sich der schuldlos von Jugend auf verkrüppelte Geist selbst zur rechten Gestalt auf, dahin treibt es den wahrhaft künstlerischen Genius. Der sich ihr weiht, weil sie in ihm gewaltig treibt (denn das ist Genius), wird sie begreifen, die Kunst retten, wie sie dem Leben überhaupt mit rechtem Willen gerettet werden kann. — Und auf der andern Seite ist ebenso nicht zu läugnen, daß eben im Mittelalter das Element der Partikularität nur als eine Seite dasteht, der der geschichtliche Fortgang in unserer Zeit das Hinausschreiten über dieselbe ins Weite gegenüberstellt, eben aber das Zurückgehen in sich selbst mit dem gewonnenen Bewußtsein des Bezuges aufs Ganze noch als Aufgabe übrig läßt. Die Seite unserer Zeit bewahrt sodann unseren Künstler wieder vor dem beschränkten Vorwalten eines kleinbürgerlichen Elementes, das sich vor allem im deutschen Mittelalter zu vielfach in seinen Resten dem Beschauer darbietet. Wie markig uns aus älteren deutschen Bildern die Entschiedenheit der Gestalt anspreche; es fehlt doch meist Freiheit, es fehlt dem Bilde, wie es der einzelnen in sich gekehrten Stadt fehlte, das Heraustreten eines weiten Bezugs auf eine größere Welt. Und wie die Malerei als solche ihr wesentliches Element in individuellem Hervortreten des Lebens ihrer Objekte hat, so darf ihr doch als Kunst überhaupt nicht die Freiheit fehlen, die die individuelle Sfäre lebendig mit dem ganzen Dasein verbindet, und lebendig daraus in der blos auf gewissen Punkten ruhenden Kraft zum Beschauer spricht. — Doch kehren wir zu dem Bilde unsers Autors zurück, das er uns, wie er es bisher an Individuen und Charakteren darlegte, nun in der vierzehnten Vorlesung an Kleidung, Geräthe und Baulichkeiten denselben Typus bewährend zeigt.

In Kostüm, Geräthe, Zimmern, Straßen und Architektur des Mittelalters wird dagegen das malerische Element herausgehoben, und mit besonderer Liebe dargestellt. Mit Bedauern wird auf das Verschwinden des Künstlerischen aus unserer Zeit durch Maschinen-Produktion gewiesen, wobei sich Hotho gegen den Vorwurf der Uebertriebenheit, Empfindsamkeit wohl verwahrt. Doch glauben wir, mit diesen Verhältnissen könnte man sich abfinden, ohne im Geringsten des künstlerischen Sinnes zu entbehren. Nicht Alles kann dem Maler dienen und wenn es sich selbst entspricht, mag er es gerne aufgeben, da das Leben noch so viele Seiten hat, in denen er eine ihm entsprechende Gestaltung erwarten kann. Freilich fehlt dem Werke der Maschine der Typus, als ein unmittelbares Produkt des schöpferischen Geistes dazustehen, wenn es gleich an ihn mahnt. Denn die Erfindung selbst, ein Unverkörpertes, ist hier das Lebendigste; das Produkt derselben trägt nur den Stempel der Maschine. Dient es als solches aber das Leben leichter und in weiteren Kreisen mannigfaltig zu machen, so bringt es durch diese Wirkung aufs Leben die Elemente hinein, die unverdorben auch zu malerischer Gestaltung führen. Entwickle sich das Leben nur überall rein aus seinem Keime, und der Künstler wird sich dessen tausendfach, und durch seine praktischen Seiten ungestört, freuen können.

Nun wird gezeigt, wie auf die öffentlichen Gebäude, auf Kirchen, Palläste, Rathhäuser, Thore vorerst sich die Kunstliebe sammelt. Die Städte sind nicht nach festen Plänen angelegt. Die Wohngebäude behalten das individuelle Bedürfniß zu ihrem lebendigen Boden, sie wachsen, wie sich's fügen und machen will, zu Straßen zusammen, Alles scheint aus bestimmter Gegenwart hervorgegangen. „Und dadurch mit einem Male, wie durch ein Wunder, wird aus den sonst nichtssagenden Mauern, aus Gebälk und Dächern, ein neubelebter Körper, in dem sich eine Seele wohnlich und heimisch regt, und was, sie selbst bedarf und ist, ungewollt ausdrückt."

Hierin liegt das von Hotho hervorgehobene malerische Element, daß das Todte lebendig wird für den Beschauer, weil es nicht als ein für sich Abgeschlossenes, sondern aus einem lebendigen Dasein Herausgewachsenes erscheint. Farben, Lichter, Schatten sind zufällig durch das Wechselnde des lebendigen Reichthums bedingt, und mit ihm mannigfach. Mit Liebe wird diese Welt geschildert, und welcher Reiz in ihr liegt, vermag nur der zu würdigen, der in solcher Umgebung gelebt, dieser Mannigfaltigkeit der Lichtspiele, Lufttöne in tiefen Durchsichten, wie sie eine Stadt in mittelalterlicher Gestaltung bietet, sich zu freuen gewöhnt hat.

Sodann werden die heutigen Festungen mit den mittelalterlichen Burgen verglichen, natürlich zum Vortheil der Letzteren.

Nun wird gezeigt, wie die einzelnen Schulen auch in dieser Rücksicht aufnehmen, was sie an nationalen oder ausländischen Bauten vor sich sehen. Im Ganzen schließen sich die Italiener der Antike an, wenn sie dieselbe auch im mittelaltrigem Sinne umbilden, bis sie es zu jener Verschmelzung bringen, von welcher die Peterskirche zu Rom das großartigste Beispiel gibt. Die Deutschen und Niederländer hingegen bewahren, während der ersten drei Jahrhunderte dieser Periode wenigstens ihre selbstständigere Nationalität. Nun herrscht zwar der gothische, oder besser germanische Spitzbogenstyl vor; in der Malerei jedoch macht sich eben so sehr der frühere Rundbogentypus geltend. Später übt bei der Nachahmung der Italiener die gleichzeitige Baukunst, wie sie in den Gemälden dieser Meister benützt ist, vielfach ihren Einfluß aus, bis Rubens für den jedesmaligen malerischen Effekt einen Bautypus anwendet, der mit seinen Gestalten und Kostümen unübertrefflich zusammenstimmt. Einen letzten Kreis endlich bilden die holländischen Meister, die sich ganz wieder der nationalen Bauart zukehren.

In der fünfzehnten Vorlesung wird der Unterschied individueller Schulen, wie er sich aus diesen Verhältnissen herausgebildet, dargestellt. Und zwar a) als begrenzende Bestimmtheit in Auffassung und Technik; b) als zusammenfassende Vermittlung; c) in der getrennten Gestaltung der holländischen Schule.

In ersterer Beziehung wird die Einwendung beseitigt, als ob die Beschränkung der Schulen das eigentliche lebendige Schaffen ersticke. Nur bei unbedeutenden Meistern könne dies der Fall sein, und denen sei doch dann noch besser, an dem gediegenen Schultypus einen tüchtigen Kern zu haben, als in ihrer Schwäche eigenthümlich zu sein. Dieser zieht Hotho selbst vererbte Vorurtheile vor. Dies dürfte zu viel sein. Beide bieten Verkehrtheiten, wo auf der einen Seite das willkürliche Bilden nicht zur Freiheit, auf der anderen die Starrheit nicht zur Unbesiegbarkeit der Wahrheit wird. Zwischen leerem Faseln und

gedankenloser Pedanterie im Überkommenen gibt es kaum eine Wahl. Diese Schulen ruhen aber nicht nur auf provinziellem und städtischem Boden, sondern sie bleiben vielmehr in jeder Epoche von allgemeineren Grundrichtungen getragen.

In Beziehung auf die zweite Richtung wird ihre mindere Selbstständigkeit hervorgehoben, das Wirken fremder Anstöße. In dieser Art bildete sich die Malerei zu Mailand, u. in der westfälischen Schule in Deutschland aus. Während die erste Richtung mehr Meister hervorbringt, welche die Substanz eines Kreises in der Form einer bestimmten Nation und Stadt ausprägen, ist die zweite vorzüglich geeignet, jene zusammenfassenden Meister groß zu ziehen, welche aus dem Triebe nach abschließender Totalität die Vorzüge mehrer Richtungen lebendig in sich verknüpfen. **Rafael** und **Rubens** wurden in dieser Rücksicht schon früher hervorgehoben. Solche Heroen werden auch Stifter von Schulen, doch nicht mehr in dem örtlichen Sinne, wie z. B. Florenz, Siena, Padua, Venedig und Köln. Und wie in ersterer Beziehung die Fortbildung der Schule im Vervollkommenen liegt, ist hier das Fortgehen auf demselben Wege zugleich schon ein Hinausgehen über das eigentliche Ziel, und Herniedersinken von dem glücklich erreichten Gipfel.

In der dritten Beziehung blühen die holländischen Meister des 17. Jahrhunderts schneller empor, weil ihnen eine jahrhundertlange Vorbildung erlassen ist. Es bedurfte blos des **Genius**, das Vorhandene individuell anzuwenden, und diesen weckte die gesammte geistige und äußere Wirklichkeit in Holland. Von Schulen im Sinne der Kölner, Eyk'schen, oder etwa des **Rubens**, ist hier nicht die Rede, sondern höchstens, wie man von einer italienischen, deutschen Schule spricht; im Gegentheile entwickeln sich mehr als je unabhängige Künstler. Der Grund wird darein gesetzt, daß, jemehr sich die Konzeption und Ausführung nun befreit haben, je gemeinsamer zudem die Sinnesweise und Richtung des holländischen Volkes war, desto mehr das Individuum sich für sich entwickeln kann. — Diese Gemeinsamkeit des Sinnes vor Allem scheint uns das hier Begründete zu sein. Auch der Deutsche hatte Gemeinsinn, und einen tiefen, aber er beschränkte sich auf einen kleineren Kreis. Der des Holländers war ein nationaler, der des Deutschen ein bürgerlicher. So liebte es auch der Holländer, die Welt die ihn umgab im Bilde wieder zu geben, aber er zog sich nicht aus dem weiten Kreise seines Volkes in den eines Stadttypus zurück, sondern erging sich frei auf dem weiten Boden, aus dem er, da er dem Ganzen nicht erst durch eine Gilde vermittelt war, selbstständig seine Bilder wählte.

In der sechzehnten Vorlesung wird der allgemeine Verlauf angedeutet, in dem sich diese Periode entwickelt. Sie zerfällt in drei Hauptepochen. Die erste geht vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. Ihr Charakter ist: markige, großartige Fantasie, kernige Charakteristik, unbefangene Empfindung, Seelenkeuschheit, Unschuld, Größe der Einfachheit, unzersplitterte Versenkung, Strenge der Bestimmtheit, vor Allem jene rührende Scheu, der ihr Gegenstand zu hoch steht, als daß sie ihn vollständig auszudrücken vermöchte und wünschte. Die fesselose Freiheit und selige Anmuth aber fehlt, es bleibt das fertige Handhaben aller Kunstmittel aus; und dem künstlerischen Gestalten ist noch kaum das gleiche Interesse gewidmet, das die Tiefe des Inhaltes für sich in Anspruch nimmt. „So ist denn auch diese Epoche mehr historisch zu genießen." Und nun macht Hotho die allgemeine Bemerkung: „Es gebe in allen Kulminationsepochen Kunstwerke, die Jeden unmittelbar befriedigen. Er ist in ihnen bald heimisch, und ihn stößt nichts mehr zurück. Andere, ältere dagegen haben Härten; sie erschrecken durch Züge der Herbigkeit, Starrheit und Uebertreibung, die auch dem ungeübtesten Auge auffällig werden. Auf sie allein heftet nun der verzogene Beschauer seinen Blick und wendet ihn sogleich in thörichter Verletztheit hinweg. Wer in solcher Weise die früheren Epochen betrachtet, schneidet sich einen unsäglichen Reichthum der Einsicht und des Genusses für immer ab. Schaut man diesen Werken nur tiefer in die innerste Seele ihrer Intentionen, sieht, lebt, liebt man sich in ihre Trefflichkeit ein, so treten die relativen Mängel nicht nur in den Hintergrund, sondern erweisen sich im Gegentheil organisch mit der Anschauungsweise verwachsen, aus der sie entsprungen sind, und mit der gerade diese und keine andere Stufe der Ausbildung Hand in Hand gehen kann."

Hier möchten wir nur bemerken, daß wir den Genius als historischen, also allgemein menschlichen nicht gelten lassen. Wer sich von diesen Bildern ohne Befriedigung wegwendet, zeigt seinen Mangel der Bildung. Nur aber ist es eben so wahr, daß sie vom künstlerischen Standpunkte nicht genügen können. Denn wenn sich in ihnen ein individuelles Leben deutlich ausprägt, so können wir dieses nicht als das zu fordernde malerische Element ansehen, da nur zu oft das Individuum der künstlerischen Geistesform statt dem individuellen Inhalt des Objektes daraus entgegentritt. Darum ist es ebenso ekle Unwahrheit, wenn so genannte Kunstkenner, denen aber Verständniß und Sinn für den geistigen Standpunkt der Zeit abgeht, solche Gemälde bewundern. Hotho mißkennt dies nicht, wie sehr auch seine Neigung für die Kunstprodukte dieser Epoche ihn mehr die historische Bedeutung, als die malerische hervorheben läßt. Die Entschiedenheit individueller Bildung ist ihm lieb geworden, spricht ihn auch aus dem Gemälde an. Und so scheint ihm der Mangel kaum fühlbar genug, daß dies Individuelle die individuelle Wahrheit des Gegenstandes zu suppliren nicht vermag.

Der Inhalt dieser Epoche besteht meist in religiösen Gegenständen, die epische Form überwiegt; die Situationen sind einfach, der substanzielle Ausdruck hält noch die Regsamkeit des individuellen Lebens zurück. Die Kunst der Perspektive, Abtönung und heraushebende Beleuchtung bleibt im Suchen und Ringen.

(Beschluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 30. Jänner 1845. **II. Jahrgang, Nr. 13.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Dudik: Trenk's letzte Tage. — Hasner: Hotho's Geschichte d. deutschen und niederländ. Malerei. (Fortsetzung.) — Wiener dramatische Berichte: Woldemar. Von Franz von Braunau. — Personalnachrichten. (Schluß.)

Die letzten Tage des k. k. Pandurenobersten Franz Freiherrn von der Trenk.

Von Prof. B. **Dudik** in Brünn.

Dieser so oft bis zur Übertreibung getadelte Mann, den sogar einige ein moralisches Ungeheuer nennen, war 1714, wie bekannt, auf Sizilien geboren, wo sein Vater Oberstlieutenant war. Seinen ersten Unterricht erhielt er von den Jesuiten in Ödenburg, wo er bis zu seinem 17. Jahre blieb. Der Schule entwachsen, nahm er zuerst österreichische, hernach russische Dienste, die er jedoch aus eigener Schuld bald verlassen mußte. Auf einem Gute Pakracz in Slavonien lebte er der Jagd und oft auch wilden Vergnügungen, bis Maria Theresia beim Ausbruche des österreichischen Sukzessionskrieges im Jahre 1740 ihm die Bewilligung ertheilte, ein Freikorps, das Pandurenregiment, zu errichten, mit dem er bis 1746 dem Feinde sehr vielen Schaden, den Kaiserlichen aber auch manchen Verdruß anrichtete. Aus gewiß triftigen Gründen ward ihm 1746 ein peinlicher Prozeß gemacht, und er zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberge zu Brünn verurtheilt, wo er 1749 starb.

Welch sturmbewegtes Leben dieser fürwahr seltene und sonderbare Mann geführt, weiß man wohl aus seiner Autobiografie.*) Weniger jedoch wird vielleicht den Lesern bekannt sein, in welcher Gesinnung dieser Krieger am Spielberge seine Tage geendet.

Man kann doch annehmen, daß das menschliche Gemüth, wenn es dem letzten Pulsschlage entgegen horcht, wenn es weder Vortheil, noch Nachtheil zu erwarten hat, sich wahr und offen zeigt, daß es, durchdrungen von der Ewigkeit, mit der Welt abzuschließen strebt in Worten, die den Stempel der Wahrheit an sich tragen, und dies um so mehr, wenn Schicksalsschläge demselben Zeit gelassen, zu dem Geständnisse zu kommen: es walte dort oben ein höheres Wesen, dessen Auge über Welten und Völker, aber auch über die Pfade der Einzelnen, geöffnet ist. Dies alles traf bei dem unglücklichen Pandurenhäuptlinge ein, daher keine Ursache, Zweifel zu setzen auf seine Worte, die wir in seinem Testamente, seiner letzten Willensmeinung, lesen. Es lautet wie folgt:

Spielberg zu Brünn den 24. Sept. 1749.

Testament.

Im Namen der allerheiligsten und unzertheilten Dreifaltigkeit, Gottes Vaters, Sohnes und des heil. Geistes. Amen.

Demnach ich nunmehro gar wohl erkenne, daß das Ende meines mühseligen Lebens nahe, die Stunde meines Todes aber ungewiß sei; also habe ich nunmehro (nachdem ich meine arme sündige Seele mit ihrem Schöpfer vereiniget, und zur Abreise aus dieser Zeitlichkeit auf das möglichste zubereitet, auch von Allerhöchst k. k. Majestät, meiner Allergnädigsten Landesfürstinn und Fraw, zur Verfassung eines Testaments die Allerhöchste Erlaubniß erhalten habe); anmit über das von meinen Eltern und auch von mir selbst mit blutiger Arbeit und stäter Lebensgefahr erworbene Vermögen nachfolgend letztwillige Dispositzion verfassen und errichten wollen, und zwar:

§. 1. Da Gott der Allmächtige meine arme Seele von meinem sterblichen Leibe abfordern wird, befehle ich dieselbe in die gnadenreichen Hände Jesu Christi ihres Erlösers, in die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria, und allerheiligen Gottes. Mein todter Körper aber soll, wenn Ihro k. k. Majestät hiezu die Erlaubniß, um welche ich Allerhöchst Dieselben fußfällig bitte, allermildest ertheilen wird: zu den W. W. F. F. Patern Kapuzinern allhier in Brünn in ihrer eigenen Gruft, wo sie, die verstorbenen Kapuziner, ruhen, ohne allem Gepränge, ganz schlecht, wie eines andern armen Arrestanten Körper beigesetzt und zur Erde bestattet, meine Leiche nur von den allhier am Spielberge befindlichen armen Arrestanten begleitet, und jedem derselben gleich nach der Leichbegänniß 1 Siebenzehner gereichet werden. Imgleichen

§. 2. Sollen unter die übrigen Armen vor der Hand 200 fl. vertheilet werden.

§. 3. Sollen zum Troste meiner armen Seele gleich nach

*) Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz v. d. Trenk, Wien 1807, und aus: Franz v. der Trenk, dargestellt von einem Unparteiischen (C. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart, 3 Bändchen, Stuttgart 1788.

meinem Hinscheiden, und weiters, sobald es möglich ist, 600 heilige Messen gelesen werden, wozu ich 300 fl. vermache.

§. 4. Verordne ich allwochentlich eine ewige Stiftmesse, welche bei den W. W. F. F. Patern Kapuzinern zu Brünn, woselbst ich begraben sein werde, alle Freitage von einem Priester bemeldten Kapuziner-Ordens ewig gelesen und gehalten werden soll, und sollen von meinem Vermögen 4000 fl. sicher und unaufhebich auf Verzinsung angelegt werden, wovon ich die abfallenden Interessen jedesmal den Kapuzinern zu Brünn als ein Almosen in ihre Tuchmacherei, besonders aber ein Almosen von 150 fl. gleich nach meinem Tode abzureichen vermache.

§. 5. Vermache ich in die Festungskapelle allhier auf dem Spielberge zu Erbauung eines neuen Altares und sonsten zur Ehre Gottes 3000 fl. anzuwenden.

§. 6. Legiere ich 4000 fl. und verordne, daß hiemit in einem anständigen, von meinem unten ernennten Testamentserekutor auszusuchenden kleinen Städtlein oder Marktflecken in dem Erzherzogthume Österreich ein Spitalhaus für 30 Personen erbauet oder erkaufet, und mit den Erfordernissen eingerichtet werden solle. In diesem Spital und Hause nun sollen beständig 30 erarmte, des Almosens würdige und bedürftige Personen beiderlei Geschlechts, nach von meinem Herrn Testamentserekutor künftig weiters zu machenden Einrichtung, und von mir mündlich erhaltenen Information verpflegt und unterhalten werden. Vor allen aber vorzüglich sollen diejenigen Armen und bedürftigen Personen in diese meine Stiftung und Spital eingenommen werden, welche sich legitimiren werden und können, daß sie in der Stadt Cham oder im Iserwinkel oder an dem Fluß Iser in Baiern, von dem letzten Kriege her verunglücket oder verarmt sein. Die An- und Einnehmung dieser Personen in dieses Spital soll jederzeit nach Gutbefinden meines verordneten Testamentserekutors, und wen er hiezu nach seiner benennen wird, beschehen. Zu ewiger Unterhaltung dieser meiner Stiftung aber vermache ich 30,000 fl. und bis dieses Fundatzionsqwantum unaufhebich sicher angelegt werden kann, solle der Betrag der hievon abfallenden Interessen jährlich 1500 fl. von den Einkünften meiner Güter hiezu angewendet und gereichet werden.

§. 7. Vermache der Katharina Rotherinn, einem armen Mägdlein, ungefähr 1 Jahr alt, um deswillen, weil ihr Vater mir in meinem jetzigen Arrest getreu und fleißig gedienet, und die Ungemache meines Arrestes mit mir übertragen hat, dergestalten 4000 fl., daß die hievon abfallenden Interessen ihrer Mutter in so lange, als dieses Mägdlein von ihr christlich und gut erzogen wird, und sie ihr das Nothwendige erlernen läßt, abgereichet werden sollen. Sollte aber mein Testamentserekutor bei ihrer Mutter eine Vernachläßigung dieses Kindes vermerken; so mag derselbe auch dieses anderwärtig zur Versorgung geben, und die abfallenden Interessen dahin abreichen. Wenn aber dieses Kind erwachsen wird, und dann eine anständige Heurath, oder geistliche Standesveränderung mit Konsens meines Testamentserekutors, oder dessen, welchen dieser anstatt seiner hiezu verordnen wird, überkömmt, sollen ihm, diesem Mägdlein, auch das Kapital der 4000 fl. verabfolget werden.

§. 8. Vermache ich des Herrn Baron Kotulinsky, k. k. Oberstlieutenant und Vizekommandanten am Spielberge, seinen itzt lebenden sechs Kindern, wie auch demjenigen, welches seine Frau Gemahlin noch unter ihrem Herzen trägt, zu einem Angedenken jedem 200 Dukaten, zusammen 1400 Dukaten.

§. 9. Vermache ich meinem bestellten Herrn Doktor Perger für die mir getreulich und eifrig geleisteten Dienste 6000 Gulden zu einer besondern Erkänntlichkeit, und sollen auch diese gleich nach meinem Tode ihm abgeführet werden. Seinen zween Schreibern, weil sie in meinen Angelegenheiten viele Mühewaltungen gehabt haben, vermache jedem 300 fl., zusammen 600 fl., ebenfalls gleich zu bezahlen.

§. 10. Vermache ich dem Herrn Anton Beyer, weltlichen Priester und Benefizianten auf dem Spielberge, daß er meiner in seinem heiligen Meßopfer und Gebete eingedenk sei, 100 Dukaten.

§. 11. Vermache ich dem Herrn Prodetzky, Platzlieutenant am Spielberge, zu einem Andenken 100 Dukaten.

§. 12. Vermache ich dem Jakob Stockinger, Wachtmeisterlieutenant am Spielberge, 200 fl.

§. 13. Vermache ich dem Quirin Boneck, Marquetänter am Spielberge, 600 fl., damit er mit den Seinigen meiner im Gebete eingedenk sei.

§. 14. Vermache ich dem gewesenen Hautboisten auf dem Spielberge, Peter Broller, und seinem Eheweibe zusammen 600 fl. Item dem gewesenen Gefreiten auf dem Spielberge, Peter Gruschka, 100 fl.

§. 15. Vermache ich meinem jetzigen Bedienten Frantz Ignitz 1000 fl. und

§. 16. dem ehemalig bei mir in Diensten gestandenen Junge, Franzl genannt, der itzt in Wienn das Weisgärber Handwerk lernet, 500 fl.

§. 17. Vermache ich dem Franz Schmid, Profosen am Spielberge, 200 fl. und dem Franz Wesely, auch Profosen allda, 100 fl.

§. 18. Erkläre und verordne ich, daß ich oder meine Erben von dem Herrn Obersten Niklas von Lopresti nichts zu fordern haben, sondern es sollen demselben nach Inhalt der von mir in Händen habenden Obligation, die annoch rückständigen 6000 fl. baldmöglichst aus meinen Mitteln bezahlt werden. Wie denn auch dem Herrn Doktor Gerhauer, die ihm rechtmäßig annoch schuldigen 1300 fl. bezahlt werden sollen.

§. 19. Vermache ich dem Herrn Hofkammerrath von Kämpf zu einem Andenken mein spanisches Rohr mit dem goldenen Knopfe, der eine Meerfräule vorstellt. Item dem Herrn Frauenberger, der k. k. Hofkriegsbuchhalterei Raitoffizier, vermache ich gleichfalls zu einem Andenken von meinem Geschmucke soviel, als beiläufig 600 fl. am Werth ist. Und weil

§. 20. Die Grundfeste eines jeden Testaments die Einsetzung der Universalerben ist; als benenne und setze ich zu meinem wahren Universalerben meines Vaters Bruders erstgebornen Sohn, welcher vor zwei Jahren bei mir in Wien gewesen, jedoch dergestalten und unter den ausdrücklichen Bedingnissen: wann dieser mein Vetter den katholischen Glauben annehmen, sich in den österreichischen Landen seßhaft machen und von einer fremden Potenz nicht Dienst nehmen oder behalten wird. In diesem Falle sollen alle meine rechtmäßigen

Passivschulden, wie auch die in diesem meinem Testamente verordneten Stiftungen und Vermächtnisse ohne der Falcidie oder andern Abzug richtig abgeführet werden. Und was über die Abführung derselben annoch übrig bleibt, solle der vierte Theil ihm, meinem vorbenannten Universalerben zur freien Disposition sein, die übrigen drei Viertheile aber, oder die so genannte **Dodrans** der verbleibenden Verlassenschaft solle ihm, meinem Erben, nur **quoad usum fructum** zukommen und ein ewiges **Fidei commissum** sein, folglich jedesmal auf des Erben und Besitzers erstgebornen Deszendenten allein zum Genuß anfallen; doch daß jeder, so der katholischen Religion nicht beigethan, oder in einer fremden Potenz Zivil- oder Militärdiensten steht, und verbleibt, dieses **Fideicommissums** ganz unfähig sein solle. Im Falle aber dieser mein Vetter unter vorgesetzten Bedingnissen mein Erbe nicht sein wollte, oder aber nicht sein könnte, so solle sein Bruder, der zweitgeborne Sohn meines Vaterbruders mit seiner männlichen Deszendenz, jedoch unter allen obigen Bedingnissen und Klauseln, meine Erbe und **Fideicommissarius** sein. Und wann auch dieser mein Vetter obige Bedingnisse nicht erfüllen, und auf obbeschriebene Art mein Erbe nicht sein wollte, so substituire ich in solchem Falle zu meinem wahren Universalerben die oben gemachte Stiftung und Spital. Und sollen ihnen beiden meinen Vettern, und eingesetzten ersten Erben von der ihnen gemachten Intimation meines Todes und Disposition zur Deliberirung nur ein Jahr ertheilet sein, nach dessen Erspirierung dieselben **pro repudiantibus**; meine gemachte Fundation aber als mein Erbe unabänderlich gehalten werden solle.

§. 21. Setze und habe ich in meinen bestellten Herrn Doktor Perger allenthalben mein vollkommenes und festes Vertrauen, und dahero verordne ich denselben zu meinem Testamentsexekutor, mit dem Ersuchen: daß er, Herr Doktor Perger, nach seiner mir bekannten Redlichkeit, Eifer und Fleiß diesen meinen letzten Willen in allen Punkten auf das genaueste auszurichten besorgt sein solle.

§. 22. Schließlich bitte ich Ihro k. k. Maj. allerunterthänigst gehorsamst fußfällig um Allerhöchst Dero Schutz, Protekzion und Manutenirung dieses meines letzten Willens, und daß, zur Habhaftwerdung der hiezu erforderlichen Geldsummen meine Güter in Slavonien nach Thunlichkeit zu verkaufen, bis dahin aber die Nutzungen hievon einzunehmen allergnädigst gestattet werden möge. Wie ich denn auch beiden k. k. Majestäten für die mir in meinem Leben großmüthig erwiesenen überhäufigen Gnaden allerunterthänigen fußfälligen Danck erstatte, und in jener Welt meinen gnädigsten Gott, zu welchem ich zu gelangen hoffe, um stäten Aufnahm und Erhaltung der allerhöchsten k. k. Familie, und des allerdurchlauchtigsten Hauses von Österreich unabläßig anruffen und bitten werde.

Mit diesem will ich gegenwärtig mein Testament im Namen Gottes, gleich wie ich solches angefangen, auch beschlossen haben. Zu wahrer Urkunde habe ich diese bei meiner vollkommen gesunden, Vernunft nach meinem ganzen freien Willen gemachte letztliche Disposition mir von den hierunter genannten Gezeugen (jedoch denselben und ihren Erben ohne Nachtheil), zur Mitfertigung alles Fleißes erbeten. So geschehen zu Brünn auf der Festung Spielberg den 24. September 1749.

Franz Joseph Kotulinsky, Freiherr von Kollium, Oberstlieut.
Johann von Amadei, Oberstwachtmstr und Platzmaj.
H. v. Wappenhofen, Hptmann v. Wolfenbuttel.
Joh. Conrad v. Hagerer, Oberlieut. v. Wolfenb.
Math. Kashiund, Oberlieut. v. Wolfenbuttl.
Karl Emanuel de Soldi, Oberlieut. v. Wolfenbuttl.

Vorstehendes Testament ist in Gegenwart Herrn Dokto Pergers publizirt worden den 13. Oktober 1749.

Kann denn nun ein Mann, der so reuig seine Tage bestellt, ein moralisches Ungeheuer genannt werden? Es ist woh nicht zu läugnen, daß Baron Trenk, als Anführer der wilden Pandurenrotte an vielen in seinem Namen vollbrachten Gräuelthaten Schuld trage, aber läßt sich auch während der sechs Jahre seiner unumschränkten Vollmacht gar keine Entschuldigung vorbringen? Aus Räubern der walachischen Gebirge, aus dem Gefängnisse entsprungenen Menschen ohne Religion und Menschenachtung war sein Haufe gebildet (Walachen, Kroaten, ja selbst Türken befanden sich unter seiner Fahne), der keinen andern Zweck, als Bereicherung durch Plündern kannte, und auch nur in dieser Absicht und unter dieser Aussicht dem Baron Trenk gehorchte, wohl wissend, daß seiner, falls besiegt oder gefangen, kein anderer Lohn als der Galgen warte. Menschen, denen das Gold höher als das Leben ist, die kein anderes Gesetz, als die Kugel kennen, lassen sich wohl nicht nach jenen Grundsätzen leiten, welche den disziplinirten Truppen Leben und Bewegung geben. Dort muß der Anführer manches bewilligen, was er hier verbietet. Noch mehr, die Panduren hatten wenig oder gar keine fire Besoldung — man wies sie auf den Raub, auf die Plünderung des Feindes, die man nur als eine Vergeltung ansah. Wer sollte hier Maß und Ziel bestimmen? Es schaudert zwar das menschliche Herz, wenn es die Erstürmung und Plünderung der bairischen Stadt Cham (am Zusammenflusse des Cham in den Regen) liest, wenn es hört, daß die Stadt an mehren Ecken angezündet, viele Einwohner ins Feuer, oder, die sich über die Brücke retten wollten, ins Wasser geworfen wurden; daß man an andern Orten Baierns die Gefangenen nackt ausziehen, mit Honig beschmieren und an die Bienenstöcke anbinden ließ; daß vielen Hände und Füße gebunden und der Mund mit Holz aufgespreizt wurde; daß überhaupt die Panduren solche Unmenschlichkeiten ausübten, „daß die ganze baierische Nation von dieser Zeit her einen unauslöschlichen Haß wider die k. k. Soldaten und Unterthanen nähret und auf Kindeskinder fortpflanzet" aber ist für alles dieses nur der Pandurenoberst verantwortlich? Wo er sich schuldig und zwar allein schuldig fühlte, hat er, wie aus seinem Testamente erhellet, erkannt und strebt, das angethane Unrecht nach Kräften gut zu machen.

Wie sehr es ihm daran lag, noch in den letzten Stunden seiner Umgebung ein erbauliches Beispiel der Buße und der Bekehrung zu geben, beweist unter andern folgender Umstand. Er ließ kurz vor seinem Ende alle Offiziere der Festungsgarnison zu sich bitten, bekannte vor ihnen alle seine Fehler und Vergehungen, durch welche er in die jetzige traurige Lage gekommen war, warnte alle mit Thränen vor ähnlichen Fehltritten, und bat sie um ihre Erinnerung in frommen Gebeten. — War das alles erheuchelt? — Unmöglich! — Wäre es dem Manne nicht Ernst gewesen, wozu dieses Gaukelspiel? er stand ja am Rande des Grabes, und hatte demnach von der Welt weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten.

Dieses sein Streben, reuig und geläutert vor den Thron des Allerhöchsten zu treten, beweist auch der mündliche Auftrag, den er seinem Freunde, dem Doktor Perger ertheilte, und ihn im Gewissen verpflichtete, denselben zu vollziehen. Er lautet nach einer vidimirten und dem obigen Testamente angehängten Abschrift also:

„Mein lieber Hr. Doktor Perger! Ich bitte und beschwöre Sie, daß, wenn ich gestorben sein werde, Sie bei Ihro Majestät Audienz nehmen und vorstellen sollen, daß ich mit Demjenigen, was Gott und meine allergnädigste Landesfürstin über mich verhängt haben, gar wohlzufrieden sei, ja ich erstatte derselben für dieses gnädige Urtheil, gleichwie für alle übrigen während meiner Dienstleistung häufig erwiesenen k. k. Gnaden unterthänigsten Dank; denn hiedurch bin ich zur Erkenntniß Gottes und Wirkung meines ewigen Heiles wunderlich gezohen worden. Und ich habe durch meine vielen und schweren wider Gott begangenen Sünden all dieses und noch ein mehres verdient. Jedoch zur letzten Gnade bitte ich von Ihro Majestät meiner großmüthigen Monarchin, daß, wenn bei Hochderoselben angebracht worden sein sollte, als ob ich gegen Hochderoselbte eine Treulosigkeit begangen oder zu begehen im Sinne gehabt hätte, Hochdieselben solches als eine pure unwahrhafte Erfindung zuhalten geruhen möchten. Denn ich rufe den gekreuzigten Gott, der in die Herzen der Menschen sieht, und vor dessen Richterstuhle ich gar bald auch von meinen Gedanken werde Rechenschaft geben müssen, zum Zeugen an, daß mir weder in meinem Glücke zur Zeit meiner Dienstleistung, noch auch in meinem Elende während dem Arreste ein treuloser Gedanke beigekommen sei: Sondern ich habe mir vorgesetzt, wenn ich meines Arrestes annoch entledigt werden, und von allem meinen Vermögen nichts, als einen Degen übrig behalten sollte, ich solchen niemal anderst, als zu Diensten des Erzhauses Österreich gebrauchen würde. Deßwegen will ich auch, daß jeder aus meiner Familie und künftigen Erben dieses Willens oder meiner Erbschaft unwürdig sein sollte."

Wenn man nun dies alles überdenkt, kann man noch den Baron von der Trenck ein moralisches Ungeheuer nennen? ist nicht vielmehr das menschliche Herz mit ihm ausgesöhnt, mit ihm, der das angethane Unrecht nach Möglichkeit gut zu machen strebte? Wie abstoßend und unwahr müssen uns daher jene Sätze in den Schriften gewisser Schriftsteller erscheinen, die sich nicht entblöden zu sagen: „Trenck lebte als Tirann und Menschenfeind, und starb als ein heiliger Schurke." Und Schande genug, daß in der Klasse solcher Schriftsteller auch sein eigener Neffe, der durch ihn zur Bedeutung und Vermögen gekommen, gefunden wird. Wir meinen den berüchtigten Abenteurer und Schriftsteller Friedrich Freiherrn von der Trenck, dessen Leben und Schriften zu bekannt sind, als daß wir sie hier wiederholen sollten. Nur Einiges, weil es unseres Wissens noch unbekannt ist und manches Faktum anders erscheinen läßt, als es dem Freiherrn Friedrich in seiner Selbstbiografie *) darzustellen beliebte, möge hier seinen Ort finden.

Zu Königsberg 1726 geboren, nahm er frühzeitig Militärdienst an, und war beim Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges 1744 Adjutant Friedrich's des Großen, bei dem er übrigens in vorzüglicher Gnade stand, aber durch Liebesintriguen mit einer großen Dame verfiel er dermaßen in Ungnade, daß er, unter dem Vorwande mit seinem Vetter, dem berüchtigten Pandurenanführer Franz von der Trenck, gefährlichen und verrätherischen Briefwechsel unterhalten zu haben, ohne vieles Verhör auf Befehl des Königs auf die Festung Glatz abgeführt wurde, woraus er aber entwich, und nach langem Herumirren nach Rußland kam, und daselbst Dienste annahm. Aber auch hier gerieth er (wie aus seiner Biografie zu ersehen) in geheime Verbindungen, die bereits schon entdeckt waren, und beinahe geahndet werden sollten, als eben noch zur rechten Zeit sein Vetter starb und ihn zum Universalerben unter der Bedingung ernannte, „daß er den katholischen Glauben annehmen, sich in österreichischen Landen seßhaft machen und von einer fremden Potenz nicht Dienst annehmen oder behalten soll." Dadurch ward ihm Österreich zum sichern Hafen.

Wie getreu der Baron Friedrich diese Bedingungen erfüllt hatte, zeigt er selbst ohne Scham in seiner Lebensgeschichte (B. 1. S. 264). „Es war einmal beschlossen, ich sollte römisch katholisch werden. Was war zu thun? Ich war schutz- und hilflos. Durch ein Geschenk erhielt ich von einem Pfaffen ein **Attestatum**, daß ich mich bekehret, und dem verfluchten Lutherthume abgeschworen habe. — Ich blieb aber, was ich war, und konnte mich auch für Millionen nie entschließen, zu glauben was der Papst will, daß ich glauben soll. Für Geld und Fürstengunst mache ich auch kein Heuchler- noch Gauklerspiel." — Und doch gerade für Geld und Fürstengunst, nämlich, um der Erbschaft willen, und um die fromme Kaiserin zu berücken, that Friedrich wirklich das, was er gethan zu haben läugnet. Aber nicht allein Heuchler- und Gaukelspiel — ein offenbares Falsum, ein öffentlicher Betrug war es, was er that, denn er verschaffte sich, wie er selbst oben sagte, einen falschen Konvertitenschein, zeigte ihn beim Gerichte vor — und bekam so die Erbschaft. — Wäre dieses allein nicht schon hinlängliche Ursache gewesen, den Universalerben der Erbschaft für unfähig zu erklären? und dies um so mehr, als Friedrich auch die zweite Bedingung gebrochen, da er sich meistens in fremden Ländern aufgehalten, bei fremden Mächten sowohl für sich, als für seine Kinder Dienste gesucht und von Preußen wirklich Pension und General-Lieutenant's Rang angenommen hat.

Gleich das Jahr nach dem Tode des Panduren-Anführers, also 1750, kam Friedrich nach Wien und wollte sich nebst der ihm aus allerhöchster Gnade zugestandenen Erbschaft, auch in den Besitz der von seinem Vetter in Slavonien und Ungarn hinterlassenen Güter setzen; da aber dieses nach ungarischen Landesgesetzen nicht geschehen konnte, so ernannte ihn, als Entschädigung, die Kaiserin Maria Theresia nach ihrer angebornen Herzensgüte, um die Mitte des Jahres 1752 zum überzähligen Rittmeister bei dem Regimente **Cordova**. Da er nun als Überzähliger nicht viel zu thun hatte, so fing er schon damals über seine Schicksale und Lebensumstände zu schreiben an, und in verschiedenen öffentlichen Blättern bekannt zu geben, in welchen der König von Preußen und dessen Betragen gegen ihn von der böswilligsten Seite dargestellt wurde.

Im Jahre 1754 erhielt Trenck auf 6 Monate Urlaub, nach

*) Altona, Berlin und Wien 1786, von ihm selbst ins Französische übersetzt, Paris 1789. Seine übrigen Schriften sind zum Theil in der Sammlung: Trencks sämmtliche Gedichte und Schriften (8 Bde. Leipzig und Wien 1786) enthalten, in 3 Bänden, nebst einem Bändchen: Rechtfertigung der Selbstbiografie.

Danzig zu reisen, um daselbst einige Familien-Erbschaftssachen mit seinen Anverwandten von Berlin in Ordnung zu bringen. Dies erfuhr der König, ließ ihn allda aufheben, und auf die Festung Magdeburg setzen, wo er bis Dezember 1763, folglich 9 volle Jahre und einige Monathe, in einer strengen Gefangenschaft und in wirklich schweren Leiden verleben mußte. Damals erwirkte die große Kaiserin durch ihren Residenten am preußischen Hof, den General Ried, seine Freilassung, in die der König nur mit den merkwürdigen Worten willigte: „daß die Kaiserin nicht wisse, welch einen bösen Menschen sie sich in ihre Staaten zurückwünsche." — Von dieser Verwendung der Monarchin macht jedoch Trenck in seiner Lebensgeschichte gar keine Erwähnung, sondern stellt sie lediglich als eine Folge eines Geschenkes von 10,000 fl. dar, welches er dem General Ried (2. Th. S. 171) gemacht zu haben vorgibt.

Im Jahre 1764 erhielt derselbe nicht nur den ganzen Rittmeistergehalt für die verflossenen 9 Jahre, sondern überdies auch noch den Rang eines k. k. Majors. Doch ohne wirklicher Anstellung bei irgend einem Regimente, mit einer jährlichen Pension von 900 fl. rh., die Kaiser Leopold, nachdem Trenck aus Verdruß wegen mißlungenen Anmaßungen hierauf verzichtete, huldvoll seiner Gemalin, die mit einigen Kindern zu Zwerbach in Oberösterreich lebte, bestimmte, während Trenck damals zu Hamburg seine Verläumdungen und Lügen (die er jedoch trockene Wahrheit nennt) schrieb und sie in Altona drucken ließ.

Obgleich er nun ruhig hätte leben können (denn Friedrich Wilhelm II. von Preußen gab ihm seine daselbst eingezogenen Güter zurück), so trieb ihn doch sein unruhiger Geist beim Ausbruche der französischen Revolution nach Paris, wo ihn **Robespierre** im Juli 1794 als einen angeblichen Geschäftsträger fremder Mächte guillotiniren ließ.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei.

(Fortsetzung.)

Erst die zweite Hauptepoche langt bei dem Ziele an, das die erste erstrebte. Sie geht vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Schlusse des 16. Ihr allein beinahe ist die volle Liebe aller Laien zugewendet. Und dennoch bringt sie nur das freie, frohe Leben auf die endlich erklommene Höhe hinzu. Nun ist freilich überhaupt nichts schöner, nichts aber zugleich für den Künstler gefährlicher, als das erreichte Ziel. Der Weg von der Spitze führt wieder abwärts. — Nun wohl; ist der Gipfel aber (weil der Weg von ihm wieder hinab führt) darum minder der Punkt, auf dem es dem Genius allein wohl wird, auf dem wir ihn zu sehen mit Recht begehren? Wozu also der bedenkliche Seitenblick auf die nothwendige Spitze? Und ferner scheint uns der Gewinn des freien, frohen Lebens in dieser Epoche kein geringer, sondern ein unendlich hoher Gewinn, weil eben da, wo das innerste Leben siegreich, und unbefangen von tausend Grenzen einer ihm fremden Anschauungsweise, nach Außen tritt, die Kunst in Wahrheit lebt. Dies zeigt ja Hotho selbst im Folgenden. — Von wirklicher Vollendung ist nur bei den Italienern zu sprechen. Die Deutschen bringen es zum Abschluß der Tendenz der früheren Epoche (Dürer, Holbein), die Niederländer suchen neue Wege zu bahnen (**Q. Messis, L. v. Leyden, Schoreel**). Mit der vollen Freiheit aber fehlt ihnen zugleich der allgemeine Charakterzug letzter Vollendung.

Als Stoff dieser Epoche bietet sich uns nichts durchgreifend Neues. Die gesammte Auffassung aber thut einen wesentlichen Schritt vorwärts; indem es nun die künstlerische Behandlungsweise vorzüglich ist, deren Bedürfniß sich ungehindert befriedigen will.

Was zunächst als verderbliche Abschweifung erscheinen muß, führt in der dritten Epoche in Italien durch die **Caracci** und deren berühmte Nachfolger, in den Niederlanden durch **Rubens** zu einem letzten Aufschwunge. — Zwar zeigt sich ein Fortschritt gegen die vorige Epoche, insofern in dieser noch etwas Skulpturartiges zurückblieb; „denn für den Maler ist das Scheinen jeder Farbe und Form im Wehen der Luft, im Spiele des Lichtes der eigenste Boden, die wirksamste Seite seiner Kunst." „Wenn wir aber (in der früheren Epoche) **Titian, P. Veronese, Correggio** und wenige andere Koloristen, wie **A. del Sarto**, ausnehmen, so steht doch bei den Übrigen das Leben und Weben in diesem Zauberelemente, in dieser Luft- und Lichtmusik der Farbentöne um so weit hinter der Natur zurück, als die Form als solche in ihrem geistigen Ausdrucke und ihrer direkten Farbe das Übergewicht behält." Die ersten Meister dieser Epoche aber sehen vorzüglich auf das Feld des Farben- und Lichtlebens. Doch die Periode des unmittelbaren Erfindens ist übergegangen in die des Zusammenfassens früherer Vorzüge. Die künstlerische Reflexion gewinnt die Oberhand. Dies führt zu **Bologna** durch die **Carracci**, zu **Cremona** und **Mailand** durch die **Campi** und **Procaccini** die sogenannte eklektische Schule herbei. Das Zusammenfassen derselben betrifft die Vorzüge **Raphael's, Correggio's, Titian's**, so wie das ernstlich wiederholte Studium der Antike und das besonnene Zurathziehen dessen, was aus der Gegenwart ihrem Kunstsinne zusagen will.

Für das entgegengesetzte Urtheil jedoch entschied sich zur Zeit der Eklektiker selbst schon die Schule der Naturalisten; **Carravaggio, Spagnoleto** an der Spitze. Die Natur ist ihr Ziel. Beide Schulen wirken auf einander, verfallen aber ohne engere Vermittlung in Manier, Flüchtigkeit, Übertreibung und Schwäche.

Die Spanier und Niederländer dagegen verbinden Naturalismus mit höherem Kunstsinne. „Nur diese Einigung läßt den großen **Rubens** ebenso naturwahr, als sublim, ebenso sinnlich reizend, als geistig vertieft, ebenso kühn, ja fast über die Grenze hinaus verwegen, als besonnen und maßvoll."

Der historische Styl ist die durchgreifende Form für die Darstellungsart dieser Hauptgruppe. Hauptwendung ist die fortschreitende Verweltlichung. Die Aufgabe nun, mit der nöthigen Freiheit der gesammten Künstlerseele, Einheit mit dem nationalen kirchlichen Elemente zu verbinden, war in dieser Periode keine andere als die holländische Nation zu lösen genügend befähigt.

Ehe nun zum Speziellen der deutschen und niederländischen Malerei übergegangen wird, charakterisirt Hotho die italienische, wodurch das Heraustreten der ersteren sehr befördert wird. Im Allgemeinen liegt der Hauptunterschied von Seite der Italiener in der erfolgreichen Aufnahme des antiken Kunstprinzips. Plastik der Skulptur, innige Andacht und schöne Seligkeit des Gemüths verschwistern sich zu neuer Gemein-

schaft. Den Ausgangspunkt gibt der traditionelle Typus der ersten Periode, als Endziel grenzt sich die freie Vollendung des 16. Jahrhunderts ab. Nun geht Hotho im Detail auf die hervorragenden Meister ein, und bietet uns viel Bedeutendes in den Resultaten seiner gewandten, tiefgehenden Anschauungen der italienischen Kunstleistungen. Wir können nur Einiges herausheben. An **Leonardo da Vinci** wird noch der Kampf, die Innigkeit der Seele mit der Entschiedenheit der Form zu vereinen, sichtbar.

Die **Rafaelische** Meisterschaft wird durch das günstige Maß und den glücklichen Einklang bezeichnet, zu dem sich bei ihm allein alle Richtungen und Gegensätze durchdringen, um die es sich bisher in der italienischen Malerei gehandelt hat. Doch wird **Rafael** nicht als größter aller Maler geltend gelassen. Denn nicht in diesem unmittelbaren Zusammengehen und Gleichgewicht allein wurzle das Prinzip der Malerei." In jeder einseitigeren Tiefe, in Großheit und Energie der Konzeption, Charakteristik und Bewegung, in bunter Lebensfülle, in lodernder und doch gezügelter Glut der Fantasie, in Kühnheit der Wagnisse und triumfreichem Siege, in Muth der Extreme und Macht ihres Einklanges, und hauptsächlich in dem reichen Kreise von Vorzügen, durch welche die Malerei als besondere Kunst zu geschlossener Eigenthümlichkeit von der Skulptur abzuscheiden und in Farben und Formen mit dem Seelenlaute der Töne zu wetteifern beginnt, ist **Rafael** vielseitig übertroffen worden."

Wir müssen auf dieses Urtheil Hotho's doch etwas näher eingehen, da es einem seit lange gangbaren entgegensteht. Allerdings ist es nur zu häufig, den Werth eines Künstlers nach seiner Begabung überhaupt zu bestimmen, ohne zu fragen, ob er diese eben in dem, was er sein wollte, vollkommen geltend gemacht habe. Und so könnte **Rafael** eine höchst begabte, künstlerische Natur sein, ohne gerade als Maler das zu sein, wofür er allgemein gilt. Indeß, uns dünkt, der Verein der großen Gaben **Rafael's** enthalte auch der, eigentlich zum Maler stempelnden, einen solchen Reichthum, wie ihn in gleichem Maße, wenn auch in ganz verschiedener individueller Prägung, nur **Rubens** wieder besessen haben dürfte. Und wenn **Rafael's** vorwaltender Schönheitssinn an Mannigfaltigkeit individueller Prägungen hinter **Rubens** zurückbleiben mag, so war hingegen dieser in der Individualität der schönen Form weit nicht der Meister, wie **Rafael**. So mag er von **Titian**, **Correggio**, die Hotho sogleich **Rafael** entgegensetzt, in Manchem übertroffen worden sein; dennoch glauben wir, daß, wo sich **Rafael's** Geist zu einer Schöpfung konzentrirte, er mit solcher Gewalt sich seines Gegenstandes bemächtigte, daß eine ähnliche geistige Potenz nicht leicht aus eines anders Meisters Gemälde spricht, und diese geistige Gewalt, die Form und Farbe zu so überzeugenden Organen ihres Wesens machte, wie es in **Rafael's** Meisterwerken der Fall ist, so daß die Wirkung unwiderstehlich ist, keiner Überlegung bedarf, auch eine individuell-meisterliche, malerische Gewalt war. In dem letzten Satze der oben zitirten Stelle scheint Hotho allerdings auf die Anklänge der Antike in **Rafael's** Gemälde zu deuten. Allein so gemäßigt, wie sie durch **Rafael's** Eingehen auf das Objekt sind, verschwindet jede Mahnung einer Einseitigkeit, und es bleibt nur das reine Gefühl, das der Verein die wahrsten Elemente gibt. **Rafael** hat an der Antike Schönheit gelernt, aber die Natur nicht verloren. In seinen Madonnen, so formenreich sie sind, ist doch in die Stille der individuellen Prägung mit solch unerreichter Gewalt eine der Natur entrissene Wahrheit gelegt, daß uns eben das Höchste der Malerei in dem einfachen Gegenstande erreicht scheint — es ist mit den Mitteln der Natur ihr eigener Gedanke auf die Spitze getrieben, aber ihre Grenze nirgends überschritten. — Wenn in der Malerei ihr Gipfel im äußersten Hervortreten des Individuellen beruht, so ist eben die schwerste Aufgabe derselben, das Höchste nicht als ein bereits Uebergreifendes zu fassen. Was über die Grenze des rechten Maßes ist, hat oft den Schein des Höchsten für sich, und doch ist es blos ein Äußerliches. Davor wußte sich nicht leicht ein Maler zu wahren, wie **Rafael**, und so stehen sie oft über der Grenze des Malerischen, das nicht sogleich gefühlt wird, im Gegentheil leicht hinreißt, weil sich der Mensch im immer gleichen Boden eines beschränkten Lebens wurzelnd, oft eben am Uebergreifen erholt. Der Drang der gesunden Natur schwingt sich gerne mit dem Künstler, so hoch er mag, ins Ueberschwengliche, kehrt aber eben, wenn diese gesund ist, wieder in das lebenvolle Maaß der reinen Wahrheit zurück. Diese gibt **Rafael**, und so ist er groß; nicht in jedem Einzelnen, wie jeder Andere, aber in reichem Maße. Uebrigens dürfte es überhaupt nicht leicht sein, zwischen den großen Genien unserer Kunst eine genaue Rangordnung zu bestimmen, wohl auch unnöthig. Jeder prägte mehr oder minder auch sein Individuum in seinen Schöpfungen aus, das ihn denn so wesentlich im Typus unterscheidet, daß die Bestimmung der Kräfte darin schwer in eine Parallele zu stellen ist. —

In **Titian** wird die Freudigkeit, der Verein weltlichen Sinnes mit dem religiösen bewundert; **Correggio** mit besonderer Vorliebe besprochen, sein Wesen in unschuldige Heiterkeit und Anmuth gesetzt.

(Schluß folgt.)

Wiener dramaturgische Berichte.

Woldemar. Von Franz von Braunau.

Der Werth eines Kunstinstitutes hängt von nichts so sehr ab, als von der Festigkeit, mit der es die Reinheit des Geschmackes, dem blinden Gefallen und Mißfallen der Menge gegenüber, vertritt. Wir hoffen nicht, in die Lage zu kommen, erst beweisen zu müssen, daß es für die Kunst höhere und edlere Anhaltspunkte und Kriterien gibt, als den Ausspruch eines von seinen Gewohnheiten beherrschten, mit überwiegender Anhänglichkeit dem nächst liegenden Genusse folgenden, eines ernsten Nachdenkens kaum fähigen Auditoriums, das bei Ophelia's Wahnsinn und Lady Macbeth's Nachtwandlerszenen ganz sicher in lautes Gelächter ausbricht, wenn eine Katze hinter den Kouliffen hervorguckt.

Man weiß, wie leicht der Geschmack des sogenannten Publikums zum Schlechten entartet, die Erfahrung hat es an Instituten gelehrt, die wir in unserer Mitte, im Herzen dieser erleuchteten Hauptstadt bis zur trivialsten Trivialität hinabsinken sahen, ohne daß das Publikum sich darum weniger unterhalten hätte.

Wenn der Staat aber schon Rücksicht auf die Bühnen nimmt, wenn er schon einmal den Grundsatz ausspricht, daß diese Anstalten dem blinden Zufalle, dem Verderbnisse der ungebildeten Menge nicht preisgegeben werden dürfen, wenn schon die Theaterkritik als eine öffentliche Stimme geduldet und die Aufmerksamkeit der lesenden Residenz aus 7—8 Blättern auf die Bühne als den Kraftmesser der öffentlichen Gesundheit und geistigen Fortschrittes hingeleitet wird, — so liegt sehr viel — ja eigentlich Alles daran,

daß in den höheren Regionen der Bühne, von wo aus eigentlich der Impuls zum Besseren ausgehen, von wo aus die Achtung für die Bühne begründet werden muß — keine Schwankungen vorfallen, keine offenbare Unkenntniß ihrer Leiter zum Vorscheine kommen.

Nur so ist eine Bühne höherer Art und Richtung im Stande, der ungezügelten Genußsucht, die täglich mehr in alle Kunstinstitute einbricht, und der Literatur u. den ihr geweihten Stätten die Faschingsbelustigungen u. Wirthshausreunionen, den Rebusunsinn und das Notizengeschnatter vindizirt, jener tollen Genußsucht, die sich bei den Zerrbildern der Volksbühne nicht mehr die Satyre auf das Laster, sondern das Wohlgefallen am Laster abholen will, und sich die Hände reibt, wenn da ein Auswürfling einmal noch greller und gemeiner ist, als sie selbst in ihren tollsten Stunden, — jener Genußsucht sage ich — die über alles Edlere ihre kurzgefaßte Kritik in dem Wörtchen „O ja!“ zusammenpreßt, mit siegreichen Waffen zu bekriegen und aus den, der Veredlung, dem Fortschritte, dem glanzvollen Ziele des Christenthumes und der Gesellschaft geheiligten Stätten auszutreiben.

Wir haben zu Zeiten, wo die Bühne diese Aufgabe wirklich löste — und wo sie so zu sagen der Glanzpunkt aller geistigen Bestrebungen Österreichs war, noch immer erlebt, daß Goethe's „Tasso,“ Shakespeare's „Heinrich“ u. „Julius Cäsar,“ „die Schlacht bei Fehrbellin,“ Uhland's „Ernst von Schwaben“ ꝛc. nicht gefielen, — die Bühne hat aber gegen diesen Ausspruch siegreich an die Kritik und — — die Erkenntniß einer bessern Zeit appellirt, sie behauptete solchen Urtheilen gegenüber ihre Achtung, sie wurde nicht verhöhnt, verlacht.

So müssen Bühnen stehen, wenn sie nicht zu einer beklagenswerthen Dürftigkeit der Existenz zu einer peinlichen Geltungslosigkeit in der öffentlichen Meinung herabsinken und somit ihre Aufgabe ganz verfehlen sollen. Sie müssen in ihre Umrtheile eine Sicherheit und Festigkeit beurkunden, die dem Eingeweihten wie dem Laien Achtung gebietet, sie müssen von Protektionhascherei und Furcht der Öffentlichkeit gleich weit entfernt, sich blos von dem Werthe der ihr vorliegenden Geisteswerke leiten lassen — ich bin so frei es unumwunden auszusprechen — sie müssen von literarisch gebildeten Männern als rein literarische Anstalten geleitet werden. —

Ich spreche diese Grundsätze hier aus — weil ich fest entschlossen bin, im Laufe meines Referates über die Leistungen der Wiener Bühnen mich nie von ihnen zu trennen. Der ist ein erbarmungswürdiger Wicht, der öffentlich redet — und dabei das Gesetz der Ehre vergißt. Ein schlechtes Theater ist ein Krebs im Fleische des öffentlichen Lebens — aber eine speichelleckerische, unentschiedene Kritik ist ein Krebs dieses Krebses!

Am 24. Jänner gab das k. k. Hofburgtheater zum ersten Male Woldemar, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Franz (von Braunau) zum Besten. — Dieses Schauspiel gefiel nicht — doch nein, das ist nicht der rechte Ausdruck — es wurde belacht, verspottet, Szene für Szene verhöhnt — es konnte mit Mühe ausgespielt werden.

Darin that das Publikum — meinem Gefühle nach — sehr Unrecht; hätte es denn keinen Grund mehr der Bühne gegenüber, von welcher diese Vorstellung ausging, auch nur die geringste Rücksicht und Schonung eintreten zu lassen?

Allerdings ist dieser Woldemar ein Drama, dessen Werth sehr gering, dessen Existenz eine fortlaufende Erzählung, dessen Charakteristik ein Anleihen bei irgend einer Leihbibliothek, dessen Ernst eine Maskerade und dessen Gemüthlichkeit und Schalkheit ein Abschnitt von Großvaters Brautweste ist. Die Susanne — Barbara — Martha — Maria, der interessante Straßenbau, — die Rechnung des Kurschmiedes für den geliebten Hektor, die ewigen Blutschuldsieber einer Frau, die doch längst weiß, daß das Kind nicht getödtet wurde, dessen Ermordung so furchtbar auf ihrer Seele lastet, die ungemein neue und witzige Entdeckung durch das Medaillon, das kindisch deutliche Offenliegen eines Geheimnisses, das durch fünf Akte fortgeschleppt wird, während es im ersten Akte schon der ganzen Welt bekannt ist, das Alles mag in dem Romane der Frau Friderike Bremer als romantisch und romanhaft hingehen, die Bizarrerie des Weibes, das ihre ganze Leidenschaft auf das Kind eines Mannes wirft, dessen Besitz für sie verloren bleiben muß, hat eine recht pikante Seite und gibt jedenfalls eine neue Brühe über das hundertmal gargekochte Fleisch der Sinnlichkeit — hier aber — im Theater so leblos und reizlos, so kahl und einförmig, so derb und altfränkisch hingestellt, in einer Sprache, deren Periodenbau gleich in der ersten Szene alle Geduld ermüdet, bilden alle diese Ingredienzien ein wahres abrahamisches Bescheidessen, aber kein Schauspiel.

Schade um die schöne christliche Gesinnung, die der Autor in seinem Drama ausspricht, in einem Gebethbuche würde sie ohne Zweifel sehr viel zum Seelenheile seiner Zeitgenossen beitragen; auf der Bühne gehen aber solche Momente der Erbauung verloren. Selbst der Somnambulismus — wirkt, wie wir diesen Abend gesehen haben, wenn die magnetischen Striche von ungeweihter Hand geführt werden, geradezu verkehrt und fällt — ins Lächerliche! —

Sollte es eine Unmöglichkeit gewesen sein, das Schicksal dieses Drama's vorauszusagen? das heißt so weit eine gleichgültige Aufnahme damit gemeint sein mochte. — Die Aufnahme wäre auch zu allen Zeiten nur eine gleichgültige, still mißbilligende gewesen, so lange das Publikum vor den Entscheidungen seines Hofburgtheaters eine gewisse Scheu fühlte — die es seinem eigenen Urtheile noch mißtrauen ließ, auch wenn ihm etwas nicht gleich zusagen konnte. Man weiß ja, wie oft die schätzbarsten Dichterwerke in der Aufführung mißfallen! — Ich hörte aber Stimmen, die so rücksichtslos bei dem geringsten Anlasse selbst in eine laute Lache ausbrachen, daß ich geradezu — die Schauspieler bedauern muß, welche das Opfer dieser Demonstrationen werden. — Ist es nicht eine furchtbare, von dem Publikum ernstlich zu würdigende Aufgabe, seiner Fantasie zu gebieten und eine ernste Situation mit aller Kraft der Darstellnng durchzuführen, während das ganze Haus lacht! Könnte es unter diesen Umständen nicht dahin kommen, daß die ersten Schauspieler Deutschlands in der mißliebigen Behandlung des Publikums den allerletzten gleichgestellt sein werden? Das Publikum sollte nie aufhören, Verdienste zu berücksichtigen, die nicht von heute herstammen, und die Überzeugung nicht sinken lassen, daß die Stimme der Wahrheit durchgreifen werde, auch wenn diese mit Mäßigung und Bescheidenheit ausgesprochen wird!

Personalnachrichten.

1844. IV. Quartal.

3. Diplome erhielten:

c) Die Ausländer.

(Schluß.)

Dieffenbach Johann Friedrich, Dr. der Chirurgie und Operateur zu Berlin, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Döbereiner, Dr. der Arzneikunde, von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Engel, Dr. der Arzneikunde, von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

Heindl, Flötenvirtuos aus Sondershausen, — vom Kirchenmusikvereine zu Preßburg, E. M.

Stromayer, Wundarzt in Hannover, — von der königl. Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft, k. M.

4. Vermischte Nachrichten.

Danhauser Josef, außerordentlicher Professor an der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste zu Wien, ist zurückgetreten.

Fertbauer J., Kustos der fürstlich Liechtenstein'schen Gemäldesammlung, vorzüglicher Thiermaler, wurde von dem traurigen Loose betroffen, das Augenlicht zu verlieren.

Franck Gustav, Ritter von, früher Direktor des Pesther Theaters, hat vom Jänner 1845 an die Redaktion der „Wiener Zeitschrift“ übernommen.

Norris William, der berühmte Mechaniker und Maschinenbauer aus Philadelphia, ließ sich auf mehre Jahre in Wien nieder, um hier die Leitung einer Maschinenfabrik zu übernehmen, und aus derselben insbesondere den Bedarf an Lokomotiven für die k. k. Staatseisenbahnen zu liefern.

Schwarzer Anton von, technischer und statistischer Schriftsteller aus Prag, hat die Hauptredaktion des „Journal des österreichischen Lloyds“ in Triest übernommen.

Dem Andenken des vor Kurzem verstorbenen k. k. Rathes und Professors Anton Stein hat Hr. Ignaz Kron, Vorsteher einer Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben in Wien, ein ehemaliger Schüler und Freund des Verstorbenen, ein schönes Denkmal aus Granit auf dem Friedhofe zu St. Marx, auf eigene Kosten setzen lassen, mit der einfachen Inschrift:

Magistro eidemque eamico
doctrina et probitate claro
h. m. p. c.
Ign. Kr.

Wurm Karl, k. k. Rath (s. oben), wurde in den Ruhestand versetzt.

Witthauer Friedrich, bis nun Redakteur der »Wiener Zeitschrift,« hat sich aus Sanitätsrücksichten zu seinem künftigen Aufenthalt Venedig (und nicht Dresden, wie andere Blätter berichten) erwählt.

Valmarana Benedetto, Conte, außerordentlicher Rath an der Akademie der bildenden Künste zu Venedig, wurde in den Ruhestand versetzt.

Außer den oben genannten neuerwählten Mitgliedern der königlichen Pesth-Ofener ärztlichen Gesellschaft finden wir noch folgende ältere summatisch verzeichnet, die wir eben so hier beizufügen nicht unterlassen können, nämlich die Doktoren: Halász, Schöpf, Fr. Bene, Fromm hold, Daniel Wagner, Prof. Balassa, Nedelko, Prof. der Zahnheilkunde, Rechnitz, Rosenfeld, Schlesinger, Trescy, Prof. Sauer; sämmtlich in Pesth oder Ofen domizilirend.

5. Nekrologe.

Aschauer von, Professor zu Gratz, gestorben ebenda.

Bernard Karl Ambros, Dr. der Medizin und Chirurgie, Magister der Augen- und Zahnheilkunde und der Geburtshilfe, k. k. öst. Oberfeldarzt, Direktor und Professor der medizinischen Schule zu Galata-Serai in Konstantinopel, welche er im Auftrag des Sultans vor 6 Jahren, im Vereine mit Dr. Spitzer (der nun wahrscheinlich sein Nachfolger in der Leitung werden wird und Dr. Riegler, Beide ebenfalls Österreicher, gegründet hatte, Inhaber des osmanischen Verdienst-Ordens Nischani Istihar und der k. k. öst. Verdienst-Medaille am Bande. Gestorben zu Konstantinopel am 2. November; 36 Jahre alt. (Geboren 1809 zu Starkenbach in Böhmen.)

Berres, Edler von, Josef, Doktor der Chirurgie, Magister der Geburtshilfe, ord. öff. Professor der Anthropotomie an der Wiener Hochschule, Direktor des anatomischen Museums und Theaters daselbst, emeritirter Professor der Anatomie an der Lemberger Universität, Mitglied der medizinischen Fakultät und der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien, des Vereins für Künste und der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, wirkliches Mitglied des k. k. Athenäums zu Venedig, Ehrenmitglied der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Padua, der kaiserlich-russischen medizinisch-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg und der Gesellschaft russischer Ärzte daselbst, ferner der fysikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Erlangen, der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Hilfswissenschaften zu Frankfurt a. M., korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften zu Freiburg, außerordentliches Mitglied des ärztlichen Vereins zu München, und der fysikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Bonn, Ehrenbürger der Stadt Lemberg; nicht nur einer der berühmtesten Ärzte der Monarchie, sondern auch warmer Freund der bildenden Künste; das Daguerrotyp verdankt ihm bekanntlich seine wesentlichste Verbesserung. — Gestorben zu Wien am 24. Dezember, 48 Jahre alt. (Geboren am 18. März 1796 zu Göding in Mähren.)

Helm Julius, Dr. der Arzneikunde, der Chirurgie und Filosofie, Magister der Augenheilkunde und der Geburtshilfe, k. k. Professor an der Theresianischen Ritterakademie und supplirender Professor an der hiesigen k. k. Universität, Mitglied der medizinischen Fakultät und der Witwen-Sozietät, der k. k. Gesellschaft der Ärzte und des niederösterreichischen Gewerbevereins in Wien und mehrer gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Gestorben zu Wien am 23. Dezember, 30 Jahre alt.

Jarmusiewicz J., der Erfinder des Klaviolin oder Streichpiano*); gestorben auf einem Gute bei Rzeszow in Galizien.

*) Da dieses Instrument außerhalb Galiziens nicht sehr bekannt geworden sein dürfte, so wird eine kleine Notiz darüber nicht überflüssig sein. Es hat die Form eines länglichrunden Pianos, gehört aber eigentlich zur Gattung der Streichinstrumente. Denn man kann auf demselben ein Geigen-, ein Altviola- und Violoncell-Quartett aufführen. Sobald man nämlich auf der Klaviatur spielt, werden durch einen scharfsinnigen Mechanismus die Bogen in Bewegung gesetzt, welche die Darmsaiten streichen. Jede Saite hat ihren eigenen Streichbogen. Das musikalische Kunstwerk befindet sich gegenwärtig zu Rzeszow, im Besitze der Erben eines Hrn. Szelinga, der dem P. Jarmusiewicz bei Verfertigung des Instrumentes geholfen hat und denselben den größten Theil seines Vermögens geopfert hat.

Holzschuh, Dr. und k. k. Professor der praktischen Chirurgie, Senior der medizinisch-chirurgischen Fakultät und Primarwundarzt im St. Johannes-Spitale zu Salzburg; gestorben daselbst am 19. October.

Kisfaludy Alexander, der berühmte magyarische Dichter; gestorben zu Sümegh in Ungarn am 28. Oktober.

Krempl Anton, Pfarrer zu Kleinsonntag in Untersteier und Mitglied des innerösterr. histor. Vereines, als Kanzelredner und slawischer Volksschriftsteller ausgezeichnet (in neuerer Zeit als Historiker bekannt, starb nach kurzem Krankenlager, 54 Jahre alt, am 22. Dez. 1844 daselbst.

Mikan Johann Christian, Dr., emeritirter k. k. Professor der Botanik an der Universität zu Prag, als Lehrer nicht minder verdient wie als Schriftsteller in seinem Fache. Gest. am 28 Dezember zu Prag, 76 J. alt.

Müller Franz, Kapuziner-Priester und Definitor des Ordens (ehedem Guardian) in Wien, früher Benediktiner und Professor am Gymnasium zu Klattau in Böhmen; ein wahrer Mann Gottes, gekannt und geachtet in der Kaiserburg wie in der Hütte; gestorben zu Wien am 17. November, 56 Jahre alt.

Myrbach von Rheinfeld, Karl, k. k. General-Major, Ritter des kaiserlich-österreichischen Leopoldordens und Kommandeur des russisch-kaiserlichen St. Annaordens in Brillanten, beauftragt mit der provisorischen Leitung des k. k. Hofbaurathes; ein Mann der Wissenschaft und Kunst, und deren stets bereiter Förderer. Starb zu Wien am 29. Oktober, 60 Jahre alt.

Negedly Adalbert, Dechant zu Zebrak in Böhmen; einer der letzten Veteranen der čechischen Literatur, zu deren Aufleben er mit den ersten Impuls gegeben. (Bruder des im Jahre 1835 verstorbenen Professors und Advokaten J. Negedly, des Verfassers der allgemein bekannten böhmischen Sprachlehre für Deutsche.) Gest. am 7. Dezember zu Prag.

Rembold. (Siehe III. Quart. Wir wiederholen hier den Namen, weil der dort angegebene Sterbetag, 30. September, nicht der richtige, sondern nach ämtlichen Berichten, der 2. Oktober sein soll.)

Scherer, Josef Ritter von, Dr. der Medizin, k. k. Rath, emeritirter Professor der Anatomie und Fysiologie, Vizedirektor der k. k. Josefs-Akademie, ordentlicher Beisitzer der beständigen Militär-Sanitäts-Kommission, k. k. Stabsfeldarzt und Mitglied der medizinischen Fakultät in Wien, dann der medizinischen Gesellschaft zu Paris, Inhaber der großen goldenen Zivil-Verdienst-Ehrenmedaille mit Kette; gestorben zu Wien am 11. Oktober, 94 Jahre alt.

Sieber F. W., Reisender und Naturforscher, gestorben am 17. Dezember zu Prag.

Silbert Johann Peter, emeritirter Professor am k. k. polytechnischen Institute zu Wien, Ritter des päpstlichen Ordens Gregors des Großen, als Verfasser mehrer religiöser und Erbauungs-Bücher bekannt; gestorben zu Wien am 27. Dezember, 68 Jahre alt.

Stein Anton Josef, pensionirter Professor der klassischen Literatur an der Wiener Universität, k. k. Rath und Inhaber der Salvator-Medaille; verdienstvoller Lehrer und lyrischer Dichter. (Erst im vorigen Jahre (1843) erschien ein Band Gedichte bei Karl Ueberreuter hier.) Gestorben zu Wien am 4. Oktober, 86 Jahre alt. (Geboren am 24. April 1758 zu Baden in Oberschlesien.) Siehe oben: »Vermischte Nachrichten.«

Stephany Albert, Lehrer der Gymnastik an der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie und an der k. k. Ingenieur-Akademie, dann Inhaber einer gymnastischen Lehranstalt in Wien; gestorben daselbst am 26. Dezember, 34 Jahre alt.

Wenger Laurenz, Dr. der Medizin, der Chirurgie und Geburtshilfe Magister, Mitglied der medizinischen Fakultät zu Wien, gewesener Chefarzt des vormals bestandenen Militärspitals in St. Andrä, Inhaber der mittleren goldenen Zivil-Ehrenmedaille mit Öhr und Band; gestorben zu Hernals bei Wien am 14. Dezember, 78 Jahre alt.

Herauszeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 1. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 14.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung

Inhalt: Valentinelli: Piazza's Privat-Museum in Padua. — Hasner: Hotho's Geschichte d. deutschen und niederländ. Malerei. (Schluß.) Steinschneider: Schriften über Maimonides. (Fortsetzung.) — Die Taschenbücher. (Fortsetzung.)

Das Privat-Museum des Nobile Antonio Dr^o Piazza in Padua.

Von Dr. G. **Valentinelli**, k. k. B. Bibliothekar in Venedig.

Unter die Hauptbehelfe für die Geschichte überhaupt, so wie für die Geschichte der Sitten, der Künste, bürgerlicher, literarischer und religiöser Verfassungen einer Nation, einer Provinz, einer Stadt, gehören ohne Zweifel Sammlungen der hierauf Bezug habenden Dokumente und Denkmäler jeder Gattung, Manuskripte, Inkunabeln, topografische Pläne, Bildwerke aller Art, die Siegel der verschiedenen Korporationen und berühmten Familien, Münzen, altes Geräthe, Strafwerkzeuge und hundert andere verschiedene Gegenstände, in so weit solche den vielfachen wirklichen oder eingebildeten Bedürfnissen eines Volkes gedient haben konnten.

Zu diesem edlen und nützlichen Zwecke trug der Advokat Anton **Piazza** aus Padua unendlich viel bei, denn er sammelte in dem kurzen Zeitraume von weniger als 30 Jahren das Wichtigste aus jenen erwähnten Artikeln, welche den Annalen und dem Ruhme der Stadt Padua angehören.

Die mehr als 5000 Bände reiche Bibliothek enthält nebst den vaterländischen, die ich hier besprechen werde, auch eine Auswahl ausgezeichneter Werke zur Literatur und Geschichte, welche eben so wegen der Nettigkeit der Auflagen als wegen der Pracht des Einbandes zu rühmen sind. Die Anordnung derselben, die Eintheilung der Materien und den in drei Bände zusammengestellten Hauptkatalog verdankt man dem gelehrten Abbate Anton **Visentini**, welcher durch unvermutheten Tod vor fünf Jahren seinen Mitbürgern entrissen wurde. Da ich es unterlasse, jener Werke zu erwähnen, welche nicht in enger Beziehung zu Padua stehen, so werde ich mit einiger Umständlichkeit jene behandeln, welche den Stoff zu vaterländischen Memoiren bieten, und diesen Stoff nach Anweisung des ausgezeichneten Professors Abbate Anton **Meneghelli**, in drei Sektionen abtheilen: in Codices, in Ausgaben der lateinischen und italienischen Werke, welche von Padua handeln, und in Inkunabeln.

A. Codices.

Da mir die engen Grenzen einer Anzeige im Allgemeinen nicht gestatten, jeder Urkunde insbesondere zu erwähnen, welche überdies auch nicht alle gleich ausgezeichneten Werth haben, so werde ich mich auf die Angabe ihrer Anzahl beschränken und nur der wichtigeren Erwähnung machen.

Zusammengenommen sind deren 573, und hierunter 142 lateinische und 431 italienische.

1. Unter den lateinischen sind 32 Pergament-**Codices**, welche auf Goldgrund mit Bildern, Arabesken, Siegeln und Wappen der Familien, denen solche angehörten, illustrirt und geziert sind.

1. Der älteste und kostbarste **Codex** ist die Bulle der Heiligsprechung des h. Anton. Diese unschätzbare Pergamenturkunde von 1232, versehen mit Bleisiegeln, wird in einem prächtigen Futteral aufbewahrt.

2. **Baritella.** „Beschreibung der Villa Camposampiero," welche der berühmte Paduaner **Baritella** in Herametern lieferte. Das Werk ist nicht gedruckt worden. Dieser beträchtliche **Codex** auf Pergament ist aus der Bibliothek der Benediktiner-Mönche von **S. Giustina** in Padua.

3. **Barbó Ludovici.** „**De initio et progressu Congregationis S. Justinae**" (von Padua), ein Pergament-**Codex**, der in der oben erwähnten Bibliothek der Benediktiner-Mönche sehr eifersüchtig bewacht und mit einer zierlichen Kette an einen Bücherschrank befestigt war, wo man las: „**teneatur in loco tuto,**" was die Vermuthung veranlaßte, daß dies die Handschrift des berühmten Autors **Lodovico Barbó**, Abt jenes Klosters, sei.

4. **Borromei Petri.** „**De Familiis Patavinis.**" Ein Papier-**Codex** von großem Interesse, welcher die Erzählung der Begebenheiten enthält, die sich in Padua bei dem Tode des **Eccelino** im Jahre 1405 ereigneten, zu welcher Zeit die Paduaner unter die Herrschaft Venedigs kamen. **Tommasini Filippo (Biblioth. Patav. Manusc. Utini** 1639 4.) erwähnt dreier Exemplare hievon, welche in der Bibliothek des **Zabarella Jacopo**, des **Barisoni Giovanni Francesco** und des Grafen **Manfredo** in Verwahrung sind.

5. **De Capitibus hist. Francisci. De Viris illustribus Familiae Forzate-Transalgardorum. De Capitibus histor.** Ein Pergament-**Codex**, welcher eine Reihe von Biografien enthält. Vor der Front einer jeden Lebensbeschreibung befindet sich das Bildniß der betreffenden Person. Obwohl man nicht behaupten kann, daß alle Bilder von derselben Hand sind, so nähern sich doch alle der Manier **Mantegna's**. Es sind Miniaturen mit den lebhaftesten und frischesten Farben. Hundert **Sovrani d'oro** wurden dem Besitzer von einem ausgezeichne-

der Reformen Pio's geben, und bei der Zurückweisung des Anhangs eine noch bedeutendere Lücke, jetzt ohne Grund, gemacht. Dies ungedruckte Werk kam zur Kenntniß des Publikums durch eine ganze gedruckte Columne in über mittelmäßige Hexameter gebrachter Lateinansicht darüber in einem Werke: „Historische Skizzen über die Familien von Padua und über die Denkmäler der Universität, mit einer kurzen Abhandlung über die Lagunenlande, **Padua coi tipi della Minerva 1812 in 4. con tavole.**“ Hievon wurden sechs Exemplare gedruckt.

6 Drei autographe Briefe von **Francesco di Carrara**, Herren zu Padua.

7. **Vergerii Petri Pauli. De Principibus Carrariensibus**: ein Pergament-Codex mit den Porträts der betreffenden Fürsten, welche nach dem Style Zeitgenossen der Herrscher aus dem Hause **Carrara** zu sein scheinen.

8 Ein authentisches Instrument verfaßt vom **Lombardo della Seta**, über das Haus und das Besitzthum zu **Arqua**, für Franz **Petrarca**, und datirt den 22. Juni 1370 mit der Signatur des Notars (**in atti**) **Nicolo Dominici**. Ein Pergament-Codex von vieler Wichtigkeit, weil dem **Archivio Notarile** zu Padua der Band der vom **Dominici** im Jahre 1370 verfaßten Instrumente fehlt.

9. **Savonarola Michaelis. De laudibus Patavii.** Ein Codex auf Papier voll von Abkürzungen und Korrekturen. Aus dem 15. Jahrhunderte; nach den Korrekturen und den vielen Marginalien könnte man ihn für Autograf halten. Von diesem Codex, welcher ehemals dem Grafen **Sertorio Orsato** gehörte, ließ der berühmte **Lodovico Antonio Muratori** einen Abdruck machen in **Rerum Italicarum Tom XXIV. pag. 1131—1186.**

10. **Spazzarini Jo. Dominici. Historia auctoris manuscripta.** Ein Codex auf Papier, welcher wahrscheinlich jener ist, den einmal **Giovanni Galvani** besaß. (**V. Tomasini Philip. Biblioth. Patav. Manuscr. pag. 105.**) Ein ungedrucktes Werk, von welchem der Autor im Anfange erwähnt: „**constitui, donec pedibus me porto meis quam breviter perstringere universam historiam, eorum quae Veneti in continentem a primordio cum Patavinis almae Urbis Venetae fundatoribus, cum Scaligeris, Carrariensibus, Galeacio Vicecomite, Philippo Maria, Francesco Sforcia, Othomaro turcarum Imperatore, Hercule Ferrariense, tota illum juvante Italia, postremo cum Germanis, Gallis, Maximiliano Cesare, Hispanis ac Julio Pontifice, qui omnes uno tempore junctis armis contra Venetos conspiravere, hostibus etiam interea detectis Regibus Pannoniae, Boemiae, quae ad haec usque tempora memoratu digna gessere.**“

11. **Statuta Patavina.** Ein Pergament-Codex in Folio, sehr gut erhalten. Der Autor der Statuten ist **Sico Polentone**, welchen die Republik zu Venedig mit der Zusammenstellung der alten Verfassungen zu Padua und mit der Verschmelzung derselben in einen einzigen Codex beauftragte, und zwar gleich, nachdem Padua unter die venetianische Herrschaft kam. Man verfaßte hievon 4 Exemplare, welche bei der Stadtgemeinde, in der Bibliothek der Benediktiner, in jener des Klosters **S. Giovanni** von **Verdara** und den Minoriten di **S. Francesco** deponirt wurden. Die ersten zwei gingen verloren, das dritte wird in der Bibliothek zu Venedig aufbewahrt, und das vierte Exemplar ist gegenwärtiges, zu welchem immer die Zuflucht genommen wurde, so lange noch die Munizipal-Codices in Kraft waren. Die Auflage des Werkes geschah 1482 zu Vicenza.

12. Merkwürdig wegen der Nettigkeit der Schrift, der Verzierungen, der Miniaturen und besonders wegen der guten Konservation sind die zwei Statuten des Kollegiums der Notare, und jenes der Zunft „**Arte della lana**“. Ersteres muß einen Band auf Pergament, mehr als 200 Folien groß, gebildet haben. Beide gehörten ehemals dem Kollegium der Notare, und jenes der Zunft „**Arte della lana**“. Ersteres muß einen Band auf Pergament, mehr als 200 Folien groß, gebildet haben. Beide gehörten ehemals dem Kollegio dei Legisti, del Monte di pieta, mit Kanzleien, dell' Ara del Santo, der Kanzleien vieler frommen Brüderschaften, der Kanzleien u. s. w. ernannt werden.

13. **Brunatii Johannis. Historia ecclesiastica patavina.** Ein Codex auf gewöhnlichem Papier in zwei Folianten: der erste Band enthält die Erzählung der Geschichte jener Kirche, der zweite die Dokumente, welche als Belege für die mit vieler Freimüthigkeit und gesunder Kritik gemachten Behauptungen dienen. Dieses nicht aufgelegte, von der Hand des Aut. selbst geschriebene Werk war schon zum Drucke bereit, denn am Endrande befindet sich die Lizenz hiezu von den **Riformatori dello Studio** der Stadt Padua. Der Autor schrieb diese Geschichte einige Jahre nach jener im italienischen Idiom verfaßten, daher die vielen Beisätze und Korrekturen.

Italienische Codices.

Eili sind hierunter die wichtigsten:

a. **Collezione delle Ducali dirette dalla Republica á Rettori di Padova**, vom Jahre 1405, in welchem die venetianische Herrschaft in Padua begann, bis zum J. 1797, der Epoche, wo dieselbe aufhörte. Ein Pergament-Codex, abgetheilt in 54 Bänden in Folio, mit vielen Miniaturen im besten Geschmacke.

b. **Camerino (da) Alessandro. Cronica di Padova.** Ein Papier-Codex mit vielen sehr elegant gemalten Wappen, welche den in der Chronik beschriebenen Familien angehören.

Nach vielen sehr genau eingeleiteten Nachforschungen ist dies das einzige ungedruckte Exemplar, welches einst der **Conte Jacopo Zabarella** zu Padua besaß. (**V. Tomasini Bib. Pat. Manusc. pag. 92.**)

c. **Cronaca di Padova**, für deren Verfasser **Descalzi Ottonello** gehalten wird. Ein Codex auf Papier in Folio, der Anfangs mit vieler Sorgfalt in der Bibliothek der **Eremitani** von Padua aufbewahrt wurde.

d. **Ferrari Girolamo. Storia compendiosa di Padova.** Das Werk enthält eine sehr genaue Reihe der Bischöfe und des Zivilvorstandes von Padua, wie nicht minder einen Katalog der Werke von Marmor, Bronze, der Gemälde, welche in öffentlichen Gebäuden oder Privathäusern aufbewahrt werden. (**V. Brandolese Angelo. Guida di Padova 1795.**

e. **Brunazzi Giovanni. Storia ecclesiastica di Padova.** Ein Codex auf Papier geschrieben, mit sehr kleiner aber deutlicher und leserlicher Schrift, von der Hand des gewesenen Besitzers **Conte Giov. Roberto Papafava**, welcher einen sehr genauen Inder über die Materien, Autoren und Dokumente hinzufügte. Von den zwei andern Exemplaren ohne Inder wurde das erste dem Kardinal **Rezzonico** gewidmet, welcher damals Bischof zu Padua und später Pabst unter dem Namen Klemens **XIII.** war; dasselbe wird in der bischöflichen Kanzlei aufbewahrt; das zweite Exemplar besitzt die Familie **Papafava** aus **Carrara**. Hier erlaube ich mir die Bemerkung, daß es nöthig sei, den Urkunden des **Sign. Piazza** auch die **Codices** der Bibliothek des Seminariums zu Padua und von **S. Marco** zu Venedig anzureihen, wenn man einen Ueberblick über die immensen Vorarbeiten zu der Geschichte von Padua von **Brunazzi** erhalten will.

f. **Memorie illustri della famiglia Brazolo di Padova.** Dieser Codex, reich an authentischen Dokumenten (von denen einige aus dem 11. Jahrhunderte) beschreibt das Verhältniß der Verwandtschaft der Familie **Brazolo** mit den **Scaligeri**, die Auszeichnungen, welche dieselben von der Familie **Carrara** erhalten und die berühmten Männer jener Fa-

milie, welche sich in den Waffen, in der Wissenschaft und an der Universität von Padua hervorthaten.

g. **Papafava Conte Giov. Roberto. Genealogia di illustri famiglie padovane.** Ein Codex auf Papier in Folio, sehr nett von der Hand des Abb. **Giuseppe Bianchi** geschrieben, mit den Wappen berühmter Paduaner versehen, deren Abstammung der Autor nachforscht. Die Arbeit wurde sehr gewissenhaft durchgeführt, denn sie gründet sich auf die bei der Munizipalität, den Familien und den Klöstern von Padua vorhandenen Dokumente. Mehr wie dreißig theils ausgestorbene, theils existirende Familien werden beschrieben. Dieses Werk sollte einen Theil von jenem noch größeren bilden, welches **Papafava** herauszugeben beabsichtigte: **Genealogie delle famiglie più illustri d'Italia.** Dieser Codex wurde von dem gelehrten **Pompeo Litta** ganz ignorirt, welcher sich desselben bei seinem Riesenwerke **Le famiglie celebri Italiane,** mit Ersparung an Zeit und Mühe und mit der Wahrheit näheren Argumenten hätte bedienen können.

h. **Ferreto Jacopo. Iscrizioni sacre e profane di Padova.** Ein autografer Codex auf Papier in 2 Bänden in Folio, der sehr werthvoll ist, weil er viele Inschriften enthält, die in den Werken von **Salomonio, Orsato, Portenari** vermißt werden und Andere verbessert, welche man in ihren Werken findet.

i. **Orsato Sertorio. Istoria di Padova.** Zweiter Theil. — Ein Codex auf Papier in Folio, sehr schön und trefflich erhalten. Dieser zweite ungedruckte Theil ist die Fortsetzung des ersten, welcher in Padua 1678 von **Paolo Trambotto** gedruckt wurde.

k. **Processo autentico per la Beatificazione della B. Elena Enselmini Padovana.** Ein autografer Codex prächtig eingebunden, welcher in dem Archive des Klosters **di S. Prosdocimo** in Padua aufbewahrt, der letzten Äbtissin **Speroni** anvertraut und bei ihrem Ableben von derselben dem gegenwärtigen Besitzer überlassen wurde. Die Kapitular-Bibliothek zu Padua bewahrt einen kostbaren Pergament-Codex, welcher in mehre Bände von verschiedenem Formate eingetheilt ist, und in welchem Dokumente und Papiere enthalten sind, die sich auf den erwähnten Prozeß beziehen; dieser Codex wurde schon von dem berühmten Johann Jakob Görres, Professor der Universität zu München, geprüft und für sein berühmtes Werk über die Mystik benützt.

l. **Professioni di Monache.** Ein Pergament-Codex, welcher die Formeln bei dem Profeß der Regel und dem Ablegen der feierlichen Gelübde der Nonnen verschiedener Orden enthält; reich an Goldverzierungen und Miniaturen.

(Schluß folgt.)

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei.

(Schluß.)

In der neunzehnten Vorlesung wird zu den Deutschen und Niederländern übergegangen. Sie und insbesondere die Niederländer werden gegen Jene in Schutz genommen, die sich an ihrem Mangel an Formenschönheit stoßen, und gezeigt, daß das malerische Prinzip nicht auf der Verbindung der Individualisirung mit reiner Formenschönheit beruhe, wie sie die Skulptur bietet. Diese liege nicht in der Natur der Sache. Der Maler könne mit ganz anderer Individualität seine Gestalten beseelen, als der Bildhauer. Sodann sei die Farbe ebenso das der Gestalt nach partikularisirende Prinzip, da die vollständige Ausbildung des Kolorits sich nothwendig an partikulare Formen halte.

Durch die veränderte Konzeption wird auch der Inhalt anderer Art als bei den Italienern. In dieser Rücksicht werden drei Hauptsfären angegeben. Erstens: die ursprüngliche Richtung der Deutschen und Niederländer bis zur Epoche hin, in der italienische Vorbilder sich durchgreifend geltend machen; die national bereicherte Anwendung, zweitens: dieser italienischen und antiken Elemente zur glorreichen Zeit der **Rubens**schen Schule; und endlich das neue Gebiet, welches die holländischen Meister erst für die Malerei mit Erfolg eröffnen.

Wie dies erweitert wird, werden die Vorzüge vor den Italienern gezeigt, die in tieferer Individualisirung liegen. Doch wird auch der Vorzug jener in Freiheit, Adel der Bildungen nicht mißkannt. Die Vorzüge der Deutschen werden aber auf die religiösen Szenen beschränkt, und als entgegengesetzte Mängel in Stoffen aus der alten Mythologie gezeigt; wofür **Luk. Kranach** als Beispiel dienen muß, und mit vollem Recht, „der, je weniger er dazu berufen war, um so lieber eine Venus zu malen unternahm, und immer nur das wohl getroffene Porträt der einen oder andern Landsmännin, mit etwas schiefstehenden Augen, gesunden runden Lippen ꝛc. zur Schau stellt, während er es doch in Situationen, die ihm gemäßer sind, zu Gestalten lieblichster Form und Bewegung bringt." Im Ganzen müssen wir bemerken, daß sich Hotho beinahe zu sehr in die deutsche Weise der Malerei eingelebt und geliebt zu haben scheint, und können uns mit dem Vorzuge, im Gemälde die Individualität des Malers, oder eine bürgerliche, soldatische aus der nächsten Umgebung lebendig zu sehen, nicht ganz vereinen. Das Leben der Malerei wird nicht ärmer, wenn der Gegenstand seine Individualität wahr wiederspiegelt, im Gegentheil aber scheint uns Unwahrheit, und ein noch mangelnder Standpunkt der Freiheit künstlerischer Konzeption zu Grunde zu liegen. Allerdings hat diese Weise deutscher Malerei ihr Zusprechendes, — eben aber nur als Form einer Zeit, und als historisches Moment bietet sie auch höheres Interesse.

Als die vorzüglichsten Maler einer Richtung, in der Kenntniß der Alten und Italiener wirksam ist, werden **Rubens** und seine Schüler bezeichnet. Um nun die Billigung dieser Richtung zu rechtfertigen, wird Folgendes bemerkt. Der Maler dürfe zwar weder äußere Erscheinung, noch inneres Gemüth unberücksichtigt lassen, wohl aber müsse er eines davon zum bestimmten Mittelpunkt machen. „Die Malerei muß sogar diese Richtungen trennen, wenn sich ihr ganzer Reichthum entwickeln soll." Hand in Hand mit der Antike geht die Kunst, die die leibliche Schönheit als Punkt betrachtet, auf den sie geistigen Ausdruck, Licht, Schatten u. s. w. bezieht. Wo die Partikularität der Charaktere und Formen die Grundlage ist, gehe die Richtung von der Antike ab. Sogleich wird aber gesagt: „Dem reichsten Kulminationspunkte aber führt eine Vollendung zu, welche nicht ausschließlich nur eines dieser relativ besonderen Gebiete, sondern deren wechselseitige Vermittelung zu ihrer volleren Basis erhält." Der scheinbare Widerspruch wird gelöst, indem behauptet wird, bei dieser Ergänzung handle es sich nicht um ideale Schönheit der Gestalt, sondern um Heiterkeit, Athem der Natur und des Geistes zugleich, Harmonie, Freiheit, Reiz u. s. w., in deren Vereinbarung die Italiener den Niederländern vorangeeilt waren. Wir müssen daher die frühere Behauptung, daß die Malerei ihre Richtungen trennen müsse, blos als eine Forderung an deren Entwicklungsgang ansehen; die Vermittelung aber darein

*

ſetzen, daß die, ſchon bei den Italienern ermäßigte Rückſicht aufs Antike zu der reineren Partikulariſirung der Deutſchen hinzutritt. — Im Allgemeinen können wir an Hotho's Bemerkungen über deutſche und italieniſche Malerei die Bemerkung anknüpfen, daß überhaupt in unſerer Zeit der vielfach ſchädlich gewordene Einfluß der Vorliebe zur Antike, auf der anderen Seite beinahe eine Scheu vor Formenſchönheit in der Malerei hervorgebracht hat, mindeſtens das andere Extrem, das gar nicht nach ihr verlangt. Müſſen wir aber geſtehen, daß die ſchöne Form eben auch eine Partikularität der Natur iſt, nur leider eine ſeltenere, verknüpft ſich mit dem natürlichen Sinn ſelbſt bei gewiſſen Objekten nothwendig die Vorausſetzung von Formeneinheit, ſo wird dieſe auch unter gewiſſen Bedingungen nothwendige Forderung ſein. Und ſo wird eine Kunſtepoche, die ihrer ermangelt, in der Wahl der Objekte entweder einer Seite entbehren, oder doch nur in einer Seite derſelben in ihrer Entwicklung wahr ſein. Überall entwickle ſich die Schöpfung der Malerei aus dem Weſen ihres Objekts heraus. Individualiſirung iſt ihr aufs Höchſte nächſt der Poeſie gegönnt, aber hierin ſei ſie empfänglich für alle Individualität. Sie laſſe ſich durch die Meiſterſtücke der Natur nicht beſtechen, um ihre Formen dort anzubringen, wo ſie die Natur nicht hinzuſtellen pflegt. Aber ſie mißkenne ihren Werth auch nicht, weil ſie bereits zu oft geblendet haben, und vom Mißverſtand falſch angewendet worden ſind.

Dennoch ſtimmen wir in das hohe Lob ein, das Hotho den Holländern zukommen läßt, von denen er nun in der zwanzigſten Vorleſung ſpricht. Denn wenn ſie auch nach Formenſchönheit wenig frugen, ſo war eben die Welt, in der ſich ihre Malerei bewegte, keine, die ſie bedingte.

Es wird der Einfluß der Reformation hervorgehoben, der eine weltlichere Richtung hervorbringen mußte, die denn auch Prinzip der holländiſchen Malerei blieb. Ihr Hauptgebiet lieferte die landſchaftliche Natur und das vorhandene Leben des Tages. Die Aufgaben, die durch dieſen neuen Inhalt dem Maler geſtellt ſind, fordern zu ihrer genügenden Löſung eine eben ſo ſeltene Genialität, als die meiſten der bisher betrachteten Stufen. Die Kunſt muß ihr Beſtes thun, um von Seiten der Fantaſie in der Auffaſſung, von Seiten der Kunſt in der Charakteriſtik, Belebung und Farbe den ſcheinbar fehlenden poetiſchen Gehalt herbeizubringen. Fehlt die religiöſe Weihe der Kunſt, ſo muß ſich der Maler um ſo eifriger nach anderen Grundlagen umſehen, aus denen ſelbſt die eigenthümlichſten Erſcheinungen in Natur und Wirklichkeit ihre weſentliche Bedeutung erhalten. Als eine ſolche wird für das Landſchaftliche, Blumen, Früchte und ſonſtige Gewächſe, für Thiere, für die leibliche Seite des menſchlichen Körpers u. ſ. w. theils die Lebendigkeit des Naturorganismus, theils die allgemein menſchlichen, und näher die beſonderen nationalen Grundzüge hervorgehoben. Es finden ſich zwar Landſchaften und ſonſtige Naturgegenſtände genug, die in ihrem Kreiſe dem höchſten Ideale entſprechen. Zu kurz kömmt aber dabei die lebendige Ausbildung der ſpezifiſchen Geſtalt; das Heimiſche, Trauliche ganz abgeſchloſſener Örtlichkeiten, überhaupt das Intereſſe für jeden verborgenen Zug, jede eigenthümliche Stimmung in Temperatur, Tageszeit u. ſ. w. Gerade hierum aber iſt es auf unſerer Stufe zu thun.

Allerdings liegen dieſer Stufe ſchöne Naturbilder ferner. Der praktiſche Sinn der Holländer freute ſich am Nächſten, und gab am liebſten die ihn gewöhnlich umgebende Welt wieder. Dadurch ſind ihre Landſchaften charakteriſirt, daß ſie ganz ein gewöhnliches Bild bieten; aber es iſt wahr. — Doch haben auch in ſich vollendet ſchöne Naturbilder ihre individuale Prägung. Nur liegt dieſe meiſt rein in ihnen, ohne Beimiſchung von Elementen aus bürgerlichem Daſein und Wirken. **Rubens, Ruysdael, Everdingen** wußten wohl von dieſen ſelbſtſtändigen, großen Charakteren der Natur, und beſonders **Ruysdael** wußte ſie ohne Sentimentalität doch in ihrer tiefſten Wirkung zu faſſen und wiederzugeben. Der holländiſche Sinn frug aber darnach im Allgemeinen nicht. Treffend wird er von Hotho geſchildert. Das national holländiſche Element wird als rechtlicher Bürgerſinn, Kühnheit, Fleiß, Ernſt feſter Ordnung, Liebe für ſein Heimatland, dankbare Erinnerung an die Thaten, Männer und Begebniſſe, die ſeine politiſche Lage begründeten, herausgeſtellt und als Subſtanz angegeben, aus der ſich ein großer Theil holländiſcher Meiſterwerke hervorgebildet, und jede Darſtellung durchdringt. — Hotho's Entwicklung dieſer Darſtellung iſt vortrefflich.

Als ein dritter Grundzug wird die Lebensfreudigkeit der Holländer hervorgehoben. — Über ihre Gemälde wird geſagt: zu religiöſer Erbaulichkeit ſeien die Täfelchen freilich nicht beſtimmt, aber ſie ſind Kunſtwerke. Und ſo urſprünglich ewiger, göttlicher Art ſei die Kunſt, daß ſie nun auch jeglichen Inhalt, und mag er der widerſpenſtigſte ſcheinen, wenn ſie ihn nur künſtleriſch zu faſſen weiß, in das Reich der Wahrheit und Freiheit hinüberträgt, dem jedes echte Kunſtwerk, was es auch darſtelle, gleichmäßig zugehört. Die Holländer werden als Meiſter genannt, an denen die Natur unſeren Künſtlern verſtändlich werden könnte; indeß, wir meinen, wer ſie liebt, kann ſie verſtehen aus ihrer unmittelbaren Sprache, und lernen in ihr.

In der einundzwanzigſten Vorleſung wird über die maleriſche Wirkung der Färbung in Landſchaft, Porträt und Szenen das Vortrefflichſte geſagt. Mit Recht wird die Blindheit geſcholten, die die Natur nicht verſteht, und dann über die Beſten abſpricht. **Goyen, Ruysdael, Rubens, Rembrand** werden vertheidigt. Nun werden auch die Holländer in ihrer oft zu geringen Schüchternheit mit gutem Humor und ſchlagendem Geiſte in Schutz genommen, und geſagt: ein tüchtiger Humor (wie ihn die holländ. Maler haben) ſei eine gottgeſegnete Gabe. Das Wahre und Beſte ſei ihm für immer feſt und geſichert. Mit dem Schlimmen der Gegenſtände ſei es ſo ſchlimm nicht gemeint. In der That ſeien es eigentlich herzbrave Leute, die wir auf den Bildern ſehen; nur in der Sonntagsluſt, im Übermuthe laſſen ſie auch den Auswüchſen der Laune und des Genuſſes Raum u. ſ. w.

Wirklich entſpricht der Eindruck holländiſcher Bilder dieſer Auffaſſung Hotho's. Wir vergeben Manches, weil, wenn es ſelbſt zu viel iſt, es doch keinem eigentlich ſchlüpfrigen Sinne entſpringt, ſondern eben nur einer derben, guten Laune. Und dieſe Gemälde verbinden mit ihrer künſtleriſchen Bedeutung den Grund, daß, weil ſie im eigenen Leben des Volkes wurzeln, ſie auch die ganze nationale Weiſe ſo lebendig und doch ohne der Kunſt das Geringſte zu rauben, repräſentiren, als es wohl in keiner Kunſtentwicklung eines andern Volkes der Fall iſt.

In der zweiundzwanzigsten Vorlesung stellt der Verf. nach einem Rückblicke auf das bisher Gesagte die Deutschen und Niederländer in ein vergleichendes Verhältniß zu anderen nationellen Entwicklungen der Malerei. Treffend werden die romanischen und germanischen Völker charakterisirt. Hier näher einzugehen, so viel Interesse sich an das Gegebene knüpft, würde zu weit führen, da der Verfasser einzeln die Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Holländer erwägt. Das bisher Berichtete dürfte genügen, um seinen Standpunkt für diese Erörterungen klar zu machen.

Hiermit ist der erste Theil abgeschlossen, der zweite geht spezieller auf die geschichtlichen Entwicklungen der deutschen und niederländischen Malerei ein. Den Bericht darüber behalten wir uns einer nächsten Abhandlung vor. Möchte das Wenige, das sich in den Grenzen der vorliegenden Darstellung über die glückliche Auffassung und Darlegung eines reichen geschichtlichen Inhaltes in dem vorliegenden Bande gesagt werden konnte, die Aufmerksamkeit manches Lesers dieser Blätter auf dieses Werk gerichtet haben. Keiner wird es gewiß ohne erlangten Vortheil aus der Hand legen, denn selbst der Widerspruch, der durch einen so warmen, wahrheitseifrigen Sinn rege wird, kann nicht lau bleiben. Und belebender, zum selbstständigen Suchen der Wahrheit aufstachelnder Elemente hat unsere Literatur fast nöthiger, als belehrender. Wo beide vereint sind, wie in Hotho's Buche, da ist dieses eine That, wie sie die Literatur bedarf, — kein Beitrag zur matten Vielgeschäftigkeit, deren Dasein sich verflüchtigt, sondern ein reines Element des Lebens.

Hasner.

Medizinische Schriften von Maimonides.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nun zu andern Anführungen über:

Aristoteles, Buch der lebenden Wesen, B. 9. Ende, hat eine nützliche medizinische Aforisme über das Spasma (כויצה) der Kinder, welche gute Milch genießen, auf welche Niemand aufmerksam gemacht hat (31, a, die Übersetzung ist sehr arabisirend). — Das 24. Kap., welches den medizinischen Raritäten gewidmet ist, beginnt (49, d.) mit einer dunklen Stelle, worin von Honein's Übersetzung der Frauenkrankheiten von Hippokrates die Rede ist, wie es scheint das selbstständige Werk (Wenr. 107), wo kein Übersetzer genannt ist; doch hat Honein alle Werke Hippokrates übersetzt, (s. Wenr. 113.) [30]) Die Aforisme enthält die Angabe, daß im Jahre einer Sonnenfinsterniß in Sizilien Kinder mit 2 Köpfen geboren wurden! — Razi (25, b. 53, b.) über dessen Bestreitung Galens oben die Rede war (s. Anm. 16.) wird auch im diätetischen Sendschreiben häufig erwähnt) s. die Anmerk. des Hrn. W. S. 24). — Abunaßr Alfarabi (st. 950), der berühmte Kommentator des Aristoteles, von dessen Werken über Galen oben die Rede war (s. Anm. 16.) Angeführt wird hier von demselben eine Bemerkung über Galens Bevorzugen der griechischen Sprache (53, b.). Eine Bezeichnung des Werkes Alfarabi's scheint zu sein: אותיות (für האותיות lese ich באותיות). — Übrigens ist auch Maimonides Ansicht über Sprachverwandtschaft (das.) merkwürdig. Er hält nämlich das Hebräische für fast gleich dem Arabischen, weniger verwandt mit dem Aramäischen, welchem sich wieder das Griechische nähere! — Ein anderes Zitat aus Alfarabis Kommentar lautet: בפי להקש הגבול (? 53, d) — Auch dieser kömmt im diätet. Sendschr. vor, s. die Anm. des Hrn. W. S. 53. — **Et-Temimi** (Ende des 10. Jahrh.), „der auf dem Tempelberge lebte [31]), verfaßte ein Werk betitelt el Morschid d. i. der Leiter (המישר), und soll viel Erfahrung gehabt haben, obwohl er das Meiste andern entlehnt" (44, a. vgl. 26, c. 46, a. korrumpirt ist der arab. Titel des Werkes 30, d. 37, c.); s. die Artikel Tamimi bei **d'Herbelot** (IV, 366) und Morsched (das. III, 520), wo der vollständige Titel des Werkes, woraus zu ersehn, daß das Zitat aus Temimi „über die besonderen Kräfte der Arzneien" (s. 47, a: בסגולות הרפואות) dasselbe Werk angehe — Ali Ibn Rodhwan (st. 1061. od. 1068. s. Wüstenfeld §. 138; vgl. **d'Herbelot III**, 769. I, 655.) wird ohne nähere Bezeichnung seiner Werke zitirt, u. zw. seine Bemerkungen über Galen (50, b., wo Maimonides den Übersetzern Galens einen unrichtigen Zusatz zur Last legt; und 52, a: „die meisten Zweifel Ali's" (רוב ספיקות על) und s. oben unsre Anm. 16) — Ibn Zuhr (45, a u. Anf. Kap. 25 über Galen) ist der, unter dem Namen Avenzoar bekannte, jüdische (?) Arzt Abu Merwan (s. 19, a. — st. 1161, nach der Anm. des Hrn. W., diät. Sendsch. S. 36!), dessen Vater Abu Ali hieß, und wahrscheinlich ebenfalls praktischer Arzt war. Die wichtigern speziellen Zitate lauten: (37, b.): „Abu Ali Ibn Zuhr in der Anweisung (? במצות) Abu Merwans über das **regimen** der purganten Heilmittel" בהנהגת הרפואות המשלשלות Man vergleiche diesen Titel mit dem oben bei Galen unter Nr. 24, wo ebenfalls „**regimen**" vorkömmt. 43, d: Abu Merwan Ibn Zuhr in dem Buche über die Speisen, welches er einem Könige von den Morabithin sandte ..... wovon Einiges sein Vater (nämlich Abu Ali) in seinem Gedenkbuche (מזברת) erwähnt. — 45, a: „Es erwähnt Abu Merwan Ibn Zuhr .... und sein Vater sagte ihm Wunderbares hierüber, ich will es ihm zuschreiben, obwohl Manches davon von Andern erwähnt wird. Die besonderen Kräfte erwähnt er im Buch Trisir und im Buch der Speisen, welches er für einen der Könige von Andalus (Spanien) verfertigte ... und Abu Ali erwähnt es zum Theil in seinem Gedenkbuche." [32]) Die oben erwähnte Polemik Ibn Zuhr's gegen Galen fehlt bei **Wenrich**, der diesen Schriftsteller nirgends anführt. — Wir haben hier blos referirt, und nur das Allernothwendigste hinzugefügt, da wir hoffentlich bald Gelegenheit haben, in diesen Blättern über diese Männer zu sprechen.

Referirend ist über die Aforismen nur noch zu bemerken, daß die Übersetzung, deren Autor hier nicht genannt ist, nicht zu den bessern gehört. Der Styl ist ungelenkig und oft unverständlich; wobei freilich der korrupte Abdruck in Anschlag gebracht werden muß.

Gehen wir nun zu den verworrenen und verwirrenden Angaben der Bibliografen über, wobei wir die Nr. und Titel der medizinischen Werke M's. bei **Rossi** (fast ganz übereinstimmend bei **Beer**) zu Grunde legen, und beginnen

gleich mit denjenigen 4 Werken, deren einzelne bei den verschiedenen Bibliografen mit den oben angezeigten Aforismen identifizirt werden.

Nr. 21. Aforismen gesammelt aus Galen in 25 Büchern. Der arabische Titel lautet nach **Wenrich** (p. 114) und Wüstenfeld „**Fussul fiilm et Thabb etc.**" d. h. „Aforismen über die Wissenschaft der Medizin gesammelt aus den Schriften Hippokr. und Galens." Das arabische Fußul bedeutet Abschnitte und Aforismen, in beiden Bedeutungen entspricht das hebr. **Perakim**. Der hebr. Titel „**Pirke Moscheh**" (Afor. Mosis) hat nur den Namen des Autors dazugenommen. Vollständiger und dem arabischen entsprechender ist der Titel „**Pirke Moscheh bi-refuah**" (Afor. Mosis über Medizin) in dem berühmten Schreiben **Bedirasi's** an **Adereth** (welches Zitat auch in gegenwärtigem Abdruck zu finden ist, wie auf dem Titelblatt bemerkt wird). Ein andres Zitat mit diesem Titel, in dem Werke „Bogen und Schild" von **Rabbi Simeon B. Zemach d'Oron** (fol. 17, a. [33]) findet sich nicht in den vorliegenden Afor., wohl aber im diätetischen Sendschreiben — s. weiter unten. — Der Übersetzer ins Hebräische, bei **Rossi** „**Nathan Amali**" ist Nathan aus Hamath in Palästina, über welchen Zunz Näheres angibt (s. Geigers Zeitschr. **IV**, 190 und vgl. Geiger das. S. 442). — Nr. 22. Kommentar zu den Aforismen des Hippokrates, hebräisch von Mose Ben Samuel Ibn Tebbon **Anno 1268** (vgl. **Wenrich** p. 112. und Wüstenfeld), besteht nach **Rossi** (Kod. 150, 1. vgl. 312 1.) aus 7. Traktaten (od. Kap.), beginnt mit der Vorrede Maimonides, deren Anfang fast so wie bei **Wolf III**, 788 lautet. **Rossi** bestreitet durchaus die Identität dieses Kommentars mit Nr. 21; und dennoch möchte ich gegen die Autopsie dieses, nicht immer zuverlässigen, Kritikers diese Identität vertheidigen, und zwar wenn wirklich nur 7. Kap. dieses Komment. vorhanden, so mögen dies etwa 7 Abschnitte der Afor. sein; denn auch die oben auszüglich mitgetheilte Vorrede beginnt fast eben so, und dabei ist die supponirte Verschiedenheit der Übersetzer in Anschlag zu bringen.

Nr. 23. Kompendium der Arzneiwissenschaft hebr. **Sefer Refuoth**, [34]) wofür **Wenrich** (p. 269) einen Kommentar über Galens „**de methodo medendi**" hat, Wüstenfeld eine „**succincta expositio**" wird schon von **Sabbathai, Conforte, Rossi** und Dernburg (a. a. O. S. 418) mit den Aforismen identifizirt, woraus der Doppeltitel unserer Ausgabe gerechtfertigt ist. Das Exempl. des Eskurial enthält nach **Casiri** bei **Rossi** auch „kurze Regeln aus dem **Avicenna**," und **Rossi** hat übersehen, daß auch sein Kodex 150, neben andern medizinischen Schriften Maimonides (von welchen noch die Rede sein wird) auch „Exzerpte aus **Avicena's** Kanon von ungenanntem Autor" enthält 34. b. Ich wäre geneigt zu glauben, daß hier blos von dem Auszug aus dem Avicenna des Uebersetzers Nathan (s. oben), der auch verschiedene Bücher des Kanon übersetzte (s. **Zunz**, Geigers Zeitschr. **IV**, 190), die Rede sei. Doch berichtet auch **Wolf** (**I** p. 865) und **Rossi** (Nr. 18) von einer hebräischen Uebersetzung eines Werkes von Avicenna, welches Maimonides vom Sultan **Anno 1186** erhielt, und **Rossi** hat das Exemplar der Uebers. zu Bologna selbst gesehn! — Wie aber die Aforismen zu dem Titel „Buch der Medizin" gekommen, ist aus dem oben erwähnten vollen Titel leicht erklärlich. Eine interessante Analogie bieten die ethischen „8 Kapitel über die Seele" (**Schemone Perakim**) in seinem **Mischnacom**; aus welchen die Bibliografen ein „**liber de anima**" (s. **Wolf III**, 864 dagegen **Rossi** S. 203. Nr. 14), oder **Refuoth hannefesch** (Seelenheilkunde) oder **Hanhagath hannefesch** (Seelendiätetik) gemacht haben, was hier nicht weiter verfolgt werden kann. (Vgl. noch unten zu Nr. 24), dem stehen nun einerseits gegenüber die medizinischen Perakim (Aforismen) als **Refuoth ha-guf** oder **R. hagewyjah** (Heilkunde des Leibes), anderseits die **Hanhagath haguf** oder (**regimen corporis**) oder **Hanhagath ha-beriuth** (Diätetik, s. weiter unten), welche beiden Angeln der praktischen Anthropologidie Werke des Theologen und Mediziners umkreisen. —

Endlich gehört noch hieher: Nr. 32: Auszug (Kompendium) aus den 21 Büchern Galens, eigentlich 16 von Galen und 5 v. andern Schriftstellern, welche Dernburg (S. 123. Anm. 418. Anm.) mit den Aforismen identifizirt (vgl. Wüstenfeld **S**. 108. Nr. 8. ?) Welche 16 Werke Galens dies seien, hat **Sacy** zu bestimmen versucht [35]). Wir gestehen, daß die schlecht übersetzte Stelle unserer Vorrede allein (s. Anm. 117 und vgl. Anm. 14) uns unentschieden gelassen hätte, wenn nicht **Munk** (s. Jhr. Annalen 1841 S. 94), der mehre dieser Kompendien (Mochtaßarât, hebr. קיצורים) aus Egypten nach Paris gebracht, ausdrücklich jene Stelle als eine „deutliche" gegen die Identität anführte, und zugleich angäbe, daß die 16. Werke Galens diejenigen seien, welche die Araber, wie schon vor ihnen die Alexandriner, ihren medizinischen Studien zu Grunde legten, worüber Ibn Abi Oseiba. ausführlich handelt. Die von **Sacy** angegebenen 16 Schriften bilden nur 1 von diesen Werken.

Nr. 24. ספר הנמצא bei Wolf und Wüstenfeld, „liber inventi" bei Beer (Nr. 25) „das gefundene Buch" bei **Rossi** wohlweislich gar nicht übersetzt, soll theils medizinischen, theils moralischen Inhaltes sein, und ist hinter dem Werke **Amaroth tehoroth**, von **Abraham Chasun**, Thessaloniki 1596 gedruckt. (Daß Abr. Chahun der Übersetzer aus dem Arabischen sei, hat Beer wahrscheinlich kombinirt.) Dies äußerst seltene Werkchen konnte ich in Prag nicht auftreiben. Ich vermuthete, daß das hebräische „**Nimza**" hier im filosofischen Sinne (dem arab. Maudschud entsprechend) zu fassen und daher „Buch des Existirenden" zu übersetzen sei. Sr. Ehrw. der Herr Rabbiner Rapaport, der das Schriftchen vor vielen Jahren gesehn zu haben sich errinnert, bestärkte diese meine Vermuthung durch eine andre. Ich verdanke nämlich der Güte meines gelehrten Freundes L. Dukes eine Abschrift der maimonidischen „Abhandlung Über die Einheit" — (מאמר היחוד bei Rossi (Nr. 7) „Über die Einheit Gottes") — nach **Cod. 310. 4°** der Hamburger Bibliothek, in der hebräischen Übersetzung von Isak Bar Nathan (s. **Assemanni's** Katal. der vatikanischen Bibl. **No. 170**). Indem ich dies Werkchen dem Hrn. Rabb. Rap. vorlegte, war derselbe so gütig, mir Manches hierüber zur beabsichtigten Herausgabe zu versprechen, theilte mir aber auch nunmehr seine Vermuthung mit, daß dieses Schriftchen mit dem „Buch

des Existirenden," welches er vor vielen Jahren gesehn hat, identisch sei! Indem ich also den neugierigen Leser auf die versprochenen ausführlichen Mittheilungen des großen Kritikers bei Herausgabe dieses höchst seltnen Werkchens vertröste, will ich hier nur eine ganz kurze Notiz über mein Manuskript geben. Die Einleitung beginnt mit den Worten:

אלה הפשטים הנבואיים והשכליים המסודרים וכו׳,

also fehlt der eigentliche Anfang. Es folgen 3 Cap. Die Schlußworte des 3. sind: לכתו לדרך או בואו; dann folgen die Worte „Ende des Buches der Einheit." Dann folgt: „Noch ein Kapitel aus den Worten des **R. Moses B. Maimon** an einen seiner Freunde, und dies ist die Ergänzung der Abhandlung." Die beiden ersten Kapitel der eigentlichen Abhandlung sind durchaus theologischen Inhalts, und beruft er sich im 2. auf sein bekanntes Werk **Moreh** (Führer). Das 3. theilt sich in Ethik und Diätetik. In der Mitte desselben heißt es nämlich: „Nachdem wir nun Einiges über die Heilung der Seele (s. unsere Bemerkung zu Nr. 23) erwähnt; wollen wir damit verbinden einiges Allgemeine und Besondere über die Erhaltung der körperlichen Gesundheit, welche eine Bedingung der seelischen Gesundheit ist, u. s. w." Die hierauf bis zum Schluß des 3. Kapitel folgenden diätetischen Regeln finden sich auch in andern Werken Maimonidis, worüber weiter unten. —

Über andre medizinische Schriften **M.'s** kann ich nur die Fehler der Bibliografen aufdecken und hypothetische Verbesserungen substituiren.

Nr. 25. (**Beer** Nr. 26) Buch der Speisen, arabisch für den König von Egypten, hebr. von „Stacharja" aus **Barzellona** mit dem Beinamen **Saladino** (!) (s. **Rossi Cod.** 496) s. unten Anm. 41, b., s. **Codex Rossi** Nr. 150, 3. Die angebliche lateinische Übers. von **Voldek** bei **Beer** hat schon **Wolf** (**IV.** p. 419), **Rossi** (S. 198, vergl. auch Wüstenfeld und **Grässe**) als Abschnitt aus **M.'s** großem Ritualgesetzbuch (Wiederholung der Lehre) über die verbotenen Speisen, angegeben. Ob zwar nun nach **Rossi** (S. 198) auch dieses Ritualges. in arabischer Übers. aus dem hebr. Original auf der Bodlejana sich befindet; so ist doch das „Buch der Speisen" nicht mit dem erwähnten Abschnitt zu verwechseln, sondern wirklich ein medizinisches Werk **M.'s**. Aber was für eins? — Nach Wolf (**III.** p. 788 befindet sich im **Escurial** eine arabische Übersetzung **M.'s** von **Galen's de alimentis lib. 1.** und **de tuenda valetudine! Wenrich** (p. 248) führt ein Werk Galens an (s. oben im Verz. Nr. 7 und Anm. 25) „**de alimentorum facultatibus,**" übersetzt von Honein, und auch von einem Unbekannten, im **Escurial**. Die Weglassung des Wortes „**facultatibus**" in unsrem Titel dürfte uns nicht wundern, da wir bereits oben die Analogie dazu gefunden, und noch unzählige andre bei **Wenrich** finden. Auch den Kommentar Galen's über Hippokratis **de alimentis** (**Wenr.** p. 266) oder **de victu** (ib. p. 105) könnte man denken. Keinesfalls kann aber von einer puren Uebersetzung die Rede sein, da **M.** nicht griechisch verstand. — Ueberhaupt halten die Orientalen die Grenze der Übersetzung und des Kommentars nicht so streng auseinander, worüber bei einer andern Gelegenheit mehr. — **Rossi** (**ad Cod. 150, 3.**) urgirt aber gegen jede Identifikation dieses Werkes mit einer Uebersetzung Galens, daß es für den Sultan geschrieben sei, wie aus einer Anm. des hebr. Uebersetzers hervorgehe! Dagegen läßt sich freilich einwenden, daß dem Sultan auch eine solche Bearbeitung gewidmet oder von ihm veranlaßt sein konnte (vergl. oben zu Nr. 23). Wahrscheinlicher ist es freilich, daß es individuell für den Sultan bestimmt war, wie Nr. 28, 29. Ja man könnte an die Diätetik denken, denn ein arabisches Werk **de temporum diversitate et alimentorum recto usu** von Hippokr. kombinirt **Wenrich.** (p. 105) mit Hip.'s 3 Büchern der Diätetik (hygienische Diätetik). So könnte also dies Buch der Speisen vielleicht ein Abschnitt des diätetischen Sendschreibens sein? — Der hebr. Uebersetzer ist nicht Sacharja sondern Serachja Ben Isak Ben Schealtiel, über welchen Zunz (Geigers Zeitschr. **IV.** 190) gelehrte und belehrende Nachweisungen gegeben. —

Nr. 26. (Beer Nr. 24) Ueber den Beischlaf, hebr. sonst unbekannt, s. **Rossi** zu **Cod.** 1280. Beer setzt hinzu „schädlichen" und andre Angaben **Rossis** aus Nr. 25. Dies dürfte der Abschnitt über den verbotenen Beischlaf aus **M.'s** großem Ritualwerk sein.

Nr. 27. Traktat über Hämorrhoiden s. **Cod. Rossi** 354. 1280; enthält angeblich 7 Traktate (Abschnitte), sonst könnte man es mit dem diät. Sendschr., dessen Veranlassung die Hartleibigkeit des Sultan, indentifiziren. Ein eben so betiteltes Werk im **Cod. Rossi** 150, 2 und in **Paris** (s. **Wolf III.**, 1986, e. vergl **Rossi:** Aben Job) ist angeblich von Salomo Ben Joseph Ibn Ajub 1265 in Beziers verfaßt. Der **Cod.** 150 enthält aber noch andere medizinische Werke Maimonidis (s. oben Nr. 25). Ibn Ajub ist als Uebersetzer Maimonidischer Werke bekannt (s. Geigers Zeitschrift **I.**, 422), also zweifle ich nicht, daß er auch hier nur hebr. Uebersetzer war. — Ein Beispiel, wie selbst **Rossi** seine eigenen **Codices** beschreibt!

Nr. 28. Ueber das Asthma, nach Kod. **Rossi** 1280 ebenfalls für den Sultan, der daran gelitten haben soll, hebr. übersetzt von Samuel Benvenisti.

Nr. 29. Ueber den Biß giftiger Thiere (Schlangenbiß u. a.) auf Befehl des Sultans 1198. Von welchem Sultan in so vielen Schriften **M's.** die Rede sei, werden wir weiter unten erörtern (s. 41, b.)

Nr. 30. Ursachen der Krankheiten ist unstreitig das ספר הסבות (**Cod. Vatic.** 351, 4.) bei **Wolf** (**I** p. 864), welches Beer also unnöthig noch einmal anführt. Den vollständigen, den Werken Hippokrates und Galens (vgl. **Wenr.** 98. 105. 243. 269) entsprechenden Titel „**de causis et indicibus morborum**" gibt Wüstenfeld (Nr. 7) mit der Bemerkung, daß es ursprünglich hebräisch geschrieben (?) von **Soleiman el Holeisch el Mokkadesi** ins Arabische übersetzt worden. Man möchte eher das Umgekehrte glauben. Uebrigens fand der arabische **Moreh** auch einen Kommentator unter den Arabern (s. Geiger, Mole Chofnajim S. 71. und Anhang zu unserer Anzeige). Vgl. oben Galens Werk Nr. 18.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkungen.

30. Die Stelle lautet:

באר המצחיק שמעא בספר הוה בכאב גיד הנשה,* יתוקן בכאבי הנשים לאפוקרט, העתיק חנן מלשון יון ללשון ערבי לפירושו זולת גאלינום ונמצא (ומצא?) בפירושו אותו תוספת ענינים זרים וכו'

*Die ersten 3 unterstrichenen Worte bedeuten Scatica s. Tobia 91, b.

31. Daher sein Beiname el Mukaddesi (d. Jerusalemiter) bei den Bibliografen. Sein vollständiger Name und seine Schriften bei Wüstenfeld §. 112; s. auch Wolf III. 330 b., Zunz in Geigers Zeitschr. II. S. 317. Anm. 35.

32. Arabisch: Tedskeret. S. vorläufig Wüstenfeld §. 158 — 9; wo Manches Abweichende; so z. B. wird das liber memorialis dem Abu Merwan zugeschrieben, die Streitschrift ist von Abu Ali u. s. w.

33. S. über dieses Werk Litbl. d. Or. Col. 812. Anm. 46. Orient 1843. Bibliogr. Misz. Art. Polemik. — Das Abfassungsjahr ist 5183 (1823—3) zu korrigiren. Das angeführte Zitat s. unten Anm. 52.

34. Dies ist nach Wolf (I. p. 863) in Hilchoth Deoht (4, 21.) erwähnt. Ich glaube aber M. bezieht sich das. auf Galens oder andrer Ärzte Werke; denn sein Ritualgesetzbuch ist 1177 — 8 vollendet (s. Dernburg S. 419) jedenfalls älter als der »Führer,« der in den Aforismen (Ende) zitirt wird, — s. noch Anm. 41, b.

34. b. Vergl. »Canones de medicina practica« aus dem Escurial bei Wüstenfeld (Nr. 9), und s. unten Nr. 30.

35. Zu Abdollatif p. 491 (s. Dernburg S. 418), welchen ich leider nicht besitze.

Die Taschenbücher.

(Fortsetzung.)

5. Gedenke mein! 14. Jahrg., Wien, Pfautsch und K. — 6. Huldigung den Frauen. Herausgegeb. v. Castelli. 23. Jahrg., Wien, Tendler und Schäffer.

Das mit aller Pracht ausgestattete und mit schönen Stahlstichen verzierte zuerst erwähnte Taschenbuch enthält vier Erzählungen und viele sehr ansprechende Gedichte, worunter ganz vorzüglich »ein Traum des alten Fritz,« »Orgellust« von J. G. Seidl, so wie auch des Lautenmachers Söhne von Ferd. Helbling, »Landgraf Friedrichs Ritt zur Taufe,« von Adolf Bube, und mehre Gedichte von Drärler-Manfred, Grf. Heussenstamm, Bechstein, F. Kapper, Mayer, Schemnitz, Großmann. Eine biografische Skizze von Aug. Frankl macht uns mit dem Wirken des beliebten talentvollen Dichters, so wie seine »Liebesepisode« mit dem Roman seines Lebens bekannt. Die Novelle »ein Ehrloser« von Walter Tesche trägt allerdings das Gepräge einer sehr geübten Feder im Schildern des bewegten Treibens im Salon einer fashionablen Frau, auch ist die ganze Intrigue um den Ehrlosen, für den Frevel, den er an den Frauen geübt, zu strafen, sehr pikant; allein sie ist etwas französisch und zu sehr aufgetragen, obwohl nicht zu läugnen ist, daß sie auch des Wahren viel enthält. Die »Holländischen Gespenster« von Ad. Ritter v. Tschabuschnigg führen uns in den Haushalt einer wohlhabenden holländischen Kaufmannsfamilie, die mit der größten Genauigkeit beschrieben, uns ein sehr getreues Bild von den Holländern gibt; die Erzählung ist eine ganz hübsche Satyre auf die übertriebene Genauigkeit und Reinlichkeit derselben, indessen gehen selbst die Gespenster mit einer solchen Abgemessenheit aus und ein, daß der Leser sich beinahe hinaussehnt aus diesem schön gefegten Hause, in dem selbst die Blumen steif und ohne Leben sind. Ein wahrer Gegensatz dieser Novelle ist Ad. v. Schadens »Quälgeist«, wo Alles Leben und Muthwille athmet; wenn wir uns aber nicht irren, so ist dieses oder wenigstens ein sehr ähnliches Sujet schon früher dramatisch bearbeitet erschienen; aber auch als Novelle liest es sich recht angenehm. »Eine Dichterliebe« von Karl R. Frühauf läßt uns ein fantasiereiches Gemüth erschauen, das eine Wunderwelt von Gedanken und Bildern erschließt; allein sie ist beinahe des Überschwenglichen zu voll und der Dichter muß wohl erst über sich selbst mehr klar werden, um nicht ein zu buntes Bild von seinem überwallenden Herzen zu geben; übrigens ist nicht zu läugnen, daß die Novelle von Interesse ist.

6. H. Castelli hat in seinem Taschenbuch einen schönen Verein von Dichternamen, allerdings zu angenehmen Erwartungen berechtigtem, die aber auch gewiß gerechtfertigt werden in den Gedichten von Grillparzer, A. Grün, Hammer-Purgstall, Seidl, Schumacher, Vogl, Dingelstedt, Marsano, und einer Menge anderer, theils anerkannter theils aufkeimender Talente, die wir jedoch nicht alle einzeln erwähnen können. Gewiß gehört dieses Taschenbuch unter die vorzüglichen. Das Novellenfach ist vertreten durch Castelli selbst, in dem »Opfer einer Frau,« worin er ein sehr edles Weib schildert, das auf Kosten ihres eigenen Glücks dem Manne entsagt, von dem sie geliebt wurde, den sie aber aufgibt, um seine Stellung in der Welt zu gründen, die ihm Ersatz für verlorne Liebe geben soll. Er erfährt ihr Opfer erst nachdem sie todt, und er zu den Ehren gelangt ist, die seine ehrgeizige Mutter als höchstes Glück für ihn anerkannt. Besser wäre es, er hätte es nie erfahren; es ist dies wie das Galvanisiren einer Leiche. Zum Glück macht es auf ihn keinen Eindruck mehr, nur auf seinem Sterbebette ruft er noch der Geopferten Namen. »Eine Dorfgeschichte aus dem Niederwalde« von Franz Stelzhammer gibt uns ein getreues Bild des österreichischen Volkscharakters, wie aus dem Aberglauben, der noch an so vielen Orten herrscht, sich das Volk einen frommen Glauben bildet, und vorzüglich wie das Gemüth des einfachen Weibes aufopfernd zum Wohle und zum Segen für ihre Mitmenschen zu wirken strebt. Hr. Stelzhammer hat auf eine vortreffliche Weise dies in einer kleinen Begebenheit geschildert, die so einfach und prunklos, und doch so vielsagend für den Seelenforscher ist. Recht interessant ist, »der Liebe Dornenkrone« eine historische Novelle aus dem dreißigjährigen Krieg; mit Situationen, wie sie die damals belebte Zeit hervorbrachte, und mit der Schilderung eines wahrhaft edlen und großen weiblichen Charakters. Etwas weniger anziehend sind »die vier Jahreszeiten eines Herzens« Novelle von Aler. J. Schindler; es fehlt dieser Erzählung, wenn wir uns dieses Gleichnisses bedienen dürfen, der wohlklingende Akkord, der die vielen Dissonanzen befriedigend auflöst. »Des Dichters Rächer« von Karl Rain hat eine originelle Idee zum Grunde und »die Prophezeihung aus den Karten,« von Fried. Dornau ist ein anmuthiger Schwank. Ausgestattet ist dieses Taschenbuch sehr hübsch; die Stahlstiche stellen weibliche Ideale vor; der Druck ist vorzüglich gut.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 4. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 15.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung

Inhalt: Pöschl: Braubach's Fundamentallehre der Pädagogik. — Valentinelli: Piazza's Privat-Museum in Padua. (Schluß.) — Steinschneider: Schriften über Maimonides. (Fortsetzung.) — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte.

Funtamentallehre der Pädagogik oder Begründung derselben zu einer strengen Wissenschaft von Dr. Braubach, Professor und Direktor an der großherzogl. Realschule zu Giessen, 1841. XII und 236 S. 8.

Angezeigt durch Heinrich Ernst **Pöschl** in Wien.

Eine Beschäftigung, so alt als das Menschengeschlecht selbst, aus deren Bereiche der Stoff seit Jahrtausenden aufgespeichert liegt, der menschlichen Aufmerksamkeit werth, wie kaum eine andere, eine Beschäftigung, deren Nothwendigkeit, ja Unerläßlichkeit stets anerkannt worden, tritt erst im 19. Jahrhunderte zu einer strengen Wissenschaft begründet ans Tageslicht, unter dem Namen Fundamentallehre der Pädagogik! Woher rührt eine solche Verspätung? Ist eine solche wissenschaftliche Begründung überhaupt nothwendig? Entspricht die vorliegende Schrift ihrer Form und ihrem Inhalte nach allen Ansprüchen, welche wir auf eine solche Erscheinung zu machen berechtigt sind? — Die Beantwortung der ersten Frage liegt in der Geschichte des Menschengeschlechts überhaupt, und in jener der Wissenschaften insbesondere. Schon die Alten sahen die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Pädagogik ein. Zu dieser Einsicht konnten sie aber nur auf dem Wege der Erfahrung gelangen, welche zu ihnen sprach: Diese oder jene Summe von Erkenntnissen ist für ein Menschenleben zu ausgebreitet, suchet ihre Prinzipien auf rationalem Wege auf, ordnet die Masse nach ihnen, und ihr werdet euch einen Standpunkt erringen, von dem aus das Ganze leicht übersehen werden kann. Sehr richtig bemerkt der Hr. Verf. in dieser Hinsicht: „Die Zahl der einzelnen Wahrheiten ist unendlich, obgleich sie in der Wahrheit im Allgemeinen als in einem Einfachen beruhen und hervorgehen. Der menschliche Verstand ist nicht leicht im Stande, alles Einzelne zu umfassen, um dadurch zur einfachen Wahrheit zu gelangen. Daher widersprechen sich oft wirklich oder scheinbar die einzelnen Wahrheiten, woher die Unsicherheit der empirischen Wahrheiten. pag. 126." — Allein sie konnten nicht nur, sondern sie mußten auch zu dieser Einsicht gelangen, denn es stellte sich bei der überwiegenden Masse des Stoffes alsbald das Bedürfniß ein, sich dieses Stoffes zu bemeistern, was nur wieder auf rationalem Wege bewerkstelligt werden konnte. Es ging also nothwendiger Weise die Erfahrung den rationalen Forschungen voran, und so wie die Filosofie nicht die Grundlage als vielmehr den Schlußstein menschlicher Bildung abgibt *), eben so wird auch der wissenschaftlichen Begründung der Pädagogik die gründliche Erfahrung vorausgehen müssen. Und in der That mögen es auch zwei Punkte hauptsächlich sein, durch deren Auffassung und Verfolgung, wie der Hr. Verf. Vorwort p. IV. bemerkt, die Wissenschaft und Kunst der Pädagogik weiter gefördert werden kann: die wissenschaftliche Begründung und die gründliche Erfahrung. Unter jener versteht er den inneren Charakter des Gedankensystems und die Wahrheit seiner Grundlage, unter dieser eine solche, der eine entgegengesetzte Erscheinung nur scheinbar widersprechen kann, aber in ihrer höheren Wahrheit nur Bestätigung geben muß. Allein dagegen dürfte sich einwenden lassen, daß der innere Charakter des Gedankensystems durch die Wahrheit seiner Grundlage schon gegeben ist, was der Hr. Verf. p. 26, 27 zu erkennen gibt, wo er sagt: „Die erste Forderung der Vernunft an die Wissenschaft ist Einheit, und diese Einheit muß sich in einem höchsten Satze ausdrücken;" und daß eine Erfahrung, welche der Wahrheit der Grundlage nur scheinbar widerspricht, keine ihr widersprechende Erfahrung mehr ist. Der Erfahrung wird sonst der gebührende Platz angewiesen: „Von der Erfahrung muß bei jedem Wege ausgegangen werden, wenn das zu erreichende Ziel und Resultat

*) **Ph. W. van Heusde's** Sokratische Schule, oder Enzyklopädie der Künste und Wissenschaften, besonders für Hochschulen und die Oberklassen der Gymnasien übersetzt von Dr. J. Leutbecher. Erlangen 1838. I. Bd. S. 7. Vergl. insbesondere ibid. p. 203 und ff. „Willig gab er (Fichte) mir Bedürftigen seine leitenden Rathschläge, ließ sich auf das Einzelne meiner Lage und meiner Studien mit mir ein, empfahl mir dringend das klassische Alterthum, sagte mir geradezu, ich müsse vollständiger die Römer und gründlich die Griechen kennen lernen, zeigte mir Ziel und Weg, gebot strengen Wandel und eisernen Fleiß, und wies mich dagegen für jetzt noch von aller Berührung mit eigentlicher Filosofie entschieden zurück." Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Von K. A. Varnhagen von Ense. 2. Aufl. Leipzig 1843. I. 288. In gleichem Sinne W. Bäumlein, Ansichten über gelehrtes Schulwesen, mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. Heilbronn 1841. S. 14.

der Bestimmung der Natur gemäß erlangt werden soll." pag. 129. Ferner heißt es: „Hätten wir die Entwicklung eines Samens nie wahrgenommen, man würde dem Metafysiker nicht glauben, der einen Baum aus dem Kerne des Obstes ableiten wollte." pag. 145, 146 — allein dann würde der Metafysiker auf diese Ableitung auch nicht verfallen sein! Richtiger bemerkt derselbe pag. VII. fg.: „Die Theorie ist nur die Aufklärung der Praxis, nur ein Bewußtwerden der Sache. Theorie und Praxis können in ihrer Lebendigkeit nur Eines sein. (Illud vero inter Theoreticos et Practicos observandum discrimen, quod Theoretici uno folio plus docerent, quam Historici seu Practici integro volumine *). „Die Theorie müßte selbst dann in Einseitigkeit und Unzulänglichkeit ausschlagen, wollte die Praxis alle Erfahrung, die sie gemacht hat, in den Kreis derselben hereinziehen **)." Dies führt zugleich zur Beantwortung der zweiten Frage. Uralt ist der Streit zwischen der Theorie und der Praxis; wenn jene richtig ist, muß ihr allerdings die Erfahrung entsprechen; aber woran erkenne ich denn, daß ihr die Erfahrung entspricht, als wieder durch Erfahrung? Der Streit ist derselbe, wie jener, wobei es sich handelt, ob natürliche Anlage mehr wirke, als die Kunstregeln. Natura fieret laudabile carmen, an arte, quaesitum est. Ego nec studium sive divite vena Nec rude quid possit video ingenium; alterius sic altera poscit opem res et coniurat amice. (Hor. A. P.) Nicht immer ist die Mittelstraße der einzige Weg, zur Wahrheit zu gelangen; oft ist es die glückliche Verbindung zweier Extreme, was mit der Mittelstraße nicht zu verwechseln; oft endlich ist die Mittelstraße nicht denkbar, weil nicht möglich. „Sollte das bei unseren Extremen der Fall sein" (nämlich 1) die Erziehung wirkt nichts, 2) die Erziehung wirkt alles), so daß sie in der Mitte sich vereinigten und eine Annahme begründeten, wornach die Erziehung weder Nichts, noch Alles wirkte, sondern von jedem die Hälfte etwa? (!) pag. 120. Ferner: aber die Wahrheit verträgt keine Mitte zwischen Wahrheit und Unwahrheit, als die der Halbwahrheit, (!) und diese ist schlimmer als die Unwahrheit, weil sie die Unwahrheit zu verbergen sucht" pag. 122. Halbwahrheit aber ist ein Unding, das wohl benannt aber nicht gedacht werden kann; ein gleiches Unding ist auch die Hälfte von Nichts. Theorie und Praxis werden einander immer in den Haaren liegen, und doch wird eine der andern nicht entbehren können.

„Die Natur und charakteristische Eigenthümlichkeit des Menschen tritt hauptsächlich und wesentlich darin hervor, daß er der Erziehung und des Unterrichtes bedürftig und fähig und also für dieselbe bestimmt ist." §. 1. — „Der Erkenntnißbegriff ist zugleich Zweckbegriff." §. 2. — In der ersten dieser Behauptungen war der Hr. Verfasser glücklicher, als in der zweiten. Denn jene zeigt doch offenbar in den Prädikaten bedürftig und fähig jene Bündigkeit und zugleich Meisterschaft der Dialektik, welche das ganze Werk durchweht; denn aus dem Umstande, daß z. B. der Mensch fähig ist, mit Aufopferung seiner Persönlichkeit sich gewissen Verhältnissen zu unterziehen, folgt noch nicht, daß er dies thun soll, denn er ist dessen oft nicht bedürftig; das Pferd ist fähig, den Wagen zu ziehen, den Reiter zu tragen, es ist dessen aber nicht bedürftig; folglich mag solches seine Bestimmung noch nicht sein. — Was die zweite Behauptung betrifft, daß nämlich der Erkenntnißbegriff zugleich Zweckbegriff ist, so scheint es der Hr. Verfasser darin versehen zu haben, daß der Mensch z. B. der Sünde fähig, darum aber noch nicht für sie bestimmt ist. Die Bestimmung des Menschen soll zwar durch ihn und in ihm verwirklichet werden, sie selbst aber liegt außer ihm. Wenn er daher §. 6 sagt: „Auch die Natur des Menschen muß ihre Bestimmung in sich tragen; die menschliche Bestimmung muß mit der menschlichen Natur eines und dasselbe sein." — so ist dies wohl zu verstehen: Die Natur des Menschen muß die Fähigkeit, ihre Bestimmung zu erreichen, in sich tragen; die Fähigkeit ihrer Bestimmung zu erreichen, muß mit der menschlichen Natur eines und dasselbe sein. Welche Ansicht, wenn ich anders den Hrn. Vf. richtig aufgefaßt habe, durchaus geltend zu machen ist; z. B.: „gleichwie die Bestimmung mit der Natur Eins bildet, so bildet auch der Zweck des pädagogischen Einwirkens mit der menschlichen Bestimmung und Natur Eins." pag. 12. — Wohl läßt es sich nicht läugnen: „Eine richtige Erkenntniß von der Natur des Menschen muß also auch eine richtige Erkenntniß von seiner Bestimmung gewähren." pag. 10, 11. Allein daraus folgt immer noch nicht der Satz: Wessen der Mensch fähig ist, dazu ist er auch bestimmt. Mit Folgendem aber wird wohl ein Jeder übereinstimmen: „Der Mensch hat eine Bestimmung, so gewiß als er lebt und eine Natur hat; diese seine Bestimmung ist ihm von Gott gegeben, weil sein Dasein und seine Natur aus derselben Quelle fließt." Warum sagt denn der Hr. Verf. nicht: „Diese seine Bestimmung hat Gott in ihn gelegt." wenn Natur und Bestimmung des Menschen Eins und Dasselbe? §. 7. — Die Natur ist ja das Seiende, die Bestimmung das Werdende, wie es pag. 10 heißt; und „der anfangende Mensch ist ganz und gar nur eine Anlage;" pag. 15. „Da der ganze Mensch durch sein ganzes Wesen einem steten Entwicklungsprozesse unterworfen ist, so kann man auch den ganzen Menschen eine Anlage nennen, insofern diese Entwicklung über dieses Leben hinausreicht, und eine mit diesem Leben nicht geschlossene Bestimmung ankündigt." pag. 143.

Der Unterschied zwischen Pädagogik als Wissenschaft, §. 3, und Pädagogik als Kunst §. 4, ist meisterhaft hervorgehoben. Der Streit, ob die Theorie aus der Praxis, oder diese aus jener entsprungen, ist nichts weniger als geschlichtet. Der Herr Verfasser ist pag. 4 der ersten Ansicht, denn „das Tappen ist verwerflich und verderblich." Aber aus diesem Tappen ist die ganze Wissenschaft und sind alle Wissenschaften hervorgegangen. Manche tappen glücklich, Manche tappen unglücklich; sowohl Jenes als Dieses ist Belehrung für Jeden; sowohl aus Jenem als aus Diesem ist die Theorie hervorgegangen. Soll deshalb der Mensch herumtappen? Das will ich nicht sagen. Er soll aber Jagd machen auf Erfahrungen und dabei die Erfahrungen Anderer zu Rathe ziehen. Dadurch erst wird er richtigen Takt gewinnen; was der Hr. Verf. selbst eingesteht: „Dieser richtige Takt, als Ausfluß des besseren Wissens und Erkennens, und als solches schon in das han-

*) Quinquaginta relationes ex Parnasso de variis Europae eventibus. Hamburgi apud Paulum Nicolai. MDCLXXXIII. 8. p. 183.

**) Der Arzt und Bildner der Jugend. Von Dr. Jos. R. von Bering. Wien 1843. S. 3. Vgl. auch: Paedagogus et legislator Christianus etc. auctore Georgio Eduardo Biber, Phil. et J. U. Doctore, Londini MDCCCXXXIX. p. 3, 4.

delnde Sein übergegangen, braucht nicht erst durch Denken auf's neue gewonnen zu werden." Durch Folgendes pag. 7: „In dem allgemeinsten Ausdrucke können wir nur sagen, daß die Wissenschaft aus der Praxis erfolgt sei, aber auch ebenso die Praxis aus der Theorie," wird der Leser nur im Kreise herumgeführt. Bei Entscheidung dieser Frage ist nothwendig einer von beiden Standpunkten festzustellen: „Entstehung der Wissenschaft aus der Praxis" und „Entstehung der Praxis aus bereits bestehender Wissenschaft." Der Herr Verf. hat aber Beides in einander gemischt. —

Das pag. 17 angeführte historische Faktum, daß eine wahnsinnig gewordene Frau in die Wälder entsprang, sieben Jahre mit den Thieren gelebt hatte, dann eingefangen nach drei Monaten ihren Verstand wieder erhielt, wird zur Unterstützung der Behauptung angeführt, daß „der durch die Natur angefangene Mensch" — pag. 15 — „nur durch Erziehung und Unterricht vollendet werden könne." Von einem vollendeten Menschen läßt sich überhaupt gar nicht sprechen; der Mensch ist nie vollendet; er wird selbst im Leben nie das, was er selbst nach seinen angeborenen Fähigkeiten werden könnte; jenes Faktum aber, als von einer wahnwitzigen Frau hergenommen, berechtiget zu gar keinem Schlusse. Mehr läßt sich aus dem Organismus des Menschenkörpers schließen, der, selbst als todte Masse betrachtet, den aller Thiere übertrifft. **Obstupuisse ferunt aliquando Medicorum principem Galenum ad humani corporis praestantiam et aspectum. — Quem porro arbitramini tam excellentis tamque divini operis finem extitisse? aedificabatur, construebatur, parabatur suo animo sedes, hoc est, secundum Deum, rei omnium nobilissimae tabernaculum fabricabatur** *). Was Sokrates aus dem Baue des Menschenkörpers gefolgert, ist hinlänglich bekannt **). Demnach dürfte aus solchen historischen Faktis wohl eben so wenig geschlossen werden dürfen, als Ägyptens König Psammetich aus dem ersten Worte βανός, das die eingesperrten Kinder hören ließen, auf die älteste Sprache und somit auf das älteste Volk zu schließen gewagt hat ***).

Eine der wichtigsten Erörterungen überhaupt, in gegenwärtigem Falle aber wohl die wichtigste, ist der höchste Grundsatz der Pädagogik, welchen der Hr. Verfasser in den Worten ausdrückt: „Erziehe den Menschen zu seinem eigenen Erzieher." pag. 64. „Erziehen heißt: zeigen die kürzeste Bahn zur Selbsterziehung." pag. 66. Da aber in vorliegendem Buche die Erziehung vom Unterrichte eines Theils wohl geschieden wird („Nehmen wir die allgemeinste Trennung der Pädagogik in Erziehung und Unterricht, so gewinnt unser Grundsatz in der Anwendung auf den Unterricht folgende Gestalt: „Der Lehrer bilde den Schüler zu seinem eigenen Lehrer." pag. 71), anderes Theils wohl verbunden („die Erziehung muß eine unterrichtliche, und der Unterricht muß ein erziehlicher sein." pag. 87): so folgt hieraus, daß der Mensch dann erst erzogen ist, wenn er Schüler und Lehrer in Einer Person darstellt; allein es ist das Streben des Erziehers, wie des Lehrers, den Zögling oder Schüler zu seinem Erzieher und Lehrer zu machen, während er das Studium der Erziehung und des Unterrichts noch nicht überschritten; das heißt doch Selbstthätigkeit („denn es liegt die fast in allen pädagogischen auf den Unterricht gehenden Schriften so streng und nothwendig ausgesprochene Forderung, wornach der Schüler selbstthätig gehalten werden soll, in unserem Prinzipe —" pag. 65); woraus der Widerspruch entsteht: der gute Zögling, der gute Schüler ist schon erzogen, bevor er noch erzogen ist. Dies ist, meines Erachtens, der erste Einwurf gegen den hier ausgesprochenen Grundsatz. — Der zweite ist folgender: Wenn ich die Erziehung nur so lange am Zöglinge fortsetzen darf, als bis er zum eigenen Erzieher geworden, so muß ich auch die Merkmale kennen, welche mir das Stadium dieser Reife anzeigen; diese Merkmale können aber nur dann erkannt werden, wenn ich die erziehende Hand vom Zöglinge abziehe, ihn folglich sich selbst überlasse und noch dazu so, daß er sich dessen bewußt sei; entspricht er meinen Erwartungen, so ist mein Erziehgeschäft vollendet; wenn nicht, so muß ich es wieder beginnen. Abgesehen von der Schwierigkeit und Gefahr solcher Proben, würde sich in das Erziehgeschäft auch noch Wankelmuth und Karakterlosigkeit einschleichen. Es gibt Erzieher, welche jene Proben bis zur Ungebühr in Anwendung bringen, blos — um sich Mühe zu ersparen. — Dritter Einwurf: Das ausgesprochene Prinzip ist einseitig, denn es enthält kein moralisches Element, indem es den Zweck, wozu sich der Mensch erziehen soll, verschweigt; ferner ist es einseitig, indem aus ihm das wie? der Erziehung nicht erhellet; der Mensch kann sich und andere auf gar vielfache Weise erziehen. — Vierter Einwurf: Erziehung und Unterricht im eigentlichen Sinne sind blos formale Gegenstände und zu unterscheiden von dem, wozu erzogen, und von dem, worin unterrichtet wird; demnach wäre es traurig, wenn Jener, der das Stadium der Erziehung durchgemessen hat, blos formal gebildet wäre. — Fünfter Einwurf: Das, was der Hr. Verf. für einen Beweis der Richtigkeit des angeführten Grundsatzes ansieht, daß nämlich das Hauptprinzip aus der Wissenschaft selbst hergenommen („Daß es der Wissenschaft entnommen, liegt am Tage." pag. 66, 67), ist noch nicht ein Beweis von dessen Giltigkeit; ja es ließe sich ohne viele Mühe darthun, daß dasselbe nicht der Hauptzweck, sondern blos ein Mitzweck aller Erziehung und alles Unterrichts sei.

(Fortsetzung folgt.)

*) Reginae palatium eloquentiae, summo studio revisum, ac sensui moribusque Germanorum aliarumque nationum accommodatum, in bonum non modo eloquentiae studiosorum sed etiam verbi divini praeconum ac concionatorum editum a RR. PP. Societatis Mogunt. Coloniae apud Franciscum Metternich, Bibliopol. Unter gölden Waagen, Anno M.DCC. IX. 4° p. 132, 133.

**) Xen. Mem. Socr. I, 4, 5 — 7 u. 14.

***) Herod. hist. II. 2.

Das Privat-Museum des Nobile Antonio Cre Piazza in Padua.

(Schluß.)

B. Seltene Druckwerke über Padua.

Lateinische.

1. Alvarottis Petri. Oratio habita Patavii 1401 nomine Universitatis coram Ruperto Romanorum Rege. Ein Pergament-Exemplar in 4. ohne Angabe des Jahres, Orts und des Drucks, welches der Bibliothek Nani zu Venedig angehörte. Die Rede lobt sehr den Franz von

Carrara, und erwähnt der Universität, welche damals durch die Vortrefflichkeit der Professoren und Anzahl der Besucher blühend war.

2. Statuta communis Paduae. Eine sehr seltene Ausgabe in Groß-Quart; am Endblatte steht: „Impresso in Vicenza per maistro Lonardo de Basilea die 26 Julii 1482.“

3. Fidelis Cassandrae Oratio habita anno 1487 in Gymnasio Patavino pro Bertuccio Lamberto Canonico Concordiensi liberalium artium insignia suscipiente. Venetiis 1488. Eine sehr seltene Ausgabe.

4. Statuta Universitatis Juristarum Patavini Gymnasii. Venetiis per Jo. Patavinum 1551 in 4. Das Exemplar dieser sehr seltenen Ausgabe ist wunderbar konservirt.

5. Tractatus de Balneis. Venetiis 1553 in Folio. Eine sehr seltene Ausgabe und vom Piazza aufgenommen, weil sie von den Heilquellen der Provinz Padua handelt.

6. Georgii Bernardi Epitaphia et Epigrammata cum Dialogo in Laudem Patavii. Venetiis apud Aldum 1558. Eine äußerst seltene Ausgabe.

7. Mantuae Marci „Epitome virorum illustrium, qui vel scripserunt vel jurisprudentiam docuerunt in scholis, et quo tempore floruerunt, adjectis Patavinae urbis laudibus. Patavii apud Perchacinum 1559.“ Eine sehr schwer zu findende Ausgabe.

8. Oliveri Jobunelli. De horribili Patavinae civitatis pestilentia 1576. Eine in Padua 1577 gedruckte Elegie, deren Ausgabe sehr selten ist.

9. Hispani Lucae — Romualdina seu Eremitica Montis Coronae Camaldulensis Ordinis historia 1587. Gedruckt zu Venda in den Euganeen, in der Druckerei von Eremo di Rua. Julius Premuda übersetzte dieses Werk ins Italienische, welches im Jahre 1590 von Massirini herausgegeben wurde.

10. Laparelli Ludovici. De Patavino Hastiludo praeclarissima Carmina. Patavii 1629 apud Joannem Baptistam de Martinis in 8. Eine sehr seltene Ausgabe.

11. Martialis Joannis Baptistae Panegyricus Serenissimo Venetiarum Principi Marco Antonio Justiniano. Patavii. Typis Seminarii 1684 in 4. Dieses Werk ist das erste in jener Typographie verlegte, wie es aus den am Deckel befindlichen Versen ersichtlich ist:

„Primis prima Typis commissa est alea nostris.
„Dux facit auspicium qui dedit ingenium.“ —

Italienische.

a) „La Cronaca dell' antica cittade di Ateste.“ 22 Seiten in Quart, ohne Datum, Ort und Namen des Druckers. Man hält diese Ausgabe nach dem Papier und dem Drucke aus dem 15. Jahrhundert. Das Exemplar ist gut erhalten. Am Deckel befindet sich mit Holzschnitt das Schloß d'Este mit der Aufschrift: „Questo è il castello d' Este, il quale anticamente si chiamava Ateste et era cittade grande assai e populosa.“ Nach einem lateinischen Epigramm zum Lobe Venedigs folgt die Widmung „a Lombardo delli Lombardi“ und dann 18 kurze Kapitel historischer Notizen mit dem Schlusse einiger lateinischer Poesien.

b) Calo Pietro „L' unico trionfo.“ Padova — Bindoni 1548. Ein kleines Gedicht aus drei Gesängen in ottava rima, deren Gegenstand die Huldigung der Frauen Padua's jener Zeit ist. Eine sehr seltene Ausgabe.

c) Rossettino Giovanni. „Catalogo sopra li Dottori che leggono nello studio di Padova 1568.“ Eine seltene Ausgabe.

d) Boato Antonio. Le Tevelane. Venezia 1582, presso Venturino de Raffinelli in 8. Ein Buch, welches außerordentlich selten ist.

e) Boato Antonio. Vita di S. Prosdocimo primo episcopo di Padova. Venezia 1582, presso Venturino di Raffinelli in 8. Ein eben so seltenes Buch, wie jenes obige.

f) Paneghi Conte Camillo. Breve narrazione della vita, opere e miracoli di S. Antonio di Padova; presso Sebastiano Sarti Editore. Ohne Datum. Ein sehr schönes Pergament-Exemplar.

g) Santacroce Antonio. „L' onestà vilipesa in una matrona di Padova. Istoria. Venezia per il Valvasense 1648“ in 12. Die erwähnte Matrone ist „Cecilia di Buone“ (ne' Colli Euganei), bekannt wegen der Begebenheiten, welche ihre Tage so sehr verbüsterten und durch den neuen Roman des Venezianers Pietro Zonzi („Cecilia di Buone, Romanzo storico.“ Venezia 1830, Vol. IV in 12.) Die Ausgabe ist sehr selten.

h) Pattina Carlotta. „Pitture scelte e dichiarate.“ Colonia, presso Pietro Martini 1691 in Foglio mit Kupferstichen; Gandelini („Notizie storiche degl' intagliatori“); Hayen, Pinelli und Andere loben dieses Werk bis in den Himmel; die ausgezeichnete Schriftstellerin, Tochter des Carlo Pattina, Professors der Medizin an der Universität zu Padua, beschreibt mehr wie 40 Bilder in den Kirchen Padua's. Eine sehr seltene Ausgabe.

i) Sammlungen von Dank-Schreiben vieler berühmter Männer, welche zu Mitgliedern der „Accademia Albrizziana“ gewählt wurden, welche wechselweise bald zu Venedig, bald zu Arquà abgehalten wurde. In dieser Sammlung stehen oben an: die Namen Valpi, Facciolati, Vallispeni, Morgagni ecc. Die Ausgabe ist in den Bibliografien ganz ausgelassen.

k) Colle Francesco Maria. „Storia dell' Università di Padova.“ Padova dalla tipografia della Minerva 1824. Vol. IV in 4. Ein prächtiges Exemplar auf Pergament, eingebunden zu Paris von dem königlichen Buchbinder.

l) Barbieri Giuseppe. „Invito ad Arquà. Epistola.“ Padova 1824, in 4. Ein Exemplar auf Pergament.

C. Inkunabeln aus Padua.

Die Sammlung Piazza's enthält 84 Ausgaben aus dem 15. Jahrhundert, eine sehr beträchtliche Anzahl, wenn man bedenkt, daß nach den Annahmen der Bibliografen überhaupt nur 99 derselben existiren. Über diese Sammlung des Piazza hatte der Abbate Fortunato Federici einige Vorbereitungsstudien begonnen; derselbe war Bibliothekar der Universität zu Padua und starb vor 2 Jahren. Die besondern Arbeiten, welche der Schreiber dieses über die Inkunabeln von Padua verfaßte, handeln von diesen Exemplaren Piazza's; — die genauen und detaillirten Illustrazionen aber nicht nur über diese Ausgaben, sondern auch über die verschiedenen Pergament- und Papier-Exemplare, welche in mehren Bibliotheken Italiens, Frankreichs und Deutschlands vorhanden sind, und die zwischen diesen Exemplaren und jenen des Piazza veranlaßten Vergleichungen werden vom Gefertigten in diesen Blättern erscheinen. — Und eben deshalb enthebt er sich der Mühe, jetzt schon eine vollständige Übersicht zu liefern, und bietet vor der Hand nur den einfachen Katalog der in der Sammlung Piazza's vorhandenen Exemplare, welchen dann die Leser dieser Blätter jedesmal nachschlagen können, wenn von den vom Gefertigten beschriebenen Inkunabeln Padua's hie und da Erwähnung geschieht; beifügen muß er aber, daß Piazza diese Sammlung mit großer Sorgfalt behandelte und weder Zeit, Mühe noch Geld sparte, um in Frankreich und England jene Ausgaben an sich zu bringen, welche in Italien nicht gefunden werden konnten.

1472. Boccaccio Giovanni. „La Fiammetta.“ Patavii. Bartholomeo de Valdezochio et Martin. de Septem Arboribus. 1472.“ Ursprüngliche Ausgabe und die erste in Padua verlegte.
— Bagellardi Pauli. „De Infantium Aegritudinibus. Pat. Mart. de Sept. Arb. 1472 in 4.
— Turchetti Antonii. Oratio Gratulatoria ad Nicolaum Tronum Venet. Prov. Principem pro populo Patavino. Patav. Bart. de Vald. et Mart. etc. etc. 1472 in 4.
— De Zocchis Jacobi. Canon omnis utriusque sexus de remissione. Patav. Bart. Wie oben.
— Petrarca Francesco. „Le Rime.“ Verlag wie oben.
— Averrois Commentaria in Aristotelem de anima. Pat. per Laurentium in folio.
1473. Mauroceni Pauli. „De eterna temporalique Christi generatione.“ Patav. Bart in 4.
— Ein anderes Exemplar mit einiger Veränderung; Verlag Pat. Martinus de Sept. Arb. 1473 in 4.
— Aristotelis. „De Celo et Mundo.“ Patav. per Laurentium Canozium; in folio.
— Aristotelis. „De physico auditu;“ bei demselben Verleger.

1473. De Abano „Tractatus de venenis.“ Da Villanova Arnoldi. „Tractatus de arte cognoscendi venena.“ Valasti de Turenta. „Tractatus de Epidemia et Peste.“ Pat. 1473 in 8.; ohne Angabe des Verlags.
— De Platea Francisci „Tractatus de restitutionibus, usuris et excommunicationibus.“ Pat. per Leonardum de Basilea 1473, in folio.
— Ursati Antonii. „Congratulatio apud Inclitum Venetum Senatum.“ Pat. per Martin de Sept. Arboris. in 4.
— Suiseth. „De Calculationibus.“ Pat. in folio. Ohne Angabe des Jahrs und Verlags.
— Marsilii „Quaestiones super libris Aristotelis de generatione et corruptione.“ Pat. per Magistrum Otionum in folio. Ohne Jahreszahl.
— Forlivensis Jacobi „In aforismos Ypocratis cum quaestionibus.“ Am Ende lieſt man: „penultimo Octobris 1473, in folio massimo. Ohne Angabe des Verlags.

1474. Guarini Veronensis. Grammatica. Patav. Bartholom. de Valdez. 4.
— De Lubec Joannis „Pronosticon super Antichristi adventu.“ Patav. Barthol. de Valdez. 4.
— Hieroclis „Commentarius in carmina aurea Pythagorae.“ ibid. in 4.
— Aristotelis de generatione et corruptione. Patav. per Laurentium Canozium in fol.
— Aristotelis de meteoris. ibid. in fol.
— „ de substantia orbis. Ohne Datum, Ort, Drucker; in Fol. (wie das vorhergehende Werk).
— De Apono Petri. De physonomia. Patav. per Petrum Maufer. 4.
— Januensis Simonis Claris. sanationes. Ibid. per eund. 4.
— Leoniceni Omniboni Grammatica. Ibid. 4. Ohne Drucker. Zwei Exemplare auf Pergament.
— Leoniceni Omniboni de octo partibus orationis per Albertum de Stendal. Ohne Drucker. 8.
— Scoti Michael. Quodlibet. impressit Albertus de Stendal. Ohne Druckort. In Fol.

1475. Thienensis Cajetani „Comentum in Aristotelem de anima.“ Pat. per Petrum Maufer.
— Perotti Nicolai „Rudimenta Grammatices.“ Patav. per Albertum de Stendal in folio.
— De Castro Pauli „Consilia a Cepolla collecta.“ Patav. 1475. Ohne Angabe des Verlags. Fol.
— Canonici Joannis „Quaestiones super octo libros physicorum Aristotelis.“ Patav. Ohne Angabe des Verlags. In Fol.
— Andreae Antonii „Quaestiones de tribus principiis rerum naturalium.“ Patav. per Laurentium Canozium 1475 in fol.
— De Forlivio Jacobi „Tractatus super libris Tegni Galleni.“ Patav. per Herbert de Seigenstat. 1475 in fol.
— Ascher (R. Jacobi Ben.) Arba turim seu IV Ordines hebräiſch. Plebisacii 1475 in folio; das einzige Buch, welches von Piove de Sacco in der Provinz von Padua gedruckt wurde. Das Exemplar iſt auf Pergament.

1476. Polentoni Siconis „Vita S. Antonii.“ Patav. Barthol. de Valdez. 1476. in 4.
— Sylani Papiensis „In Almansoris collectiones.“ Patav. Bartholom. de Valdez. 1475. fol.; von Panzer nicht gekannt.
— Avicennae „Opera omnia libris V comprehensa.“ — „Libellus Avicennae de viribus cordis.“ Patav. per Silgenstat. 1476 in fol. maj.
— Burlei Gualtieri „Expositio in octo volumina Aristotelis de physico auditu.“ Patav. Ohne Angabe des Verlags. In fol.
— de Thienis Cajetani „Expositio in quatuor Aristotelis Meteorum libros.“ Patav. per Petrum Maufer in folio.

1476. Magni Alberti „Libri quinque Mineralium.“ Patav. Wie oben. fol.

1477. Strodi Radolphi. Consequentiae. Ohne Angabe des Druckers in 4.
— Sermonetae Alexandri „Commentarium super consequentiis Strodii.“ Patav. wie oben.
— Perusini Matheoli „De memoria.“ Per Petrum Maufer ohne Angabe des Verlags. 4.

1478. Aegidii Romani „Commentaria in libros duos posteriorum Aristotelis.“ Patav. per Petrum Maufer in fol.
— Duranti Guglielmi „Repertorium Juris.“ Patav. per Herbert de Silgenstat. fol.

1479. Duranti Gugl. „Speculum Judiciale.“ Verlag wie oben; von 4 Theilen fehlen 3 Bände.
— Avicennae Canonis. Liber V. Ohne Angabe des Verlags; die erſten 4 Theile fehlen. — Avicennae „de viribus cordis.“ Patav. 1479 in fol.

1480. Aristotelis „De generatione et corruptione cum expositione Aegidii Romani.“ Patav. per Herbert de Silgenstat in folio.
— Inquen Marsilii „Quaestiones super iisdem libris Aristotelis de generatione“ etc. Patav. wie oben.
— Vernia Nicolet. Quaestio, an ens mobile sit totius naturalis philosophiae subjectum. fol.
— Da Monte Petri „Repertorium juris utriusque.“ Patav. wie oben. Zwei Bände mit illuminirten Anfangsbuchſtaben. fol.
— Herculani Jo. „Expositio libri noni Almansoris.“ Patav. Ohne Angabe des Verlags. fol.

1481. Horatii Flacci „Opera omnia cum comment. Porphyrionis et Acronis.“ Patav. 1481. Ohne Angabe des Verlags. fol. min.

1482. De Abano Petri „Expositio in libros problematum Aristotelis.“ Patav. per Silgenstat. Zwei Exemplare, wovon eines mit illuminirten Anfangsbuchſtaben. fol.
— Canis Jo. Jacobi. „Libellus de Tabellionibus.“ Patav. per Maltheum in 4.
— Passagerii Rolandini „Testamentorum.“ Wie oben. 4.
— Thomae Aquinatis. „Tractatulus de ente et essentia.“ Patav. 1482. Ohne Angabe des Verlags. 4.
— De Saxonia Alberti „Tractatus proportionum.“ Patav. per Maltheum Cerdonem. 8.
— Nicolai Horem „Tractatus de latitudinibus Formarum.“ Patav. wie oben. 8.
— De Parma Blasii de Pelacanis Quaestiones super tractatum „de latitudinibus“ Nicolai Horem. Patav. wie oben. 8.

1483. Aegidii Carmina de urinarum judiciis. Patav. wie oben. 4.
— Hippocratis „Libellus de esse aegrorum.“ Pat. wie oben. 4.
— Barzizio Gasparini Pergamensis Exempla exordiorum. Pat. Ohne Angabe des Druckers. 4.

1484. Aegidii Tractatus de pulsibus. Patav. per Maltheum Cerdonem in 4. mit Figuren.
— Scoti Michaelis „Chiromantica scientia naturalis. Pat. per Cerdonem wie oben. 4.
— S. Augustini „Sermones tres, vitaque ejusdem.“ Verlag wie oben. 4.
— Alberti de Saxonia „Tractatus proportionum.“ Patav. wie oben. 4.

1485. Canis Jo. Jacobi. „Casus summarii super institutionum libro.“ Patav. wie oben.
— Ejusd. „De modo studendi in utroque jure.“ Verlag wie oben. 4.

1486. Horem Nicolai „de latitudinibus Formarum.“ Patav. wie oben. 4. Sequuntur quaestiones Blasii de Parma de Pelacanis. Patav. wie oben. 4.
— Thomae (S.) de Aquino „Tractatus de intellectus unitate.“ Patav. impressus per Magistrum Mattheum de Vindischgretz. in 4.

1487. Bagellardi Pauli „De aegritudinibus infantium.“ Patav. per Mattheum Cerdonem. 4.
— De Abano Petri et Villanova Arnoldi „De venenis.“ Patav. Verlag wie oben. 4.
— Montagnana Barth. „De urinarum judiciis.“ Verlag wie oben 4.
— Isaac „De particularibus diaetis.“ Patav. wie oben. 4.
— Gentilis Fulginas „De proportionibus medicinarum.“ Ohne Angabe des Verlags. 4.
— Derramos Jo. Cyprii „Carmina de conditionibus medicinarum.“ Ohne Angabe des Verlags. 4.
— De Saxonii Alberti „Tractatus proportionum.“ Pat. per Matth. Cerdonem. 4.
— Canis Jo. Jacobi „Oratio in adventu. Petri Barocii Episcopi Patav. in nomine Jurisconsult. Collegio. Ohne Angabe des Verlags, Orts und Datums. 4.
— Ursati Antonii „Congratulatio in adventu episcopi Petri Barocii.“ Wie oben.
1493. Thomae Aquinatis „Commentarium in Aristotelis parva naturalia.“ Patav. per Hieronimum de Durantis. 4.
— Aegidii Romani „Commentarium in octo physicorum libros Aristotelis.“ Verlag wie oben. fol.

Inkunabeln ohne Datum mit Ungewißheit des Jahrs des Druckes, aber jedenfalls aus dem 15. Jahrhunderte.

Canis Jacobi „Elegia gratulatoria ad Nicolaum Canalem Clarissimum J. C. univers. Classis in Turchos Imperatorem a Veneta Republica designatum.“ Ohne Angabe des Verlags.
— — „De hastilibus sive equestribus ludis Patavii celebratis anno 1466.“ Wie oben.
Tractatulus de Arte Notariatus. Wie oben.
Donati „Fabularum breuiatio Ovidii Nasonis.“ Petris Maufer Rhotomagensis civis. Wie oben. 4.

D. Kleinere Schriften, welche in Beziehung zur Stadt Padua stehen.

Diese besondere Sammlung an Werken besteht aus mehr als 40 Abtheilungen, beziehungsweise auf kirchliche, städtische, politische, literarische, wissenschaftliche, künstlerische und andere Angelegenheiten. Es wäre eine weitschichtige Arbeit, jedes Werkes insbesondere zu erwähnen; und es sei mir demnach gestattet, selbe summarisch anzuführen:

1. Geschichte. Geschichtliche Abhandlungen bei merkwürdigen Gelegenheiten, welche ausdrücklich oder beziehungsweise von Padua handeln; Biografien berühmter Männer aus Padua; das Leben der Heiligen; Schriften, herausgegeben von der Munizipalbehörde Padua's, welche sich auf die politische, bürgerliche und ökonomische Geschichte der Stadt und der Provinz beziehen; Statuten der Korporazionen, welche daselbst blühten; Reden und Aufsätze bei dem Einzuge und der Abreise der venetianischen Repräsentanten; 179 autentische Pergament-Urkunden, welche sich auf die Geschichte von Carrara beziehen; eine Reihe von Pastoralbriefen der Bischöfe; Sammlung von Glückwunsch- und Leichenreden bei der Installation oder dem Ableben der Bischöfe.

2. Öffentliche Etablissements, Kirchen, fromme Institute, Privat-Anstalten, Jahrbücher der Universität und fliegende Schriften über dieselbe, Leichenreden zum Lobe der Professoren, Theses und Dissertazionen der Laureandi, Übersichten der Studien, Dispoſizionen für den guten Fortgang in den Studien; Beschreibungen der zu ihr gehörenden Kabinette und Institute, wie z. B. des botanischen und agrarischen Gartens; Schriften über die „Sala della ragione,“ über den Prato, das große Spital, Seminarium und über die berühmten Männer, die aus letzterem hervorgingen; über die Arena, über andere Alterthümer, über die Thermen, über die Fossilien und die Vegetation der euganeischen Hügel, über den Fluß Bronta und über die Reize von Cattajo. Dann besondere Wegweiser in die Kirchen und Palläste; eine Reihe von Kalendern, gedruckt in Padua; Schriften über besondere Schauspiele; Aufsätze bei der Geburt, beim Einzuge der Fürsten oder berühmter Männer, bei religiösen Profeſſen, Primizen, Festen, Leichenfeierlichkeiten ꝛc. ꝛc.

E. Karten, Topografie der Provinz, Pläne der Stadt, Ansichten der bedeutendsten Gebäude der Stadt und Provinz, Zeichnungen von Klöstern ꝛc.; Holzschnitte und Kupferstiche nach Kunstwerken, welche die Kirchen und Wohnungen vieler wohlhabender Personen der Stadt und Provinz zieren; Porträts angesehener Paduaner, welche sich auf der Militär-Laufbahn oder durch wissenschaftliche, literarische, artistische Arbeiten oder als Professoren der Universität hervorthaten.

Petschafte, Münzen, Medaillen; die Anzahl der gesammten Siegel beläuft sich auf beinahe 200 Stück, wovon sowohl die Originalien in Bronze, Kupfer, Messing, oder die Abdrücke in Blei und Wachs aufbewahrt werden. Hierunter sind alle jene, welche an die Herrschaft aus dem Hause Carrara erinnern, oder die Magistratur der alten und jüngsten Zeit betreffen, oder den Kirchen- und Lokal-Korporazionen vieler nicht mehr bestehenden Pfarreien, Bischöfen und beinahe allen adeligen Familien Padua's angehören.

Unter die Münzen zählt man die zur Zeit der Republik Padua geprägten, und die beinahe vollständige Sammlung jener der Fürsten Carrara, für welche der eifrige Sammler auch den so seltenen Dukaten aus den Zeiten des Franz von Carrara für 500 Franken erstanden hat. Hierauf folgt eine Reihe von Gold-, Silber- und Kupfermünzen, welche nach dem Geldsysteme der Republik Venedig geprägt wurden.

An die Münzen reihen sich die Medaillen und hierunter einige der carrarischen Fürsten (wovon ein Medaillon erst jüngst bei dem Einreißen einer Brücke aufgefunden wurde) und andere zum Andenken an berühmte Männer und merkwürdige Frauen Padua's; viele erinnern uns an ereignißreiche Begebenheiten der Stadt, an Errichtungen oder Eröffnungen neuer Etablissements, an jährliche oder hundertjährige Feste, und beschließen mit einer beträchtlichen Reihe moderner Denkmünzen, welche zu Ehren des Kaisers Franz des Ersten und Seiner jetzt regierenden Majestät geprägt wurden.

Medizinische Schriften von Maimonides.

(Fortsetzung.)

Nr. 31. Über die besondern (!) Heilmittel identifizirt **Rossi** mit b) dem Buch der praktischen Heilkunde im Eskurial, und mit c) der Kunst die Krankheiten zu erkennen und zu heilen (?)“ in der Bodlejana. Letzteres ist die Diagnostik oder Symptomatologie, deren richtigen Titel wir so eben unter Nr. 30 gegeben. Beer gibt blos unter Nr. 31. „über die praktische Medizin und die Heilmittel.“ Allein auch diese Identifikation ist unstatthaft und bei **Rossi** fast unbegreiflich. Schon **Wolf** (III p. 788) trennt richtig den Traktat **De Medicina Practica** nach Hippokrat und Galen von „**De simplicibus**“ nach Galen im Eskurial. Über diese **Medicina Practica** (oben Nr. 23) erübrigt uns nur ein Werk über die einfachen Heilmittel, wahrscheinlich nach **Dioscorides** und **Galen** durch das Medium des arabischen Übersetzers **Honein** (s. **Wenrich** p. 216. 246 vgl. oben Galens Werk Nr. 17), wie auch **Wolf** a. a. O. richtig übersetzt, während er bald darauf (III p. 789) dem Cod. Pococke unrichtig de medicamentis particularibus („besonderen“ bei **Rossi**) nachschreibt. Wahrscheinlich ist das arabische „el mofredat“ hebr. סמים נפרדים mißverstanden worden. **D'Herbelot**, Art. Amran hat bei einer gräulichen Verwirrung von Personen doch die richtige Übersetzung des Titels [36]). Bei Wüstenfeld vermisse ich dies Werk ganz. Auch ist es möglich, daß der oft erwähnte Cod. **Rossi** Nr. 150, 5. „**Liber medicamentorum**“ (**scil. simplicium**) auch dieses Werk enthalte. — Habe ich bisher den Katalog der mediz. Schriften M's. aus kritischen Gründen ver-

mindern müssen, so nehme ich anderseits keinen Anstand, ihm ein Werk über das Podagra zu vindiziren, dessen spanische Übersetzung (?) im Eskurial einem Israeliten aus Cordova, Abu Amram Ben Abdallah beigelegt wird (Wolf III, XXI, b.). Doch könnte auch dies ein Bruchstück aus einem der aufgezählten Werke sein, denn solche kommen häufig (namentlich bei M's rabbinischen Schriften) als besondere Werke, etwa nach der Überschrift des Abschnitts betitelt, vor. — Drollig ist das Mißverständniß, durch welches Dernburg (S. 418) ein neues medizinisches Werk M's gefunden zu haben glaubte. In M's großem Ritualgesetzbuch, welches bekanntlich auf dem Talmud basirt (ob er den Talmud daraus verdrängen wollte, ist ein bekannter Streitpunkt unserer Gelehrten), enthält das 4. Kap. der Sittenlehre (Deoth), einen kurzen Abriß der Diätetik [37]), der aber ebenfalls großentheils im Talmud zerstreute Aussprüche sammelt, wie es ein Kommentar ausdrücklich bemerkt, und auch die Randnachweisungen bestätigen. Daselbst (§. 21). spricht zwar M. von medizinischen Werken, doch habe ich bereits oben (Anm. 34) bemerkt, daß dies schwerlich ein bestimmtes Zitat sein dürfte. Die Worte aber, aus denen Dernburg unbegreiflicher Weise einen Büchertitel herausliest, sind nichts anders als eine medizinische Sentenz aus dem Talmud, wozu die Randglosse ausdrücklich die Quelle (**Baba Bathra** 146, a.) angibt! — Dieser unbegreifliche Mißgriff des gelehrten und gründlichen Dernburg mag uns belehren, wie man sich erst auf die Angaben anderer Bibliografen ohne autoptische Kontrolle verlassen könne! — Der medizinische Literarhistoriker darf überhaupt nicht außer Acht lassen, wie einerseits die Sorgfalt für den Leib, ein Element der Ethik überhaupt, nach der jüdischen Ethik, namentlich schon des Talmuds, so wichtig erachtet wird, daß die diätetischen Vorschriften einen religiösen Charakter annehmen; und darum medizinische Verhaltungsregeln in jüdischen Religionsschriften nicht auffallen dürfen [38]). Lautet doch ein allgemein giltiger unbestrittener Grundsatz im Talmud: „Sorge für das Leben erheischt strengere Rücksicht als religiöses (rituales) Verbot!" Anderseits ist das jüdische Ritual bekanntlich mit einer **Medicina sacra** innig verknüpft. Es sind beide Umstände, wie für das Verhältniß der Medizin bei den Juden im Allgemeinen, namentlich in der Literatur, besonders im Auge zu behalten. Als Quelle derselben, namentlich der diätetischen, muß auch der Talmud und die rabbinischen Schriften überhaupt beachtet werden, so wie die vorherrschend medizinische Thätigkeit jüdischer Gelehrten auf ihre rabbinischen Schriften nicht ohne Einfluß blieb. So ist denn namentlich bei den Schriften jüdischer Ärzte leicht nach dem bloßen Titel ein rituales mit einem medizinischen zu verwechseln, und selbst der Inhalt schwankt noch mehr als bei anderen scholastischen Schriften zwischen den verschiedenen Wissenschaften, die sich natürlich in der Diätetik am allerleichtesten begegnen. — Es bedarf dieser Reflexion eigentlich mehr zu einer späteren Stelle unserer Anzeige; hier soll sie uns blos die Mißverständnisse in Beziehung auf M's Schriften begreiflicher machen. Dem oben berichtigten Beer's rücksichtlich des Werkes „über die Speisen" stellen sich zwei gleiche an die Seite. Die Aforismen sind mit den ethischen „8 Kapiteln" aus M. Kommentar zur Mischna durch den gleichen hebr. Titel **Perakim**, arab. **Fuszul** (Aforisma, und Abschnitt) vermischt worden (s. **Wolf I**, 866); **Wolf** selbst hielt anfänglich eine deutsche Übersetzung des oben genannten Traktats der Sittenlehre, dessen 4. Kap. diätetischen Inhalts ist, und der sonst noch übersetzt ist (s. **Wolf I** p. 841. **III** p. 775. **IV**. 914), für unsre Diätetik, weil der Titel dazu veranlaßte (s. **III** p. 788), [39]). Wer weiß durch welche Verwirrung der Übersetzer des **Rossi** (S. 78.) den maimonidischen Kommentar zur Ordnung **Seraïm** des Talmuds „diätetischen Inhalts" nennt, wovon **Rossi's** italienisches Original nichts weiß (s. Geiger Zeitschr. **IV**, 919). Hat der **Dr. Med.** Hamberger vielleicht in der berühmten Vorrede **M's (Bab Musa)** dergleichen entdeckt?! — Andere bibliografische Bemerkungen versparen wir uns für die Anzeige des häufig erwähnten Werkes von **Wenrich**, die wir nächstens in diesen Blättern zu geben hoffen, und glauben hinreichend dargethan zu haben, daß eine genügende Bibliografie der medizinischen Werke **M's** noch ein **pium desiderium** sei, dessen Erledigung nur durch Beachtung der neuesten Forschungen jüdischer Gelehrten zu erzielen. Wir haben hiebei das vorliegende Werk fast unberücksichtigt gelassen, um mit diesem den 1. Artikel unserer Anzeige zu schließen.

(Schluß folgt.)

Anmerkungen.

35) Zu Abdollatif p. 491 (s. Dernburg S. 418), welches ich leider nicht besitze.

36) Ich zitire die deutsche Übersetzung 2. Ausg. — die Verweisung auf **Arudi** soll wohl heißen **Adviat.** Über diesen Artikel Amram s. Anhang unserer Anzeige.

37) Wahrscheinlich ist daraus geflossen: Hirschbaum **Maimonides specimen diaeteticum. Borol. 1822.** 9. Nach **Grässe** (a. a. O.) eine Übers. der in M. theologischen Werken vorkommenden diätetischen Regeln. — Wir haben demnach 4 verschiedene Schriften M's, deren ganzer oder theilweiser Inhalt diätetisch, nämlich 1. das Sendschreiben — 2. das Kap. 17. der Aforismen — 3. **Deoth. C.** 4. im Ritualges. — 4. die Hälfte des 2. Kap. aus dem Buch der Einheit (oben Nr. 23). — Ich zitire mit „Diät." das Sendschreiben.

38) Dieses Hereinziehen aller Wissenschaften ins religiöse Gebiet charakterisirt die rabbinische Literatur, erschwert dadurch die enzyklopädische Abtheilung und das Quellenstudium einzelner Disziplinen; vgl. „Plan der Realenzyklopädie des Judenthums" Krotoschin, 1844.

39) s. Anm. 37.

Wiener dramaturgische Berichte.

Von Andreas **Schumacher.**

Übersicht des Monats Jänner.

Es gibt wohl kein wandelbareres flüchtigeres Element als das gesellige, soziale, in so ferne es sich in den Erscheinungen der Bühne spiegelt. Das Bedeutungsvolle, geistig Lebendige, was sich dem Beobachter als echtes Resultat der Erlebnisse kund gibt, taucht aus einer beinahe unübersehbaren Masse von Zufälligkeiten, Erzeugnissen der Gewohnheit und des stagnirenden Fabrikations- und Brotbetriebes auf; die Zeichen der Zeit verlieren sich so mikroskopisch in dem Heere infusorischer Bühnengeisterlein, daß eine nicht ganz gewöhnliche Gläubigkeit der Seele dazu gehören dürfte, um die Musterung dieses theatralischen Bazars mit seinen kleinstädtischen Betriebskünsten nicht für eine gänzlich verlorne Mühe zu halten. Inzwischen dünkt es uns doch kein ganz unedler Beruf, kein ganz unnützes Werk, diesem Zwecke einige Stunden zu weihen; denn vielleicht finden sich doch solche Erscheinungen vor, die als die Vorboten einer besseren Zukunft, oder als wahre Meilenzeiger auf der langen staubigen Heerstraße des Geschmackes und Bildungsfortschrittes aus dem Gewühle

ihrer Umgebung herausgehoben zu werden und eben in ihrem Zusammenhange zu den übrigen thätigen Elementen des Lebens gewürdigt zu werden verdienen. Vielleicht finden sich Anzeichen eines nahenden Zerfalls, einer verdienten Zurechtweisung für die trotzige Apostasie von dem Glaubensbekenntnisse der Kunst, die uns für die mißgebornen Hervorbringungen des Tages durch den Hinblick auf den anbrechenden Tag einer besseren Überzeugung entschädigen.

Eine der herrlichsten bedeutungsreichsten Erscheinungen der Gegenwart ist eben vor ganz kurzer Zeit am theatralischen Horizonte aufgetaucht und gewährt uns den Vortheil unsere Übersichten der Bühnen Wiens mit einem heiteren erfrischenden Eindrucke zu eröffnen. Wer fühlt nicht, daß wir mit diesen Worten nur auf Bauernfeld's neuestes Lustspiel: „Ein deutscher Krieger" hindeuten können?

Es ist eine ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, daß mit diesem neuen Gestirne unserer Bühne, dem Geiste der Gegenwart ein Sieg errungen, dem Grundsatze des Fortschrittes eine Huldigung dargebracht worden sei — und es hätte den Lesern dieser Blätter gegenüber wohl am wenigsten bedurft auf diese Thatsache zurückzukommen, wenn die Zeitgemäßheit des deutschen Kriegers unserem Gefühle nach nicht so ziemlich einseitig aufgefaßt und insbesondere von dem großen Theaterpublikum mit einer Art Willkür ausgebeutet worden wäre, welche ein entschiedenes Zeugniß von der Ungeduld abzulegen scheint, mit der das ganze gebildete Wien einer freieren, die Gegenwart männlich erfassenden Ideenbewegung seiner Dichter entgegensieht. Nie hat die Bühne mehr des Dichters bedurft, der aus seiner Umgebung, aus den Elementen geistigen Verkehres, wie er eben die Zeit erfüllt und bewegt, seine Gebilde schöpft als eben jetzt. Alle, die geistig leben, müssen dieser kotzebuisch-ifflandisch-jüngerischen Misère satt sein, die über den Gesichtskreis des deutschen Kleinstädters nicht hinausreicht, die mit den Waffen weibischer Sentimentalität einen larmoyanten Krieg gegen den Zwiespalt der Gesellschaft, gegen den Ausschluß des Bürgerthums von den Tafeln und Heirathen des Adels führt, und für die Gesellschaft keine andere sittliche Erhebung kennt, als die rothe Perrücke des Intriguants und die handgreiflichen Folgen des Lasters, deren derbaufgetragenes Schreckbild den Eindruck der Schönheit und geistiger Geltung ersetzen muß! Mit Recht bewundern wir in dieser Schule noch heute die holländische Derbheit des Charakter- und Lebensbildes, mit Recht wollen wir die Traditionen einer Schauspielkunst, welche sich die Natur ohne Natürlichkeit nicht denken konnte, für spätere Zeiten erhalten. Mit Recht verehren wir in den Überlieferungen dieser Schauspielkunst noch heute eine Reliquie, ein heiliges Vermächtniß jener Jahrzehende, wo der Menschengeist sich zur Idee der Kunst, und deutsches Leben sich zur Idee einer deutschen Kunst erhob, und in jenen Dichtern die kräftige Basis alles späteren Fortschrittes, die erste Grundlage zu einer deutschen — ich meine dem gesammten Deutschland verständlichen Bühnenkunst; doch wenn jene Zeit noch heute achtbar und bedeutungsvoll ist, weil ihre künstlerischen Hervorbringungen das Gepräge ihrer Denkart, Kraft und Bestrebung tragen, so kann auch unsere Zeit sich des Anspruches nicht begeben, daß ihre Dichter dasselbe leisten, ihre Bühne nicht einzig dem Wiederkauen von Antiquitäten, dem Ausfasern veralteter Kunstideen gewidmet bleibe — und die Gegenwart erhebt laut und ungeduldig ihre Stimme: Wie lange noch wollt ihr Kinder bleiben? Wie lange noch soll euch der Franzmann am Gängelbande führen und euch zeigen, wie die Gesellschaft sich den Zwecken der Kunst anschmiegt und welche Wahrheiten nach einem bleibenden Ausdrucke in Wort und Stein, in Erz und Klängen ringen?

Der deutsche Krieger erschien und entwickelte in den ersten zwei Akten das Charakterbild eines Mannes, dessen patriotischer Geist der Gesammtheit vorauseilt, — und mit diesem Charakter Situationen, welche, insoferne die frommen Wünsche aller guten Deutschen dem ungesäuerten Teige der Gewohnheit voraneilen, und ungeduldig an dem nicht immer günstigen Vermächtnisse ihrer Geschichte kratzen und rabiren möchten, — laute Akklamation fanden. Es hat sich aber auch hier gezeigt, daß der Dichter sein Werk aus der Hand des Publikums als das Werk des Publikums zurück erhält. Weit entfernt, den Gedanken des Dichters abzuwarten und seinem Ideengange zu folgen, nahm sich das Auditorium das ihm nächstliegende heraus — und als der stürmische Geist, der mit seiner Kraft eine Welt zu leiten, der mit seiner Festigkeit durch alle Kombinationen des praktischen Lebens durchzugreifen meint, darauf hingewiesen wird, sich dieser praktisch-thätigen Gesammtheit wieder anschließen zu müssen — schien ihm die Spitze des Gedankens gebrochen. Die kräftige Gestalt des Churfürsten trägt die Resignation, welche die Umstände gebieten, nicht so ganz auf der flachen Hand, und der Gedanke, daß der Edelste oft kein besseres Verdienst erwerben kann, als einer unreifen von selbstsüchtigen Zwecken zerrissenen und beherrschten Zeit gegenüber sich dem harten Gesetze des Bedürfnisses zu unterwerfen und seine Kraft und seinen Charakter besseren Tagen aufzubewahren, oder vielleicht schlimmeren, wo der Hammer der Noth die Generationen härtet, — war nach den vorausgegangenen Momenten der Aufregung zu elegisch, er deutet zu wehmüthig verschlossen auf die Geschichte deutschen Lebens hin, um eine Wahrheit für das große Publikum zu sein.

Doch eben in dieser elegisch-rührenden Hindeutung auf den kurzen Inhalt einer tausendjährigen Mißgeschichte und in der kräftigen Gesundheit der Seele, die über dem unvermeidlichen Geschicke, das aus der Urne der Zeiten auf sie herniederrollt, mit frommem Glauben zu ihren nächsten Pflichten zurückkehrt und ihre Sendung mit unerschütterter Stärke wieder von vorne bei dem engen Wirken des Bürgers, beginnend, den Glauben nie verläßt, ob ihn auch Jahrhunderte mit einer Wolke der Trauer umschatten, — eben in dieser Appellation der Wehmuth an den Volksgeist — liegt die richtige Fortsetzung und Vollendung des Gedichtes.

Drei Menschen, die sich, so lange sie Anderen angehörten, bekriegten oder mißverstanden, zerschmelzen in Einen. Dieser Eine Mensch will uns sagen — wessen ein Volk bedarf — um seiner besten Bürger werth zu sein. —

Ja, die Lampen haben die einzelnen rothen Flecke des Bildes zu grell beleuchtet, um den Gesammteindruck seines Kolorites fühlbar werden zu lassen. Überhaupt hat das deutsche Publikum noch wenig Bedürfniß nach Poesie in seinem Lustspiel geäußert — — — doch davon — ein andermal! — Der dramatische Dichter kann zum Theile das wollen, was Goethe in seinem Herrmann und Dorothea erreichte. Vielleicht aber traten auch die komischen Partien in der Totalität der Charaktere etwas zu indiskret hervor, vielleicht hat der Dichter überhaupt etwas zu sorglos bei den Momenten und einzelnen Gedanken seines Zeitgemäldes verweilt, um seinen poetischen Gedanken zu einem allgemein empfundenen zu machen. Vielleicht müssen auch die Früchte dieser Zeiten herber schmecken — als die im Weimarer Hofgarten an Pfahl- und Gitterwerk gezogenen Pfirsiche und Aprikosen der Goethe'schen Muse.

Von den übrigen Leistungen der Wiener Hofbühne im Laufe dieses Monats sind die Gastspiele der Herren Jerrmann und Wagner, so wie die Reprise des nicht unbeliebten Schauspieles Zwei Nächte zu Valladolid zu erwähnen. Jerrmann verdient schon für seine Vielseitigkeit und intellektuelle Bildung unsere Beachtung, wir müssen aber überdies in ihm den Schauspieler beachten, der die Ehre der deutschen Schauspielkunst in Ländern vertreten hat und vertritt, wo sie bisher noch wenig vertreten wurde. Hr Wagner ist ein schätzenswerthes jüngeres Talent und dürfte vielleicht selbst als Repräsentant der höheren Stände eines günstigen Eindruckes nicht verfehlen. Die zwei Nächte zu Valladolid von Ch. Fr. v. Zedlitz, von den k. k. Hofschauspielern zuerst wieder für Zwecke der Wohlthätigkeit im k. k. priv. Theater in der Josefstadt zur Aufführung gebracht, ist eine wirksame und lebensvolle Darstellung. Es gehört zu jenen beliebten älteren Dramen, deren Reprise wir längst lieber gesehen hätten, als so mancher anderer, die uns weniger zeitgemäß erschienen.

Bei dieser Gelegenheit ist es wohl auch an der Zeit den Wunsch auszusprechen, daß das Hauptwerk, welches die dramatische Dichtkunst Österreichs hervorgebracht hat, Grillparzer's Ottokar, nicht gänzlich vom k. k. Hofburgtheater verschwinden sollte. Schon zu lange ist dieses Trauerspiel, in dem sich so viele vaterländische Erinnerungen vereinigen, zurückgelegt. Dasselbe gilt von einem anderen Werke desselben Verfassers, wir meinen sein großartiges Volksschauspiel Ein Traum ein Leben — eine Dichtung, welche — so wie Tasso, Corregaio und die meisten guten Raupach'schen Dramen — eine starke Pause gemacht hat. Viele der zartesten, feinsten Lustspiele, welche eben als die beliebtesten Vorstellungen, ja als der Stolz unserer Hofbühne betrachtet werden konnten, sind eben dahin einzureihen.

Das k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore verdient dagegen den Vorwurf nicht, die Anziehungskraft älterer Werke nicht auszubeuten. Es bleibt vielmehr diesem Systeme mit unerschütterlicher Festigkeit ergeben. Selten wagt diese Bühne das Mißfallen des Publikums durch die Vorführung irgend einer Novität, und behauptet sich daher seit Barbaja ohne allen Wandel auf seiner klassischen Höhe. Wir hören hier beinahe nur die gelungenen Kompositionen des Auslandes, denen ein entschiedener Ruf vorausging, und oft diese erst, nachdem sie auf einer andern Bühne Wiens bereits abgespielt sind. Das Institut entschädigt aber durch den Gesang seines Staudigl und Draxler, seiner Hasselt-Barth und Heinefetter — und weist eine deutsche Oper auf, die in Beziehung auf ihre Gesangsmittel durchaus ehrenhaft dasteht.

Darin, wie in der Zuziehung des französischen Vaudevilles, des Balletes und der wälschen Oper liegt ohne Zweifel das einzige Mittel, für den Geschmack der zahlreichen Fremden zu sorgen, welche Wien besuchen und denen keine andere Bühne eine angemessene Zerstreuung bietet. Die nationale Richtung dieser Bühne dürfte daher nie ganz verloren gehen, ihrer Haltung als Fremdeninstitut jedoch den Rang auch niemals abgewinnen.

Im Laufe dieses Monats zeichnete sich vorzüglich die Aufführung von Meyerbeer's „Welfen und Ghibellinen" mit theilweise neuer Besetzung aus.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 6. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 16.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Das Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Häusle: Brunner's die Welt ein Epos. — Steinschneider: Schriften über Maimonides. (Schluß.) — Pöschl: Braubach's Fundamentallehre der Pädagogik. (Fortsetzung.) — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. (Fortsetzung.)

Die Welt ein Epos.

Von Sebastian **Brunner.** Wien 1844 bei Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler. 8. 159 S.

Die Welt ist durch Gottes freie Schöpferthat eine Offenbarung seiner unendlicher Macht, Weisheit, Liebe und Seligkeit an und für den geschaffenen Geist, und dieser Geist als Erschaffener, ist eben die herrlichste Offenbarung des Schöpfers, indem er, zu seinem vollen Bewußtsein gekommen, sich selbst als Geschöpf und Offenbarung Gottes zu erfassen, die erhabenen Gedanken des Schöpfers nachzudenken und an sich selbst freithätig zu verwirklichen vermag. Es gibt nichts Herrlicheres außer Gott, als seiner Hände Werk, keinen erhabeneren Gedanken, als den Gedanken Gottes von der Kreatur, mithin auch keinen herrlicheren Gegenstand für den denkenden und schaffenden Geist im Menschen, als eben den Gedanken und das Werk des Schöpfers. Die erste und schönste Aufgabe der Filosofie ist das wahrhafte Erfassen des Schöpfergedankens, und auch die Poesie, wenn sie etwas Rechtes sein will, findet keinen erhabeneren, keinen reichhaltigeren Gegenstand für ihr Lied, als jene wunderbaren Offenbarungen der göttlichen Allmacht, Weisheit und Liebe. Ja, dem Auge des Dichters wird Gottes Werk, die Welt, selbst zum „Epos," dessen „Gesänge die sechs Schöpfungstage" sind. Die Offenbarung Gottes im Werke — wird dem Dichter zum prachtvoll ausgestatteten „Liederbuche," dessen „Noten — Sterne sind auf blauem Grunde," dessen „Text" in der Offenbarung Gottes im Worte, — in der h. Schrift gegeben ist, und für welches der Schöpfer „in der letzten Stunde" den Menschen zum „Sänger" berufen hat.

Dieses erhabene, göttliche Epos, — die Weltschöpfung — bildet theils den Inhalt, theils den Anhaltspunkt für dreizehn schöne Dichtungen, welche uns Herr Brunner unter obigem Gesammttitel geboten hat. Der Herr Verfasser hat sich bereits durch mehre poetische Erzeugnisse vortheilhaft bekannt gemacht *). In allen hatte besonders jener hohe, christlich religiöse Lebensernst, welcher den tausendfältigen Verirrungen unserer Zeit in der Wissenschaft, in der Kunst und im Leben mit offener Stirne entgegentritt, mächtig angesprochen. Herr Brunner versteht es, wie selten Einer, dem Leben, wie es wirklich ist, beobachtend nachzugehen, und mit einem unbestechlichen Wahrheitsgefühle das Gute und Böse beim rechten Namen zu nennen. Witz und Humor, und echte poetische Erhebung stehen ihm in seinen Novellen wechselweise zu Gebote, um die falschen Richtungen in dem Denken, Schaffen und Leben der Gegenwart treffend zu beleuchten; seine Sprache ist natürlich, einfach und von seltener Frische; auch weiß er das Interesse des denkenden Lesers fortwährend zu fesseln, und selbst die häufigen Reflexionen, mit welchen er den Gang der Erzählung unterbricht, bieten sich natürlich und meistens in einem höchst ansprechenden Gewande dar. Seine poetischen Erzeugnisse bilden allerdings nach ihrem Inhalte und theilweise auch in ihrer hie und da etwas sorglosern Form einen Gegensatz zu dem Meisten, was heutzutage, mit absichtlicher Verkennung alles Höhern und Geistigen im Menschen, dem seichtesten Unglauben oder der Sinnlichkeit und ihrer allzeit fertigen Magd, der Einbildungskraft, in oft künstlerischer Vollendung geboten wird. Aber dieses hindert uns nicht, Herrn Brunner echte Dichtergabe zuzusprechen und jedes neue Erzeugniß seiner Muse mit Theilnahme zu begrüßen. — In den vorliegenden Dichtungen stellt sich der Herr Verfasser von vorneher auf den Standpunkt der positivchristlichen Ansicht von der Weltschöpfung; sein Standpunkt ist der Glaube „an einen Gott, sich selbst erkennend wissend, nicht, wie ein Rauch, im weiten All zerfließend, welcher blos aus höchst freier Liebe geschaffen, und den Hergang der Weltschöpfung dem Menschengeschlechte in der Genesis selbst erzählt hat. Dadurch sieht sich der Hr. Verfasser ganz natürlich im direkten Widerspruche mit der Zweifelsucht des allmälig zu Grabe gehenden verendenden Rationalismus, der an dem Worte Gottes herummäkelt; er sieht sich im Widerspruche mit den allzu vorlauten und mehr als unreifen Hypothesen

*) „Der Babenberger Ehrenpreis." Wien bei Rohrmann 1843. — „Des Genies Malheur und Glück. Ein Spiegelbild mit Land- und Wiener-Figuren sammt Reflexen und Reflexionen." 2 Bände. Leipzig bei Theodor Thomas 1843. — „Fremde und Heimat. Aus eines Dichters Leben, Denken und Sinnen. Humoristische Novelle." 2 Bände. Leipzig bei Fr. L. Herbig. 1845.

mancher Adepten der vielgestaltigen Naturwissenschaft, welche die mühsam erworbenen Bruchstücke ihres jeweiligen empirischen Wissens vorschnell zum Ganzen erheben, um Gottes Wort von der Schöpfung der Lüge zu bezüchtigen; er sieht sich im Widerspruche mit den sich wechselweise bekriegenden Propheten des „absoluten Wissens," welches nicht nur, ohne allen Glauben, sondern auch mit gänzlichem Wegsehen von den Thatsachen des ursprünglichen Bewußtseins, oder von dem Ich, so wie es leibt und lebt, blos durch das „reine Denken" zu Stande kommen soll. Mit einem Worte: der Verfasser sieht sich im Widerspruche mit dem Proteus des Unglaubens; und darum erhalten auch die vorliegenden Dichtungen eine starke polemische Färbung, die jedoch bei der glücklichen Anlage des Dichters, welchem Alles, wie unter der Hand, zum Bilde wird, dem poetischen Gehalte derselben keinen Eintrag macht. Der Hr. Verfasser nennt als Quelle dieses ungläubigen Thuns und Treibens einfach und offen den geistigen Hochmuth und die sittliche Verkommenheit, und beider Mutter, die Sünde; treffend zeichnet er die absolute Verkehrtheit des glaubensleeren Wissens, die Lächerlichkeit unreifer Hypothesen und die bittere Trostlosigkeit der Zweifelsucht. Wenn die polemische Fassung eines Gegenstandes an und für sich schon ein didaktisches Moment in sich schließt, so mußte in den vorliegenden Dichtungen, neben der polemischen, die didaktische Haltung auch aus andern Gründen stärker hervortreten. Zuvörderst blieb der Herr Verfasser nicht bei dem einfachen Worte der mosaischen Erzählung stehen, sondern er benützte in seiner poetischen Darstellung der Weltschöpfungen theilweise die Resultate einer dem Christenthume innig befreundeten Spekulation. Belege hiefür sind die schönen Dichtungen: „Das Leben der Natur;" — „Der Wasser Scheidung und die Erde;" „der Thiere Schöpfung;" „des Menschen Fall." — Sodann hat der Hr. Verfasser nicht nur den Ursprung, sondern auch die Bestimmung alles Erschaffenen im Auge. Diese besteht aber einfach darin, daß jede Kreatur das — ist, was sie nach der Absicht des Schöpfers sein soll. Während nun die unfreie Natur der Absicht des Schöpfers entspricht, weil sie derselben entsprechen muß; so ist bei freien Wesen die Realisirung der Absicht des Schöpfers der Freiheit der Kreatur anheimgegeben. Es soll deshalb auch das Leben des Menschen ein „Epos" sein, „es soll sein Lied ein jeder würdig singen, die Tage sollen Versen gleich verklingen," und „mit Gottes Wort zu Reimen sich verweben." — Mit der Freiheit der Kreatur ist aber auch die Möglichkeit des Abfalles von ihrer Bestimmung gegeben, und daß die Möglichkeit — zur Wirklichkeit geworden, dafür zeugt nicht blos die innere Stimme in jedem Einzelnen, sondern die Verkehrtheit im Denken, Fühlen, Wollen, Schaffen und Thun der Mehrzahl, vorzüglich in unserer Zeit, welche bei einer großen und mächtigen Überlegenheit in allen irdischen — den ewigen Interessen des Menschen kaum Aufmerksamkeit schenken mag, oder über diese sich den subjektivsten und widersprechendsten Meinungen überlassen hat. Dieser faktische Widerspruch zwischen dem, was der Mensch nach der Erfahrung — ist, und was er nach seiner Bestimmung sein soll, kann ein gläubiges Gemüth nur zu wehmuthvoller Klage aufregen, welche ihren Trost nur im Glauben und in dem Hinblicke auf Christus, den Weltheiland, finden kann. Diese wehmuthvolle Klage ist auch ein Weltschmerz, im Widerscheine jener ungeheuren Zerrissenheit, welche den Geist und die Natur bis in ihre tiefsten Tiefen spaltet, ein Weltschmerz, der mit der Geschichte unseres Geschlechtes beginnt und erst mit dem Weltgerichte enden wird, und von welchem der ephemere Weltschmerz unserer an Glauben und Mannheit gleich armen Jugend nur ein eben so jämmerliches, als unverstandenes und widerliches Zerrbild ist. Man liebt es heutzutage der religiösen Poesie „Kränkelei" vorzuwerfen. Es mag sein, daß, bei dem vorwaltend lyrischen, mithin subjektivem Charakter der modernen Poesie, wie überall, so auch auf religiösem Boden derlei krankhafte Erscheinungen vorkommen; aber diese sind eben noch nicht wahrhaft religiös geworden, sondern sie stecken noch halb im Fleische, und verfallen, indem sie nach Diesseits und Jenseits schielen, jener falschen Sentimentalität, die uns auch in andern, nichts weniger als religiösen Erzeugnissen der Dichtkunst so sehr anekelt. Krank ist wahrlich eine Poesie nicht zu nennen, welche vor dem Fluche, der durch die Sünde über den Geist und seine Magd, die Natur, gekommen ist, zurückschaudert und mit einem Schrei des Entsetzens — den Widerspruch gewahrt, in welchen das Geschöpf zu seinem Schöpfer, und der Geist zu der ihm leibeigenen Natur sich verloren hat; krank ist ferner eine Poesie nicht zu nennen, welche nicht blos mit hoffnungslosem Blicke in diesen entsetzlichen Widerspruch hinein starrt, sondern von dem himmlischen Frieden der Erlösung angeweht, und der wiedergewonnenen Herrschaft des Geistes sich erfreuend, allmälig auf Serafsflügeln dorthin emporgetragen wird, wo des Geistes einzige und wahre Heimat ist. — Krank ist vielmehr das moderne Heidenthum in unserer Poesie, und die blinde Vergötterung der Sinnlichkeit, krank ferner der titanische Hochmuth des Geistes, der den Himmel stürmen möchte; denn sie sind alle drei mehr oder weniger erkünstelt, und in sich selber unsicher und unwahr. So ein alter Heide, wie Homer oder Horaz, hat etwas Ehrwürdiges, denn er ist das mit Leib und Seele, was er ist; aber unsere modernen Heiden unter den Dichtern sind eben nur Heiden der schlechtesten Sorte, die, wider ihren Willen in der Atmosfäre des Christenthumes erzogen, ihres Heidenthumes nie recht froh werden können, sie haben von dem alten Heidenthume nur das Grauen vor dem Fatum, den mehr oder weniger verhüllten Kynismus, die übermäßige Sorge für das Fleisch und die ohnmächtige Verzweiflung, und dieses Alles müssen sie sich noch erlügen, indem sie, sich einem geistlosen Empirismus hingebend, das faktische Verhältniß der Abhängigkeit des Geistes von der Natur als normal, und den Tod — als einzig natürlichen Schluß des Lebensdrama's proklamiren. — — Der Schmerz einer gläubigen Seele über den Widerspruch des Menschen mit seiner Bestimmung, und der Hinweis auf Denjenigen, welcher allein dem Verderben steuern kann, zieht sich durch alle vorliegenden Dichtungen Brunner's, nicht nur ohne alle Kränkelei, sondern mit tiefem Gefühle und im klaren Bewußtsein dessen, was der Mensch durch die Sünde verloren hat; aber die Muse des Hrn. Verfassers liebt es nicht nur jene wehmuthvolle Klage auszuweinen, sondern sie versenkt sich ganz in die Anschauung der eben so vielgestaltigen, als traurigen Folgen unseres Abfalles von Gott, und schildert die wachsende Blindheit der Mehrzahl über das, was

der Mensch sein soll, und die Nichtigkeit aller Bestrebungen, die nicht das letzte Ziel und Ende im Auge haben. — Und fürwahr! treffender, vielseitiger und kräftiger kann die trostlose Knechtschaft des Geistes unter dem Joche der Natur kaum dargestellt, treuer und wahrer kann der Gegenwart ihr Spiegelbild kaum vorgehalten werden, als in den umfangsreichen durch Kraft und Schönheit ausgezeichneten Dichtungen, mit der Überschrift: „Der Mensch," und: „Des Geistes Klagen." — Die Hoffnung auf den Frieden der Erlösung findet sich besonders eingeleitet in der inhaltreichen Dichtung: „Die Thräne." —

Außer den in diesem Aufsatze bereits genannten, finden sich für die übrigen Dichtungen folgende Überschriften: „Einleitung," „Gott ist Künder der Schöpfungsgeschichte," „der Zweifler," „das Licht," „der Himmelskörper Schöpfung." — Den geistigen Zusammenhang aller dreizehn Dichtungen findet der Leser vortrefflich angegeben in der „Einleitung" S. 16 bis 18.

Wir würden in Verlegenheit sein, wenn wir die vorzüglichste unter den vorliegenden Dichtungen bezeichnen müßten; sie sprechen alle gleichmäßig an durch den Ernst und das Gewicht ihres Inhaltes, durch eine Fülle poetisch-schöner Gedanken, und durch eine Leichtigkeit der Form, der man es ansieht, daß sie sich, wie von selbst, gemacht hat. Wir sind auch überzeugt, daß jeder denkende Leser dieselben mit steigendem Interesse durchgehen, und bald durch den Reichthum der Bilder, bald durch den eigenthümlich frischen Wahrheitssinn des Dichters vorzüglich befriediget wird. Nur möchten wir dem Hrn. Verf. rathen, bei seinen poetischen Erzeugnissen hie und da mehr Sorgfalt auf die äußere Form, selbst bis auf die Interpunktion herab, zu verwenden. Je mehr ein Gedicht durch Inhalt und Form im Ganzen uns anspricht, desto mehr fühlen wir uns durch gewisse stylistische Sorglosigkeiten im Genusse gestört, und es thut uns fast mehr um den Dichter, als um die etwaigen Mängel des Gedichtes leid, wenn aus diesem selbst hervorleuchtet, wie leicht es jenem gewesen wäre, solche Mängel zu vermeiden. Ferner schien uns der Hr. Verf. in seinem sieghaften Eifer gegen das „absolute Wissen" nach dem Beispiele der Meisten, die jenes auf christlichem Boden zu bekämpfen suchen, dem rechten Wissen des Geistes, trotz der Verwahrung in einer Anmerkung zu wenig Rechnung zu tragen; denn der Glaube ist eben so wenig ohne alles Wissen, als das Wissen ohne Glauben, und der Geist des Menschen ist wahrhaftig Offenbarung Gottes im Werke, welche nur der Entwicklung durch Gottes Wort bedarf, um auch in sich lichte Zeugnisse für das göttliche „Epos" der Weltschöpfung zu finden. Und so scheiden wir von dem Hrn. Verf. mit dem lebhaften Wunsche, daß er uns bald wieder mit einer Gabe seiner Muse beschenke, die der Wahrheit eben so schön und kräftig Zeugniß gibt, und dem ungläubigen und sich selbst widersprechenden Denken und Schaffen gegenüber, die heiligsten Interessen des Menschen so furchtlos vertritt.

Der Hr. Verf. hat die vorliegenden Dichtungen dem Freiherrn Klemens von Hügel gewidmet. Die typografische Ausstattung ist gefällig.

J. M. Häusle.

Medizinische Schriften von Maimonides.

(Schluß.)

Eine Bibliografie des übersetzten Werkes ist wohl das Geringste, was von Hrn. W. in diesem Fache gefordert werden konnte. Und wirklich hat er eine Art von Minimum geleistet. Er gibt an, daß die „gedrungene" hebr. Version im **Kerem Chemed** 1838 gedruckt, aus 4 Kap. bestehend, authentischer sei, als die lateinischen Übersetzungen, welche hie und da ein fünftes anführen, welches durch Sprache und Gehalt und den Widerspruch mit der Disposition in der Einleitung sich als unecht kundgibt. Bei Erwähnung der in der k. k. Hofbibliothek „vorgefundenen" lateinischen Übersetzungen „erlaubt er sich die Bemerkung" (!) daß daselbst weder ein hebr. noch arab. Manuskr. dieser Abhandlung sich befinde, wie **Wolf** und **Rossi** vermuthen (in Beziehung auf's hebr. eigentlich dem Bibliogr. **Sabbathai** nachschreiben). — Demnach verdanken wir Hrn. W. 2 negative Resultate: die Unechtheit des 5. Kap., das Nichtvorhandensein eines Mskr. in Wien! Wieviel ist aber noch unerörtert geblieben? die nähere Bestimmung der lateinischen Übersetzungen wäre um so verdienstlicher gewesen, als die Berichte nicht übereinstimmen, und man bei manchen vielleicht an das oben erwähnte Fragment aus dem Gesetzbuch zu denken hat. Die hebräische Übersetzung, nach Beer von Juda Ibn Tibbon („gedruckt 1519 in Venedig" ist gewiß falsch), wird von **Rossi**, der selbst 2 Handschr. besaß, dem Moses (Ben Samuel Ben Juda) Ibn Tibbon zugeschrieben; Letzterem folgt auch Wüstenfeld. Und dies ist wohl das Richtige; denn Saul, Verf. des — äußerst seltenen, durch die Güte des Hrn. Dr. Beer in Dresden mir zugekommenen Werkes צרי היגון gedr. Cremona 5317, d. i. 1557. 4., führt (Fol. 4, a ff.) eine Stelle aus d. 3. Absch. unseres Textes (S. 22, Z. 19 ff.) mit der Bemerkung an, daß dieses Sendschreiben — das er nicht mit dem Titel, sondern durch die Anfangsworte bezeichnet — von Mose Ben Samuel Ibn Tibbon, und zwar Anno 5004, d. i. 1244 ins Hebräische übersetzt sei. Geiger (Zeitschrift IV., 402) hält die Stelle in jenem Zitate für eine „kürzere und gewandtere Übersetzung." Eine genaue Vergleichung bewies mir jedoch, daß blos Saul den Inhalt gedrängter wiedergegeben habe, da er überhaupt seine Kompilation (vgl. Duke's Litbl. des Orients, 1844, Kol. 536) aus dem Kopfe schrieb, wie er in der Einl. selbst bemerkt.

Unser hebr. Text (Nr. 1) läßt uns nicht blos hier im Stich, sondern seine Überschrift scheint uns nicht die genuine; so wie der Titel der deutschen Übersetzung noch allerlei Ausstellungen zuläßt; wenn man endlich anders von Hrn. W. diplomatische Treue fordern und erwarten dürfte. Beide geben zu wenig und zu viel. Zwar ist die vorliegende Abhandlung in Form eines Schreibens an den Sultan gerichtet, doch weiß jeder, der nur einige orientalische Werke gelesen hat, daß diese Form eine überhaupt beliebte ist, und namentlich hier, wo der Leibarzt insbesondere seinem König ärztlichen Rath ertheilt, hervortreten mußte, wie es aber auch sonst geschieht, wenn ein Mäzen, Freund u. dgl. die Abhandlung hervorrufen.

Jede kleinere Abhandlung heißt arab. **Risâle**, wörtl. „Sendschreiben," was die hebr. Übersetzer mit dem reinhebräischen מכתב oder dem vielfach gedeuteten אגרת (s.

Gesenius s. v.) jedenfalls passend wiedergeben — so wie das Synon., arab. Makâle mit מאמר (wörtl. Rede, Ausspruch) — welches aber auch zuweilen als Bezeichnung von Theilen eines größeren Werkes dient. Beide Ausdrücke alterniren oft bei den Bibliografen, z. B. bei M's Abhandlung über die Auferstehung und auch bei unserer Abhandlung über Diätetik, welche auch kürzer nach dem bloßen Inhalt: Diätetik genannt wird. Die Titel solcher Schriften sind meist Nachahmungen der übersetzten griechischen Vorbilder, und so haben wir hier, mit Rücksicht auf den weitern oder engern Begriff der Diätetik im Arabischen, Hebräischen und dem daraus übersetzten Lateinischen allerlei Ausdrücke: 1) Die Hygiene heißt Tedbir elaßahhâï (Wenrich pag. 275. 267) — „de sanorum vivendi ratione" („sive de sanitate tuenda" (s. auch p. 271 u. „conservanda" p. 270) ist nicht mehr die genaue Übersetzung dieses arab. Titels, sondern des ähnlichen: Hifs ess-Ssahhat „de conservanda valetudine," „de sanitate tuenda" (ib. p. 108, 222) [40]). Dasselbe ist Tedbir ess Szahhat (der Titel unserer Abhandhandlung bei d'Herbelot und Wüstenfeld) wörtlich übersetzt de regimine sanitatis, da nämlich das arab. Tedbir regimen und vivendi ratio bedeutet. Dem arab. Hifs ess Ssahhat entspricht hebr. שמירת הבריאות [40] b); den andern beiden, der Diätetik der Gesunden (oder der Gesundheit, wenn wir so sagen dürften) entspricht hebr. הנהגת הבריא und הנהגת הבריאות Letzteres ist der Titel, unter welchem gewöhnlich unser Werk angeführt und zitirt wird, und der auch dem arabischen bei d'Herbelot und Wüstenfeld am meisten entspricht, eigentlich der 1. Abschnitt. — 2) Die Diätetik in (akuten) Krankheiten bei Hippokrates περὶ διαίτης ὀξέων, im Arabischen vollständig: Tedbir li'lemrâdh el-hâddet, welches Wenrich stets de ratione victus in morbis acutis, mehr nach dem Griechischen, wiedergibt. (s. p. 101. 256. 266. 270.) Demselben entspricht im Hebräischen הנהגת החולים „das Verhalten der Kranken," welches die Überschrift des 2. Abschnittes unserer Abhandlung (S. 23), zu welcher noch die Worte „(zumal) wenn kein Arzt oder kein vollkommener vorhanden" nothwendig gehören, wie sie auch in der anfänglichen Eintheilung vorkommen. Durch das S. 23 eingeschaltete „zumal" hat Hr. W. den Sinn verschoben. Man vergl. das, sonst unbekannte, Werk des Rufus de aegrorum qui medico destituuntur vivendi ratione bei Wenrich pag. 221. M. bemerkt selbst am Anfang des 2. Abschnittes, die Heilkunst umfasse dreierlei Verhalten (הנהגות) 1) Verhalten des Gesunden, d. i. Erhaltung der vorhandenen Gesundheit (Hygiene); des Kranken, nämlich ärztlichen Rath anzunehmen zur Wiederherstellung der Gesundheit, welches unter dem Namen Heilkunst (רפואות) bekannt ist, also im engeren Sinne = Jatrik, wie auch Hr. W. in der Anm. hat [41]). Zur Diätetik oder dem Verhalten des Kranken gehört die Wahl und Befolgung des ärztlichen Rathes, und manche Vorschrift in Ermanglung eines solchen, wo der Kranke gewissermaßen sein eigener Arzt ist. — Die ersten 2 Absch. des Sendschr. unterscheiden sich von den 2 andern, daß im 3. die individuelle Diätetik des Sultans, im 4. allgemeine Maßregeln für alle Kranke und Gesunde gegeben werden. Der hebr. und lat. Titel de tuenda valetudine (Wolf III. 788, vergl. de regimine sanitatis IV. p. 919) ist also a potiori und durch Verallgemeinung nach der damaligen medizinischen Enzyklopädik zu fassen. Auf letztere einzugehen, ist eigentlich nicht des Ref. Sache. Doch geben wir noch zu beachten, daß das arab. Tedbir schlechtweg = de recta vivendi ratione (Wenrich pag. 222), so wie das hebr. הנהגה „Diätetik" (Aufg. unf. Werkes) als prägnanter Ausdruck mit Weglassung eines spezifizirenden Begriffes gebraucht wird; eigentlich aber in seiner allgemeinsten Bedeutung blos ein gewisses gleichmäßiges Verhalten anzeigt, und nur durch Hinzufügung eines speziellen Begriffs verschiedene Zweige der praktischen Disziplinen bei Arabern und Juden bezeichnet . . . . . — Das lat. regimen berücksichtigt mehr die Etymologie des in verschiedenen Bedeutungsnuancen entwickelten orientalischen Wortes. — Der angebliche Titel unsres Werkes Abir Jakob bei Wolf (III., 788) ist wohl aus Verwechslung mit dem so betitelten medizinischen Werke von Messer David Ben Leon zu erklären. Auffallend ist es, wie Wüstenfeld eine Epistola de diaeta noch als besonderes Werk (Nr. 15) unterscheidet! — Noch erübrigt uns ein nicht unbedeutender Umstand zur Beachtung, an wen nämlich diese Diätetik gerichtet ist. Die mir bekannten und gegenwärtig zugänglichen Bibliografen geben den Namen des Sultans oder Königs nicht an. Die lateinischen Übers. haben ad Soltanum (oder Soldanum) Regem etc., woher hat nun Hr. W. den Namen Saladin? Etwa weil M. dessen Leibarzt war? Er ward auch als solcher von Saladin's Sohn und Nachfolger el Malik el Aziz (st. 595. H. 1198) beibehalten, wie Wüstenfeld wahrscheinlich nach Ibn Abi Ofeiba, dem Zeitgenossen des Sohns M.'s berichtet (s. auch Dernburg S. 120. ** 122). Nach demselben ist aber unsere Risale an Malik el Afdhal, dem ältesten Sohne Saladins, der jedoch erst nach dem Tode seines oberwähnten Bruders (1198) den egyptischen Thron bestieg, gerichtet! — Die lateinischen Worte Soldanum Regem lassen beide Auffassungen zu, je nachdem man „Sultan Malik," oder: „Saladin, König," substituirt — Ref. muß vorläufig der gewichtigern Angabe Ibn Abi Ofeiba's den Vorzug geben, wornach der Titel bei Nr. 2 zu berichtigen wäre [41] b). — Noch haben wir ein Zitat aus der Diätetik zu erwähnen, in einem hebräischen Werke, welches die Beachtung medizinischer Historiker verdient, und weiter unten häufig zitirt werden wird; daher wir eine kurze Notiz darüber für angemessen erachten.

Es führt den Titel: Maasse Tobia (Werk Tobia's), Ven. 1708. Jesnitz 1721. 4, von Tobia Cohen Ben Mose Nerol [42]) (geb. zu Metz, 1652, st. zu Jerusalem 1729) einem angesehenen Arzt und jüd. Gelehrten zu Konstantiopel [43—5]), und umfaßt die Hauptgebiete des filosofischen und medizinischen Wissens von der Theologie und Astronomie bis zur Geburtshilfe und Botanik, in der beliebten vielfachen Abtheilung und Unterabtheilung in Theile, Abschnitte (mit besond. Titel), Kap. und §§., welche den logischen Sinn des Verf. beurkunden [46]). Von den medizinischen Theilen insbesondere zu sprechen, so gibt er, ungeachtet des häufig erwähnten Strebens nach Kürze und Kompendiosität, gewöhnlich einleitend eine Übersicht und Kritik — der ihm bekannten Ansichten von Hippokrat und Galen bis auf seine Zeitgenossen herab, mit eingeschalteten Zitaten und Erläuterungen Talmudischer Sentenzen. Er spricht besonders ausführlich über Fieber,

Pest und Syfilis, und namentlich der erste in hebräischer Sprache über die Plica Polonica (Weichselzopf), worüber seine, auf Autopsie gegründeten Ansichten einer Würdigung von Seiten eines medizinischen Historikers entgegenharren. Auch verdienen seine, der Zeit voraneilenden, hellen Ansichten über sympathetische Mittel u. dgl. (z. B. 83, c. 85, a. 86, b. 96, d. 99, d. 109, a. 113, c. u. a. m.) allgemeine Beachtung! Ref. muß seine Laienschaft in der Heilkunde hier besonders bedauern, doch war er im Stande, dieses interessante Werk in einer besonders instruktiven Seite für diese Anzeige zu benutzen (s. unten III). Tobias vielseitige Sprachkunde bereichert sein ganzes Werk durch eine polyglottische Terminologie in allen Fächern der Medizin, wofür insbesondere die letzten 2 Abtheilungen wichtig sind. Die Eine, Granatengarten betitelt, bespricht 40 Pflanzenarten als **materia medica**; die letzte: »Gewürzbeet,« ist eine zur Benutzung des ganzen Werkes (jedoch nicht vollständig ausreichende) Nomenklatur über **circa** 400 Heilmittel, welche nach der hebräischen Umschreibung der lateinischen Namen alfabetisch geordnet, durchaus das türkische, häufig auch aus andern Sprachen entsprechende Wort zur Erklärung angibt. Wie nützlich und nothwendig dieses Material für die Lektüren hebr. mediz. Schriften, wird sich unten (III) ergeben [47]). — Sein Abschnitt über Diätetik (f. 80, b.) bietet um so interessantere Parallelen mit den oberwähnten Schriften **M's** (s. Anm. 37), als dieselben Materien in verschiedenen Sprachen hier und dort vorkommen. Tobias zitirt aber ausdrücklich im Vorworte zum medizinischen Theil die Diätetik des **M's** unter dem obenerwähnten gewöhnlichen Titel (**Hanhagath habriuth**), nachdem er nämlich im Namen des größten Arztes begonnen, daß die Heilkunde dem Ignoranten leicht, dem wahren Arzte sehr schwierig erscheine [48]), fügt er hinzu: »So bemerkt auch **Maimonides** in der Diätetik u. s. w. [49]).« —

Noch näher als die, gewissermaßen die äußere Geschichte eines Werkes darstellende, Bibliografie liegt dem Herausgeber alter Schriften die innere Charakteristik und historische Würdigung. Es ist diese bei Hrn. **W.** nicht ganz leer ausgegangen, und bezieht sich auf Inhalt und Form. Das Interesse, welches Hr. **W.** für das vorliegende Werk vindizirt, begründet er durch die (S. VIII) hervorgehobenen Ansichten desselben, freilich mehr in filosofischer als reinmedizinischer Hinsicht, während er für die uns minder zweckmäßig erscheinenden diätetischen Regeln die Berücksichtigung der so fern liegenden Verhältnisse der Zeit und des Ortes in Anspruch nimmt (S. VII). Bezüglich auf die Form glaubt Hr. **W.** seinen Autor gegen den mit den filosofischen Schriften **M's** vertrauten Leser in Schutz nehmen zu müssen, »der etwa den dieselben auszeichnenden logischen Geist, die wissenschaftliche Präzision hier und da vermissen möchte,« indem die Tendenz und Richtung des Werkes zu beachten sei [50]). Ref. getraut sich zwar kein Urtheil über den medizinischen Inhalt, und die etwa davon bedingte Form zu, und muß darum auch von jeder Kritik dieser Art absehen, aber den logischen Geist hat Ref. im Verhältniß zu den filosofischen Schriften **M's** in der hebräischen Version der Diätetik, ungeachtet der etwas unvollkommenen Übersetzung, nirgends vermißt, wohl aber in der deutschen Übersetzung des Hrn. **W.**, was nachzuweisen unserem 2. und 3. Artikel obliegt [50]). Hier wollen wir nur erwähnen, daß Hr. **W.** die Paragrafirung des 4. Abschnittes, welche der hebr. Text zwar nicht beziffert, aber nach der bekannten orientalischen Weise durch das Wort **Schaar** (Pforte) andeutet, gänzlich ignorirt, und dadurch die stoffliche Abgrenzung und Übersicht aufhebt, wie überhaupt in seinen Absätzen mehr Zufall als »logischer Geist« geherrscht zu haben scheint. — Einen Beitrag zur Charakteristik des maimonidischen Geistes, der sich nie und vor Niemand verläugnet, gewährt die Stelle (21 f. **W.** 43 ff.), wo er, von den Affekten auf psychischen und moralischen Einfluß übergehend, sich selbst unterbrechend, bemerkt: Ich bediene mich des Ausdruckes: »sein Leben verlängern oder verkürzen;« denn dies ist die Ansicht der Ärzte und Filosofen, (und ?) der Bekenner älterer Religionen vor der muhammedanischen!« [50 a]). Hrn. **W's** Vermuthung über die polemische Tendenz dieser Apostrofe durfte mit mehr Zuversicht ausgesprochen werden. Das berüchtigte muhammedanische Dogma vom **Fatum**, welches sich namentlich der rationalen Heilkunde gegenüber bemerklich macht [51]), bekämpft **M.** in seinen filosofischen und theologischen Werken (die überhaupt den Islam häufig bekämpfen) direkt und entschiedener, als es dem konsultirenden königlichen Patienten gegenüber passend gewesen wäre. Fast gleichlautend mit der obigen findet sich aber eine Stelle in dem antimuhammedischen Theil des Werkes »Bogen und Schild,« von **R. Simeon B. Zemach d'Oran**, der sich dabei auf ein medizinisches Werk **M's** beruft [51]).

(II. und III. Artikel folgt.)

Anmerkungen.

40) **Wenrich pag. 108** hat ein Kitab fi hifs es Ssahhat von Hippokrat an König Antiochus.

40) b. s. Afor. C. 17. und das Buch der Einheit C. 3. Bei **Tobia** (Fol. 80, b.) als 3. Theil der Heilkunde, nämlich nach „**Medicina**« und „**Chirurgia.**«

41) Das 3. Verhalten, nach Galen חיות („Biotik« bei Hr. W.!) genannt, bezieht er auf einen Mittelzustand zwischen Gesunden und Kranken, z. B. der Rekonvaleszenten. Von Letztern sagt M. dasselbe Afor. 23, a. Daher ist wohl חיות (von חיה genesen) Rekonvaleszenz zu übersetzen! daß M. auch „Greise« neben Rekonvaleszenten anführt, schadet nichts unserer Argumentation, denn a potiori fit denominatio.

41) b. Dieser Umstand ist von größter Wichtigkeit für die Biografie **M's** und die chronologische Bestimmung seiner medizinischen Schriften. M. spricht von dem Temperament des Sultans als durch bloßen Bericht ihm bekannt (s. unten Anmerk. 66), er spricht von Wiederholungen in seinen medizinischen Schriften nach ihrer besondern Veranlassung (s. unten Anm. 53, b). Ein und derselbe Sultan dürfte kaum an allen obgenannten Krankheiten, über welche M. auf Veranlassung geschrieben, gelitten haben, und wir haben auch das Datum **1198** (s. Werk Nr. 29) angetroffen. Wüstenfeld spricht von der unbekannten Beziehung **M's** zum Städtchen Iftih am Nil, woher er den Namen **el Iftihi** erhielt. Auch hat Wüstenfeld noch ein Werk „**de morbo regis Aegypti.**« — Zur befriedigenden Ausführung dieser Andeutungen fehlt es mir noch an einigen Hilfsmitteln. Nur das Eine sei noch erwähnt, daß Afdhal gerade die asiatischen Provinzen bekommen hatten, und daher „**ad Babiloniae regem**« der lat. Übersetzung kommen mag. Auch der angebliche Beiname **Saladino** (s. oben zum Werk Nr. 25) ist zu beachten.

43) **Nach Wolf (III., 655, b) von der Stadt Nerol in Polen.**

43—5) über seine merkwürdige Biografie verweisen wir der Kürze halber auf Zunz, Binjamin II. p. 288.

46) Aber auch das Zitiren erschweren! Ich zitire daher nach Folio und Kolum. der Jesnitzer Ausg. und s. folg. Anm.

47) Die Nomenkl. zitire ich durch das betreffende Schlagwort, oder den Buchst. („lit.“) des Alfabets.

48) s. Razi im Diät. S. 27.

49) Die nun folgende Vergleichung des Kranken, der einen irrationellen Arzt wählt, mit dem Schiffer, der sich den Winden überläßt, muß als Tobia's eigene Polemik gegen die Schätzung empyrischer Ärzte seiner Zeit genommen werden. Umgekehrt vergleicht Alfarabi (Nr. I. S. 26. W. S. 53) die Heilkunde mit der Schifffahrt, in dem der beste Arzt, wie der beste Schiffer, Schiffbruch leiden könne! „Daß der beste Arzt ein Filosof sein müsse,“ ist der Titel eines Werkes von Galen, übers. von Honein (s. Wenrich, p. 257). Vgl. auch die Ansichten Galen's, Alfarabi's und Maimonide's in Afor. (53, d.), oben angeführt; und Anm. 54, c.

50) „Man bedenke, daß das Sendschreiben, wie in der Einleitung ausdrücklich bemerkt wird (!) keine gelehrte Abhandlung vorstellen sollte, sondern gelegenheitlich für einen üppigen, des Aufmerkens ungewohnten (!) Fürsten des Morgenlandes abgefaßt ward; wo es somit mehr galt, sich einer gewissen Faßlichkeit des Vortrags als einer wissenschaftlichen Präzision zu befleißen!!“ Aber Hr. W. hätte bedenken sollen, daß er eben diese höchst interessante Stelle der Einleitung gar nicht begriffen hat!! (s. Anm. 41, b. oben) — s. weiter unten Anm. 53, b.

50) a. Hr. W. wußte nicht, daß hier eine nur gelegentlich durch den Ausdruck „verlängert sein Leben“ herbeigeführte Apostrofe sei, und ließ daher die nachfolgende, zum Hauptinhalt zurückkehrende, Schlußstelle weg! s. II. Art. zu dieser Stelle.

51) Aus der neuesten s. den interessanten Art. „der Thabib“ (Arzt) in Algier im „Ausland“ 1844, wo unter andern (S. 279) erzählt wird, wie der fanatische Muhammedaner lieber stirbt, als ein Glied amputiren läßt! vgl. auch über die Pest Tobia 100, a.

52) Nämlich die Aforismen (s. oben Anm. 33), wahrscheinlich eine Untreue des Gedächtnisses.

Fundamentallehre der Pädagogik oder Begründung derselben zu einer strengen Wissenschaft von Dr. Braubach, Professor und Direktor an der großherzogl. Realschule zu Gießen, 1841. XII und 236 S. 8.

(Fortsetzung.)

Aus dem so eben Gesagten entspringt der sechste Einwurf: Wenn nach dem erwähnten Prinzipe allgemein verfahren würde, so müßte dereinst die Menschheit zu lauter Erziehern und zu lauter Lehrern gebildet werden. Der Bürger im Menschen, so wie der Mensch im Bürger hat mit dem Erzieher und Lehrer wohl Manches gemein, aber nicht Alles, gerade das Wesentlichste nicht, es sei denn, daß man den Begriff Erzieher und Lehrer über die Gebühr ausdehnte, wornach der Gelehrte, der Künstler, der Geschäftsmann u. s. w., ja selbst der Bettler zum Erzieher und Lehrer würde. Allerdings ist selbst der Dieb ein Lehrer; er lehrt: Versperre deinen Kasten sorgfältig; — auch der Betrüger, er lehrt: Sei auf deiner Hut; — selbst der auf dem Galgen hangende Mörder, er lehrt: Schlage deines Gleichen nicht todt. — Daraus folgt der siebente Einwurf: Jeder Erzogene wird sich für berechtigt halten, für einen ausgemachten Erzieher und Lehrer sich anzusehen, ungefähr so, wie Jeder fast sich für berechtigt hält, in Sachen der Grammatik zu urtheilen, blos deshalb, weil er sprechen kann; darüber aber hört die Klasse der eigentlichen Erzieher und Lehrer auf, und mit ihnen die Wissenschaft. — Achter Einwurf: Endlich gibt das aufgestellte Prinzip Gelegenheit zu vielen Mißbräuchen. Wohl ist es wahr, daß aus dem Mißbrauche auf die Unrichtigkeit noch nicht geschlossen werden kann; allein der Gesetzgeber selbst sorgt ja stets dafür, daß der Mißbrauch seiner Vorschriften hintangehalten werde, besonders wenn den Mißbrauch durch Umänderung des Gesetzes unmöglich zu machen, in seinen Händen liegt; mit andern Worten: das Prinzip ist für den Erzieher zu bequem. „Wird sie (die Erziehung) nicht innerlich, so daß der Zögling sich eigentlich selbst leitet, während er geleitet zu werden scheint, so tritt dann der in der Erziehung gar nicht seltene Fall ein, wornach der aus der Leitung herausgetretene Zögling gerade in das Gegentheil von dem umschlägt, was man nach der sorgfältig bestimmten Leitung erwarten zu dürfen glaubte.“ pag. 120. Diese Worte zeugen allerdings von der großen Erfahrung des Herrn Verf.; allein er hatte dabei den Zögling im Auge, und vergaß über ihm den Erzieher, für den es eine sehr bequeme Methode wäre, den Zögling sich selbst zu überlassen, unter dem Vorwande, er wolle ihn in der Selbstleitung üben. Die Einschränkung: während er gelenkt zu werden scheint, heißt wohl nichts Anderes als: während er gelenkt zu werden glaubt; dies ist aber in der Vorstellung des Zöglings eben so viel, als ein wirkliches Gelenktwerden. Hätte Dionys über das Haupt des Damokles ein treffend gemaltes Schwert statt des wirklichen gehängt, so hätte Damokles gerade dieselbe Todesangst ausgestanden. Der Zögling soll einestheils nicht mechanisch, sondern mit Bewußtsein thätig sein, anderestheils aber nicht wissen, daß er geleitet, folglich nach dem vorliegenden Prinzipe, der wichtigste Akt der Erziehung an ihm vollzogen werde!

Die Gründe, welche für die Allgewalt der Erziehung beigebracht werden, sind folgende: 1) Das Urfaktum, daß der Mensch nur durch Erziehung ein Mensch wird. Entgegnung: Der Mensch, welcher anfängt, sich ohne Erziehung im eigentlichen Sinne des Wortes zu erziehen, ist auch ein Mensch; wäre er nicht Mensch, so könnte er nicht zum Menschen werden; er hat blos den freilich bedeutenden Nachtheil, daß er es in der Erziehung nicht gar weit bringt. Autodidakten im strengsten Sinne des Wortes gibt es nicht. — Der Mensch, der von einem bereits erzogenen, also vorgeschrittenen Menschen erzogen wird, ist eben so gut, wie jener, ein Mensch, nur mit dem freilich bedeutenden Vortheile, daß er bestehende Erfahrungen sich zu Nutzen machen, und folglich mit leichterer Mühe einen höheren Standpunkt gewinnen kann. Wer war früher, der Mensch, oder seine Erziehung? Vor derselben gab es also keine Menschen. Der Satz: „Ohne menschliches Bewußtsein ist der Mensch nur das vollendetste Thier“ pag. 124, kann schon aus dem Grunde nicht angenommen werden, als es keinen Menschen ohne menschliches Bewußtsein gibt; ja selbst die Leiche des Menschen ist keine Thierleiche, oder vielmehr: schon der Körper des Menschen ist von jenem des Thieres wesentlich verschieden. — Zwar heißt es ibid.: „Dieser Beweis von der Allgewalt der Erziehung geht zwar nicht auf die Erziehung im engeren Sinne des Wortes, sondern auf die Erziehung im weitesten Sinne.“ Sollte der Hr. Vrf. seine Behauptung durch diesen Beisatz retten? Schwerlich! „In dem menschlichen Bewußtsein liegt das ganze Fortschreiten des menschlichen Seins und Denkens! Hier war der Ort, den Kern des Beweises zu enthüllen; allein anstatt dessen folgt ein ungenü-

gendes Sinnbild: „Das menschliche Bewußtsein ist die Spitze eines Kegels, von welcher aus die auseinandergehenden Linien immer breitere Flächen bilden.“ Der Beweis ist mehr erschlichen — welchen Ausdruck ich nicht zu mißdeuten bitte — als geführt. 2). „An dem Menschen — erzieht Alles: jede Freude und jedes Leid, jedes Wort und jede That, selbst jeder Gedanke; jedes Glück und jedes Unglück, jede Furcht und jede Hoffnung, jeder Blick, er gehe nach oben oder unten, nach Innen oder nach Außen.“ pag. 126. Allerdings, und nicht im Mindesten zu bezweifeln; doch steht diesem der freie Wille entgegen; oder: der Schmerz macht den Einen weinen, den Andern lachen, den Dritten fluchen, den Vierten läßt er unberührt — wo ist die Allgewalt der Erziehung? Der freie Wille bringt nicht selten das Entgegengesetzte von Dem hervor, was jene Einflüsse hervorzubringen geeignet sind — wo ist die Allgewalt der Erziehung? die Erziehung wird hier nicht selten zur Nicht-Erziehung; oder ist vielleicht Nicht-Erziehung auch eine Erziehung? sowie etwa Schulden auch ein Vermögen sind? etwa wie $-2 = +(-2) = -(+2)$?— Die Folgerung jedoch ist allgemein zu beherzigen: „Übrigens ist der Glaube an die hohe und tiefe Wirksamkeit der Erziehung — nun nicht mehr Allgewalt der Erziehung — dem Erzieher schon erforderlich zum gewissenhaften Fleiße, zum besonnenen Ernste, zur Aufmunterung und Erhebung in seinem schweren Berufe.“ p. 128. Nicht minder wichtig ist das, was der Hr. Verf. über die Gleichheit und über die Ungleichheit der Anlagen beibringt; er ist für die erste Ansicht, erhärtet dieselbe durch 8 Punkte, welche jedoch mit nachahmungswürdiger Bescheidenheit nicht für untrüglich ausgegeben werden, und charakterisirt das Verhalten des Lehrers und Schülers nach beiden Annahmen, worauf eine nothwendige Einschränkung folgt.

Sowie das vorliegende Buch auch in jenen Theilen, welche durch gegenwärtige Besprechung angefochten worden sind, Schätzbares mittheilt, eben so auch in diesen Theilen, die den Gegenstand dieses Abschnittes bilden. Es sei mir erlaubt, das Entgegengesetzte, nämlich die Ungleichheit der Anlagen zu behaupten, und von diesem Gesichtspunkte aus dem Hr. Verf. zu folgen.

„Es lassen sich nur richtige Schlüsse bilden aus der Entwicklung auf die Anlage, aber keineswegs aus der Nichtentwicklung auf das Nichtsein der Anlage.“ pag. 146. „Ein Schluß von der Erscheinung auf die dahinterliegende Anlage ist also richtig, aber ein Schluß von der Nichterscheinung und der Nichtentwicklung auf das Nichtvorhandensein der Anlage ist falsch.“ pag. 151. Ich entgegne: 1. Aus der Entwicklung lassen sich richtige Schlüsse bilden auf die größere oder geringere Anlage; aus der Nichtentwicklung läßt sich auf die geringe Anlage schließen. Hat die Anlage im ersten Falle Hindernisse gefunden und dieselben überwunden, so ist sie groß; hat sie im letzten Falle keine oder nur wenige, ja sogar noch Unterstützung gefunden, so ist sie gering. Die Liebe zu einer Kunst oder Wissenschaft hat immer den betreffenden Fleiß zur Folge; trotz der Liebe und dem Fleiße zeigt sich zuweilen eine geringe Anlage. Gar keine Anlage und geringe Anlage sind noch himmelweit verschieden. — 2. Ein Schluß von der Erscheinung auf die dahinterliegende größere oder geringere Anlage ist richtig; aber ein Schluß von der Nichterscheinung oder Nichtentwicklung auf das Nichtvorhandensein der Anlage ist falsch, wohl aber zulässig von der Nichterscheinung oder Nichtentwicklung auf die geringere Anlage. Daß kein Mensch ohne Anlage, gebe ich zu, daß die Anlagen bei allen Menschen gleich, läugne ich; die Menschen haben in Bezug auf das Qualitative der Anlagen sich einer vollkommenen Gleichheit zu erfreuen, d. h. jeder Mensch hat Körper, Seele; in ihr Geist, Gemüth; in jenem Vernunft, Verstand ꝛc.; die Menschen haben in Bezug auf das Quantitative der Anlagen sich keiner Gleichheit zu erfreuen. Der Sprachgebrauch bedient sich sehr oft des Urtheils: Der Mensch a. hat keine Anlage zur Kunst oder Wissenschaft b.; dies will aber eigentlich besagen: Der Mensch a. hat eine geringe oder eine sehr geringe Anlage zur Kunst oder Wissenschaft b. — p. 148, 1. „Unter allen Verschiedenheiten der Völkerformen und der leiblichen Größe bildet die beständige Form und Größe des Gehirns einen feststehenden Zug; unter allen Organen ist es am wenigsten der Mißbildung und Abweichung unterworfen. Sollte die Intelligenz selbst nicht in Übereinstimmung stehen mit dem Ausdrucke ihres Organes?“ Also ist das Gehirn doch einer Mißbildung unterworfen; wie weit geht diese Mißbildung? Nimmt das bewaffnete Auge des Anatomen dieselbe jederzeit wahr? Wer hat den Lebenden untersucht? Wie viel hat der Tod der Regelmäßigkeit zu- und von der Regelmäßigkeit abgewendet? Zudem bleibt die so große Verschiedenheit der Schädelbildung der Mitglieder einer und derselben Familie sehr verdächtig. In der ganzen Natur herrscht die größte Verschiedenheit bei Gleichartigen. Man könnte den höchsten Preis setzen auf die Gleichheit zweier Eichenblätter — Niemand wird ihn erringen. Und gesetzt, das Geistige wäre gar so abhängig vom Fysischen, so wird eben so wenig, als bei den Blättern eines und desselben Baumes, oder auch aller Bäume, eine ganz gleiche Bildung der Gehirnmasse auch nur bei zwei Individuen der 1000 Millionen Menschen gefunden werden. Würde solche endlich auch gefunden, so möchte der Umstand, daß solche immer noch nicht eine Gleichheit des Geistigen zur Folge hat, nur die Unabhängigkeit der Seele vom Körper, des Geistigen vom Materiellen in ein schönes Licht stellen. Hier noch das Urtheil eines trefflichen Arztes: „Gleichwie das Maß der leiblichen und geistigen Kräfte von einem Kinde zum andern sehr verschieden ist, so ist auch der Hang zum Guten oder zum Bösen bei dem einen Kinde vom Anbeginn schon stärker und regsamer, als bei dem anderen. Wenn es auch nach Gall's Schädellehre nicht geradezu fysische Organe für den Diebssinn, Betrug, für Trägheit u. s. w., oder für entgegenstehende Tugenden gibt, so dürfte es doch kaum zu bestreiten sein, daß dem Menschen, wie dem Thiere, gewisse Anlagen angeboren sind, welche in ihm vorherrschende Neigungen und Triebe erzeugen, die sich nach Maßgabe ihrer guten oder schlimmen Beschaffenheit und Richtung sehr einflußreich auf die ganze Persönlichkeit und den nachmaligen Charakter des Weltbürgers zeigen.“ *)

Die Kinder sehen einander nicht darum so gleich, weil sie auch gleiche Anlagen besitzen, sondern weil in dem kleinen Rahmen des Menschenbildes nicht Raum genug vorhanden, um darin das Geistigverschiedene auch dem Menschenauge sichtbar auszudrücken. Zudem zeigt sich bei genauer Beobachtung nichtsdestoweniger in ihren Gesichtszügen große Verschiedenheit.

*) Der Arzt und Bildner der Jugend. Von Dr. Jos. R. von Bering. Wien 1843. S. 149.

Gehe hin und stelle die Mutter auf die Probe, ob sie aus tausend gleichartigen Kindern nicht das ihrige augenblicklich herausfindet! Erkennt doch ein Mutterschaf sein Lamm in einer unabsehbaren Heerde an der Stimme.

(Schluß folgt.)

Wiener dramaturgische Berichte.

(Fortsetzung.)

Das k. k. pr. Theater an der Wien verfolgt auch in diesem Augenblicke noch seine gewohnten Richtungen; — freilich nicht immer mit dem gewohnten Glück. — Wir begegnen hier noch immer der alten Unerschöpflichkeit; die glänzenden Erfolge werden aber im Ganzen doch etwas seltener. Die Zuschauer theilen sich immer sichtbarer in zwei — Faktionen nicht — aber Elemente, die sich wie Feuer und Wasser verhalten. Besonders der erste Abend eines neuen Lokalstückes bietet daher ein interessantes Schauspiel — da man den Eindruck vor Augen hat, den ein und dasselbe Werk auf zweierlei Kathegorien der Gesellschaft hervorbringt. — Oft übt das Publikum hier eine Art Janitscharen-Justiz — sowohl in der Protektion als Detestation der Werke und der Künstler. Dafür läßt ihm aber Direktor Carl auch eine Art Janitscharenmusik vorspielen und betrachtet sich, sobald seine Belagerer abgezogen sind, wieder als den Herrn seines Hauses, der darin nach Belieben schaltet.

Nicht selten setzt er seine Meinung gegen das Publikum durch, und macht mit Possen, welche den ersten Abend ein strenges Gericht erfuhren, noch 14 Tage lang ganz gute Häuser. — Er kennt Wien und die Wiener — so wie den Unterschied zwischen den Zuschauern des einen — und des andern Tages.

Die Thätigkeit des k. k. pr. Theaters an der Wien bewegt sich vorzüglich in drei vollkommen unterscheidbaren Richtungen hin — im Vaudeville, der Lokalposse und einer Art Volkslustspiel, wie es Friedrich Kaiser in seinen neuesten Produkten sich schafft.

Das Vaudeville besitzt ganz schätzbare Kräfte — es bedarf nur des Dichters, der sie glücklich benützte, — der ist aber eben im Augenblicke nicht zu finden. Die Posse — weist hier nur Einen Repräsentanten nach — Hrn. Joh. Nestroy! — Das jüngste Produkt seiner Laune: Die beiden Herren Söhne, hat uns aber neuerlich in der Überzeugung bestärkt, daß dieser Volksschriftsteller weniger aus dem Volke, als in dieses Volk hinein-schöpft, daß er in seinen Bühnenwerken minder das wirkliche Leben abspiegelt, als das Volk aus dem ihm vorgehaltenen Spiegel Manieren und Eigenthümlichkeiten herausfinden läßt. — So gibt er dem Volke gleichsam neue Elemente an die Hand, wo möglich noch mehr Volk zu werden, und macht ihm aus wahrhaft tragischen Verirrungen des Menschengemüthes einen Volksjux zurecht. Selten gingen Volkscharaktere verkörpert in seine Bühnenprodukte und ins dramatische Leben über, um gegeißelt zu werden und zu geißeln — und somit in gereinigten Formen ins Volksleben zurückzukehren. Nestroy zog es meistens vor, entweder vage unbestimmte Charaktere mit einer Fülle von Witz und einem Reichthum von Ironie auszustatten — seine ganze Kraft auf das Gebiet der Reflexion hinüberziehend — oder den Mittelweg echter Heiterkeit weit überschreitend, die äußersten Ausschweifungen und Verirrungen des volksthümlichen Elementes aufzusuchen, diese durch die kühnsten, auf die Spitze getriebenen gipfelnden Beigaben der Fantasie zu übertreiben und ihnen ihr Fortkommen im Volke durch jene Unerschütterlichkeit des Humors sichernd, die dem unzugänglich-abgehärteten Charakter eigen ist. Eben darum weil seine Charaktere als Werke der Kunst konsequenter, konzentrirter sein müssen, als sie sich im Leben geben würden, treten einzelne Züge wie Frechheit, Verdorbenheit des Herzens, Verhärtung in Diebessinn und Lumperei schon im Einzelnen schärfer als in der Wirklichkeit hervor und weil sie auch in engeren Grenzen beisammen stehen, als man solchen Auswüchsen in der Gesellschaft begegnet, geben sie auch ein Bild des Volkscharakters im Allgemeinen, welches als viel zu herbe erscheint, und mit Vorliebe aus Momenten der Verzerrung zusammengesetzt ist. Ein Schwall von barocken — jedoch keineswegs immer volksthümlichen Einfällen — ein Flimmern und Schimmern mit Wortspielen und Gedankenumkehrungen stürzt dabei wie eine „Brause" auf den Zuhörer herab — und sucht ihn im Wortschwall und Redegetümmel mitzureißen.

Ob dabei die Handlung dramatisch, ob der Charakter richtig — ob, was er sprach, für ihn auch nur denkbar sei — das wurde bei weitem nicht immer so genommen, man horchte auf den Satz, auf jedes Wortspiel, auf jeden Doppelsinn, auf jede Bizarrerie des Vergleiches, man staunte über die Ironie, in der er wie in Scheidewasser jede Idee auflöste, lachte über das Groteske seiner Definitionen, das Überschwängliche seiner Bilder und war berauscht. —

Auch jede Manier, jede verknöchernde Kunstform muß allmälig ihr Ende erreichen. Die Nemesis wartet ihrer, um den Stab über sie zu brechen. Dem Künstler selber muß es endlich an der Kraft der Seele gebrechen, die veralteten Formen mit neuen frischen Eindrücken auszufüllen. So beginnen Nestroy's Redefloskeln allmälig fadenscheinig zu werden und die große Derbheit der Manier mit ihren hölzernen Pfählen kömmt zum Vorschein. So war es wenigstens heute. Ein nicht zu erklärendes Skelett von Handlung, in bunte Lappen von Witz gehüllt, — Schatten statt Charakteren mit theilweise widerlicher, theilweise trivialer Färbung bildeten die Ingredienzien eines Lokalstückes, das aus der Feder des anerkannt ersten Lokaldichters floß. Wohl ließ der einmal erwachte Unwille auch so manches überhören, was unter günstigeren Umständen zu gefallen sicher gewesen wären; — doch das Gute war vereinzelt und auch der Erfolg der späteren Vorstellungen half dem Verfasser für diesmal nicht auf.

Kaiser's Muse hat mit einer Gattung Lustspiel, welche sich mit der Mittelklasse zwar, allein mit dieser vorzüglich in Beziehung auf ihre lokalen Zustände beschäftigte, eine eigenthümliche Mittelgattung zwischen Posse und Lustspiel geschaffen, welche den Schauspielern mundgerecht, dem Publikum beziehungsreich und naheliegend genug — für die Schilderung zarterer Empfindungen und poetischer Momente jederzeit offen blieb. Nicht selten liegt in seinen Erfindungen eine naive Lieblichkeit, eine stille Anmuth des Gedankens, eine prunklose Poesie der Empfindung, wozu die für den Volksdichter unentbehrliche Gabe des Mutterwitzes noch ein artiges Schärflein von Popularität beiträgt. So steht Friedrich Kaiser allerdings auf dem Scheidewege zu einer nicht ganz gewöhnlichen Bedeutung für die Bühne, und gelingt es ihm — hinlänglich aus seinem Geiste zu schöpfen, ohne etwa allzufrühzeitig zu Bearbeitungen und Übersetzungen seine Zuflucht nehmen zu müssen, so wird er auch in nicht zu ferner Zeit ziemlich allgemein als der Gründer eines neueren besseren Volkslustspieles gelten, welche nach und nach die verbrauchten und abgeschmackt gewordenen Formen der Lokalposse zu verdrängen sich eignen dürfe. Seine neueste Arbeit „Doctor und Friseur" schließt sich diesem Bestreben jedoch nicht so innig an, als wir gerne gesehen hätten. Das Vielschreiben bringt den Dichter ins Gedränge. Ist denn die Erfindung dieses Lustspiels wirklich eine deutsche? — sie sieht einer italienischen in der That sehr ähnlich. Diese Verwicklungen des Zufalls, diese possenhaften Lazzi von Personen, die in ernste Situationen hinein — intriguirt werden — diese Verkleidungen und Übertölpelungen, diese Herausforderung der komischen Person, die in ihrer Furchtsamkeit alle Vorstellung übertrifft — hätt' ich nicht hinter einem deutschen Lustspieldichter — höchstens hinter einem Federici gesucht.

Das sei nun aber wie immer, dieses Lustspiel hat mehr Unterhaltungsstoff als es verarbeitet, die Handlung ist mit Raffinement verwickelt, aber die Benützung der Verwicklung verräth nicht immer hinlängliche Feinheit, die Charaktere sind zu derb für das, was sie verrichten sollen. Dieser Friseur als Doktor hebt den Spaß zum Theile wieder auf — weil der Betrug zu handgreiflich wird. Die Rolle der Friseurin dient wieder nur zu einem ganz zusammenhanglosen, mit dem Schlusse ganz schlecht verbundenen — nicht einmal gelungenen Scherz — die Musiknummern sind viel zu lange und viel zu spröde — stehen mit den Situationen meist in gar keinem Nexus und — so ist der Erfolg, wenn auch ein recht anständiger und aufmunternder, doch kein entschiedener und glänzender gewesen. —

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 8. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 17.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Wien und die asiatische Gesellschaft. — Pösch l: Braubach's Fundamentallehre der Pädagogik. (Schluß.) — Sober: die Taschenbücher. (Fortsetzung.) — Budik: Zur Literaturgeschichte Kärnthens. — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. (Schluß.)

Wien und die asiatische Gesellschaft in Deutschland.

Die „Wiener Jahrbücher der Literatur" und aus ihnen die „Wiener Zeitung" enthalten bei Gelegenheit einer Anzeige der interessanten Schrift:

„Zeitwarte des Gebetes in 7 Tageszeiten. Ein Gebetbuch, arabisch und deutsch, herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien 1844. 56 deutschen und 39 S. arab. Textes." folgende Bemerkungen, welche auch in Nr. 23 der „Augsburger allgemeinen Zeitung" übergegangen sind:

„Der in der „Augsb. allgem. Zeitung" d. J. über den ersten Verein der deutschen Orientalisten zu Dresden erstattete Bericht erwähnt, daß der Herausgeber mit der Entschuldigung seines Nichterscheinens beim Vereine zu Dresden dieses Büchlein eingesendet, welches als der Grundstein der künftigen Bibliothek einer, nach dem Muster der asiatischen Gesellschaften Englands und Frankreichs zu gründenden deutschen Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes mit Dank aufgenommen worden. Die Statuten dieser asiatischen Gesellschaft Deutschlands sollen auf dem nächsten Vereine der Filologen zu Darmstadt berathen und dort die Gesellschaft erst begründet werden. Vor Allem wird aber wohl die Frage, wo dieselbe ihren festen Sitz und Mittelpunkt, ihre Versammlungen, ihr Sekretariat, ihre Bibliothek, ihre orientalische Druckerei haben werde, berathen und zur Entscheidung gebracht werden müssen. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß die meisten Stimmen sich für die Kaiserstadt vereinen werden, welche nicht nur die nächste an der Grenze des Orients, mehr Orientalisten (und von allen Zungen) in ihren Mauern zählt, als jede andere der fünf großen deutschen königlichen Residenzen Berlin, München, Stuttgart, Dresden und Hannover), sondern auch die reichsten Hilfsquellen in dem Handschriftenschatze der Hofbibliothek darbeut. Außerdem besitzt dieselbe drei orientalische Buchdruckereien (die von Schmidt, Strauß und die der Armenier), deren Alfabete bald von denen der Staatsdruckerei übertroffen werden sollen, und Endlicher hat so eben die Anfangsgründe der chinesischen Grammatik mit chinesischen Charakteren, bei Gerold gedruckt, herausgegeben. Mit der Zahl der orientalischen Druckereien hält die der Professoren orientalischer Sprachen (des Arabischen, Persischen, Türkischen, Hebräischen, Syrischen, Armenischen, Chinesischen) an den verschiedenen öffentlichen Lehranstalten gleichen Schritt. Endlich gewährt Wien wie keine andere Stadt Deutschlands, den der orientalischen Sprachen Beflissenen den großen Vortheil, daß sie das Türkische, Arabische, Armenische (des Serbischen, Illyrischen und Neugriechischen zu geschweigen) aus dem Munde von Eingebornen selbst richtig sprechen lernen können, und nicht, wie die Professoren so vieler Universitäten, in der traurigen Nothwendigkeit sich befinden, über Sprachen Vorlesungen zu halten, die sie nicht sprechen können. Daß bei einer solchen asiatischen Gesellschaft Deutschlands (nach dem Vorgange derer Englands und Frankreichs) die sogenannten biblischen Sprachen (das Hebräische, Syrische, Chaldäische) in den Hintergrund treten, und den lebenden drei vorderasiatischen Sprachen (dem Türkischen, Persischen, Arabischen) den Vorrang werden lassen müssen, liegt in der Natur der Sache und der Macht, womit diese Sprachen in den unmittelbaren nächsten Verkehr Europa's und Asiens einwirken. Möge auf dem hier besprochenen arabischen Gebetbuche, als dem Grundsteine zur Bibliothek einer künftigen asiatischen Gesellschaft Deutschlands, sehr bald ein stattlicher Bau sich erheben!"

Indem auch die „österreichischen Blätter" diese Stelle mittheilen, glauben sie nur einer Pflicht nachzukommen, wenn sie dadurch auf die Vorzüge hinweisen, welche „Wien als Sitz und Mittelpunkt der asiatischen Gesellschaft Deutschlands" unstreitig haben muß. Wien hat aber auch ein Recht darauf diesen Vorrang vor allen deutschen Hauptstädten anzusprechen, da es jedenfalls die ältesten Verdienste um die orientalische Literatur nicht nur in Deutschland aufzuweisen hat, sondern selbst in ganz Europa! Ohne auf die orientalische Akademie zu verweisen, die erste und einzige, welche die große Maria Theresia schon vor 91 Jahren gestiftet, aus welcher die neue Bearbeitung des polyglotten orientalischen Wörterbuches (Meninsky) hervorging, ohne der ausgezeichneten Leistungen österreichischer Gelehrten zu gedenken, wollen wir nur das Faktum anführen, daß bereits vor 36 Jahren in Wien eine asiatische Gesellschaft thatsächlich bestand. 1809 nämlich gründete Freiherr v. Hammer, im

Vereine mit den übrigen Orientalisten Österreichs, die „Fundgruben des Orientes," indeß 13 Jahre später (1822) die Pariser, und sogar 25 Jahre später (1834) erst die Londoner asiatische Gesellschaft entstanden.

Wie lange wird es dauern, so ist Wien mit Leipzig durch eine Eisenbahn verbunden, die Entfernung allein dürfte also wohl kaum ein Hinderniß sein, den Sitz der Gesellschaft nach Wien, statt nach Leipzig z. B., zu verlegen: abgesehen davon, daß diejenige deutsche Residenz, welche dem Orient am nächsten liegt, schon der Natur der Sache nach dafür am besten geeignet erscheint. Gewiß darf von den Gründern der neuen Gesellschaft nur die geringste Anregung ausgehen, um von Seite der hohen Behörden Österreichs, denen das literarische Interesse der Monarchie nicht minder als das politische am Herzen liegt, all' jenes Vorschubes, all' jener Unterstützung sich zu erfreuen, welche noch allen Unternehmungen zu Theil wurde, die wahre Förderung von Wissenschaft und Kunst zum edlen Ziele sich gesetzt haben. S.

Funtamentallehre der Pädagogik oder Begründung derselben zu einer strengen Wissenschaft von Dr. Braubach, Professor und Direktor an der großherzogl. Realschule zu Giessen, 1841. XII und 236 S. 8.

(Schluß.)

Der Hr. Verf. fährt fort **Pag.** 148, 149, 2: „Die Menschen stehen ihrem Ursprunge nach nicht nur allgemein als Geschöpfe Gottes in dem Prinzipe der Gleichheit mit anderen Geschaffenen, sondern sie stehen auch als Geschöpfe einer und derselben Gattung unter einander in demselben Prinzipe. Von und vor Gott sind alle Menschen gleich, bei dem Eingange und bei dem Ausgange des Lebens; Wiege und Grab sind die beiden Endpunkte der menschlichen Ungleichheit, wie sie in dem dazwischen liegenden Leben hervorgeht, und nach der Natur des menschlichen Geistes und Strebens hervorgehen muß und soll." Allerdings haben alle Menschen das miteinander gemein, daß sie auf die Welt kommen und aus der Welt scheiden; aber so wie Geburt und Geburt, Tod und Tod, so wie ferner Körper und Körper verschieden sind, so sind auch die Anlagen verschieden. Könnte aus der Gleichheit der Gehirnmasse auf eine Gleichheit der Anlagen, so kann auch aus der Ungleichheit der Körper auf eine Ungleichheit der Anlagen geschlossen werden. Darunter leidet die Gleichheit der Würdigung der Menschen vor Gott und Mensch nicht das Geringste; vom Talentirten wird Vieles, vom Minderbegabten Weniges gefordert werden. Vor dem Gesetze sind alle Menschen gleich; soll die Gleichheit bestehen, so muß die Ungleichheit der Strafen eintreten. Abramius, der Homeritenkönig, wie der heil. Gregentius**) berichtet, ließ den Reichen mit Peitschenhieben, den Armen aber mit einer Geldbuße abstrafen; dies ist eigentliche Gleichheit. Die Ungleichheit, welche sich im Leben hervorbildet, reduzirt sich wohl auf die Ungleichheit der Lagen und Verhältnisse, mehr aber noch auf die Ungleichheit der Anlagen. — **pag.** 149, 3. „Verstand und Dummheit — beides wird" (wenn man die ursprüngliche Ungleichheit der Anlagen annimmt) „dem Menschen von Gott gegeben. — Warum soll die Prädestination, nach der Gott manche Menschen zu Dummköpfen vorher bestimmt hat, andere zu vernünftigen, nicht eben so hart sein?" Frage man die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes um die Auflösung dieser so verschieden verliehenen Gaben und Gnaden! Gibt es doch in der fysischen, wie in der moralischen Welt Ungleichheiten aller Art! Die menschliche Freiheit bleibt dabei ungefährdet! Übrigens kommt es darauf an, was man sich für Begriffe von Gott macht; gibt er uns geringere Anlagen, so müssen wir auch sie dankbar annehmen und auch mit diesem verliehenen Pfunde wuchern nach unseren Kräften; gab er uns größere, so haben wir sie ihm, nicht uns zu verdanken; ihre Verwendung liegt in unserer Hand; von jenen wie von diesen muß gleich Rechenschaft abgelegt werden; ein kleines Kapital, wohl angelegt, kann bessere Zinsen abwerfen, als ein großes, schlecht oder gar nicht angelegt. **Pag.** 150, 4: „Bei Annahme der ursprünglichen Gleichheit der Intelligenz läßt sich die im Leben hervorgehende unendliche Verschiedenheit der Menschen eben so, wenn nicht viel besser, erklären und begreifen, als bei Annahme der ursprünglichen Ungleichheit der Menschen." Hier kommt freilich Alles darauf an, was der Hr. Verf. unter ursprünglichen Anlagen versteht; offenbar jene, wie sie noch vor der Erscheinung und Entwicklung Statt finden. Die Wahrnehmung derselben kann aber ja nur in Folge der Erscheinung Statt finden; ohne die letztere kann weder von einer Gleichheit noch Ungleichheit der ursprünglichen Anlage die Rede sein.

Hiermit scheint auch das widerlegt zu sein, was der Hr. Verf. **pag.** 151, 5 sagt: „Die Annahme der ursprünglichen Gleichheit der intellektuellen Anlage erscheint parador, weil man den empirischen und metafysischen Begriff derselben verwechselt. Darüber, daß die intellektuelle Anlage bei ihrem ersten Erscheinen schon verschieden ist, kann nach dem Vorausbemerkten kein Zweifel statt finden, weil sie mit dem Erscheinen schon in der Entwicklung begriffen ist, und das Ursprüngliche in dem unsichtbaren Hintergrunde liegt." Wobei nur noch das zu bemerken, daß bei der wirklich existirenden Gleichheit der ursprünglichen Anlage die Erscheinung derselben in ihrem ersten Auftreten unmöglich so auffallend verschieden sein könnte, als es die Erfahrung lehrt. — **Pag.** 152, 6: „Ich nehme die ursprüngliche Gleichheit der Intelligenz an und sage nur Folgendes: Ich habe so viel Intelligenz, als jeder Andere; jeder Andere also, der mir in Etwas überlegen ist, ist es durch Fleiß, durch Anstrengung, durch größere Neigung und Liebe für die Sache, in welcher er mir überlegen ist." Gleichfalls ein Scheingrund, der den Lieblingsgedanken des Hrn. Verf. mitbeweisen soll. Ich nehme hinwiederum die ursprüngliche Ungleichheit der Intelligenz an und sage nur Folgendes: Ich habe mehr Intelligenz, als jeder Andere, habe aber nicht stolz darauf zu sein, denn Gott hat sie mir gegeben, nicht ich. Ein Anderer von minderer Anlage übertrifft mich sogar — welche Beschämung! welche Ermunterung zum Fleiße! — Wahrlich, keine schlechte Schule für christliche Demuth und Bescheidenheit! Auch die geringste Anlage, gehörig angewandt, gibt Anspruch auf Belohnung vor dem Moralgesetze. Auf einen falschen Standpunkt ist die Streitfrage gezogen, wenn der Hr. Verf. bemerkt: „Es ist der Wille Gottes, daß Jener ein Dummkopf, ich ein Genie sein

**) Leges Abramli Regis Homeritarum a S. Gregentio compositae. Cap. VII. Das griechische Manuskript befindet sich in der k. k. Hofbibliothek in Wien. Cod. ms. Theol. gr. N. CCCVI.

muß, gleichwie der Eine von Gott zum Verbrecher, der Andere zum edlen Menschen prädestinirt ist." — Ein Ähnliches läßt sich entgegnen, wenn der H. Verf. pag. 153, 7 die ursprüngliche Gleichheit oder Ungleichheit der Anlage auf ganze Stände ausdehnt. — Pag. 155, 8: „Was berechtigt hier zu einem solchen Sprunge aus der Erfahrung weg in das Metaphysische, also zu der Schlußfolge: weil in der Erfahrung ich die Ungleichheit der Intelligenz erblicke, so ist auch die Intelligenz in ihrem metaphysischen Ursprunge ungleich!" Wenn ich nicht irre, will der Hr. Verf. auf folgende Art schließen: Die Erfahrung sagt: Die Anlage ist ungleich; aus der Erfahrung darf ich auf Ungleichheit nicht schließen; es wäre ein Schluß aus der Empirie in das Metaphysische. Da aber die Anlage ursprünglich entweder gleich oder ungleich ist, so bleibt nichts übrig, als die ursprüngliche Gleichheit anzunehmen. — Wer wird aber diesen Schluß für richtig halten? Zum allerwenigsten läßt sich behaupten, daß der Hr. Verf. seine Annahme nicht bewiesen hat.

„Da es keine angebornen moralischen Übel, aber wohl ausgesprochene bessere und schlechtere Anlagen gibt; so läßt sich geradezu annehmen, daß jeder vernunftbegabte Mensch der Erziehung, folglich der Veredlung fähig sei."*) Alle Übergänge in der Natur sind geheimnißvoll, damit die menschliche Hand nicht zu sehr daran künstle; und die Fälle sind eben nicht selten, daß ein gewisses angebornes edles Wesen und ein glückliches Naturell sich insgeheim selbst erziehend, oder vielmehr aus dem inneren edlen Kern entfaltend, alle Einwirkungen einer unvernünftigen Erziehung entkräftet." **)

Daß es wichtig ist, ins Reine zu kommen, ob die ursprüngliche Ungleichheit oder Gleichheit der Anlage anzunehmen sei, darüber waltet wohl kein Zweifel ob. Die ursprüngliche Gleichheit der Anlage wird vom Hrn. Verfasser angenommen und, wie oben gezeigt worden, durch Gründe unterstützt, welche nicht befriedigen. In den §§. 65 — 67 bespricht der Hr. Verf. die Charakteristik beider Annahmen für die Erziehung, das Verhalten des Lehrers und des Zöglinges nach beiden Annahmen. Auch hier wird Alles aufgeboten, zu zeigen, daß derjenige, welcher die ursprüngliche Ungleichheit annimmt, ein unfähiger Erzieher sei, und daß nach dieser Annahme der Zögling unzufrieden und neidisch werden müsse; ferner wird darauf hingewiesen, daß hierdurch das Gesetz Newton's befolgt werde, lautend: Man muß nie mehr Ursachen annehmen, als man wirklich erweisen kann, und als zur Erklärung der Erscheinungen nothwendig sind. Pag. 155 und 160. — Allein dem Hrn. Verf. schwebte ein alberner Erzieher und ein verderbter Schüler vor, an denen auch seine Annahme keine Früchte bringen würde; weshalb auch zuletzt der Schluß folgt: „Die Annahme der Gleichheit der menschlichen Anlagen ist eine moralische Nöthigung und hat nur moralische Folgen; das Gegentheil ist unmoralisch und hilft die Unmoralität erziehen." Schreiber dieses ist aber gerade der Ansicht, daß die ursprüngliche Gleichheit der Anlage nicht vorwalte, ist auch während seiner langjährigen unterrichtlich-erziehenden Laufbahn keiner anderen Ansicht gefolgt, hat jeden Schüler und jede Schülerin anders behandelt, ohne daß er die Unmoralität erziehen geholfen hätte. Der Hr. Verf. ist offenbar in seinem löblichen Eifer für die gute Sache zu weit gegangen. Das Wort des alten Weisen dürfte wohl im 19. Jahrhunderte immer noch zu beherzigen sein: Bedenke, Du versiehst eine Rolle in jenem Schauspiele, wie es der Direktor will; ist das Schauspiel kurz, ist auch Deine Rolle kurz; ist das Schauspiel lang, ist auch Deine Rolle lang; verlangt er, daß Du einen Armen vorstellst, sollst Du auch diesen gut darstellen; ingleichen einen Lahmen, einen Herrscher, einen Bürgersmann; denn Deine Aufgabe ist es, die überkommene Rolle gut durchzuführen; die Rolle selbst aber zu bestimmen, ist das Geschäft eines Andern. Epiktet 47. Διάφοροι δὲ φύσεις βροτῶν. Eurip. Iph. Aul. 560. Wenn ferner der Hr. Verf. sich getraut, auf angegebenem Wege die Forderung der Unmoralität des Schülers zu erweisen, so könnte man hinwieder, bei seiner Annahme, die Untauglichkeit des Lehrers erweisen; endlich ist es ja doch einfacher, die ursprüngliche Ungleichheit der Anlage, der die Ungleichheit der Erscheinungen entspricht, anzunehmen, als die ursprüngliche Gleichheit der Anlage, der die Ungleichheit der Erscheinungen auf jedem Schritte widerspricht. Für diese Blätter würde es zu weitläufig sein, die nöthige Anwendung beider Grundansichten in Bezug auf den öffentlichen und auf den Privat-Unterricht durchzuführen*).

Betreffend die Allgewalt der Erziehung, welche in die zwei Fragen zerfällt: 1) „Wie der Erzieher Alles aus dem Zöglinge machen könne? — und 2) wie und ob er Alles aus dem Zöglinge machen solle und dürfe?" (Pag. 137—143 und 161—170) so wird allerdings behauptet, daß es unmöglich, Alles zu lehren, so wie auch Alles zu lernen; es wird das Sprichwort: Ex omnibus aliquid; ex toto nihil! in Anspruch genommen, um darzuthun, daß die Thätigkeiten mit ihrer Intensität verlieren, was nun freilich Niemand mehr bezweifeln mag; dies Urtheil paßt aber sowohl auf jenen, der mit geringen, als auch auf jenen, der mit großen Anlagen ausgerüstet ist, und sollte daher nicht als ein neuer Grund für die Annahme der ursprünglichen Gleichheit der Anlage benützt werden. Ich kann bei dem hieraus folgenden Urtheile: „Die Spitze aller Erziehungsbequemlichkeit ist die Annahme gänzlicher, ursprünglich gesetzter Verschiedenheit und damit gesetzter gänzlicher Unwirksamkeit der Erziehung," nur das wiederholen, was bereits oben gesagt worden, daß nämlich der Hr. Verf. sich hiebei einen albernen Erzieher gedacht haben mag. Was ist wohl bequemer: 1) Annahme der ursprünglichen Ungleichheit und somit Modifizirung der erziehlichen unterrichtlichen Grundansicht von Seite des Erziehers und Lehrers nach den subjektiven Verhältnissen des Zöglings oder Schülers, oder 2) Annahme der ursprünglichen Gleichheit und somit starres Festhalten an der erziehlichen und unterrichtlichen Grundansicht von Seite des Erziehers und Lehrers, ohne Rücksicht darauf, ob der Zögling auch Talent zu

*) Der Arzt und Bildner der Jugend. Von Dr. Jos. R. von Bering. Wien 1843. S. 4.

**) Ebendas. S. 5.

*) Vgl. Ansichten über gelehrtes Schulwesen u. s. w. von W. Bäumlein. S. 165, 166.

irgend einer Wissenschaft oder Kunst besitze oder nicht? Nicht zu gedenken der praktischen unseligen Folgen, welche in herzlosem Zwange und allzustrenger Behandlung, die mehr tödtend, als belebend wirken, nothwendigerweise an den Tag kommen müssen. Bei Annahme der ursprünglichen Ungleichheit wird sich das Wort des Hrn. Verf. besser geltend machen können (denn auch der Erzieher unterliegt entweder der einen oder der anderen Annahme), welches pag. 163 lautet: „Wenn bei einem Zöglinge sich durch die ersten und ursprünglichsten Einwirkungen der Erziehung der Umstände und Lagen, gewisse Neigungen hervorbilden und eine gewisse Kraft schon erlangt haben, so ist es allerdings eine wichtige Aufgabe für den Erzieher, sich selbst zu prüfen, ob er im Stande sein mag, eine schon rege gewordene und schon fester gesetzte Neigung aufzuheben, gegen andere, die nicht vorhanden sind; jene in den Hintergrund zu bringen, diese rege zu machen, und ihnen eine herrschende Festigkeit zu geben." Cf. pag. 168.

Die Beantwortung der zweiten Frage: Wie und ob der Erzieher Alles aus dem Zöglinge machen solle und dürfe, führt den Hrn. Verf. auf den Beruf des Menschen und auf das Urtheil: „Der Mensch soll für das Leben erzogen werden, damit das bessere Menschliche im Bürger und im Leben Früchte trage und seine Erweisungen und Thätigkeiten in dem Bürger den Menschen und in dem Menschen den Bürger zeigen." Pag. 164—167. Leider scheint mir das Urtheil bei näherer Betrachtung einen Kreis zu bilden, und die wichtigen Fragen zu umgehen: 1. Soll der Mensch über dem Bürger, 2. soll der Bürger über dem Menschen stehen? 3. Soll der Mensch vor dem Bürger, 4. soll der Bürger vor dem Menschen gebildet werden? 5. Soll der Mensch neben dem Bürger gebildet werden? Als ob die Frage: Soll der Geist vor dem Körper, soll der Körper vor dem Geiste gebildet werden? beantwortet würde: Der Geist soll im Körper und der Körper im Geiste gebildet werden — was einen gleichen Kreis bildete. Börne's Wort ist nicht zu verachten: „Der Mensch ist älter als der Bürger, der Mensch muß sich bessern, dann folgt ihm der Bürger nach." *) „Er (der Mensch) hat das Gefühl seiner natürlichen Rechte mit seinen gesellschaftlichen Pflichten so in Einklang zu bringen, daß in ihm der Christ und Bürger eben so vollkommen und würdevoll sei, als der Mensch." **). „Wenn sich die Aufgabe der Schule in eine doppelte scheidet: in die Aufgabe, allgemein menschliche Bildung zu geben, und in die, auf den künftigen Beruf vorzubereiten, so können wir der Schule, welche den noch unerwachsenen Geist zur Pflege und Bildung übernimmt, keine andere Bestimmung zuweisen, als vor Allem den Menschen zu bilden." ***) Das dreifache Verhältniß: Mensch, Bürger, Christ — berührt auch G. E. Biber in seinem Buche: **Paedagogus et legislator Christianus, sive Dissertationes academicae duae, theologico-philosophica prior, de educatione ad principia fidei christianae instituenda etc. Londini ex officina Mauriciana 1839 pg. 44 sqq).** — Übrigens halte ich den Menschen für ein Geschöpf Gottes, den Bürger hingegen für ein Geschöpf des Menschen. Allerdings läßt sich nicht läugnen: „Es ist daher eine Hauptaufgabe der Erziehung, diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten mit weiser Umsicht in ein richtiges Verhältniß zu stellen, welche den Bürger und den Menschen als ein Ganzes bilden. Pag. 165. Worauf sich bezieht, was pag. 117 gesagt worden ist: „Der einzige für Wahrheit suchendes Denken erträgliche Sinn der harmonischen Ausbildung besteht darin, daß das Höhere und Bessere, im Menschen zur Herrschaft gelangen und alles Untergeordnete demselben dienen müsse." Pag. 168 tritt wieder der Lieblingsgedanke des Hrn. Verf. hervor: „Die gewöhnliche Auskunft und das bequemste Universalmittel zur Entschuldigung pädagogischer Untüchtigkeit tritt in der Regel da hervor, wo die Erziehung der Umstände dem Erzieher die Sache nicht vorgearbeitet hat; sie treten hervor in dem Urtheile, daß der Zögling für Dieses oder Jenes keine Anlage habe. — Richtig erklärt, heißt dieses aber nichts anders, als daß dem Erzieher Anlage zum Erziehen, daß ihm Kenntniß der menschlichen Natur, praktischer Blick für richtige Anwendung bewährter Erziehungsmittel, fester moralischer Charakter, Geduld, Ausdauer und wahrhafte Liebe für den Zögling mangelt." Hiebei kann abermal geantwortet werden: Das Urtheil ist zu scharf und beruht auf der Annahme der Person eines albernen Erziehers, welche dem Lieblingsgedanken allerdings zu Gute kommt. Mag übrigens die ursprüngliche Gleichheit oder die Ungleichheit der Anlage angenommen werden, so hat es der Erzieher doch stets mit der faktischen Ungleichheit zu thun, und die Erziehung bleibt selbst bei den günstigsten Umständen ein schwieriges Geschäft.

Geistreich theilt der Herr Verf. pag. 170—180 seine Ansichten über Methode, welche er in die objektive und subjektive theilt, mit; und wenn es auch den Anschein haben sollte, als unterschiede er nicht zwischen dem Unterrichte, welcher Einzelnen, und Jenem, welcher Vielen zugleich ertheilt wird, so ist es eben nur ein Anschein, und ich glaube, es habe derselbe seine Ansichten hierüber in folgende, zwar wenige, aber vielbedeutende Worte andeutend zusammengepreßt: „Die Art des Vortrags, in wie fern er katechetisch oder akroamatisch ist, gehört im engeren Sinne in das Gebiet des Unterrichts; es bedarf hier nur darum der Erwähnung, weil Erziehung und Unterricht in ihrer natürlichen Wechselwirkung, und zur Bewahrung und Festhaltung ihrer Einheit, der Unterricht erziehlich und die Erziehung unterrichtlich sein müssen. Es ist schon gelegentlich angeführt worden, daß in engerer Scheidung die katechetische Lehrform der Erziehung, oder dem erziehlichen Unterricht, so zu sagen, der Erziehung des Erkenntnißvermögens zufällt, die akroamatische Lehrform dagegen dem Unterrichte zur Bildung der Wissenschaft." Doch wäre zu wünschen, daß bei einer künftigen Auflage des trefflichen Buches diesem Gegenstande ein eigenes Kapitel gewidmet würde, in welchem das Verhältniß des Lehrers und beziehungsweise Erziehers gegen Einzelne und gegen Viele, betreffe es nun den eigentlichen Unterricht oder die eigentliche Erziehung, gehörig hervorträte, was dem Herrn Verf. nur Gelegenheit darböte, eine Reihe anziehender Ansichten zu entwickeln, die ihm seine unstreitig reiche Erfahrung und seine

*) M*****, der Franzosenfresser. Paris 1836. pag. 87.

**) Der Arzt und Bildner der Jugend. Von Dr. Jos. Ritter v. Bering. Wien 1843. S. 7.

***) Ansichten über gelehrtes Schulwesen mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg, von W. Bäumlein. Heilbronn 1841. S. 5.

tiefen Studien im Gebiete dieser vielverzweigten Wissenschaft in vollem Maße darbieten mögen. Bemerken muß ich aber dennoch, daß van Heusde die schönen Künste in den Kreis des Gefühlsvermögens, die Wissenschaften in den Kreis des Erkenntnißvermögens, endlich die Verbindung der Künste und Wissenschaften in den Kreis des Wahrheitsinnes des Menschen zieht *).

Nachdem ich versucht, mehre Ansichten des Herrn Verf. zu widerlegen, blos in der Absicht, meine Erfahrungen und Ansichten mit den seinigen zusammenzuhalten und dadurch die Wahrheit zu fördern, möge es mir vergönnt sein, mich bei der zweiten Abtheilung (spezielle Begründung als allgemeine Theorie des Gefühls) kürzer zu fassen. Diese wichtige Abtheilung, welche den eigentlichen Grund und Boden der Pädagogik als Wissenschaft bildet, zerfällt in zwei Abschnitte: 1. Allgemeine Naturkunde des Gefühls. 2. Allgemeine Bildungskunde des Gefühls; in beiden ist 3. die Heilkunde des Gefühls unentwickelt gegeben. — (Aus der allgemeinen Naturkunde des Gefühls.) **Pag.** 183—205. Es gibt nur ein ursprünglichstes Gefühl, das des Seins; dieses erscheint im Werden, und sein Grund ist der Trieb, Wahrnehmung des Seins von Seite des Seienden ist Gefühl; dieses zerfällt in das der Lust, oder der Unlust, worin sich ein Gesetz der Natur ausdrückt, das allen Erziehungsregeln ihre Wirksamkeit bestimmen muß: Befriedigung des Triebes erzeugt das angenehme, Nichtbefriedigung das unangenehme Gefühl. Trieb ist Grund, Gefühl ist Folge (positives und negatives Gefühl); diese steht in quantitativ-geradem Verhältnisse zu jenem. — Die Gefühle ordnet man nach ihrer Dignität in verschiedene Gruppen (körperliche, ästhetische, sympathische, moralische, religiöse); das Verhältniß des Triebes zum Wollen besteht darin, daß anfänglich der Trieb den Willen, später der Wille den Trieb leitet, und der zur vollen Freiheit des Wollens hervorgebildete Trieb hat eine unbedingte Gewalt über alle Gefühle; die genannten Gruppen der Gefühle stehen in Bezug auf Natur und Freiheit in einer bestimmten Stufenfolge und in einem auffallenden Gegensatze zu einander; sogar der unbewußten Freiheit des Geistes ist der Organisationstrieb unterworfen; die Gesichtszüge des Menschen veredeln sich allmälig nach der geistigen Erhebung des inneren Menschen zum Edlen; der Trieb zum Denken, wenn er befriedigt wird, gibt das Gefühl der Lust; seine Befriedigung ruht in der Wahrheit; das Sein des Geistes und des Geistes Gefühl ist auch sein Denken. Mit Glück widerlegt der Herr Verf. die gewöhnliche Ansicht, vermöge welcher dem Menschen neben dem Gefühlvermögen ein Begehrungsvermögen zugeschrieben wird. — So sehr man dem Herrn Verf. Glück wünschen muß zu seiner Entwicklung der Theorie des Triebes und des Gefühles, in welcher sich Scharfsinn, Bündigkeit und eine seltene Gewandtheit im abstrakten Denken kundgeben, so wenig dürfte der Schluß dieser Abtheilung allgemein genügen: „Die Neigung für das Edle, die Liebe für Wahrheit und edles Handeln, welche zur Stärke des Triebes hervorgebildet werden kann, der Gewissenstrieb mit seiner Forderung zum rechten, guten und edlen Handeln kann in Zweifel gezogen werden, ob er ein Produkt natürlicher Neigung und Liebe, oder ein Produkt der Erziehung ist. Nach dem oben Bemerkten verliert das Gewissen, die Liebe für Wahrheit und edles Handeln, Nichts, wenn ihm das ursprüngliche Vorhandensein abgeläugnet wird." **Pag.** 204, 205. Ohne Zweifel ist die Neigung für das Edle, die Liebe für Wahrheit und edles Handeln, der Gewissenstrieb mit seiner Forderung zum rechten, guten und edlen Handeln ein Produkt natürlicher Neigung und Liebe, ein integrirender Theil jenes Geschöpfes Gottes, das wir mit dem Namen Mensch belegen; es ist dies eine so heilige Forderung, daß vielmehr gezweifelt werden könnte an der ungleichförmigen Vertheilung dieser göttlichen Gaben, deren Verschiedenartigkeit in der Erscheinung demnach fast nur durch die ungleichartigen Einflüsse von Außen her, oder durch andere innere Eigenschaften, unter welchen jenes charakteristische Merkmal der Menschlichkeit zuweilen tiefer zu schlummern scheint, erklärt werden kann. Zugeben aber, daß selbe ein Produkt lediglich der Erziehung, hieße auch die Allgewalt der Erziehung zugeben; dehnen wir aber den Begriff Erziehung auf Alles aus, das Einfluß auf den Menschen übt, so hieße selbst die Ertheilung jener Gaben Erziehung, ja die Schöpfung des Menschen selbst Erziehung, und vor lauter Erziehung gäbe es alsdann keine Erziehung mehr. **Quod nimium probat, nihil probat.** Die Erscheinung von Menschen, welche aus angeborener Neigung edel handeln, und Solcher, die es blos in Folge der Überlegung thun, ist nicht gar so selten; doch tragen ihre Handlungen ein sehr verschiedenes Gepräge. Warum also das ursprüngliche Vorhandensein jener Gaben leugnen wollen? Erziehung gibt nichts, sie entwickelt blos.

(Aus der allgemeinen Bildungskunde des Gefühls.) **Pag.** 205—216. Die Bildungsfähigkeit des Gefühls, seine Richtung, seine Stärkung und seine Schwächung ist eine so unwiderlegliche Sache und Thatsache, als der Mensch in seiner Totalität bildsam erscheint, und das ganze Gefühl, so wie die einzelnen Gefühle sind alle der Gewalt der Erziehung unterworfen, so gewiß, als die Erziehung überhaupt auf das Sein des Menschen wirksam erscheint. (Dieses zugegeben, wird nichts Anderes zugegeben, als ein großer Einfluß der Erziehung auf das Gefühl, so wie auch die Unwirksamkeit, oder vielmehr kaum merkbare Wirksamkeit mancher guten Erziehung.) Naturgesetze für die Bildung des Gefühls: 1. Der Trieb wird gestärkt durch seine Befriedigung und geschwächt durch Nichtbefriedigung; 2. gestärkt durch das Denken der Befriedigung und geschwächt durch das Nichtdenken der Befriedigung. — Diese Gesetze machen sich allerdings bei mehren Trieben, folglich auch Gefühlen, geltend, jedoch nicht bei allen. Es gibt Triebe, welche durch Befriedigung geschwächt, durch Nichtbefriedigung gestärkt werden; Triebe, welche, wenn gleich befriedigt, wiederkehren mit erneuerter Kraft, andere welche in ihrer Befriedigung gleichsam einzuschlummern scheinen.

(Aus der allgemeinen Heilkunde des Gefühls.) **Pag.** 216—236. Daß mit der Harmonie der Gefühle noch keineswegs die menschlich naturgemäße Entwicklung stattgefunden hat, bemerkt der Herr Verf. nicht mit Unrecht, aber wohlgemerkt, so lange diese Harmonie nicht näher bestimmt wird; gerade eben so darf man, und zwar nicht mit Unrecht behaupten, daß sein Grundprinzip: Erziehe den Menschen zu seinem Erzieher, billig in Zweifel gezogen werden dürfe, so lange diese Selbsterziehung nicht näher bestimmt ist, und so

*) van Heusde, sokratische Schule I. Bd. S. 27 ff., 97 ff., 183 ff.

lange auch die äußeren Umstände als mit- einwirkende Erziehungen auf den Menschen Einfluß haben. Auch das Prinzip der Harmonie erkennt die Unterordnung der niederen Triebe, Gefühle und Gedanken unter die höheren. Nichtsdestoweniger charakterisirt der Herr Verf. die Krankheit des Gefühls als nichts Anderes, als eine gestörte Harmonie. Wenn aber das Mittel der Stärkung der Triebe und Neigungen gesetzt wird in die Befriedigung 1) in der That, 2) in Gedanken: und der Schwächung in die Nichtbefriedigung, 1) in der That, 2) in der Vorstellung, so dürfte es nothwendig sein, auf das hinzuweisen, was am Schlusse des XIII. Absatzes dieser Besprechung mitgetheilt worden ist.

Was sonst zur Erläuterung der entwickelten Ansichten bei Gelegenheit der Heilung der Lüge erwähnt wird, beurkundet die große Erfahrung des Hrn. Verf., der mit scharfen Blicken die Geheimnisse des kindlichen Gemüthes erforscht hat. Doch muß ich aufrichtig gestehen, daß ich, von gleichen Grundsätzen ausgehend, es nicht selten für ersprießlicher gehalten habe, nach Anwendung des Heilmittels väterlicher Belehrung, den Menschen sich selbst zu überlassen, um nicht Gelegenheit zu einer zweiten Lüge zu geben, und daß ich oft die Freude erlebt habe, die schönsten Früchte zu ernten, wenn gleich das Heilmittel gar nicht anschlagen zu wollen schien — und hatte es in meinem Leben leider mit hartnäckigen, systematischen, großen und kleinen, alten und jungen Lügnern zu thun. Sehr richtig wird daher pag. 227 bemerkt: „Das Annehmen eines stillschweigenden Geständnisses wird alsdann diese zweite Lüge am besten heilen," in welche Ansicht ich denn auch herzlich gern eingehe.

Der Hr. Verfasser schließt mit den Worten: „So vieles sich hier noch weiter darlegen ließe zur festeren Begründung der Natur-, Bildungs- und Heilkunde des Gefühls im Allgemeinen, so halten wir das Gegebene doch hinreichend als Ausführung für die Fundamentallehre. In einem weiter folgenden Theile würde die speziellste Bestätigung dieser Begründung und das Ergebniß einer daraus hervorgehenden Erziehungslehre, die Regeln, Grundsätze und Gesetze des erziehlichen Verfahrens darlegen und feststellen." Nach gewissenhafter Durchlesung des Buches, nach Bekämpfung einiger Ansichten mit Wahrheit und Liebe, kann wohl das Urtheil gerechtfertiget erscheinen, daß dieses Buch seiner Form nach den strengsten Anforderungen der Kritik entspricht; nicht so aber seinem Inhalte nach, in welchem theils Widersprechendes, theils geradezu Irrthümliches aufgestellt erscheint; der Spekulation wird zu viel, der Erfahrung zu wenig Recht eingeräumt; doch ist hinwieder nicht zu übersehen, daß es dem Hrn. Verf. eher gelungen, als mißlungen ist, eine Fundamentallehre der Pädagogik oder Begründung denselben zu einer strengen Wissenschaft an's Licht zu fördern; und daß nicht nur das vorliegende Werk, sondern auch das versprochene, in Österreich gleichfalls einem freundlichen Empfange entgegensehen darf, wenn es mit gleicher Liebe zum Gegenstande, mit gleichem Scharfsinne, gleicher Konsequenz und Gemüthlichkeit, endlich mit gleich meisterhafter Diktion ausgerüstet erscheinen sollte. Die äußere Ausstattung des Buches von Seite der G. Fr. Heyer'schen Verlagshandlung verdient alle Anerkennung.

Die Taschenbücher.

(Fortsetzung.)

7. Iris. Taschenbuch für das Jahr 1845. Herausgegeben von Johann Grafen v. Mailáth, 5. Jahrg. Mit 6 Stahlst. gr. 12. Pesth, Heckenast.

Pesth hat Wien den Rang abgelaufen: die Iris ist unstreitig das eleganteste aller unserer Taschenbücher, und der Inhalt steht dem geschmackvollen Äußeren nicht nach.

Mit Recht Iris genannt, prangt das Buch in bunter Farbenmischung von Gedicht, Novelle und filosofischen Gedanken, von Meisterhand gebracht und zusammengestellt ein harmonisches Ganze bildend. Wir finden 3 Novellen: von Walter Tesche, Betti Paoli und Adalbert Stifter, welche letztere wir etwas weitläufiger besprechen wollen. Enk's Aforismen sind jedem Leser für ruhige Stunden des Nachdenkens eine willkommene Gabe. Unter den Gedichten sind einige recht liebliche von J. G. Seidl, wie »das Blumenmädchen,« „zum Malen," auch „Uska," eine Ballade nach d. Italienischen. F. von Hammer-Purgstall bringt „die berühmten Liebespaare der Araber" theils Erzählung, theils Gedicht, sehr interessant. Sehr gut ist „eine Improvisation" von E. Langer, eine blühende Dichtung, italienischen Himmel südliche Glut malend. Auch andere hübsche Gedichte sind zu erwähnen, worunter von dem gemüthlichen Schleifer, der Zimbalschläger von Levitschnigg mit Vignette, „der Orientale" von Otto Prechtler, als Humoreske nicht übel und noch mehre Gedichte von Neumann, Fischer, Hell, Bube und Caroline.

Die erste Novelle: „Die Jägerbraut," nach einer wahren Kriminalgeschichte von Walter Tesche, wird gewiß einen Kreis von Lesern finden, die gerührt und ergriffen das Buch aus den Händen legen; aber beinahe jede Kriminalgeschichte hat etwas Abstoßendes, und auch hier ist das Sujet kein liebliches zu nennen. Die Charaktere sind gut gezeichnet, nur jener der Jägerbraut ist zu passiv, die sich zuerst den Jugendfreund ausreden, dann nacheinander zwei Freier aufdringen läßt, bis ihr zuletzt der Verfasser wieder den Jugendfreund als dritten Bräutigam gönnt. — Betti Paoli's Novelle: „Merced," enthält das hübsche Motto »la vérité toute la vérité, rien que la verité,« welches zur Erwartung berechtigt ein schönes treues Bild der Wahrheit zu lesen; allein vorliegende Novelle ist die häßlichste Darstellung einer Wahrheit, die leider existirt, die aber mit dem Mantel der Poesie zugedeckt, nicht so unzart berühren würde. Die Gattin eines Anhängers des Don Carlos rettet ihn durch ihre Bitten vom Todesurtheil, begleitet ihn heldenmüthig in die Verbannung, später auf seiner Flucht und bewährt sich selbst bei der ausbrechenden Cholera furchtlos überall als helfender Engel. Endlich ins Vaterland zurückgekehrt, ist sie Gegenstand der allgemeinsten Verehrung, und auch eines jungen Deutschen, der die heftigste Leidenschaft für sie empfindet, sie aber nicht gesteht, weil ihm ihre Ruhe und ihre Ehre heilig sind. Ihr Gatte wird durch die Zeitereignisse abermal von ihr getrennt und läßt sie trotz ihrer Bitten in Tolosa zurück. Der Deutsche begleitet ihn, kehrt nach einiger Zeit zurück, und findet sie im Liebesverhältniß mit einem ungeschlachten, schnurbärtigen Riesen, dem sie, wie sie selbst gesteht, nur aus Langeweile Gehör gegeben hat;

Zuletzt erschießt sie sich, wahrscheinlich aus Ekel vor sich selbst. Der Referent dieses kann den Ausruf nicht unterdrücken: »Und das kann ein Weib schreiben!?« Zuzugestehen, daß die Langeweile ein edles Geschöpf, das die größten Opfer aus Liebe für ihren Mann zu bringen im Stande war, so tief fallen machen konnte? Muß sich da nicht der Gedanke aufdringen, daß jenes Weib nur aus Liebe zu Abenteuern und aus Furcht vor Langeweile Alles unternommen hat? Oder will die Verfasserin nur ihren Helden als Stern erster Größe herausstellen, da er im Stande war seine Leidenschaft zu bekämpfen und selbe nicht gewahr werden zu lassen, um keinen Schatten auf seine Sonne zu werfen? Allerdings ist sein Charakter ein schöner; allein er ist es dann auf Kosten der Würde des weiblichen Geschlechtes. Es ist schade, daß die Verfasserin ihr Talent auf solche Weise versplittert, und wir wünschten sehr, den Geist und die geübte Feder derselben auf würdigere Motive angewendet zu finden.

Der Unglückliche, der beim Fehlschlagen eines Lieblingsplanes, an dessen Erfüllung er das Glück seines ganzen Daseins gebunden glaubt, die verstimmten Saiten seines Gemüthes in freiwilligem Hingeben an den Schmerz, ihren Mißton, fort und fort ausklingen läßt, anstatt dieselben mit aller Kraft des Willens, wenn auch langsam, wieder so zu stimmen, daß sie mit dem ihn umgebenden All' von Harmonie zusammenklingen, der möge in der Schilderung des „Hagestolzen" von Adalbert Stifter die **Fata morgana** seiner eigenen Zukunft erblicken. Glaube an die Menschheit und Liebe, sind kein Maß und Gewicht, mit welchem man nur so viel ausmessen darf, als Einem eingemessen wird, und wer hievon nicht mehr geben will, als er empfangen, und nach dem Zerreißen einer Rosenkette selbstthätig und gewaltsam auch die andern Bande, die ihn an Welt und Leben binden, durchschneidet, der trägt mit jedem Schritte, womit er sich von der übrigen Menschheit entfernt, einen neuen Stein zum Gefängnißbaue seiner künftigen trostlosen Einsamkeit. Die redliche Absicht, das unverdiente Leiden entschuldigen nicht einen Bruch auf immer mit den Millionen Schuldlosen und Liebevollen, welche er Alle im Schlagschatten der Verfinsterung seiner Glückssonne kalt und schwarz gesehen, und seitdem nicht anders sehen wollte. — Dem Bilde des unglücklichen Einsamen steht ein warmes, herzinniges Gemälde häuslichen Lebens gegenüber, als dessen Seele eine Mutter waltet, mit der ganzen Duldung und Weichheit, und der nichts verlangenden und Alles gebenden Fürsorge, wie sie nur der Mutter eigen, — in deren Schilderung der geist- und gemüthreiche Verfasser aufs Neue zeigt, wie tief er in die unerschöpflichen, verborgenen Liebesschätze des Herzens blickte, nicht nur des frischen Jugendgefühles, welches sich am gleichgestimmten Herzen wärmt, sondern auch des heiligeren, welches in der welkenden Brust eben so und noch herrlicher blüht, als in der jugendlichen, und keinen Lohn und keine Anerkennung fordert. Viktor, der unter solch mildem Himmel aufgeblüht, und sich ohne eines kräftigen Einwirkens, seiner guten Anlage und unverdorbenem Herzens gemäß, zu einem Jünglinge entwickelt hat, wie eben alle besseren Jünglinge sind, mit dem besten Willen und offener, redlicher Seele, mit einigen kleinen Härten, die sich eben der großen mütterlichen Weichheit gegenüber leicht entfalten, mit schmerzerwiedernder Jugendfrische — tritt aus dem warmen Mutterhause in die kalte Einsamkeit des Greises, seines Oheims, und — schreckt zurück vor der Mühe, die kalte und schroffe Rinde von diesem im Innersten noch warmen Herzen zu lösen. Der Hagestolz, der hier wahrhaft mit Liebe gewirkt, wird, weil er die Sprache der Liebe absichtlich verlernte, von dem Einzigen verkannt, von dem er sie noch fordern zu können glaubt. Er findet den Dank, der ihm gebührt, aber kein offenes Herz und bleibt einsam wie zuvor. —

Das Urtheil des gebildeten deutschen Publikums über den Verfasser ist bereits festgestellt. Wir entschlagen uns daher jeder weitern Lobpreisung des genialen Dichters selbst und weisen auf die Beurtheilung seiner „Studien" hin, welche wir in den ersten Blättern dieses Jahrgangs besprochen haben.

T. Sober.

Zur Literaturgeschichte von Kärnthen.

Von P. A. **Budik**, k. k. Bibliothekar zu Klagenfurt.

Magnus Klein.

Er wurde zu Wasserhofen in Kärnthen, einer dem Jesuiten-Kollegium gehörigen Herrschaft, im Jahre **1717** geboren, wo sein Vater die Dienste eines Meiers versah. Frühzeitig besuchte der vielversprechende Knabe das Gymnasium zu Klagenfurt, wo er nicht nur die Sprache der Griechen und Römer — dieser Träger der menschlichen Kultur — gründlich erlernte, sondern auch mit ihren unsterblichen Werken seinen Geist ausbildete. Besonders gewannen nach seinem eigenen Geständnisse Tacitus und Cäsar (**summus auctorum divus Julius**) die glühende Liebe und Bewunderung des Jünglings. Während der filosofischen Studien machte er sich mit Cicero's Schriften vertraut, und prägte seinem Gedächtnisse die goldenen Kernsprüche ein, die der Weise in seine Lehren reich gestreuet hatte. Nach zurückgelegten Studien der Filosofie kam er in das **Ferdinandeum** zu Gratz, um sich der Theologie zu widmen; wo er sich zum Gegenstande eines unausgesetzten Fleißes die biblische Archäologie und die Kenntniß der hebräischen Sprache machte. Mit entschiedener Vorliebe las er den Urtext der profetischen Bücher, in denen die Glut der Fantasie dem berechnenden Verstande reichen Stoff leiht, und die Rede zu einer hochpoetischen Beredsamkeit macht. Auch die französische und italienische Sprache machte er sich zu eigen; denn es genügte seinem aufstrebenden Geiste nicht, die Literatur eines Volkes nur aus Übersetzungen kennen zu lernen.

Um sich den Wissenschaften ganz und ungestört zu widmen, suchte er jede Berührung mit der Außenwelt, die oft so störend auf die stille Gedankenwelt des Genies einwirkt, zu vermeiden, und bewarb sich um die Aufnahme in das Benediktiner-Stift Göttweih, wo er das sehnlichst gewünschte Asyl für seine Studien zu finden hoffte. Sein Ansuchen wurde gewährt. Er legte das Ordensgelübde in die Hände des berühmten Abtes Bessel ab, der ihm voll profetischer Ahnung den Stiftsnamen Magnus gab.

Während dieser Zeit rang sich sein unerschütterlich forschender, fast riesenmäßig arbeitender Geist, der Welt verborgen, durch alle Gebiete des Wissens hindurch, und Bessel, dem die glanzvolle Zukunft seines Lieblings klar vor der Seele stand, unterließ nicht, diese Neigung zu nähren. Montfaucon's Paläografie und Bessel's **Chronicon Gottwicense** beschäftigten ihn unaufhörlich — und von nun an war sein fester Entschluß gefaßt, diesen hohen Vorbildern nachzustreben, und etwas seines Nachruhmes Würdiges zu leisten. Er wählte für seine Forschungen die noch unbebauten Felder der alten Geschichte Österreichs. Mit eiserner Beharrlichkeit verfolgte er dieses sich gesteckte Ziel, und las und prüfte mit großem Scharfblicke die aufgefundenen Quellen, ohne von der Länge der Zeit abgeschreckt zu werden, welche die Vollendung eines solchen Werkes gebieterisch fordert.

Mitten in diesem Sammeln und Prüfen des historischen Apparats wurde sein Herz durch den Tod des Abtes Bessel höchst schmerzlich erschüttert. Dieser gelehrte Mann, der mit gründlicher Geschichtskunde und heller Einsicht in die Getriebe des Staatslebens ein geläutertes Wissen und einen hochragenden Geist vereinigte, machte es auf dem Sterbelager dem trauernden Freunde zur Pflicht, das einmal begonnene — für die Geschichte

Österreichs so wichtige Werk zu vollenden. Magnus selbst deutet auf diesen Wunsch mit den Worten hin: opus ex votis amici perfectum.

Schon nach dem Tode seines großen Lehrmeisters im J. 1749 wäre Magnus zum Abte gewählt worden, wäre dieser Erhebung nach der Ansicht des Kapitels nicht seine Jugend im Wege gestanden. Erst nach dem im J. 1769 erfolgten Ableben des Abtes Odilo, der an Bessel's Stelle trat, wurde er zu dieser hohen Würde berufen. Nun trat er ganz in die Fußstapfen seines unvergeßlichen Gönners, führte Gebäude im großartigen Style auf, und bereicherte die Schätze der Bibliothek. Auf seine Anordnung stieg auf den Felsenwänden ein herrlicher Klostertrakt empor, und auch die Stiftskirche wurde mit mehren Altären von Marmor und Gemälden verschönert, die das Gemüth zur Andacht stimmten, und den für die Schönheit der Kunst empfänglichen Sinn mächtig begeisterten. Der Ruf von seiner gelehrten Bildung, seinen Kenntnissen und der Schärfe seines geistigen Blickes war bis zum Throne der Kaiserin Maria Theresia gedrungen, die ihn, noch bevor der Streit über die baierische Erbfolge die Kriegsfackel entzündete, nach Wien berief, um seinen Ausspruch über diese verhängnißvolle Frage zu hören.

Vierzehn Jahre wirkte Magnus auf diesem Posten, als es der Vorsehung gefiel, ihn aus der Mitte der Lebenden abzurufen. Ein Schlagfluß machte am 28. Nov. 1783 seinem segensreichen Leben ein Ende.

Er war einer der erleuchtetsten Männer seines Jahrhunderts und zugleich einer der liebenswürdigsten. Ganz vom Geiste der Alten durchdrungen, konnte sein Leben in der Gegenwart nicht wurzeln, und suchte sich in der Vorzeit anzuklammern. Sein Äußeres verkündete den ernsten, vielfach beschäftigten Mann, der allen Schimmer und Schein für seine Person verschmähte. Thron und Altar hielt er für zwei Strebepfeiler, die sich gegenseitig unterstützen; stürzt der eine, so bricht auch der andere. — Aber je größer der Ruhm eines Menschen ist, desto mehr ist er dem Neide ausgesetzt, und die Zeit, in welcher, wie Tacitus klagt, non minus periculum ex bona fama quam ex mala, ist schon lange vor ihm da gewesen, und wird immer da sein; — doch war die Zahl dieser böswilligen Neider hier klein, und konnte die Achtung nicht vermindern, welche sein Geist und sein Herz gebot.

Ein Bücherfreund in Wien, R***, besaß ein Stammbuch, in welchem von Klein's eigener Hand geschrieben stand:

Ora
Vis de te sileant improba, sperne, silent.
Magnus Klein
14. Junii 1778.

Er gab im Drucke heraus: Codex Traditionum Laurisheimensium und Notitia Austriae antiquae et mediae. Dieses Werk, das den eigentlichen Grund und Boden seines Ruhmes bildet, wurde im Stifte Tegernsee geschmackvoll, und mit musterhafter Korrektheit gedruckt. Wie die Uranfänge der Geschichte aller alten Völker ist auch das Erscheinen der ersten Volksstämme an der Donau in Dunkel gehüllt. Alles, was von ihren Sitten, Gebräuchen, Verfassungen und Schicksalen Kunde gibt, sind mündliche, im Gesange fortlebende Sagen, und auch diese gehen oft durch die Länge der Zeit verloren *). Dieses Dunkel mit der Fackel geschichtlicher Wahrheit zu erhellen, ist unstreitig eine der schwersten Aufgaben. Mit seltenem Geschicke weiß Magnus durch dieses bahnlose, klippenvolle Meer zu steuern, bis er endlich die hellere Zeit erreicht, wo Roms Weltherrschaft auch das mächtige Noricum verschlang, dessen Kultur, Sprache und Nationalität vernichtete, und dem bezwungenen Volke einen neuen Gottesdienst, neue Bildung, Wissenschaft und Kunst gab. Seit diesem gewaltigen Zusammenwirken mächtiger Ereignisse tritt Noricum etwas heller in der Geschichte hervor; doch läßt auch diese Zeit oft nur bloße Vermuthungen zu, denn die Angaben der alten Schriftsteller von den Niederlassungen der fremden Völkerschaften sind nicht selten schwankend und unbestimmt. In diesen Untersuchungen zeigt sich Klein's, durch kritische Studien geschärfter Blick, Fabelhaftes wegzuräumen, Halbwahres zu berichtigen, Mangelhaftes zu ergänzen. Überall wird sein redliches Streben nach Licht und Wahrheit sichtbar, und dieses Verdienst wird ihm bleiben, wohin auch immer die Entscheidung noch so mancher streitigen Frage sich neige.

Es ist gewiß, daß Klein auch die Geschichte der deutschen Bisthümer entwarf. Sie war noch nach seinem Ableben im Manuskript vorhanden, ging aber nach und nach, zum großen Verluste der deutschen Literatur, verloren.

*) Lubricum et fluxum apud nos annalium genus, quo bella et regum actus carmine barbaro canebantur, per aetatum intervalla, tantasque continuae mutabilitatis procellas evanuit. M. Klein Notitia Austr. T. I. p. 2.

Wiener dramaturgische Berichte.

(Schluß.)

Das k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt hat uns im Laufe dieses Monats keinen Stoff zu irgend einer Bemerkung dargeboten.

Die kleine Bühne der Josefstadt dagegen hat eine so viel größere Regsamkeit an den Tag gelegt. Abgesehen von einer monströsen Dichtung des Schauspielers Elmar — deren unsinnige Voraussetzungen mit einer natürlichen und gesunden Ansicht der Dinge schlechterdings nicht vereinbart werden können, hat sie dem Publikum viele recht angenehme Theaterabende gewährt.

Von der Aufführung der „zwei Nächte zu Valladolid", welche die k. k. Hofschauspieler im k. k. priv. Theater in der Josefstadt zu Zwecken der öffentlichen Wohlthätigkeit zuerst wieder in Szene setzten, war bereits die Rede.

Den schönsten Erfolg aber erwarb sich diese Bühne durch die gelungene Darstellung der Balfé'schen Oper: Die Haimonskinder. In der That die Vorführung dieser reichen Komposition, die uns die glänzendsten Erfolge Auber's und Boildieu's zurückruft, ist ein Verdienst, welches sich nun freilich selbst belohnt, welches aber doch immer aufgesucht werden mußte.

Die französische Oper tritt hier in einer Form auf, deren Reizen wohl kaum ein Zuhörer widerstehen wird. Alles was die Weichheit des empfänglichen Sinnes reizen, was den Sinnenzauber mit dem Schimmer der Luft umdämmern, was den Reiz mit der Unschuld verschwistern kann, jeder süße Anklang volksthümlicher Heiterkeit und Frische ist in dieser Musik gegeben, deren Melodienfülle selbst da, wo sie mehr schimmert als leuchtet und erwärmt, und wo sie der Mode mehr als poetischer Heiterkeit sich hingibt, wo sie mehr spielt als tändelt, noch immer eine Art Bezauberung auf den Zuhörer ausströmt. —

Der Komponist hat die tiefen Anklänge volksthümlichen Lebens — den ritterlich-heiteren Ton der Sage nicht fallen lassen. — Die Antrittsfanfare der vier Brüder — die im Verlaufe der Handlung so glücklich, gleichsam als der durchgreifende Grundgedanke der melodischen Konzeption wiedergebracht wird — ist ein echtes — unübertrefflich schönes Volkslied, das wohl nicht geistreicher aufgefaßt und benützt werden konnte. Die Romanze von den Haimonskindern — vielleicht eine der ältesten, gewiß eine der schönsten Romanzen-Melodien, die gemüthliche Frische, mit der Lied und Dichtung sich über die Verarmung des Hauses Haimon hinausschwingt, die kräftig schöne Idee der Bruderliebe — die sich in diesen Ensembles wie ein schöner Traum des Ritterthums und alter Ehrenhaftigkeit entfaltet, — die fromme Schalkheit dieser Liebe — die süßduftende Sinnlichkeit und Herzensunschuld des 2. Finales, das herrliche komische Duett desselben Aktes — das ist Alles Poesie! Der Musiker und der Poet ziehen die beiden ersten Akte — das große Publikum vielleicht den dritten vor. Allein auch hier ist eine Frische des Gedankens, eine Lieblichkeit der Anordnung, eine Feinheit der Bindungen fühlbar, welche Balfé auch dann noch den Beifall seiner Zeitgenossen sichern werden, wenn seine Fantasie nicht mehr mit der Üppigkeit des Lenzes Millionen Blumen aus beseligter Tiefe hervordrängt. Die Sänger, das Orchester, der Chor, der Kapellmeister, der sie Alle leitete, haben sich Ehre erworben.

Beckmann, der treffliche Berliner Komiker, füllte den Rest der Abende aus. Er hat seine alte Leidenschaft, in elenden Possen unnachahmlich zu spielen, wieder bewährt. Der Vater der Debutantin, Vetter Benedikt und die Reise nach Spanien: — wenn man wählen soll, man kann sich nicht entscheiden; es ist eine dieser Komödien immer elender als die andere. Insbesondere aber ist der Vetter Benedikt nicht blos schlecht, sondern auch ein Diebstahl Angely's an Kotzebue's Unglücklichen. — Man vergißt aber stets auf die Komödie selber, wenn Beckmann auf der Bühne steht. Und wahrlich er wählt diese schlechten Possen darum, weil er in diesen immer auf der Bühne steht, — und somit verliert der Zuschauer doch wieder nichts bei dieser Wahl. — Über Beckmann's Verdienst und Bedeutung als Schauspieler später ein Wort, nach Beendigung seiner Gastspiele. Andreas Schumacher.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Wittwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 11. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 18.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 1mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Meiller: Kaltenbaeck's Bantaidingbücher. — Stehlin: Die griechischen Tonarten. — Richter: Diebl's Mährisch-schlesische Volks-Zeitschrift.

Die österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters. Herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. Erste Lieferung. Die österreichischen Pantaidingbücher.

Angezeigt durch Dr. Andr. v. **Meiller** in Wien.

Im Verlage der Jg. Klang'schen Buchhandlung in Wien ist vor Kurzem das erste Heft eines Werkes erschienen, welches seines Gegenstandes wegen die Aufmerksamkeit der vaterländischen Geschichtsfreunde und Geschichtsforscher verdient, wir meinen: „Die österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters," herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck (Lexikonformat in 2 Kolonnen auf feinem Velinpapier). Der Herausgeber, welcher als Mitredakteur des beliebten Kalenders „Austria," dem größeren Publikum in seinen darin mitgetheilten „Beiträgen zur Kulturgeschichte Österreichs im Mittelalter," bisher so manche interessante und belehrende Schilderung alter Zeit und Sitte vorgelegt, beginnt unter obigem Titel die Herausgabe jener uns noch erhaltenen Dokumente der Vergangenheit, welche bald mehr, bald minder allgemein geltende Satzungen und Rechtsnormen feststellend, als Gesetz- oder, mit dem Herausgeber zu sprechen, Rechtsbücher unseres Heimatlandes anzusehen sind. Allerdings ein Unternehmen, dessen Vollendung ihm auch gegenüber dem kleineren Kreise derer, denen historische Studien ernsterer Art entweder Neigung oder Beruf zur Lebensaufgabe machen, ein anerkennungswürdiges Verdienst erwerben wird; und dies um so sicherer, als die Wahrheit jener Worte nicht leicht in Abrede gestellt werden kann, welche der Herausgeber in dem auf dem Umschlagsbogen des ersten Heftes gedruckten Prospekte spricht, daß die meisten Rechtsbücher noch unbenutzt geblieben (die Gerechtigkeit hätte erfordert beizusetzen: wegen Unzugänglichkeit), die anderen aber, welche bisher herausgegeben wurden, beinahe als unbrauchbar erscheinen, weil man zu ihrer Herausgabe nur höchst mangelhafte Handschriften benutzte, oder dabei ohne alle historische Kritik verfuhr. Diese fühlbaren Mängel hatten sich auch dem Herausgeber, wie er weiter bemerkt, bei seinen Studien über Sitten und Kultur des Vaterlandes im Mittelalter entgegengestellt und denselben bestimmt, zu einer so viel möglich vollständigen Sammlung österreichischer Rechtsquellen des Mittelalters zu schreiten, welche er auch bereits in so weit vollendet zu haben scheint, daß er deren Herausgabe mit dem vorliegenden ersten Hefte, unter dem (allerdings vielversprechenden) Titel: „**Die** österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters" beginnen, und deren ununterbrochene Fortsetzung zusichern konnte.

Nachdem der Herausgeber nicht für gut befunden, seinem Werke eine Vorrede oder Einleitung vorauszuschicken, sondern ohne weiters mit der Mittheilung der sogenannten Bantaiding-Bücher beginnt, so sind wir bei Anzeige desselben rücksichtlich des zu gewärtigenden Stoffes, so wie des seiner Mittheilung zu Grunde gelegten Systemes auf den oben erwähnten kurzen Prospekt beschränkt. Diesem zu Folge theilt der Herausgeber die Rechtsbücher Österreichs ein: in Bantaiding-Bücher, Land-, Stadt- und Hofrechte. Dieselben sollen, der Ankündigung der Verlagshandlung nach, in vierteljährigen Lieferungen a 10 Bogen in der Art erscheinen, daß das gesammte Werk, circa 180 Bogen stark, in einem Zeitraume von 4–5 Jahren vollständig erschienen sein wird. In dem letzten Hefte sollen sodann ausführliche Abhandlungen über die genannten Rechtsbücher, sowohl im Einzelnen, als über das älteste Gerichtswesen Österreichs im Allgemeinen folgen. — So erwünscht nun gleichwohl für den Geschichtsforscher die vollständige, mit historischer Kritik eingeleitete Herausgabe des Textes einer Geschichtsquelle ist, als das Substrat, auf welches er, wenn anders die obige Bedingung dabei nach Möglichkeit erfüllt wurde, mit Vertrauen weiter baut, so dringt sich doch rücksichtlich der gewählten Eintheilung des Stoffes vor Allen zunächst die Frage auf, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, hier die Ordnung umzukehren, und aus dem gesammelten Materiale (welches der Herausgeber, seiner erwähnten Zusage zu Folge, doch schon größtentheils beisammen haben muß, oder wenn dies etwa noch nicht der Fall sein sollte, lieber erst nach möglichst vollendeter Sammlung desselben) die durch dessen systematische Bearbeitung gewinnbaren Resultate, welche für die Gegenwart doch eigentlich die Hauptsache sind, in einer abgeschlossenen Abhandlung über materielles und formelles Recht Österreichs im Mit-

telalter zusammenzustellen, die Rechtsbücher selbst aber als einen **Codex probationum** folgen zu lassen. Eine solche Anordnung schiene schon im Interesse der Verbreitung des Werkes um so mehr räthlich gewesen, als dasselbe nicht blos Geschichtsforschern vom Fache, denen das trockene Material allein schon interessant und verständlich ist, sondern auch Juristen, Advokaten, Dominien, Magistraten, Herrschaften ꝛc. als ein Handbuch empfohlen wird; Körpern, deren Gliedern, ohne ihnen im Mindesten zu nahe treten zu wollen, im Allgemeinen die erforderlichen historischen Kenntnisse mangeln, solchen Stoff sich selbst zu analysiren, abgesehen von der hierzu nöthigen Zeit. Den meisten derselben werden daher die Rechtsbücher bis zu dem Erscheinen der mit dem letzten Hefte versprochenen Abhandlungen ein todter Körper bleiben, der erst durch diese für sie Leben und Färbung bekommen wird; und bei der Menge des mitzutheilenden, circa 180 Bogen in Anspruch nehmenden Stoffes dürfte die Geduld dieses größeren Publikums auf eine etwas harte, die Verbreitung des Werkes wohl nicht befördernde Probe gestellt werden. Wäre aber eine solche entgegengesetzte Anordnung mit dem Plane des Herausgebers wirklich unvereinbar gewesen, so hätte doch wenigstens jeder einzelnen Gattung der mitzutheilenden Rechtsbücher eine kurze, nach allgemeinen Umrissen erläuternde Einleitung vorausgeschickt werden können, ohne daß hierdurch das Interesse der am Ende versprochenen ausführlichen Abhandlungen geschmälert worden wäre. Insbesondere nöthig scheint dies bei den Bantaiding-Büchern, als einer der mindest bekannten Rechtsquellen des Mittelalters. — Wenn sich der Herausgeber übrigens hier die Bemerkung erlaubt, von allen Rechtsbüchern seien bisher nur die Bantaiding-Bücher von den Geschichtsforschern ganz unbeachtet geblieben, so können wir nicht umhin, unsere Verwunderung an den Tag zu legen, wenn er unmittelbar darauf den Verfasser jenes leider unvollendet gebliebenen Aufsatzes in Chmel's Geschichtsforscher II. 113. V. über Bantaidinge eines Irrthums zeihen will, — eines Aufsatzes, worin dieser Gegenstand mit so viel Sachkenntniß und Klarheit abgehandelt wird, daß nur zu wünschen, die uns im letzten Hefte versprochenen ausführlichen Abhandlungen möchten im gleichen Geiste fortsetzen, was hier begonnen, aber, wir wiederholen es, leider nicht vollendet wurde. Hätte der Herausgeber diese Abhandlung mit verdienter Aufmerksamkeit gelesen, so würde er es wohl unterlassen haben, dem Verfasser derselben eine irrige Ansicht über das Entstehen und Aufhören der Bantaidinge aufzubürden, und ihn diesfalls auf die „nicht wenigen Urkunden" belehrend zu verweisen, „welche beides zur Genüge aufklären." Der Verfasser des mehrerwähnten Aufsatzes spricht im §. 2 desselben von dem Rechtsinstitute der Bantaidinge im Allgemeinen, dessen Wurzeln in die fernste Vorzeit, ja selbst bis ins Heidenthum zurückschlagen, während es sich andererseits zum Theile bis auf die heutige Zeit noch erhalten habe, und erklärt von diesem Gesichtspunkte aus die Frage nach Entstehung der Bantaidinge mit Recht für eine müßige, weil wegen Alter des Institutes nicht mit einiger Bestimmtheit zu beantworten, — jene nach deren Erlöschen aber geradezu für unstatthaft, eben weil sie zum Theile noch heut zu Tage fortbestehen. — Diese Ansicht des Verfassers jenes Aufsatzes wird der Herausgeber der Rechtsbücher bei näherer Untersuchung wohl unangefochten lassen. Daß Urkunden vorhanden sein können und auch wirklich vorhanden sind, welche uns über den Zeitpunkt der Einführung oder Aufhebung des Rechtsinstitutes der Bantaidinge an einem bestimmten Orte vergewissern, wird wohl keinem Geschichtsforscher unbekannt sein, somit wohl auch nicht dem Verfasser jener Abhandlung, den ja der Herausgeber selbst „einen übrigens fleißigen Geschichtsforscher" nennt, und dem er bei Feststellung des Begriffes Bantaiding so unbedingt folgt. (Vergleiche Geschichtsforsch. II. 120. 121. und den Prospekt der österr. Rechtsbücher.) *)

Was die Eintheilung der in der vorliegenden Sammlung zuerst mitgetheilten Bantaiding-Bücher, und zwar deren gruppenweise Zusammenstellung anbelangt, so basirte sie der Herausgeber auf die geografischen oder politischen Verhältnisse jener Ortschaften, von denen selbe herrühren. Als allgemeine Regel stellt derselbe ganz richtig den hier vorzüglich wichtigen geografischen Zusammenhang dieser Ortschaften auf, wodurch die innere Verwandtschaft des Gleichartigen, so wie das Selbstständige des Einzelnen entschiedener hervortritt. Nur bei den Dörfern oder Bezirken, welche den Klöstern unterstanden, macht derselbe hiervon eine Ausnahme, indem er deren Bantaiding-Bücher für sich in einzelnen Komplexen, ohne Rücksicht auf geografischen Zusammenhang, jedoch so viel möglich in chronologischer Ordnung zusammenstellt. Ob der Herausgeber hierzu durch besondere, nur bei derlei Ortschaften und Bezirken obgewaltete, irgend eine innere Verbindung bewährende Rechtsbestimmungen veranlaßt wurde, darüber müssen wir, da er diesfalls keine näheren Andeutungen gegeben, vor der Hand die seiner Zeit erscheinenden ausführlichen Abhandlungen abwarten. Der bloße Besitz solcher Ortschaften von Seite der geistlichen Korporationen kann wohl hier nicht als Cynosur genommen worden sein, da dieser im Laufe der Zeit, wenn gleich hier seltener, dennoch oft genug sich geändert hat; während es andererseits gewiß ist, daß eine durchgängige Beobachtung des geografischen Zusammenhanges die Erforschung der innern wesentlichen Merkmale, so wie der historischen Fortbildung dieses in früherer Zeit so innig in das Volksleben verwebten Rechtsinstitutes wesentlich befördert und erleichtert hätte.

Der Herausgeber eröffnet seine Sammlung der „österreichischen Rechtsbücher," wie bereits bemerkt, mit den Bantaiding-Büchern, und zwar mit denen jener Ortschaften, welche Klöstern unterstanden oder zum Theil noch unterstehen. Das vorliegende erste Heft enthält: I. Die Bantaiding-Bücher des Klosters heil. Kreuz; pag. 1—84. II. Die Bantaiding-Bücher des Klosters Mölk, pag. 85—146; endlich III. (unter der Aufschrift) Mauerbach, pag. 147—160, drei Bergtaidinge dieser aufgehobenen Karthause. — An Zahl, wie an Interesse

*) Wenn übrigens unter jener Verordnung, durch welche Kaiser Maximilian II., wie der Herausgeber behauptet, die Bantaidinge aufgehoben hat, etwa jene dd. Prag 21. Jänner 1570 gemeint sein sollte (deren Echtheit wir vor der Hand dahin gestellt sein lassen wollen), so wäre diese Behauptung selbst eine unrichtige; diese Verordnung enthält nämlich nichts von Aufhebung der Bantaidinge, sondern nur die Bestimmung, daß Kaiser Maximilian II. die (bei jedem Regenten anzusuchen gewesene) „Confirmirung der Bantaidingbücheln aus sondern bewegenden Ursachen" einstweilen eingestellt habe.

des Inhaltes gleich überwiegend, erscheinen darunter die Bantaiding-Bücher des Klosters heil. Kreuz. Sie scheinen drei größeren, in dem reichen Archive dieser über 700 Jahre bestehenden Abtei aufbewahrten handschriftlichen Kompilationen entnommen. Mitgetheilt wurden folgende:

I.	General (=Bantaiding)	p.	3—12	in	120 §§.
II.	Ulreichskirchen. Unteröstrch. V. U. M. B.	p.	13—18	in	64 §§.
III.	Winden. Ungarn. Wieselburger Kom.	p.	19—24	in	70 §§
IV.	Tomaßl. Unteröstereich. V. U. M. B.	p.	24—30	in	60 §'•
V.	Potesstorff. Ungarn. (? Wieselburg. Kom.)	p.	30	in	6 §§.
VI.	Newnaign (Münchhofen). Ung. (W. K.)	p.	31	in	14 §§.
VII.	Oberwalterstorff. Unteröster. V. U. W. W.	p.	32—36	in	87 §§.
VIII.	Gaben. » »	p.	36—43	in	64 §§.
IX.	Paumgarten. » V. U. M. B.	p.	44—52	in	90 §§.
X.	Phafsteten. » V. U. W. W.	p.	52—57	in	72 §§.
XI.	Haslach. » V. U. M. B.	p.	57—60	in	39 §§.
XII.	Stainbruch am Leuttaberg. Ung. (W. K.)	p.	61—64	in	33 §§.
XIII.	Truman. Unterösterr. V. U. W. W.	p.	65—70	in	55 §§.
XIV.	Alland. » »	p.	70—75	in	66 §§.
XV.	Spurrbach. Weissenbach. Pruell. » »	p.	75—78	in	33 §§.
XVI.	Sittendorf. Dornbach. » »	p.	78—80	in	33 §§.
XVII.	Sultz. Grueb. Siegenfeldt. Preinsfeldt. Meybling. » »	p.	80—83	in	33 §§.

Als Anhang ein „Formular Panthaittung zu halten." p. 83—84.

Daß hierbei der geografische Zusammenhang, wie oben bemerkt, unbeachtet geblieben, ergibt sich aus dieser übersichtlichen Zusammenstellung. Warum übrigens der Herausgeber neun andere Bantaiding-Bücher des Stiftes heiligen Kreuz, welche ebenfalls in den erwähnten Kompilationen enthalten sind, und ihm daher unmöglich entgangen sein konnten, gar nicht, und von zweien, Nr. V. und VI., die darin vollständig enthalten sind, nur unbedeutende Auszüge mitgetheilt, erscheint in Berücksichtigung des Umstandes auffallend, als sich derselbe in dem oft erwähnten Prospekte aus gewissen Rücksichten entschuldigt, daß er alles vorgefundene ohne Ausnahme aufgenommen habe.

Von den Bantaiding-Büchern des Klosters Mölk wurden mitgetheilt:

XVIII.	Radendorff.	Unteröstereich V. O. M. B.	p.	87—92	in 54 §§. (an. 1444).
XIX.	Weikendorff.	» V. U. M. B.	p.	92—97	in 65 §§. mit einem Anhange unter dem Titel „Observationes über die Panthättung im Marckht Weickendorff in Marchfelt. dd. 18. Jänner 1697." — Dazu ein zweites Pantaiding-Buch über diesen Ort vom J. 1748. p. 100—105 in 53 §§. — Als Anhang hierzu folgen drei Marktprivilegien für Weikersdorf. 1. K. Friedrich IV. dd. Grätz 22. Juni 1463. 2. K. Ferdinand III. dd. Wien 25. Juni 1654. 3. K. ein Auszug eines ähnlichen Privilegiums Herzogs Friedrich vom Jahre 1448. 4. K. ein Erlaß der n. ö. Landesregierung dd. 14. Februar 1711, enthaltend einige Erläuterungen in Betreff der dem Kloster Mölk zustehenden Gerichtsbarkeit; endlich 5. ein weiterer Anhang, unter dem Titel „Wirkliche Übung" über die Art und Weise, wie in Fällen vorzugehen sei, deren Untersuchung dem Landgerichte vorbehalten, mit einer Zusammenstellung einzelner Collisions-Fälle mit dem Landgerichte zu Marcheck aus den Jahren 1546—1748. p. 105—110.
XX.	Ravelspach.	Unteröst. V. U. M. B.	p.	110—118	in 112 §§. (1543.)
XXI.	Mölck	» V. O. W. W.	p.	119—126	in 100 §§. (1548.)
XXII.	Leesdorff	» V. U. W. W.	p.	126—129	in 36 §§.
XXIII.	Grillenberg	» »	p.	129—135	in 53 §§. (1747.)
XXIV.	Mölck	» V. O. W. W.	p.	135—146	in 46 §§. (1780.)

Rücksichtlich dieses letzteren bemerkt der Herausgeber (Anmerk. zur S. 135), daß er dieses Bantaiding-Buch nur des Vergleiches halber mittheile, und um es den Lesern möglich zu machen, seine in der Einleitung (sic) ausgesprochene Ansicht selbst zu prüfen. Sollte darunter die Bemerkung verstanden sein: „sogar neue (Bantaidinge) wurden im 17. Jahrhundert noch gegründet," so wäre es mit Rücksicht auf dieses Pantaiding-Buch passender gewesen, diese Behauptung dahin zu modifiziren, daß noch in den neueren Zeiten das Institut der Bantaidinge in der Art bestand, daß erneuerte Kundmachungen der den veränderten Zeitumständen und Bedürfnissen angepaßten älteren Bantaiding-Bücher für nöthig befunden worden. — Der gegebenen Übersicht zu Folge hat der Herausgeber von sechs dem Kloster Mölk unterstandenen, oder zum Theile noch unterstehenden Ortschaften die Bantaiding-Bücher mitgetheilt. Sollte das Archiv dieses an Grundbesitz so reichen Klosters nur diese wenigen enthalten?

Von dem aufgehobenen Karthäuser-Kloster Mauerbach wurden mitgetheilt:

XXV.	Gumpolczkirchen Dreekirchen Phafsteten	Unteröstreich. V. U. W. W.	p. 149—156 ein Bergtaidingbuch in 50 §§.
XXVI.	»	ein zweites Bergtaiding-Buch über dieselben Ortschaften.	p. 157—159 in 20 §§., endlich
XXVII.	Henetzing	Unteröstreich. V. O. W. W.	p. 159 ein Bergtaiding-Buch, dessen Schluß jedoch erst in dem nächsten Hefte erscheinen wird.

Nachdem wir hiermit den Inhalt der ersten Lieferung der „österreichischen Rechtsbücher" in Kürze durchgangen, glauben wir schließlich noch Folgendes bemerken zu müssen. Niemand, der Sinn für die vaterländische Rechtspflege der Vorzeit und deren Institute hat, und der in allem Alten, nicht mehr Praktischen, nicht blos einen unbrauchbaren, besser der Vergessenheit preiszugebenden Wust sieht, sondern mit geschärftem Blicke dieses als den Grund und Boden erkennt und würdigt, worin die Wurzeln des jetzt Bestehenden und Geltung Habenden zu suchen sind, wird den Inhalt der Bantaiding-Bücher durchgehen, ohne auf jedem Blatte Bestimmungen zu finden, die sein Interesse auf das lebhafteste in Anspruch nehmen werden, und welche ganz geeignet sind, von dem Rechtszustande der Dorfgemeinden in jenen Zeiten eine ganz andere Vorstellung zu verschaffen, als oberflächliches Zurückblicken auf die Vergangenheit, und schnellfertiges Vergleichen mit der systematisch ausgebildeten, aber eben deshalb komplizirteren Rechtspflege unserer Tage gewähren kann. Normen, ebenso einfach und leicht verständlich, als zweckmäßig für die Bedürfnisse der Zeit und der Orte, worin sie gegolten, finden wir darinnen aufgezeichnet, welche die moralische Kraft der Gemeinden in manchen trüben Zeiten und schweren Bedräng-

nissen gewiß um so sicherer aufrecht erhalten haben mußten, als an ihnen unverbrüchlich festgehalten wurde mit der Ehrfurcht, die das von den Vätern ererbte Herkommen bei den schlichteren Landleuten jederzeit genoß, und aus dem befriedigenden Bewußtsein, gewissermaßen dem selbstgegebenen und zu vollziehenden Gesetze zu gehorchen. Die Sammlung und Herausgabe der Bantaiding-Bücher für sich allein, auch abgesehen von den, wenn gleich wichtigeren, mehr allgemeinere Geltung gehabt habenden Stadt-, Hof- und Landrechten, erscheint demnach als ein Unternehmen, dessen Verdienst um so mehr anerkannt werden muß, als die Menge des zu Sammelnden sehr bedeutend, die Schwierigkeiten aber bekannt sind, welche die beiden Extreme, gänzlicher Mangel an Theilnahme oder mißverstandene Geheimnißmacherei, so häufig dem Sammeln historischen Materiales entgegenstellen. Wir glauben daher mit Recht, alle vaterländischen Geschichtsfreunde auf das vorliegende Werk aufmerksam machen zu müssen, und sehen den weiteren Mittheilungen des Herausgebers, insbesondere rücksichtlich der Bantaiding-Bücher, als größtentheils noch unbekannten Rechtsquellen mit Vergnügen entgegen. Denn wie wenige von den gewiß größtentheils noch existirenden Bantaiding-Büchern bisher durch den Druck ganz oder auszugsweise mitgetheilt, oder auch nur als vorhanden angeführt worden sind, möge denen, die an der Sache Antheil nehmen, die folgende übersichtliche Zusammenstellung zeigen; welcher ich, der Vervollständigung wegen, einige wenige beifüge, die ich, bei verschiedenen Gelegenheiten mir vorgekommen, zu sammeln nicht unterlassen zu dürfen glaubte.

A. Östreich unter der Enns.

I. Viertel unter Wiener Wald.

1.	Allant.	Bantaid.	Kaltenbaeck östr. Rechtsb. p. 70—75. Nr. XIV.
2.	Brühl.	»	» » » p. 75—78. Nr. XV.
3.	»	»	ungedruckt. Hofkam. Arch. Geschichtsforsch. II. p. 116 erwähnt.
4.	Dornbach	»	Kaltenbaeck loc. cit. p. 78—80. Nr. XVI.
5.	Draiskirchen.	Bergtaid.	» » » p. 149—156. 157—159. Nr. XXV und XXVI. Auch angeführt Geschichtsforsch. II. 118.
6.	Gablitz.	Bantaid.	ungedruckt. Hofkam. Arch. Geschichtsforsch. II. 116 erwähnt.
7.	Gaden.	»	Kaltenbaeck loc. cit. p. 36—43. Nr. VIII.
8.	Ginselsdorf.	»	ungedruckt. Hofkamm. Arch. Geschichtsforsch. II. 116. erwähnt.
9.	Grillenberg.	»	Kaltenb. loc. cit. p. 129—135. Nr. XXIII.
10.	Grimmenstein.	»	jurid. Zeitschr. Jahrg. 1829. I. p. 199—206. Auch in Grimm's Weisthümer III. 716—720. Erwähnt Geschichtsforsch. II. 116.
11.	Grub.	»	Kaltenb. loc. cit. p. 80—83. Nr. XXVII.
12.	Gumpoldskirchen.	Bergtaiding.	(Mit Nr. 5. Draiskirchen.)
13.	Gutenstein.	Bantaid.	ungedruckt. Marktlade in Gutenstein. Erwähnt Geschichtsforsch. II. 117.
14.	Heil. Kreuz.	»	Kaltenbaeck loc. cit. p. 1—12. Nr. I.
15.	Hetzendorf.	»	ungedruckt. Hofkamm. Arch. Erwähnt Geschichtsforsch. II. 17.
16.	Höflein.	»	ungedr. Heil. Kreuz. Arch. in meiner Samml.
17.	Kaltenleutgeben.	»	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 117.
18.	Kierling.	»	» » » » » II. 117.
19.	Klamm.	»	ungedruckt in meiner Sammlung.
20.	Laab.	»	ungedr. Hofk Arch. Erw. Geschichtsf. II. 117.
21.	Leesdorf.	»	Kaltenb. loc. cit. p. 126—129. Nr. XXII.
22.	Maierling.	»	(mit Grub. Siehe Nr. 11.)
23.	Minkendorf.	Bantaid.	ungedr. Heil. Kreuz. Arch. in meiner Samml.
24.	Möllersdorf.	»	» » » » » » »
25.	Nußdorf.	»	Grimm. Weisthümer. III. p. 699—705. Erwähnt im Geschichtsf. II. 118. Origin. des geh. Hausarchivs.
26.	Pfaffstetten.	»	Kaltenbaeck loc. cit. p. 53—57. Nr. X.
27.	»	Bergtaiding	(mit Dreiskirchen. Siehe Nr. 5.).
28.	Piesting.	Bantaid.	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 118.
29.	Preinsfeld.	»	Karajan loc. cit. (mit Grub. Siehe Nr. 11.)
30.	Purkersdorf.	»	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 118.
31.	Reichenau.	»	ungedruckt in meiner Sammlung.
32.	Siebenhirten.	»	» » » »
33.	Siegenfeld.	»	Kaltenb. loc. cit. (mit Grub. Siehe Nr. 11.)
34.	Sittendorf.	»	» » » (mit Dornbach. S. Nr. 4.)
35.	Solenau.	»	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 118.
36.	Sparbach.	»	Kaltenb. loc. cit. (mit Brühl. Siehe Nr. 2.)
37.	Sulz.	»	» » » (mit Grub. Siehe Nr. 11.)
38.	Trumau.	»	» » » p. 32—36. Nr. XIII in 55§§.
39.	Waltersdorf, ober	»	» » » p. 32—36. Nr. VII in 87§§.
40.	Wartenstein	»	jurid. Zeitschrift Jahrg. 1829. I. p. 189—199. Grimm. Weisthümer. III. p. 710—715. Erwähnt Geschichtsforscher. II. 119.
41.	Weißenbach.	»	Kaltenb. loc. cit. (mit Brühl. S. Nr. 2.)
42.	Wien, obere Werd.	»	Hormayr. Wien. Jahrg. II. Tom. II. Urkund Nr. CCXIX. Weschel. Leopoldstadt. Urkund. Nr. XIII. Erw. Geschichtsf. II. 119.
43.	Wienersdorf.	»	ungedruckt in meiner Sammlung.
44.	Wilfleinsdorf.	»	ungedr. Heil. Kreuz. Arch. in meiner Samml.

II. Viertel ober Wiener Wald.

45.	Böheimkirchen.	Bantaid.	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 116.
46.	Hausheim.	»	» » » » » » II. 117.
47.	Henzing.	Bergtaid.	Kaltenb. loc. cit. p. 159. Erw. Geschichtsf. II. 117.
48.	Langenlebern.	Bantaid.	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 117.
49.	Maierhofen.	»	Grimm. Weisthümer. III. p. 685 — 686. auszugsweise.
50.	Markersdorf.	»	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 117.
51.	Mölk.	»	Kaltenb. loc. cit. p. 119—126. Nr. XXI. in 100 §§. u. p. 135—146. Nr. XXIV. in 46 §§.
52.	Neuhofen.	»	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 118.
53.	Pergarn.	»	Grimm. Weisthümer (mit Maierhofen. S. 48.)
54.	Peter St. in d. Au	»	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 118.
55.	Rohr.	»	» » » » » II. 118.
56.	Stephanshart.	»	» in meiner Sammlung.
57.	Zeillern.	»	» » » » (mit Stephanshard. (Siehe Nr. 56.)

III. Viertel unter Manharts-Berg.

58.	Dreßdorf.	Bantaid.	ungedruckt in meiner Sammlung.
59.	Ebersdorf.	»	» Heil. Kreuz. Arch. in meiner Slg.
60.	Enzersdorf, Lang-.	Bergtaid.	Grimm. Weisthümer. III. p. 705—710.
61.	Erdpreß.	Bantaid.	ungedr. Heil. Kreuz. Arch. in meiner Sammlung.
62.	Falkenstein.	Bergtaid.	ungedr. Geh. Haus-Arch. Erw. kirchl. Topografie XI. 354—355 und 419. Ebenfalls erwähnt Geschichtsforscher II. 116.
63.	Felling.	»	ungedruckt in meiner Sammlung.
64.	Hanfthal.	Bantaid.	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 117.
65.	Haslach.	»	Kaltenb. loc. cit. p. 57—60. Nr. XI in 39§§.
66.	Laa.	»	ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 117.
67.	Neudorf.	»	» in meiner Sammlung.
68.	Niedersulz.	»	» Heil. Kreuz. Arch. in meiner Samml.
69.	Paasdorf.	»	» Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 118.
70.	Patzmannsdorf.	»	Grimm. Weisthümer. III. 694—699. Ausweise. Erwähnt Geschichtsf. II. 118.
71.	Paumgarten.	»	Kaltenb. loc. cit. p. 44—52. Nr. IX in 90§§.
72.	Rafelsbach.	»	» » » p. 110—118. Nr. XX. in 112 §§.

73. Rannersdorf. Bantaid. ungedr. Heil. Kreuz. Arch. in meiner Samml.
74. Sebarn » » (mit Dresdorf. (Siehe 57.) in m. S.
75. Staatz. Bergtaid. ungedr. in meiner Sammlung.
76. Thomasl. Bantaid. Kaltenb. loc. cit. p. 24—30. Nr. IV. in 60 §§.
77. Ulrichskirchen. » » » » p. 13—18. Nr. II. in 64 §§.
78. Weikendorf. » » » » p. 92—110. Nr. XIX.
79. Weinsteig. » ungedruckt, in meiner Sammlung.
80. Wezleinsdorf. » » (mit Ebersdorf. Siehe Nr. 58.)

IV. Viertel ober Mannharts-Berg.

81. Albrechtsberg. Bantaid. ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 116.
82. Isper. » Reil. Donauländchen. p. 225—237. Grimm. Weisthümer. III. 692—694. Beide nur auszugsweise. Erw. Geschichtsf. II. 117.
83. Lichtenfels. » ungedr. Hofk. Archiv. Erw. Geschichtsf. II. 117.
84. Rachsendorf. » Reil Donauländchen. p. 368—372. Grimm. Weisthümer. III. p. 686—689. Beide auszugsweise. Erw. Geschichtsf. II. 118.
85. Radendorf. » Kaltenb. l. c. p. 87—92. Nr. XVIII. in 54 §§.
86. Wegscheid. » ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 119.
87. Wimberg. » Reil. Donauländchen. p. 457—459. Grimm. Weisthümer. III. 689 - 692. Erwähnt Geschichtsf. II. 119.
88. Zißersdorf. » ungedr. Hofk. Arch. Erw. Geschichtsf. II. 119.

B. Östreich ob der Enns.

I. Traunkreis.

89. Neidharting. Bantaid. ungedruckt in meiner Sammlung.
90. Roitham. » » » »
91. Wimsbach. » » (mit Roitham. Nr. 90.)

II. Mühlkreis.

92. Hellmonsöd. Bantaid. Grim. Weisthüm. III. 684—685. auszugsw.
93. Reichenau. » » » III. 684. »
94. Windhag. » » » III. 684.

III. Innkreis.

95. Wildshut. Bantaid. Grimm. Weisthümer. III. p. 679—683.

D. Ungarn.

I. Wiselburger Komitat.

96. Münchhofen. Bantaid. Kaltenb. loc. cit. p. 31. Nr. VI. in 14 §§. (alias Neualgen.)
97. Potestorf (?). » » » » p. 30. Nr. V. in 6 §§.
98. Steinbruch (Kaiser) » » » » p. 61—64. N. XII. in 33 §§.
99. Winden » » » » p. 19—24. N. III. in 70 §§.

II. Preßburger Komitat.

100. Weinarn. Bantaid. ungedr. Heil. Kreuz Arch. in meiner Sammlung.

Musikalisch-literarische Notizen aus dem Mittelalter; gegenübergestellt den sogenannten griechischen Tonarten.

Von Seb. **Stehlin** in Wien.

Die musikalische Literatur hat sich wohl kaum mit einem Gegenstande so viel, als mit den sogenannten griechischen Tonarten beschäftiget. Seit dem Jahre 1547, in welchem Glareanus sein berühmtes Werk über die griechische Musik herausgab, sind besonders in neuerer Zeit alle bedeutenderen Lehrbücher, die eine größere Gründlichkeit beurkunden sollten, auf einigen Blättern damit beschrieben, obwohl es immer noch schwer genug blieb, selbst in den weitläufigen Abhandlungen einen gründlichen Aufschluß darüber zu erhalten. Sowohl der Ruhm der griechischen Musik, der sich historisch erhielt, als auch unsere eigene Empfindung waren unerachtet der vielen Lehrbücher nie sonderlich zufrieden gestellt, indem wir immer Dinge wahrnahmen, die eben so wenig einem aufgeklärten Volke in der Vorzeit, als selbst einer gemeinen Empfindung in der Gegenwart entsprechen konnten. Man suchte zwar durch gelehrte Theorien die reinen und natürlichen Tonbewegungen auszumitteln, die man praktisch im Munde eines jeden Volkes hörte: aber dennoch wollte es nicht gelingen ein konsequentes System darüber aufzustellen, und zugleich unsere Musik als Erbe des Alterthums damit in Einklang zu bringen. Vielseitig und einseitig wurde die Ursache dieser Verlegenheit, die nicht selten selbst mit den Naturgesetzen im Konflikte stand, dem finsteren Mittelalter zur Last geschrieben. Die alten Mönche, heißt es in den ungestempelten Schuldbriefen, haben die Begriffe verwirrt, diese haben das Tetrachord nicht verstanden und dafür das System des Herachordes aufgestellt, ja sogar die Grundgesetze der Musik auf die Trias zurückzuführen gesucht.

Nachdem noch in neuester Zeit jedes Mißverständniß, welches aus der Unwissenheit und aus der Nichtkenntniß des älteren Systems hervorging, den alten Mönchen zugeschrieben, zugleich aber von den griechischen Tonarten wie von einem verlorenen, im **XVI.** Jahrhundert theilweise wieder gefundenen Schatze gesprochen wird, so wollen wir hier eine kurze Erörterung mittheilen, die den Gegenstand von einem älteren Standpunkte aus beleuchten soll.

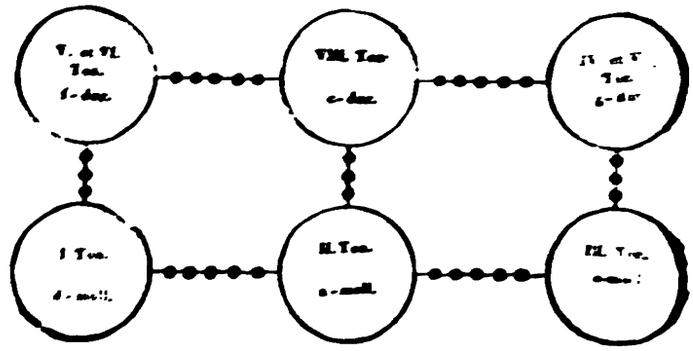
Als in der Mitte des **XV.** Jahrhunderts der letzte griechische Kaiser unter den Thoren von Konstantinopel gefallen war, und der rohe Barbarismus von der Hauptstadt und von dem morgenländischen Reiche Besitz genommen hatte, da verstummten die süßen Melodien in dem unglücklichen Lande, die Kunst ergriff den Wanderstab, um in dem bis dahin zu wenig geachteten Abendlande eine Zufluchtstätte zu suchen. Die griechisch gelehrten Musiker brachten bei dieser Gelegenheit ganz natürlich auch ihr hochgepriesenes Musiksystem mit sich, und sie scheinen mit um so größerer Vorliebe dafür eingenommen gewesen zu sein, je weniger sie das System der abendländischen Musik kannten und verstanden. Sie hörten in dem fremden Lande nur von acht Tonarten sprechen, während sie sich in zwölf zu moduliren wußten. Die griechische Eitelkeit mochte sich daher bald als Schulmeister erboten haben, um den Abendländern einen Unterricht zu ertheilen, der, versteht sich von selbst, nicht nur das guidonische System unbeachtet ließ, sondern zur Verwirrung desselben beitrug. Je weniger daher ein Lehrer in dem vaterländischen System unterrichtet war, um so vollkommener mochte ihm das Griechische erscheinen, eben weil es sich durch zwölf Tonarten auszeichnete. Wir finden jedoch nicht, daß **Josquin, Palestrina** oder ein anderer großer Meister dadurch beirrt wurde, wir sehen im Gegentheil, daß alle ihre Werke in dem von Guido von Arezzo im **XI.** Jahrhundert entworfenen System geschrieben sind. Kurz, es herrschten in der abendländisch gelehrten musikalischen Welt keine verschiedenen Ansichten über die Grundgesetze der Musik, bis der gelehrte, aber in seinen jüngeren Jahren in mancher Beziehung irre geleitete Glareanus im Jahre 1547 sein berühmtes Werk über die griechischen Tonarten herausgab, die er zugleich in dem System des Guido von Arezzo gefunden zu haben behauptete. In diesem auf uns gekommenen Kommentar ist es ersichtlich, daß der Verfasser besser in dem griechischen als in dem guidonischen

System unterrichtet war, daß er aber eben deswegen die Grundgesetze der Musik nicht mehr in jener einfachen Klarheit erkannte, in der sie schon der heil. P. Gregor d. G. (594—604) dargestellt hat. Nachdem man ohnedies im XVI. Jahrhundert das Mittelalter an vielen Orten nicht mehr verstand, so waren die sogenannten griechischen Tonarten ohne weitere Untersuchung um so interessanter, je weniger das System derselben mit dem System der Mönche übereinstimmte.

Unsere alten abendländischen Meister und Lehrer hatten schon früher ein Schema mit Buchstaben entworfen, in welchem das Continuale für alle Tonarten und Tonlagen, jedoch durchaus nicht die Tonleitern selbst, in Übersicht gestellt wurde. Zum Verständnisse dieses Schema, welches wir hier sogleich mittheilen werden, war schon ursprünglich die gründliche Kenntniß der Tonschrift voraus bedungen, weil dasselbe auf die Grundregeln der authentischen und plagalen Klangleitern, auf die Tongeschlechte und auf das System des Hexachords basirt ist. Ohne diese Kenntniß hat noch kein Musiker das Räthsel entziffert, selbst gelehrte Ausleger haben keine Ausbeute gefunden, weil sie gewöhnlich die alte wie die moderne Tonschrift beurtheilten, und nicht die Continuale, sondern die Tonleitern darin suchten.

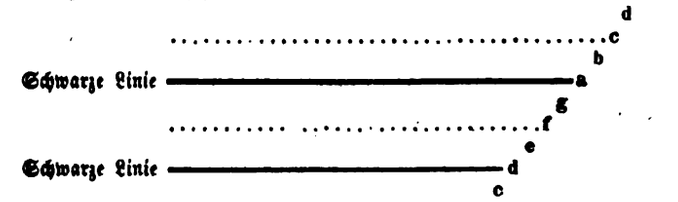
I. Tonart	.	.	.	d	e	f	g	a	b	c	d	.	.
II.	„	a	b	c	d	e	f	g	a	.	.	.	.
III.	„	.	.	.	.	e	f	g	a	b	c	d	e
IV.	„	.	b	c	d	e	f	g	a	b	.	.	.
V.	„	.	.	.	.	.	f	g	a	b	c	d	e
VI.	„	.	.	c	d	e	f	g	a	b	c	.	.
VII.	„	.	.	.	.	.	.	g	a	b	c	d	e
VIII.	„	.	.	.	d	e	f	g	a	b	c	d	.

Es ist hier nicht der Ort, wo dieses Schema vollständig erklärt werden könnte: wir fügen aber die genügende Bemerkung bei, daß die Alten den alfabetischen Namen des Buchstaben weder für eine erhöhte noch vertiefte Tonstufe veränderten, und deswegen den Buchstaben c nie cis, den Buchstaben g nie gis, den Buchstaben f nie fis, u. s. w. genannt und geschrieben haben, und in diesem Schema um so weniger schreiben konnten, da sich keine von diesen Tonarten auf eine Tonleiter allein bezieht. Sowohl die erhöhten als die erniedrigten Tonstufen, die wir cis, dis, fis, gis und es nennen, wurden schon von dem heil. P. Gregor d. G. zufolge der authentischen und plagalen Tonarten bedungen (der Begriff von authentisch und plagal schließt bei den acht Kirchentonarten diese Subsemitonien in sich ein), jedoch in der Tonschrift nicht mit diesen Namen geschrieben. Selbst Guido von Arezzo veränderte den alfabetischen Namen des Buchstaben nicht, sondern bewerkstelligte die Tonerhöhungen und Erniedrigungen durch die weiche oder harte (b ♮) Überschreitung und Verbindung des Hexachords, wodurch sich der Cantus durus b-mollis und naturalis gestaltet, der mit den authentischen und plagalen Klangleitern des heil. Gregorius genau übereinstimmt. Sobald nun diese Elementargrundsätze mit Beziehung auf das Continuale auf das voranstehende Schema angewendet werden, so stellt sich in demselben dem kundigen Auge folgende Übersicht der Verwandtschaft der Tonarten dar, die hier jeder moderne Musiker verstehen kann.

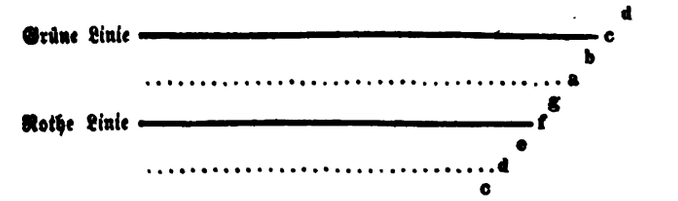


Die Ursache, warum für acht Tonarten nur sechs Grundtöne möglich sind, beruht auf der uralten festgestellten Ordnung, der zufolge jede Tonleiter authentisch und plagal ausgedrückt wird, wodurch die vierte und die siebente — die fünfte und die sechste Tonart im Grundtone übereinstimmen, jedoch auf der siebenten Stufe in der Tonleiter sich unterscheiden.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der heil. Gregor d. G. die Urklangleiter mit der achten Tonart mit e-dur festgestellt, dieselbe aber in Beziehung auf die siebente plagal genannt hat; um nämlich die Tonfolge g a h c d e f g von der Tonfolge g a h c d e fis g, die authentisch ist, mit dem allgemeinen Ausdrucke und Namen bezeichnen zu können. Nach diesem Vorbilde hat auch Guido von Arezzo das Linienſystem geordnet, und zuerst die Urklangleiter c-dur darauf übertragen, um von diesem Standpunkte aus alle übrigen Tonlagen zu berechnen. Sowohl die Tongeschlechte, als die Tonarten und Tonlagen waren noch im XII. Jahrhundert mit gefärbten Linien bezeichnet, so zwar, daß man dieselben eben so schnell und eben so genau als in unserer modernen Tonschrift auf den ersten Anblick erkennen kann. Die Tonarten d-moll, a-moll und e-moll waren z. B. auf folgende Art erkennbar gemacht, jedoch auf den Linien mit Neumen beschrieben, deren Bedeutung hier mit den unveränderten Buchstaben, jedoch nicht mit dem Subsemitonium angedeutet wird. Die Linien, die nur punktirt sind, zeigten an, daß die Buchstaben, die auf denselben ihren Sitz haben, nicht als Grundtöne vorkommen. Vermischte Gesänge wurden daher auch mit schwarzen und rothen, oder mit gelben und schwarzen Linien voraus erkennbar gemacht.



Das harte Klanggeschlecht, oder die Tonarten f-dur, c-dur und g-dur waren durch folgende Bezeichnung erkennbar gemacht.



Zufolge dieses mit Farben dargestellten Linienſystems *)

*) Die Farben ersetzten unsere Schlüsselzeichen und sämmtliche Kreuzchen und Bee, wie wir später sehen werden.

erhielt auch jedes Tongeschlecht und jede Klangleiter eine verschiedene, jedoch für gleiche Tonarten übereinstimmende Solmisation, wie dieselbe hier unter den Buchstaben angezeigt ist.

Cantus durus: authentisch.	Cantus b-mollis: plagal.
g a h ⁷/₁ c d e fis ⁷/₁ g	g a h ⁷/₁ c d e ⁷/₁ f g
c d e ⁷/₁ f g a h ⁷/₁ c.	c d e ⁷/₁ f g a ⁷/₁ b c
f g a ⁷/₁ b c d e ⁷/₁ f.	f g a ⁷/₁ b c d ⁷/₁ es f
ut re mi ⁷/₁ fa sol re mi ⁷/₁ fa	ut re mi ⁷/₁ fa sol la ⁷/₁ fa sol

Cantus naturalis **).

d e ⁷/₁ f g a ⁷/₁ b cis ⁷/₁ d	authentisch.
a h ⁷/₁ c d e ⁷/₁ f gis ⁷/₁ a	plagal.
e fis ⁷/₁ g a h ⁷/₁ c dis ⁷/₁ e	authentisch.
re mi fa re mi fa do re.	

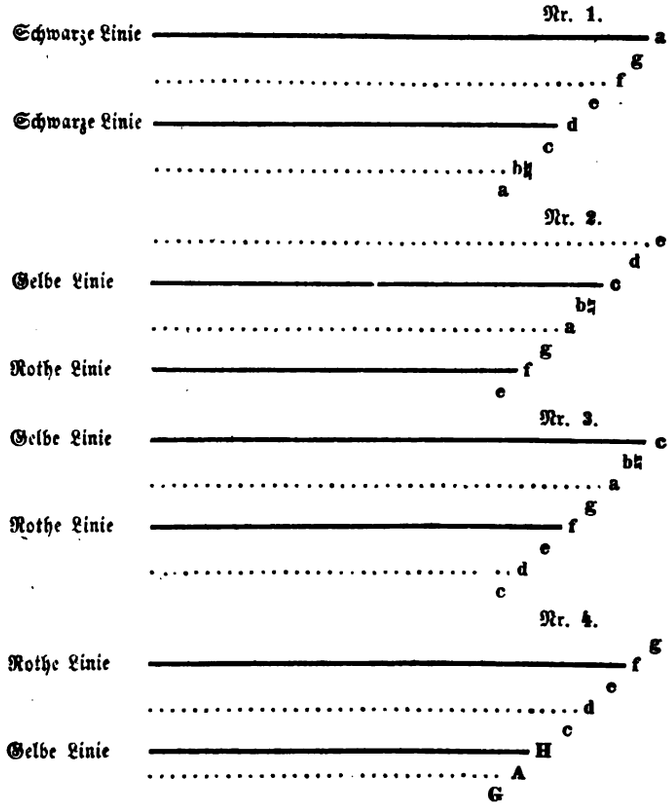
Streng, konsequent und evident ergeben sich demnach aus dem System des Mittelalters die natürlichen Tonleitern, die seit Erschaffung der Welt noch kein Mensch vollkommener herzustellen vermochte. Wir wollen nun aber auch sehen, wie uns diese Tonarten in so vielen Tonschulen und Lehrbüchern, von den Griechen hergeleitet, mitgetheilt wurden: und wie beschränkt man das alte Buchstabenschema beurtheilte, ohne auf die Neumenschrift, auf das Hexachord, auf das Liniensystem oder auf eine andere wesentliche Bedingung Rücksicht zu nehmen. Die halben Töne werden nachfolgend genau so angezeigt, wie man sie uns in den benannten griechischen Tonarten aufgetischt hat.

I. Tonart:	d	e ⁷/₁	f	g	a	h ⁷/₁	c	d	:	dorisch.
II. „	A	H ⁷/₁	c	d	e ⁷/₁	f	g	a	:	hypodorisch.
III. „	e ⁷/₁	f	g	a	h ⁷/₁	c	d	e	:	frygisch.
IV. „	H ⁷/₁	c	d	e ⁷/₁	f	g	a	h	:	hypofrygisch.
V. „	f	g	a	h ⁷/₁	c	d	e ⁷/₁	f	:	lydisch.
VI. „	c	d	e ⁷/₁	f	g	a	h ⁷/₁	c	:	hypolydisch.
VII. „	g	a	h ⁷/₁	c	d	e ⁷/₁	f	g	:	mixolydisch.
VIII. „	d	e ⁷/₁	f	g	a	h ⁷/₁	c	d	:	hypomixolidisch.

Von diesen Tonarten soll die 1. 3. 5. und 7. authentisch, die 2. 4. 6. und 8. plagal sein. Wie aber die Tonfolge hier angezeigt ist, so erscheint die 6. authentisch und die 7. plagal, mithin in einem offenbaren Widerspruche. Was die übrigen Undinge betrifft, so würden dieselben wahrlich schicksamer in der Fabelgeschichte, als in einem musikalischen Lexikon oder Lehrbuche einen Platz finden, indem es nie ein Volk geben konnte, welches gegen alle Naturgesetze und gegen die eigene Empfindung solche Dinge als ein ausgebildetes System anerkannt hat.

Wir wollen aber der Entstehung des groben Mißverständnisses noch gründlicher nachforschen, um den Standpunkt zu finden, von welchem dasselbe ausgegangen ist.

Guido von Arezzo hat nämlich für die sechs eigentlichen Tonarten verschiedene Tonlagen bestimmt und ausgemittelt, und deswegen in seiner Lehrmethode die Urklangleiter zum Tonmerken aufgestellt, weil hierdurch die sogenannten irregulären Tonarten mit den ersten sechs Grundtönen bewerkstelliget und die Linien als ein berechnetes System angewendet werden. Durch das Resultat dieses einfachen aber genialen Gedankens erhielt Guido eine neue Tonlage, die wir in der modernen Tonschrift **c-moll**, **es-dur**, **f-moll**, **as-dur**, **d-dur**, **h-moll**, **a-dur**, **fis-moll**, **e-dur** und **cis-moll** ꝛc. nennen. Diese Tonlagen sind in dem alten System so bestimmt und unbestreitbar angezeigt, daß es nicht möglich ist dieselben in Abrede zu stellen, ohne die Geschichte, die alten Dokumente und die alte Lehrmethode zu bestreiten und in viele Inkonsequenzen zu verfallen. Es ist aber auch eben so leicht diesen Grundsatz auszuführen, als es leicht ist, **c-dur** um eine Terze höher oder tiefer zu singen. In der alten Schreibart des **XI.** Jahrhunderts wurden diese Tonlagen oder irregulären Tonarten blos durch die Verwechslung der gefärbten Linien angezeigt, wobei die schwarze Farbe immer das weiche — und die rothe und gelbe immer das harte Tongeschlecht versinnlicht. Wir stellen nachfolgend einige Beispiele hierüber auf, um in denselben die vorgeblich 9. 10. 11. und 12. griechische Tonart, und zugleich die Stelle zu finden, wo dieselben auf die Welt gekommen sind.



Wir fügen nun diesen Beispielen die ferneren griechischen Tonarten bei, um über das Ganze eine Übersicht zu halten.

IX. Tonart.	a	h ⁷/₁	c	d	e ⁷/₁	f	g	a	:	äolisch. Bei Nr. 1.
X. „	e ⁷/₁	f	g	a	h ⁷/₁	c	d	e	:	hypoäolisch. Bei Nr. 2.
XI. „	c	d	e ⁷/₁	f	g	a	h ⁷/₁	c	:	jonisch. Bei Nr. 3.
XII. „	G	A	H ⁷/₁	c	d	e ⁷/₁	f	g	:	hypojonisch. Bei Nr. 4.

Hier haben wir nun das Geheimniß der äolischen — hypoäolischen — jonischen — und hypojonischen Tonarten gefunden, die nicht von den Griechen, sondern von der Nichtkenntniß des alten Liniensystems abstammen, und die als eine Mißgeburt der irregulären Tonarten, oder der modernen Tonarten **c-moll**, **es-dur**, **f-moll**, **as-dur** ꝛc. zu betrachten sind. Wer die ersten Vorbegriffe des alten Systems nur oberflächlich auffaßt, oder die schon deutlichere Tonschrift des **XIV.**, **XV.**

) Die zweite Tonart **a-moll kommt als plagal in der Tonschrift in folgender Ordnung vor: **e f gis a h c d e**, wodurch der Grundton die plagale Stellung erhält, und als **Confinale** der ersten Tonart erscheint.

und XVI. Jahrhunderts flüchtig überblickt, wird zur Überzeugung gelangen, daß ein den Grundgesetzen der Musik ganz entfremdeter Geist dazu gehört, um in den unnatürlichen Tonfolgen eine alte Tonart zu erkennen. So viel ist gewiß, daß die alten Mönche zu keiner Zeit etwas ähnliches wie die Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts über die Musik geschrieben haben. In den ältesten Lehrbüchern findet man die unvollkommenen — vollkommenen — und übervollkommenen Tonarten, die sich nur durch das Subsemitonium unterscheiden, welches dem griechischen Machwerk gänzlich ermangelt. Entweder müßten also die Griechen in Beziehung auf die Musik das beschränkteste Volk gewesen sein, obwohl sie zuweilen auch etwas von den herrlichen Gedichten und Gesängen der Psalmen bei den Hebräern gehört haben mochten, oder die vorgeblichen Tonarten sind lediglich das Eigenthum einer allzu gelehrten Spekulation. Wir würden es nicht der Mühe werth gefunden haben, eine Zeile über Tonarten dieser Art zu schreiben, wenn nicht selbst Diejenigen, die durch die Grundgesetze der griechischen Musik besser unterrichtet sind, und die Schmach davon abschütteln, oft die sinnlosesten Behauptungen auf das Mittelalter zurück wälzten, ohne von dem System desselben die geringste Kenntniß zu haben. In diesen wenigen Zeilen sollen demnach die Grundsätze des grauen Alterthums, die zugleich auf der Geschichte beruhen, einen Beweis liefern, der hoffentlich nicht leicht zu erschüttern ist, daß unsere musikalische Welt den alten Mönchen einen viel größeren Dank, als den Griechen schuldig ist. Sollten wir aber, wie es vor Kurzem in einer ausländischen Zeitschrift geschah, die Nachricht wieder erhalten, daß ein Komponist wie Vater Haydn die Übergänge in die frygische Tonart so wundersam zart zu bewerkstelligen weiß, so werden wir dem Rezensenten einstweilen einen Akt des Mitleids schenken; jedoch erinnern wir denselben voraus, daß von den Kindern Jubals angefangen, alle Völker des Erdkreises, die Zigeuner nicht ausgenommen, ihre gebildeten Nationalmelodien nur in dem harten und weichen Klanggeschlechte ausdrücken konnten, und nur in so fern eine Tonart erkannten, als sie die beiden Klangleitern nach einem System naturgemäß höher oder tiefer zu versetzen wußten. Die Völker können ein eigenthümliches System, eine eigenthümliche Tonschrift, einen eigenthümlichen Melodiengang und eine eigenthümliche Harmonisirung haben: jedoch muß die natürliche Musik von Allen eben so genau in den Naturgesetzen, daher in den beiden Klanggeschlechten dur und moll übereinstimmen, als der gemeinste Zithernspieler hierin mit den herrlichsten Kompositionen des Cherubini und Palestrina übereinstimmend ist. Hierüber hoffen wir bei einer andern Gelegenheit noch manches nachzutragen, was diese Angelegenheit näher beleuchten wird.

Mährisch-schlesische Volks-Zeitschrift für die Land-, Wald- und Hauswirthschaft. Ein Lesebuch für den Landmann, enthaltend viel Lehrreiches, Nützliches und Unterhaltendes. Erster Band, 1843. Redigirt von Franz Diebl, k. k. Professor der Landwirthschaft und allgem. Naturgeschichte ꝛc. 8. Brünn 1843, bei Rudolf Rohrer's Witwe. Böhmisch: **Morawsko-slezký Casopis pro lid, o polnjm, lesnjm a domacjm hospodarstwj etc.**

Angezeigt durch Dr. Franz **Richter** in Wien.

Was die mährisch-schlesische Buchdruckerpresse bisher an Volksliteratur zu Tage gefördert, bestand größtentheils in Gebet- und Gesangbüchern, Postillen, Kanzionalen und Kalendern von mancherlei Titel und Tendenz, als da waren und noch sind: der größere und kleinere Landwirthschafts-Kalender (letzterer in deutscher und böhmischer Sprache), von der k. k. mähr. schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde herausgegeben, der inhaltsreiche mährische Wanderer, seit einer Reihe von Jahren, so zu sagen, der König unter den Kalendern, der lustige Bauer aus Mähren, der Bothe (Posel) aus Mähren, der **Rozumny Rolnik**, der **Lacyny Kalendař pro lid sedlsky**, der Postillion, der mähr. schlesische Hausfreund, der alte und neue Krakauer Kalender, böhm. und deutsch, darin nebst den astronomischen, chronologischen und meteorologischen Kalender-Möbeln gewöhnlich noch die Postordnung, die Jahrmärkte des Gouvernements und einige gemeinnützige, auf die Land- und Hauswirthschaft bezügliche Belehrungen, industrielle Rathschläge, bei einigen überdies die Genealogie des Kaiserhauses, und a. m. zu finden sind. Der mährische Wanderer hat sich bis zu einem enzyklopädischen Hand- und Hausbuche für alle Stände aufgeschwungen. Wie wohl nun jeder dieser Kalender im Verlaufe der Jahre sich mehr oder weniger vervollkommt hat, zumal die von der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft herausgegebenen Kalender, so sieht doch Jeder, daß der mähr. schlesische Landmann über jene Kalender-Lektüre hinaus, zumal wenn sie Jahr aus Jahr ein die nämliche bleibt, für die müßigen Sonn- und Feiertagsstunden irgend eine Zerstreuung begehrt, und daß eine Volks-Zeitschrift, wie die vorliegende, neben der Hauspostille ein ebenso wohlfeiler als ehrbarer und nützlicher Zeitvertreib zu nennen ist, abgesehen davon, daß sie so manchen Hauswirth von der Schenke zurückhalten, und somit manches Unheil verhüten dürfte.

Wie der Herr Pfarrer gleich auf dem ersten Blatte sein Kirchkinder unterrichtet, „so soll diese Zeitschrift nur solche Belehrungen ertheilen, welche deren Umständen angemessen sind, und von ihnen nach Beschaffenheit ohne bedeutendem Aufwande angewendet werden können; sie wird auch auf solche Gebräuche aufmerksam machen, die schädlich sind und unterlassen werden müssen; sie wird nur geprüfte, oder schon angewendet und bewährt gefundene Rathschläge zu Verbesserungen in der Wirthschaft und dem Hauswesen und zwar solche ertheilen, die leicht und ohne viele Vorauslagen ausführbar sind; sie wird sich letztens einer Schreibart bedienen, welche von dem Landvolke verstanden werden kann."

Da der Verf. dieser Volkszeitschrift, Hr. Prof. Diebel, lange unter dem Landvolke gelebt, sich mit der Landwirthschaft abgegeben, und den Zustand derselben in Mähren und Schlesien kennen gelernt, auch bereits Verschiedenes für das Landvolk in den kleinen Landwirthschafts-Kalendern, so wie einen eigenen Unterricht in der Obstbaumzucht geschrieben, und sich zu Mitarbeitern Männer gewählt hat, die eben jetzt unter dem Landvolke leben und dessen Bedürfnisse genau kennen, so steht zu erwarten, daß die nachfolgenden Jahrgänge dieser Zeitschrift nicht nur diesem ersten Jahrgange an Vortrefflichkeit gleichen, sondern denselben wohl auch noch übertreffen werden, und daß der Hr. Verf. bemüht sein wird, das gute mähr. schlesische Landvolk durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu belehren, nicht wie man Bologneser-Würste verfertige, Gypsfiguren bronzire, wie man einen seidenen Shawl scharlachroth, seidene Strümpfe fleischfarb färben könne, das was der lustige Bauer aus Mähren schon im Jahre 1827 unter die Leute gebracht hat; sondern daß die Aufgabe landwirthschaftlicher Industrie in Mähren und Schlesien dahin gehen solle, die Landes-Produkte in möglichster Güte und Menge zu erzeugen und sie dem Gewerbsstande, den Besoldeten zu Stadt und Land, die, wie der Soldat und Beamte vom Trockenen leben, zu billigen Preisen anzubieten, und daß es eine Gewissenssache sei, statt Butter Topfen (Twarok), statt frischer Eier faule zu verkaufen und himmelblaue Milch durch Zusatz und chemischen Prozeß in schäumende Sahne umzuwandeln u. dgl., weil sich nur der billige und rechtmäßige Gewinnst des Segens von Oben zu erfreuen hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 13. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 19.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 16 fl., halbj. 8 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Exul: Rizzardo, La presa di Negroponte. — Mayer: Mythologische Schriften von Schwenk und Burkhart.

La presa di Negroponte fatta dai Turchi ai Veneziani nel MCCCCLXX, descritta da Giacomo Rizzardo, autore contemporaneo, ed ora per la prima volta pubblicata con documenti e annotazioni. Venezia, presso Giambatista Merlo. MDCCCXLIV. 8. 60 S.

Es ist das schon etwas lange her, ein Ereigniß vom J. 1470, und noch dazu gerade keines von welthistorischer Wichtigkeit! Aber es gibt da einige bisher unbekannte nähere Umstände zu berichten, auch unsere Zeiten werden einmal vor Jahrhunderten gewesen sein; von unzerstörbarer Wichtigkeit aber ist alles, wo es sich um das Wohl oder Weh von Menschen handelt, und das Bewußtsein steht klar und voll in jeder menschlichen Brust, wie die Menschheit nur Ein Ganzes bildet, und über alle Zeiten und über alle Entfernungen des Raumes hinaus, ein Ton aus menschlichem Herzen überall gleich widerklingt.

Die Türken haben einst zerstört und gemordet mit maaßloser Wuth; nicht schlimmer übrigens als ihre Brüder, die andern Horden der Völkerwanderung, dasselbe in allen Welttheilen thaten. Es ist unglaublich, welcher Ströme Blutes es bedurfte, bis die thierische Roheit dieser Halbwesen abgestreift, bis von ihnen, ganz einfach durch Vernichtung ganzer Bevölkerungen, der Boden zum Aufschießen der allmälig sich ausbildenden Zustände der neueren Jahrhunderte gelichtet und geebnet war.

Wer erkennt aber noch in der Lombardei, in Frankreich, in England die ehemaligen mitleidlosen Longobarden, Normannen, Angelsachsen, Dänen? Die blühendste Provinz Spaniens, Valenzia, wurde es durch die erst noch so blutgierigen Araber, unter denen auch die ganze Nordküste Afrika's ein Bild des Gedeihens war. Bei aller dieser Losschälung ursprünglicher Barbarei bleibt, scheint es, nur die türkische Bevölkerung unverändert; die Flur verdorrt, worüber diese die Hand ausstreckt; sie würde heute die ehemalige Arbeit des Mordens mit gleicher Meisterhaftigkeit in wieder unmenschlicher Grausamkeit aufnehmen, wie ein roher bildungsloser Stoff.

In dieser fast nicht zu erschütternden Roheit liegt aber ein wirkliches Unglück, eine wahre Krankheit, die zerstörend an den inneren Zuständen Europa's nagt! Auf der Küste von Kleinasien, wo jetzt Smyrna die einzige besuchte Handelsstadt ist und wo, auf allen den größten Handelsmärkten Europa's mehre der ersten Kaufhäuser diesem Verkehr allein ihr Gedeihen, reichliche Beschäftigung und so viel Gewinn verdanken, daß die Folgen davon sich auf Tausende von Arbeitern erstrecken, auf eben dieser Küste vom Mar di Marmora bis zum Kap Chelidoni herab, jetzo einer mit weiten Einöden untermengten Strecke, blühten einst hundert und mehr Handelsstädte, alle von eben so großer, viele von noch lange größerer Bedeutung, als es in diesem Augenblicke das einzige Smyrna ist! An der, gegen das schwarze Meer hingewendeten Küste desselben Kleinasiens waren wenigstens ein anderes halbes Hundert ähnlicher mächtiger Handelsstädte; wie viele deren zählte die mit so viel Reizen und Gütern ausgestattete Küste Syriens? Diese ganze Welt des segenreichsten Verkehrs ist dem seither in Zucht und Ehren herangewachsenen Europa, das für seine täglich wachsenden, lebens- und thatkräftigen Bevölkerungen nur nach Arbeit lechzet, nach Erwerb und Beschäftigung, rein aus den Händen gerissen, weil nur die Türkei seit allen den Jahrhunderten es noch nicht zur Sicherheit des Lebens und des Besitzes, einer geordneten Gerechtigkeitspflege gebracht hat, auf die Gefahr hin sich thatsächlich vom europäischen Staatenverbande getrennt zu sehen.

Mühselig, mit widernatürlicher Gier müssen in Europa Völker und Staaten jeden kleinen Erwerbvortheil sich sogleich beneiden, müssen durch Verbotmaaßregeln sich untereinander abdämmen, und sich, jeder dem andern, das möglichste Ungemach anthun und während dessen wuchern, rein durch jenen Zustand bodenloser Rechtlosigkeit in allen den türkischen, einst Europa vollkommen zugänglichen Ländern, nur die, sich nie verringernden, wohl aber von Jahr zu Jahr mehrenden Einöden. Ein frohes Getümmel von Handelsflotten sollte das mittelländische Meer durchsegeln, Freude und Gedeihen bringend beim Kommen und Gehen, mit Sehnsucht erwartet bei Ab- und Rückfahrt, und statt dessen, wie gering ist das Leben darauf im Vergleiche nur zu jenem, wo das kleine Ragusa allein (Banduri Imp. or. animadv. in Constant. Porphyr. lib. de adm. imp. p. 37) dreihundert den einzelnen Bürgern gehörige Schiffe, durch Jahre den Königen von Spanien zu

Dienſten ſtellen konnte! Und doch iſt dieſes Binnenmeer, von den ſchönſten Ufern der Welt umgeben, recht eigentlich wie ein Luſtſee für Europa geſchaffen, um Wohlhabenheit und ruhige Zufriedenheit weithin über die Bewohner der daran anſtoßenden Reiche zu verbreiten!

Es iſt in unſeren Tagen wohl ſchwer, ſich von dem alle chriſtlichen Bevölkerungen damals durchdringenden Jammer einen entſprechenden Begriff zu machen, als die Macht der Türken, in der Dauer ihrer Blüte, brennend und ſengend, kein Recht der Menſchheit anerkennend, die Provinzen entvölkernd hereindrang, wie der grimmige Polyfem der alten Fabel, bei dem es ſchon Schonung war, der Letzte an die Reihe zu kommen. Damals mußte, und mit Recht, obſchon die Venetianer gleichſam nur für eignen Heerd und Haus ſtritten, ſich das Herz der chriſtlichen Welt der Flagge des heil. Markus zuwenden, die man in allen Meeren, an allen Küſten, in immer neuem Kampfe mit dieſen heilloſen Wütherichen ſah, einem jugendlichen, von edlen Trieben entflammtem Krieger vergleichbar, der gegen einen ungelenken Rieſen anſtrebt, aber während in jenen maſſenhaften Gliedern keine Wunde faßt und von Wirkung bleibt, unter den Streichen der gewaltigen Keule zuſammenſinkt.

Eine Szene aus dieſem vieljährigen, wechſelvollen Kampfe, geſchildert an Ort und Stelle von einem Ohrenzeugen, bildet den Inhalt des vorliegenden Werkchens. Emanuele Cicogna, der gefeierte Geſchichtsforſcher Venedigs, deſſen Namen wir nur mit hoher Achtung nennen, übrigens einen gewichtigeren Anlaß abwarten, um der Verdienſte dieſes Mannes in einer genügenderen Weiſe zu erwähnen, fand zufällig beim Durchgehen anderer, ſich auf die Geſchichte des Kloſters St. Giorgio Maggiore beziehender Urkunden, ein Heft enthaltend: **IHS: Caso ruinoso della cittade di Negroponte, inteso per mi Jacomo Rizzardo, scrivan dello spettabil uomo Messer Lorenzo Contarini, sopracomito di una galia grossa di Fiandra**, nahm Abſchrift davon, und fügte Erläuterungen und mehre ſehr gehaltvolle Beilagen bei, als der warme Freund ſeiner Vaterſtadt, der ehrwürdige alte Graf Benedetto Valmarana, um die Vermälung eines theuren Bekannten, nach der ſchönen italieniſchen Sitte, mit einem bleibenden Denkmale zu feiern, die Handſchrift zum Drucke wählte und davon die gegenwärtige, geſchmackvoll ausgeſtattete Auflage auf ſeine Koſten veranlaßte, die als Geſchenk an Freunde und Gelehrte vertheilt wird. Hier ein Überblick des Inhalts.

Am 15. Juni (1470) beobachtet man die Ankunft des türkiſchen Heeres.

Am 16. Juni werden die Janitſcharen gelandet, Plänkeleien finden Statt, der abgehauene Kopf eines Türken wird in der Stadt im Triumf herumgetragen.

Am 17. Juni. Ähnliche Plänkeleien. Vierzig Jünglinge geben ſich den Bruderkuß der Vereinigung und ſtürzen heraus: **ma venne a loro tanta furia di canaglia che lor convenne gittarsi all' acqua e nelle fosse.** Einer jedoch, **che si nominava Zanina Spagnuolo cittadino di Candia**, hält Stand, vertheidigt ſich gegen mehr als fünfundzwanzig auf ihn eindringende Feinde, haut mit einem Hiebe einem Janitſcharen beide Füße ab, und rettet ſich, da die Seinigen ihm zu Hilfe kommen, glücklich in die Feſtung.

Am 18. Juni. Neues Geplänkel, gegen das ergangene ausdrückliche Verbot, aber nur auf kurze Zeit, denn um Mittag [redacted] ſieht man in unzähligen Schaaren das [redacted]he Heer [redacted] um die Stadt ſammeln, eine Schiffbrücke [redacted] am Abend die Zelte aufſchlagen.

Am 19. Juni kömmt der Signor Turco (ſo heißt der Sultan immer) ſelbſt, mit dem Kern des Heeres, **con dodici carri delle sue donne coperte di veluto cremesino.** Durch ſieben Lagerſtraßen wird öffentlicher Markt eröffnet, und darin Gegenſtände aller Art zum Kaufe ausgelegt.

Am 25. Juni. Unter den ſchönſten Verſprechungen und Anerbietungen für Alle wird der Stadt durch den Renegaten Domeniko Demuneſſi die Aufforderung zur Übergabe verdolmetſcht, die Antwort lautete freilich nicht fein: **Di al tuo Signore, e' si vadi a negar, che la Signoria di Venezia ha fatto questa terra per se . .** und von den Mauern herab ſchrie Alles: **di al tuo Signore che vada a mangiar della carne di porco e poi venga a contrastar al fosso, ch' e' vedrà se potrà aver questa terra.** Sonderbar genug, aber nicht überraſchend, finden wir den Geber der frechen Antwort, Fiorio, kurz darauf unter den erſten Überläufern aus der Feſtung. Sogleich begann das ſehr wirkſame Feuer aus 21 Wurfgeſchützen auf die Feſtung (und auch ein Angriff, der den Türken 14,000 Menſchen koſtete).

Am ..... findet in der Nacht, unter Anführung des Tommaſo Schiavo (Befehlshaber über 500 Mann und die ganze Artillerie) ein Ausfall aus der Feſtung Statt. Tommaſo Schiavo benützt die Gelegenheit, um mit einer verrätheriſchen Botſchaft den Luca da Curzola in das türkiſche Lager abzuſchicken. Die Abweſenheit dieſes Mannes wird bemerkt, und man wird dadurch (nach der ausführlichen Erzählung des Berichterſtatters) auf die Entdeckung einer weitläufigen verrätheriſchen Verſchwörung geleitet; es zeigt ſich, daß ein Andrea Albaneſe, ſeit ſieben Jahren in türkiſchem Solde, den Türken immer von Allem genaue Nachricht gab, und er ſie eigentlich zur Belagerung von Negroponte aufgemuthigt hatte; man findet die Pfeile, mittelſt welchen er den Türken und die Türken ihm Nachricht gaben. Mit großer Umſicht, um jede gefährliche Zuſammenrottung zu vermeiden, bemächtigt man ſich aller dieſer Verräther, die ſämmtlich mit dem Tode büßen. Wir geben hier, wie bereits bemerkt, nur die ganz kurze Inhaltsanzeige der belebten, umſtändlichen Erzählung des Berichterſtatters.

Am 30. Juni. Die Türken, wahrſcheinlich auf die Mithilfe der Verſchwörung rechnend, von deren Entdeckung und Beſtrafung ihnen keine Kunde zugekommen war, ſtürmen vergeblich von der Land- und Seeſeite, mit einem Verluſte von 16,000 Mann. Kaum nach geendetem Kampfe eilt Johann Bondomier mit ſeinen Kandioten, um die letzten Soldaten von der Truppe des gerichteten Tommaſo Schiavo aufzuſuchen, und läßt ſie alle in Stücke hauen.

Am ..... Da es durch die gänzliche Vernichtung der Soldaten des Tommaſo Schiavo an Scharfſchützen fehlte, läßt Bondomier einen öffentlichen Aufruf ergehen und alle Knaben von mehr als zehn Jahren in das Arſenal verſammeln, wo ein Tiſch voll kleiner Münze bereit ſtand. Es kamen deren über tauſend; Bondomier wählt fünfhundert der größten, gibt Jedem ein Gewehr und Monatslöhnung, und läßt ſie durch einige Scharfſchützen in den nothwendigen Handgriffen

des Schießens unterrichten; in wenigen Stunden schon waren die Knaben deren vollkommen mächtig. Sie werden nun an die verschiedenen Posten vertheilt, und da der Bailo, um die Knaben zum Ausharren am selben Platze und zum fleißigen Schießen anzufeuern, für jeden erschossenen Türken (sobald dafür nur eine Zeugenschaft beigebracht wurde) zwei Aspern zahlen zu wollen erklärt, sind sie so fleißig an der Arbeit, daß ihnen regelmäßig vom Bailo am Abend drei- bis fünfhundert Aspern auszuzahlen kommen.

Die Türken gewahren die Veränderung, und da ihnen die Vernichtung der ganzen Truppe von Scharfschützen des Tommaso Schiavo durch Überläufer bekannt geworden war, fragen sie bei dem Posten des Filippo Zuparo förmlich an, wer denn diese Schützen seien, die so rüstig darauf losarbeiteten? Mit großer Klugheit antwortet dieser: „Es wären neu eingerückte siebenhundert Mann, und überhaupt wäre die Flotte mit der ganzen Entsatzarmee in vollem Anzuge." Diese Antwort kostete einer türkischen Wache von vierundvierzig Mann das Leben, welchen der Großherr sogleich die Köpfe abschlagen ließ, weil sie, eigens dazu bei der Brücke aufgestellt, den Einzug jener siebenhundert Mann nicht einmal beobachtet, viel weniger zu verhindern gesucht hätten. Nichts desto weniger werden von türkischer Seite die Angriffe Tag und Nacht fortgesetzt, und die Stadt dabei regelmäßig dreimal des Tags und dreimal des Nachts zur Übergabe aufgefordert, unter den ursprünglichen günstigen Bedingnissen.

Am 5. bis 8. Juli finden, unter gleichen Aufforderungen, heftige Angriffe der Türken von allen Seiten Statt; wobei sie zwanzig tausend Mann verlieren.

Am 11. Juli erscheint die venetianische Entsatzflotte; der Wind ist günstig, alle Unterbefehlshaber und die ganze Mannschaft voll Muth, il Signor Turco cominciò a piangere e fece chiamare tutti i suoi familiari, e disse loro: L'è una nostra gran vergogna che gia mesi trè siam fuora di casa nostra con tanta armata e tanto esercito, e che ora sien venuti i franchi e che ne tolgan questa terra dalle mani, che si può dire esser nostra! Die Türken fürchteten besonders für ihre Schiffbrücke, mit welcher ihnen zugleich alle Verbindung abgeschnitten gewesen wäre. Aber der nobel homo Nicolo da Canal, capitan general da mar, der Befehlshaber der venetianischen Flotte, gibt das Zeichen zum Angriff nicht, und verbietet auch den freiwillig sich Anbietenden, wie z. B. den Brüdern Pizzamano von Candia, Eigenthümern di una galea grossa, jede Bewegung.

Die geängstigten Belagerten warten zitternd auf Hilfe, che il ponte fosse investito, e che l'armata andasse a soccorrere la terra come si doveva fare, weil nach den Worten Malipiero's, welche der Herausgeber hier beibringt: se il General dava ajuto in tempo a quei di dentro, el Turco non levava mai più la testa, però chi ha tempo e aspetta tempo perde il tempo und so war dieser Canal era bon da far preda e correrie e mal atto a far el so officio.

Dio gli perdoni, per chi mancò, a modo che 'l merita ruft der Berichterstatter hier aus, mit eben so viel bescheidener Zurückhaltung als doch erschütternder Wahrheit. Was sind alle menschlichen Gerichte gegen den Augenblick, wo die Seele aus den Banden des entseelten Körpers tritt, wenn da die ganze Jämmerlichkeit der Beweggründe sich hervorstellt, um deren willen man etwas Gutes unterließ, oder gar sich Härten zu Schulden kommen ließ; das ist ein wahrhaft vernichtendes Gericht, und unentfliehbar!

Als bis zum Abende der von den Türken gefürchtete Angriff auf ihre Verbindungsbrücke nicht Statt fand, wandten sie sich mit Wuth gegen die Stadtmauern und erstiegen diese am 12. Juli um zwei Uhr des Morgens. Was da unter kam, wurde in Stücke gehauen.

Weil dentro dal ponte eran ridotte molte donne di gentiluomini e di cittadini e puttini assaissimi e tenevansi forte al ponte levato läßt Maometto Bassà dem dortigen Befehlshaber durch den mehr erwähnten Domenico Demunessi, den (angenommenen) Antrag machen sich zu ergeben, man würde ihnen das Leben lassen, obschon Sklaverei ihr Loos sein würde. Die Nachricht davon kömmt zum Sultan, sogleich schickt dieser per tutte quelle anime ridotte nel ponte, e fece tagliar tutte a pezzi fino i putti ai petti, che non ne scapolò uno il gran tagliari. »La carnificina,« fügt der Berichterstatter bei, »fatta in Negroponte è stata tanto grandissima, ch'e' non c'è persona cui si potesse dar ad intendere la gran crudeltà e male azioni fatte dai perfidi Turchi. Doch fügt der Berichterstatter mit eben so großer Offenheit bei, daß es vorzüglich die vielen unüberlegten Schimpfreden, womit die Belagerten immer die Türken gereizt haben, waren, welche sie so sehr erbitterten und die grausame Behandlung zur Folge hatten.

Am 14. Juli hielt der Sultan seinen Einzug zu Pferd in die Stadt, und man muß gestehen, seinen Schwur kein Menschenleben zu schonen, hält er treulich. Er bemerkt, wie seine Leute Gefangene als Sklaven fortführen, tanti quanti ne trovava tutti li faceva tagliar a pezzi li davanti alla chiesa de' S. S. Apostoli. Alla marina del Burchio e' si aveva ridotto per far tale crudeltà, e la prima fiata nel detto luogo fece tagliar persone 280; e andò alla volta della porta del Tempio e li trovò ch'e' ne veniva menati da circa 400, i quali fece menar a Santa Chiara dove erano i padiglioni e tutti quelli fece tagliare a pezzi come fece gli altri, e andò a desinare. Nach geendetem Male, desinato ch'ei ebbe, montò a cavallo, e andò per li padiglioni onde si trovavano assaissimi; e di presente li faceva tagliare a pezzi nei luoghi dove si trovavano, e fu da persone mille e più.

Man meldet ihm, daß einer seiner Hofleute einen gewissen Caracasin versteckt halte, il quale era con anime 500 tra putti, e femmine e uomini assai; der Sultan begibt sich dahin, e trovò il detto Caracasin con le anime soprascritte, le quali anime e' fece menare a san Giovanni Boccadoro, e grandi e piccoli tutti e' fece andar per lo fil della spada. Auf der ganzen Flotte, in allen Lagerungen wird Nachsuchung gehalten, wo immer unter den schon vorhandenen Sklaven sich welche aus dem eroberten Negroponte befänden; eine öffentliche Verkündigung bedroht Jeden, der einen derlei Sklaven verheimlicht, mit gleichem Tode wie den Sklaven selbst; und Vollzug folgt der Drohung.

Endlich am 17. Juli macht die Abreise des Sultans dem Gemetzel ein Ende, aber noch die letzten Augenblicke zu Struez sind damit bezeichnet; da wird auch, wahrscheinlich

nach den ersten undeutlichen Gerüchten, der Tod des Polo Erizzo, verschieden von den bisher beglaubigten, und dadurch erschütterten Nachrichten der Zersägung erzählt. In detto luogo il Signor Turco trovò messer Polo Erizzo, bailo di Negroponte, onde che colle sue proprie mani il Signor Turcho lo scannò, e lavossi le mani e'l volto del suo sangue.

Kaum war Negroponte gefallen, da erwachte in Nicolo da Canal das Gewissen, er wollte, jetzt mit der augenscheinlichsten Gefahr, die eroberte Stadt stürmen, und unter A gibt Cicogna das bisher ungedruckte Aktenstück, das die ganze dazu getroffene Anordnung enthält: Ordene e poste deputade per el magnifico mis. Nicolo da Canal, cap. general, per andar ad expugnare la desolata et misera terra de Negroponte, ordenatamente come qui soto, et prima etc. Man ersieht daraus, welche ansehnliche Macht er zu seiner Verfügung hatte.

Unter D gibt Cicogna nach dem vollen Wortlaute das Aktenstück, das ganze Gerichtsverfahren gegen Nic. da Canale enthaltend*): es ist da wirklich ekelhaft, sich vorstellen zu müssen, daß, wie es scheint, lebhafter Betrieb eines allerdings gewinnreichen Getreidehandels (in dem lateinisch abgefaßten Urtheilsspruch heißt es ausdrücklich quod idem Nicolaus immemor salutis et conservationis illius civitatis pluribus personis concessit tractum frumentorum de Nigroponte insula et canali, et propter alia contenta in capitulis huic consilio lectis), weil er wahrscheinlich lieber diese Lieferungen als die Stadt schützte, und dazu und zu einer Art Kaperkrieg Zeit und Vertheidigungsmittel verwendete — daß deshalb so grausames Leid über so viele Tausende erging!

Pietro Mocenigo wurde in Venedig sogleich an die Stelle des Canale ernannt, dieser selbst in Ketten nach der Hauptstadt geschickt, und dort zur Verbannung auf Lebenszeit nach Portogruaro, wo er seine Besitzungen hatte, verurtheilt. Einmal wagte er von dort aus den Versuch durch Vermittlung des Papstes um seine Lossprechung zu bitten; aber der Rath der Zehn antwortete unter dem 6. März 1471 dem Papste: che non si poteva aderire alle sue brame, attese le colpe dell'esiliato e l'esempio pubblico reclamato da tutta la città nostra, indem er zugleich durch einen an demselben Tage nach Portogruaro abgesendeten Segretario dem Canale, vermittelst des dortigen Podestà, sehr ernstlich bedeuten ließ, nicht noch einmal den Papst um Vermittlung für seine Befreiung anzugehen!

In dem durch Jahrhunderte, unter so verschiedenartigen Umständen, fortgesetzten Kampfe Europa's gegen die Türken entrollt sich dem Beobachter ein merkwürdiges Gemälde menschlicher Handlungsweise; schnell folgt Nemesis, die gleiche Austheilerin, der That nach; überall aber tritt noch überdies die, nie zu wichtig anzuschlagende Wahrheit hervor, wie nur große, wahrhaft edle Entschlüsse zu allgemeinem Besten dauernde Früchte tragen: die Berechnungen kleinlicher Klugheit häufig in das Gegentheil des gewünschten Erfolges zusammenschrumpfen. Wie tief begründet mochten die Betrachtungen erscheinen, als mit der Schlacht von Lepanto hundert Jahre nach dem Falle Negroponte's, die türkische Macht im Innersten erschüttert war, welche die Ausbeutung dieses Sieges verhinderten, und Philipp II. nicht gestatteten, in die Errichtung eines christlichen Staates an der afrikanischen Küste zu willigen? das Szepter entscheidender Macht ist von Spanien auf andere Staaten übergegangen, ein Feuerstrom durchzog seitdem Europa, steht aber jetzt daran doch wieder in derselben Richtung unschädlich münden zu wollen.

*) Folgendes sind die ihm zur Verantwortung gestellten Fragen: 1mo. Perche da poi che l'armada del Turcho intrò de sotto nel canal de Negroponte etc el signor Turcho cum l'hoste da terra, ne per lui ne per altri el soccorse la cita de Negroponte? 2do. Perche poi hauti l'advisi che le mure de la cita erano ruinate da molte parte, et in periculo evidentissimo el non sollicitò el suo soccorso, chome el dovea far e podea? 3o. Perche sendo adi XI zonto nel canal de Negroponte cum larmada de le nave e gallie a si commesse cum vento prospero a mia XV per hora, el non investi el ponte e soccorse quella misera terra? 4o. Perche usita larmada inimica per tornar in stretto in piu luogi e diversi zorni et tempi, quella el non investi per romper et fracassar quella? 5o. Perche cussi imprudente et inconsultamente el se ne ando a Negroponte poi persa quella cita, mettendo in evidentissimo periculo tanto numero de valenti homini cum tuta larmada a lui commessa? 6o. Quel che lui ha hauto si de raxon de bottini come de Xe over per altri mezi, modi e vie? 7o. Sel ha concesso la tracta de formenti de Negroponte, isola e canal et a che persone, che quantità a che tempi et quante volte et perche.

Mythologie.

1) Die Mythologie der Griechen, für Gebildete und die studierende Jugend, dargestellt von Conrad Schwenk. Mit 18 lithografirten Tafeln. Frankfurt am Main 1843.

2) Handbuch der klassischen Mythologie nach genetischen Grundsätzen für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium entworfen von Dr. Gustav Emil Burkhart, Rektor an der Stadtschule zu Luzern. Erste Abtheilung: Griechische Mythologie. Erster Band, die Mythologie des Homer und Hesiod. Leipzig 1844.

1. Wir haben in Schwenk's Werke bei allen häufigen Bearbeitungen von Natalis Comes an, und mythologischen Wörterbüchern Frankreichs und Deutschlands, eine sehr verdienstliche, mühevolle und genaue Sammlung dieser Art, und die auf dem Titel ausgesprochene Bestimmung derselben „für Gebildete und für die studierende Jugend," gibt den Maßstab an, nach welchem allein die Arbeit gemessen sein will.

Indessen, da zugegeben werden muß, daß auch ein aus anderen Gesichtspunkten bearbeitetes, geordnetes und deren Resultate darlegendes Werk jenen beiden Klassen von Lesern dienlich, ja angenehm sein könnte: so können wir nicht anders, als uns solche verschiedene Gesichtspunkte vorhalten, nach denen eine derlei Mythologie, besonders in unserer Zeit, die sich des rastlosen Fortschrittes berühmt, verfaßt sein könnte oder sollte. Vor Allem schwebt uns die durchgreifende Abtheilung vor, welche Varro in seinen Antiquitt. rerum divinarum L. 1. allen Bearbeitern vorgesteckt hat: Tria sunt genera theologiae, eorumque unum Mythicon appellatur, alterum Physicon, tertium Civile. Mythicon appellant, quo maxime utuntur poetae, physicon, quo philosophi, civile, quo populi. Die mythische Behandlung zeigt, wie die Dichter, nach der ihnen von jeher gegebenen Freiheit, den ursprünglichen einfachen Stoff mannigfach und divergirend aufgeputzt, verändert, verknüpft, gewendet und ausgebeutet ha-

ben; die fystische sucht den filosofischen oder fystikalischen Sinn, der in den Mythen verborgen oder wie immer enthalten ist, und in der That Alles, was nicht blos Abstraktion ist, sondern wirklich existirt, muß eine Fysis, eine Natur haben. Die bürgerliche endlich ist entweder die populäre, welche den Inhalt des einfachen Volksglaubens berichtet, oder die politische, welche die Einrichtungen, Stiftungen, Gebräuche und Feste erzählt, die zum religiösen Kult im Staate eingeführt oder geduldet sind.

Eine vierte Art der Behandlung hat Varro natürlich nicht angeführt: Die gelehrt-historische, der wir sogleich die ästhetische beigesellen wollen. Nämlich der neuere Bearbeiter alter Mythologien kann auch geforscht haben und darlegen: bei welchem Volke jede Mythe entstand? wie? von wo? durch welche Ursachen? und zu welcher Zeit sie unter andere, und gerade unter diese Völker verbreitet worden? welche Färbung oder Veränderung sie durch diese Übergänge erhielt und warum? Oder er kann zum Gegenstande seiner Forschung machen das Gemeinsame oder doch Analoge in den Mythen, als Beweis gemeinschaftlicher Auffassung, von welcher die Völker bei ihren religiösen Vorstellungen geleitet wurden. Oder er kann aus den Mythen die Züge der ältesten Geschichte des Volkes, seiner berühmten Geschlechter und Männer, ihrer Thaten, der Denkart, Sitten und des Lebens sammeln; für welche Zwecke die Mythologie, und zwar beinahe allein, bedeutende und wahrhaft interessante Aufschlüsse enthält: ein Gesichtspunkt, den die älteren Bearbeiter sehr verfolgt, die neueren, in Ideologien verschwemmt, fast ganz außer Acht gelassen haben. Oder er kann die Mythen ordnen und verwenden zur Erklärung der verschiedenen Kunstgebilde, die entweder aus dem Alterthume noch übrig, oder doch bei alten Schriftstellern beschrieben oder erwähnt sind, und zu gleicher Zeit anleiten und anregen zu geist- und sinnvoll gedachten Allegorien, Personifikationen, Typen, Emblemen und Versinnlichungen aller Art.

Der Verfasser hat die fystische Bedeutung der Mythen, ihrer Personen, ja ihrer Namen (die häufig der Sache fremd sind) mit aufgenommen: doch ist sein Werk mehr eine angehäufte Sammlung der vielen, unter gewissen Rubriken wohl oder übel zusammenstimmenden mythologischen Daten, kurz und gedrängt, und wo es nöthig war, dunkel hingestellt; der Verf. hat wohl gefühlt, daß nicht nur ein behagliches Ergehen, sondern selbst ein unumwundenes Erwähnen bei einem großen Theil des Inhaltes, als der sich um den Ithyfallus herum im ungezähmten Naturleben bewegt, für den Gebildeten, der die sittliche Milch des Christenthums gesaugt hat, abschreckend, für die Jugend aber unräthlich wäre, wiewohl manche Filologen, diese Sachen als echte „Humanität" behandelnd, auf gutem Wege sind, alle Sinne dafür zu eröffnen, und die Reste der altväterlichen Scham hinauszulassen.

Selbst der Ausdruck: „griechische Mythologie," wie bestimmt er auch scheint, ist näher ins Auge zu fassen. Sind alle diese Mythen griechisch, und in welchem Sinne? griechisch in ihrer Entstehung und Urauffassung? Wahrlich, wenn Alles, was die Züge in den Mythen selbst, oder was die alten Ausleger derselben als lydisch, fryzisch, thrazisch, karisch, fönizisch u. s. w. bezeichnen, oder was der geografische Weg, den die Mythen und Kulte genommen haben, oder die historischen Angaben der Kolonisationen oder des Verkehrs als solches herausstellen, weggethan würde, so dürfte das Volum des Übrigbleibenden sehr zusammenschmelzen; und es wäre eine verdienstliche Arbeit, diese Ausscheidung gerade nach den Angaben der Mythen selbst vorzunehmen. Oder griechisch wegen ihrer allgemeinen Annahme bei diesem Volke? Wahrlich, wenn die lokalen Sagen der Kretenser, Rhodier, Samier, Kyprier, Böotier, Lakedämonier u. s. w. geschieden würden, welche nie in die allgemeine Volksreligion übergingen, und welche erst spätere Gelehrsamkeit und Kuriosität in ein monströses Ganze, dessen Ein Theil dem andern widerspricht oder ihn in andern Formen wiederholt, gesammelt hat: so dürfte die allgemein griechische Mythologie wieder eine beträchtliche Reduktion erfahren. So aber erinnern uns die in ein Buch zusammengeworfenen Mythen an die Landkarten, wo die Orte und Namen der Zeiten des Foroneus und Filopömen, oder an die Lehrbücher der römischen Alterthümer, wo die Einrichtungen und Sitten zu den Zeiten des Romulus und des Kaiserreiches einträchtig neben einander stehen. Also griechisch wenigstens wegen einer lokalen, umgrenzten Annahme? Dann sollten, wie eben gesagt wurde, diese Umgrenzungen und ihr Inhalt geschieden erscheinen. Endlich griechisch in einer eigenthümlichen Wendung, Darstellung, Behandlung? Dann wären diese Eigenthümlichkeiten nach weitläufigen Studien des Nichtgriechischen überall scharf aufzufassen, und in ihrem Zusammenhange mit dem Geiste des Volkes darzustellen. In der That, alle diese Bedeutungen des Wortes „griechisch" sind von einander unterschieden.

Indessen, davon genug! wir sind dem Verfasser Dank schuldig wegen der seltenen Genauigkeit eines so gehäuften Materiales, und unsere Achtung wird nicht wenig vermehrt durch zwei Eigenschaften, die sich im Buche aussprechen: einmal, daß er von der fantastischen Überschwenglichkeit hinaufgeschraubter Deutungen der Mythen als des reinsten Springquells göttlicher und menschlicher Weisheit frei ist, in die sich manche Deutsche in seliger Subjektivität verlieren, welche Nation anfängt, das Göttliche überall, nur nicht da zu suchen, wo es offenbar entgegentritt; dann aber, daß er nirgend, auch nicht in seinem Vorworte, jene nymfoleptische, anekelnde Verzückung ins Griechenthum verräth, noch Andere in diesen frostvollen Enthusiasmus hineinzerren will, von dem die edlen Deutschen allmälig zu genesen haben; zu welcher Heilung übrigens die heutigen Griechen selbst von Zeit zu Zeit ihnen namhaften Beistand leisten, damit sie nicht an den Zeitgenossen das höchlich übel aufnehmen, was sie den Elementarschülern an den Altvordern als unsterbliche, unerreichbare Großthaten preisen.

Wenn wir bedenken, daß die griechische Geschichte vom Eichel-, und nach starken mythologischen Spuren selbst vom Menschen-Fraß und von Menschenopfern anhebt, daß den Einwohnern die Kunst „Feuer zu machen" gelehrt werden mußte: so begreift sich, von welchem Umfange und welcher Art die religiösen und überhaupt unsinnlichen Vorstellungen eines solchen Geschlechtes sein mochten, und daß die Parallele dazu leicht von den nächsten besten wilden Stämmen der amerikanischen Wälden und Inseln geliefert wird, welche dem, wovon sie ergriffen werden, ohne es zu begreifen, sogleich ein eigenes höheres Wesen unterstellen, das sie irgend verehren, und dem

sie vielleicht später eine ihrer Fantasie davon entsprechende Gestalt geben. Das Buch „von den Erfindungen," Himmel, welch einen armseligen Zustand der Gesellschaft zeigt es uns! Die Elemente menschlichen Lebens und Seins wurden durch auswärtige Kolonisten verschiedener Völker mitgebracht, und da sie auch religiöse Vorstellungen und Mythen und Gebräuche mitbrachten, so läßt sich schon daraus auf Verwirrung oder seltsame Verschmelzungen der Mythen schließen. Diese Einwanderer waren auch die Fürsten und herrschten über die Eingebornen, ihre Weiber und Töchter als wahre „Götter;" so verschmolzen sie allmälig mit dem Volke. Späterhin versuchten sich die Griechen ihrerseits im Auslande, und sandten erobernde Kolonien in blühende Länder, zuerst Asiens, wo sie wieder mit Kultus mancher Art zusammentrafen, und ihn wie immer in das Heimatland zurück verpflanzten. Von Foroneus oder gar Ägialeus bis Homer ist ein Zeitraum von mehr als tausend Jahren, aus welchem wir außer dem, was die Mythologie aufbehalten hat, nicht viel mehr, als nichts wissen, und doch mußte gerade in dieser Zeit eine fast gänzliche Umwandlung des Lebens, der Sitten und Einrichtungen, und die Ausbildungen der Mythe mit ihren Durchkreuzungen Statt finden; und es lebte und waltete eine üppige Menge von Dichtern verschiedener Art, von denen uns fast nichts als ein Theil der Nomenklatur erhalten ist; darunter schmeichelnde Dichter an Höfen (man denke an die Versetzung Verstorbener unter die Gestirne, oder sonst unter die Götter, oder nur an die Verherrlichungen des Herakles von Dichtern der heraklidischen Fürsten), Satyriker (man denke an die Geschichte von Marsyas und Midas).

Homer ist der erste erhaltene, und in ihm feiert der menschliche Geist einen Triumf. In seinem ewig bewunderungswürdigen Epos, das Unfruchtbarkeit oder Neid in Elemente zersetzen will, wie unser Nibelungenlied in zerrissene Sagen (kein epischer Dichter hat seine Stoffe oder sein Wunderbares erfunden; jeder hat das, was er vorgefunden, schöpferisch verbunden und verwendet): Homer also will in jenem Werke den Mythos nirgends lehren oder doktrinär begründen, sondern er nimmt und gebraucht ihn mit ewig heiterem, klarem Geiste, er selbst wieder der große Erdichter und Personifikator, der

ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medium ne discrepet imo.

Von ganz verschiedener Art sind die Götterzeugungen Hesiod's, ein höchst räthselhaftes Werk, das schon ganz an die Äonen-Emanationen der orientalischen Gnosis erinnert; man vergleiche damit nur den unlängst aufgefundenen Sanchoniathon. Es folgten bereits fysikalisch und moralisch allegorisirende, ja (wenigstens seit Plato's Kratylos) etymologisirende Erklärungsversuche, unter immer fortdauernder Umänderung der Mythen durch Dichter, wie sie die Laune oder die Bestimmung eines Gedichtes, oder bereits antiquarischer Irrthum hervorbrachte, und so durch frostige wohlfeile Personifikationen herab bis zu den lachlustigen Seelen eines Aristofanes und Lukian, und die Schreiber der Mimen, deren erbauliches Verzeichniß man im Tertullian und anderen Vätern lesen mag. Dies Gewirre zur Einheit des Sinnes, oder nur zur Übereinstimmung des Mythos mit sich selbst zu bringen, vermag nicht einmal irgend ein literarischer Prokrustes, der eine Ichheit zum Maßstab der Objekte ansetzt.

Wenn der Verfasser mit Recht spätere Mythen und Märchen von den älteren unterscheidet, so müßte er auch spätere Auslegungsversuche unterscheiden. Die Etymologisirung der Namen ist ein eitles Hilfsmittel; denn 1. kommen dieselben Namen in den verschiedensten, mit einander ganz unvereinbaren Mythen und Beziehungen vor (wie viele Hippolyten, Psamathen, Phoiben u. s. w.!); 2. auch die alten Namen historischer Personen sind, wie bei allen Völkern, bedeutend und sehr poetisch, und wir Deutsche könnten z. B. aus unseren Namen Hiltgarde, Adalbert, Sigfrid, Hermann, Kraffto, Wala, Walafrid, Udalrich, Bertrade, Swanehild, Gothard und hundert anderen, ganz artige Mythen machen. Daß sich mythische Namen historisch wiederholen, hat eben eine arge Verwirrung geschaffen; 3. zum Theile sind sie, anerkannt oder nicht anerkannt, ausländisch, und erst etymologisch gräzisirt oder sonst mundgerecht gemacht. Nichts davon zu sagen, daß Inseln, Städte, Berge, Flüsse drei- bis viermal ihre Namen änderten. Die vielen Verwandlungen des in Zeugungen rastlosen Zeus, Apollo und anderer dürften oft keinen tiefer liegenden Sinn haben, als in welchem z. B. Mars die Ilia überraschte; nämlich theils um fatale Geschichten zu verschleiern, theils die Genealogie zu erheben; theils endlich waren es schmeichlerische Wendungen der Dichter. Dem Kronos scheint Alles zugeschoben worden zu sein, dessen Anheben oder Ursprung man nicht weiter zu wissen erklären wollte. Nichts zu sagen von den in der Erzählung wohl anmuthigen, aber in der Erfindung wenig geistreichen, und auf flacher Hand der Prosa liegenden Verwandlungen von Göttern und Menschen in Thiere, Bäume, Blumen u. s. w., die mit ihnen gleiche oder ähnliche Namen führen, oder sonst in einer Beziehung standen. So sind die Namen der Nereiden (S. 288) großentheils von Erscheinungen oder dem Inhalte des Meeres hergenommen; noch flacher (aber doch im Prinzipe fortgeführt) sind beim Dichter Fereniles (S. 330) die Zeugungen der Hamadryaden Nuß, Eichel, Pappel u. s. w. Die Alten machten sich selbst über diese Vaterschaften lustig, wenn sie z. B. den Wein den Sohn der Rebe, den Rettich das Kind der Erde, den Ziegel und Topf den Sohn des Modells und der Drehscheibe, das kalte Wasser ein Kind des geschmolzenen Schnees nennen; und wenn der Parodienschreiber Matron (Athen., III. 4. IV. 13) die Gurke die Tochter der Erde, die Torte die Tochter der Ceres nennt. Viele Züge sind dem Aberglauben aller Völker gemeinsam, als: Hexeneier, Verjüngung durch Zauberkräuter und Bäder (dichterisch exaggerirt oder karrikirt bis zur Zerstücklung der Menschen, um sie wieder jung zu sieden), die gewöhnlichen Geschichten, daß ein Gott vernachlässigt worden und ein darauf folgendes Unglück Strafe von ihm gewesen sei, u. s. w. Auch von den Kyklopen mit ihrem einzigen runden Auge brauchen wir keine tiefer liegende Erklärung zu suchen, so lange wir selbst im Mittelalter, ja bis Walter Raleigh herab, Nachrichten von Einäugern, Einfüßern, Hundsgesichtern, u. s. w. nebst deren bekräftigenden Kontrefaits haben. Ja selbst erhabene und vielversprechende Mythologien drohen sich in Nichts aufzulösen, wenn man liest, daß eine Nymfe Kefale, Nefele u. s. w. geheißen. Werdet nicht irre an dem tieferen Sinne der Mythe, wenn ihr lest, daß man den Stein, den Kronos gefressen, und durch einen emetischen

Trank wieder von sich gegeben, das Ei der Leda, die goldenen Gewichte, welche Jupiter der Juno an die Füße hing, noch später vorzeigte! Endlich ist nicht zu übersehen, daß die Mythen desselben Gottes ganz divergirende, unter keine Einheit zu bringende Züge enthalten. Daß wir übrigens in einem beträchtlichen Theile des griechischen Mythos einen tiefen Sinn anerkennen, glauben wir schon weiter oben gesagt zu haben.

Was uns an dem vorliegenden Buche fast irre gemacht hätte, war, daß die dritte Abtheilung: Personifikationen überschrieben ist. Was ist denn der Inhalt der beiden ersten fast durchgehends anderes? Oder aber, wenn die Götter der Elemente ein Wesen haben, haben es die des Geistes weniger? Der Grund dieser Abtheilung wäre im Vorworte mit einigen Worten mitzutheilen gewesen, um so mehr, da einige dieser letzteren sogar einen, wenn auch weniger populären, Mythos haben.

Hätte es doch dem Verfasser gefallen, gerade bei diesem letzten Theile als demjenigen mit Liebe zu verweilen, welcher eigentlich der ewig junge und ehrwürdige der griechischen Mythe bleibt. Und wenn Oneiros darin eine Stelle findet, warum nicht Komos, Aida, Anaideia, Hybris mit dem Koros, Penia, Amechania, Feme, Ossa, Alkis, Bia, Homonoia, Eirene, Eunomia, Akestorie, Peitho, Eleos, Kratos, Ithonos, und wie sonst diese herrlichen, in ihrer Darstellung sinnreichen Allegorien und Personifikationen alle heißen?

Wir wollen diese Bemerkung damit schließen, einige Daten, wie sie uns beim Durchlesen des Buches in die Hand kommen, anzufügen. Es ist möglich, daß sich mehre davon im Buche selbst finden; bei dem kompressen Drucke von mehr als sechs hundert Seiten wäre es zu entschuldigen, wenn sie uns entgangen sind.

S. 1. Ambrosia und Nektar. Der Verfasser bemerkt (aus Athenaeus II. 8.) „Alkman, Sapfo, Anaxandrides nannten Nektar die Speise." In der Stelle des Anaxandrides heißt auch Ambrosia der Trank; eben so bei Hermes (Stob. Eclog. p. 926. Heeren) Etymolog. Magnum und Suidas leiten Nektar von νεον ἐχειον neu, jung sein, Andere vom privativen νε und κτω tödten, le Clerc von einem fönizischen Worte, das Räucherwerk bedeutet, her. Warum hat der Verfasser die krasse Vorstellung ausgelassen, daß sich die Götter vom Dunst der Opfer nähren? Eben so konnte von den riesenmäßigen Dimensionen der Götter, ihrer Schritte u. s. w. aus Homer gesprochen werden, und daß sie von einem Fest zum andern gehen, z. B. Zeus zu den untadligen Äthiopen, Apollo nach Delos, während welcher Zeit sie förmlich „nicht zu Hause" sind. — Dies von populären Vorstellungen: aber wichtig wäre die Bemerkung gewesen, daß den göttlichen Naturen, nach einer geheimeren Ansicht, beide Geschlechter, das männliche und weibliche, beigelegt wurden.

S. 2. Titanen. Der sehr gräzisirende Properz III. 9. nennt unter ihnen auch Oromedon. — Theia, die den großen Hesios und die lichte Selene gebar durch Hyperions Umarmung (Hesiod. 371); anders heißt Helions Mutter Äthra, oder Euryfaessa; Homer im Hymnus an die Sonne nennt Euryfaessa die Mutter der Theia, und was dergleichen nichts auf sich habende Verschiedenheiten mehr sind.

S. 19. Deukalion soll aus Egypten stammen. Marm. Oxon. 106. Übrigens hießen mehre so, z. B. ein Sohn des Minos. S. Sturz ad Hellanic. I. 69.

S. 20. Menschen aus Steine. Andere lassen sie aus Eichen entstehen (Juvenal. VI. 12) oder aus Eschen (Apoll. Rhod. IV. 1641. Hesiod. Erg. 144) oder aus dem Schlamm des Nils (Censorin. 4) oder aus Lehm: „der Lehm des Prometheus" in Kallimachus Fragen. 87. Livius I. 8. macht hierüber eine seiner würdige Bemerkung: sie wollen nämlich gemeines, ungeschlachtes Volk bezeichnen: die Edlen sind „Götterföhne."

S. 21. Nisos des Mars Sohn (Hygin. 198).

S. 32. Ein wichtiger Beiname des Zeus und der Here ist Teleios.

S. 46. Hebe als Gemalin des Herkules gebar ihm zwei Söhne: Alexiares und Akinetes.

S. 56. Europa. Hygin 178 nennt ihre Mutter Argiope. Zu Agenors Söhnen gehört auch Proteus (Conon. Narrat. 32. und 37.)

S. 57. Minerva. Von ihrer Entstehung aus dem Haupte Jupiters hat Homer nichts, wenn es nicht etwa in dem dunklen Worte Tritogeneia steckt. Im Hymnus an Apollo 314 ist Hesiod's Mythe erwähnt. Der Scholiast meint, Homer's Worte Iliad. V. 880

ἐπεὶ αὐτὸς ἐγείνατο πατὴρ ἀϊδηλον

habe zur bekannten Mythe Anlaß gegeben. Sie hatte auch den Beinamen Ergana oder Mechanitis; daher zu Thespiä ihrem Bildnisse Plutus an der Seite stand. (Pausan. Boeot. Aristidis hymn. in Minerv.) Minerva heißt eine Tochter der Gaia bei Diod. Sic. III. 69.)

S. 62. Tritogenei. Der Scholiast des Apollonius Rhodius I. 109. erwähnt drei Flüsse des Namens Triton: in Böotien, Thessalien, Libyen. Einen Tritonischen See beim hyperboräischen Pallene erwähnt Ovid. Metamorph. XV. 356. Es ist kaum anzunehmen, daß er die Stadt Pallene in Thrazien meint, wohin man auch den Gigantenkampf versetzt. Pallene hieß auch ein Flecken in Attika.

S. 90. Die Kyklopen der Theogonie sind verschieden von denen Homer's.

S. 93. Prometheus nichts mehr noch weniger als ein Künstler, welcher Bilder aus Lehm machte, bei Lukian Prometh. 3. Vergl. Euripides Jon. 454, wo ihm Minerva, die Göttin der Künste, beisteht.

S. 96. Hestia wird in Homer's Epos nicht, sondern für uns zuerst bei Hesiod 454 erwähnt; vergl. dessen Scholiasten. Die älteste Tochter des Kronos und der Rhea heißt sie zwar im Homer'schen Hymnus an die Venus 21, bei Diodor V. 69. und Apollodor I. 1., aber Ovid Fast. VI. 251 sagt:

Ex Ope Junonem memorant Cereremque creatas
Semine Saturni, tertia Vesta fuit...
Stat vi terra sua: vi stando Vesta vocatur,
Causaque par graeci nominis esse potest.

S. 104. Die Dioskuren heißen auch Lapersae (Strab. VIII. 5.) von der von ihnen eingenommenen Stadt Las in Lakonien. Nach allen griechischen Zügen, nach ihrer Genealogie, und ihren bestimmt erwähnten Zeitgenossen fallen sie ins heroische Zeitalter. Mag der Name Leda lykisch sein, und

Herrin Frau bedeuten, so gewinnt erstens die Filosofie wenig, wenn sie erfährt: die Herrin sei Mutter des Lichts und der Finsterniß; zweitens nennen die Griechen die Leda nicht eine Lykierin, sondern eine Ätolierin, und zwar aus Kalydon (Schol. Apollon. Rhod. I. 146) und zwar ist ihr Vater Thespius oder Thestius, Sohn des Mars und der Demodike; die weitere Genealogie von dieser mag man bei Apollodor I. 77 lesen. Auch Latona ist schon bei Hesiod 404 die Tochter des Koios und der Phoibe; sie, die selbst wieder eine Poibe geboren.

S. 150. Auch Asklepios unter den Göttern? — Hippolytus ist nach Andern von Diana wiederbelebt worden, Glaukos von Polyidos.

S. 170. Amazonen. Auch Perseus bekämpfte sie am Thermodon. (Diod. IV. 28.) Es gab ferner Amazonen Libyens. (Diod. III. 51.)

S. 192. Selene von Maulthieren gezogen. Maulthiere nennt auch Proklus in Hes. Erg. S. 174. ed Heinsii.

S. 204. Typhöus wird bei Strabo XVI. in Syrien am Orontes getödtet, der von da Typhon genannt wurde.

S. 218. Horen. Ihre Namen, s. bei Hygin 183. Orpheus, Hesiod, Phornutus haben nur drei: Eunomia, Irene, Dika.

S. 228. Hermes hat bei Aristophanes und Anderen viele Beinamen: Strofaios, Empolaios, Dolios, Pompeus oder Pompaios, Hegemonios, Enodios, Alerikakes, Chthonios, Erinnios, Agoraios, Nomios, Epimelios, Kerdoos, Propylaios, Enagonios, letzteren als Mitpräses der Spiele, dergleichen auch Jupiter, Neptun, Apollo sind.

S. 246. Kinyras und sein Sohn Adonis sind nach Hygin 58 und 242. Bion I. 24 und dem Scholiasten des Theokrit I. 109. Assyrier. Und wahrlich, echt assyrisch ist der kyprische Venusdienst; auch ihre Erzeugung aus dem Meere heißt wohl nichts anderes, als daß sie übers Meer eingewandert. Kinyras hatte in seinen alten Tagen noch Freude an seinem Töchterchen Myrrha oder Smyrna. Seine Genealogie wird verschieden angegeben.

S. 264. Des Telephus Sohn von der Laodike, des Priamos, oder von Argiope, des Theatras Königs von Mysien Tochter, war Eurypylos.

S. 280. Hypseus ist nach Diod. IV. und Eustath. in Dionys. Perieget. S. 34, Sohn des Peneios. Lassen wir also alle Erhabenheiten, zu denen wir durch seinen Namen der Höchste, verführt werden könnten.

S. 286. Okeanos hat auch Söhne, z. B. den Asopus, ältesten König der Platäenser. (Pausan. IX. 1.)

S. 288. Die Historien der Nereiden hätten ein erbauliches Kapitel gegeben.

S. 293. Trojas Mauern. Apollo hilft ferner dem Alkathous bei dem Bau der Mauern von Megara. (Pausan. I.). Neptun machte auch eine Mauer um die Titanen im Tartaros.

S. 294. Peleus und Thetis. Filostratus erklärt diese Heirat für eine Dichterfabel (nämlich zur Verherrlichung Achills erfunden) Thetis war Chirons Tochter. (Schol. ad Apollon. Rhod I. 558. Hygin 96)

S. 343. Rhea war auch des libyschen Ammons Gemalin; von welcher verjagt er nach Kreta flüchtete, und Kreta, des Königs Kres Tochter, heiratete. (Diod. Sic. III.)

S. 414. Chiron's Tochter ist auch Endais, die Äakos heiratete. (Hygin. 14.)

S. 446. Charitinnen. Die verschiedenen Angaben ihrer Genealogie werden vom Verfasser aufgeführt: wenn Hesiod zu ihrer Mutter die Eurynome macht (die Weit-waltende, wie der Verfasser übersetzt), so sehe ich keinen Grund dazu (denn es gibt unter den mythologischen Namen, z. B. nur der Nymfen, eine Menge hübsche, aus denen sich was deuteln ließ); sie war eine Okeanitin; wollte er andeuten, daß ihr Begriff übers Meer gekommen? Indessen ihre älteste Verehrung ist im böotischen Orchomenus, im Mynischen Geschlechte, daß sie aber dort als Steine vom Himmel gefallen sind, ist eben kein Beweis, daß diese Göttinen schon damals jene zarte und feine Bedeutung hatten, wegen deren Abstraktion wir die Griechen achten, ja ihnen danken müssen.

S. 447. Aietes König von Kolchis. Seine Schwester ist Kirke (Tochter des Sol und der Asterope), nach Einigen auch Kalypso. Der Medeia Mutter aber heißt gemeiniglich Idya; der Scholiast des Apollonius nennt sie Neäre, Diodor III. Hekate. — Medeia's Sohn Polyxenos (Hellenic. bei Pausanias. II. 3)

S. 450. Peitho. Zu Megara im Tempel der Venus war ihre und der Paregoros (Trösterin) Statue. Nach dem kühnen Pindar kann man ihr als Attribute eine Geißel und Schlüssel geben.

S. 468. Pelops ist nach Pindar (Olymp. I. 31), Filostratus (III. 30) und Lukian ein Lydier. Er liegt zu Laitrine in Elis begraben (Lykofron 53).

Ebend. Oinomaos ist der Sohn des Mars und der Tochter der Asterope. Seine Gemalin ist Euarete, des Akrisios Tochter. Außer der Hippodameia hat er auch einen Sohn, Leukippos, der die Dafne liebte. Es sind außer dem Oinomaos noch viele andere Beispiele, daß es ritterliche Sitte von Fürsten war, Töchter den Siegern in Kampfspielen als Preis zu bestimmen; so Danaos, Eurytos, Pelias, Evrnos, Schoineus, Aidoneus, Ikarios (Klaudian-Laud. Serenae 162. ff.) Oithon, Antaios, Oineus, Neleus, Admetos. Sonst war Mädchenraub nichts seltenes. Solche Züge sind lebensvoll, charakteristisch, nebstdem daß sie zum Theile der Mythe angehören.

S. 474. Wenn Kadmos als Ordner die Harmonia als Zusammenfügung geheirathet, so gehören sie zu den Göttern ersten Ranges. Indessen, man sieht, die Namen legen kein Gewicht in die Schale. Andere geben dem Kadmos die Elektra zur Frau, und auch über die Eltern der Harmonia ist man nicht einstimmig. Hellanikus (Fragm. 71) nennt sie Tochter der Elektra, Enkelin des Atlas; so auch Ephoros und Demagoras in den Scholien des Euripides (Phoeniss. 7. vgl. 1136) und Arrian bei Eustathios ad Dionys. Perieg. S. 391. Aber Hesiod, Pausanias (IX. 5) und Apollodor machen sie zur Tochter der Venus und des Mars.

S. 493. Herakles der Schlangenwürger; wie Apollon den vierten Tag nach seiner Geburt den Python erlegt, Merkur am dritten die Leier erfunden, Diana, neu geboren, ihrer Mutter Hebammendienste geleistet.

S. 496. Jolaos, Fürst der Thespiaden, wird mit einer Kolonie nach Sardinien geschickt, und kehrt über Sizilien (wo ihm viel Heroenkultus geweiht) nach Griechenland zurück. (Diod. IV. 29. 30.)

S. 502. Ein Erytheia ist nahe am Kaukasus (Orph. Argon. 1051).

S. 547. Protesilaos hieß zuerst Jolaos (Philostr. Hervic. praefat. und Hygin. 103); aber nach Diktys und Claudian (Epitaf. hervic. 12.) führte er den Namen, unter welchem er bei Homer vorkommt, von Jugend auf.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 15. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 20.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's kl. K. Buchhandlung.

Inhalt: Feuchtersleben: Über ärztliche Seelenkunde. — Mayer: Mythologische Schriften von Schwenk und Burkhart. (Schluß.) Diemer: Über das älteste Vorkommen des Namens Österreich.

Skizzirte Uebersicht des Ganzen der ärztlichen Seelenkunde.

Von Dr. Freih. von **Feuchtersleben** *).

Wenn man die Heilkunde überhaupt, insbesondere aber ihren gegenwärtigen Zustand in Erwägung zieht, so erscheint vielleicht zu ihrer Fortbildung nichts so wichtig, als: eine auf ärztliche Zwecke sorgfältig berechnete Seelenkunde. Das Studium der Psychologie an und für sich macht einen Theil des filosofischen aus, wo auf das Bedürfniß des Arztes vorläufig noch keine Rücksicht genommen werden kann noch soll. In den Studien der Medizin tritt das psychische Element, bei der Fülle des, hier näher liegenden somatischen, mehr in den Hintergrund, und macht sich erst dringender bei der eigentlichen Psychiatrik geltend, der sich nur einzelne der angehenden Ärzte widmen, und wozu aufzumuntern und zu befähigen eben eine der Hauptaufgaben der Vorträge über ärztliche Seelenkunde ist. Ihr Inhalt stellt sich also zur Seelenheilkunde so, wie die gesammte sogenannte theoretische Medizin zur medizinischen Klinik. Hiemit ist im Wesentlichen der Gegenstand dieser Vorträge, hiemit ist ihr Zweck, hiemit sind ihre Grenzen bezeichnet. Ihr Gegenstand ist jede Beziehung zwischen dem psychischen und fysischen Leben, die für den Arzt Interesse haben kann; ihr Zweck: Seelenärzte zu bilden; ihre Grenze einerseits das rein filosofische, andrerseits das rein somatische (anatomische wie klinische) Gebiet. Ihr Nutzen ist zu augenfällig, um weiterer Erörterung zu bedürfen. Eine höhere, den Materialismus meidende Behandlungsweise der Medizin überhaupt, die Pädagogik, die spezielle Pathologie und Therapie, die gerichtliche Medizin und die Administration ziehen aus dieser Quelle reichlichen Gewinn. Dazu aber ist nöthig, daß sie, gleich fern von poetisch-filosofischer Allgemeinheit wie von kleinlichen Subtilitäten, sich mehr an Thatsachen als an Hypothesen halten, und, frei vom unfruchtbaren und verführerischen Dilettantismus, mehr auf reelle Belehrung als auf Unterhaltung hinwirken muß. Ihre Grundlagen bilden Filosofie und Fysiologie, deren Elemente sie also schon voraussetzt, deren einseitiges Vorwalten die Extreme des Spiritualismus und des Materialismus erzeugt; ihre Quellen: gesunde Selbstbeobachtung, Geschichte, Ethnografie, praktische Menschenkenntniß, so wie — mit vorsichtiger Benützung — die Thierseelenkunde, und — mit noch vorsichtigerer — die Gemälde der dichtenden Kunst. Ihre Schwierigkeiten sind vielfach und groß. Daraus entstand das ideale Bild, welches man meist von den Eigenschaften des Seelenarztes „wie er sein soll" entwarf; ein Bild, welches nichts sagt, weil es zu viel sagt. Die Erfordernisse zum Seelenarzte lassen sich im Wesentlichen kurz fassen; von theoretischer Seite, nebst gesunden Sinnen, eine bis zur Ideenbildung entwickelte Vernunft, — von praktischer, eine, freilich seltene Kombination von Milde und strenger Festigkeit, bei einem durchaus sittlichen Charakter. Wer sich solcher Gaben und Erworbenheiten bewußt ist, betrete freudigen, aber besonnenen Muthes, die dornenvolle Bahn, auf welcher ein reiner und hoher aber kein schimmernder Lohn ihn erwartet.

Ein Blick auf die Geschichte der Doktrin orientirt uns am besten über ihr Herankommen zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung. Die Urzeit zeigt uns nur ein dunkles Dämmern instinktartiger Versuche, religiöser Ahnungen. In dem schönen Klima Griechenlands, unter dem Einflusse eines nie wieder zu hoffenden Zusammentreffens von Verhältnissen, entsteht eine Wissenschaft, eine Kunst. In Rom werden sie fortgebildet. Alle spätern Theorien finden sich präformirt. Plato repräsentirt die Idealität, Aristoteles die Intellektualität, Zeno die sittliche, Epikur die materielle Weltansicht, Pythagoras macht psychagogische, Hippokrates ärztlich-praktische Beobachtungen. Auf diesen Wegen wandeln die Völker fort, bis ein ungeheurer Schatten sich über die Weltgeschichte legt, der die Schätze der alten Welt verhüllt, aber Keime einer neuen in seinem Schooße birgt. Eine, theils scholastische, theils mystische Richtung bewegt Jahrhunderte lang die Welt; letztere knüpft sich in Paracelsus an praktische Lebenspunkte an, bis

*) Der geschätzte Herausgeber und Redakteur dieser Blätter hielt es für wünschenswerth, in denselben eine übersichtliche Darstellung meiner an der hiesigen Hochschule gegebenen Vorlesungen „über ärztliche Seelenkunde" mitzutheilen. Indem ich diesem Wunsche mit Vergnügen entgegenkomme, bitte ich, nachfolgende Skizze, welche zugleich das Programm zu meinem demnächst erscheinenden Lehrbuche darstellt, mit jener Nachsicht aufzunehmen, welche eine höchst gedrängte, bloß Konturen liefernde Inhaltsanzeige ansprechen darf. F.

Baco's gesunder, heller Sinn die Morgenröthe neuer Entfaltungen ahnte und verkündete, die denn mit der Entdeckung Amerika's, der Erfindung der Typografie und der Wiederherstellung der Wissenschaften freudig hereinbrach. Die Filosofie that Riesenschritte auf der Bahn der Vernunft, die Naturkenntniß auf jener der Erfahrung, — und jetzt erst kam der Begriff einer ärztlichen Seelenkunde zur Möglichkeit. Seit Kant den Inhalt und die Schranken des Erkennens, Haller die Gesetze des organischen Lebens festgestellt hatten, war erst daran zu denken, die Wechselwirkung beider einer wissenschaftlichen Betrachtung zu unterziehen. Der Aufschwung der Experimental-Fysiologie, besonders von Frankreich und England aus, Lavater's Fysiognomik, Gall's Schädellehre, Mesmer's animalischer Magnetismus, — in der Gestalt, in welcher sie auftraten, noch unreife Früchte dieser Studien, regten zu weitern Forschungen lebhaft an. Die periodische Presse verbreitete namentlich in Deutschland, diese Anregung, — und die allgemeinere Aufmerksamkeit, welche, durch Pinel's und Chiarugi's menschenfreundliches Beispiel geweckt, Ärzte, Filantropen, Administrationen und Regierungen der Reform und Leitung der Irrenanstalten zuwendeten, führte die Ergebnisse aller dieser Bemühungen immer fruchtbringender ins Leben ein. Die Elemente unserer Wissenschaft sind nun da. Es kommt darauf an, sie zu vereinen, zu beseelen. Was die gegenwärtige Aktenlage der ärztlichen Seelenkunde betrifft, so lassen sich, zumal für Deutschland, drei Hauptansichten noch immer unterscheiden: die sogenannte somatische, die psychische, die gemischte. Die erste müßte, ihrem Prinzipe nach, von der Annahme ausgehen, daß das Seelenleben ein Ausfluß des körperlichen, und seine Störungen rein somatisch seien; die zweite von der Annahme eines selbstständigen Seelenlebens und seiner Störungen als rein psychischer Leiden; die dritte würde die Prinzipe zu vermischen und so der Vielseitigkeit der Natur zu entsprechen suchen. Alle diese Ansichten haben ihren relativen Werth; aber alle treiben durch die Einseitigkeit oder Unsicherheit ihrer Konsequenzen auf den einzigen sichern Pfad, der auf der Grenze zwischen den psychischen und somatischen Fänomenen, da wo sich beide in einander zu verlieren scheinen, an der Hand der Beobachtung und des Gedankens, mit vorsichtigen Wendungen fortwandelt; ein Pfad, den, trotz der verschiedenen Theoreme, die praktischen Ärzte ihr Bedürfniß von jeher geführt hat, und den die neueste Ära, zum Heile der Psychiatrie, wie es scheint, mit Bewußtsein einschlägt. Weder die Seele an sich, noch der Leib an sich erscheint als die Sfäre der ärztlichen Seelenkunde, sondern der Bezug, in welchem beide zu einander stehen.

Dieser Bezug wird zuerst im gesunden Zustande d. i. fysiologisch in Betrachtung gezogen. Diese Betrachtung geht von den gegebenen Auffassungsweisen im Menschen selbst aus, durch welche er eine Körperwelt durch die Anschauung, eine geistige durch das Bewußtsein gewahr wird. Die Verbindung beider Auffassungsweisen in Einem Subjekte — das empirische Ich — gibt den Begriff der psychologischen Persönlichkeit. In ihr erscheint das Objekt der Vernunft-Auffassung: Geist, an einen Körper gebunden, als Seele; — das der sinnlichen Anschauung: Körper, an einen Geist gebunden, als Leib. Diese Grundbegriffe, ihre Beziehungen, ihre tiefere Motivirung, ihre applikative Entwicklung, können nicht genug überdacht, auseinandergesetzt, eingeprägt werden; auf ihnen beruht die Festigkeit des weiteren Baues, auf ihnen das Heil, welches in der scharfen Isolirung des zu bebauenden Gebietes, hier wie in allen Regionen menschlichen Forschens, gelegen ist. Durch sie werden die unfruchtbaren Abwege des Idealismus, des Materialismus, des Monismus vermieden und ein lebendiges und belebendes Wissen gefördert, welches Seele und Leib in ihrer ewigen Geschiedenheit und in ihrer ewigen Durchdringung mit gleicher Liebe festhält und ergründet. Wir verfolgen in diesem Sinne die Erscheinung einer psychischen Thätigkeit im Menschen zuerst von ihrer leisesten Äußerung im Leiblichen bis zu ihrer reinen Emanzipation, und gehen dann rückwärts ihre Beiträge zu den somatischen Vorgängen durch. Jene leiseste Äußerung, durch welche wir eines empirischen Ich inne werden, ist die allgemeine, körperliche Empfindung. Sie geht jeder besondern voran; in ihr wurzeln alle Sinnes-Anschauungen, alle höhern psychischen Möglichkeiten. Der nächste Schritt von dieser dunkeln, organischen Selbstempfindung aufwärts, zeigt uns das spezialisirte Empfinden; und zwar zuerst als Gemeingefühl, sodann als Sinneswahrnehmung. Dieses spezialisirte Empfinden wird organisch durch ein Nervensystem vermittelt, wofür fysiologische Belege sprechen. Die Nerven leiten, wie dieselben fysiologischen Versuche lehren, die durch sie vermittelte Empfindung von der Periferie gegen ein Zentrum. Als solches weisen fernere Versuche das Gehirn aus. Nicht alle Nerven aber leiten mit gleicher Vollkommenheit dem Gehirne zu. Es ergibt sich die Differenz zwischen dem zerebralen und dem vegetativen (Knoten-) Nervensysteme. Jenes ist den Sinneswahrnehmungen und der Bewegung, dieses dem Gemeingefühle gewidmet. Das Gemeingefühl, ausgesprochen im frenischen, Generations- und Solarheerd, die sich durch den sympathetischen Nerv mit dem zerebro-spinalen Nerven-Kontinuum verbinden, kündet uns nur die Zustände unseres Körpers an, die in der Sfäre des relativen Lebens wurzeln. Ihm zunächst von den Sinnen liegt das Getast, der erste Sinn, der aus der Vital-Empfindung zur Auffassung einer objektiven Welt sich entfaltet. Feinere Verhältnisse nimmt der Geschmack, noch feinere der Geruch wahr; das Gesicht eröffnet uns die unendliche Welt im Raume und die Wunderpracht der Farben; das Gehör endlich, der psychischeste Sinn, die innere Welt im Schema der Zeit, den Zauber der Töne und den reinsten Ausdruck des Geistes in der Natur: die menschliche Sprache. Diese Sinne, zusammengefaßt, bilden die Rezeptivität der Seele und stellen nur Ein, durch fünferlei Organe modifizirtes, Anschauungsvermögen dar. Einen sechsten, oder mehre anzunehmen berechtigt kein biologischer Grund. Alle Nerven, sowohl die der Empfindung als der Wahrnehmung, zentralisiren sich zuletzt im Gehirne. Das Gehirn erscheint als die Krone jenes Baumes, dessen Stamm das Rückenmark, dessen Wurzeln die Nerven der periferischen Organe bilden. Wichtig für weitere Erforschung seiner psychischen Dignität ist die Gliederung seiner Struktur in den beiden, es konstituirenden Massen, der grauen und weißen; wichtig für die Erkenntniß seiner Lebensvorgänge überhaupt, die Wechselwirkung zwischen dem Nervenmarke und dem Blute, die sich in den Hirnbewegungen kund thut. Das Gehirn, als Zentralorgan aller erwähnten Nerven, ist das Sensorium commune, der Sammelplatz aller erregten Empfindungs- und Anschauungs-

bilder. Anatomisch-fysiologische Thatsachen bekräftigen dies, und die zweideutigen Versuche an den Köpfen Enthaupteter finden hier ihre Erörterung. Vorstellungsbilder sind noch keine Vorstellungen. Dieses werden sie erst durch die, von Seite der Seele an sie gewendete Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit aber ist nur möglich durch ein vorausgesetztes Bewußtsein, — und hier sind wir bei der Freiwerdung des psychischen Prinzips, also an der Grenze, die wir uns auf dieser Seite des Weges vorgezeichnet haben. Denn das Bewußtsein offenbart sich in der freien Syntheſe eines gegebenen Vielfachen zur Einheit. Einheit und Freiheit aber bietet die sinnliche Welt nicht; sie beweisen eine übersinnliche. Fühlend, daß eben auf die Einheit des Bewußtseins Alles ankomme, waren viele Forscher bemüht, für sie eine organische Einheit — einen Punkt im Gehirne — und durch diese den Sitz der Seele aufzufinden. Vergebens; ihre Bemühungen mißlangen, und mußten mißlingen. Die Seele, als Geist in einem Körper, sitzt gar nicht, denn ein Geist hat keinen Bezug zum Raume; die Seele, als Geist in einem Körper, sitzt überall, wo sie wirkt. Eben so unnütz als diese Frage ist die Annahme eines innern Sinnes, der nur die Seele selbst oder das **Sensorium commune** bedeuten kann. Bei weitem fruchtbarer ist die Lehre von den dunklen Vorstellungen, die aus der unterbrochenen Leitung zu diesem **Sensorium** oder aus der mangelnden Aufmerksamkeit entspringen, bei allen, fysiologischen wie pathologischen Seelenvorgängen eine große Rolle spielen und unter dem Namen der „Stimmung" dem Menschen, der sich selbst oder Andere behandeln will, so viel zu schaffen geben. Eben so nützlich ist die Anwendung der bekannten organischen Gesetze der Erregung auf die geschilderten Vorgänge der psychischen Rezeptivität.

Wir haben aber nun, unserm Plane gemäß, die Beiträge der psychischen Spontaneität abwärts zu den fysischen Thätigkeiten zu verfolgen. Sie äußert sich durch die Bewegung, und bei den Wahrnehmungen, die wir früher blos von der Rezeptivitätsseite betrachtet haben. Die Bewegung, durch die motorischen Nerven in der irritabeln Faser vermittelt, ist willkürlich oder unwillkürlich. Doch ist hier die Grenze eben so wenig ausschließend als bei dem durch beiderlei Bewegung repräsentirten Zerebrospinal- und trofischen Systeme. Halbwillkürliche Bewegungen gleichen dunkeln Vorstellungen, und an den sogenannten Emotionen: Lachen, Weinen, Seufzen u. s. f. haben Seele und Leib gemeinschaftlichen Antheil. Bemerkenswerth ist auch die Innervation, vermöge welcher, durch haftende Wirkung der Aufmerksamkeit auf Gebilde des trofischen Systems, z. B. bei Hypochondristen, Bildungsalienationen entstehen. In den Wahrnehmungen ist sofort der psychische Einfluß unverkennbar. Beim Gemeingefühle zeigt er sich noch am schwächsten, durch die Aufmerksamkeit, die wir unserer Stimmung schenken können oder nicht; bei den Sinnen immer deutlicher, je mehr zur scharfen Apperzeption die Aufmerksamkeit, ja die willkürliche Bewegung in den Sinnorganen mitwirken muß.

Eine Stufe höher als das Aufmerken finden wir das Einbilden; diejenige Thätigkeit der Seele, kraft welcher sie die ihr vom Gemeingefühle und den Sinnen mittelst der Aufmerksamkeit gelieferten Vorstellungen auffaßt, behält (als Gedächtniß), wieder hervorruft (Erinnerung), nach höhern Gesetzen kombinirt (Fantasie). Alle diese Thätigkeiten, eigentlich nur Äußerungen der Einen, sind, wie aus der weitern Entwicklung der schon bei den Wahrnehmungen angeführten Thatsachen hervorgeht, durch das Zentralorgan des Nervensystems somatisch vermittelt. Auch die Assoziationsgesetze, das Gesetz der Koexistenz und Sukzession, und das der Analogie und des Kontrastes sind in der Verbindung und Beschaffenheit der Nervenorgane begründet. Die psychisch-fysische Thätigkeit erreicht als solche die höchste Stufe in der Fantasie. Hier ist der Lebenspunkt, in welchem das Wunder des innigsten Ineinanderwirkens einer geistigen und einer sinnlichen Welt sich eigentlich offenbart. Die Fantasie gestaltet den bisher nur aufgefaßten Stoff, sie vermittelt die höhern Thätigkeiten der Seele mit den niedern, und beide in sich selbst; sie bedingt das eigentlich Individuelle, das empirisch Persönliche des Menschen. Es ist hieraus begreiflich, wie durchgreifend ihre Wirkungen auf den Organismus im Allgemeinen (die sich schon am noch ungebornen Menschen, durchs sogenannte Versehen äußern), und auf besondere Organe im Einzelnen sein müssen. Wollen wir nun versuchen, die Seele in ihrer Manifestation noch weiter zu begleiten, so verläßt uns sofort die organische Vermittlung. Das Denken verbindet die spontan abstrahirten Merkmale der noch an den Stoff gebundenen Bilder zu stofflosen Begriffen, die Begriffe zu Urtheilen, die Urtheile zu Schlüssen, die Schlüsse zu Prinzipien, die Prinzipe zu Ideen, die Ideen zu einem höchsten Ideale. Diese Regionen liegen außerhalb der uns zugewiesenen, und wir erinnern uns der Grenzen, die uns gezogen sind. Allein nicht blos im Denken bethätigt sich die Eine psychische Energie, die Seele, sondern auch im Fühlen und Wollen; Manifestationen, von denen man die erste als Geist schlechthin, die beiden letztern als Gemüth zu bezeichnen, — von denen man der ersten, nicht mit Unrecht, einen vorwaltenden Bezug zum Kopfe (Zerebral-), der zweiten zu den Abdominalorganen (sympathisches), der dritten zur Brust (Zerebello-Spinal-System) zu geben pflegt. Es gehört zu unserer Aufgabe, diese Manifestationen in ihrem psychologisch-fysiologischen Wechselverhältnisse zu betrachten. Das Fühlen, auf seiner niedersten Stufe, wo es ans Gemeingefühl grenzt, wird, auf der psychischen Seite, zum Selbstgefühle; eine Stufe höher an die Sympathien und Antipathien der Fantasie geknüpft, zum Mitgefühle und zum idealen Gefühle; in seiner höchsten Reinheit, auf eine höchst merkwürdige Weise in das Denken verschlungen, zum intellektuellen Gefühle. Alle diese Gefühle sind dem Schema der Lust und Unlust eingeordnet, und werden, wenn sie einen Grad erreichen, der die Nerventhätigkeit völlig in Anspruch nimmt, zu Affekten. Das Selbstgefühl zu Entzücken und Schwermuth, das Mitgefühl zu Mitfreude und Mitleid, das ideale Gefühl zu Begeisterung und Schauder, das intellektuale zu Schwärmerei und skeptischer Verzweiflung. Alle diese Gefühle und Affekte wirken leiblich, auf der Lustseite, bis zu einem gewissen Grade erregend, — über ihn hinaus überreizend, — auf der Unlustseite, deprimirend, im Allgemeinen, und, je nach den somatischen Individualitäten, auf besondere Systeme und Organe. Das Wollen knüpft sich unmittelbar an's Fühlen an und äußert sich in den Trieben; dem Selbstgefühle zunächst als Selbsttrieb (Egoismus), dem Mitgefühle als Geselligkeitstrieb, den idealen Gefühlen als Fantasietrieb, den intellektualen als Wahrheitstrieb. Alle diese Triebe sind dem Schema „Liebe und Haß" eingeordnet, und

werden, wenn sie die Richtung auf ihr Objekt in solchem Grade festhalten, daß das Subjekt darunter leidet, zu Leidenschaften: Der Selbsttrieb zur ausschließenden Selbstsucht, der Geselligkeitstrieb in ausgesprochener Liebe und im Haß, der Fantasietrieb im Fanatismus, der Forschtrieb in jenem Extreme, das die Sage von Faust symbolisirt. Die Leidenschaften wirken fystisch wie, und meistens durch die mit ihnen vielfach verschlungenen Affekte. Die Beziehungen einzelner Leidenschaften zu einzelnen organischen Systemen, z. B. des Zornes zur Gallenbereitung u. dgl. sind im Allgemeinen anzunehmen, im Besonderen aber aus dem Zusammenwirken individueller Verhältnisse abzuleiten.

Haben wir so die fystisch-psychischen und psychisch-fystischen Verhältnisse des Menschen betrachtet, so sind nun jene der Menschen ins Auge zu fassen; jene nämlich, wodurch sich Menschen von Menschen unterscheiden und Gruppen oder Individuen bilden. Der Grund dieser Differenzen liegt in oder außer den Menschen. Der allgemeinste der innern ist das Temperament. Es ist aktiv oder passiv, aktiv, mit rascher, aber nicht nachhaltiger Thätigkeit: cholerisch; mit langsamer, aber nachhaltiger: flegmatisch; passiv, mit leicht aber nicht tief erregbarer Rezeptivität: sanguinisch; mit tief affizirbarer: melancholisch. Ferner setzt einen innern Unterschied das Geschlecht. Das männliche läßt sich als das aktive, das weibliche als das passive betrachten. Von Außen differenziren den Menschen mehrfache Elemente. Das Element, welches die Raçen bedingt, läßt eine Vergleichung der Neger-Raçe mit dem sanguinischen, der gelben Raçe mit dem melancholischen, der kaukasischen mit den übrigen Temperamenten zu. Der Nationalunterschied würde gleichfalls Anlaß bieten, im Charakter z. B. der Franzosen das sanguinische, der südlichen Völker das cholerische, der slavischen Stämme das melancholische, der germanischen das flegmatische Naturell einigermaßen wiederzufinden; Bezeichnungen, welchen man eben keinen andern als einen deskriptiven Werth beilegen kann. Die Differenzen, welche durch Klima, Nahrung, Beschäftigung, Stand, Religion u. s. f. bedingt werden, müssen in ihre theils fystischen, theils ethischen Bestandtheile aufgelöst werden. Aber außer ihnen, die gruppenweise absondern, gibt es noch andere, welche das Individuum vom Ganzen ablösen. Die Erziehung bestimmt wesentlich das geist-leibliche Individuum des Menschen. Die Anlage, welche durch sie gebildet werden kann, ist ein Element, welches ihr eben so oft selbstständig widerstrebt. Die Lebensalter wiederholen abermals — in der Kindheit die sanguinische, in der Jugend die cholerische, im Mannesalter die flegmatische, im Greisenalter die melancholische Komplexion. Die Gewohnheit wird mit leiser Allmacht zur zweiten Natur, und alle Differenzen konzentriren sich zuletzt in Einem Punkte, welcher die Eigenheit eines Menschen auf die begrenzteste und geschlossenste Weise, oft an ganz singulären Beziehungen, ausdrückt, und als Idiosynkrasie erscheint.

Dieses Ganze einer menschlichen Persönlichkeit, aus den angeführten psychischen Fäden gesponnen, gibt sich fystisch im Äußern des Menschen kund. Dieser Ausdruck ist im Allgemeinen fystognomisch, im Besondern der Schädelbildung kraniognomisch. Der Grundsatz der Fystognomik ist: Alles Innere gibt sich dem Sinne des Menschen in einem Äußern zu erkennen; der menschliche Organismus, als das vollkommenste Symbol des Geistigen in der Körperwelt, und an ihm das Haupt, als den Organen der Seelenthätigkeit zugewiesen, ist für diesen Ausdruck am geeignetsten. Dieser Grundsatz leidet keine Einwendung; nur sind uns zu seiner Anwendung keine positiven, der Überlieferung fähigen Behelfe gegeben. Die Kunst aus Mienen, Zügen, Gang, Schrift u. s. w. zu lesen, ist eben — eine Kunst; und die Versuche, sie zur Wissenschaft zu erheben, haben die Fystognomik mit Unrecht um ihren Kredit gebracht. Vorzugsweise sind es die Konstitutionen, Temperamente, Affekte, Leidenschaften, Angewöhnungen, Nationalitäten, Lebensweisen und Beschäftigungen, die sich fystiognomisch ausprägen und einen geübten Blick verrathen. Der Grundsatz der Kraniognomik ist: Jede Kraft ist in der Sinnenwelt an ein Organ gebunden; Kraft und Organ wachsen und fallen mit einander. Die geistige Entolechie des Menschen ist an die Organe des Gehirns gebunden. Sie besteht in Anlagen und Trieben; Erfahrung und Induktion haben die Organe für sie aufzufinden. Das in kontinuirlicher Bewegung begriffene Gehirn hat offenbar Einfluß auf die Bildung der Schädelknochen. So weit also die Hirnentwicklung auf die Oberfläche tendirt, wird ihre Theilverschiedenheit sich im Schädelbaue abdrücken. Man wird also aus diesem auf Anlagen und Triebe zurückschließen dürfen. Gegen die Prämissen dieser Sätze ist schwerlich etwas einzuwenden. Allein die Folgerungen aus ihnen erfordern große Behutsamkeit, die Grundsätze der geläuterten Psychologie sind fest im Auge zu behalten, und von einer fortschreitenden Kenntniß der Verhältnisse der Nervenzentra, der Medullar- und Belebungsmasse, selbst der Zerebrospinal-Flüssigkeit sind noch genauere Bestimmungen zu erwarten, bevor man über die theils empirischen, theils theoretischen Annahmen der Frenologie ein abschließendes Urtheil aussprechen kann.

Bei diesen Untersuchungen tritt uns die, durch sie oft geweckte Frage von der Freiheit des Geistes entgegen. Wir erledigen sie für unsern Zweck dadurch, daß wir die metafysische Freiheit streng von der psychologischen getrennt halten, die erstere für unbedingt, die letztere für organisch bedingbar erklären, — eine Ansicht, die uns bei Beantwortung gerichtlicher Fragen zu Gute kommen soll. Wir statuiren also, in letzterem Sinne, auch halbfreie Zustände, und bezeichnen als solche: Den Schlaf, das Träumen, die Trunkenheit, den Schwindel. Die Ursachen und Erscheinungen des Schlafes zeigen uns von fysischer Seite ein herabgesetztes Zerebral-, ein fortwirkendes Vegetationsleben; von psychischer: gehemmte Spontaneitäts-Äußerung mit waltender Einbildung. Dieses Walten der Einbildung gebiert die Welt des Traumes, in der, wie am nächtlichen Himmel die Sterne, die der Tag verdunkelte, die dunklen Vorstellungen emportauchen. Die Trunkenheit zeigt gleichfalls eine durch Kongestion im Zentralorgane, — so wie der Schwindel eine, durch fysisch oder psychisch bedingte Bilderjagd, gehemmte Spontaneität des denkenden Prinzips. Die Zustände der Ohnmacht, des Scheintodes sind pathologisch und gehören, da in ihnen der leibliche Bezug zur Seele für die Forschung bereits verschwindet, überhaupt nicht in unsern Bereich. Aber einen ernsten Blick auf die letzte entscheidende Trennung dieses Bezuges, auf den Tod zu werfen, können wir uns nicht versagen. Die somatische Betrachtung zeigt uns den Menschen vom Herzen, von der Lunge oder vom Gehirne aus sterbend; wir sehen, daß der Leib mit die-

sen Lebensbornen seine Empfänglichkeit für den Impuls durch die Seele verliert, aber wie sich auch dieser Bezug zweier Welten zu einander löse, dessen Dasein so unbegreiflich ist, als sein Ende, — so viel ist gewiß, daß der Geist, gleich der Sonne, die Abends nur unserem Auge untergeht, aber eigentlich immer da ist, nicht aus dem Wesenreiche schwindet; daß wir aber über die Frage seiner Bestimmung vor ein anderes Forum zu treten haben, als vor das der Erfahrungswissenschaft.

(Schluß folgt.)

Mythologie.

(Schluß.)

2. In wie fern das zweite Werk*), welches seiner Ankündigung zufolge bändereich zu werden den Anschein hat, erst in seinem Anfange vor uns liegt, kann es vorschnell scheinen, darüber bereits ein Urtheil auszusprechen: indessen, in wie fern der erste Band doch schon eine Probe der Ausführung ist, und in der Vorrede sich die leitenden Ideen des Verfassers aussprechen, wird es erlaubt sein zu sagen, daß wir darin weder eine Genesis der sogenannten klassischen Mythologie entdecken, noch, nach dieser Probe, im Verfolge eine Arbeit nach genetischen Grundsätzen erwarten können. Hören wir den Verfasser selbst, der seinen „Plan" hierüber S. 4 der Vorrede angibt: „Wir haben hier versucht, die Mythologie des Homer und Hesiod als die Grundlage der gesammten griechischen Mythologie darzustellen." Wie so doch? war sie Grundlage für die Griechen selbst? Offenbar nicht: soll doch erst Lykurg die Gesänge Homer's gesammelt nach dem europäischen Griechenland herübergebracht haben; hatten die Griechen früher keine Mythen? Wenn der Verfasser (ebend.) von der römischen Mythologie sagt: „Hier würden vor allen Dingen die altitalienischen (lateinischen, umbrischen, tyrrhenischen u. s. w.) Mythen zu betrachten sein," so darf das wohl in einem noch größeren Maße von den griechischen gelten. Und der Verfasser beginnt selbst seinen 1. §. so: „Aus Allem, was Homer von jenen höheren Wesen, welche die alten Griechen als Götter verehrten, uns berichtet, geht hervor, daß man sich dieselben in jeder Beziehung als den Menschen ähnlich dachte, nur größer" u. s. w. Also, die Mythen waren bereits da, und Homer verwendete sie nur mit dem Glanze seines Geistes in den Stoff seiner unsterblichen Gesänge, ohne sie entweder schaffen oder erschöpfen, oder ein corpus mythologiae liefern zu wollen, sonst wäre er nicht Homer, sondern ein Apollodor in Versen gewesen. Also nicht für die Griechen (außer vielleicht in der poetischen Behandlung der vorhandenen Mythen), sondern für uns, als für die er der älteste erhaltene Schriftsteller ist? Es mag wohl sein, wiewohl, was nützt es hinterm Berge halten? wir haben in den spätern Kommentatoren sowohl, als Dichtern und Schriftstellern aller Art, eine Menge theils Fragmente, theils andere Spuren und Züge von anderen, weiteren, ja (wie es nothwendig war bei der Verschiedenheit der das Land bewohnenden oder kolonisirenden Stämme und Völker) von den Homerischen und Hesiodischen sehr divergirenden uralten Mythen, die nicht zu übergehen waren; ferner, um es gerade herauszusagen, man muß heut zu Tage, um über Homer's und Hesiod's Mythologie zu schreiben, noch viele andere Studien gemacht, als den Homer und Hesiod in der Tauchnitz'schen Stereotyp- oder was immer für einer andern Ausgabe gelesen und sorgsam in Paragrafe zersetzt haben. „Aber," sagt der Verf. S. 3: „wir wollten blos für manches strebsame jugendliche Gemüth den Wunsch nach einer ausführlicheren, geordneten und zusammenhängenden Darstellung dessen, was in den Lehrstunden über mythologische Gegenstände nur brockenweis ihm mitgetheilt werden konnte, befriedigen." Gut, und in dieser Schulbeziehung ist das Buch zweckmäßig und empfehlenswerth (wiewohl die trockenen Hesiodischen Genealogietafeln dem strebsamen Gemüthe wenig verdauliche Nahrung bieten werden*), nur: wo bleibt dann die mythologische Genesis, oder gar die genetischen Grundsätze, sintemal doch diese von einer Rubrizirung des Stoffes in Paragrafe ganz verschieden sind?

Indessen, wer weiß, ob nicht der Plan und Gang dieses Handbuches, das durchgeführt sich leicht auf acht bis zehn Bände erstrecken kann, erst im Verlaufe, vielleicht erst am Ende die genetischen Grundsätze, die den Verfasser unsichtbar leiteten, zur Schau legen wird? Allein, der Verfasser spricht sich über den einzuschlagenden Gang in der Vorrede auf eine Art aus, die uns ein Urtheil über das schon jetzt erlaubt, was von seiner künftigen Arbeit an Gewinn zu hoffen ist. „Von Homer und Hesiod (sagt er S. 4), so meinen wir, müssen jene (die Schüler nämlich) nothwendig ausgehen, wenn eine gründliche Kenntniß zunächst der griechischen Mythologie erreicht werden soll. Daran reihe sich dann das Studium der übrigen Dichter, und zwar zunächst der andern Epiker, hierauf der Lyriker, und endlich der Dramatiker. Auf diesem, der allmäligen Entwicklung der Mythe selbst entsprechenden Wege wird der anfänglich in rein darstellendem Gewande erscheinende Stoff sich immer mehr vergeistigen, und endlich zur Idee erheben." Man sieht, der Verfasser hat überall nur Schüler im Auge, welcher beschränkte Gesichtskreis den Geist und die Werke der meisten deutschen „Philologen" so unerquicklich niederhält, so daß sie das Wort jenes Witzboldes wahr zu machen scheinen, welcher gefragt, was denn die klassischen Schriftsteller wären, antwortete: „Jene, welche nur in den Klassen gelesen werden." Wirklich, was für Schüler, ist nicht auch für Männer; es müßte nur der Verfasser, der sein Handbuch zuerst für höhere Lehranstalten ankündigt, und doch in diesem ersten Bande zu mittleren Grammatikalklassen herabsteigt, sich eben so in folgenden zu Männern erheben, so daß etwa die gegenwärtigen Schüler beim allmäligen Erscheinen des Werkes in allen ihren fortschreitenden Lebensaltern angemessene Aufschlüsse über — klassische

*) Dessen erster Band auch unter dem Titel: „Die Mythologie des Homer und Hesiod für mittlere Grammatikalklassen, zugleich als Homer'sche Einleitung bearbeitet.

*) Das Räthsel der so alten Hesiodischen Genealogien, welche durchaus an die orientalische Genesis erinnern, hat auch der neueste vortreffliche Herausgeber der Theogonie, David Jakob van Lennep, Amsterdam 1843, nicht zu lösen versucht. Der gelehrte Court de Gebelin (Du génie allégorique et symbolique des anciens) sagt (S. 153): Hesiod sei auf den Spuren des Orfeus gewandelt, und läßt diesen (S. 151) aus dem Oriente kommen, oder doch seine Kenntnisse daher schöpfen. Ohne Zweifel wahr, nur wird die Forschung dadurch nicht erleichtert.

Mythologie bekommen werden. Aber lassen wir das. Der Verfasser will, um den mythischen Stoff nach und nach in seiner Vergeistigung zu zeigen, die übrigen Dichter, nicht wie sie der Zeit nach in einander griffen, Eindrücke und Ansichten gegenseitig gaben, empfingen, aufnahmen, gestalteten, veränderten, sondern nach Rubriken fortführen? Zuerst die Epiker, wohl bis auf Quintus Calaber, Nonnus oder gar Tzetzes herab? Alle diese haben als Epiker den Mythus immer blos in rein darstellendem Gewande aufgenommen: aber wurden sie nicht etwa doch durch die Lyriker, Dramatiker, und auch durch andere Schriftsteller und Zeitansichten influenzirt? Von den Epikern macht er den Weg wieder zurück zu den Lyrikern, als ob auch diese, ganz unabhängig von Schriftstellern anderer Gattungen oder den Ansichten ihrer Zeit den mythischen Stoff behandelt, nirgend anderswoher als von den Lyrikern ihre Ansichten genommen, oder als ob sie, besonders wenn sie Geister ersten Ranges, wie z. B. Pindar, waren, nicht auf andere als blos auf Lyriker eingewirkt, endlich, als ob sie nicht oft blos individuelle, oder nur für den augenblicklichen Zweck der Gesänge passende Auffassungen und Wendungen gemacht hätten. Nochmal geht er die Runde zurück zu den Dramatikern: da er mit diesen schließt, so wird er zu beweisen haben, daß sich in ihren Werken der mythische Stoff am meisten „vergeistigt und zur Idee erhoben hat," ein Satz, auf dessen allseitige Durchführung wir sehr begierig sind; schon bei den Tragikern, aber da auch die Komiker zu den Dramatikern gehören, so wird es interessant sein, die Vergeistigung der Mythologie auch nur in Aristofanes nachgewiesen zu sehen; von den Paroden und Mimografen nichts zu sagen. Wo wird er die Epigrammatiker unterbringen, die zum Theil zur Epik, zum Theil zur Lyrik, zum Theil zur trockenen Didaktik gehören? Welches aber die Idee ist, zu der sich der Stoff vergeistigen soll, darüber hat sich der Verfasser mit keinem Worte verrathen, im Gegentheil fährt er, fast verwirrend, fort: „Die Mythografen und Scholiasten bahnen uns hierauf den Übergang aus dem poetischen Gebiet der Sage in das Reich der Wirklichkeit." Wir gestehen nicht ohne Beschämung, daß wir diesen Satz in seiner Kürze, besonders in seiner Verbindung mit dem vorigen, nicht ganz verstehen*). Meint er, daß uns diese erst hinter den Mythen einen fysischen oder historischen Sinn zeigen? Das war weder ihr Geschäft, noch ihre Hauptabsicht, und dieser Sinn wäre keine „Idee." Meint er den Evemerus von Agrigent, oder gar den Paläfatus und andere ihm ähnliche alberne Gesellen, welche die Mythe zerstörten und in die ärgsten Flachheiten erdichteter Prosa hinüberdrehten? mit denen ein Theil unserer heutigen Exegeten auf Einer gleich rühmlichen Linie zu stehen kommt?

Er fährt fort: „Aus den Schriften der Prosaiker lernen wir die Religion der Griechen im innigsten Zusammenhange mit ihrer Mythologie genauer kennen." Sehr wahr, wiewohl die Religion wirklich schon aus den Dichtern, wie denn der Verfasser aus Homer die religiösen Verhältnisse S. 43 bis 53 und 213 bis 215 erörtert. Die Prosaiker sind ihm ohne Zweifel die Logografen oder Historiker, und die Redner. Drei Gattungen von Schriftstellern hat er zu unserer Verwunderung übergangen: die Filosofen, in denen die vergeistigenden Ideen der Mythologie doch am entschiedensten entwickelt werden mußten; aber freilich diese, von der sogenannten jonischen Schule bis zu den Neuplatonikern herab, würden ihn nur in ein weites Gebiet des Zwiespaltes führen. Zweitens die Spötter, die Sillografen und andere bis Lukian herab, welche die Mythologie ganz verzweifelt „in das Reich der Wirklichkeit" führen. Drittens die durch ihre Gelehrsamkeit und Kenntnißfülle bewunderungswürdigen Kirchenväter der vier ersten christlichen Jahrhunderte, in denen theils die kostbarsten Fragmente, theils andere, nirgend anders woher zu holende Aufschlüsse und Ergänzungen der Mythologie enthalten sind. Endlich hat er eine Art der interessantesten Geisteswerke als Quellen des mythologischen Studiums, die Werke der bildenden Kunst mit ihren tief oder zart gedachten sinnvollen Emblemen, mit Stillschweigen übergangen, so wie den mächtigen Einfluß der Ereignisse und der Berührungen mit dem Auslande, die den Gesichtskreis Einzelner, dann im Allgemeinen oft ändern mußten. Unseliger Fluch der Deutschen, nur an Büchern und sonst an nichts als an Büchern zu hängen; bodenloses Übel, das am geistigen Leben und an der Kraft der Nation fort und fort frißt!

Indem der Verfasser nun alle von ihm aufgezählten Gattungen von Schriftwerken durchgehen wird, werden sich eine Menge unabweisliche Fragen zur Beantwortung aufdringen, nämlich: Ist der Mythus z. B. von Zeus, Apollo, Herkules u. s. w. bei Furnutus und Proklus noch derselbe wie im Homer? mit andern Worten: dachte sich Homer bei seinen Dichtungen denselben fysikalischen oder ethischen oder metafysischen Sinn, den die nachmaligen Schriftsteller anführen? mit noch anderen Worten: haben die allegorischen Ausleger Homer's und der Mythologie, Metrodor von Lampsakus, Heraklitus, späterhin Olympiodor, Kronius, Porfyrius, Nemesius, Proklus u. s. w. überall den alten Traditionen über den Sinn Homer's nachgespürt, oder haben sie andere, neue, individuelle Ansichten selbst aufgestellt oder von Andern angenommen? und von wem? und welche? Zweitens: sind die Erklärungen, oder, wie es der Verfasser zu nennen scheint, ist die Entwicklung der Mythen bei den Erklärern übereinstimmend, oder zur Übereinstimmung zu bringen? welche Entstehung und Familie haben die einzelnen Erklärungsarten? Drittens: Ist zu dem, was man etwas bequem, **concesso sed non probato**, als ursprünglich griechischen klassischen Mythus annimmt, nichts Ausländisches, Fremdartiges hinzugekommen; und, wenn dies, von wem? und woher? und wann? und was? und in wie weit? Es ist klar, daß Alles so Hinzugekommene nicht mehr eine Entwicklung der griechischen Mythologie wäre. Lauter Fragen, die, vom Begriff genetischer Grundsätze unzertrennlich, und bei jedem Mythus wiederkehrend, den Gang, welchen der Verfasser vorgezeichnet, jeden Augenblick in Kreuz und Quer durchbrechen und geradezu zerstören werden.

Noch hätten wir über den Ausdruck: Klassische Mythologie Manches zu bemerken; wir wollen uns für diesmal kurz fassen. Bekanntlich haben die Alexandrinischen Grammatiker, Aristofanes von Byzanz und Aristarch, da der Schwall der Schriftsteller täglich wuchs, nach deren Vortreff-

*) Es versteht sich, daß die eigentlichen Göttermythen von den Sagen über die Heroenzeit wohl zu scheiden sind.

ichkeit mit subjektivem, aber allgemein angenommenem Urtheile eine Auswahl angestellt, und die ausgezeichneten in einen Kanon gebracht (man nannte sie die enkyklischen, die übrigen die ekkritischen; die Tragiker schied man in die der ersten und der zweiten Ordnung); die Römer aber theilten ihre Schriftsteller nach einem vom Zensus genommenen Tropus in klassische und in solche, die infra classem seien. Nun denn, ist klassische Mythologie diejenige, welche unter allen Mythologien an Wahrheit und Tiefe den ersten Rang behauptet? Das wird, wie die Erhebung einzelner Schriftsteller zur Klassizität eine Kenntniß aller voraussetzt, einen weiten Horizont von Studien bedingen, von welchem sich die deutschen „Philologen und Schulmänner" bis jetzt ferner als billig gehalten haben. Oder heißt klassische Mythologie nur kurzweg die Mythologie der klassischen Autoren? hier tritt dieselbe Frage ein: Sind die Schriftsteller der Griechen und Römer die, weithin vor denen aller andern Völker ausgezeichneten? Die deutschen Filologen und Schulmänner kämpfen dafür als freilich pro aris et focis suis mit hergebrachten und (sei der Ausdruck gewagt) abgebrauchten Fraseologien: auch diese Frage wird bei den Schätzen des Orients, die sich immer mehr erschließen*) und des Okzidents, die schon lange erschlossen, aber ignorirt sind, noch einer Epikrisis zu unterwerfen sein. Aber wir bescheiden uns; klassische Schriftsteller seien nun einmal die in den lateinischen Klassen zu lesenden und von den deutschen Filologen ausschließend behandelten: wenn nun doch der Verfasser in seiner Vorrede klagt: „Nun gibt es zwar der mythologischen Hand- und Lehrbücher gar viele und verschiedene; allein, ohne uns auf eine weitere Beurtheilung jener sogenannten Mythologien, wie sie wohl hin und wieder in den Händen der Schüler sich befinden, näher einzulassen, so scheint doch, wenigstens unter den uns bekannten derartigen Werken, keines so recht eigentlich dem Bedürfnisse der studierenden Jugend auf gelehrten Schulen völlig zu entsprechen," dann, ohne alle Konsequenzmacherei, o Ehre der deutschen Filologie, die sich nun schon durch so viele Jahrzehende jedesmal des Zeniths der Errungenschaft berühmt, und in neuester Zeit auf Angelo Mai (dessen drei Mythografi übrigens ganz unverächtlich sind) mit dem Zugeständnisse des „Fleißes!" herabblickt: nicht einmal circa hunc vilem patulumque orbem ein genügendes Handbuch? Darüber werden die deutschen Philologen und Schulmänner, wenn sie heuer wieder zusammenkommen, um sich über den blühenden Zustand der „Philologie" gegenseitig zu felizitiren, mißfällige Äußerungen zu machen Gelegenheit haben. Wir aber enthalten uns für diesmal des Weiteren; dem Verfasser gestehen wir noch einmal zu, ein sorgfältig verfaßtes, durchaus zweckmäßiges Handbuch für Schüler gegeben zu haben; nur auf das Sinnreiche, tausend neue geistreiche Anwendungen (Chrieen) Bietende und dazu Erweckende der mythischen Allegorie hätte er das Augenmerk der Schüler mehr richten können; das ist vielleicht der barste Gewinn, den Jeder aus der griechischen Mythologie ziehen kann.

*) Mögen die „Philologen" wenigstens Herbelot's „Bibliothèque orientale," oder, um von Einem Volke zu reden, Hammer's „Geschichte der schönen Red künste Persiens" (welch ein Schatz von Tiefe, Kühnheit, Schönheit und Grazie des menschlichen Geistes?) durchzublättern Zeit finden!

Ueber das älteste Vorkommen des Namens Oesterreich.

Von Joseph Diemer, Skriptor an der k. k. Universitäts-Bibliothek.

> Ea quae dicta sunt intuere; ad ea quae dicta sunt, non fallacitor eludendo, sed rationabiliter disputando, responde.
>
> S. Augustinus.

Wir haben in unserm Aufsaze über Griz *), da wo von der Unzweckmäßigkeit, die Schreibweise der Eigennamen auf ihre älteste Form zurückzuführen, die Rede war, unter vielen Beispielen auch Folgendes angeführt: „daß man von jenem Grundsatze ausgehend, auch wieder anfangen müsse, Ostarrichi für Österreich zu schreiben, weil dieses Wort vor einem Jahrtausend, als es das erste Mal vorkam, und noch bis in das 16. Jahrhundert herab so geschrieben wurde," und fügten die untenstehende Note hinzu **).

Diese schlicht und einfach hingestellte Ansicht wurde vom Herrn Mathias Koch sarkastisch mit dem Namen einer neuen Entdeckung beehrt und in doppelter Beziehung falsch genannt ***).

Wir würden diesen Ausspruch eben so, wie seine erste Entgegnung auf unseren Aufsatz, gutmüthig hingenommen und nicht weiter berücksichtigt haben, wenn mit diesem Gegenstande nicht auch ein größeres wissenschaftliches Interesse verbunden, und anderentheils die Aufforderung an uns erganzen wäre, auf diesen direkten Angriff für jeden Fall zu antworten, weil sonst Viele glauben dürften, es lasse sich dagegen nichts Erhebliches einwenden. Wenn wir es aber unternehmen, so geschieht es wahrlich nicht, um vielleicht an fremder Schwäche unsere Stärke zu zeigen, oder aus Lust, da zufällig an Andern meistern zu können, wo uns selbst noch die Hilfe und Nachsicht unserer Freunde noth thut, sondern eben nur aus obigen Gründen, und weil sich wohl schwerlich eine andere Feder hiezu herbeilassen dürfte. Wir wollen daher obenangezeigte Kritik des genannten Hrn. Verf. etwas näher beleuchten, und sehen, ob das über uns verhängte Anathema sit, wirklich auf so fester Grundlage beruhe, als man aus seiner Darstellung abnehmen sollte.

Ehe wir jedoch beginnen, müssen wir, diese Gelegenheit benützend, aus seiner früheren Erwiderung ****) ein Paar Punkte hervorheben, nicht als ob wir mit den übrigen einverstanden wären, sondern nur, um durch diese zu zeigen, daß wir auch über die andern wohl Manches sagen könnten.

Herr Mathias Koch behauptet nämlich dort, daß bei der Regulirung der Schreibweise der Ortsnamen „ihre Zurückführung auf die

*) Wiener Zeitung 1844, 9. und 10. Mai.

**) Der Name Österreich kommt zuerst in Otfrid's Krist vor. Siehe Schilter's thesaur. I. p. 1. und die Ausgabe von Graff S. 1, die Stelle lautet: Ludouuico orientalium regnorum regi sit salus aeterna (reg. v. 843—876). Lúdouuig ther snéllo. thes uúisduames fóllo. er óstarrichi rihtit. ál. so fránkono kúning scal. Ludwig der Starke, der Weisheit voll, beherrscht Österreich all', wie's der Franken König soll. Da dieses Werk anerkannt vor dem Jahre 873 geschrieben wurde (siehe Graff's Einleit hierzu, S. VI), so folgt hieraus, daß dieser Name schon damals gewöhnlich war, denn sonst hätte sich Otfrid desselben nicht bedienen können, und daß er also wenigstens um 124 Jahre früher vorkömmt, als man bisher geglaubt hat. Die österreichischen Geschichtsschreiber setzen sein erstes Erscheinen, gestützt auf eine Urkunde Otto III. gewöhnlich in das Jahr 996. — S. Pez. Scriptt. rer. aust. I. p. XXX. Rauch und Schrötter, Österr. Gesch. I. 160 des letzteren Staatsgesch. S. 115. Arneth, Gesch. Österr. S. 32. Beidtel S. 101. Haßler S. 20. Meynert und Svorschil habe ich nicht zu Handen. Selbst Herr Kustos Bergmann sagt hiervon in den Wiener Jahrb. Bd. 103, Notizenbl. 6: „Die Urkunde ist um so wichtiger, weil in ihr zum ersten Male der Name Österreich erscheint. — quasdam nostri juris res in regione vulgari vocabulo Ostarrichi (daher richtiger Österreich als Östreich, wie es so Vielen beliebt) in Marcha." Die Urkunde befindet sich in Hund's Metrop. Salisb. I., p. 139, wo aber die betreffende Stelle falsch so heißt: „vulgari nomine Ostirrichi in Waccha," daher, wie oben Herr Kustos Bergmann gethan hat, stets nach Meichelbek's Hist. Fris. I. 193 zitirt werden muß.

***) Siehe: Österr. Blätter für Literatur und Kunst, IV. Quartal, Nr. 61.

****) S.: Österr. Blätter für Literatur u. Kunst, 1844, III. Quart., Nr. 34.

Mythologie bekommen werden. Aber lassen wir das. Der Verfasser will, um den mythischen Stoff nach und nach in seiner Vergeistigung zu zeigen, die übrigen Dichter, nicht wie sie der Zeit nach in einander griffen, Eindrücke und Ansichten gegenseitig gaben, empfingen, aufnahmen, gestalteten, veränderten, sondern nach Rubriken fortführen? Zuerst die Epiker, wohl bis auf Quintus Calaber, Nonnus oder gar Tzetzes herab? Alle diese haben als Epiker den Mythus immer blos in rein darstellendem Gewande aufgenommen: aber wurden sie nicht etwa doch durch die Lyriker, Dramatiker, und auch durch andere Schriftsteller und Zeitansichten influenzirt? Von den Epikern macht er den Weg wieder zurück zu den Lyrikern, als ob auch diese, ganz unabhängig von Schriftstellern anderer Gattungen oder den Ansichten ihrer Zeit den mythischen Stoff behandelt, nirgend anderswoher als von den Lyrikern ihre Ansichten genommen, oder als ob sie, besonders wenn sie Geister ersten Ranges, wie z. B. Pindar, waren, nicht auf andere als blos auf Lyriker eingewirkt, endlich, als ob sie nicht oft blos individuelle, oder nur für den augenblicklichen Zweck der Gesänge passende Auffassungen und Wendungen gemacht hätten. Nochmal geht er die Runde zurück zu den Dramatikern: da er mit diesen schließt, so wird er zu beweisen haben, daß sich in ihren Werken der mythische Stoff am meisten „vergeistigt und zur Idee erhoben hat," ein Satz, auf dessen allseitige Durchführung wir sehr begierig sind; schon bei den Tragikern, aber da auch die Komiker zu den Dramatikern gehören, so wird es interessant sein, die Vergeistigung der Mythologie auch nur in Aristofanes nachgewiesen zu sehen; von den Parodien und Mimografen nichts zu sagen. Wo wird er die Epigrammatiker unterbringen, die zum Theil zur Epik, zum Theil zur Lyrik, zum Theil zur trockenen Didaktik gehören? Welches aber die Idee ist, zu der sich der Stoff vergeistigen soll, darüber hat sich der Verfasser mit keinem Worte verrathen, im Gegentheil fährt er, fast verwirrend, fort: „Die Mythografen und Scholiasten bahnen uns hierauf den Übergang aus dem poetischen Gebiet der Sage in das Reich der Wirklichkeit." Wir gestehen nicht ohne Beschämung, daß wir diesen Satz in seiner Kürze, besonders in seiner Verbindung mit dem vorigen, nicht ganz verstehen*). Meint er, daß uns diese erst hinter den Mythen einen fysischen oder historischen Sinn zeigen? Das war weder ihr Geschäft, noch ihre Hauptabsicht, und dieser Sinn wäre keine „Idee." Meint er den Evemerus von Agrigent, oder gar den Paläfatus und andere ihm ähnliche alberne Gesellen, welche die Mythe zerstörten und in die ärgsten Flachheiten erdichteter Prosa hinüberdrehten? mit denen ein Theil unserer heutigen Exegeten auf Einer gleich rühmlichen Linie zu stehen kommt?

Er fährt fort: „Aus den Schriften der Prosaiker lernen wir die Religion der Griechen im innigsten Zusammenhange mit ihrer Mythologie genauer kennen." Sehr wahr, wiewohl die Religion wirklich schon aus den Dichtern, wie denn der Verfasser aus Homer die religiösen Verhältnisse S. 43 bis 53 und 213 bis 215 erörtert. Die Prosaiker sind ihm ohne Zweifel die Logografen oder Historiker, und die Redner. Drei Gattungen von Schriftstellern hat er zu unserer Verwunderung übergangen: die Filosofen, in denen die vergeistigenden Ideen der Mythologie doch am entschiedensten entwickelt werden mußten; aber freilich diese, von der sogenannten jonischen Schule bis zu den Neuplatonikern herab, würden ihn nur in ein weites Gebiet des Zwiespaltes führen. Zweitens die Spötter, die Sillografen und andere bis Lukian herab, welche die Mythologie ganz verzweifelt „in das Reich der Wirklichkeit" führen. Drittens die durch ihre Gelehrsamkeit und Kenntnißfülle bewunderungswürdigen Kirchenväter der vier ersten christlichen Jahrhunderte, in denen theils die kostbarsten Fragmente, theils andere, nirgend anders woher zu holende Aufschlüsse und Ergänzungen der Mythologie enthalten sind. Endlich hat er eine Art der interessantesten Geisteswerke als Quellen des mythologischen Studiums, die Werke der bildenden Kunst mit ihren tief oder zart gedachten sinnvollen Emblemen, mit Stillschweigen übergangen, so wie den mächtigen Einfluß der Ereignisse und der Berührungen mit dem Auslande, die den Gesichtskreis Einzelner, dann im Allgemeinen oft ändern mußten. Unseliger Fluch der Deutschen, nur an Büchern und sonst an nichts als an Büchern zu hängen; bodenloses Übel, das am geistigen Leben und an der Kraft der Nation fort und fort frißt!

Indem der Verfasser nun alle von ihm aufgezählten Gattungen von Schriftwerken durchgehen wird, werden sich eine Menge unabweisliche Fragen zur Beantwortung aufdringen, nämlich: Ist der Mythus z. B. von Zeus, Apollo, Herkules u. s. w. bei Furnutus und Proklus noch derselbe wie im Homer? mit andern Worten: dachte sich Homer bei seinen Dichtungen denselben fysikalischen oder ethischen oder metafysischen Sinn, den die nachmaligen Schriftsteller anführen? mit noch anderen Worten: haben die allegorischen Ausleger Homer's und der Mythologie, Metrodor von Lampsakus, Heraklitus, späterhin Olympiodor, Kronius, Porfyrius, Nemesius, Proklus u. s. w. überall den alten Traditionen über den Sinn Homer's nachgespürt, oder haben sie andere, neue, individuelle Ansichten selbst aufgestellt oder von Andern angenommen? und von wem? und welche? Zweitens: sind die Erklärungen, oder, wie es der Verfasser zu nennen scheint, ist die Entwicklung der Mythen bei den Erklärern übereinstimmend, oder zur Übereinstimmung zu bringen? welche Entstehung und Familie haben die einzelnen Erklärungsarten? Drittens: Ist zu dem, was man etwas bequem, **concesso sed non probato**, als ursprünglich griechischen klassischen Mythus annimmt, nichts Ausländisches, Fremdartiges hinzugekommen; und, wenn dies, von wem? und woher? und wann? und was? und in wie weit? Es ist klar, daß Alles so Hinzugekommene nicht mehr eine Entwicklung der griechischen Mythologie wäre. Lauter Fragen, die, vom Begriff genetischer Grundsätze unzertrennlich, und bei jedem Mythus wiederkehrend, den Gang, welchen der Verfasser vorgezeichnet, jeden Augenblick in Kreuz und Quer durchbrechen und geradezu zerstören werden.

Noch hätten wir über den Ausdruck: Klassische Mythologie Manches zu bemerken; wir wollen uns für diesmal kurz fassen. Bekanntlich haben die Alexandrinischen Grammatiker, Aristofanes von Byzanz und Aristarch, da der Schwall der Schriftsteller täglich wuchs, nach deren Vortreff-

*) Es versteht sich, daß die eigentlichen Göttermythen von den Sagen über die Heroenzeit wohl zu scheiden sind.

ichkeit mit subjektivem, aber allgemein angenommenem Urtheile eine Auswahl angestellt, und die ausgezeichneten in einen Kanon gebracht (man nannte sie die enkyklischen, die übrigen die ekkritischen; die Tragiker schied man in die der ersten und der zweiten Ordnung); die Römer aber theilten ihre Schriftsteller nach einem vom Zensus genommenen Tropus in klassische und in solche, die infra classem seien. Nun denn, ist klassische Mythologie diejenige, welche unter allen Mythologien an Wahrheit und Tiefe den ersten Rang behauptet? Das wird, wie die Erhebung einzelner Schriftsteller zur Klassizität eine Kenntniß aller vorausetzt, einen weiten Horizont von Studien bedingen, von welchem sich die deutschen „Philologen und Schulmänner" bis jetzt ferner als billig gehalten haben. Oder heißt klassische Mythologie nur kurzweg die Mythologie der klassischen Autoren? hier tritt dieselbe Frage ein: Sind die Schriftsteller der Griechen und Römer die, weithin vor denen aller andern Völker ausgezeichneten? Die deutschen Filologen und Schulmänner kämpfen dafür als freilich pro aris et focis suis mit hergebrachten und (sei der Ausdruck gewagt) abgebrauchten Fraseologien: auch diese Frage wird bei den Schätzen des Orients, die sich immer mehr erschließen*) und des Okzidents, die schon lange erschlossen, aber ignorirt sind, noch einer Epikrisis zu unterwerfen sein. Aber wir bescheiden uns; klassische Schriftsteller seien nun einmal die in den lateinischen Klassen zu lesenden und von den deutschen Filologen ausschließend behandelten: wenn nun doch der Verfasser in seiner Vorrede klagt: „Nun gibt es zwar der mythologischen Hand- und Lehrbücher gar viele und verschiedene; allein, ohne uns auf eine weitere Beurtheilung jener sogenannten Mythologien, wie sie wohl hin und wieder in den Händen der Schüler sich befinden, näher einzulassen, so scheint doch, wenigstens unter den uns bekannten derartigen Werken, keines so recht eigentlich dem Bedürfnisse der studierenden Jugend auf gelehrten Schulen völlig zu entsprechen," dann, ohne alle Konsequenzmacherei, o Ehre der deutschen Filologie, die sich nun schon durch so viele Jahrzehende jedesmal des Zeniths der Errungenschaft berühmt, und in neuester Zeit auf Angelo Mai (dessen drei Mythografi übrigens ganz unverächtlich sind) mit dem Zugeständnisse des „Fleißes!" herabblickt: nicht einmal circa hunc vilem patulumque orbem ein genügendes Handbuch? Darüber werden die deutschen Philologen und Schulmänner, wenn sie heuer wieder zusammenkommen, um sich über den blühenden Zustand der „Philologie" gegenseitig zu felizitiren, mißfällige Äußerungen zu machen Gelegenheit haben. Wir aber enthalten uns für diesmal des Weiteren; dem Verfasser gestehen wir noch einmal zu, ein sorgfältig verfaßtes, durchaus zweckmäßiges Handbuch für Schüler gegeben zu haben; nur auf das Sinnreiche, tausend neue geistreiche Anwendungen (Chrieen) Bietende und dazu Erweckende der mythischen Allegorie hätte er das Augenmerk der Schüler mehr richten können; das ist vielleicht der barste Gewinn, den Jeder aus der griechischen Mythologie ziehen kann.

*) Mögen die „Philologen" wenigstens Herbelot's „Bibliothèque orientale," oder, um von Einem Volke zu reden, Hammer's „Geschichte der schönen Red künste Persiens" (welch ein Schatz von Tiefe, Kühnheit, Schönheit und Grazie des menschlichen Geistes?) durchzublättern Zeit finden!

Ueber das älteste Vorkommen des Namens Oesterreich.

Von Joseph **Diemer**, Skriptor an der k. k. Universitäts-Bibliothek.

> Ea quae dicta sunt intuere; ad ea quae dicta sunt, non fallaciter eludendo, sed rationabiliter disputando, responde.
>
> S. Augustinus.

Wir haben in unserem Aufsatze über Gráz *), da wo von der Unzweckmäßigkeit, die Schreibweise der Eigennamen auf ihre älteste Form zurückzuführen, die Rede war, unter vielen Beispielen auch Folgendes angeführt: „daß man von jenem Grundsatze ausgehend, auch wieder anfangen müsse, Ostarrichi für Österreich zu schreiben, weil dieses Wort vor einem Jahrtausend, als es das erste Mal vorkam, und noch bis in das 16. Jahrhundert herab so geschrieben wurde," und fügten die untenstehende Note hinzu **).

Diese schlicht und einfach hingestellte Ansicht wurde vom Herrn Mathias Koch sarkastisch mit dem Namen einer neuen Entdeckung beehrt und in doppelter Beziehung falsch genannt ***).

Wir würden diesen Ausspruch eben so, wie seine erste Entgegnung auf unseren Aufsatz, gutmüthig hingenommen und nicht weiter berücksichtigt haben, wenn mit diesem Gegenstande nicht auch ein größeres wissenschaftliches Interesse verbunden, und anderentheils die Aufforderung an uns ergangen wäre, auf diesen direkten Angriff für jeden Fall zu antworten, weil sonst Viele glauben dürften, es lasse sich dagegen nichts Erhebliches einwenden. Wenn wir es aber unternehmen, so geschieht es wahrlich nicht, um vielleicht an fremder Schwäche unsere Stärke zu zeigen, oder aus Lust, da zufällig an Andern meistern zu können, wo uns selbst noch die Hilfe und Nachsicht unserer Freunde noth thut, sondern eben nur aus obigen Gründen, und weil sich wohl schwerlich eine andere Feder hiezu herbeilassen dürfte. Wir wollen daher obenangezeigte Kritik des genannten Hrn. Verf. etwas näher beleuchten, und sehen, ob das über uns verhängte **Anathema sit**, wirklich auf so fester Grundlage beruhe, als man aus seiner Darstellung abnehmen sollte.

Ehe wir jedoch beginnen, müssen wir, diese Gelegenheit benützend, aus seiner früheren Erwiderung ****) ein Paar Punkte hervorheben, nicht als ob wir mit den übrigen einverstanden wären, sondern nur, um durch diese zu zeigen, daß wir auch über die andern wohl Manches sagen könnten.

Herr Mathias Koch behauptet nämlich dort, daß bei der Regulirung der Schreibweise der Ortsnamen „ihre Zurückführung auf die

*) Wiener Zeitung 1844, 9. und 10. Mai.

**) Der Name Österreich kommt zuerst in Otfrid's Krist vor. Siehe Schilter's thesaur. I. p. 1. und die Ausgabe von Graff S. 1, die Stelle lautet: Ludouuico orientalium regnorum regi sit salus aeterna (reg. v. 843—876). Lúdouuig ther snéllo. thes uúisduames fóllo. er óstarrichi rihtit. ál. so fránkono kúning scal. Ludwig der Starke, der Weisheit voll, beherrscht Österreich all', wie's der Franken König soll. Da dieses Werk anerkannt vor dem Jahre 873 geschrieben wurde (siehe Graff's Einleit hierzu, S. VI), so folgt hieraus, daß dieser Name schon damals gewöhnlich war, denn sonst hätte sich Otfrid desselben nicht bedienen können, und daß er also wenigstens um 124 Jahre früher vorkömmt, als man bisher geglaubt hat. Die österreichischen Geschichtsschreiber setzen sein erstes Erscheinen, gestützt auf eine Urkunde Otto III. gewöhnlich in das Jahr 996. — S. Pez. Scriptt. rer. aust. I. p. XXX. Rauch und Schrötter, Österr. Gesch. I. 160 des letzteren Staatsgesch. S. 115. Arneth, Gesch. Österr. S. 32. Beidtel S. 101. Haßler S. 20. Meynert und Svorschil habe ich nicht zu Handen. Selbst Herr Kustos Bergmann sagt hiervon in den Wiener Jahrb. Bd. 103, Notizenbl. 6: „Die Urkunde ist um so wichtiger, weil in ihr zum ersten Male der Name Österreich erscheint. — quasdam nostri juris res in regione vulgari vocabulo Ostarrichi (daher richtiger Österreich als Östreich, wie es so Vielen beliebt) in Marcha." Die Urkunde befindet sich in Hund's Metrop. Salisb. I., p. 139, wo aber die betreffende Stelle falsch so heißt: „vulgari nomine Ostirrichi in Waccha," daher, wie oben Herr Kustos Bergmann gethan hat, stets nach Meichelbek's Hist. Fris. I. 193 zitirt werden muß.

***) Siehe: Österr. Blätter für Literatur und Kunst, IV. Quartal, Nr. 61.

****) S.: Österr. Blätter für Literatur u. Kunst, 1844, III. Quart., Nr. 34.

ursprüngliche Form das einzige richtige Prinzip" sei, fügt aber gar wohl einsehend, daß er in der Anwendung dieser früher als „unabänderlich" dargestellten Regel ad absurdum getrieben werden könnte, nun die Klausel hinzu, „daß solches nach Maßgabe der Thunlichkeit zu geschehen habe." — Wir erlauben uns hierauf die bescheidene Frage: Wer bestimmt denn diese Maßgabe der Thunlichkeit? — Ist es vielleicht die Mode, oder die Willkür und Laune eines Jeden, oder ist es die historische Grammatik? Und in diesem Falle wären wir also doch wieder auf dem Punkte, von dem wir ja selbst ausgegangen sind. Haben wir nicht die ursprüngliche Form des streitigen Namens zu Grunde gelegt, und aus der Grammatik nachgewiesen, daß solches in dem besprochenen Falle nicht thunlich sei? — Zum Beleg aber, daß wir dabei doch nicht so ganz irre gegangen sind, sei es uns erlaubt, nachträglich auf die Schreibweise eines Jac. Grimm, in den Göttinger gelehrten Anzeigen, 1838, I., 551 und 555.; ferner aus der neuesten Zeit, wo die Annahme der einen oder andern Form noch von höherer Bedeutung ist, auf die eines Böhmer (Regesta imperii inde ab a. 1246—1313. Stuttg. 1844, pag. 100), Chmel, in den Jahrb. d. Literatur, Bd. 106, S. 248. Karajan (Seifrid Helbling in Haupt's Zeitschr. IV. S. 281); und Vilmar (Vorlesungen, Marbg. 1845, S. 272) aufmerksam zu machen. Diese Namen haben, wie Jedermann weiß, einen guten Klang, und man hört sie gerne, wenn ihre Träger auch irren sollten.

Wenn wir ferner in dem bezeichneten Versuche oftmals von dem durch den Entwicklungsgang der Sprache herbeigeführten Umlaut reden, so kehrt Hr. Mathias Koch diesen Satz um, und macht daraus einen reinen Gallimathias, ein wahres Hysteron Proteron, indem er uns folgende Worte unterstellt: „Weil die Schreibweise Gräz in dem durch den Umlaut herbeigeführten Entwicklungsgang der Sprache begründet ist, deshalb ist sie die richtige." Wir fragen wieder, was soll das heißen, ein durch den Umlaut herbeigeführter Entwicklungsgang der Sprache, und wo haben wir dergleichen jemals gesagt? Wurde der Entwicklungsgang der Sprache durch den Umlaut, oder dieser in jenem herbeigeführt? Und doch scheint Hr. Mathias Koch in vollem Ernste der ersten Ansicht zu sein; dies liefert einen neuen Beweis von seiner völligen Unkenntniß des Umlautes, auf welche wir in einer Note des gedachten Aufsatzes schon einmal hingedeutet haben.

Wenn wir drittens sagen: die Ansicht des Verfassers *), der Umlaut sei einer „Zopfperiode," einer „Rokokozeit" unserer Sprache zuzuschreiben, weshalb man ihn als ein „unechtes Pfropfreis abthun" müsse, verdiene wohl keiner Erwiderung, da er sich gerade in der Blütezeit unserer Sprache und Literatur im 12. und 13. Jahrhundert am meisten ausgebildet habe, so belehrt uns dagegen der Verfasser und meint: „Wie bekannt ist der Umlaut jener große Moment des Verderbnisses der deutschen Sprache, wodurch dieselbe ihre ursprüngliche tiefe Bedeutsamkeit einbüßte, in allen Theilen vielfach abgeschwächt, und des Wohlklanges, so wie der Leichtigkeit für die poetische Behandlung im hohen Grade verlustig wurde." Er betrachtet ferner den Umlaut als ein „unbestreitbares und in seinen Folgen schwer empfundenes Verderbniß des sprachlichen Entwicklungsganges, als eine krankhafte Erscheinung" ꝛc. Jedermann sieht hieraus, daß es schwer ist, mit Hrn. Mathias Koch zu reden; ihm ist also die Zeit der Abfassung des Nibelungenliedes und der Gudrun eine Zopfperiode der Sprache — ihm ist der Umlaut in den Schöpfungen eines Wolfram, Walter von der Vogelweide, Hartmann von Aue ein unedles Pfropfreis, das man abthun muß, für ihn ist wahrscheinlich auch ihre Sprache bedeutungslos und in allen Theilen vielfach abgeschwächt und ihr Versbau in seinem Ohre ohne Rhythmus und Wohlklang. — Vilmar hat von der Sprache dieser Zeit eine ganz andere Meinung. Er hält sie unserer heutigen an „Reichthum der Bezeichnungen, Feinheit des Ausdrucks, Bestimmtheit der Laute, Reinheit und Wohlklang der Reime weit überlegen." Vorles. S. 44. Siehe auch Grimm's Gramm. I². S. XXVII. ff. u. I². S. 22. Wir sind keine unbedingten Vertheidiger des Umlautes, und fest überzeugt, daß durch ihn der Wohllaut unserer Sprache in manchen Fällen beeinträchtigt wurde, allein für solch' einen großen Sündenbalg hätten wir denselben doch nicht gehalten, daß man nun gegen ihn mit Feuer und Schwert zu Felde ziehen müßte. — Gesetzt nun, die oben ausgesprochenen Behauptungen wären buchstäblich wahr, so fragt sich's: Sollen wir in Folge dessen, wie es der Verfasser mit einigen Namen wirklich versucht hat, die Umlaute in unserer Sprache sammt und sonders ausrotten, oder soll dieses etwa wieder nur nach Maßgabe der Thunlichkeit geschehen, und wird Hr. Mathias Koch diese Maßgabe der Thunlichkeit bestimmen? —

Der Verfasser scheint jedoch in diesem Punkte die Stellung des Grammatikers durchaus zu verkennen. Dieser hat wohl den Bildungsgang der Sprache zu erforschen und getreu darzustellen, keineswegs aber zu verarbeiten und zu meistern, er hat den Sprachgebrauch der Gebildetsten wahrzunehmen, nicht aber zu tadeln und umzugestalten, und nur da, wo dieser schwankt, ist es seine Aufgabe, ihn, dem Genius der Sprache gemäß, in die rechte Bahn zu leiten; — ob nun das Resultat schön oder unschön ist, muß ihm hierbei gleichgiltig sein, und die Wahrheit ihm mehr gelten, als seine vorgefaßte Meinung. (Siehe Lisch Jahrb. der Filologie und Pädagogik, Jahrg. V., Hft. 2., S. 16.) Fast möchten wir glauben, daß er durch die lebendige Darstellung der Vorzüge unserer althochdeutschen Sprache, wie sich solche in der Einleitung zum Graffischen Sprachschatze und zu Otfrid's Krist findet, irre geleitet, die Absicht, zum Studium derselben aufzumuntern, übersehen und dadurch jene einseitige Ansicht erlangt hat, welche auf obige Weise ausgesprochen, wohl schwerlich ein Sachkundiger unterschreiben wird.

Nach dieser Abschweifung wollen wir nun auf die angezeigte Kritik selbst übergehen. Wir haben oben die bestrittene Anmerkung zu dem Behufe ihrem vollen Inhalte nach wieder abdrucken lassen, damit der Leser um so leichter vergleichen könne, ob das, was dort gesagt wird, mit dem, was Herr Mathias Koch darin findet, wohl auch ganz übereinstimme. — Auf obige Note also erwidert er Folgendes: Das Ostarrichi in dieser Stelle soll also der Name unseres Vaterlandes (des Erzherzogthumes, des Stammlandes und der Monarchie), und das früheste und ursprünglichste sein, welches urkundlich vorliegt? — Beides ist falsch.

Wir fragen nun dagegen: Wo steht denn in unserer Note auch nur Ein Wort davon, daß unter dem Ostarrichi Otfrid's das Erzherzogthum Österreich gemeint sei? — Hierauf wird uns der Verfasser wahrscheinlich entgegnen: Warum wird, wenn solches nicht der Fall ist, das Ostarrichi in besagter Stelle mit Österreich übersetzt? Wir erlauben uns hier eine zweite Frage, die sich wohl auch der Verfasser hätte stellen können und füglicherweise auch hätte stellen sollen, ehe er, auf eine so schwache Grundlage gestützt, zu einer so scharfen Rüge geschritten ist.

Könnte denn das Österreich in jener Übersetzung nicht ein Druckfehler sein, für welchen Ostreich hätte gesetzt werden sollen." Sind denn nicht auch in seinem eigenen Aufsatze „Gratz und keineswegs Grätz", eben da, wo vom Vorkommen des Namens Österreich die Rede war, etliche unterlaufen, so daß statt dem Jahre 996. 906, dann statt des althochdeutschen Graffischen Grazzo, grazliihho, Grazz und Grazliisso stehet? Würde hierdurch der Vorwurf, den er uns zu machen gedenkt, nicht völlig beseitiget werden? Hr. Mathias Koch möge nur gefälligst erwägen, was er sagen würde, wenn auf einmal von uns eine Kritik ausginge, in welcher wir ihn, gestützt auf obige Versehen, gleich Unkenntniß der Geschichte und der althochdeutschen Sprache vorwerfen möchten?

Übrigens möge er in Folge des Gesagten nicht glauben, daß wir das, was wir allenfalls in der Übersetzung verbrochen haben, dem Preßbengel aufbürden wollen. Wir erklären sie im Gegentheile für authentisch, und wollen hier einige Erläuterungen derselben beifügen.

(Fortsetzung folgt.)

*) In dem Aufsatze: „Gratz und keineswegs Grätz." C. 8. 1844. Beibl. Nr. 2.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 18. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 21.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Melly: Vaterländische Städtegeschichten. — Feuchtersleben: Über ärztliche Seelenkunde. (Schluß.) — Diemer: Über das älteste Vorkommen des Namens Österreich.

Vaterländische Städtegeschichten.

Anzezeigt von Dr. Eduard **Melly** in Wien.

I. Artikel.

Es ist eine alte Klage unter den Freunden vaterländischer Literatur, daß uns eine, auf die Quellen gestützte, gut geschriebene, den Gelehrten so wie den Gebildeten überhaupt ansprechende Geschichte Österreichs bis jetzt mangle. An Kompilazionen einerseits, an trefflichen Geschichten einzelner Perioden, Regenten, Abteien, — kurz an werthvollen Beiträgen zu einer künftigen Landesgeschichte andrerseits, fehlt es keineswegs. Allein die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte von vormals und jetzt ist eine total verschiedene, sie hat sich von dem einseitigen Standpunkte einer Regentenbiografie, von der Erzählung von Schlachten und Siegen, von Haupt- und Staatsaktionen zu der Zusammenfassung aller bedingenden Elemente der verschiedenen Zeitalter erhoben, und dazu reichen unsere Quellen noch nicht aus, denn zwischen der Vollständigkeit derselben in Bezug auf jenen früheren historischen Standpunkt und ihrer Kärglichkeit in Bezug auf Volks-, Kultur- und Kunstgeschichte herrscht eine Disharmonie, die durch rastlose Forschung und Veröffentlichung archivalischer und archäologischer Schätze erst ausgeglichen werden muß, ehe zur kritischen Sichtung der schon vorhandenen Quellen, und endlich zu einer übersichtlichen und möglichst vollständigen Erzählung der Begebenheiten nach ihrer Folge und aus ihren Motiven fortgeschritten werden kann. Wie dies nur durch Vereinigung gleichgesinnter, berufener Männer, durch historische Vereine möglich sein wird, was dabei hauptsächlich vernachlässigt worden, und daher zuerst in's Auge zu fassen ist, — darüber, so wie überhaupt über den Zustand der Alterthumskunde in Österreich, werde ich hoffentlich bald Gelegenheit finden, meine Meinung den verehrlichen Lesern dieser Zeitschrift zur Prüfung vorzulegen. Eine ergiebige Quelle zum Verständniß der Volksgeschichte werden vorzugsweise die Archive unserer Städte erschließen; Stadtgeschichten mit Beifügung ihrer urkundlichen Beglaubigung, mit Aufzählung und Würdigung ihrer Denkmale sollten ein Hauptaugenmerk unserer bestehenden und unserer werdenden historischen Vereine sein. Sind einmal die wichtigeren Städtegeschichten und Urkunden veröffentlicht, so wird das Resultat der Vergleichung ihrer Rechte, Freiheiten, Privilegien, ihres Wachsens, Blühens und Sinkens, ihres Gemeingeistes, ihrer obrigkeitlichen, kirchlichen und bürgerlichen Einrichtung, der Wechselwirkung zwischen Landesherrn, Bürger und Adel ein für die allgemeine Landeshistorie Wichtiges, vielfach Berichtigendes und Aufklärendes werden. Ich erlaube mir in den folgenden Blättern die seit einigen Jahren von patriotischen Männern herausgegebenen Städtegeschichten den Lesern dieser Zeitschrift mit einigen kurzen Bemerkungen vorzuführen, und am Schlusse das, was ihre Verfasser im Vergleiche zu einander geleistet haben, und was von ihnen außer Acht gelassen wurde, anzudeuten. Ich beginne heute mit zwei der jüngsterschienenen Schriften dieser Art, und werde früher erschienene nach ihren verschiedenen Länderabtheilungen, ohne auf die Zeit der Veröffentlichung Rücksicht zu nehmen, nachfolgen lassen.

---

1. Die Privilegien der k. k. landesfürstlichen Stadt Radkersburg in Untersteier, nebst einer kurzgefaßten Geschichte und Beschreibung dieser Stadt, ihrer Merkwürdigkeiten und Umgebungen. Herausgegeben zum Besten des daselbst neu errichteten Krankenhauses. Radkersburg 1842. (Commission bei Damian und Sorge in Grätz.) VIII und 168 S. in 8. Mit fünf Lithografien und einem Holzschnitt.

Nach einer energisch geschriebenen Vorrede, in welcher Zweck und Plan des Buches auseinandergesetzt werden, stellt der Verfasser 47 Privilegien der Stadt Radkersburg (den Zeitraum von 1308 bis 1803 umfassend) in chronologischer Ordnung zusammen. Siebzehn darunter gehören dem vierzehnten, sechzehn dem fünfzehnten, sechs dem sechszehnten, sechs dem siebzehnten, je Eines dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte an. Das älteste dieser Dokumente ist vom Herzog Friedrich, dd. „Gratz 1308," und gestattet den Bürgern Richter und Geschworne selbst zu wählen. Zehn Jahre darauf gibt ihnen derselbe Friedrich, nunmehr römischer König, das Recht, ihre Schuldner, die zur Stadt kommen, festzuhalten und zur Zahlung zu nöthigen, dd. „Gratz 1318." Zwei weitere Privilegien, Mauthfreiheit und Schenkbeschränkung angehend, sind von demselben Landesherrn. Von Albrecht dem Lahmen sind vier Gnadenbriefe angeführt,

worunter der (Nr. 7) charakteristisch ist, in welchem der Herzog kundgibt, daß der Streit zwischen den Edelleuten, die in der Stadt Behausung haben, und den Bürgern, von ihm geschlichtet worden sei, und zwar, daß es den Edelleuten frei stehe, in der Stadt Häuser zu haben, daß aber der Besitzer oder ein „Pidermann" als Stellvertreter oder Wehrmann darin sei, wenn die Stadt angegriffen würde, auch soll Jeder in seinem Hause einen Verschleißer seines Weines und Getreides, und auch einen beliebigen Handwerker halten, jedoch soll der Hausbesitzer zu Markt und Kirchweihzeit nicht mehr zum Verkauf auslegen, als den Werth eines halben Pfundes Geld; endlich soll die Stadt bei ihren Rechten bleiben, eben so die Behausungen, und kein Schenk- oder Gasthaus innerhalb einer halben Meile geduldet werden; dd. Wien 1355. — Von dem prachtliebenden, seiner Zeit vorauseilenden, in Lob und Tadel bis jetzt viel zu einseitig gewürdigten Rudolf IV. sind drei Urkunden für Radkersburg mitgetheilt, darunter Eine (sub Nr. 10) durch die Menge und den Rang der Zeugen von allgemeinerem Interesse. Auch die folgenden Herzoge Albrecht, Leopold, Wilhelm und Ernst vermehrten das Ansehen und die Wohlhabenheit der Stadt mit wichtigen Rechten, so z. B. der Gerichtsbarkeit, Niederlagsrecht, Brückenmauth, Marktverbot der Umgebung. Von dem schreibseligen Friedrich III. besitzt die Stadt dreizehn Privilegien, darunter über Schiffmauth, Markt, Rathwahl, — das Verbat, den Schuldbrief eines Christen an einen Juden zu übergeben ꝛc. — Die Urkunden der folgenden Landesherren (Max I., Ferdinand I., Karl II., Rudolf II., Mathias, Ferdinand II., Ferdinand III., Leopold I., Karl IV. und Franz I.) enthalten größtentheils nur Bestätigungen früherer Privilegien. Zu dem leidigen Gratzer seu Grätzer Streit liefert das Urkundenbuch den Beitrag, daß dreimal (1308, 1360, 1383), Gratz, viermal Gretz (1318, 1320, 1342, 1385) als Namensbezeichnung der steirischen Hauptstadt im vierzehnten Jahrhundert vorkommt. Von da an bleibt Gretz die festbestehende Form. — Nach diesem Urkundenbuche läßt der Verfasser die „Skizze zu einer Geschichte der Stadt" folgen, nachdem er allgemein Landesgeschichtliches vorangeschickt hat. Daraus ersehen wir, daß die ersten Anfänge der Stadt eben so in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, wie es die Inkunabeln fast aller alten Städte bedeckt. Erst 1117 kommt der Stadtname urkundlich vor, unter Herzog Ottokar 1182 schon als praefectura desselben, in welcher er sich 1183 und 1184 vielfach aufhielt, wie daselbst ausgestellte Urkunden beweisen. Mit Steiermark kam auch Radkersburg 1192 an Österreich, trat jedoch in der Fehde zwischen dem streitbaren Babenberger Friedrich und dem gleichnamigen Kaiser auf die Seite des Letzteren. Während des Zwischenreichs von dem Grafen von Agram für den ungarischen Königssohn Stefan besetzt, kam es 1260 in böhmischen, durch die Marchfeldschlacht aber in habsburgischen Besitz. Kaiser Rudolf belehnte seinen Sohn auch mit Steiermark, der das schöne Land durch die Einfälle der Ungarn und die kriegerische Untüchtigkeit des Abtes Heinrich von Admont gefährdet sah, und nur durch die Tapferkeit und die beharrliche Treue der Bürger von Fürstenfeld, Pettau und Radkersburg, die den Feind aufhielten, vor dem Verlust desselben bewahrt wurde. Zu Anfange dieses Abschnittes erwähnt auch der Verfasser der verschiedenen Sagen und Erklärungen des Stadtnamens. Daß er nicht slavisch, sondern echt deutsch, darüber könnte sich nur der radikalste Panslavist täuschen. Gewiß ist, daß schon lange vor dem urkundlichen Dasein der Stadt ein edles Geschlecht von „Rukkersburg" unter den steierischen Ministerialen erscheint, daß am Fuße ihrer Burg allmälig die Stadt sich anbaute, und daß sie also wahrscheinlich den Namen mit jener theilte, die wohl nichts weiter sagen will, als „Burg des Rudger, Radger, Ratker u. s. w." — Im folgenden (vierzehnten) Jahrhundert erreichte durch wichtige Vorrechte das Stadtwesen von Radkersburg seine Blüthe, die Lage der wohlbefestigten Stadt an der Grenze des kriegsbereiten Ungarns mag wohl ein Hauptmotiv dieser Gnadenzeichen gewesen sein. 1311 brach die erste Judenverfolgung aus. — Bald sollte sich Gelegenheit bieten, die Gnadenverleihungen der Landesherren durch treue und heldenmäßige Tapferkeit mehr als zu vergelten. Achmet Bei, Feldherr des Sultans Mahomed I., drang 1418 über die Grenze und berannte Radkersburg in drei Stürmen, welche die wackere Bürgerschaft mit unglaublicher Tapferkeit zurückschlug. Frauen und Mädchen standen den Männern in Herbeischaffung der Geschosse und Pflege der Verwundeten nicht allein, sondern in Kampf und Tod zur Seite und noch bis auf unsere Tage ist die rührende Episode gekommen, wie eine edle Bürgerstochter an die Stelle ihres gefallenen Geliebten trat, bald aber, von einem Pfeile zum Tode getroffen, auf die geliebte Leiche niedersank, im Tode wie im Leben vereint. Durch die lange Dauer der Belagerung gewann Herzog Ernst der Eiserne Zeit, sein Heer zu vervollständigen, mit welchem er sofort den Osmanen entgegenzog, und bei Freudenau eine Schlacht lieferte, deren Resultat die Flucht der Feinde war, deren Reste durch einen wohlberechneten Ausfall der Radkersburger vollends zersprengt wurden. Mit Jubel öffnete die Stadt ihrem Herzoge die Thore, welcher hier einen Landtag, und dann in Gratz mit kriegerischem Gepränge seinen Einzug hielt. Ernst's Nachfolger, der langmüthige, filisterhafte Friedrich, dankte der Stadt mit vielen neuen Privilegien. Diese konnten aber Radkersburg nicht schützen vor der Besetzung durch Mathias Corvin, welcher der Stadt dieselben Freiheiten wie Ofen verlieh. Durch den Frieden, welchen Max I. mit dem ungarischen Könige schloß, wurde die Stadt wieder österreichisch, und dem ganzen Lande der Friede wiedergegeben. — 1496 wurden die Juden, wie aus ganz Steiermark, so auch aus Radkersburg gewiesen; der Handelsverkehr durch die Lage an der Grenze und einem Flusse begünstigt, durch den Landfrieden gesichert, blühte rasch auf, die Bevölkerung wuchs, der Magistrat gewann eine feste wohlorganisirte Gestalt, die unabhängiger Selbstständigkeit nahe kam. Die Seelsorge überwachte der Pfarrer, von dem Sekauerstuhle eingesetzt. Zu Ende der Regierung Ferdinand I. gewann die reformirte Lehre viele Anhänger in der Stadt, die sich bald so vermehrten, daß zwei von der Regierung abgesendete sogenannte Reformations-Kommissionen fruchtlos blieben, und erst im folgenden Jahrhunderte es einer dritten mit Waffengewalt einschreitenden Kommission gelang, die Bürger zur Rückkehr zur allein seligmachenden Kirche zu überreden oder zur Auswanderung zu veranlassen. Kirche, Schule und Pfarrhof der Lutheraner wurden gesprengt. Die Details dieser Vorgänge sind in

dem Buche sehr interessant und mit lobenswerther Gesinnung erzählt. — Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde Radkersburg, als erklärte Grenzfestung gegen die Türken, stark befestigt, und konnte um so sicherer den vielen Einfällen derselben (von 1603—1683) widerstehen. — 1617 wurde das Kapuzinerkloster, 1643 die Frauenkirche erbaut. Die ungarischen Unruhen, die Tattenbach'sche Verschwörung, die Regelung der Posten berührten mehr oder weniger die Stadt, welche seit 1638—93 fünfmal von Feuer, dreimal von der Pest heimgesucht wurde. — Im folgenden (achtzehnten) Jahrhunderte führten die Radkersburger einen an interessanten Details gewiß reichen kleinen Krieg gegen die Kuruzzen. — „Die Türkenkriege (Karl VI.) beförderten den Handel nach Ungarn, die deutschen den nach Deutschland und Italien; jene führten Eisen nach Osten, diese alle Gattungen Früchte nach Westen, Radkersburg war der Stapelplatz — leider damals auch zum letzten Male, denn alle Zukunft ist nicht mit der Vergangenheit zu vergleichen, wenn gleich theil- und zeitweise das Städtchen wieder zu Ende dieser Periode bessere Tage sah." — Das neunzehnte Jahrhundert brachte außer der zweimaligen Anwesenheit der Franzosen, einiger hohen und höchsten Personen wenig Erinnerungswerthes für die Stadt, deren Gemeinsinn der Verfasser am Schlusse dieses Abschnittes in würdiger Weise ehrt. Der folgende enthält die „topografisch-statistische Beschreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten" und ist, wie das ganze Buch, mit Sorgfalt, Liebe und einer höchst achtungswerthen freimüthigen Gesinnung abgefaßt. Die letzte Abtheilung enthält eine gedrängte historisch-topografische Skizze der Umgebungen. Beigegeben sind dem Buche mehre lithografirte Ansichten und eine in Holz geschnittene Abbildung des alten Stadtsiegels, dessen (so wie eines kleineren Sekrets) Stempel noch vorhanden ist, und über dessen eigentliches Alter und über seine Vorstellung ich mich in den Beiträgen zur Siegelkunde des Mittelalters ausführlicher verbreiten werde.

(Schluß folgt.)

Skizzirte Uebersicht des Ganzen der ärztlichen Seelenkunde.

(Schluß.)

Haben wir auf dieser Höhe den fysiologischen Theil unserer Aufgabe überblickt, so wenden wir uns zu dem ätiologisch-semiologischen. Wir untersuchen hier die krankmachenden Beziehungen des Körpers zur Seele, wie der Seele zum Körper, wie sie die ärztliche Erfahrung hinstellt. Das Blutleben (wobei die Transfusions-Versuche nicht ohne Bedeutung sind), der Respirations-Prozeß, die Hautfunktion, die Verdauung, das Geschlechtsverhältniß und dasjenige einzelner Leibesgebilde zu einander und zum organischen Ganzen (Hypertrofien, Atrofien u. s. w.) zeigen uns hundertfache Beispiele von einer, bei Erhöhung des vitalen Prozesses erhöhten, bei seiner Depression verminderten, seelischen Energie. Eben so deutlich liegt die Macht der äußern Einflüsse: der Witterung, der Nahrungsmittel, der kosmischen Influenzen, durch Vermittlung des Nervensystems auf die Temperatur des Gemüthes am Tage. Die Leiden dieses Systems selbst aber bilden bereits den Übergang zu den eigentlichen Gemüthsstörungen, und das ursächliche Verhältniß wird hier zu einem innigeren, in sich verflochtenen. Im Gegensatze sehen wir die fysische Thätigkeit, in ihren abnormen Steigerungen, das organische Leben mit sich fortreißen und bestimmen. Wir sehen ein durch Affekte verändertes Fühlen, ein durch Leidenschaften ergriffenes Wollen, ein überspanntes oder abgestumpftes Denken, in ihrer Steigerung auch den vitalen Prozeß, in ihrer Depression auch den vitalen Prozeß steigern und deprimiren, und zwar bis zum krankhaften Zustande. Da nun die Semiotik nichts ist als eine umgekehrte Ätiologie, so läßt sich, bei einiger Intention des Selbstdenkens leicht von gewissen psychischen Zuständen, als Zeichen, auf die ihnen zu Grunde liegenden somatischen, und von somatischen eben so auf die sie bedingenden psychischen zurückschließen. Hier entsteht aus der Fysiognomik eine Pathognomik. Sie erstreckt sich auf die, im fysiologischen Abschnitte als „übergänglich" bezeichneten (halbfreien) Zustände, und wird hier zur Traumepoche im ärztlichen Sinne.

Diese Übergangszustände sind ganz geeignet, uns in das pathologische Gebiet der ärztlichen Seelenkunde, wie an einem Ariadne-Faden einzuführen. Es steigert sich nämlich in diesem Gebiete der Traum zum Idiosomnambulismus, ja Idiomagnetismus, der Schwindel und die Trunkenheit zum Delirium. Diese pathologischen Fänomene finden in den sie einleitenden fysiologischen ihre wahre Bedeutung, und namentlich ist nach meiner Überzeugung, in dem Thema vom sogenannten animalen Magnetismus nur dann Licht und Heil zu erwarten, wenn man es aus dem rein pathologischen, nie aber, so lange man es aus dem poetischen, ethischen oder gar religiösen Gesichtspunkte betrachtet. Rücksichtlich des Delirium beantwortet sich durch diese Forschungen die oft ventilirte Frage: ob es mit Wahnsinn identisch sei oder nicht? dahin, daß sie sich zu einander wie Theil und Ganzes verhalten; so daß man sagen kann: jedes Delirium ist Seelenstörung, aber nicht jede Seelenstörung ist Delirium.

Der vorgezeichnete Gang führt uns sodann zu den krankhaften Zuständen der einzelnen psychisch-fysischen Lebensäußerungen in derselben aufsteigenden Reihe, in der wir sie fysiologisch aufbauten. Das Gemeingefühl erkrankt, indem es zu stark, zu schwach, der Art oder seinen einzelnen Heerden nach affizirt ist, oder zuletzt auf eine, aus allen diesen Kategorien abenteuerlich gemischte Weise, in jenen berüchtigten Krankheitsformen, die man bei Männern, als vorzüglich im Solarheerde vorwaltend, Hypochondrie, bei Frauen, als vorzüglich im Uterinheerde herrschend, Hysterie zu nennen und mehr zu belächeln, als, wie sie es fordern, zu bemitleiden pflegt. Die Sinne lassen, nach demselben Schema, Zustände der Hyperästhesie, Anästhesie, Pseudästhesie unterscheiden. Hier kommt das wichtige Kapitel von den Illusionen und Halluzinationen zur Sprache. Jene stellen dem Bewußtsein die wirklich vorhandenen Objekte anders als sie sich verhalten, diese die gar nicht vorhandenen als wirklich dar. Jene sind Täuschungen mehr auf der fysischen Seite, diese mehr subjektive Vorgänge im Organe selbst, welche das irre Bewußtsein objektivirt. Die Aufmerksamkeit erkrankt gleichfalls durch Überspannung (Vertieftheit), Schwächung, Richtungswechsel (Zerstreutheit). Eben so die Bewegung in Erregtheit, Lähmung, klonischem Krampfe; das Gedächtniß in Hypermnesie, Amnesie

*

und Erinnerungsfantasmen. Liefern alle diese Zustände, wie ihre Ursachen und ihre Wesenheiten theoretisch vermuthen lassen, und ihr Verlauf wie ihre Ausgänge praktisch nachweisen, wahre Übergangspunkte in die eigentlich sogenannten Psychopathien, so sind es die, nach eben dem Schema zu ordnenden Leiden der Fantasie, welche diesen Übergang wirklich bewerkstelligen. Wir haben in der Fantasie, bei der psycho-fysiologischen Betrachtung, das innerste Bindungsglied zwischen den seelischen und leiblichen Vorgängen, die Wurzel der Individualität, die Bildnerin jeder menschlichen Einzelwelt, den Mittelpunkt jeder konkreten Persönlichkeit anerkannt. In diesem Mittelpunkte muß die Erschütterung eintreten, die ein psychisch-fysisches Wesen aus seinen Fugen reißen, die es verrücken soll. Über dieser Region ist rein geistiges, unter ihr rein körperliches Element; dort Tugend, Laster, Erkenntniß, Irrthum, hier Blut- und reines Nervenleiden; in ihr krankhafte Seelenstörung. Selbst der Sprachgebrauch bezeichnet „den nach seiner Fantasie lebenden Menschen" als Kandidaten der Narrheit. Diese tritt aber erst ein, wenn nicht die vorerwähnten einzelnen Sfären, sondern ihre Totalität durch mehrfache Störung erschüttert ist. Psychopathien oder Persönlichkeitskrankheiten also nennen wir jene zusammengesetzten Zustände, in welchen die psychisch-fysische Wechselbeziehung in mehren Richtungen erkrankt ist, so daß dadurch die empirische Persönlichkeit des Individuums getrübt erscheint.

Ein wiederholter Blick auf die somatische, psychische und gemischte psychiatrische Theorie, von dieser Stelle aus, dient nur dazu, diese Begriffsbestimmung in ihrer ganzen Gliederung zu erläutern, zu rechtfertigen, zu umzeichnen. Es handelt sich aber nun weiter um die Subsumtion der gegebenen Formen des Irrseins unter diesen allgemeinen Begriff, d. h. um die viel besprochene, oft versuchte, aufgegebene und wieder versuchte — Eintheilung der Seelenstörungen. Ich spreche hier einfach die Überzeugung aus, die mich bei Beantwortung dieser Frage leitet. Nur die exakten Wissenschaften, die auf Denkformen beruhen, haben ein System. In den kontignirten, an denen Erfahrung und Reflexion gleichen Antheil haben, kann jede Eintheilung nichts anders sein wollen und sein sollen, als ein Behelf zur leichtern Auffassung des Ganzen, eine Anordnung zur Beherrschung des gegebenen Stoffes. Die beste wird jene sein, die, ohne Anmaßung erkünstelter Nationalität, die Fänomene so treu und rein als möglich abbildet; in denselben Gruppen, welche die Natur dem Auge des Beobachters hinlegt. Betrachten wir nun in diesem Sinne sowohl die psychopathischen Erscheinungen, wie sie das Leben bietet, als die, nach den verschiedensten Prinzipien — nach sogenanntem Seelenvermögen, nach Nervenprovinzen, nach Temperamenten, nach Kategorien u. s. f., — versuchten Klassifikationen, mit Unbefangenheit; so finden wir, daß es doch zuletzt immer vier Hauptformen sind, auf die sich alle andern reduziren lassen. Wir nennen sie: Narrheit (Wahnsinn im engern Sinne), Firwahn (mit der Melancholie), Tobsucht (mit der sogenannten Monomanie), Blödsinn (mit dem hochgradigen, endemischen Kretinismus). Ehe wir das Dasein und die Differenzen dieser Formen beweisen, schildern wir im Allgemeinen die allen zukommenden pathologischen Verhältnisse: dem Raume nach, der Zeit nach, den Ergebnissen der pathologischen Anatomie nach, den disponirenden und erregenden Ursachen nach, wobei immer auf die psychische, wie auf die fysische Seite der Betrachtung ebenmäßig Bedacht genommen wird. Die noch so sehr im Dunkeln liegende Frage über die sogenannte nächste Ursache, d. i. das Wesen dieser nächtlich-furchtbaren Erscheinung im Räthsel des Menschenlebens wird, durch alle vorangegangenen Forschungen in ihre Elemente im Allgemeinen aufgelöst, wobei besonders der Reflex der Wechselbeziehung des Blut- und Nervenlebens im Zentralorgane des letztern im Auge zu behalten ist, um sodann bei den einzelnen Formen im Besondern erörtert zu werden.

Die Naturgeschichte dieser beginnt mit der Narrheit. Als höchste Steigerung aus dem Übergangszustande des Deliriums hervorgegangen, stellt die Narrheit ein waches Träumen dar. Eine abnorme, lebhafte, von der gesunden qualitativ verschiedene psychische Thätigkeit, deren Alienation mehr in der Richtung des Erkennens als des Fühlens und Wollens hervorspringt, charakterisirt, eine allgemeine körperliche Neurose begleitet sie. Diese Form erscheint modifizirt in den Varietäten des Wahnwitzes und individueller Kombinationen. Nekroskopie und Beobachtung lassen ihre nächste Ursache im Zentrum des Zerebral-Systems vermuthen. Der Firwahn, durch Firirung aus den Fantasmen der Könästhese oder der Sinne, also aus den Übergangszuständen der Hypochondrie, Hysterie und Halluzinationen hervorgehend, stellt eine Empfindung dar, die, gleichsam organisch geworden, alle übrigen Vorstellungen des Kranken absorbirt. Diese Form erscheint in den mannigfachsten Varietäten, je nach den vielen, möglichen Vorstellungen als sogenannter metamorfosirender, ehrgeiziger, religiöser, erotischer, melancholischer u. s. w. Firwahn. Nekroskopie und Beobachtung weisen hier meistens ein Leiden der vegetativen Sfäre, also des trofischen Nervensystems nach. Die Tobsucht (Manie), zunächst aus Übergangszuständen der Erregung hervorgehend, stellt eine übereilte, fast automatische Thätigkeit mit mehr oder minder getrübtem Bewußtsein dar, durch eine gewaltsame Aufregung charakterisirt, wobei die Alienation mehr in der Richtung des Wollens als des Fühlens und Erkennens vorspringt. Hier kommt, als Varietät, die, besonders von den französischen Assisen-Verhandlungen aus, in neuerer Zeit vielbesprochene Monomanie (Manie sans délire) zur Betrachtung. Der Kranke folgt mit, in den Zwischenräumen, hellem Bewußtsein, einem verkehrten Impulse, der doch stets von irgend einer Vorstellung ausgeht; ob er dies durch Irrereden oder Irrehandeln offenbart, macht keine Differenz im Begriffe der Krankheitsformen. Feueranlegung, Diebstahl, Mord, Selbstmord sind die öftersten Tendenzen dieses unwiderstehlichen Dranges. Daß hier an kein abgesondertes Erkranken des Willens als solchen zu denken sei, lehrt eine geläuterte Psychologie, welche ja überhaupt kein vereinzeltes Wollensvermögen statuirt, und bestätigt die Beobachtung, welche stets auch ein verändertes Vorstellen nachweist. Letztere, in Verbindung mit den Ergebnissen der Nekroskopie, berechtigt vielmehr zur Annahme, daß in der Manie überhaupt ein Leiden des zerebellospinalen (motorischen) Systems als Haupturſache vorauszusetzen sei. Der Blödsinn endlich im Allgemeinen, oft angeboren, oft primär, oft die traurige Schlußszene aller vorigen Formen, geht aus diesen, oder aus den Übergangszuständen der An-

äſthesie zunächſt hervor. Er ſtellt gewiſſermaßen eine Annäherung des Charakters der Humanität an den der Animalität dar. Unvermögen zu den pſychiſchen Funktionen charakteriſirt ihn. Die Alienation äußert ſich zuvörderſt im Kreiſe des Denkens, dann aber auch des Wollens (Abulie). Statt der Varietäten ſind hier mehr die Grade des Leidens unterſcheidbar. Der niederſte, Stupidität, zeigt Unfähigkeit der höhern, der zweite, Fatuität, der niedern pſychiſchen Verrichtungen.

Den dritten und höchſten Grad ſtellt der, in ſo fern er endemiſch vorkommt, als Varietät zu betrachtende, Kretinismus dar. Er kann, am generellſten, als Entartung und Zurückbleiben aller Funktionen des pſychiſchen und ſomatiſchen Organismus bezeichnet werden. Die nächſte Urſache des Blödſinnes überhaupt iſt gehemmte Bildung oder Entwicklung des Zerebralſyſtems (Hirn-Atroſie). Oft iſt antagoniſtiſch eine erhöhte Entwicklung des gangliaren damit verbunden. Eine aufmerkſame Reaſſumirung aller über die ſpeziellen Erſcheinungen, den Leichenbefund, die Dispoſition, die Gelegenheitsurſachen und den Verlauf und Ausgang dieſer vier Kardinalformen der Pſychoſen bekannte Thatſachen, muß die weiteren Folgerungen begründen.

Ehe man an die Behandlung dieſer Zuſtände zu gehen denken kann, frägt man ſich billig, was überhaupt von einer ſolchen zu hoffen ſei? Der Zweifel, ob Seelenſtörungen jemals heilbar ſeien, — in frühern Zeiten erhoben, noch jetzt von Manchem gehegt, — wird glücklicherweiſe durch Thatſachen beſeitigt. Sie ſind es; ja ſelbſt die Natur bewirkt auch hier, von keiner Kunſt unterſtützt — freilich ſeltene — Heilungen. Das Verhältniß der Kunſtheilungen zur (relativen) Unheilbarkeit ſtellt Esquirol wie 1:3. Anhaltspunkte für die Prognoſe bieten: die Momente der Perſönlichkeit (Temperament, Geſchlecht, Alter u. ſ. w.), die Urſachen, der Verlauf und die Dauer, die Kombinationen der Pſychopathien, und die Außenverhältniſſe, inſofern ſie auf die Behandlung erſchwerend oder erleichternd influenziren. Rückſichtlich der Einzelformen iſt die Manie, beſonders die tranſitoriſche, am öfterſten, die fixe Vorſtellung ſchwerer, noch ſchwerer die Narrheit, der Blödſinn am ſchwerſten zu heilen. Derjenige Kretinismus, der eine angeborne Verkümmerung des Hirns in ſeiner zu engen Schädelhöhle bedingt, — aber auch nur dieſer — iſt abſolut unheilbar. Aber die Frage über das Heilbarſein läßt eine zweite zurück, deren Beantwortung oft noch ſchwieriger wird; nämlich die über das Geheiltſein. Bei keiner Krankheit iſt es ſo ſchwer, im konkreten Falle zu beſtimmen, ob die Heilung als vollſtändig, mit Beruhigung angeſehen werden dürfe. Die Schwierigkeit liegt in der ſchweren Diagnoſe der Pſychopathien an und für ſich, und in ihrer beſondern Geneigtheit zu Rezidiven. Anhaltspunkte bieten hier: die Betrachtung der im Einzelfalle dageweſenen Bedingungen zur Heilbarkeit, der Fänomene, welche der Heilung voranzugehen pflegen, und jener, welche die wiedererlangte Geſundheit charakteriſiren. Auf dieſe Fundamente läßt ſich ein Gebäude aufführen, das Hoffnung gibt, uns nicht den Stürmen zur Beute zu laſſen.

Die Aufgabe des therapeutiſchen Theiles der ärztlichen Seelenkunde iſt es: zuerſt die ſogenannte pſychiſche Kurmethode für ſich ins Auge zu faſſen, ſodann die Wirkung und Anwendung der körperlichen Mittel auf pſychiſche Zuſtände zu prüfen, zu den aus beiden Arten zuſammengeſetzten überzugehen, und zuletzt die Behandlung der eigentlichen Seelenſtörungen, nach ihren Formen und Doppelindikationen ausfindig zu machen. Das Bild des Seelenarztes, wie er ſein ſoll, das wir am Eingange dieſer Propyläen erblickten, tritt uns hier noch einmal mahnend vor die Augen; die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, fordern noch einmal unſere ernſte Überlegung. Wir wiederholen ſodann zu dem neuen Vorhaben den alten Gang. Wir lernen zuerſt auf die Sinne, nach ihren Empfänglichkeiten, durch ihre Objekte, wirken. Die Aufmerkſamkeit behandeln wir durch Zerſtreuung, Sammlung, Erweckung dunkler, Verdunklung übermächtiger Vorſtellungsreihen; das Gedächtniß durch Bethätigung und Übung, nach den Geſetzen der Aſſoziation; die Fantaſie mit großer Behutſamkeit, auf unmittelbarem Wege, — niemals durch Fantasmagorien, deren zweideutiger Erfolg nur ihrer dunklen Herrſchaft neue Schwungkraft bereitet. Was nun die dreifache Manifeſtation des ſeeliſchen Daſeins betrifft, ſo wirken wir am öfterſten auf das Gefühl, nach dem Schema der Luſt und Unluſt, durch die einzelnen Gefühle, ja ſelbſt durch Affekte; oft auf den Willen, nach ſeinem Schema der Liebe und des Haſſes, durch einzelne Triebe, die natürlich nie bis zur Leidenſchaft geſteigert werden dürfen; am ſeltenſten unmittelbar auf den Verſtand, durch direkte Belehrung, da pſychiſch anomale Zuſtände die Empfänglichkeit für ſie, wo nicht aufheben, doch beſchränken; häufiger indirekt durch allgemeine Bildung, durch Pſychagogik. Als ſomatiſche Mittel, durch die wir theils auf die leidende Seele ſelbſt, theils auf die ihr Leiden mit begründenden oder begleitenden Körperzuſtände wirken, bieten ſich uns Bewegung, Nahrungsentziehung, alterirende, ableitende, erregende, lindernde Medikamente. Ein pſychiſch-fyſiſches, gemiſchtes Heilmittel ſtellt der künſtlich erregte, ſogenannte animale Magnetismus (Mesmerismus) dar. Eine fyſiſche Manipulation, ein pſychiſcher Rapport vereinigen ſich in dieſen Verſuchen, die man, um zu kalmiren, um das Nervenleben anzuregen, oder gar um durch den Zuſtand des Hellſehens ſich Heilanzeigen zu verſchaffen, mit Reſultaten gemacht hat, deren höchſt kaptioſer Gehalt, wie ſchon oben entwickelt wurde, die größte Behutſamkeit in ihrer Beurtheilung und Wiederholung zur ernſten Pflicht des Gewiſſens macht.

Wir kommen nun zur Behandlung der eigentlichen Pſychoſen. Sie bietet uns, wie jede Therapie, drei geſonderte Anzeigen: die Urſachen, die Krankheit, die Rekonvaleszenz. Die Wegräumung der Urſachen liefert uns zugleich eine Proſylaktik, die wir Diätetik der Seele nennen. Sie kann von Jedem an ſich ſelbſt geübt werden, und ſoll es. Selbſterkenntniß, nicht filoſofiſcher, ſondern praktiſcher Art, und Selbſtbewältigung ſind ihre kräftigſten Reſſorts. Die Kur der Krankheit ſelbſt wird nach ihren Formen verſchieden ſein. Die Narrheit wird auf pſychiſcher Seite vorzüglich Ordnung, auf fyſiſcher Umſtimmung des Nervenlebens, — der Firwahn auf pſychiſcher kräftiger Zerſtreuung oder Arbeit, auf fyſiſcher meiſt Einwirkung auf die Darmthätigkeit, — die Manie auf pſychiſcher Zwang, auf fyſiſcher oft Blutentziehung, oft Umſtimmung, — der Blödſinn auf pſychiſcher wo möglich Belehrung oder doch Dreſſur, auf fyſiſcher Lebenserregung, durch Licht, Luft, Bewegung, Nahrung verlangen. Tauſend Nebenumſtände freilich, die ein ſorgfältiges Individualiſiren erheiſchen, werden dieſe allgemeinen Maximen tauſendfach modifiziren.

Die Behandlung der Rekonvaleszenz kann, sachgemäß, keine andere sein als die, in abnehmender Intensität fortgesetzte der Krankheit; die Verhütung der Rückfälle nichts anders als die der Krankheit, — eine intensiv geschärfte, durch den Arzt und Genesenen gleich unterstützte Diätetik der Seele. Wichtige, dem Leben entlehnte, Grundsätze zum Umgange mit Irren, ein, hier mehr als in jeder andern Sfäre ärztlicher Praxis wichtiges **Savoir faire**, muß der ganzen Therapie erst jene Anwendbarkeit für's Leben verleihen, welche selbst die exakteste Wissenschaft nicht verleihen kann, und ohne welche diese nie zur heilsamen Kunst wird. Sie vererben sich, eine fruchtbringende Lebensweisheit des Seelenarztes, vom Lehrer auf den Schüler, und jeder Ausübende muß und wird sie, aus den Erlebnissen seiner eigenen Lehrjahre, bestätigen, modifiziren und bereichern.

Ein unbefangen aufmerksames Überdenken alles Bisherigen überzeugt jeden Denkenden und Erfahrenen, daß eine vollendete Durchführung rationeller Irrenbehandlung unter die Ideale gehöre; daß aber auch das in dieser Sache Mögliche durchaus nicht in der Einzelbehandlung, sondern nur in Anstalten, und zwar vorzugsweise in öffentlichen, möglich werde. Isolirung, Situationsumwandlung, strenge Disziplin, unerläßliche Heilbedingungen, sind nur in ihnen gegeben; abgesehen davon, daß die Anstalt an und für sich, durch ihre Organisation, ein eigentliches Heilmittel, und zwar von allen das Durchgreifendste darstellt, wofür merkwürdige Erfahrungen sprechen.

Die Lehre von den Irrenanstalten spielt also in der Therapie der Seelenstörungen eine wichtige Rolle, und die Irrenanstalt, wie sie sein soll, glänzt in den Schriften dieses Faches, nebst dem Seelenarzte, wie er sein soll, nicht minder als die platonische Republik, die Insel Eldorado u. s. w. in den Schriften der filosofischen Dichter und dichtenden Filosofen. Die Lage der Anstalt, ihre Größe, ihre Bauart, die mit ihr verbundene Garten- und Feldwirthschaft sind die wesentlichen äußern Momente, die hier zu berücksichtigen kommen; obwohl innerhalb der ärztlichen Grenzen, wenn nicht, wie in manchen modernen Abhandlungen, die Psychiatrie zu einem Zweig der Architektur statt der Heilkunde werden soll. Wichtiger ist die innere Organisation der Anstalt. Hier findet die Frage über Trennung oder Verbindung der Irrenheil- und Irrenpflege-Anstalten, nach Theorie und Erfahrung, in der größern Zweckmäßigkeit relativ-verbundener Anstalten ihre Erledigung. Die Eine Anstalt wird also durch die Trennung der Heilbaren und Unheilbaren, der Geschlechter, der Krankheitsformen (besonders der Reinlichen und Ruhigen von den Unreinlichen und Tobenden) gegliedert. Anstalten für Kretins nach dem Vorgange des menschenfreundlichen Dr. Gugenbühl auf dem Abendberge gehören gleichfalls unter die wünschenswerthesten, allgemeiner Theilnahme und förderlicher Unterstützung würdigsten Anstalten. Die Einrichtung der Irrenanstalt schließt sich an das Ganze ihrer Organisation. Wohnungen, Kleidung, Kost und Lebensordnung der Unglücklichen sind ihre Hauptpunkte. Wichtiger als alles dies aber ist die Leitung und Verwaltung des Ganzen, die den todten Bau erst mit dem Charakter menschlicher Persönlichkeit durchgeistet und beseelt. Der leitende Arzt, die Unterärzte, der Verwalter, der Geistliche der Anstalt, die Wärter und Wärterinnen sind diese Persönlichkeiten, aus deren lebendigem, von einem Geiste, dem Geiste der Sittlichkeit und Wahrheit durchdrungenen, Zusammenwirken allein der Segen zu erhoffen ist, den diese Anstalten dem Staate und der leidenden Menschheit verheißen. Kann mit ihnen noch eine Bildungsschule für Irrenärzte verbunden werden, wobei freilich eine andere als die gewöhnliche klinische Norm, wie sie auf reine Körperkrankheiten paßt, erforderlich werden wird, — so haben sie Alles geleistet, was man bei dem gegenwärtigen Stande der Kultur von ihnen verlangen kann.

Aber auch dieses, wie jedes andere menschliche Wissen und Streben mündet zuletzt in den Einen großen Strom sozialer Fortbildung. Der Staat, den Begriff des Rechtes als Mittel zur Realisirung der Idee des Sittengesetzes festhaltend, fordert zuletzt die Blüthe aller Kunst, die Früchte alles Wissens für seinen Zweck, durch den ihre Anwendung erst Bedeutung und höchsten Werth für das Gesammtleben der menschlichen Gesellschaft gewinnt. In diesem Sinne schließen auch wir, durch praktische Beziehung, unsere ganze Lehre in den Resultaten ab, die aus ihr zur Beantwortung gerichtlich-medizinischer Fragen hervorgehen. Die erste dieser Fragen: über Kompetenz oder Nichtkompetenz des Arztes in diesem Bezirke bejahen wir ohne Bedenken. Wer soll es sein, wenn Er es nicht ist? Die zweite: über Dispositions- und Zurechnungsfähigkeit, erledigen wir durch Wiederholung unserer Erörterung über psychologische Freiheit, die hier offenbar das Prinzip geben muß. Wir erinnern dabei an die halbfreien Übergangszustände, die, wo sie die Zurechnung nicht völlig aufheben, doch mindestens Milderungsgründe für die Strafen abgeben und die Dispositionsfähigkeit nehmen. Die dritte: über simulirte und dissimulirte psychopathische Zustände, erfordert zu ihrer jedesmaligen Entscheidung ein umsichtiges, anamnestisch begründetes, diagnostisch vollständiges Examen, — und die Geistesgegenwart, den scharfen, penetrirenden Blick, den Takt des Arztes, der sich leichter bemerken, ja erwerben, als lehren und überliefern läßt.

Überhaupt, wenn irgendwo, so ist in der ärztlichen Seelenkunde die Sfäre, wo das eigene Denken und Bilden am Leben geschult, das Letzte und Beste thun müssen. Den Weg kann man zeigen, gehen muß Jeder selbst. Die ganze Überlieferung ist nur das Fachwerk, in welches Erfahrung und Selbstdenken den Inhalt legen sollen. Ohne selbstständige Thätigkeit kein Fortschritt, keine Vollendung. Mit diesen zur Mitwirkung anregenden Worten schließe ich die Lehre selbst, und diese Skizze derselben.

Ueber das älteste Vorkommen des Namens Oesterreich.

(Fortsetzung.)

Wie der Leser aus unserer Übersetzung leicht ersehen wird, wollten wir die angeführte Stelle Otfrid's Wort für Wort wieder geben, und daher auch für **Ostarrichi** kein anderes Wort, als eben jenes, welches aus demselben entstanden ist, gebrauchen. Wir konnten in einem Aufsatz, dessen ganzer Zweck darin bestand, zu zeigen, daß man den in unserer Sprache eingedrungenen Umlaut nicht eigenmächtig entfernen dürfe, nicht gegen alle Folgerichtigkeit ein Wort, das offenbar in späterer Zeit den Umlaut erhielt, nun ohne denselben wiedergeben. Was hätten wir aber auch damit gewonnen? Wir haben in unserer Sprache, streng genommen, kein Wort, das Ostreich heißt, und wir halten es für überflüssig, ein sol-

ches zu bilden, weil der Begriff, den man damit verbindet, nämlich: ein gegen Osten gelegenes Land, ohnehin durch Östreich, das eben nichts anderes bedeutet, vollkommen ausgedrückt wird. Daß aber diese unsere Übersetzung bei manchem Leser zu einem Mißverständnisse Veranlassung geben dürfte, haben wir zum Theile befürchtet, und uns, eben um demselben entgegen zu wirken, bestimmt gefunden, die ganze Zueignung an Ludwig **Orientalium Regnorum Regi** ꝛc. beizusetzen. Es wäre ja die Anführung des deutschen Textes allein hinlänglich gewesen. Wir wollten hierdurch aber zeigen, daß wir gar wohl wußten und berücksichtigten, wie die offenbare Übersetzung jener lateinischen Worte durch **Ostarrichi** sich nicht auf unser heutiges Österreich, sondern auf jenes des Frankenkönigs beziehe. Deshalb haben wir uns auch in der Note, da wo es heißt: »Es folgt hieraus, daß dieser Name schon damals gewöhnlich war,« wohl gehütet, die Worte »bei uns« hinzuzufügen und die Weisung, daß wir die eben von uns zitirten und in diesem Punkte widersprochenen Schriften eines Khautz, Schrötter nachlesen sollten, kam darum etwas unverhofft und wahrhaftig auch zu spät. Sie wird aber völlig lächerlich und fast unbegreiflich, wenn man nebst den obigen Umständen auch noch die, der von uns angeführten Stelle im Schilterischen **Thesaurus** gegenüberstehende, Übersetzung des **Ostarrichi, mit Orientale regnum (Franciae)**, und die Scherzische (nicht, wie der Verfasser sagt: Schilterische) Note hierzu etwas näher ins Auge faßt. Glaubt denn Herr Mathias Koch wirklich, daß wir dieselbe, wenn wir schon den Text zitiren, nicht auch, wie er, werden gelesen oder verstanden haben? — Wir sind uns wenigstens keines Versehens bewußt, welches ihm das Recht geben könnte, uns eine solche Ungenauigkeit oder Unkenntniß zuzumuthen. — Wie nahe lag also der Gedanke, daß uns vielleicht doch anderweitige Gründe bestimmt haben dürften, von der Meinung der genannten Schriftsteller abzuweichen.

Diese sind nun theils historischer, theils filologischer Art. Erstere beruhen auf der Eintheilung des fränkischen Reiches. Es ist bei seinen oftmaligen Theilungen und Regentenwechsel außerordentlich schwer, aus den gleichzeitigen Quellenschriftstellern stets eine klare Vorstellung dessen zu erlangen, was eigentlich ein Jeder mit dem Ausdrucke Ostfranken bezeichnen wollte *). Wir unterscheiden zwischen Ostfranken im engern und weitern Sinne, auf völlig ähnliche Weise, als wir vom Erzherzogthum Österreich und von der österreichischen Monarchie überhaupt reden. Wenn daher vom ostfränkischen Reiche, oder auch im Allgemeinen von Ostfranken unter Ludwig dem Deutschen die Rede ist, so glauben wir nicht zu irren, wenn wir darunter nicht nur das eigentliche Ostfranken, dessen Hauptstadt Frankfurt war, und welches später den sogenannten fränkischen Kreis bildete, sondern auch die übrigen deutschen Länder: Westfalen, Sachsen, Thüringen, Schwaben, Baiern, ja selbst unser heutiges Österreich, damals **Avaria** genannt; kurz, alle im Osten demselben einverleibte Provinzen verstehen, und **Francia orientalis, Regna orientalia** und das deutsche **Ostarrichi** für die allgemeine Benennung halten. In diesem Sinne ist unserer Meinung nach auch die Stelle in Schrötter's Versuch einer Staatsgeschichte, S. 38, zu nehmen, wo es heißt: »Unsere östliche Markgrafschaft als ein Theil und eine Provinz des Ostfrankens blieb demnach gleichfalls unter der Regierung dieses deutschen Ludwigs.« Siehe auch Schrötter und Rauch's österr. Gesch. I. 72, 73, nicht minder auch das Otfrid'sche **Ostarrichi, Frankonolant, frenkiska zunga, Francun** überhaupt, **Franci nobiles item Germani** (am Rhein und an der Donau; vergl. **Otfrid proleg. 25 ad Salom. 3**) oder **Ostarfrankun** unterschieden von den **Franci feroces** (an der Seine und Loire). Vergleichen wir damit nun insbesondere die Zueignung an Ludwig: **Orientalium regnorum regi**, und halten wir die im Texte vorkommende wörtliche Übersetzung **Ostarrichi** entgegen, so wird es jedem Unbefangenen einleuchten, daß Otfrid damit doch wohl nicht das im Vergleich mit dem Gesammtgebiete der östlichen fränkischen Reiche, verhältnißmäßig kleine Ostfranken im engern Sinne gemeint haben konnte. Es wäre doch wahrhaftig höchst lächerlich, und kein geringer Verstoß gegen die Höflichkeit, welchen man Otfrid aufzubürden kein Recht hat, wenn er in der Aufschrift der Zueignung an Ludwig ihn »König aller östlichen Reiche und Länder« nennen, und gleich darauf in den ersten Zeilen des Textes feierlich sagen mochte: er regiert ganz Ostfrankenland im engern Sinne. Weil aber der eigentliche fränkische Volksstamm als der edelste und politisch herrschende vor allen deutschen Stämmen dastand, so wurde die Benennung »Franken« auch auf die übrigen ausgedehnt, ja sogar oftmals auf die althochdeutsche Sprache selbst übertragen. Wenn wir nun den hier bezeichneten Gesichtspunkt ins Auge fassen, so ergibt sich daraus selbst in historischer Rücksicht eine Verbindungskette zwischen dem Otfridischen und dem in der Schrift um ein Jahrhundert später vorkommenden **Ostarrichi**. So wie man nämlich durch das erstere den ganzen Umfang des ostfränkischen Reiches im Gegensatze zum westfränkischen, bezeichnet hat, so ging diese Benennung von dem großen Ganzen später auf den östlichsten Theil desselben über, welcher dann im Gegensatze zu dem übrigen Deutschland auf unser heutiges Österreich fast ausschließlich angewendet wurde. — Dieser Übergang trat aber höchst wahrscheinlich bald nach Otfrid ein, und fällt in die Periode der völligen Trennung des eigentlich deutschen vom fränkischen Reiche, welche in das Jahr 888 unter Arnolf I., oder nach Bünau und Böhmer in die Zeit Konrad I. gesetzt wird. Daher meint auch Höfer: »daß unter dem Namen Österreich vormals **Oriens, marcha orientalis**, regnum orientale, **Ostirrichi** schon seit dem 9. Jahrh. das Land unter der Enns verstanden wurde, weil es in Ansehung des deutschen Reiches gegen Osten liegt.« *) Und selbst Khautz sagt ausdrücklich, »daß im Anfange des 10. Jahrh. unsere Landschaft den heutigen Namen überkommen zu haben scheine«. **)

Sollte aber der Verf. mit dieser Ansicht nicht einverstanden sein, so ist noch ein zweites Moment, nämlich das streng filologische vorhanden, welches nicht minder zu unsern Gunsten spricht.

Wenn man auf das erste Vorkommen eines Namens ein besonderes Gewicht legt, und darauf besonders aufmerksam macht, so geschieht solches doch wohl nur, um dessen Ursprung und Fortbildung näher kennen zu lernen, mithin eben aus filologischen Gründen. Da wird denn bis auf den ersteren zurückgegangen, und aus den Sprachdenkmälern der verschiedenen Zeiten seine weitere Entwicklung und jedesmalige Bedeutung in den einzelnen Perioden erhoben. Nun ist es eine ganz Gewöhnliche Erscheinung, daß ein Wort eine von der in frühern Zeiten ganz abweichende Bedeutung erlangt, ohne daß man deshalb seine Identität mit dem andern läugnen kann. Dieser Fall tritt auch zum Theil, wie wir gesehen haben, bei Österreich ein, und dennoch gehen Graff und Schmeller auf die ältesten Formen eines Otfrid und Isidorus zurück, und sagen ausdrücklich, daß aus denselben unser »Östreich« entstanden sei. Es wird daher wohl auch unserlaubt sein, da, wo von der Abstammung und dem ersten Vorkommen dieses Namens überhaupt die Rede ist, über jenes vom Jahre 996 hinauszugehen, wenn auch der Umfang der Bedeutung dieses Wortes nicht zu allen Zeiten mit dem heutigen zusammen fallen sollte. Hat uns doch der Hr. Verf. hierüber selbst in seinem Aufsatze: »Gratz und nicht Grätz,« aus dem Graffischen Sprachschatze, das Beispiel mit unserem Worte Elend zum Besten gegeben, welches in althochdeutscher Sprache von **Alilanti, Ellendi** in der Fremde herkömmt, und auch die Fremde hieß, während wir damit einen ganz andern Begriff verbinden. Ein zweites Beispiel liefert uns das Wort Bescheidenheit. In alter Zeit hieß es nämlich ganz abweichend von der heutigen Bedeutung, so viel als »die Fähigkeit, das rechte Maß und die rechte Haltung zu bewahren, Weltklugheit und Ehrenhaftigkeit zugleich.« Wilmar's Vorles. S. 250, oder nach Schmeller: Verstand, Verständigkeit, richtiges Urtheil, **Discernement**, und in diesem Sinne ist es auch zu nehmen in »**Bridankes Bescheidenheit**« dem Titel eines ausgezeichneten Werkes, welches Grimm dem Walther von der Vogelweide« zuschreibt, nicht minder auch in folgendem Satze: »Man sieht oft, das ein man sein Beschaidenhait verleust, wenn er gewunt oder hart geslagen wirt vorn an das haubt.« Conrad von Megenberg, 3. Kap. Auf gleiche Weise könnten

*) Siehe: Böhmer **Regesta Carolorum. p. VI.**

*) Siehe dess. Volkssprache in Österreich. Wien, 1803. S. 2.

**) Über das Wort Österreich. S. 14.

wir auch aus Graff eine Menge anderer solcher Wörter anführen. Was würde Hr. Mathias Koch sagen, wenn wir nun behaupten wollten, jenes Ellende habe auf unser Wort Elend oder jene Bescheidenheit des 13. Jahrhunderts auf die aus unserer Zeit keinen Bezug? — *)

Wir wollen nun auf den zweiten Punkt übergehen, welchen der Hr. Verf. zu bekämpfen sucht.

Wir sagen in unserer Anmerkung: „Der Name Ostarrichi kommt zuerst im Otfrid vor, — und er entgegnet, daß sich Ostarrichi schon hundert Jahre vor Otfrid, und zwar in der althochdeutschen Übersetzung des Isidorischen Traktates De nativ. Dom., wo es nämlich Oostarrihhi heißt, vorkomme. Wie stimmt nun diese Behauptung mit dem von ihm früher (Österr. Bl. f. Lit. u. Kunst., Beibl. 2., S. 10, Kol. 2) ausgesprochenen Satze zusammen, wo es heißt: „Ostarrikke" ꝛc. (die Urform, von Ostar, (sic) gegen Morgen gelegen) nach 906 (sic) Ostarichi (sic) in Marcha, wird Österrich und endlich Österreich. Aus Carni, Carantani, Carantanien, Kartner, Karntnerscheide 1115 und Karintgescheide 1186 gehen Kärnthner, Kärnthen, Kärnthnergrenze hervor „Maraha," Marahane, Maravus wandeln in Mähren, der Mährer um. Alamania (Wiener-Urkunde 1269) wird endlich bleibend Alm?"

Soll diesen Sätzen wirklich nichts anderes als ein Versehen im Drucke zu Grunde liegen? — Wir zweifeln sehr daran, und falls unser Zweifel begründet ist, möchten wir Hrn. Mathias Koch bitten, uns über folgende Punkte einige Belehrung zu ertheilen. 1. Wie stimmt diese Urform Ostarikke denn mit der zuletzt aufgestellten Isidorischen: Oostarrihhe zusammen? — Ein Druckfehler kann es nicht sein, weil er sich eben gegen das um 872 vorkommende Otfridische, also noch mehr gegen jenes auflehnt. — Es muß also die erste Form als wirklich vorhanden angenommen werden, und zwischen 872 und 996 fallen. Nun wären wir sehr begierig, zu erfahren, in welcher Urkunde oder Handschrift aus der genannten Zeit er denn obige Form gefunden hat? Vielleicht wohl auch wieder in dem ältesten Passauer Kober?*).

2. Nach welchen etymologischen Regeln läßt sich denn aus Ostar, Ostarikke oder vielmehr Ostarriche herleiten? — Ostar kann wohl in Ostaron, Ostaret, Ostarot ꝛc. (Vorauer Hs. Bl. 74. 6.) nimmermehr aber in Ostarikke übergehen. Wir haben bisher immer geglaubt, es sei dieses Wort eine Zusammensetzung aus Ostar und rihhe oder riche.

3. Wie ist er doch zu der Entdeckung gelangt, daß aus Alemannia endlich bleibend Alm geworden sei? Wir haben jene Wiener Urkunde von 1269 in den Mon. Boi. Vol. XXIX. p. 499 genau durchgelesen, konnten aber darin nicht den geringsten Beleg für die obige Behauptung, ja nicht einmal das Wörtlein Alm herausfinden. Wie Koch gerade auf diese Urkunde verfallen ist, weiß der liebe Himmel. — Oder wollte er vielleicht damit das Vorkommen des Namens Alemannia beweisen, an welchem seit Tacitus wohl Niemand mehr zweifelt? Fast gemahnen uns diese Ableitungen an jene des Namens Kärnthen durch Paracelsus, in dessen Chronik unlängst ein Wiener Novellist eine völlig unbekannte wichtige Geschichtsquelle gefunden zu haben glaubte. Wir wollen, was Megiser (in seinen Annales, Bd. I., S. 6) darüber so treffend sagt, hersetzen: „Ich kan aber an diesem ort nicht vnderlassen, zu gedencken, daß vor langst ain klein elend Tractätlein in Truck kommen, vnder dem Nammen Theophrasti Paracelsi, darinnen der Autor (er sey nu gewesen, wer er wöll) viel ungründlicher, falscher vnd vngereimter Ding von diesem Land fürgibt, so mehr außzulachen, als werth daß man's widerlege. Vnder welche dieses auch ist, daß er spricht, die Römer haben vor zeiten diesem Land aus Liebe, so sie zu demselben getragen, ain besondern Namen gegeben, vnd es Caritas intima genennet, daher sey das Wort Carinthia abgekürzet worden. Ist fast ain solch fürgeben, wie desjenigen so Venetia herderivirt von veni etiam."

*) Hr. Mathias Koch fügt nach Angabe der ältern Bedeutung des Wortes Elend folgende Note hinzu: (Österr. Blätter f. Liter. u. Kunst. Beibl. Nr. 2, Kolonne 1.) „Im Elend" heißt eine Straße in Wien. Wer versteht, was diese Bezeichnung bedeute, da das Wort Elend den höchsten Grad menschlichen Unglücks ausdrückt? Sind wir nicht alle versucht, zu glauben, in jener Straße haben Preßhafte oder Wahnsinnige zusammengewohnt, dort war etwa ein Lazareth?? Und doch! gehen wir auf die ursprüngliche Bedeutung zurück, so wissen wir sogleich, daß jenes Elend die Stätte war, wo die Herberge für alle Fremden sich befand. So — nützt die deutsche Sprachforschung!

Ohne der Begeisterung des Hrn. Verf. über die Resultate deutscher Sprachforschung im Geringsten Abbruch thun zu wollen, können wir jedoch nicht unterlassen, zu bemerken, daß er in seinen Folgerungen aus der Bedeutung des genannten Wortes doch etwas zu weit gehen dürfte. — Wer wird ihm wohl glauben, daß dort die Herberge für alle Fremden gewesen sei, die in alter Zeit nach Wien gekommen sind, da es deren wohl noch mehre in andern Theilen der Stadt gegeben hat? — Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi. — Wäre der Verf. nicht bei der Graff'schen Einleitung, wo diese Notiz über Elend vorkommt, stehen geblieben, sondern zur Aufsuchung des Wortes Ellend im Sprachschatz selbst übergegangen, so würde er gesehen haben, daß solches schon zu Otfrid's und Notker's Zeiten nebst der obigen auch noch die Bedeutung von Elend im neuhochdeutschen Sinnne, dann von Gefangenschaft, Verbannung u. s. w. gehabt habe, daß somit sein Schluß schon aus diesem einzigen Grunde sehr gewagt sei. — Wir wollen dieses in einem andern Beispiele zeigen: In einer entfernten Vorstadt von Gräz befindet sich eine jämmerliche Gasse mit Namen: „Elendgasse." Wenn wir nun, gestutzt auf die Analogie mit dem obigen Falle behaupten wollten: daß dort einstens die Herberge für alle Fremden, die Gräz besuchten, gewesen sei, so würde sicherlich Jedermann ungläubig den Kopf schütteln.

Betrachtet man aber die historische Seite dieses Gegenstandes, so bedarf es wohl keiner neuerlichen Beweisführung, daß die historischen Studien der Filologie nicht wohl entrathen können, und wenn wir nicht irren, so haben die bessern Geschichten Wiens auch zur Erklärung einzelner örtlicher Benennungen der tiefen Forschungen des Aufschlagens nahe liegender Glossarien sich beflissen. So war dem Freiherrn von Hormayr sehr wohl bekannt, daß eine gewisse Gegend zu Wien „im Elend" heißt, als daß Elend (in älterer Zeit) soviel als fremd peregrinus bezeichne. Ja, er hat sogar bemerkt — ohne sich dieser bereits Jahrhunderte vor ihm gemachten Entdeckung besonders zu rühmen — daß „Elend eine Herberge, Elendzeche, die Fremdenbruderschaft" bedeute; (zu vergleichen dessen: Wien Bd. VI., Hft. III., S. 58; Bd. VII., Hft. I., S. 130). Warum brachte er diese alte Bedeutung des Wortes „elend" nicht sogleich mit der Örtlichkeit „Im Elend" in Verbindung, da ihm doch beides bekannt war? Wahrscheinlich dürfte den verdienstlichen Freiherrn (der nicht immer zu den hyperkritischsten gehörte, wo es eine Namenserklärung galt) hierbei die Rucksicht abgehalten haben, daß zur Erklärung eines Ortsnamens aus dem Alt- oder Mittelhochdeutschen, vorerst der historische Beweis für die eben so frühe Existenz dieser Ortsbenennung geliefert sein müsse. Ehe daher Hr. Mathias Koch seine tiefen filologischen Studien im Interesse der historischen Topografie zur Erklärung örtlicher Benennungen epochemachend anwenden will, wird ihm der Beweis der zeitgemäßen Existenz der bezüglichen Örtlichkeit obliegen, und namentlich in dem fraglichen Falle die urkundliche Nachweisung der Ortsbenennung „im Elend" für jene Zeit, wo der Ausdruck „elend" noch in der obenberührten Bedeutung geläufig war. Er dürfte aber Noth haben, diesen Beweis weit bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu liefern. Wie sehr ein solches Beginnen, bei Außerachtlassung der historischen Kritik, auf Abwege verleiten kann, davon liefern Keiblinger's Entgegnungen auf Koch-Sternfeld's historisch-filologische Annahmen in Chmel's Geschichtsforscher Bd. II. schlagende Beweise."

*) Diesen Gegenstand und Koch's Ableitung des Wortes Gräz von einem altslavischen „Grac" nach Jungmann wollen wir so wie manche andere Dinge aus Schonung für ihn mit Stillschweigen übergehen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 20. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 22.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. M. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Blažević's dacoromanische Grammatik. — Melly: Vaterländische Städtegeschichten. (Schluß.) — Lindlei's Theorie der Gärtnerei. — Diemer: Über das älteste Vorkommen des Namens Österreich. (Schluß.)

Theoretisch-praktische Grammatik der dacoromanischen, d. i. der moldauischen oder wallachischen Sprache, nach ganz neuen Grundsätzen und einer leichtfaßlichen Methode bearbeitet von Theoktist Blažewicz, Spiritual des griechisch-orientalischen Bukowinaer Diöcesan-Seminariums. Lemberg und Czernowitz. Verlag von Eduard Winiarz. 1844.

Die erste Regel für den, welchen die Lust anwandelt, ein Buch zu schreiben, ist die, daß er sich prüft, ob er dem zu behandelnden Gegenstande auch wirklich gewachsen sei oder nicht; die zweite Regel, daß er das Bedürfniß Derer, für welche er nun einmal arbeiten will, auf das Bestimmteste ins Auge faßt und es sich ernstlich angelegen sein läßt, demselben abzuhelfen.

Von diesen beiden wichtigen Regeln scheint der Verfasser des vorliegenden Werkes nichts gewußt zu haben, und aus dem Ganzen geht ziemlich deutlich hervor, daß es demselben nicht sowohl um die Förderung der guten Sache, als vielmehr um schriftstellerischen Ruhm zu thun gewesen. Doch zum Werke selbst!

Zunächst befremdet uns der Titel: „Theoretisch-praktische Grammatik der dacoromanischen, d. i. der moldauischen oder wallachischen Sprache." Der Titel klingt ganz so, wie dieser klingen würde: „Grammatik der indisch-germanischen, d. i. der hannövrischen oder deutschen Sprache." Ist denn die dakoromanische Sprache blos auf die Moldau beschränkt? und wird nur in der Moldau wallachisch gesprochen? Weiß der Verfasser nicht, daß die Moldau nur einen kleinen Theil des ehemaligen, in drei Theile getheilten Dazien (**Dacia ripensis** — zwischen der Theis, Donau und dem heutigen Großfürstenthum Siebenbürgen; **Dacia mediterranea** — Siebenbürgen — und **Dacia alpestris** oder **transalpina** — die Wallachei und Moldau) ausmachte, und auch gegenwärtig nur einen geringen kleinen Theil jenes Volkes ernährt, welches die dakoromanische Sprache spricht, — mithin die Ausdrücke: dakoromanisch, moldanisch und wallachisch nicht als gleichbedeutend gelten können?

Auf dem Titelblatte sagt der Verf. auch, daß er seine Grammatik „nach ganz neuen Grundsätzen und einer leichtfaßlichen Methode" bearbeitet habe. Merkwürdig! Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir nicht die leiseste Spur weder von „ganz neuen Grundsätzen," noch von „einer leichtfaßlichen Methode" bemerkt haben; indessen möglich, daß vielleicht Andern in klarem Lichte erscheint, was uns verborgen war.

In der Vorrede führt der Verfasser die Gründe an, welche ihn bewogen, seine „theoretisch-praktische Grammatik" zu verfassen und „dem geneigten Publikum zu übergeben." Der erste Grund war, nach seiner Aussage „die Betrachtung, wie das Studium der französischen und italienischen Sprache durch die mannigfaltigsten Grammatiken erleichtert und möglich gemacht wird;" der zweite, „der fühlbare Mangel an derlei Büchern in der dacoromanischen Schwestersprache," und der dritte endlich „die Nothwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit der Kenntniß der letzteren in mehren Provinzen Österreichs, vorzüglich für Jene, deren Amt und Beruf es erheischt, vollkommene Kenntniß dieser Sprache zu besitzen."

Gegen den ersten Grund haben wir nichts einzuwenden. Die Bemerkung des Verfassers ist ganz richtig; nur können wir das nicht zugeben, daß das Studium einer Sprache durch mannigfaltige Grammatiken erleichtert werde: besser eine Grammatik, aber eine gute, als hunderte, die nichts taugen! Den zweiten Grund müssen wir als triftig anerkennen; den dritten können wir aber nicht gelten lassen. Der Verfasser schreibt eine Grammatik der „moldauischen Sprache," und doch soll ihn die Nothwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit der Kenntniß derselben in mehren „Provinzen Österreichs" zu ihrer Herausgabe bestimmt haben. Wie reimt sich das? Überdies haben die Wallachen noch keine allgemeine Schrift- und höhere Umgangssprache, sondern nur Dialekte, und es versteht der Ungarländer und Siebenbürger Wallache den Moldauer eben so wenig, als dieser sie versteht. —

Weiter unten spricht der Verf. von dem Mangel einer guten Grammatik und fügt dann hinzu: „Bei der Bearbeitung gegenwärtiger Grammatik war ..... keineswegs mein Zweck, eine gelehrte oder filologische (?) Sprach-

lehre zu schreiben, sondern einzig und allein, die Erlernung der moldauischen Sprache nach Möglichkeit zu erleichtern. Deshalb vermied ich alle unnöthigen Definitionen, trachtete die Regeln zu vereinfachen, und möglichst praktisch zu machen. Daher lasse ich stets den Regeln kleine Aufsätze (Übungsaufgaben) zu Ausarbeitungen folgen."

Was hier der Verf. von dem Mangel einer guten wallachischen Grammatik sagt, ist leider wahr; was aber seine Meinung betrifft, daß die Erlernung der Sprache durch eine nicht gelehrte, oder nicht filologische Grammatik, wie sich der Verf. fehlerhaft ausdrückt, erleichtert werde, so sind wir darin mit ihm nicht einverstanden. Mit einer gewissen Gründlichkeit muß jede Sprachlehre abgefaßt sein, sonst baut der Schüler ein Kartenhaus, das von keiner Dauer ist. Besonders muß eine Sprachlehre gründlich sein, woraus erwachsene Leute, für die auch Hr. Blažewicz schreiben wollte, Belehrung schöpfen sollen. — Indes, so ernstlich war dies gewiß nicht gemeint. Der Verf. wollte sicherlich damit nur seine Schwächen bemänteln, denn in seinem Buche finden wir Regel auf Regel gehäuft.

Von der Vorrede des Verf. gehen wir nun zu seinen Leistungen über. Doch zuvor noch Einiges über den Inhalt seines Werkes im Allgemeinen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile: „den etymologischen und syntaktischen Theil." Der etymologische Theil zerfällt (die Einleitung, welche A) von den Buchstaben und ihrer Aussprache; B) von der Akzentuirung; C) von der Orthografie und D) von den Theilen der „Rede" (Redetheilen) handelt, nicht mitgerechnet) in zwei Abschnitte, von denen der erste die Artikel, Nenn-, Bei-, Zahl-, Für- und Zeitwörter; der zweite die Neben-, Vor-, Binde- und Empfindungswörter bespricht. Der syntaktische Theil besteht ebenfalls aus zwei Abschnitten. Der erste derselben handelt zuerst einleitungsweise von der Wortfügung, dann aber in neun Kapiteln von dem richtigen Gebrauch des Artikels, der Haupt-, Bei-, Für-, Zeit-, Neben-, Vor-, Binde- und Empfindungswörter; der andere Abschnitt beschäftigt sich dagegen lediglich mit der Wortfolge. Als Anhang folgt dann noch eine „Sammlung einiger Redensarten und Sprichwörter;" eine Sammlung der nothwendigsten Wörter („**Ardunare a Kuvintelor tschelor mai trebuintschoase**"*); „Zeitwörter in der unbestimmten Art" (unbestimmte Redeart); „Beiwörter;" dann „Zweigespräche" („**dialogurĭ**") und endlich eine Sammlung von Anekdoten, Fabeln und Erzählungen („**Kuledschere a unora anekdote, fabule schi istoritschele**") — Alles zusammen fast ein Drittel des Buches ausmachend. —

Hier vermissen wir Manches, z. B. die Wortbildung im Allgemeinen, die Abkürzung der Wörter u. dgl. Indessen ließen wir dies noch dahin gestellt sein, wenn der Verf. nur die angegebenen Punkte gehörig abgehandelt hätte; aber das ist leider nicht der Fall. Was zusammen gehört, ist zerstreut oder undeutlich und verworren abgehandelt worden; die Regeln sind in der ausgesprochenen Form größtentheils unpraktisch und sehr oft fehlt gerade das Wichtigste, wie wir bald sehen werden.

*) Um dem Leser die Mühe zu erleichtern, bedienen wir uns hier der bekannteren lateinischen Buchstaben.

Die Einleitung beginnt mit dem Verzeichniß der rein kyrillischen Charaktere, nachdem der Verf. zuvor erklärt hat, daß man sich „gegenwärtig in der dacoromanischen Schrift" nicht mehr derselben, sondern der kyrillisch-lateinischen Buchstaben bediene, die der Verf. weiter unten anführt. — Aus welchem Grunde der Verf. so weit ausholt, wissen wir nicht; es sei denn, daß er seinen Schülern den Schlüssel zum Lesen alter Kirchenbücher, die allein mit kyrillischen Buchstaben gedruckt sein sollen, haben geben wollen.

Nachdem der Verf. das kyrillische Alfabet angeführt hat, kommt er wieder auf das bereits Gesagte zurück, erklärt, daß „die Kirchen- und alle älteren Bücher" mit diesen Buchstaben geschrieben seien, und fährt dann fort: „Seitdem man aber angefangen, diese Sprache mehr zu bearbeiten, hat man die ursprünglichen, d. i. die lateinischen Buchstaben einzuführen versucht" u. s. w. Unwillkürlich drängt sich uns hier eine Frage auf, die Frage nämlich: ob der Verf. auch beweisen kann, daß die lateinischen Buchstaben die ursprünglichen Buchstaben der Wallachen sind? und wie es gekommen, daß die Moldauer (denn nur von diesen kann ja nach dem Titel die Rede sein) die ursprünglichen Bachstaben fahren ließen und kyrillische annahmen? —

Mit Überschlagung des kyrillisch-lateinischen Alfabetes, wo wir ein falsches Zeichen für das große ia finden, und des Abschnittes: von der Betonung (Akzentuirung), gehen wir zur Rechtschreibung über, welche „nach ganz neuen Grundsätzen" behandeln sein muß. Der Verf. sagt nur so viel: „Da die Buchstaben ihre eigenthümliche Aussprache haben, ohne in Zusammenziehungen anders zu lauten, wie z. B. in der französischen (was?); so ist die Hauptregel: so zu schreiben, wie ausgesprochen wird. Besonders sei man vorsichtig im Gebrauche der für die Deutschen schwierig (schwer) zu unterscheidenden e (eh), uü (uüh) und ün." Und eine solche Grammatik, welche uns gerade hier unserm Schicksale überläßt, sollte praktisch sein? Wahrlich, dann haben wir noch kein recht praktisches Buch in den Händen gehabt!

Nach der gewöhnlichen Eintheilung der Wörter in biegsame und unbiegsame Redetheile kommt der Verf. zu den Artikeln, deren er vier Arten angibt, nämlich: 1) den bestimmenden **ul**, **'l**, **le** (der) und **a** (die); 2) den nicht bestimmenden (der Verf. heißt ihn „den unbestimmenden") **un** (einer), **una** oder **o** (eine); 3) den beziehenden **tschel** (der), **tschea** (die) und 4) den Theilungsartikel **de**, **la**, **a**. Wie er zu vier Artikel gekommen, ist uns unbegreiflich. Wir kennen deren nur zwei: den bestimmenden und nicht bestimmenden Artikel. **Tschel** und **tschea** lenken die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand hin, von welchem Etwas gesagt werden soll, und erfordern immer einen abhängigen Satz, z. B.: **Tschel, tsche fure, se tjame choz** — derjenige oder der, welcher stiehlt, wird Dieb genannt — und sind mithin bestimmende Fürwörter. — **De**, **la** und **a** sind auch keine Artikel („Theilungsartikel"). Der Wallache sagt nie: **de 'mi de bani, vin** etc., sondern: **de 'mi bani, vin** etc., gib mir Geld, Wein u. s. w.; und wenn er sagt: **O Kaerpe de metasse**, so ist **de** nicht Theilungsartikel, sondern reines Vorwort, entsprechend der lateinischen Präposition **de** oder dem deutschen Vorworte von, aus, und es bedeuten die Worte: ein Tuch von oder aus Seide. (Der Wallache muß die Beiwör-

ter, welche den Stoff angeben, aus dem etwas gemacht ist, wie: seiden, baumwollen, hölzern, immer durch die Präposition de und das Hauptwort ausdrücken, wie das angeführte Beispiel zeigt.)

Auf der 16. Seite bildet der Verf. von dem nicht bestimmenden Artikel: un einer, una oder o eine, auch eine Mehrheit: unii einige (männlich), unele einige (weiblich). Das ist gefehlt. Un om, ein Mensch, wird im Wallachischen eben so abgeändert, wie z. B. im Deutschen, und die Mehrheit ist: oamenı, Menschen. Das Wort unii ist nicht Artikel, sondern ein unbestimmtes Zahlwort, vollkommen dem deutschen Zahlworte einige entsprechend.

Der Deklination des erwähnten Artikels fügt der Verf. eine Anmerkung bei, wo er sagt, daß in der vielfachen Zahl oft statt unii nischte und statt unele neschte gesetzt werde. Das finden wir ganz natürlich; denn nischte und neschte sind auch unbestimmte Zahlwörter, welche ganz dieselbe Bedeutung, wie unii und unele, haben, und es findet zwischen ihnen blos der Unterschied Statt, daß die letzteren deklinabel, die ersteren aber indeklinabel sind.

Der Verf. bemerkt hier auch, daß der nicht bestimmende Artikel mit dem bestimmenden deklinirt werde, so oft der erstere die Stelle des Subjektes vertritt. Diese Bemerkung ist richtig, aber das Beispiel: unul einer ist es nicht, da unu mit dem bestimmten Artikel 'l verbunden (unul) nicht mehr „einer," sondern „der eine" heißt.

Gern hätten wir's gesehen, wenn der Verf. hiebei noch bemerkt hätte, daß der Wallache den weiblichen nicht bestimmenden Artikel una nur dann, wenn derselbe die Stelle eines Substantivs vertritt, o dagegen nie anders, als mit seinem Hauptworte verbunden, gebraucht, z. B. O nec vaste, ein Weib, nie: una nevaste.

Wenden wir uns von den Artikeln zu dem Abschnitte: „Von den Hauptwörtern," so springen uns auch hier mehre Unrichtigkeiten in die Augen. Zuerst bemerken wir, daß der Verf. seinem in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatze, die Regeln zu vereinfachen, nicht treu geblieben ist; denn er sagt im 9. §., wo er die männlichen Hauptwörter erkennen lehrt, daß d) auch die Namen der Bäume und Monate, z. B. nuk der Nußbaum, August Auguſt ꝛc. eben so e) die Namen der Kräuter, als: trifoiu Klee ꝛc. männlich seien, — anstatt kurz zu sagen: die Namen der Pflanzen sind größtentheils, die Namen der Monate aber alle männlichen Geschlechtes.

Ferner fällt es uns auf, daß der Verf. im 11. §., wo von den Hauptwörtern des gemeinschaftlichen Geschlechtes die Rede ist und gesagt wird, „daß alle leblosen und selbstständig gedachten Dinge, die in der einfachen Zahl eine männliche Termination haben, in der vielfachen Zahl weiblich seien und den unartikulirten Ausgang (?) in uri bekämen" — statt der Beispiele eine beträchtliche Anzahl von Ausnahmen anführt. Ist das auch praktisch?

Überdies will es uns nicht gefallen, daß der Verf. die im 15. §. über die Bildung des Multorals von weiblichen Hauptwörtern gegebenen Regeln nicht zusammengezogen hat. Die Punkte a, b, e, g und i z. B. konnten leicht in die Regel zusammengefaßt werden: die weiblichen Hauptwörter, welche sich in der Einheit auf be, ve, ze, le, me und pe (mit dem stummen e) endigen, werfen in der Mehrheit das stumme e weg und nehmen das geschärfte e an.

Der 22. §. handelt „von der Ableitung (Bildung) der Hauptwörter" und es wird gesagt, daß sie a) von Zeitwörtern und b) von Bei- und Nebenwörtern abgeleitet werden; — daß sie aber auch von Hauptwörtern gebildet werden können, und wirklich gebildet werden, wird nicht gesagt. Auch hätten wir erwartet, daß uns der Verf. einer praktischen Grammatik gesagt hätte, welche Bedeutung ein Wort, je nachdem es diese oder jene Endung angenommen, erhält. Er hätte uns z. B. sagen sollen, daß die Endung intze (entsprechend der deutschen Endung ung) Thätigkeit ausdrückt, z. B. fegeduintze Versprechung, uschurintze Erleichterung, adeverintze Versicherung ꝛc.; die Endung tschune (entspr. der deutschen Endung niß) einen Zustand oder eine Beschaffenheit, dann eine Handlung, jedoch mehr von ihrer objektiven Seite, und endlich in konkrete Bedeutung übergehend, den wirkenden oder gewirkten Gegenstand selbst ausdrückt, z. B. ingropetschune Begräbniß ꝛc.

Überdies erfahren wir nicht, ob es in der moldauischen Sprache zusammengesetzte Wörter gibt oder nicht. Mit einem Worte die Sprachlehre des Verf. ist höchst mangelhaft, wie der Leser aus dem Wenigen (denn alle Fehler haben wir nicht gerügt), ersehen haben wird, und es wäre in der That ein großer Zeitverlust sowohl für den geehrten Leser, als auch für uns, wenn wir die zahllosen Fehler und Mängel aufdecken und rügen wollten, welche sich in dem Buche finden. Wir haben nur im etymologischen Theile der Grammatik (die andern Theile haben wir nur durchblättert, weil wir's nicht über uns gewinnen konnten, auch diese zu lesen) so viele Fehler gefunden, daß wir 3 Bogen damit füllten, und der etymologische Theil ist noch bei weitem nicht das ganze Buch. Wir heben demnach nur einige Punkte hervor, welche uns mit den Leistungen des Verf. recht bekannt machen sollen. Die Form ist zwar ungewöhnlich; doch gleichviel, wenn man nur den Werth des Buches kennen lernt.

Erstens bemerken wir in dem vorliegenden Buche wenig Folgerichtigkeit. Zum Beweise nur folgende Beispiele: Seite 8 sagt der Verf. daß der Buchstabe t vor i in g, und S. 23 daß er in tz verwandelt werde; S. 146 zählt er „ku greu, schwerlich," zu den Nebenwörtern der Beschaffenheit, und S. 147 zu den Nebenwörtern der Verneinung und des Zweifels. S. 14 wird „tschel" für „den beziehenden Artikel", und S. 61 für ein anzeigendes Fürwort erklärt. S. 28 wird der Baum Kopak, und S. 27 Kopatschiu genannt. S. 140 wird der Akkusativ des persönlichen Fürwortes der ersten Person von dem regierenden Zeitworte getrennt geschrieben, als: „isbeveschteme," und in der darauffolgenden Zeile zusammen, als: „skoa teme", ein Fehler, der sich sehr oft wiederholt. Eben so schreibt der Verf. de la bald getrennt, bald wieder als ein Wort, und wir kommen fast auf den Gedanken, daß er selber nicht weiß, wie es eigentlich sein soll. Bemerkenswerth ist es auch, daß sich der Verf. selber an seine Regeln nicht hält; so sagt er S. 10, daß die Eigennamen mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden müßten, und schreibt dann doch z. B. S. 34 vasilie, S. 38 anton und toder, S. 150 dunerea (Donau) mit kleinen Buchstaben. Dies Wenige genüge!

Zweitens scheinen dem Verf. gründliche grammatische Kenntniße zu fehlen. Zum Beweise nur dieses: S. 144 erklärt der Verf. die Wörter „la (bei) kaestatul (Gesang) kokoschilor (die Hähne) beim Hahnengeschrei" für ein Nebenwort der Zeit; S. 145 „in (in) kase (Zimmer) ins Zimmer" für ein Nebenwort des Ortes; S. 147 „tschine (wer) schtie (weiß) wer weiß" für ein Nebenwort der Verneinung und des Zweifels; eben so soll S. 147 „tokma richtig" ein Nebenwort der Verneinung und des Zweifels sein. S. 155 erklärt der Verf. den Satz: „se (daß) fie (es sei) de (von) bine (gut) wohl bekomms!" für „ein inneres (?) Empfindungswort der Freude;" „se (daß) treeschti (du lebest) sollst leben" ebenfalls für „ein inneres (?) Empfindungswort der Freude;" „lereschte (hüte) te (dich) hüte dich" für „ein inneres (?) Empfindungswort des Verdrußes und der Zurechtweisung;" die Volative: „frate (Bruder)! prietine (Freund)! Bruder! Freund!" für „innere Empfindungswörter der Vertraulichkeit" u. s. w., dagegen rechnet der Verf. den „beim Kühemelken gebräuchlichen Ausdruck: tschas! stehe still! (halt!)" zu den unregelmäßigen Zeitwörtern (s. S. 138).

Drittens scheint der Verf. weder die deutsche noch die wallachische Sprache recht inne zu haben. In Beziehung auf die deutsche Sprache erhellt dies z. B. aus folgenden Stellen: S. 165 „Da der Vorsetz-Partikel meistens im Genitiv ausgelassen wird, so ist er gleich dem Dativ"; S. 166 „Bei lebendigen Wesen, wenn kein Doppelsinn entstehen würde, kann der Vorsetz-Partikel auch ausgelassen werden"; S. 167 „Die Beiwörter können vor und nach den Hauptwörtern stehen, und werden mit solchen im Geschlechte und Zahl, nicht aber in der Endung übereingestimmt;" S. 168 „Die Knospen der Blumen haben ausgeschlagen"; S. 174 „Derjenige, der einem Anderen die Grube gräbt, fällt allein in dieselbe hinein"; S. 166 „Wozu bist du gekommen" statt: warum bist du gekommen; S. 42 „nehme" st. nimm; S. 44 „gebe" st. gib; S. 94 „helfe" st. hilf; S. 18 „Ausgänge der Beugfälle" st. Endungen der Biegungsfälle; S. 84 „von der unbestimmten Art" st. unbestimmten Redart (infinit.); S. 37 „Chineserin" st. Chinesin; S. 99 „Tröste den armen Kranken, der siech liegt"; S. 110 „Ich habe entdeckt, daß N. mich verläumdet hätte" u. s. w.

Zu der Vermuthung, daß der Verf. nicht wallachisch könne, führen uns aber unter andern folgende Punkte: Erstlich konjugirt der Verf. das Wort fiu (dem lateinischen fio ganz entsprechend) nicht recht; er sagt z. B. S. 74: Eu se fi avut, wenn ich gehabt hätte, tu se fi avut; el se fi avut, noi se fi avut, voi se fi avut, ei se fi avut, statt: Eu se fiu, tu se fi, el se fie, noi se fim, voi se fitzi, ei se fie avut. Ferner sagt der Verf. S. 36, daß das Wort nevaste (Weib) die diminut. Endung uike annehme, da es doch die Endung utze annimmt. Nevestutze heißt Weibchen, nevestuike aber Wiesel. Drittens will der Verf. das Wort: nothwendig, in dem Satze: „Es ist nothwendig, daß ich mir den Kopf wasche" durch „de nevoe" übersetzt haben. Oder heißt das Wort nevoe in der „moldauischen" Sprache nicht dasselbe, was es bei uns heißt, nämlich: Elend, Dürftigkeit, Noth? Überdies will der Verf. S. 176 das Wort: fault, in dem Satze: „Das Wasser, welches am Jordan geweiht wird, fault nicht," durch das Wort a putresi übersetzen haben lassen. So darf es aber nicht übersetzt werden; denn a putresi (faulen) sagt man nur von festen Körpern, aber a se imputri (stinkend werden) vom Wasser. Auf der 165. Seite werden die Worte: „tüchtig zu Allem," durch: „vrednik la toate" übersetzt. Das ist auch falsch: harnik heißt tüchtig, vrednik aber würdig. S. 37 wird die Jüdin schidauke statt schidoveike genannt u. dgl. m.

Was die Interpunktion betrifft, so ist sie oft sehr fehlerhaft, wie z. B. S. 165, wo es heißt: „Um den Doppelsinn zu vermeiden, setze man, wenn man den Dativ braucht, solchen vor den Akkusativ" ꝛc. In Folge der schlechten Interpunktion sind auch manche Sätze schwer zu verstehen. Ein Beispiel! Auf der 149 S. hat der Verf. von den Vorwörtern: inpreschur um, herum, inleuntru innerhalb ꝛc. gesprochen und fährt dann fort: „Diese Vorwörter fordern auch die 2. Endung der zueignenden Fürwörter statt den persönlichen, nur des männlichen Geschlechts der 1. und 2. Person, z. B. en am trimes pre N. in lokul mieu" etc. Dazu kommen noch häufige Verstöße gegen die Orthografie.

Unrichtigkeiten anderer Art fehlen auch nicht, besonders in den Übungsstücken. So heißt es auf der 45. Seite: „Das schöne Wild der schwarzen Wälder." (Wo gibt es solche?) S. 109 „Die Vögel fliegen in der Luft, die Fische schwimmen im Wasser und die Thiere leben in Wäldern und auf den Feldern." (Die Vögel und Fische sind also keine Thiere?) S. 44: „Der gerechte Gott strafet die bösen Thaten" statt: die Übelthäter. S. 127 „Stelle dir vor, welcher Zufall mir begegnet ist, mit N. im Walde spazierend, verirrten wir uns, und mußten auf Bäumen schlafen." (Wirklich, ein merkwürdiger Zufall.) S. 154 „Sie" (nämlich die Empfindungswörter) „werden in äußere und innere eingetheilt." (Eine sehr scharfsinnige nach ganz neuen Grundsätzen gemachte Eintheilung.)

Die Übungsaufgaben sind im Durchschnitt schlecht gewählt, geschmacklos und unzweckmäßig. Z. B. S. 143 „Lukas, welcher der schönste Knabe war, und sehr gut gelernt hatte, ist häßlich und faul geworden." S. 127 „Der Schlosser hat sich mit dem Tischler gezankt, weil der Geselle des Schlossers und der Lehrling des Tischlers sich geprügelt haben." S. 131 „Man spricht, daß in L. der Hagel großen Schaden verursacht hätte, bei uns hat es aber nicht gehagelt." S. 171 „Der Bruder hat mir geschrieben, und mich gebeten dir zu sagen, daß ihm ein Sohn geboren wurde, diesem wirst du Taufpathe sein. Wenn du ihm den Wunsch erfüllest, wird er verpflichtet sein dir stets zu danken, und dich als Wohlthäter anzuerkennen. Wenn du dich entschlossen haben wirst, so setze mich in Kenntniß, damit ich ihm schreibe." S. 154 „Wiewohl ich nicht wünsche, daß die Menschen übel von mir reden, so kann ich ihnen dennoch den Mund nicht stopfen." Besonders merkwürdig ist aber die Zusammensetzung des Übungsstückes über die Interjektionen. Es lautet: „Welch ein Vergnügen gewährt uns der Frühling! Sieh wie die Blumen und Bäume blühen, wie Wälder und Felder ihre Festkleider angethan haben! ha! ha! ha! wie lustig die Frösche quacken, wie die Störche mit ihren Schnäbeln klappern! gib mir Ruhe! entferne dich! ach! ach! ich habe keinen Antheil daran, ich Unglücklicher! für mich ist jede Freude dahin! pfui, schäme dich, nur Muth! für wen sind denn alle diese Schönheiten, wenn nicht für den Menschen? Du hast Recht! alloh! laßt uns leben!"

Noch sind wir aber nicht mit Allem fertig! Noch ist der unzähligen Druckfehler, die das Werk des Verf. vollends ganz unbrauchbar machen, nicht mit einer Sylbe erwähnt worden. Da steht, um nur einige Beispiele anzuführen, auf der 25. Seite „perete Wind“ statt Wand; S. 42 „sunike (Ameise)“ statt sarnike; S. 29 „sraee (Zäume)“ statt sraene; S. 33 „ultschor (Krug)“ st. urtschor; S. 173 „Keschlig (Gewinn)“ statt Keschtig; S. 20 „mutschi (Ratz) statt Rotz u. s. w. Warum der Verf. die Druckfehler nicht verzeichnet? Wie aber, wenn der Setzer nicht der Sünder ist? dann muß er wenigstens der Sündenbock sein, welcher der Welt Sünden trägt!

Wir hoffen, daß Jedermann aus dem Wenigen, was wir hier gesagt, habe ersehen können, was von dem Werke des Herrn Blažewicz zu halten sei.

M. in H. in Siebenbürgen.

Vaterländische Städtegeschichten.

(Schluß.)

2. Knittelfeld in Obersteiermark. Ein Beitrag zur Vaterlandskunde von J. B. Sonntag. Grätz 1844, gedruckt mit C. Tanzer'schen Schriften. VI und 90 S. in kl. 8. Mit zwei Wappenabbildungen im Holzschnitte.

Es ist dieser Beitrag zur Vaterlandsgeschichte bei Gelegenheit des letzten Brandes der Stadt Knittelfeld (26. Juli 1842) verfaßt worden, und wenn man berücksichtigt, daß die Vorrede vom 4. August desselben Jahres datirt ist, so legt schon diese Eile und die gute Absicht des Verfassers, den Verunglückten Theilnahme zuzuwenden, der Beurtheilung der kleinen Schrift Nachsicht und Wohlwollen auf. Daß von selbstständigen, wohl gar urkundlichen Forschungen wenig die Rede sein kann, sondern nur von einer Kompilation, ist natürlich und gereicht dem Verfasser nicht zum Tadel, insofern seine Zusammenstellung eine geordnete, wählige ist. Und dieses Lob kann man dem Verf. nicht versagen. Der Hauptfehler des Buches besteht vielmehr in einer ganz falsch angewendeten Belletristerei, die an und für sich schon überschwänglich, zu den erzählten Thatsachen in grellem Gegensatz, nothwendig eine Disharmonie und eine Ungleichheit der Stylformen hervorbringt, die einen unangenehmen Eindruck zurücklassen. Ich möchte dieser Äußerung wegen nicht zu jenen Fachleuten gezählt werden, die etwa mit einer Art Geringschätzung auf die schöne Literatur herabsehen. Im Gegentheil, ich bin ihr warmer Verehrer und erkenne den Einfluß, den sie auf die Bildung unserer Sprache hat, die Wärme der Darstellung, welche sie der Geschichtschreibung mittheilt, und dadurch den erhabenen Zweck derselben: Gemeingut der Nation zu werden, fördern hilft; — aber ich verstehe unter Belletristerei das falsche Hineintragen einer sentimentalen oder hohlen Fraseologie in die Geschichtschreibung, womit auch das in Rede stehende Buch überfüllt ist, statt der Sache angemessen, in einfach eindringlicher Sprache die Geschicke eines alterthümlichen Städtchens zu erzählen.

Der Verf. redet zwar von der „Schmucklosigkeit“ und „Farblosigkeit“ seiner Schilderung, allein das ist nur Bescheidenheit; denn Stellen, wie pag. 2: „Zunächst erblickt man zur Rechten — das Dorf Feistritz, dessen weißgetünchtes Thürmchen so freudig zu den Bergen hinaufluget;“ oder pag. 6: „der Thurm, dessen Spitze der Blitz herabgeschmettert hat — wird hoffentlich, wie der Fönix, aus der Asche sich mit Jugendflügeln erheben;“ oder pag. 9: „fette Rinder und Schafe blöcken nun im Haine, wo die Edlen Kampfgelage (!) hielten; — und statt des nächtlichen (?) Gesanges schöner Fräulein krächzet der gelbbefiederte stinkende (!) Uhu sein Lied;“ oder pag. 54: „Bald entschwand aus den Mauern des Städtchens des Wohlstandes herzstärkender (!) Sonnenschein, und die kalten Nebeldünste des Unfriedens und der Armuth umdüsterten der Bürger friedliches Gemüth, welches bei der bald nachher erfolgten Vertheilung des Bürgerwaldes mannigfach in Bewegung gerieth, sind wahrlich dickfarbig und flitterig.“ Ich glaube, mit Anführung dieser wenigen aus vielen ähnlichen Stellen hinlänglich den Vorwurf eines ganz ungeeigneten Styles gerechtfertigt zu haben, und wende mich zu den geschichtlichen Thatsachen: Zu Anfang wird die Sage von einem Drachen erzählt, der, nachdem er an Heerden und Menschen viele Verwüstung angerichtet, von den Thalbewohnern mit Knitteln todtgeschlagen wurde, von welchen die Stadt ihren Namen und ihr Wappen erhielt.

Hierauf führt der Verf. K. Mayer's Annahme, daß Knittelfeld an der Stelle des römischen ad Undrinam erbaut sei, als zweifelhaft, dafür aber als gewiß an, daß der Ortsname zu Ende des zwölften Jahrhunderts in einem Diplomatar des Stiftes Sekau zuerst vorkomme. Von jetzt werden die Zeugnisse für Knittelfelds Existenz zahlreicher (Ulrich von Lichtenstein 1228, Urkundenbuch von Sekau 1231, 1234), und da im J. 1234 schon von burgensibus in Chutelvelde die Rede ist, so muß ihr Stadtrecht um dieses Jahr zu suchen sein, wie der Verf. in Verbindung mit den kriegerischen Vorgängen unter Herzog Friedrich II. gut bemerkt. Rudolf I. hielt hier einen Landtag, sein Enkel Herzog Rudolf III. gab den Knittelfeldern 1302 das wichtige Recht, daß nur Bürger, keine wandernden Krämer, Handel treiben dürfen. Albrecht der Weise bestätigte es 1344. Zu gleicher Zeit blühte ein Herrengeschlecht von Knittelfeld, deren in Urkunden von 1304 und 1305 Erwähnung geschieht. Zwistigkeiten um den Besitz der Stadtpfarre wurden von Bischof Friedrich I. von Sekau zu Gunsten dieses Hochstiftes gegen St. Lambrecht entschieden, aber erst 1321 gelangte Sekau zu seinem Rechte. Der Verf. hat uns schon pag. 19 belehrt, daß 1234 von „Bürgern von Knittelfeld“ urkundliche Erwähnung geschieht, es war also überflüssig, pag. 23 den Beweis zu führen, daß Knittelfeld 1317 „nicht etwa ein elender Flecken,“ sondern eine bedeutende Stadt war, um so mehr, als wir auf einen Aufsatz der steiermärkischen Zeitschrift hingewiesen werden, ohne daß wir über seinen Inhalt das Geringste erführen. Eben so bleibt uns der Verf. den Beweis seiner sonderbaren Behauptung schuldig, daß alle Bewohner, nicht blos ein Theil derselben, leibeigen gewesen seien!! Denn die zitirte Urkunde beweiset das nicht. Rudolf IV., der die Übermacht der Aristokratie durch Hebung der Städte beschränken wollte, verlieh den Knittelfeldern ausgedehnte Handelsfreiheit (1360). Da die Urkunde noch vorhanden ist, so wäre es angemessener gewesen, uns über ihren Inhalt zu belehren, statt durch die Bemerkung, „es sei für den Geschichtsforscher eine besondere Merkwürdigkeit, daß sich Rudolf einen Oberstjägermeister des heil.

röm. Reiches nennt, zu verrathen, wie sehr in den Elementen der Geschichtsforschung für den Verf. noch nachzuholen sei. Rudolfs Nachfolger, Leopold und Albrecht, bestätigten 1378, Wilhelm 1400 diese Freiheit, Letzterer fügte noch die Gunst hinzu, daß keines Bürgers Verlassenschaft an Fremdlinge verkauft werden dürfe. Pag. 26 gibt der Verf. Notizen über die städtischen Geschlechter der Schwaben und der Prank, ein Verzeichniß der Stadtrichter von 1380 bis 1433, und der Judenhäuser. Ein Streit zwischen den Bürgern und dem Stifte Sekau über Waldgrenzen wurde (wahrscheinlich zwischen 1440—44) beigelegt. Interessant ist zu erfahren, wie Kaiser Friedrich dem Stadtrichter Auftrag gibt, die zu Gunsten des nachgebornen Ladislaus ihm abholden Kaufherren der Stadt Steier, auf ihrem Marktzug nach Pettau, zu fangen. Daß Friedrich auch dieser Stadt mancherlei Privilegien verlieh, wird pag. 28 und 30 erwähnt.

Im J. 1478 richteten unübersehliche Heuschreckenschwärme mehr Schreck als Unheil an, desto fürchterlicher wurde die Umgebung der Stadt bald darauf durch Einfälle der Ungarn und Türken heimgesucht, und nur die Beharrlichkeit der Bürger, und die Ungunst der Elemente bewahrten die Stadt vor den wilden Horden, nicht aber vor Mißwachs, Theuerung und Pest.

1481 wurde die St. Johannkirche erbaut. Über Kirchenangelegenheiten und Bürgergeschlechte bringt der Verf. pag. 40—45 Lokalwichtiges bei. Max I. verlieh der Stadt Schankfreiheit, Ferdinand I. schützte sie gegen die unbilligen Forderungen eines benachbarten Adeligen, 1540. Im J. 1586 wurde die protestantische Lehre gepredigt, aber obwohl sie „nur geringen Anklang fand" und 1599 eine protestantische Gräfin von Hardegg auf „landesfürstlichen Befehl" die Stadt verlassen mußte, so befanden sich in der Neige dieses Jahrhundertes „nur wenige gut katholische Bürger in Knittelfeld."

Pag. 48 erzählt der Verf. die Thaten der Reformations-Kommissionen, freilich von ganz anderem Gesichtspunkte, als der unparteiische Geschichtschreiber von Radkersburg und gibt hierauf ein Verzeichniß der Pfarren von 1591—1704, Notizen über das schon 1475 bestehende Spital, über die Gründung des Kapuzinerklosters (1705), Wetterschaden (1728), Streitigkeiten der Stadt mit Sekau (1741), Truppendurchzüge (1741—42), über den verdienstvollen Verf. des „Praesulatus Seccovi," des Dechantes M. F. Gauster, über die bald österreichische, bald französische Besetzung der Stadt und endlich über die verheerende Feuersbrunst 1818, nach welcher sich Knittelfeld nicht mehr zur früheren Wohlhabenheit erheben konnte.

Hierauf beschreibt der Verf. die Sehenswürdigkeiten der Stadt, Votivsäulen, Grabsteine, Wappen, wo etwas hyperromantische Ideen zum Vorschein kommen (pag. 71), und schließt mit einer prunkvollen Beschreibung der letzten verheerenden Feuersbrunst am 26. Juli 1842. Der Schrift ist die Kurrende des Landesguberniums zur Unterstützung der Verunglückten, ein wohlverdientes Lob der k. k. wechselseitigen Brandversicherungsanstalt und ein auf den Brand bezügliches Gedicht des gemüthlichen J. G. Seidl angehängt. Wenn auch der Eindruck des Buches im Ganzen kein befriedigender ist, so muß man doch dem Verf. für so manches neue Datum und für die Hinweisung auf einige interessante Urkunden Dank wissen und ihn ermuntern, seine Mußestunden auf eine mehr systematische, schlicht eindringliche, mit den nöthigen Dokumenten ausgestattete Geschichte des alterthümlichen Städtchens zu verwenden, und so den Erwartungen, die der gewählte Titel: „Ein Beitrag zur Vaterlandskunde," erregt, künftig lobenswerth zu genügen.

Dr. Ed. Melly.

Theorie der Gärtnerei, oder Versuch, die vorzüglichsten Verrichtungen in der Gärtnerei, nach fysiologischen Grundsätzen zu erklären. Von John Lindlei, Dr. der Phil. ꝛc. Aus dem Englischen von C. G. Mit einer Vorrede, Anmerkungen, und einem Anhange versehen von einigen Freunden der Hortikultur. Wien, gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold. 1842. (281 S.) gr. 8.

Angezeigt von Ignaz **Zwanziger** in Wien.

Obwohl erst in neuester Zeit eine Übersetzung dieser genialen Schrift aus der Feder des rühmlichst bekannten Professors der Botanik zu Bonn, Ludolf Christian Trevira-nus, bei Palm und Enke in Erlangen, deren Preis 1 Rthlr. 12 ggr. ist, erschien, so liegt es doch im Interesse dieser Blätter, vorstehende früher in unserem Vaterlande erschienene Übersetzung desselben Werkes, wenn auch nur kurz, zu besprechen.

Ohne uns in eine Lobpreisung des „outline of the first principles of horticulture" einzulassen, indem diese Schrift den gebildeten Hortologen zu bekannt ist, als daß es nöthig wäre, auf sie, als eine außerordentliche Erscheinung im Gebiete der Literatur hinzuweisen, wollen wir blos die Übersetzung von C. G. als solche berücksichtigen. Wir dürfen sie mit gutem Gewissen eine gelungene nennen.

Sie ist der Gartenbaugesellschaft in Wien gewidmet, und zerfällt, wie das Original, in zwei Bücher, von denen das erste „über die Ergebnisse im Pflanzenleben, welche die Verrichtungen in der Gärtnerei erklären," belehrt, das zweite „von den fysiologischen Grundsätzen, wovon die Verrichtungen in der Gärtnerei abhängen," handelt.

Das erste Buch theilt sich in sieben Abschnitte. Der 1. spricht vom Keimen, der 2. vom Wachsen durch die Wurzel, der 3. vom Wachsen durch den Stamm, der 4. von den Verrichtungen der Blätter, der 5. von den Verrichtungen der Blüthen, der 6. von dem Reifen der Frucht, der 7. von der Temperatur.

Das zweite Buch, welches das ungleich weitläufigere und auch wichtigere ist, da es die Anwendung der Lehre vom Pflanzenleben auf die Hauptgegenstände des Gartenbaues gibt, besteht aus zwanzig Abschnitten, nämlich: 1. Von der Bodenwärme. 2. Von der Feuchtigkeit des Bodens und auch von dem Bewässern. 3. Von der atmosfärischen Feuchtigkeit und Temperatur. 4. Von der Lüftung. 5. Vom Säen des Samens. 6. Von dem Einsammeln des Samens. 7. Vom Aufbewahren des Samens. 8. Von der Fortpflanzung durch Augen und Knoten. 9. Von der Fortpflanzung durch Blätter. 10. Von der Fortpflanzung durch Stecklinge. 11. Von der Fortpflanzung durch Ableger (Senker) und Sprößlinge (Wurzeltriebe). 12. Von der Fortpflanzung durch Okuliren und Pfropfen. 13. Vom Beschneiden.

14. Vom Trainiren (Ausbinden, Bouchiren). 15. Von dem Einsetzen, Einpflanzen in Töpfe. 16. Vom Verpflanzen. 17. Von der Fortpflanzung der Pflanzen-Raçen durch Samen. 18. Von der Verbesserung der Raçen. 19. Vom Ruhen. 20. Vom Boden und Dünger.

Wer das Original kennt, der weiß, daß Lindley eine Fülle von interessanten Beobachtungen, auch Hinweisungen auf erklärte Gewährsmänner in unter dem Texte stehenden Anmerkungen gegeben hat. Unser Übersetzer (oder vielmehr die „einigen Freunde der Hortikultur") vermehrten sie beinahe um die Hälfte, so daß ihrer 251 an der Zahl wurden, und schöpften viel aus Justus Liebig's organischer Chemie, welche auch wahrscheinlich die Quelle, die, wie in der Vorrede erklärt wird, Lindley wohl nicht bekannt sein konnte, sein mag, weil E. H. (ganz unserer Meinung gemäß) die Vereinigung der Chemie mit der Fystologie für eines der Ergebnisse hält, deren Nutzen von den unberechenbarsten Folgen sein muß. — Viele Anmerkungen der „Freunde" lassen in ihnen erfahrene Praktiker erkennen und manche Hypothese Lindley's wird, hiedurch modifizirt, zur erfreulichen Gewißheit, um so mehr, als sie stets die klimatischen Verhältnisse Deutschlands und Englands im Auge behalten, und die hier und dort Statt findenden Erscheinungen in Einklang mit der normalen Natur zu bringen suchen.

Der nach dem 20. Abschnitte des 2. Buches folgende Anhang ist das Eigenthum des Übersetzers und enthält augenscheinlich die Absicht, zu einem tieferen Studium der in Frage stehenden Wissenschaft und Kunst, das nur durch die innige Allianz mit der Chemie sich gekrönt darstellen kann, anzuregen; allein, so lobenswerth auch der Versuch ist, so erscheint doch dieses Feld für unsere Augen zu groß, um von Worten, welche sieben Seiten füllen, mit Nutzen bebauet werden zu können. Wir hoffen, den ausgeführten großartigen Ideen irgendwo in Zukunft zu begegnen.

Der getreu nach den englischen Originalen xylografirten Abbildungen sind 37; sie lassen in Hinsicht auf künstlerische Vollendung und Zweckerfüllung nichts zu wünschen übrig.

Das alfabetische Sachregister ist vollständig; der Druck schön, korrekt und rein, das Papier gut, die Ausstattung elegant, der Preis niedrig gestellt.

Es wird uns schwer, uns so schnell von der Besprechung dieser gediegenen vaterländischen Übersetzung zu trennen, jedoch die Eingangs erwähnten Umstände bemüssigen uns dazu, weshalb endlich, da wir unserer Pflicht Genüge geleistet haben, nichts mehr erübrigt, als demselben recht viele Gönner zu wünschen.

Ueber das älteste Vorkommen des Namens Oesterreich.

(Schluß.)

Um nun wieder auf Koch's obige Behauptung zurückzukommen, so müssen wir weiter fragen, warum sich denn der Verfasser so sorgfältig hütet, zu den Isidorischen Oostarrilihhes die nähere Bestimmung „der Name Ostarrichi" hinzuzufügen? — Er redet hier von dem Worte Ostarrichi überhaupt — wir aber offenbar von dem Namen (nomen proprium), und dehnt hierdurch unsere Behauptung willkürlich weiter aus. Weil sie aber dann diesem erweiterten Begriffe nicht entspricht, wird sie für falsch erklärt.

Wenn in den österreichischen Geschichtsschreibern von dem ersten Vorkommen des Namens Österreich die Rede ist, so wird das Otfridisch Ostarrichi durchwegs übergangen und insbesondere von den neueren im Allgemeinen gesagt: der Name Österreich kommt zuerst in einer Urkunde Otto III. vom Jahre 996 vor. Man kann daher glauben, daß sie die beiden frühern Ostarrichi entweder übersehen, oder als nicht auf unser heutiges Österreich anwendbar betrachtet haben. Es liegt aber ein großer Unterschied darin, wenn man sagt: der Name Österreich, und wenn man sagt: das Wort Österreich; — ferner, wenn es heißt: der Name Österreich überhaupt, und der Name Österreich als spezielle Bezeichnung unseres Vaterlandes kömmt hier oder dort zuerst vor. Was für die eine Weise des Ausdrucks vollkommen richtig ist, wird auf die andere bezogen, wieder irrig sein. — Nur gegen diese Ungenauigkeit in der Bezeichnung war unsere Anmerkung gerichtet, keineswegs aber so dargestellt, als legten wir ein großes Gewicht auf die ganze Sache. —

Hr. Mathias Koch versteht uns aber wieder nicht, oder wie es scheint, will uns vielmehr nicht verstehen. Er sieht darin eine Entdeckung, die wir gerne gemacht hätten, verwechselt beide Begriffe und gegen die selbst geschaffene Unterstellung ankämpfend, sucht er zu beweisen, daß wir das, wie er meint, um hundert Jahre vor Otfrid vorkommende Isidorische Oostarrilihhe nicht gekannt haben. Ihm fällt die Vermuthung gar nicht bei, obschon im Ganzen so manche Anhaltspunkte hiezu gegeben waren, daß wir wohl ebenso gut als er, ehe wir über diesen Gegenstand eine von der allgemeinen Meinung abweichende Ansicht öffentlich aussprachen, im Graffischen Sprachschatz das oftgenannte Wort nachgeschlagen, und unter den dort aufgeführten wenigen Zitaten, auch jenes aus Isidorus gesehen haben dürften. Wir wollen hier eines Schmeller, Höfer, Schilter in seinem Glossar und jener Note von Scherz im Annoliede S. 19, die uns aus der Vergleichung desselben mit der Vorauer Handschrift der Kaiserchronik nothwendig bekannt sein mußte, gar nicht gedenken. Die Gründe aber, welche uns bestimmten, solches zu übergehen, liegen in Folgendem:

1. Wollten wir ja über diesen Gegenstand keine Abhandlung schreiben, sondern denselben nur vorläufig berühren, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen.

2. Ist das dortige Oostarrilihhe kein Name (nomen proprium), sondern wird nur in der allgemeinen Bedeutung von Oriens, im Gegensatze von Westerrichi, in dem Sinne von Occidens genommen, und gehörte somit nicht hieher. Daß aber dies der Fall ist, geht aus der angeführten Stelle selbst deutlich hervor, welche nach Holzmann's Ausgabe, S. 79, folgender Maßen lautet:

„ni uneiz ih einigan
chuninc fona iudases. edhile. noh in uzs
sonondem endum oostarrilihhes uual
dendan."

Und das gegenüberstehende Original: nescio quem, regem ex genere Judae in extremis orientis partibus regnum tenere.

Hier könnten wir wohl auch fragen, wie kömmt es doch, daß sich Hr. Mathias Koch dieses Oostarrilihhes nicht zu deuten weiß, und, es mit dem Otfridischen zusammenwerfend behaupten kann: „Hier und bei Otfrid ist und kann nichts anderes als das Ostreich des Frankenkönigs gemeint sein." Dieses Oostarrilihhes soll also das Ostreich des Frankenkönigs sein? — Auch eine neue Entdeckung! — Wie kömmt es doch, daß er am Schlusse dann das Otfridische Ostarrichi nur „im Sinne der Bezeichnung eines gegen Morgen gelegenen Landes" gelten lassen will, da er es auf derselben Seite früher als die Ostmark des Frankenkönigs bezeichnend, mithin als Name eines bestimmten Landes darstellet? — Wir könnten wohl auch sagen, dieser Widerspruch ist um so greller, als bei jedem Texte das erklärende Latein zur Seite steht. Wenn wir aus solchen Versehen gleich Vermuthungen anstellen wollten, so liegt jene, daß Hr. Mathias Koch, da er die angeführte Stelle offenbar gelesen hat, weder das Deutsche, noch auch das Lateinische verstanden habe, wirklich sehr nahe. Wir haben ihn in Bezug auf derlei Ungenauigkeiten, da wo von einer Umstellung des Zitates aus Otfrid die Rede

war, schon einmal darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn solche Dinge öfter vorkommen, sie übel ausgelegt werden könnten, und müssen, so unbedeutend die Sache scheint, jetzt wiederholt darauf zurückkommen. Wurde bei Otfrid auf eine Versetzung der Kapitel- und Versezahlen hingewiesen, so wird hier jede nähere Bezeichnung wieder ganz ausgelassen, und es heißt nur: „Isidors Tractat, de nativitate Christi.“ (Domini steht in der Handschrift und überall.) Pariser Kodex 2336. Diese Bezeichnung blos nach der Nummer der Handschrift war wohl in der Einleitung zum Graffischen Sprachschatze, da wo überhaupt die Quellen des Althochdeutschen angegeben werden, und woher sie wahrscheinlich entnommen ist, nothwendig, hier aber, wo es sich um eine einzelne Stelle handelt, überflüssig, dafür aber das Auslassen der Kapitelzahl Is. 8, die im Graff bei dem Worte „Oostarrikhes“ ganz wohl vorkömmt und überhaupt von allen Schriftstellern des Faches hinzugefügt wird, aus zwei Gründen unzweckmäßig.

1. Muß derjenige, der da Graff's Sprachschatz oder Holzmann's Ausgabe nicht zu Handen hat, lange um das besagte Wort nachsuchen.

2. Bringt diese genauere Bestimmung der Handschrift, wie sie hier gestellt ist, den Leser unwillkürlich auf die Idee, als seien von dieser Übersetzung noch andere Handschriften vorhanden, und als habe er insbesondere wie einst die genannten Herren in der Bibliothek zu Paris gesessen, und jene selbst eingesehen. Wir glauben nicht, daß dieses der Fall war, und können auch nicht denken, daß Hr. Mathias Koch solches dennoch auf eine feine Art wollte vermuthen lassen, dadurch könnte höchstens dem Laien, nie aber dem Sachkundigen imponirt werden und die Worte Phädrus: **Ignotos fallit, notis est derisui**, wären vollkommen an ihrem Platze. Wem wir aber gegen Hrn. Mathias Koch etwa zu streng erscheinen, weil wir diese an sich geringfügigen Sachen berühren, der möge wohl bedenken, welche anmaßende Sprache derselbe in seinen Aufsätzen gegen uns und überhaupt führet. Wer Andere auf solche Weise zur Rede stellen und meistern will, darf sich keiner Schwächen, wie die oben angedeuteten, am wenigsten aber so arger Verstöße schuldig machen, die jeder Neuling auf den ersten Blick gewahren kann. Wir ehren jedes ernste wissenschaftliche Streben, weil wir wissen, welche Opfer es erheischet, und wie schwer es ist, selbst für das wirkliche Verdienst Anerkennung zu finden; wir ehren es, weil wir wissen, welchen Muth und welche Selbstverläugnung es erfordert bei so geringer Aussicht auf Erfolg sich demselben dennoch hinzugeben; wir ehren es auch an Hrn. Mathias Koch, in so fern er sich damit betheiligt hat, und sind weit entfernt, ihm darin entgegen zu treten; wir wissen aber auch, daß man in der Wissenschaft seine Lehrschule durchmachen muß, und daß die Zeit der Mythe vorbei ist, wo Minerva mit Schild und Speer gerüstet, dem Haupte Jupiters entstieg — wir wissen, daß Versuche aus jener Periode zarte Schonung und liebevolle Pflege brauchen, damit nicht Besseres für die Zukunft unterdrückt werde, und wir gewähren daher auch Andern mit freudigem Herzen, was wir selbst wieder für uns in Anspruch nehmen; wenn sich aber diese, durch solche Milde irre geleitet, herausnehmen wollen, über Gegenstände, welche sie noch nicht in ihrer Gesammtheit erfaßt, oder vielleicht gar nie ernstlich getrieben haben, als Stimmführer aufzutreten, und da glauben, mit überall zusammengerafften Zitatenkram ohne Kritik und Sachkenntniß imponiren, und nach Gutdünken wie vom Throne herab, diesem Recht, jenem Unrecht ertheilen zu können, so ist es die Pflicht zum Besten der Wissenschaft, zur Ehre des Vaterlandes solch ein Unterfangen in das verdiente Licht zu stellen, damit man nicht glaube, wir seien so unwissend, es nicht zu merken, oder stumpfsinnig genug, solches ungerügt hingehen zu lassen.

Zum Schlusse wollen wir nun auf die dritte Ursache, weshalb wir das Isidor'sche Oostarrikhe unbeachtet ließen, übergehen, und Koch's Behauptung, daß dasselbe schon hundert Jahre vor Otfrid vorkomme, einer nähern Prüfung unterziehen. Wir werden sehen, ob jene Angabe wohl, wie er glaubt, auf so sicherer Grundlage beruhe, daß man darauf ein historisches Datum stützen kann. Es handelt sich hier um das Alter der Übersetzung des Isidorischen Traktates. Man hat dieselbe in früherer Zeit, wo das Studium des Altdeutschen noch nicht so ernstlich betrieben wurde, in das 7., ja wenn ich mich nicht täusche, gar in das 6. Jahrhundert gesetzt. Schilter, Graff u. A. stellen sie jedoch ins 8., und demgemäß wird sie auch in den meisten Werken über deutsche Literatur dort aufgeführt. — Wir sind deshalb weit entfernt, Hrn. Mathias Koch einen Vorwurf zu machen, wenn er die besagten Angaben ohne weitere Rücksicht für unbezweifelt annimmt. Es hat sich jedoch in neuerer Zeit gegen obige Annahme eine Stimme erhoben, welche wir in diesem Punkte als völlig entscheidend ansehen zu dürfen glauben, zumal, da uns gegen dieselbe bisher noch keine Entgegnung vorgekommen ist. Als nämlich im Jahre 1834 Endlicher in den Monseer Handschriften der Hofbibliothek Fragmente einer althochdeutschen Übersetzung des Matthäus, und eines sehr kleinen Stückes von der des Isidorischen Traktates entdeckt, und mit Hoffmann zusammengestellt hat, wurden diese in den Anfang des 8. Jahrhunderts gesetzt, und wie es bei derlei sehr alten Denkmälern, wo anderweitige Anhaltspunkte fehlen, häufig geschieht, daraus auch das Alter der Übersetzung gefolgert. Hierauf hat Holzmann den Text aus der Pariser Handschrift abgeschrieben und herausgegeben, darin aber gesagt, daß jene Handschrift mit den Fragmenten zu Wien rücksichtlich der Schrift vollkommen übereinstimme und sie ebenfalls in das 8. Jahrhundert gesetzt.

Supersedeo ampla scripturae descriptione vel fac-simili faciendo, quum omnia, quae exemplis vel explicationibus editores fragmentorum theodiscorum nuper Vindobonae repertorum de suorum foliorum literis docuerint, de nostri quoque codicis scriptura dicta videri possint... sagt Holzmann in der Einleitung S. 3. Mit diesen Worten gibt uns der sehr ausgezeichnete Verfasser das Recht, die Pariser Handschrift aus den Wiener Bruchstücken zu beurtheilen.

In Folge dessen trat nun Lachmann auf und sagt: „ein darin ähnlicher irrthum ist es, wenn die übersetzung des Isidorus und Mathäus in den anfang des achten jahrhunderts gesetzt wird; wobei man das alterthümliche der formen höher als bei der zeitbestimmung der hrabanischen glossen anschlägt, und auf die gewandtheit und bildung des übersetzers eben so wenig rücksicht nimmt, als auf das wie ich höre, feine pergament der Wienerbruchstücke, die ich, wie sie diesen nachgebildet sind, nur dem neunten jahrhunderte gemäß finde.“ S. Anmerk. zu den Nibel. S. 51. Ferner hat auch W. Wackernagel, eben auch einer der ersten Stimmführer im Gebiete der altdeutschen Literatur, den Isidorus in seinem altdeutschen Lesebuche, Basel 1835, p. XIII., nur bedingt, wenn die Wiener Fragmente ins 8. Jahrhundert gehören, dorthin versetzt. Nicht minder wird im Koberstein, in Pischon's Lesebuch, C. Ph. Wackernagel's Handbuch deutscher Prosa ꝛc. auf diesen Umstand hingewiesen. Auffallend aber ist es, und gewiß nicht ohne reifliche Erwägung der Gründe geschehen, daß auch Hoffmann aus Fallersleben, der Mitherausgeber derselben, im Widerspruche mit der früheren Angabe, die aufgefundenen Blätter in seinem Verzeichnisse der altdeutschen Handschriften der Wiener Hofbibliothek, S. 281 in das 9. Jahrhundert setzt. — Wenn nun, wie aus dem Ganzen hervorgeht, die Angabe des Alters der Übersetzung des Isidorus hauptsächlich auf jener der Handschrift selbst beruht, diese aber von so ausgezeichneten Männern des Faches bezweifelt wird, so kann man doch wohl darauf kein weiteres historisches Datum gründen; somit fällt denn auch die Behauptung des Hrn. Mathias Koch, daß Ostarrichi überhaupt hundert Jahre vor Otfrid erscheine, völlig zu Boden, und unsere Meinung, der Name Österreich komme zuerst in Otfrid vor, wäre denn doch nicht so ganz falsch, als er, freilich ohne genauere Prüfung des Gegenstandes, geglaubt hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 22. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 23.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Häufler: Bernhardi's Sprachkarte. — Sava: Schönhuth's Geschichte Rudolf's von Habsburg.

Sprachkarte von Deutschland.

Als Versuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. (Kassel. Verlag von J. J. Bohné. 1844.) Den im Oktober 1843 zu Kassel versammelten Philologen und Schulmännern Deutschlands zur Prüfung und Förderung gewidmet vom Verfasser.

Angezeigt durch J. **Häufler** in Ofen.

Es war zu erwarten, daß bei dem wissenschaftlich-nationalen Erwachen der Völker an Deutschlands Grenzen, auch Deutschland das wissenschaftliche Feld der deutschen Nationalität bearbeiten werde. Geschah auch auf dem Gebiete der logischen und historischen deutschen Sprachforschung Außerordentliches — wofür außer vielen verdienten Filologen die Namen Grimm, Lachmann, Becker u. A. genügen — waren auch die Mundarten theilweise bereits bearbeitet, so fehlte und fehlt es doch noch an einer richtigen Basis deutscher Ethnografie, an einer genügenden Sprachkarte der Deutschen, sowohl nach ihrem ganzen äußeren Umfange, als nach ihren mundartlichen inneren Abgrenzungen.

Der Verf. obigen Werkes fühlte nicht nur das angedeutete Bedürfniß, sondern suchte demselben auch durch den Versuch einer Sprachkarte von Deutschland zu begegnen. Er selbst gibt im Vorworte den Anlaß seiner Arbeit an:

„Bereits vor neun Jahren, bei Gründung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, ward die Entwerfung einer Sprachkarte von ganz Deutschland als eine gemeinschaftliche Aufgabe für sämmtliche deutsche Geschichtsvereine in Anregung gebracht. Auch erklärten, unter Vermittlung des Freiherrn v. Hormayr, dreizehn dieser Vereine sich im Allgemeinen zur Förderung eines solchen Unternehmens geneigt. Indessen erschien es doch räthlich, erst einen, wenn auch mangelhaften Versuch der Öffentlichkeit zu übergeben, bevor man zusammenträte, um sich über umfassende Maßregeln zu einer erschöpfenden Verhandlung des Gegenstandes zu vereinbaren; denn richtige Grundsätze finden, wenn man ihre Anwendung gesehen hat, um so leichter Anerkennung, und eine falsche Richtung wird um so sicherer vermieden, je mehr der Irrthum zu Tage gekommen ist.“

Dies zur Entschuldigung für den Verf., welcher vorerst nur eine fast fragmentarische Zusammenstellung fremder und eigener Ermittlungen darzubieten hat; wobei noch bemerkt werden muß, daß er fast ausschließlich den historischen Gesichtspunkt berücksichtiget hat, d. h. die Frage, ob sich aus dem gegenwärtigen Sprachverhältnisse der Völker und namentlich aus der Verschiedenheit der Mundarten des deutschen Volkes, so weit dieselben noch heutigen Tages räumlich abgegrenzt bestehen, ein Schluß auf die ursprünglichen Stammverhältnisse ziehen, oder doch mindestens ein Hilfsbeweis für Forschungen über die Urgeschichte Deutschlands gewinnen lasse. Nicht minder wichtig wäre es den sprachlichen Gesichtspunkt vorwalten zu lassen und zu erforschen, wie weit die ältesten Sprachformen, welche noch hin und wieder im Munde des Volkes sich erhalten haben, im Vergleiche mit der viel rascher sich fortbildenden Schriftsprache in die früheren Jahrhunderte hinaufreichen? Ob und welche Wörter, Formen und Wendungen in der lebenden Sprache sich erhalten haben, während sie in der Schriftsprache ganz verloren gegangen sind? In wie fern die mundartlichen Sprachformen einen von der Schriftsprache verschiedenen eigenthümlichen Entwicklungsgang genommen haben? Nach welchen Gesetzen die an den Grenzen sich berührenden, oder bei Auswanderung sich durchkreuzenden Sprachen und Mundarten auf einander eingewirkt haben und noch einwirken“ u. s. w.

Der erläuternde Text der deutschen Sprachkarte zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erste die deutsche Sprachgrenze gegen Außen; die zweite die Abgrenzung der verschiedenen Mundarten enthält.

Hier werden nur jene SS. näher angezeigt werden, welche sich auf den österr. Kaiserstaat beziehen; es scheint jedoch dabei eine historische und sprachliche Ergänzung durch Andeutungen — sofern sie dem Ref. möglich waren zu geben — um so mehr im Sinne des bescheidenen Verfassers zu liegen, als derselbe zum Theil als Zweck seiner Arbeit die Anregung zur Vervollständigung angibt. Auch der Zweck dieser unvollkommenen Bemerkungen soll kein anderer, als eine Aufforderung zur fernern gemeinsamern Bearbeitung des ethnografischen deutschen Gebietes im österr. Staate enthalten.

Die erste Abtheilung §. 1 gibt allgemeine Bemerkungen, wornach das gegenwärtige deutsche Sprachgebiet, bis auf wenige Ausnahmen, mit den Grenzen von Deutschland übereinstimmen soll, wie uns die Römer diese schon vor beinahe 2000 Jahren angegeben haben. Der Verf. sucht die dermaligen südteutschen Sprachgrenzen auch schon zu J. Cäsar's Zeiten nachzuweisen*), und bemüht sich daher die Noriker als Deutsche darzustellen. Er gibt zwar zu, daß Rhätier, Bojer, Brennen, Taurisker, Skordisker und andere Volksstämme gallischen, d. i. keltischen Ursprunges wären. „Wenn wir aber erwägen, daß Cäsar die unmittelbaren Anwohner der Schweiz Germanen nennt, daß er die nicht-deutschen Bewohner auf dem rechten Rheinufer als gallische Kolonisten betrachtet, und daß die Noriker des Cäsar als Bundesgenossen der Deutschen und als Feinde der Bojer auftreten," dann liege gewiß die Vermuthung nahe, daß auch in Vindelizien und Norikum ursprünglich (?) deutsche Völkerschaften ansäßig waren, und daß die keltischen Alpenvölker schwerlich die Nationalität der Gesammtbevölkerung umgewandelt haben.

Die beiden ersten vom Verf. angeführten Thatsachen sind richtig, beziehen sich jedoch nicht auf die Länder der österreich. Monarchie; eine nähere Beleuchtung fordert aber das angeblich ursprüngliche Deutschthum Norikums. Um zum gehörigen Verständniß über den wahrscheinlich ursprünglichen Bevölkerungsgang Deutschlands und der Alpenländer zu gelangen, muß man auf die fysische Beschaffenheit Mittel-Europa's in den ältesten Zeiten Rücksicht nehmen. Beinahe den ganzen gebirgigen Theil Mittel-Europa's, von den Quellen der Donau und des Rheins bis zu jenen der Elbe, Weser und Oder, des Don, der Düna und Wolga bedeckte der ungeheure herzynische Wald — voll undurchdringlicher Urwälder und Sümpfe — die Wohnung des Ur, Bären, Wolfes u. s. w. Dieser Wald war noch zu Cäsar's Zeiten so ausgedehnt, daß ein rüstiger römischer Fußgeher mehre Tage brauchte, um seine Breite von Süden nach Norden zu durchschreiten, während die Länge von Westen nach Osten durch eine Wanderung in 60 Tagen noch nicht ermessen werden konnte. Obwohl man nun über die Urbevölkerung Europa's keine bestimmten Nachrichten hat, so scheint doch die Hypothese des kais. Rathes und emeritirten Hrn. Prof. Franz Niklas Tipe in seiner „Vorgeschichte der Deutschen **) am wahrscheinlichsten, weil sie auf Berücksichtigung der fysischen Beschaffenheit und einer scharfsinnigen Vergleichung aller gründlich erforschten diesfälligen röm. und griech. Quellen beruht. Nur zwei Einwanderungswege waren zu Lande nach Mittel- und Nord-Europa möglich. 1) Südlich des herzynischen Waldes, der Donau und Save, und weiterhin dem Rhone und Rhein entlang in die Alpen- und Pyrenäenländer. Dieses Weges seien die Iberier, Kelten und die illyrisch-thrakischen Völker gezogen.

2) Nördlich des herzynischen Waldes, an der Wolga und Düna an die Ostsee, und weiterhin an die Nordsee. Dieses Weges seien die Deutschen, ihnen nach die Slaven, Finnen u. s. w. gekommen. So wie die keltisch-illyrischen Völker vom Süden über die Donau setzend, in die herzynischen Gebirge und Wälder drangen, so begannen die Deutschen vom Norden diese Wildniß zu lichten. Die Deutschen (Germanen) theilten sich bald in drei Hauptstämme: in Ingaewonen (am deutschen Meere Wohnende), Hermionen (in Mitte Wohnende, die vielleicht in den Hermunduren noch nachklingen) und Istaewonen (im Osten Wohnenden, deren Name noch in Estland zu leben scheint).

Ums Jahr 600 v. Chr. geschahen Auswanderungen aus dem übervölkerten Gallien (Gallia transalpina) unter Bellowes nach Italien (Gallia cisalpina), unter Sigowes in die Alpenländer zu ihren Stammesbrüdern. Der mächtigste Stamm scheint der bojische, indem wir Bojer bei Bellowes in Italien sehen, aber auch in der Schweiz, südlich und nördlich der Donau, wo die Namen Baiern (Bojoaria) und Böhmen (Bojohemum) noch an die mächtigen Bojer erinnern. Bei dieser keltischen Rückwanderung scheinen die illyrischen Völker zurückgedrückt, ums Jahr 300 vor Chr. aber die keltischen Völker (zuerst die Bojer) durch die germanischen Völker bereits von Norden bedrängt worden zu sein, daher die junge rüstige Mannschaft verschiedener keltischer (gallischer) Stämme den berühmten Zug unter dem jüngeren Brennus nach Makedonien und Kleinasien unternahm, in welch' letzterem sie die Provinz Gallatien gründeten.

In Betreff der uralten Winden südlich der Donau, deren Namen sich bis in die Römerzeit im Volke der Vindeliker, in den Orten Vindobona, Vindonissa (der Peutinger Tafel), Lacus Venetus (Bodensee) u. a. erhalten haben, kann man sagen: „Es ist zweifelhaft, ob man diese Winden den keltischen oder illyrischen Völkern*) zuzählen soll. Wenn man aber der häufigen Orte, deren Wurzel Vindo und Vendo bilden, im Herzen keltischer Länder gedenkt, als in Gallien (Gallia transalpina) Vindalium, Vindana, Vindusca, Vindinum, Ventia; selbst in Hispanien einen Vindius mons, und in Britannien Vindobela, Vindolena, Vindogladia u. s. w., so wie, daß Vindo im Keltischen noch einen Zusammenfluß von Gewässern bedeutet, worauf auch die Lage der meisten Orte, deren Grundwort Vindo ist, von Gallien bis Vindobona hinweist, endlich, daß auch ein Fluß Vindo existirte: so ist wohl ziemlich wahrscheinlich, daß die Winden und Vindeliker auch ein keltischer Stamm waren. Daß Kelten (gallische Stämme), wenn nicht die Urbewohner der jetzigen deutschen Länder südlich der Donau, wenigstens die ersten Völker waren, welche bleibende Spuren zurückgelassen, zeigt der Umstand, daß noch manche Orts-, Berg- und Flußnamen in Österreich, Salz-

*) Auch Pfister in seiner „Geschichte der Deutschen" I. p. 20—21 glaubt jedoch aus andern Gründen annehmen zu dürfen, daß Deutschland seit seiner ersten Bevölkerung ungefähr dieselbe Ausdehnung im Süden gehabt habe wie jetzt. Pfister sucht sogar den Namen Bojer als Kollektivnamen für Waldbewohner zu erklären, und Norikum vom Orithale, Pannonien von Pangau abzuleiten.

**) Prag, 1820. Fortgesetzt unter dem Titel: „Ältere Geschichte der Deutschen."

*) Es muß jedoch zur Vermeidung einer irrigen Auslegung bemerkt werden, daß der Ref. unter dem Namen Illyrier keineswegs an Slaven denkt.

burg, Steiermark u. s. w. keltischen Ursprunges sind. Die Orte mit Hall (Salz) und ham; die Tauern (vom keltischen Taur oder Tor-Hauptgebirg) sammt den verschiedenen eisernen Tor, Hoch-Tor und Tor-Stein*) sind großartige stumme Zeugen keltischer Abkunft; auch die Benennungen Kár (Fels) und Pirn (Pyren), der Verwandte der Pyrenäen, **Mons cetius** (Köt-Gebirg), Kalenberg, weisen dahin. Auch die Namen der beiden Grenzflüsse Östreichs, der March und Leitha sind offenbar keltischen Ursprunges. — Das Grundwort von March ist **Mar** (**Marus**). **Mar** bedeutet im Keltischen ein Pferd; daher das französische **Marquis**, das deutsche Wort Mähre u. s. w. Viele Flüsse, die vortreffliche Pferdeweiden boten, nannten nun die Kelten **Mar**, so auch unsere March und Maros; der Römer gab seine Endsylbe **us**, viel später erst der Slave sein **ch**, und **awa** (Wasser) daran, wornach aus dem keltischen Flusse **Mar** die **Marus**, **Morawa** und **March** wurde, lange vorher, als eine Ostmark bestand, und er daher die **Mark** Österreichs bilden konnte. Das Wort **Leitha** bedeutet noch jetzt im Keltischen ein Gewässer (Flüßchen), das versumpft; daher die altungarische Übersetzung mit **Sár** (Sumpf). — Auch die Karner waren ein keltischer Stamm, und die Hauptstadt des obern Pannoniens **Carnuntum** hat einen Namensgenossen in Gallien (**Carnuntum**, das heutige **Chartres** in Frankreich) aufzuweisen.

Selbst diese wenigen Andeutungen dürften zeigen, daß ohne Studium der keltischen Sprache keine gründliche Bearbeitung der ältesten österreich. Topografie, Ethnografie und Geschichte erfolgen könne. Mögen unsere neueren österreich. Geschichts- und Sprachforscher darauf Rücksicht nehmen! — Für den vorliegenden Zweck folgt aber aus dem Gesagten so viel, daß Deutsche keineswegs als Urbewohner der österr. Länder südlich der Donau gelten können. — Unter diesen Verhältnissen können die Stellen des wohlunterrichteten Strabo (**L. IV. p. 316** „*τῶν δὲ Νωρικῶν εἰσὶ καὶ οἱ Ταυρίσκοι*“ und des gelehrten Plinius (**Hist. nat. L. III. c. 20**) „**juxtaque Carnos quondam Taurisci appellati, nunc Norici. His contermini Rhaeti, Vindelici, omnes in multas civitates divisi**“ gewiß nur so verstanden werden, daß die Noriker Zweige der Tauriskер sind, und daß erst zu Plinius Zeit (seit der Römerherrschaft) der Name Noriker allgemeiner wurde, während früher der allgemeine Name Taurisker war. Dies bestätigt eine andere Stelle Strabo's (**N. p. 206**) *οἱ δὲ Οὐϊνδελικοὶ καὶ Νωρικοὶ τὴν ἐντὸς παρωρείαν κατέχουσι* etc. Faßt man ferner im Zusammenhange auf, was Plinius über Norikum und Pannonien, dann über die **Deserta Bojorum** sagt, so wird obige Auslegung noch bestimmter. Er zählt im **L. III. c. 27** die Städte der Noriker auf, die sämmtlich an oder unweit der Drave liegen, und versteht unter dem Lande seiner (mit den Tauriskern identifizirten) Noriker das nachmalige römische Mittel-Norikum (**Noricum mediterraneum**). Nun folgt die bekannte Stelle: **Noricis junguntur lacus Peiso (Balaton), deserta Bojorum: jam tamen colonia Divi Claudii Sabaria** (Steinamanger) **et oppido Scarabantia** (bei Ödenburg) **Julia habitantur.** — Die Ausdehnung der Bojerwüsten beschreibt näher Strabo: . . . **Vindelici. Inde est Bojorum solitudo usque ad Pannonios**, die Bojerwüsten reichten hienach vom Inn bis zu den Pannoniern, d. i. bis über die Raab gegen den Balaton; denn es ist ein Grundirrthum, daß man bisher die Grenzen Pannoniens zu Zeiten des Ptolomäus (zwischen **Mons cetius, Bebius** und der Donau), auch schon auf die Zeit Strabo's und Plinius übertragen wollte, durch welch' irrige Auffassung sowohl Strabo als Plinius mit einander und mit sich selbst in Widerspruch gerathen würden, während sie gehörig verstanden, auch in obigen Stellen treffliche Quellen sind. Bedenkt man, daß Plinius zu seiner Zeit nur vom nachmaligen Mittelnorikum als vom Lande der Noriker (oder Taurisker) spricht, daß die **Deserta Bojorum** vom Inn bis über die Raab reichten, also das nachmalige Ufer-Norikum und Ober-Pannonien umfaßten, daß damals mit deren Kolonisirung zwar begonnen war, daß sie aber damals weder zu Pannonien noch zu Norikum gehörten, daß sein Norikum zu beiden Seiten der Drave lag, daß endlich der **Lacus Peiso** der **Balaton** (Plattensee) ist: so wird auch klar sein, warum Plinius, nachdem er das **27. cap.** mit obigen Worten: **Noricis junguntur lacus Peiso, deserta Bojorum** etc. schließt, das **28. cap.** mit den Worten anhebt: **Inde glandifera Pannonia**, worauf er die pannonischen Hauptvölker nur an der Drave und Save beschreibt, und blos **Emona** und **Siscia** als römische Kolonien, dann **Sirmium** und **Taurunum** als Städte angibt. Wenn aber nach dem Zusammenhange die vom Verf. selbst angezogene Stelle des Plinius: „**quondam Tauriscі appellati, nunc Norici**“ keine andere Auslegung zuläßt, als daß die Noriker des Plinius Taurisker waren, so ist klar, daß sie keine Deutschen, sondern Kelten waren, da er selbst das Keltenthum der Taurisker vertheidigt. Der geehrte Hr. Verf. verwahrt sich zwar später (S. 49) gegen den Einwurf, als ob er die keltische Nationalität der gesammten Noriker in Zweifel ziehe, sondern will die allfälligen Deutschen nur ins Ufernorikum versetzen; allein 1) existirte, wie eben gezeigt wurde, damals noch kein Ufernorikum, sondern das Uferland war ein Theil der **Deserta Bojorum**, 2) ist wohl nicht zu erwarten, daß sich deutsche Stämme in ein zur Wüste gewordenes Land ziehen würden, vielmehr dürfte die schwache Bevölkerung des Uferlandes als Überrest der Bojer gelten. Dieser Umstand erklärt auch, warum die römischen Adler in Einem Sommer siegreich das ganze südliche Uferland der Donau bis zu den Pannoniern durchziehen konnten.

Der vom Verf. angeführte Grund, daß die Noriker gegen die Bojer feindlich gestimmt, und an Cäsar und Ariovist sich angeschlossen haben, beweist eben so wenig gegen ihre keltische und für ihre deutsche Nationalität, als wenn man behaupten wollte, daß die Äduer und Sequaner keine gallischen, sondern deutsche Stämme wären, weil sie gegen einander feindlich sich betrugen, und die Einen den Cäsar, die Andern den Ariovist zu Hilfe riefen. Auch dar-

*) Die Alpenbenennung Thor soll richtiger tor geschrieben werden, da sie meistens der höchsten Kuppe des Gebirges, nicht aber einem Passe oder Sattel zukommt; wodurch der keltische Ursprung von tor (Hochgebirg) verbürgt ist, aber nicht vom deutschen Thore abgeleitet werden kann.

aus, daß Ariovist eine Tochter Vocio's, des norischen Königs, zur Gemalin hatte, folgt kein Beweis für die deutsche Abstammung der Noriker, da den deutschen Fürsten kein Gesetz befahl, blos unter Deutschen ihre Frauen zu wählen. Die norischen Provinzialen werden also immerhin als Kelten zu gelten haben, und Deutschlands (Germaniens) Südgrenze reichte zur Römerzeit hier nicht über die Donau.

Was der Verfasser über die Ostgrenze Germaniens und das Zurückweichen der deutschen Sprachgrenzen bis an die Elbe und Saale, und über die neuerliche Vorrückung auf den heutigen Stand vorträgt, ist klar und bündig.

Die §§. 2—5 behandeln die deutsche Sprachgrenze in Belgien (welche bereits in der allgemeinen Zeitung eine Berichtigung erfahren hat) in Frankreich und in der Schweiz. — Näher berührt uns §. 5: **Die deutsche Sprachgrenze in Tirol.** Wir verweisen auch hier auf die daselbst enthaltenen ausführlichen Berichtigungen *), die nur in Kürze hier angezeigt werden. Als deutsche Sprachgrenzorte werden bezeichnet: „Salurn, oder genauer Deutsch-Metz (**Mezzo tedesco**, auch Alt-Metz), Botzen, oder das südliche Dorf Deutsch-Noven (**Nova Teutonica**), Klausen und Briren am Eisak und Brunecken am Rienz; die romanischen: **Mezzo lombardo**, Welsch-Noven, Layen im Grödner- und Pflaurenz im Enneberger-Thal."

Doch ist in der That Deutsch-Metz nur dem Namen nach deutsch, sondern Salurn als Grenzpunkt des zusammenhängenden deutschen Gebietes und noch genauer Margreit anzunehmen, da Murtinig Einwohner hat, die deutsch und wälsch reden. —

Bezüglich der eigenthümlichen Sprachverhältnisse in den 7 vizentinischen und 13 veronesischen Gemeinden so wie in den zerstreuten deutschen Orten südlich der zusammenhängenden deutschen Sprachgrenze, hielt sich der Hr. Verf. wörtlich an die vortreffliche Abhandlung Dr. Schmeller's über diesen Gegenstand **). Hiernach sind noch jetzt entschieden deutsch die Orte an der Fersina, deren Bewohner man von dem häufigen Gebrauche des Wortes „machen" auch **Mocheni** nennt, nämlich: „**Fienozzo**, **Frassilongo**, **Roveda**, **Vignola**, **Roncegno** und **Torcegno**, deren Bewohner unter die Gerichte **Pergine**, **Levico** und **Borgo** in der übrigens ganz italienischen **Val Sugana** gehören." Dabei ist zu bemerken, daß **Torcegno** gar nicht und **Roncegno** (Rundschein) nur theilweise als deutsche Orte gelten können, daß dafür **Palu** als deutscher Ort mit einem uralten Dialekte nicht zu vergessen ist. Ferner sind noch deutsch die Gemeinden: **Folgaria**, **Lavarone**, **Luserna** und im Hochthal des Flusses **Astego** die Ortschaften **Leste-basse**, **Carotta**, **Brugna fuora**. Die 7 vizentinischen Gemeinden bilden gegenwärtig einen Distrikt der Delegation **Vicenza**, der von dem Hauptorte Asiago benannt wird. Mehre dieser Gemeinden haben den Gebrauch der deutschen Sprache längst aufgegeben. Am meisten kommt sie im häuslichen Kreise außer **Asiago**, in **Fozza**, **Roana**, **Canova** und **Rozzo** noch vor. Die 13 veronesischen deutschen Gemeinden haben ebenfalls die deutsche Sprache fast durchaus mit der italienischen verwechselt, nur in den beiden höchsten Orten **Ghiazza** und **Campo fontano**, welche zusammen etwa 1800 Einwohner zählen, wird noch im häuslichen Gebrauch deutsch gesprochen.

Ferner sind noch außer der deutschen Sprachgrenze zu erwähnen, 4 Dörfer im **Val di Non**, und zwar an dem Wildbache **Nocella**: Unsere liebe Frau im Walde und St. Felix, an der **Pescara** aber **Proveis** und **Lorengo** zusammen mit beiläufig 1300 Deutschen.

Obwohl die sprachlichen Proben der beschriebenen Orte keineswegs für die kimbrische Abkunft sprechen, auf welche ihre eigene Tradition sie zurückführen will, so haben sie doch das Hochdeutsch des 12. und 13. Jahrhunderts in vielen Beziehungen noch rein bewahrt.

Der Verf. vermuthet, daß die Germanisirung Tirols vorzüglich von den Alemanen herrührt, welche Theodrich ums J. 496 aufnahm. Wir werden diesen Punkt in der 2. Abtheilung bei Abgrenzung der einzelnen oberdeutschen Mundarten näher besprechen.

§. 6. gibt **die deutsche Sprachgrenze in Kärnthen, Steiermark und Ungarn** an. Der Verf. folgt hier, mit Angabe der Quelle, der slavischen Sprachkarte des Dr. P. Schafarik und bezeichnet, von Pontafel, dem Grenzorte der slavischen, italienischen und deutschen Zunge ausgehend, als deutsche Grenzorte: „Mitschig an der Gail, Villach an der Drau, Schmidtdorf am Gurk, St. Paul am Lavant, Muregg an der Mur, Fering an der Raab, Fürstenfeld an der Feistriz, Heiligenstein am Neusiedlersee, und an der Donau Preßburg, wo die deutsche, magyarische und slavische Sprache sich berühren." Die Umgegend des noch abwärts von Preßburg gelegenen Marktfleckens Somerein (Somorja, St. Maria) sei gewissermaßen als deutsche Sprachinsel zu betrachten, gleich wie auch der deutsche Landstrich zwischen der Günz und der Raab, in welchem Güssing liegt. Auf dem angrenzenden slavischen und magyarischen Sprachgebiete seien die nächsten Ortschaften, Garnitzen an der Gail, Reisdorf am Gurk, Lavamünd am Lavant, Radkersburg an der Mur, Welken an der Raab, Lebeny an der kl. Raab, Gols östlich vom Neusiedlersee und Valka an der Donau. Nördlich von der Donau bildet die March die Sprachgrenze bis oberhalb Rabensburg, wo sie die Taja aufnimmt. Nur bei dem Marktflecken Eisgrub reiche das Slavische auf das rechte Ufer dieses letzteren Flusses. Höher hinauf sind beide Ufer deutsch bis in das mährische Gebirg, wo der nördliche Zufluß von Daschitz her aus dem slavischen Sprachgebiete kömmt, und deshalb die mährische Taja genannt wird."

Bei diesen Grenzbestimmungen ist, sofern sie Ungarn betreffen, mancherlei zu berichtigen; 1. bilden die Kroaten (d. i. die Bosniaken, die gewöhnlich Wasser-Kroaten oder alte Kroaten genannt werden und füglich zum Unterschied der heutigen Kroaten (Slowenen) in Zivilkroatien — Chrobaten geschrieben werden können), keinen solchen Keil im Eisenburger Komitate, wie derselbe auf der vorliegenden Karte gleichsam in die deutsche Sprachgrenze kompakt hineingetrieben erscheint; sondern die gedachten Kroaten bilden sowohl im Eisenburger, als auch im Ödenburger und Wieselburger Komitat

*) Allg. Zeitung 1844, Nr. 174—177, 209—213.

**) Schmeller, Dr. J. A.: „Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Comunen auf den venetianischen Alpen und ihre Sprache." (In den „Abhandl. der philos. philol. Klasse der k. bair. Akad. B. II. Abth. III. München 1838. 4. S. 557—708.)

nur zerstreute Sprachinseln, welche die dortige östliche deutsche Sprachgrenze mehrfach durchbrechen, keineswegs bilden aber die Deutschen (Hienzen und Haidebauern) daselbst Sprachinseln.

2. Ist Gols (Gálos) so wie der größte Theil des Wieselburger Komitats überhaupt deutsch; nämlich die Orte Minichhof (**Baratfalu**), Halbthurm (**Fél-Torony**), Frauenkirchen (**Boldogaszony**), Straßsumerein (**Hegyeshalom**), Edelsthal, Kaltenstein (**Level**), Kölnik (**Kálnok**), Nickelsdorf (**Miklósfalu**), Czurendorf, Potzneusiedl (**Lajthafalu**), Jois (**Nyúlas**), Wallern (**Wala**), Apeltan (**Bánfalu**), Andau (**Tarcsa**), Illmitz, Badersdorf, Wüstsomerein, St. Peter, Weiden, Königshof, haben eine rein deutsche, eine aus Deutschen und Ungarn gemischte Bevölkerung haben aber Tatten (**Tetény**), St. Johann (**Sz. Janos**), Leiden (**Lébény**), Wieselburg (**Moson**), Ungarisch-Altenburg (**Magyaró-vár**) und **Halászi**. Die Kroaten in den übrigen 10 Orten längs der Donau, zum Theil noch mit Deutschen gemischt, können sonach nur als Sprachinsel betrachtet werden.

Die deutsche Ostgrenze in Ungarn stellt sich also genauer folgendermaßen: Von Steiermark schlingt sich dieselbe um Neuhaus (**Dobra**), dem einzigen rein deutschen Pfarrort sammt 6 Filialorten im Wendenbezirk des Eisenburger Komitats, umfaßt aber in diesem Bezirke noch die Filialorte: **Döbör, Alsó** und **Felsö-Strazsa, Orits, Minihof** und **Velike** der Pfarre **Rába-Sz. Marton**; dann geht sie mit der Raab bis zum Einfluß der Pinka, ferner längs der Pinka bis Rothenburg (**Vórosvár**), dann in einer nordöstlich gezogenen Linie bis gegen Güns, so daß nicht nur der deutsche Bezirk sondern auch der größere Theil des Günser- und ein kleiner des Körmender-Bezirks im Eisenburger Komitate von Deutschen bewohnt wird, ja dieselben wohnen noch südlich der Raab in St. Gotthard und östlich der Pinka in Moschendorf (**Nagy-Sároslak**), Unter-Bildein (**A. Beled**), Pernau (**Pornó**), Großdorf (**Német Keresztes**) und a. Orten. — Steinamanger (**Szombathely**) und Güns (**Készeg**) haben eine von Deutschen und Ungarn gemischte Bevölkerung. Im Ödenburger Komitat sind mit Ausnahme der eingesprengten kroatischen Orte gänzlich deutsch der Ödenburgerbezirk, mehr als die westliche Hälfte vom äußern oberen Raaberbezirk, wo jedoch **Lövö** (Schützen) und **Lócs** bereits rein ungarische Orte sind. Das Wieselburger Komitat ist, mit Ausnahme der Randorte längs der Donau und an der österreichischen Grenze, rein deutsch. Um jedoch eine genügende Vorstellung von der durchbrochenen östlichen deutschen Sprachgrenze zu haben, dürfte es nicht uninteressant sein, die vorzüglichsten von Kroaten bewohnten Pfarrorte anzugeben, um so mehr als diese kroatischen Sprachinseln, durch Ungarn, Östreich und Mähren vertheilt, die geografische Verbindung zwischen Süd- und Nord-Slaven im österreichischen Kaiserstaate vermitteln.

Derlei kroatische Orte im Eisenburger Komitate, und zwar mit rein kroatischer Bevölkerung sind: Weiden (**Bándol**), Schandorf (**Csém**), St. Katalin und **Stinácz**. Kroaten gemischt mit Deutschen sind zu Mischendorf (**Pinka miske**, Türnbach (**Inczéd**), Großnaring (**Nagy nárda**), **Rohonez, Kéthely**, Haunsdorf (**Samfalva**), Gerisdorf (**Nemet Sz. Gróth**), heiligen Brunn (**Sz. Kút**), Gaas (**Kertes**), Petersdorf (**Sz. Peter falva**), Deutschschützen (**Németh sücz**), Bocksdorf (**Baksafalu**), Tschauschendorf (**Németh esenes**) u. s. w. — Im Ödenburger Komitate haben rein kroatische Bevölkerung die Orte: Baumgarten, Welkaprodersdorf (**Vul-Bordany**), Zagersdorf (**Zarány**), Zillingthal, Hornstein (**Szarskö**), Siegendorf (**Czinfalva**), Klingenbach (**Klimpa**), Trauersdorf (**Osylop**), Gattendorf (**Gatta**), Neudorf (**Ujfalu**), Pandorf, Sandorf (**Csún**), Pallersdorf (**Bezenye**), kroat. Jahrendorf (**Pama**) und kroat. Kimling; gemischt mit Deutschen wohnen Kroaten: zu Kittse (**Köptsén**) und Karlburg (**Oroszvár**), in Andau, und zu ung. Kimling, Ziglitz (**Sziglos**) und mit Ungarn gemischt zu Ivan und Horpátsch.

Im Preßburger Komitat sind Kroaten mit Slaven gemischt zu Kaltenbrunn (**Hidegkút**), Blumenau (**Lamács**), Wisternitz (**Beszterce**), zu Ratzersdorf (**Récse**) und kroatisch Eisgrub (**Hovath Gurob**) und Großschenkwitz. In Östreich sind zwischen Fluß und Gebirg Leitha zwei kroatische Orte nämlich Hof und Au; zwei andere kroatische Orte sind im V. U. W. W. kroat. Haslau und Hollern, sowie im V. U. M. B. im Marchfelde, Engelhardsstätten unweit des Rustbaches, ferner Loimersdorf, Kopfstätten, Pframa, kroatisch Wagram, Witzelsdorf, Haringsee, Lassee, Kroißenbrunn und Breitensee, dann Ober- und Unter-Demenau auf der Herrschaft Feldsberg.

In Mähren, wo die Kroaten gemeiniglich **Podluczaken** heißen, findet man Kroaten bei Lundenburg und Eisburg, dann zu Fröllersdorf und Eisgrub, Gutenfeld, Neuprerau u. s. w. Diese Kroaten wanderten aus Bosnien im 15. und 16. Jahrhundert und auch noch später nach Ungarn, Östreich und Mähren in die gedachten Orte. In die Umgegend von Preßburg kamen sie aus Kostainicza 1553. Es wäre wünschenswerth, die Geschichte aller dieser Kolonien zu besitzen. Obwohl hie und da gemischt lebend, haben sie ihre Sprache und Kleidung, und zum Theil auch die Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren beibehalten. Sie sind zwar arm, aber arbeitsam, gutmüthig und gastfreundlich, ihre Wohnungen sind meist vorzüglich rein gehalten, übrigens mit sehr vielen heiligen Bildern geziert, wodurch sich ihr religiöser Sinn ankündigt. Hiemit ist zugleich der von dem Verf. im Verfolge des §. ausgesprochene Zweifel behoben, ob die auf seiner Karte im Süden der Donau angegebenen 3 slavischen Sprachinseln zwischen dem deutschen und magyarischen Gebiete noch von den Russen und Petschenegen herrühren, die Herzog Zultan (**Zoltan**) an der Westgrenze ansiedelte. Die Russen wurden zu **Oroszvár** (Karlburg), die Petschenegen — die übrigens nie zu den Slaven gehörten — um **Lövö** angesiedelt, wovon außer dem Namen der Orte keine Spur mehr vorhanden ist, und womit die gegenwärtig in den gedachten Orten liegenden Kroaten gar keinen Zusammenhang haben. — Was übrigens die deutsche Sprachgrenze im Preßburger Komitate betrifft, so haben bisher nicht nur die k. Freistädte Preßburg, St. Georgen, Pösing, Modern noch eine vorwiegende deutsche Bevölkerung, sondern das Gebirge zwischen Pösing und Modern

wird von Östreichern und andern Deutschen bewohnt, welche von Holzarbeit und Bergbau leben; ferner sind auch Dioßeg, Theben, Malatska und Geiring (Gajar) als vorwiegend deutsch zu betrachten; die Minderzahl bilden Deutsche in Magyar Bél, Szempcz, Boldogfalva, Kossút, Kajal, Nagymacséd, Tyrnau (Nagy Szombath), Szuha, Cseszte, Vörösko, Nádas, und auf der Insel Schütt (Csallókéz), zu Pischdorf (Pispöky), Csötörtök, Szerdahély, Vásárút, der Mehrzahl nach sind Deutsche in Somorein (Somoria) und rein deutsch sind außer Deutsch-Bel und Deutsch-Eisgrub, noch die Orte der Habaner*) Großschützen (Nagy lövö) und St. Johann (Sz. Janos).

Der Verf. erzählt nun in Kürze aber im Ganzen quellengemäß die historische Entwicklung und bezüglich Erweiterung der südöstlichen deutschen Sprachgrenze. Er bemerkt ganz richtig, daß das römische Norikum und Rhätien am längsten von der eigentlichen Völkerwanderung verschont worden sei, indem die Züge der Gothen im Süden der Alpen nach Italien gingen, Attila aber im Norden der Donau zum Rheine zog. Obwohl Odoaker um's J. 487 eine große Anzahl Provinzialen aus Norikum nach Italien berief, so waren doch noch viele zurückgelassen und Norikum als römische Provinz betrachtet, da Theodorich, König der Ostgothen, noch im J. 496 Befehle an die Provinzialen in Norikum erließ. Erst mit seinem im J. 526 erfolgten Tode änderten sich diese Verhältnisse. Von der einen Seite drangen die Longobarden über die mittlere Donau nach Pannonien, und höher hinauf finden wir plötzlich in dem großen Landstriche vom Lech bis nach Pannonien und von der Donau bis in die Alpen, ein bis dahin noch nicht genanntes Volk, die Bajovaren (Bajobari), Bajoaren, Baiern (ohne daß die gleichzeitigen Schriftsteller einer solchen Einwanderung erwähnen). — „Dieses Schweigen der Geschichte," — fährt der Verf. fort — „verbunden mit der Thatsache, daß noch jetzt in diesem ganzen Landstriche eine einzige Hauptmundart herrscht, die sich sogar bis ins Riesengebirge zu erstrecken scheint, spricht für die Ansicht, daß die ursprünglich deutsche Bevölkerung nie ganz untergegangen, sondern noch zahlreich genug war, um, nachdem sie vom Römerjoche befreit und zugleich durch einwandernde Stammgenossen verstärkt worden, wieder selbstständig aufzutreten."

Vor Allem kann wohl die scheinbare Identität der baierischen Mundart mit jener im Riesengebirge nur daher kommen, daß es sehr schwer ist, Volksdialekte durch die bloße Schrift dem, der sie nie hörte, vernehmlich zu machen, und so mochte der Hr. Verf. durch einige Strofen und Redensarten aus Dr. Karl Hofer's „Riesengebirge und seine Bewohner," bei Vergleichung mit österreichischen Liedern zur angedeuteten irrigen Meinung verführt worden sein; im Gegentheil hat der Bewohner des Riesengebirges mehre altdeutsche, fast skandinavische Anklänge in seiner Mundart, und man hält dieselben für Abkömmlinge der Hermunduren und Silinger, dagegen herrscht in den südlichen Theilen des Böhmer-Waldes die baierische, in der mittleren und nördlichen die fränkische Mundart.

Faßt man in Berücksichtigung der Stellung der Völker zu Anfang des 6. Jahrhunderts, und der noch vorhandenen Dialektgrenzen die vorliegende Frage auf, so erscheint weder das Auftreten der Baiern auf dem historischen Schauplatze, noch das Schweigen der gleichzeitigen Schriftsteller hierüber so ganz befremdend. Es wurde bereits gezeigt, daß der mächtige Stamm der Bojer nicht ganz vertilgt wurde, sondern vielmehr in Vindelizien, Ufer-Norikum und Pannonien im Stande der Provinzialen fortlebte. Durch das Eindringen der Markomanen nach Bojohemum (Böhmen) scheinen die dortigen Bojer in den Böhmerwald und bis gegen die Donau gedrängt, unter Marbot's Herrschaft und auch ferner fortbestanden zu haben. Den Markomanen und Quaden folgten im Besitze Böhmens, Mährens und Schlesiens Hermunduren und Longobarden, die Letzteren wahrscheinlich von den Čechen (Böhmen) bereits bedrängt, setzten sich um's J. 490 in Bewegung gegen die Donau, besetzten das Rugiland (das nördliche Unter-Östreich), nach Pannonien und ins Feld (die pannonische Ebene), wo sie durch 42 Jahre (526—568) herrschten, bis sie mit Hilfe der Avaren das Gepiden-Reich zerstörend und diesen Pannonien überlassend, nach Ober-Italien zogen. Bei dem Vordringen der Čechen mußten die Überreste der Markomanen und Bojer theils am Böhmerwalde einen Haltpunkt suchen, theils an und über die Donau zu ihren Stammesbrüdern, den Bojern in Norikum und Vindelizien flüchten. Da indessen in diesen Ländern auch die deutsche Völkerflut allmälig ausgebraust hatte, indem die Alemanen (Sueven und Markomanen u. s. w.) die Alpenländer, den Süden und Westen des Lech eingenommen hatten, so ist es natürlich, daß der alte keltische Stamm der Bojer mit der geringen Änderung der Bojoaren für die größtentheils bojischen Bewohner längs der Donau auflebte*). Bei diesem Sachverhalte gewinnt die Stelle des **Chronic. Salisb. ad ann. 508 (Pez. Scr. R. Austr. T. I. r. 329.) „Hoc tempore gens Noricorum prius expulsa revertitur ad patrias sedes Duce Theodore, Latinis ejectis,"** größere Wichtigkeit, so wie auch die vom Verfasser erwähnte Stelle der Passauer Chronik: **„Bajouuarii relicto proprio idiomate teutonicum a Teutonicis accomodaverunt."** Bedenkt man nämlich, daß die Bojer damals zwar noch ihre eigene Sprache haben mochten, aber bereits mit Deutschen gemischt und unter fränkischer Oberhoheit lebten, so hatten sie wohl Anlaß genug, die deutsche Sprache anzunehmen, und in der That beruhen nicht nur die topografischen Namen von Gebirgen, Flüssen u. s. w. in Baiern und Östreich häufig auf keltischen (bojischen) Wurzelworten, sondern dasselbe gilt auch im Böhmerwalde und selbst im Riesengebirge, wo noch manche, jetzt slavisirte oder verdeutschte topografische Namen ihren bojischen Ursprung verrathen. Ja es

*) Die Habaner in Großschützen und St. Johann, dann zu Szobotist im Neitraer Komitat sind Nachkommen der Mennoniten oder Wiedertäufer, die bereits schon 1548 in Ungarn waren, und noch zahlreicher 1622 einwanderten, als sie Kardinal Dietrichstein aus Mähren vertrieb. Die K. M. Theresia ließ sie bekehren. Ihr Name soll von Haban, d. i. Spielball, herrühren, weil sie vom Geschicke gleich einem Balle umhergeworfen wurden. Hesr. Jahrg. 1810 IV. p. 202—220.

*) Die deutschen Stämme bildeten die gallischen Laute oi in oa um, wie die französische Schreibart und Aussprache ꝛc. hinlänglich zeigen. So scheint auch der Name Boar (wie sich noch der baierische Landmann nennt), dann Bojoar, Bajowar ꝛc. nur durch die deutsche Aussprache des Namens Boi und Boji, Bojoi entstanden zu sein.

wäre interessant, den baierisch-österreichischen Dialekt mit Vergleichung der keltischen Sprache durchzustudiren, um den allfälligen keltischen Antheil, und seine wahre uralte Eigenthümlichkeit gehörig aufzuklären.

Der Verf. bemerkt weiter, nach kurzer Andeutung der Zwischenverhältnisse, daß, nachdem die Macht der Avaren durch Karl den Großen im J. 791 gebrochen und die Ostmark und karantanische Mark errichtet worden waren, die deutsche Sprachgrenze durch Kolonisation bis zum Plattensee, nämlich bis Wesprim vorgeschoben worden sei. Es sollte richtiger heißen, bis über den Plattensee, denn auch Fünfkirchen (**Quinque Ecclesiae**) gehörte noch zu den deutschen Kolonien *).

Richtig ist die weitere Bemerkung, daß höchst wahrscheinlich die Donau bis zum Einflusse der Drau die Sprachgrenze Deutschlands geworden wäre, wenn nicht die von König Arnulf im J. 893 zum Kriege gegen Swatopluk herbeigerufenen Magyaren ihre siegreichen Waffen auch gegen Deutschland gewendet hätten. Es ist jedoch zu erinnern, daß in Pannonien, welches damals eben der Zankapfel zwischen Arnulf und Swatopluk war, die Deutschen (größtentheils Salzburger, Baiern und Franken, die Vorfahrer der jetzigen Hienzen) nur Kolonisten waren, während die eigentliche Bevölkerung Pannoniens aus Slaven (vorzüglich Mährern in Privinna's Gebiete), zum Theile auch aus Avaren (zwischen **Sabaria** und **Carnuntum**, dann südlich vom Plattensee) bestand, welche zum Theile unter eigenen Herzogen und Chanen lebten, welche den fränkischen Obermarkgrafen untergeordnet waren. — Betrachten wir zur Vervollständigung des Bildes auch die Volksstämme, welche in den heutigen ungarischen Kronländern zur Zeit der Einwanderung der Magyaren lebten, so finden wir in Pannonia **Savia**, d. i. in dem Striche zwischen **Save**, **Culpa** und **Drave** nebst Wenden-Stämmen (**Karantanen**), auch Bulgaren und selbst Überreste der Gepiden **) und oströmische Kolonisten, und zwar in der syrmischen Provinz. — Im heutigen ungarischen Küstenlande waren die von Kaiser Heraklius aufgenommenen Kroaten, sammt denen mit ihnen verschmelzenden kleinen slavischen Stämmen der Gubuskaner und Timokaner; Deutsche und Italiener waren auch als Kolonisten in jenen Theilen zu finden. Nördlich der Donau in Großmähren wohnten bis zum Granflusse die Mährer (**Marvani**, **Marchani**). Zwischen Gran und Theiß lebten Bulgaren ***), welche jedoch slavisirt wurden. — Zwischen Donau und Marosch scheinen Slaven ****) und Bulgaren, Avare, Wlachen, zwischen Theiß und Marosch, dann in Siebenbürgen Slaven, Wlachen, Khasaren und Szekler neben einander gelebt zu haben.

Von den außer der zusammenhängenden deutschen Sprachgrenze in den ungarischen Kronländern wohnenden Deutschen erwähnt der Verfasser nur die Siebenbürger und Zipser-Sachsen. Da jedoch die jüngeren Kolonien längs der Donau und im Banat nicht unbedeutend, ihrem Ursprunge nach weniger allgemein bekannt sind, so wird hier von dem Referenten eine ergänzende Übersicht der deutschen Kolonien in Ungarn um so mehr beigefügt, als der geehrte Hr. Verf. diesen Wunsch andeutet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die erwähnten Kolonien in Pannonien nennt **Anonym. Salisburg.** (in **Kopitars Glag. gloz. LXXIV.**)

) **Anonymus Salisb. de Gepidis autem quidam adhuc (873) ibi resident.

***) König Alfred der Große sagt in seiner Geografie: Ustwerts von Kernten, jenseits der Wüste (Pannoniens) ist Burgaraland. Der baierische Anonymus aus dem 9. Jahrhunderte nennt nach den Mährern (**Marhari**), die Bulgaren (**Vulgarii**) und abermals Mährer (**Marehanos**). Auch der ungarische Anonymus C. Punkt 11. versetzt dahin **Slavos et Bulgaros.** Der Name Pesth, d. i. Ofen, ist bulgarischen Ursprungs.

****) **Obotriten (Osterapreci, Pretecenten u. s. w.).**

Geschichte Rudolf's von Habsburg.

1. Geschichte Rudolf's von Habsburg, Königs der Deutschen, dargestellt nach urkundlichen meist gleichzeitigen Quellen. Von Ottmar F. H. Schönhuth. **12.** 2 Bände in einem Hefte. Leipzig bei Fried. Fleischer **1844.**
2. Anekdoten und Sprüche zur Charakteristik des Königs Rudolph von Habsburg, aus den Quellen gesammelt von Ottmar F. C. Schönhuth. **12.** 177 Seiten. Ulm bei J. Ebner. (Ohne Jahr.)

Angezeigt durch K. v. **Sava** in Wien.

Als Einleitung gibt uns der Verfasser die Geschichte der Habsburger bis zum Jahre 1240, in welchem Albert der ältere, Rudolf's Vater, nach Palästina zog, und dort auch seinen Tod fand. Hierauf entrollt er uns das vielbewegte Leben Rudolf's in 6 Abtheilungen.

Herr Schönhuth hat zu dieser Biografie wohl die bekannteren Quellen benützt, aber sein Werk ist eine lose Zusammenreihung geblieben von urkundlichen Daten, Chronikstellen und Anekdoten, ohne innere Verbindung zu einem Ganzen. Eine Schilderung der Zeit, in welcher Rudolf lebte, und dessen Wirken vermissen wir allgemein. Wir hören Rudolf häufig „den guten König der Deutschen" nennen, wie und wodurch er es wurde, erfahren wir kaum; nichts davon, in welcher Verwirrung er das Reich übernahm, welche Vorsicht es galt, in Italien gefährliche Konflikte zu vermeiden, um nicht über dem Titel einer zweideutigen Oberherrschaft seine Thatkraft zu zersplittern. Die tieferliegenden Gründe, warum Rudolf ungeachtet der Einladung mehrer Päbste, ungeachtet der Bitten der italienischen Städte nie zur Römerfahrt kam, blieben unerörtert. Seine Verdienste um die Herstellung der Ordnung in Deutschland; die Einschränkung der Vasallen, welche während des Zwischenreiches sich gewöhnt hatten, was des Reiches war, als ihr Eigenthum zu betrachten; die Herstellung des Landfriedens, den er mit folgerechter Strenge zu wahren und aufrecht zu halten verstand, sind viel zu wenig hervorgehoben und als urkundliche Daten behandelt, chronologisch auseinander gestreut. Faktenaufzählungen, wie folgende, deren viele ähnliche im vorliegenden Werke enthalten sind, können füglich wohl nicht als Geschichtschreibung betrachtet werden. So pag. 172: „Indessen zog der König wieder allum in den Städten, und wo sie etwas Verworrenes und Unrichtiges unter ihnen (sic) hatten, da verrichtete er Alles in Eile, vermöge seines großen Geistes und klugen Sinnes. Am 12. März erneuert er zu Speier die Verordnung K. Friedrichs II. vom Jahre 1232, gegen die Reichsfreiheit der bischöflichen Städte, und Tags

darauf das den geistlichen Fürsten von eben dem Kaiser im Jahre 1210 ertheilte große Privilegium. Zu Mainz bestätigte er der Stadt am 23. März die Freiheit von fremden Gerichten." Und im 2. Theile pag. 47: „Von Remiremont begab sich König Rudolf mit seiner Neuvermälten nach Colmar. Da wurde das hohe Paar am 22. Februar von den Geistlichen, den Rittern und den Bürgern der Stadt ohne Unterschied feierlich und prachtvoll empfangen. Die Bürger übernahmen auf mehre Tage den Aufwand, welchen die königliche Familie mit ihrem Hofstaate machte; der Königin aber verehrten sie statt der Kleinode 100 Pf. Am 8. März ist der König zu Breisach; er beruft von hier die Bürger von Lübeck zu einem Reichstage, der aber erst im folgenden Jahre zu Stande kam. Nach dieser Zeit kam er nach Freiburg — es ist nicht entschieden, ob es Freiburg in Uechtland oder im Breisgau gewesen — für das letztere spricht die Nähe bei Breisach. Von hier aus ernannte er am 1. Mai den Grafen von Avenes, von dem schon früher die Rede war, zu seinem General-Vikar in Tuszien, da der Kanzler Rudolf von Hoheneck, der vorige General-Vikar, Erzbischof in Salzburg geworden war. Am 11. bestätigte er dem Grafen Ludwig von Savoyen das Münzrecht"u. s. w.

2) Am besten sind jene Partien bearbeitet, in welchen der Verf. eine einfache Übersetzung der Reimchronik des Ottokar von Horneck gibt; im übrigen ist die Darstellung trocken und ermüdend. Referent erinnert sich zwar, daß einer unserer vorzüglicheren Geschichtsforscher öffentlich aussprach, der Historiker müsse der schönen Darstellung entsagen, um nicht die Schönheit zu gefährden. Allein die Schönheit der Darstellung besteht nicht in Bilderschwulst und verworrenen Fraseu, nicht in Vergleichen aus allen Epochen der Weltgeschichte, wodurch manches in ein ganz anderes Licht gestellt und Irrthum herbeigeführt werden kann; dagegen gibt es eine ernste würdige Sprache, welche weder den fließenden Gang der Erzählung, noch die lebendige Schilderung der Zeiten und Charaktere ausschließt, und unserem geistigen Blick nicht Materiale in Bruchstücken, sondern ein organisches Ganzes vorführt. Darnach zu streben ist die Aufgabe des Geschichtschreibers, wenn anders die Geschichte nicht in der Gelehrtenstube bleiben, sondern in das Volk bringen und wirken soll. Haben wir noch keine solche Geschichte, so beweist dies nichts gegen deren Möglichkeit; die Griechen und Römer hatten sie.

Der Verfasser sagt uns in der Vorrede, daß Anekdoten von historisch merkwürdigen Personen zu deren Charakterschilderung um so wesentlicher seien, als sie uns die Fürsten, „die gewaltigen Helden und Recken" nicht immer in ihrer Größe, sondern als „gewöhnliche Menschen" zeigen, dann weil sie uns über die Motive ihrer Handlungen, über ihr inneres Leben mehr verrathen, als uns trockne Chroniken geben, die nur Jahre und Tage ihrer Großthaten melden.

Durch diese Ansicht wurde die vorliegende Sammlung hervorgerufen, die zugleich dem Werke des Fürsten Lichnowsky als Ergänzung dienen soll, weil Letzterer die Anekdoten aus dem Leben Rudolfs viel zu wenig berücksichtigte.

Auch wir hegen die Meinung, daß Züge aus dem Privatleben, vertraute Äußerungen u. s. w. ausgezeichneter Männer von dem Geschichtschreiber oder dem Biografen keineswegs übergangen werden dürfen, weil uns durch diese Details der Mensch als solcher näher geführt wird, und das Bild, welches wir uns von ihm schaffen, an Wahrheit und Frische, an Leben und Wärme gewinnt. Sammlungen solcher kleiner, aber charakteristischer Züge sind daher immer willkommen, — vorausgesetzt, daß sie Verbürgtes und Neues bringen. Das ist bei dem vorliegenden Werkchen nun wohl nicht der Fall; viele Erzählungen sind späteren Skriptoren entnommen, die meisten beinahe bis zum Überdrusse wiederholt. Ein Vorzug aber, den wir dem Buche zugestehen dürfen, ist dessen populärer Ton, wodurch es für untere Volksschulen, und einen, diesen verwandten Lesekreis ein nützliches Unterhaltungsbuch, besonders durch die Beigabe der Romanzen und Balladen (S. 119—144) hätte werden können, wenn der Verfasser nicht verleitet worden wäre, durch das Einschalten langer Chronikstellen dem Ganzen einen gelehrten Nimbus zu geben. Das Buch schließt mit historisch-kritischen Erläuterungen (p. 147—177), von welchen wir statt weiterer Erörterungen zwei Beispiele geben wollen; p. 164 führt Hr. Schönhuth eine Stelle aus der Reimchronik Ottokars von Hornek mit der beigefügten Übersetzung einzelner Wörter an:

Er mit einem Stich umfug (u n g e f u g).
Kunig Ruedolfen das Ors (Roß) schlug,
Daß es fiel danieder:
da möcht er sich nicht wieder
Bei dem Himmel (S c h a b r a k e) gehaben (h e b e n)!!?
Deß mußt' er danieder snaben (s c h n a p p e n.)

S. 171 findet sich folgende Chronikstelle aus **Pez. Script. rer. Austr. P. I. p. 1229. Deinde duxit (Rudolfus) Agnetem filiam Ottonis Burgundiae comitis, quam Friedericus de Leiningen Episcopus Spirensis levans de curru contra suam voluntatem osculatus est, quod regi conquesta est, ideo oportuit Episcopum vitare Almaniam, quam diu rex vixit.** Hier bezieht der Hr. Verf. die Worte **contra suam voluntatem** auf den Bischof, also: gegen s e i n e n, nicht gegen ihren (der Königin) Willen. Eine Ansicht, die an Naivetät gewinnt, wenn man das gleich darauf folgende: **quod regi conquesta est** in Betracht zieht. Der Verfasser geht indeß noch weiter, er schließt aus diesen Worten, daß die Chronik von einem Geistlichen geschrieben worden sei, weil er die Schwachheit eines hohen Mitgliedes seines Standes durch die Stelle **contra suam voluntatem** beschönigen wollte!

Die Ausstattung ist mittelmäßig; die beigegebene Abbildung des Grabsteines König Rudolfs I. der Ausstattung entsprechend.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 25. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 24.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Emil: Kraszewski's Werke. — Häufler: Bernhardi's Sprachkarte. (Fortsetzung.)

J. J. Kraszewski's Werke.

Dritter Artikel *).

Von **Emil** in Tarnow.

IX. Ostatnia z Książąt Słuckich. Kronika z czasów Zygmunta III. Trzy tomy. Wilno, 1841. Nakładem i drukiem Józefa Zawadzkiego. (Die letzte Fürstin von Sluck. Chronik aus der Zeit der Regierung Sigismund III.)

Dieses Werk ist keine Chronik, wie es der Verf. auf dem Titelblatte angibt, es ist eine Episode aus den blutigen Bürgerkriegen unter Sigismund III. in Form einer historischen Novelle, die uns ein höchst trauriges Bild der damaligen beklagenswerthen Epoche in Polen aufrollt. Bei einer historischen Novelle mag man es dem Dichter immerhin verzeihen, wenn er bei der Bearbeitung des historischen Stoffes auch der Fantasie so viel Antheil vergönnt, als zur Vollendung des Bildes, das er entwerfen will, nothwendig ist, nur darf man dann ein solches Gemälde keine Chronik nennen, die nur historisch wahre Thatsachen enthalten darf. Selbst bei der historischen Novelle darf die poetische Lizenz nicht auf Kosten historischer Wahrheit genommen werden, sie darf dieser nicht widersprechen, sonst wird eine solche poetische Lizenz eine Wahrheitsverdrehung, die entweder in Unkenntniß der historischen Wahrheit oder in Parteilichkeit ihren Grund hat. Dies gilt von den Beschuldigungen, die **Kraszewski** in der vorliegenden Erzählung dem Jesuitenorden zur Last legt, als hätte dieser den inneren Unfrieden angefacht und genährt. Historisch wahr ist es, daß gerade dieser Orden eifrigst bemüht war, als versöhnender Vermittler zwischen den in Haß und Bürgerkriegen getheilten Parteien, zwischen dem ohnmächtigen Thron und den übermüthigen Magnaten aufzutreten; alle diese Versuche scheiterten an dem Starrsinn der Magnaten, die den rechtslosen Zustand des Staates zur Befriedigung der Privatinteressen herbeiführten und ihn mit allem Kraft- und Geldaufwande zu erhalten bemüht waren. Diese historische Wahrheit findet man seit den Jagellonen auf jedem Blatte der Geschichte Polens bestätigt.

Sofie, die letzte Fürstin von **Sluck**, stand unter der Vormundschaft der Familie **Chodkiewicz**. In der Kindheit war sie mit dem Fürsten **Janus Radziwiłł** verlobt und gewohnt diesen als ihren Gatten zu betrachten. Politische und religiöse Differenzen entzweiten die beiden Familien **Chodkiewicz** und **Radziwiłł**. Nach dem geschlossenen Familienvertrag sollte die junge Fürstin in ihrem 15. Lebensjahre, am 6. Februar 1600, ihrem Verlobten zu Wilno übergeben werden, falls sie hiezu ihre freiwillige Einwilligung gibt. Der Vormund in bitteren Haß gegen die Familie **Radziwiłł** entbrannt, bricht jede Verbindung zwischen den Verlobten ab. **Janus**, dem bei der Wahl der Gattin auch Nebenzwecke nicht ganz fremd blieben, war überzeugt, daß die junge Fürstin ihn mit ganzer Seele liebe. Er verlangt nach dem Familienvertrag die Entscheidung der Fürstin, **Chodkiewicz** verweigert diese; beide Theile greifen zu den Waffen. Die meisten Dissidenten ergreifen **Radziwiłł's** Partei, sein Anhang ist groß, er droht dem Lande Gefahr. **Chodkiewicz** sammelt ebenfalls Scharen, befestigt seinen Pallast zu Wilno, und versieht ihn reichlich mit allen Kriegsvorräthen. Hier liefert der Verf. eine anziehende und interessante Beschreibung der Stadt Wilno aus damaliger Zeit.

Barberjus, ein französischer Ingenieur, leitet die Befestigungsarbeiten des **Chodkiewicz**'schen Pallastes. Seine Ankunft zu Wilno wird nach altem Brauch mit einem Trinkgelage gefeiert. Ein Domestik aus dem Hause **Chodkiewicz's** wird in später Nacht, um „Wein zu holen," ins Wirthshaus geschickt. Dort macht mit ihm **Tomiłło**, ein Vertrauter des Fürsten **Janus**, Bekanntschaft, berauscht ihn, zieht ihm heimlich den Schlüssel zur Schloßpforte aus der Tasche und drückt ihn in Wachs ab. Derselbe Vertraute besorgt dann in der Verkleidung einer Bettlerin die Korrespondenz der Liebenden; denn Sofie wird vom Vormund streng bewacht. Zwölf Senatoren werden an **Chodkiewicz** gesandt, die von ihm verlangen, daß er der jungen Fürstin eine Unterredung mit ihrem Verlobten gestatte. **Chodkiewicz** weist

*) Vergleiche I. Jahrg. dieser Blätter, I. Quartal, Nr. 9, II Quartal, Nr. 5.

dies Begehren zurück. Der Bürgerkrieg droht in hellen Flammen aufzulodern. **Janus**, um die Gesinnung der Verlobten zu erforschen, verkleidet sich als Bettlerin und bahnt sich in dieser Verkleidung den Weg in das Schloß. Diese Szene malt der Dichter mit meisterhafter Zartheit und Schönheit. In der Abenddämmerung schleicht der Geliebte zur Thür, die in das Gemach der jungen Fürstin führt und bittet, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, laut um Almosen. Sie öffnet die Thür und glaubt in dieser Verkleidung den treuen **Tomiłło** zu erkennen. Sie heißt ihn schnell fliehen, damit er nicht erkannt werde. **Janus** entlarvt sich. Sofie erkennt ihn bei dem schwachen Lichte der Abenddämmerung, ja vielmehr ihr Herz sagt ihr, daß es der Geliebte sei. Sie stößt einen lauten Schrei aus, tritt einige Schritte zurück und ermahnt zur schnellen Flucht, damit er von den vielen Aufsehern, die sie umgeben, nicht erkannt werde. **Janus** erklärt, daß er nicht eher von der Stelle weicht, bis sie ihm ewige Liebe und Treue verspricht.

„Mein Herz bleibt stets dein," erwiedert Sofie, „aber ich werde nie ohne Einwilligung meines Onkels und Vormunds deine Gattin werden, so lautet mein Versprechen. Nur dein Vater trägt an diesen beklagenswerthen Ereignissen Schuld, du hättest als versöhnender Vermittler auftreten sollen, — du hast aber Öl in die Flamme gegossen." —

Die Fürstin tritt zurück und heißt ihn gehen. Sie wiederholt noch einmal, daß sie ihm nie entsagen, ihm aber die Hand nur mit Einwilligung des Vormundes geben wird, dies sei ihr fester unabänderlicher Beschluß und Wille. „Nun denn wohl," spricht **Janus**, „jetzt bin ich beruhigt, wenn ich dein Versprechen habe; die Waffen mögen entscheiden, ich werde Alles aufbieten, um dich aus dieser Gefangenschaft zu befreien." Die Fürstin wendet sich von **Janus** weg und gibt ihm das Zeichen zum Fortgehen, als die Gouvernante in ihr Zimmer tritt, den Fürsten erblickt und ihn erkennt, der sich mit Hilfe seines Schlüssels glücklich durch die Flucht rettet.

Die **Radziwiłłe** über die Gesinnung der jungen Fürstin im Klaren, verdoppelten die Kriegsrüstungen, **Chodkiewicz** thut dasselbe. In dieser drohenden Gefahr und Noth begibt sich der Magistrat der Stadt Wilno zu den Anführern der streitenden Parteien und bittet um Schonung für die Stadt, die bei diesem Streite nicht betheiligt ist. **Chodkiewicz** verspricht, daß er nicht angreifen und sich auf die Vertheidigung, falls man ihn angreift, beschränken wird. **Radziwiłł** will die Rede des Stadtrichters nicht anhören und weist die Deputation mit Stolz zurück. Die Angst nimmt mit jedem Tage zu, die wohlhabenderen Bürger verlassen die Stadt. Endlich entschließt sich **Sigismund III.** diese Sache zu untersuchen. Einige Tage vor Beginn der angekündigten Fehde erscheinen zu Wilno königliche Abgeordnete, um den Streit gütlich beizulegen. Alle ihre Bemühungen scheitern an dem unbeugsamen Stolze **Radziwiłł's** und an dem Wankelmuthe **Chodkiewicz's**. Der 6. Februar 1600, an dem die Fehde beginnen soll, bricht an. Die Hauptleute der **Radziwiłł**'schen Rotten halten Kriegsrath, sie erklären: daß **Chodkiewicz's** Pallast sehr stark befestigt sei, der Angriff auf denselben wird viele Leute kosten, der Erfolg wäre zweifelhaft. Der Bischof von Samogitien, der Alles that, um den Bürgerkrieg abzuwenden, benützt diese Verlegenheit der **Radziwiłł**'schen Partei. Durch seine Vermittlung wird ein Waffenstillstand geschlossen, den man zur gütlichen Beilegung dieses Streites zu benützen verspricht. Nach vielen Schwierigkeiten kömmt endlich der Vergleich zu Stande. Sofie reicht dem Fürsten **Janus** die Hand, doch ist sie nicht glücklich; sie die reinste und edelste Seele, die sich Liebe und Ehe als das schönste Ideal vorstellt, sieht sich aber in diesen schönen Hoffnungen getäuscht; ihre Seelenruhe flieht, Gesundheit und Lebensfrische verblüht, sie wankt nach mehrjähriger freudenloser Ehe dem Grabe zu. Selbst auf dem Sterbebette verläßt sie ihre Seelengröße und edle Charakterstärke nicht; sie vergibt Allen und bittet um Vergebung, sie zittert nicht vor dem Tode, sie blickt ihm freudig ins Auge, denn er soll sie mit der zärtlichen Mutter und dem geliebten Vater vereinigen.

X. Ulana, powieść. Wilno 1843. nakładem i drukiem Teofila Glücksberga. (Ulana, Erzählung.)

Diese Erzählung hat der gemüthliche, fantasiereiche **Kraszewski** leider nach der französischen Romantik gemodelt. Strafbare Liebe — Sinnlichkeit — Brand und Selbstmord spielen hier eine Hauptrolle. Entschädigung findet der Leser in der herrlichen Schilderung der Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten des Schauplatzes, in der meisterhaften Enthüllung der Geheimnisse des menschlichen Herzens. Diese wunderlieblichen Bilderchen, eingefaßt in einen Rahmen, über den das moralische Gefühl des Lesers nicht zu erröthen braucht, würden ein schönes anziehendes Gemälde liefern.

XI. Akta Babienskie. Pismo nie-periodyczne i nie zbiorowe Nakładem i drukiem Josefa Zawadzkiego. Wilno 1843, 1844.

Von dieser Schrift erschienen bis jetzt zwei Hefte (96 u. 100 S. kl. 12.). In der Einleitung sagt der Verf., daß dieses Werk nicht periodisch erscheinen und auch keine fremden Aufsätze enthalten wird. Seinen Inhalt sollen Aufsätze humoristischen, ernsten, kritischen und satyrischen Inhalts bilden. Einige enthalten treffenden Witz, schöne Gedanken und richtige Bemerkungen; Alles in kurzer, fast aforistischer Form. Die besseren wollen wir in Kürze andeuten.

Das erste Heft enthält ironische Bemerkungen über Hegel, die Hegelianer und die moderne Filosofie überhaupt. Von dieser Filosofie weiß **Kraszewski** vom Hörensagen nur so viel, daß sie ein unverständlicher, in mystische Form eingehüllter Pantheismus sein soll. Der Aufsatz: „Literatur" enthält ein Rezept zur Fabrizirung eines dreibändigen historischen Romans. Aus diesen Ingredienzien sind **Czaykowski's** historische Romane zusammengesetzt, und **Kraszewski** scheint nach diesen sein Rezept entworfen zu haben.

„Eine, oft auch nur eine halbe Seite aus einer Chronik liefert hinreichenden Stoff zu einem historischen Roman, vermischt mit Sittenschilderungen und einer starken Dosis veralteter unverständlicher Ausdrücke. Etwas Fantasie würde hiebei nicht schaden, fehlt diese, so kann man sie aus andern Büchern borgen. Eine gute Portion Geduld ist aber unumgänglich nothwendig, denn es ist leichter ein langweiliges Buch zu lesen als zu schreiben. Ein historischer Roman muß, wenn er gefallen soll, breitgedehnt und langweilig sein. Gleich

im Anfange werfe man viel mit historischen Namen herum; der Leser, neugierig auf den Ausgang der Verwicklung, blättert schnell, übersieht alle Mängel; ihm ist nur um die Lösung zu thun. An diese historischen Personen reihe man auch fingirte, z. B. einen alten Diener, eine alte Beschließerin, einen modernen Dandy, eine Zigeunerin, eine geheimnißvolle Gestalt, die dann in Riesengröße erscheint. Lege diesen Personen dunkle unverständliche Fraseu in den Mund, gib dem Helden eine gute Dosis Poltronerie, ein leicht erregbares Herz, eine mitleidsvolle Seele, schwarz gebräunten Schnurbart, langes Haar, Säbel und einen tüchtigen Renner. Der Diener kann entweder treu sein, der sich für seinen Herrn zweimal des Tages todt schlagen läßt, oder tölpelhaft und dem Trunke ergeben, wähle den, der für deinen Kram besser paßt. Die Heldin des Romans muß verliebt, und entweder eine Brunette oder Blondine sein, Schönheit, Anmuth, Tugend und Frömmigkeit darf ihr nicht fehlen; doch muß sie sich entführen lassen. Willst du deine Heldin im höchsten Glanze darstellen, so erfinde Hindernisse, die ihre Entführung vereiteln. Jedenfalls mußt du sie so schildern, wie ein Weib nicht sein soll. Die Behandlung der übrigen handelnden Personen ist gleichgiltig ꝛc."

Im zweiten Heft klagt **Kraszewski** im Eingangsworte über die allgemeine Theilnahmlosigkeit der polnischen Lesewelt für die eigene Literatur, die man im Vergleich mit der fremden, namentlich mit der französischen, eine Bauerndirne nennt. **Kraszewski** sagt, sie mag eine Bauerndirne sein, aber sie ist gesund und kräftig und verdient als Landeskind Unterstützung. Hierauf folgen kurze Bemerkungen über die französische, englische und deutsche Literatur. Von der französischen sagt er: daß sie sich in der Darstellung aller möglichen Schandthaten, Laster und Verbrechen so sehr erschöpft, daß sie in diesem Sündenpfuhl ersticken muß, wenn sie nicht diese schmählichen Fesseln bricht und die Bahn der wahren Literatur betritt. In Frankreich ist die Literatur ein von gewinnsüchtiger Buchhändlerspekulation gepachtetes Handwerk. Von der deutschen Literatur sagt **Kraszewski**, sie hat jetzt keinen Schiller und Göthe aufzuweisen, sie hat sammt ihrer Tagespresse ihre frühere ehrenvolle Bahn verlassen, politisirt zu viel und bildet Parteien. Die englische besteht jetzt mehr in Illustrationen als in Gedanken, in schalen **comic annuals etc.**

Sprachkarte von Deutschland.

(Fortsetzung.)

Historische Übersicht der deutschen Kolonien in Ungarn und Siebenbürgen.

Von den Deutschen, welche die Magyaren bei ihrer Einwanderung trafen, fiel zwar ein Theil in den Kämpfen, ein anderer wich zurück bis über die Mur und Enns; allein der unterworfene Theil der deutschen Kolonisten in Pannonien wurde durch die bedeutende Zahl der Kriegsgefangenen vermehrt, welche die Magyaren aus den meisten Gegenden Deutschlands nach Ungarn brachten. Dieser großen Menge Deutschen dürfte vorzüglich der gute Fortschritt der christlichen Lehre zuzuschreiben sein, wenn wir in dem Berichte des Passauer Bischofes **Pilgrin** an Papst **Benedikt VII.** lesen, daß selbst 5000 Ungarn für den christlichen Glauben gewonnen wären. — Als der h. König Stefan I. den Grund zu einem christlich gebildeten magyarischen Staate gelegt, wanderten nicht nur einzelne angesehene deutsche Ritter, sondern ganze Kolonien nach Ungarn. Noch unter Herzog Geisa's Regierung kamen die Grafen Dibolt von Fanberg, Hunt und Paznan. Mit König Stefan I. Gemalin, der baierischen Prinzessin **Gysela** (Keyzla) kamen der tapfere Wenzel von Passeburg, dann die freien Männer Hermann und **Kaal** nach Ungarn. *) —

Unter die älteste Musterkolonie jener Zeit gehört Stuhlweissenburg, Stefan des Heiligen Residenz. Wenn die dort versammelten Gäste und Bürger (hospites et cives) auch nicht blos aus Deutschen, sondern auch aus Italienern, Slaven ꝛc. bestehen mochten, so bildet doch deutsches Munizipal-Recht die Grundlage ihres wichtigen Privilegiums, worin denselben auch das Vorrecht ertheilt wurde, im ganzen ungarischen Reiche keine Abgabe zu entrichten. **). — Eine rein deutsche (baierische) Kolonie wurde auch auf Veranlassung der gedachten Königin **Gysela** an Siebenbürgens Grenze zu **Szatmár am Samos** angesiedelt, welches noch durch den Beisatz **némethi** an den deutschen Ursprung erinnert, obwohl längst daselbst keine Deutschen mehr sind. Da denselben die Freiheiten der Sachsen ertheilt wurden, so müssen bereits sächsische Kolonien in Ungarn gewesen sein; obwohl wir sie nicht mehr namentlich kennen. ***). — Durch Stefan V. erhielten die deutschen Gäste von **Szathmár** im Jahre 1264 die Freiheiten der Bürger von Stuhlweissenburg.

Unter den folgenden Königen aus dem arpadischen Stamme dauerten die Einwanderungen einzelner und ganzer deutscher Gemeinden fort, namentlich kamen mit König Peter aus Schwaben drei Brüder Guth Kelet. — In jene Zeit scheint auch die Einwanderung eines gewissen Ernest zu fallen, welcher auch Pot angeblich daher genannt wurde, weil er als Bote zwischen dem Könige Peter und Kaiser Heinrich III. verwendet worden war.

Unter König Geisa II. erschienen die Brüder Wolfger und Ederich (Heinrich), zwei deutsche Grafen, welche mit wohlgerüsteter Mannschaft in Ungarn anlangten, und mit Wahrscheinlichkeit als die Ahnherren der berühmten Grafen Güßing nachgewiesen werden können. Graf Wolfger errichtete 1157 ein Kloster zu Kiscen (Küssing **Németh Újvár**). Unter demselben Könige erhielten die Deutschen, Gottfried und Albert den Ort Luchman im Ödenburger Komitate. —

Weit wichtiger wurden noch die deutschen Kolo-

---

*) Kaal erhielt im Ödenburger Komitate ein freies Gut. Die Bestättigungs-Urkunde König Andreas II. vom Jahre 1212, in einem Transumt vom Jahre 1370 befindet sich im Besitze des Hrn. Studien-Assessors Johann Zech. Die übrigen eingewanderten deutschen Ritter sind aus Simon Keyza und Turocz hinlänglich bekannt, und sammt ihren Stammgeschlechtern bereits urkundlich nachgewiesen.

**) Die Bestättigungs-Urkunde König Bela's IV. vom Jahre 1237 siehe in Fejér's Cod. Dipl. Tom. IV. Vol. I. Pag. 73. 74.

***) Die Bestättigungs-Urkunde König Andreas II. vom Jahre 1230, siehe am angef. Orte. III. II. 211.

nien*), welche König Geisa nach Ober-Ungarn und Siebenbürgen gerufen.

Wir beginnen mit der Hermannstädter-Kolonie, weil von derselben zwar nicht mehr Geisa's Original-Privilegium, wohl aber die Bestättigungs-Briefe vorhanden sind, welche sich namentlich auf König Geisa beziehen. — Hiernach wurden von Geisa II. (1141—1161) Flandrer (Flandrenses) aus ihrer Heimat gerufen, und ihnen eine wüste Strecke (wüste Gegend, Desertum) jenseits des Waldes zum Anbau und zur Vertheidigung des Landes angewiesen. Unter Bela III. war die Kolonie bereits so ansehnlich (1189), daß derselbe eine eigene Probstei stiftete, und unmittelbar unter dem Papste stand.

Andreas II. bestätigte nicht nur ihre Freiheiten, sondern vereinigte die verschiedenen in der Nähe Hermannstadts befindlichen deutschen Kolonisten zu einem Gemeinwesen unter dem Hermannstädter Grafen. Nebst freier Wahl dieses Grafen, hatten sie auch freie Wahl ihrer Geistlichen, zollfreien Handel durch ganz Ungarn, und das Recht, als Siegel eine Krone zu führen mit der Umschrift: „Sigillum Provincie cibiniensis ad retinendam Coronam." Die Hauptpflichten dieser Kolonisten bestanden in der jährl. Abgabe von 500 Mark Silber nach dem Kölnerfuß an die k. Kammer, und in der Stellung von 500 Mann bei einem Kriege im Reiche selbst, und von 100 Mann bei einem Kriege außerhalb der Reichsgrenzen, wenn der König persönlich das Heer anführte, denn in jedem anderen Falle hatten sie nur 50 Mann zu stellen. **)

Das Desertum de Cibinium (das wüste Gebiet von Hermanstadt) umfaßte die Stühle von Hermanstadt, Löschkirch und Großschenk. ***)

Um dieselbe Zeit, als die Hermannstädter Flandrer, scheinen auch die Deutschen von Carapun (Chrapundorf, Igen) und Ramus eingewandert, und im Westen Siebenbürgens des Berg- und Weinbaues wegen angesiedelt worden zu sein. Von den übrigen Kolonien der nachmaligen Hermannstädter Provinz (Provincia vei Comitatus Cibiniensis), so wie von der Mediascher und Bistritzer Kolonie fehlen urkundliche Angaben, obwohl Wand-Chroniken — vermuthlich nach späterer unsicherer Tradition — dafür bestimmte Jahre angeben. —

Radna (Rudana) nennt Roger eine reiche wohlbevölkerte deutsche Bergstadt mit königlichen Silbergruben. Die Bewohner wurden jedoch von den Mongolen überlistet (1241) und zu Gefangenen gemacht. —

Als Bergwerks-Kolonisten sind die Österreicher aus der Eisenwurz (Hospites Austriaci e loco Eisenwurczd) zu Toroczko, d. i. Eisenmark am Aranyos in Siebenbürgen zu nennen, die sich in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit längere Zeit erhalten haben. Diese Kolonisten waren schon vor dem Tataren-Einfalle des Bergbaues wegen berufen worden, da aber ihr Freiheitsbrief dabei verbrannte, so stellte ihnen Andreas III. (1291) eine neue Urkunde aus, wornach den dortigen Meistern und Arbeiten dieselben Rechte und Gewohnheiten bestätigt wurden, welche damals den Eisenbergsleuten in Oberösterreich zustanden. Sie standen unter einem eigenen Magistrate, welcher aus einem selbst gewählten Richter und den Ältesten ihres Greminms gebildet war, und welchen in zweifelhaften Fällen eine Appellation nur an den König oder Tabernikus gestattet war. Alle Samstage durfte dort Markt gehalten werden. Der Gebrauch der Wässer, Wälder und Weiden ist ihnen für ihre Saumrosse auf eine Meile im Umkreise gestattet. *) —

Die deutschen Ritter im Burzenland (terra Borza) sind eine vorübergehende Erscheinung vom 13. Jahrhundert; doch soll ihrer hier erwähnt werden, weil sie die ersten deutschen Bewohner des Kronstädter Bezirkes in der Arpáden Periode waren, und Siebenbürgen gegen die Einfälle der wilden Kumanen schützten. König Andreas II. verlieh dem deutschen Ritterorden im Jahre 1211 die gedachte wüste Strecke an der Grenze Kumaniens (der heutigen Walachei), mit der Erlaubniß, hölzerne Burgen und Städte zu errichten, und unter ihren eigenen Landmeistern zu stehen, welche nur dem ungarischen Könige untergeordnet waren.

Bald erhoben sich 4 Burgen im Burzenlande; der Orden erbaute noch eine fünfte, die Kreuzburg (Crucepurc) jenseits des Tartlauerbaches, d. i. jenseits des ihm verliehenen Gebietes (1212). Der Bischof Wilhelm von Siebenbürgen schenkte (1213) den Rittern die Zehnten von allen Einwohnern des Burzerlandes, mit Ausnahme der Ungarn und Szeckler, die sich dort ansiedeln würden, und Papst Honorius III. bestätigte diese Anordnung. — Derselbe Pabst glich auch die Spannung aus, welche zwischen dem ungarischen Könige und dem Orden (1221) entstanden war, aber bald

*) Daß auch in der Zwischenzeit von König Stefan I. und Geisa II. Regierung Einwanderungen aus Deutschland nach Ungarn geschahen, ist sicher; doch waren sie von minderer Bedeutung. Schlözer in seiner Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen 1181 gibt aus einer Lütticher Chronik die Nachricht, daß im Jahre 1052 eine große Anzahl Bewohner aus Lüttich wegen Mangel nach Ungarn gewandert, und vom Könige gnadenvoll aufgenommen, viele Orte gegründet habe. Noch im 16. Jahrhunderte fand Erzbischof Ola diese Lütticher in und um Erlau, und vielleicht dürften noch die Orte Andernach, Kaal (Gal) Némethy, Peter vásár u. a. die Erinnerung an jene Einwanderung erhalten? Den nächsten Anlaß für die Lütticher, gerade das entfernte Ungarn als neues Vaterland zu suchen, mögen die in einem benachbarten Dorfe bei Lüttich [angesiedelten] Ungarn gegeben haben, welche im J. 954 nach der daselbst erlittenen Niederlage zurückgeblieben waren. (Cod. Ms. Laudiens. Fulcuini. | Historia Leodiensis studio R. P. Foullon. Leodii 1735 Tom. I. P. I. p. 178.) Lüttich gehörte zwar damals zu Deutschland, da aber diese Orte ausdrücklich gallica loca und ihre Sprache gallica lingua genannt wird, so scheinen sie wohl Lütticher Wallonen gewesen zu sein.

**) Der päpstliche Legat nennt in der Urkunde vom Jahre 1189, worin er den Sprengel des Probstes bezeichnet, die bezüglichen Kolonisten „Flandrenses" (Cod. Dipl. II. Pag. 251.) Andreas II. nennt sie „Hospites Teutonici vltra siluani" (Cod. Dipl. III., I. Pag. 441 bis 445.

***) Schuler, Geschichte von Siebenbürgen 1. Heft pag. 71.

*) In der dem Bestätigungsbriefe Andreas III. einverleibten Urkunde Andreas II. v. J. 1206 heißen obige Kolonisten „Primi hospites regni" A. a. O. Pag. 69. Zugleich kommt in dieser Urkunde zuerst der Name „Saxones" vor. — Wahrscheinlich waren unter den Flandrern selbst schon sächsische Elemente. Über den Namen der Siebenbürger-Sachsen von G. D. Teutsch. Archiv des Vereines für siebenbürg. Landeskunde I. Bd. 1. Heft p. 113—17.

entstanden neue Zerwürfnisse, welche mit dem Verluste des Burzenlandes für den deutschen Orden endigten (1224). Erst König Bela IV. söhnte sich mit dem gedachten Orden aus, indem er 1244 den deutschen Rittern in Ungarn die zum Schlosse Zulgageur gehörigen Güter, Kezdeley (Keszthely), Suk und Zela sammt dem Schlosse Hittens ihrer treuen Dienste wegen schenkte, und sie mit gleichen Rechten, wie die Tempel- und Johanniter-Ritter begabte, wornach sie keiner fremden Gerichtsbarkeit, als der des Königs unterlagen *).

Nach dem Mongoleneinfalle war Bela bemüht, das entvölkerte Siebenbürgen durch neue Kolonisten zu heben. Er sendete deshalb noch im Jahre 1242 den Woywoden Laurentius mit ausgedehnter Vollmacht dahin. Dieser verlieh nicht nur den deutschen Brüdern Lentenek und Hermann einige Landstrecken für geleistete Kriegsdienste, sondern ertheilte 1248 auch den deutschen Ansiedlern von Vinz (Alvinz) und Borberg (Boberék) ein erweitertes Privilegium. Auch die deutschen Ansiedler von Deésvár scheinen damals ins Land gekommen zu sein, vielleicht auch die Deutschen des damaligen bischöflichen Gutes Enyed und der durch die Mongolen verwüsteten Abtei Kerz **) u. a. Doch ist von den Deutschen in Deés seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts jede Spur verschwunden. —

Die nachfolgenden vielfachen Stürme, als: die Verheerungen durch Kumanen, Türken und die vielfachen innern Unruhen und Parteiungen hatten Siebenbürgen sehr entvölkert. Ganze Ortschaften lagen verödet, und selbst Städte wurden mehrmal in Asche gelegt. Daher wurden unter Maria Theresiens segenvollen Regierung neue deutsche Kolonien aus Österreich, Steiermark und Kärnthen in den alten Sachsengrund, namentlich nach Brooß, Ramós, Deutsch-Pián, Petersdorf, Grospold, Steppendorf, Großau, Mühlenbach u. s. w. verpflanzt; ja selbst schwäbische Kolonisten wurden zweimal (1743, 1770) aus dem österreichischen Breisgau in den Vorstädten Mühlbachs und den benachbarten Orten angesiedelt. ***)

Was nun die Darstellung der drei siebenbürgischen deutschen Sprachinseln auf Bernhardi's Karte betrifft, so ist dieselbe mit großer Einschränkung zu nehmen.

Bei weitem ist nicht das sogenannte Sachsenland blos von Deutschen bewohnt, sondern dieselben leben meistens mit Walachen gemischt; ja viele Orte sind rein walachisch. Die Stadt Hermannstadt (Nagy Szeben, Villa Hermanni) selbst hat außer Deutschen auch Ungarn, Walachen und selbst Armenier zu Bewohnern. Ein rein deutscher Ort existirt im Hermanstädter Stuhle gar nicht. Deutsch-walachische Orte sind: Neppendorf (Kis Torony, Villa D. Epponis, Turnisor), Grossau (Keresztény Szigeth, Insula Christiana), Schellenberg (Selimber), Talmáts, Hellad, Kis Disznót (Mons S. Michaelis Arcang. Michaelsberg, Crisnedoare), Dállyá (Dollmann, Dahlheim, Dajje), Hermany (Kastenholzinum, Kastenholz, Kasholcz), Freck (Felek, Africa, Avrig), Burgberg (Vurpód), Szent Erzsébet (Villa D. Huberti), Hamersdorf (Gusteritza), Veresmárth (Rothberg, Rossi), Nagy Csür (Großscheuern, Sura máre), Szelindek (Stolzenburg, Szlimnik), Rüst, Nagy Ekemezö (Villa praepositi major, Groß-Probstdorf), Kis Ekemezö (Villa praepositi minor, Klein-Probstdorf, Prosztiszta), Apáthfalva (Villa Abbatis, Abtsdorf, Apesdorf), Messe (Messovits, Meschendorf, Mosna), Miklóstelke (Villa S. Nicolai, Klausdorf, Kloaster), Kákova (Villa cancri, Krebsbach, Lübenbach, Craccovia), Kakasfalva (Hambachinum, Hambach, Hahnbach) und Kertz (Abbatia B. M. B. de Candelis, Kerz, Kirtz) auf einem Hermanstädter Stadtgut. Man nennt zwar diese Orte sächsisch, doch leben daselbst auch Walachen. Die übrigen Orte sind rein walachisch; in Bongart (Baumgarten, Bungardinum) sind auch Serben.

Im Reußmarkter Stuhl sind ebenfalls von Deutschen und Waachlen gemischt bewohnt: Reußmarkt (Szerdahely, Mercurium), Doborka (villa Doborka, Dobreng, Dibirka), Groß-Polden (Nagy Apold, Polda mare), Urwegen (Szász Orbó, Gyirbova), Retsch (Résse); die übrigen Orte haben blos Walachen. — Im Brooser oder Szászvároser Stuhl ist: Broos (Szász Város, Saropolis, Orestgia, Villa S. Ambrosii) hauptsächlich von Ungarn und nur zum Theil von Deutschen und Walachen, und Romosz (Romulia, Reumesz) von beiden Letztern bewohnt; die übrigen Orte sind blos wallachisch. Eben so hat der Mühlenbacher Stuhl blos zu Mühlenbach (Szász-Sebes, Subossum, Sebisse) zu Szász Pian (Deutsch Pian, Piangyin zsosz), Péterfalva (Villa S. Petri, Petersdorf, Pétrefalva) und Kelnek (Kelling, Kilnik), deutsche und walachische Bewohner, in allen andern Orten blos Letztere. Zahlreicher sind die sogenannten sächsischen, eigentlich deutsch-walachischen Gemeinden, im Mediascher Stuhl. Außer Mediasch (Megyes) gehören hiezu Birthelm (Berethalom), Eibersdorf (Szász Ivánfalva), Reichesdorf (Riomfalva), Klein Kopisch (Kis Kapus, Kopsa mika), Nagy Kapus (Markt Kopisch (Kopsa mare), Frauendorf (Aszonyfalva, Froue), Wurmloch (Baromlaka), Bußd (Buszd), Bogesdorf (Bogáts, Bogathia), Basen (Felsö Bajom, Bassinia), Haschagen (Hasság, Haszag), Meschen (Mosna Mesonium), Mardisch (Mardos Argyés), Groß Kopisch (Kopsa mare), Breitau (Parately), Almen (Szász Almás), Schalendorf (Sállya), Spartsch (Scharesch Saresa), Tobiasdorf (Villa Tobie, Dupesdorfu), Waldhütten (Silvania, Valdhit) und

*) Siehe J. K. Schulers gleichnämige Abhandlung im Archiv für die Kenntnisse von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart, Hermanstadt 1821 1. Bd. 2. Heft pag. 161—162. — Das Burzenland hatte seinen Namen von dem gleichnamigen Flusse. Das fragliche Gebiet scheint über den heutigen Kronstädter Bezirk bis an die Aluta und den Höhenzug, welche das Burzenland vom Repser Stuhl und Fogarascher Bezirk trennt, gereicht zu haben. — Die Kreuzburg ist vermuthlich an der Stelle des im Ober-Albenser Komitate gelegenen Dorfes Nyén zu suchen, welches noch Deutsch Kreuzburg genannt wird. — Die übrigen 4 Burgen glaubt Schuler in den Ruinen des Kapellenberges bei Tartlau, des Rosnauer Schlosses, der Schwarzburg bei Zeiden und der Marienburg zu finden. Die Urkunde über die ungarischen Besitzungen, siehe in Fejérs Cod. Dipl. I. III. pag. 213—214.

**) Schuler: die Mongolen in Siebenbürgen I. Bd. I. Heft. S. 38—63.

***) Die Baden-Durlachschen Deutschen in Mühlbach. Ein Andenken an ihre am 6. Jänner begangene hundertjährige Einwanderungsfeier. Kronstadt 1843.

Bölz (Vallia, Wölz). Das deutsche Sprachelement mischt sich auch in 12 Orte der Parzellen der Ober-Weißenburger Gespanschaft, zwischen den sächsischen Stühlen, so wie in 16 Orte der Kuckelburger Gespanschaft: Szépmező (Schönau), und Fületelke (Schöndorf) gehören sogar zu den rein sächsischen Orten. Der Leschkircher Stuhl hat blos 6 sächsische Orte: Leschkirch (Uj-egy-ház), Alzen (Altzina), Magarau (Magare, Villa Magaria), Marpoth (Mariapoldium, Marpoda), Bendorf (Bögendorf, Begonium) und Kirchberg (Kürpöd, Villa Ecclesie), in welchem allen aber auch Wlachen sind. Im Schäsburger Stuhl rechnet man außer Schäsburg (Segesvár), noch Bene (Meburgum, Mehburg, Buda), Dunesdorf (Dános, Villa Dionisii), Erchden (Erked), Hagendorf (Hégen), Hallwegen (Holdvilág), Radeln (Rados), Prodt (Bruden), Neuthausen (Nethus) und Olesch (Nagy Szöllös) im obigen Sinn zu den sächsischen Orten, dasselbe gilt von den Orten im Repser Stuhl: Reps (Kőhalom), Felmern (Felmerndorf), Stein (Garad), Leblang (Lebnek), Streitfort (Mikvásár), Darocz (Dráás), Kátza (Katzendorf), Sövényszeg (Maceria, Sovengu) und Szász fejéregyháza (Weißkirch) und im Groß Schenker Stuhle: Groß Schenk (Nagy Sink), Brallern (Brallya), Bekokten (Baranykút), Gürtlen (Gerdaly), Jakobsdorf (Jakabfalva), Klein Schenk (Kis Sink), Schönberg (Lesses), Marienthal (Morgonda), Neustadt (Uj Város), Rohrbach (Nádpatak), Roseln (Rosonda), Probstdorf (Prepostfalva), Tartlau (Prásmár), Hundertbüheln (Ssászhalom), Agnetheln (Sz. Agota), Zieth (Veszsződ), Scharisch (Sáros (Sarosinum), Seligstadt (Szelidváros) und Verdt (Verendia), Deutsche, Ungarn, Walachen.

Im Kronstädter Bezirk sind in Kronstadt (Brasso) und Gaisd (Apátza), Deutsche, Ungarn und Walachen gemischt; sächsisch-walachisch sind: Helsdorf (Höltövény), Honigberg (Hermany), Neustadt (Keresztenyfalva), Nußbach (Magyaros), Rosenau (Rosnyo), Tartlau (Prásmár), Petersdorf (Petrufalva), Neudorf (Ujfalu), Weidenbach (Vidonbach), Rothbach (Veresmarth), Wolkendorf (Volkány), Brendorf (Botfalu) und Marienburg (Földvár.) Auch in Bistritz (Besztercze) sind Sachsen, Ungarn und Walachen, doch gibt es im gleichnamigen Distrikte 12 rein sächsische Orte: Wallendorf (Alldorf), Dipse (Dürrbach), Weißkirchen (Fejéregyház), Baiersdorf (Király, Németi, Bavaria), Waltersdorf (Kis Demeter), Lechnitz (Lekencze), Metersdorf (Nagy Demeter), Petersdorf (Petres), Pintak (Péntek), Treppen (Törpeny), Wermesch (Vermes), Heidendorf (Besenyő) und Deutsch Budak (Szász Budak); die übrigen Orte des untern Theiles dieses Bezirkes haben auch Walachen, der obere Theil ist rein walachisch, nur Szent Josef hat auch Deutsche. — Übrigens sind Deutsche auch im Lande der Ungarn, in den meisten großen Städten mit Ungarn und Walachen gemischt: in Korna bei Abrud-Banya sind blos Deutsche. *) Die Gesammtzahl der Deutschen in Siebenbürgen kann man nicht auf ½ Million schätzen, sondern höchstens auf 250,000.

*) Das Gesagte beruht auf J. Lenk v. Treuenfeld Siebenb. geogr. Lexikon, den betreffenden Diözesan-Schematismen, und einer selbstverfaßten ethnogr. Detailkarte und alfab. Register nach den Komitaten und Stühlen.

Die deutschen Kolonien im nördlichen Ungarn, sowohl in der Zips, als in den Bergstädten waren ursprünglich Bergwerkskolonien, deren Bewohner größtentheils aus Sachsen gekommen zu sein scheinen, da auch die, aus andern Theilen Deutschlands eingewanderten Gäste daselbst mit dem allgemeinen Namen der Sachsen (Saxones) bezeichnet wurden. — Die Zeit ihrer Ansiedlung wird mit einiger Wahrscheinlichkeit in die Regierungsperiode König Geisa II. gesetzt, und ihr erster Führer soll Ragnaldus (Dux Saxonum 1143) gewesen sein. Doch erst 100 Jahre später erscheinen Urkunden, die uns das Dasein und die Tapferkeit der Zipser Sachsen bezeugen, ohne die Zeit ihrer ersten Einwanderung genau zu bestimmen *). Bela IV. bestätigte 1243 sämmtlichen Adeligen der Zips (von ihrem Kriegsdienste auch Lanzenträger, Lanceali) ihre alten Vorrechte, wornach sie, wie die servientes Regis von Abgaben befreit waren, und von 8 Huben nur einen Bewaffneten unter die königliche Fahne zu stellen hatten. Auch konnte der Graf des Komitats nur über Diebstahl, Zehent und Münzangelegenheiten richten, über alle andern Fälle aber daselbst gewählte Richter. **) Die Sachsen von Sumugh (Somogy) erhielten 1254 die Bestätigung über einen, von dem königlichen Jagdpersonale (Caniferis) angekauften Bezirk, unter der Bedingung, gleichen Dienst wie die frühern Besitzer zu leisten. Dabei wurde ihr Recht, einem eigenen Richter zu unterstehen, für aufrecht bleibend erklärt. ***) Auch die Gäste der Stadt Käsemark erhielten 1259 das Recht, sich selbst einen Richter zu wählen, jedoch mit der Pflicht, zu St. Georg und St. Michael Steuern und Zehent gleich den übrigen Sachsen zu zahlen. †) König Stefan V. ertheilte aber sämmtlichen Zipser Sachsen 1271 ein wichtiges, ihre alten Rechte modifizirendes Privilegium. Hiernach genossen sie das Recht, den eigenen Grafen oder Richter zu wählen, welcher in Leutschau als dem Hauptorte der Zipser Provinz zu residiren, oder seinen Sitz zu nehmen hat. Auch steht den Zipsern die freie Wahl ihrer Priester zu; dafür zahlen sie am Martinstage die jährliche Abgabe von 300 Mark Silber; im Kriege haben sie 50 Bewaffnete unter die königliche Wache zu stellen, und bei Reisen des Königs müssen sie denselben sammt seinem Geleite bewirthen. ††)

Die Zipser beschäftigen sich vorzüglich mit Land- und Bergbau. Wie ergiebig der letztere gewesen, zeigt sich daraus, daß König Ladislaus IV. 1280 für Errichtung eines Spitals aus den Gruben zu Gölnitz jährlich 100 Mark Silber anwies. In einem, den Bürgern dieser Stadt besonders ertheilten Privilegium werden Gold-, Silber- und Eisenbergwerke derselben erwähnt. †††)

In den Kämpfen Karl Roberts mit dem Grafen von Trentschin, trugen die Zipser Sachsen wesentlich zu des Königs Siege über den Letzteren bei; daher ertheilte ihnen Karl Ro-

*) Das Hauptwerk über die Zipser Sachsen ist Kar. Wagner Analecta Szepusii 4. Th.

**) A. a. O. I. pag. 102—103.

***) A. a. O. I. pag. 188. Den Andreas III. wurden 1293 die Canifori de Sumugh den Sachsen von Leuche (Lötse) in Rechten gleichgestellt. A. A. O. II. pag. 245—247.

†) A. a. O. II. pag. 48.

††) A. a. O. I. pag. 189—191.

†††) A. a. O. I. 192—195.

bert im Jahre 1312 einen besonderen Freiheitsbrief, worin sie gegen einen jährlichen Zins von 2200 Mark Silber von allem Kriegsdienst und anderen Leistungen befreit wurden. — Die gedachte Urkunde, welche sowohl für die Wohlhabenheit der Zipser Sachsen, als für die starke Bevölkerung der Zips spricht, zählt folgende Zipser Orte auf: Die Hauptstadt Leutsch (**Lötse**) und Köpern (**Uloza**) sammt der Stadt Wylkostorf, Friedrichsdorff, Dunst, das Dorf Meister Gottfrieds; Kjächdorf (**Várallya, suburbium Podhrad**), Kalbach und das Dorf Heinrich Richters und Erharts zwen Nádisch, Eylenbach (**Félbach**), Wallendorf (**Olaszi**, mit Johannesdorf und Altznau), Dytrichsdorf item Kolisdorf; die Duren mit Denisdorf, Neudorf mit seinen Maierhöfen und Bergwerken, Palmestorf (**Harigócz**), mit dem Howe Marschky, Sporendorf (**Illeysfalva**) mit einem Stück Land von Drawes Groß- und Klein-Thomasdorf, Donnerstagmark (**Csösörtökhely** mit Pulmesdorf, Kabisdorf), **Kápisztafalva** und Preymanndorf, Teutschendorf (**Poprad, Fitka**), Schlackendorf, **Szalók Szlavkov**, Mölkenbach, Eysdorff (**Zagocz**), Menhardsdorff (**Verbow**), Bela, Kesmark, Leibitz, Risdorf, **Ruczkinocz**, Thurlsdorf (**Twarozna**) *).

Von diesen 42 deutschen Orten bildeten 24 Städte als königliche Städte den Zipser-Bund. König Sigmund verpfändete 1412 13 derselben sammt den Kameralgütern Lubto, Gnezda und Podolin, welche erst im Jahre 1772 an Ungarn zurückfielen. Während diese 13 Städte ihre alten Privilegien und die deutschen Sitten der Zipser Sachsen aufrecht erhielten, waren die übrigen 11 Städte des einstigen Zipser Bundes mit Ausnahme von Leutschau und Kesmark zu Dörfern herabgesunken. Mit den gedachten 13 Städten wurden noch 3 verbunden (1778), welche gegenwärtig die Körperschaft der 16 Zipser-Städte bilden.

Gegenwärtig kann man als deutsche Orte betrachten: Leutschau, Kesmark; dann die 16 Zipser Kronstädte: Kniesen (**Gnezda**), Neudorf (**Igló**), Lublau, Pudlein, Béla, Leibitz, Menhardsdorf (**Menghárd**), Deutschendorf (**Poprád**), Michelsdorf (**Sztrása**), Rißdorf (**Ruszkinócz**), Wallendorf (**Olaszi**), Matzdorf (**Matej ócz**), Fölk (**Felka**), Kirchdorf, Georgenberg (**Szepes Szombathely**) und Durlsdorf (**Duránd.**) Außerdem haben Deutsche vorwiegende Bevölkerung die Orte: **Toporcz**, **Maldur**, Bierbrunn (**Viborna**), Wünschendorf (**Tótfalu**), **Rókusz**, Vorberg, Alt- und Neu-Walldorf, Müllenbach, Hundsdorf, Schlagendorf (**Szalok**), Eisdorf, Wagendrißel, Krombach, **Svedla**, **Remete**, und ganz südlich Stoß.

Der Verf. gibt die deutsche Bevölkerung der Zips (nach Kohl, Reise ins Innere von Rußland) auf 90,000 Seelen an, Fényes (Statistik des Königr. Ungarn I. Theil pag. 57) gibt 90,699 Slowaken und nur 34,603 Deutsche an, doch zählt derselbe pag. 48 auf den Distrikt der 16 Zipser-Städte 33,223, auf Leutschau 5540, auf Kesmark 4323 Bewohner, welches zusammen schon 43,086 beträgt. Wenn auch selbst in den gedachten Orten nicht lauter Deutsche sind, so sind doch anderseits die Deutschen in den übrigen oben angeführten Orten in Rechnung zu bringen; demnach dürfte die Zahl der noch gegenwärtig in der Zips lebenden Deutschen mindestens noch über 50,000 Einwohner, also über ein Drittel betragen, wenn man die Gesammtbevölkerung der Zips in runder Zahl auf 150,000 schätzt. *)

Über die Mundart der Zipser und ihre Verwandtschaft mit den sächsischen Dialekten in Siebenbürgen werden bei Beurtheilung der 2. Abtheilung Hinweisungen folgen.

Daß in Oberungarn auch außer der Zips schon im 12. Jahrh. deutsche Kolonisten waren, zeigt eine Urkunde König Emerichs v. J. 1201, worin den Gästen bei der St. Nikolaus-Kirche zu Patak (im Zempliner Komitate) nicht nur das Recht ertheilt wird, nach Gewohnheit ihres Volkes sich einen Richter zu wählen, von welchem die Appellation nur an den König und Palatin gestattet wird, sondern wodurch auch die Einrichtungen früherer Könige zum Nutzen der Pataker-Kolonie bestätigt werden. **)

Wann die Bergstädte ihre ersten deutschen Kolonien erhielten, ist urkundlich unbekannt; Tradition und historische Vermuthung setzen deren Anfang ebenfalls in die Zeit Geisa's (1143—1161.) Die Bestättigungs-Urkunden Bela's IV., welche den Kolonisten der ungarischen Bergstädte an die Stelle der beim Mongoleneinfalle zu Grunde gegangenen Privilegien ausgestellt wurden, erwähnen **Saxones** und **Teutonici** ***), zum Zeichen, daß damals nicht nur Sachsen, sondern auch andere Deutsche bereits in den Betgstädten ansäßig waren.

Da die deutschen Bergwerkskolonisten im Allgemeinen gleiche Rechte mit den übrigen bisher genannten deutschen Kolonisten hatten, nämlich: die freie Wahl eines Richters und Pfarrers, unmittelbare Appellation an den König in besondern Fällen u. s. w., so sollen hier nur einige unterscheidende Züge hervorgehoben werden.

Die Sachsen von Schemnitz (**Schelmicz-Bánya**, jetzt **Selmecz-Bánya**) durften sich der königl. Wälder zu ihren Brunnen und Bergwerksstollen bedienen. †) — Die deutschen Gäste von Karpfen (**Kurpona** jetzt **Karpona**), durften innerhalb ihres Gebietes ungehindert Steine brechen und Holz fällen. Das Zeugniß von Ungarn allein gegen die **Hospites** hat keine Rechtskraft, sondern erst in Verbindung mit den Zeugnissen von Sachsen oder andern Deutschen. Wichtige Streitigkeiten sollen durch den Eid, aber nie durch Zweikampf entschieden werden. ††) — Die Gäste von Zolon (**Zólyom**, Altsohl), **Dobroya** (**Dobronyiva**) und **Babeszék** (**Babina**) †††), hatten ganz analoge Freiheiten; dagegen erhielten die Gäste von Neusohl (**Bistrica** bei **Lipete**) 1255 das Recht, streitige Fälle durch Zweikampf zu entscheiden, doch nur nach Sachsensitte mit rundem Schilde und Schwerte.

*) A. a. O. I. 196—200 und in Hormayers Taschenb. v. J. 1827 pag. 333—337. Obige Urkunde von 1312 bestättigt 1326, ist in oberdeutscher Mundart verfaßt.

*) Fényes rechnet die Gesammtbevölkerung der Zips pag. 48 auf 142 960 und pag. 57 auf 152,723.

**) Cod. dipl. II. 388.

***) Der Sprachgebrauch damaliger Zeit scheint unter **Saxones** überhaupt Norddeutsche, unter **Teutonici** aber Süddeutsche verstanden zu haben.

†) Laut Bela's V. Priv. v. 1244. Prof. Wenzel hat das Verdienst, das diesfällige interessante und umfassende Bergrecht aus dem 13. Jahrh. aufgefunden und mitgetheilt zu haben. Wien. Jahrb. Bd. 104 Anzeigeblatt.

††) Cod. Dipl. IV. I. 329—331. Sie hatten ein eigenes Gebiet von Bela IV. erhalten ut melicus congregentur; zugleich zeigt die Urkunde, daß nicht blos Sachsen, sondern daß auch Ungarn in Karpfen wohnten.

†††) A. a. O. 333 und IV. II. 213, 228—230, 296—299.

Außer den Bergstädten, die eine wenigstens vorwiegende sächsische Bevölkerung hatten, gab es noch viele andere Kolonien in Oberungarn mit gemischter Bevölkerung. Die Könige errichteten nämlich Städte zur Vermehrung der Bevölkerung und zur Belebung der Industrie und des Handels. Jeder Freie — ohne Unterschied der Nation sollte darin als Gast (hospes) aufgenommen werden können und an den, nach dem Muster der deutschen Stadtrechte gegebenen Munizipalfreiheiten Theil nehmen können. Selbst Ungarn, wenn sie vom Lande in die Städte zogen, scheinen als hospites betrachtet worden zu sein, wie mehre Privilegien darthun. So erklärte Bela IV. 1238 alle Gäste (hospites) — was immer für einer Nation — die sich als Bürger Tirnau's ansiedeln wollten, als zur königl. Krone gehörend, von fremder Gerichtsbarkeit frei; ihr Richter (villicus) entscheidet mit Zuziehung 12 angesehener Bürger sogar über das Leben; als Zeugen können nur Bürger (cives) oder Gäste (hospites) zugelassen werden. Der Zehent wird nach deutscher Weise geliefert. Hinsichtlich der Abgaben sind sie wie die Bürger von Stuhlweißenburg, im ganzen Lande frei u. s. w. Daß die Kolonie von Bars aus ungarischen und deutschen Gästen bestand, sagt das Privilegium Bela's IV. v. J. 1244, welches ihre Kriegspflicht bestimmt. *)

Die Bewohner von Luprechtháza (Beregszász), erhielten von Bela IV., zu was immer für einer Nation, oder zu was immer für einem Stande sie als Gäste gehören mochten, 1247 die bei den Deutschen üblichen Munizipal-Rechte **).

Die königlichen Hospites von Preßburg (Poson) erhielten von König Andreas III. 1291 ein Privilegium, wonach sie sowohl von Seite des Komitats als Jagdgrafen unabhängig, und blos ihren selbstgewählten Richter (Villicus seu Judex) und 12 Geschwornen (Juratis) in Rechtsfällen unterworfen wurden. Freie Leute aller Orte konnten nach Preßburg einwandern und mußten aufgenommen werden. Auch die Fischer und Juden genossen gleiche Rechte mit den Bürgern. Fremde Kaufleute mußten ihre Waaren in Preßburg niederlegen und verkaufen, und alle diese Vorrechte erhielt die Stadt wegen Vermehrung der königlichen Gäste und wegen festerer Begründung der königlichen Freistadt selbst. ***) Daß auch in manchen andern Orten Ober-Ungarns im 12. und 13. Jahrhundert außer den Städten deutsche Kolonisten waren, dafür sprechen noch, wenn auch nicht Urkunden, doch die niederdeutschen sprachlichen Überreste, welche man noch im Munde der Krikehager ****) vernehmen kann. Im Neutraer Komitate, in den obern Theilen des Baymötzer Bezirkes leben die Abkömmlinge alter Sachsen zu Deutsch-Pron (und nach ihrer Mundart Proben), ferner zu Gjaidel, Maitzel und Krikehay, die über ihren Ursprung und ihre Einwanderung selbst nichts mehr wissen, da mit dem Gemeindehaus zu Deutsch-Pron alle ihre älteren Urkunden in den innerlichen Unruhen verbrannten. Doch erwähnt bereits eine Urkunde König Karl I. dieser Deutschen, und, ihrer Sprache nach zu urtheilen, dürften sie im 12. oder 13. Jahrhundert aus Norddeutschland eingewandert sein. Wir werden beim II. Theile einige Sprachproben geben, und bemerken hier nur, daß dieselben wahrscheinlich zum Behufe des Bergbaues herbeigerufen sein mögen, um so mehr, als sich ihre Kolonien in die benachbarte Barser Gespannschaft bis nahe an die Bergstädte ausdehnen. Jetzt sind sie meistens fleißige und wohlhabende Gärber, Messerschmiede, Gastwirthe, Kaufleute; die Ärmeren beschäftigen sich mit Feldbau und ziehen auch zur Erntezeit in entferntere Orte als Schnitter, bei welcher Gelegenheit sie noch besonders bezeichnete altsächsische Lieder mit ebenfalls alten Melodien beim Ein- und Abzuge singen sollen.

In den Bergstädten sind die Deutschen größtentheils den Slowaken gewichen, nur in Schemnitz, Kremnitz sind sie noch in etwas größerer Zahl, manche kleinere Orte, die noch deutsche Namen haben, wie z. B. Steinbach, Heiligenkreuz, Hochwiesen, Némety, so in der Liptauer Gespannschaft Deutsch-Lipts und Rosenberg haben keine deutschen Bewohner mehr. Wie schnell das Slawisiren der Deutschen im vorigen Jahrhunderte vor sich ging, wollen wir mit den Worten vom windisch-ungarischen Magazin (I. Bd. pag. 7—13) vom Jahr 1791 in Erinnerung bringen, in Gerlsdorf, einem der Mariasi'schen Familie gehörigen Orte, waren die Einwohner noch vor nicht ganz langer Zeit noch ganz deutsch. — Die alten Bauern haben noch zum Theile deutsche Andachtsbücher und bedienen sich derselben in ihren Häusern. Da aber ihre Mitunterthanen Slawaken sind, und sie von der Zeit an, da sie keine eigene Prediger haben, den slawakischen Gottesdienst in dem benachbarten Orte Bottsdorf, der auch vor Zeiten deutsch war, besuchen, so haben sie durchgängig die slawakische Sprache erlernt, und sie bei ihren Kindern die Muttersprache werden lassen. Jetzt, da sie vollends einen slawakischen Schullehrer angenommen haben, ist es zu vermuthen, daß das noch übrige Deutsch in wenig Jahren völlig aussterben werde." — Die größere Gemeinschaft mit Slawaken und die durchgängige Neigung der Deutschen die Sprache ihrer Nachbarn, wenn sie mit ihnen in Verbindung kommen, zu erlernen, hat diese Folge auch in andern vielen Ortschaften erzeugt. — Derjenige, der slawakisches Gesinde halten muß, lernt auch die Sprache desselben, selten wird aber ein polnischer oder slawakischer Knecht die Sprache seines Herrn erlernen. — Merkwürdig ist es, daß zu der, im vergangenen Jahrhunderte ganz deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinde der Stadt Bartfeld mehre deutsche Dörfer asilirt gewesen waren, so daß man erst in jenem Zeitraum einen slawakischen Diakonus anzunehmen genöthigt wurde, jetzt aber in der ganzen Gegend, die Stadt selbst ausgenommen, kaum einige Spuren des deutschen Ursprungs vorhanden sind. Ein Dorf, zur Stadt gehörig, hat noch den Namen Reichwald auch im Slawakischen behalten; andere aber z. B. Neudorf und Lauke haben schon Namen in der Sprache ihrer Bewohner. — Auch zur Reformationszeit wanderten aus verschiedenen Gegenden Deutschlands Deutsche ins nördliche Ungarn; wir sind nicht im Stande, sie einzeln aufzuzählen *), sondern erinnern nur an die Habaner in Großschützen, St. Johann und Szobotiszt, deren bereits früher Erwähnung geschehen. Maria Theresia verpflanzte ins Neutraer Komitat mitten unter Ungarn und Slawaken eine schwäbische Kolonie nach Motszonak, die sich aber nur durch ihre Sprache unterscheidet, übrigens in ihrem Äußeren ganz den Zuschnitt der ungarischen Nachbarn angenommen hat **). Bedenkt man, daß in neuester Zeit die Deutschen aus den gebildeten Ständen in Ungarn sich der ungarischen Sprache befleißen, so ist ohne Zuwachs von Außen wohl an keine Ausdehnung der deutschen Sprachgrenze im nördlichen Ungarn zu denken.

*) A. a. O. IV I. 332: hospites tam Hungari, quam Teutonici.

**) A. a. O. IV. I. 455 - 457. Hospites — ad ipsam — congregati — cuiuslibet conditionis et linguae homines una fungantur libertate.

***) A. a. O. VI. I. 107 - 111. Et haec omnia propter augmentum hospitum nostrorum praedictorum, et munitionem ipsius civitatis nostrae.

****) Hesperus Jahrg. 1817 II. Band, 361. Dann J. 1819 II. B. 374. — Jedenfalls dürften diese deutschen Kolonisten die Aufmerksamkeit unserer deutschen Touristen verdienen. — Nach den, dem Ref. vorliegenden Sprachproben dürften auch die deutschen Insassen des Milanovitzer Ma ktes im Badowizer Kreise Galiziens mit den Krikehagern sprachlich verwandt sein.

*) Eine gründlich verfaßte Kolonisationsgeschichte Ungarns, besonders seit dem 14. Jahrhundert gehört noch unter die pia desideria.

**) Hesperus 1817. II. Bd. 361.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 27. Februar 1845. **II. Jahrgang, Nr. 35.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. C. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's k. k. Buchhandlung.

Inhalt: Hanusch: Ostrow's Weltgeschichte. — Häufler: Bernhardi's Sprachkarte. (Schluß.) — Valentinelli: Die städtische Bibliothek zu Treviso. — Schumacher: Dramaturgische Berichte aus Wien. (Prutz's Moritz von Sachsen.)

Weltgeschichte in einer Reihe von Quellenauszügen. Versucht von Moritz Ritter von Ostrow. Wien 1844 I. Band pag. XIV. und 424. II. B. pag. VI. und 444 sammt vier großen synchronistischen Tabellen. Preis 4 fl. K. M.

Dieses sehr fleißig und besonnen ausgearbeitete Werk eines geachteten österreichischen Staatsbeamten verdient unter der Menge der Handbücher über die Weltgeschichte besonders deshalb hervorgehoben zu werden, weil sich auf jedem Blatte desselben der rege Geist des Verfassers kund gibt, der in die endlose Mannigfaltigkeit der welthistorischen Regungen ebenso gerne Einheit und Einsicht, wie Klarheit und Deutlichkeit zu bringen sich bestrebt, während die gewöhnlichen Handbücher entweder auf dem Meere der Langenweile herumsegeln oder in faktenverdrehende Parteilichkeit ausarten. Der Verfasser wollte daher die Fakta selbst für sich sprechen lassen, und gibt somit Quellenauszüge. Mit diesen ist es aber eine sehr mißliche Sache, weil die historischen Quellen an einigen Stellen der Geschichte zu reichlich, an anderen zu spärlich fließen; bei ersteren muß die Kritik eintreten, um zu wählen und die Wahl zu begründen; bei letzteren muß man auch auf andere als — schriftliche Quellen Rücksicht nehmen, die sich nicht ausziehen lassen, sondern oft leider nur zu kurz sind. Von den schriftlichen Quellen scheinen aber dem Herrn Verfasser in seinem Aufenthaltsorte nicht alle und wenigstens nicht stets die gründlichsten zugänglich gewesen zu sein, daher dann füglich diese „Weltgeschichte" den Namen „Geschichte der Europäer in und außer Europa" führen könnte, so wie er z. B. der Chinesen erst im 2. Theile bei der englisch-chinesischen Opiumfrage erwähnt. Aber auch europäische Völkerschaften sind oft spärlich behandelt, z. B. die Ur-Slawen, die sogar nur auf zwei Seiten (II. 28—29) abgehandelt sind, und den fünften Bestandtheil des „neuen Völkeraufgusses" (II. 1.) in Europa bilden. Unter den Quellen erscheinen Herodot, Cäsar, Napoleon u. A.; aber auch in Bezug auf die neueste Geschichte — die allgemeine Augsburger Zeitung, welche der Herr Verfasser ein „Weltarchiv" nennt (2. B. IV.). — In der That ist dieses Blatt das beste und gründlichste — insofeue derjenige, der nur Einen Freund hat, in diesen freilich den besten hat. Diese Unvollkommenheiten sind nur eine Folge des schwierigen Prinzips einer Weltgeschichte nach Quellenauszügen, das, konsequent durchgeführt, zu einem **corpus rerum gestarum** führen müßte. So gibt denn der Verfasser weniger und mehr, als der Titel des Werkes aussagt; weniger, weil nicht Alles Quellenauszug ist; mehr, weil an dessen Stelle oft die eigenthümliche Auffassungs- und Darstellungsweise des Herrn Verfassers tritt. Es ist dies aber auch eine Riesenarbeit, den großartigen Gang der Weltereignisse in dem „Umfange eines mäßigen Romans von zwei Bänden" darzustellen, denn so sieht der Hr. Verf. ironisch-satyrisch die Weltgeschichte an. „Dichter und Filosofen nennen die Weltgeschichte den Roman des Menschengeschlechtes, oder das göttliche Epos des Weltregisters. Nach dieser Ansicht, deren Richtigkeit von selbst einleuchtet und keines Beweises bedarf, muß auf die Darstellung derselben die Form eines Romanes oder Heldengedichtes angewendet werden." (1. B. pag. VI.). **In magnis voluisse sat!** — Und der Hr. Verf. hat mehr als gewollt, er hat gethan. Wir wiederholen daher die anfangs ausgesprochene Behauptung, daß das vorliegende Werk sich unter der Menge gewöhnlicher Weltgeschichten rühmlich auszeichne, und daher zur Förderung der so nöthigen historischen Erkenntnisse nicht blos der lieben Jugend, sondern auch der Erwachsenen und Gebildeten beitragen werde. Die Ausstattung des Werkes auf Unkosten des Verf. ist solid und nett, selbst die Wiener Druckfehler haben sich auf nur zwei Blättern verbessern lassen. Der Preis ist mit Hinsicht auf die Ausstattung, den Umfang und die Bearbeitung, so wie auf die vier großen synchronistischen Tabellen sehr billig.

Hanusch.

Sprachkarte von Deutschland.

(Schluß.)

Betrachten wir das mittlere und südliche Ungarn, so finden wir ebenfalls schon im 12. und 13. Jahrhundert auch

eutsche Elemente, selbst in den drei südlichsten Komitaten Verőcze, Posega und Sirmium, welche nach einem spätern Sprachgebrauch Slavonien heißen, so wie in Slavonien, das ist in jenem ungarischen Banate, welches heutzutage Kroatien heißt. — In dem östlichen Theile zwischen Save und Drave, waren die Deutschen so zahlreich, daß byzantinische Schriftsteller im 12. Jahrhundert jene Strecke Frankenland (φράγγοχωρίον) nannten. Auch existirte daselbst eine eigene Frankenstadt (franca villa). *)

Vielleicht waren die betreffenden Franken noch Überreste aus der Zeit der fränkischen Herrschaft zwischen Drave und Save, welche durch zurückgebliebene Kreuzfahrer vermehrt worden sein mochten. — Doch wenden wir uns zu den urkundlichen Zeugnissen: Herzog Koloman ertheilte den, bei der Burg Walkow (Vukovár) verweilenden deutschen, ungarischen, sächsischen und slavischen Gästen das Recht, ihre Streitigkeiten durch ihren Richter (major villae) beizulegen, so ferne sie nicht zum Blutvergießen führten, in welchem Falle der Burgvogt entscheidet. Nebst andern Rechten hatten sie auch die Befugniß, Kolonisten aufzunehmen und wegziehen zu lassen. **) Ähnliche Freiheiten hatten die Kolonisten von Vereucze (Verőcz) ***), durch denselben Herzog Koloman im Jahre 1234 erhalten. Noch älter sind die Freiheiten der Gäste von Petrinia und Perla, nach deren Muster König Koloman (1095—1114) den Gästen Zamobor beim Oszkich ein Munizipal-Privilegium ertheilte, wornach der Banus nur Aufnahme in ihren Häusern, aber keine Bewirthung verlangen konnte; ja derselbe war, für den Fall er ihnen um eine Mark Schaden zufügte, zu hundertfachem Ersatze verpflichtet.

Die unter der Warasdiner Burg ansässigen königlichen Gäste ****) erhielten von Andreas II. eine ausführliche Handfeste, und hiermit außer der freien Richterwahl Befreiung von Mauth- und Dreißigst-Zoll, unbedingte Vermögensfreiheit und andere, zunächst an Stuhlweißenburg mahnende Vorrechte. — Noch ausgedehntere Freiheiten erhielt die königl. Freistadt Grech (Grecz) †) auf dem gleichnamigen Berge bei Agram im alten Slavonien. ††) Die dortigen königlichen Gäste waren meist Handelsleute, welche in allen zur ungarischen Krone gehörigen Theilen vor Raub und Gewalt dadurch geschützt werden sollten, daß ihnen vom Herrn des bezüglichen Gebietes Schadenersatz geleistet werden mußte. Auch diese Gäste waren im ganzen Lande abgabenfrei; sie konnten über ihr bewegliches Vermögen frei verfügen, das unbewegliche jedoch wurde durch Rathsbeschluß der Frau oder den Verwandten des Verstorbenen, oder bei deren Mangel zwei Drittheile den Armen und ein Drittheil der Stadt zugewiesen. Wochentlich zweimal (Montag und Donnerstag) wurde Markt gehalten, dagegen bestanden die Verpflichtungen darin, bei einem Feldzuge des ungarischen Königs in die Meeresgegend, oder gegen Kärnthen oder Österreich 10 gerüstete Mann zu stellen, ferner dem Könige zur Mahlzeit 12 Ochsen, 1000 Brote und 4 Tonnen Wein, dem Herzoge von Slavonien (wenn er aus königlichem Geblüte ist) die Hälfte, dem Banus aber nur 1 Ochsen, 100 Brote und 1 Tonne Wein zu liefern. — In die Zeit vor dem Mongolen-Einfall gehört auch das Privilegium Andreas II. vom Jahre 1217 für die gemischten Gäste von St. Benedict*) (terra monasterii S. Benedicti de Gron), worin es heißt, daß Leute was immer für einer Nation, Sachsen, Ungarn, Slaven u. s. w., welche sich dort angesiedelt haben oder ansiedeln wollen, dieselben Freiheiten genießen sollen, deren sich die königl. Gäste in Pesth, Stuhlweißenburg und Buda (Alt-Ofen) erfreuen.

Noch zahlreicher sind die urkundlichen Spuren deutscher und gemischter Kolonien nach dem Mongolen-Einfalle, da nach demselben theils neue Kolonialstädte angelegt, theils die Privilegien früherer bestätigt wurden. — So erhielt Pest, welches von dem Berichterstatter über diesen Einfall eine große und reiche deutsche Stadt (magna et ditissima teutonica villa) genannt wird, und bei der Einnahme durch die Mongolen sein Privilegium verloren hatte, — von Bela IV. eine goldene Bulle (1244), wornach die königl. Pesther Gäste im ganzen Reiche abgabenfrei, mit Ausnahme des an die Alt-Ofner Kirche zu zahlenden Salzzolles erklärt wurden. Auch von ihren Weingärten sind sie von Abgaben des Zubers befreit; täglich durfte Markt daselbst gehalten werden. Zugleich wurde Pesth als Stapelplatz erklärt, und dessen Vorrechte auch auf das jenseitige kleine Pest (minor Pesti), die heutige Raizenstadt Ofens ausgedehnt. Zugleich verdienen noch folgende besondere Anordnungen Beachtung: Kein Pesther Bürger durfte seine Häuser oder Grundstücke an einen Fremden verkaufen, außer derselbe wollte dort wohnen; alle frühern Besitzungen der Stadt, so wie die neuverliehene, Namens Kuer (Koér, d. i. Steinbruch), sollen gemeinschaftlich vertheilt werden, nach dem Vermögen sie zu bearbeiten, damit kein Grundstück unbebaut bleibe. **)

Bela IV. hatte die Nothwendigkeit erkannt, den der Stadt Pesth gegenüber liegenden Berg mit einem Kastelle zu befestigen, zum Schutze der Stadt; dasselbe wurde castrum novi montis Pestiensis, und erst in der Folge Ofner Festung und Neu Buda, auch kurzweg Buda genannt. — Schon Bela sammelte in diesem Castrum eine zahlreiche Bevölkerung; da dasselbe auch für den Handel eine günstige Lage hatte; so erhielten die Gäste der gedachten Pesther Festung von Ladislaus IV. eine besondere Vergünstigung, außer einem Jahrmarkte einen täglichen Markt zu halten. ***) Die königl. Gäste waren anfänglich Sachsen, welche nach dem Magdeburger

*) Kinamus, kais. Notar, † nach 1183 und Nikotas, kais. Großlogothet, † 1206. Die betreffenden Stellen siehe bei Stritter III. 636 und 641.

**) Cod. Dipl. III. II. 237, 412, 413.

***) A. a. O. IV. I. 264—266.

****) Cod. Dipl. III. I. 86—89.

†) A. a. O. 238—264.

††) Gyurikovich de situ et ambitu Slavoniae et Croatiae.

*) Tudom. Gyuit. 1829. Heft 4 Pag. 216.

**) Cod. Dipl. IV. I. 326—329. Roger de destructione Hung. Cap XVI.

***) Cod. Dipl. IV. II. 310—313. Diese Urkunde zeigt zugleich die Gegenstände des damaligen Verkehrs. Siehe ferner pag. 321 und VI. I. pag. 400—403.

Recht lebten *), sich eine eigene Oberhoheit, auch über ihre Mutterstadt, über das jenseitige Pesth aneigneten, indem sie derselben aus ihrer Mitte einen Richter gaben; ja sie übersetzten sogar den bulgarischen Namen Pesth ins Deutsche, und nannten sowohl die Pesther Festung Ofen, als auch das jenseitige Pesth Alt-Ofen. Unter Karl und Ludwig kamen Italiener und unter Siegmund auch Franzosen und Türken nach Pesth und Ofen, und auch eine bedeutende Zahl Ungarn war zu jener Zeit bereits in der Ofner Festung, denn sie geriethen unter Albrecht I. mit den Sachsen in Streit wegen der alternativen Richterwahl; unter Mathias Corvinus kamen neuerdings Bewohner aus den gedachten Nationen nach Ofen und Pesth sowie viele Razen. **) Vor dem Andrang der Türken flüchteten zwar viele Bewohner †), doch nach der Befreiung Ofens brachten wieder vorzüglich Deutsche Pesth und zum Theile auch Ofen in Aufnahme, nachdem Kaiser Leopold im J. 1723 die frühern Freiheiten durch Ertheilung eines neuen Privilegiums erweitert hatte. Jetzt kann man die Bevölkerung Ofens auf 35,000 und jene von Pesth auf 80,000 annehmen, wovon ungefähr die Hälfte in beiden Städten Deutsche sind.

Auch die Gäste von Ödenburg erhielten bereits von Bela IV. 1260 ein Privilegium, und damit die Rechte der Bürger von Stuhlweißenburg und den halben Tribut von Ferten (Neusiedler See). ††) Es bleibt beachtenswerth, daß daselbst nach alter Gewohnheit nach Wiener Denaren gerechnet wurde. †††) Auch die königl. Gäste von Eisenburg (Castrum ferreum, Vasvár), so wie jene vom Raaber Schloß (Castrum Jaurinense) genossen ähnliche Freiheiten, wie die Bürger von Stuhlweißenburg. Zugleich wurde Raab als Stapelort erklärt.

Wenn wir die erwähnten deutschen Kolonien aus der Arpaden Zeit überblicken, so finden wir — obwohl dieselben nur sehr unvollständig hier angedeutet sind — daß sich dieselben inselartig über ganz Ungarn, das slavische Banat (das heutige Kroatien) und Siebenbürgen, und zwar über die bedeutendsten Orte erstreckten. Ursprünglich rein sächsisch dürften die Bewohner der Bergstädte der Zips und des Bistritzer Bezirkes gewesen sein, auch erhielten sie sich länger unvermischt, da der Bergbau das Geschäft dieser Kolonisten, und der Zweck ihrer Einberufung war. Die übrigen sächsischen Kolonisten erscheinen als gemischt mit andern Deutschen, ungarischen, slavischen, italienischen und andern Gästen, da der Zweck der Städte, welche sie bewohnten, theils Belebung der Industrie und des Handels, theils Bevölkerung des Landes überhaupt war. — Die nachfolgenden Verhältnisse änderten zwar Manches; wir finden, daß in den nachfolgenden Jahrhunderten vergleichungsweise weniger Deutsche nachwanderten, noch weniger deutsche Kolonien gegründet wurden, daß vielmehr unter Karl I. und Ludwig I. (1308) (1350) viele Italiener — unter Siegmund auch Franzosen, Razen, Türken und Zigeuner ins Land kamen, bald auch, zur Zeit der Hussitenkriege, viele Böhmen; allmälig in größeren Schaaren die vor dem Andrange der Türken flüchtenden Razen *) u. s. w. in den ungarischen Komitaten Sirmien, Posega, Veröcze, Temesvár u. s. w. angesiedelt wurden; — ja die Deutschen im südlichen Ungarn schmolzen stark zusammen durch die Türkeneinfälle und unter der Türkenherrschaft. Allein nach der Befreiung des Landes vom osmannischen Joche wurde das deutsche Element im südlichen Ungarn, nicht nur in den Städten neuerdings belebt, sondern auch zahlreiche Deutsche, Ackerbau-Kolonisten aus dem österreichischen, fränkischen, schwäbischen und andern Kreisen angesiedelt. So wurde die Umgegend von Ofen, theils durch die Fürsorge des Herzogs Karl von Lothringen (1687) theils durch jene des Prinzen Eugen (1710—1720) mit deutschen Bewohnern wieder bevölkert. Graf Károly gründete auf seinen Herrschaften im Szathmárer Komitat im Jahre 1711 sechs schwäbische Dörfer. Graf Claudius Floremund Mercy von Argenteau, F. M. L. und Kommandant von Esseg, berief 1720—1730 auf seine Högyézer Güter viele deutsche Gemeinden aus Würtemberg, Hessen, Nassau und der Rheinpfalz, in das Tolnaer und Bárányer Komitat. **) Zwischen 1765 und 1785 wurden blos auf den Kameralherrschaften des Banates über 50,000 Deutsche angesiedelt (denen sich auch die dortigen Franzosen in Sprache und Lebensweise anschlossen). ***)

Die gräfliche Familie von Schönborn gründete im Beregher Komitat 7 neue deutsche Dörfer; †) auch im Bácser Komitat sind viele deutsche Kolonien, und überhaupt viele Deutsche theils rein, theils gemischt mit andern Nationalitäten, in den meisten ungarischen Komitaten.

Der Verf. hat außer den Zipser- und Siebenbürger-Sachsen in Ungarn — mit Ausnahme von Groß Kanischa — gar keine deutschen Kolonien angegeben und doch bilden dieselben z. B. um Ofen, im Tolnaer, Baranyer, Batscher Komitat und im Banat bedeutende und zum Theil größere deutsche Sprachinseln, als in der Zips oder in Siebenbürgen. — Wir wollen daher von den gedachten größern

*) Österr. Blätter für Literat. 1844. S. 462.

**) Mathias Corvinus machte wieder Pesth von Ofen unabhängig, indem er dasselbe zur selbstständigen königl. Freistadt erhob.

***) Nur die ärmeren Klassen blieben zurück, darunter Juden, welche 1526 das Ofner Schloß so hartnäckig hielten, daß Soliman mit ihnen kapitulirte; 1541 fielen aber die meisten als Opfer ihres Widerstandes. Die Juden hatten in der Festung die Wienergasse und beinahe die ganze Wasserstadt inne, mußten aber 1687 nach Alt-Ofen wandern.

†) Relationes Comitatuum etc. Ad. Exc. Cons. R. L. In Collectione de Jankovich.

††) Cod. Dipl V. II. pag. 397—401. Cives iidem de qualibet capetia frugum, duodecim denarios Viennenses iuxta antiquam consuetudinem eorum soluere teneantur.

*) Im Jahre 1481 brachte Paul Kinis 50,000 serbische Kolonisten in die untern Komitate, in das jetzige Slavonien. Unter Leopold I. gingen 1689 mehre 1000 Serben unter Georg Prankovits über, und 1690 führte der Patriarch Arsenius Csernovits bei 36,000 serbische Familien nach Ungarn, welche sich in Sirmien, bei Ofen, und St André, niederließen.

**) Gyurikovits im Hesperus Jahr. 1811 28. Bd. Beil. Nr. 1.

***) Der deutsche Kolonist von Eimann. Pesth 1831.

†) Johann von Csaplovics Gemälde von Ungarn 1 Th. S. 197. Derselbe sagt ferner Seite 198: „Unzählige andere privatherrschaftliche Ansiedlungen übergehen wir mit Stillschweigen, u. z. mit Recht, da die Angabe derselben für das gedachte statistische Gemälde zu ausführlich wäre;“ allein wir können nicht den Wunsch unterdrücken, der gedachte Herr Autor möge die spezielle Angabe derselben in diesen Blättern mittheilen, und so die noch sehr mangelhafte Geschichte der neuern deutschen Kolonien ergänzen.

Sprachinseln die größern deutschen Pfarrorte angeben. In der Umgegend von Ofen und zwar im Pilitscher Bezirk des Pester Komitates sind rein deutsche Orte: **Promontorium, Tetény, Török-Balinth, Buda-Eörs, Buda-Kesz, Jenö, Hidegkút, Kovácsi, Solmár, Vörösvár, Csopánka**, Weindorf, **Üröm**, Orte, welche 1000 bis 2000 Bewohner haben, außer dem sind Deutsche und Ungarn gemischt: und zwar die erstern vorwiegend in **Zsambek, Bia, Békás, Visegrad**, Deutsche und Slawen sind in **Perbál, Kereszd** (Heiligenkreuz), **Csaba**. Von der deutschen Bevölkerung von Ofen und Pesth ist bereits gesprochen; die Deutschen mischen sich auch in die größern Orte der übrigen Bezirke des Pester Komitates theils mit Ungarn, theils mit Slaven, theils mit beiden; z. B. in Waitzen, **Duna-Keszi, Gödöllö, Soroksár, Csömör, Csaba, Vecsés. Üllö, Haraszti, Takszon, Czegléd, Abony, Nagy-Körös, Ketskemét, Félegyháza, Hálás** u. s. w. Rein deutsche Orte sind **Hajós, Nadudvár**, — längs der Donau findet man auch in den Orten des Stuhlweißenburger Komitates Deutsche mit Ungarn und Slaven gemischt, in Erd (**Hanszabeg**), **Mártonvásár, Adony** u. s. w.

Stuhlweißenburg selbst, dann die Märkte **Lovasberény, Isztimér, Bodajk, Moór, Kálóz, Csákvár, Bitske**, so wie die Dörfer **Acsa, Nadap, Sárkány, Endöd** und **Nagy Land, Nagy Mány**, haben eine aus Deutschen und Ungarn gemischte Bevölkerung; rein deutsche Orte sind: **Kis Mány, Szaár, Poglar, Kozma** und **Gänth**, im und am Vértes-Gebirge. Noch weit zahlreicher sind die Deutschen im Tolnaer Komitate. Längs der Donau im Földvárer Bezirk ist Kömlöd ein rein deutsches Dorf. Deutsche mit Ungarn gemischt wohnen in den Märkten: **Baks, Tolna, Szexárd, Battaszék**; ferner in den Dörfern **Várdomb, Tape, Keér.** Übrigens ist die südliche Hälfte des **Simontornyer** Stuhls so wie zwei Drittheil des **Völgyszéger** Bezirks rein deutsch. — Die einzelne Anführung der Orte würde zu ausführlich sein; dagegen ist im **Dombovárer** Bezirk blos **Pary** ein rein deutscher Ort; — die Dörfer **Kúrd** und **Kotsola** haben Deutsche und Ungarn. — Die nichtgenannten Orte des Stuhlweißenburger und Tolnaer Komitates sind von Ungarn bewohnt.

Im Baranyer Komitate sind zwar im Fünfkirchner Stuhle nur fünf rein deutsche Dörfer, nämlich: **Uj-Bánya, Sz. László, Devetsér, Kassa** und **Rácz-Peterd**; Fünfkirchen selbst, eben so **Keszü, Egerágh**, haben eine aus Ungarn, Deutschen und Razen gemischte Bevölkerung. Dasselbe gilt von Mohács; obwohl dieser Ort den nördlichen Grenzpunkt zwischen Serben und Ungarn bezeichnet, so sind doch nicht nur 2 Drittel des Mohácser Bezirkes, ondern auch die Hälfte des noch südlicher gelegenen Stuhles **Baranyvár** von Deutschen bewohnt.

Der südlichste rein deutsche Ort ist **Lacskafalú**, noch südlicher in **Darda** und **Bellye** sind Ungarn mit Deutschen vermischt. Die Letztern reichen also längs der Straße bis gegen die Drave. Übrigens scheinen oft die Namen der Orte mit ihren jetzigen Bewohnern im Widerspruche zu stehen, so z. B. ist das Dorf **Némethi** gegenwärtig blos von Razen bewohnt, während **Rácz-Peterd** ein rein schwäbischer Ort ist.

Auch im Bácser Komitat ziehen sich die Deutschen sporadisch bis an dessen Südgrenze. **Baja** wird von Razen, Deutschen und Ungarn bewohnt. Dagegen sind schon in den Dörfern an der Straße, in **Vaskút, Gara**, dann in **Katimár** die Deutschen überwiegend; rein deutsche Orte sind: **Csatálja, Gákova, Kolút, Kernyája, Priglewitza Sz. Iván, Apatin, Brestovacz, Rácz Militits, Filippova, Hodsak, Karavukova, Parabuti, Dérony, Gajdroba, Cséb, Novoszello, Bukin**, Uj und **O'Palanka** (an der Donau gegenüber von Illok). Deutsche mit Ungarn gemischt fangen an in **Szivácz, Stanicsics**, außerdem sind sie auch in untergeordneter Zahl nebst Razen und Ungarn in **Zombor, Bajmok, Bács, Obrowácz**, Uj und **Ó Futak** und in Neusatz (**Uj-Vidék, Neoplanta**). Bekanntermaßen ist in letzterem Orte auch eine armenische Gemeinde.

Am zahlreichsten sind aber die deutschen Orte im Banate. Im Torontaler Komitate ist der ganze Groß-Miklóscher Bezirk bis auf wenige Gemeinden deutsch; selbst die Bewohner der französischen Kolonien **Szolteur, Charleville** und **St. Hubert** sprechen deutsch. In den anderen Stühlen dieses Komitates betragen die Deutschen kaum ein Drittheil; als rein deutsche Orte dieses Komitates gelten: Hatzfeld, Heufeld, Maßdorf, Ostern, Gottlob, Stefanfeld, Marienfeld, Albrechtsflor, ferner viele mit nichtdeutschen Namen, z. B. **Csatád, Grabacz, Czernya, Nagy** und **Kis-Jétsa, Bogáros, Perjamos, Rácz-St. Péter, Egres, Rácz-** und **Nemet-Csanád, Nakófalva, Német-Sz. Marton, Jankahid, Ivánda, Klek.** In den größern Orten: **Nagy-Kikinda** und **Nagy-Becskerek** sind Deutsche mit Ungarn gemischt, eben so in mehren kleineren, z. B. in **Új Péts, O-Béba, Beodra, Pardány, Csávos**, in einigen sind Ungarn, Deutsche und Razen beisammen, z. B. in Katharinenfeld, Ellemér, **Török-Becse, Écska, Csoka, Szórég** etc. Am dichtesten sind die rein deutschen Orte im Temeswárer Komitate in den beiden obern Stühlen: **András** und **Lippa**. Der letztere Markt hat zwar auch Ungarn, dafür sind rein schwäbische Orte: Neudorf, Buchberg, Lichtenwald, Altringen, Königshof, Gutenbrunn, Traunau, Greisenthal, Bruckenau, Blumenthal, Fibis, Alios, Füßkut, Kreuzstätten, Wiesenhaid, Engelsbrunn, **Szaderlak, Fenlak, Hódos, Nagyfalú, Varjas, Kalatsa, Mercidorf, Murány, András, Ressenova, Buzad, Jánova, Remete** u. a. Bei Temeswar im gleichnamigen Stuhl sind Freidorf und **Szakalház** rein deutsche Dörfer, dann südlicher Liebling und Rittberg, und im Versetzer Stuhl Freudenthal; überdies bilden Deutsche die Mehrzahl in den mit Ungarn gemischten Orten: Segenthau, Moritzfeld, Morawitza, **Tót-Szamora, Kutas, Gyarmath, Knéz, Német-Sz. Peter, Nagy Zsám** u. a. Auch sind Deutsche nebst Ungarn und Razen nicht nur in der Festung Temeswar und in den größern Märkten **Csakovár, Versetz, Vinga** (in letztern sind auch Bulgaren), sondern auch in den Dörfern **Daruvár, Bókovác**, Kudritz, Neuhof. Die rein deutschen Orte ziehen sogar über die Maros, indem man außer der Festung und Stadt Neu-Arad, im Arader Komitate selbst: **Mikulaka, Monderlak, Glogovacz**, und **Uj-Panád** als solche nennt; Deutsche mit Ungarn gemischt bewohnen die Märkte: **Gyorok, Uj-Sz. Anna, Simánd, Sikló, Kis-Jenö** und **Borös-**

Jenö, ferner die Dörfer Elek, Sz. Marton, Komlos, O-Pankota u. a.

Im Krassoer Komitate endlich sind fast durchaus deutsch die zwei untern Stühle: Krasso und Oravicza; wir übergehen also die namentliche Aufzählung der Orte. Im Lugoscher Stuhl sind außer Deutsch Lugos, nur Herrendienst, Zorlenrzmik, Dellinyestye, Valledény und Apadia reindeutsch.

Des örtlichen Zusammenhanges wegen machen wir einen Rundgang um die deutschen Orte in der Militärgrenze. Solche rein deutsche Orte finden sich nicht nur im Deutsch-Banater Regimente längs der Temes und Donau, als: Botosch, Tomaschowacz, Orlovat, Brestovacs, Kubin, Ploschicza, Gaja, Delliblat, Dubovacz, dann auf einer Donauinsel Ostrova, sondern noch zahlreicher im walachisch-illyrischen Regimentsbezirke: Lagerdorf, Bello-Breska, Divics, Radimna, Szaska, Poscheschena, Moldava, Sikevicza, Gornia und Dornia, Zupkova, Feregova, Berszaszka und Bojana; außerdem sind Deutsche mit Razen in Opova, Carlsdorf, Pancsova, Starcsova, Homolicza (im deutschen Rgt.), und in Mehadia und Karansebes (im walachisch illiryschen Regimente.)

In der slavonischen Grenze sind Deutsche mit Razen gemischt nicht nur in Peterwardein, sondern auch in Karlowitz, Vukovacz, Neu-Banovcze, Popineze und Semlin, also bis zum Einflusse der Save in die Donau, dann an ersterer zu Jarak, Mitrowitz und Jamina. Auch die Hauptorte der übrigen Militärgrenzen zählen zum Theil Deutsche.

Auch die meisten übrigen Komitate Ungarns, welche bisher namentlich nicht aufgeführt wurden, enthalten deutsche Sprachinseln; man kann als Regel annehmen, daß die größern Orte zum Theil auch deutsche Bevölkerung haben. Es würde die Geduld der Leser ermüden, alle einzeln anzuführen, wir wollen daher nur erwähnen, daß die Deutschen im Szathmarer Komitat um Nagy- und Felsö Bánya, Péltek, Erdöd Nagy-Majtény und Nagy Károly, in mehren Orten ziemlich zahlreich angesiedelt sind. Selbst in der Marmaros findet man dieselben zu Huszt, Visk, Tetsö mit Ruthenen, und Walachen zu Szigeth, Bocsko u. a., rein zu Németh, Bocsko und Mokra. In der Beregher Gespannschaft sind Schönborn, Bártház deutsche Orte und zu Beregszász sind Deutsche und Ungarn gemischt.

Im Biharer Komitat sind Deutsche nicht nur in Großwardein, sondern auch zu Vaskó, Részbánya und Belényes mit Walachen, Ruthenen und Ungarn gemischt. Im Unghvárer Komitat sind Deutsche und Ruthenen zu Unghvár und Berezna; im Szabolcser zu Nyéregg-Háza und Pots-Petri. Im Sároser zu Bartfeld, Eperies und Sovár. Im Zempliner Komitat sind Deutsche, Slowaken und Ungarn zu Tokay, Sárospatak und dem benachbarten Trauczonfalva, ferner zu Sátorallya-Újhely und Gál-Szégh. Im Gömörer Komitat zu Rima-Szombath, Tiszolz und Dobsau, im Borschoder zu Miskolz, Diós Györ und Hamor, — rein deutsch ist Apátfalva. Im Abaújvarer Komitate sind Deutsche mit Slaven und Ungarn zu Kaschau sammt dem benachbarten Orte Deutschdorf, zu Szántó und Alsó-Mislye. Außerdem sind an der Grenze der Zips die Metzenseifer, welche einen eigenen sächsischen Dialekt sprechen, zu Ober- und Unter-Metzenseif, Jászó, Aranyitka, Opaka, und Pocskaj. Im Heveser Komitat sind weniger Deutsche als Ungarn zu Máklár, Kápolna, Al-Döbro, Bódd, Szalok und mit Slaven gemischt zu Gyöngyös. Endlich findet man Deutsche nicht nur im Komorner Komitat zu Komorn (mit Slaven und Ungarn gemischt) in Dotis, dann rein zu Ober-Gala, Tolna, Környe, sondern selbst im rein ungarischen Raaber Komitat sind Deutsche mit Ungarn zu Raab, Hedervár, Gyirmót und Gyarmat.

Es wäre interessant, durch Beifügung historischer Notizen, durch ethnografische Schilderungen über die Schattirungen, Sitten, Gebräuche, so wie durch Sprachproben dieser verschiedenen deutschen Sprachinseln in den ungarischen Komitaten, die trockene Aufzählung der reindeutschen und gemischten Orte dem Leser genußbarer zu machen; allein zunächst handelt es sich hier blos um die örtliche Angabe zur Ergänzung der Karte, und zweitens wird der Referent seine diesfälligen bisherigen Notizen zu vervollständigen, und bei Gelegenheit sammt einer ausführlichen Sprachenkarte Ungarns dem Publikum vorzulegen versuchen.

Anderweitige Ergänzungen und Berichtigungen würden sehr wünschenswerth sein, da es für Einen unmöglich ist, ein vollständig ethnografisches Bild eines so großen und komplizirten Reiches zu geben. — Die Gesammtzahl der deutschen in Ungarn dürfte bei 886,000 Einwohner betragen. —

Im §. 7 behandelt Dr. Bernhardi die deutsche Sprachgrenze in Mähren und Böhmen. Da sich derselbe an die speziellen Sprachkarten des Herrn Professor Schaffarik hält, dessen Kenntnisse dieser Länder wohl keinen Zweifel zulassen, so wollen wir hier nur in Kürze die vorzüglichsten deutschen Grenzorte erwähnen, diese sind: in Böhmen Neuhaus, Gratzen, Krumau, Winterberg, Reichenstein und Neuern, Teinik, Stab, Mies, Rabenstein, Leitmeritz, Hühnerwasser, Hohenelbe, Starkstadt; in Mähren Briesau, mährisch Triebau, Schildberg, Schönberg, mährisch Neustadt, Sternberg, Wagstadt und Jägerndorf.

Außerdem sind mehre deutsche Sprachinseln im slavischen Gebiet in Böhmen und Mähren; Budweis, Iglau, Brünn, Olmütz, bilden die Hauptmittelpunkte derselben. Zu Kumrovitz, Mödritz, Schellschütz u. a. Orten bei Brünn sollen noch Nachkommen rückgebliebener Schweden in ihrer Sprache erkennbar sein. Über die Verschiedenheit der deutschen Bewohner hinsichtlich ihrer Sprache werden jedoch bei dem zweiten Theile Andeutungen folgen.

Genauere örtliche Angaben über den Zug der Grenzen in Mähren und Schlesien sind auch in Kaltenbaeck's diesfälligem Aufsatze in der Austria für das Jahr 1843, pag. 41 bis 46 enthalten.

Über die Gottscheer wird ebenfalls im zweiten Artikel eine nähere Nachweisung folgen.

Zum Schlusse dieser Anzeige glaubt Ref. durch nachfolgende Tabelle eine Übersicht über die Anzahl der Deutschen im österreichischen Kaiserstaate, so weit es ihm nach dem gegenwärtigen Stande der militärisch-politischen und Diözesan-Konskription möglich war, annäherungsweise zu gewähren.

Die Gesammtbevölkerung in den zum deutschen Bunde gehörigen Ländern der Monarchie.

Erzherzogthum Österreich	2,317,864
Herzogthum Steiermark	997,200
Königreich Illyrien	1,269,477
Gef. Grafschaft Tirol	848,177
Königreich Böhmen	4,318,732
Markgrafschaft Mähren, Herzogthum Schlesien	2,242,167
Summa	11,993,617

Die deutsche Bevölkerung in den zum deutschen Bunde gehörigen Ländern.

Erzherzogthum Österreich	2,170,008 *)
Herzogthum Steiermark	610,748
Königreich Illyrien	315,396
Gef. Grafschaft Tirol	545,950
Königreich Böhmen	1,228,231
Markgrafschaft Mähren, Herzogthum Schlesien	801,667
Summa	5,671,992

Die deutsche Bevölkerung in den nicht zum deutschen Bunde gehörigen Ländern.

Königreich Ungarn (mit Kroatien und Slavonien)	886,500
Großfürstenthum Siebenbürgen	250,568
Militärgrenze	185,580
Königreich Galizien	130,000
Königreich Lombardie und Venedig	32,000
Summa	1,484,568

Die Gesammtsumme aller Deutschen im österreichischen Kaiserstaate beträgt hiernach 7,156,560.

*) Dabei sind die Fremden, so wie die Bewohner aus andern Provinzen, die sich in Wien zeitweise aufhalten mit 130,000, dann die Chrobaten in den östlichen Theilen des V. U. W. W. und V. U. M. B. mit 17,864 Seelen ausgeschlossen.

Die städtische Bibliothek zu Treviso.

Vom Abbate Dr. **Valentinelli**, k. k. Bibliothekar zu Venedig.

Im Jahre 1770 erbte diese Stadt die schöne und gewählte Bibliothek des gelehrten Mr. Joseph **Bocchi** von Adria, der Kanonikus an unserer berühmten Kathedrale war. Er vermachte sie ihr in seinem Testamente vom 17. März 1769. Es könnte scheinen, daß sich unser Kanonikus dem ehrwürdigen Körper dem er angehörte, wenig zugethan gezeigt habe, da er seine schöne Büchersammlung nicht für die Studierenden der Theologie an der Kathedrale hinterließ; es ist aber nicht der Fall; denn er hätte sie sehr gerne der alleinigen Obhut der Geistlichkeit übergeben, und die übrigen Bürger insofern Theil nehmen lassen, daß er sie zu einer öffentlichen machte, welches Letztere auch geschah; aber ein Dekret des Senates von Venedig verbot irgend etwas „todten Händen" zu hinterlassen. Da er aber doch wollte, daß seine Bibliothek unter öffentlicher Aufsicht den Studierenden der Stadt zugänglich sei, so ersuchte er die Vorsteher des Kollegiums de' nobili der Stadt, selbe an einem gewissen Orte unterzubringen.

Unter solchen Umständen handelte das ehrwürdige Kapitel der Kanoniker sehr klug, daß diese die wohlwollenden Bemühungen ihres Mitbruders unterstützten, um die Bibliothek in ihrer Gewalt zu behalten; sie trugen sich nämlich an, einen ihrer schönsten Säle zu räumen, um die Bücher von **Bocchi** mit den wissenschaftlichen Werken ihrer alten Kirche zu vereinen. Von diesen macht **Avogadro** Conte **Rambaldo** von **Azzoni** (**memorie per servire alla storia letteraria T. VIII. par. 5. fac. 25**), ferner **Tiraboschi** (in einer Anmerkung im 3. Bande 4. Buche zu Ende des ersten Kapitels §. 14 in der venet. Ausg. von 1795) Erwähnung. Diese Büchersammlung war so auserlesen, daß sie zu jener Zeit (1135) der Kathedrale einer Stadt, die damals eine einflußreiche Republik war, keine Schande machte.

Als nun die Bibliothek des Kanonikus **Bocchi** an Ort und Stelle gebracht worden, wurde sie der Obsorge des gelehrten **Avogadro Rambaldo degli Azzoni**, dem ältesten Domherrn anvertraut, durch dessen Bemühungen sie zum Theile dem öffentlichen Studium zugänglich wurde und sich auch vergrößerte, theils durch Geschenke, theils durch Legate insbesondere von Seite der Geistlichkeit. Auch wurde ein Fond gestiftet, um bei ihr einen Gehilfen anstellen zu können.

Der Domherr Dr. Johann Bapt. **Rossi** besaß, wie mehre seiner Kollegen, eine auserlesene Privatbibliothek, reich an vaterländischen Memoiren und seltenen Manuskripten. Als er älter wurde, machten einige Verehrer vaterländischer Werke den Vorschlag, die Bibliothek zu kaufen, was die Stadt auch hat, damit diese seltenen Werke des gelehrten Sammlers mit dessen Tode nicht zerstreut würden.

Die Stadt bestimmte ihm eine Leibrente, fügte seine 10,000 Bände den übrigen hinzu, die schon in den Sälen des Domkapitels waren, und er verwaltete die Bibliothek in der Eigenschaft eines Präfekten unter ausschließlicher Mitwirkung des Doktors Filippo **Avvanzini** bis zu seinem Tode, und vermehrte sie auf zwei- bis vierunddreißig tausend Bände.

Da die Zahl der Bände immer mehr anwuchs, beschloß die Munizipalität, ein eigenes passendes Gebäude aufzuführen, und da, wie wir gehört haben, die Bibliothek aus 2 Hauptabtheilungen bestand, so wurde sie auch getrennt; die Bände des ehrwürdigen Kapitels blieben im alten Lokale, und wurden der Leitung des Schriftstellers **Pollanzani** anvertraut, der andere Theil wurde sogleich in das neue Gebäude übertragen und steht jetzt unter der Leitung des gelehrten Domherrn Mr. Guecello **Tempesta**.

Diese Abtheilung der städtischen Bibliothek ist reich an alten Codices von großem Werthe; ferner besitzt sie viele Werke vaterländischer Literatur, und über Numismatik, da **Bocchi** ein gelehrter und fleißiger Archäolog war. Die Abtheilung der Bücher des Klerus ist reichlich mit geistlichen Werken versehen, die meistens sehr alte Ausgaben von Treviso sind, ferner besitzt sie seltene Codices, und Manuskripte berühmter moderner Autoren; dergleichen sind: die lateinischen Gedichte von Bologni, die Werke von **Lazzarini** und des Abbate **Benaglio**, die Werke über Architektur und unzählige Zeichnungen vom berühmten **Pretti** und von **Scotti**.

Wiener dramaturgische Berichte.

Übersicht des Monats Februar.

Von Andreas Schumacher.

K. K. Hofburgtheater. Am 21. Februar zum Vortheile der Regisseure: „Moritz von Sachsen.“ Trauerspiel in fünf Aufzügen von R. G. Prutz.

Also endlich doch ein Trauerspiel aus der deutschen Geschichte! Endlich doch ein Blick auf deutsches Leben — ein Bild deutscher Denkart und Entwicklung —

„warhlich, es ist so; man hat mir's geschrieben,
rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.“

Die Bühne hat ein Zeichen des Lebens gegeben, — ein lang- und sehnlicherwartetes Lebenszeichen — „ein deutscher Krieger“ — „ein Moritz von Sachsen“ schritten über ihre Bretter; sie muß uns in diesem Augenblicke Manches vergessen machen, was ihr in letzterer Zeit übel anstand. Unser Familienjammer, unsere Spießbürgerschmerzen, unsere Kleinstädterspäße, die gichtleidende, marchande-des-modes-herzige Salonwelt, die Alles gutmachende Fürstentugend, die balsamirte Liebestragödie und sogar die griechische Aller-Zeiten-Tragödie ziehen sich einen Augenblick bescheiden zurück, dem Freudengeschrei der kreisenden Schwalbe zu lauschen, die ein milder Sonnenstrahl herlockt, ihr Nest unter dem First dieses Daches zu bauen. O, sei uns gegrüßt, du Botin des Lenzes, — vereinsamt, deinen Schwestern weit vorangeeilt, wie du auch bist, — sei gegrüßt auf deinem Erstlingsfluge!

In der That, es ist an der Zeit, daß die Bühne ihre Stellung und Würde begreife, daß sie fortschreite mit dem gebildeten Theile der Nation, sollen alle echten Geister, alle redlich Strebenden, alle, denen die Kunst mehr ist als Possenspiel oder

„die fette Kuh, die sie mit Butter versorgt“ —

ihr nicht mit Unwillen den Rücken kehren. — Alles, was denkt und ringt, jede Kraft, jeder männliche Wille ist von dem Zauberworte „deutsche Einheit“ — „deutsche Nationalität“ durchdrungen, — Wissenschaft und Leben, praktisches und theoretisches Wirken streckt seine grünen Zweige über den Bruderbund der deutschen Stämme hin, — nicht umsonst gibt uns Ost und West, der kalte Norden und der glühende Süd das Beispiel, die ernste Lehre, wodurch ein Volk groß und glücklich wird, worin das heilige Unterpfand seiner Unüberwindlichkeit und Freiheit liegt, — der Deutsche hat das große Losungswort der Zeit begriffen und nennt es laut: Nationalität! Die Bühne — und sie vor Allem muß die ernste, inhaltschwere Lehre begreifen; — sie, die mit tausend Zungen täglich zum Volke spricht, sie, für die die Presse thätig ist, wie für keinen anderen Kultus unserer Tage, sie darf nicht zurückbleiben hinter der Denkart, hinter der Bildung, hinter dem entschlossenen Willen ihrer Zeitgenossen, soll ihr Haus nicht veröden oder zum Tummelplatze leidiger Gewinnsucht herabsinken. Ihr Anschluß an das geistige Leben des Volkes, für das sie besteht, ist der einzige Maßstab ihres Werthes und somit die Bedingung ihrer Dauer. —

Die Kunst hat nie etwas Großes erzeugt, was nicht der Ausdruck war einer weitverbreiteten allgemeinen Empfindung, die Verkörperung eines in Tausenden wirkenden Lebens. Schlecht hat der die Griechen verstanden, der ihre Kunst in der engen Welt des Kunstbegriffes befangen glaubt, ihr größtes Kunstwerk, ihr Ödip ist ein Hymnus auf das Vaterland! Nehmt Dante und Shakespeare, Ariost und Calderon, Goethe, Schiller und Lessing ihre nationale Grundlage, was erübrigt noch von ihnen? — Nur den bewundern alle Zeiten und Völker, der aus dem Herzen seiner Zeit und seines Volkes geschrieben!

So gewiß dem Dichter nichts näher liegt als die Erhebung seines Volkes, so gewiß gibt es keinen reineren Strom der Begeisterung, aus dem er schöpfen könnte, als die Wünsche und Hoffnungen, Leiden und Freuden, Kämpfe, Drangsale und Siege des menschlichen Herzens, wie die Geschichte seines Volkes sie kündet. Die Geschichte ist die Lehrerin so wie der Spiegel der Gegenwart — die deutsche zumal. Durch Jahrhunderte hin, bis an den hellen Tag, der uns bescheint, strecken die Mächte der Vergangenheit aus staubigen Särgen ihre Finger zum Zeugniß empor, der Thaten die sie vollbracht, des Glaubens für den sie starben — und die Geister unserer Väter wandeln unter uns. Was dieses Volk bewegt, — dieses mächtige große Volk von der Ostsee bis an den Montblanc — vom Rhein bis an die March und Leitha — ist ihm in den Jahrhunderten vorbedeutet, über deren Gräbern es hingeht! Da kann, da darf die deutsche Geschichte wohl der deutschen Bühne nicht fremd bleiben, soll der Odem der Gegenwart ihr knisterndes Gebälke noch länger tragen.

Das klare Bewußtsein dieser Thatsache, welche man einschränken, doch nicht wegläugnen kann, die Nothwendigkeit einem Institute neue Kräfte zuzuwenden, das ohne Seele nicht ferner leben kann, hat eine jüngere Dichterschule hervorgerufen, unter deren Repräsentanten der Verfasser des „Moritz von Sachsen“ einen ehrenvollen Platz behauptet. — Prutz ist durch seine Mitwirkung an den deutschen Jahrbüchern, durch seine Herausgabe des literar-historischen Taschenbuchs und seine beiden Dramen „Karl von Bourbon“ und „Moritz von Sachsen“ bekannt. Mit diesem letzteren Werke hat sich der Dichter mitten in den Kampf unserer Gegenwart gestellt, indem er ihr das Bild dieses Kampfes aus der Geschichte Deutschlands vor die Augen rückte, indem er sie auf den Kummer unserer Väter hinwies, und ihr das bittere Vermächtniß der Zeiten einhändigte.

Die künstlerische Haltung, die ruhige Würde und Besonnenheit, mit der der Dichter als Vorkämpfer seiner Meinungs- und Sinnesverwandten auftritt, die Gerechtigkeit, die er dem großen Gedanken eines anders Denkenden widerfahren läßt, verbriefen die Echtheit und Nachhältigkeit seiner Gesinnung. Die Überzeugung, daß Thaten des Geistes nicht verloren gehen — wie auch die stürmenden Zeiten über ihnen wegschreiten — die Überzeugung, daß kein Vesuv mit seinen glühenden Lavaströmen und kochenden Erdschichten die Schriftzüge der Wahrheit, die That des echten Geistes verschüttet, weil Geschlechter kommen werden, die sie aus dem Schooße der Erde hervorgraben werden, erhebt den echten Dichter und erhebt auch Prutz über den Standpunkt der Parteien. Festvertrauend ewigen Sternen schreitet der Dichter durch den Kampf der Meinung, sich selber einem ewigen Gesetze verwandt fühlend, glaubt er fest an seinen endlichen Sieg durch die ruhige, allein bleibende Macht der Überzeugung.

Zwei mächtige Elemente sehen wir im Streite, sobald der Vorhang vor unseren Blicken aufrauscht. Dort der Gedanke des Alleinherrschers, der die Welt nach seinem Willen zwingen und die Frucht der Überzeugung unreif vom Baume des großen Völkerlebens brechend, durch die Gewalt des Schwertes der Welt geben will — was nur der geläuterten Gesinnung besserer Geschlechter vorbehalten bleibt. Blind soll die Welt seinem Willen vertrauen und als ob sein Wille ihr Bürgschaft wäre, daß der allgemeine Wandel alles Irdischen, das Werk, welches er baut, nie umzustoßen im Stande sein wird, — mit einer Unerschütterlichkeit, als ob alle Opfer, die er seinem Gedanken bringt, vom Geschicke zur Vollendung menschlicher Sendung ausbedungen und gefordert wären, will er sein Volk zur Größe, sein Vaterland zur Unüberwindlichkeit emporheben. Alles, was seinem Gedanken widerstrebt, falle, — denn nach seiner Überzeugung hat ja die Welt für zwei Gedanken nicht Raum — soll Friede bleiben, soll sein Volk stark, sein Thron gesichert sein. Der Repräsentant dieses Gedankens — — wer könnt' es anders sein, als Karl der Fünfte, der gewaltige Vereiniger so vieler Reiche.

Neben ihm — somit ihm gegenüber erhebt sich — das Bedürfniß des Volkes, die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer individuellen Entwicklung jedes Einzelnen, im Geiste und Sinne volksthümlicher Gesammtkraft. Fürsten treten auf, die nicht beherrscht, die regiert sein wollen, welche die Bürgschaft des Rechtes, die Freiheit der Überzeugung nicht hinwerfen wollen für den Traum politischer Größe. Wir sehen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen sich gegen die Alleingewalt des Thrones auflehnen, und Deutschlands Verfassung gegen die Grundsätze der spanischen Monarchie vertheidigen.

In Mitte beider steht Moritz von Sachsen. Hier durch die Bande des Blutes, dort durch Dankbarkeit und persönliche Verehrung festgehalten — entscheidet er sich doch für den Kaiser, an dessen hoher Seele und reiner Gesinnung er nicht zweifelt. Ein echter Deutscher, verläßt er Weib und Verwandte und folgt — seiner Überzeugung. Vom Kaiser zum Vollstrecker der Acht an seinen Freunden ernannt, wankt er nicht — der Kurfürst wie der Landgraf schmachten bald beide im Kerker. Doch die

Wahrheit, daß jene eben die fürchterlichsten Feinde werden, die am treusten, am innigsten geglaubt und sich in diesem Glauben getäuscht finden, bestätigt sich an Moritz von Sachsen. Gerne hat er den Plänen der Majestät gedient, so weit seine Pflicht, die Wohlfahrt des Landes, die Aufrechthaltung des Thrones, Ehre und Dankbarkeit es geboten. Nun aber glaubt er, sei es Zeit, daß die Stimme der Menschlichkeit Gehör finde, daß der Kaiser seinen Verwandten, die Moritz kaum vom Tode gerettet, mehr als das Leben, daß er ihnen auch die Freiheit schenke. Sind sie doch wehrlos, ist ihnen doch Macht und Land genommen — ist doch das Kurfürstenthum Sachsen dem treuen Anhänger des Kaisers, — dem Vollstrecker der Acht gegen seine Verwandten übertragen worden! Seine Bitten bleiben unerhört. Indeß wächst das Elend der Gefangenen — manches schwarze Haar hat sich gebleicht, mancher starre Kopf ist welk und altersschwach hinabgesunken und siecht auf seinem rauhen Kissen unrettbar für das Leben hin. Sein Weib, sein verlassenes, geliebtes Weib, — das Weib, welches er dem Kaiser geopfert, rüttelt vollends die Stimme der Natur in dem Herzen des getäuschten Moritz wach. Sie schildert ihm noch einmal das Elend ihres Vaters, ihres Ohms — sie sagt sich mit feierlichem Eidschwur von dem Gatten los, der sie verlassen kann, von dem Gatten, den sie liebt, und — den sie haßt. Granvella's bittere Worte vollenden, was des Kaisers Weigerung begonnen. Moritz beginnt zu sehen, klarer und klarer werden ihm die Fäden der Politik, welche die Welt unter einen Willen zwingen sollen — Moritz rüstet, er verbindet sich mit Frankreich, er bekriegt und besiegt den Kaiser, er zwingt ihn mit der deutschen Freiheit Frieden zu schließen. Doch die geweckte Furie des Bürgerkrieges schläft auf seinen Wink nicht wieder ein. — Der entfesselte Vasallenübermuth ist nicht zufrieden mit dem Siege der gerechten Sache, er streckt seine Hand weiter aus; länder- und raubgierig steckt er sein Schwert nicht in die Scheide: sein eigener Verbündeter, Markgraf Albrecht von Kulmbach hat das Weib, hat die gefangenen Verwandten Moritz's in seinen Gewahrsam genommen und bekriegt den Versöhnten auf Tod und Leben. Moritz besiegelt in diesem neuen Kampfe seine Treue am Kaiser, mit dem er nach geschlossenem Frieden sich redlich versöhnt. Doch zu spät kömmt er die theuren Leben zu retten. Anna hat Moritz im Kampfe sinken gesehen und stirbt am gebrochenen Herzen. Da wird der Fürst Mensch, da wird der Held des Vaterlandes zum Bekenner einfach heiliger Menschlichkeit — er reißt den Verband von seiner Wunde und stirbt, um nicht ungeliebt zu leben.

Es ist für die richtige Auffassung und Erkenntniß der tragischen Idee, welche der Dichter aufstellt, unerläßlich nöthig, sich auf den Standpunkt volksthümlicher Vertretung und deutscher Verfassung zu stellen, deren Antastung Karl V. schuldgegeben wird. Dann kann es keinen Augenblick einem Zweifel unterliegen, daß Moritz nicht den Abfall vom Kaiser, sondern seinen Verrath an der Sache der Freunde, welche zugleich die des Vaterlandes ist, zu sühnen hat. Und so wie keine andere Stimme an sein Herz drang — ihm Wahrheit zu verkünden, ihm die Plane der Politik, den beabsichtigten Umsturz des deutschen Wahlreiches, die gewaltsame Durchsetzung der Alleinherrschaft klar zu machen, — wie die Stimme eines geliebten Weibes, dessen Herz den Qualen erliegt, die es um jene erduldet, die ihrer Pflicht Herrschaft und Hoheit, Freiheit und Leben zum Opfer bringen, die ihr Gatte verläßt, statt mit ihnen zu siegen oder zu fallen, so muß der Tod dieses Weibes, in der sich der Begriff der Ehre und der Liebe, Alles einigt, was dem Leben des echten Mannes Werth verleiht, sein Leben trotz seines äußeren Erfolges in seinem Herzen als ein schuldbeflecktes brandmarken, und ihn bestimmen, es von sich zu schleudern. Daß er es zu spät erkennt, auf wessen Seite er hätte stehen sollen, daß die Besten, die Theuersten ihm das Opfer seiner Zögerung geworden, daß der unrühmliche Bund, den er gegen sein Blut und Volk geschlossen, an seinem Blute bestraft worden, und Herzen gebrochen, die ihm das Heiligste dieser Welt hätten sein sollen — das muß die Schleußen seines Lebens öffnen, — und seine zermalmte Seele hinrufen zu den Heimgegangenen, die ihn liebten. — Er hat seine verpfändete Ehre einzulösen aus dem Schuldregister der Geschichte. Oder ist es kein des tragischen Dichters würdiger Gedanke, daß das Rechte zu spät gethan, eine Schuld an die Welt abgetragen, nachdem der Untergang von Tausenden unserem verbrecherischen Säumnisse, den Vorspiegelungen unseres Ehrgeizes, der Ungeweckteit unseres Ehrgefühles zur Last fällt, sich rächt, und als ein strafendes Gespenst unser Glück untergräbt, unser Dasein bedroht, und Genugthuung fordert vor dem Richterstuhle ewiger Wahrheit? — Daß es Menschen gibt, deren Seele von den Pallisaden der Selbstsucht und Gemeinheit umbaut sind, und die die Stimme des Vaterlandes nicht hören, und spräche der Dichter mit tausend ehernen Zungen, und hätte er Macht, die Zermalmung des Weltgerichtes auf die Bühne vor die Blicke der Sterblichen zu stellen — ist eine traurige alte Wahrheit. Möge der Dichter des Moritz von Sachsen sich daher mit der herzlichen Anerkennung derer trösten, die Geist und Herz unverdorben bewahrt, und Empfänglichkeit besitzen für das große Schauspiel, welches die deutsche Geschichte auf jedem seiner Blätter entrollt! Sein Werk hat Mängel, allein es ist das Werk der Begeisterung, und zwar einer Begeisterung für Vaterland und Ehre! Heiße Quellen sprudeln in ihm auf, unbegrenzter Vaterlandsliebe, die es durchdringt und durchpulset mit jenem heiligen Feuer, das alle Täuschungen der Welt zu Asche brennt!

Dürften wir wünschen, so möchten wir dem Dichter vor Allem die Mahnung zukommen lassen, uneingeschüchtert und ohne Furcht vor der hölzernen Natur der Bühne, welche das Werk des Dichters tragen muß, den heiligen Strom der Geschichte künftig freier und voller in seinem Werke hinrauschen zu lassen. Der Dichter eines dramatischen Werkes darf Nichts voraussetzen — er muß Alles in sein Werk aufnehmen, was zu seinem Werke gehört, so wie es Gott in seiner Welt an keinem Wesen fehlen läßt, das ihre Satzungen und Ordnung hervorrufen können. — Der Zuschauer soll in den vollen Besitz des Standpunktes, in die vollendete Anschauung der Lebensfragen gesetzt werden, auf deren Grundlage Charaktere dem Guten oder dem Schlechten dienen, selbst gut oder schlecht, edel oder nichtig werden. Als Zuschauer eines Drama's wissen wir nicht, was der schmalkaldische Bund war, was er wollte, was ihn hervorrief, und wir nehmen keinen Antheil an seinen Genossen oder Feinden, bis uns die Bedingungen seines Lebens nahegerückt, dramatisch entwickelt sind. Ein eben so großer Fehler scheint es, daß Granvella so spät auftritt, daß die Absichten des Kaisers mit den Gefangenen nirgends angedeutet werden, daß nicht der geringste Zweifel an ihrer vollen Begnadigung erweckt wird, bevor der Vorhang am Schlusse des zweiten Aktes niedersinkt. Wir glauben, nun müsse aller Streit geendet, jeder Kampf rechtlich abgethan sein, — Alles ist verziehen. Ganz neu, ganz unerwartet, nirgends vorbereitet sind die Motive, die Moritz zum Abfalle vom Kaiser bewegen. Jetzt erst vernehmen wir, daß die deutsche Verfassung umgestoßen, das deutsche Wahlreich aufgehoben, Deutschland der großen spanischen Weltherrschaft zugeschlagen, und mit ihr in dem glühenden Tiegel der Gewalt zu einer gleichen Komposition verschmolzen werden soll. Zu unserem Staunen vernehmen wir, daß der treue Moritz mit Frankreich unterhandelt, und während er seine Verwandten dem kaiserlichen Machtgebote geopfert, zugleich deutsche Provinzen an ein fremdes Volk verschachert hat. Denn das ist doch ein Schacher, und nichts mehr, das sind doch Wucherzinsen, die der stolze Moritz für ein Bündniß bietet, dessen Nothwendigkeit bis dahin noch Niemand begreift? — Die Gestalt des Freundes ist wenigstens nichtssagend — zum Theile im Widerspruche mit dem ehrliebenden Charakter Moritz's, denn dieser Freund erscheint zu einer Zeit als Unterhändler und äußert sich über ehrgeizige Pläne, während wir den Kaiser noch ganz im Besitze des Herzens und der Treue des neugeschaffenen Kurfürsten glauben. Viele andere Charaktere sind bloße Namen. Kunz von Rosen, Lukas Kranach — welche schwache episodische Erscheinungen! — Der Kaiser selbst, wie skizzirt! Weder seine Niederlage, noch die Nothwendigkeit jenes schimpflichen Friedensschlusses klar, noch die Gründe begreiflich, aus denen er abdankt — die doch begreiflich sein müssen, wenn die Abdankung selber vor unseren Augen geschieht.

So läßt der Künstler in diesem Werke in der That Vieles zu wünschen übrig. Vieles ist mehr Skizze als Drama, und Vieles unwesentlich und bloße Ausfüllung der Zeit, wie es die Szene Karls mit Kunz von Rosen ist. Und doch überwiegt das Schöne und Gute reichlich; — der treffliche Charakter des Landgrafen, die bedeutungsreichen Frauengestalten, zumal diese Anna, deren Szene im 3. Akte mit Moritz, alle Herzen dahinreißen muß; die großartig angelegte, wenn gleich nur in Umrissen gezeichnete Figur Elisabeth's von Rochlitz, die eine wurdige Aufgabe für eine Schröder wäre, die Hoheit und edle Bedeutung des Ganzen — der heiße mächtige Liebesdrang, der den Dichter unverkennbar zu seinem Volke hinreißt, verbürgen seinem Werke die Anerkennung Deutschlands.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 1. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 26.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Hanusch: Šafařík's Urgeschichte der Slawen. — Die Taschenbücher. (Fortsetzung.) Schumacher: Busch's Israelitischer Kalender. — Budik: Zur Literaturgeschichte Kärnthens.

Urgeschichte der Slawen.

Slowanské Starožitnosti sepsal P. J. Šafařík. Oddil dějepisný. Pomoci českého Museum. W Praze. 1837. 1005 Seiten. Lexikonformat.

Übersetzungen. a) ins Russische:

Slawjanskija Drewnosti. Sočinjenie P. J. Šafarika. Perewod s Českago J. Bodjanskago. — Izdano M. Pogodinym. Moskwa 1837. (Übersetzt von **Bodjanski**, herausgegeben von **Pogodin.**)

b) ins Polnische:

Sławiańskie Starożytności P. J. Szafarzyka przełożył z czeskiego Dr. H. N. Bońkowski. Poznań. Wydanie i Druk W. Stefańskiego. 1842. (Posen.)

c) ins Deutsche:

P. J. Schafarik's Slawische Alterthümer. Deutsch von Mosig von Ährenfeld, herausgegeben von Heinrich Wuttke. Leipzig. Verlag bei W. Engelmann. I. Bd. 1843. II. Bd. 1844.

Angezeigt durch Prof. Dr. J. J. **Hannusch** in Lemberg.

Schon seit Langem bemerkte man eine gewisse Gleichartigkeit der Entwicklungsperioden bei einzelnen und ganzen Völkern, und fand die Erklärung dieser Thatsache in der Gleichheit des Einen Menschengeistes, der in der Verschiedenheit der Raçen, Völker, Familien und Individuen sich eigenthümlich äußert. Namentlich unterscheidet man drei Hauptmomente der Entwicklung, das Kindes-, Jugend- und Mannesalter. Im Kindesalter sind Einzelne und Völker unselbstständig, insofern hiezu Selbstbewußtsein nöthig ist, im Jugendalter erwacht das Selbstbewußtsein der Eigenthümlichkeit und damit des Unterschiedes von Andern, was das praktische Bemühen nach sich zieht, in seiner individuellen Selbstständigkeit anerkannt und behandelt zu werden. Das Mannesalter findet das Selbstbewußtsein des Jugendalters zu mangelhaft, weil es über dem Hervorheben des Eigenthümlichen, Individuellen, das Zusammenhaltende, Verbindende, Gemeinschaftliche oder Wesentliche theoretisch und praktisch vergißt. Es versinkt nicht in den Traumzustand des Kindesalters, das nicht einmal Unterscheidendes und Gemeinsames an sich und Andern findet, bleibt aber auch nicht in der Starrheit des Jugendalters, welches die Individualität über Alles schätzt, ihr Alles zum Opfer bringt, sondern es sieht das Gemeinschaftliche in dem Eigenthümlichen sich gestaltend, unterschiedlich sich formend und bringt daher im Praktischen das Eigenthümliche dem gemeinsamen Wesen zum Opfer. Man hatte diese drei Entwicklungsperioden nicht nur in der Geschichte aller kultivirter Völker nachzuweisen versucht, sondern denkende Forscher wollten auch im großen Weltentwicklungsprozesse der Menschheit unläugbare Spuren dieser Perioden aufgefunden haben. Uns genügt hier vorläufig ein ganz nahe liegendes Beispiel, das Beispiel der Deutschen oder Germanen. Es ist noch nicht lange her, daß das deutsche Volk in unzählige Stämme zerfiel, ohne das Gefühl des gemeinsamen Zusammenhanges, ohne Bewußtsein der allgemeinen Nationalität. Vor lauter Preußen, Baiern, Österreichern, Sachsen u. s. f. fand man gar keine Deutschen. Dieser Periode ging ein Zustand voraus, in welchem die Stammesunterschiede fast gar nicht bekannt waren, wie denn auch dem römischen Bewußtsein alle deutschen Stammeseigenthümlichkeiten unter dem gemeinschaftlichen Namen **Germani** als hervorragend verschwanden. Nun kennt wohl jeder deutsche Stamm seine Eigenthümlichkeit und hegt und pflegt dieselbe, aber er ordnet sie dem Ganzen, den gemeinsamen Interessen unter. Es gibt nun keine baierische, sächsische, preußische Literatur, sondern eine deutsche, und wie nimmt man es z. B. den Holländern, Dänen übel, daß sie nur Dänen und Holländer, nicht aber Deutsche sein wollen. Diese Periode des Mannesalters ist, allen Anzeichen der Geschichte nach, in den letzten Jahrzehenden auch in der Gesammtzahl der Slawen eingetreten. Ich sage: der Slawen, weil die einzelnen slawischen Stämme bisher ein verschiedenartiges inneres und äußeres Leben geführt haben, um läugnen zu können, daß bei einigen derselben schon früher Regungen des Selbstgefühls vorgekommen seien. In neuerer Zeit haben aber tiefere Forschungen der Nationalität in der Sprache, den Sitten, Gebräuchen und historischen Begebenheiten slawischer Nationen, diese selbst, wie schon früher die Deutschen, auf ihr Gemeinsames, d. i. den echt slawischen Nationalgeist, in seinem Streben sich dem eigenen Wesen gemäß oder eigenthümlich zu äußern, aufmerk-

sam gemacht und dadurch die Slawen zu ihrem gemeinsamen Selbstbewußtsein gebracht.

Dieses erwähnte Selbstbewußtsein und nichts anderes ist die wahre psychologische Grundlage des so vielfältig und fast eben so oft irrig besprochenen — **Panslawismus**. Der Zustand und das Streben, das man mit diesem barbarischen Worte bezeichnete, ist weder blos theoretisch oder literarisch, wie Manche gern vorgäben, noch an sich praktisch gefährlich, wie Viele unwissend oder boshaft ausschreien. Nicht blos theoretisch, weil kein natürlicher Entwicklungszustand des Lebens blos theoretisch ist, und jeder Begriff eine Seite hat, nach welcher er Zweck ist; nicht praktisch gefährlich, weil der Eintritt des Selbstbewußtseins im Entwicklungsprozesse der Seele eben so nothwendig als die Bedingung eines echt geistigen Wirkens ist. Der zum Selbstbewußtsein Entwickelte ist erst dann praktisch gefährlich, wenn er sein Selbst, seine Individualität als End-Zweck ansieht, welchem er alles andere Individuelle zu unterwerfen sich bemüht. Wenn er aber sein Selbst mit dem der Andern harmonisch einet, und in dem großen Weltschauspiele der Geschichte als wissendes und wirkendes Moment auftritt, dann ist jede Gefahr vorüber, weil er auf dem vernünftigen Wege seiner Bestimmung entgegeneilt. Daß nun die Slawen ihrer Nationalität Alles zu unterwerfen sich bestrebten, wird selbst der gehässigste „Slawofage" nicht behaupten können, schon aus dem einfachen Grunde, weil ihre Nationalität noch nicht entwickelt ist. Die sogenannten slawischen Tendenzen, das jugendliche Leben und Weben in den entferntesten slawischen Ländern, die kräftig aufblühende slawische Literatur und so vieles Andere sind durchaus nicht angreifend oder etwa gar herrschsüchtig, sondern nur sich schützend, nur die Übergriffe anderer Nationalitäten abwehrend. Nur darf hiebei nicht vergessen werden, daß hier von den Slawen im Allgemeinen und nicht von einzelnen Fällen gesprochen wird, unter welchen sich wohl Ausnahmen finden dürften. Wird der, noch sehr ferne Zeitpunkt da sein, in welchem die Slawen mit gutem Gewissen zu sich werden sagen dürfen, daß ihre Nationalität so entwickelt ist, wie die der andern mitlebenden kultivirten Völkerschaften, dann erst wird die Frage für das öffentliche Leben wichtig sein, wie sich die Slawen zu den andern Völkern stellen.

Von dieser Stellung wird der welthistorische Werth ihrer Nationalität abhängen. Sie werden eines der wichtigsten Momente in der Geschichte der künftigen Jahrhunderte eben so mit Selbstbewußtsein sein, wie sie es ohne dasselbe in verwichenen Zeiten waren — falls sie ihre Nationalität nicht als das Einzige und Höchste erkennen und setzen, sondern durch sie als Mittel mit den andern kultivirten Völkern vereint in den erhabenen Organismus der Geschichte lebendig eingreifen. In der Gegenwart schreiten die Slawen in der Entwicklung ihrer Nationalität rüstig fort, und die Höhe der Kultur jener Völker, die bisher mit Selbstbewußtsein welthistorisch waren, ist bereits zu einem solchen Grade gediehen, daß die Furcht über die Übergriffe der Slawen im Kultur- und politischen Leben in der Zukunft nur gespensterartig ist. Es ist in der Gegenwart zuzugeben, daß die Träger der slawischen Tendenzen besonders hervorragende Individualitäten sind, aber es ist ein gewaltiger Mißgriff, zu meinen, daß diese zählbar seien, oder die Ursachen des slawischen Kulturstrebens wären, sie sind vielmehr die Wirkungen desselben, wenn man bei diesem Verhältnisse nicht lieber von Wechselwirkungen sprechen sollte.

Ein Beweis, wie sehr die Slawen zum Selbstbewußtsein zu kommen streben, ist das vorliegende Werk: „die slawischen Alterthümer," welches zugleich der lebendige Grund ist, daß dieses Selbstbewußtsein nicht oberflächlich, sondern gründlich zu werden sich bemüht. Denn es richtet seinen Blick nicht unmittelbar auf die gegenwärtige Eigenthümlichkeit der Slawen, sondern es sucht deren tiefste Wurzeln in dem Alterthume, und zwar auf eine so wissenschaftliche Weise, daß es nicht blos für seinen Verf., sondern auch für die Nation ein echtes Ehrendenkmal ist. „Aber ob schon einzig, steht es doch auch einzeln da, was beweiset das für die Slawen?" — Dieser Einwurf fällt in sein Nichts zusammen, falls man die Geschichte dieses Werkes kennt. Es ist ein Einzelnes, aber nur in dem Sinne der Vortrefflichkeit einzig. Denn Bemühungen um die slawischen Alterthümer in den verschiedensten slawischen Ländern, besonders in neuerer und neuester Zeit gingen diesem Werke in großer Menge vorher. Es ist eine originelle, durch Erfahrung und Scharfsinn geleitete kritische Benützung aller der tüchtigen Momente der slawischen Alterthumswissenschaft, ein Konzentrations-, Krystallisations- und Höhepunkt derselben; aber nicht etwa eine bloße scharfsinnige Kompilation oder eine unkritische Hinneigung zu blos slawischen Quellen und Hilfsmitteln. Die Quellen selbst sind mit einem stupenden Fleiße und einer seltenen Gelehrsamkeit durchforscht, und zwar alle Quellen, welche bisher die Literaturgeschichte, der Scharfblick und eigene Forschung des Autors darboten, wovon viele allen Archäologen bisher unbekannt waren, z. B. Manuskripte altserbischer Gesetze und Rechtsgewohnheiten aus den Jahren 1349 und 1354, deren Herausgabe der Verf. selbst beabsichtigt.

Ein Blick auf sein Leben reicht gewiß hin, um in Šafařik nicht einen einzelnen oder gar einseitigen Slawisten, Slawaken- und Čechenfreund, sondern den ernsten besonnenen Forscher zu erblicken, und sein Werk als ein Resultat langjähriger wissenschaftlicher Bemühungen zu erkennen.*) Daß Letz-

*) Der Ruf des Verfassers, der bereits ein europäischer ist, macht es ganz unnöthig, hier weitläufig auseinanderzusetzen, daß vorliegendes Werk selbst schon ein Resultat vieljähriger und bewährter Forschungen ist; nur folgende kurze, biografisch-literarische Skizze ist erforderlich, um die vielseitige Tüchtigkeit des Autors und die wissenschaftliche Originalität des Werkes in ein klares Licht zu setzen.

Pawel Josef Šafařik, der deutschen literarischen Welt als Schafarik bekannt, nennt Ungarn sein Vaterland und **Kobelarów** seinen Geburtsort. Im J. **1796** ward er geboren. Schon im **19.** Lebensjahre erscheint er unter den Mitarbeitern der **Wjdeńské Listy** (Wiener Blätter), welche der Prof. **Hromadko (1813—1817)** herausgab. Im J. **1814** erschienen von ihm Poesien unter dem Titel: **„Totranská Musa s lyrau Slovanskau."** In seinem **20.** Lebensjahre finden wir ihn als einen eifrigen Zuhörer der Vorlesungen an der Universität zu Jena, und nachdem er dort im J. **1817** den akademischen Grad eines Doktors der Filosofie sich erworben hatte, kehrt er in sein Vaterland zurück und wird dort im **24.** Jahre Gymnasial-Professor zu Neusatz (Nowý-Sad). Im J. **1818** erschienen **„Počátkowé českého básnictwi"** (Anfangsgründe der böhm. Dichtkunst) in Preßburg; — in diese Zeit fällt auch die böhm. Übersetzung von Aristofanes „Wolken" und Schiller's „Maria Stuart" und die ernste Abhandlung über den Herameter, welche **1822** in der böhm.

teres aber kein blos slawakisch-čechisches Nationalwerk, sondern ein Gesammtgut des ganzen Slawenthums ist, beweisen nicht nur die Zeichen freudiger Besprechung in allen slawischen Zeitschriften gleich nach der Erscheinung desselben bis in die neueste Zeit, sondern auch die Übersetzungen desselben in die polnische und russische Sprache. In die letztere begann es **Bodjański** in Moskau gleich nach dem Erscheinen zu übertragen, und bald darauf folgte die polnische des **Bońkowski** in Posen. Beide erscheinen in Heften, wie denn auch Šafařik's böhmischer Urtext heftweise erschien.

Daß ein solches Werk auch in Deutschland Aufsehen machen mußte, in einem Lande, in welchem der slawische Nationalgeist in seinen mannigfachen Äußerungen noch viel zu wenig gewürdigt ist, war leicht vorauszusehen. Der Name „Schafarik" hatte schon längst bei den ausgezeichnetsten Deutschen, z. B. bei einem Grimm, einen sehr guten Klang. Daher ist Mosig von Ährenfeld's Übersetzung eine eben so erfreuliche als natürliche Erscheinung. Sie kam in 2 Bänden heraus, wovon der erste 548, der zweite 742 S. faßt, der Urtext, in einem Bande erschienen, zählt 1005 Seiten, woraus sich der kompresse Druck und das riesige Oktav-Format des Originals erklärt. Die deutsche Übersetzung ist rein und flüssig, so wie auch ungezwungen, gibt jedoch das Original nicht in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Man könnte sie eine **editio castigata** oder **emendata** in einer zweifachen Hinsicht nennen. Šafařik ist nämlich eine kräftige, naturwüchsige Individualität, fern von allen Schnörkeln und Glattheiten unserer gewöhnlichen Halbbildung, er schreibt nicht in Glacéhandschuhen und seine Dinte reicht nicht nach **mille fleurs**, sein Styl könnte Lapidarstyl genannt werden und seine Ausdrucksweise würde oft schwerlich als salonsfähig anerkannt werden. Dazu kömmt noch, daß er kein trockener Gelehrter ist, der mit seinen Legionen Zitaten dem Leser an den Leib rückt. Šafařik ist für die Wahrheit und für die Entwicklung slawischen Geistes enthusiastisch eingenommen, oft bricht aus einem Paragrafe, der mit Verstandeskälte seine Distinktionen begonnen, eine brennende Herzensflamme hervor, die das Unrichtige und Falsche mehr engen als widerlegen zu wollen scheint. Er nimmt mit Kopf und Herz für seine Sache Partei, ohne parteiisch zu werden. Im Eifer gebraucht er oft Ausdrücke, die im gewöhnlichen Leben sonderbare Namen haben; solche nun hat der deutsche Übersetzer im Allgemeinen gemildert, manchmal umgeändert, oft ganz ausgelassen. Namentlich tritt dieser Fall bei Besprechung mancher Verhältnisse zwischen Deutschen und Slawen ein. So steht oft statt des böhmischen **hlaubálkowé**, welches schon als „Grübler" gemildert wäre, in der Übersetzung das Wort „Forscher." Ich verweise unter vielem Andern nur auf die Seite 390. (**Takowito čmarykáři a. 1. d.**) Der Unmuth über deutsche Forschungen in slawischen Angelegenheiten ist Šafařik zu verzeihen, denn in der That sind nicht blos Namen sondern auch Fakta der Slawen durch die Germanen und andere außerslawische Gelehrte oft bis aufs unkenntlichste verstümmelt worden, und die Bildung und der Geist der Slawen bis heut zu Tage von den Deutschen zu wenig anerkannt. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn man bei Arnold Ruge selbst, der so gewaltig für die Freiheit individueller Entwicklungen kämpft, folgende Worte liest: „Sind die russischen Steppenvölker und selbst die sonstigen Slawen in Rußland und Österreich gegen die Germanen keine Barbaren und drängt die Barbarei des Slawismus nicht jetzt auf Deutschland? (**Anekdota I. p. 46.**)" Šafařik's Werk wird in Deutschland gewiß nur von solchen Personen gelesen werden, die manche harte Ausdrücke und Rügen über Nichtslawen in Ansehung der vielen gelehrten Berichtigungen und Bereicherungen dieses Werkes ohne Ärgerniß hingenommen hätten. Ich glaube, daß die deutschen Denker und Forscher über solche Derbheiten viel zu erhaben sind, als daß deren getreue Übersetzung dem Werke den geringsten Eintrag gemacht hätte. Warum soll also Šafařik statt in ritterlicher Rüstung im schwarzen Frack den Deutschen vorgeführt werden? Etwa um den Slawen einige unfreundliche Antworten zu ersparen die Slawen sind durch Gewohnheit gegen dergleichen ganz abgehärtet.

Auch ist Šafařik nicht etwa so parteiisch, daß er nur gegen Deutsche solche Honigworte ausspräche. So bezeichnet er z. B. S. 377 des Lithauers **Narbutt's** Mythologie „als ein Gewebe aus alten Fäden, als ein Flickwerk aus zerlumpten Fetzen, um sich so gelinde als möglich auszudrücken" welche Kraftworte böhmisch noch kräftiger lauten („**At' dime co neymirněji, tkanina ze starého brda, plácanina z odraných hadrůw.**") Ja, Šafařik ist so unparteiisch, daß er sogar die Fehler im slawischen Nationalcharakter durchaus nicht übersieht. So heißt es S. 437: „Mit Recht können die Gegner der Slawen zwei Hauptgebrechen in der moralischen Eigenthümlichkeit derselben rügen, welche schon seit dem grauesten Alterthume den schönen Kranz ihrer Nationaltugenden verun-

Zeitschrift „Krok" abgedruckt ist. Vom J. 1823—1825 veranstaltete er mit Kollár gemeinschaftlich eine Sammlung slawakischer Volkslieder unter dem Titel: „Pjsně swětské lidu slowenského w Uhřich." Doch alles dieses waren nur Beschäftigungen seiner Nebenstunden, Erholungen. Die meiste Zeit nahmen gründliche filologisch-archäologische und historische Studien ein, deren Umfang und Tiefe folgende zwei Werke bezeugten, in denen Šafařik rühmlich in die Reihen der deutsch-slawischen Gelehrten trat. Im J. 1826 gab er in Pest die „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur" heraus, ein Werk, das die Erwartungen, die bisher von ihm im gelehrten Publikum lebten, so hoch sie auch waren, bei weitem übertraf. Schon zwei Jahre darnach erschien ebendort das Werk: „Über die Abkunft der Slawen," welches eine Erklärung, Kritik und Berichtigung der Forschungen über die Abkunft der slawischen Nationen des gelehrten Polen Surowiecki ist (**Sledzenie początków narodów Słowianskich**). Im J. 1833 erschienen die Resultate ausgezeichneter Forschungen über altserbische literarische Denkmäler, bis dahin fast unbekannt, unter dem bescheidenen Titel: „Serbische Lesekörner" in Pesth. In die nächstfolgenden Jahre fällt seine Übersiedlung nach Prag, wo 1837 das Musterwerk die slawischen Alterthümer in böhmischer Sprache erschien, das wir so eben vor uns haben. In demselben Jahre ward er kaiserl. Zensor und übernahm die Redaktion der ausgezeichneten wissenschaftlichen Zeitschrift: **Časopis českého Museum.** 1840 erhielt er einen ehrenvollen Ruf in das Ausland, den er jedoch ablehnte, was 1841 seine Anstellung als Kustos bei der Prager Universitäts-Bibliothek zur Folge hatte. Im Jahre 1840 gab er gemeinschaftlich mit Palacký „die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache" mit kritischen Erläuterungen heraus und 1843 das so schnell berühmte Werk „Slowanský Národopis" (Beschreibung der slawischen Stämme rücksichtlich ihres geografischen und linguistischen Zustandes in der Gegenwart) mit einer großen geografischen Karte, welches Werk kaum erschienen, schon eine zweite Auflage erhielt.

stalteten und auf ganze Menschengeschlechter nicht nur schweres Elend und Bestürmung, sondern auch unausweichliches Verderben wälzten. Das erste Hauptgebrechen, welches schon Kaiser Mauricius am Ende des 6. Jahrhunderts ihnen vorwirft, entstand aus ihrem Leichtsinne und besteht in dem gegenseitigen Neide, in den unaufhörlichen Zerwürfnissen und Veruneinigungen. Sie waren in unzählige kleine Gemeinden zerbröckelt und lebten ohne Kummer und Sorge für die Gegenwart und Zukunft, für ihren Ruhm und ihrer Nachkommen Wohlsein und konnten sich nie zu einem höhern politischen Geiste erheben, zur Vereinigung aller Absichten, wodurch sie zu Gunsten des eigenen Glückes und wider fremde Übermacht ihre persönlichen Neigungen und Leidenschaften unterdrückt hätten. Das zweite Gebrechen hat seinen Ursprung in ihrer lebhaften Sinnlichkeit, d. i. in der übergroßen Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und in einer gewissen flatterhaften Neigung des Gemüthes zur Nachäfferei, ohne an Demjenigen festzuhalten, was am meisten Noth that. Es ist die ungemessene Liebe zur Ausländerei, zu welcher seit jeher das slawische Herz so viel Neigung fühlte, daß ihnen das Fremde stets lieblicher als das Heimische, die fremde Sprache und Sitte annehmlicher als die eigene zu sein schien." (Man vergleiche diese absichtlich fast wörtliche Übersetzung mit der deutschen freiern S. 541. 542. I. B.) — Die andere Seite der Umänderung des Originals durch die deutsche Übersetzung besteht in der Auslassung mancher Zusammenfassungen und Wiederholungen, die Šafařik so liebt. Die siebente Nummer des 19. §. über den lithauischen Stamm fehlt z. B. in der Übersetzung ganz. Auch bemerkte ich eine Ungleichheit im Anführen deutscher Texte. So fehlt z. B. S. 484 das Zitat aus J. Grimm sammt der dazu gehörigen Anmerkung Nr. 12 ganz, während ein anderes Zitat desselben Forschers S. 543 unverändert gegeben wird.

Ich führe diese Umänderungen nicht etwa deshalb an, weil ich auf das Ausgelassene sonderlich viel Werth und Gewicht legen möchte, denn im Gegentheile sind manche Wiederholungen im Originale lästig, sondern darum, weil ich die möglichst größte Treue zu den Haupteigenschaften einer guten Übersetzung rechne. Der Übersetzer hatte an dem Originale keine Kritik zu üben, dies ist das Geschäft gleichzeitiger und späterlebender Forscher. Hat sich doch der Übersetzer nach allen Kräften zu bemühen, daß ihm der Genius der Sprache nicht unwillkürlich die Eigenthümlichkeit des Originales ändere!

Der polnische Übersetzer Dr. **Bońkowski** ist in dieser Hinsicht viel gewissenhafter, die polnische Übersetzung ist viel wortgetreuer als die deutsche, was natürlich auch zwischen zwei slawischen Dialekten leichter anging. Z. B. der Anfang der oben gegebenen Übersetzung:

Böhmisch. S. 437.

Slušnějí by nepřízniwci tito wytýkati mohli dwé hlawní wady w mrawní powaze Slowanůw, kteréž od prastarodáwna hyzdyly krásný wěnec narodních jejich ctností, a na celá pokolení těžké bídy a pohromy, až i neuchylnau zkázu uwalily.

Polnisch. S. 698. I.

Słusznejby nieprzyjaciele ci wytykać mogli dwie główna wady w moralnym charakterze Słowian, ktore od wieków szpeciły piękny wieniec ich cnót narodowych, i na całe pokolenia ciężkie biédy i niedole, aż nakoniec i nieuchronny upadek zwaliły.

Doch weiß ich nicht, ob nicht strenge Filologen unten den Polen an einigen Stellen manche Bohemismen vorfinden werden, z. B. schon am Titel: **Oddział dziejopisny**, böhmisch: **Oddil dějopisný**. Auch steht die polnische Übersetzung der deutschen in Hinsicht der Ausstattung bei weitem nach. Die erste Hälfte nämlich ist mit ganz andern und gröbern Lettern gedruckt als die zweite viel schönere Hälfte. Ja das Exemplar, das ich vor mir liegen habe, ist sogar auf zweierlei, wenn nicht gar dreierlei Papier gedruckt. Auch die Druckfehler bewegen sich mit viel Freiheit innerhalb der Zeilen.

Die russische Übersetzung von **Bodjańśki** begann nach der Vorrede (der einzigen bei allen drei Übersetzungen) schon im Jahre 1836, also zu einer Zeit, in welcher das böhmische Original selbst noch nicht ganz erschienen war. Als Beweggrund zur Übersetzung wird darin die originelle Klassizität des Werkes an sich, sein inniges Verhältniß zur slawischen Geschichte überhaupt und auch zur russischen insbesondere angegeben. Obschon die Übersetzung schon so zeitlich begann, so soll doch erst jüngst, wahrscheinlich wegen der gemachten Reisen des Verf., das zweite Buch (**Kniga Ilja**) in Moskau erschienen sein, wie Moskauer Journale melden. In Lemberg haben wir noch immer nur das 1. Buch (VIII. 318 S. gr. 8.), denn die buchhändlerische Kommunikation ist hier sehr flegmatischen Temperamentes, das ihr theils angeboren, theils und zwar größtentheils angebildet ist. *) Druck und Papier sind gut, doch nicht so nett und hübsch wie bei **Kastorski's** Mythologie, die ich unlängst den Lesern dieser Blätter vorführte. Der Übersetzer macht in der Vorrede auf die Treue und Reinheit der Übertragung selbst aufmerksam. Dies erste Buch geht nur bis zur Seite 153 im Original, enthält also ungefähr den 6. Theil, während die polnische Übersetzung die Hälfte, die deutsche aber das Ganze gibt. Möge hier noch zur Bestättigung all' des Gesagten eine kurze Vergleichung der Übersetzungen ihren Platz finden:

Original.

Z tohoto nahoře uwedeného swědectwí Jornanda a Prokopia trojí přede wším wěc zřejma jest. Předně, že národy slowanské asi od polowice 4.ho stol. již tam bydlely, kde je w 5. tém a 6tém stol. nalezáme t. w krajinach zatatranských nebo zde je sobě podmanil, anebo aspoň podmaniti usilowal, bojowný král Gothuw Ermanrik mezi 332—350. — Za druhé, že kmen sl. již tehdáž byl neobyčejně lidnatý a rozšířený. — Za třetí z těch hořejších swědectwí patrno jest, že ačkoli tehdejší národowé slowanští dle rozličnosti rodůw a míst již rozdílných jmen užiwali a jimi jedni ode druhých se různili, nic méně že co do puwodu wšickni pocházeli z jednoho kmene, jehož dřewní a wšeobecné jméno bylo dle Jornandesa Winidowe, dle Prokopa pak Sporowé čili Srbowé. S. 60.

Russisch.

W priwedennych wyše swědětelstwach J. i P. prežde wsego slědujet obratit' wnimanie na tri punkta. Wo-perwych, čto narody sławjanskie s polowiny 4 go stol. žili uže tam gdě ich nachodim w 5.m i 5.m stol. t. j. w krajach za-Karpatskich, potomu, čto zdes'-to ich pokorił, ili po krainej měrě sililsja pokorit' 332—350 woinstwennyi korot Gotow Jermanrik. — Wo-wtorych, čto plemja Sł. uže togda bylo neobyknowenno mno-

*) Mit wenigen Ausnahmen werden die literarischen Produkte Rußlands nicht versendet, falls sie nicht vorher auf feste Rechnung bestellt wurden. Selbst in Rußland werden sie gleich andern Waaren auf Jahrmärkten ausgeboten und gekauft.

gočialenno i razmnoženo. — Wtretiech, iz upomjanutych wyże swidětelstw jasno otkrywajetsja, čto, chotja togdašnie Sł. narody, po različiju plemen i měst, nazywalis uže raznymi imenami, otličajaś imi odni ot drugich, těm ne menèje wsě oni, po proischoždeniju, wěli swoje načalo ol odnogo naroda, kotorago drewneje i obščeje nazwanie po J. bylo Windy, a po P. Spory inače Serbi. S. 120.

Polnisch.

Z tego wyżéj-przywiedzionego świadectwa Jornandesa a P. trzy są nadewszystko rzeczy oczywiste. Po pierwsze, że narody sł. prawie od połowy 4.wieku już tam mieszkały, gdzie je w 5. i 6. stoleciu nachodzimy t. j. w krainach zatatrańskich, albowiem tu je sobie podbił albo prz najmniéj podbić usiłował bojowny król Gotow Ermanrik między 332—350. — Po drugie, że szczep sł. już wtenczas był nadzwyczaj ludny i rozszerzony. Potrzecie, z tych powyższych świadectw widoczna jest, że aczkolwiek ówczesne narody sł. dla rozliczności rodów i miejsc, już oddzielnych imion używały, niemi się jedne od drugich różniły niemniéj, że co do początkó w wszystkie pochodziły z jednego szczepu, którégo dawne i pospolite imię byłow edług Jornandesa Winidowie, podług Prokopa zaś Sporowie czyli Serbowie. S. 100.

„Aus dem eben (oben) angeführten Zeugnisse des J. und P. ist dreierlei ersichtlich: Erstens, daß die slawischen Völker etwa um die Hälfte des 4. Jahrhunderts bereits da gewohnt haben, wo wir sie im 5. und 6. Jahrhunderte finden, d. h. in den Ländern hinter den Karpathen; denn dort hatte sie der griechische Gothenkönig Ermanrick unterjocht oder wenigstens zu unterjochen versucht zwischen 332—350. Zweitens, daß der slawische Stamm schon damals ungewöhnlich volkreich und ausgebreitet war. Drittens wird aus den obigen Zeugnissen ersichtlich, daß die Slawen nach Verschiedenheit ihrer Geschlechter und Sitze verschiedene Namen führten und sich dadurch gegenseitig von einander unterschieden, nichts desto weniger aber, was ihren Ursprung betrifft, eines Stammes waren, dessen alter und allgemeiner Name nach Jornandes Winidae, nach Prokopius aber Spori oder serbi war. S. 68.

Durch diese Übersetzungen zeigt sich nicht nur der Werth und die Nothwendigkeit dieses Werkes für Slawen und Deutsche, sondern es ist auch dadurch, obschon bereits vor sieben Jahren erschienen, als ein Werk neuester Zeit anzusehen, selbst wenn nicht sein zweiter, bald zu erwartender Theil, der das kulturhistorische Alterthum der Slawen enthalten wird, es gewissermaßen zu einem Werke der Zukunft bilden möchte. Auf seine innere Eigenthümlichkeit deuten manche Momente der Vorrede. Sie ist kurz und bündig. Šafařik rechnet darin mit Recht auf die Widersprüche, die das Werk im Ganzen und in den einzelnen Theilen erfahren werde. Wie sollte auch ein so originelles, in seinen Grundansichten durchaus neues Werk einerseits bei den veralteten und dadurch verknöcherten Ansichten über der Slawen Alterthum, andererseits aber bei den frischen Regungen archäologischer Forschungen der Gegenwart nicht eine bedeutende Bewegung in der Alterthumswissenschaft hervorbringen? Erhält doch dadurch das slawische Volk und der slawische Geist, auf welche man bisher im besten Falle nur mit Mitleid herabgesehen hatte, in dem großen Völkerorganismus und der Kulturgeschichte eine neue, sie ehrende Stellung! Wenn auch manche einzelne Behauptungen dieses Werkes, ja selbst wenn seine Grundansichten beim Weltgerichte der Literaturgeschichte nicht bestehen sollten, so ist durch sie doch ein ungeheuerer Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten, weil sie begründet sind und daher nur noch gewaltigern Begründungen weichen können. Und Wahrheit im Allgemeinen, nicht etwa blos eine den Slawen angenehme Wahrscheinlichkeit ist der ernste Zweck der Forschungen unseres Gelehrten. Dies zeigt sich auch in der Behandlung der alterthümlichen Geschichte außerslawischer Völkerschaften in diesem Werke. „Sollte dermaleinst das slawische Alterthum in dem Maße wie hier vorgezeichnet worden ist, sagt Šafařik in der Vorrede, bei unsern Geschichtsschreibern allgemeine Anerkennung und Aufnahme finden, dann dürfte dieser Abschnitt ohne Schaden in ähnlichen Schriften ausgelassen werden." In der That ist es nur die edle Einfachheit und Gediegenheit des Charakters unseres Gelehrten, daß dieses sein Werk den anspruchslosen Titel „slawische Alterthümer" führt, es könnte und sollte eigentlich den Namen „europäische Alterthümer" führen, weil darin die alte Geschichte aller europäischen Völker nicht etwa blos berührt, sondern größtentheils ausführlich behandelt wird, falls sie nur im geringsten Zusammenhange mit den Begebenheiten der Slawen steht. Ja noch mehr! Es ist zugleich eine Literaturgeschichte archäologischer Forschungen über Europas Einwohner. Denn Šafařik gibt nicht nur gleich Anfangs alle slawischen und außerslawischen Quellen und ihre Literatur mit einer seltenen Vollständigkeit im Allgemeinen an, sondern bei jedem einzelnen Abschnitte findet man ein genaues Verzeichniß aller darüber erschienenen literarischen Leistungen bis zum Jahre 1834 oder 1835. Auch damit aber war Šafařik nicht zufrieden. Er sucht nicht nur jede seiner Behauptungen entweder schlagend und quellengemäß zu belegen oder läßt, wo dies nicht angeht, ohne die Sache zu forçiren, den Gegenstand unentschieden und weiset vielmehr auf dessen Schwierigkeiten hin, sondern er gab sich die unsägliche Mühe, die wichtigsten archäologischen Quellen selbst in extenso in der Form von 26 Beilagen mitzutheilen, die Bezug auf die Urgeschichte der Slawen haben. In diesen Beilagen kömmt nicht nur manches bisher ungedruckte Manuskript zum Vorschein, sondern alle sind mit gründlichen kritisch-filologisch-historischen Anmerkungen versehen. Deshalb fällt es äußerst unangenehm auf, daß gleich Anfangs die hieher gehörigen Fragmente aus Herodot's drittem und viertem Buche nicht im Originale sondern in der lateinischen Übersetzung gegeben werden „um, wie es heißt, Raum zu ersparen," da doch bei einem so umfassenden Werke ein Blatt mehr oder weniger nichts verschlägt und andere Quellen z. B. manche Byzantiner im Originale und in der Übersetzung gegeben sind. Es ist daher von dem deutschen Übersetzer sehr rühmlich, daß er Herodot im Originale gibt und bei ihm und den Byzantinern die lateinische Übersetzung wegläßt. Der polnische Übersetzer bleibt Šafařik auch hierin ganz treu. Die Beilagen in der russischen Übersetzung liegen noch nicht vor.

(Schluß folgt.)

Die Taschenbücher.

(Fortsetzung.)

8. Kalender und Jahrbuch für Israeliten, auf das Schaltjahr 5605 (1844—45), herausgegeben von Isidor Busch. 3. Jahrgang. Wien, Druck und Verlag von Franz Edlen von Schmid und J. J. Busch. 267 Seiten 8.

Dem an belletristisch-fashionable Kalender und Almanache gewöhnten Leser muß das Erscheinen eines Buches einen befremdlichen Eindruck hinterlassen, welches in strengster Abge-

schlossenheit einem Zwecke, einem Gedanken dient, ein Streben allen übrigen gegenüber vertritt.

Man ist es so sehr gewohnt, die modernen Tendenzen der Literatur als dunstige Irrwische über Konversation und Gefühlsanschauungen hinschweifen, höchstens mit einem flüchtigen Ausfalle der Leidenschaft auf diese oder jene Ansicht der Gesellschaft verglimmen, verflackern oder in Funken verprasseln zu sehen, daß ein ernstes, entschiedenes Auftreten für äußere Rechte und innere Begründung einer Sache zugleich — mit einem Worte, das moralische Leben einer in der Wirklichkeit gegebenen Idee, zu den seltenen Erscheinungen der Bücherwelt überhaupt und noch viel mehr ihrer Ephemeren gehört.

Freilich wenden sich die Kräfte, welche als Vorkämpfer christlicher Zivilisation und sozialer Bedürfnisse in die Reihen treten, ganz anderen Sfären des Lebens zu als einem Taschenbuche, einem Neujahrsgeschenke für Damen, oder einem als Hauspostille dienenden Kalender. Und hat man denn nicht selbst in diesen Ephemeren einem neueren und in der That besseren Geiste huldigend, begonnen die geistigen Bedürfnisse der Zeit, insbesondere den Unterricht des Volkes ins Auge zu fassen und dieselben zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse und hellerer Begriffe zu benützen? Gibt nicht der Berliner Volkskalender seit einer Reihe von Jahren ein ruhmwürdiges Beispiel, ist diesem Beispiele nicht Salomon's und Kaltenbäck's Austria, Klar's Libussa und manches andere, wahrhaft nützliche Unternehmen mit Feuer und ruhmwürdiger Thätigkeit gefolgt?

Und dennoch sucht das israelitische Jahrbuch seines Gleichen in der Präzision und Dringlichkeit, mit der hier Alles zu einem Mittelpunkte — der sozialen Begründung des Judaismus hinstrebt.

Der Rückblick auf das Jahr 1843 von Dr. Ludwig Philippsohn in Magdeburg gibt einen sehr ausführlichen und gewiß höchst bedeutungsreichen Überblick der Resultate, deren der Judaismus sich in diesem Jahre in Beziehung auf seine soziale und staatsbürgerliche Stellung durch die Gesetzgebung oder anderweitige Fürsorge für seine zivile Pflege zu erfreuen hatte. — „Österreich, Preußen, Deutschland," sagt der Verfasser, „tritt da als Dreigestirn hervor; und während unsere Frage im Westen entschieden, im Osten theils noch nicht aufgeworfen, theils mit Gewalt niedergehalten ist, wird sie in den genannten Ländern mit allem Feuer debattirt, mit aller Kraft bekämpft und verfochten, und endlich ———— allmälig ins Werk gesetzt!" — Nach dieser Andeutung durcheilt er in einem, mit thatsächlicher Präzision geschriebenen Aufsatze von 70 enggedruckten Seiten die Geschichte des Judenthums in Österreich, Preußen, dem übrigen Deutschland, in Polen, der Moldau und Wallachei, Frankreich, Algier, Tripolis, Tunis, Belgien, England, Dänemark, Amerika, Neuholland und der Levante (Syrien), von welch' letzteren Gegenden freilich weniger Resultate als düstere Aussichten zu berichten waren. Wir begegnen aber doch auch in Beziehung auf diese, einer für den Judaismus gewiß höchst erfreulichen und bedeutungsreichen Stelle des Berichtes, die Gründung eines jüdischen Hospitals in Jerusalem betreffend:

„Schon im vorigen Rückblick (1842) hat Schreiber dieses darauf aufmerksam gemacht, daß die Gründung eines jüdischen Hospitals und einer jüdischen Schule in Jerusalem eine Sache hoher Nothwendigkeit ist. Er hatte die Freude im verflossenen Jahre die Zusicherung eines Fonds von 100,000 Frs. von den Herrn von Rothschild zu empfangen, so wie bereits mehre tausend Thaler zu diesem Zwecke von einzelnen Gemeinden und Wohlthätern subskribirt sind. So wird denn dieses großartige Werk in diesem Jahre seiner Ausführung entgegen gehen."

So tauchen Zug um Zug — Freuden und Leiden dieses heimatlos irrenden, der Gastfreundschaft fremder Herrscher überlassenen Volkes vor unseren Blicken auf. Fürwahr, ein Bild — bald rührend, bald erschütternd, reich an Schrecknissen und edlen Zügen des menschlichen Herzens. Hören wir, wie der Verf. dieses Bild israelitischen Lebens im Jahre 1844 nach Verkündigung des großen Gesetzes allgemeiner Menschenliebe schließt:

„Wir sehen, das Gespenst des Mittelalters schwebt noch wie das Schwert des Damokles über unsern Häuptern! Um so mehr ist es dringlich in uns selbst Energie des Strebens und der Thatkraft zu wecken, um so lebendiger muß in uns die Überzeugung sein, daß unser Heil nur darin besteht, uns neben der Aufrechthaltung unserer angeerbten Religion immer mehr den hohen Regierungen und den Völkern anzuschließen, die in uns den Menschen und Landessohn erkennen, achten und uns freien Raum zu unserer Entwicklung gestatten!"

Worte, voll Ergebung und — Erhebung, welche nach der eben vorausgeschickten Schilderung der rechtlosen asiatischen Zustände zur unwillkürlichen Elegie werden. Der Schmerz des Heimatlosen ist es, der sich in den Mantel der Resignation hüllt, und mit edler Festigkeit in die Kreise des Lebens tritt. — Und dieses Gefühl der Vereinsamung in der Welt durchweht die Blätter des ganzen Buches. Sollte das Jahrhundert der Humanität und des Fortschrittes dieses Gefühl nicht verstehen? sollten diese Thränen des erwachenden Bewußtseins eines tiefgebeugten Volkes nicht auf den Herzen aller brennen, in deren Seele der Glaube an den heiligen Beruf des Menschen, an das erhabene Ziel menschlicher Gesammtkraft lebendig geworden? Sollte die Theilnahme der Welt, die sich dem fernen Plantagenarbeiter, dem Kinde der afrikanischen Wüste barmherzig erwiesen, nicht für Menschen erwachen, die in unserer Mitte leben, und deren moralische Kraft, deren Trieb nach Veredlung und Begründung eines bessern Zustandes sich durch den Entschluß, sich eines solchen würdig zu erweisen, so vielseitig ankündigt? Sollte die Überzeugung, daß Mensch Mensch bleibt, er sei Christ oder Jude, und daß der Mensch als solcher Schutz und Achtung verdient, weil er so ist, wie man ihn erzieht —— noch in unsern Tagen auf unübersteigliche Hindernisse stoßen? Sollten die Gebildeten noch länger zweifeln, daß es ihre Pflicht ist, stets und überall gegen den Fanatismus des Pöbels aufzutreten und despotische Wildheit zu zügeln? Man durchblättere dieses Buch — nicht seines belletristischen Werthes wegen — denn der kann hier in gar keine Betrachtung kommen — man durchblättere es, um den Geist kennen zu lernen, der die Gebildeten unter den Israeliten beseelt, wie dieser durchwegs die Verbesserung bei sich selber angreift, und in der Veredlung

des Juden, den Weg zu seiner verbesserten sozialen Stellung erblickt! Und diese Richtung schlägt jeder der nun folgenden Aufsätze ein.

Der Bericht über die Leistungen des Lemberger israelitischen Gemeinde-Vorstandes im laufenden Jahre, — Josef Wertheimer's Aufsätze: a) Über die Fortschritte der israelitischen Gemeinde in Wien; b) Pia desideria, und c) Distichen — beleuchten den forschenden Geist in diesen Gemeinden von der Seite des praktischen Lebens. Überall sehen wir Kindererziehung, Volksbildung oben angestellt. Abraham Kohn, Religionsweiser in Lemberg, weist in seinem trefflichen Aufsatze über die Mißstimmung der jüdischen Feste — auf das Bedürfniß der Freude hin — welche diesen Festen durch die Drangsale des Judaismus im Mittelalter fremd geworden! — Dr. L. Zunz gibt in seiner biografischen Skizze Nachman Krochmal's das treue Bild des echten jüdischen Gelehrten, der durch alle Drangsale der Entbehrung, durch alle Mangelhaftigkeit des ersten Unterrichtes zum Lichte der Erkenntniß durchstrebt. Dr. Salomon stellt in einem trefflich geschriebenen Charakterbilde Hillel's den Segen der Armuth dar, und ermahnt die Reichen seiner Gemeinde, das Talent zu suchen. Selbst in jenen Aufsätzen, welche ihrer Form nach dem belletristischen Fache mehr, als der ernsten praktischen Richtung anzugehören scheinen, macht sich ein ungeduldig eifriges Drängen nach Veredlung des Volkes, nach Ablegung alter Vorurtheile und kräftigem Anschluß an die fortgeschrittene Bildung des Jahrhunderts fühlbar. Unter diesen erregte eine lebendig erzählte Novelle von Moritz Borach (Jakob Märzroth), „glühende Kohlen," unsre besondere Aufmerksamkeit. Es ist ein schmerzlicher Rückblick in die Vergangenheit — wenn der Gegenwart Szenen, wie sie hier geschildert sind, in der That bereits völlig fremd geworden, und die Blindheit menschlicher Leidenschaft, der Fanatismus ungezügelter Völker, in unseren Tagen ähnlicher Verzeihung nirgends mehr bedürfen sollte.

In den metrischen Beiträgen waltet durchaus die ethische Richtung, ein dringliches Bestehen auf echter Bildung des Herzens und großentheils eine Tiefe der Moral vor, welche unsere Achtung verdient. Leopold Stein gibt unter mehren Beiträgen eine gut erzählte Legende: „**Terach** der Götzenkrämer" und eine kleine Parabel, welch letztere hier eine Stelle verdient:

Den Schall der Drescher hör' ich gern,
Da ist der Segen nimmer fern'.
Es folgt im Takte Schlag auf Schlag
Und jeder fördert Frucht zu Tag.
Kein Körnlein schlägt ein Schlag entzwei,
Er macht's nur von der Hülle frei.
Sei froh im Leiden, Volk des Herrn!
Sie fördern ja zum Licht den Kern!
Laut preise Deiner Schläger Treu',
Die Dich befreien von der Spreu!

Aus dem Zeitbilde „des Zeitgeistes Preisfrage" von M. E. Stern, wollen wir, um die Tendenz dieses Aufsatzes, die einige Beachtung verdient, genau im Sinne des Verfassers anzugeben, hier ebenfalls eine Stelle folgen lassen:

Nach eitlem Tand' seh ich Euch stets nur ringen,
Spitzfindiges Grübeln ist Euch Ideal!
Glaubt mir, das Müh'n in schweren Rambamstellen
Wird nimmer Zeit und Judenthum erhellen!
Nicht soll der Rabbi neue Fragen dichten,
Im Fach des Glaubens, in der Observanz,
Um grübelnd da zu stempeln neue Pflichten,
Zu prangen blos mit seines Scharfsinns Glanz!
Dafür — soll väterlich er, sorgsam schauen
In seinem Kreis auf Jugendunterricht,
Dies ist sein Feld und dies soll er bebauen!
Dies ist des Seelenhirten erste Pflicht!
Und jezlich Kind, das reiche wie gemeine,
Er trag' im Herzen es, als wär's das seine.
Es führe der Rabbiner heut zu Tag
Mit kluger Umsicht seinen Mosesstab,
Was Mißbrauch, schaffe er mit kühnem Schlag'
Vom Bethaus und Gemeindewesen ab.
Ihn kümm're nicht, wie's schwache Tröpfe deuten,
Wo's gilt, das Volk zum Heile hinzuleiten.

Unter den metrischen Beiträgen von Dr. Michael Sachs welche sich durch die Gewandtheit der Sprache und Tüchtigkeit der Form rühmlich bemerkbar machen (zur Charakteristik des Judenthums) verdienen 6. 7. und 10. ganz besondere Beachtung. Auch Dr. Ludwig August Frankl hat das Buch mit einer trefflichen Dichtung: „der letzte Hohepriester," geschmückt, deren edler Klang und Gedanke eines Dichters von anerkanntem Werthe würdig ist. Endlich verdienen die metrischen Spenden der HH. Rappaport, Letteris Eduard u. s. w. erwähnt zu werden.

Den Schluß des Kalenders machen zwei Aufsätze von besonderer Tüchtigkeit. Der erstere derselben: „Das himmlische Echo im Judenthume," von Dr. Wolfgang Wessely (israelitischem Religionslehrer, k. k. beeidetem Translator in Hebraicis in Prag, und ordentlichem Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig) sollte eine ganz andere kritische Würdigung finden, als sie ihm hier zu Theil werden kann, wo es sich vorzüglich um den Gesammteindruck des Buches, oder wenn man lieber will, um den Geist des Judenthums handelt, in wie ferne dieses konzentrisch in einem gemeinschaftlichen Unternehmen auftritt, welches den Mittelpunkt seiner leitenden und lehrenden Kräfte für die ganze österr. Monarchie bildet. Hier nur so viel: Die **Bath-Kol** ist im Judenthume jene Stimme, die dem Menschen plötzlich vernehmbar wird, ohne daß er sie ruft — und die ihm theils als eine warnende, theils als eine strafende Verkünderin der Zukunft erscheint, — eine Stimme, die zu beachten, von ihm abhängt — hängt es auch nicht von ihm ab, sie zu vernehmen. „Als mit dem Tode der letzten Profeten die Profetenstimme in Israel verstummt war, war auch der heilige Geist aus Israel gewichen, und man bediente sich nur noch der **Bath-Kol**." — Dr. Wessely erklärt, was die **Bath-Kol** sei, am Schlusse seines Aufsatzes mit diesen Worten: „So hat denn die Stimme Gottes, die da ist die Stimme der Wahrheit, des Rechtes, des Guten und Rechten, in Israel sich immer vernehmen lassen. In der Urzeit, wo der Mensch in größerer Unmittelbarkeit mit Gott gestanden, war es die unmittelbare Gottesstimme, die der Mensch vernommen ohne Bild und Zeichen, später in Wort und Zeichen durch Engel und Boten Gottes und in den **Urim Wethumim**, dem Priestersymbol für Licht und Wahrheit. Als aber Israel durch seinen

Ahnd von Gott als seinen Unterhalter mit dem ganzen, und die Herrlichkeit in höhere Räume ist zurückgezogen hatte, da war jene himmlische Gemeinschaft verstummt, aber ihr Echo hörte noch lange nachher in den Jahrhunderten der Israeliten. Es war die Bath-Kol, die vom Himmel ausging, im Himmel wurzelte, aber in unserem Innern als leiser Wiederhall sich vernehmen läßt. Und dieses Himmelsecho hat auch jetzt noch seine Bedeutung, zu wiederhallen in unserem Herzen. Sein Laut ist vernehmbar in jeglicher Sprache und in jeglicher Zunge. Wenn der Zweifel unsere Brust beengt, dunkle Ahnung das Herz uns trübt, die Leidenschaften uns zum Kampfe ruft und verletztes Recht um Genugthuung fleht, da hören wir dieses Himmelsecho. Es ruft Ach und Weh, wenn wir das Heilige verläugnen, es mahnt uns, wenn die Verlockung uns berührt, läßt seine entscheidende Stimme hören, wenn wir des Lebens Norm und Ziel aus den Augen verlieren, und verheißt uns beseligende Ruhe, Seligkeit, wo das irdische Leben uns unbefriedigt läßt.

Dieses himmlische Echo ist die „Stimme des Gewissens!"

Scheint es doch bei diesen einfachen, aber durchdringenden Worten, als ob wir dem Geiste Mendelsohn's einen Augenblick näher stünden! --

Der letzte Aufsatz hat Hrn. Salomon L. Rapaport, Ober-Juristen und Religionsvorsteher der israelitischen Gemeinde in Prag, zum Verfasser und behandelt die Chroniken oder Erinnerungstafeln in den israelitischen Kalendern.

Er liefert die Resultate einer strengen, wissenschaftlichen Prüfung, und uns — mit diesen -- den Beweis, daß sich viele befähigte und rechtliche Männer nach allen Richtungen hin mit dem Gedanken beschäftigen — den Judaismus auf eine des gegenwärtigen Standpunktes der Wissenschaft, der Sittenlehre und des gesellschaftlichen Zustandes entsprechende Höhe zu erheben.

Dies ist der Eindruck, den der israelitische Kalender für 5605 in dem gebildeten christlichen Leser zurücklassen dürfte, und den festzuhalten und zu erneuern die Aufgabe dieses Buches bleiben wird. Bildung ist das höchste Geschenk, das einem Volke zu Theile werden kann — sie ist der einzige Schild gegen die Schläge des erzürnten Geschickes — sie der einzige Weg zur wahren Ehre, wie zum wahren Glücke — aller Menschen.

Andr. Schumacher.

Zur Literaturgeschichte von Kärnthen.

Von P. A. Budik, k. k. Bibliothekar zu Klagenfurt.

Johann Khük.

Das Wenige, was zur Geschichte seines Lebens gehört, sagt er selbst am Eingange seines Gedichtes: Zodiacus Medicinae. Breidbach, in einer der herrlichsten Rheingegenden gelegen, nennt er seine Vaterstadt; die Zeit seiner Geburt fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er erhielt den ersten Unterricht unter der Aufsicht seiner Eltern, ging dann nach Köln, wo er sich mit den Sprachen des klassischen Alterthums unermüdet beschäftigte, und vorzüglich der damals gefeierten neuplatonischen Filosofie seine volle Aufmerksamkeit schenkte. Da er sich die Heilkunde zu seinem Berufsstudium wählte, so besuchte er die Universität zu Bologna, die zu [illegible] Zeit die gelehrtesten Lehrer in dieser Wissenschaft aufzuweisen hatte. Hierauf trat er in der gelehrten Welt auf in einer mühevollen Arbeit für Pflege der armen Kranken, der Seele und des Körpers zum schönen Berufe vereint, erhielt er die Aufsicht von dem prächtigen Hospitale seiner Vaterstadt. Den Lorbeer einer Doktorwürde erwarb er sich bei der berühmten Schule seines Gönners **Zodiacus Medicinae**, in welcher unter den Schirmherren klassischer Kenntniß die Namen Breidbach, edler Sinn und reiche Kenntnisse verbanden:

Breidbach, in dem du stets der Zwietracht feindlich Heere,
Und in der Zwietracht Nähe in Scharen sie entfernen kannst,
Dem Sturme, wie er pfeift, und in der wildesten Revolten
Gefahr, wie sie auch sei, du mannhaft dich entgegenwirfst,
Du, dem Gefahr, dem Leiden stets du mutig pflegst zu trotzen
Und, wenn du hinabsteigst zum Styx des Sarpedonischen Ufer,
Es ist Dir nicht fern der Kocytus, ihrem Kiesel,
Die Furien vom Tod dich nicht zu Se'nd gerufen,
Und dem Kranken gerne, als das beste Heilmittel, du erscheinst.
Schwebt um Sammt, der Gnade? Das trägt lebendige Tugend.
Was schützt vor Gefahr, wenn sie Tod nicht Alles vernichtet? —
Tugend, sie ist die Leiter, die zu den Himmel bringet, das
Grab bewahrt nur den Staub, in erhöhter Herrlichkeit Glanze
Lebt auch Dein erhabener Name mit dem Lobe das verehrte
Antlitz zu schauen verlangt, um in seinen die Züge des Vaters,
Ihn zu küssen, um seinen Arm die Hände zu schlingen,
Wenn die Himmelsbahnen aus der Nacht die Sonne erwecket.

Dieses Gedicht ist nun Alles, was uns aus der Jugendgeschichte des Dichters bekannt ist. Die Zeit, wann er nach Kärnthen kam, läßt sich nicht ermitteln, a. m. ß ist aber, daß er volle acht Jahre in Klagenfurt als ständischer Arzt lebte*). Es ist erfreulich zu lesen, daß schon damals in Klagenfurt wissenschaftliche Anstalten blühten, und von Seiten der Stände gelehrten Männern Achtung und Unterstützung reichlich gespendet wurde **).

Aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er von den Ständen Kärnthens empfing, weihte er ihnen seine poetische Schöpfung: **Zodiacus Medicinae**, — ihrem Lobe ist der schöne Panegyrikus am Eingange des Gedicht's zugedacht ***).

Wie es scheint, lag es in seinem Plane, auch ein episches Gedicht zu schreiben, in welchem er die großherzigen Thaten der Helden Karantaniens in dem Kriege gegen die Turken besingen wollte. Er selbst äußert sich darüber im **Zodiacus Medicinae**:

Kommen wird noch die Zeit, wo der Tapferkeit Thaten ich singe,
Wie du Mahom's Geschlecht, den Samen der Hölle vernichtest,
Unter dem mächtigen Schild des Helden Austria's, Carols,
Und es aus Syriens Gebiet mit siegenden Waffen hinwegdrängst.

Er hinterließ den eben erwähnten **Zodiacus Medicinae, id est Materiae medicae. Coloniae. 1587. 8.** Was diesem Werke einen vorzüglichen Werth verschafft, ist die vertraute Bekanntschaft seines Verfassers mit dem Mythos, den Dichtern und Filosofen der alten Welt, in deren Geist er ungleich tiefer, als sein Rival Macer, von dem wir ein ähnliches didaktisches Gedicht besitzen, eingedrungen ist.

---

*) Cui enim, aut quibus potius meum hunc partum consecrem, quam Vobis, clementissimis et generosissimis Dominis meis, sub quibus et in quorum servitio, cum Physicus vester per octennium essem, eum magna ex parte peperi. J. Khuenii Zodiacus Med. In praef.

**) Testantur id vestrae nobiles et inclytae Clagenfortenses scholae, et templa, in quibus non solum tot tantosque viros doctos, ad erudiendum tot tantisque sumptibus et impensis, ut veri patres patriae alitis, tuemini et conservatis. J. Khuen. ibid.

***) Vosque adeo, o decus, o famae pars maxima nostrae,
Heroes, Carinthiacae qui fortiter orae
Fraena patres patriae, Mecaenatesque tenetis,
Magnanimi Comites, generosa stirpe Barones,
Illustresque atavis Proceres, et tota Ducatus
Nobilitas carinthiaci: decora alta paterni
Solamenque soli, columenque Machaonis artis,
Et Mecaenates vestri, Dominique Poetae.
Huc agite, o placidi, vestroque favore canenti
Aspirate mihi: vobis mysteria rerum
Haec cano ob ingentis meriti indubitabile vestri
Robur, in immeritum generoso pectore latum,
Haud ingrati animi monumentum et pignus amoris
Quae fore speramus, neque contemnenda peritis:
Si quid habent usquam veri praesagia vatum.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 5. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 27.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1109 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Aforismen der Ethik. — Hanusch: Šafařik's Urgeschichte der Slawen. (Fortsetzung.) — Koch: Die Handschriftensammlung der Münchner Hofbibliothek.

Kritische Aforismen über die neuesten Vorschläge zur Reform der filosofischen Ethik.

Von Dr. J. E. in K.

Die Klage wird in unseren Tagen immer allgemeiner und lauter: daß die ethischen Wissenschaften seit Kant vernachlässigt werden, über die metafysischen und spekulativen Fragen, daß daher auch jene dermalen in einem höchst trübseligen Zustande sich befinden. Ob diese Klage durchaus gerecht sei, ob die Ethik nicht auch betheiligt war bei dem metafysischen und spekulativen Prozesse der letzten 40 Jahre, will ich hier nicht entscheiden. Gewiß aber ist es, daß in unseren Tagen mehr Leben auf ethischem Gebiete sich zu regen beginnt, daß sich viele Kräfte direkte auf die Lösung ethischer Probleme wenden, daß daher auch eine Reform in dieser Wissenschaft herannahen dürfte. Der Himmel gebe, daß diese Reform zugleich ein Fortschritt werde!

Berechtigen uns die neuesten ethischen Arbeiten zu solchen Hoffnungen? Dies ist darum eine Frage, welche mehr als einen Leser dieser Blätter interessiren wird; ich will zur Beantwortung dieser Frage einige der letzt erschienenen Reformversuche kurz beleuchten, ohne in eine vollständige Rezenston der Schriften mich einzulassen, in denen sie ausgesprochen.

---

1. Grundzüge eines Systemes der Ethik von Vinzenz Gioberti. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Sudhoff. Mainz 1844.

Ein lieber, aber bisweilen kaustischer Freund hat mir dieses Buch mit der vieldeutigen Bezeichnung: eine merkwürdige Erscheinung zugesendet. Die Vorrede des Übersetzers ließ mich über die eigentliche Ansicht meines Freundes im Zweifel, denn sie lobt und preist das Buch und dessen Verfasser in einer Weise, die nichts weniger als einen ruhigen, kalten, unparteiischen Beurtheiler kund gibt. Die ersten Kapitel des Buches selbst jedoch brachten mich bald zum richtigen Verständniß jener Worte. — Ja, es ist eine merkwürdige Erscheinung dieses Buch, nicht blos auf ethischem Gebiete, sondern in vielen Beziehungen! Der Leser wird beistimmen, wenn er hier auch nur gelegentlich ein paar Stellen daraus angeführt findet. —

Es gibt dieses Buch, interessante Aufschlüsse über den Zustand der Filosofie im Vaterlande des Verfassers, über die filosofischen Kämpfe, die dort gerade jetzt ausgefochten werden, und von denen wir in unserem filosofischen Deutschland nichts wissen, — über die Meinung, welche sich dort der Gründer einer neuen Schule von deutscher Denkkraft und unserem filosofischen Treiben gebildet hat ꝛc.

Doch ich will die Neugierde des Lesers nicht weiter spannen, damit er nicht etwa hingehe, das Buch kaufe und — in seinen Erwartungen durch meine Schuld sich getäuscht sehe; — ich will meinem guten Vorsatze getreu bleiben, eine vollständige Kritik des Buches vermeidend nur einige dort ausgesprochene Ansichten mit meinen Randglossen vorführen.

1. Die Inhaltsanzeige kündet uns unter dem Titel Vorbemerkungen folgende Behauptungen an, welche der Verfasser durchzuführen unternimmt:

„Der gegenwärtige Verfall der Ethik. — Dieselbe ist jetzt eine todte Wissenschaft. — Vergleichung der platonischen Ethik mit derjenigen unserer Tage. — Die platonische Ethik ist eine eigene, strenge, auf das Konkrete gegründete, anregende, auf die That gerichtete und dem Geiste des Landes, in dem sie blühte und den damaligen Zeitläuften angemessene. — Die moderne Ethik ermangelt aller oder doch der meisten dieser Gaben."

Also — der dermalige Zustand der ethischen Wissenschaft ist nach der Meinung Gioberti's ein trauriger, ja diese ist jetzt völlig todt! Gioberti dürfte hierin nicht ganz Unrecht haben, wenn auch die Bezeichnung desselben als Verfall unrichtig, als Tod unangemessen sein sollte.

Fragen wir daher: Worin besteht nach Gioberti's Ansicht dieses wissenschaftliche Elend unserer heutigen Ethik, — was hält er für die Ursache desselben, — und — wie meint er, daß man ihm abhelfen könne?

Der Verfasser erörtert zuerst die Anforderungen, welche man an jede Wissenschaft machen müsse und zeigt dann,

daß die Ethik in ihrem gegenwärtigen Zustand diesen Anforderungen nicht genüge. Denn — es fehlt ihr an Einheit der Prinzipe, — an einer streng dialektischen Entwicklung der besondern Rechte und Pflichten aus einem obersten Prinzip, an der Durchführung ihrer allgemeinen Grundsätze bis zum Konkreten, — es fehlt an der Anwendung ihrer Ideen auf das Leben, an einer solchen Darstellungsweise derselben, welche zu ihrer Realisirung den Menschen kräftig anregt.

So sehr als die Ethik unserer Tage von dem Musterbild einer vollkommenen Wissenschaft entfernt ist, so nahe stand ihr (nach Gioberti) die Ethik Plato's. — Bedenkt man: daß seit Plato das Christenthum auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes Einfluß genommen und vor Allem auf die Erkenntniß der moralischen Wahrheiten, so ist es um so befremdender, daß, — während in allen übrigen Wissenschaften die christlichen Völker die alten Griechen bereits überholt haben, jene in dieser, für das Leben wichtigsten, hinter Plato zurückgeblieben. Der Verfasser gibt uns über diese Erscheinung auch Aufschluß:

Die christlichen Völker sind heut zu Tage noch nicht so ganz von der christlichen Wahrheit durchdrungen, als es die Griechen zu Plato's Zeit von der alten pelasgischen Weisheit, der am reinsten erhaltenen Urtradition, waren.

Diesem nach wäre also eine vollkommene Ethik für uns noch nicht an der Zeit; wir sind noch nicht so allseitig christlich gebildet, als es Plato's Zeitgenossen pelasgisch waren. Und so scheint es daher, daß bei dieser Sachlage durch uns nur wenig Erhebliches zur unmittelbaren Vervollkommnung der Ethik geschehen könne. Wir können diese nur fördern, indem wir dafür sorgen, daß die Bildung unserer Nachkommen christlicher werde. Doch nein! Gioberti trägt einen schneller ausführbaren Plan zur Reform der ethischen Wissenschaften im Kopfe. Hören wir ihn!

Die gerühmte Ethik des Plato ist nicht dessen originelle Schöpfung, ist dem Wesentlichen nach schon bei Pythagoras zu finden, ist Rest der Urtradition.

„Der Wurzelgedanke Plato's und das Hauptziel, auf das alle seine Doktrinen hinstrebten, ist:

„Die Umgestaltung der hellenischen Bildung in eine pelasgische mittelst äolisch-dorischer Anschauungen und Sitten, was so viel heißt, als eine Zurückwendung der Hellenen zu der Kultur des jafetischen Urvolks und gleichsam eine Wiederherstellung unter den Deukalioniden der alten und priesterlichen Pelasgia." —

„Plato und vor ihm Pythagoras setzten das Ziel ihrer Wünsche, im Gegensatz zu ihren Zeitgenossen und den Neueren, in die Vergangenheit, und betrachteten den wahren Fortschritt als eine weise Rückkehr zum Alterthum."

„Das Verhältniß Plato's zu der Zeit und dem Orte, in denen er lebte, ist in vieler Hinsicht ganz ähnlich demjenigen eines wahren Filosofen der Jetztzeit; denn auch heute beruht das Glück der Nationen in einer weisen Rückkehr zu den ideellen Seiten des Mittelalters, gereinigt jedoch von dem barbarischen Unkraut, welches es bedeckte und erstickte, und bereichert mit allen wahren Fortschritten, welche seither gemacht worden sind. Auch heute muß Europa zurückkehren zur katholischen und italienischen Einheit, wie das Griechenland des Pythagoras und des Plato zur dorischen und pelasgischen Einheit hätte zurückkehren müssen, welche eine Art natürlichen Katholizismus war, mitten in der Verwirrung des abendländischen Heidenthums. Auch heute müssen die jonischen Ideen, d. h. die französischen, und makedonischen (?), d. h. die deutschen aufgegeben werden, und es ist daher Verzicht zu leisten auf eine übertriebene Freiheit, auf religiöse und bürgerliche Demokratie, auf ein despotisches Prinzipat, auf das Patrizíat des Lehenwesens ꝛc. — Auch heute muß man mit dem Psychologismus des Luther und Descartes und der zahlreichen Familie protestantischer, sensualistischer, pantheistischer, rationalistischer Doktrinen brechen, welche den filosofischen Polytheismus gegenwärtiger Zeit darstellen ꝛc."

Also — zurück müssen wir gehen, um in der Ethik vorwärts zu kommen, zurück bis ins Mittelalter, noch weiter, bis zu Plato, der uns Muster sein soll und Grundlage für die neue christlich-filosofische Ethik; und eigentlich sollten wir selbst bei Plato nicht stehen bleiben, denn er ist ja nicht die eigentliche letzte Quelle, bis zur Urtradition des alten monotheistisch-priesterlichen Pelasger-Volkes müssen wir wandern, dort den Faden für das neue, solidere, dichtere, umfassendere, brauchbarere christlich-ethische Gewebe anzuknüpfen!

Nebenbei gesagt: der gelehrte Verfasser scheint ein eifriger Katholike, ein braver Bürger, ein Liebhaber der Wissenschaft und Kunst zu sein, er meint es gut mit der Kirche, — und dem Staate, mit seinem Vaterlande; aber — sein Eifer geht etwas zu weit, seinem guten Willen fehlt es an wünschenswerther Umsicht, er verschüttet das Kind mit dem Bade, wie wir zu sagen pflegen, und — so dürfte er es wohl erleben, daß gerade jene, denen er zu dienen glaubt, seine Dienste sich verbieten müssen. Ich will nur auf Eines hindeuten, was den Leser vielleicht in der angeführten Stelle schon befremdet haben dürfte.

Gioberti liebt sein Volk und strebt es hochzustellen, dagegen läßt sich nichts einwenden; er nennt es Abkömmling des monotheistischen priesterlichen Pelasger-Volkes, welches die Urtradition am reinsten bewahrte, welches auch heut zu Tage das orthodoxe Christenthum vertritt, wie es die orthodoxe Urtradition vor Christo vertreten. Ist dies nicht etwas zu viel behauptet? Also — auch im neuen Bunde gibt es ein auserwähltes Volk, wie im alten, welches Träger und Bewahrer der Tradition ist, vor allen übrigen Völkern der Erde, einen Levitenstamm, ein durch Abstammung erbliches Lehramt und Priesterthum!! Dieser Levitenstamm des neuen Bundes, dieses priesterliche Volk des Christenthums ist der

pelasgische Sprößling, das italische Volk, welches eigentlich diese Rolle schon im alten Bunde unter den Heiden des Abendlandes spielte!

Was werden deutsche, französische, englische Katholiken zu dieser neuen Lehre sagen? Denn neu ist sie für uns, die wir zwar Rom für den von Christo bestimmten Einheitspunkt seiner Kirche erkennen, im Nachfolger Petri den Wächter und Ausleger der christlichen Offenbarung, aber bisher nicht wußten, daß dieser nur als pelasgischer Sprößling ein volles, angebornes Recht auf seinen Sitz habe; daß jeder Italiener Priester des neuen Bundes sei? Wird man diese Behauptung in Rom billigen, oder als ein Kompliment ansehen? Ich glaube nicht.

Ich zweifle auch sehr, ob die katholische Kirche Gioberti's Ansicht über die alten Pelasger und die Rolle theilt, welche er ihnen durch die Vorsehung unter den Heiden zutheilen läßt.

2. Doch wenden wir uns zu der vorgeschlagenen Reform der Ethik!

Plato suchte seine Zeitgenossen auf die alte pelasgische Weisheit zurückzuführen, und brachte so neues Leben in die Ethik. — Gleiches müßten wir thun, wir müßten nach dem Rathe Gioberti's zunächst zum Mittelalter, dann gar zu Plato zurückkehren, um vorwärts zu kommen.

Dieser Vorschlag einer Rückkehr zur Ethik des Mittelalters will mir, vom positiv christlichen Standpunkte aus betrachtet, nicht gefallen. —

Ich begreife wohl, daß Plato, wenn er mit der ungetrübten Weisheit der Altväter bekannt gewesen sein sollte, nichts Besseres thun konnte, als sein Volk von dem mythologischen Sumpfe, in welchen sich jenes verlaufen hatte, zurück zu führen zur reinen lebendigen Quelle. Aber — in solcher Lage befinden uns doch wir nicht, befinden sich die katholischen Völker nicht, am wenigsten das italische Volk, welches die Quelle der orthodoxen Lehre in seiner Mitte hat!? Die Urlehre war bei den Völkern der alten Welt zum unverstandenen Mythos geworden, kaum daß hie und da verkümmerte Reste in den Tempeln von den Priestern als Geheimlehre erhalten wurden. Ist dies gegenwärtig auch das Geschick der katholischen Völker, der jetzige Zustand der katholischen Kirche? Ist unser Glaube Wahn, daß wir im Besitze der unverkümmerten, unverfälschten göttlichen Offenbarungen des alten und neuen Bundes sind, — daß wir ein vom heiligen Geiste in der Verkündigung und Auslegung derselben geleitetes Priesterthum haben?! — Ist aber die Quelle der geoffenbarten Lehre, aus welcher das Mittelalter seine ethische Weisheit geschöpft, in unseren Tagen nicht versiegt, fließt sie jetzt nicht trüber, als sie damals floß; so sehe ich nicht ein, warum wir ins Mittelalter hinaufsteigen sollen, um jene Weisheit zu holen, die wir eben so gut als dieses, aus erster Hand haben können. Ja, hat Christus seiner Kirche nicht umsonst den heiligen Geist gesandt, sondern, um sie zum Verständnisse alles dessen zu bringen, was er sie gelehrt hat, zur vollen Erkenntniß der Wahrheit, so muß die Kirche Christi unter dem steten Einflusse des heiligen Geistes auch in der christlichen Weisheit mit jedem Tage fortschreiten, seit Jahrhunderten bedeutend fortgeschritten sein; und die zu dieser Kirche gehörigen Völker können sich nicht in einem Zustande des Verfalles ihrer religiös moralischen Erkenntniß, ihrer christlichen Bildung in jeder Beziehung: sie müssen sich im lebendigen Fortschritte befinden.

Nur bei den unmittelbar sich selbst überlassenen Völkern konnte und kann auch heute noch die überkommene und selbst errungene Wahrheit und Bildung verdunkelt werden, in Verfall gerathen, — und ihnen konnte man vor Christo, zum Theile auch jetzt noch den Rath geben: Geht zurück auf die reinere Lehre eurer Urväter! Diesen Rath haben die Weisen des Heidenthums im Okzident und Orient ihren Zeitgenossen auch gegeben und selbst befolgt. — Diesen Rath darf man jedoch nicht einem christlichen Volke geben, das sich unter der unmittelbaren Leitung des heiligen Geistes entwickelt. Dieses soll und kann in der Hauptsache, von der hier die Rede ist, nur zur größeren Vollkommenheit vorwärts schreiten, solches aber nicht dadurch, daß es auf eine frühere Bildungsstufe von vermeinter größerer Vollkommenheit zurückkehrt, wie Gioberti will und vor ihm die Häretiker zu verschiedenen Zeiten durch eine Wiederherstellung des ursprünglichen Christenthums beabsichtigten, als wäre dies im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen, — sondern dadurch, daß es die bereits mit göttlicher Hilfe errungenen Stufen benützt, um vorwärts zu kommen.

Schon aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gefällt mir der Rath nicht, daß wir, um die Ethik zu reformiren, ins Mittelalter zurückkehren sollen.

3. Was soll ich aber erst von einer Rückkehr zu Plato und zu der pelasgischen Weisheit sagen!?

Wir Christen sollen Moral lernen von einem Heiden, und zwar nicht blos filosofische, sondern positive, traditionelle! Ist das nicht zu arg, ja im Widerspruche mit der Behauptung des Verfassers selbst: daß wir durch Christum die moralische Wahrheit besitzen, mehr als die Pelasger!?

Ich ließe mir noch gefallen, wenn wir von Plato blos die Form der Behandlung lernen sollten. So scheint es auch Gioberti anfangs gemeint zu haben. Er läßt sich aber durch seine Vorliebe für Plato, den Pelasger, bald weiter führen.

Er meint nämlich, was bei Plato noch fehlerhaft sei, der Dualism im Absoluten, könne leicht durch Substituirung der Kreationsidee verbessert werden, und die so modifizirte platonisch-christliche Ethik würde dann nichts zu wünschen übrig lassen.

Auf heidnisch-filosofischer Unterlage sollen wir eine christlich-filosofische Ethik aufbauen! und dies räth uns im Ernste ein wahrer christlicher Filosof! ein eifriger Katholike.

Sollten wir nicht im Stande sein, eine filosofische Ethik aus einem Stücke aufzuführen, auf eigener, unmittelbar christlicher Grundlage? Sollte die christliche Wahrheit dem von ihr durchdrungenen Geist des Filosofen nicht so viel Produktionskraft geben!?

Doch das platonische Prinzip soll mit dem christlichen vertauscht werden! — Sein Dualismus, seine Lehre von

zwei gleich ewigen Prinzipen, dem Urstoff und der formenden Urintelligenz, diese soll ersetzt werden durch die Kreationsidee! — Diese Aufgabe scheint dem Verfasser klein, die vorzunehmende Änderung unbedeutend. — Es dürfte sich anders verhalten, wenn Plato's Werk ein lebendiges, aus einem Prinzipe hervorgegangenes Ganze ist, wie Gioberti von ihm mit Recht rühmt. Dann ist dieser geistische Dualismus nicht blos in der Wurzel des Systems sitzen geblieben, er hat sich durch alle Adern der ethischen Wissenschaften als Lebensprinzip ergossen, ausgebildet. Ändern wir das Prinzip, müssen wir auch die Konsequenzen modifiziren, wegwerfen, und es wird uns von dem ganzen schönen Baue nichts bleiben, als ein Häuflein klein gemachtes Holz oder Asche, der man's ansieht, was es war, dem man auch kaum mehr durch die Kreationsidee Leben geben wird, als wenn man es um diese als Dünger legt, damit sie in ihm keime und zu einem ganz neuen Baume anderer Art sich entwickle.

Gioberti scheint nicht erwogen zu haben, was alles wegfällt in der Ethik mit dem Dualism aus der Metafysik. Sein eigener Versuch zu einer christlichen Modifizirung der platonischen Lehre beweist dies. Er meint z. B. die platonische Erkenntnißlehre beibehalten zu können; er redet von einem mitgetheilten Sein der Geschöpfe, diese sind nur, indem sie Theil haben am göttlichen Sein. Er nennt Gott die immanente Ursache der Welt, welche diese erhält durch immer neues Schaffen ꝛc. Ist dies der durch die christliche Schöpfungsidee modifizirte Platonismus, oder — ist es der alte Deism, der nur darum nicht hylogoistischer Pantheismus geworden ist, weil das christliche Bewußtsein die Konsequenzen nicht zu ziehen wagt?

Gioberti mag sich bei diesem Mißlungensein der versuchten christlichen Modifizirung Plato's mit dem Mittelalter trösten, auf das er uns verwiesen. Auch dort versuchte man eine solche Vereinigung bald der aristotelischen, bald der platonischen Filosofie mit der christlichen Lehre, — und — es gelang nicht; weil es nimmer gelingen kann, zwei in ihren Prinzipien wesentlich verschiedene Lehrsysteme in Eines zu verschmelzen.

Dies haben wir Germanen bereits einzusehen angefangen seit Descartes, und darum den Versuch gemacht, auf unseren christlichen Füßen das Gehen zu lernen, nicht mehr auf aristotelischen oder platonischen Stelzen, mit denen wir alle Augenblicke über unsere eigenen Füße gefallen, weil sie für selbe so wenig passen, als für den übrigen christlichen Menschen, den sie tragen sollen.

Wenn wir nun bei dieser uns natürlichen Gehweise noch etwas schwanken, bisweilen straucheln, den Takt nicht halten, noch nicht so zierlich, anständig oder gravitätisch daher wandeln, als man dies an den alten Akademikern rühmt, überhaupt nach einem ganz andern ethischen Rhythmus uns bewegen, als der von Plato angeschlagene; so ist dies leicht erklärlich, ist keineswegs ein Zeichen, daß wir das Gehen wieder verlernt, sondern diese Weise zu gehen nur noch nicht vollkommen erlernt haben, daß es sich aber mit einiger Mühe und der Hilfe Gottes in der Zeit schon machen wird.

Gioberti selbst meint ja, die gegenwärtige Unvollkommenheit der filosofischen Ethik bei den christlichen Völkern habe ihren Grund darin, daß sie vom Geiste des Christenthums noch nicht so ganz durchdrungen, nicht durch und durch christlich gebildet seien.

Darin hat er nach meiner Ansicht Recht: aber eben deswegen ist der gegebene Rath zur Rückkehr ins Mittelalter oder zu Plato ein schlechter, da das Mittelalter nicht christlicher gebildet war, als die Gegenwart, und daher so wenig eine vollkommenere christlich-filosofische Ethik besessen haben kann, als die platonische eine solche sein oder in eine solche verwandelt werden kann.

In der oben angeführten Stelle und noch mehre Male im Verlaufe der Abhandlung finden wir eines sogenannten Psychologismus des Descartes erwähnt, neben dem Protestantismus, Pantheismus, Sensualismus ꝛc., also in einer sonderbar gemischten Gesellschaft. Gioberti nennt ihn unter andern auch als eine Mitursache des gegenwärtigen Verfalles der Ethik und aller wahren Wissenschaft.

Es klingt wahrhaftig etwas wunderlich-komisch, wenn Gioberti, der römisch-christliche Filosof, uns auf Plato verweist und seine Landsleute vor Descartes warnt. Es klingt wunderlich, wenn er Descartes und seinen Psychologismus neben Luther aufführt, ihn Pantheismus schilt, und mit ihm zu brechen auffordert; zur Rechtfertigung aber seiner eigenen Erkenntnißlehre sich auf die Auktorität eines heil. Augustin und eines Malebranche beruft; also nichts davon zu wissen scheint, daß man Jenen in Bezug auf die Erkenntnißtheorie den Lehrer, diesen den Schüler des Descartes nennen kann und genannt hat.

Ich kann mich hier in keine weitere Erklärung dieses Verhältnisses, in keine Vertheidigung der cartesianischen Filosofie einlassen. Descartes hat auch bereits tüchtigere Vertheidiger unter den katholischen Theologen und Filosofen gefunden, als ich ihm sein könnte, und die Zeit dürfte nicht mehr so ferne sein, in der man allgemeiner zur Einsicht gelangt sein wird: daß, wie die Wiederaufnahme des vom heil. Augustin angedeuteten Erkenntnißprinzipes durch Descartes der Beginn des selbstständigen christlichen Filosofirens bei den Germanen gewesen, die konsequente Entwicklung dieses Prinzipes den Fortschritt in der Filosofie bedinge.

Da es aber Gioberti für das Wiederaufleben der Ethik nothwendig erachtet, den Psychologismus des Descartes wegzuwerfen; so müssen wir doch fragen: Was versteht er wohl unter diesem ethischen Psychologismus? Eine direkte Erklärung finden wir im Buche nicht, aber es ist nicht schwer, aus dem Kapitel über das Sittengesetz abzunehmen, was mit jenem Worte bezeichnet sein soll.

Das cogito ergo sum ist ja bekannt genug, und was Descartes damit sagen will. Das nächste, von dem der Mensch weiß, ist sein Wissen, sein Denken selbst. Indem er von diesem Denken als dem seinigen weiß, weiß er sich als ein selbstständiges Subjekt dieses Wissens, als selbstbewußte Substanz — Geist.

Die eigene Thätigkeit ist also das Erste, dessen der Mensch gewiß wird, das nächste dadurch vermittelte ist das Wissen von der Substanzialität des Prinzipes dieser Thätigkeit. Da nun der Mensch zunächst von nichts Anderm wissen kann, als

von seiner eigenen Thätigkeit, so muß ihm das Wissen von dieser das Wissen von allem Andern vermitteln; was dadurch möglich wird, daß er auf die Bestimmungen jener seiner Thätigkeit und auf die Bedingungen derselben reflektirt. Mit andern Worten: das Wissen des Menschen geht vom Sichwissen (Selbstbewußtsein) aus und erfaßt Anderes nur, in so ferne dieses Andere in einer Beziehung zu dem Selbst steht.

Vermuthlich ist dies der gerügte Psychologismus.

Denn — nach Gioberti „muß jeder geschaffene Geist ein objektives und äußeres Ziel seiner Erkenntniß haben, so wie jeder kreatürliche Wille eine äußere Regel seiner Bethätigung. Gott allein ist sich selbst Subjekt und Objekt, und da er mit dem Prinzipe auch das Ziel seiner Thaten besitzt, so findet er in der eigenen Subjektivität die höchste Objektivität, wovon jedes Licht und jede Leitung abhängt." — Der Gegenstand des Gedankens ist die Idee mit ihren Beziehungen. — Die Idee, indem sie sich als schöpferische darstellt, vermittelt die Kenntniß des Absoluten und Relativen, des Nothwendigen und Abhängigen ꝛc., daß die unserem Geiste präsente Idee der Dinge nicht allein spezifisch sondern auch numerisch dieselben idealen Typen sind, welche in Gott bestehen (mit dem bloßen Unterschiede, daß sie im göttlichen Geiste auf die vollkommenste Einheit zurückgeführt sind) geht daraus hervor, daß jede Idee an sich allgemein, nothwendig, absolut unveränderlich, überzeitlich und wesentlich geistig erkennbar ist, — göttliche Eigenschaften und keinem Geschöpfe mittheilbare, da es nicht mehre Absolute geben kann. Jeder Begriff ist göttlich und mithin Gott selbst, und wird von uns in Gott, das heißt in der Idee angeschaut."

Nach dieser Theorie ist somit das nächste unmittelbare Objekt des endlichen Wissens nicht die eigene Thätigkeit des wissenden Subjektes, sondern die Idee, d. h. Gottes Bewußtsein selbst. Der endliche Geist kommt zum Selbstbewußtsein erst durch das direkte Wissen von dem Inhalt des göttlichen Bewußtseins, der Ideenwelt.

Wahrlich, dies ist eine Erkenntnißtheorie, die von jener, auf dem cogito ergo sum erbauten, himmelhoch absteht, da sie die Ordnung umkehrt! Nach jener steigt der Mensch von der Selbsterkenntniß zur Erkenntniß Gottes auf, nach dieser kann er zunächst nichts anders erkennen als Gott, d. h. dessen Gedanken, die jeder Gott sind. In der Anschauung dieser schöpferischen Ideen erkennt er erst sich selbst und die übrigen Kreaturen.

Wenn Gioberti sich hiebei auf Malebranche und St. Augustin beruft, wie wir schon bemerkten, so beachtet er nicht, daß jener als Schüler des Descartes auch das Selbstbewußtsein als Erkenntnißweg bezeichnet, sein Schauen der Dinge in Gott aber als Mystizism vom kirchlichen und filosofischen Richterstuhl bereits als ungiltig abgeurtheilt ist. Die Autorität des großen Kirchenlehrers schützt ihn hier nicht, „weil dieser nicht nur Vater der christlichen Erkenntnißtheorie, sondern auch Sohn des Neuplatonismus war." Nicht als Letzterer, nur als Ersterer ist er für den christlichen Filosofen eine Auktorität.

Indem wir gegen diese Erkenntnißtheorie Gioberti's protestiren, hoffen wir doch dabei gute römisch-katholische Christen zu bleiben, wenn auch Gioberti jene entgegengesetzte cartesianische eine lutherische zu nennen den Einfall hat. Eine protestantische ist sie jedenfalls, sie protestirt nämlich gegen die heidnisch platonische, und den Pantheismus, zu welchem sie konsequenter Weise führt, wie es denn auch unserem gelehrten Verfasser ganz wider seinen Willen (wir erkennen den guten Willen an ihm wie er an seinem Gegner Rosmini, dem auch die platonische Ideenlehre nicht zu gefallen scheint) fast bei jedem Schritte geschieht, daß er die christliche Kreationsidee vergessend, in deistische und hylogoistische Redefloskeln ausbricht. Zu diesem Protestantismus laden wir ihn ein, selben mag er immerhin sich ausbreiten lassen unter den Nachkömmlingen des alten monotheistischen Pelasgervolkes — wenn er schon Wurzel geschlagen haben sollte, — er wird dessen Weisheit gründlich von den heidnischen Resten reinigen und zur echt christlichen umwandeln. Gäbe der heilige Geist, daß wir in Deutschland die Zeit der Früchte dieses Psychologismus erlebten, es würde zugleich die Zeit sein, in welcher wir in positiv theologischer und filosofischer Sfäre den Mystizism und Neuplatonismus Luthers, Kalvins ꝛc. zu Grabe getragen hätten. Jetzt leider sind diese mit jenem noch im Kampfe, obwohl man eben kein Profet zu sein braucht, um zu bestimmen, wer aus diesem Kampfe als Sieger heraustreten werde.

Wenn daher Gioberti schon eine zeitgemäße Warnung den katholischen Theologen und Filosofen zu geben Willens ist, so mag es diese sein: Haltet fest an dem cogito ergo sum, an diesem sogenanten Psychologismus, aber setzt zugleich das ego anders an, als Cartesius gethan (nämlich nicht bloßes Subjekt des Naturlebens, sondern als Prinzip des Geistlebens, das sich als solches denkt, sich als Realprinzip weiß). Seht wohl zu, wohin ihr im Eifer des Kampfes für die gute Sache eure Schläge richtet, damit ihr nicht eure Vor- und Mitkämpfer treffet, und — werdet um Himmelswillen nicht etwa aus purem Widerspruchsgeiste selbst alt-lutherisch, calvinisch, oder gar heidnisch-platonisch, weil eure protestantischen Gegner allmälig anfangen: aus den Konsequenzen die Unhaltbarkeit ihres Prinzipes einzusehen und vom neuplatonischen zum katholisch-christlichen sich hin zu neigen.

(Schluß folgt.)

Urgeschichte der Slawen.

(Schluß.)

Auf eine Eigenthümlichkeit seines Werkes weiset der Autor in der Vorrede hin, es sind die Wiederholungen, Übersichten und die ungleiche Behandlung des Materials. Hören wir ihn darüber selbst: „Ungleichheiten in der Auslegung, hie und da allzu große Gedehntheit oder flüchtige Kürze, wohl auch einzelne Wiederholungen haben ihren Grund vornehmlich darin, daß dieses Werk zu verschiedenen Zeiten ausgearbeitet und für verschiedene Leserklassen bestimmt wurde. Wir sind noch nicht so reich, daß wir über denselben Gegenstand bereits mehre Schriften für verschiedene Kreise zu schreiben vermöchten, zur

Zeit müssen wir uns daher noch Alle, Hohe und Niedere, Reiche und Arme zu demselben Male niederlassen. Überall Gründlichkeit mit Leichtigkeit zu verbinden war unmöglich.“ Man darf sich hiemit dieses Werk nicht als ein pedantisch gelehrtes vorstellen, von dessen Lektüre der Laie ganz ausgeschlossen wäre. Jeder, der nur einigermaßen zusammenhängenden Schlüssen zu folgen vermag, kann das Buch vom Anfange bis zum Ende mit Verständniß lesen, ohne gerade gelehrte Vorkenntnisse zu besitzen. Es ist das Ziel aller slawisch-literarischen Bestrebungen der Gegenwart Gründlichkeit mit Faßlichkeit zu vereinen. Auch **Šafařik** legt auf jedem Blatte seines Buches davon Zeugniß ab. Die Zitate sind entweder in reichhaltige Anmerkungen unter den Text verwiesen, oder sind mit dem Texte so verwebt, daß sie den Zusammenhang weder dem Auge noch dem Verstande verleiden. Jeder nur etwas ungewöhnliche Gegenstand wird erklärt und erläutert, ja manchmal auf eine in der That übertriebene Weise. So z. B. die Darstellung der Raçen. **Šafařik** gibt nicht nur die wichtigsten Werke über die Raçen-Literatur an (S. 25), sondern führt auch die Haupt- und Unterarten der Raçen auf eine ermüdende Weise auf 14 Seiten seines Riesenformates dem Auge des Lesers vor, und entschuldigt sich noch, daß er vorzugsweise nur die indoeuropäische und nordische Völkerfamilie, nicht aber die Tungusen, Kurilen, Jukagiren, Korjaken, Kamtschadalen, Japanesen, Koreaner, Tibetaner so wie auch die Völker des chinesischen und semitischen Stammes im Einzelnen anführe (S. 36) *). Doch solche Unannehmlichkeiten schwinden vor der Großartigkeit des Planes und dessen Ausführung, welche oft Ehrfurcht gebietend ist.

Weil man aber Bedeutendes gerne fehler- und fleckenlos sieht, wegen der Hinneigung des Menschengeistes zum Idealen, so thaten dem Schreiber Dieses folgende Worte **Šafařik's** in der Vorrede recht wehe: „Die wahre Gründlichkeit in der Geschichte wie in jeder andern Wissenschaft besteht sicherlich in der vollkommenen Kenntniß des Einzelnen, die man sich mühsam und schwierig erwirbt, keinesfalls aber in dem jetzt so beliebten filosofischen Räsonnement, das ohne jene Einsicht unfruchtbar, freilich aber leicht ist.“ Das Wort Räsonnement ist durch den deutschen Übersetzer gemildert, im Böhmischen steht: **Rozumowáni a mudrowáni**, das den Sinn des filosofischen Vernünftelns und Klügelns gibt. Die angeführten Worte sind in dem Munde des so allseitig gebildeten **Šafařik** völlig unbegreiflich. Enthält ja doch sein Werk selbst keine trockene Aufzählung von Quellen und Fakten, sondern zeichnet sich gerade durch deren Kritik und Systemisirung aus. Eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten **Šafařik's** ist es ferner, daß er nach Durcharbeitung einer Allheit gleichartiger Einzelnheiten, stets allgemeine echt filosofische Betrachtungen anstellt. Wenn die Vollkommenheit in der Geschichte nur in der vollkommenen Kenntniß des Einzelnen bestehen würde, was für ein Recht hätten die „allgemeinen Betrachtungen“ (**Všeobecné uwáhy**) trotz ihrer Gediegenheit, die **Šafařik** im §. 23 auf neunzehn vollen Seiten gibt, in seinem Werke zu erscheinen? „**Dokonalé poznání wěci jednotných a podrobných**“ vollendete Kenntniß des Einzelnen und Selbstständigen (Detailirten! Ist das Einzelne nur erkennbar, wenn es nicht mit einem Allgemeinen geeint wird? Das Allgemeine ist das Wesen, die Wahrheit, der Begriff, die Erkenntniß des Einzelnen. Das Einzelne so lange es blos Einzelnes bleibt, ist unerklärlich. Das Eine Allgemeine hängt aber mit dem Andern, der Eine Begriff mit dem andern, auf das innigste zusammen; die Bearbeitung des Allgemeinen, die Auffindung des Zusammenhanges desselben unter sich und dessen Beziehung auf das Einzelne, wenn sie selbstbewußt und systematisch ist, ist schon selbst Filosofie, ohne sie gibt es gar keinen Forscher, keinen Denker. Warum also den alten, in der Kulturgeschichte längst beigelegten Hader zwischen Erfahrung und Denken, Empirie und Spekulation, quellengemäßer und filosofischer Geschichtsbetrachtung in einem solchen Werke berühren, da doch keiner dieser Gegensätze ohne den andern das sein kann, was er will; warum sich mit so vielen Unwissenden und Boshaften aller Zeiten auch nur in die entfernteste Parallele stellen, da man doch von ihnen durch die That selbst sich wie Tag und Nacht scheidet, warum endlich Ausfälle in einem slawischen Werke gegen das Filosofiren, da doch die Slawen allgemein den Mangel der Filosofie fühlen, ihn eingestehen, nach der Filosofie sich sehnen und darin auch weit größere Fortschritte gemacht hätten, wenn die Filosofie der Gegenwart nicht gerade die deutsche wäre? Mögen die Deutschen selbst die Übergriffe der näselnden und zerfließenden filosofischen Sentimentalität unserer Tage, so wie die der anatomisirenden, zersetzenden, distinguirenden Verstandesmänner in ihre Schranken zurückweisen, weil sie das Primat in der Filosofie behaupten, uns Slawen ziemt das Anerkennen der ungeheuern Höhe, namentlich des historisch-filosofischen Forschens durch die Deutschen besser, als das Geringschätzen dessen, was wir nicht haben. Mit dem seit einigen Jahrzehnden gewaltig einbrechenden allgemeinen Selbstbewußtsein unter den slawischen Völkerschaften ist auch die Grundlage zu ihrer eigenthümlichen filosofischen Entwicklung gelegt und die Männer, denen die Vorsehung die Leitung der literarischen Kultur der Slawen anvertraut hat, haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als diesen ersten Strahl filosofischer Morgenröthe zu hegen und zu pflegen. „Es ist dafür gesorgt,“ sagt Göthe, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!“ Mögen daher die Deutschen durch die Worte **Šafařik's** in der Vorrede und auch sonst hie und da nicht veranlaßt werden, sein Werk als der Filosofie feindlich und fremd zu betrachten!

Nach dem Schlusse der Vorrede, in welchem er sich dankend besonders gegen seine Freunde **Palacký** und **Pogodin** wendet, gibt er nach einer kurzen Einleitung (úwod) den Hauptzweck und Hauptinhalt seines Werkes an, als die Erforschung des Ursprunges der Slawen, ihrer äußern und innern Geschichte bis auf jenen Zeitpunkt, von welchem die eigentliche sichere Geschichte jedes slawischen Stammes beginnt. Er scheidet diesen Zeitraum besonders aus dem Grunde, damit Festes und Sicheres nicht mit Schwankendem und Unsicherem gemengt werde, in zwei Theile: Von der Urgeschichte, in die Zeiten **Herodot's** hinauf reichend, bis zum Fall des Hunnen- und Römerreiches; 456 vor Chr. — 469, 476 nach Chr. — und von da bis in das 10. Jahrhundert, in welchem im Allgemeinen das Christenthum bei den slawischen Ra-

*) Die Seiten sind hier stets nach dem Originale zitirt, falls die deutsche Übersetzung nicht ausdrücklich erwähnt wird.

tionen das Übergewicht über das Heidenthum erhalten hatte. Doch reicht die Urgeschichte nach Šafařik's kühnen und gründlichen Folgerungen und Kombinirungen oft weit noch über Herodot's Zeitalter, z. B. in Hinsicht des Bernsteinhandels. Es wurde schon oben angedeutet, daß das Werk in 2 Haupttheile zerfalle, wovon der vorliegende den Ursprung, die Ursitze, Stämme und Thaten der Slawen, der noch zu erscheinende aber den Nationalcharakter, die Beschäftigungen, Religion und öffentliche Zustände, Sprache, Schrift und das Wissen der Urslawen zum Gegenstande hat. (S. 5.)

Die Quellen und Hilfsmittel, deren Besprechung Šafařik dem Ganzen voranschickt, werden in Quellen für die erste und zweite Periode abgetheilt. Die Quellen der ersten Periode fallen natürlich mit den Quellen der Urgeschichte Europa's namentlich ihres nordöstlichen Theiles zusammen. In Hinsicht der Reste der Denkmäler des Alterthums beklagt sich Šafařik, daß auf ihre gründliche Untersuchung in den slawischen Ländern noch so wenig Sorgfalt und Mühe verwendet worden ist; die Hilfsmittel (pomücky), d. i. Bearbeitungen der Quellen, warnt er nur mit großer Vorsicht zu benützen. Die Quellen für die 2. Periode sind reichlicher und mannigfaltiger. Sie werden in ausländische und einheimische eingetheilt. Die ausländischen, wahrscheinlich als die bekannteren, verwies der deutsche Übersetzer in die Bemerkung. Šafařik legt ein großes Gewicht auf die skandinavischen Sagen, die Edda u. s. w. Unter den asiatischen Quellen macht er auf die armenischen aufmerksam, welche zwar reichhaltig sind, aber im slawischen Interesse noch wenig durchforscht wurden, dann auf die arabischen, worunter Ibn-Foszlan hervorragt. Die Ausgabe Charmoy's soll die beste sein. Doch seien diese Quellen unkritisch und unzuverlässig. Die einheimischen d. i. von Slawen, wenn auch nicht slawisch geschriebenen Quellen sind jünger aber besser. Darunter kommen vor 1. Geschichtswerke, 2. geografische Werke, doch sind die ältesten (russischen) erst aus dem 16. Jahrhundert, 3. Lebensbeschreibungen der Heiligen.

Merkwürdig fällt dabei die im 10. Jahrhundert in Böhmen kyrillisch geschriebene Legende des heil. Wenzel auf. Viele solcher namentlich illyrischer Legenden sind noch im Manuskripte. 4. Briefe. 5. Gesetze und Rechte, die meisten noch ungedruckt. 6. Inschriften. 7. Sagen, Gesänge, die Sprache. 8. Materielle Denkmäler. 9. Neuere Schriften und Forschungen der Slawen über die Urslawen. Diese Abtheilung allein verbunden mit der Erinnerung an Šafařik's Präzision und Gründlichkeit sind Beweises genug, daß dieser Abschnitt für alle Archäologen unschätzbar ist. Er ist von Seite 6 bis zur Seite 21 ausgedehnt. Man ist bei der Anzeige von diesem Werke stets in der Verlegenheit, wegen der Fülle und Wichtigkeit des Inhalts den Bericht selbst zu einem Buche anwachsen zu lassen, um dem Leser wenigstens einigermaßen Einsicht in die Gründlichkeit des Werkes zu verschaffen.

Nach der Darstellung der Quellen geht Šafařik unmittelbar an die Entscheidung der so interessanten aber schwierigen Fragen, ob die Slawen alte oder neue Bewohner Europa's seien und unter welchen Namen die Vorfahren der Slawen zuerst in der Geschichte der Menschheit erschienen. Damit beginnt auch zugleich die erste Periode des slawischen Alterthums.

(Fortsetzung folgt.)

Die Handschriftensammlung der Münchner-Hofbibliothek zur österreichischen Geschichte.

Mittheilung von Matthias Koch.

Stammbaum der Nachkommenschaft Rudolf's von Habsburg bis 1457. — Was dem kais. Residenten Fleischmann im J. 1715—16 zu Konstantinopel begegnet. — Adam von Herberstein's Sendung nach Konstantinopel zur Confirmirung des Friedens von Zittwar-Torok 1608—9 mit der türkischen Friedenskapitulation. — **Acta**, ungarische, böhmische und österreichische Angelegenheiten betreffend von 1606—16, Reichssachen von 1607—17, böhmische und Reichsangelegenheiten 1618 bis 36, böhm., österr., ung. Religions- und andere Staatsgeschäfte. — Inventar über des Kaisers Marmilian I. in dessen Städten und Schlössern vorfindlichen Büchsen und Zeug 1495—1500. — **Livre du toison d'or** (mit den Bildnissen Karl's V. und Max I.) — **Nomi ed armi de' cavalieri del tosone d'oro** 1429—1559. — **Just. Barbarigo**, über den Krieg, so die Venediger wider das Haus Österr. führen. — Für Nieder-Österreich von vorzüglichem Interesse sind: „Item der Landtag, So unser allergn. Herr der Römisch Kayser mit gemeiner Landschaft Österreich unterhalb der Enns durch sein gnädigen Rät und Landtpoten auf Erhardi beschieden gehabt hat, anno 1492. — Friede zwischen Böhmen und Österreich am Erichtag 1463. — Friede zwischen Kaiser Friedrich III. und K. Matthias von Ungarn. — Ordnung der österr. Landschaft, Auffschlag, Bezahlung der Zinsleut und andre Artikel betreffend, St. Görgen Tag 1479. — Niederösterreichischer Landtag zu Korneuburg 1465. — Auszug der Kronigken des Landes ze Österreich bis 1439. — **Privilegia specialia**, Freiheiten und Recht des Hauses Österreich von 1156—1664. — Genealogie verschiedener österr. Adelsgeschlechter. — Niederösterr. Landtagsverhandlungen. Diese enthalten die Jahre 1578, 1597, 98, 99, 1600 und 1601. — Gerichts- und andere Ordnungen bei der niederösterr. Regierung von Bernhard Walther zwischen 1552—55, 20 Traktate; wie es scheint zum Gebrauche der nied. österr. Stände verfaßt. — Universität zu Wien Jurisdiktionsstreit mit der Stadt 1561. — Evangelische Grafen und Herren unter der Enns 1652. — Belagerung Wiens 1683. — Oberösterreich betrifft insbesondere: Hanns Hofmann's Vorstmaister in Österr. ob der Enns, Bericht über die Landgränzen zwischen Österreich und Baiern 1581. — Ob der ennsische Landtagsverhandlungen und Acten von 1580, 1596 bis 1607. — Veit Stahel, Proceduren und Formularien des landshauptmannischen Gerichtes zu Linz, namentlich: Von Weisungen, Rechtsregeln und Gebräuchen in Österr. ob der Enns. — Wie über ein adeliges Landgut in Oberösterr. der Anschlag zu machen. — Gerichtsprozeß bei der Landhauptmannschaft zu Linz. — Landtafel, Landrecht, und Gebräuch des Erzh. Österreich ob der Enns (17. Jahrh. 1—6. Theil). Hiervon noch besonders im Auszuge. — Auserdem findet sich auch eine etwas ältere Landtafel im Kodex

1572, [illegible] — [illegible] Ferdinand's III. [illegible] 1595. — [illegible] **Reverendissimo** [illegible] — **Relatio de controversia inter parochum S. Andreae in Carinthia et** [illegible] — **Visitatio monasterii Admont in Stiria.** — **Visitatio monasterii Seccau** — [illegible] 1712. — [illegible] 1521, [illegible] — [illegible] 1490. — [illegible] 1494. [illegible] 1574. — **Acta inter Ducem Sigismundum et Episc. Brix. Nicolaum Cusanum 1460.** — **Sigismundus Dux Austr. ad Carolum Ducem Burgundiae et vice versa.** — **Epistolae 1473.** — [illegible] der [illegible] wegen [illegible]. — [illegible] Kaiser Friedrich **III.**, Krain gegen die Türken zu vertheidigen 1478. — Landtag, vorzüglich der Türken wegen. — **Marci Cardinalis et Patriarchae Aquilegiensis Citatio contra Barones Austriae in facto gravamine et exactione theloneorum, cum responsione eorumdem Baronum. Augustae 20. Martii 1474.** Mit den Bruchstücken einer deutschen Übersetzung. —

Zur allgemeinen und zur besondern Geschichte Österreichs bemerken wir noch: Journal der k. k. Armee unter Graf Daun vom 19. März bis 15. Nov. 1758, und von der Belagerung von Olmütz, 27. Mai. **Lettres de Marguerite d'Autriche, de Charles etc. et d'autres personnes à Maximilien I.** — **Traité avec le duc Charles de Gueldern.** — Der Erzherzogin Isabella Clara Eugenia **Articles de paix conclus avec le Roi Charles d'Angleterre.** — **F. Ganton de Paryn, Journal de la campagne entre l'armée Imperiale sous Eugene de Savoe et l'armée turque en 1717.** — **Conférence de Calais 1521** und Anderes, die Rechte auf Spanien und die Niederlande betreffend. — **Mémoires de negociations du Marquis de Prié, Ambassadeur de l'Empereur à la cour de Rome pendant l'interregne de l'Empire en 1711.** — Relation über die Operationen der Armada gegen die türkische zu Lepanto 1571. — **Tabula genealogica Ducum Austriae C. de Habspurg a Rudolfo I. usque ad Maxim. I. Acta politica varia** von 1718–32. — Österreich um 1670. — Dokumente Karl V., Ferd. I. und Max II. betreffend im ital. Kodex 330. — Allgemeine Chronik bis 1591. — Erlasse von Rudolf II., König Matthias und Erzh. Ernst 1592—93. — **Archiducum Confoederatio contra fratrem et agnatum Rudolfum Imperatorem 15.** April 1606. — Partikularitäten über Ferdinand's **III.** Tod. Jos. Manlius, Geschichte der Ahnen Karl's **V.**, für diesen als Prinz verfaßt. — Resolution des Pfalzgrafen [illegible] — [illegible] 1518. — [illegible] 1596. — [illegible] — **Informatio SS. Principis Austriae** [illegible] — [illegible] **Annales Historiae** [illegible] Briefe [illegible] ist da.

[illegible] Bearbeitung [illegible] der [illegible] Hauptschriftenverzeichniſſe angemerkt, allein theils nicht Alles verständig, theils nicht von Belang. So enthält z. B. der Kodex von Herzoge Leopold beiläufig vom J. 1200 blos astrologische Studien. In Betreff der Abweichungen im Fugger'schen Ehrenspiegel vom Druck von 1668 ist zu bemerken, daß dieselben in Aretin's Literaturbeiträgen angegeben sind. Die **Acta**, ungar., böhm. und österr. Angelegenheiten betreffend, sind sehr reichhaltig, und obgleich man vielem Bekannten begegnen dürfte, so sind sie doch für den verhängnißvollen Zeitpunkt kurz vor dem dreißigjährigen Krieg und während desselben, von Interesse und Brauchbarkeit. Friedensschlüsse vom 16. Jahrhunderte, so wie geheime Relationen über die Angelegenheiten Italiens im 17. und zu Anfang des 18., dann Schilderungen der Kriege in Deutschland und Italien im letztern, sind außer den angeführten noch etliche vorhanden. Das Interesse, welches der Titel: „Nam, die Österreich gehabt hat, an dem anfang,“ erregt, verschwindet ganz, wenn man sich über diese vermeinte Abhandlung belehrt. Man findet weiter nichts, als ein leeres Verzeichniß von ganz unerklärlichen Landesnamen, deren drei letztere endlich — Avaria, Osterland, Österreich — geschichtlich lauten. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die nämlichen Namen sich auch in dem „Auszug der Kronigken des Landes ze Österreich“ wiederfinden. Wir werden über das Kompendium der österr. Geschichte besonders berichten. — Der gegenwärtigen Anzeige ist noch beizufügen, daß Schriften über das ältere österreichische Recht in dem historischen Verzeichnisse der Hofbibliothek vor der Hand deshalb nicht vorkommen, weil selbe unter den juridischen Handschriften enthalten und verzeichnet sind. Daß aber dergleichen österreichische Rechtsbücher nicht fehlen, erwies sich uns auf der zufälligen Bekanntschaft mit einem Wiener Stadtrechte, dem das Verzeichniß über die Namen, welche Österreich zu Anfang seines Bestandes geführt hat, beigebunden ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 6. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 28.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Henszelmann: Die ungarische Bühne. — Aforismen der Ethik. (Schluß.)

Die ungarische Bühne.

Von Dr. Emrich **Henszelmann** in Pest.

Die ungarische Dramaturgie hat bis auf den heutigen Tag sehr wenig Originelles, und trotz dem Streben darnach, das sich in allen Verhältnissen des Lebens gerne kund geben möchte, sehr wenig Nationales geleistet, und auch dies nur in einigen ihrer Zweige, z. B. im Lustspiele, während das eigentliche Drama bisher noch immer so zu sagen brach daliegt. In den Jahren 1820 u. f., in denen das ungarische Theater zuerst eine festere Stellung gewann, obschon auch in diesen noch immer keine beständige Bühne aufgeschlagen wurde, im Gegentheile einige wenige Gesellschaften von Stadt zu Stadt zogen, herrschte durchaus der Einfluß des deutschen Theaters vor. Aber auch vom deutschen Theater wurde meist nur das Drastischere, das entweder auf die Thränendrüsen, oder auf die Lachmuskeln, oder endlich überraschend schlagend wirkte, in wenig anziehenden Übersetzungen aufgetischt. So beherrschten obskure deutsche Schriftsteller mit ihren Ritter- und Geisterstücken, neben ihnen Müllner, Houwald und Iffland mit ihren Rührpiecen, oder das derbe parodische Wiener Lustspiel die ungarische Bühne. Das Beste war aber kaum im Originale, viel weniger in Übersetzungen dem ungarischen Publikum bekannt; Lessing nur dem Namen nach, von Schiller blos das Drastischeste, wie die Räuber, Kabale und Liebe, von Goethe aber betrat noch kein einziges Stück die ungarische Bühne. Der Held des Tages war Kotzebue in seiner doppelten Erscheinung als sentimentaler und Possendichter, und es konnte füglich heißen:

Auf der ungarischen Bühne
Spukt herum der alte Kotzebue
Ohne Strümpfe, ohne Schuhe.

Tauchten auch um jene Zeit hie und da ungarische Stücke auf, so entstanden sie stets unter Kotzebue'schem Einfluß, der sich auch in den Lustspielen des bedeutendsten Dramaturgen jener Epoche, Karl **Kisfaludy** gar deutlich herausstellt.

Da der Ungar das Beste seiner nächsten Nachbarn nicht kannte, desto weniger im Stande war an Shakespeare zu erstarken, von dem selbst heutzutage kaum sechs oder sieben Stücke übersetzt sind, auch diese nur höchst selten, und auch dann nicht zum besondern Ergötzen des Publikums gegeben werden, so konnte nichts willkommener sein, als die Revolution im französischen Drama, welche von Viktor Hugo ausging, und nirgends so schnell Boden faßte und sich verbreitete als bei uns. Unser Publikum hatte bereits früher den drastischen Effekt im Drama als das Höchste aufgestellt, dem „nachzustreben des Schweißes der Edlen werth ist;" es hatte ja auch aus dem deutschen Theater, früher seiner einzigen Quelle, gerade dasjenige herausfischen gelernt, was oben aufschwamm, und den meisten Schaum machte, welche kindische Freude mußte ihm dafür entgegenlachen, da es nun im französischen Drama sich Alles zu bloßem Schaum verdünnen sah. Es erhielt also dieses seit dem Jahre 1834 ein so gewaltiges Übergewicht, daß ihm die deutsche Dramaturgie, besonders aber der einst so geliebte Kotzebue beinahe gänzlich weichen mußte. Man fing mit **Lucretia Borgia**, **Angelo**, **Hernani** und **Marion de Lorme** an, und als später Zensurverhältnisse diese Stücke von der Bühne verdrängten, kam Alex. Dumas an die Tagesordnung, vor Allem dessen „Krone und Schaffot," noch bis vor Kurzem das Lieblingsstück des Publikums. Später stellten sich die französischen **Dii minorum gentium** ein mit **Diane Chivri**, dem Ritter St. George, den **Weißen** u. s. w. und wieder Dumas mit **Lorenzino**, wieder Andere mit Schäfer Lazar, und Schiffer John u. s. f. mit Grazie **in infinitum**. Eine Novität verdrängte die andere, und noch rauchte die Bühne vom Blute des einen Stückes, während schon das nächste wieder neues nachgoß. So ward das ungarische Theater zu einem wahrhaft französischen, und feierte seinen höchsten Triumf, als ein zufällig in Paris weilender Landsmann „Mathilde" bereits aus dem Manuskripte mit Siebenmeilenstiefeln übersetzte, und nach Pest schickte, wo dies Monstrum zum ersten und zweiten Mal vor einer jauchzenden Menge gegeben ward. Es war jedoch nicht das Blutdrama der Franzosen allein, was die Massen ergötzte, denn auch das frivole französische Lustspiel setzte sich bei uns fest: jedoch hatten wir hier das Umgekehrte von dem Falle, der

anderswo eintrat: denn wenn einige französische Lustspiele besseren Gehaltes selbst von wähligeren Direktionen auf das Repertoir gesetzt wurden, standen diese Lustspiele auf der ungarischen Bühne im Ganzen dem Gräueldrama nach, so daß die Zahl französischer Lustspiele weit geringer war, als die der Schauspiele; doch gefielen der Pariser Taugenichts, das Glas Wasser, der Soldatenhändler (wie man das Stück bei uns taufte) wegen seiner politischen Anspielungen, und die Memoiren des Teufels, weniger schon die Kette.

Es ist erklärlich, daß die Massen vom Theater blos Sinnenbefriedigung und Einwiegung in gedankenloses Schauen, unterbrochen von zeitweiliger Aufrüttelung der Neugierde, verlangen: unbegreiflich aber ist, daß selbst dann noch kein richtigerer Takt, wenigstens bei den Wortführern sich bilden, kein wahres Interesse für das Theater erwachen, und keine strenge Beaufsichtigung desselben sich einstellen wollte, als der Landtag vom Jahre 1839 und 40 die ungarische Bühne in Pest zum Nationaltheater erklärte, und zu ihrer Unterstützung ein Subsidium von 400,000 fl. K. M. votirte. So lange diese Bühne blos vom Pester Komitate unterstützt wurde, wechselten in der Direktion derselben die Beamten oder Gerichtstafelbeisitzer dieses Komitates mit einander ab, nach der bei uns gang und gäbe gewordenen Ansicht, daß der Komitatsmann alias spectabilis Alles verstehen müsse, oder noch besser, daß unser corpus juris wie der Koran der Inbegriff alles Wissens sei, und so ein Kundiger desselben, der die Advokatenzensur überstanden, zu jeder Stelle tauglich wäre. Demgemäß schenkte man dieser Angelegenheit auch nach der Erklärung des Landtages keine ernstere Aufmerksamkeit, und es blieb lange Zeit die frühere Direktion am Ruder, die wohl alles andere Bessere verstanden haben mag, als ein Theater zu leiten. Ja, was das Sonderbarste ist, trug auch die ungarische Akademie der Wissenschaften unvergleichlich mehr zur Verschlimmerung als Verbesserung der Sachlage bei, indem sie neben dem alljährlichen Preise von 100 Dukaten auf das beste Originaldrama, alle Jahre, wenn ich nicht irre, 400 fl. K. M. für Übersetzung fremder Theaterstücke nicht nur aus-, sondern wahrhaft hinauswarf, und zwar weil diese Übersetzungen aktweise mit 5 fl. C. M. honorirt wurden, es demnach den Dutzendübersetzern sehr darum zu thun sein mußte, ihr Müthchen an kurzen und vielen Akten, und an leicht übersetzbaren Stücken zu kühlen. Diese aber lieferte die französische Dramaturgie par excellence, und auch hier stammte die günstigste Arbeit gerade aus den Werkstätten der seichtesten Theaterstückmacher her.

Was that nun die Kritik in dieser Misère? Das Athenäum, ein in seinen früheren Jahren für unsere Zustände ziemlich tüchtiges Blatt, das aber später allmälig abzehrte, und im vorigen Jahre sanft entschlief, das Athenäum nahm jede französische Novität mit Jauchzen auf, und lobte sich außer Athem. Sein Redakteur, der gleichfalls einige Zeit die Direktion des Theaters geführt hatte, liebte die drastischen Effekte über die Maßen, und konnte nicht Lobenswerthes genug über die Erfindung der Fabeln und Begebenheiten bei den Franzosen und über den Bau ihrer Stücke sagen. Um sich aber auch kritische Rechenschaft für seine Vorliebe zu geben, ging er von dem bereits sattsam durchfochtenen Prinzip, daß die Entwickelung der Charaktere die Hauptaufgabe des Dramas sei, neuerdings ab, und deklamirte nach Aristoteles, der doch keine eigentlichen dramatischen Charaktere kannte, noch kennen konnte, von der Handlung als Grundstein. Natürlich aber nahm er auch hier die Handlung nicht im Sinne der Neueren als Ergebniß des Zusammenstoßes der Individualitäten, sondern als aristotelische Fabel des Stückes, als Begebenheit, der die Personen untergeordnet werden müssen. Ein andermal bemerkte er, wie es zweierlei Bühnenüberraschung gäbe, durch die eine werden die Zuseher, durch die andere die Schauspieler selbst überrascht, erstere sei unzulässig, letztere aber die wahre. (Zu welcher Art wohl der Redakteur die Überraschung gerechnet haben mag, die einen Schauspieler befällt, wenn er sich plötzlich vor der herabgelassenen Kourtine befindet, oder die gleichzeitige Überraschung des Publikums, der Schauspieler, und der Katze, wenn eine solche zufällig über die Bühne läuft, hat er uns leider zu sagen vergessen.) Aus den Jahrgängen des Athenäums ließen sich noch viel mehr derlei curiosa und miraculosa der Kritik aufweisen, wenn man nur Zeit und Geduld genug hätte, auf solche zu fahnden. Deshalb auch genüge es am Angeführten zur Andeutung, wie Direktion, Publikum, Übersetzer und Kritiker sich gleichmäßig vor den französischen Götzen in den Staub warfen, und ihr heiseres Hosianna absangen.

Wer aber hiebei am allerschlechtesten fuhr, das waren die armen, wahrhaft bedauernswerthen Schauspieler, aus denen die einander überstürzenden Novitäten lebendige Memorirmaschinen machten; denn wie der durch Überreizung sich stets abstumpfende Gaumen des Publikums immer nach neuem und stärkerem Gewürze, als das frühere war, schrie, spannten Direktion und Regie ihre wenigen brauchbaren Individuen fortwährend zum Memoriren neuer Stücke an, und wenn ich bemerke, daß viele Monate vorkamen, in deren jedem vier, ja auch fünf Novitäten eingelernt werden mußten, wird wohl Niemand einen Schauspieler der Nationalbühne um seine Stellung beneiden, zumal wenn er erfährt, daß dieser für eine solche Anstrengung nicht mehr als höchstens 100 fl. K. M. monatlich, und wenn es hoch kam 300 bis 400 fl. K. M. aus seinen Einnahmsantheilen jährlich bezog, während eine einzige Sängerin mit mehr als 6000 fl. K. M. honorirt wurde. Natürlich konnte sich unter solchen Umständen auch die ungarische Schauspielkunst nicht entwickeln, sie mußte ihr höchstes Ziel, nach Anweisung ihrer Lehrer, der französischen Dramaturgen, im Impastiren suchen, weshalb es auch aufkam, besonders gegen das Ende der Sätze gewaltig dick aufzutragen, die Mittelglieder aber halbverschlungen leise hinzuhauchen. Die Kritik des Athenäums tadelte ganz im Geiste ihrer obigen Grundsätze das Hinhauchen, welches sie unfähig machte, die Meisterwerke ganz zu genießen; sie sprach sich gegen das Nichtwissen der Rollen, das doch bei den vielen Novitäten nicht anders als natürlich sein konnte, öfter donnernd aus, viel weniger aber gegen das Impastiren, weil dieses zum Effekte nothwendig war; auch gab sie gute Lehren in Bezug auf die Aussprache, die Grammatik und Syntax, Kleidung und manierliche Bewegung: den Geist aber, in dem die besonderen Rollen aufgefaßt werden sollten, anzudeuten, lag im Ganzen weit außerhalb ihres Bereiches; und so hatten die Schauspieler keine Gelegenheit, von dieser Kritik etwas Wesentliches zu lernen. Von der andern Seite war ihnen jede praktische Quelle so zu sagen verlegt; denn Shakespeare, Göthe u. a. der besten Dra-

matiker konnten dort nicht anders als verpönt sein, wo Dumas und Melville herrschten. Nichtsdestoweniger muß ich, um gerecht zu sein, bemerken, wie die Schauspieler der Nationalbühne trotz aller dieser Schwierigkeiten jedenfalls Besseres leisteten, als Übersetzer, Dramatiker oder Kritiker. Sie erreichten und übertrafen in kurzer Zeit die deutschen Schauspieler des Pester Stadttheaters, und wußten sich bisher von mancher Unform deutscher Schauspieler frei zu erhalten, z. B. von der allgemeinen, unklaren Aussprache des r, dem affektirten unnatürlichen Auftreten, dem Abschnappen der Stimme in Ruheszenen, besonders bei Schauspielerinnen, u. s. w. Rühmlicher noch, als diese Negativität, mag unseren besten Schauspielern wahre Liebe zur Kunst erscheinen, der gemäß z. B. **Egressy** auf eigne Kosten zwei oder drei shakespearische Stücke übersetzen ließ, und sodann stets zum eigenen Nachtheile als seine Einnahmsstücke auf die Bühne brachte. Diesem Beispiele folgte später auch **Lendvay** mit König Richard III.

Bis zum Jahre 1842 monopolisirte das Athenäum die Theaterkritik; vom 1. Jänner dieses Jahres eröffnete jedoch der **Regélő** (Erzähler), als er in die Hände eines neuen Redakteurs kam, seine Spalten auch den Ansichten der Gegner, wie sie das Athenäum alsogleich tanfte, den Franzosenfressern. Früher schon, nämlich im November 1841 hatte ich Gelegenheit gewonnen, in einer akademischen Antrittsrede den Zustand des Nationaltheaters als einen beklagenswerthen, den französischen Einfluß als höchst schädlichen darzustellen, indem ich auf gänzlichen Mangel solider Charakteristik im Französischen, auf die Einseitigkeit, mit welcher die Franzosen sich dem Feilen blos des äußersten Oberhäutchens hingeben, sodann auf ihre Effekthascherei und auf ihr Streben nach Knalleffekten und Überraschungen hinwies. Diese Antrittsrede wurde später im **Regélő** abgedruckt, wo auch zahlreiche, die Richtung des Nationaltheaters mißbilligende Kritiken von Anderen und mir erschienen, in denen wir fortwährend auf das Haltlose der französischen Machwerke, der damaligen Abgötter, zurückkamen. Dies Streben goß aber eher Öl in die Flammen, und machte die Opposition gegen Shakespeare oder das bessere deutsche Theater wo möglich noch größer; denn das Athenäum stellte den mißbilligten französischen kaum bessere, sentimentale deutsche Piecen entgegen, und verdächtigte uns vor dem Publikum, als ob wir eifrige Anhänger der letzteren wären, obschon wir uns nie für sie, sehr oft aber deutlich gegen sie ausgesprochen. Das Einzige, was wir hierbei gewannen, war, daß der athenäische Weihrauch den Franzosen allmälig spärlicher ausgetheilt wurde, und zuletzt ganz ausging. In einen direkten Sachkampf aber, wie wir ihn angeboten, wollte sich das Athenäum nie einlassen, und zwar, wie dessen Redakteur wiederholt äußerte, aus der kindischen Ursache, weil er glaubte, wir suchen diesen Kampf blos, um Gelegenheit zu haben, mit Persönlichkeiten gegen ihn auftreten zu können.

Indessen wandelte die Regie des Nationaltheaters (die damalige Direktion war, so zu sagen, gar keine) auf der einmal betretenen Bahn unbekümmert um theoretische und praktische Kritik fort und fort, und führte ihre französischen Novitäten vor immer leereren Häusern auf: denn wie natürlich hatte das nicht genug zahlreiche, ungarisch sprechende Publikum in Pest schon von früher her einen überreizten Magen, auch mußten ihm bei den auf bloße Überraschung berechneten Piecen zwei, höchstens drei Vorstellungen derselben Novität genügen; endlich aber war es schon seit längerer Zeit von der überall herrschenden Operwuth, natürlich nur für italienische und französische Oper, befallen, trotz dem, daß die ungarische Oper für eine Nationalbühne wahrlich nicht schlechter besorgt sein konnte, als sie damals war.

Zu jener Zeit war es noch gebräuchlich mit Verachtung auf Alles, was heimisches Produkt war, herabzusehen, und wirklich verdiente das Originelle, das die Bühne brachte, nur mit wenig Ausnahmen ein besseres Loos: denn nachdem das originell sein sollende als eine ganz matte Nachäffung der, wenigstens für den äußersten Schein berechneten französischen Manier war, konnte es nicht einmal neben diesem bestehen.

Der fruchtbarste Bühnenschreiber und eifrigste Nachahmer des französischen Effektdramas war dazumal und ist noch heute **Eduard Szigligeti**, ein Schauspieler der Nationalbühne dritten Ranges. Als Schauspieler hatte er vor Anderen den Vorzug, daß er genauer wußte, was auf dem Theater Effekt macht, demnach was er dem Publikum aufzutischen habe. Er ging und geht also vorzüglich auf eine überraschende Zusammenstoppelung von athemlos dahinfahrenden Blitzbegebenheiten los, während die Charaktere ihm wie dem Franzosen nichts sind, denn sie müssen sich wie es nun gehen mag, dem Prokrustesbette der Fabel fügen, so daß uns seine Personenerzeugung vorkommen muß wie die eines Marionettenmannes, der die buntscheckigsten Anzüge für seine Puppen anfertigt, zum Kern desselben aber immer das gleiche Stroh oder die gleiche Wolle benützt; wollen wir daher von **Szigligeti's** Stücken sprechen, können und dürfen uns nie dramatische Charaktere beschäftigen. So lange unser Bühnenschreiber eine sogenannte veredelte tragische Bahn verfolgte, machten seine Stücke neben den französischen, bei weitem monströseren kein Aufsehen: seit er aber in der Absicht nationell zu werden, mehr gemein als volksthümlich geworden, wiederhallen die Theaterräume vom stürmischen Beifall, der ihm gezollt wird.

Neben **Szigligeti** trat schon in früherer Zeit unser unstreitig ausgezeichneteste Lyriker **Vörösmarty** mit mehren Dramen auf, die aber durchgehends nicht besonders gefielen. Der Name, den **Vörösmarty** mit Recht durch seine lyrischen Leistungen und eine wahrhaft vortreffliche epische Dichtung sich nicht nur im Publikum, sondern auch vor dem Forum einer strengeren Kritik errungen, hat sowohl die Direktion des Theaters als auch die Massen mit Pietät gegen den Dichter erfüllt, und seine dramatischen Versuche vor gänzlichem Mißglücken bewahrt, im Ganzen fanden jedoch alle eine blos laue Aufnahme; sie wurden einigemal vor immer leereren Häusern gegeben, und dann **ad acta** gelegt, von wo sie nur selten wieder hervorgezogen werden. Man weiß nicht, soll man es **Vörösmarty** zum Verdienste anrechnen oder nicht? daß er in der Taschenspielerei mit draftischen Effekten nicht so geschickt ist als **Szigligeti**; in der Charakteristik ist er gleich schwach, jedoch mit unvergleichlich geringerer karrikirter Manier, in der Sprache aber steht er am höchsten unter Allen, die bisher in der ungarischen Belletristik aufgetreten, wie alle seine Originalwerke, und auch seine Übersetzung von Shakespeare's „Julius Cäsar" beweisen.

Unter die Ausnahmen der nicht ganz neuen dramatischen

Literatur gehört des Grafen **Teleky** „Günstling," ein Trauerspiel, welches die Ereignisse der Regierung des röm. Kaisers Maxim. behandelt, 1840 im Drucke erschien und anfangs 1842 gegeben wurde. Ist auch dies Drama nicht ganz frei zu sprechen von Gebrechen der neuern französischen Dramaturgie, so findet sich daneben auch viel Originelles darin, welches von einem tüchtigen Talente zeigt, und zwar eben deshalb, weil kraftvoll neben Starkfehlerhaftem auch Vorzügliches ersichtlich wird. Die hohe Aristokratie interessirte sich für dieses Stück besonders, indem sie, was in jener Epoche kaum vorkam, alle Logen besetzte; dem Parterrepublikum aber dauerte das Stück bei seiner ersten Darstellung zu lange, und schon dieser Umstand genügte, das Stück zu verwerfen; deshalb ward es zum zweitenmale mit eben nicht am zweckmäßigsten vorgenommenen Abkürzungen gegeben, und zwar, wo ich nicht irre, zum zweiten und letztenmale zugleich; was um so mehr zu bedauern ist, da sich Teleky seither vom dramatischen Fache zurückgezogen, obschon sich außer dem Athenäum, welches tadelte, die übrigen Zeitungen günstig über seinen „Günstling" ausgesprochen.

Ein anderes älteres Stück, das sich auf den Brettern der Bühne aus der Überschwemmung, welche die älteren Nationalprodukte wegspülte, bis in die Gegenwart gerettet und lange das vorzüglichste Kassastück blieb, ist Gaal's „Notar von Groß-**Peleske**," eine mit vielem Humor geschriebene Posse, deren Stoff im Allgemeinen **Guadányi** bereits früher zu einem komischen Epos verarbeitet. Trotz dem hat man Gaal mit Unrecht den Vorwurf gemacht, er habe das Beste in seinem Stücke von **Guadányi** entlehnt. Im Gegentheil ist die Posse im Ganzen originell, und was Gaal vom älteren Epos genommen, besteht einzig in der Reise des Notärs nach der Hauptstadt, und im Namen. **Guadányi's** Notär geht vorzüglich deshalb nach Pest und Ofen, um dem Dichter Gelegenheit zu geben über die Verdeutschung der ungarischen Hauptstadt loszuziehen, hingegen versetzt Gaal seinen Notär als Landpomeranze in sehr komische Situationen, deren einige wohl schon benützt, andere aber ganz originell sind. Zu ersteren gehört z. B. das Benehmen desselben im Theater, wo Shakespeare's Othello gegeben wird, und der Landmann der unschuldigen Desdemona auf die Bühne zu Hilfe eilt, jedoch ist das bereits Vorgekommene auch hier auf eine nicht unoriginelle Weise weiter fortgesponnen. Ganz originell aber ist die Art, wie ein reicher Bräumeister, Hopfen, dazu bewogen wird, seine Tochter dem Sohne des Notärs, einem ganz neugebackenen Advokaten, zur Frau zu geben. Im Hause des Hrn. Hopfen spukt es täglich bis um Mitternacht, er verbringt also die Zeit bis nach zwölf immer in einem nahen Kaffeehause, wohin auch der Liebhaber mit seinen Freunden kommt. Der pünktliche Hopfen, der Alles nach der Uhr thut, fällt um seine gewöhnliche Zeit in einen derben Schlaf, der die muthwilligen jungen Leute veranlaßt, ein Experiment mit dem Bräuer anzustellen. Die Kerzen und Lampen werden ausgelöscht, daß es vollkommen finster wird, dann weckt man den Schläfer durch einen starken Lärm auf; dieser reibt sich die Augen, sinnt und denkt nach. Wo mag er eingeschlafen sein? Sein Gedächtniß sagt ihm, im Kaffeehause; sein Ohr bezeugt dasselbe, denn die jungen Leute spielen fort und fort Billard und Karten, und benehmen sich überhaupt, als ob das Gemach glänzend erleuchtet wäre. Nun kann Herr Hopfen nicht anders denken, als daß er im Schlafe plötzlich erblindet sei, und nimmt eine laute Wehklage an. Natürlich findet sich mählig ein berühmter ausländischer Augenarzt unter den Freunden des Lichtscheuen, welcher dem Bräuer, gegen seine Tochter für den Freund, das Augenlicht zurückgibt, indem er ihm ein dickes Pflaster auflegt, und während dieses wirkt, die Kerzen und Lampen wieder anzünden läßt. Für eine Posse ist dieser Schwank von guter Wirkung, zumal unser Publikum von einem ähnlichen Falle weiß, der sich mit einem Albernen in Ofen wirklich zugetragen, und Karl Thern zu dem Kondolenzchore, den die jungen Leute über die plötzliche Erblindung anstimmen, einen Gesang von echt komischer Wirkung komponirt. Eben so originell, ja dem Nationalleben abgelauscht sind auch andere Szenen, wie auch schon die Schürzung des Knotens dadurch, daß der Notar in seinem Orte eine Hexe vom Scheiterhaufen rettet (diese spukt später in Hopfen's Hause), zu welchem sie das Volk schleppt; er gibt sich hiebei als einen aufgeklärten gelehrten Mann zu erkennen, der aus dem **corpus juris** den Ausspruch des Königs Koloman zitirt „von Hexen aber, die nicht existiren, hat keine Erwähnung zu geschehen." Durch seinen Unglauben aber lädt er sich nun die Hexe selbst auf den Hals, die ihn überall auf seiner Reise in die Hauptstadt, wo er ein Amt sucht, verfolgt, und Ungemach ohne Zahl bereitet, indem sie ihn bald in einer abgelegenen Schenke in Gesellschaft von Straßenräubern findet, und der Verfolgung dadurch preisgibt, daß sie ihn als Chef der gegen sie ausgesandten Diener der Justiz bezeichnet, bald eine betrunkene Meute von Soldaten gegen ihn losläßt, die ihn für einen verhaßten Quartiermeister halten, bald als er über eine Pußte reitet, ihm die Stiere einer Heerde an den Hals hetzt, von welchem Schrecken er sich dann unter den Hütern erholt, mit denen er ein vorzügliches Volkslied singt. Hiedurch wird unser Held zum Glauben an die Hexen bekehrt, und wir möchten dies sogar natürlich finden, wenn Gaal nur keck genug gewesen wäre, die Hexe wirklich hexenhaft darzustellen. Diese Abenteuer eröffnen aber auch dem Dichter ein weites Feld, auf dem er uns die verschiedensten Volksklassen vorführt, und nicht selten mit Wenigem auch ziemlich charakteristisch zeichnet; ihn unterstützt namhaft der Kompositeur Thern theils durch gute Instrumentirung bereits bestehender Volksarien, theils durch neue im Sinne dieser komponirte, und trägt so nicht wenig dazu bei, dies Stück zum Lieblingsstücke des Publikums zu machen. Und dies war es auch wirklich, so lange noch der in solchen Rollen wirklich ausgezeichnete **Megyery** den Notar gab, seitdem aber **Megyery** gestorben, ist auch der Notar von **Peleske** stark in den Hintergrund getreten.

Obschon Gaal's Piece blos eine Posse ist, war es doch nöthig mehr darüber zu sagen, weil sie unstreitig als das Beste in diesem Fache erscheint, und an Verdienst sowohl als an Gesundheit der Auffassung auch weit **Szigligeti's tragico-comico-pastoral-melodramatico** u. s. w. Mischlingsstücke überragt, die in neuester Zeit ein ganz unverdientes Furore gemacht. Ich meine hier „den Deserteur" und „die zwei Pistolen."

Es hat eine Anekdote bei uns zirkulirt, ein verschmitzter Slowake habe sich einst in ein ungarisches Komitat begeben, und dort unter dem Vorwande, er wolle die Kinder der **spectabiles** französisch lehren, diese im Slowakischen unterrichtet,

der Betrug aber sei erst spät, nämlich bei der Prüfung ans Tageslicht gekommen. — Eine andere Anekdote erzählt, daß ein dreimaliger Deserteur, der erschossen werden soll, von seiner natürlichen Mutter erkannt, und sodann auf ihre Anzeige durch seinen Obristen, der zufällig sein natürlicher Vater ist, begnadigt wird. — Es gibt in Pest ein Kaffeehaus unter dem Schilde **Zrinyi**, ein sogenanntes ewiges Licht, wo allerlei Pflastertreter ihre Nächte beim Karten- und andern Spielen durchwachen sollen. Dies Kaffeehaus ist keine 200 Schritte vom Nationaltheater entfernt, und jedem Bühnenbesucher, der dabei vorbeikommen muß, kömmt er aus der Stadt, wohlbekannt.

Und diese drei Stücke gaben die Ingredienzien zu **Szigligeti's** „Deserteur." Die Anekdote vom slowakischen Franzosen personifizirt in einem höchst läppisch und pöbelhaft nobelthuenden Schneider, und eine Szene im **Zrinyi** geben das komische Element, das Begebniß mit dem „Deserteur" das tragische her. Jedoch hat **Szigligeti** in einer diesfalls entstandenen Polemik die Erfindung der Deserteurfabel sich vindizirt, und es ist seinem Gegner nicht gelungen, ein vorgeblich existirendes deutsches Originaldrama nachzuweisen. Auch wollen wir **Szigligeti** gerne glauben, er habe eine derlei Piece nie zu Gesicht bekommen: so wie es bestimmt ist, daß Vieles in der Deserteurfabel **Szigligeti's** unbestreitbares Eigenthum ist, und er die Knalleffekte bis ins Unendliche gemehrt. Als originell wäre anzunehmen die Spannung, die dadurch erregt wird, daß die natürliche Mutter keine Gelegenheit findet, den Obristen von ihrer Entdeckung zu unterrichten, denn obwohl sie sich am Vorabend der Exekution mit dem Obristen auf einem Ball befindet, erlaubt ihr die Eifersucht ihres Mannes nicht, jenen unbelauscht zu sprechen, ja der Mann tauscht, man weiß nicht recht warum, seine Maske mit der des Obristen, und bekömmt etwas Verdacht, der ihn, als am folgenden Morgen die Frau nicht länger an sich halten kann, und um ihren Sohn vom Untergange zu retten, selbst zum Obristen hineilt, ebenfalls dahin führt, und in ein Duell verwickelt, welches aber glücklicherweise ohne ein blaues Auge abläuft. Endlich ist ohne allen Zweifel, daß **Sigligeti**, um den drastischen Effekt zu erhöhen, ganz aus Eigenem noch einen Delinquenten, einen Bösewicht von der Mörderart, hinzugefügt und sich hierin als gelehrigen Schüler der Überraschungstheorien des weil. Athenäums bewiesen; denn sind die Schauspieler schon deshalb in einer erklecklichen Spannung, weil sie nicht wissen, ob der ausgewirkte Pardon noch zu rechter Zeit ankommen werde, so müssen sie noch mehr, ja bis zum beinahe Unerträglichen gespannt werden, als Puff! ein Schuß erschallt. Wer aber ist der Gefallene? Furchtbare Spannung der Schauspieler und des Publikums! die sich in beiderseitige freudige, also nach dem Athenäum halb gute, halb schlechte Überraschung auflöst, als verkündet wird, unser Deserteur sei gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

Kritische Aforismen über die neuesten Vorschläge zur Reform der filosofischen Ethik.

(Schluß.)

5. Was hat jedoch dieses Gerede über die christliche und heidnische, katholische und protestantische Erkenntnißtheorie für einen Bezug auf die Ethik und ihre Reform, von welcher doch hier gehandelt werden soll?

Der Zusammenhang ist dieser:

Gioberti meint, Kant habe, angesteckt von diesem cartesianischen Psychologismus gelehrt: So wie der Geist im Erkennen von der Selbsterkenntniß ausgeht, und zunächst nur sich selbst zum Objekt habe, so habe auch der kreatürliche Geist das Sittengesetz in sich, gäbe es sich selbst. Ein Gesetz aber, welches der Wille selbst gibt, sei ohne Auktorität. — Das Gesetz müsse vielmehr von außen her dem Menschen zukommen, von Gott gegeben werden. „Das Sittengesetz ist die Idee in Bezug auf den Willen; die Idee aber ist Gott. — Das theoretisch Absolute ist auch das praktisch Absolute. Der Mensch hat das Ziel seines Strebens nicht in sich, sondern in Gott, Gott ist der Zweck der Menschen wie jeder Kreatur, Gott allein ist legitimer Egoist, weil er das höchste und unendliche Gut ist. Der Mensch muß sich selbst als einfaches, auf den höchsten Augenpunkt aller Dinge gerichtetes Mittel betrachten."

Die Wärme, mit welcher Gioberti gegen jede egoistische Lehre auftritt, ist gewiß höchst lobenswerth, nur Schade, daß er, indem er die Geschöpfe vor dem Egoismus bewahren will, Gott selbst als legitimen Egoisten zu proklamiren sich gedrungen findet; er scheint daher nicht ganz auf dem orthodoxen Weg geblieben oder gewesen zu sein, hinsichtlich der Deduzirung des Sittengesetzes. Fiel ihm denn nicht bei, daß es Grundlehre des orthodoxen Christenthums ist: Unser Gott ist kein Egoist, denn die Liebe ist der direkte Gegensatz jedes Egoismus. Gott hat aber die Menschen so wenig als die Natur und die Engel geschaffen um seinetwillen, als bedürfte er derselben, er hat sie geschaffen um ihretwillen, weil er die Liebe ist. Aus dieser Liebe hat er auch seinen Sohn in die Welt gesandt, um diese zu erlösen und zu beseligen. Darum dürfte der Ausdruck: Gott ist das Ziel des sittlichen Willens wohl nur mit großer Vorsicht und genauer Erklärung zu gebrauchen sein; man könnte sich sonst den Vorwurf zuziehen, wie ihn Gioberti mit vollstem Rechte verdient: daß man entweder damit lehren wolle: Gott habe sich eine Summe von Wesen geschaffen, weil er solche als Mittel erkannt, sich seine einsame Existenz behaglicher zu gestalten, oder Gott sei das reele Ziel für das Streben der Geschöpfe; wie sie von ihm ausgegangen, sollen sie auch wieder in ihn zurückkehren, in ihm sich auflösen, zur realen Einheit verschmelzen. — Erinnert die erste Auffassungsweise des Verhältnisses von Gott und Welt an Rübezahl und seine Geschöpfe, so ist die andere offenbar budhistisch; beide aber sind für den positiven Christen gotteslästerlich, das wird uns Gioberti doch zugeben, obwohl er die erste in seiner reformirten Ethik vorträgt.

Übrigens hat er gegen Kant in so ferne Recht, wenn er, wie vor ihm längst Andere gethan, es tadelt, daß dieser das Sittengesetz vom Willen der Kreatur gegeben sein läßt, jenes so zum blos subjektiven Gesetze, diese aber zum absoluten Legislator macht; das Sittengesetz ist ein objektives, weil vom objektiven Gotte für den Willen des kreatürlichen Geistes gegebenes. Aber auch Kant

hatte Recht, gegenüber seiner Zeit, und behält Recht gegenüber Gioberti, wenn er das Sittengesetz für kein blos positives, dem Geiste von Außen her gegebenes angesehen wissen will, weil es dann mit aller moralischen Verbindlichkeit zu diesem oder irgend einem anderen Gesetz, mit aller Moralität ein Ende hätte für uns. Das Sittengesetz kann eben so wenig ein schlechthin dem kreatürlichen Geiste fremdes, heteronomes sein, als ein blos subjektives, von diesem sich selbst gegebenes (im kantischen Sinne autonomes), wenn es eine moralische Verbindlichkeit dazu gibt.

Es muß also der Grund des Sittengesetzes in einer dritten andern Weise sich auffassen lassen, als es Kant und Gioberti gethan.

Und ich meine, wenn Letzterer seine ursprüngliche Absicht: die christliche Idee der Schöpfung festzuhalten, nicht vergessen hätte über dem angestammten pelasgisch-platonischen Dualismus, er wäre nicht so weit ab von der Wahrheit geirrt. Ich will ein paar Bemerkungen zur Rechtfertigung dieser Meinung hersetzen.

Gioberti sagt: Die Idee, welche Objekt des Erkennens ist, ist auch Ziel des Willens, ist in Bezug auf diesen das Gesetz. Ganz richtig; allein welche Idee ist dieses Erkenntnißobjekt und dieses äußere Ziel des kreatürlichen Willens?

Der Verfasser antwortet: Die Idee, welche Inhalt des göttlichen Bewußtseins ist.

Wohl! Aber dieser Inhalt des göttlichen Bewußtseins kann doch unmöglich auf direkte Weise Inhalt des menschlichen Bewußtseins werden oder sein, außer dieses wäre nur ein Theil vom göttlichen und Gott die Weltseele, was zwar gut platonisch, aber schlecht christlich klingt! — Und Aufgabe des kreatürlichen Willens kann doch nicht sein: die direkte Verwirklichung dieser Ideen im göttlichen Bewußtsein, da Gott wohl nicht erst durch die Geschöpfe seine Vollendung zu erhalten hat.

Wie gelangen wir nun zum Wissen von diesen Ideen, wenn nicht durch vermittelte Erfassung des göttlichen Bewußtseins? Und — in wie ferne kann jene Idee Ziel des kreatürlichen Willens heißen? Von der christlichen Schöpfungslehre aus führt ein Weg zur Antwort auf diese Fragen.

Schaffen heißt Ideen setzen und zwar substanzialiter. Die Geschöpfe sind substanzialisirte Ideen des göttlichen Bewußtseins, haben also außer diesem eine selbstständige Existenz, nicht blos ein mitgetheiltes Sein, wie Gioberti mit Plato dem Dualisten behauptet. Mittheilen kann man nur, wo schon Etwas da ist, welches empfangen kann; vor dem Schöpfungsakt bestand aber nach christlicher Lehre kein Urstoff, weder ein geistiger noch ein materieller, dem die Ideen Gottes nur erst eingeprägt eine bestimmte Form gegeben.

Substanzen setzen heißt ferner nicht blos todte, thätigkeitslose Stoffe setzen, sondern endliche Thätigkeits-Lebensprinzipe, endliche Potenzen. Gott ist nicht ein Schöpfer des Todes, sondern des Lebens.

Sind die endlichen Wesen als Lebenskeime, als Thätigkeitsprinzipe von Gott gesetzt; so können sie durch die Entfaltung dieses Keimes, durch die Bethätigung ihrer Kraft, durch ihre Wirksamkeit etwas in erscheinender Wirklichkeit werden, was sie im Schöpfungsakte potenzialiter geworden. Da sie als solche Potenzen von Gott gesetzt worden, so ist die Verwandlung dieser substanziellen Möglichkeit in erscheinende Wirklichkeit, Wille Gottes in Bezug auf die geschaffenen Wesen, ist ihre Bestimmung, und — die endliche Substanz entspricht der Idee des göttlichen Bewußtseins, dem Willen Gottes in Bezug auf sie erst dann vollkommen, wenn sie sich als das offenbart, bethätigt, wirksam zeigt an sich und in Wechselwirkung mit Andern, als was sie potenzialiter vom Gott gesetzt worden, — wenn also nicht blos ihre Wesenheit, sondern auch ihre Wirksamkeit jene Idee ausdrückt.

Somit wäre es allerdings wahr, daß die Verwirklichung der Ideen des göttlichen Bewußtseins, das Ziel des Wirkens der Geschöpfe ist, aber — es leuchtet zugleich ein, daß dies der Kreationsidee gemäß in einem ganz andern Sinne zu verstehen ist, als in dem es Gioberti lehrt. Der in dem Schöpfungsakte ausgesprochene Wille Gottes ist: daß die endlichen Geschöpfe als das bestehen und sich wirksam zeigen, als was er sie gesetzt hat; daher ist die Grundtendenz jedes Geschöpfes Selbsterhaltung und Selbstbethätigung.

Die Geschöpfe drücken also die Ideen durch ihre Wirksamkeit aus, vollbringen den Willen Gottes, indem sie sich selbst erhalten, ihre eigene Wesenheit bethätigen, die in dieser von Gott gesetzte Möglichkeit in Wirklichkeit verwandeln. Das Ziel ihres Wirkens ist also eben so richtig ein inneres, als ein äußeres zu nennen; die Geschöpfe dienen Gott, indem sie sich selbst dienen. Und — vorausgesetzt, daß die den einzelnen Geschöpfen zu Grunde liegenden Ideen, Bestandtheile des einen Weltgedankens Gottes sind, also die Schöpfung zugleich die Prästabilirung einer lebendigen Harmonie der Geschöpfe ist; so dienen die Geschöpfe durch ihre Selbsterhaltung und Selbstbethätigung auch gegenseitig einander, ohne deswegen aufhören zu müssen, Selbstzweck zu sein.

Doch versteht sich, daß das Dienen gegenüber Gott in einem andern Sinne zu nehmen ist, als das sich selbst und andern Geschöpfen dienen; dort heißt es Gottes Willen, der das Wohl seiner Geschöpfe bezweckt, gehorchen; hier heißt es, die eigene und fremde Vollendung fördern. Gott zieht aus diesem Dienste seiner Geschöpfe keinen Vortheil, sondern diese erringen nur darin das eigene Wohl; eben weil Gott kein egoistischer Herr, sondern der Vater seiner Geschöpfe ist.

Schon in so weit spricht dieses Verhältniß der Wirksamkeit endlicher Substanzen zu den göttlichen Ideen, welche im Schöpfungsakte realisirt worden, das Motiv dieses Aktes als uneigennütziges, als den Egoismus negirendes, als Liebe aus, wie es das Christenthum lehrt. Und aus der christlichen Kreationsidee stammt es daher nicht, wenn Gioberti sich gedrungen findet: Gott als einzigen, legitimen Egoisten zu proklamiren, somit die geistigen Geschöpfe

wie die Natur als bloße Mittel für Ihn, als Sklaven desselben.

Sehen wir aber weiter!

Hat Gott Ideen seines Bewußtseins substanzialisirt, nicht, weil er dieser endlichen Substanzen und ihrer Wirksamkeit als Mittel bedurfte zur Verwirklichung seiner eigenen objektiven oder subjektiven Vollkommenheit, sondern aus Liebe; so ist es auch erklärt, warum die Tendenz der Wirksamkeit jeder dieser kreatürlichen Substanzen ist, nicht blos an sich, schlechthin zu sein und zu wirken, sondern auch für sich Seiendes, von ihrem Wirken Wissendes, ihr Dasein Genießendes zu werden.

Aus der christlichen Lehre über das Motiv der Schöpfung folgt also schon (ohne daß wir uns auf eine spekulative Exposition hier der Kürze halber einlassen), daß zwar die Ideen des göttlichen Bewußtseins das Objekt des kreatürlichen Wissens genannt werden können, aber auch daß dieses Objekt kein blos äußeres für die Geschöpfe ist. Sie selbst sind ja die substanzialisirten Ideen des göttlichen Bewußtseins; indem sie also ihr eigenes Sein und die durch die Beschaffenheit ihres Wesens bedingte Gesetzmäßigkeit des Wirkens zum Gegenstande ihres Wissens haben und machen, denken sie den Gedanken Gottes nach, welche er in ihrer Schöpfung substanzialisirte, und bringen dessen Willen in Bezug auf sie zum Bewußtsein.

Begreiflich ist es weiters, wie die geistigen Geschöpfe mit und in dem Wissen von sich (von der ihrer Wesenheit zu Grunde liegenden Idee) auch zum Wissen von andern substanzialisirten Ideen, ja der Gottheit selbst gelangen können. Erfassen sie nämlich mit ihrem Wissen auch zunächst ihr eigenes Dasein; so ist ihnen dieses doch als ein endliches, als ein dem Sein und Wirken nach bedingtes (und zwar als ein zunächst in seinem Erscheinen von andern endlichen, zuletzt aber in seinem Sein von einem unendlichen Wesen abhängiges) in ihrem Bewußtsein gegeben. Hier wird dann allerdings das Objekt des Wissens ein dem Subjekte äußerliches.

Dies ist der in der christlichen Schöpfungslehre ausgesprochene Weg, auf welchem die Kreatur die Ideen des göttlichen Bewußtseins erfaßt; ihrer, wenn man so sagen will, theilhaftig werden kann.

Wenn Gioberti diesen Weg mit dem getadelten cartesianischen Psychologismus zusammenhält, und mit seiner eigenen Erkenntnißtheorie; so kann ihm wohl das Urtheil nicht schwer werden: Ob jener oder diese echt christlich sei, und ob daher seine Warnung vor jener gerecht oder voreilig gewesen.

Es dürfte hier auch keine Schwierigkeiten mehr haben, welches die aus der christlichen Schöpfungslehre sich ergebende Auffassungsweise des Sittengesetzes sei.

Erfaßt die Kreatur mit ihrem Wissen ihre eigene Wesenheit, und diese als eine endliche Potenz bestimmter Art (als ein bestimmtes Lebensprinzip); so weiß sie auch, was sie durch ihre Thätigkeit werden kann und werden soll. Dieses Bewußtsein, mag es nun dunkel oder klar, undeutlich oder deutlich, Empfindung, Gefühl oder Idee sein, ist Wissen um eine innere, von der eigenen Wesenheit ausgehende Anregung zur Thätigkeit, und zwar zur Selbstbethätigung. Da diese Anregung, weil eine wirkliche, also auch zugleich durchaus bestimmte, konkrete ist; so erscheint sie auch als Norm für die durch sie erzeugte Thätigkeit, als Gesetz.

Die Wirkungsgesetze der Kreaturen sind also in ihrer Wesenheit gegeben und erscheinen als innere Anforderungen, als innere Gesetze bei den zum Bewußtsein gelangten Wesen.

Freilich ist die Form, in der diese Gesetze im Bewußtsein des Geschöpfes erscheinen, wieder verschieden nach der Wesenheit der Geschöpfe selbst. So erscheint diese Anregung, dieses Gesetz im thierischen Bewußtsein als Trieb, innerer Drang, innere Nöthigung zu einem bestimmten Thun und Lassen, im geistigen Bewußtsein hingegen als unbedingte Aufforderung, als kathegorischer Imperativ, als Freiheitsgesetz; eben weil jenes als relativ selbstständige Einheit (als Glied des Naturganzen) der freien Selbstbestimmung unfähig; der kreatürliche Geist aber, als substanzielle Einheit, dem Naturzwange (Nothwendigkeit) enthoben, und der Freithätigkeit fähig ist.

Im Bewußtsein des Menschen, weil er das Vereinswesen einer Naturindividualität und einer endlich-geistigen Substanz ist, finden sich bekanntlich sowohl Trieb als kathegorischer Imperativ, und darum jener auch nur als relative Nöthigung, der Imperativ, das Sittengesetz muß also wie der Naturtrieb zunächst als eine von der eigenen Wesenheit ausgehende Anregung, als innerliches Gesetz im Bewußtsein der Kreatur erscheinen.

Damit ist jedoch nicht gesagt:

Daß das Geschöpf sich dieses Gesetz selbst gäbe, daß es ein rein subjektives sei. Das Geschöpf findet dieses Gesetz in sich, als ein seiner Wirksamkeit gegebenes, also objektives, wie es seine Wesenheit als eine gegebene, nicht als eine von ihm selbst gesetzte, im Bewußtsein findet.

Indem so die Wesensetzung der Kreatur (= Schöpfung) mit der Gesetzgebung zusammenfällt, so wird jene, wenn sie so weit zur Erkenntniß ihrer eigenen Wesenheit gelangt, daß es diese als eine endliche, von einem unendlichen Wesen gesetzte, erfaßt, dieses innere Gesetz nothwendig als von Gott gegebenes, als Wille Gottes in Bezug auf es erkennen. Da erscheint ihm dieses Gesetz allerdings auch als zuletzt außer ihm begründetes. — Und — denkt es diesen letzten Grund seiner eigenen Wesenheit als letzten Grund aller endlichen Realitäten; so erkennt es ihn auch als Gesetzgeber der Welt, und denkt einen Zusammenhang, eine Harmonie der Wirkungsgesetze, der Bestimmungen aller Geschöpfe, eine Weltordnung, die durch das gesetzmäßige Wirken der Kreaturen zur Erscheinung kommen soll.

Es verträgt sich also recht wohl mit der christlichen Schöpfungsidee, wenn Kant im Innern des Menschen die nächste Quelle des Sittengesetzes sucht. Nur ist dieses Innere, von welchem das Gesetz ausgeht, nicht der Wille, sondern die Wesenheit, darum auch das Selbstbewußtsein den Imperativ als gegeben findet.

Zeit müssen wir uns daher noch Alle, Hohe und Niedere, Reiche und Arme zu demselben Male niederlassen. Überall Gründlichkeit mit Leichtigkeit zu verbinden war unmöglich.“ Man darf sich hiemit dieses Werk nicht als ein pedantisch gelehrtes vorstellen, von dessen Lektüre der Laie ganz ausgeschlossen wäre. Jeder, der nur einigermaßen zusammenhängenden Schlüssen zu folgen vermag, kann das Buch vom Anfange bis zum Ende mit Verständniß lesen, ohne gerade gelehrte Vorkenntnisse zu besitzen. Es ist das Ziel aller slawisch-literarischen Bestrebungen der Gegenwart Gründlichkeit mit Faßlichkeit zu vereinen. Auch Šafařik legt auf jedem Blatte seines Buches davon Zeugniß ab. Die Zitate sind entweder in reichhaltige Anmerkungen unter den Text verwiesen, oder sind mit dem Texte so verwebt, daß sie den Zusammenhang weder dem Auge noch dem Verstande verleiden. Jeder nur etwas ungewöhnliche Gegenstand wird erklärt und erläutert, ja manchmal auf eine in der That übertriebene Weise. So z. B. die Darstellung der Raçen. Šafařik gibt nicht nur die wichtigsten Werke über die Raçen-Literatur an (S. 25), sondern führt auch die Haupt- und Unterarten der Raçen auf eine ermüdende Weise auf 14 Seiten seines Riesenformates dem Auge des Lesers vor, und entschuldigt sich noch, daß er vorzugsweise nur die indoeuropäische und nordische Völkerfamilie, nicht aber die Tungusen, Kurilen, Jukagiren, Korjaken, Kamtschadalen, Japanesen, Koreaner, Tibetaner so wie auch die Völker des chinesischen und semitischen Stammes im Einzelnen anführe (S. 36) *). Doch solche Unannehmlichkeiten schwinden vor der Großartigkeit des Planes und dessen Ausführung, welche oft Ehrfurcht gebietend ist.

Weil man aber Bedeutendes gerne fehler- und fleckenlos sieht, wegen der Hinneigung des Menschengeistes zum Idealen, so thaten dem Schreiber Dieses folgende Worte Šafařik's in der Vorrede recht wehe: „Die wahre Gründlichkeit in der Geschichte wie in jeder andern Wissenschaft besteht sicherlich in der vollkommenen Kenntniß des Einzelnen, die man sich mühsam und schwierig erwirbt, keinesfalls aber in dem jetzt so beliebten filosofischen Räsonnement, das ohne jene Einsicht unfruchtbar, freilich aber leicht ist.“ Das Wort Räsonnement ist durch den deutschen Übersetzer gemildert, im Böhmischen steht: **Rozumowáni a mudrowáni**, das den Sinn des filosofischen Vernünftelns und Klügelns gibt. Die angeführten Worte sind in dem Munde des so allseitig gebildeten Šafařik völlig unbegreiflich. Enthält ja doch sein Werk selbst keine trockene Aufzählung von Quellen und Fakten, sondern zeichnet sich gerade durch deren Kritik und Systemisirung aus. Eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten Šafařik's ist es ferner, daß er nach Durcharbeitung einer Allheit gleichartiger Einzelnheiten, stets allgemeine echt filosofische Betrachtungen anstellt. Wenn die Vollkommenheit in der Geschichte nur in der vollkommenen Kenntniß des Einzelnen bestehen würde, was für ein Recht hätten die „allgemeinen Betrachtungen“ (**Všeobecné uwáhy**) trotz ihrer Gediegenheit, die Šafařik im §. 23 auf neunzehn vollen Seiten gibt, in seinem Werke zu erscheinen? „**Dokonalé poznání wěci jednotných a podrobných**“ vollendete Kenntniß des Einzelnen und Selbstständigen (Detailirten! Ist das Einzelne nur erkennbar, wenn es nicht mit einem Allgemeinen geeint wird? Das Allgemeine ist das Wesen, die Wahrheit, der Begriff, die Erkenntniß des Einzelnen. Das Einzelne so lange es blos Einzelnes bleibt, ist unerklärlich. Das Eine Allgemeine hängt aber mit dem Andern, der Eine Begriff mit dem andern, auf das innigste zusammen; die Bearbeitung des Allgemeinen, die Auffindung des Zusammenhanges desselben unter sich und dessen Beziehung auf das Einzelne, wenn sie selbstbewußt und systematisch ist, ist schon selbst Filosofie, ohne sie gibt es gar keinen Forscher, keinen Denker. Warum also den alten, in der Kulturgeschichte längst beigelegten Hader zwischen Erfahrung und Denken, Empirie und Spekulation, quellengemäßer und filosofischer Geschichtsbetrachtung in einem solchen Werke berühren, da doch keiner dieser Gegensätze ohne den andern das sein kann, was er will; warum sich mit so vielen Unwissenden und Boshaften aller Zeiten auch nur in die entfernteste Parallele stellen, da man doch von ihnen durch die That selbst sich wie Tag und Nacht scheidet, warum endlich Ausfälle in einem slawischen Werke gegen das Filosofiren, da doch die Slawen allgemein den Mangel der Filosofie fühlen, ihn eingestehen, nach der Filosofie sich sehnen und darin auch weit größere Fortschritte gemacht hätten, wenn die Filosofie der Gegenwart nicht gerade die deutsche wäre? Mögen die Deutschen selbst die Übergriffe der näselnden und zerfließenden filosofischen Sentimentalität unserer Tage, so wie die der anatomisirenden, zersetzenden, distinguirenden Verstandesmänner in ihre Schranken zurückweisen, weil sie das Primat in der Filosofie behaupten, uns Slawen ziemt das Anerkennen der ungeheuern Höhe, namentlich des historisch-filosofischen Forschens durch die Deutschen besser, als das Geringschätzen dessen, was wir nicht haben. Mit dem seit einigen Jahrzehnden gewaltig einbrechenden allgemeinen Selbstbewußtsein unter den slawischen Völkerschaften ist auch die Grundlage zu ihrer eigenthümlichen filosofischen Entwicklung gelegt und die Männer, denen die Vorsehung die Leitung der literarischen Kultur der Slawen anvertraut hat, haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als diesen ersten Strahl filosofischer Morgenröthe zu hegen und zu pflegen. „Es ist dafür gesorgt,“ sagt Göthe, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!“ Mögen daher die Deutschen durch die Worte Šafařik's in der Vorrede und auch sonst hie und da nicht veranlaßt werden, sein Werk als der Filosofie feindlich und fremd zu betrachten!

Nach dem Schlusse der Vorrede, in welchem er sich dankend besonders gegen seine Freunde **Palacký** und **Pogodin** wendet, gibt er nach einer kurzen Einleitung (**úwod**) den Hauptzweck und Hauptinhalt seines Werkes an, als die Erforschung des Ursprunges der Slawen, ihrer äußern und innern Geschichte bis auf jenen Zeitpunkt, von welchem die eigentliche sichere Geschichte jedes slawischen Stammes beginnt. Er scheidet diesen Zeitraum besonders aus dem Grunde, damit Festes und Sicheres nicht mit Schwankendem und Unsicherem gemengt werde, in zwei Theile: Von der Urgeschichte, in die Zeiten Herodot's hinauf reichend, bis zum Fall des Hunnen- und Römerreiches; 456 vor Chr. — 469, 476 nach Chr. — und von da bis in das 10. Jahrhundert, in welchem im Allgemeinen das Christenthum bei den slawischen Ra-

*) Die Seiten sind hier stets nach dem Originale zitirt, falls die deutsche Übersetzung nicht ausdrücklich erwähnt wird.

tionen das Übergewicht über das Heidenthum erhalten hatte. Doch reicht die Urgeschichte nach Šafařik's kühnen und gründlichen Folgerungen und Kombinirungen oft weit noch über **Herodot's** Zeitalter, z. B. in Hinsicht des Bernsteinhandels. Es wurde schon oben angedeutet, daß das Werk in 2 Haupttheile zerfalle, wovon der vorliegende den Ursprung, die Ursitze, Stämme und Thaten der Slawen, der noch zu erscheinende aber den Nationalcharakter, die Beschäftigungen, Religion und öffentliche Zustände, Sprache, Schrift und das Wissen der Urslawen zum Gegenstande hat. (S. 5.)

Die Quellen und Hilfsmittel, deren Besprechung Šafařik dem Ganzen voranschickt, werden in Quellen für die erste und zweite Periode abgetheilt. Die Quellen der ersten Periode fallen natürlich mit den Quellen der Urgeschichte Europa's namentlich ihres nordöstlichen Theiles zusammen. In Hinsicht der Reste der Denkmäler des Alterthums beklagt sich Šafařik, daß auf ihre gründliche Untersuchung in den slawischen Ländern noch so wenig Sorgfalt und Mühe verwendet worden ist; die Hilfsmittel (pomücky), d. i. Bearbeitungen der Quellen, warnt er nur mit großer Vorsicht zu benützen. Die Quellen für die 2. Periode sind reichlicher und mannigfaltiger. Sie werden in ausländische und einheimische eingetheilt. Die ausländischen, wahrscheinlich als die bekannteren, verwies der deutsche Übersetzer in die Bemerkung. Šafařik legt ein großes Gewicht auf die skandinavischen Sagen, die Edda u. s. w. Unter den asiatischen Quellen macht er auf die armenischen aufmerksam, welche zwar reichhaltig sind, aber im slawischen Interesse noch wenig durchforscht wurden, dann auf die arabischen, worunter **Ibn-Foszlan** hervorragt. Die Ausgabe **Charmoy's** soll die beste sein. Doch seien diese Quellen unkritisch und unzuverlässig. Die einheimischen d. i. von Slawen, wenn auch nicht slawisch geschriebenen Quellen sind jünger aber besser. Darunter kommen vor 1. Geschichtswerke, 2. geografische Werke, doch sind die ältesten (russischen) erst aus dem 16. Jahrhundert, 3. Lebensbeschreibungen der Heiligen.

Merkwürdig fällt dabei die im 10. Jahrhundert in Böhmen kyrillisch geschriebene Legende des heil. Wenzel auf. Viele solcher namentlich illyrischer Legenden sind noch im Manuskripte. 4. Briefe. 5. Gesetze und Rechte, die meisten noch ungedruckt. 6. Inschriften. 7. Sagen, Gesänge, die Sprache. 8. Materielle Denkmäler. 9. Neuere Schriften und Forschungen der Slawen über die Urslawen. Diese Abtheilung allein verbunden mit der Erinnerung an Šafařik's Präzision und Gründlichkeit sind Beweises genug, daß dieser Abschnitt für alle Archäologen unschätzbar ist. Er ist von Seite 6 bis zur Seite 21 ausgedehnt. Man ist bei der Anzeige von diesem Werke stets in der Verlegenheit, wegen der Fülle und Wichtigkeit des Inhalts den Bericht selbst zu einem Buche anwachsen zu lassen, um dem Leser wenigstens einigermaßen Einsicht in die Gründlichkeit des Werkes zu verschaffen.

Nach der Darstellung der Quellen geht Šafařik unmittelbar an die Entscheidung der so interessanten aber schwierigen Fragen, ob die Slawen alte oder neue Bewohner Europa's seien und unter welchen Namen die Vorfahren der Slawen zuerst in der Geschichte der Menschheit erschienen. Damit beginnt auch zugleich die erste Periode des slawischen Alterthums.

(Fortsetzung folgt.)

Die Handschriftensammlung der Münchner-Hofbibliothek zur österreichischen Geschichte.

Mittheilung von Matthias **Koch**.

Stammbaum der Nachkommenschaft Rudolf's von Habsburg bis 1457. — Was dem kais. Residenten Fleischmann im J. 1715—16 zu Konstantinopel begegnet. — Adam von Herberstein's Sendung nach Konstantinopel zur Confirmirung des Friedens von Zittwar-Torok 1608—9 mit der türkischen Friedenskapitulation. — **Acta**, ungarische, böhmische und österreichische Angelegenheiten betreffend von 1606—16, Reichssachen von 1607—17, böhmische und Reichsangelegenheiten 1618 bis 36, böhm., österr., ung. Religions- und andere Staatsgeschäfte. — Inventar über des Kaisers Marmilian **I.** in dessen Städten und Schlössern vorfindlichen Büchsen und Zeug 1495—1500. — **Livre du toison d'or** (mit den Bildnissen Karl's V. und Max I.) — **Nomi ed armi de' cavalieri del tosone d'oro** 1429—1559. — **Just. Barbarigo**, über den Krieg, so die Venediger wider das Haus Österr. führen. — Für Nieder-Österreich von vorzüglichem Interesse sind: „Item der Landtag, So unser allergn. Herr der Römisch Kayser mit gemeiner Landschaft Österreich unterhalb der Enns durch sein gnädigen Rät und Landtpoten auf Erhardi beschieden gehabt hat, **anno** 1492. — Friede zwischen Böhmen und Österreich am Erichtag 1463. — Friede zwischen Kaiser Friedrich **III.** und K. Matthias von Ungarn. — Ordnung der österr. Landschaft, Aufschlag, Bezahlung der Zinsleut und andre Artikel betreffend, St. Görgen Tag 1479. — Niederösterreichischer Landtag zu Korneuburg 1465. — Auszug der Kronigken des Landes ze Österreich bis 1439. — **Privilegia specialia**, Freiheiten und Recht des Hauses Österreich von 1156—1664. — Genealogie verschiedener österr. Adelsgeschlechter. — Niederösterr. Landtagsverhandlungen. Diese enthalten die Jahre 1578, 1597, 98, 99, 1600 und 1601. — Gerichts- und andere Ordnungen bei der niederösterr. Regierung von Bernhard Walther zwischen 1552—55, 20 Traktate; wie es scheint zum Gebrauche der nied. österr. Stände verfaßt. — Universität zu Wien Jurisdiktionsstreit mit der Stadt 1561. — Evangelische Grafen und Herren unter der Enns 1652. — Belagerung Wiens 1683. — Oberösterreich betrifft insbesondere: Hanns Hofmann's Vorstmaister in Österr. ob der Enns, Bericht über die Landgränzen zwischen Österreich und Baiern 1581. — Ob der ennsische Landtagsverhandlungen und Acten von 1580, 1596 bis 1607. — Veit Stahel, Proceduren und Formularien des landshauptmannischen Gerichtes zu Linz, namentlich: Von Weisungen, Rechtsregeln und Gebräuchen in Österr. ob der Enns. — Wie über ein adeliges Landgut in Oberösterr. der Anschlag zu machen. — Gerichtsprozeß bei der Landhauptmannschaft zu Linz. — Landtafel, Landrecht, und Gebräuch des Erzh. Österreich ob der Enns (17. Jahrh. 1—6. Theil). Hiervon noch besonders im Auszuge. — Ausserdem findet sich auch eine etwas ältere Landtafel im Kodex

1172, und darunter chronologische Notizen über das Land ob der Enns, Rechts- und Landsgebräuche in Erbschaftssachen, Artikel der Landgerichte 1514, Rudolf's II. Patent an die rebellischen obderennsischen Bauern 1597. — Für Innerösterreich bemerken wir: **Relatio in causa** Erzherzogs Carl zu Österreich und die Bischöfe zu Gurk und Seckau. — **Relatio de controversia inter parochum S. Andreae in Carinthia et cives ibidem.** — **Visitatio monasterii Admont in Stiria.** — **Visitatio monasterior. Stiriae.** — Römische Alterthümer zu Zuglio in Ober-Krein 1712. — Dem Kodex 1320, welcher Oberndorfer's Vortrag auf dem Landtag zu Linz enthält, scheint beigegeben zu sein: Landtag zu Gratz. — Herzog Sigmund von Österreich, Anfälle auf den Bischof zu Briren und päpstliche Bulle gegen jene und dessen Anhänger von 1460. — Landhandvest von Kärnten, mitsammt der Reformation 1494. — Erzh. Ferdinand's Schießen zu Insbruck 1574. — **Acta inter Ducem Sigismundum et Episc. Brix. Nicolaum Cusanum 1460.** — **Sigismundus Dux Austr. ad Carolum Ducem Burgundiae et vice versa.** — **Epistolae** 1473. — Verzeichniß der aus Steyer, Kernten und Crain der Religion wegen Ausgewanderten. — Eines Grätzer geistliche Mahnung an Kaiser Friedrich III., Krain gegen die Türken zu vertheidigen 1478. — Landtag, vorzüglich der Türken wegen. — **Marci Cardinalis et Patriarchae Aquilegiensis Citatio contra Barones Austriae in facto gravamine et exaczione theloneorum, cum responsione eorumdem Baronum. Augustae 30. Martii** 1474. Mit den Bruchstücken einer deutschen Übersetzung. —

Zur allgemeinen und zur besondern Geschichte Österreichs bemerken wir noch: Journal der k. k. Armee unter Graf Daun vom 19. März bis 15. Nov. 1758, und von der Belagerung von Olmütz, 27. Mai. — **Lettres de Marguerite d'Autriche, de Charles etc. et d'autres personnes à Maximilien I.** — **Traité avec le duc Charles de Gueldern.** — Der Erzherzogin Isabella Clara Eugenia **Articles de paix conclus avec le Roi Charles d'Angleterre.** — **F. Gaston de Parys, Journal de la campagne entre l'armée Imperiale sous Eugene de Savoe et l'armée turque en** 1717. — **Conférence de Calais 1521** und Anderes, die Rechte auf Spanien und die Niederlande betreffend. — **Mémoires de negociations du Marquis de Prié, Ambassadeur de l'Empereur à la cour de Rome pendant l'interregne de l'Empire en** 1711. — Relation über die Operationen der Armada gegen die türkische zu Lepanto 1571. — **Tabula genealogica Ducum Austriae C. de Habspurg a Rudolfo I. usque ad Maxim. I. Acta politica varia** von 1718—32. — Österreich um 1670. — Dokumente Karl V., Ferd. I. und Max II. betreffend im ital. Kodex 330. — Allgemeine Chronik bis 1591. — Erlasse von Rudolf II., König Matthias und Erzh. Ernst 1592—93. — **Archiducum Confoederatio contra fratrem et agnatum Rudolfum Imperatorem** 15. April 1606. — Partikularitäten über Ferdinand's III. Tod. Jos. Manlius, Geschichte der Ahnen Karl's V., für diesen als Prinz verfaßt. — Resolution des Pfalzgrafen Karl Filipp, als Gouverneur der ober- und vorderösterr. Lande 1706. — Von dem Ungelt. Verordnung von 1359. — Tailbrief der Land von 1364. — New. Ordnung der österr. Landt auf gericht zu Augsburg 1510. — Fugger's Ehrenspiegel ꝛc. (wesentlich verschieden vom Druck von 1668). — Nam die Östreich gehabt hat, an dem anfang. — **Informatio SS. Principis Alberti Austriaci de stabiliendo studio Viennensi.** — Von Wolfgang Lazius findet sich: Geschichte des Landes und der Fürsten von Österreich bis 1280, und: Genealogie verschiedener österreichischer Adelsgeschlechter, endlich von Richard Strein: **Annales historiae** und historisches Jahrzeitbuch des österreichischen Landes ob der Enns. — Gregor Hagen's Chronik ist in zwei Handschriften vorhanden. Von der erstern fehlt Einiges am Ende, auch Arenpeck ist da.

Diesem Verzeichnisse mangelt sehr wenig zur Vollständigkeit, da wir vom Wesentlichen kaum etwas übersehen haben dürften. Aus der Babenbergerepoche ist zwar Einiges in dem Handschriftenverzeichnisse angemerkt, allein theils nicht Alles vorfindig, theils nicht von Belang. So enthält z. B. der Kodex vom Herzoge Leopold beiläufig vom J. 1200 blos astrologische Studien. In Betreff der Abweichungen im Fugger'schen Ehrenspiegel vom Druck von 1668 ist zu bemerken, daß dieselben in Aretin's Literaturbeiträgen angegeben sind. Die **Acta**, ungar., böhm. und österr. Angelegenheiten betreffend, sind sehr reichhaltig, und obgleich man vielem Bekannten begegnen dürfte, so sind sie doch für den verhängnißvollen Zeitpunkt kurz vor dem dreißigjährigen Krieg und während desselben, von Interesse und Brauchbarkeit. Friedensschlüsse vom 16. Jahrhunderte, so wie geheime Relationen über die Angelegenheiten Italiens im 17. und zu Anfang des 18., dann Schilderungen der Kriege in Deutschland und Italien im letztern, sind außer den angeführten noch etliche vorhanden. Das Interesse, welches der Titel: „Nam, die Österreich gehabt hat, an dem anfang," erregt, verschwindet ganz, wenn man sich über diese vermeinte Abhandlung belehrt. Man findet weiter nichts, als ein leeres Verzeichniß von ganz unerklärlichen Landesnamen, deren drei letztere endlich — Avaria, Osterland, Österreich — geschichtlich lauten. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die nämlichen Namen sich auch in dem „Auszug der Kronigken des Landes ze Österreich" wiederfinden. Wir werden über das Kompendium der österr. Geschichte besonders berichten. — Der gegenwärtigen Anzeige ist noch beizufügen, daß Schriften über das ältere österreichische Recht in dem historischen Verzeichnisse der Hofbibliothek vor der Hand deshalb nicht vorkommen, weil selbe unter den juridischen Handschriften enthalten und verzeichnet sind. Daß aber dergleichen österreichische Rechtsbücher nicht fehlen, erwies sich uns auf der zufälligen Bekanntschaft mit einem Wiener Stadtrechte, dem das Verzeichniß über die Namen, welche Österreich zu Anfang seines Bestandes geführt hat, beigebunden ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Wittwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 6. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 28.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Henszelmann: Die ungarische Bühne. — Aforismen der Ethik. (Schluß.)

Die ungarische Bühne.

Von Dr. Emrich **Henszelmann** in Pest.

Die ungarische Dramaturgie hat bis auf den heutigen Tag sehr wenig Originelles, und trotz dem Streben darnach, das sich in allen Verhältnissen des Lebens gerne kund geben möchte, sehr wenig Nationales geleistet, und auch dies nur in einigen ihrer Zweige, z. B. im Lustspiele, während das eigentliche Drama bisher noch immer so zu sagen brach daliegt. In den Jahren 1820 u. f., in denen das ungarische Theater zuerst eine festere Stellung gewann, obschon auch in diesen noch immer keine beständige Bühne aufgeschlagen wurde, im Gegentheile einige wenige Gesellschaften von Stadt zu Stadt zogen, herrschte durchaus der Einfluß des deutschen Theaters vor. Aber auch vom deutschen Theater wurde meist nur das Drastischere, das entweder auf die Thränendrüsen, oder auf die Lachmuskeln, oder endlich überraschend schlagend wirkte, in wenig anziehenden Übersetzungen aufgetischt. So beherrschten obskure deutsche Schriftsteller mit ihren Ritter- und Geisterstücken, neben ihnen Müllner, Houwald und Iffland mit ihren Rührpiecen, oder das derbe parodische Wiener Lustspiel die ungarische Bühne. Das Beste war aber kaum im Originale, viel weniger in Übersetzungen dem ungarischen Publikum bekannt; Lessing nur dem Namen nach, von Schiller blos das Drastischeste, wie die Räuber, Kabale und Liebe, von Goethe aber betrat noch kein einziges Stück die ungarische Bühne. Der Held des Tages war Kotzebue in seiner doppelten Erscheinung als sentimentaler und Possendichter, und es konnte füglich heißen:

Auf der ungarischen Bühne
Spukt herum der alte Kotzebue
Ohne Strümpfe, ohne Schuhe.

Tauchten auch um jene Zeit hie und da ungarische Stücke auf, so entstanden sie stets unter Kotzebue'schem Einfluß, der sich auch in den Lustspielen des bedeutendsten Dramaturgen jener Epoche, Karl **Kisfaludy** gar deutlich herausstellt.

Da der Ungar das Beste seiner nächsten Nachbarn nicht kannte, desto weniger im Stande war an Shakespeare zu erstarken, von dem selbst heutzutage kaum sechs oder sieben Stücke übersetzt sind, auch diese nur höchst selten, und auch dann nicht zum besondern Ergötzen des Publikums gegeben werden, so konnte nichts willkommener sein, als die Revolution im französischen Drama, welche von Viktor Hugo ausging, und nirgends so schnell Boden faßte und sich verbreitete als bei uns. Unser Publikum hatte bereits früher den drastischen Effekt im Drama als das Höchste aufgestellt, dem „nachzustreben des Schweißes der Edlen werth ist;" es hatte ja auch aus dem deutschen Theater, früher seiner einzigen Quelle, gerade dasjenige herausfischen gelernt, was oben aufschwamm, und den meisten Schaum machte, welche kindische Freude mußte ihm dafür entgegenlachen, da es nun im französischen Drama sich Alles zu bloßem Schaum verdünnen sah. Es erhielt also dieses seit dem Jahre 1834 ein so gewaltiges Übergewicht, daß ihm die deutsche Dramaturgie, besonders aber der einst so geliebte Kotzebue beinahe gänzlich weichen mußte. Man fing mit **Lucretia Borgia**, **Angelo**, **Hernani** und **Marion de Lorme** an, und als später Zensurverhältnisse diese Stücke von der Bühne verdrängten, kam Alex. Dumas an die Tagesordnung, vor Allem dessen „Krone und Schaffot," noch bis vor Kurzem das Lieblingsstück des Publikums. Später stellten sich die französischen **Dii minorum gentium** ein mit **Diane Chivri**, dem Ritter St. George, den Weißen u. s. w. und wieder Dumas mit **Lorenzino**, wieder Andere mit Schäfer Lazar, und Schiffer John u. s. f. mit Grazie **in infinitum**. Eine Novität verdrängte die andere, und noch rauchte die Bühne vom Blute des einen Stückes, während schon das nächste wieder neues nachgoß. So ward das ungarische Theater zu einem wahrhaft französischen, und feierte seinen höchsten Triumf, als ein zufällig in Paris weilender Landsmann „Mathilde" bereits aus dem Manuskripte mit Siebenmeilenstiefeln übersetzte, und nach Pest schickte, wo dies Monstrum zum ersten und zweiten Mal vor einer jauchzenden Menge gegeben ward. Es war jedoch nicht das Blutdrama der Franzosen allein, was die Massen ergötzte, denn auch das frivole französische Lustspiel setzte sich bei uns fest: jedoch hatten wir hier das Umgekehrte von dem Falle, der

anderswo eintrat: denn wenn einige französische Lustspiele besseren Gehaltes selbst von wähligeren Direktionen auf das Repertoir gesetzt wurden, standen diese Lustspiele auf der ungarischen Bühne im Ganzen dem Gräueldrama nach, so daß die Zahl französischer Lustspiele weit geringer war, als die der Schauspiele; doch gefielen der Pariser Taugenichts, das Glas Wasser, der Seidenhändler (wie man das Stück bei uns taufte) wegen seiner politischen Anspielungen, und die Memoiren des Teufels, weniger schon die Kette.

Es ist erklärlich, daß die Massen vom Theater blos Sinnenbefriedigung und Einwiegung in gedankenloses Schauen, unterbrochen von zeitweiliger Aufrüttelung der Neugierde, verlangen: unbegreiflich aber ist, daß selbst dann noch kein richtigerer Takt, wenigstens bei den Wortführern sich bilden, kein wahres Interesse für das Theater erwachen, und keine strenge Beaufsichtigung desselben sich einstellen wollte, als der Landtag vom Jahre 1839 und 40 die ungarische Bühne in Pest zum Nationaltheater erklärte, und zu ihrer Unterstützung ein Subsidium von 400,000 fl. K. M. votirte. So lange diese Bühne blos vom Pester Komitate unterstützt wurde, wechselten in der Direktion derselben die Beamten oder Gerichtstafelbeisitzer dieses Komitates mit einander ab, nach der bei uns gang und gäbe gewordenen Ansicht, daß der Komitatsmann alias spectabilis Alles verstehen müsse, oder noch besser, daß unser corpus juris wie der Koran der Inbegriff alles Wissens sei, und so ein Kundiger desselben, der die Advokatenzensur überstanden, zu jeder Stelle tauglich wäre. Demgemäß schenkte man dieser Angelegenheit auch nach der Erklärung des Landtages keine ernstere Aufmerksamkeit, und es blieb lange Zeit die frühere Direktion am Ruder, die wohl alles andere Bessere verstanden haben mag, als ein Theater zu leiten. Ja, was das Sonderbarste ist, trug auch die ungarische Akademie der Wissenschaften unvergleichlich mehr zur Verschlimmerung als Verbesserung der Sachlage bei, indem sie neben dem alljährlichen Preise von 100 Dukaten auf das beste Originaldrama, alle Jahre, wenn ich nicht irre, 400 fl. K. M. für Übersetzung fremder Theaterstücke nicht nur aus-, sondern wahrhaft hinauswarf, und zwar weil diese Übersetzungen aktweise mit 5 fl. C. M. honorirt wurden, es demnach den Dutzendübersetzern sehr darum zu thun sein mußte, ihr Müthchen an kurzen und vielen Akten, und an leicht übersetzbaren Stücken zu kühlen. Diese aber lieferte die französische Dramaturgie par excellence, und auch hier stammte die günstigste Arbeit gerade aus den Werkstätten der seichtesten Theaterstückmacher her.

Was that nun die Kritik in dieser Misère? Das Athenäum, ein in seinen früheren Jahren für unsere Zustände ziemlich tüchtiges Blatt, das aber später allmälig abzehrte, und im vorigen Jahre sanft entschlief, das Athenäum nahm jede französische Novität mit Jauchzen auf, und lobte sich außer Athem. Sein Redakteur, der gleichfalls einige Zeit die Direktion des Theaters geführt hatte, liebte die drastischen Effekte über die Maßen, und konnte nicht Lobenswerthes genug über die Erfindung der Fabeln und Begebenheiten bei den Franzosen und über den Bau ihrer Stücke sagen. Um sich aber auch kritische Rechenschaft für seine Vorliebe zu geben, ging er von dem bereits sattsam durchfochtenen Prinzip, daß die Entwickelung der Charaktere die Hauptaufgabe des Dramas sei, neuerdings ab, und deklamirte nach Aristoteles, der doch keine eigentlichen dramatischen Charaktere kannte, noch kennen konnte, von der Handlung als Grundstein. Natürlich aber nahm er auch hier die Handlung nicht im Sinne der Neueren als Ergebniß des Zusammenstoßes der Individualitäten, sondern als aristotelische Fabel des Stückes, als Begebenheit, der die Personen untergeordnet werden müssen. Ein andermal bemerkte er, wie es zweierlei Bühnenüberraschung gäbe, durch die eine werden die Zuseher, durch die andere die Schauspieler selbst überrascht, erstere sei unzuläßig, letztere aber die wahre. (Zu welcher Art wohl der Redakteur die Überraschung gerechnet haben mag, die einen Schauspieler befällt, wenn er sich plötzlich vor der herabgelassenen Kourtine befindet, oder die gleichzeitige Überraschung des Publikums, der Schauspieler, und der Katze, wenn eine solche zufällig über die Bühne läuft, hat er uns leider zu sagen vergessen.) Aus den Jahrgängen des Athenäums ließen sich noch viel mehr derlei curiosa und miraculosa der Kritik aufweisen, wenn man nur Zeit und Geduld genug hätte, auf solche zu fahnden. Deshalb auch genüge es am Angeführten zur Andeutung, wie Direktion, Publikum, Übersetzer und Kritiker sich gleichmäßig vor den französischen Götzen in den Staub warfen, und ihr heiseres Hosianna absangen.

Wer aber hiebei am allerschlechtesten fuhr, das waren die armen, wahrhaft bedauernswerthen Schauspieler, aus denen die einander überstürzenden Novitäten lebendige Memorirmaschinen machten; denn wie der durch Überreizung sich stets abstumpfende Gaumen des Publikums immer nach neuem und stärkerem Gewürze, als das frühere war, schrie, spannten Direktion und Regie ihre wenigen brauchbaren Individuen fortwährend zum Memoriren neuer Stücke an, und wenn ich bemerke, daß viele Monate vorkamen, in deren jedem vier, ja auch fünf Novitäten eingelernt werden mußten, wird wohl Niemand einen Schauspieler der Nationalbühne um seine Stellung beneiden, zumal wenn er erfährt, daß dieser für eine solche Anstrengung nicht mehr als höchstens 100 fl. K. M. monatlich, und wenn es hoch kam 300 bis 400 fl. K. M. aus seinen Einnahmsantheilen jährlich bezog, während eine einzige Sängerin mit mehr als 6000 fl. K. M. honorirt wurde. Natürlich konnte sich unter solchen Umständen auch die ungarische Schauspielkunst nicht entwickeln, sie mußte ihr höchstes Ziel, nach Anweisung ihrer Lehrer, der französischen Dramaturgen, im Impastiren suchen, weshalb es auch aufkam, besonders gegen das Ende der Sätze gewaltig dick aufzutragen, die Mittelglieder aber halbverschlungen leise hinzuhauchen. Die Kritik des Athenäums tadelte ganz im Geiste ihrer obigen Grundsätze das Hinhauchen, welches sie unfähig machte, die Meisterwerke ganz zu genießen; sie sprach sich gegen das Nichtwissen der Rollen, das doch bei den vielen Novitäten nicht anders als natürlich sein konnte, öfter donnernd aus, viel weniger aber gegen das Impastiren, weil dieses zum Effekte nothwendig war; auch gab sie gute Lehren in Bezug auf die Aussprache, die Grammatik und Syntax, Kleidung und manierliche Bewegung: den Geist aber, in dem die besonderen Rollen aufgefaßt werden sollten, anzudeuten, lag im Ganzen weit außerhalb ihres Bereiches; und so hatten die Schauspieler keine Gelegenheit, von dieser Kritik etwas Wesentliches zu lernen. Von der andern Seite war ihnen jede praktische Quelle so zu sagen verlegt; denn Shakespeare, Göthe u. a. der besten Dra-

matiker konnten dort nicht anders als verpönt sein, wo Dumas und Melville herrschten. Nichtsdestoweniger muß ich, um gerecht zu sein, bemerken, wie die Schauspieler der Nationalbühne trotz aller dieser Schwierigkeiten jedenfalls Besseres leisteten, als Übersetzer, Dramatiker oder Kritiker. Sie erreichten und übertrafen in kurzer Zeit die deutschen Schauspieler des Pester Stadttheaters, und wußten sich bisher von mancher Unform deutscher Schauspieler frei zu erhalten, z. B. von der allgemeinen, unklaren Aussprache des r, dem affektirten unnatürlichen Auftreten, dem Abschnappen der Stimme in Ruheszenen, besonders bei Schauspielerinnen, u. s. w. Rühmlicher noch, als diese Negativität, mag unseren besten Schauspielern wahre Liebe zur Kunst erscheinen, der gemäß z. B. **Egressy** auf eigne Kosten zwei oder drei shakespearische Stücke übersetzen ließ, und sodann stets zum eigenen Nachtheile als seine Einnahmsstücke auf die Bühne brachte. Diesem Beispiele folgte später auch **Lendvay** mit König Richard III.

Bis zum Jahre 1842 monopolisirte das Athenäum die Theaterkritik; vom 1. Jänner dieses Jahres eröffnete jedoch der **Regélő** (Erzähler), als er in die Hände eines neuen Redakteurs kam, seine Spalten auch den Ansichten der Gegner, wie sie das Athenäum alsogleich taufte, den Franzosenfressern. Früher schon, nämlich im November 1841 hatte ich Gelegenheit gewonnen, in einer akademischen Antrittsrede den Zustand des Nationaltheaters als einen beklagenswerthen, den französischen Einfluß als höchst schädlichen darzustellen, indem ich auf gänzlichen Mangel solider Charakteristik im Französischen, auf die Einseitigkeit, mit welcher die Franzosen sich dem Feilen blos des äußersten Oberhäutchens hingeben, sodann auf ihre Effekthascherei und auf ihr Streben nach Knalleffekten und Überraschungen hinwies. Diese Antrittsrede wurde später im **Regélő** abgedruckt, wo auch zahlreiche, die Richtung des Nationaltheaters mißbilligende Kritiken von Anderen und mir erschienen, in denen wir fortwährend auf das Haltlose der französischen Machwerke, der damaligen Abgötter, zurückkamen. Dies Streben goß aber eher Öl in die Flammen, und machte die Opposition gegen Shakespeare oder das bessere deutsche Theater wo möglich noch größer; denn das Athenäum stellte den mißbilligten französischen kaum bessere, sentimentale deutsche Piecen entgegen, und verdächtigte uns vor dem Publikum, als ob wir eifrige Anhänger der letzteren wären, obschon wir uns nie für sie, sehr oft aber deutlich gegen sie ausgesprochen. Das Einzige, was wir hierbei gewannen, war, daß der athenäische Weihrauch den Franzosen allmälig spärlicher ausgetheilt wurde, und zuletzt ganz ausging. In einen direkten Sachkampf aber, wie wir ihn angeboten, wollte sich das Athenäum nie einlassen, und zwar, wie dessen Redakteur wiederholt äußerte, aus der kindischen Ursache, weil er glaubte, wir suchen diesen Kampf blos, um Gelegenheit zu haben, mit Persönlichkeiten gegen ihn auftreten zu können.

Indessen wandelte die Regie des Nationaltheaters (die damalige Direktion war, so zu sagen, gar keine) auf der einmal betretenen Bahn unbekümmert um theoretische und praktische Kritik fort und fort, und führte ihre französischen Novitäten vor immer leereren Häusern auf: denn wie natürlich hatte das nicht genug zahlreiche, ungarisch sprechende Publikum in Pest schon von früher her einen überreizten Magen, auch mußten ihm bei den auf bloße Überraschung berechneten Piecen zwei, höchstens drei Vorstellungen derselben Novität genügen; endlich aber war es schon seit längerer Zeit von der überall herrschenden Operwuth, natürlich nur für italienische und französische Oper, befallen, trotz dem, daß die ungarische Oper für eine Nationalbühne wahrlich nicht schlechter besorgt sein konnte, als sie damals war.

Zu jener Zeit war es noch gebräuchlich mit Verachtung auf Alles, was heimisches Produkt war, herabzusehen, und wirklich verdiente das Originelle, das die Bühne brachte, nur mit wenig Ausnahmen ein besseres Loos: denn nachdem das originell sein sollende als eine ganz matte Nachäffung der, wenigstens für den äußersten Schein berechneten französischen Manier war, konnte es nicht einmal neben diesem bestehen.

Der fruchtbarste Bühnenschreiber und eifrigste Nachahmer des französischen Effektdramas war dazumal und ist noch heute Eduard **Szigligeti**, ein Schauspieler der Nationalbühne dritten Ranges. Als Schauspieler hatte er vor Anderen den Vorzug, daß er genauer wußte, was auf dem Theater Effekt macht, demnach was er dem Publikum aufzutischen habe. Er ging und geht also vorzüglich auf eine überraschende Zusammenstoppelung von athemlos dahinfahrenden Blitzbegebenheiten los, während die Charaktere ihm wie dem Franzosen nichts sind, denn sie müssen sich wie es nun gehen mag, dem Prokrustesbette der Fabel fügen, so daß uns seine Personenerzeugung vorkommen muß wie die eines Marionettenmannes, der die buntscheckigsten Anzüge für seine Puppen anfertigt, zum Kern desselben aber immer das gleiche Stroh oder die gleiche Wolle benützt; wollen wir daher von **Szigligeti's** Stücken sprechen, können und dürfen uns nie dramatische Charaktere beschäftigen. So lange unser Bühnenschreiber eine sogenannte veredelte tragische Bahn verfolgte, machten seine Stücke neben den französischen, bei weitem monströseren kein Aufsehen: seit er aber in der Absicht nationell zu werden, mehr gemein als volksthümlich geworden, wiederhallen die Theaterräume vom stürmischen Beifall, der ihm gezollt wird.

Neben **Szigligeti** trat schon in früherer Zeit unser unstreitig ausgezeichneteste Lyriker **Vörösmarty** mit mehren Dramen auf, die aber durchgehends nicht besonders gefielen. Der Name, den **Vörösmarty** mit Recht durch seine lyrischen Leistungen und eine wahrhaft vortreffliche epische Dichtung sich nicht nur im Publikum, sondern auch vor dem Forum einer strengeren Kritik errungen, hat sowohl die Direktion des Theaters als auch die Massen mit Pietät gegen den Dichter erfüllt, und seine dramatischen Versuche vor gänzlichem Mißglücken bewahrt, im Ganzen fanden jedoch alle eine blos laue Aufnahme; sie wurden einigemal vor immer leereren Häusern gegeben, und dann ad acta gelegt, von wo sie nur selten wieder hervorgezogen werden. Man weiß nicht, soll man es **Vörösmarty** zum Verdienste anrechnen oder nicht? daß er in der Taschenspielerei mit draftischen Effekten nicht so geschickt ist als **Szigligeti**; in der Charakteristik ist er gleich schwach, jedoch mit unvergleichlich geringerer karrikirter Manier, in der Sprache aber steht er am höchsten unter Allen, die bisher in der ungarischen Belletristik aufgetreten, wie alle seine Originalwerke, und auch seine Übersetzung von Shakespeare's „Julius Cäsar" beweisen.

Unter die Ausnahmen der nicht ganz neuen dramatischen

Literatur gehört des Grafen **Teleky** „Günstling," ein Trauerspiel, welches die Endepisode der Regierung des röm. Kaisers Maxim. behandelt, 1840 im Drucke erschien und anfangs 1842 gegeben wurde. Ist auch dies Drama nicht ganz frei zu sprechen vom Einflusse der neuern französischen Dramaturgie, so findet sich daneben auch viel Originelles darin, welches von einem tüchtigen Talente zeigt, und zwar eben deshalb, weil knapp neben Starkfehlerhaftem auch Vorzügliches ersichtlich wird. Die hohe Aristokratie interessirte sich für dieses Stück besonders, indem sie, was in jener Epoche kaum vorkam, alle Logen besetzte; dem Parterrepublikum aber dauerte das Stück bei seiner ersten Darstellung zu lange, und schon dieser Umstand genügte, das Stück zu verwerfen; deshalb ward es zum zweitenmale mit eben nicht am zweckmäßigsten vorgenommenen Abkürzungen gegeben, und zwar, wo ich nicht irre, zum zweiten und letztenmale zugleich; was um so mehr zu bedauern ist, da sich **Teleky** seither vom dramatischen Fache zurückgezogen, obschon sich außer dem Athenäum, welches tadelte, die übrigen Zeitungen günstig über seinen „Günstling" ausgesprochen.

Ein anderes älteres Stück, das sich auf den Brettern der Bühne aus der Überschwemmung, welche die älteren Nationalprodukte wegspülte, bis in die Gegenwart gerettet und lange das vorzüglichste Kassastück blieb, ist Gaal's „Notar von Groß-**Peleske**," eine mit vielem Humor geschriebene Posse, deren Stoff im Allgemeinen **Guadányi** bereits früher zu einem komischen Epos verarbeitet. Trotz dem hat man Gaal mit Unrecht den Vorwurf gemacht, er habe das Beste in seinem Stücke von **Guadányi** entlehnt. Im Gegentheil ist die Posse im Ganzen originell, und was Gaal vom älteren Epos genommen, besteht einzig in der Reise des Notärs nach der Hauptstadt, und im Namen. **Guadányi's** Notär geht vorzüglich deshalb nach Pest und Ofen, um dem Dichter Gelegenheit zu geben über die Verdeutschung der ungarischen Hauptstadt loszuziehen, hingegen versetzt Gaal seinen Notär als Landpomeranze in sehr komische Situationen, deren einige wohl schon benützt, andere aber ganz originell sind. Zu ersteren gehört z. B. das Benehmen desselben im Theater, wo Shakespeare's Othello gegeben wird, und der Landmann der unschuldigen Desdemona auf die Bühne zu Hilfe eilt, jedoch ist das bereits Vorgekommene auch hier auf eine nicht unoriginelle Weise weiter fortgesponnen. Ganz originell aber ist die Art, wie ein reicher Bräumeister, Hopfen, dazu bewogen wird, seine Tochter dem Sohne des Notärs, einem ganz neugebackenen Advokaten, zur Frau zu geben. Im Hause des Hrn. Hopfen spukt es täglich bis um Mitternacht, er verbringt also die Zeit bis nach zwölf immer in einem nahen Kaffeehause, wohin auch der Liebhaber mit seinen Freunden kommt. Der pünktliche Hopfen, der Alles nach der Uhr thut, fällt um seine gewöhnliche Zeit in einen derben Schlaf, der die muthwilligen jungen Leute veranlaßt, ein Experiment mit dem Bräuer anzustellen. Die Kerzen und Lampen werden ausgelöscht, daß es vollkommen finster wird, dann weckt man den Schläfer durch einen starken Lärm auf; dieser reibt sich die Augen, sinnt und denkt nach. Wo mag er eingeschlafen sein? Sein Gedächtniß sagt ihm, im Kaffeehause; sein Ohr bezeugt dasselbe, denn die jungen Leute spielen fort und fort Billard und Karten, und benehmen sich überhaupt, als ob das Gemach glänzend erleuchtet wäre. Nun kann Herr Hopfen nicht anders denken, als daß er im Schlaf plötzlich erblindet sei, und stimmt eine laute Wehklage an. Natürlich findet sich zufällig ein berühmter ausländischer Augenarzt unter den Freunden des Liebhabers, welcher dem Bräuer, gegen seine Tochter für den Freund, das Augenlicht zurückgibt, indem er ihm ein dickes Pflaster auflegt, und während dieses wirkt, die Kerzen und Lampen wieder anzünden läßt. Für eine Posse ist dieser Schwank von guter Wirkung, zumal unser Publikum von einem ähnlichen Falle weiß, der sich mit einem Albernen in Ofen wirklich zugetragen, und Karl Thern zu dem Kondolenzchore, den die jungen Leute über die plötzliche Erblindung anstimmen, einen Gesang von echt komischer Wirkung komponirt. Eben so originell, ja dem Nationalleben abgelauscht sind auch andere Szenen, wie auch schon die Schürzung des Knotens dadurch, daß der Notar in seinem Orte eine Here vom Scheiterhaufen rettet (diese spukt später in Hopfen's Hause), zu welchem sie das Volk schleppt; er gibt sich hiebei als einen aufgeklärten gelehrten Mann zu erkennen, der aus dem **corpus juris** den Ausspruch des Königs Koloman zitirt „von Heren aber, die nicht existiren, hat keine Erwähnung zu geschehen." Durch seinen Unglauben aber lädt er sich nun die Here selbst auf den Hals, die ihn überall auf seiner Reise in die Hauptstadt, wo er ein Amt sucht, verfolgt, und Ungemach ohne Zahl bereitet, indem sie ihn bald in einer abgelegenen Schenke in Gesellschaft von Straßenräubern findet, und der Verfolgung dadurch preisgibt, daß sie ihn als Chef der gegen sie ausgesandten Diener der Justiz bezeichnet, bald eine betrunkene Meute von Soldaten gegen ihn losläßt, die ihn für einen verhaßten Quartiermeister halten, bald als er über eine Pußte reitet, ihm die Stiere einer Heerde an den Hals hetzt, von welchem Schrecken er sich dann unter den Hütern erholt, mit denen er ein vorzügliches Volkslied singt. Hiedurch wird unser Held zum Glauben an die Hexen bekehrt, und wir möchten dies sogar natürlich finden, wenn Gaal nur keck genug gewesen wäre, die Here wirklich herenhaft darzustellen. Diese Abenteuer eröffnen aber auch dem Dichter ein weites Feld, auf dem er uns die verschiedensten Volksklassen vorführt, und nicht selten mit Wenigem auch ziemlich charakteristisch zeichnet; ihn unterstützt namhaft der Kompositeur Thern theils durch gute Instrumentirung bereits bestehender Volksarien, theils durch neue im Sinne dieser komponirte, und trägt so nicht wenig dazu bei, dies Stück zum Lieblingsstücke des Publikums zu machen. Und dies war es auch wirklich, so lange noch der in solchen Rollen wirklich ausgezeichnete **Megyery** den Notar gab, seitdem aber **Megyery** gestorben, ist auch der Notar von **Peleske** stark in den Hintergrund getreten.

Obschon Gaal's Piece blos eine Posse ist, war es doch nöthig mehr darüber zu sagen, weil sie unstreitig als das Beste in diesem Fache erscheint, und an Verdienst sowohl als an Gesundheit der Auffassung auch weit **Szigligeti's tragico-comico-pastoral-melodramatico** u. s. w. Mischlingsstücke überragt, die in neuester Zeit ein ganz unverdientes Furore gemacht. Ich meine hier „den Deserteur" und „die zwei Pistolen."

Es hat eine Anekdote bei uns zirkulirt, ein verschmitzter Slowake habe sich einst in ein ungarisches Komitat begeben, und dort unter dem Vorwande, er wolle die Kinder der spectabiles französisch lehren, diese im Slowakischen unterrichtet,

der Betrug aber sei erst spät, nämlich bei der Prüfung ans Tageslicht gekommen. — Eine andere Anekdote erzählt, daß ein dreimaliger Deserteur, der erschossen werden soll, von seiner natürlichen Mutter erkannt, und sodann auf ihre Anzeige durch seinen Obristen, der zufällig sein natürlicher Vater ist, begnadigt wird. — Es gibt in Pest ein Kaffeehaus unter dem Schilde **Zrinyi**, ein sogenanntes ewiges Licht, wo allerlei Pflastertreter ihre Nächte beim Karten- und andern Spielen durchwachen sollen. Dies Kaffeehaus ist keine 200 Schritte vom Nationaltheater entfernt, und jedem Bühnenbesucher, der dabei vorbeikommen muß, kömmt er aus der Stadt, wohlbekannt.

Und diese drei Stücke gaben die Ingredienzien zu **Szigligeti's** „Deserteur." Die Anekdote vom slowakischen Franzosen personifizirt in einem höchst läppisch und pöbelhaft nobelthuenden Schneider, und eine Szene im **Zrinyi** geben das komische Element, das Begebniß mit dem „Deserteur" das tragische her. Jedoch hat **Szigligeti** in einer diesfalls entstandenen Polemik die Erfindung der Deserteurfabel sich vindizirt, und es ist seinem Gegner nicht gelungen, ein vorgeblich existirendes deutsches Originaldrama nachzuweisen. Auch wollen wir **Szigligeti** gerne glauben, er habe eine derlei Piece nie zu Gesicht bekommen: so wie es bestimmt ist, daß Vieles in der Deserteurfabel **Szigligeti's** unbestreitbares Eigenthum ist, und er die Knalleffekte bis ins Unendliche gemehrt. Als originell wäre anzunehmen die Spannung, die dadurch erregt wird, daß die natürliche Mutter keine Gelegenheit findet, den Obristen von ihrer Entdeckung zu unterrichten, denn obwohl sie sich am Vorabend der Exekution mit dem Obristen auf einem Ball befindet, erlaubt ihr die Eifersucht ihres Mannes nicht, jenen unbelauscht zu sprechen, ja der Mann tauscht, man weiß nicht recht warum, seine Maske mit der des Obristen, und bekömmt etwas Verdacht, der ihn, als am folgenden Morgen die Frau nicht länger an sich halten kann, und um ihren Sohn vom Untergange zu retten, selbst zum Obristen hineilt, ebenfalls dahin führt, und in ein Duell verwickelt, welches aber glücklicherweise ohne ein blaues Auge abläuft. Endlich ist ohne allen Zweifel, daß **Sigligeti**, um den drastischen Effekt zu erhöhen, ganz aus Eigenem noch einen Delinquenten, einen Bösewicht von der Mörderart, hinzugefügt und sich hierin als gelehrigen Schüler der Überraschungstheorien des weil. Athenäums bewiesen; denn sind die Schauspieler schon deshalb in einer erklecklichen Spannung, weil sie nicht wissen, ob der ausgewirkte Pardon noch zu rechter Zeit ankommen werde, so müssen sie noch mehr, ja bis zum beinahe Unerträglichen gespannt werden, als Puff! ein Schuß erschallt. Wer aber ist der Gefallene? Furchtbare Spannung der Schauspieler und des Publikums! die sich in beiderseitige freudige, also nach dem Athenäum halb gute, halb schlechte Überraschung auflöst, als verkündet wird, unser Deserteur sei gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

Kritische Aforismen über die neuesten Vorschläge zur Reform der filosofischen Ethik.

(Schluß.)

5. Was hat jedoch dieses Gerede über die christliche und heidnische, katholische und protestantische Erkenntnißtheorie für einen Bezug auf die Ethik und ihre Reform, von welcher doch hier gehandelt werden soll?

Der Zusammenhang ist dieser:

Gioberti meint, Kant habe, angesteckt von diesem cartesianischen Psychologismus gelehrt: So wie der Geist im Erkennen von der Selbsterkenntniß ausgeht, und zunächst nur sich selbst zum Objekt habe, so habe auch der kreatürliche Geist das Sittengesetz in sich, gäbe es sich selbst. Ein Gesetz aber, welches der Wille selbst gibt, sei ohne Auktorität. — Das Gesetz müsse vielmehr von außen her dem Menschen zukommen, von Gott gegeben werden. „Das Sittengesetz ist die Idee in Bezug auf den Willen; die Idee aber ist Gott. — Das theoretisch Absolute ist auch das praktisch Absolute. Der Mensch hat das Ziel seines Strebens nicht in sich, sondern in Gott, Gott ist der Zweck der Menschen wie jeder Kreatur, Gott allein ist legitimer Egoist, weil er das höchste und unendliche Gut ist. Der Mensch muß sich selbst als einfaches, auf den höchsten Augenpunkt aller Dinge gerichtetes Mittel betrachten."

Die Wärme, mit welcher Gioberti gegen jede egoistische Lehre auftritt, ist gewiß höchst lobenswerth, nur Schade, daß er, indem er die Geschöpfe vor dem Egoismus bewahren will, Gott selbst als legitimen Egoisten zu proklamiren sich gedrungen findet; er scheint daher nicht ganz auf dem orthodoxen Weg geblieben oder gewesen zu sein, hinsichtlich der Deduzirung des Sittengesetzes. Fiel ihm denn nicht bei, daß es Grundlehre des orthodoxen Christenthums ist: Unser Gott ist kein Egoist, denn die Liebe ist der direkte Gegensatz jedes Egoismus. Gott hat aber die Menschen so wenig als die Natur und die Engel geschaffen um seinetwillen, als bedürfte er derselben, er hat sie geschaffen um ihretwillen, weil er die Liebe ist. Aus dieser Liebe hat er auch seinen Sohn in die Welt gesandt, um diese zu erlösen und zu beseligen. Darum dürfte der Ausdruck: Gott ist das Ziel des sittlichen Willens wohl nur mit großer Vorsicht und genauer Erklärung zu gebrauchen sein; man könnte sich sonst den Vorwurf zuziehen, wie ihn Gioberti mit vollstem Rechte verdient: daß man entweder damit lehren wolle: Gott habe sich eine Summe von Wesen geschaffen, weil er solche als Mittel erkannt, sich seine einsame Existenz behaglicher zu gestalten, oder Gott sei das reele Ziel für das Streben der Geschöpfe; wie sie von ihm ausgegangen, sollen sie auch wieder in ihn zurückkehren, in ihm sich auflösen, zur realen Einheit verschmelzen. — Erinnert die erste Auffassungsweise des Verhältnisses von Gott und Welt an Rübezahl und seine Geschöpfe, so ist die andere offenbar budhistisch; beide aber sind für den positiven Christen gotteslästerlich, das wird uns Gioberti doch zugeben, obwohl er die erste in seiner reformirten Ethik vorträgt.

Übrigens hat er gegen Kant in so ferne Recht, wenn er, wie vor ihm längst Andere gethan, es tadelt, daß dieser das Sittengesetz vom Willen der Kreatur gegeben sein läßt, jenes so zum blos subjektiven Gesetze, diese aber zum absoluten Legislator macht; das Sittengesetz ist ein objektives, weil vom objektiven Gotte für den Willen des kreatürlichen Geistes gegebenes. Aber auch Kant

hatte Recht, gegenüber seiner Zeit, und behält Recht gegenüber Gioberti, wenn er das Sittengesetz für kein blos positives, dem Geiste von Außen her gegebenes angesehen wissen will, weil es dann mit aller moralischen Verbindlichkeit zu diesem oder irgend einem anderen Gesetz, mit aller Moralität ein Ende hätte für uns. Das Sittengesetz kann eben so wenig ein schlechthin dem kreatürlichen Geiste fremdes, heteronomes sein, als ein blos subjektives, von diesem sich selbst gegebenes (im kantischen Sinne autonomes), wenn es eine moralische Verbindlichkeit dazu gibt.

Es muß also der Grund des Sittengesetzes in einer dritten andern Weise sich auffassen lassen, als es Kant und Gioberti gethan.

Und ich meine, wenn Letzterer seine ursprüngliche Absicht: die christliche Idee der Schöpfung festzuhalten, nicht vergessen hätte über dem angestammten pelasgisch-platonischen Dualismus, er wäre nicht so weit ab von der Wahrheit geirrt. Ich will ein paar Bemerkungen zur Rechtfertigung dieser Meinung hersetzen.

Gioberti sagt: Die Idee, welche Objekt des Erkennens ist, ist auch Ziel des Willens, ist in Bezug auf diesen das Gesetz. Ganz richtig; allein welche Idee ist dieses Erkenntnißobjekt und dieses äußere Ziel des kreatürlichen Willens?

Der Verfasser antwortet: Die Idee, welche Inhalt des göttlichen Bewußtseins ist.

Wohl! Aber dieser Inhalt des göttlichen Bewußtseins kann doch unmöglich auf direkte Weise Inhalt des menschlichen Bewußtseins werden oder sein, außer dieses wäre nur ein Theil vom göttlichen und Gott die Weltseele, was zwar gut platonisch, aber schlecht christlich klingt! — Und Aufgabe des kreatürlichen Willens kann doch nicht sein: die direkte Verwirklichung dieser Ideen im göttlichen Bewußtsein, da Gott wohl nicht erst durch die Geschöpfe seine Vollendung zu erhalten hat.

Wie gelangen wir nun zum Wissen von diesen Ideen, wenn nicht durch vermittelte Erfassung des göttlichen Bewußtseins? Und — in wie ferne kann jene Idee Ziel des kreatürlichen Willens heißen? Von der christlichen Schöpfungslehre aus führt ein Weg zur Antwort auf diese Fragen.

Schaffen heißt Ideen setzen und zwar substanzialiter. Die Geschöpfe sind substanzialisirte Ideen des göttlichen Bewußtseins, haben also außer diesem eine selbstständige Existenz, nicht blos ein mitgetheiltes Sein, wie Gioberti mit Plato dem Dualisten behauptet. Mittheilen kann man nur, wo schon Etwas da ist, welches empfangen kann; vor dem Schöpfungsakt bestand aber nach christlicher Lehre kein Urstoff, weder ein geistiger noch ein materieller, dem die Ideen Gottes nur erst eingeprägt eine bestimmte Form gegeben.

Substanzen setzen heißt ferner nicht blos todte, thätigkeitslose Stoffe setzen, sondern endliche Thätigkeits-Lebensprinzipe, endliche Potenzen. Gott ist nicht ein Schöpfer des Todes, sondern des Lebens.

Sind die endlichen Wesen als Lebenskeime, als Thätigkeitsprinzipe von Gott gesetzt; so können sie durch die Entfaltung dieses Keimes, durch die Bethätigung ihrer Kraft, durch ihre Wirksamkeit etwas in erscheinender Wirklichkeit werden, was sie im Schöpfungsakte potenzialiter geworden. Da sie als solche Potenzen von Gott gesetzt worden, so ist die Verwandlung dieser substanziellen Möglichkeit in erscheinende Wirklichkeit, Wille Gottes in Bezug auf die geschaffenen Wesen, ist ihre Bestimmung, und — die endliche Substanz entspricht der Idee des göttlichen Bewußtseins, dem Willen Gottes in Bezug auf sie erst dann vollkommen, wenn sie sich als das offenbart, bethätigt, wirksam zeigt an sich und in Wechselwirkung mit Andern, als was sie potenzialiter von Gott gesetzt worden, — wenn also nicht blos ihre Wesenheit, sondern auch ihre Wirksamkeit jene Idee ausdrückt.

Somit wäre es allerdings wahr, daß die Verwirklichung der Ideen des göttlichen Bewußtseins, das Ziel des Wirkens der Geschöpfe ist, aber — es leuchtet zugleich ein, daß dies der Kreationsidee gemäß in einem ganz andern Sinne zu verstehen ist, als in dem es Gioberti lehrt. Der in dem Schöpfungsakte ausgesprochene Wille Gottes ist: daß die endlichen Geschöpfe als das bestehen und sich wirksam zeigen, als was er sie gesetzt hat; daher ist die Grundtendenz jedes Geschöpfes Selbsterhaltung und Selbstbethätigung.

Die Geschöpfe drücken also die Ideen durch ihre Wirksamkeit aus, vollbringen den Willen Gottes, indem sie sich selbst erhalten, ihre eigene Wesenheit bethätigen, die in dieser von Gott gesetzte Möglichkeit in Wirklichkeit verwandeln. Das Ziel ihres Wirkens ist also eben so richtig ein inneres, als ein äußeres zu nennen; die Geschöpfe dienen Gott, indem sie sich selbst dienen. Und — vorausgesetzt, daß die den einzelnen Geschöpfen zu Grunde liegenden Ideen, Bestandtheile des einen Weltgedankens Gottes sind, also die Schöpfung zugleich die Prästabilirung einer lebendigen Harmonie der Geschöpfe ist; so dienen die Geschöpfe durch ihre Selbsterhaltung und Selbstbethätigung auch gegenseitig einander, ohne deswegen aufhören zu müssen, Selbstzweck zu sein.

Doch versteht sich, daß das Dienen gegenüber Gott in einem andern Sinne zu nehmen ist, als das sich selbst und andern Geschöpfen dienen; dort heißt es Gottes Willen, der das Wohl seiner Geschöpfe bezweckt, gehorchen; hier heißt es, die eigene und fremde Vollendung fördern. Gott zieht aus diesem Dienste seiner Geschöpfe keinen Vortheil, sondern diese erringen nur darin das eigene Wohl; eben weil Gott kein egoistischer Herr, sondern der Vater seiner Geschöpfe ist.

Schon in so weit spricht dieses Verhältniß der Wirksamkeit endlicher Substanzen zu den göttlichen Ideen, welche im Schöpfungsakte realisirt worden, das Motiv dieses Aktes als uneigennütziges, als den Egoismus negirendes, als Liebe aus, wie es das Christenthum lehrt. Und aus der christlichen Kreationsidee stammt es daher nicht, wenn Gioberti sich gedrungen findet: Gott als einzigen, legitimen Egoisten zu proklamiren, somit die geistigen Geschöpfe

wie die Natur als bloße Mittel für Ihn, als Sklaven desselben.

Sehen wir aber weiter!

Hat Gott Ideen seines Bewußtseins substanzialisirt, nicht, weil er dieser endlichen Substanzen und ihrer Wirksamkeit als Mittel bedurfte zur Verwirklichung seiner eigenen objektiven oder subjektiven Vollkommenheit, sondern aus Liebe; so ist es auch erklärt, warum die Tendenz der Wirksamkeit jeder dieser kreatürlichen Substanzen ist, nicht blos an sich, schlechthin zu sein und zu wirken, sondern auch für sich Seiendes, von ihrem Wirken Wissendes, ihr Dasein Genießendes zu werden.

Aus der christlichen Lehre über das Motiv der Schöpfung folgt also schon (ohne daß wir uns auf eine spekulative Exposition hier der Kürze halber einlassen), daß zwar die Ideen des göttlichen Bewußtseins das Objekt des kreatürlichen Wissens genannt werden können, aber auch daß dieses Objekt kein blos äußeres für die Geschöpfe ist. Sie selbst sind ja die substanzialisirten Ideen des göttlichen Bewußtseins; indem sie also ihr eigenes Sein und die durch die Beschaffenheit ihres Wesens bedingte Gesetzmäßigkeit des Wirkens zum Gegenstande ihres Wissens haben und machen, denken sie den Gedanken Gottes nach, welche er in ihrer Schöpfung substanzialisirte, und bringen dessen Willen in Bezug auf sie zum Bewußtsein.

Begreiflich ist es weiters, wie die geistigen Geschöpfe mit und in dem Wissen von sich (von der ihrer Wesenheit zu Grunde liegenden Idee) auch zum Wissen von andern substanzialisirten Ideen, ja der Gottheit selbst gelangen können. Erfassen sie nämlich mit ihrem Wissen auch zunächst ihr eigenes Dasein; so ist ihnen dieses doch als ein endliches, als ein dem Sein und Wirken nach bedingtes (und zwar als ein zunächst in seinem Erscheinen von andern endlichen, zuletzt aber in seinem Sein von einem unendlichen Wesen abhängiges) in ihrem Bewußtsein gegeben. Hier wird dann allerdings das Objekt des Wissens ein dem Subjekte äußerliches.

Dies ist der in der christlichen Schöpfungslehre ausgesprochene Weg, auf welchem die Kreatur die Ideen des göttlichen Bewußtseins erfaßt; ihrer, wenn man so sagen will, theilhaftig werden kann.

Wenn Gioberti diesen Weg mit dem getadelten cartesianischen Psychologismus zusammenhält, und mit seiner eigenen Erkenntnißtheorie; so kann ihm wohl das Urtheil nicht schwer werden: Ob jener oder diese echt christlich sei, und ob daher seine Warnung vor jener gerecht oder voreilig gewesen.

Es dürfte hier auch keine Schwierigkeiten mehr haben, welches die aus der christlichen Schöpfungslehre sich ergebende Auffassungsweise des Sittengesetzes sei.

Erfaßt die Kreatur mit ihrem Wissen ihre eigene Wesenheit, und diese als eine endliche Potenz bestimmter Art (als ein bestimmtes Lebensprinzip); so weiß sie auch, was sie durch ihre Thätigkeit werden kann und werden soll. Dieses Bewußtsein, mag es nun dunkel oder klar, undeutlich oder deutlich, Empfindung, Gefühl oder Idee sein, ist Wissen um eine innere, von der eigenen Wesenheit ausgehende Anregung zur Thätigkeit, und zwar zur Selbstbethätigung. Da diese Anregung, weil eine wirkliche, also auch zugleich durchaus bestimmte, konkrete ist; so erscheint sie auch als Norm für die durch sie erzeugte Thätigkeit, als Gesetz.

Die Wirkungsgesetze der Kreaturen sind also in ihrer Wesenheit gegeben und erscheinen als innere Anforderungen, als innere Gesetze bei den zum Bewußtsein gelangten Wesen.

Freilich ist die Form, in der diese Gesetze im Bewußtsein des Geschöpfes erscheinen, wieder verschieden nach der Wesenheit der Geschöpfe selbst. So erscheint diese Anregung, dieses Gesetz im thierischen Bewußtsein als Trieb, innerer Drang, innere Nöthigung zu einem bestimmten Thun und Lassen, im geistigen Bewußtsein hingegen als unbedingte Aufforderung, als kathegorischer Imperativ, als Freiheitsgesetz; eben weil jenes als relativ selbstständige Einheit (als Glied des Naturganzen) der freien Selbstbestimmung unfähig; der kreatürliche Geist aber, als substanzielle Einheit, dem Naturzwange (Nothwendigkeit) enthoben, und der Freithätigkeit fähig ist.

Im Bewußtsein des Menschen, weil er das Vereinswesen einer Naturindividualität und einer endlich-geistigen Substanz ist, finden sich bekanntlich sowohl Trieb als kathegorischer Imperativ, und darum jener auch nur als relative Nöthigung, der Imperativ, das Sittengesetz muß also wie der Naturtrieb zunächst als eine von der eigenen Wesenheit ausgehende Anregung, als innerliches Gesetz im Bewußtsein der Kreatur erscheinen.

Damit ist jedoch nicht gesagt:

Daß das Geschöpf sich dieses Gesetz selbst gäbe, daß es ein rein subjektives sei. Das Geschöpf findet dieses Gesetz in sich, als ein seiner Wirksamkeit gegebenes, also objektives, wie es seine Wesenheit als eine gegebene, nicht als eine von ihm selbst gesetzte, im Bewußtsein findet.

Indem so die Wesensetzung der Kreatur (= Schöpfung) mit der Gesetzgebung zusammenfällt, so wird jene, wenn sie so weit zur Erkenntniß ihrer eigenen Wesenheit gelangt, daß es diese als eine endliche, von einem unendlichen Wesen gesetzte, erfaßt, dieses innere Gesetz nothwendig als von Gott gegebenes, als Wille Gottes in Bezug auf es erkennen. Da erscheint ihm dieses Gesetz allerdings auch als zuletzt außer ihm begründetes. — Und — denkt es diesen letzten Grund seiner eigenen Wesenheit als letzten Grund aller endlichen Realitäten; so erkennt es ihn auch als Gesetzgeber der Welt, und denkt einen Zusammenhang, eine Harmonie der Wirkungsgesetze, der Bestimmungen aller Geschöpfe, eine Weltordnung, die durch das gesetzmäßige Wirken der Kreaturen zur Erscheinung kommen soll.

Es verträgt sich also recht wohl mit der christlichen Schöpfungsidee, wenn Kant im Innern des Menschen die nächste Quelle des Sittengesetzes sucht. Nur ist dieses Innere, von welchem das Gesetz ausgeht, nicht der Wille, sondern die Wesenheit, darum auch das Selbstbewußtsein den Imperativ als gegeben findet.

Bei dieser Innerlichkeit des Gesetzes fehlt es demselben auch nicht an Auktorität, an verbindender Kraft für den Willen; ja diese ist nur so eine wahrhaft innere, moralische. Denn nur dadurch, daß das Sittengesetz eine in der eigenen Wesenheit des kreatürlichen Geistes begründete Forderung der Selbsterhaltung und Selbstbethätigung ist, hat es für diesen auch an sich eine Giltigkeit, die er nur in Frage stellen kann, wenn er im Ernste an seiner Existenz zweifelt. Nur so kann es auch im Bewußtsein als eine unbedingte Forderung erscheinen; indem es nichts fordert, als die Selbstverwirklichung, die Selbstvollendung des Geschöpfes, nicht aber die Realisirung eines diesem fremden Zweckes. Und — nur so endlich kommt es auch, daß das Sittengesetz innerlich sanktionirt ist, daß das Bewußtsein, es erfüllt zu haben, ein angenehmes, das der Übertretung ein unangenehmes Gefühl ist; denn jenes ist das Bewußtsein der Harmonie, dieses das Bewußtsein des Widerspruches zwischen dem Willen des Geistes und der von seiner eigenen Wesenheit ausgehenden Forderung. Nur so kommt es, daß der Geist sich selbst lohnt und straft, sein Wollen billigt oder verwirft, sich selbst achtet oder verachtet.

Daß diese innere Auktorität des kathegorischen Imperatives in letzter Instanz als die des schöpferischen Willens aufzustellen sei, braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden; auch erkennt der Menschengeist bei weiterer Entwicklung seines Selbstbewußtseins sie als göttliche, nennt darum die Stimme seines Gewissens Gottes Stimme (wenn er auch zwischen mittelbarer und unmittelbarer noch nicht unterscheidet, was eigentlich Sache der Wissenschaft ist, die aber auch, um für die Unmittelbarkeit derselben Stimme einzustehen, nicht genöthigt ist, zum Halbpantheismus, zur Verabsolutirung des menschlichen Geistes ihre Zuflucht zu nehmen).

Eine andere Frage ist es: ob diese innere, verbindende Auktorität des Sittengesetzes, dieganz gewiß in einzelnen Fällen Gehorsam findet, beim Menschen unter allen Umständen ausreiche, wenn sie nicht bereits als göttlich begründete von ihm erkannt worden; da in ihm neben dem Sittengesetze auch das Naturgesetz in der Form des Triebes als eine an sich giltige und unbedingte Anregung dasteht. — Doch über diesen Punkt komme ich vielleicht in einem anderen Aforismus mit einem andern Reformator der Ethik umständlicher zu sprechen. — Da dieser ohnehin etwas länger geworden, als ich selbst und wahrscheinlich auch der Leser wünschen, so will ich mit ihm zu Ende eilen, das Gesagte kurz resumiren und ein paar Schlußbemerkungen anhängen:

1. Mit der vorgeschlagenen Reform der Ethik durch eine Rückkehr zu dem noch mit neuplatonischen Ideen kämpfenden Mittelalter oder gar zu Plato ist es nichts; denn dies wäre ein wahrer Rückschritt ohne Fortschritt, — und — wir wollen als Christen, mit Hilfe des heiligen Geistes, vorwärts, immer mehr aus dem Heidenthume heraus.

2. Mit der vorgeschlagenen Verwandlung der platonischen Ethik in eine christliche, durch Impfung der Kreationsidee auf sie — ist es nichts; — denn, wenn das Prinzip ein wesentlich anderes wird, kann das System nicht stehen bleiben, oder es bleibt nur die hohle Form.

3. Der vom Verfasser gemachte Versuch dieser Verwandlung und Reform ist mißlungen, wie es nicht anders sein konnte; er ist im Platonismus befangen geblieben. Insbesondere gilt dieses von Gioberti's Lehre über das Verhältniß der kreatürlichen Substanzen zur göttlichen, über den Weg des menschlichen Erkennens, über die Begründung des Sittengesetzes, dessen Verbindlichkeit und Sanktion, über die sittliche Bedeutung des Naturtriebes im Menschen. Seine Ansichten sind nichts weniger, als orthodox-christlich, sie sind pantheistisch-heidnisch.

4. Die Warnung vor dem cartesianischen Erkenntnißprinzipe und die Beschuldigungen, die er demselben macht, sind nicht nur ungerecht, sie sind, wenn sie Gehör finden sollten, dem Fortschritt der katholischen Wissenschaft gefährlich; da jenes Prinzip eben das der christlichen Filosofie, das aus der positiven Schöpfungslehre entspringende ist.

Es gibt in diesem merkwürdigen Buche noch mancherlei, was den katholischen Leser, den deutschen Filosofen befremden wird, Einfälle, Bemerkungen, Behauptungen so wunderlicher Art, daß man sie mit der übrigen Gelehrsamkeit und dem dadurch (wie der Übersetzer sagt) erworbenen Ruf des Verfassers kaum zu reimen vermag. Da ich aber keine vollständige Rezension des Buches beabsichtigte, sondern nur eine Beleuchtung der vorgeschlagenen ethischen Reform, so übergehe ich jene, wie auch die Beantwortung der, einem Rezensenten zustehenden Fragen: Ob der Verfasser dieses Buches mit demselben der katholischen Kirche und der filosofischen Ethik wesentlich genützt? — Ob K. Sudhoff durch die Übersetzung des Buches dem Ruhme des Verf. und Deutschland einen Dienst erwiesen, mit der Dedikation derselben einem deutschen katholischen Theologen eine herzliche Freude gemacht?

Aussprechen muß ich aber die Bemerkung, zu der man durch diese, wie manche andere Schrift in unsern Tagen, geführt wird: Um das christlich-katholische Prinzip auf wissenschaftlichem, theologischem oder filosofischem Felde öffentlich zu vertreten, wird mehr erfordert, als ein guter Wille und eine kühne Feder, welche viel vom orthodoxen Christenthum schreibt, die eigenen subjektiven Einfälle katholisch nennt, und den Gegner mit dem Worte Heterodoxie in Kürze kampfunfähig zu machen sucht.

Und ein schlechter Dienst ist es, den man der katholischen Kirche in ihrem sichtbaren Oberhaupte erweist, wenn man das Primat auf falsche Gründe zu stützen, eine falsche Bedeutung ihm unterzuschieben sich bemüht, wie Gioberti thut, indem er den heiligen Vater und das Kollegium seiner Kardinäle mit der Pythia und ihren Priestern, den heiligen Geist mit dem delfischen Apollo ꝛc. in eine historische Verbindung bringt. Solche Einfälle sind nicht nur lächerlich und ärgerlich, sie sind auch von den schlimmsten Folgen. Denn durch solche und ähnliche Absurditäten entstehen Parteien innerhalb der Kirche, wenn sie der besonnene Katholik mißbilligt, der blinde Eiferer sie vertheidigt und seinen Gegner verketzert.

Wehe jenen unbesonnenen Eiferern, wenn der Same der Zwietracht, den sie in ihrer blinden Selbstsucht in der Kirche Christi ausstreuen, keimen und auch nur ein Körnlein des guten Weizens ersticken sollte.

Scheinen diese Schlußbemerkungen etwas herb und zu ernst, so wird sie der katholische Leser noch viel zu milde finden, wenn er erst das Buch selbst gelesen hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Wittwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 8. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 29**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Hanusch: Šafařik's slawische Alterthümer. Zweiter Artikel. — Henszelmann: Die ungarische Bühne. (Fortsetzung.) — Aus Zeitschriften. Jänner.

Urgeschichte der Slawen.

(Fortsetzung.)

Šafařik's slawische Alterthümer.

Zweiter Artikel.

Die weitverbreitete Meinung, die Slawen seien erst im Anfange des fünften Jahrhunderts etwa mit den Hunnen u. dgl. nach Europa gekommen, widerlegt **Šafařik** dadurch gründlich, daß er für die Alterthümlichkeit (**starobylost**) der Slawen in Europa schon in vorhistorischen Zeiten folgende Belege anführt: den organischen eigenthümlichen Bau der slawischen Sprache, welcher für die alterthümliche Unvermengtheit des slawischen Geistes zeigt; die Volkszahl der Slawen, die im Alterthum noch größer war als jetzt, wenn man nur an Norddeutschland, an ganz Ungarn und viele von Türken besetzte Landschaften denkt. Schon **Jornandes** fand die Länder unter den Karpathen, **Prokopius** die am schwarzen Meere mit unzählbaren slawischen Stämmen bevölkert. In der kurzen Dauer von 460 bis 638 n. Chr. kann sich kein eingewandertes Volk so weit und bleibend verbreiten, wie es die Slawen bis auf die Gegenwart sind. Aber historische Zeugnisse für die Alterthümlichkeit der Slawen fehlen doch! Wohl, aber eben so für die Alterthümlichkeit der nordischen Völker, die doch Niemand bezweifelt. Der Gesammtname: Slawe war im Alterthume gar nicht üblich, daher die alten Griechen und Römer seiner allerdings nicht gedenken. Daß die Slawen nicht erst mit den Hunnen, Avaren u. dgl. nach Europa kamen, folgt schon daraus, daß römische und griechische Historiker, welche der Slawen im sechsten Jahrhunderte erwähnen, durchaus die Frage über den Ursprung der Slawen nicht berühren, im Gegentheile von denselben als von einer längst und allgemein bekannten Nation reden. Kein Volk, das vom vierten bis in das zwölfte Jahrhundert nach Europa kam, gehört zum indo-europäischen Stamme, zu welchem doch die Slawen nach den gründlichsten Forschungen gezählt werden müssen; und umgekehrt, von keinem europäischen Volke läßt sich in jenem Zeitraume seine Ankunft historisch nachweisen. So sind vielleicht die Slawen einige Jahrhunderte früher nach Europa gekommen? — Unmöglich, denn schon vom sechsten Jahrh. v. Chr. saßen zwischen Asien und Europa mächtige Nationen fest, von deren muthmaßlichen Störung die Geschichte nichts weiß, wohl aber davon, daß sie in späteren Zeiten unverrückt ihre früheren Sitze eingenommen hatten. Die slawische Sprache ist mit der griechischen, lateinischen, germanischen und lithauischen Sprache viel verwandter, als mit jeder orientalischen. Daher ist der Schluß auf die analoge Alterthümlichkeit derselben in Europa giltig. Der wechselseitige Einfluß (**wzajemnost**) der gothischen, deutschen und andern Sprachen mit der slawischen zeigt sich schon weit früher als im sechsten Jahrh., so z. B. schon in Ulfila's Bibelübersetzung aus dem dritten Jahrh. Wie aus allgemeinen Benennungen sich Eigennamen bilden (z. B. aus Bewohner der Ebenen (**poli**) der Name Polen), so pflegen wiederum Eigennamen zu allgemeinen Benennungen zu werden; so heißt z. B. **grk** (**řek**, der Grieche) bei den Serben noch heut zu Tage so viel als Krämer. Derlei Namen hat nun die slawische Sprache schon aus den ältesten Zeiten. So bedeutete **Walach** dem Slawen den Kelten, und nun bedeutet es als **Wlach** den Italiener, ein Beweis, daß die Slawen mit den ersten schon in der Zeit bekannt waren, als letztere Oberitalien einnahmen. Die Lithauer nennen die Russen **Kreewe**, von den **Kriwicen**, die zwischen ihnen und den übrigen Russen wohnten. Hieher gehören auch die Namen: **Němec** (der Deutsche) von den **Nemetern**; **Rakausi** (Österreich) von den **Rakaten**, die schon **Ptolomaeus** nennt, **Obr** (der Riese) von den **Ombronen** im dritten Jahrh.; **Wítěz** (der Sieger) von den **Witingern** u. n. A. Merkwürdig ist gleichfalls die uralte Endigung der Wörter auf **gard, hart, gast, man** u. s. w., bei den Kelten und Germanen und auf **hrad, hrt, host** u. s. w., bei den Slawen und viele analoge Anfangssylben dieser Völker in Wörtern, die sich schon in den ältesten Geschichtswerken vorfinden. Die Anzahl derselben ist ungeheuer (S. 48—51). In eine solche Analogie kann die slawische Sprache mit keiner orientalischen treten. Für die Alterthümlichkeit der Slawen in Europa spricht auch schlagend die Vergleichung und Zusammenstimmung der slawischen Sitten, Gebräuche, Göt-

teransichten, der öffentlichen Institutionen und Rechte mit denen der Thraker, Kelten, Germanen, Lithauer. Dieses Moment berührt Šafařik nur im Vorübergehen, weil der zweite Band seiner Alterthümer dessen Ausführung bezweckt (S. 51). Endlich ist es nicht einmal wahr, daß die Alterthümlichkeit der Slawen in Europa sich historisch nicht erweisen lasse. Denn schon bei Plinius, Ptolomäus u. A. kommen Namen von Orten, Personen u. s. w. vor, die rein slawischen Ursprunges sind, z. B. Serbi beim heut zu Tage noch so genannten Flusse Serpa; Tsierna nach einer römischen Marmorinschrift vom J. 157 eine Stadt, deren Ruinen noch heut zu Tage an dem Flusse Černa sich vorfinden; Karpatés von dem slawischen Chrebet, d. i. Berg, die Russen nennen so heut zu Tage noch alle hohen Berge, die karpathischen Rusinen nennen ihre Berge horby, die Chorwaten und Winden verstehen unter chrib oder chrb einen Berg u. s. w. u. s. w. Ja noch mehr, Prokopius, der uns die ältesten Nachrichten über der Slawen Sitten und Gebräuche mittheilt, lebte im sechsten Jahrh., in welchem nach der oberflächlichen Meinung die Slawen nach Europa eingewandert sein sollen (552), und doch gebraucht er von den Sitzen und Urnamen der Slawen den Ausdruck τὸ παλαιόν und ἐκ παλαιοῦ, was die Bedeutung: aus uralten Zeiten, seit jeher, vorlängst u. dgl. hat! — Dieser schlagende Beweis für die vorhistorische Alterthümlichkeit der Slawen wird noch dadurch unterstützt, daß in der ersten Hälfte des Mittelalters alle Gelehrte allgemein der Ansicht waren, die Slawen seien ein ursprüngliches und alterthümlich-europäisches Volk (S. 37—57).

Doch unter welchem Urnamen war dies slawische Urvolk den andern europäischen Urvölkern beigesellt? Die ältesten Geschichtsschreiber lebten im Süden, alles daher, was sie über die Nordslawen melden, ist aus Nachrichten und Sagen geschöpft. Jornandes und Prokopius geben den Urnamen der Slawen an, jener nennt sie **Winidarum natio populosa**, dieser sagt: sie hießen in der Urzeit **Sporus** (Σπόρους γαρ το παλαιον ἐκαλοῦν). Mit origineller Gründlichkeit weiset nun Šafařik nach, daß Winden oder Wenden der Slawen Urname war, den sie von den Fremden oder Nichtslawen erhielten, und daß **Sporus** der korrumpirte Name Serben sei, den sie sich selbst beilegten. Die Gründe für die erstere Behauptung sind folgende: Selbst spätere Geschichtsschreiber, besonders germanischen Ursprunges, nennen in ihren deutschen und lateinischen Werken die Slawen stets unverändert Winden oder Wenden — eben so die Urkunden deutscher Herrscher — slawische Ortschaften führen seit jeher, selbst oft bis in die neuesten Zeiten den Vornamen wendisch oder windisch — uralte skandinavische und andere nordische Inschriften und Nachrichten und nennen das Slawenreich stets **Windland**, **Weonodland** u. dgl. — in historischen Quellen vom sechsten bis in das zwölfte Jahrhundert ist der Name Winden oder Wenden überhaupt der gebräuchlichste — ja diesen Namen gebrauchen selbst die alten griechischen und römischen Historiker von einem hinterkarpathischen Volke, das am rechten Ufer der Wisla oder der Weichsel angesiedelt ist, d. i. von den Slawen. So Plinius z. B. und Tacitus, Ptolomäus und die Münze Kaiser Volusian's (253), gleichfalls die Peutinger'schen Tafeln.

Daß die **Winidi** bei Jornandes und die Wenden des Tacitus, Plinius, Ptolomäus, so wie die Slawen des Prokopius dieselbe Nation sind, behaupten und beweisen alle gründlichen Geschichtsforscher besonders der neuern Zeit, die sich durch den Ausspruch des Tacitus nicht irren lassen, welcher zweifelhaft ist, ob er die Wenden für Germanen oder Sarmaten halten solle. Šafařik widerlegt insbesondere **Dobrowsky's** entgegengesetzte Ansicht, daß die Slawen erst im fünften und sechsten Jahrhunderte in die einstigen Sitze der Veneter gekommen seien und dadurch diesen Namen nur geografisch erhalten haben. Auch die Finnen nennen die Slawen **Waeni**, **Wendy**, so wie den Ladoga-See **Weneenmjeri**, d. i. Wendenmeer. Daß auch die Kelten oder Gallen die Slawen so benannten, behauptet Šafařik gleichfalls und weiset auf die adriatischen Veneter, so wie auf die Veneter in Armonika hin und auf altslawische Städte in der Nähe keltischer Kolonien, z. B. auf **Vindobona**, **Vindana**, **Vindilis** u. s. w. Auch bei den lithauischen Völkerschaften ist der Name **Wende** für Slawe nicht ungebräuchlich (S. 60—80).

Der sonderbare Name **Sporus**, den Prokopius für den Urnamen der Slawen ausgibt, ist seit jeher ein Tummelplatz gelehrter Kämpfe gewesen, die gewöhnlich desto leidenschaftlicher geführt werden, je weniger sie begründet sind. Schon Prokopius selbst erklärt ihn sonderbar genug aus dem griechischen σποράδην durch: die zerstreut Wohnenden, Gebhardi und Surowiecki aus σπειρῶν: durch die Säenden, Ackerbauenden; Buttkow nimmt seine Zuflucht bis zur armenischen Sprache und weiset mit großer Gelehrsamkeit nach, daß die Slawen Troglodyten oder Höhlenbewohner seien! — Diesen etymologischen Luftschiffereien in dem Dunstkreise fremder Sprachen stellten sich Slawisten entgegen, welche das Wort **Sporus** in **s-po-Rus** zerlegend, es für ganz slawisch halten, und durch: „aus dem (Volke der) Russen" erklären. Nach diesen Gelehrten, wozu **Ossoliński**, **Naruszewicz** und — in neuester Zeit — Benedikt **Lewicki** gehören, ist der Urname der Slawen in dem Namen der heutigen Russen erhalten und diese daher etymologisch die Urslawen. Mit diesen Gelehrten stimmt aber **Šafařik** nur insofern überein, als er in dem Worte **Sporus** den altslawisch-einheimischen Namen verborgen sich denkt. Denn weil das Wort **Sporus** nur bei Prokop, sonst aber in keinem Geschichtswerke mehr vorkömmt und ganz außergewöhnlich ist, hält es **Šafařik** für kein europäisches, geschweige für ein slawisches Wort, sondern für korrumpirt statt **Srbus** oder **Serbus**, **Sorbus**, so daß er mit Schlözer und **Dobrowský** den Namen Serbe für den slawischen Urnamen hält. Gegenwärtig hat sich der Name „Serben" nur an den Grenzen der Slawenreiche erhalten, im Norden nämlich in der Lausitz, im Süden an der untern Donau. (In Rußland auch am mittlern **Dněpr.**) Er ist aber uralt, schon Plinius und Ptolomäus kennen ihn. Daß die hinterkarpathischen Völker (die heutigen Polen und Russen) einst **Serbi** genannt wurden, beweisen Zeugnisse aus dem neunten und zehnten Jahrh. So erwähnt Kaiser Konstantin der Weiß-Serben hinter Ungarn in der noch heutzutage so genannten Landschaft der **Boiky** als Nachbarn der Weiß-Chorwaten. (Die Benennungen weiß und schwarz von slawischen Völkernamen bedeutet so viel als volkreich und frei — zerstreut und unterworfen. Vgl. Nr. 92

Jahrgang 1844.) Ein altes Münchner Manuskript (9. bis 11. Jahrh.) enthält folgende merkwürdige Worte: **Zeruiani** (d. i. **Serbjani**) ist eine so große Landschaft, daß aus ihr alle slawischen Völker gekommen und in ihr ihren Ursprung haben, wie sie selbst behaupten (**sicut affirmant**). Das alte böhmische Wörterbuch **Mater verborum** (im 10. Jahrhundert gegründet, im 11. durch **Wacerad** überschrieben) nennt die Bewohner von Sarmatien **Serbi**. In der böhm. Chronik des **Dalimil** (1310) steht: **W Srbskem jazyku jest země, již Charwati jest jmě**, welche der deutsche Interpret aus dem 14. Jahrh. so übersetzt: **Czu Winden ist ein Gegent, Die ist Grauacia** genannt. Er übersetzt also **Serben** mit **Winden**. Diese Charwaten sind die Weiß-Charwaten Kaiser Konstantin's.

Es ist wahrscheinlich, daß nebst diesem einheimischen Namen Serben, die Slawen im Allgemeinen und ihre Stämme insbesondere auch im Alterthume noch andere Namen hatten, z. B. **Lechowé, Čechowé, Chorwati** u. s. w. allein historisch lassen sie sich in diesen Zeiten nicht erweisen. (S. 80—87.)

Dies ist in Kurzem der Inhalt der ersten Hauptabtheilung unseres Werkes; die zweite hat die Sitze und Thaten der Urslawen zu ihrem Gegenstande.

Um die ältesten Zeugnisse über die Winden zu erforschen, beginnt Šafařik mit der Darstellung des Bernsteinhandels. Drei Wege brachten den Bernstein nach dem Süden. Der älteste, weit in den vorhistorischen Zeiten, führte vom baltischen Meere über die innern hinterkarpathischen Länder, meist zu Wasser bis zum Dněpr, dann durch von Skyten unterworfene Ländereien, bis zu den griechischen Kolonien am schwarzen Meere. (**Olbier.**) Der zweite Handelsweg schon zu Zeiten Herodot's, ging durch das heutige Polen, über die Karpathen, in das **Wáh-Thal** (Waag) und weiter durch Pannonien zum adriatischen Meere. Der dritte endlich hatte sein Ziel in Gallien, Massilien, wo ihn Fönizier kauften und in noch südlichere Länder führten. Daß diese Handelswege unmittelbar und mittelbar wendische Länder berührten, ist offenbar. Ja noch mehr. Nach altgriechischen Sagen ward der Bernstein geradezu aus wendischen Ländern geführt, in welchen der **Eridanus** ins mitternächtliche Meer sich ergießt. Dieser Fluß, dessen geografische Lage absichtlich geheim gehalten worden sein soll, ist wahrscheinlich die westliche **Dwina**. Nur vermengte man diese nördlichen Wenden mit den Venetern am adriatischen Meere. Schon **Ptolomaeus** (um das Jahr 175) nennt die Bernstein-Küsten geradezu wendische Ufer. Guttenen oder Gothen verdrängten später die Wenden und bemächtigten sich des Bernsteinhandels. **Pytheas** fand schon im J. 320 v. Chr. Gothen an den Ufern des baltischen Meeres. Plinius bewahrte uns das Zeugniß des Griechen Timäus aus dem 3. Jahrhunderte v. Ch., welcher Skythien **Bannoma** nennt, das nur eine Tagreise von der Insel Balthea entlegen ist. Aus geografischen und filologischen Gründen ist dieses **Bannoma als Wanomaa** zu lesen, d. h. skandinavisch oder finnisch: Wendenland. Plinius selbst und Mela erwähnen einiger Indier, welche 58 Jahre v. Ch. durch den Suevenkönig dem **Metellus Celer** geschenkt wurden. Sie hatten sich aus ihrer Heimat des Handels halber auf Schiffen entfernt. Diese Indier sind Winden. Die Form **Vindi** ist viel älter als **Veneti**. Ausdrücklicher Zeugnisse über die Winden in späteren Zeiten gibt es eine große Menge. Šafařik führt alle mit kritischer Genauigkeit an. Wir können hier nur auf seinen Beweis aufmerksam machen, daß die Römer auch mit den Wenden schwere Kriege führten. Die Ausdrücke **Banthaib** und **Wurgonthaib** bei Paul Winfrid werden durch Wendheimat und Bulgarenheimat erklärt. Die skandinavischen Sagen aus dem 2. oder 3. Jahrh. n. Ch. erwähnen ungeheurer Kämpfe der Asen mit Wanen, d. i. Wenden. Nach der Beilegung derselben wohnten die Wanen nicht allein als angesehen, sondern auch als Weise verehrt unter den Skandinaviern, Wanaheimr, Wanaquist=Tanais, Don. Die Asen sind ursprünglich sarmatische Alanen, die altrussischen Geschichtschreiber nennen sie **Jasi** oder **Osi**. Ihre Nachkommen im Kaukasus nennen sich **Iron**, werden aber von den Russen **Asi** oder **Asetinci** genannt. Nun wird Jornandes Zeugniß nochmals betrachtet, welcher von den Kämpfen spricht, die zwischen den J. 332 bis 350 von den Wenden mit dem Gothenkönige Ermanrik geführt wurden. Šafařik findet es mit Recht merkwürdig, daß Jornandes und der gleichzeitige Prokopius, wenn sie von den Slawen reden, nur deren uralte Sitze hinter den Karpathen erwähnen, obschon zu ihrer Zeit die Slawen sowohl die Karpathen, als auch die Donau schon überschritten hatten. (S. 87 — 129.)

Das Wurzelwort im Namen der Wenden ist Wind, das in zwei Grundformen erscheint, der deutschen: Winde, Wende; der finnischen: Weene, Wäne. Die Bewohner des adriatischen Meeres heißen Ἐνετοι, Ἐνετοι, Veneti (Venetia, Venedig), die am Pontus Heneti, Veneti, obschon ihre Nationalität historisch unbestimmt bleibt. Die altgriechische Form war gewiß Ϝενετοι mit dem Digamma, an dessen Statt später B oder W trat. Auch die Formen **Vindili, Wandili, Wandali, Vinuli, Vinili** kommen vor, mit derselben Radix in verschiedenen Endsylben. Es kann sein, daß man letztere Namen auf die deutschen Sueven übertrug, als sie in die slawische Heimat zwischen der Oder und der Weichsel eingedrungen waren. Das Wurzelwort „Wind" soll so viel als Wasser in allen indo-europäischen Sprachen bedeuten, daher es etymologisch nicht blos die Slawen, sondern alle Küsten- und Uferbewohner bezeichnen mag (S. 129—140).

Noch interessanter sind für die Slawen die ältesten Zeugnisse über den einheimischen Namen Serben. Die Nennung desselben ist jedoch nicht so häufig, wie die des Namens Wenden. Den Hauptgrund dieser Erscheinung sieht Š. darin, daß die Slawen aus der unmittelbaren Berührung mit Griechen (und Römern) am schwarzen Meere schon im 6. und 5. Jahrh. durch die Skythen, im 3. und 2. Jahrh. von den Sarmaten, im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. von den Gothen gerissen und in die tiefern Gegenden landeinwärts gedrängt wurden, wie es am baltischen Meere ebenfalls durch die Gothen geschah. Die griechischen und römischen Geschichtschreiber benannten dann die Länder nach den fremden Siegern. (Unwillkürlich drängt sich hierbei dem Leser die Frage auf, warum der Name Wende häufiger vorkomme.)

Plinius nennt Serben als Bewohner der Gegenden ober dem Mäotis, und Ptolomäus setzt die **Sirbi** in die kerauni-schen Gebirge, d. i. in die nordöstlichen Zweige des Kaukasus an der Wolga (Rha). Das Zeugniß des Plinius wird noch heutzutage durch manche Ortsnamen bestätiget. Nach

Erwähnung des Prokopischen Sporus kömmt als Zeuge Vibius Sequester vor mit folgenden Worten: Albis Suevos a Cervetiis (d. i. Serbis) dividit. Šafařik beweiset, wie unangemessen es sei, unter diesem Namen das kleine Volk der Cherusker zu verstehen. Ob das Wort Chrepstini auf den Peutinger'schen Tafeln mit den Serben harmonire, läßt Šafařik dahingestellt sein (S. 140 – 147). Nun werden in einer seltenen Vollständigkeit alle Formen aufgezählt, in denen das Wort Serb vorkömmt und nachgewiesen, daß deren Etymon Srb so viel als einen Eingebornen, ein Volk, einen Stamm bedeute (S. 147—153).

Nach der gründlichen Sichtung des Chaos von Nachrichten über der Urslawen Alterthümer im Allgemeinen, geht Šafařik mit einer staunenswerthen Besonnenheit und Ausdauer in die Besonderheiten derselben. Weil die alten Geschichtsschreiber in die hinterkarpathischen Ländereien die verschiedensten Völker und Stämme hinversetzen, so ist es die Aufgabe des gründlichen slawischen Archäologen vor Allem die einzelnen slawischen Völker aus dem Gewirre der Nationen herauszufinden und ihre Namen, Sitze und etwaige Thaten kritisch zu untersuchen, dann dasselbe Geschäft mit den Alterthümern jener Völker vorzunehmen, die, obschon außer-slawisch, doch mit den Slawen in engere historische Beziehungen traten, um endlich das Gemälde der Urheimat der Slawen geografisch vor den Augen des Lesers zu entfalten. Das Erste geschieht S. 153 – 223, das zweite von S. 223—391, das dritte endlich von S. 392—420. Diese drei Theile sind eigentlich das Merkwürdigste und Interessanteste in demjenigen Theile dieses Werkes, welchen dieser Artikel besprechen soll; allein die Fülle und Reichhaltigkeit der Einzelnheiten würde auch den gewandtesten Referenten erschöpfen, wenn er seine Darstellung nicht entweder selbst zum Buche ausdehnen oder zu einem Organe machen wollte, wodurch der kräftige, organische Bau der Forschungen Šafařik's zu einem eingeschrumpften, trockenen Skelete würde. Der Unterzeichnete muß daher gleichfalls bei allen diesen Schätzen gründlicher und origineller Forschungen vorbeieilen mit dem Bedauern, in dem Leser nicht einmal die Ahnung der ungeheuern literarischen Mühe und des entsprechenden Resultates der archäologischen Studien Šafařik's erwecken zu können; nicht etwa, als ob Gefertigter blindlings alle Ergebnisse dieser Studien unbedingt mit unterschreiben wollte, da er überzeugt ist, daß nicht nur manche Einzelnheiten schon jetzt nicht blos von Andern, sondern von Šafařik selbst theils vervollkommt, theils berichtigt sind, sondern in Zukunft noch mehr berichtigt werden; vielmehr aus wahrer Achtung so seltener, uneigennütziger und ausdauernder Forschungen über Slawen von Slawen. Mit wenig Worten soll nur noch hier Erwähnung geschehen der Forschungen über die Ursitze der Slawen an der untern Donau (w' Poddunaji). Nestor, der russische Chronist (zw. 1100—1114), läßt die Slawen nicht nur den Norden seit jeher besetzt halten, sondern sich auch durch Illyrikum (Iljurik) bis zum adriatischen Meere ausdehnen, bis sie den „Wołochom" weichen und durch die Karpathen sich abgrenzen mußten. Šafařik weiset nach, daß die Dränger die Kelten (Galen) oder slawisch die Wlachen gewesen, welche im 4. und 3. Jahrh. v. Ch. (350—336) aus dem Norden in südlichere Länder drangen. Herodot weiß im Noricum noch nichts von den Kelten, vor Alexander den Großen traten aber schon im J. 336 v. Chr. Gesandte der Kelten aus der Gegend des adriatischen Meeres.

Als Belege der Ursitze und Thaten der Slawen an der Donau werden noch Kadłubek, Boguchwal, Dalimil u. A. angeführt, dann aber noch reale Beweise in slawischen Ortsnamen gefunden, besonders weil viele der altslawischen Namen in Pannonien denen hinter den Karpathen gleich sind. Sehr scharfsinnig führt Šafařik gleichfalls durch, daß diejenigen Stämme in Pannonien, welche nach dem J. 50 n. Chr. durch die Jazygen oder Sarmatae limigantes unterjocht wurden, und als Sarmatae servi historisch vorkommen, Slawen waren (S. 209).

Unter den Forschungen über die außerslawischen Völkerschaften sind die über die Skythen (S. 224—240), Sarmaten (S. 274—305) und Lithauer (S. 359—377) besonders merkwürdig; einerseits weil darüber gründliche Ergebnisse zu den Seltenheiten gehören, andererseits weil diese Völker gewöhnlich mit den Slawen ganz vermengt werden. Ungemein bündig sind S. 385 dann die Resultate (wýsledky), welche Šafařik aus den Forschungen über die außerslawischen Völker ziehet.

Die geografische Schilderung der slawischen Urheimat ist nach folgenden Punkten geordnet: Berge, Flüsse und Seen, Städte, Alterthümer (stařiny z. B. Gräber, Wälle, Mauern u. s. w.). Über die meisten der Letztern als Reste von Kulturmomenten wird erst der zweite Theil ausführlicher handeln.

Den fünften und letzten Abschnitt dieses Werkes bilden allgemeine Schlußbetrachtungen, worauf die Übersicht der Urbegebenheiten folgt, woraus wir noch Folgendes entlehnen:

750—494	vor Chr.	Wendischer Bernsteinhandel.
550—513	„ „	Die Neuri kommen mit den Budinen in nahe Berührung. Zug des Darius.
460—444	„ „	Herodot über die Budinen, Neuren und ackerbauenden Skythen.
388—382	„ „	Große Keltenzüge. Die Bojer im spätern Bojerheim (Böheim).
350—336	„ „	Einfall der Kelten in das von Slawen bewohnte Illyrikum und Pannonien.
340—320	„ „	Die Gothen und andere Germanen verdrängen die Wenden vom Bernsteingewinn und unterwerfen einen Theil Lithauens.
100—1	„ „	Kämpfe der Alanen (Asen) mit den Wenden (Wanen). Edda.
1—100	nach Chr.	Die Vorfahren der Slawen und Anten als Sporus.
79	„ „	Die Slawen bei Plinius.
100	„ „	„ „ „ Tacitus.
106	„ „	Doppelter röm. Wall hinter dem Dnèstr.
166	„ „	Markomannische Kämpfe. Die Slawen rücken gegen den Westen vor. Die Gothenmacht sinkt.
175—183	„ „	Die Slawen bei Ptolomäus.
180—250	„ „	Ruhige Besitznahme der Slawen von den verlassenen Sitzen der germanischen Völkerschaften.
193—306	„ „	Kämpfe der hinterkarpathischen Chorwaten in Verbindung der Germanen gegen die Römer.
253	„ „	Vorgeblicher Sieg des Kaisers Voluslanus über die Wenden u. A.
333—350	„ „	Des Gothenkönigs Ermanrik Kämpfe gegen die Wenden. Unterwerfung vieler Stämme.

375	nach Chr.	Einfall der Hunnen über die Wolga und den Don nach Europa. Fall der Hunnen. Friedliche Verbindungen der Slawen mit den Hunnen.
380—487	„ „	Die Longobarden besetzen das Land der Anten und Wenden.
384	„ „	Grausamkeiten Königs Winithar im Lande der Anten.
443—453	„ „	Die Slawen leben im zinsbaren Frieden mit den Hunnen. Spuren des Slawenthums in der Nähe von Attila's Lager in Ungarn. Lang dauernde Verwechslung der Slawen mit den Hunnen.
469—476	„ „	Nach dem Falle der Hunnen und Römer breiten sich die Slawen aus ihren uralten Sitzen weit nach West und Süden aus bis zur Elbe und Donau.

(Schluß folgt.)

Die ungarische Bühne.

(Fortsetzung.)

Es frägt sich aber am Ende gar nicht um die Originalität der **Szigligeti**schen Piece, denn es hat ja auch Shakespeare nach älteren bereits vor ihm vorhandenen Dramen gearbeitet, und die Kunst ist ja nach Schiller richtig nur das Gefäß; das **Was** kann also nur dort so gar bedeutend sein, wie man es bei uns machen möchte, wo nichts als neue Überraschung vorkömmt. Die Kritik frägt aber, **wie Szigligeti** seinen Stoff bearbeitet, und hier ist zu bemerken, daß obige drei Hauptingredienzen, wie sie in ihrer Ursprünglichkeit viele viele Meilen weit von einander ablagen, auch von **Szigligeti's** Hand nicht besser, geschweige denn organisch mit einander zu einem Ganzen vereinigt, sondern eher wie verschiedene buntscheckige Lappen eines Harlekingewandes an das **corpus** seines Mischlingsdramas neben einander angenäht wurden.

So wollte **Szigligeti** den ersten und dritten Akt nationell machen, daher führt er uns im ersten vor die Hütte einer Schneiderswitwe, die Ziehmutter des Deserteurs ist, nebenbei aber noch einen Sohn und eine Ziehtochter hat; letztere ist die Geliebte des Deserteurs, der zu gefallen er dreimal davonläuft, der Sohn aber ist der stutzerhaft ekle Schneidergeselle, der in Pest statt französisch slowakisch gelernt hat. Ein echt komisches Talent hätte, wenn es diese **hors d'oeuvre** Einleitung schon durchaus benützen wollte, sehr viel komische Wirkung aus des Schneiders Irthumr zu schöpfen gewußt; dagegen läßt **Szigligeti** seinen Schneider die Entdeckung, daß er slowakisch statt französisch gelernt, gleich am Anfange des Stückes machen, und als später die natürliche Mutter des Deserteurs auf ihrer Vorbeireise ein Unfall trifft, und sie einige Wagenreparaturen in der Schmiede vornehmen läßt, führt die Witwe ihren Sohn als französisch gebildeten Mann auf. Was thut nun dieser? Anstatt zu sprechen, brummt er mit der Fremden zum Ergötzen der Gallerie wie ein Bär, und dies Brummen soll eine komische Wirkung hervorbringen! Wohl dafür verdient der läppische Schneider, daß er bei der nachfolgenden Rekrutenaushebung verschont bleibt, und statt seiner der natürliche Sohn unters Militär gesteckt wird?

Die erste Abtheilung war nun wie man meint, eine nationell ungarische und komische (vielleicht etwa weil einige gute alte, also nicht von **Szigligeti** herstammende Volksarien hinein geworfen wurden?); nun kömmt die zweite, die in Mailand spielt, und an der, wenn wir einiges wenige ausnehmen, gar nichts ungarisches, sondern Alles sentimental und Knalleffekt ist.

Als diese endet, sollte man glauben, es wäre mit der Erkennung des Deserteurs und seiner Adoptation durch den Obristen Alles abgethan. O nein, denn nun muß wieder etwas nach **Szigligeti's** Ansicht Nationelles und Spaßiges vorkommen. Wir haben ja auf den ganz uninteressanten Schneider ganz und gar vergessen, er muß also sammt Mutter und Ziehschwester noch einmal, und zwar als große Welt in Pest mit seinen slowakisch französischen Frasen wieder erscheinen. Sodann fehlt ja auch noch das Kaffeehaus zum **Zrinyi**, und das Bild der liederlichen Wirthschaft darin, es wird also Beides als Harlekinslappen frisch weg angenäht, den Faden aber dazu gibt die Erkennung des nun schon zum vierteumale aus Liebe entsprungenen Soldaten. Im **Zrinyi** wird er erkannt und sodann angegeben. Und dies warum? Damit der mittlerweile in Pest als General angekommene Obrist, dem zu Gefallen **Szigligeti** den unschuldigen früheren Gemal der Mutter des Deserteurs todt gemacht, um eine Heirat zwischen den alten Liebenden zu stiften, damit, sage ich, der General sammt seiner jungalten Frau im Hause des liebenswürdigen Schneiders seinen Sohn wiederfinde, und Gelegenheit habe, die vortreffliche neue Verwandtschaft **in corpore** kennen und lieben zu lernen, wodurch er auch endlich bewogen wird, dem verliebten, sonst aber ganz und gar uninteressanten Deserteur als Entschädigung für so viel ausgestandene Leiden sein süßes Landmädchen Juliska, respektive Ziehtochter und Ziehschwester feierlich zum Ehegesponse zu geben.

Von zwei Brüdern, polnischen Flüchtlingen (daß sie aber solche sind, davon darf das Publikum ohne Effektverlust um die Welt nichts am Anfange des Stückes erfahren), ist der Eine in einer Landstadt Salzeinnehmer, ehrlich verheiratet und mit einem Knaben Joska gesegnet, der Andere französischer und Klavier-Meister bei einer Baronesse, die er in sich verliebt macht, wodurch, ist zu wissen nicht nöthig, denn die Liebe ist ja blind. Ein Stück dieser Kenntniß schöpfen wir aus der ersten Szene, in welcher uns noch andere interessante Personen als Gesellschaft im Hause Steins, so heißt der Einnehmer, vorgeführt werden; so ein Salzkontrollor unterm Pantoffel seiner Gattin, und der Stadtbarbier sammt Frau, Alles Leute, die auch später mit der eigentlichen Handlung nichts zu thun haben, hier aber als ganz gemeine Kaffeegesellschaft nöthig sind, damit wir sehen, wie der Barbier nicht nur den Magen sondern auch Taschen mit Eßwerk vollstopft. In der zweiten Szene ist der Baron derangirt, weshalb er seine Tochter einem alten aber reichen Edelmanne zur Frau geben will, wegen der Heirat wird der Klaviermeister abgedankt, soll aber noch heute Abend beim Verlobungsfeste spielen, wofür ihm der Baron Geld bietet, der Meister schlägt es mit **point d'honneur** aus, worüber der Baron erbost und das Geld seinen Bedienten austheilt (Knalleffekt der **Noblesse**)! Den andern Bruder hat der Baron im falschen Spiel ruinirt, so daß dieser bereits 10,000 fl. K. M. aus der ihm anvertrauten Kasse entwendet; nun will er sich erschießen, hieran hindern ihn aber Bruder und Frau, und die Erinnerung an seinen liebenswürdigen Sohn **Joska**, den wir in der ersten Szene ebenfalls blos als Fresser kennen gelernt. Die Verlobungsszene

ist da, der Klaviermeister spielt, die Baronesse singt, wird aber durch ihr eigenes Lied so sehr hingerissen, daß sie am Ende dem Meister um den Hals fällt (großer Skandal!), worauf der Meister hinausgeworfen wird, nicht aber ehe er ein Billet bekömmt, in welchem ihn die Baronesse auffordert, sie um Mitternacht zu entführen. Dritte Szene. (Überraschende Gegend am Plattensee.) Wozu ist sie da? erstens damit der Klaviermeister die Überfuhr über den See bestellen könne, zweitens, damit wir ein übermenschliches Wesen hinüberfahren sehen, und dies Wesen ist der — Räuber **Sobri**!! — Kämen in dieser Szene nicht einige gute, aber wieder alte Volkslieder vor, so dürfte vielleicht selbst die Gallerie diese Szene als Harlekinskappen erkennen. Vierte Szene. Der Salzeinnehmer macht dem Baron eine nächtliche Visit, um seine verlorenen 10,000 fl. K. M. und keinen Kreuzer weniger oder mehr (welche tugendhafte Genügsamkeit!) wieder an sich zu nehmen, damit er bei der morgigen Kassenvisitation als treuer Diener erfunden werde. Der Baron erwacht über den Lärm, den der mit Brecheisen, Diebslaterne und allen nöthigen Adminikuln wohl versehene Tugendheld macht, kömmt aus seinem Schlafzimmer heraus und erkennt den Dieb, muß also von diesem erschossen werden, um so mehr da **Szigligeti** die poetische Gerechtigkeit nur dem Namen nach kennt, desto mehr aber diesen Mord zur Fortsetzung seines Stückes braucht. Stein flieht, aber nun kömmt durchs andere Fenster sein Bruder das Liebchen abzuholen, und wird als Mörder erwischt. So schließt die erste Abtheilung, die „Farao" heißt. —

Die zweite heißt „Standrecht", weil der Klaviermeister nach dem Standrechte, das gegen **Sobri** in Bewegung gesetzt wird, nicht gerichtet wird, damit ihn sein Bruder, der schändlicherweise genug selbst gegen ihn vor Gericht gezeugt hat, und **Szigligeti**, der noch gegen ihn zeugen wird, mittelst einer von Letzterem sehr **à propos** veranstalteten Feuersbrunst retten könne. Wir sehen in dieser Abtheilung ein ganz wohl organisirtes hochpeinliches Halsgericht, hören französisch, gravitätisch und ungarisch pünktlich Gesetzartikel zitiren, mannigfache Zeugen verhören, und werden sogar gerührt durch das Erscheinen der Baronesse in Trauer, die, um ihren Geliebten zu retten, das Geständniß über ihre beabsichtigte Flucht zu gerichtlichem Protokoll bringen läßt. Alles **optima forma**. Auch fehlt es nicht an hartherzigen, gegen Bestechung aber weichen Dienern der Gerechtigkeit, und an einem Taschendiebe, welchen das Beispiel des zum Tode Ausgesetzten nicht schreckt, endlich an einer Kerkerszene, in welcher die noch uneingeweihten Sträflinge in die Mysterien des Gerichtswesens inizirt und zu völligen Spitzbuben wie in den **Mystères de Paris** ausgeknetet werden. Alles vielleicht um den Debatten der, zur Entstehungszeit des Stücks mit dem Kriminalkoder beschäftigten Stände die wahre Richtung zu geben. Auch wird uns wieder als Gegensatz zu dem hochtragischen Theile des Aktes der Barbier vergessenen Andenkens als komischer Erzähler der Mord-Begebenheit vorgeführt.

Um die dritte und letzte Abtheilung zu machen, finden wir den Klaviermeister in der Gesellschaft des Räubers **Sobri**. Was ihn bewogen, diese aufzusuchen, bleibt ein Mysterium, nicht aber weshalb ihn **Szigligeti** hergebracht, nämlich um aus **Sobri** einen Schutzengel für den Unbehilflichen zu machen. Mittlerweile hat den Salzeinnehmer das Bewußtsein seiner Schuld und die hieraus entstandene Verzweiflung zu einem Trunkenbolde und treulosen Gatten umgewandelt (wie psychologisch!), in welcher Gestalt er der Barbierin als Verführer nachstellt. Damit dies aber seine Frau erführe, wird zum wahren Ergötzen der Schaulustigen wieder eine neue Dekoration (wieder ein Harlekinlappen!) und ein 6 oder 7 Stück Personen in pflichtschuldige Kontribution gesetzt; in einem Kaufladen ärgert sich nämlich die Ladenfrau darüber, daß die Käufer ihr nicht gestatten, ihren „göttlichen" **Abafy** (feines Kompliment, dem Verfasser desselben, Baron **Josika** gezollt) ruhig zu Ende zu lesen; eine Dienstmagd kömmt zwei- oder dreimal herein, und hat immer vergessen was sie holen soll (überaus feiner ganz neuer Witz!), endlich kömmt die Frau Stein und erfährt, wie ihr Ehegatte in diesem Laden für die Barbierin Geschenke kauft. Nun verwandelt sich das Theater in die Schlußszene. Ein Maskenball wird abgehalten, von dem uns **Szigligeti** selbst nach allem Vorhergehenden noch nothwendig findet zu sagen, daß dieser einen kleinstädtischen Charakter an sich trage. Hier wird Alles plötzlich furchtbar klar, und wie in Platen's „verhängnißvoller Gabel"

> Auch das Weib, das ungetreue, starb an Champignons vergiftet,
> Und die Elster fiel in Wahnsinn, weil sie all' Dies angestiftet.

Die Salzeinnehmerin ertollt in Eifersucht, da sie ihren Mann mit der Barbierin charmiren, und die bewußten Geschenke an ihr glänzen sieht, sie reißt beiden die Larven herab und schreit es in die Welt hinein, daß ihr Mann der Mörder des Barons sei. Stein ergibt sich hierauf in sein Schicksal, er zeigt einen Dolch, mit dem er sich schlimmsten Falls abthun könnte, thut es aber nicht, denn er muß ja noch seinen Bruder völlig rein waschen. Natürlich fällt die Baronesse dem Entführten, der sich mit **Sobri** auf dem Balle befindet, um den Hals, zum Malheur wird aber nun auch **Sobri** erkannt. Ein feiner Mann weiß sich aber zu helfen, deshalb läßt ihn **Szigligeti** zum Fenster hinausspringen, ohne ihm ein Bein zu brechen, denn er hat ja all dies prometheisch vorhersehend, einen Schutzengel, also einen Beflügelten aus ihm gemacht; und so heißt die letzte Abtheilung auch ganz gut „**Sobri.**"

Es gibt in Pest ein Gasthaus zu den, oder richtiger „zu die zwei Pistolen" das Jedermann kennt, im Stücke kömmt ein Paar Pistolen vor, das als **corpus delicti** dem Mörder vorgehalten wird. Was war also natürlicher als dies Stück „die zwei Pistolen" zu nennen, welcher Titel auch im Deutschen nicht in „die beiden Pistolen" oder „das Pistolenpaar" umgewandelt werden darf, da obiges Gasthaus „zu den zwei Pistolen" heißt.

Der Deserteur und die zwei Pistolen sind seit einem Jahre, seitdem sie aus **Szigligeti's** Haupt als Minerva herausprangen, jedes einige 30mal bei immer vollem Hause gegeben worden, die Journalistik hat diese Stücke als Epoche machende, und eine neue Ära für die ungarische Dramaturgie gründende begrüßt, und selbst derjenige Theil des Publikums, dem man mehr gesunden Takt zutrauen sollte, sieht sie gerne, sich damit entschuldigend, daß ihm eigentlich nicht die Stücke, sondern die darin vorkommenden, allerdings meist guten aber ebenso

oft alten Volkslieder gefielen. Also sage man uns ja nicht mehr, daß unser Szigligeti die Franzosen noch nicht übertroffen, an denen er doch zum Theaterschreiber wunderbar erstarkt, nun beinahe ganz allein die Nationalbühne beherrscht, und diese Herrschaft, wie wir erwarten können, noch fester begründen wird: rückt er erst mit seinen bereits angekündigten „Debrecziner Mysterien" oder ripök oder wie das Stück sonst heißt, hervor.

(Schluß folgt.)

Aus Zeitschriften. Jänner.

Unter dieser Überschrift eröffnet die Redaktion hiermit einen stehenden Artikel, in welchem unter geeigneten Rubriken aus in- und ausländischen Zeitschriften die mannigfachen Notizen mitgetheilt werden sollen, welche insbesondere in irgend einer Beziehung zur Kenntniß von Österreich beitragen können, oder überhaupt für Literatur und Kunst von Interesse sind. — Für literarische und artistische Zustände überhaupt — Unterrichtswesen — Allgemein-Wissenschaftliches — Naturkunde — Landeskunde — Statistik — Völkerkunde — Geschichte — Rechtsgeschichte — Sage — Biografisches — Kunst und Alterthum — Theater ꝛc. finden sich in unseren und fremden Zeitschriften so viele und so wichtige Notizen zerstreut, daß es gewiß keine verlorne Mühe ist, dieselben zu sammeln und in geordnete Übersicht zu bringen. Monat für Monat sollen die Resultate dieser Durchsicht der Zeitschriften mitgetheilt werden, deren Zweck aber durchaus kein anderer sein kann, als Nachweisungen zu liefern; es werden daher nur kurze Nachrichten ganz mitgetheilt, alle übrigen aber nur im Auszuge, und letztere insbesondere nicht blos mit Angabe der Quelle im Allgemeinen, sondern mit dem genaueren Zitate des Heftes oder der Nummer, wo man sich des Weiteren belehren kann. Ist keine Quelle angegeben, so wurde die betreffende Notiz von so vielen Zeitschriften gebracht, daß die eigentliche Quelle nicht wohl zu ermitteln war. Notizen aus Zeitschriften, welche nicht in deutscher Sprache erscheinen, und bei denen kein deutsches Journal zugleich als Quelle mit angegeben ist, wurden eigens für uns übersetzt, und diese Übersetzung ist also unser Eigenthum.

Die Redaktion wird diesen stehenden Artikel auch zur Mittheilung kleiner Notizen und Nachrichten benützen, welche sie ihrer eigenen Korrespondenz entnimmt, und diese mit einem * bezeichnen.

Notizen, welche sich auf Industrie und Handel beziehen, werden in der Regel hier nicht wieder mitgetheilt, weil dieselben in mehrern eigenen Fachjournalen zu finden sind, und insbesondere das Journal des österreich. Lloyd dieselben in immer größerer Vollständigkeit bringt. Dasselbe beobachten wir bei Notizen, welche Wissenschaften betreffen, für die in Österreich besondere Zeitschriften bestehen.

Literarische und artistische Zustände.

Ein neues Journal erscheint in Padua: „Il caffè Pederocchi," herausgegeben von Dr. Berti. (Sonntagsbl.)

Die Warte an der Donau erscheint seit dem neuen Jahre unter dem Titel: Österreichisches Volksblatt.

Die Linzer Museal-Zeitschrift hat aufgehört. An ihre Stelle tritt gewissermaßen ein periodisches Werk: „Beiträge zur Landeskunde in Österreich ob der Enns." Die Redaktion bilden die Herren Ant. Ritter v. Spaun, und die Professoren Mar. Koller und Frz. Pritz. (Theaterz.)

Die Carniolia (in Laibach) hat aufgehört, und zwar zum zweiten Male.

Das Tudományatár (einzige wissenschaftliche Blatt in Ungarn) zählte im Jahre 1834 500 Pränumeranten; im Jahre 1844 nur 76 — welches die Akademie veranlaßte, für das Jahr 1845 die Herausgabe einzustellen, da dieselbe in den zehn Jahrgängen mehr als 13,000 fl. K. M. verloren hat. (Panon. 6.)

* Die Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn hat aufgehört zu erscheinen.

Graf Johann Mailáth ist von der Redaktion der Nemzet Ujsag zurückgetreten. (Pannon.)

Eine „Liedertafel unter dem Namen: „Harmonie" hat sich in Salzburg gebildet, so wie ein

Verein zur Beförderung des Kunstsinnes unter dem Namen „Schallerianum." (Sonntagsbl.)

Österreichische Künstler in Rom zählt man nicht mehr als 12; 10 Maler und 2 Bildhauer. (Wahrscheinlich sind jene aus österr. Italien nicht mitgerechnet.) (Allg. Ztg.)

Die böhmische Zeitschrift: Kwěty berechnet den Preis aller 1844 erschienenen böhmischen Bücher und Zeitschriften auf 70 fl. (nur?), und da von jedem Buche im Durchschnitte 1000 Exemplare abgezogen werden, den Gesammtwerth des ganzen böhmischen Verlags von 1844 auf 70,000 fl. (Bohem.)

Im Liptauer Komitate hat sich ein Verein für slowakische Literatur gebildet, unter dem Namen: Tatrin (Karpathensohn). Der Zweck ist Verbreitung slowakischer Lehr- und Volksbücher und Unterstützung hilfsbedürftiger Jünglinge zu ihrer Ausbildung. Mit diesem Vereine ist eine Art Organisation des slowakischen Buchhandels verbunden, und der Verein selbst verlegt auch neue Werke, unter der Firma: Nakladom Tatrina. (Köln. Ztg.)

Ein Naturdichter in Ungarn. Ein Tischlergeselle aus Wien hat an die Kisfaludi-Gesellschaft eine Menge von ihm verfaßter Gedichte übersendet. (Pann.)

143 österreichische Dichter zählten die „Sonntagsblätter (1844, Nr. 10) auf, und bringen jetzt (Nr. 2) eine Parallele mit 50 Jahren früher, wo die Musenalmanache deren 119 aufwiesen. Diese Gegeneinanderstellung gibt zu interessanten Bemerkungen Veranlassung.

Zur Ausstellung in Lemberg wurden aus München 55 Gemälde eingesendet, aus denen man vor der Hand eine besondere Ausstellung gebildet hat, eine von dem dortigen Publikum kaum noch gesehene Sammlung. (Leseblätter.)

Vorschlag zur Aufstellung eines Chronisten (Historiografen?) für jede Provinz Italiens. G. B. Pagani ist der Urheber dieses Vorschlages, der gut motivirt und trefflich auseinandergesetzt ist. Möge er ausgeführt werden, und diese schöne Idee auch außerhalb Italien allenthalben Nachahmung finden!

(Giorn. Euganeo. 1844, 24.)

(Südslawische Literatur.) Im südlichen Slawenlande haben wir jetzt fünf Hauptbrennpunkte, aus denen sich die Funken einer nationalen Literatur zu den Zweigen des slawischen Stammes einen Weg bahnen, nämlich Agram, Zara, Laibach, Belgrad und Pest. Auch in Neusatz und dem steiermärkischen Gratz werden viele nationale Bücher gedruckt, aber das sind bis jetzt blos Filialen von Pest und Laibach. In Ragusa haben die furchtbaren und unaufhörlichen Erdstöße alle Thätigkeit in dieser Hinsicht unterbrochen. In Kroatien druckt man Bücher in nationaler Sprache und Schrift, außer in Agram, auch in Karlstadt und Warasdin (auch in Essek in Slawonien). Überhaupt haben die Kroaten und Slawonier sechs Druckereien, zwei in Agram, eine in Karlstadt, eine in Warasdin, Fiume (Rjeka) und Essek. In Dalmatien finden sich Druckereien meines Wissens in Zara, Ragusa und Spalato. — Doch wir kehren zu unserem literarischen Mittelpunkt zurück. In Pest erscheinen viele Bücher für die ungarischen Serben, darunter drei Zeitschriften: eine politische Zeitung mit einem literarischen Beiblatt, eine Literaturzeitung, der Schnellläufer (Scoroteca) und die serbische Chronik, jährlich vier Hefte. Es ist ein rühmliches Beginnen der ungarischen Serben, daß sie sich bemühen, auf literarischem Wege ihre Nationalität aufrecht zu erhalten. Wie weit der Geist der Aufklärung in neuester Zeit in Europa vorgeschritten ist, wie er sich kund gibt in den romanischen und in den übrigen slawischen Literaturen, davon wissen die serbischen Schriftsteller bis jetzt nichts; sie übersetzen blos aus dem Deutschen und Ungarischen ohne alle Auswahl. Die Gedichte, welche wir in ihren periodischen Schriften lesen, sind jetzt noch die Oden in alkäischen und saffischen Versmaaßen, wie

sie Niemand mehr in Europa macht; es gibt jetzt keinen serbischen Dichter, der sich auf einen technischen Versbau verstände, der regelmäßige und reine Reime zu wählen wüßte. Das ist das traurige Bild der serbischen Literatur in Ungarn. Von Agram verbreiten sich nach allen Seiten des südlichen Slawenlandes Zeitungen in der Volkssprache: zwei literarische Blätter, eine belehrend unterhaltende Zeitschrift und ein Almanach. — Die Beilage zu der Nationalzeitung **Dennica**, seit einigen Jahren „die kroatisch-slavonisch-dalmatinische" genannt, zeigt in mancher Nummer nicht jenes frische Leben, wie in den ersten Jahren; davon liegt aber der Grund nur darin, daß weniger Zuschriften aus den verschiedenen Gegenden des Vaterlandes und der übrigen slawischen Welt eingehen. Außer der **Dennica** kommt durch die Sorgfalt der ökonomischen Gesellschaft jetzt schon im dritten Jahre ein Monatsblatt in der Volkssprache heraus, eine im Allgemeinen gute Zeitschrift, namentlich in Betreff der Sprache; um aber allgemein beliebt zu werden, müßte sie in der Auswahl der Artikel etwas strenger sein. Die Zeitschrift **Kolo**, von welcher dieses Jahr drei Hefte erschienen sind, zeichnet sich rühmlich aus durch innern Werth, hat aber den Fehler, daß sie zu selten herauskommt*). Außer diesen Zeitschriften erschienen in Agram mehre andere gute Schriften, unter denen wir nur die „Ungarisch-kroatische Vergangenheit" von Vukotinovic nennen wollen, deren erster Band eine historische Novelle, die beste in der ganzen südslawischen Literatur, enthält. In Wien gibt Graf Orsat Pocic, ein Ragusaner, eine „slawische Anthologie aus handschriftlichen ragusanischen Dichtern" heraus, von welchem Unternehmen man sich viel Gutes verspricht.

Wir kommen jetzt auf Dalmatien, welches Uferland von Cetinje bis Triest bis auf die neueste Zeit der slawischen Wila und dem reinen slawischen Ritus treu geblieben ist. Unter dem Schild der kroatischen und ungarischen Könige, wie unter der Herrschaft des Löwen von St. Marcus behauptete sich die Nationalsprache in Tempeln und Palästen, in Höfen und Bauernhütten. Während hier unsere größten Dichter und andere Schriftsteller ihre schönen Werke in die Welt ausgehen ließen, war das Volk in den östlichen Ländern in geistigem Schlafe, und mußte mit dem Schwerte in der Hand seine Wohnungen und seine Heimat schützen. Zum Beweise nenne ich nur Ragusa, unser altes Athen, Zara, Hwar (Arbo?**) mit den übrigen Inseln des slawischen (adriatischen) Meeres und die berühmten Namen Gundulic, Palmotic, Barakovic u. s. w. Merkwürdig ist es dagegen, daß Dalmatien und Istrien in neuerer Zeit, während die östlichen Länder zu einem neuen literarischen Leben erwachten, mit wenigen Ausnahmen zurückgeblieben sind. Der frische Geist des Slawenthums aber hat auch in Dalmatien sein Organ in der Zora Dalmatinska gefunden, ein literarisches Blatt, das in diesem Jahre (1844) zuerst ans Licht trat. Das Verdienst davon gebührt dem Professor Kusmanic in Zara, und den Herausgebern, den Brüdern Battara, den Besitzern einer Druckerei und eines Buchhandels in Zara. Die Redaktion übernahm Kusmanic selbst, ein Mann, der unsere Sprache sehr gut kennt, aber aus den bisher erschienenen Nummern der Zora ergibt sich, daß er den Geist des jetzigen Zustandes des Journalwesens überhaupt nicht versteht. Dazu zeigte er sich auch gleich im Anfang feindselig gegen die Bemühungen unserer jungen slawischen Schule; er behielt lange starrsinnig die alte, unpassende dalmatische Rechtschreibung bei. Außer dem Redakteur treten in der Zora als die eifrigsten Schriftsteller auf St. Ivicevic, J. Danilo, Graf Orsat Pocic, J. Stazic u. A., als Dichter aber nimmt den ersten Rang Preradowic ein, der wohl mit der Zeit den Gipfel des slawischen Parnasses ersteigen kann. Unter den übrigen Volksschriften, welche in Dalmatien herauskommen, sind die Geschichte Dalmatiens vom Major Ivan Katilinic, und die geistlichen Lieder von Vicic besonders bemerkenswerth. In Ragusa wird Gundulics Übersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem gedruckt, und der Bosnier Jukic bearbeitet die „Volkslieder und Sagen der Bosnier, welche in Spalato gedruckt werden sollen."

Unsere „Bauernzeitung" beweist, daß das slowenische Oberland für das Slawenthum nicht verloren ist. Diese Zeitung erscheint in echtem slowenischen und slawischen Geiste; ein Theil ihrer Artikel ist nach der alten, ein Theil nach der neuen Rechtschreibung geschrieben; die Zahl dieser letztern vermehrt sich aber so, daß jetzt jede Nummer drei bis vier Abhandlungen in der neuern Rechtschreibung bringt und der Oberredakteur, Dr. Bleiweis, hat bereits erklärt, daß mit der Zeit die ganze Zeitung in der neuern Rechtschreibung erscheinen werde,*) daß diese aber erst sich den Weg bahnen müsse, weshalb er die Artikel in derjenigen Rechtschreibung aufnehme, wie man sie ihm einsende. Daß diese Zeitung sich halten wird, dafür bürgt die große Anzahl der Abnehmer, selbst unter dem Landvolk. Außerdem kommen viele Werke in der Nationalsprache für die geistlichen Bedürfnisse des Volkes heraus, und daß die Slowenen an der literarischen Einigung im höhern Sinne Theil nehmen, das beweisen die zahlreichen Arbeiten für die Agramer Zeitungen, welche ihrerseits bis nach Gratz hinauf Eingang finden. — Zum Schluß noch einiges über die kroatisch-slowenische Matice. Ihre aus freiwilligen Gaben bestehende Einnahme betrug im vorigen Jahre (1843) 3339 Gulden, im vorigen 7007 blos von Kroaten und Slowenen, denn die Serben trugen wenig bei; auch aus Böhmen kamen uns sehr erfreuliche, aufmunternde Geschenke zu. Vermittelst dieser Beisteuern sind die Werke des Dichters Gundulic herausgegeben worden, und man gedenkt eine Zeitschrift zu veranstalten, worin nicht blos belletristische Gegenstände berücksichtigt werden, sondern auch allgemeine, Geschichte, Naturwissenschaften, Erdbeschreibung u. s. w., wie in der Zeitschrift des böhmischen Museums. (Aus Časop. česk. Museum. 1844. IV. übersetzt im „Ausland," 11. 13., hier im Auszuge mitgetheilt.)

Unterrichtswesen.

Volksschulen zählte Böhmen 1842; 48 Haupt-, 3366 Trivial-, 40 Mädchenschulen; in 2868 eigenen, 439 gemietheten, 104 unentgeltlich geliehenen Gebäuden; mit 3029 Lehrern, 2663 Gehilfen und 535,046 Alltags-, 244,733 Wiederholungsschul-**Fähigen**; also im Ganzen in 13,758 Ortschaften 5692 Lehrer mit 730,323 Schulfähigen. Von letzteren kamen 506,128 Alltags-, 224,195 Wiederholungsschüler auch wirklich. 15 Schulen wurden neu gegründet, 25 eigene Gebäude neu erworben, 37 Bibliotheken neu gegründet, so daß jetzt 470 Schulbibliotheken mit 29,167 Werken in 63,244 Bänden existiren. Die armen Kinder wurden mit 27,341 fl. 30 kr. W. W. für Bekleidung unterstützt.

(Prager Ztg.**) Nr. 12.)

*) Das dritte Heft ist besonders durch die Auswahl der Artikel ausgezeichnet. Das wichtigste Stück darin ist das „Gesetzbuch von Winodola," dessen ganzer Text hier abgedruckt und mit einem historisch-filologischen Kommentar begleitet ist, von dem Agramer Professor Ant. Mazuranic. Dies Gesetzbuch, nach der Prawdaruska das älteste Denkmal des national-slawischen Rechts, datirt aus dem Jahre 1280 wo es die vereinigten winodolischen Lande zwischen Zengg und Fiume' am kroatischen Ufer, nach der damals herrschenden Einrichtung und nach den Überlieferungen ihrer Väter und Vorväter abfaßten. Es ist mit glagolitischer Schrift in kroatischer Mundart, jedoch mit Beimischung einiger kirchenslawischer und italienischer Worte geschrieben. Dies Dokument verdient die Aufmerksamkeit aller Forscher des slawischen Alterthums in hohem Grade.

**) Die neu wieder aufkommenden slawischen Namen machen die Identifikation der Orte mit den jetzt bekannten Namen oft schwer; bald wird für dies ganze Gebiet bis nach Steiermark hinein eine eigene Karte mit slawischen, deutschen und italienischen Namen nöthig werden, wenn man sich aus dem Wirrwarr herausfinden soll.

A. d. U.

*) Dadurch wird allmälig die ganze slawische Steiermark, die bisher ihre eigene Schreibart hatte, welche ungefähr dieselbe mit der in Kärnthen, Krain und Westungarn war, mit dem eigentlichen Illyrien und Slawonien sprachlich verbunden. Murko, der noch vor 12 Jahren eine slowenische Grammatik und Wörterbuch mit besonderer, von der in Agram angenommenen stark abweichender Rechtschreibung verfaßt hatte, ist jetzt gleichfalls zur letztern übergegangen, wie die zweite Ausgabe seines Wörterbuchs beweist. A. d. U.

**) In Böhmen veröffentlicht die Landeszeitung jährlich diese Notizen, warum geschieht es nicht auch in andern Provinzen?

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 11. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 30.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1168 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Marienliteratur. — Hanusch: Safařík's slawische Alterthümer. (Schluß.) — Henszelmann: Die ungarische Bühne. (Schluß.) — Aus Zeitschriften. Jänner. (Fortsetzung.)

Marien-Literatur.

1. Kaltenbaeck: Die Mariensagen. Wien. Klang. 1845. 8.

Angezeigt durch Dr. J. M. in Prag.

2. Wirth, Ferd., Mariade. Religiöses Epos in 12 Gesängen. Würzburg. Voigt. 1844. gr. 8.

3. Görres, Guido: Marienlieder. München. 1844. 2. Aufl. 12.

4. Orsini: La Vierge. Histoire de la mère de Dieu. Paris. 1844.

Angezeigt durch S. Brunner in Wien.

1. Der Verfasser gibt uns 150 theilweise sehr alte Mariensagen aus allen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates. Mit treffenden Worten hat der Herausgeber in dem Vorworte die hohe Stellung, welche solche Legenden für die Volks- und Kulturgeschichte haben, angedeutet.

Der Ref. erkennt den hohen Werth der ältesten Sagen insbesondere darin, daß sie fast das einzige Rettbare sind, was wir über das Religionswesen der an die Christianisirung reichenden Periode besitzen.

Der Marienkultus ist in der katholischen Kirche der älteste und verbreitetste und wurde in Österreich zu einer Zeit mit dem Christenthume verbreitet. Auf jenem Boden, wo die Bekehrer des Christenthumes pflanzen wollten, in jenen Gemüthern, welche für die neue Lehre gewonnen werden sollten, fanden sich zahlreiche heidnische Gebräuche, die nicht so leicht zu unterdrücken waren.

Die Kirche, duldsam und schonend wie anderwärts, schritt nicht mit Strenge herein; der Marienkultus verdrängte die heidnischen, Maria trat mit einer größern Heiligkeit an die Stelle heidnischer Begriffe. Auf sie übertrug man die Idee der höchsten Schönheit, sie hieß vornehmlich: **Frau, Frowa**, unsere Frau, **Domina, donna.**

Marienkirchen wurden auf der Stelle heidnischer Tempel erbaut (Sage 15), Götzenbilder in Marienbilder umwandelt (Sage 12). Schöne schuldlose Anschauungen übertrug das Volk aus seinem innersten Leben auf die heilige Mutter Gottes und die Kirche verband damit feierliche Andachten. Zahlreiche Gebräuche unseres Volkes, von uns mit aufgenommene Begriffe, erhalten nur auf diese Weise ihre Deutung.

Maria ist die göttliche Mutter und Spinnerin. (Vergl. J. Grimm. Mythe 280). Sie tritt an die Stelle der **Holda** oder **Frowa**, als heilerfahrene Jungfrau. (Grimm Myth. 245, 1101, 1145.)

Pflanzen, die ursprünglich heidnische Namen hatten, gewannen Marien-Namen:

Marienschuh **Cypripedium calceolus Veneris L.**

Frauen-Mantel, Marien-Mantel, **Alchemilla vulgaris L.**, auch Sinau, Ohmkraut.

Marien-Thränen, **Orchis mascula** (nach Grimm 1145), richtiger aber **Lythospermum officinale.**

Frauenfarre, Frauenhaarfarre in Norwegen. Marienhaar, **Adianthum capillum Veneris**; Mariendistel, **Carduus Marianus L., Silybum Marianum, Gärt.**; Marienkraut, die segenreiche Wolverlei, **Arnica montana L.**; Mariengras, unserer lieben Frauen Gras, eine Spezies von **Trifolium.**

Mariendorn, **Rosa canina L.**, und die schöne Sage, daß auf dieser Rose mit wohlriechenden Blättern Maria schlief und die Weißwäsche für den Heiland trocknete. Dies ist dieselbe Rose, an welcher das bedeutsame Dornröschen, Schlafapfel, Schlafkranz vorkommt (Grimm Myth. 1155). In diesem Rosenstrauch wird Maria auch gefunden (Sage 6).

Alle diese Pflanzen, durch Heilkraft oder Gestalt ausgezeichnet, standen den sinnig betrachtenden Naturvölkern nahe, und sind seit Jahrtausenden noch heute unsern Landbewohnern werth.

Der Naturssinn des Volkes hat Mariensagen überhaupt mit dem Wald, mit dem Busche in Verbindung gebracht. Maria weilt am liebsten in Büschen (Sage 6, 20, 21, 32, 44), kehrt immer wieder dahin, wenn man sie auch in hohe Dome und Kirchen bringen will. (Sage 6, 10, 18, 36, 58.)

Vor allen wohnt Maria in der deutschen Eiche (Sage 89, 103). Die Heiligkeit der Eichstätten behielt auch das christliche Zeitalter bei. Eichstätten sind Altaich, Marienaich in Baiern, die große uralte Eiche zu Foy in den Niederlanden (in deren Kern gleichfalls ein Marienbild gefunden wurde, aus dem man nachher viele wunderthätige Madonnenbilder schnitzte, un-

ter andern auch ein in Prag befindliches (**Gumpenberg. Marian. Atlas I.** 61, 438), ein wunderthätiges Marienbild auf der Eiche in den Niederlanden (ebenda **I.** 18), zu Klingl im Badischen.

Auch die Haselstaude, ein mythologisch bedeutsamer Strauch (Grimm Myth. 617, 927) dient Marien zum Aufenthaltsorte (Sage 10, 19). Die Linde, der heilige Baum der Slawen (Sage 7) und der Lerchenbaum (Sage 37) sind Marien werth.

In Gebirgsgegenden, wo die kindliche Fantasie der Hirtenvölker so manche werthe Erinnerung treu bewahrt hat, erhalten sich auch die Sagen in der ursprünglichsten und schönsten Form. Bei den Bergbewohnern bleibt immer ein natürlicher Baum- und Brunnendienst heimisch.

An Brunnen finden sich häufig Gnadenbilder. Man verehrt den Ort, wo das reinigende, heilende und sühnende Element aus dem Schooß der Erde springt. Daher auch Marienbrunn bei Landstraß in Krain, dann bei Wien (p. 350), Gutenbrunn (p. 356, Nr. 11), Heiligenbrunn (Maria N. 67), Kaltenbrunn (Sage 26).

Das Land hellglänzender Sterne, welche früh zu dem Bilde Orions veranlaßte, in Skandinavien Friggerok (deutsches Museum **III.** 62) heißt auch Marienrok (Grimm a. a. O. 689), auch das hellglänzende Würmchen wurde Marienkäfer, Sonnenkäfer genannt und der durchsichtige Stein Marienglas. Bei diesen Übergängen der Freya in Maria dürfte der Marienschnee (Sage seit 54, 133) mit Holda's Schnee (Grimm 246) in Verbindung stehen. Noch immer trocknen am 5. August die Brüßler Spitzenmacherinen ihre Arbeit an diesem Tage, damit sie weiß wie Schnee würden. **Maria in nivis.** In der Bretagne singt das Volk: „**Notre Dame sur votre trône de neige.**“

So ist uns in diesen Volksgebräuchen eine liebliche Fülle von Sagen und Legenden erhalten worden, und sie sind auch das einzige Rettbare, um uns über die Alterthümer der Sittengeschichte zu belehren.

Unbemerkt und unverwüstlich haben sie sich nur durch die **vis inertiae,** die dem Landvolke inneliegt, gegen alles Anstürmen der nachfolgenden Jahrhunderte, insbesondere des 18. Jahrhundertes noch aufrecht und lebhaft erhalten.

Mit dem Gepräge des Jahrhundertes trägt auch die Sage einen anderen Charakter. Nach den Gefahren des Landes tritt auch die wunderbare Kraft der Gnadenbilder hervor.

Je bedrängter die Zeit, desto häufiger auch die Gnaden. So sind in Österreich der Türkeneinfall, in Böhmen die Hussitenunruhen und der dreißigjährige Krieg, in Mähren der Mongoleneinfall die hervorstechenden Perioden der Gnade Mariens.

Während Maria heilend und schützend bei Krankheiten und andern Lebenssorgen auf dem Lande erscheint, so tritt sie an der See dem Schiffer zur Seite, beschwichtigend den Kampf des Meeres (S. 1, 13) oder schützend beim Kampfe mit Drachen und Seeungeheuern (Sage 39), im Küstenlande in Stürmen der Bora.

An allen bedeutenden Orten, auf hohen Punkten finden wir als Wahrzeichen des Christenthumes besuchte Wallfahrtsorte und Gnadenbilder Mariens (Sage 15, 11).

Ref., der sich seit Jahren mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigte, fand noch eine andere Rücksicht, von welcher die Gnaden- und Wallfahrtsorte von sehr hoher Bedeutung sind.

Wie vorstehend dargethan, reicht der Ursprung vieler Gnadenorte bis an den äußersten Saum der Geschichte, fast eben so alt sind auch die Bilder und Denkmäler. Die meisten dieser Bilder verdienen daher die genaueste Untersuchung von Kunstkennern. In vielen dieser Gnadenbilder, wenn auch nicht in allen, haben sich von dem Glaubenseifer des Volkes beschützt, Kunstdenkmäler treubewahrt erhalten.

Der Ref. besitzt eine fast an tausend zählende Sammlung von Kopien der Wallfahrts- und Gnadenbilder, und deutlich kann man mit mehr oder minderer Gewißheit auf den Ursprung der Originale schließen.

So weit es die Sage bewahrt, bei mehren aber die Geschichte nachweist, sind solche Bilder Denkmäler der byzantinischen oder der ältesten germanischen Kunstperiode. (Vergl. p. 219.) Mehre namhafte Kunstkenner und kürzlich Professor Waagen in Berlin traten dieser Ansicht des Ref. völlig bei, und wir würden wünschen, daß diese hier vorübergehend beigefügte Anmerkung Freunden der vaterländischen Kunst nicht entgehen mögen.

Wir übergehen nach dieser Abweichung wieder zu dem Buche des Verfassers. Es möge ihm das Vorangesetzte die Bürgschaft sein, daß wir mit Vergnügen und Interesse sein Buch gelesen haben.

Daß wir manches noch wünschten, möge er uns um so weniger verargen, als er jedenfalls ein *größeres* Publikum vor Augen hatte, welches nicht so strenge Forderungen stellt, und es vielleicht auch zu einem *andern Zweck* betrachtet, als wir es eben unternahmen.

Eine völlig genaue Ortsbezeichnung des Marienkultus wäre uns sehr erwünscht. So ist Sage 14, 15, 38, 43, 80 nicht ermittelt.

Noch müssen wir Sage 42 mit Brüx im böhm. Saazer Kreis, Sage 43 mit heil. Blut in Kärnthen, Sage 30 mit Haindorf in Böhmen, Sage 77 mit Bechin im Taborer Kreise berichtigen. Gilau (S. 355) ist Iglau; über Rosenthal ist S. 80 und S. 337 in Widerspruch. S. 125 soll statt 1620 wohl 1420 stehen. Eine Vollständigkeit ist wohl nicht zu erwarten, es müßten sonst insbesondere nur aus Böhmen die bedeutenden Marianischen Wallfahrtsorte Krssits, Pilsen, Poliz, Quinau, Reichenau (schon seit 1354) aufgenommen sein.

Auch hätten wir gewünscht, daß im Allgemeinen der Styl weniger breit und nicht so sehr die Benützung der Legenden des 17. und 18. Jahrhunderts und die *Wallfahrtsbücher* verrathen möchte. (Vergl. S. 44, 142, 227.) Wenn so, wie es S. 226 geschehen ist, allenthalben die *Quelle* angezeigt worden wäre, hätte sich der Verf. für so viele, *heut zu Tage nicht mehr bestehende* Daten, welche doch im Buche *als vorhanden* bezeichnet sind, genügend entschuldigt. Die Sammlung der Überlieferungen aus dem *Munde des Volkes selbst* würde jedenfalls eine weit reichere, schätzbarere Ausbeute geliefert, wohl auch unendlich schwierigere Arbeit gefordert haben.

(Schluß folgt.)

Urgeschichte der Slawen.

(Schluß.)

Šafařik's slawische Alterthümer.

Die zweite Abtheilung des vorliegenden Werkes, dem Umfange nach größer als die erste, schildert die Thaten slawischer Völker von dem Zugrundegehen des Hunnen- und Römer-Reiches bis zur dauernden Einführung des Christenthums unter denselben, also in einem Zeitraume von fünf Jahrhunderten (476—988 n. Ch., S. 443—947).

Die Einführung des Christenthums wird nicht blos deshalb als der Endpunkt der slawischen Urzeit bestimmt, weil mit ihr größtentheils die Geschichte klarer und gründlicher wird, sondern auch, weil sie durchweg bei den Slawen mit politischen Ursachen und Wirkungen zusammenhängt. So z. B. die Begründung des Christenthums in Rußland. Nachdem schon mehr als durch 100 Jahre das Christenthum in Rußland allmälig sich zu verbreiten begann, war Wolodimir (Wladimir) noch immer unentschlossen, welches kirchliche Bekenntniß er als das herrschende in seinem Staate sanktioniren sollte. Denn nicht nur christliche Priester, sondern auch muhamedanische, ja selbst jüdische Gesandte und Weise suchten ihn in Kyjew zu Gunsten ihrer Lehre zu stimmen, und lange Zeit neigte sich Wladimir auf die Seite der Lehre des großen Arabers. Um in dieser Unentschlossenheit nicht zu verharren, versammelte er seine Bojaren und die Stadtältesten um sich, und erwählte nach ihrem Rathe zehn der verständigsten Männer, damit sie Bulgarien und Deutschland, so wie das griech. Kaiserthum bereiseten, und die religiösen Bekenntnisse in diesen Ländern prüften. Das Resultat dieser Reise war die Annahme des Christenthums und zwar des griechischen (im J. 988), wodurch auch die griechisch-slawische Schrift Kyrill's, die schon früher in Rußland Eingang gefunden hatte, nun allgemein und herrschend wurde (S. 514). So hat auch die Einführung des Christenthums bei den Südslawen, den Bulgaren und Illyriern eine politische Färbung. Diese, in der Mitte zwischen der griechischen und römischen Welt gelegen, neigten sich gleichfalls dem slawisch-griechischen Ritus zu. Der Papst mußte daher, um die Ausbreitung des lateinischen Ritus besorgt, alle Mittel anwenden, um letzterem Eingang und Befestigung zu verschaffen. Wir sehen daher, besonders in Zeiten, in welchen die Südslawen theils durch innere Zerwürfnisse, theils durch äußere Kriege hart bedrängt waren, den römischen Hof durch Lehren, Geschenke und äußere Unterstützungen in den südslawischen Ländereien eine große Thätigkeit entwickeln. So z. B. in Bulgarien, als nach dem J. 869 in der Versammlung zu Konstantinopel dieses Land dem griech. Patriarchate zugetheilt wurde, und sein Herrscher Symeon im Kriege mit Griechenland verwickelt war, schickte der römische Hof diesem eine kostbare Kaiserkrone mit der Titulatur: Caesar, woraus an der Stelle des altslawischen Knez, d. i. Fürst, der spätere Titel Cesar, oder abgekürzt C'sar, Czar, Car entstand (S. 922). Die Geschichte der Čechen (Böhmen), Mährer und Elbeslawen endlich liefert für die obige Behauptung fast in jedem Jahrzehnde die schlagendsten Beweise. Das Christenthum hätte unter diesen Völkern schon viel früher festere Wurzeln gefaßt, wenn nicht die Einführung desselben durch germanisch-römische Priester zugleich stets der Anfang der Bedrängniß der nationalen und politischen Selbstständigkeit derselben gewesen wäre. Es erklärt dies der Übergang des alten Römerreiches in das fränkisch-römische Kaiserreich zur Zeit Karl des Großen.

So weiset die Geschichte nach, daß schon unter Kaiser Ludwig dem Deutschen im J. 844 vierzehn böhmische Herren zu Regensburg getauft wurden, was sie zugleich zu Vasallen des deutschen Reiches machte. Sie blieben vereinzelt stehen, denn erst unter Bořiwoj fing das Christenthum an sich zu verbreiten, als dieser sammt seinem Lande, durch das großmährische Reich Swatopluk's geschützt, darin durch den Bruder Kyrill's, Methodius sammt seinem Hofe die Taufe nach dem slawisch-griechischen Ritus erhielt. Das slawisch-griechische Christenthum verbreitete sich schnell und weit in Böhmen, so daß noch in spätern Zeiten seine Spuren sichtbar sind (S. 779). Das baldige Zugrundegehen des großmährischen Reiches und die Verhältnisse, in welche die Herzoge und Könige Böhmens zum deutsch-römischen Kaiserreiche kamen, erklären dann den endlichen Sieg des römischen Christenthums in diesen Ländern nach langem und hartnäckigem Kampfe.

Der Fall des Hunnen- und Römerreiches steht in inniger Wechselwirkung mit der Übermacht der Bewohner des nördlichen Europas über die des Südens. Das Werk Šafařik's wird in der Literaturgeschichte auch in der Hinsicht Epoche machen, daß es das weitverbreitete, zum Theile auch durch das Mißverständniß der Hegel'schen Filosofie der Geschichte sanktionirte Vorurtheil vom Grunde aus zerstört, es seien, wie einst im Alterthume die Orientalen, Griechen und Römer, in christlicher Zeit die Germanen allein das fortbewegende Prinzip der Geschichte. Denn es zeigt in einer wahrhaft großartigen historischen Vollständigkeit und Gründlichkeit die Einflüsse der Schicksale und Thaten der Slawen auf die Gestaltung des heutigen Europa's.

Während sich nämlich die Slawen erweislich vom 4. Jahrh. v. Chr. bis zum 2. J. n. Chr. durch die Übermacht der Kelten, Germanen und Römer hinter den Karpathen nur gegen den Norden hin ausbreiten konnten, verbreiten sie sich vom dritten bis zum siebenten christlichen Jahrhunderte an gegen Süden und Südwesten, und der Name der Slawen, Wenden und Anten erhält an der untern Donau, in Dazien, Mösien, Pannonien, Dalmatien, Krain, zwischen der Oder und Elbe, in Böhmen und dem nordöstlichen Deutschland, ja selbst bis in England und Klein-Asien historische Bedeutenheit. Vielleicht wird die spätere Geschichte, namentlich der sogenannten Völkerwanderung mit Gewißheit nachweisen, daß dieses Verbreiten kein eigentliches Wandern, Verlassen der Urheimat, sondern nur eine quantitative und qualitative Erstarkung in der Urheimat und dadurch zugleich Eintritt in die Geschichte ist. Denn ganze Völker wandern nie, sie stehen mit ihrer nationalen Eigenthümlichkeit in der untrennbarsten Wechselwirkung mit ihrer geografischen Umgebung. Das Bekanntwerden eines Volkes in der Geschichte, der Erwerb oder Verlust eines eigenen Namens in derselben ist nicht identisch mit einem vorgeblichen Erwerbe oder Verluste eines Landes, als der räumlichen Bedingung der historischen Entwicklungen in der Zeit. Namentlich gilt dies von den Slawen. Denn ihre Ausbreitung ist ein beispielloses historisches

Kreigluß durch ihre Geräuschlosigkeit, Zertheilung, demokratische Verfassung und Erhaltung der Nationalität, was alles, so wie auch der Mangel eigentlicher historischer Zeugnisse von der Auswanderung so ungeheurer Völkerstämme, wie die der Slawen hätten gewesen sein müssen, dadurch erklärt würde, wenn man nicht blos die hinter-, sondern auch die vorkarpathischen Ländereien als slawische Urheimat ansieht. —

Ehe nun Šafařik ans Werk geht, den durchgreifenden Einfluß der slawischen Geschicke auf die europäische Geschichte im Einzelnen zu schildern, gibt er eine historisch-filologische Abhandlung über die Winden, Anten und Slawen. Der Name der Anten kömmt in den Quellen nur von 552—770 vor und zwar bei neun nichtslawischen Geschichtschreibern (S. 463). Durchgreifender ist der Name Slawen. Mit einer staunenswerthen Vollständigkeit werden S. 464—481 alle Formen dieses Wortes angeführt, wie sie sowohl bei Slawen als Nichtslawen von dem Bulgar Johann Exarch um das J. 900 bis in das 18. Jahrhundert — dann vom Ptolomäus an bis zu den Arabern und Walachen in den Geschichtswerken vorkamen. Sie lassen sich in 4 Arten unterscheiden: 1. Slavi, Slavini bei ausländischen — und Slawjané, Slawjene bei einheimischen Geschichtschreibern. 2. Sloveni und Slowjané, Slowjene. 3. Sclavi, Sklavones nur bei ausländischen Historikern, ebenso wie 4. Stlavi, Sthloveni. Davon ist nur die Form Slowané, Slowené, die ursprüngliche wie S. 471 schlagend nachgewiesen wird. Die Mitlaute, welche bei ausländischen Historikern in dem Namen der Slawen zwischen das S und l eingeschaltet werden, z. B. S-c-lavi, S-th-loweni, so wie auch die Form Suoveni rühren daher, daß sich der Laut des slawischen gestrichenen l in der kyrillischen Azbuka „Ljudi" genannt, durch keinen lateinischen oder deutschen Buchstaben wiedergeben läßt. Die Form Sklavones rührt von dem germanischen Stamme im 9 und 10. Jahrhunderte her. Als nämlich in der Zeit der furchtbaren Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden, letztere nicht blos auf alle mögliche Art unterjocht, gemißhandelt, ja sogar von denjenigen, die das Christenthum lehrten, gleich einer Waare in die entferntesten Gegenden hin verhandelt und verkauft wurden, ward der Nationalname Slawe zur Benennung eines Dieners, Knechtes, Sklawen. Die Unterhändler bei diesem slawischen Sklavenhandel waren Juden. Die Ausdehnung desselben beweiset das agf. Slave, holl. Slaef, schwed. Slaf, franz. esclave, span. esclavo, ital. schiavo. So hatte der Name Slawe dasselbe Schicksal, wie im griechischen Alterthume die Nationalnamen: Heloti, Davus, Geta, Skythes u. s. w. (S. 481). Die Endsylbe ané, ené ist im Slawischen von örtlicher und topischer Bedeutung, daher war auch der Name Slawané, Slowené ursprünglich nur auf eine Landschaft beschränkt und konnte nur allmälig in langer Zeit seine gegenwärtige Ausdehnung und Berühmtheit erlangen. Sein Wurzelwort ist nicht Slowo das Wort, wodurch man Slowane als die Redenden, sich Verstehenden, den Němci (Deutschen) als den Stummen, Nichtredenden entgegenzusetzen pflegt, aber auch nicht Sláwa, der Ruhm, schon aus dem Grunde nicht, weil alle alterthümlichen Volks- und Ortsnamen sich auf räumliche Dinge beziehen. Das wahre Wurzelwort ist bisher nicht ermittelt. Einige Andeutungen geben das lithau. Sulawa = Insel, das finn. Sallo = Wald, Sellama bergig Land, der Name der altpreuß. Landschaft Salawa. Prätorius übersetzt Schalawo mit insulanus. Bei den Skandinaviern heißt das Wendenland auch Holmgardhar, wobei Holm eine Insel bedeutet.

Die Slawen selbst unterscheidet Šafařik S. 484 mit Dobrowský in die südöstlichen und westlichen. Die südöstlichen werden in die Russen, Bulgaren und Illyrier unterabgetheilt, wobei die letztern die Serben unter der Donau, die Kroaten- und Kärntner-Slawen, auch Wenden oder Slowenen genannt, in sich begreifen. Die westlichen Slawen sind die lechitischen, d. i. die Polen, Schlesier und Pommern — die Čecho-slowenischen, d. i. die Böhmen, Mährer und Slowaken — und die Elbe-Slawen, d. i. die Slawen, die das nördliche Deutschland bewohnten.

In der ebengenannten Aufeinanderfolge der Stämme behandelt nun Šafařik die Alterthümer derselben auf die Art, daß er bei jedem Stamme zuerst alle Quellenwerke angibt, die auf dessen Alterthum Bezug haben — dann die politischen Begebenheiten desselben aus der Urzeit bis in die Zeit der Verbreitung des Christenthums quellengemäß und vollständig angibt, endlich aber die große Mühe nicht scheut, bei jedem Stamme die einzelnen Gemeinden desselben nach ihren alterthümlichen Namen, Unterschieden, Schicksalen und Wohnsitzen bis in das kleinste Detail zu schildern. Eine literarische Arbeit, die nicht blos in der slawischen gelehrten Welt einzig dasteht, sondern was ihren Inhalt, das detaillirt begründete slawische Alterthum betrifft, in der großen Weltliteratur noch ohne Gleichen ist! —

Die Geschicke der nichtslawischen Völkerschaften werden in dieser zweiten Abtheilung des Werkes, nicht wie in der erstern in einzelnen Abschnitten abgehandelt, sondern sind, in wie fern sie auf die Geschichte der Slawen Einfluß genommen haben, in derselben verwebt. Šafařik verweiset auf die tüchtigen Arbeiten anderer Männer, die in diesem Felde die Literatur bereits bereicherten (S. 945). Das was er darin Eigenthümliches gefunden, gedenkt er bei Gelegenheit bekannt zu machen. Dann wird wahrscheinlich auch die detaillirte Geschichte der Litthauer, welche in diesem Werke, zufolge der Analogie mit jener der eigentlich slawischen Völker schmerzlich vermißt wird, ans Tageslicht treten.

Nun wäre es allerdings die Pflicht des Berichterstatters, den Leser dieser Blätter durch die reichen und reifen Erntegefilde der Forschungen Šafařik's leitend zu führen. Wenn dies aber schon in dem ersten Theile dieses Werkes nahe an das Unmögliche grenzte, so übersteigt es in dem zweiten Theile die Grenze in der That. Denn es müßte der Bericht, wenn er nur einigermaßen den Umfang und die Tiefe dieser historischen Forschungen andeuten wollte, selbst zum Buche heranwachsen, da sie einen großartigen, abgeschlossenen Organismus bilden. Wir können daher im Allgemeinen den deutschen und polnischen Leser nur auf das Werk selbst verweisen. Denn auch die polnische Übersetzung des Hrn Bońkowski ist in diesem Jahre (1844) bereits vollständig, und nebenbei bemerkt, typografisch schöner als ihre erste Abtheilung ausgestattet, erschienen. Im Besondern fühlen wir uns aber gedrungen, zuerst nicht blos den wißbegierigen Leser, sondern selbst den Gelehrten vom Fache auf die Glanzpunkte dieser Abtheilung aufmerksam zu machen.

Dazu rechnen wir die Alterthümer der Bulgaren S. 563 bis 633, der Serben S. 634—662, der Kroaten und Kärnthen S. 663—716; und endlich der Mährer und Slowaken S. 793—832, und bei den letztern besonders die Abhandlung über ihre Bekehrung zum Christenthume und die Schicksale der slawischen Liturgie S. 807—824. Denn es hat Šafařik darin nicht nur, wie bei den andern Abschnitten auch aus schon bekannten Quellen ganz eigenthümliche Resultate abzuleiten gewußt, sondern es standen ihm auch dabei bisher noch unbenützte Quellen zu Gebote, so daß diese Abschnitte öfters ein historisches Panorama eröffnen, dessen ungewöhnliche und seltene Gegenstände das Auge anfänglich nicht einmal aufzufassen sich getraut. So z. B., wenn Šafařik nicht etwa auf fantastisch-filologischen Flügeln, sondern mit ernstem historischem Grabscheite und der Fackel geschichtlicher Quellen in den Händen, den Spuren slawischer Kolonien in den Ländern oberhalb Griechenland, dann im eigentlichen Griechenlande und den griechischen Inseln selbst, endlich sogar in Klein-Asien nachforscht, wie es ungefähr von S. 619 bis 633 auf Grundlage der vorangegangenen Untersuchungen geschieht. Wenn wir uns auch ungern der wenigstens einigermaßen detaillirten Schilderung dieser Glanzpunkte enthalten müssen, so können wir doch nicht umhin, zum Schlusse, statt des lebendigen Riesenorganismus der Ergebnisse dieser Abtheilung, wenigstens das Skelet desselben den Lesern mitzutheilen, und ihnen den Schluß von dem Todten auf das Lebende zu überlassen:

Die Zeit des Erscheinens der Slawen an der Donau in Pannonien ist gewiß nicht die erste Spur ihrer Regsamkeit in dieser Gegend. Denn um sich unter den dortigen Überbleibseln der Hunnen, Gothen, Gepiden, Longobarden und Andern zu erhalten, bedurfte es kriegerischer Thaten. Frühzeitiger und leichter konnte die Ausbreitung der Slawen gegen Ost und West vor sich gehen. Denn durch die Bedrängnisse der Gothen, Wandalen und anderer Germanen, später der Hunnen, wurden in den nordwestlichen Gegenden am Pontus die sarmatischen Bewohner zum Theil verdrängt, zum Theil geschwächt. Wahrscheinlich haben sich die Slawen schon am Ende des 4. Jahrhunderts gegen Süd und Ost bis an den Pontus selbst ausgebreitet. Die Hunnenherrschaft war der Erstarkung der Slawen nicht so hinderlich, als es oberflächlich den Anschein hat. So sehen wir um das Jahr 384 die Hunnen für die Sache der Slawen gegen den gothischen König Winithar dauernd einstehen. Auch die Peutinger'schen Tafeln bezeugen diese Nähe der Slawen am Pontus. Die weitere Verbreitung der Slawen im Osten wurde gegen das Ende des fünften Jahrhunderts durch die Besetzung der Ufer des Mäotis, schwarzen Meeres und des taurischen Landes mittelst der Hunnenverwandten Mad'aren und Bulgaren vom Ural her gehindert. Daher nahm, besonders nach dem Fall des Hunnenreiches, die Verbreitung der Slawen ihren Weg schnell und kräftig nach Dazien und den Donauländern, so daß im 6. Jahrhunderte die Nordgestade der untern Donau schon slawisch waren. Gegen Westen haben schon seit dem 2. Jahrhundert die germanischen und keltischen Völker, welche östlich und westlich der Oder wohnten, durch ihren Andrang an die römischen Grenzen die Ausbreitung der Slawen unterstützt, so daß schon im fünften Jahrhunderte Slawen an der Saale, untern Elbe und im Westen des baltischen Meeres sich finden. Nach der Schwächung der Markomannen und Quaden zu Ende des 5. Jahrh. bevölkerten sie Mähren und Böhmen, ja sie drangen bis zu den bairischen und fränkischen Grenzen vor. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts ist die Elbe schon die Grenze zwischen den Serben und Sueven. Die Volksmenge und Regsamkeit der Slawen war so groß, daß im 8. Jahrh. Karl der Große durch slawische Industrie und Handel seine Länder beeinträchtigt sah und um dies zu hemmen, die schärfsten Mittel ergriff. Inzwischen hatte die in den Gegenden am Pontus begonnene Ausbreitung der Slawen erst mit dem Beginne des 7. Jahrhunderts durch die Ansiedlung der Serben und Kroaten einen Zielpunkt erreicht. Auch vor der Hälfte des 6. Jahrhunderts überschritten die Slawen schon die Donau und kämpften in Mösien und Thrazien, ja sie finden sich auch in griechischen Heeren. In der Beschreibung der Städte und Burgen Mösien's, Thrazien's, Mazedonien's, Epirus und Illyrien's bei Prokopius (552.) finden sich schon sehr viele slawische Spuren. Als die uralfinnischen Bulgaren unter den Slawen in Mösien als Herren sich niedergelassen hatten, zogen viele slawische Kolonien in andere Gegenden des orientalischen Kaiserthums, die Übrigen slawisirten mit der Zeit die Bulgaren so, daß von ihnen nur der Name übrig blieb. Im 7. und 8. Jahrhunderte begannen die Slawen freiwillig und gezwungen entweder im kriegerischen Dienste arabischer Fürsten, oder durch griechische Kaiser übersetzt, allmälig in Kleinasien sich auszubreiten (664, 688, 762). In der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts benützten die Slawen die Schwächung des morgenländischen Kaiserreiches zur Ausbreitung in Thessalien, Hellas und im Peloponnes so, daß gleichzeitige Schriftsteller über die Slawisirung von ganz Griechenland Klage führen. Von da aus unternahmen sie Seezüge auf die griechischen Inseln und ihre Einschränkung und Bändigung machte den griechischen Kaisern viel Sorge und Mühe. Inzwischen verbreiteten sich die Slawen an der Donau in Pannonien, gegen Westen in Oberösterreich, Kärnthen und Krain, besonders nach der Besetzung von Italien durch die Longobarden (568), gedrängt durch die in Pannonien mächtig werdenden Avaren. Die Ausbreitung der Slawen bis an die bairische, d. h. jetzige tirolische Grenze, erfolgte zwischen den J. 592—595 mit Schnelligkeit. In diese Zeit fällt auch die Bevölkerung von Friaul und Istrien durch die Slawen. Zwischen 634—638 eroberten zahlreiche Haufen von Serben und Kroaten (aus der hinterkarpathischen Heimat Weißkroatien und Weißserbien), Pannonien von den Avaren und setzten sich darin so wie in Dalmatien und dem übrigen Illyrikum fest. Als Karl d. G. die Avaren besiegt hatte und das heutige Österreich, Kärnthen und Pannonien besetzte, fand er dort Slawen, die Ackerbau trieben unter der Leitung eigener Herrscher und Führer. Diese angeborne Liebe zum Ackerbau war es auch, welche den Slawen im morgenländischen Kaiserthume viele Ländereien ruhig besetzen und unter eigenen Fürsten ruhig verwalten ließ. So lebten auch viele ackerbauende Familien von Slawen Jahrhunderte lang ruhig unter germanischen Völkern. Unter andern bewog im Anfange des 8. Jahrhunderts der heil. Bonifazius selbst viele slawische Gemeinden sich um Baireut, Bamberg, Würzburg u. s. f. anzusiedeln, was diesen Gegenden den Namen der wendischen verschaffte. Alle diese und andere weithin zerstreute slawische Kolonien erhielten bis in das 15. Jahrhundert

mitten unter Deutschen ihre Nationalität und Sprache. Die Zeit und Art der Kolonisirung von Britannien im heutigen Wiltshire und in Batavien um Utrecht herum, durch die Slawen ist bisher historisch nicht eruirt. Die Geschichte der Slawen in der eigentlichen hinterkarpathischen Urheimat bleibt im Gegensatze zu jener der vorkarpathischen Slawen bis ins 9. und 10. Jahrhundert dunkel und unsicher. Sie hatten die rohe Macht der Avaren viel früher zu empfinden als die Südslawen. So in der Mitte des 6. Jahrhunderts die Anten am untern Dněpr, die Duljeben im heutigen Wolhynien; doch nicht im Ganzen. So blieb der größte Theil der tiefer und nördlicher angesiedelten Slawen vor den Avaren ganz unverletzt, so verweigerten die südbaltischen Slawen ihre Hilfe geradezu dem Avarenchan gegen Kaiser Mauritius. Die Slawen in der Walachei widerstanden unter ihrem Führer **Lowreta** besonders Anfangs den Awaren, doch gerieth der größte Theil der Slawen in Pannonien, Mähren und Böhmen unter das Avarenjoch, bis der heldenmüthige **Samo** durch die Vereinigung der Čechen, Mährer und angrenzenden Wenden diese Schmach rächte (im Jahre 623 und f.) Die Kroaten und Serben schlugen sie im J. 634 in Dalmatien, die übrigen vernichtete das Schwert Karl d. G. und der Bulgaren. (J. 791 und 807.) Nicht lange darauf entstanden neue Bedrängnisse durch die wilden Kozaren, Mad'aren, Pečenzen, Kumanen und Andern, die ganz Europa zu verwüsten drohten. Die im J. 862 in Rußland und um d. J. 840 in Polen gegründete und befestigte Monarchie bot endlich eine feste Schutzwehr gegen solche asiatische Horden und wendete von Europa sowohl die Gefahr als die Schmach ab, mittelst derselben mohamedanisch zu werden. (Vgl. bei **Šafařik** S. 451.) *)

J. J. Hanusch.

Die ungarische Bühne.

(Schluß.)

Erfreulicher als die Aussicht in das Feld der **Szigligeti**schen Mischlingsgattung, ist die in jenes der Lustspiele, in welchen mehr politische Ingredienzen vorkommen. In diesen Lustspielen werden neben allgemein menschlichen Schwachheiten provinziell oder lokal-politische Albernheiten gegeißelt, wobei unser Publikum den Autoren gewöhnlich den Gefallen erweist, recht naiv zu thun, und das **digito monstrarier** nicht zu verstehen.

In diesem Genre ist, ältere Versuche abgerechnet, Ignaz **Nagy** zuerst Aufsehen erregend aufgetreten, so wie es seiner „Wahlerneuerung" (**Magistrats Restauration**) und nicht gerade **Szigligeti's** Machwerken zuzuschreiben ist, daß das ungarische Theater mehr als ehemals besucht wird und das Publikum anfing nationelle Stücke goutiren zu lernen. **Nagy** ist ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, der schon früher im Athenäum durch seine dem französischen Werke: **La vie public et privée des animaux**, nachgebildete Satyren, wie auch durch seine, den französischen Fysiologien nachgemachten, etwas langweiligen Genrebilder einigermaßen bekannt wurde, später aber durch seine „Wahlerneuerung" in Pest, durch seine „ungarischen Mysterien" aber in neuester Zeit auf dem Lande starkes Furore macht. Das Stück, mit dem er zwar nicht zuerst, aber doch zuerst mit Erfolg die Bühne betrat, war als Preislustspiel 1841 mit hundert Dukaten von der Akademie honorirt worden, doch wurde es von der Pester Theaterzensur beinahe zwei Jahre hindurch nicht zugelassen; es erschien zwar in Druck, ward aber in Klausenburg ohne Beifall gegeben, sodann kam es in Preßburg zur Aufführung, endlich an der Nationalbühne, wo es wie gesagt, neben Gaal's „Notär von Peleske" das erste Originalstück war, welches bedeutend gefiel. Sein Inhalt sind die Intriguen, die bei der Wahlerneuerung eines Komitatsmagistrats vorkommen, sein Glanzpunkt besteht, nach Annahme des Publikums, in seinen Kortesszenen. Die Kortes sind bekanntlich keine spanische, sondern arme Bauernedelleute, die man mit einem eufemistischen Ausdrucke, seit man anfing sich ihrer als williger politischer Werkzeuge zu bedienen, ich weiß nicht warum, Kortes nennt. Da nun diese Kortes, weil sie eben auch Edelleute sind, keine weniger gewichtige persönliche Stimme haben als die des reichsten **spectabilis** oder **illustrissimus** ist, so schmeichelt ihnen jede Partei, sucht sie durch Speise und Trank, und nach Maaßgabe der Ausbildung des Kortessystems, mit mehr oder weniger Gulden für sich zu gewinnen. Sowohl die Bestrebungen, diese Werkzeuge zu seinen Zwecken zu mißbrauchen, als auch die mannigfachen dünkelerfüllten Redensarten, und eulenspiegelhaften Äußerungen über politische Angelegenheiten der von ihrer Wichtigkeit stets belehrten Kortes bieten sehr viel komisches Element dar, welches **Nagy** mit mäßiger Geschicklichkeit, wenn man ihm hiebei auch politische Farblosigkeit vorwirft, ausgebeutet. Übrigens möchte eine eingehendere Kritik ihn weder der politischen Farblosigkeit anklagen, weil es überhaupt durchaus nicht nothwendig ist, daß sich der Dichter in seinen Werken zu irgend einer politischen Partei bekenne, daher dergleichen nur von Ungeweihten verlangt wird; noch aber möchte die Kritik den Kulminationspunkt des Stücks in diesen Kortesszenen suchen, da es unbestreitbar bleibt, daß sich mit dem gehörigen Takte unendlich mehr wahrhaft komischer Effekt hätte hervorbringen lassen. Auch dürfte man in der Anlage der Intrigue beider Theile neben viel abgenützten, und schon von Kotzebue und Andern verbrauchten Motiven, wenig Originelles finden. Zur ersten Klasse gehört z. B., daß der Komitatsfysikus seiner eigenen Partei abtrünnig werden muß, weil er dem Stubenmädchen seiner Schwägerin oder Schwester die Kur macht, hiebei entdeckt, und von der Schwägerin durch Androhung der, bei seiner dominirenden Frau einzulegenden Klage, sich bewogen fühlt zu Gunsten seiner Feinde mitzuwirken. Eine ähnliche, schon da gewesene Intrigue ist, daß diese Schwägerin oder Schwester eine reiche Witwe, die von drei Freiern bestürmt wird, Demjenigen ihre Hand zusagt, der das höchste Amt (die Vizegespanswürde) zu erlangen vermag, und so sich selbst zwingt für ihren eigentlichen Günstling zu intriguiren, der sich nichts weniger träumen läßt, als daß er Mann und Vizegespan werden soll. Es wirkte in diesem Lustspiele vorzüglich die Überraschung, nach so viel Jah-

*) Als ein Beweis, daß auch slawische Kulturalterthümer allgemein geachtet zu werden beginnen, kann die Paläografie angesehen werden, welche J. O. Westwood im vorigen Jahre in London herausgab. (**Paleographia sacra pictoria; or select illustrations of ancient illuminated biblical and theological manuscripts by J. O. Westwood. London. 1843 bei W. Smith.**) Schon das erste Heft enthält nämlich sechs Proben aus slawischen Handschriften, und ein Stück aus dem berühmten Krönungsbuch zu Rheims. Der Text erklärt alle Faksimilia nicht nur filologisch, sondern auch literarisch und historisch.

ren endlich einmal ein Stück aus dem eigenen, mithin dem Publikum wohlbekannten, ja überdies noch aus dem provinziell-politischen Leben sich vorgeführt zu sehen, und deshalb mag man wohl der nicht ganz feinen Intrigue manches hingehen haben lassen, zumal wenn diese sich nur rasch, wie dies ziemlich der Fall ist, abspielt, und einige komische Situationen bietet. Auch kömmt das Publikum bei solchen Gelegenheiten leicht in Versuchung, eines oder beide Augen zuzudrücken, um die schwankende Charakterzeichnung **Nagy's** nicht zu bemerken. Schärfer Hinsehende finden aber für diesen Mangel im Ganzen doch einige Entschädigung, z. B. in der wahrhaft geschickten Zeichnung eines Juden, der in der Hoffnung nächstens zu überkommender Emanzipation unter dem Schafspelze schon einige seiner natürlichen Klauen herauszustrecken sich erkühnt, und mit den Haiduken des Vizegespans sich in einen komischen Rangstreit einläßt; sobald aber der Vizegespan selbst erscheint, wieder halb submisser Israelit ist, der sich treten und schinden läßt, nur damit er reich werde, halb der auf sein Geld pochende Klugheitsmann, dem man seiner Geldkatze zu liebe manche Unverschämtheit durch die Finger sieht. Dieser Jude hat ein Wirthshaus im Orte, und wurde von der Gegenpartei des alten Vizegespans gedungen, ihre zur Wahl herbeieilende Kortes zu bewirthen, der Vizegespan sucht ihn daher durch Versprechungen zu bewegen, seine Anbefohlenen zu disgoustiren, worauf zwar Moses nicht eingeht, jedoch um den großen Herrn auch nicht zu beleidigen, am Ende des Zweigespräch sehr charakteristisch pfiffig bemerkt, er habe von allen Versprechungen und allem Ansinnen kein einziges Wort gehört. Diese Unterredung ist unstreitig treffend, und sicher die beste im Stück, geht aber den Massen ganz verloren.

Eine andere ebenfalls mehr politische Komödie ist „das Landtagsquartier" von **Vachott**, das zwar weniger als **Nagy's** „Wahlerneuerung" aber doch auch gefallen. In Preßburg hat dieses Stück am Landtag, für den es berechnet war, kein Aufsehen erregt, desto mehr aber in Pest, nachdem der Verfasser einige Veränderungen vorgenommen. Was in diesem Stücke hauptsächlich gefällt, sind einige bekannte allgemeine Frasen der liberalen Partei, vorzüglich aber der Umstand, daß ein stockdeutscher Preßburger Bürger, der vom Ungarthume nichts hören will, durch einen Juraten dazu bekehrt wird, welchem er auch als Lohn seine Tochter zur Frau gibt. Ob diese Bekehrung durch die Charaktere, und deren gegenseitige Reibung gehörig motivirt sei, ist eine andere Frage, um die sich unser Publikum nicht kümmert, sobald sie nur vor sich geht.

Ein drittes Stück, das mehr politisch-komischer Gattung ist das „Es lebe die Gleichheit" von **Eötvös**, den auch das deutsche Publikum aus der Übersetzung seines Karthäusers kennen wird. Dies Lustspiel hat vorzügliche Einzelheiten, während es als Ganzes mannigfach verfehlt erscheint; denn wenn es der sicherste Beleg für die Vollendung eines Kunstwerks ist, daß Geist und Technik, Auffassung und Darstellung als gleichgewogene Faktoren desselben über einander nicht sichtlich vorwalten, sondern mit einander zu einem Ganzen zu verschmelzen haben, so dürfen wir jedes Werk, in welchem sich eine bestimmte Tendenz des Künstlers, eine Absicht, welche zu sehr offenbart wird, sich hervorthut, und durch eben diese Pretension die anderen Theile zu sehr überragt, nicht als vollendet anerkennen, ja man wird eher geneigt sein, an dieser sich allzu breit machenden Tendenz ein der wahren inspirirten Kunst Fremdartiges, wie auch die Mühe zu erkennen, mit welcher der Künstler sein Werk nicht als Zweck, was jedes Kunstwerk sein soll, sondern als Mittel, was es ohne Erniedrigung der Kunst nicht sein darf, behandelte. Nun aber hat unser Stück einerseits die zu offenkundige Tendenz: den Erfahrungssatz, daß unter unseren gesellschaftlichen Verhältnissen keine vollkommene Gleichheit der verschiedenen Stände und Menschen möglich sei, gleichsam in einem Lustspiele zu personifiziren, andererseits aber die Absicht diejenigen Afterliberalen auf eine allzu systematische Art zu persifliren, welche das Prinzip der Gleichheit, in Gestalt großer Frasen stets im Munde führen, nie aber selbst zur Anwendung bringen. Das Systematische unseres Dichters besteht aber darin, daß er uns zuerst einen, das Gleichheitsprinzip stets als Aushängeschild gebrauchenden Grafen vorführt, der aber, weil er dies unter seiner Grafenwürde hält, sich scheut, seine Tochter dem Sohne seines Freundes, eines Vizegespans, der blos ein einfacher Edelmann ist, zur Frau zu geben; dieser pocht wieder, noch mehr aber seine hochmüthige Frau, auf die Vizegespanswürde, unter welcher sie es halten, ihre Tochter dem Sohne eines gräflichen Fiskals, obwohl auch eines und zwar reichen Edelmanns, zu vermälen, weil sein Vater einst Schuster war. Hier endet jedoch der Rangstreit noch nicht, sondern fängt von neuem zwischen dem gräflichen Fiskal und einem andern Advokaten, wie man also glauben sollte, ganz Gleichen an, ja er geht endlich sogar auf die Dienerschaft über, indem der Komitatshusar des Vizegespans mit aller Gewalt mehr sein will, als ein Lakei des Grafen ist, dieser sich aber wieder recht viel auf seine modische Livree zu gut thut. Der letzte Rangstreit gibt zwar eine höchst gelungene possirliche Szene, die jedoch nach dem Vorhergegangenen einen stark systematischen Geruch an sich hat.

Die Intrigue des Stückes, durch welche die liebenden Paare endlich verbunden werden, ist gut angelegt, aber nicht eben so gut durchgeführt. Sie hat viel Komisches an sich, was ihr aber am höchsten anzurechnen kommt, ist die Enthaltung von drastischen Schlageffekten und Überraschungen, welche wie z. B. die **Szigligeti'schen** erst nach der Hand auf eine armselig lose Weise mit der Haupthandlung zusammengeflickt werden; denn diese Haupthandlung ist überall eine, und zwar immer eine fortschreitende. Es geht aber **Eötvös** in seiner Enthaltsamkeit etwas zu weit; so läßt er uns schon am Ende des ersten Aktes nicht nur den Schluß des Stücks, was leicht wäre, sondern auch die Art errathen, wie der Knoten gelöst wird, was denn doch etwas voreilig ist. Der Graf hat nämlich einen avitischen Prozeß mit dem Vizegespan über sein Besitzthum im Orte, das dieser anspricht, und ist daran den Prozeß zu verlieren; nun ist er zwar viel zu hochmüthig um den Rechtsstreit durch Verheiratung des liebenden Paares abzubrechen, aber rächen möchte er sich doch am Vizegespan, weil ihn dieser trotz aller Freundschaft von Haus und Hof vertreiben will. Er reicht also dem Sohne seines Fiskals hilfreiche Hand, um die stolzen Gegner durch eine heimliche Trauung ihrer Tochter zu demüthigen; dies Zweigespräch belauscht der Sohn des Vizegespans und entbindet sein Gewissen, indem er den Weg, den der Graf eingeschlagen, ermuthigt nun selbst betritt. Die Eltern beider Parteien werden sodann leicht bewogen, bei der Angelegenheit thätig mitzuwirken, indem jede Partei über-

zeugt ist, die andere sei die Überlistete, und deshalb vor dem Pfarrer des Ortes, einem guten Freunde der männlichen Heiratskandidaten, ihre Einwilligung zur heimlichen Trauung gibt. In der Schlußszene folgt dann natürlich eine allgemeine Aussöhnung.

Sehen wir nun von dem Systematischen in der Behandlung, welche dem Ganzen als solches allerdings keinen unbedeutenden Eintrag thut, ab, so möchte dies Lustspiel als wahrhafter Fortschritt zu betrachten sein, zumal es ihm auch in einigen Personen nicht an dramatischen Charakteren fehlt. So trägt z. B. der Graf, obwohl mit wenig Aufwand gezeichnet, den Charakter französischer **Nonchalance**, wie diese bei unserer Noblesse vorkommt, ziemlich lebendig an sich. Bedeutender noch ist in Charakterhinsicht die Frau des Vizegespans. Wir sind gewohnt, beinahe in jedem unserer Originallustspiele uns ein Pantoffelregiment vorgeführt zu sehen, ein Charaktermotiv, das sich zwar im Leben sehr oft vorfindet, jedoch ohne Takt auf die Bühne gebracht, fade und abgedroschen erscheinen muß, besonders wenn **Szigligeti** und Andere uns immer dasselbe polternde Hausfrauenschema, die junonisch zürnende und fischweibartig zankende Gebieterin sehen lassen. Um so mehr Dank müssen wir **Eötvös** wissen, daß er dem an sich abgenützten Motive eine, wenigstens in unserer Dramaturgie, neue Seite abzugewinnen wußte, indem er die Hausherrschaft der Vizegespanin nicht auf das alte Grenadierwesen, sondern gerade auf ihre scheinbare Unterwürfigkeit unter den Willen ihres sogenannten Herrn, und auf die Klage, daß der ihrige nie erfüllt werde, gründet. Kömmt zwar auch eine ähnliche Behandlung in anderen fremden Theaterstücken vor, kann doch nicht geläugnet werden, wie **Eötvös** seine Auffassung überall mit einer gesunden Konsequenz durchgeführt. Noch ist in Beziehung auf Charakterzeichnung eine Art Parasit zu erwähnen, der auf Geheiß der Vizegespanin den Lauscher macht, ein Mittelding zwischen Schlechtigkeit und erbärmlicher Kriecherei, wie wir sie nicht selten den Hofstaat unserer **spectabiles** und **illustrissimi** umschwänzeln sehen; durch die lebendige Zeichnung seiner Verschmitztheit gewinnt auch die abstoßende Seite dieses Charakters ein Interesse, dessen außer den erwähnten Personen die übrigen in einer etwas leeren Allgemeinheit gehaltenen ermangeln.

Überhaupt aber möchte ein feinerer Takt in der Behandlung, als wir sonst an unsren Originalstücken gewohnt sind, dem Stücke zum besondern Empfehlungsbriefe dienen, während es andrerseits nur bedauerlich sein kann, daß die feineren Seiten vor unsrem Publikum verloren gehen, welches gewohnt, nur Drastisches oder Hochtrabendes zu beklatschen, seine Hände nur dort in Bewegung setzt, wo **Eötvös** seinen Personen, jedenfalls aber nicht ohne Ironie, die bei uns gang und gäbe gewordenen Floskeln über Gleichheit und Liberalität, denen jedoch nur selten die That entspricht, in den Mund legt.

Diese Taktlosigkeit der Massen verleidet uns aber auch, obwohl das Lustspiel in sehr kurzer Zeit bereits fünfmal gegeben wurde, eine gute Einwirkung desselben im Ganzen zu erwarten, zumal bald wieder **Szigligeti** mit neuen Effektstücken auftreten soll. Wie lange wir also noch an den Nachwehen des Franzosenfiebers leiden werden, läßt sich für jetzt um so weniger bestimmen, da man uns noch fortwährend hauptsächlich mit äußerlich bunten, innerlich aber durchaus faulen Früchten speist.

Aus Zeitschriften. Jänner.

(Fortsetzung.)

Gelehrte Gesellschaften und literarische Vereine.

(Athenäum in Treviso.) Am 15. Dezember fand die feierliche Eröffnung des akademischen Jahres 1844 und 1845 Statt. Der Präsident Dr. Jos. Bianchetti sprach über die Vorzüge von Pellizzari's Übersetzung des Nuovo Organo, und über die Richtung, welche die künftigen Arbeiten des Athenäum nehmen sollten.

In der ersten ordentlichen Sitzung am 19. Dezember las Ignaz Cantù (k. M.) einen Bericht über den VI. Gelehrten-Kongreß in Mailand; Ritter Adolf von Béranger (k. M.) über das Abdorren der Maulbeerbäume, und stellte eine neue Theorie des Lebens der Schmarotzerpflanzen auf. (Entoskeusi.) (Gazett. d. Venez.)

(Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.) In der Versammlung der Sektion für Filosofie und klassische Filologie am 28. November las Hr. Bolzano einen Aufsatz: Gedanken über Gegenstände der allgemeinen Sprachlehre.

In den Versammlungen der historischen Sektion las am 10. Oktober Hr. Šafařík einen Aufsatz über den Namen und die Lage der Stadt Wineta. Am 7. November las Hr. Tomek über die älteren Eigenthümer des sogenannten Dr. Faust'schen Hauses in Prag nach Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts zur Erklärung des Namens dieses Hauses; Hr. Hanka wies ein von ihm entdecktes Pergamentblatt des 14. Jahrhunderts vor, welches die Grabschriften der böhmischen Landesfürsten in einer, von der gegenwärtig in der St. Veitskirche zu Prag vorhandenen, abweichenden Stylisirung enthält. Am 5. Dezember las Hr. Ritter von Kalina über die nahe beim Dorfe Reschitz, Herrschaft Daubrawitz in Böhmen, ausgegrabenen Menschenskelette und metallenen Überreste von Schmuck und Waffen. Hr. Müller las einen Aufsatz über die Analogien zwischen den Provinzen Rumelien und Albanien und den dalmatinischen Städten, rücksichtlich des öffentlichen Volkslebens derselben im Mittelalter.

Hr. Tomek las über verschiedene Veruntreuungen und Malversationen der Prager Neustädter Schöffen und anderer Stadtbeamten zur Zeit König Wenzels IV., nach gleichzeitigen Stadtbüchern zur Erklärung einiger Erscheinungen beim Anfange des Hussitenkrieges.

In den Versammlungen der naturwissenschaftlichen Sektion las am 14. November Hr. Zippe eine Abhandlung über einige geognostische Verhältnisse in den Gebirgszügen der Mitte Böhmens. Den 11. Dezember hielt Hr Karl B. Presl einen Vortrag über einige Familien der Filicineen, und Hr. Fritsch las eine Abhandlung über die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen.

In den Versammlungen der slawisch-filologischen Sektion las am 24. Oktober Hr. Hanka einen Aufsatz: Diplomatische Untersuchung, in welcher Periode man in Böhmen den Laut h statt des älteren g, dann das vibrirende rz (ř) statt des einfachen r zu schreiben angefangen habe. Den 21. November las Hr. Wocel über die Hegung des Gerichts in Böhmen, und Hr. Kaubeck über die schlesischen Slawen. Den 19. Dezember las Hr. Chmela aus einem größeren Werke einen Abschnitt über die ersten Elemente der Sprache, und Hr. Hanka gab eine Übersicht des Deutschbroder Rechtsbuches, welches unter andern auch die älteste Übersetzung der zweiten Hälfte des Schwabenspiegels aus dem 14. Jahrhundert enthält. Die für den 26. Dezember bestimmt gewesene Versammlung der mathematischen Sektion wurde auf den 2. Jänner 1844 verschoben.

(Prag. Ztg.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 13. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 31**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Löschner: Reuß's und Küttenbrugg's Schriften über Teplitz und Seidschütz. — Steinhauser: Die Generalstabskarten. — Marienliteratur. (Schluß.) — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. Februar. (Schluß.)

Heilquellen und Bäder *).

1. Die Thermen von Teplitz. Von Dr. Fr. A. Reuß, k. k. Bergrathe, praktischem Arzte zu Bilin, v. g. G. M. Zweite, umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. August Em. Reuß, Brunnenarzte zu Bilin, m. g. G. M. Prag 1844. Druck und Verlag des artistisch-typografischen Instituts von C. W. Medau und Comp. 8.
2. Die Thermalbäder zu Teplitz und Schönau, vom therapeutischen Standpunkte aus dargestellt von Dr. Küttenbrugg, Badefysikus. Prag 1844. Borrosch und André. 8.
3. Das Saidschitzer Bitterwasser, chemisch untersucht von Jakob Berzelius, mit Bemerkungen über seine Heilkräfte von Dr. August Em. Reuß, Brunnenarzte zu Bilin, m. g. G. M. Zweite Auflage. Prag 1843. C. W. Medau's artistisch-typografisches Institut. 8.

Angezeigt durch Dr. **Löschner** in Prag.

Wir gestehen offen, daß wir nicht sobald zwei Badeschriften mit so großem Interesse gelesen haben, als die beiden ersten, und sagen unumwunden, daß wir in der Schrift des Dr. Reuß die vollständigste und ausgezeichnetste Monografie über Teplitz vom allgemeinen Standpunkte aus erkennen, sowohl in geografischer als geognostischer, geschichtlicher, chemischer, topografischer und therapeutischer Beziehung. Hätten wir, im Allgemeinen gesagt, irgend etwas, namentlich in therapeutischer Beziehung, auszustellen, so wäre es nur das: daß die therapeutische Seite noch nicht ganz nach den neuesten Leistungen der Medizin gearbeitet ist; wohl kann sie daher in dieser Beziehung dem praktischen Arzte genügen, dem Literaten jedoch wird sie in eben derselben manches zu wünschen übrig lassen.

In dieser Beziehung ist Dr. Küttenbrugg's Buch ein ausgezeichnetes zu nennen, da es vom rein therapeutischen und praktischen Standpunkte aufgefaßt Alles darbietet, was selbst der die Leistungen der Neuzeit ängstlich verfolgende Kritiker wünschen mag. Wir sehen mit Vergnügen mehren ähnlichen Werken über wichtige Kurorte nicht nur Böhmens, sondern auch anderer Länder entgegen, und sind überzeugt, daß durch die Leistungen der jüngsten Zeit in pathologischer Anatomie, organischer Chemie und Fysiologie gerade die Balneologie am meisten gewinnen muß, ja so eigentlich erst fest basirt werden wird. Möge es dem Balneologen gefallen, gerade von dieser Seite aufgefaßte Badeschriften zu liefern; der Gewinn kann für die Kurorte selbst nicht ausbleiben.

Es wird dadurch gründlichere Untersuchung der Krankheiten selbst, schärferes Hervortreten der Indikationen und Kontraindikationen, strengeres Individualisiren bei dem Anweisen der Kranken in Kurorte eingeleitet werden, und günstige Resultate für die Kranken selbst werden den Ruf schon berühmter Kurorte erhalten, und das Begründen des Rufes neuer oder weniger bekannter Mineralquellen fördern. Seit undenklicher Zeit anerkannt ist der Satz: „daß die Mineralwässer die natürlichsten und sichersten Heilmittel in Krankheiten sind. Ihre genaue Kenntniß entscheidet über das Wohl und Wehe von vielen Tausenden des Jahres und hat schon bei früherer, oft mit schlendrianischer Leichtfertigkeit geleiteter Brunnenkur, mancher anscheinend Unheilbare dennoch Heil an seinem Körper durch dieselben gefunden, so wird bei strengerer medizinischer Würdigung und genauer Individualisirung beim Anweisen der Kranken in Kurorte dies um so öfterer und sicherer der Fall sein, und auf das Gesammtleben und die Gesundheit ganzer Nationen der wohlthätigste Einfluß gewonnen werden. —

Teplitz, der seit Jahrhunderten europäischen Ruf genießende Kurort, bedurfte vor Allem einer neuen zweckmäßigen und in jeder Beziehung vollkommenen Beschreibung seiner Ortsverhältnisse und seiner medizinischen Leistungen. In beiden oben genannten Werken dürfte auch derjenige, der bis ins Minutiöse topografische, geschichtliche und literarische so wie therapeutische Aufschlüsse sucht, vollkommene Befriedigung finden. Wir wollen demnach beide Werke im Detail durchgehen, um zu beweisen, daß wir nicht zu viel gesagt haben.

Reuß, der tüchtige Fortarbeiter auf der von seinem Vater, dem bedeutsamsten Geognosten und Balneologen seiner Zeit in Böhmen, eingeschlagenen und glücklich verfolgten Bahn, beginnt sein Werk mit einer werthvollen geognostisch-topografischen Auseinandersetzung und Beschreibung des Eger- und Bila-Thales, als Unterabtheilung die Herrschaft Teplitz

*) Siehe Jahrg. 1844, Nr. 35, 36, S. 273 u. ff. „die Heilquellen Oberösterreichs."

und die Geschichte derselben, so wie der Stadt Teplitz genau würdigend. Ohne weitläufig zu sein, ist dieser Theil des Buches so gearbeitet, daß man nichts von einiger Wichtigkeit darin vermissen wird. Die Beschreibung der Stadt Teplitz und seiner Umgebungen ist ins Detail durchgeführt und sowohl der Arzt als der Kurgast, wenn sie das herrliche Teplitz kennen, werden mit Vergnügen freundliche Erinnerungen auffrischen, im Falle des Nichtkennens aber gewiß bei einem folgenden Besuche die Reize der Stadt und deren Umgebung mit doppeltem Genusse besehen. Es ward nichts von Interesse vergessen, selbst auf die merkwürdigen Gebäude der Stadt die nöthige Aufmerksamkeit gelenkt. Von den Umgebungen Teplitz sind die Schlackenburg, der **Mont de Ligne**, der Judenberg, die Lippnai, der Fasangarten bei Zwettnitz, die Bergschänke, der Schloßberg, Turn, Doppelburg, Kosten, Eichwald, Probstau, Graupen, Maria-Schein, die Geiersburg, Klostergrab, Osseg, Riesenburg, Dux, Bilin, Schwatz, Kostenblatt, Kremusch, der Mileschauer Berg und Kulm befriedigend beschrieben. Die Unterhaltungen in Teplitz selbst, die wohlthätigen Anstalten, von welchen das Militärbadehaus, das preußische Militärbadeinstitut, das Zivilbadehospital, das sächsische Militärinstitut, das Bürgerspital, fürstliche Spital, israelitische Spital und Armeninstitut geschichtlich und beschreibend durchgenommen sind, haben ihre genaue Würdigung gefunden.

Ganz eines tüchtigen Geognosten würdig sind die geognostischen Bemerkungen über die Umgebung von Teplitz. Mit Recht sagt der Verfasser, daß die Umgebung von Teplitz in Hinsicht der Mannigfaltigkeit von Gebilden als einer der merkwürdigsten und interessantesten Punkte von Böhmen anzusehen sei. Im Norden wird das Teplitzer Thal vom Erzgebirge begrenzt, das ungemein viel Porfyr in sich schließt, welcher bis in den Thalkessel von Teplitz hinabreicht, und die Umgebungen der Stadt selbst zusammensetzt. Südlich von Teplitz erhebt sich das basaltische Mittelgebirge, und das Thalbecken selbst läßt zwei Schichtengruppen wahrnehmen, zuoberst die Braunkohlengebilde, aus denen an einzelnen Stellen die Glieder der darunter liegenden Kreideformation gleich Inseln hervortauchen. Der Gneis, die die Hauptmasse des Erzgebirges zusammensetzende Felsart, bietet mancherlei Modifikationen, bald als grobfaseriges, dickschiefriges Gestein, in welchem gelber und grauer Feldspath und Quarz vorwalten, der Glimmer aber nur in einzelne Flecken zusammengehäuft ist, bald ist der Glimmerschiefer vorwaltend, oder es verschwindet an mehren Stellen die schiefrige Struktur fast ganz. Die vorfindigen Bestandtheile sind ohne Ordnung körnig verbunden. Übergang in Granit.

Die größte Ausdehnung in der Umgegend von Teplitz hat der rothe Porfyr. Er setzt den Spitalberg zusammen, den ihm gegenüber liegenden Schönauer Berg, den Hügel im Turner Park, den **Mont de Ligne**, den Judenberg und den kahlen dreikuppigen Köpfhügel; er tritt in drei verschiedenen Varietäten auf, als rother oder leberbrauner, auch röthlichgrauer Feldstein mit Feldspat und Quarz, Hornblende u. s. w. Die zweite Varietät ist aschgrau mit wenig Quarz und Feldpat. Der dritte blaßroth oder röthlichgrau mit Quarzkörnern. An manchen Punkten widersteht der Porfyr der Verwitterung hartnäckig; an anderen unterliegt er ihr sehr bald. Merkwürdig sind die dadurch hervorgebrachten Erscheinungen an den Abhängen des Schönauer-, des Spital- und des Juden-Berges. Es lösen sich nämlich längs der das Gestein zerspaltenden Klüfte mehr weniger dicke Schalen ab, welche einen festen kugeligen Kern einschließen. Je weiter die Verwitterung fortschreitet, desto mehr solcher Schalen bilden sich, so daß zuletzt die ganze Felsmasse von schiefrigen, sich netzartig verzweigenden Streifen durchsetzt erscheint, in deren Maschen noch frische abgerundete Kerne liegen. Bei höherem Grade der Verwitterung zerfällt das Ganze in groben eisenschüssigen Grus. Dies nur als einfache Probe im Auszuge, wie erschöpfend die Auseinandersetzung in geognostischer Beziehung ist, welche Dr. Reuß noch ausführlicher in einem eigenen Werke dargelegt hat*).

Die Entstehung der Mineralquellen von Teplitz gibt Reuß nach dem neuesten Standpunkte an und läßt hierauf die Geschichte der Bäder folgen, welche mit eben so viel Genauigkeit als umfassender Literaturkenntniß, mit kritischer Erläuterung der über Teplitz erschienenen Werke gegeben ist.

Die Topografie der Heilquellen in und um Teplitz, die Auseinandersetzung der fysikalischen und chemischen Verhältnisse sind weitläufig und nach den neuesten Analysen mitgetheilt. Wir wollen Bekanntes nicht wiederholen. Der Badeschwamm und Badestein sind theils nach älteren, theils nach neueren Analysen und größtentheils nach Ficinus gearbeitet. Die Aufführung der Wirkungen sind in streng praktischer Richtung im Allgemeinen und im Besondern durchgeführt. Sehr weitläufig ist der Artikel Gicht, chronischer Rheumatismus und Lähmungen durchgegangen. Mit Recht schließt Reuß Lähmungen nach Apoplexie und die auf organischen Fehlern im Gehirne, Rückenmarke u. s. w. beruhenden als Anzeigen für Teplitz aus.

Die übrigen Anzeigen bieten Bekanntes, die Gegenanzeigen sind streng gewürdigt, ebenso die Zufälle, welche die Badekur begleiten. Die Diätetik ist umfassend, sämmtliche Badeanstalten trefflich gewürdigt. —

Dr. Küttenbrugg wendet sich nach kurzer Aufzählung der chemischen Analyse sogleich zu den Wirkungen der Bäder, gibt in Kurzem eine Übersicht der Wirkungen derselben und die Abstufungen nach der Temperatur, als heißes, warmes oder laues Bad — der Artikel Gicht, nach dem neuesten Standpunkte pathologischer Forschungen gearbeitet, schließt mit der Indikation für die Gicht folgendermaßen: „Teplitz ist in der Gicht angezeigt, in so weit sie sich durch Haut und Nieren zu entscheiden vermag; mag es nun schon zu regelmäßigen Anfällen gekommen sein, oder mögen sich diese Versuche und Bestrebungen einer heilkräftigen Natur nur durch periodische Schweiße, wiederkehrende Harnsedimente ꝛc. zu erkennen gegeben haben. Insbesondere entspricht das Bad, wenn die genannten vorhandenen Ausscheidungen **nicht** genügen, und so bei darniederliegendem vitalen Reaktionsvermögen, die Formäußerung der anomalen atonischen Gicht gesetzt ist. Endlich wird auch Teplitz seine Anzeige finden, wenn man ohne direktem Fingerzeige der Naturthätigkeit negativ auf den Einfluß der genannten Aussonderungen zu schließen berechtigt ist; durch Abwesenheit der die Gicht so häufig komplizirenden und vorwaltenden Funktionsstörungen oder materiellen Veränderungen der Unterleibsorgane.“

Was in Hinsicht der regelmäßigen Gicht, sowohl der

*) „Geognost. Skizzen.“ Vergl. Jahrg. 1844. S. 81. 90. 103. 117.

akuten als chronischen, und in dieser mittelst Hervorrufung eines akuten Anfalles in die Entscheidung der Krankheit kräftig und naturgemäß einzugreifen, gesagt ist, so wie in Hinsicht larvirter zurückgetretener und metastatischer Gicht, den Folgekrankheiten der anomalen und atonischen, hat seit den ältesten Zeiten anerkannte Richtigkeit. Wichtig ist, was Küttenbrugg in Hinsicht der Gegenanzeige in der Gicht gegen Teplitz erwähnt, nämlich, wenn sie mit bedeutenden Digestionsbeschwerden, Neigung zu Stuhlverstopfung, Blähsucht, Magensäure ꝛc. oder mit organischer Veränderung der Unterleibseingeweide komplizirt ist, der Kranke an anhaltender Kongestation gegen Lunge und Hirn leidet oder hierzu dispontirt ist; ferner, wenn Erscheinungen organischer Zersetzung, Hydrops ꝛc., hohe Grade von Schwäche und Torpor vorhanden sind. Sie können hier nur nach dem Gebrauche von Karlsbad, Marienbad oder Kissingen ꝛc. angewendet werden. Als ein Unterstützungsmittel der Badekur in der Gicht erwähnt Küttenbrugg des Biliner Sauerbrunnens, eines der mächtigsten alkalischen Säuerlinge, dessen Gebrauch neben den Bädern von Teplitz von höchstem Werthe ist.

Der chronische Rheumatismus findet um so mehr seine Anzeige in Teplitz, da dessen Entscheidung nur durch Haut und Nieren statt finden kann, und nur Komplikationen mit organischem Herzleiden, bedeutende Verstimmung der Digestionsorgane, Komplikationen mit organischem Herzleiden, bedeutende Verstimmung der Digestionsorgane, Komplikation mit skorbutischer Säftedyskrasie u. s. w. können die Anwendung der Bäder beschränken.

In Hinsicht der Nervenkrankheiten geht Küttenbrugg den Gesichtsschmerz, Magenkrampf, Darmkrampf, Hüftaervenweh, Hysterie, Lungen- und Kehlkopfneurosen durch. Interessant sind zwei Fälle, in welchen das runde Magengeschwür die Kardialgie bedingte. In beiden Fällen leistete Teplitz nichts. Alle Neurosen, in so fern sie auf gichtischen, rheumatischen oder impetiginösen Leiden, und deren metastatischen Formäußerung beruhen, so wie als derivirend und krampfstillend leisten sie das Höchste. In Hinsicht der Lähmungen, sagt Küttenbrugg, der Erfolg durch Teplitz sei oft so überraschend günstig, daß der Berichterstatter bei der einfachsten Darstellung leicht den Verdacht von Übertreibung erregen kann. „Doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß auch hier der Wortlaut Lähmung maßlose Verwirrung, unterschiedlose Anwendung der Thermen und so oft bittere Täuschung lange gehegter Hoffnungen hervorbrachte.“ Küttenbrugg faßt die Lähmungen als für Teplitz angezeigt unter drei Gesichtspunkte: 1. Lähmungen, die als Symptome von Krankheiten der Zentraltheile des Nervensystems anzusehen sind. 2. Lähmungen, ohne materieller Leiden des Nervensystems und zwar zunächst die sogenannten immateriellen Lähmungen, welche oft nach Konvulsionen, schweren hysterischen Anfällen, Gemüthsaffekten u. s. w. entstehen, ferner jene, die von Verlust edler Säfte, schweren Wochenbetten ꝛc. abhängig sind; endlich örtliche Lähmungen einzelner Nerven und Nervenpartien, bedingt durch atmosfärische Einflüsse, Entzündung der Nervenscheiden, metastatische Formäußerung — Spinalirritation. 3. Lähmungen, die durch Störungen im Blutumlaufe des Unterleibes, durch organische Veränderungen der Eingeweide hervorgerufen oder mitbedingt sind; schließlich jene, welche durch Mangel an Übung Unthätigkeit eines Gliedes, Druck auf einzelne Nervenäste nach Beinbrüchen, Luxationen, großen Geschwülsten u. dgl. herbeigeführt werden.

Mit Recht sagt Küttenbrugg von den in Teplitz so häufig zur Behandlung kommenden Paralysen nach Zerebralhämorrhagien: „Nie sah ich die geringste Besserung, die billiger Weise dem Bade hätte zugeschrieben werden können; wohl kann aber Vermehrung der Kongestionen und Rezidive eintreten, die am gelindesten gesprochen, die Heilung verzögert.“

Nie sollte ein durch Apoplexie des Gehirns Gelähmter nach Teplitz gesendet werden, und dennoch will man, trotz aller Warnungen, von dem einmal herkömmlichen Schlendrian nicht abgehen. Hingegen finden rheumatische Paralysen wohl in Teplitz Heilung. Rascher wird die Paralyse der untern Extremitäten gehoben, als jene der obern. Die Prognose wird ungünstiger, die Badekur zieht sich in die Länge und muß wiederholt werden, wenn sich die Lähmung der obern Extremitäten auf die Brustmuskeln erstreckt, oder die Lähmung der Gesichtsmuskeln mit Paralyse der Sinnesorgane, Amourose, Taubheit, komplizirt ist. Im Allgemeinen ist die Paraplegie hartnäckiger als die Hemiplegie, insbesondere wenn Blase und Darmkanal mitleiden. Lange Dauer, schwache Konstitution, vorgerücktes Alter, hoher Intensitätsgrad machen bei allen Lähmungen die Prognose zweifelhaft. Paralysen nach Erschöpfung der Nerventhätigkeit, durch Verlust edler Säfte eignen sich nicht für Teplitz. Wohlthätig greifen sie hinwieder ein, wenn schwere Krankheiten, entkräftende häufige Wochenbetten, moralische Einflüsse die veranlassende Ursache der Lähmungen sind. Paralysen der Wöchnerinnen, wenn sie eben Folge der Schwäche oder durch Unterdrückung der gewohnten Hautausdünstung herbeigeführt sind, finden schnelle Besserung daselbst. Eben so die nach äußeren Verletzungen; — während, wenn Störungen der Zirkulation in den Unterleibsorganen und deren Folgen, die Ursachen oder Folgen der Paralysen sind, vor dem Gebrauche von Teplitz auflösende Mineralwässer angewendet werden müssen. Die intensivste Wirkung äußern die Thermen in der Heilung metastatischer Paralysen, deren Ursache im Verlaufe gestörte, unterdrückte, gichtische, impetiginöse, ulzeröse Prozesse, unterdrückte Fußschweiße, Leukorrhoe, Erkältung bei Merkurialkur u. s. w. sind. Sie erheischen aber fast alle ohne Ausnahme höhere Temperaturgrade und den Gebrauch der Douche, auch häufig eine längere Kurzeit, als die eben zur Mode gewordenen vier Wochen. Was Dr. Küttenbrugg in Betreff der Karies, Rhachitis und Knochentuberkulose sagt, ist werthvoll und anerkannt. Ebenso, was über **Tumor albus**, Koralgie und **Spondilarthrocace** gesagt ist. Überall muß jedoch der akute Entzündungsprozeß verlaufen sein, ehe die Anwendung der Teplitzer Thermen Ersprießliches leisten kann. In Beziehung der letzteren Krankheitsform (**Spondilarthrocace**) gibt Küttenbrugg werthvolle Beiträge, von denen wir einige anführen wollen, da über die Behandlung derselben durch die Teplitzer Thermen wenig oder gar nichts bekannt ist.

Erster Fall.

Ein vierzehnjähriger Knabe, der im Verdachte von Masturpration stand, verfiel nach einer heftigen Erkältung in fieberhaften Rheumatismus. Nach dem Verlaufe desselben klagte er über Steifigkeit im Kreuze, Mattigkeit ꝛc., welche im Verlaufe einiger Wochen rasch zunahmen. Bei der Untersuchung bot sich der Dornfortsatz des verletzten Brustwirbels als

in Hinsicht großer Vorsprung dar, die nächst über und unter ihm liegenden zwei bis drei Wirbel waren entsprechend mit dislozirt, so daß von rückwärts betrachtet die Wirbel dieser Gegend, statt wie ursprünglich nach Innen, eine leichte Konvexität nach Außen bildeten, in deren Mitte jener Vorsprung sich befand. Nach längerer Zeit der Behandlung kam der Kranke nach Teplitz und brauchte im Monate Mai und August jedesmal gegen 30 Bäder nebst der Anwendung der Douche. Alle konsekutiven Erscheinungen schwanden schon nach beiläufig 20 Bädern spurlos; durch fortgesetzte Anwendung der Bäder verlor sich die Verunstaltung fast ganz.

Zweiter Fall.

Eine Frau von 35 Jahren, mäßig starker Konstitution, litt häufig an Rheumatismus. Eines Morgens nach dem Erwachen fühlte sie eine harte Geschwulst in der Gegend des letzten Brustwirbels. Die ärztliche Untersuchung hatte diese als den vorspringenden Dornfortsatz jenes Wirbels sicher gestellt. Allmälig trat häufiges Taubwerden der untern Extremitäten hinzu; ein kurzer Gang machte die Kranke müde und hinfällig; sie mußte eine halbliegende Stellung einnehmen, sie wurde gedächtnißschwach und verzagt. Es wurden in Teplitz Bäder bis 31° R. und abwechselnd die Douche mit so günstigem Erfolge angewandt, daß nach 35 Tagen der Behandlung nur noch ein kleiner stumpfer Höcker fühlbar war, die Wirbelsäule über und unter demselben normal erschien, sämmtliche Folgeerscheinungen geschwunden und die Kranke kräftig und heiter war. Derselbe Erfolg trat bei einem

dritten Falle

ein, während bei zwei anderen Fällen, hervorgehend aus hochpotenzirter Skrofulose und mehrjähriger Dauer, die Teplitzer Bäder kein günstiges Resultat lieferten.

In Beziehung der Skrofulosis erwähnt Küttenbrugg, daß vorzüglich skrofulöse Individuen mit dem Gepräge des Torpors für Teplitz geeignet sind, und daß namentlich die klimatischen Verhältnisse nebst den Bädern äußerst günstig auf dieselben einwirken, während sie bei Individuen mit reizbarer Konstitution nur unter Modifikationen angezeigt, ja wir möchten sagen, fast immer gegenangezeigt sind.

Testikelverhärtung ohne vorhergegangener Gonorrhöe weicht in Teplitz schnell. Ebenso die auf Skrofulose basirte Verstimmung in den Schleimhäuten. Was in Beziehung der chronischen Hautausschläge gesagt ist, namentlich der Krätze, der **Herpes-Formen, lichen, tinea capitis, porrigo, eczema** u. s. w. ist erfahrungsgemäß sicher gestellt und bekannt. Eine der wichtigsten Rollen spielt Teplitz in unterdrückten, zurückgetretenen Hautausschlägen, indem sie entweder durch gesteigerte Aussonderungsthätigkeit ein, der unterdrückten pathischen Lebensäußerung der Haut entsprechendes Äquivalent setzen, oder indem sie die ursprüngliche Krankheit wieder hervorrufen. In Hinsicht der Geschwüre sind besonders atonische, skrofulöse, gichtische, herpetische und impetiginöse Gegenstand der Heilung. Sie erleidet die ohnedies bekannten Modifikationen. Chronische Metritis kann nur insofern für Teplitz geeignet sein, wenn sie durch atmosfärische Einflüsse, besonders durch Erkältung während der Menstruen oder Lochien, Metastasen, die bekannten Dyskrasien und im Verlaufe der letzteren durch mechanische Verletzung bedingt ist. Skirrhöse jedoch, Tuberkulöse u. s. w. Verbildungen des Uterus, so wie akute Entzündungen desselben müssen von Teplitz fern gehalten werden. Den günstigsten Einfluß äußern die Teplitzer Bäder, wenn die chronische Metritis, metastatisch bald nach der Geburt entstanden, in jugendlichen Individuen auftritt. Die Leukorrhoe, sobald sie von Texturveränderung in den Geweben der Vaginalhäute abhängt, trotzt hartnäckig ihrem Erfolge; wo sie jedoch auf chronischer Entzündung des Uterus beruht, oder metastatischen Ursprungs ist, wirken sie günstig. Sie sind temporär oder absolut gegenangezeigt, wenn die Leukorrhoe Folge allgemeiner Atonie, Blutentmischung ist, oder mit Unterleibsleiden in Verbindung steht. Die Dismenorrhoe, insofern sie von chronischer Metritis abhängig, oder in gehinderter Entwicklung begründet ist, bei vorwaltend torpider Konstitution, anomalem Nerveneinfluß auf die Sexualsfäre, wenn die Unterdrückung der Katamenien durch Erkältung oder metastatische Einwirkung herbeigeführt war, sind die Teplitzer Bäder stets hilfreich. Die eigenthümlichen Wirkungen der Teplitzer Bäder im Merkurialismus, der Syfilis und Gonorrhoe sind bekannt; in Hinsicht der Steinbeschwerden haben die Teplitzer Bäder keine spezifische Wirkung. Bei Unterleibskrankheiten und Hämorrhoiden sind sie bloße Beihilfsmittel.

Die Leistungen in den Folgen äußerer Verletzungen sind allgemein bekannt; in Hinsicht der Augenkrankheiten führen wir einen Fall an von diffuser Trübung der Linsenkapsel, die bereits so intensiv geworden war, daß handgroße Gegenstände nur mit Mühe erkannt wurden und die mit heftig stechenden und reißenden Schmerzen in der entsprechenden Kopfhälfte verbunden war. Sie bildete sich durch den Gebrauch der Bäder nach örtlicher Blutentziehung fast gänzlich zurück. Einen wesentlichen Dienst leisten die Teplitzer Thermen, wenn sie unter Vorausschickung und Fortgebrauch auflösender Quellen bei abgeschlossenem oder weit fortgeschrittenem glaukomatösem Prozesse *Eines* Auges angewendet werden. Nebst Linderung der Schmerzen wirken sie höchst wohlthätig auf die Konstitution und tragen wesentlich zur Erhaltung des anderen Auges bei. In Beziehung der Gehörkrankheiten erfahren wir nichts Neues. Ebenso in Hinsicht der Kontraindikationen.

In einem Anhange über das Verhalten der Teplitzer Thermen in organischen Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße, legt Dr. Küttenbrugg seine Erfahrungen hierüber nieder, dahin, daß dieselben unter gegebenen Verhältnissen in einigen organischen Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße gut vertragen werden und führt in dieser Beziehung einige interessante Fälle an, durch welche er darauf aufmerksam gemacht wurde. Die Kranken brauchten die Teplitzer Bäder größtentheils mit Wohlbehagen, der Möglichkeit rascher zu gehen, freier zu athmen u. s. w. Der Urin wurde sedimentös, bei Mehreren trat Schweiß ein, und die Pulsfrequenz wurde vermindert. — Aus den mitgetheilten Beobachtungen geht jedoch keineswegs hervor, welche Arten von organischen Leiden des Herzens und der großen Gefäße die Teplitzer Bäder vertragen, und wir gestehen offen und frei, daß wir uns trotz einiger nicht ungünstiger Beobachtungen keineswegs für aufgefordert halten, Versuche in Herzkrankheiten mit den Teplitzer Bädern zu machen.

Schließlich wünschen wir einem jeden Mineralbade einen so umsichtigen und erfahrenen Monografen, dessen Leistungen um so interessanter sind, da sie nach dem neuesten Standpunkte der Medizin gehalten und durchgeführt sind. Möge der Verfasser rüstig auf dem einmal betretenen Wege fortschreiten, der Erfolg kann nur lohnend sein.

3.) Die 1839 zum ersten Male erschienene, nun in zweiter fast unveränderter Auflage vorliegende Schrift bietet in bündiger Kürze sowohl dem Chemiker als dem Arzte Alles, was über das *Saidschitzer*-Bitterwasser zu wissen Noth thut. Auch

selbst dem gebildeten Laien dürfte diese Schrift um so mehr zugängig sein, da sie einfach, und so viel wie möglich von medizinischen Terminis frei niedergeschrieben ist. Hätten wir einen Wunsch auszusprechen, so wäre es der, daß mehr Beschränkung der gehäuften Indikationen und strengeres Individualisiren der einzelnen Krankheiten zu Grunde gelegt worden wäre, indem durch das allgemeine Hinstellen der Anwendungsweise in einzelnen Krankheiten der minder Erfahrene leicht allzuviel und zu oft Genesung durch das Bitterwasser erwartet, daher leicht getäuscht wird, und den Glauben an die Wirksamkeit desselben verliert, oder aber dasselbe ganz unzweckmäßig anwendet und dem Kranken absolut schadet. Auch hätten wir gewünscht, daß sowohl bei der Auseinandersetzung der Wirkungsweise des Wassers als auch bei der Anführung der Gebrauchsart desselben, der methodische Gebrauch und die Wirkungsweise desselben genau hervorgehoben worden wären, damit die Idee im Publikum zu tilgen versucht würde, es sei ein bloßes gleichgiltiges Larans, dessen man sich wann immer bedienen könne; oder eine andere jetzt besonders gang und gäbe werdende, daß das Saidschützer Bitterwasser eigentlich mehr eine seröse Sekretion im Darmkanale hervorrufe, mithin absolut schwächend auf den Darmkanal wirke. Wir ersuchen den Verfasser bei einer etwaigen dritten Auflage seiner Schrift darauf mehr Rücksicht zu nehmen und die Indikationen so wie die Gebrauchsart gehörig zu beschränken.

Bemerkungen über die von dem k. k. österr. General-Quartiermeisterstabe herausgegebenen General- und Spezialkarten der österr. Provinzen.

Von Anton **Steinhauser.** *)

III. Artikel.

c) Zweckmäßigkeit.

Von dieser Eigenschaft der Anordnung und Ausführung einer topografischen Karte kann nur im Allgemeinen die Rede sein, weil eine solche Karte wohl viele spezielle Anforderungen erfüllen kann und soll, aber nicht allen in den unendlich divergirenden Richtungen genügen kann. Es ist nicht möglich, wie schon in der Einleitung erwähnt wurde, daß eine und dieselbe Karte zugleich die Resultate historischer, geologischer, fysikalischer, ethnografischer und anderer Forschungen enthalten könnte, ohne daß die heterogene Anhäufung von so vielerlei Linien, Grenzen, Zeichen, Farben und Zahlen gegenseitige Störung hervorbrächte, Undeutlichkeit statt Klarheit, Schwierigkeit im Gebrauche statt Leichtigkeit entstünde, und somit gerade denjenigen Individuen schlecht gedient wäre, welchen man zu dienen sich so viele Mühe gegeben, und zwar eben darum, weil man allen dienen wollte. Für die Spezialkarten soll daher nur Gemeinnütziges, vorzugsweise die Landeskunde und das geografische und historische Studium Förderndes gewählt, und dabei von überall gleichförmig angewendeten Grundsätzen ausgegangen werden. Wird das Publikum bei der Herausgabe über diese unterrichtet, so fahren beide Theile um so besser; der eine, weil er weiß, was er zu erwarten hat, der andere, weil ihm jener, für dessen Wünsche nicht gesorgt worden, wegen der Nichtberücksichtigung seines speziellen Faches, keinen Vorwurf machen kann. Was nun in die Generalstabs-Karten als allgemein wissenswerth und interessant aufgenommen werden, und wie weit die große Schwierigkeit, eine zweckmäßige Auswahl der Gegenstände aus den Aufnahmsmappen mit Berücksichtigung ihrer allgemeinen und Lokalwichtigkeit für die reduzirte Karte zu treffen, überwunden wurde, davon kommen in den früheren Bemerkungen über die Vollständigkeit vielfache Bemerkungen und Belege vor, deren dort schon ausgesprochenes Resultat mich einer Wiederholung überhebt; eben so sind auch die vorgekommenen Zeichen aller Karten nach Anzahl, Gestalt, Kombinationsfähigkeit u. s. w. im Vorhergehenden bereits besprochen worden. Die Einfachheit, Gleichförmigkeit und Natürlichkeit dieser Zeichen fördert wesentlich das Verständniß der Karten, ohne das frühere Studium eines Kommentars abzunöthigen, eben so wie die Wahl einfacher Charaktere die schnelle Lesbarkeit einer Aufschrift begünstigen. Ich brauche nur an den Gegensatz der römischen Lapidar- und der gothischen Schrift zu erinnern, um die Wirkungen verschiedener Zeichen derselben Gegenstände anschaulich zu machen. Ich gehe nun auf die Abkürzungen über. Auf den Generalstabs-Karten erscheinen nur die allgemeinsten, als da sind: B. für Bach und Berg, K. für Kogel, Sp. für Spitz, J. für Joch, Gm. für Gemeinde, Z. O. für Ziegelofen, W. H. für Wirthshaus, S. für Sankt ꝛc.; oder auf den Karten der italienischen Provinzen: **M.** für **Monte**, **P°.** für **Pizzo**, **C^a.** für **Cima** und **Casa**, **R.** für **Riso**, **F.** für **Fiume**, **B°.** für **Bosco** ꝛc. Ihre Bedeutung ist als hinlänglich bekannt vorausgesetzt, weswegen Erläuterungen darüber in den Zeichenerklärungen nicht vorkommen. Abkürzungen in den Endsylben der Eigennamen sind nirgends anzutreffen, auch nicht an jenen mit Schrift erfüllten Stellen, wo sie zuerst zu vermuthen und zu entschuldigen gewesen wären. Noch weniger erscheinen solche vollkommene Abkürzungen mit Anfangsbuchstaben oder Ziffern, wie sie bekanntlich auf den Karten im Stieler'schen Hand-Atlasse, zur größeren Reichhaltigkeit bei kleinem Maßstabe, sehr häufig angewendet worden sind. Ihre bedingte stellenweise Nothwendigkeit vermindert sich mit der Größe des Maßstabes, und es ist immer als ein Gewinn anzusehen, wenn sie vermieden werden können, da sie den Gebrauch einer Karte, während sie ihn erweitern, meistens in gleichem Grade unbequem machen. Nur die Beifügung eines Repertoriums würde ihre Anwendung mit einigem Nutzen gestattet haben.

Ein großer Gewinn an Werth wäre den Gen. Stabs-Karten dadurch zugegangen, wenn die Höhen über der Meeresfläche, sowohl der Berggipfel, als der Seen und bewohnten Orte in Fußen, dann die Einwohnerzahl der Ortschaften bis zu einer gewissen Größe abwärts in runden Zahlen, bei den großen Städten nach Tausenden, bei den kleineren nach Hunderten u. s. f. den Namen derselben beigefügt worden wären, oder wenn im Falle der (kaum erweislichen) Unthunlichkeit, durch die Verwendung verschiedener Gattungen, Größen und Lagen der Schrift bei den Eigennamen der Berggipfel und der Wohnorte gewisse festgesetzte Klassen repräsentirt worden wären, so daß mittelst der Schrift die beiläufige Höhe eines Berges, die beiläufige Bevölkerung eines Ortes geschätzt werden könnte.

*) S. Jahrgang 1844 dieser Blätter, die Nr. 5. 6. 7. des Literaturbl. I. Quart., dann IV. Quart. Nr. 57—60. 62.

Die erstere Manier ist sicher die vorzüglichere, weil sie genauer und sogar weniger mühsam ist, da sie aus den Katastral-Vermessungs-Protokollen und den Speziallisten der Militär-Konskription unmittelbar ihre Zahlen entnimmt und adaptirt, während bei der zweiten Manier erst eine Übersetzung in das Zeichen der Klasse, und bei dem Gebrauche vom Zeichen in die Klasse statt finden muß. Die Beifügung der Höhenangaben in loco würde die großen Lücken erkennen gelehrt haben, deren Ausfüllung dem wissenschaftlichen Eifer des Patrioten noch ein großes Feld des Wirkens darbietet. Namentlich sind es die Thäler und Straßenzüge im Hochgebirge, welche nur sehr spärlich mit solchen Angaben ausgestattet sind, und worüber wir auch andererseits nur wenig verläßliche Bestimmungen besitzen. Die relative Höhe der Berge zu ihrem Fuß ist noch in der Mehrzahl eine unbekannte Größe.

Um meine Überzeugung von der Nützlichkeit der erwähnten Angaben auf den Kartenblättern selbst nicht als einzelne Meinung hinzustellen, so erlaube ich mir einige Stellen aus einem Aufsatze über das Kartenwesen in der österr. milit. Zeitschrift, Jahrg. 1833, III. Bd. p. 48 et seq. anzuführen, welchem ich um so mehr Gewicht beilege, da sie von einem Offiziere herrühren, und zwar vom General-Quartiermeisterstabe selbst, und Karten, insbesondere Spezialkarten, ohne Gefahr eines Fehlschlusses zum vorzugsweisen Gebrauche für Militärs bestimmt, angenommen werden können. Der Verf. (der sich Ob. Lieut. Heller vom G. Q. St. unterzeichnete) beklagt sich über den Mangel der Angaben von Seehöhen der wichtigsten Punkte sowohl im Flachlande, als durch alle Abstufungen bis zu den Gipfeln hinauf, insbesondere bei den Übersetzungen der Gebirge durch Straßen, auf den Karten überhaupt und fährt dann fort:

„Wir möchten somit jede milit. Karte für unvollkommen ansehen, welche nicht allenthalben, wo die Straßen über die Gebirge führen, die höchsten Punkte derselben über dem Meere und eben so auch die Seehöhe der bedeutenderen Städte und Ortschaften angibt. Und die Zahl sollte nicht in eigenen Tabellen am Rande der Karte, wie dies öfter der Fall ist, sondern gleich an Ort und Stelle eingetragen sein. Das Auge und selber der Sinn faßt hiedurch das Bild des Ganzen weit schneller und besser auf. Am Rande würde in eine kleine Anmerkung blos gesetzt, nach welchen Höhenmessungen man sich gehalten habe. Ein zweites wesentliches Erforderniß für die Bequemlichkeit der zum Militärgebrauche bestehenden Generalkarten ist die Angabe der Einwohnerzahl aller Städte und größeren Ortschaften." — —

(Fortsetzung folgt.)

Marien-Literatur.

(Schluß.)

2. Mariade. Das Leben der sel. Jungfrau geht als historischer Faden durch den Liederzyklus — und ringsum schießen Lebensfragen und Antworten von der größten Bedeutung — wie durchsichtige krystallinische Gebilde an. Das Buch hat eine Fülle von herrlichen Gedanken, von meisterhaften Schilderungen. Die Sprache ist fast durchgängig in edlen Formen sich bewegend; desto mehr fallen geschmacklose Worte und unzuläßige Apostrofe auf, welche, wenn man sie einmal auf den ersten Bogen einbürgern ließ, dann natürlich öfter wiederkehren, und bei jeder Wiederkehr unangenehmer werden. Daß die Einheit der Herameterform bei einem so großen Volumen mit solcher Starrheit festgehalten wurde, ist ermüdend. Viele Stellen würden in dem ruhigen, würdevollen Gang gereimter Jamben sehr gewonnen haben. Dies der Tadel, der sich ehrlicher Weise nicht verschweigen läßt.

Wir wollen von den schönen Stellen, deren das Buch eine Fülle hat, nur ein paar herausheben. Sinnig und zart ist die Schilderung des angebornen Schutzes der kindlichen Unschuld:

Vierter Gesang.

Still und sanft begleitet uns durch die Jahre der Unschuld
Diese göttliche Kraft, schützt hinter der Zartheit des Körpers
Den geregelten Gang, das schöne Erblühen der Seele,
Zeigt die hohe Macht der überirdischen Fülle
Selbst im vergänglichen Bild des heil'gen Gefäßes der Seele
Und vertheidiget uns, vom Herzen Wellen des Blutes
Schleudernd gegen den Feind, und flüsternd der Schüchternheit Stärke,
Muth und Heldensinn bis zum Tod, mit dem fürstlichen Purpur
Jener holden Scham, die auch Barbaren entwaffnet!

Von seltener Tiefe ist die Vision der heil. Jungfrau im zehnten Gesange, das Lebenbuch wird ihr aufgeschlagen, sie sieht der Kirche Leiden und Freuden in jedem Jahrhundert. Wir nehmen das Bild aus dem zehnten Säkulum, wo die weltliche Macht — dem Reichthum die Kirchenwürden verkauft, und der echte kirchliche Sinn, die frevelhafte Üppigkeit der berufslosen Hirten fliehend, sich in die Waldnacht der Klosterzellen zurückzieht, um dort durch Gebet und das Beispiel freiwilliger Entsagung und Armuth der verlassenen Christenheerde zu dienen.

In der Mitte glänzt das Licht des großen Altares,
Aber es dreht sich um ihn ein Reigen von Wechselgestalten,
Welche nur gar zu oft die weitesten Schatten hinwerfen.
Sind es Männer, sind es Frauen: wer blickt durch den Mantel,
Der sie fürstlich schmückt? Sie bieten Stäbe den Hirten
Mitren zum Verkauf, und verschütten die heiligen Kelche.
Dampf steigt auf, und Finsterniß würde jetzt Alles umhüllen,
Blitzt' nicht ein Strahlenlicht aus den Fenstern umwaldeter Zellen
v. s. w.

Für gewöhnliche Leser wären Anmerkungen sehr zu wünschen gewesen, um so mehr, da diese nicht so ausgedehnt sein dürften, weil es sich hie und da nur um einige Worte handelt, um den verborgenen Sinn auch Nichtgelehrten aufzuschließen. Jedenfalls verdient das Werk die Beachtung christlicher Leser. Wenn wir es nur angedeutet und oberflächlich besprochen haben, so kann dies nur dem beengenden Raumverhältnisse zugeschrieben werden.

3. Marienlieder. Diese Lieder sind das Sinnigste, Schönste und Zarteste, was uns die neuere Zeit in diesem Genre gebracht hat. Man wird fast bei jedem dieser blüthenduftigen Gesänge an die frommen Sänger der Vorzeit unseres deutschen Vaterlandes erinnert, von deren sinniger Kunst man wohl sagen kann, sie habe auf lange Zeit in Deutschland geschlafen. Manche Lieder können, was die Innigkeit des Ausdruckes anbelangt, den Liebeslauten der Trutznachtigall unsers guten Vaters Spee an die Seite gestellt werden. Es sind Gesänge, in denen Melodien schlummern; man kann sie nicht lesen, ohne den mächtigen Reiz in sich zu fühlen, sie auch zu singen. Wir wollen nur einige Strofen anführen.

Das Lied unter dem Titel Marienblume beginnt:

Es blüht der Blumen eine
Auf ewig grüner Au,
Wie diese blühet keine,
So weit der Himmel blau;
Wenn ein Betrübter weinet,
Getröstet ist sein Schmerz,
Wenn ihm die Blume scheinet
In's leidenvolle Herz.

Und wer vom Feind verwundet
Zum Tode niedersinkt,
Von ihrem Duft gesundet,
Wenn er ihn gläubig trinkt.
Die Blume, die ich meine,
Sie ist euch wohl bekannt,
Die Fleckenlose, Reine,
Maria wird genannt: u. s. w.

Aus dem Liede: „Der Waldbruder:"

Am Abend und am Morgen
Begrüß' ich dich, mein Bild,
Vertraue meine Sorgen
Der Mutter süß und mild.

Dort an der heil'gen Stelle,
Wo manche Blume sprießt,
Und kühl und silberhelle
Das Brünnlein ruhig fließt;

Und wo die Rehe grasen
So friedlich rings im Kreis,
Und durch den grünen Rasen
Das Bächlein rinnt so leis.

Dort bet' ich ganz verborgen,
Von Gott allein gehört,
Am Abend und am Morgen
Mein Ave ungestört.

Dich Jungfrau auserkoren,
Dich preis ich dort allein
Und lade zu den Horen
Die Kreaturen ein.

Und rings die Vögel singen
Mit mir im vollen Chor,
Und aus den Blumen dringen
Die Düfte süß empor u. s. w.

Ungewöhnlich schön sind die Randzeichnungen und die für den Text eigens gezeichneten Holzschnitte in Vignettenform am Ende eines jeden Liedes.

4. La Vierge. Ein Prachtwerk mit Holzschnitten und Stahlstichen; bisher erschienen zehn Lieferungen. Im Ganzen werden 15 Stahlstiche, gr. Oktav, und 150 Holzschnittvignetten beigegeben. Als Quellen der Geschichte wurden außer der heil. Schrift und den heil. Vätern auch die orientalischen Traditionen und die Geschichte der Hebräer benützt. Jedenfalls ist das Werk, schon was die prachtvolle Ausstattung anbelangt, das Schönste, was uns über die Geschichte der heil. Jungfrau vorgekommen. Im Texte ist der Gegenstand gewandt und umfassend dargestellt.

Wiener dramaturgische Berichte.

Übersicht des Monats Februar

(Schluß.)

Von Andreas **Schumacher**.

Das k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor hat uns diesen Monat eine neue Oper von Donizetti, Kammerkapellmeister und Hofkomponisteur Sr. k. k. apost. Majestät, vorgeführt „Dom Sebastian." Der Erfolg dieser Oper war in Wien ein größerer, als irgendwo; ja, das Publikum sprach sich mit einer Art von Enthusiasmus für dieselbe aus. Gewiß hat die Anwesenheit und Stellung des Komponisten in Wien zu diesem Erfolge beigetragen, gewiß hat die Vorliebe der höheren Stände für italienische Musik, die sich seit Jahrhunderten in Wien ausspricht, und gleichsam vom Vater auf den Sohn vererbt, an diesem Lorbeer ihren Antheil, gewiß hat die Anwesenheit so vieler Kompatrioten des Tondichters in einer deutschen Hauptstadt und in der Umgebung einer fremden Nationalität, den Reiz dieses Werkes mächtig erhöht. Der glänzende Erfolg des „Dom Sebastian" muß aber in jeder Beziehung als eine außerordentliche Erscheinung auffallen. Ein Libretto, dessen Handlung nicht immer gleich anziehend, dessen Ernst und heroische Haltung dem genußdürstenden Geiste des Jahrhunderts in keinem Falle entgegeneilt — eine Handlung, die sich durch fünf Aufzüge und stark aufgetragenen Balletaufwand langwierig hinzieht, der Zwischenakte nicht zu gedenken, welche die nöthigen szenischen Vorbereitungen und Umkleidungen zu einer gewaltig langen Dauer ausdehnen, stellen den oben bezeichneten günstigen Umständen gegenüber das Gleichgewicht so ziemlich wieder her, und weisen den Komponisten wieder auf sich selber an. Es scheint daher doch etwas voreilig, diesem jedes Verdienst absprechen zu wollen.

Man hat so oft geglaubt, der Sache der deutschen Kunst zu dienen, wenn man die italienische Oper geradezu verwarf, daß man jetzt wohl daran erinnern darf, wie die Kunst mehr und mehr ein Gemeingut der Welt wird, und ihre Werke eben so mit und neben einander bestehen, wie die Völker selbst sich zu einem gemeinsamen weltgeschichtlichen Fortschritte die Hand reichen. Nichts kann gerechter sein, als der Wunsch, daß die deutsche Oper ihren Weg, den nationalen, mit Ernst und Eifer verfolge, denn dieser Wunsch ist durch die Anhänglichkeit an's Vaterland eben so sehr bedingt, als durch den Werth individueller Kunstrichtungen schon vom ästhetischen Standpunkte aus erklärt. Wo aber beide Kunstzweige neben einander bestehen, und in der Entfaltung ihrer eigenthümlichen Vorzüge wetteifern, da sollte wohl auch jede nur von ihrem Standpunkte aus beurtheilt werden. Die deutsche Kunst bedarf nicht sowohl der Unterdrückung fremder Nationalitäten, als eines geweckteren Sinnes ihrer Landsleute. Nie hab' ich fremde Künstler um ihre Leistungen, wohl aber um ihre Landsleute beneidet.

Beurtheilt man den „Dom Sebastian" von dem Standpunkte italienischer Musik, so wird man sogleich gewahren, daß dieses Werk in Styl und Richtung aus der Masse flüchtiger Arbeiten rühmlich hervortritt, mit denen Italien die Bühnen Europa's bestürmt und — erobert. Es fällt uns sogleich eine hohe Beredsamkeit der Leidenschaft auf, welche hier in einer nicht gemeinen Bedeutung, nämlich als der höchste, überall im Auge gehaltene Zweck des Komponisten gehandhabt wurde. Hier ist nirgends eine zufällige Melodie einem zufälligen Texte angepaßt — wer könnte in der ganzen Oper auch nur Eine Stelle aufweisen, welche sinnwidrig komponirt, deren Ausdruck und Charakter zweifelhaft wäre? — Die Rezitative, die Soloparte und die Chöre zeichnen sich durch eine rühmliche Bestimmtheit des Charakters aus, und weisen auf den festen Entschluß des Maestro hin, nicht so sehr mit schönen Melodien die Sinne bestechen, als vorzüglich dem Geiste der Handlung treu bleiben und die Tiefen der Empfindung aufschließen zu wollen. Ja, der Komponist hat den tragischen Ernst mit einer Strenge festgehalten, die wir eben in der italienischen Oper am wenigsten erwarten und die Melodie, keineswegs unbedingt als seinen Leitstern angesehen — sondern diese einerseits gewählt, und nur dann aufgenommen, wenn sie ihm zu dem Geiste und Tone des Ganzen zu passen, und der sonstigen Haltung des Charakters zu entsprechen schien, anderseits ihre Macht überhaupt beschränkt, indem er nicht der Entfaltung ihrer Reize den ersten Rang und meisten Raum einräumte, sondern seine ganze Kraft der imposanten Wirkung dramatischer

Gegensätze, der Behandlung der Massen, der Steigerung der Affekte — überhaupt also der Malerei und Beredsamkeit der Leidenschaften zuwandte.

Die großen Ensembles sind daher alle von hoher Kraft. Die Chöre, gleichsam die Luft in der dramatischen Landschaft, sind durchwegs sehr ausdrucksvoll. Die Oper wird in dieser Beziehung immer mehr gewürdigt werden, je öfter sie gehört werden wird. — Das erste Finale, die Begräbnißfeier im 3. Akte, die Gerichtsszene des 4. Aufzugs bestättigen diese Ansicht mit ihrer ergreifenden, nur aus einem richtigen Fortschreiten des Ausdruckes erklärlichen Wirkung. — Die Instrumentirung ist weder überladen noch bedeutungslos, und schmiegt sich dem Geiste des Werkes, wenn auch nicht im deutschen Sinne, doch mit Innigkeit an.

So fußt der Eindruck des ganzen Werkes nicht auf seinen melodischen Schönheiten, sondern seiner charakteristischen Rhetorik.

Wenn wir Deutsche von Charakteristik in der deutschen Musik sprechen, — so begreifen wir darunter mehr als die in dem Menschen redende und singende Leidenschaft, mehr als den Charakter einer in Massen repräsentirten Empfindung. Es ist uns nicht genügend, daß der Liebende glühend in die Betheuerungen der Schönheit und Anbetungswürdigkeit des geliebten Weibes, in die heiligen Gelübde seiner Treue ausbricht, wir verlangen überdies, daß dieser Erguß der Empfindung nicht einer ganzen Nation oder Standeskathegorie, sondern diesen beiden einzelnen Menschen ganz allein zukomme. — Es ist uns daher nichts gleichgiltig, was auf das menschliche Gemüth Einfluß nimmt; ja, unserem Geschmacke nach ist die Leidenschaft als solche ein Gemeinplatz, den weder der echte Dichter noch der echte Komponist in Deutschland für einen künstlerischen Vorwurf achtet. Die deutsche Charakteristik fängt dort noch nicht einmal an, wo die italienische schon aufhört. Dies macht die italienische Musik zu einer äußerst faßlichen, den Unterschied zwischen Haß und Liebe, Furcht und Freude, Schrecken und Entzücken, verstehen alle Menschen, — den Unterschied in dem Liede einer Mignon und einer Grete — eines Klärchens und einer Bätely — warum die eine so, und die andere anders singt, warum dieselbe Leidenschaft bei jeder einen andern Charakter hat, das zu erklären kann nicht die Sache eines Jeden sein, nur Feingebildete fühlen den Unterschied, und Genußsüchtige ermüdet die Subtilität solcher Unterscheidungen. Italienische Musik klingt mit italienischer Ansicht über die Kunst des Alterthums, mit dem Alles symbolisirenden, somit Alles auf gemeinschaftliche Kennzeichen zurückführenden Romantizismus des christlichen Südens zusammen, — deutsche Kunst mit der streng individualisirenden Romantik nordisch-christlicher Weltanschauung, welche auch nicht zwei einander vollkommen ähnliche, d. h. gleiche Wesen anerkennt. Deutsche Kunst strebt auf das poetische Verständniß des Wirklichen, italienische auf die Auflösung des Wirklichen in einem gemeinsamen Begriffe, die eine auf den Charakter, die Gestaltung, die andere auf das Subjektive der Empfindung hin. Traurig, daß die neueste Kunstschule der deutschen Musiker noch mehr will, als das Individuelle — daß sie noch mehr will, als das Individuelle in und sammt seiner Umgebung — traurig, daß ihr die menschliche Empfindung der Tropfen, und die Malerei der Attribute der Eimer sind — blos daher kommt es, daß sie ihr Volk nicht allgemein zu sich erhebt, wie Künstler es zu sich erheben sollten, sondern es gleichgiltig läßt, — und — es ist beim Himmel vorgekommen — zum Theile sogar abstoßt!

Blos daher rührt es, daß die Deutschen jenen vortrefflichen Verein herrlicher Stimmen und Gesangskräfte nicht haben, wie er auf dem k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthor besteht — sondern die Italiener, die Franzosen, die ihn besser benützen, glücklicher ausbeuten, erfolgreicher für ihn schreiben. — Freilich trösten sich deutsche Künstler über solch ein Unglück; — sie schreiben dafür wieder einmal ein Finale mit 80 Takten unaufgelöster Dissonanzen hin, und trösten sich mit dem Bewußtsein ihrer Leistung.

Der schöne Mittelweg der echten Empfindung, welcher das Charaktervolle mit dem Gefühlvollen vereinigt, kann freilich nicht auf die Dauer aus der deutschen Oper schwinden — die Triumfe italienischer Leichtfüßigkeit mahnen den deutschen Künstler ja hinlänglich, sich nicht allzuschwer zu panzern, und Wien wird wohl in nicht zu ferner Zeit zum zweiten Male durch seine großen Talente als Vermittlerin auftreten.

Auch Paris hat ja in dieser letzten Periode der Musik sein Vermittleramt auszuüben begonnen, und so wie es seine komische Oper zur unbedingten Herrschaft in Europa erhoben, so auch seine ernste Oper auf die von melodischer Süße triefenden Bäume im Garten italienischer Musik hinüberimpfen wollen. — Und der großen Oper zu Paris ist es gelungen — Rossini — und Donizetti für Charakteristik zu begeistern. — Was Rossini's überströmend reiche und edle Natur im Tell geleistet — in dem geradezu ein künstlerisches Wunder vollbracht und eine Menschennatur aus sich selber herausgetreten ist — wie eben der Apfelschuß vielleicht zur schönsten dramatischen Szene geworden, welche die Oper neuer Zeit aufzuweisen hat, ist eine schon oft gewürdigte Thatsache.

Wir sind nun bei Donizetti neuerdings in der Lage, diese Vermittlung Frankreichs in seiner neuesten Oper anzuerkennen. Donizetti ist dabei von ganz anderen Grundsätzen geleitet worden, als Rossini; zu seiner Ehre muß es erwähnt werden, daß er seine Nationalität, ungeachtet des Bestrebens, dramatisch zu schreiben, weit weniger verläugnete. — er glaubte genug zu thun, wenn er dramatische Musik im Sinne des rhetorischen Effektes, im Geiste rednerischer Steigerung und Boziferation angriff, in die Fußstapfen seiner älteren Landsleute wie Zingarelli ꝛc. tretend. Das eigentlich Charakteristische, wie es zum Beispiele in der Schilderung einander gegenüber gestellter Nationalitäten sich ausspricht, tritt nur selten so weit hervor, daß es an die kühne Bizarrerie Meyerbeer'scher oder Berlioz'scher Romantik anstreift. — Dies geschieht blos in den Chören der Mouren — die — leider so vereinzelt und szenisch unwirksam schon vom Dichter aus hingestellt sind, daß sie als isolirte Musiknummern mehr, denn als Theile eines Ganzen dastehen, weswegen sie auch weniger verstanden, oder wenn man lieber will, dem Geschmacke entsprechend gefunden wurden. Sie erregten durch ihr Abweichen von den gewöhnlichen Formen Donizetti'scher Musik wohl Erstaunen — haben aber weder eine musikalische noch dramatische Wirkung hervorgebracht. Viele klagten über die Unverständlichkeit dieser Musik. — (Was sagen denn solche geschätzte Kunstfreunde von manchen Spohr'schen Chören und melodramatischen Stellen?) — Die Haltung der Profezeiung Camoens im 1. Akte, die Todtenfeier des 3. Aktes, und die unglaublich kräftige und wirkungsreiche Entwicklung der Gesangs- und Instrumentalmassen im 4. Akte tragen das Gepräge dieses neuen Aufschwunges. — Rechnet man dazu den Beginn des 3. Aktes, wo der Dichter Camoens arm und verwundet aus dem Feldzuge nach Afrika zurückkehrend — betteln geht und auf den König stößt — der in Lissabon todt geglaubt wird, — eine kurze Stelle im Duett des 2. Aktes, nachdem der König ins Leben zurückgekehrt ist, — rechnet man dazu noch die Barkarole des 5. Aktes, so sind die melodischen und rhetorischen Schönheiten dieser Oper in ihrer Gesammtheit dargelegt; — woraus erhellen dürfte, daß sich nicht alle Nummern derselben als gleich wirksam erwiesen haben. — Insbesondere dürfte der 5. Akt die Theilnahme für das Ganze sehr vermindern, die sich beim Schlusse des 4. Aktes so glücklich gesteigert hat. — Das Motiv des Duettes ist mehr tändelnd als gefühlvoll. Auch die szenische Behandlung des Schlusses trägt zur Minderung des günstigen Totaleindruckes wesentlich bei. Der Schuß fällt, und zwei Popanze stürzen von der Festung herab, — ein großer Theil des Publikums weiß nicht, was geschehe, und diejenigen, die es wissen, können mit der Art nicht einverstanden sein, wie es geschieht.

Das k. k. priv. Theater an der Wien hat eine neue Posse von Joh. Nestroy: „Das Gewürzkrämerkleeblatt" gebracht, welche den Tag ihrer Geburt nicht lange überlebte. Man kann weder den Stoff dieser Pièce, noch ihre Durchführung schonend beurtheilen — beide verdienen einen kritischen Bannstrahl. Noch dazu ist dieser theatralische Unhold eine Übersetzung ins Lokale!

Ein Kommis wechselt mit dem Dienste auch dreimal das Verhältniß zu den Frauen seiner Herren. Darin und daß stets der Bethörte nur seine Freunde für bedauernswerth hält, daß die Freunde nie bemerken, daß sie in gleicher Lage mit dem Gekrönten sind, darin liegt der Spaß. Der Grundgedanke ist gemein, die Ausführung roh, und die Beigaben sind geschmacklos.

Die übrigen Übersetzungen, welche diesen Monat an die Reihe kamen, verdienen, als Kunsterscheinungen, nicht genannt zu werden.

Auch die durch das Gastspiel der beiden Beckmann herbeigeführten Reprisen und Novitäten des k. k. priv. Theaters in der Josefstadt waren nicht erheblich; und Kapitän Charlotte die einzige darunter, die eine angenehme Erscheinung genannt werden konnte. Zum treuen Schäfer, das zum Vaudeville umgearbeitete Opernbuch, ist eine Kette der derbsten Unwahrscheinlichkeiten, und nicht gemacht, die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu fesseln. Auch ein Schauspieler wie Beckmann kann nicht alle Fugen und Risse eines so morschen Gebäudes verkitten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 15. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 32.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1198 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung

Inhalt: Hammer-Purgstall: Orientalische Literatur. — Steinhauser: Die Generalstabskarten. (Fortsetzung.) — Aus Zeitschriften. Jänner. (Fortsetzung.)

Uebersicht des in den Druckereien von Konstantinopel und Kairo seit ihrer Gründung bis Ende des Jahres 1843 erschienenen halben Tausend von Werken nach ihren Fächern.

Die Liste der in der ersten Periode der konstantinopolitanischen Buchdruckerei aus derselben hervorgegungenen Werke ist zuerst in der im Jahre 1780 erschienenen Abhandlung von Jenisch: über die Schicksale der arabischen, persischen und türkischen Sprache, dann sieben Jahre später von Toderini in seiner **Letteratura Turchescha**, alsdann im Jahre 1820 im lateinischen Katalog der orientalischen Handschriften der Hofbibliothek und nach diesem von Bianchi im selben Jahre in einer besonderen Flugschrift bekannt gemacht worden. Die erste vollständige Liste der in dem ersten Jahrhundert seit Bestehen der türkischen Druckerei von derselben ans Licht geförderten Werke erschien in dem **VII.** Bande der Geschichte des osmanischen Reichs; die Fortsetzung davon bis ins Jahr 1838 ist im **IV.** Bande der Geschichte der osmanischen Dichtkunst, dann im **XCVI.** Bande der Jahrbücher der Literatur im **Journal Asiat.***) gegeben worden. Von den dritthalbhundert seit dem Jahre 1822 zu Kairo gedruckten Werken hat zuerst Herr Reinaud ein halbes Hundert derselben im **nouveau Journal Asiat.****) nach ihren Fächern und 38 derselben der Schreiber dieser Zeilen im achten Bande der Geschichte des osmanischen Reiches angezeigt, Herr Bianchi aber eben da***) die fast vollständige Liste nach der chronologischen Ordnung gegeben. Einen Versuch die im laufenden Jahrhunderte erschienenen Druckwerke Konstantinopels nach ihren Fächern zu überblicken, hat ein im Novemberhefte 1835 der englischen Zeitschrift **Athenaeum** erschienener Aufsatz geliefert, dessen deutsche Urschrift hierauf im Ausland****) erschien; was dort in Betreff der konstantinopolitanischen Druckwerke und im **Journal Asiat.** in Betreff der zu Kairo erschienenen, nur theilweise versucht worden, wird hier zum Besten Aller, welche die zu Konstantinopel und Kairo erschienenen Druckschriften wissenschaftlich für einzelne Fächer benützen wollen, von der ganzen in den obigen Verzeichnissen aufgeführten Masse von Werken bewerkstelliget; den vollständigen Titel und das Jahr der Erscheinung jedes einzelnen Werkes nach den Jahren der Hidschret und der christlichen Zeitrechnung zu bemerken, wäre hier überflüssig, da dieselben in den oben angeführten Listen umständlich angegeben sind, und es wird zur Erleichterung der Nachsuchung genügen, den kurzen Titel jedes Werkes und die Zahl der chronologischen Ordnung beizusetzen, welche dasselbe in den obigen Listen führt.

Der Orientalist ist hiedurch in den Stand gesetzt, alle in einem einzigen Fache seiner Studien zu Konstantinopel und Kairo erschienenen Druckwerke mit Einem Blicke zu überschauen und dem Bibliografen wird diese Anordnung nicht minder willkommen sein.

I. Lexikografie.

Da die Wörterkunde der Grund nicht nur der Wissenschaften der Sprache, sondern auch aller übrigen, so eröffnet dieselbe den Reigen, und zufällig trifft hier der wissenschaftliche Beginn auch mit dem chronologischen zusammen, denn die türkische Übersetzung (1) Wankuli's von dem hochgeschätzten arabischen Wörterbuche Dschewheri's war auch das erste Werk, womit die Druckerei zu Konstantinopel im Jahre 1728 eröffnet ward. Die Druckerei zu Bulak ward mit einem italienisch-arabischen Wörterbuche (1) eröffnet, ein Quartband von eben so starkem Umfange, als das im Jahre 1838 erschienene kleine arabisch-türkische Glossar (143), betitelt der Dolmetsch. Da die erste Auflage (auf starkem schönem geglättetem Papiere, wie alle die ersten konstantinopolitanischen Drucke) schon in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts vergriffen war, erschien davon im Jahre 1755 eine zweite (18) und im Jahre 1802 eine dritte, welche in der Liste des **VII.** Bandes der Geschichte des osmanischen Reiches

*) **Quatrième Série Tome I. pag. 247 und Tome III. pag. 211.**

) **VIII. pag. 333.

***) **Quatrième Série II. pag. 31,** nach dieser Liste sind hier den egyptischen Werken die Zahlen vorgesetzt.

****) Jahrgang **1836, 12.** Jänner, Nr. **12** u. f.

gar nicht aufgeführt ist *). Das größte und berühmteste arabische Wörterbuch (57) der Kamus in der türkischen Übersetzung Seid Ahmed Aaßim's verdient seinen Titel des Weltmeeres, und enthält viele Bereicherungen und Bemerkungen, welche im blos arabischen Texte fehlen. Die Ausgabe von Bulak (86) erschien im Jahre 1835, ebenfalls in drei Foliobänden. Das Mittel zwischen dem Wörterbuche Wankuli's in zwei, und Firusabadi's (der Kamus) in drei Foliobänden ist das arabisch-türkische Wörterbuch (84) Achteri's, die zweite Auflage vom Jahre 1840. Glossarien, meistens als Schulbücher zum Auswendiglernen für die Knaben bestimmt, sind: der Rosenkranz für Knaben, dessen erste Ausgabe (33) im Jahre 1802, die zweite (109) im J. J. 1834 und zu Bulak (76) im J. 1834 erschien, ein Kommentar zum Rosenkranz der Knaben ist das in den obigen Listen fehlende (140) Hedijetol-achwan, d. i. das Geschenk der Knaben von Redschib i. J. 1840, dann das (143) Rochbei Wehbi zu Bulak (62); in der Liste des **Journal Asiat.** ist es ganz irrig als ein türkisch-persisch-arabisches Vokabular angegeben, da es nur arabisch und türkisch. Ein sehr weitläufiger Kommentar des Rochbei Wehbi ist (222) der im J. 1843 in einem Folioband von 446 S. erschienene, des Scheich Ahmed aus dem Dorfe Jaja bei Magnesia, derselbe ist das Seitenstück zum (27) Tohfei Wehbi, d. i. dem zu Konstantinopel in vier Auflagen (1798, 1809, 1817, 1840) und dem zu Bulak in zwei Auflagen (53 und 156) erschienenen persisch-türkischen Glossare desselben Verfassers, dessen weitläufiger Kommentar von Ahmed Hajati zu Konstantinopel in drei Auflagen, deren erste (30) vom J. 1800, die zweite (67) vom J. 1206, die dritte vom J. 1835; das kommentirte Werk selbst erlebte bisher schon vier Auflagen, wovon die (27) erste i. J. 1798, die zweite im J. 1809, die dritte im J. 1817, die vierte im Jahre 1840 **) erschien; in zwei konstantinopolitanischen Auflagen besteht auch das arabisch-persisch-türkische Glossar Aini's, dessen erste Ausgabe (77) im J. 1826, die zweite (115) im J. 1834 ans Licht trat. Das zu Bulak gedruckte (171) Tohfei-Chairat, d. i. die Gabe des Guten, von Hairet-Efendi türkisch, persisch und arabisch, hat den Titel vom Tohfei-Wehbi entlehnt. Zum Glossar Schahidi's, welches eigentlich der Grund des Glossars Wehbi's, erschien eine Fortsetzung im Jahre 1840 unter dem Titel Seilul-Chafa ***) vom Elhadsch Hafis Mohammed Murad dem Derwische Nakschbendi. Die großen persischen Wörterbücher sind (17) das Schuuri's in zwei Foliobänden und (29) die türkische Übersetzung des Burhani-katii in Einem Foliobande von 863 S. nachgedruckt zu Bulak (101) im J. 1836, endlich (25) das Lehdschetul-lughat das türkisch-arabisch-persische Wörterbuch Mohammed Esaad Efendi's. Drei andere kleine Wörterbücher sind das der Vulgarismen (50) Ghalathat (woher vermuthlich das Wort **galimatias** stammt), das der Synonyme (121) Foruk und das der Definitionen (146) Taarifat Dschordschani's, welches aber dem Inhalte nach eigentlich in die Logik und Metasyfik gehört; dahin gehört auch das große Wörterbuch der Definitionen Ebul-Baka's, welches im selben Jahre als das Taarifat, aber nicht zu Konstantinopel, sondern zu Kairo erschienen ist.

*) Der erste Band von 650 S. i. J. d. H. 1317, der zweite von 764 S. i. J. d. H. 1318.

**) Die drei letzten haben in den Verzeichnissen keine besondere Nummer.

***) fehlt in dem Verzeichnisse.

II. Grammatik.

Die arabische, persische und türkische Sprachlehre zerfällt in die von einander scharf getrennten Abtheilungen der Formen- und Biegungslehre, das ist die Grammatik im engsten Sinne, und die Lehre vom Satze oder die Syntax. Zum Behufe des ersten Unterrichtes im Lesen *) sind ohne Angabe des Ortes und des Jahres zu Konstantinopel lithografirte Tafeln in 17 Quartblättern erschienen, welche, wie andere lithografirte Werke in den obenerwähnten Verzeichnissen der konstantinopolitanischen Druckwerke kein besonderes Numero erhalten haben. Der erste Unterricht beginnt, wie bekannt, mit Lesung und Schreibung der Formel: in Gottes Namen, und hierauf mit der dieser Tafel vorgesetzten Formel: O Herr! Du wollst es erleichtern und nicht erschweren!

O Herr! Du wollst ein glückliches Ende gewähren.

Zu Bulak erschien über den ersten Unterricht (178) das Taalimol-athfal, d. i. der Unterricht der Knaben von Jahja el Hekim. Die Formen der Biegungslehre heißen, wie bekannt, El-emsilet und sind zweifach, die kleinen (El-mochtelifet), und die großen (El-motharridet), die Regeln der ersten mit türkischem Kommentar (133) wurden i. J. 1837 gedruckt und zu Bulak i. J. 1828 (43). Beide Formentafeln oder Konjugationstabellen mit zwei anderen Elementar-Abhandlungen der arabischen Grammatik, nämlich dem Bina und dem Awamil und zwei anderen kleinen des Elementar-Unterrichtes in der Logik erschienen im J. 1834 unter dem Titel (113) Resail chamse, d. i. die fünf Abhandlungen, weil die beiden Konjugations-Tabellen der Emsilet nur für Eine gelten, dieselben zu Bulak in einem Bande (45). Über diese beiden Konjugations-Tabellen (Emsilet) bestehet ein weitläufiger i. J. 1836 gedruckter (122) Kommentar, in welchem aus den grammatikalischen Werken Sendschani's, Dschordschani's, Seid Abdallah's, Tscharpardi's, aus der Kjafijet, Ibe Hadschib's, nnd aus der Schafijet Ibn Malik's das Beste gesammelt worden.

Ein großer Kommentar des Bina, d. i. der grammatischen Abhandlung, welche mit den Worten beginnt: Wisse die Hauptstücke der Abwandlung sind fünfundreißig, erschien im J. 1835 unter dem Titel (116) Esas ul-Bina, d. i. die Grundfesten des Sprachbaues von Ahmed Ruschdi, dem Mufti von Kara-aghdsch. Der bündigste und zugleich in den Schulen üblichste Kommentar der beiden grammatikalischen Elementar-Werke der Emsilet und des Bina ist der des Grammatikers aus Kasa (el Kjefewi), beide diese Kommentare erschienen im J. 1841 in einem Bändchen (187). Nach dem Bina ist in der Folge des

*) Das Werk (148) der einzigen Perle Mohammed-Birgili's über die Lesekunde des Korans gehört zu den Korans-Wissenschaften.

grammatikalischen Unterrichtes die nächste Abhandlung das Makßud, welches mit den Worten beginnt: Wisse, daß das Arabische der Anlaß der Gesetzwissenschaften; hierauf folgt das Isi Sendschani's, dessen Beginn: Wisse, daß die Abwandlungslehre der Sprache in der Veränderung besteht; worauf das Mirah folgt, dessen Beginn: Wisse, die Grammatik ist die Mutter der Wissenschaft und die Syntax ihr Vater. Diese fünf Abhandlungen erschienen im J. 1818 unter keinem besonderen Titel (59), werden aber Ssarf Dschumlesi, d. i. Inbegriff der Grammatik genannt, und eine zweite Auflage davon im J. 1840; dasselbe Werk trat zu Bulak im J. 1842 (212) und im J. 1818 (39) ans Licht,*) und eben da eine mit Randgloſſen (15) begleitete Grammatik in Quart im J. 1825, im selben Jahre die grammatikalische Abhandlung Darendevi's (188); der Kommentar des Isi von Teftasani (138) g. im J. 1838, einer der berühmtesten Kommentare des Isi, welcher den Titel Dede-Dschungi (nicht Dschengi, wie bei Bianchi) führt; so auch ein besonderer Kommentar des Makßud unter dem Titel (132) Imaanul-enfar, d. i. die Einsicht der Blicke, g. im J. 1837, und eine zweite Auflage (233) im J. 1844, die Grammaire turque des Jesuiten Holdermann erschien zu Konstantinopel schon zwei Jahre nach Eröffnung der Druckerei im J. 1730. Über die persische Grammatik erschien zu Kairo der Schlüssel der Pforte in der Bestätigung der Regeln der Pfortensprache (32), g. im J. 1826, es ist dasselbe, welches zu Konstantiopel unter dem Titel (119) Kawaidifarsije, d. i. die Regeln des Persischen im J. 1835 gedruckt ward, mit einer zweiten in den Listen nicht aufgeführten Auflage vom Jahre 1840.

II. Syntax.

Wir gehen nun zur Syntax über, welche als Ilmonnahw in der arabischen Wissenschaftslehre eine besondere Wissenschaft bildet, die drei in den Schulen üblichsten Abhandlungen, nämlich die Kjafijet Ibn Hadschib's, das Ischar Birgeli's und das neue Aawamil desselben sind in Einem (60) Bande vereint im J. 1819 erschienen, und heißen zusammen Nahw-Dschumlesi, d. i. die gesammte Syntax als Seitenstück zum obigen Ssarf-Dschumlesi, d. i. die gesammte Grammatik, die zweite Auflage vom J. 1840. Ein anderes Werk (152) Fewaidol-weledin, d. i. der Nutzen der Kinder in doppelter Auflage. Die erste vom J. 1838, die zweite (161) vom J. 1840 vereint drei grammatische und drei syntaktische Elementarwerke, die drei Emsilet, Bina und Makßud, die drei anderen: a) Takriri Irab, d. i. die Beschreibung der Endumlautung der Wörter, b) das Aawamil, d. i. die hundert Regenten der arabischen Sprache von Abdol-Kahir Dschordschani, c) das Ischar Birgeli's; das letzte, dessen vollständiger Titel Ischarol-esrar fin-nahw, d. i. die Kundmachung der Geheimnisse der Syntax, kommentirte Seinisade unter dem Titel: (40) Muaarrib ol-ischar; eine zweite Auflage des Muarribul-ischar v. J. 1809, und eine dritte v. J. 1841; ein zweiter Kommentar des Ischar ist (120) der des Athali, g. im J. 1835, und ein dritter des Retaidschol Efkjar Mustafa B. Hamsa's, g. im J. 1804 (fehlt in den bisherigen Listen); Seinisade kommentirte auch das Aawamil Birgeli's (48), und ein zweiter Kommentar dieses Aawamil vom Scheich Mustafa erschien (49) unter dem Titel: Tohfetol-achwan, d. i. die Gabe der Brüder im J. 1805, und eine zweite Ausgabe desselben Werkes (54) im J. 1811; endlich ist Seinisade der Kommentator der Kjafijet, die zu Rom mit mediceischen Typen gedruckt erschienen; das erste Mal (21) im J. 1785, das zweite Mal im J. 1841 gedruckt; ein anderer Kommentar der Kjafijet (157) ist der Oßameddin B. Mohammed el-Isferaini's, g. im J. 1840; der berühmteste der Kommentare der Kjafijet ist der des großen persischen Dichters Dschami für seinen Sohn Dhiaeddin unter dem Titel el-Fewaid edh-dhiaje, d. i. die Nutzanwendung für Dhiaeddin (238), verfaßt im J. d. H. 897 (1491), g. i. J. 1235 (1820) fehlt in den obigen Listen der konstantinopolitanischen Druckwerke. Randgloſſen zum Kommentar Dschami's verfaßte (134) Abdol-Ghuffur Lari, der berühmte persische Geschichtsschreiber; g. i. J. 1837 **). Einen großen Kommentar über Dschami's Nutzanwendungen schrieb Moharrem Efendi, wovon zu Konstantinopel aber nur die erste Hälfte in einem dicken Quartbande von 757 S. erschien ***), die i. J. 1841 zu Konstantinopel gedruckte Übersetzung des (180) Misanol-edeb, d. i. der filologischen Waage Ossameddin's, handelt von fünf filologischen Wissenschaften, nämlich der Grammatik, der Syntax, der Stylistik, der Rhetorik und Tropik. Die in der Druckerei von Bulak, der Vorstadt Kairos, erschienenen syntaktischen Werke sind außer der dort nachgedruckten Gesammtgrammatik und Gesammtsyntax (Nahw und (212) Ssarf Dschumlesi) ganz andere, deren Kredit in den egyptischen Schulen der vorherrschende. Wie zu Konstantinopel die Kjafijet Ibn Hadschib's die beliebteste Syntax, so in Egypten und in ganz Afrika die Elfijet Ibn Malik's und die Stelle des alten und neuen Aawamil, nach welchen zu Konstantinopel die Lehre der Partikeln vorgetragen wird, vertritt in Egypten und Mahgrib das Edschrumije, welches wie die Kjafijet zu Rom mit mediceischen Schriften erschienen ist. Diese syntaktischen Werke heißen insgemein Mokaddemet, d. i. die Vorausgeschickten (Prolegomene) und die berühmtesten sind die Kjafijet Ibn Hadschib's, die Elfijet Ibn Malik's und die Esherijet, deren Verfasser el-Esheri. Wie die Esheriet nach ihrem Verfasser genannt ist, so die

*) 39 und 212 der Liste im **Journal Asiat.** sind ein und dasselbe Werk, und es ist ein Irrthum, wenn unter 39 das Mirah, welches nur der Titel der ersten Abhandlung, als der Gesammttitel aller fünf angegeben wird.

*) Dieses scheint dasselbe Werk mit (198) der Liste der egyptischen Druckwerke Bianchi's zu sein, die aber höchst unzuverlässig und voll Irrthümer nebst Wiederholungen eines und desselben Werkes unter verschiedenen Nummern; dort heißt es: **Notes marginales sur le Selkiouti par Abdul Ghafour.** Selkuti (richtiger Sialkuti) ist der Verfasser von Randgloſſen, und schrieb keinen von Abdul Ghuffur kommentirten syntaktischen Text.

) Das ganze Werk scheint das (207) der Liste Bianchi's zu sein: **Traité de rhétorique par Mahrem-effendi, er heißt aber Moharrem und nicht Mahrem, und sein Werk ist ein syntaktisches und kein rhetorisches.

Edschrumijet nach dem Afrikaner Ibn-el-Edschrum eß-ßinhadschi *). Dieselbe erschien zu Bulak in doppelter Auflage (8) im J. 1824 und (121) im J. 1837. Einen Kommentar zur Edschrumijet schrieb der Scheich el-Kjefrawi **), gedruckt zu Bulak i. J. 1842 und wahrscheinlich dasselbe Werk mit dem in derselben Liste unter Nr. 24 aufgeführten Kommentare der Edschrumijet. Die Esherijet des Scheih Ebul-Hasan el-Esheri kommentirte der große Grammatiker Ibn-Hischam und dieser Kommentar erschien zu Bulak im J. 1837 (118) ***). Der von Silvestre de Sacy herausgegebene Text der Elfije erschien zu Bulak (135) im J. 1838, mit dem Kommentar Ibn Okail's darüber eben da (128) im J. 1837. Zwei andere berühmte syntaktische Werke Ibn Hischam's ****) sind (136) das Buch der Goldtheilchen und sein Werk Kothron-neda, d. i. der Thautropfe von ihm selbst kommentirt (141) gedruckt zu Bulak 1838. Nach der Grammatik und Syntax folgt in der Anordnung der filologischen Wissenschaften der Araber die Stylistik und die Rhetorik, der praktische Theil der ersten heißt Ilmol-Inscha, d. i. die Lehre des schriftlichen Aufsatzes.

IV. Die Stylistik.

Zu Konstantinopel sind bisher außer einem kleinen im Jahre 1842 lithografirten Inscha nur zwei Werke dieser Art im Drucke erschienen, das eine Sammlung gerichtlicher Urkunden Nr. 105 Tobhfetoß-ßokuk, d. i. das Geschenk gerichtlicher Urkunden, welches 670 Muster derselben enthält, das zweite ganz neuerlich (212) das Inscha Aakif Efendi's, ged. im J. 1843, zu Kairo hingegen ein halbes Dutzend solcher Werke, nämlich (22) das Buch des schriftlichen Aufsatzes (23) das Wunderseltene des schriftlichen Aufsatzes in Briefen und Sendschreiben vom Scheich Merii, dann das große türkische Werk Hairet Efendi's (27), ein Band in klein Folio von 449 S, gedr. im J. 1826 (79), das türkische Inscha Aasif-Efendi's, gedr. im J. 1834; das Inscha (89) des Scheich Ahmed-el-Aathar's, gedr. i. J. 1835. Merkwürdig genug fehlen in der Liste Bianchi's im Journ. Asiat. das türkische Inscha Rifaat Efendi's von 183 S., das zugleich mit dessen Diwan im J. 1840 erschien †). Die Nichterwähnung dieses Werkes von Bianchi ist so sonderbar, als dasselbe in ziemlich guter Taalikschrift gedruckt, eine Epoche der egyptischen Druckerei bildet.

V. Rhetorik.

Das Grundwerk der arabischen Rhetorik ist Sekaki's Schlüssel der Wissenschaften, das aber selbst keineswegs so berühmt, als das darüber verfaßte Telchißol-Miftah, d. i. der Auszug des Schlüssels Mahmud el-Kaswini's des Redners von Damaskus, aber diese beiden Werke werden in den Schulen weit weniger gehandhabt, als die vielen darüber erschienenen Kommentare und Randglossen, daher ist das Miftah (der Schlüssel) selbst bisher weder zu Konstantinopel noch zu Kairo, und nur erst ganz jüngst (1844) in der türkischen Druckerei das (237) Telchiß auf schönem Papier und in reiner Talikschrift erschienen. Das Telchiß behandelt in drei Abtheilungen die drei Wissenschaften: a) Ilmol-maani, d. i. die Lehre von der Anordnung der Rede, b) Ilmol-bejan, d. i. die Lehre von der Einkleidung der Rede, und c) Ilmol-bedii, d. i. Tropik; nur einige Monate früher war eben da Said's, d. i. Mesud Teftasani's Kommentar über den ersten Theil des Telchiß erschienen. Dieser Kommentar, welcher den Titel Mochtaßar-maani (208), d. i. die Abkürzung der Anordnung der Rede führt, ist schon vor zwei und dreißig Jahren zu Calcutta in einem großen Quartbande von 700 S. erschienen, welche hier in den Raum eines mäßigen Oktavbandes von 252 zusammengedrängt sind.

Teftasani schrieb aber auch einen langen Kommentar über das ganze Telchiß, welcher Emothawwel, d. i. der Verlängerte, heißt und (235) zugleich mit dem Telchiß zu Konstantinopel im J. 1844 erschienen. Zu diesem Kommentare verfaßte Seid el-Dschordschani Randglossen Hawaschi (78) gedruckt zu Konstantinopel im J. 1826. Neuere Randglossen, als die Dschordschanis zum langen Kommentar Teftasani's sind die (79) Sialkuti's, welche in zwei Auflagen, die erste (55) im J. 1812, die zweite (79) zugleich mit dem vorigen Werke im J. 1826 erschienen, ein Quartband von 691 S.

Der zweite Theil des Miftah, nämlich die Lehre von der Einkleidung der Rede zerfällt in drei Haupttheile: a) von den Gleichnissen, b) von den Metonymien, c) von den Allegorien. Über die letzten verfaßte der schon oben erwähnte Oßameddin ein besonderes Werk, welches Mohammed el-Erfendschani kommentirte. Die zu diesem Kommentar von Muftisade verfaßten Randglossen erschienen (149) im J. 1838 gedruckt, endlich erschien noch ganz jüngst im J. 1843 ein Kommentar (207) über die in den beiden Werken Telchiß und Mochtaßar (der Auszug desselben) enthaltenen Verse. Der Verfasser dieses Kommentars ist ebenfalls der so eben erwähnte Oßameddin.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nicht Ibn-Abi-Erroumi Essabâdji, wie es in der Liste der egyptischen Druckwerke im Journ. Asiat. (121) ganz verkehrt heißt.

**) Nicht le cheïkh Kegravoin, wie bei Bianchi 211.

***) In der Liste Bianchi's 118 ist der Name des Kommentators nicht angegeben.

****) Nicht Ibn Hacham, wie bei Bianchi 136.

†) Bei Bianchi 179 Nichani rif'at, statt Divan.

Bemerkungen über die von dem k. k. österr. General-Quartiermeisterstabe herausgegebenen General- und Spezialkarten der österr. Provinzen.

(Fortsetzung.)

Später fährt derselbe Referent fort:

„Eben so unerläßlich ist die Beifügung militärischer, statistischer und administrativer Notizen. Hier kann nie zu viel gegeben werden und man würde es keineswegs tadeln, wenn selbe zur möglichsten Vollständigkeit, wie bei der Donnet'schen Karte von Frankreich sogar in einem eigenen Blatte beigefügt wären. Gerade sie machen dessen Arbeiten, so wie jene eines Charte äußerst werthvoll. Je mehr und je verläßlichere Notizen dieser Art eine Karte gibt, desto brauchbarer mag sie heißen, ja man sollte jede Karte verwerfen, welche damit nicht versehen wä-

re. Wir begreifen zwar, daß diese Forderung eine noch größere Genauigkeit in der Bearbeitung voraussetzt, indem aus oft vagen, oft sich widersprechenden Angaben der Statistiker etwas Zuverlässiges herausgefunden, etwas Haltbareres aufgestellt, und dabei auch zugleich auf den Umstand Rücksicht genommen werden müßte, daß sich die Bevölkerungstabellen in allen Ländern in jedem Jahre ändern. Dennoch können wir, trotz dieser Schwierigkeit, die Militärkarten von der genannten Verbindlichkeit nicht entheben. Wir glauben, daß eine solche Zugabe angesprochen werden dürfe und durch jene Männer und Anstalten geliefert werden könnte, welche sich der Vervollkommnung des Kartenwesens mit so großem Ruhme unterziehen. So lange diese Einführung nicht allgemeiner wird, behalten unsere Landkarten den Vorwurf, nicht vollkommen bequem eingerichtet zu sein, wie groß und entschieden auch sonst ihr Werth in Rücksicht ihrer mathematischen Genauigkeit, ihrer faßlichen Terraindarstellung und ihrer Deutlichkeit und Schrift sein möge."

Eben derselbe äußert sich bei der Beurtheilung der neuen Generalstabs-Karte von Frankreich (Österr. milit. Zeitschrift, 1836, II. p. 319):

„Zur gänzlichen Vervollständigung der Karte wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, die Seelenanzahl der Städte und Dörfer beizusetzen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Blätter gar zu sehr mit Zahlen überladen worden wären, wie dies auch anfangs wirklich im Antrage war."

Es wäre wahrlich Überfluß, den Worten dieses warmen Vertheidigers des Nutzens der erwähnten Angaben, noch etwas hinzuzusetzen. Kaum dürfte sich Eine Stimme erheben, die ihre Anbringung werthlos und unzweckmäßig erklärte, wenn gleich keine absolute Nothwendigkeit die Aufnahme derselben zum Gesetze macht. Sowohl der französische, als der badische Generalstab haben zwar in die Sektionen ihrer Spezialkarten Bevölkerungszahlen nicht eingeführt, jedoch enthalten dieselben sehr zahlreiche Höhenangaben, wozu bei der Karte von Frankreich jeder Sektion ein eigenes Blatt beigegeben ist.

Auf den Karten des k. k. österr. General-Quartiermeisterstabes von den österr. Provinzen findet sich keine der genannten Angaben an Ort und Stelle, wohl aber kommen auf den von demselben herausgegeben Karten von Parma und Modena, die Höhen mehrer Gipfel der Apenninen in Wiener Klaftern den Namen beigesetzt vor, auf der ebenfalls in Mailand erschienenen Karte der westlichen Alpen alle bekannten Seehöhen der Alpenstraßen über den St. Gotthard, St. Bernhard, Splügen ꝛc. in Wiener Fuß. Auch auf der von dem topografischen Bureau gelieferten Karte der Türkei vom Oberstlieut. Weiß erscheinen sowohl Berghöhen als Einwohnerzahlen der vorzüglicheren Städte den Eigennamen beigeschrieben. Viele englische Karten bezeugen durch ihre zahlreichen Höhenangaben (gleichförmig in Yards) und durch die Beifügung der Einwohnerzahlen bei den Städtenamen, sonderlich in fremden Welttheilen, das Streben ihrer Verfasser, ihre Arbeiten gemeinnütziger zu machen. Auch in Schulatlanten aus Nord-Amerika habe ich diese Methode angetroffen und kann aus eigener Erfahrung hinzufügen, daß insbesondere Höhenangaben in loco angebracht, der Terrainzeichnung einen höhern Grad der Verständlichkeit verleihen und eine so deutliche Anschauung des Steigens und Fallens des Bodens gewähren, als sie die besten geografischen Beschreibungen und abgesonderten Höhen-Tableaux nimmer zu verschaffen vermögen.

Die Sektionen der Karte von der Schweiz und von Süddeutschland von Wörl liefern den überzeugenden Beweis, wie wenig störend selbst zahlreiche Angaben der Berghöhen (mit schwarzen Ziffern) und Population (mit rothen Ziffern) einwirken, und wie bei Ausschließung der untersten Kathegorien der Ortschaften von einer Überladung keine Rede sein könne. Ferner bleibt eine solche, mit Rücksicht auf die Perzentevermehrung, abgerundete Zahl der Bevölkerung in den meisten Fällen durch Jahrzehende hinlänglich richtig, und länger richtig als manche andere Gegenstände einer Spezialkarte, z. B. als die Inseln in einem bedeutenden Strome, oder wenn wir bei derselben Sache stehen bleiben wollen, als die Bevölkerungssummarien in den als Ersatz betrachteten statistischen Tabellen der Beiblätter. Die unveränderlichen Höhenzahlen aber lassen den Einwurf des Wechsels gar nicht zu.

Wenn aber diese oftерwähnten Angaben in Beziehung auf die möglichst erreichbare Brauchbarkeit einer Spezialkarte nicht für entbehrlich gelten können, wenn ihre Anbringung weder störend noch schwierig, sondern eher ungewohnt genannt werden kann; wenn auch bei der Bevölkerung die Fluktuation des Standes im Einzelnen auf ein Minimum herabsinkt und bei konsequentem Ausschluß alles dessen, was einer periodischen Veränderung unterliegt, nahe alle statistischen Tabellen von den Karten verschwinden müßten — wo wollen die Ziffernfeinde weitere triftige Gründe hernehmen, um ihren Ansichten den Sieg zu verschaffen? Zumal, wenn noch ein Ausweg offen bleibt, beide Parteien näher zu bringen. So wie bei einem historischen Kupferstiche, der Porträts enthält, ein eigenes Blatt beigelegt wird, welches die Köpfe skizzirt mit den zugehörigen Namen enthält, so könnte auch (freilich mit Vertheuerung der Karte) jeder Sektion ein besonderes Blatt beigegeben werden, welches alle jene Namen von Orten, Bergen ꝛc. enthielte, von welchen die Höhe oder Einwohnerzahl geliefert werden kann und vielleicht noch Raum zur Erfüllung ein oder des andern Nebenzweckes böte.

Die angegebene zweite Manier, durch verschiedene Schriftgattungen, bald größere bald kleinere, stehende oder liegende, Lapidar oder Kurrent, eine annähernde Bestimmung der Berghöhen sowohl als der Bevölkerungen der Orte zu geben, ist bei den Generalstabs-Karten nur bei den Karten des lombardisch-venetianischen Königreiches, und der Herzogthümer Parma und Modena in der Beschreibung der Berge vollständig durchgeführt worden, zwar mit derselben Schriftgattung aber in verschiedener Größe und in höchster Potenz mit schraffirten Buchstaben. Die deutschen Generalstabs-Karten haben nur stehende größere, und liegende kleinere Schrift für die Bergnamen ohne Rücksicht auf eine Höhenklasse. Bei den Eigennamen der Orte bezeichnet der Unterschied in der Schrift auf den Generalstabs-Karten nur die Hauptklasse, Hauptstädte, Städte, Märkte, Pfarren oder Kirchdörfer und Dörfer ohne Kirchen, ohne weitere Unterscheidung ob die Städte landesfürstlich oder unterthänig, oder ob sie der Sitz eines Bisthums, eines Kreisamtes sind. Die stärkere oder schwächere Bevölkerung läßt nur der Grundriß, natürlich mit großer Ungewißheit, ahnen. Nur

in den, den Karten angefügten statistischen Tabellen erscheint die Bevölkerung summarisch nach Kreisen, aber ohne Angabe des Jahrs, dem sie entnommen wurde.

Diese statistischen Tabellen, deren zahlreiche Anbringung Herr Heller so eifrig empfiehlt, führen mich zu einigen Bemerkungen über die Benützung des leeren Raumes. Dahin müssen jene Notizen und Zusammenstellungen verwiesen werden, die auf den Karten entweder gar nicht vorkommen können oder so zerstreut und auf viele Blätter vertheilt vorhanden sind, daß eine Kombination derselben zur Gesammtanschauung ersprießlich ist. Hieher gehören also: Flächenraums-Verhältnisse, Populations-Summarien, Notizen über Bodenbeschaffenheit, Kultur und Bewohner, Zusammenstellungen von Straßenzügen, Fluß- und Kanal-Beschiffung u. s. w., ferner die Darstellung einzelner Gegenden im großen Maaße, welche durch besondere Wichtigkeit Ausführlichkeit im Detail erlangen, oder in dem kleinen Maaße nur unvollständig gegeben werden konnten, endlich Pläne von vorzüglichen Städten, Seehäfen oder Badeorten, welche vorzugsweise dem Reisenden eine höchst willkommene Gabe sind. Eine Masse neuer und neuester Karten verfolgt diese Richtung und es möge genügen, wenn ich hier beispielsweise nur ein paar Karten erwähne, die auch durch die Thätigkeit des Generalquartiermeister-Stabs vor das forum publicum gelangt sind, die Karte der Türkei, welche in vielen Beikärtchen die Gegenden des Bosporus und der Dardanellen, die Umgebungen von Smyrna, Rhodus, Korinth, Belgrad u. a. m. enthält und die herrliche Karte des adriatischen Meeres, auf welcher fast alle Seehäfen, Kanäle und Busen in Nebenkarten im großen jedoch nicht gleichen Maaßstabe ausgeführt zu finden sind.

Bei den Generalquartiermeisterstabs-Karten der österr. Provinzen sind die benutzbaren Räume zum Theile von statistischen Tabellen eingenommen worden, und zwar ist die Karte des lombardisch-venetianischen Königreiches in dieser Beziehung die reichhaltigste. Sie enthält für jedes Gubernialgebiet besonders folgende Tafeln: 1. die Übersicht der bebauten und unbebauten Area der einzelnen Delegationen, die Zahl ihrer Distrikte, Komunen, Städte, Märkte, Dörfer, Bevölkerung und die Einwohnerzahl der Städte. 2. Eine Übersicht der öffentlichen Unterrichts-, Erziehungs- und Humanitäts-Anstalten. 3. Genaue Details über Flüsse und ihre Schiffbarkeit, wobei Quelle, Lauflänge, Breite und Tiefe nach dem Maximum und Minimum, Fall, Schnelligkeit der Strömung und Schiffsbelastung in Betracht kommen. 4. Eine ähnliche Zusammenstellung über die Beschaffenheit und Schiffbarkeit der Kanäle. 5. Bei dem lombardischen Gubernialgebiete eine Tabelle über die Seen, die mittlere Höhe ihres Wasserspiegels über dem adriatischen Meere, ihre Oberfläche, ihre Niveau-Veränderungen und Zeit und Richtung der auf ihnen herrschenden regelmäßigen Winde; bei dem venetianischen Gebiete hingegen ziemlich ausführliche Notizen über die Verhältnisse der Lagunen, ihre Schiffbarkeit, Einfahrten und Häfen. 6. Die senkrechten Distanzen der trigonometrischen Punkte von dem Mailänder Meridian und seinem Perpendikel in Klaftern, woraus man die Länge und Breite derselben ableiten kann; endlich 7. die Höhen der trigonometrisch gemessenen Bergspitzen und Orte. *)

*) Die Karte von Parma, welche noch mehr Raum erübrigte, enthält noch Bemerkungen über die Konstruktion der Karte, über Gewerbe und Handel, selbst historische Notizen, ferner die Pläne der beiden Lustschlösser Colorno und Sala.

Noch wären manche Räume verwendbar gewesen, insbesondere auf den Blättern C, D, F, und anderen, sehr gut geeignet um z. B. die Pläne der Städte im Original-Aufnahmsmaße zu enthalten, allein eine solche Ausdehnung lag nicht in der Aufgabe.

Die Generalstabs-Karten der Provinzen Steiermark und Illyrien, dann Tirol, verhalten sich in dieser Hinsicht vollkommen gleich. Außer den Höhentafeln der trigonometrischen Punkte (nach Sektionen geordnet) trifft man noch eine Tabelle, enthaltend die administrative (politische) Eintheilung nebst summarischen Angaben (nach Kreisen) des Flächeninhaltes, der Zahl der Einwohner, dann der Städte, Märkte, Dörfer, Häuser, und in der letzten Rubrike die Bevölkerungsangaben von den einzelnen Städten. Eine zweite Tabelle, politische Eintheilung überschrieben, enthält eine zwecklose Wiederholung des Eingangs der ersten Tabelle und kann mit gutem Gewissen unter die disponiblen leeren Räume gerechnet werden, an welchen die Karte von Illyrien und Steiermark minder reich ist, als jene von Tirol. Haben nicht Steiermark und Illyrien auch schiffbare Flüsse, Mur, Drau, Save, Kulpa? und Seen im steierischen Salzkammergute, in Kärnthen und Krain? Wie dankbar würde der Reisende es aufnehmen, wenn die Karten die Plane von Gratz, Klagenfurt, Laibach, Triest, Innsbruck, Trient enthalten würden, oder solche Gegenden, wo sich Merkwürdiges auf den kleinsten Raum zusammendrängt, z. B. Meran, wo die Karte in ihrem beschränkten Maaßstabe der Masse erliegen muß! Ausfüllen und benützen scheinen Synonyma, allein die Anwendung beweiset oft genug, daß es zweierlei Dinge sind.

Selbst die Karte von Salzburg benützt den Raum der südlichen Blätter zu Längen- und Breiten-Angaben der Triangulirungspunkte, der Höhen derselben und zu einer Zusammenstellung der statistischen Notizen nach Bezirken. Am dürftigsten ist die Karte des Erzherzogthums Österreich ausgestattet, wo blos der Zeichenerklärung der Flächeninhalt und die Bevölkerung der Kreise angehängt ist, also weder Höhen, noch Längen und Breiten, weder eine Stromtafel noch statistische Notizen. Die nördlichen und östlichen Blätter sind ganz ausgeführt und können nichts enthalten, die westlichen und südlichen sind zur Hälfte und darüber leer und — enthalten auch nichts. Das Land unter der Enns entbehrt eines eigenen Staatshandbuches und ist daher nicht in der angenehmen Gelegenheit wie die anderen Provinzen, deren Schematismen sehr brauchbare statistische Details enthalten; insbesondere umfassen die Schematismen der beiden italienischen Gubernien eine Masse ausführlicher Zusammenstellungen über Bevölkerung, Sanitäts- und Humanitäts-Anstalten, Handel, Straßen, Kanäle u. s. w. und können darin zum Muster dienen. Um so wohlthätiger wäre es daher gewesen, wenn durch die Karte und angehängte Tabellen diese Lücken theilweise wären ausgefüllt worden, und wenn durch dieselbe sich eine reichliche Quelle für verschiedene Partien der Landeskunde eröffnet hätte, allein das Geschick wollte es anders, und ließ das Erzherzogthum in dieser Beziehung am schlimmsten durchkommen.

Die besprochenen unbenützten leeren Räume würden nicht

so groß ausgefallen sein, wenn nicht (bei den spätern Karten der deutschen Provinzen) jenes unerklärliche System Platz gegriffen hätte, mit der Landesgrenze dermaßen zu schließen, daß alles Nachbarland noch weniger berücksichtigt erscheint, als wäre es Wasser. Dies ist mit einer solchen Konsequenz durchgeführt, daß selbst $^1/_8$ Quadratzoll im Ecke einer Sektion leer geblieben ist und dem Laien für eine Unterlassungssünde des Stechers gelten würde. Die chinesische Mauer scheidet nicht so scharf die Nomadensteppen vom himmlischen Reiche. Wo eine bizarre Absperrung jeden Verkehr hindert, ist das Nachbarland eher als Null zu betrachten, wo aber Straßen und Flüsse Handel und Wandel begünstigen und selbst Hochgebirge nur an wenigen Stellen die Verbindungen unterbrechen, dort finden sich zahlreiche Beziehungen zwischen den Nachbar-Staaten und Nachbar-Provinzen und die Grenzgegenden erhalten, besonders in finanzieller und kommerzieller Hinsicht eine erhöhte Wichtigkeit. Man kann sich auf die Frage, ob die Generalstabs-Karten nicht auch für den Grenzbewohner, für den Kaufmann, den Gefällsbeamten u. s. w. zum Gebrauche dienen sollen, keine Verneinung denken, aber eben so wenig die Frage bejahen, ob sie bei der angegebenen Einrichtung auf die Eigenschaft einer allseitigen Brauchbarkeit Anspruch zu machen, geeignet sind. Ist dem Offizier mit einer solchen terra incognita gedient? Ist man nicht unnöthigerweise gezwungen, sich die betreffenden Blätter der Generalstabskarte von Baiern anzuschaffen, um z. B. über die nächsten Gegenden des linken Innufers, die erwünschten Aufschlüsse zu erhalten? Selbst wenn man sich auf das Inland beschränkt, welche Unbequemlichkeit bei einem Grenzbezirke aus zwei oder gar drei Sektionen mühsam die gesuchten Daten zu entnehmen, und welche Schwierigkeit, man könnte fast sagen Unmöglichkeit, aus den zertrennten und scharf geschiedenen Gliedern sich das Bild des Ganzen zu formiren! **Quod fieri potest per pauca, non debet fieri per plura.** Ein paar Meilen Terrain, Gewässer, Wege und Orte fortgezeichnet und alle Anstände sind beseitigt und der Dank von Vielen verdient, die nun unbefriedigt ausgehen. Plötzliche Umwälzungen werfen auch manches Gute über Bord. Auch auf den neuesten Blättern der Karte von Mähren herrscht derselbe scharfe, abstrakte und unpraktische Separatismus, was um so mehr überrascht, als die Karte des lombardisch-venetianischen Königreiches mit dem trefflichsten Beispiele voranging, und die Nachbarländer, gleichviel ob Inland oder Ausland, oft viele Meilen weit bis zu den Haupt-Endepunkten der Straßenzüge oder Thäler fortsetzte. So erscheint die Schweiz skizzirt bis zur Gotthardsstraße und zum Hinterrhein, Tirol bis Trient und Toblach, Kärnthen bis zum Gailthale, das Küstenland bis an den Isonzo u. s. w. Der Beurtheiler dieser Karte in der österreichischen militärischen Zeitschrift bedient sich in seiner Kritik der Worte: „Um ihren Nutzen zu erhöhen, wurden an den Landesgrenzen bedeutende Terraintheile der Nachbarstaaten nach verläßlichen Quellen angestoßen." Auf gleiche Weise hat der badische Generalstab die Ausführung über die Landesgrenze fortgesetzt und insbesondere das Straßen- und Flußnetz so vollständig, als es die Materialien nur immer erlaubten ausgeführt, weder Mühe noch Stichkosten scheuend. Der mehrerwähnten Karte von Frankreich hat man sogar zum Vorwurf gemacht, daß das Ausland, in specie England zu detaillirt behandelt sei. Ich enthalte mich aller Vermuthungen über die Gründe dieser Maaßregel und erwarte von der Zeit, der alles mildernden, daß sie auch den starren Buchstaben einer unbeugsam scheinenden Autonomie untergraben und daß die Erkenntniß des Besseren endlich zum Siege helfen werde.

Wenn man vollends die Zweckmäßigkeit bis auf das kleinste Detail getrieben sehen und verlangen wollte, daß auch an den Rändern der Sektionen die Bequemlichkeit bei dem Gebrauche dadurch berücksichtigt werde, daß im Falle eine wichtigere Straße, ein Hauptthal, eine Grenze längs des Schnittes fielen oder nur unbedeutend über den Rand hinübergriffen, die betreffenden Stellen auf beiden Sektionen ausgeführt erscheinen sollten; so kann man bei den Generalstabs-Karten um so weniger eine Befriedigung erwarten, da man eine sekundäre Rücksicht dort nicht hoffen kann, wo eine primäre nicht aufgekommen ist. Oft ist kaum ein Quadratzoll, ja $^1/_{10}$ Quadratzoll von einem Kreise oder Viertel auf einer Sektion vorhanden, da aber auf der anstoßenden dieses kleine Stückchen nicht wiederholt ist, so wird die ganze Sektion zur Formirung der Kreiskarte nöthig, wiewohl sie dem Besitzer im übrigen Theile ganz nutzlos sein kann. Als Beispiel weise ich auf das winzige Partikelchen vom Traunkreise auf dem Blatte Nr. 13 der Karte von Österreich, auf ein kleines Stückchen vom Botzner Kreise (Nr. 14 von Tirol), auf 2 Parzellchen vom Zillier Kreise (Bl. 16 und 21 der Kte. von Steiermark) und dergleichen gibt es viele. Stellenweise scheint man allerdings gefühlt zu haben, wie zuträglich solche Wiederholungen seien, so z. B. um Vorarlberg in 2 Blättern abzuschließen, wiederholt sich das östlichste Ende der Gemeinde Mittelberg auf dem Bl. 1 und 2, gleichfalls erscheint die Stadt Leoben auf Nr. 3 und 8 der Karte von Steiermark. Der Schönheit würde dadurch hin und wieder ein kleiner Eintrag gethan, aber sie ist bei den Landkarten, so wie in der Architektur die letzte Haupttugend, und man kann sie nicht einmal mit genügendem Grunde vorschützen, weil man diese Rücksichten bei den Endsektionen der Karten selbst nicht beobachtet hat und die Überschreitungen des Randes, besonders bei der Karte von Illyrien und Steiermark sehr häufig sind und oft mehr als den vierten Theil der Höhe oder Breite betragen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Zeitschriften. Jänner.

(Fortsetzung.)

Literarische und artistische Zustände.

Polnische Literatur. Unter der Überschrift: „Lemberg, Posen und Paris" bringt das Ausland in Nr. 20 eine parallelisirende Zusammenstellung der literarischen Erscheinungen in den genannten Orten. Früher hatte es eine Übersicht der Literatur des eigentlichen Königreiches Polen gegeben, und als Resultat gefunden, „daß die Warschauer Literatur als die leichtfertige, die Krakauer als die wissenschaftliche, und die Wilnaer als die konservative bezeichnet werden könne." Über Galizien liest man nun weiterhin:

Die Lemberger Literatur spielt nur eine sehr abgeleitete Rolle, da ihre Kräfte sich bisher noch zu wenig konsolidirt haben, um einer bestimmten Richtung das Übergewicht zu verschaffen. Das erste Hinderniß einer Gemeinsamkeit und Festigkeit der Richtung sind lokale und durchaus äußere Verhältnisse. Durch deren Einfluß ist es geschehen, daß die früher bestandene Zerrissenheit geselliger und politischer Prinzipien sich erweitert hat, anstatt aufgehoben zu werden. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft treten einander schroff gegenüber, die Nationalität bildet kein Mittel, dieselbe

in den, den Karten angefügten statistischen Tabellen erscheint die Bevölkerung summarisch nach Kreisen, aber ohne Angabe des Jahrs, dem sie entnommen wurde.

Diese statistischen Tabellen, deren zahlreiche Anbringung Herr Heller so eifrig empfiehlt, führen mich zu einigen Bemerkungen über die Benützung des leeren Raumes. Dahin müssen jene Notizen und Zusammenstellungen verwiesen werden, die auf den Karten entweder gar nicht vorkommen können oder so zerstreut und auf viele Blätter vertheilt vorhanden sind, daß eine Kombination derselben zur Gesammtanschauung ersprießlich ist. Hieher gehören also: Flächenraums-Verhältnisse, Populations-Summarien, Notizen über Bodenbeschaffenheit, Kultur und Bewohner, Zusammenstellungen von Straßenzügen, Fluß- und Kanal-Beschiffung u. s. w., ferner die Darstellung einzelner Gegenden im großen Maaße, welche durch besondere Wichtigkeit Ausführlichkeit im Detail erlangen, oder in dem kleinen Maaße nur unvollständig gegeben werden konnten, endlich Pläne von vorzüglichen Städten, Seehäfen oder Badeorten, welche vorzugsweise dem Reisenden eine höchst willkommene Gabe sind. Eine Masse neuer und neuester Karten verfolgt diese Richtung und es möge genügen, wenn ich hier beispielsweise nur ein paar Karten erwähne, die auch durch die Thätigkeit des Generalquartiermeister-Stabs vor das **forum publicum** gelangt sind, die Karte der Türkei, welche in vielen Beikärtchen die Gegenden des Bosporus und der Dardanellen, die Umgebungen von Smyrna, Rhodus, Korinth, Belgrad u. a. m. enthält und die herrliche Karte des adriatischen Meeres, auf welcher fast alle Seehäfen, Kanäle und Busen in Nebenkarten im großen jedoch nicht gleichen Maaßstabe ausgeführt zu finden sind.

Bei den Generalquartiermeisterstabs-Karten der österr. Provinzen sind die benutzbaren Räume zum Theile von statistischen Tabellen eingenommen worden, und zwar ist die Karte des lombardisch-venetianischen Königreiches in dieser Beziehung die reichhaltigste. Sie enthält für jedes Gubernialgebiet besonders folgende Tafeln: 1. die Übersicht der bebauten und unbebauten Area der einzelnen Delegationen, die Zahl ihrer Distrikte, Komunen, Städte, Märkte, Dörfer, Bevölkerung und die Einwohnerzahl der Städte. 2. Eine Übersicht der öffentlichen Unterrichts-, Erziehungs- und Humanitäts-Anstalten. 3. Genaue Details über Flüsse und ihre Schiffbarkeit, wobei Quelle, Laufläge, Breite und Tiefe nach dem Maximum und Minimum, Fall, Schnelligkeit der Strömung und Schiffsbelastung in Betracht kommen. 4. Eine ähnliche Zusammenstellung über die Beschaffenheit und Schiffbarkeit der Kanäle. 5. Bei dem lombardischen Gubernialgebiete eine Tabelle über die Seen, die mittlere Höhe ihres Wasserspiegels über dem adriatischen Meere, ihre Oberfläche, ihre Niveau-Veränderungen und Zeit und Richtung der auf ihnen herrschenden regelmäßigen Winde; bei dem venetianischen Gebiete hingegen ziemlich ausführliche Notizen über die Verhältnisse der Lagunen, ihre Schiffbarkeit, Einfahrten und Häfen. 6. Die senkrechten Distanzen der trigonometrischen Punkte von dem Mailänder Meridian und seinem Perpendikel in Klaftern, woraus man die Länge und Breite derselben ableiten kann; endlich 7. die Höhen der trigonometrisch gemessenen Bergspitzen und Orte. *)

*) Die Karte von Parma, welche noch mehr Raum erübrigte, enthält noch Bemerkungen über die Konstruktion der Kar' und Handel, selbst historische Notizen, ferner die Lustschlösser Colorno und Sala.

Noch wären manche Räume verwendbar gewesen, insbesondere auf den Blättern C, D, F, und anderen, sehr gut geeignet um z. B. die Pläne der Städte im Original-Aufnahmsmaße zu enthalten, allein eine solche Ausdehnung lag nicht in der Aufgabe.

Die Generalstabs-Karten der Provinzen Steiermark und Illyrien, dann Tirol, verhalten sich in dieser Hinsicht vollkommen gleich. Außer den Höhentafeln der trigonometrischen Punkte (nach Sektionen geordnet) trifft man noch eine Tabelle, enthaltend die administrative (politische) Eintheilung nebst summarischen Angaben (nach Kreisen) des Flächeninhaltes, der Zahl der Einwohner, dann der Städte, Märkte, Dörfer, Häuser, und in der letzten Rubrike die Bevölkerungsangaben von den einzelnen Städten. Eine zweite Tabelle, politische Eintheilung überschrieben, enthält eine zwecklose Wiederholung des Eingangs der ersten Tabelle und kann mit gutem Gewissen unter die disponiblen leeren Räume gerechnet werden, an welchen die Karte von Illyrien und Steiermark minder reich ist, als jene von Tirol. Haben nicht Steiermark und Illyrien auch schiffbare Flüsse, Mur, Drau, Save, Kulpa? und Seen im steierischen Salzkammergute, in Kärnthen und Krain! Wie dankbar würde der Reisende es aufnehmen, wenn die Karten die Plane von Gratz, Klagenfurt, Laibach, Triest, Innsbruck, Trient enthalten würden, oder solche Gegenden, wo sich Merkwürdiges auf den kleinsten Raum zusammendrängt, z. B. Meran, wo die Karte in ihrem beschränkten Maaßstabe der Masse erliegen muß! Ausfüllen und benützen scheinen Synonyma, allein die Anwendung beweiset oft genug, daß es zweierlei Dinge sind.

Selbst die Karte von Salzburg benützt den Raum der südlichen Blätter zu Längen- und Breiten-Angaben der Triangulirungspunkte, der Höhen derselben und zu einer Zusammenstellung der statistischen Notizen nach Bezirken. Am dürftigsten ist die Karte des Erzherzogthums Österreich ausgestattet, wo blos der Zeichenerklärung der Flächeninhalt und die Bevölkerung der Kreise angehängt ist, also weder Höhen, noch Längen und Breiten, weder eine Stromtafel noch statistische Notizen. Die nördlichen und östlichen Blätter sind ganz ausgeführt und können nichts enthalten, die westlichen und südlichen sind zur Hälfte und darüber leer und — enthalten auch nichts. Das Land unter der Enns entbehrt eines eigenen Staatshandbuches und ist daher nicht in der angenehmen Gelegenheit wie die anderen Provinzen, deren Schematismen sehr brauchbare statistische Details enthalten; insbesondere umfassen die Schematismen der beiden italienischen Gubernien eine Masse ausführlicher Zusammenstellungen über Bevölkerung, Sanitäts- und Humanitäts-Anstalten, Handel, Straßen, Kanäle u. s. w. und können darin zum Muster dienen. Um so wohlthätiger wäre es daher gewesen, wenn durch die Karte und angehängte Tabellen diese Lücken theilweise wären ausgefüllt worden, und wenn durch dieselbe sich eine reichliche Quelle für verschiedene Partien der Landeskunde eröffnet hätte, allein das Geschick wollte es anders, und ließ das Erzherzogthum in dieser Beziehung am schlimmsten durchkommen.

Die besprochenen unbenützten leeren Räume

so groß ausgefallen sein, wenn nicht (bei den spätern Karten der deutschen Provinzen) jenes unerklärliche System Platz gegriffen hätte, mit der Landesgrenze dermaßen zu schließen, daß alles Nachbarland noch weniger berücksichtigt erscheint, als wäre es Wasser. Dies ist mit einer solchen Konsequenz durchgeführt, daß selbst $^1/_8$ Quadratzoll im Ecke einer Sektion leer geblieben ist und dem Laien für eine Unterlassungssünde des Stechers gelten würde. Die chinesische Mauer scheidet nicht so scharf die Nomadensteppen vom himmlischen Reiche. Wo eine bizarre Absperrung jeden Verkehr hindert, ist das Nachbarland eher als Null zu betrachten, wo aber Straßen und Flüsse Handel und Wandel begünstigen und selbst Hochgebirge nur an wenigen Stellen die Verbindungen unterbrechen, dort finden sich zahlreiche Beziehungen, zwischen den Nachbar-Staaten und Nachbar-Provinzen und die Grenzgegenden erhalten, besonders in finanzieller und kommerzieller Hinsicht eine erhöhte Wichtigkeit. Man kann sich auf die Frage, ob die Generalstabs-Karten nicht auch für den Grenzbewohner, für den Kaufmann, den Gefällsbeamten u. s. w. zum Gebrauche dienen sollen, keine Verneinung denken, aber eben so wenig die Frage bejahen, ob sie bei der angegebenen Einrichtung auf die Eigenschaft einer allseitigen Brauchbarkeit Anspruch zu machen, geeignet sind. Ist dem Offizier mit einer solchen terra incognita gedient? Ist man nicht unnöthigerweise gezwungen, sich die betreffenden Blätter der Generalstabskarte von Baiern anzuschaffen, um z. B. über die nächsten Gegenden des linken Innufers, die erwünschten Aufschlüsse zu erhalten? Selbst wenn man sich auf das Inland beschränkt, welche Unbequemlichkeit bei einem Grenzbezirke aus zwei oder gar drei Sektionen mühsam die gesuchten Daten zu entnehmen, und welche Schwierigkeit, man könnte fast sagen Unmöglichkeit, aus den zertrennten und scharf geschiedenen Gliedern sich das Bild des Ganzen zu formiren! **Quod fieri potest per pauca, non debet fieri per plura.** Ein paar Meilen Terrain, Gewässer, Wege und Orte fortgezeichnet und alle Anstände sind beseitigt und der Dank von Vielen verdient, die nun unbefriedigt ausgehen. Plötzliche Umwälzungen werfen auch manches Gute über Bord. Auch auf den neuesten Blättern der Karte von Mähren herrscht derselbe scharfe, abstrakte und unpraktische Separatismus, was um so mehr überrascht, als die Karte des lombardisch-venetianischen Königreiches mit dem trefflichsten Beispiele [illegible] und die Nachbarländer, gleichviel ob Inland oder [illegible] oft viele Meilen weit bis zu den Haupt-Endpunkten [illegible] Straßenzüge oder Thäler fortsetzte. So erscheint [illegible] skizzirt bis zur Gotthardsstraße und zum Hin[illegible] bis Trient und Toblach, Kärnthen bis zum [illegible] Küstenland bis an den Isonzo u. s. w. Der [illegible] Karte in der österreichischen militärischen [illegible] in seiner Kritik der Worte: „Um [illegible] höhen, wurden an den Landesgr[illegible] theile der Nachbarstaaten nach verlä[illegible] Auf gleiche Weise [illegible] über die Landesgr[illegible] und Flußnetz so [illegible] immer erlaubten [illegible] scheuend. Der [illegible] sogar zum Vo[illegible] England zu de[illegible]

Vermuthungen über die Gründe dieser Maaßregel und erwarte von der Zeit, der alles mildernden, daß sie auch den starren Buchstaben einer unbeugsam scheinenden Autonomie untergraben und daß die Erkenntniß des Besseren endlich zum Siege helfen werde.

Wenn man vollends die Zweckmäßigkeit bis auf das kleinste Detail getrieben sehen und verlangen wollte, daß auch an den Rändern der Sektionen die Bequemlichkeit bei dem Gebrauche dadurch berücksichtigt werde, daß im Falle eine wichtigere Straße, ein Hauptthal, eine Grenze längs des Schnittes fielen oder nur unbedeutend über den Rand hinübergriffen, die betreffenden Stellen auf beiden Sektionen ausgeführt erscheinen sollten [illegible] kann man bei den Generalstabs-Karten um so wenig[illegible] Befriedigung erwarten, da man eine sekundäre [illegible] nicht hoffen kann, wo eine primäre nicht [illegible] Oft ist kaum ein Quadratzoll, ja [illegible] Quadrat[illegible] Kreise oder Viertel auf einer Sektion vorhanden [illegible] der anstoßenden dieses kleine Stückchen [illegible] wird die ganze Sektion zur Formirung [illegible] wiewohl sie dem Besitzer im übrigen [illegible] kann. Als Beispiel weise ich [illegible] Traunkreise auf dem Blatte [illegible] auf ein kleines Stückchen vom [illegible] auf 2 Parzellchen vom [illegible] von Steiermark) und [illegible] scheint man allerdings [illegible] Wiederholungen [illegible] abzuschließen, [illegible] Mittelberg [illegible] Leoben auf [illegible] heit würde [illegible] aber sie [illegible] letzte [illegible] genden [illegible] den [illegible] [illegible]

zu vereinigen, da sie nur im Wortlaute existirt, und die bis zur Feindseligkeit ausgedehnte Disharmonie zwischen Groß-, Kleinadel und Bürgerthum, findet ihr Echo auch in der Literatur. Am deutlichsten spricht sich der Sinn der verschiedenen Gesellschaftsklassen gegen einander in der dem Vermuthen nach von dem Grafen Dunin-Borkowski herrührenden, in Breslau erschienenen Schrift: „Galizische Kleinstädtner" (parafianszczyzna) aus, welche von Einem Theile der Bevölkerung Galiziens eben so viele Anfechtungen erfahren, als sie bei dem Andern Interesse erweckt hat.

Der Presse selbst steht namentlich entgegen der Einfluß des eindringenden deutschen Elements und die damit Hand in Hand gehende Organisation des Erziehungs- und Bildungswesens im Vorgrunde.

Wenn gleich, wie der deutsche Reisende Kohl behauptet hat, sich Galizien mit dem deutsch-katholischen Elemente Österreichs eher versöhnt, als das Großherzogthum Posen mit dem deutsch-protestantischen der preußischen Monarchie, so liegt hierin doch nur ein Beweis für die Ansicht, daß der Geist Galiziens sich eher unter den deutschen Einfluß gebeugt hat, als die bei Weitem mehr polnisch-nationale Richtung des Großherzogthums Posen. Es läßt sich aus jenem Umstande daher kein Vortheil für die polnische Literatur Galiziens an sich ableiten. Lemberg, der Sitz der höchsten Behörden, zählt unter seiner Bevölkerung eine Zahl von 7000 Deutschen, in deren Händen die Intelligenz vorzugeweise ruht. Die Universität, welche etwa von 1000 Studierenden bezogen ist, hat das Ansehen einer deutschen Lehranstalt, indem der reichere Adel seine Bildung im Auslande sucht, der ärmere aber und die nicht adelige Jugend von den Bildungsanstalten sich entweder freiwillig zurückzieht, oder ohne Mittel für höhere Studien, dieselben in den Seminarien vollendet. Außerdem befindet sich ein Theil der studierenden Jugend in den Bildungsanstalten der Jesuiten, welche seit mehren Jahren in Lemberg das Kollegium Nobilium errichtet haben, und es bringt auf diese Weise ein drittes Element in das galizische Bildungssystem, wovon die polnische Literatur ebenfalls keine Früchte zieht. Durch diese Vermischung der geistigen Antheile ist der Zusammenhang zwischen Galizien und dem übrigen Polen sehr locker.

Man macht der Literatur den Vorwurf der Käuflichkeit, und schließt daraus auf ihre Unselbstständigkeit. Bleibt auch jener Vorwurf dahingestellt, so ist doch dieser nicht abzulehnen, zugleich aber ist gewiß, daß außer der Käuflichkeit andere Umstände ihn bethätigen helfen. Die werthvollsten Erzeugnisse liegen in Manuskripten, einige der bessern sind im Auslande zur Öffentlichkeit gelangt. Die Lemberger Presse bringt nur Kompilationen und wenig selbstständige Orginalien ans Licht. Nur das Drama hat in letzter Zeit von Lemberg aus einen Aufschwung erhalten, und für dieses scheint die dortige Literatur stets günstig gewesen zu sein. Graf Fredro hat hier eine Reihe seiner, namentlich im Dialog schönen Schau- und Lustspiele gedichtet, und denselben durch die Lemberger Bühne Ruf zu verschaffen gewußt; ein Gleiches ist dem dramatischen Dichter Magnuszowski gelungen. Beide sind jedoch gegenwärtig verstummt, und an ihre Stelle ist Korzeniowski getreten, dessen letztes dramatisches Produkt „Żydzy" (die Juden) mit namenlosem Beifall über die Bühnen gegangen ist; außer ihm sind Chłędowski, und mehre Andere mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

Das Hauptverdienst gebührt den von ihnen veranstalteten Sammlungen des vorhandenen älteren Stoffes. Der größte Theil neuerer Schriften erscheint anonym, weil die persönlichen Verhältnisse der polnischen Schriftsteller den Landsleuten in der Regel hinlänglich bekannt, und in Betreff derselben mithin besondere Rücksichten zu nehmen sind. Diese Anonymität kann in keinem Falle durch die einseitigen Vortheile, welche sie dem Schriftsteller bringt, alle die Nachtheile aufheben, welche das Publikum daraus zieht, denn in vielen Fällen führt sie zu Anfeindungen und Verstimmungen, wovon die Beispiele ganz gewöhnlich sind. Die meisten der in Lemberg verfaßten anonymen Schriften sind in Posen erschienen, wo die Pseudo- und Anonymität ebenfalls nicht die besten Früchte getragen hat. Sie hat wiederholt zu Zänkereien geführt, welche der hier im Allgemeinen ehrenhaft repräsentirten Schriftstellerei durchaus unwürdig waren.

Kunst-Akademien und Vereine.

Die k. k. Akademie in Mailand hat für 1845 folgende Preise für alle in der Monarchie lebenden Künstler ausgesetzt:

Architektur. Plan eines Gebäudes für eine filodramatische Gesellschaft; mit großem Musiksaal, Theater, Bureaux ꝛc. — Medaille von 60 Dukaten.

Malerei. Dante überreicht die divina comedia dem Augustinerprior Hilarius in Corvo (La Divina Comedia. Udine Mattiazi 1827 Vol. III, parte I, pag. 378) Höhe 1,63, Breite 2,27 Metr. Medaille von 100 Duk.

Skulptur. Die Erschaffung Adams. Scagliola, 1 Metre hoch, Medaille von 60 Duk.

Kupferstich, nach einem guten Werke, welches noch nicht gut gestochen wurde, wenigstens 40 Centim. groß. Der Künstler hat 5 Abdrücke vor der Schrift und ein Zeugniß beizubringen, daß die Arbeit von ihm sei, und noch nicht veröffentlicht. Medaille von 20 Duk.

Figuren-Zeichnung. Theodoline, den Herzog Agilolf von Turin zu ihrem Gemal erwählend (Paolo Diacono, Storia longobardica C. III. — Le antichità longobardico - milanesi dei monaci Cisterciensi di Lombardia T. I. dissert. 1.) Für das Kostüm dient das ältere longobardische Gemälde im Dome zu Monza als Anhaltspunkt) 0,81 M. lang, 0,54 breit. Medaille von 30 Duk.

Ornamenten-Zeichnung. Ein prachtvoller Reliquien-Kasten, in Metall und Krystall auszuführen. Aquarell, 0,81 M. breit, 0,54 M. hoch. Medaille von 20 Duk.

Perspektive. Ein Platz in Theben zur Zeit des Sesostris. (Descrip. de l'Egypte — Antiquités Vol. II et III.) Aquarell, 1 M. breit, 0,65 M. hoch. Medaille von 20 Duk.

Landschaft. Zerklüftete, nebelbedeckte Gebirge im Hintergrunde; näher ein Wasserfall. Die Sonne dringt durch halb umwölkten Himmel; weidendes Vieh; eine verfallene Hütte. Im Vorgrunde ein Felsstück mit einem Baumstrunk; Wanderer mit Lastthieren ruhend. Auf Leinwand, 1 M. hoch, 1,33 breit. Medaille von 30 Duk.

Einsendungstermin: Ende Juni.

(Gazz. d. Milano. Nr. 1.)

Unterrichtswesen.

Den neuerrichteten „Gewerbsschulen" im siebenbürg. Sachsenlande stehen manche Vorurtheile hemmend entgegen, welche ein längerer Artikel der Transilvania Nr. 3 bekämpft. Ein Haupthinderniß soll in der dadurch scheinbar veranlaßten strengeren Trennung der Stände liegen, welche der Verfassung widerspricht. Früher besuchten auch Knaben, welche zu einem Gewerbe bestimmt waren, die städtischen Schulen und lernten dort Latein, welches auf den neuen Gewerbschulen natürlich fehlt, und wodurch den Gewerbetreibenden dereinst der Zutritt zu gewissen Ämtern städtischer Verwaltung verschlossen wird.

Mnemotechnik. Hr. Bondi, Inhaber einer Sprachschule in Gratz, wendet die Mnemotechnik mit gutem Erfolge an (nach Reventlow's Methode) und bei einer Gedächtnißprobe bewies einer seiner Schüler, „daß er 400 historische Fakta und eben so viele Daten auf das Fraktesteste angeben konnte." (Stiria.)

In der Gratzer Zeitung (1 und 4) spricht sich Hr. Bondi selbst über das Vortheilhafte dieser Methode aus, und gibt Beispiele von Merkwörtern für Fakta der steirischen Geschichte, und für die Einwohnerzahlen österreichischer Städte. Die letzteren wurden größtentheils von seinen eigenen Schülern selbst erdacht, und sind zum Theile sehr treffend, z. B. Baden bei Wien = 3060 Einwohner = Weilburg. Neustadt = 9130 = Akademie. Salzburg = 13900 = Tonkunst (als Geburtsort Mozart's) Triest = 70,000 = Flotte. Laibach = 1500 = Toison d'or (Jason) soll auf seiner Rückkehr die Stadt gegründet haben). Idria = 4000 = Quecksilber.*)

*) Ich werde nächstens einen zweiten Artikel über Mnemotechnik mittheilen, durch zahlreiche statistische Merkworte erläutert. Vergl. über Reventlow in diesen Blättern, 1844, II. Bd., Nr. 37, S. 289.

(Fortsetzung folgt.) S.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 18. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 33.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Passy: Über Kirchengesang und Kirchenmusik. — Hammer-Purgstall: Orientalische Literatur. (Fortsetzung.) — Aus Zeitschriften. Jänner. (Fortsetzung.)

Ueber Kirchengesang und Kirchenmusik.

Von Anton **Passy** in Wien.

Erster Artikel*).

Διδάσκοντες καὶ νουθετοῦντες ἑαυτοὺς ψαλμοῖς καὶ ὕμνοις καὶ ᾠδαῖς πνευματικαῖς ἐν χάριτι ᾄδοντες ἐν τῇ καρδίᾳ ὑμῶν τῷ Κυρίῳ.

Epistola ad Coloss. III. 16.

Wohl darf man von den älteren Kirchengesängen der einen Kirche, die, während so Vieles gewechselt und gewandelt, in ihrer Größe, Würde, Schöne oder reizenden Anmuth und Lieblichkeit, so viele Jahrhunderte durchtönt, in durchdringender und erschütternder Gewalt, in ewiger Jugend und Frische, dieselben an Wirkung beharrend — glauben, daß sie ihren Ursprung in vom höheren Geiste hingenommenen Seelen gefunden. „Immer ward es," sagt ein frommer Kenner heiliger Kirchenmusik, „als ein Ausfluß von Oben betrachtet, dieses wunderbare Vermögen innere heilige Seelenaffekte des Leides und der Freude, in Jubel und Klage so auszulassen, daß, wie die Vorwelt, so auch die Mit- und Nachwelt, noch zu gleicher Trauer und Jubilation davon angeregt und hingerissen werden." Vermag ein von Oben reichbegabter Tonkünstler, Töne, die er in einer höheren geistigen Welt vernommen, in irdischen Klängen auszudrücken, sei es, daß er das dazu nöthige Geschick sich auf dem gewöhnlichen Wege erworben, oder daß auch dieses ihm in ungewöhnlicher Weise geworden, immer wird der Chorus sich finden, der in seinen Gesang fortwährend einstimmt, und davon zu heiliger Begeisterung hingerissen wird. Wenn Palestrina von einer seiner besten Kompositionen gesagt, er habe sie vorsingenden Engeln nachgesungen und nachgeschrieben, so scheint die heilige Gemeinde der heiligen Kirche wohl der Ehre werth, von Gott erleuchtete höhere Geister, zu ihren ersten Vorsängern gehabt zu haben.

Wenden wir uns von dieser Betrachtung zu dem, in der heiligen sicht- und hörbaren Kirche bestehenden Kirchengesang, so finden wir, daß noch heute nichts das Gemüth leichter zu erheben, tiefer zu rühren vermag; daß nichts im Stande sei, von Liebe zu Gott beseelte Gemüther kräftiger zu ermuntern, und zur Andacht in Wort und That anzufeuern, als das Reich der Harmonie. Wie bei der feierlichen Danksagung, welche Israel Gott, wegen des glücklichen Durchganges durch das rothe Meer, und der Befreiung von der egiptischen Sklaverei darbrachte, Gesang erscholl. (**Exod. cap. 15, v. 1.**), so erschallet noch in der Kirche Jubel und Dank, ob des glücklichen Durchzuges, durch das rothe Meer der wirren Welteitelkeit, und ob der Befreiung von dem Joche der Selbheit.

Die heilige Kirche hat seit dem Beginne des Christenthums nie unterlassen, Gesang beim Gottesdienst zu fördern. Plinius, Prokonsul in Bithynien, in dem Berichte über das Wesen der christlichen Religion, schreibt an Kaiser Trajan: „Die Versammlungen der Christen fänden an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang Statt, und es würden da Loblieder auf Christus, als auf eine Gottheit gesungen." Der heilige Ignatius, der Martirer, gibt in seinen Briefen an die Epheser und Römer vielfach Zeugniß davon, Stellen, die nachgelesen zu werden verdienen. In dem Briefe an die Römer bittet er diese sogar, wie um eine Gnade — um Gesang nach seinem Tode. Der heilige Justin, der Martirer, am Ende der Apologie an Antoninus Pius, und Tertullian, in der Apologie C. 39, legen in gleicher Weise Zeugniß ab, daß die ersten Christen in ihren Versammlungen, durch Gesang von Psalmen und Lobliedern, den Herrn zu preisen pflegten.

Als die heilige Kirche durch den Schutz des Kaisers Constantinus, des Friedens und der Ruhe genoß, und der Gottesdienst nicht mehr in Privatwohnungen und Katakomben, sondern frei und offen, in geräumigen Tempeln abgehalten wurde, hörte man heiligen Gesang im Orient und im Okzident, von allen Gläubigen mit größerer Freudigkeit und Innigkeit anstimmen. Da aber auch die heiligsten Dinge mit der Zeit entarten und gemißbraucht werden können, so verlor der heilige Gesang an vielen Orten, die ursprüngliche Ein-

*) Aus und nach den Annali delle Scienze religiose compil. da Monsig. Ant. De Luca. Roma, Vol. XVI. Fasc. 46. 47. 48.

fachheit, so daß er, anstatt zum Gebete zu ermuntern, die Andächtigen störte. Die heiligen Bischöfe und eifrigen Kirchenlehrer eiferten bis gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, mit der ganzen Macht ihrer Beredsamkeit gegen derlei Mißbräuche, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Eben gegen Ende des sechsten Jahrhunderts nahm der, um den Gottesdienst eifrigst besorgte Papst Gregor der Große, eine Reform des Kirchengesanges vor, die sich in kurzer Zeit über den ganzen Okzident verbreitete.

Der gregorianische Gesang hat Kennern und Gelehrten, wie der ganzen Masse der Gläubigen, stets gefallen, und wird wohl nie mißfallen. So lange die Notation der gregorianischen Melodien verstanden ward, ist nie ein Tadel gegen dieselben erhoben worden, sie ernteten fortwährend reichliches Lob. Als aber in den folgenden Jahrhunderten mit der Melodie dieses Gesanges, Harmonie verbunden und vermischt wurde, fingen die Mißbräuche an, gegen welche die Kirchenväter und Konzilien, so wie eifrige Kirchenschriftsteller, bis in die neueste Zeit herein zu Felde gezogen sind, ohne jedoch bestimmten Erfolg zu erringen. In jedem, wenn auch noch so rohen Zeitalter, bei den rohesten Völkern waren den Gesang begleitende Instrumente im Gebrauch. Als der melodische Gesang in den Gottesdienst eingeführt worden war, suchte man ihn im Verlaufe der Zeit harmonisch auszubilden. Unter dem Papste Vitalian, der im Jahre 655 regierte, hörte man zuerst die Melodien des gregorianischen Gesanges nach Lust und Liebe der Sänger harmonisirt. Dieses hieß lateinisch **organare**, und der Akkord **organum**; Benennungen, welche viele Schriftsteller zu der unrichtigen Vermuthung geführt haben, es sei zur Zeit des heiligen Vitalian, das Rohr- und Pfeifeninstrument, das wir Orgel nennen, in den Kirchen schon eingeführt gewesen.

Dieses „**organare**“ scheint bis zum zehnten Jahrhunderte gedauert zu haben; denn Ubald von sankt Amand, ein flamändischer Benediktinermönch, schrieb über das alte **organare**, und bediente sich der Punkte zur Bezeichnung der Töne; woraus sich ergibt, daß der Ausdruck Kontrapunkt aus jener Zeit herstammt, und daß die Erfindung der Punkte, wie von Pater Kircher in seiner **Musurgia**, und vom Abt Gerbert in seiner Abhandlung **de Musica sacra** sehr richtig bemerkt wird, nicht erst dem Guido von Arezzo zuzuschreiben, sondern älter ist. Letzterer stellte (um das J. 1032) in seinem „**Micrologus**“ einige Regeln über die Harmonie auf, und führte eine neue „Organirmethode“ ein, die sich in kurzer Zeit allenthalben verbreitete. Franco von Köln brachte am Ende des 11. Jahrhunderts (1085) die Harmonie zu noch weiterer Entwickelung. Er berücksichtigte mehr als seine Vorgänger zuvörderst die Konsonanzen, lehrte die Anwendung der Dissonanzen, und setzte die Eintheilung der musikalischen Figuren in lange, kurze und halbkurze fest; er stellte über das Tempo oder Zeitmaß, die Ligaturen, die Übergänge und Ruhepunkte beim Gesang, bestimmte Regeln auf, und legte dadurch den Grund, zu der sogenannten figurirten Musik, die später vorzüglich durch die Italiener ausgebildet wurde. Nach diesen Verbesserungen wurde der Kirchengesang binnen Kurzem, in England, Frankreich und Belgien eingeführt; er wurde kunstvoller, harmonischer und trat zuweilen von Instrumentalmusik begleitet auf. Diese vieldeutigen Verschönerungen des Kirchengesanges, arteten jedoch bald in unwürdige Künsteleien und ungereimte Schnörkeleien aus, über die sich schon Abt Aelred, Schüler des heilige Bernhard, in seinem Werke „**Speculum Charitatis**“ **lib. 2, c. 23** bitter beklagt. Eine Klage, die höchst interessant lautet.

Diese Verkünstelung gedieh zur größten Übertreibung, ja es kam bis zu solchen Exzessen, daß sich Papst Johann **XXII.** bewogen fand, im Jahre 1322 zu Avignon das berühmte Dekret „**Docta sanctorum Patrum**“ zu erlassen, das sich in **Estrav. lib. 3. de vita et honestate clericorum** befindet. In diesem Dekrete wird nachgewiesen, daß der Hauptzweck des heiligen Kirchengesanges, in der Förderung der Andacht bestehe, und die Einführung der damaligen halben und drittel Noten, der Diskantstimmen, langen Triller, und anderer Ziereien werden dort strenge getadelt. Dazu wird die Abschaffung derselben angeordnet, und nur an hohen Festen, die Anwendung einer einfachen Harmonisirung, bei einfachem Kirchengesange in der Art gestattet, daß die ursprüngliche Einheit und Reinheit des Gesanges selbst nicht darüber verloren gehe.

Dieses päpstliche Dekret war von guter Wirkung, und es wurden demselben zufolge bei Gradualen, Offertorien, Antifonen, Hymnen und Responsorien, wieder die alten, einfachen, lauteren Melodien gehört. Viele jedoch, deren Ohren durch die bis dahin gebräuchlich gewesenen gekünstelten Weisen verwöhnt waren, hörten die alten ungekünstelten Melodien mit Widerwillen an, und die aus den Kirchen verbannte künstliche Gesangweise, blieb außerhalb derselben um so mehr im Gebrauch. Bald kehrte sie jedoch wieder in die Kirche zurück, und über der Pflege dieses problematischen Fortschrittes, wurde auf die heiligen Worte bald wieder gar keine Rücksicht mehr genommen; der Text wurde durch endlose Künsteleien der Komponisten abermal völlig in den Hintergrund gestellt, und die Zuhörer vermochten den Sinn, der unter so vielen musikalischen Figuren versteckten Melodien kaum mehr zu fassen. Das Schlimmste dabei war, daß die Kompositionen meist zuerst und zuvörderst, für weltliche Gegenstände bestimmt waren.

Das heilige Tridentinische Konzilium setzte diesem Unwesen abermal Schranken, und man war auf Reform und würdigere Gestaltung der Kirchenmusik ernstlich bedacht. In der Sitzung vom 14. September 1562 wurde der Beschluß gefaßt: „**Ab ecclesiis vero musicas eas, ubi sive organo, sive cantu, lascivum, aut impurum aliquid miscetur (Ordinarii locorum) arceant, ut Domus Dei vere domus orationis esse videatur ac dici possit.**“ (**De observandis et vitandis in celebratione missae.**) Am Schlusse des Konziliums wurde vom Papste Pius **IV.** behufs der Verbesserung der Kirchenmusik, eine aus acht Kardinalen bestehende Kongregation ernannt, und zu Vorstehern derselben die Kardinale Vitellozzi und der heilige Borromäus gewählt. Diese sorgten dafür, daß in der päpstlichen Kapelle nicht nur eine nicht anstößige und übertrieben verkünstelte, sondern eine andachterregende, einfach klare Musik aufgeführt wurde. Der berühmte Tonsetzer, Johann Peter Ludwig Palestrina, wurde mit dieser Reform beauftragt. Er schrieb eine sechsstimmige Messe, die allgemeinen Beifall erhielt, und Epoche in der Kirchenmusik machte. Palestrina, durch den günstigen Erfolg ermuthigt, schritt auf der betretenen Bahn rüstig fort, und

komponirte viele, des Gotteshauses vollkommen würdige Tonwerke.

Der allgemeine Beifall, den dieser Meister der Tonkunst erntete, und vielleicht auch die Großmuth mancher damaliger Mäzenaten, erregte Gewinnsucht bei seinen Nachahmern; alle Tonsetzer fingen bald an, ihren Stil umzuändern, und Palestrina's Beispiele zu folgen. Es erschienen die schönen Kompositionen des Ludwig da Vittoria, der beiden Nanini, der beiden Aneri, des Caccini, Allegri und vieler Anderer. Zu jener Zeit bildete sich der Stil des Orgelspieles in der Vokalmusik aus, und die Orgelbegleitung wurde immer seltener. Mit diesem gleichen Schritt hielt der Konzertstil, der sich durch Zulassung der Saiten- und Blasinstrumente, in der Kirchenmusik bildete. Auch hierin entstanden aber bald neue Mißbräuche, welche die Aufmerksamkeit der Päpste erregten; Mißbräuche, gegen die Alexander VII. die Konstitution **Piae sollicitudines** vom Jahre 1657 als strenges Gebot ergehen ließ. Die heilige Kongregation der **Visita Apostolica**, erließ über die Beobachtung dieser Konstitution unterm 30. Juli 1665, eine eigene lesenswerthe Verordnung.

Es war dieselbe von guter Wirkung, aber nur für wenige Jahre. Der echte Kirchenstil herrschte an einigen Orten, die Vokal- und Instrumental-Musik dagegen bildete, verbildete und verbreitete sich an mehren andern Orten, in Folge des sich immer mehr hebenden Bühnenwesens, mit um so größerer Schnelligkeit. Nach Bekanntmachung der erwähnten Verordnung, zeichneten sich die Zöglinge des Konservatoriums zu Neapel, und viele römische Kapellmeister rühmlich aus. Aber diese bildeten eine verhältnißmäßig geringe Zahl. Der Mißbrauch nahm fast in ganz Italien überhand, und etwa hundert Jahre nach dem Erlasse dieser Konstitution, ertönten die alten Klagen der Kenner und Kritiker aufs Neue.

Im Jahre 1749 erließ Papst Benedikt XIV. ein grundgelehrtes Zirkularschreiben an die Bischöfe, worin er gegen den Mißbrauch, der in die Kirchen eingeführten theatralischen Musik eifert, den gregorianischen Gesang empfiehlt, und über die Art der anzuwendenden Musik, höchst lehrreiche Winke gibt.

Die Aufzählung der Schriftsteller, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Zeit, gegen die, in der Kirchenmusik herrschenden Mißbräuche in Werken und einzelnen Aufsätzen geeifert haben, würde hier zu weit führen. Wir führen hier nur einige, und zwar aus der gegenwärtigen Zeit an, in welcher die gerügten Mißbräuche so weit und tief eingerissen sind, daß sie durch bloßes Reden, ohne durchgreifender Maßregeln der Behörden, schwerlich mehr ausgerottet werden können. Dr. Eustachius Cattaneo gab 1836 bei Pirola in Mailand, eine Brochüre darüber heraus, die wirklich lesenswerth ist, worin er gegen die Mißbräuche, welche die Organisten besonders in Italien, sich beim Gottesdienste zu Schulden kommen lassen, auf sehr gründliche Weise zu Felde zieht. In der „**Voce della Verità**“ vom 20. Dezember 1838 findet sich ein, ursprünglich dem Pariser Journal „**la France**“ entlehnter Artikel, über das in der Kirchenmusik herrschende Unwesen, den wir nachzuschlagen und nicht ungelesen zu lassen bitten.

Se. Eminenz Kardinal Fürst Konstantin Patrizi, Generalvikar Sr. Heiligkeit des jetzt glorreich regierenden Papstes, konnte die Störungen, die in der Kirche durch die heute übliche Musik veranlaßt werden, nicht länger dulden, und erließ ein Dekret dagegen, vom 16. August 1842, das noch mehr als jener letztzitirte Artikel, beherzigt zu werden verdient.

In der „**Revue de Bruxelles**“ vom 24. Oktober 1842, zweiter Theil, eifert der Verfasser des Artikels: „**Un mot sur la musique de l'Eglise, l'ombre de Palestrina à Rossini,**“ gegen die heute in der Kirchenmusik herrschenden Mißbräuche, in besonders geistvoller Weise. In einem Pariser Journale fand derselbe nämlich die Anzeige, daß an einem Sonntage Rossini's „**Stabat mater**“ im italienischen Opernheater aufgeführt werden würde; und zu gleicher Zeit las er in einem belgischen Blatte, daß das Potpourri aus „**Lucia di Lammermoor**“ in der Kirche einer kleinen Provinzialstadt, und zwar zur Zeit der heiligen Messe vorgetragen werden würde! Der Verfasser dieses Aufsatzes fängt damit an, bemerklich zu machen, daß Jedermann, der nur einen Funken Einsicht und Takt für das Schickliche habe, den richtigen Schluß aus dieser Annonce ziehen muß, daß man heute nicht mehr wisse, was Kirchenmusik sei, ein Schluß, dessen Wahrheit wohl nicht geläugnet werden kann, wenn man über das, was in Angelegenheiten der Religion und des Theaters schicklich ist, nicht völlig gleichgiltig worden.

Wir haben gezeigt, welche Schicksale die Kirchenmusik erlitten, zu welchen Mißbräuchen viele Tonsetzer sich verleiten ließen, und wie nicht allein die Päpste, sondern auch Alle, denen die Würde des Gotteshauses am Herzen liegt, gegen das, zu verschiedenen Zeiten um sich greifende Unwesen, eiferten. Es entsteht nun die Frage: „welche Gattung des Gesanges und der Musik, ist für die Kirche geeignet?“

Kirchengesang und Kirchenmusik müssen von der Art sein, daß die Gläubigen dadurch zur Andacht gestimmt werden. Dies bedarf in einer Zeit, die sich mündig und aufgeklärt nennt, keines weiteren Beweises. Eine Vokal- oder Instrumentalmusik, welche die Andacht stört, oder blos den Kitzel sinnlicher Rührung weckt, ist weder für die Kirche, noch für Christen überhaupt geeignet. Die Kirchenmusik aber, wie sie gegenwärtig fast allgemein im Gebrauch ist, zerstreut und tilgt die Andacht, sie erregt oft sogar Leidenschaft, sie ist entweder bedeutungslos, das heißt, sie drückt den Sinn der heiligen Liturgie gar nicht aus, sie ist wirkliche Theatermusik, oder dieser ähnlich; sie ist daher für die Kirche untauglich, und bedarf, wenn sie dem Zwecke entsprechen soll, einer gründlichen Reform! Dies fordert die Vernunft, wenn wir sie nicht verläugnen wollen; dies wollten, wie oben gezeigt wurde, die heiligen Väter; dies gebeut die heilige Kirche, und Jedermann, dessen Herz von den Gefühlen heiliger Liebe zu Gott noch erfüllt ist, wünscht es.

Welche der bisher in Anwendung gebrachten Gattungen des Kirchengesanges und der Kirchenmusik ist aber zulässig und zweckmäßig? — Wir geben die Antwort auf diese Frage mit den Worten Alfieri's, in den angeführten wissenschaftlichen Jahrbüchern, ohne uns, weder für noch gegen seine Ansicht auszusprechen. Der Gesang, welcher im Gotteshause ertönt, muß ernst, majestätisch und bezeichnend sein; und da die heilige Kirche in ihren Gebräuchen vollkommene Einheit fordert, so ist hierzu immer die lateinische Sprache, als eine unveränderliche, zu allen Zei-

ten verständliche, zu Grunde gelegt worden. Auf gleiche Weise muß Kirchengesang und Musik einen festen, unveränderlichen Charakter haben, der sich im Laufe der Zeit nicht verwischt.

Der Gesang, welcher in der heiligen Messe und beim Gottesdienste überhaupt Geltung erhalten sollte, kann daher kein anderer sein, als der Gregorianische. Die Priester des Herrn mögen ihn anstimmen, und wo die kirchlichen Verordnungen es gestatten, möge die Orgel ihn begleiten. Ferner ist die, im sechszehnten Jahrhundert nach dem Tridentinischen Konzilium üblich gewesene Musik, oder eine andere neuere von ähnlicher Art, zulässig, und es mag an den Orten, wo sich eine musikalische Kapelle befindet, auch ein kunstreicherer Stil angebracht werden, aber ohne Wiederholungen und Solopartien, ohne Duetten und Terzetten, sondern einfach und würdevoll, wenigstens ohne bedeutend hervorragender Solopartien und ohne Beschleunigung des Tempo.

Die der Kirche zusagende Musikgattung soll der Gegenstand des folgenden Artikels sein.

Uebersicht des in den Druckereien von Konstantinopel und Kairo seit ihrer Gründung bis Ende des Jahres 1843 erschienenen halben Tausend von Werken nach ihren Fächern.

(Fortsetzung.)

VI. Geschichte.

Nicht mit Unrecht rechnen die Araber, Türken und Perser die Geschichte und die Dichtkunst zu den Humanitäts- oder Bildungswissenschaften, weil jede Bildung ohne Kenntniß von Historie und Poesie nur eine einseitige und unvollkommene. In der Geschichte hat die Druckerei zu Konstantinopel bei weitem Größeres und Wichtigeres geleistet, mit welchem die zu Kairo aus dem Französischen übersetzten Werke gar nicht in Vergleich zu stellen sind. Die ersten aus der Druckerei von Konstantinopel nach dem Wörterbuche Wankulis hervorgegangenen sechs Werke waren historische: (2) Hadschi Chalfa's Geschichte der Seekriege, (3) die Geschichte der Afghanen, (4) die Geschichte Amerika's, (5) die Timurs von Nasmisade, (6) Soheili's Geschichte von Alt- und Neu-Ägypten, (7) das Rosenbeet der Chalifen von Nasmisade, dann (12) die chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's, worauf die ersten Bände der Reichsgeschichtschreiber nämlich (13) die Geschichte Naima's, (14) die Raschid's, (15) die Tschelebisades, (16) die der bosnischen Kriege, (19) die der drei Reichshistoriografen Sami, Schakir und Ssubhi, (20) die Geschichte Isis und endlich (46) i. J. 1804 die Geschichte des Reichshistoriografen Waßif folgte, welche den Titel: die Trefflichkeiten der Denkmale und die Wahrheiten der Kunden führt. Von diesen Reichsgeschichten wurde nur die letzte zu Kairo in zwei Ausgaben nachgedruckt, deren erste (34) i. J. 1827, die zweite (63) i. J. 1831 erschien.

Von Universal-Geschichten erschien zu Konstantinopel die Rosenflur der Kenntnisse, von Feraisisade Efendi, eine auf Befehl Sultan Mahmud's aus vierzig Geschichten kompilirte Universalgeschichte in zwei dicken Quartbänden, die zusammen 1693 S. füllen. Von den türkischen Übersetzungen des größten arabischen und persischen Geschichtsschreibers sind bisher nur der erste Band Mirchnand's (197) i. J. 1842 ein dünner Folioband von 396 S., die Übersetzung Thaberi's aber (218) vollständig in fünf dünnen Foliobänden erschienen, welche zusammen 817 Seiten füllen. Über die Profeten-Geschichte erschienen zu Kairo drei Werke: (55) die Lebensgeschichte des Profeten von Weisi i. J. 1830, die Fortsetzung derselben (70) von Nabi i. J. 1833 und (99) die türkische Übersetzung und der Kommentar der Lebensbeschreibung des Profeten von Ibrahim aus Haleb; im J. 1833 zu Konstantinopel (184) die Beweise des Profetenthum's Mohammed's und der Personalbeschreibung Ahmeds i. J. 1841, ein Folioband von 664 S.; hieher gehört auch die Personalbeschreibung des Profeten (163) gedruckt zu Kairo i. J. 1839, die Lebensgeschichte der vier ersten Chalifen (203) i. J. 1842, ein Quartband von 550 S. vom Scheich Schemseddin aus Siwas; über die neuere Geschichte lieferte die Druckerei von Konstantinopel: (88) die Geschichte der Janitscharen-Vertilgung, vom Reichshistoriografen Mohammed Esaad i. J. 1828; (175) die Geschichte der Moschee von Ejub unter dem Titel: die Denkmale die Redschidischen in den Lobsprüchen den Chalidischen (Abdul Redschid ist der Name des regierenden Sultans, Chalid der Name des Profetensgenossen Ebu Ejub); endlich (190) die historischen Anekdoten Soheili's d. i. Ahmed, B. Hemdem des Kjaja gedruckt i. J. 1840.

Die Druckerei von Bulak, welche außer Waßif keinen Reichshistoriografen geliefert, hat doch das Verdienst einige ältere und neuere türkische Geschichten durch den Druck in Umlauf gebracht zu haben, diese sind: (67) der Garten der Gerechten des Mufti Abdol-Aasif, ged. i. J. 1833; das Miretols-Kainat (232) d. i. der Spiegel der Geschöpfe von Nischandschisade (35); die Geschichte Enweri's v. J. 1759 bis 1769, deren Druckjahr Bianchi nicht angibt; (71) das Suleiman-Name d. i. die Geschichte Sultan Suleiman's (Bianchi gibt den Namen des Verfassers nicht an) von dem Mufti Aasif Efendi.

Alle folgenden Werke sind Übersetzungen aus dem Französischen oder Italienischen, welche wohl verdienstlich um die Verbreitung europäischer historischer Kenntnisse in Ägypten, aber in der arabischen Literatur ohne Werth. Die Übersetzung der Geschichten großer Eroberer wie Alexander, Bonaparte, Karl der XII. und einer großen Herrscherin wie Katharina II. wurde entweder von Mohammed Ali veranlaßt, oder sagte wenigstens seinem Genius zu. (155) Die Geschichte Alexanders ged. 1839; (65) die Geschichte Bonaparte's (ein Auszug aus dem Mémorial de Sainte Hélène); (82) die Geschichte Bonaparte's, eine Übersetzung des ersten Bandes der Memoiren des Herzogs von Rovigo, ged. i. J. 1834; (222) die Übersetzung der Geschichte Karls des XII. ged. i. J. 1842; (49) die Geschichte Katharina der II. von Castera, die erste Ausgabe ged. i. J. 1829, die zweite (61) i. J. 1831 und (80) der erste Band von Botta's italienischer Geschichte, übersetzt von Hasan Efendi, ged. i. J. 1834; (154) die Geschichte der alten Ägypter, übersetzt von dem um die neuere ägyptische Literatur vielfältig verdienten Scheich Rifaa, ged. i. J. 1839; derselbe übersetzte auch (124) aus dem Französischen die Ge-

schichte der alten Filosofen, ged. i. J. 1837 und (223) das unter dem Titel: Gabe für verständige Könige über den europäischen Fortschritt i. J. 1842 gedruckte Werk (221). Ein synchronistisches Werk der französischen und mohammedanischen Geschichte ordnete der Moderris d. i. Professor an der Schule der fremden Sprachen.*) Ein anderes in Bianchi's Liste noch nicht aufgeführtes historisches Werk führt den Titel: Korreton-nofus wel ojun, d. i. die Ergötzung der Seelen und der Augen, und scheint eine Geschichte der neueren Filosofie zu sein, indem dasselbe sich als Ergänzung der obenerwähnten Geschichten der alten Filosofen des Scheich Refaa ankündet. Die eigentlichen Geschichten führen den Titel Tarich, die Märchen aber den Titel Hikajet, was eigentlich Erzählung heißt. Diese Erzählungen und Märchen gehören also nicht dem Gebiete der Geschichte, sondern dem der Poesie an; sie werden in demselben sogleich folgen und bilden, da in derselben oft Wahrheit und Dichtung vermischt ist, das Mittelglied und den Übergang von der Historie zur Poesie.

VII. Poesie.

Den Übergang von der Geschichte zur Poesie machen, wie gesagt worden, die Romane, deren Stelle bei den Arabern, Persern und Türken größtentheils apologische Werke und Märchen vertreten, von jenen das unter dem Namen der Fabeln Bidpai's in alle gebildeten Sprachen übersetzte, welches im Arabischen den Titel Kelile we-Dimne, im Türkischen den Titel Humajunname führt, jenes (114) zu Bulak i. J. 1836, dieses eben da (102) zu Konstantinopel erschien (171) ein Auszug aus demselben i. J. 1840; die Tausend und Eine Nacht (108) zu Bulak i. J. 1836 in zwei dicken Quartbänden. Das bekannte persische Märchenbuch, welches den Titel: das Buch des Papagei führt, und schon aus englischer und französischer Übersetzung bekannt, erschien zu Konstantinopel in türkischer Übersetzung (160) i. J. 1840, und schon zwei Jahre früher zu Bulak (138); zu Konstantinopel die türkische Übersetzung (172) der Erzählungen Hatimthai's, deren englische Übersetzung zu London auf Kosten des Übersetzungs-Ausschusses gedruckt ward. Die Schwänke Naßireddin Chodscha's (137) i. J. 1838, und dieselben im folgenden Jahre zu Bulak (158). Eine türkische Übersetzung der bekannten Geschichte Leila und Medschnun's (155) i. J. 1838, und eben da zwei lithografirte Erzählungen, die eine Kerem und Aßlichan's, die andere des Richters (Kadhi) mit dem Diebe (Oghri); das letzte Wort ist ins Französische als Ogre übergegangen.

Die unter dem Namen der Erzählungen Avicenna's in der türkischen Literatur bekannten Märchen sind zu Bulak (233) erschienen.**)

Als Märchen führt Bianchi auch den Fünfer Nerkesisade Mohammed Efendi auf, was aber unrichtig, da dieser Fünfer nicht nur die Geschichte der Frohnkämpfe Melemi's, sondern auch die Sammlung der Briefe des Verfassers enthält*). Ein Zwitter von Prosa und Poesie ist (177) die zu Konstantinopel i. J. 1841 gedruckte türkische Übersetzung des Kommentars Ibn-Nobates zum berühmten Sendschreiben Ibn Seidun's.

Wir gehen nun zu den metrischen Gedichten über, beginnen mit den arabischen Kaßideten, lassen hierauf die persischen Werke folgen, die aus Prosa und Versen bestehen (wie das Gülistan, Beharistan und Pendname Aathar's und enden mit den Diwanen. Die berühmteste aller Kaßideten ist die zum Lobe des Profeten gedichtete Elbordet, welche (118) mit dem Kommentare Mohammed Mekki's zu Konstantinopel i. J. 1835 in einer sehr schönen Auflage auf Kosten des damaligen Mufti erschienen, im Buchhandel fast gar nicht zu haben ist. Ein von Bianchi noch nicht aufgeführter Kommentar der Bordet ist der i. J. 1844 unter dem Titel: Kaßidet zu Bulak gedruckte Omar B. Ahmed el-Charbutis|, die türkische Übersetzung der Bordet (203) gedruckt zu Kairo 1841. Die arabische Kaßidet des Chodscha Mohammed II. mit der türkischen Übersetzung (205) gehört ihrem Inhalte nach in die Dogmatik. Die Guirlande poetischer Blumen g. (33) zu Bulak 1827, ist ein Duodez von 61 S.; eine noch größere Kleinigkeit (19) ist das dort nur in neun unpaginirten Sedezseiten i. J. 1825 gedruckte mystische Gedicht, welches den Titel der Juwele der Vereinheitung führt.

Persische Gedichte.

Das Gülistan Saadi's ist zu Kairo (46) im J. 1821 zum ersten Male und im J. 1841 zum zweiten Male (209) zu Konstantinopel (156) im J. 1839, hier aber auch (108) im J. 1833 der große Kommentar des Gülistan von Sudi, ein Folioband von 514 S. erschienen. Das Beharistan Dschami's mit dem Kommentare Schakir's, ein Quartband von 607 S. (126) gedruckt zu Konstantinopel im Jahre 1836**). Das durch S. de Sacy's Ausgabe und Übersetzung allbekannte Pendname ist zu Kairo dreimal, das erste Mal (47) im J. 1828, das zweite Mal (149) im J. 1838, das dritte Mal (217) im J. 1842, zu Konstantinopel (114) im J. 1835, hier aber auch (112) der Kommentar dazu von Ismail Hakki im J. 1834 ein Quartband von 689 S., und 189 eine türkische Übersetzung Hafis Mohammed dem Derwische Nackschbendi, im J. 1836 erschienen. Wenn die Druckerei von Konstantinopel vor der Bulaks die Kommentare des Gülistan, Beharistan und Pendname voraus hat, so hat diese vor jener (97) den Kommentar Sudi's über den Diwan von Hafi's geliefert, welcher zu Bulak im J. 1835 in drei Bänden erschien; der Diwan selbst zu Bulak (199) im J. 1841 und zu Konstantinopel (188) i. J. 1841; auch hat die Druckerei von Kairo das Verdienst, das Mesnewi mit dem türkischen Kommentare (113) im J. 1836 in sechs Foliobänden geliefert zu haben; dafür ist zu Konstanti-

*) Dies ist auf arabisch nicht ganz richtig mit elsinet es-sabiret übersetzt, was die offenbaren oder äußeren Sprachen bedeutet, während es eigentlich elsinet el-edschnebijet d. i. die fremden oder charidschet d. i. die auswärtigen Sprachen, lauten müßte.

**) Bei Bianchi ist das Jahr des Druckes nicht angegeben.

*) Geschichte der osmanischen Dichtkunst III. S. 230; in Bianchi's Liste (181) ist der Fünfer Nerkesisade's gar mit: Contes turcs par Abd-oull'oh Elkys! übersetzt.

**) In dem von der Berlin'schen Buchhandlung Asher herausgegebenen Kataloge, welcher von Unrichtigkeiten aller Art wimmelt, ist Nr. 105 ein Kommentar des Beharistan aufgeführt, dessen die Liste Bianchi's nicht erwähnt.

Edschrumijet nach dem Afrikaner Ibn-el-Edschrum eß-ßinhadschi *). Dieselbe erschien zu Bulak in doppelter Auflage (8) im J. 1824 und (121) im J. 1837. Einen Kommentar zur Edschrumijet schrieb der Scheich el-Kjefrawi **), gedruckt zu Bulak i. J. 1842 und wahrscheinlich dasselbe Werk mit dem in derselben Liste unter Nr. 24 aufgeführten Kommentare der Edschrumijet. Die Esherijet des Scheih Ebul-Hasan el-Esheri kommentirte der große Grammatiker Ibn-Hischam und dieser Kommentar erschien zu Bulak im J. 1837 (118) ***). Der von Silvestre de Sacy herausgegebene Text der Elfije erschien zu Bulak (135) im J. 1838, mit dem Kommentar Ibn Okail's darüber eben da (128) im J. 1837. Zwei andere berühmte syntaktische Werke Ibn Hischam's ****) sind (136) das Buch der Goldtheilchen und sein Werk Kothron-neda, d. i. der Thautropfe von ihm selbst kommentirt (141) gedruckt zu Bulak 1838. Nach der Grammatik und Syntax folgt in der Anordnung der filologischen Wissenschaften der Araber die Stylistik und die Rhetorik, der praktische Theil der ersten heißt Il'mol-Inscha, d. i. die Lehre des schriftlichen Aufsatzes.

IV. Die Stylistik.

Zu Konstantinopel sind bisher außer einem kleinen im Jahre 1842 lithografirten Inscha nur zwei Werke dieser Art im Drucke erschienen, das eine Sammlung gerichtlicher Urkunden Nr. 105 Tobhfetoß-ßokuk, d. i. das Geschenk gerichtlicher Urkunden, welches 670 Muster derselben enthält, das zweite ganz neuerlich (212) das Inscha Aakif Efendi's, ged. im J. 1843, zu Kairo hingegen ein halbes Dutzend solcher Werke, nämlich (22) das Buch des schriftlichen Aufsatzes (23) das Wunderseltene des schriftlichen Aufsatzes in Briefen und Sendschreiben vom Scheich Merii, dann das große türkische Werk Hairet Efendi's (27), ein Band in klein Folio von 449 S, gedr. im J. 1826 (79), das türkische Inscha Aasif-Efendi's, gedr. im J. 1834; das Inscha (89) des Scheich Ahmed-el-Aathar's, gedr. i. J. 1835. Merkwürdig genug fehlen in der Liste Bianchi's im Journ. Asiat. das türkische Inscha Rifaat Efendi's von 183 S., das zugleich mit dessen Diwan im J. 1840 erschien †). Die Nichterwähnung dieses Werkes von Bianchi ist so sonderbar, als dasselbe in ziemlich guter Taalikschrift gedruckt, eine Epoche der egyptischen Druckerei bildet.

V. Rhetorik.

Das Grundwerk der arabischen Rhetorik ist Sekaki's Schlüssel der Wissenschaften, das aber selbst keineswegs so berühmt, als das darüber verfaßte Telchißol-Miftah, d. i. der Auszug des Schlüssels Mahmud el-Kaswini's des Redners von Damaskus, aber diese beiden Werke werden in den Schulen weit weniger gehandhabt, als die vielen darüber erschienenen Kommentare und Randglossen, daher ist das Miftah (der Schlüssel) selbst bisher weder zu Konstantinopel noch zu Kairo, und nur erst ganz jüngst (1844) in der türkischen Druckerei das (237) Telchiß auf schönem Papier und in reiner Taalikschrift erschienen. Das Telchiß behandelt in drei Abtheilungen die drei Wissenschaften: a) Ilmol-maani, d. i. die Lehre von der Anordnung der Rede, b) Ilmol-bejan, d. i. die Lehre von der Einkleidung der Rede, und c) Ilmol-bedii, d. i. Tropik; nur einige Monate früher war eben da Said's, d. i. Mesud Teftasani's Kommentar über den ersten Theil des Telchiß erschienen. Dieser Kommentar, welcher den Titel Mochtaßar-maani (208), d. i. die Abkürzung der Anordnung der Rede führt, ist schon vor zwei und dreißig Jahren zu Calcutta in einem großen Quartbande von 700 S. erschienen, welche hier in den Raum eines mäßigen Oktavbandes von 252 zusammengedrängt sind.

Teftasani schrieb aber auch einen langen Kommentar über das ganze Telchiß, welcher Emothawwel, d. i. der Verlängerte, heißt und (235) zugleich mit dem Telchiß zu Konstantinopel im J. 1844 erschienen. Zu diesem Kommentare verfaßte Seid el-Dschordschani Randglossen Hawaschi (78) gedruckt zu Konstantinopel im J. 1826. Neuere Randglossen, als die Dschordschanis zum langen Kommentar Teftasani's sind die (79) Sialkuti's, welche in zwei Auflagen, die erste (55) im J. 1812, die zweite (79) zugleich mit dem vorigen Werke im J. 1826 erschienen, ein Quartband von 691 S.

Der zweite Theil des Miftah, nämlich die Lehre von der Einkleidung der Rede zerfällt in drei Haupttheile: a) von den Gleichnissen, b) von den Metonymien, c) von den Allegorien. Über die letzten verfaßte der schon oben erwähnte Oßameddin ein besonderes Werk, welches Mohammed el-Erfendschani kommentirte. Die zu diesem Kommentar von Muftisade verfaßten Randglossen erschienen (149) im J. 1838 gedruckt, endlich erschien noch ganz jüngst im J. 1843 ein Kommentar (207) über die in den beiden Werken Telchiß und Mochtaßar (der Auszug desselben) enthaltenen Verse. Der Verfasser dieses Kommentars ist ebenfalls der so eben erwähnte Oßameddin.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nicht Ibn-Abi-Erroumi Essabâdji, wie es in der Liste der egyptischen Druckwerke im Journ. Asiat. (131) ganz verkehrt heißt.

**) Nicht le cheïkh Kegravoin, wie bei Bianchi 211.

***) In der Liste Bianchi's 118 ist der Name des Kommentators nicht angegeben.

****) Nicht Ibn Hacham, wie bei Bianchi 136.

†) Bei Bianchi 179 Nichani rif'at, statt Divan.

Bemerkungen über die von dem k. k. österr. General-Quartiermeisterstabe herausgegebenen General- und Spezialkarten der österr. Provinzen.

(Fortsetzung.)

Später fährt derselbe Referent fort:

„Eben so unerläßlich ist die Beifügung militärischer, statistischer und administrativer Notizen. Hier kann nie zu viel gegeben werden und man würde es keineswegs tadeln, wenn selbe zur möglichsten Vollständigkeit, wie bei der Donnet'schen Karte von Frankreich sogar in einem eigenen Blatte beigefügt wären. Gerade sie machen dessen Arbeiten, so wie jene eines Charte äußerst werthvoll. Je mehr und je verläßlichere Notizen dieser Art eine Karte gibt, desto brauchbarer mag sie heißen, ja man sollte jede Karte verwerfen, welche damit nicht versehen wä-

re. Wir begreifen zwar, daß diese Forderung eine noch größere Genauigkeit in der Bearbeitung voraussetzt, indem aus oft vagen, oft sich widersprechenden Angaben der Statistiker etwas Zuverlässiges herausgefunden, etwas Haltbareres aufgestellt, und dabei auch zugleich auf den Umstand Rücksicht genommen werden müßte, daß sich die Bevölkerungstabellen in allen Ländern in jedem Jahre ändern. Dennoch können wir, trotz dieser Schwierigkeit, die Militärkarten von der genannten Verbindlichkeit nicht entheben. Wir glauben, daß eine solche Zugabe angesprochen werden dürfe und durch jene Männer und Anstalten geliefert werden könnte, welche sich der Vervollkommnung des Kartenwesens mit so großem Ruhme unterziehen. So lange diese Einführung nicht allgemeiner wird, behalten unsere Landkarten den Vorwurf, nicht vollkommen bequem eingerichtet zu sein, wie groß und entschieden auch sonst ihr Werth in Rücksicht ihrer mathematischen Genauigkeit, ihrer faßlichen Terraindarstellung und ihrer Deutlichkeit und Schrift sein möge."

Eben derselbe äußert sich bei der Beurtheilung der neuen Generalstabs-Karte von Frankreich (Österr. milit. Zeitschrift, 1836, II. p. 319):

„Zur gänzlichen Vervollständigung der Karte wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, die Seelenanzahl der Städte und Dörfer beizusetzen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Blätter gar zu sehr mit Zahlen überladen worden wären, wie dies auch anfangs wirklich im Antrage war."

Es wäre wahrlich Überfluß, den Worten dieses warmen Vertheidigers des Nutzens der erwähnten Angaben, noch etwas hinzuzusetzen. Kaum dürfte sich Eine Stimme erheben, die ihre Anbringung werthlos und unzweckmäßig erklärte, wenn gleich keine absolute Nothwendigkeit die Aufnahme derselben zum Gesetze macht. Sowohl der französische, als der badische Generalstab haben zwar in die Sektionen ihrer Spezialkarten Bevölkerungszahlen nicht eingeführt, jedoch enthalten dieselben sehr zahlreiche Höhenangaben, wozu bei der Karte von Frankreich jeder Sektion ein eigenes Blatt beigegeben ist.

Auf den Karten des k. k. österr. General-Quartiermeisterstabes von den österr. Provinzen findet sich keine der genannten Angaben an Ort und Stelle, wohl aber kommen auf den von demselben herausgegeben Karten von Parma und Modena, die Höhen mehrer Gipfel der Apenninen in Wiener Klaftern den Namen beigesetzt vor, auf der ebenfalls in Mailand erschienenen Karte der westlichen Alpen alle bekannten Seehöhen der Alpenstraßen über den St. Gotthard, St. Bernhard, Splügen rc. in Wiener Fuß. Auch auf der von dem topografischen Bureau gelieferten Karte der Türkei vom Oberstlieut. Weiß erscheinen sowohl Berghöhen als Einwohnerzahlen der vorzüglicheren Städte den Eigennamen beigeschrieben. Viele englische Karten bezeugen durch ihre zahlreichen Höhenangaben (gleichförmig in Yards) und durch die Beifügung der Einwohnerzahlen bei den Städtenamen, sonderlich in fremden Welttheilen, das Streben ihrer Verfasser, ihre Arbeiten gemeinnütziger zu machen. Auch in Schulatlanten aus Nord-Amerika habe ich diese Methode angetroffen und kann aus eigener Erfahrung hinzufügen, daß insbesondere Höhenangaben in loco angebracht, der Terrainzeichnung einen höhern Grad der Verständlichkeit verleihen und eine so deutliche Anschauung des Steigens und Fallens des Bodens gewähren, als sie die besten geografischen Beschreibungen und abgesonderten Höhen-Tableaux nimmer zu verschaffen vermögen.

Die Sektionen der Karte von der Schweiz und von Süddeutschland von Wörl liefern den überzeugenden Beweis, wie wenig störend selbst zahlreiche Angaben der Berghöhen (mit schwarzen Ziffern) und Population (mit rothen Ziffern) einwirken, und wie bei Ausschließung der untersten Kathegorien der Ortschaften von einer Überladung keine Rede sein könne. Ferner bleibt eine solche, mit Rücksicht auf die Perzentevermehrung, abgerundete Zahl der Bevölkerung in den meisten Fällen durch Jahrzehende hinlänglich richtig, und länger richtig als manche andere Gegenstände einer Spezialkarte, z. B. als die Inseln in einem bedeutenden Strome, oder wenn wir bei derselben Sache stehen bleiben wollen, als die Bevölkerungssummarien in den als Ersatz betrachteten statistischen Tabellen der Beiblätter. Die unveränderlichen Höhenzahlen aber lassen den Einwurf des Wechsels gar nicht zu.

Wenn aber diese osterwähnten Angaben in Beziehung auf die möglichst erreichbare Brauchbarkeit einer Spezialkarte nicht für entbehrlich gelten können, wenn ihre Anbringung weder störend noch schwierig, sondern eher ungewohnt genannt werden kann; wenn auch bei der Bevölkerung die Fluktuation des Standes im Einzelnen auf ein Minimum herabsinkt und bei konsequentem Ausschluß alles dessen, was einer periodischen Veränderung unterliegt, nahe alle statistischen Tabellen von den Karten verschwinden müßten — wo wollen die Ziffernfeinde weitere triftige Gründe hernehmen, um ihren Ansichten den Sieg zu verschaffen? Zumal, wenn noch ein Ausweg offen bleibt, beide Parteien näher zu bringen. So wie bei einem historischen Kupferstiche, der Porträts enthält, ein eigenes Blatt beigelegt wird, welches die Köpfe skizzirt mit den zugehörigen Namen enthält, so könnte auch (freilich mit Vertheuerung der Karte) jeder Sektion ein besonderes Blatt beigegeben werden, welches alle jene Namen von Orten, Bergen rc. enthielte, von welchen die Höhe oder Einwohnerzahl geliefert werden kann und vielleicht noch Raum zur Erfüllung ein oder des andern Nebenzweckes böte.

Die angegebene zweite Manier, durch verschiedene Schriftgattungen, bald größere bald kleinere, stehende oder liegende, Lapidar oder Kurrent, eine annähernde Bestimmung der Berghöhen sowohl als der Bevölkerungen der Orte zu geben, ist bei den Generalstabs-Karten nur bei den Karten des lombardisch-venetianischen Königreiches, und der Herzogthümer Parma und Modena in der Beschreibung der Berge vollständig durchgeführt worden, zwar mit derselben Schriftgattung aber in verschiedener Größe und in höchster Potenz mit schraffirten Buchstaben. Die deutschen Generalstabs-Karten haben nur stehende größere, und liegende kleinere Schrift für die Bergnamen ohne Rücksicht auf eine Höhenklasse. Bei den Eigennamen der Orte bezeichnet der Unterschied in der Schrift auf den Generalstabs-Karten nur die Hauptklasse, Hauptstädte, Städte, Märkte, Pfarren oder Kirchdörfer und Dörfer ohne Kirchen, ohne weitere Unterscheidung ob die Städte landesfürstlich oder unterthänig, oder ob sie der Sitz eines Bisthums, eines Kreisamtes sind. Die stärkere oder schwächere Bevölkerung läßt nur der Grundriß, natürlich mit großer Ungewißheit, ahnen. Nur

in den, den Karten angefügten statistischen Tabellen erscheint die Bevölkerung summarisch nach Kreisen, aber ohne Angabe des Jahrs, dem sie entnommen wurde.

Diese statistischen Tabellen, deren zahlreiche Anbringung Herr Heller so eifrig empfiehlt, führen mich zu einigen Bemerkungen über die Benützung des leeren Raumes. Dahin müssen jene Notizen und Zusammenstellungen verwiesen werden, die auf den Karten entweder gar nicht vorkommen können oder so zerstreut und auf viele Blätter vertheilt vorhanden sind, daß eine Kombination derselben zur Gesammtanschauung ersprießlich ist. Hieher gehören also: Flächenraums-Verhältnisse, Populations-Summarien, Notizen über Bodenbeschaffenheit, Kultur und Bewohner, Zusammenstellungen von Straßenzügen, Fluß- und Kanal-Beschiffung u. s. w., ferner die Darstellung einzelner Gegenden im großen Maaße, welche durch besondere Wichtigkeit Ausführlichkeit im Detail erlangen, oder in dem kleinen Maaße nur unvollständig gegeben werden konnten, endlich Pläne von vorzüglichen Städten, Seehäfen oder Badeorten, welche vorzugsweise dem Reisenden eine höchst willkommene Gabe sind. Eine Masse neuer und neuester Karten verfolgt diese Richtung und es möge genügen, wenn ich hier beispielsweise nur ein paar Karten erwähne, die auch durch die Thätigkeit des Generalquartiermeister-Stabs vor das forum publicum gelangt sind, die Karte der Türkei, welche in vielen Beikärtchen die Gegenden des Bosporus und der Dardanellen, die Umgebungen von Smyrna, Rhodus, Korinth, Belgrad u. a. m. enthält und die herrliche Karte des adriatischen Meeres, auf welcher fast alle Seehäfen, Kanäle und Busen in Nebenkarten im großen jedoch nicht gleichen Maaßstabe ausgeführt zu finden sind.

Bei den Generalquartiermeisterstabs-Karten der österr. Provinzen sind die benutzbaren Räume zum Theile von statistischen Tabellen eingenommen worden, und zwar ist die Karte des lombardisch-venetianischen Königreiches in dieser Beziehung die reichhaltigste. Sie enthält für jedes Gubernialgebiet besonders folgende Tafeln: 1. die Übersicht der bebauten und unbebauten Area der einzelnen Delegationen, die Zahl ihrer Distrikte, Komunen, Städte, Märkte, Dörfer, Bevölkerung und die Einwohnerzahl der Städte. 2. Eine Übersicht der öffentlichen Unterrichts-, Erziehungs- und Humanitäts-Anstalten. 3. Genaue Details über Flüsse und ihre Schiffbarkeit, wobei Quelle, Lauflänge, Breite und Tiefe nach dem Maximum und Minimum, Fall, Schnelligkeit der Strömung und Schiffsbelastung in Betracht kommen. 4. Eine ähnliche Zusammenstellung über die Beschaffenheit und Schiffbarkeit der Kanäle. 5. Bei dem lombardischen Gubernialgebiete eine Tabelle über die Seen, die mittlere Höhe ihres Wasserspiegels über dem adriatischen Meere, ihre Oberfläche, ihre Niveau-Veränderungen und Zeit und Richtung der auf ihnen herrschenden regelmäßigen Winde; bei dem venetianischen Gebiete hingegen ziemlich ausführliche Notizen über die Verhältnisse der Lagunen, ihre Schiffbarkeit, Einfahrten und Häfen. 6. Die senkrechten Distanzen der trigonometrischen Punkte von dem Mailänder Meridian und seinem Perpendikel in Klaftern, woraus man die Länge und Breite derselben ableiten kann; endlich 7. die Höhen der trigonometrisch gemessenen Bergspitzen und Orte. *)

*) Die Karte von Parma, welche noch mehr Raum erübrigte, enthält noch Bemerkungen über die Konstruktion der Karte, über Gewerbe und Handel, selbst historische Notizen, ferner die Pläne der beiden Lustschlösser Colorno und Sala.

Noch wären manche Räume verwendbar gewesen, insbesondere auf den Blättern C, D, F, und anderen, sehr gut geeignet um z. B. die Pläne der Städte im Original-Aufnahmsmaße zu enthalten, allein eine solche Ausdehnung lag nicht in der Aufgabe.

Die Generalstabs-Karten der Provinzen Steiermark und Illyrien, dann Tirol, verhalten sich in dieser Hinsicht vollkommen gleich. Außer den Höhentafeln der trigonometrischen Punkte (nach Sektionen geordnet) trifft man noch eine Tabelle, enthaltend die administrative (politische) Eintheilung nebst summarischen Angaben (nach Kreisen) des Flächeninhaltes, der Zahl der Einwohner, dann der Städte, Märkte, Dörfer, Häuser, und in der letzten Rubrike die Bevölkerungsangaben von den einzelnen Städten. Eine zweite Tabelle, politische Eintheilung überschrieben, enthält eine zwecklose Wiederholung des Eingangs der ersten Tabelle und kann mit gutem Gewissen unter die disponiblen leeren Räume gerechnet werden, an welchen die Karte von Illyrien und Steiermark minder reich ist, als jene von Tirol. Haben nicht Steiermark und Illyrien auch schiffbare Flüsse, Mur, Drau, Save, Kulpa? und Seen im steierischen Salzkammergute, in Kärnthen und Krain? Wie dankbar würde der Reisende es aufnehmen, wenn die Karten die Plane von Gratz, Klagenfurt, Laibach, Triest, Innsbruck, Trient enthalten würden, oder solche Gegenden, wo sich Merkwürdiges auf den kleinsten Raum zusammendrängt, z. B. Meran, wo die Karte in ihrem beschränkten Maaßstabe der Masse erliegen muß! Ausfüllen und benützen scheinen Synonyma, allein die Anwendung beweiset oft genug, daß es zweierlei Dinge sind.

Selbst die Karte von Salzburg benützt den Raum der südlichen Blätter zu Längen- und Breiten-Angaben der Triangulirungspunkte, der Höhen derselben und zu einer Zusammenstellung der statistischen Notizen nach Bezirken. Am dürftigsten ist die Karte des Erzherzogthums Österreich ausgestattet, wo blos der Zeichenerklärung der Flächeninhalt und die Bevölkerung der Kreise angehängt ist, also weder Höhen, noch Längen und Breiten, weder eine Stromtafel noch statistische Notizen. Die nördlichen und östlichen Blätter sind ganz ausgeführt und können nichts enthalten, die westlichen und südlichen sind zur Hälfte und darüber leer und — enthalten auch nichts. Das Land unter der Enns entbehrt eines eigenen Staatshandbuches und ist daher nicht in der angenehmen Gelegenheit wie die anderen Provinzen, deren Schematismen sehr brauchbare statistische Details enthalten; insbesondere umfassen die Schematismen der beiden italienischen Gubernien eine Masse ausführlicher Zusammenstellungen über Bevölkerung, Sanitäts- und Humanitäts-Anstalten, Handel, Straßen, Kanäle u. s. w. und können darin zum Muster dienen. Um so wohlthätiger wäre es daher gewesen, wenn durch die Karte und angehängte Tabellen diese Lücken theilweise wären ausgefüllt worden, und wenn durch dieselbe sich eine reichliche Quelle für verschiedene Partien der Landeskunde eröffnet hätte, allein das Geschick wollte es anders, und ließ das Erzherzogthum in dieser Beziehung am schlimmsten durchkommen.

Die besprochenen unbenützten leeren Räume würden nicht

so groß ausgefallen sein, wenn nicht (bei den spätern Karten der deutschen Provinzen) jenes unerklärliche System Platz gegriffen hätte, mit der Landesgrenze dermaßen zu schließen, daß alles Nachbarland noch weniger berücksichtigt erscheint, als wäre es Wasser. Dies ist mit einer solchen Konsequenz durchgeführt, daß selbst $^1/_8$ Quadratzoll im Ecke einer Sektion leer geblieben ist und dem Laien für eine Unterlassungssünde des Stechers gelten würde. Die chinesische Mauer scheidet nicht so scharf die Nomadensteppen vom himmlischen Reiche. Wo eine bizarre Absperrung jeden Verkehr hindert, ist das Nachbarland eher als Null zu betrachten, wo aber Straßen und Flüsse Handel und Wandel begünstigen und selbst Hochgebirge nur an wenigen Stellen die Verbindungen unterbrechen, dort finden sich zahlreiche Beziehungen zwischen den Nachbar-Staaten und Nachbar-Provinzen und die Grenzgegenden erhalten, besonders in finanzieller und kommerzieller Hinsicht eine erhöhte Wichtigkeit. Man kann sich auf die Frage, ob die Generalstabs-Karten nicht auch für den Grenzbewohner, für den Kaufmann, den Gefällsbeamten u. s. w. zum Gebrauche dienen sollen, keine Verneinung denken, aber eben so wenig die Frage bejahen, ob sie bei der angegebenen Einrichtung auf die Eigenschaft einer allseitigen Brauchbarkeit Anspruch zu machen, geeignet sind. Ist dem Offizier mit einer solchen terra incognita gedient? Ist man nicht unnöthigerweise gezwungen, sich die betreffenden Blätter der Generalstabskarte von Baiern anzuschaffen, um z. B. über die nächsten Gegenden des linken Innufers, die erwünschten Aufschlüsse zu erhalten? Selbst wenn man sich auf das Inland beschränkt, welche Unbequemlichkeit bei einem Grenzbezirke aus zwei oder gar drei Sektionen mühsam die gesuchten Daten zu entnehmen, und welche Schwierigkeit, man könnte fast sagen Unmöglichkeit, aus den zertrennten und scharf geschiedenen Gliedern sich das Bild des Ganzen zu formiren! **Quod fieri potest per pauca, non debet fieri per plura.** Ein paar Meilen Terrain, Gewässer, Wege und Orte fortgezeichnet und alle Anstände sind beseitigt und der Dank von Vielen verdient, die nun unbefriedigt ausgehen. Plötzliche Umwälzungen werfen auch manches Gute über Bord. Auch auf den neuesten Blättern der Karte von Mähren herrscht derselbe scharfe, abstrakte und unpraktische Separatismus, was um so mehr überrascht, als die Karte des lombardisch-venetianischen Königreiches mit dem trefflichsten Beispiele voranging, und die Nachbarländer, gleichviel ob Inland oder Ausland, oft viele Meilen weit bis zu den Haupt-Endepunkten der Straßenzüge oder Thäler fortsetzte. So erscheint die Schweiz skizzirt bis zur Gotthardsstraße und zum Hinterrhein, Tirol bis Trient und Toblach, Kärnthen bis zum Gailthale, das Küstenland bis an den Isonzo u. s. w. Der Beurtheiler dieser Karte in der österreichischen militärischen Zeitschrift bedient sich in seiner Kritik der Worte: „Um ihren Nutzen zu erhöhen, wurden an den Landesgrenzen bedeutende Terraintheile der Nachbarstaaten nach verläßlichen Quellen angestoßen." Auf gleiche Weise hat der badische Generalstab die Ausführung über die Landesgrenze fortgesetzt und insbesondere das Straßen- und Flußnetz so vollständig, als es die Materialien nur immer erlaubten ausgeführt, weder Mühe noch Stichkosten scheuend. Der mehrerwähnten Karte von Frankreich hat man sogar zum Vorwurf gemacht, daß das Ausland, in specie England zu detaillirt behandelt sei. Ich enthalte mich aller Vermuthungen über die Gründe dieser Maaßregel und erwarte von der Zeit, der alles mildernden, daß sie auch den starren Buchstaben einer unbeugsam scheinenden Autonomie untergraben und daß die Erkenntniß des Besseren endlich zum Siege helfen werde.

Wenn man vollends die Zweckmäßigkeit bis auf das kleinste Detail getrieben sehen und verlangen wollte, daß auch an den Rändern der Sektionen die Bequemlichkeit bei dem Gebrauche dadurch berücksichtigt werde, daß im Falle eine wichtigere Straße, ein Hauptthal, eine Grenze längs des Schnittes fielen oder nur unbedeutend über den Rand hinübergriffen, die betreffenden Stellen auf beiden Sektionen ausgeführt erscheinen sollten; so kann man bei den Generalstabs-Karten um so weniger eine Befriedigung erwarten, da man eine sekundäre Rücksicht dort nicht hoffen kann, wo eine primäre nicht aufgekommen ist. Oft ist kaum ein Quadratzoll, ja $^1/_{10}$ Quadratzoll von einem Kreise oder Viertel auf einer Sektion vorhanden, da aber auf der anstoßenden dieses kleine Stückchen nicht wiederholt ist, so wird die ganze Sektion zur Formirung der Kreiskarte nöthig, wiewohl sie dem Besitzer im übrigen Theile ganz nutzlos sein kann. Als Beispiel weise ich auf das winzige Partikelchen vom Traunkreise auf dem Blatte Nr. 13 der Karte von Österreich, auf ein kleines Stückchen vom Botzner Kreise (Nr. 14 von Tirol), auf 2 Parzellchen vom Zillier Kreise (Bl. 16 und 21 der Kte. von Steiermark) und dergleichen gibt es viele. Stellenweise scheint man allerdings gefühlt zu haben, wie zuträglich solche Wiederholungen seien, so z. B. um Vorarlberg in 2 Blättern abzuschließen, wiederholt sich das östlichste Ende der Gemeinde Mittelberg auf dem Bl. 1 und 2, gleichfalls erscheint die Stadt Leoben auf Nr. 3 und 8 der Karte von Steiermark. Der Schönheit würde dadurch hin und wieder ein kleiner Eintrag gethan, aber sie ist bei den Landkarten, so wie in der Architektur die letzte Haupttugend, und man kann sie nicht einmal mit genügendem Grunde vorschützen, weil man diese Rücksichten bei den Endsektionen der Karten selbst nicht beobachtet hat und die Überschreitungen des Randes, besonders bei der Karte von Illyrien und Steiermark sehr häufig sind und oft mehr als den vierten Theil der Höhe oder Breite betragen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Zeitschriften. Jänner.

(Fortsetzung.)

Literarische und artistische Zustände.

Polnische Literatur. Unter der Überschrift: „Lemberg, Posen und Paris" bringt das Ausland in Nr. 20 eine parallelisirende Zusammenstellung der literarischen Erscheinungen in den genannten Orten. Früher hatte es eine Übersicht der Literatur des eigentlichen Königreichs Polen gegeben, und als Resultat gefunden, „daß die Warschauer Literatur als die leichtfertige, die Krakauer als die wissenschaftliche, und die Wilnaer als die konservative bezeichnet werden könne." Über Galizien liest man nun weiterhin:

Die Lemberger Literatur spielt nur eine sehr abgeleitete Rolle, da ihre Kräfte sich bisher noch zu wenig konsolidirt haben, um einer bestimmten Richtung das Übergewicht zu verschaffen. Das erste Hinderniß einer Gemeinsamkeit und Festigkeit der Richtung sind lokale und durchaus äußere Verhältnisse. Durch deren Einfluß ist es geschehen, daß die früher bestandene Zerrissenheit geselliger und politischer Prinzipien sich erweitert hat, anstatt aufgehoben zu werden. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft treten einander schroff gegenüber, die Nationalität bildet kein Mittel, dieselbe

zu vereinigen, da sie nur im Wortlaute existirt, und die bis zur Feindseligkeit ausgedehnte Disharmonie zwischen Groß-, Kleinadel und Bürgerthum, findet ihr Echo auch in der Literatur. Am deutlichsten spricht sich der Sinn der verschiedenen Gesellschaftsklassen gegen einander in der dem Vermuthen nach von dem Grafen Dunin-Borkowski herrührenden, in Breslau erschienenen Schrift: „Galizische Kleinstädtner“ (parafiańszczyzna) aus, welche von Einem Theile der Bevölkerung Galiziens eben so viele Anfechtungen erfahren, als sie bei dem Andern Interesse erweckt hat.

Der Presse selbst steht namentlich entgegen der Einfluß des eindringenden deutschen Elements und die damit Hand in Hand gehende Organisation des Erziehungs- und Bildungswesens im Vorgrunde.

Wenn gleich, wie der deutsche Reisende Kohl behauptet hat, sich Galizien mit dem deutsch-katholischen Elemente Österreichs eher versöhnt, als das Großherzogthum Posen mit dem deutsch-protestantischen der preußischen Monarchie, so liegt hierin doch nur ein Beweis für die Ansicht, daß der Geist Galiziens sich eher unter den deutschen Einfluß gebeugt hat, als die bei Weitem mehr polnisch-nationale Richtung des Großherzogthums Posen. Es läßt sich aus jenem Umstande daher kein Vortheil für die polnische Literatur Galiziens an sich ableiten. Lemberg, der Sitz der höchsten Behörden, zählt unter seiner Bevölkerung eine Zahl von 7000 Deutschen, in deren Händen die Intelligenz vorzugsweise ruht. Die Universität, welche etwa von 1000 Studierenden bezogen ist, hat das Ansehen einer deutschen Lehranstalt, indem der reichere Adel seine Bildung im Auslande sucht, der ärmere aber und die nicht adelige Jugend von den Bildungsanstalten sich entweder freiwillig zurückzieht, oder ohne Mittel für höhere Studien, dieselben in den Seminarien vollendet. Außerdem befindet sich ein Theil der studierenden Jugend in den Bildungsanstalten der Jesuiten, welche seit mehren Jahren in Lemberg das Kollegium Nobilium errichtet haben, und es bringt auf diese Weise ein drittes Element in das galizische Bildungssystem, wovon die polnische Literatur ebenfalls keine Früchte zieht. Durch diese Vermischung der geistigen Antheile ist der Zusammenhang zwischen Galizien und dem übrigen Polen sehr locker.

Man macht der Literatur den Vorwurf der Käuflichkeit, und schließt daraus auf ihre Unselbstständigkeit. Bleibt auch jener Vorwurf dahingestellt, so ist doch dieser nicht abzulehnen, zugleich aber ist gewiß, daß außer der Käuflichkeit andere Umstände ihn bethätigen helfen. Die werthvollsten Erzeugnisse liegen in Manuskripten, einige der bessern sind im Auslande zur Öffentlichkeit gelangt. Die Lemberger Presse bringt nur Kompilationen und wenig selbstständige Orginalien ans Licht. Nur das Drama hat in letzter Zeit von Lemberg aus einen Aufschwung erhalten, und für dieses scheint die dortige Literatur stets günstig gewesen zu sein. Graf Fredro hat hier eine Reihe seiner, namentlich im Dialog schönen Schau- und Lustspiele gedichtet, und denselben durch die Lemberger Bühne Ruf zu verschaffen gewußt; ein Gleiches ist dem dramatischen Dichter Magnuszowski gelungen. Beide sind jedoch gegenwärtig verstummt, und an ihre Stelle ist Korzeniowski getreten, dessen letztes dramatisches Produkt „Żydzy“ (die Juden) mit namenlosem Beifall über die Bühnen gegangen ist; außer ihm sind Chłędowski, und mehre Andere mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

Das Hauptverdienst gebührt den von ihnen veranstalteten Sammlungen des vorhandenen älteren Stoffes. Der größte Theil neuerer Schriften erscheint anonym, weil die persönlichen Verhältnisse der polnischen Schriftsteller den Landsleuten in der Regel hinlänglich bekannt, und in Betreff derselben mithin besondere Rücksichten zu nehmen sind. Diese Anonymität kann in keinem Falle durch die einseitigen Vortheile, welche sie dem Schriftsteller bringt, alle die Nachtheile aufheben, welche das Publikum daraus zieht, denn in vielen Fällen führt sie zu Anfeindungen und Verstimmungen, wovon die Beispiele ganz gewöhnlich sind. Die meisten der in Lemberg verfaßten anonymen Schriften sind in Posen erschienen, wo die Pseudo- und Anonymität ebenfalls nicht die besten Früchte getragen hat. Sie hat wiederholt zu Zänkereien geführt, welche der hier im Allgemeinen ehrenhaft repräsentirten Schriftstellerei durchaus unwürdig waren.

Kunst-Akademien und Vereine.

Die k. k. Akademie in Mailand hat für 1845 folgende Preise für alle in der Monarchie lebenden Künstler ausgesetzt:

Architektur. Plan eines Gebäudes für eine filodramatische Gesellschaft; mit großem Musiksaal, Theater, Bureaux ꝛc. — Medaille von 60 Dukaten.

Malerei. Dante überreicht die divina comedia dem Augustinerprior Hilarius in Corvo (La Divina Comedia. Udine Mattiazi 1837 Vol. III, parte I, pag. 379) Höhe 1,63, Breite 2,27 Metr. Medaille von 100 Duk.

Skulptur. Die Erschaffung Adams. Scagliola, 1 Metre hoch, Medaille von 60 Duk.

Kupferstich, nach einem guten Werke, welches noch nicht gut gestochen wurde, wenigstens 40 Centim. groß. Der Künstler hat 5 Abdrücke vor der Schrift und ein Zeugniß beizubringen, daß die Arbeit von ihm sei, und noch nicht veröffentlicht. Medaille von 20 Duk.

Figuren-Zeichnung. Theodoline, den Herzog Agilolf von Turin zu ihrem Gemal erwählend (Paolo Diacono, Storia longobardica C. III. — Le antichità longobardico - milanesi dei monaci Cisterciensi di Lombardia T. I. dissert. 1.) Für das Kostüm dient das älteste longobardische Gemälde im Dome zu Monza als Anhaltspunkt) 0,81 M. lang, 0,54 breit. Medaille von 30 Duk.

Ornamenten-Zeichnung. Ein prachtvoller Reliquien-Kasten, in Metall und Krystall auszuführen. Aquarell, 0,81 M. breit, 0,54 M. hoch. Medaille von 20 Duk.

Perspektive. Ein Platz in Theben zur Zeit des Sesostris. (Descrip. de l'Egypte — Antiquités Vol. II et III.) Aquarell, 1 M. breit, 0,65 M. hoch. Medaille von 20 Duk.

Landschaft. Zerklüftete, nebelbedeckte Gebirge im Hintergrunde; näher ein Wasserfall. Die Sonne dringt durch halb umwölkten Himmel; weidendes Vieh; eine verfallene Hütte. Im Vorgrunde ein Felsstück mit einem Baumstrunk; Wanderer mit Lastthieren ruhend. Auf Leinwand, 1 M. hoch, 1,33 breit. Medaille von 30 Duk.

Einsendungstermin: Ende Juni.

(Gazz. d. Milano. Nr. 1.)

Unterrichtswesen.

Den neuerrichteten „Gewerbsschulen“ im siebenbürg. Sachsenlande stehen manche Vorurtheile hemmend entgegen, welche ein längerer Artikel der Transilvania Nr. 3 bekämpft. Ein Haupthinderniß soll in der dadurch scheinbar veranlaßten strengeren Trennung der Stände liegen, welche der Verfassung widerspricht. Früher besuchten auch Knaben, welche zu einem Gewerbe bestimmt waren, die städtischen Schulen und lernten dort Latein, welches auf den neuen Gewerbschulen natürlich fehlt, und wodurch den Gewerbetreibenden dereinst der Zutritt zu gewissen Ämtern städtischer Verwaltung verschlossen wird.

Mnemotechnik. Hr. Bondi, Inhaber einer Sprachschule in Gratz, wendet die Mnemotechnik mit gutem Erfolge an (nach Reventlow's Methode) und bei einer Gedächtnißprobe bewies einer seiner Schüler, „daß er 400 historische Fakta und eben so viele Daten auf das Genaueste angeben konnte.“ (Stiria.)

In der Gratzer Zeitung (1 und 4) spricht sich Hr. Bondi selbst über das Vortheilhafte dieser Methode aus, und gibt Beispiele von Merkwörtern für Fakta der steirischen Geschichte, und für die Einwohnerzahlen österreichischer Städte. Die letzteren wurden größtentheils von seinen eigenen Schülern selbst erdacht, und sind zum Theile sehr treffend, z. B. Baden bei Wien = 3060 Einwohner = Weilburg. Neustadt = 9130 = Akademie. Salzburg = 13900 = Tonkunst (als Geburtsort Mozart's) Triest = 70,000 = Flotte. Laibach = 1500 = Toison d'or (Jason) soll auf seiner Rückkehr die Stadt gegründet haben). Idria = 4000 = Quecksilber.*)

*) Ich werde nächstens einen zweiten Artikel über Mnemotechnik mittheilen, durch zahlreiche statistische Merkworte erläutert. Vergl. über Reventlow in diesen Blättern, 1844, II. Bd., Nr. 37, S. 289.

(Fortsetzung folgt.) S.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 18. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 33.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M., wöchentl 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Passy: Über Kirchengesang und Kirchenmusik. — Hammer-Purgstall: Orientalische Literatur. (Fortsetzung.) — Aus Zeitschriften. Jänner. (Fortsetzung.)

Ueber Kirchengesang und Kirchenmusik.

Von Anton **Passy** in Wien.

Erster Artikel*).

> Διδάσκοντες καὶ νουθετοῦντες ἑαυτοὺς ψαλμοῖς καὶ ὕμνοις καὶ ᾠδαῖς πνευματικαῖς ἐν χάριτι ᾄδοντες ἐν τῇ καρδίᾳ ὑμῶν τῷ Κυρίῳ.
>
> **Epistola ad Coloss. III. 16.**

Wohl darf man von den älteren Kirchengesängen der einen Kirche, die, während so Vieles gewechselt und gewandelt, in ihrer Größe, Würde, Schöne oder reizenden Anmuth und Lieblichkeit, so viele Jahrhunderte durchtönt, in durchdringender und erschütternder Gewalt, in ewiger Jugend und Frische, dieselben an Wirkung beharrend — glauben, daß sie ihren Ursprung in vom höheren Geiste hingenommenen Seelen gefunden. „Immer ward es," sagt ein frommer Kenner heiliger Kirchenmusik, „als ein Ausfluß von Oben betrachtet, dieses wunderbare Vermögen innere heilige Seelenaffekte des Leides und der Freude, in Jubel und Klage so auszulassen, daß, wie die Vorwelt, so auch die Mit- und Nachwelt, noch zu gleicher Trauer und Jubilation davon angeregt und hingerissen werden." Vermag ein von Oben reichbegabter Tonkünstler, Töne, die er in einer höheren geistigen Welt vernommen, in irdischen Klängen auszudrücken, sei es, daß er das dazu nöthige Geschick sich auf dem gewöhnlichen Wege erworben, oder daß auch dieses ihm in ungewöhnlicher Weise geworden, immer wird der Chorus sich finden, der in seinen Gesang fortwährend einstimmt, und davon zu heiliger Begeisterung hingerissen wird. Wenn Palestrina von einer seiner besten Kompositionen gesagt, er habe sie vorsingenden Engeln nachgesungen und nachgeschrieben, so scheint die heilige Gemeinde der heiligen Kirche wohl der Ehre werth, von Gott erleuchtete höhere Geister, zu ihren ersten Vorsängern gehabt zu haben.

Wenden wir uns von dieser Betrachtung zu dem, in der heiligen sicht- und hörbaren Kirche bestehenden Kirchengesang, so finden wir, daß noch heute nichts das Gemüth leichter zu erheben, tiefer zu rühren vermag; daß nichts im Stande sei, von Liebe zu Gott beseelte Gemüther kräftiger zu ermuntern, und zur Andacht in Wort und That anzufeuern, als das Reich der Harmonie. Wie bei der feierlichen Danksagung, welche Israel Gott, wegen des glücklichen Durchganges durch das rothe Meer, und der Befreiung von der egiptischen Sklaverei darbrachte, Gesang erscholl. (**Exod. cap. 15, v. 1.**), so erschallet noch ~~in der Kirche~~ Jubel und Dank, ob des glücklichen Durchzuges, durch das rothe Meer der wirren Welteitelkeit, und ob der Befreiung von dem Joche der Selbheit.

Die heilige Kirche hat seit dem Beginne des Christenthums nie unterlassen, Gesang beim Gottesdienst zu fördern. Plinius, Prokonsul in Bithynien, in dem Berichte über das Wesen der christlichen Religion, schreibt an Kaiser Trajan: „Die Versammlungen der Christen fänden an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang Statt, und es würden da Loblieder auf Christus, als auf eine Gottheit gesungen." Der heilige Ignatius, der Martirer, gibt in seinen Briefen an die Epheser und Römer vielfach Zeugniß davon, Stellen, die nachgelesen zu werden verdienen. In dem Briefe an die Römer bittet er diese sogar, wie um eine Gnade — um Gesang nach seinem Tode. Der heilige Justin, der Martirer, am Ende der Apologie an Antoninus Pius, und Tertullian, in der Apologie C. 39, legen in gleicher Weise Zeugniß ab, daß die ersten Christen in ihren Versammlungen, durch Gesang von Psalmen und Lobliedern, den Herrn zu preisen pflegten.

Als die heilige Kirche durch den Schutz des Kaisers Constantinus, des Friedens und der Ruhe genoß, und der Gottesdienst nicht mehr in Privatwohnungen und Katakomben, sondern frei und offen, in geräumigen Tempeln abgehalten wurde, hörte man heiligen Gesang im Orient und im Okzident, von allen Gläubigen mit größerer Freudigkeit und Innigkeit anstimmen. Da aber auch die heiligsten Dinge mit der Zeit entarten und gemißbraucht werden können, so verlor der heilige Gesang an vielen Orten, die ursprüngliche Ein-

*) Aus und nach den Annali delle Scienze religiose compil. da Monsig. Ant. De Luca. Roma, Vol. XVI. Fasc. 46. 47. 48.

zu vereinigen, da sie nur im Wortlaute existirt, und die bis zur Feindseligkeit ausgedehnte Disharmonie zwischen Groß-, Kleinadel und Bürgerthum, findet ihr Echo auch in der Literatur. Am deutlichsten spricht sich der Sinn der verschiedenen Gesellschaftsklassen gegen einander in der dem Vermuthen nach von dem Grafen Dunin-Borkowski herrührenden, in Breslau erschienenen Schrift: „Galizische Kleinstädtiner“ (parafiaszczyzna) aus, welche von Einem Theile der Bevölkerung Galiziens eben so viele Anfechtungen erfahren, als sie bei dem Andern Interesse erweckt hat.

Der Presse selbst steht namentlich entgegen der Einfluß des eindringenden deutschen Elements und die damit Hand in Hand gehende Organisation des Erziehungs- und Bildungswesens im Vorgrunde.

Wenn gleich, wie der deutsche Reisende Kohl behauptet hat, sich Galizien mit dem deutsch-katholischen Elemente Österreichs eher versöhnt, als das Großherzogthum Posen mit dem deutsch-protestantischen der preußischen Monarchie, so liegt hierin doch nur ein Beweis für die Ansicht, daß der Geist Galiziens sich eher unter den deutschen Einfluß gebeugt hat, als die bei Weitem mehr polnisch-nationale Richtung des Großherzogthums Posen. Es läßt sich aus jenem Umstande daher kein Vortheil für die polnische Literatur Galiziens an sich ableiten. Lemberg, der Sitz der höchsten Behörden, zählt unter seiner Bevölkerung eine Zahl von 7000 Deutschen, in deren Händen die Intelligenz vorzugeweise ruht. Die Universität, welche etwa von 1000 Studierenden bezogen ist, hat das Ansehen einer deutschen Lehranstalt, indem der reichere Adel seine Bildung im Auslande sucht, der ärmere aber und die nicht adelige Jugend von den Bildungsanstalten sich entweder freiwillig zurückzieht, oder ohne Mittel für höhere Studien, dieselben in den Seminarien vollendet. Außerdem befindet sich ein Theil der studierenden Jugend in den Bildungsanstalten der Jesuiten, welche seit mehren Jahren in Lemberg das Kollegium Nobilium errichtet haben, und es dringt auf diese Weise ein drittes Element in das galizische Bildungssystem, wovon die polnische Literatur ebenfalls keine Früchte zieht. Durch diese Vermischung der geistigen Antheile ist der Zusammenhang zwischen Galizien und dem übrigen Polen sehr locker.

Man macht der Literatur den Vorwurf der Käuflichkeit, und schließt daraus auf ihre Unselbstständigkeit. Bleibt auch jener Vorwurf dahingestellt, so ist doch dieser nicht abzulehnen, zugleich aber ist gewiß, daß außer der Käuflichkeit andere Umstände ihn bethätigen helfen. Die werthvollsten Erzeugnisse liegen in Manuskripten, einige der bessern sind im Auslande zur Öffentlichkeit gelangt. Die Lemberger Presse bringt nur Kompilationen und wenig selbstständige Orginalien ans Licht. Nur das Drama hat in letzter Zeit von Lemberg aus einen Aufschwung erhalten, und für dieses scheint die dortige Literatur stets günstig gewesen zu sein. Graf Fredro hat hier eine Reihe seiner, namentlich im Dialog schönen Schau- und Lustspiele gedichtet, und denselben durch die Lemberger Bühne Ruf zu verschaffen gewußt; ein Gleiches ist dem dramatischen Dichter Magnuszowski gelungen. Beide sind jedoch gegenwärtig verstummt, und an ihre Stelle ist Korzeniowski getreten, dessen letztes dramatisches Produkt „Żydzy“ (die Juden) mit namenlosem Beifall über die Bühnen gegangen ist; außer ihm sind Chłędowski, und mehre Andere mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

Das Hauptverdienst gebührt den von ihnen veranstalteten Sammlungen des vorhandenen älteren Stoffes. Der größte Theil neuerer Schriften erscheint anonym, weil die persönlichen Verhältnisse der polnischen Schriftsteller den Landsleuten in der Regel hinlänglich bekannt, und in Betreff derselben mithin besondere Rücksichten zu nehmen sind. Diese Anonymität kann in keinem Falle durch die einseitigen Vortheile, welche sie dem Schriftsteller bringt, alle die Nachtheile aufheben, welche das Publikum daraus zieht, denn in vielen Fällen führt sie zu Anfeindungen und Verstimmungen, wovon die Beispiele ganz gewöhnlich sind. Die meisten der in Lemberg verfaßten anonymen Schriften sind in Posen erschienen, wo die Pseudo- und Anonymität ebenfalls nicht die besten Früchte getragen hat. Sie hat wiederholt zu Zänkereien geführt, welche der hier im Allgemeinen ehrenhaft repräsentirten Schriftstellerei durchaus unwürdig waren.

Kunst-Akademien und Vereine.

Die k. k. Akademie in Mailand hat für 1845 folgende Preise für alle in der Monarchie lebenden Künstler ausgesetzt:

Architektur. Plan eines Gebäudes für eine filodramatische Gesellschaft; mit großem Musiksaal, Theater, Bureaux ꝛc. — Medaille von 60 Dukaten.

Malerei. Dante überreicht die divina comedia dem Augustinerprior Hilarius in Corvo (La Divina Comedia. Udine Mattiazi 1837 Vol. III, parte I, pag. 379) Höhe 1, 63,½ Breite 2,27 Metr. Medaille von 100 Duk.

Skulptur. Die Erschaffung Adams. Scagliola, 1 Metre hoch, Medaille von 60 Duk.

Kupferstich, nach einem guten Werke, welches noch nicht gut gestochen wurde, wenigstens 40 Centim. groß. Der Künstler hat 5 Abdrücke vor der Schrift und ein Zeugniß beizubringen, daß die Arbeit von ihm sei, und noch nicht veröffentlicht. Medaille von 30 Duk.

Figuren-Zeichnung. Theodoline, den Herzog Agilolf von Turin zu ihrem Gemal erwählend (Paolo Diacono, Storia longobardica C. III. — Le antichità longobardico - milanesi dei monaci Cisterciensi di Lombardia T. I. dissert. 1.) Für das Kostüm dient das älteste longobardische Gemälde im Dome zu Monza als Anhaltspunkt) 0,81 M. lang, 0,54 breit. Medaille von 30 Duk.

Ornamenten-Zeichnung. Ein prachtvoller Reliquien-Kasten, in Metall und Krystall auszuführen. Aquarell, 0,81 M. breit, 0,54 M. hoch. Medaille von 30 Duk.

Perspektive. Ein Platz in Theben zur Zeit des Sesostris. (Descrip. de l'Egypte — Antiquités Vol. II et III.) Aquarell, 1 M. breit, 0,65 M. hoch. Medaille von 20 Duk.

Landschaft. Zerklüftete, nebelbedeckte Gebirge im Hintergrunde; näher ein Wasserfall. Die Sonne dringt durch halb umwölkten Himmel; weidendes Vieh; eine verfallene Hütte. Im Vorgrunde ein Felsstück mit einem Baumstrunk; Wanderer mit Lastthieren ruhend. Auf Leinwand, 1 M. hoch, 1,33 breit. Medaille von 30 Duk.

Einsendungstermin: Ende Juni.

(Gazz. d. Milano. Nr. 1.)

Unterrichtswesen.

Den neuerrichteten „Gewerbsschulen“ im siebenbürg. Sachsenlande stehen manche Vorurtheile hemmend entgegen, welche ein längerer Artikel der Transilvania Nr. 3 bekämpft. Ein Haupthinderniß soll in der dadurch scheinbar veranlaßten strengeren Trennung der Stände liegen, welche der Verfassung widerspricht. Früher besuchten auch Knaben, welche zu einem Gewerbe bestimmt waren, die städtischen Schulen und lernten dort Latein, welches auf den neuen Gewerbschulen natürlich fehlt, und wodurch den Gewerbetreibenden dereinst der Zutritt zu gewissen Ämtern städtischer Verwaltung verschlossen wird.

Mnemotechnik. Hr. Bondi, Inhaber einer Sprachschule in Gratz, wendet die Mnemotechnik mit gutem Erfolge an (nach Reventlow's Methode) und bei einer Gedächtnißprobe bewies einer seiner Schüler, „daß er 400 historische Fakta und eben so viele Daten auf das Genaueste angeben konnte.“ (Stiria.)

In der Grazer Zeitung (1 und 4) spricht sich Hr. Bondi selbst über das Vortheilhafte dieser Methode aus, und gibt Beispiele von Merkwörtern für Fakta der steirischen Geschichte, und für die Einwohnerzahlen österreichischer Städte. Die letzteren wurden größtentheils von seinen eigenen Schülern selbst erdacht, und sind zum Theile sehr treffend, z. B. Baden bei Wien = 3060 Einwohner = Weilburg. Neustadt = 9130 = Akademie. Salzburg = 12900 = Tonkunst (als Geburtsort Mozart's) Triest = 70,000 = Flotte. Laibach = 1500 = Toison d'or (Jason) soll auf seiner Rückkehr die Stadt gegründet haben). Idria = 4000 = Quecksilber.*)

*) Ich werde nächstens einen zweiten Artikel über Mnemotechnik mittheilen, durch zahlreiche statistische Merkworte erläutert. Vergl. über Reventlow in diesen Blättern, 1844, II. Bd., Nr. 37, S. 289.

(Fortsetzung folgt.) S.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Wittwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 18. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 33.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M., wöchentl 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Paffy: Über Kirchengesang und Kirchenmusik. — Hammer-Purgstall: Orientalische Literatur. (Fortsetzung.) — Aus Zeitschriften. Jänner. (Fortsetzung.)

Ueber Kirchengesang und Kirchenmusik.

Von Anton **Paffy** in Wien.

Erster Artikel*).

Διδάσκοντες καὶ νουθετοῦντες ἑαυτοὺς ψαλμοῖς καὶ ὕμνοις καὶ ᾠδαῖς πνευματικαῖς ἐν χάριτι ἄδοντες ἐν τῇ καρδίᾳ ὑμῶν τῷ Κυρίῳ.

Epistola ad Coloss. III. 16.

Wohl darf man von den älteren Kirchengesängen der einen Kirche, die, während so Vieles gewechselt und gewandelt, in ihrer Größe, Würde, Schöne oder reizenden Anmuth und Lieblichkeit, so viele Jahrhunderte durchtönt, in durchdringender und erschütternder Gewalt, in ewiger Jugend und Frische, dieselben an Wirkung beharrend — glauben, daß sie ihren Ursprung in vom höheren Geiste hingenommenen Seelen gefunden. „Immer ward es," sagt ein frommer Kenner heiliger Kirchenmusik, „als ein Ausfluß von Oben betrachtet, dieses wunderbare Vermögen innere heilige Seelenaffekte des Leides und der Freude, in Jubel und Klage so auszulassen, daß, wie die Vorwelt, so auch die Mit- und Nachwelt, noch zu gleicher Trauer und Jubilation davon angeregt und hingerissen werden." Vermag ein von Oben reichbegabter Tonkünstler, Töne, die er in einer höheren geistigen Welt vernommen, in irdischen Klängen auszudrücken, sei es, daß er das dazu nöthige Geschick sich auf dem gewöhnlichen Wege erworben, oder daß auch dieses ihm in ungewöhnlicher Weise geworden, immer wird der Chorus sich finden, der in seinen Gesang fortwährend einstimmt, und davon zu heiliger Begeisterung hingerissen wird. Wenn Palestrina von einer seiner besten Kompositionen gesagt, er habe sie vorsingenden Engeln nachgesungen und nachgeschrieben, so scheint die heilige Gemeinde der heiligen Kirche wohl der Ehre werth, von Gott erleuchtete höhere Geister, zu ihren ersten Vorsängern gehabt zu haben.

Wenden wir uns von dieser Betrachtung zu dem, in der heiligen sicht- und hörbaren Kirche bestehenden Kirchengesang, so finden wir, daß noch heute nichts das Gemüth leichter zu erheben, tiefer zu rühren vermag; daß nichts im Stande sei, von Liebe zu Gott beseelte Gemüther kräftiger zu ermuntern, und zur Andacht in Wort und That anzufeuern, als das Reich der Harmonie. Wie bei der feierlichen Danksagung, welche Israel Gott, wegen des glücklichen Durchganges durch das rothe Meer, und der Befreiung von der egiptischen Sklaverei darbrachte, Gesang erscholl. (**Exod. cap. 15, v. 1.**), so erschallet noch in der Kirche Jubel und Dank, ob des glücklichen Durchzuges, durch das rothe Meer der wirren Welteitelkeit, und ob der Befreiung von dem Joche der Selbheit.

Die heilige Kirche hat seit dem Beginne des Christenthums nie unterlassen, Gesang beim Gottesdienst zu fördern. Plinius, Prokonsul in Bithynien, in dem Berichte über das Wesen der christlichen Religion, schreibt an Kaiser Trajan: „Die Versammlungen der Christen fänden an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang Statt, und es würden da Loblieder auf Christus, als auf eine Gottheit gesungen." Der heilige Ignatius, der Martirer, gibt in seinen Briefen an die Epheser und Römer vielfach Zeugniß davon, Stellen, die nachgelesen zu werden verdienen. In dem Briefe an die Römer bittet er diese sogar, wie um eine Gnade — um Gesang nach seinem Tode. Der heilige Justin, der Martirer, am Ende der Apologie an Antoninus Pius, und Tertullian, in der Apologie C. 39, legen in gleicher Weise Zeugniß ab, daß die ersten Christen in ihren Versammlungen, durch Gesang von Psalmen und Lobliedern, den Herrn zu preisen pflegten.

Als die heilige Kirche durch den Schutz des Kaisers Constantinus, des Friedens und der Ruhe genoß, und der Gottesdienst nicht mehr in Privatwohnungen und Katakomben, sondern frei und offen, in geräumigen Tempeln abgehalten wurde, hörte man heiligen Gesang im Orient und im Okzident, von allen Gläubigen mit größerer Freudigkeit und Innigkeit anstimmen. Da aber auch die heiligsten Dinge mit der Zeit entarten und gemißbraucht werden können, so verlor der heilige Gesang an vielen Orten, die ursprüngliche Ein-

*) Aus und nach den Annali delle Scienze religiose compil. da Monsig. Ant. De Luca. Roma, Vol. XVI. Fasc. 46. 47. 48.

fachheit, so daß er, anstatt zum Gebete zu ermuntern, die Andächtigen störte. Die heiligen Bischöfe und eifrigen Kirchenlehrer eiferten bis gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, mit der ganzen Macht ihrer Beredsamkeit gegen derlei Mißbräuche, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Eben gegen Ende des sechsten Jahrhunderts nahm der, um den Gottesdienst eifrigst besorgte Papst Gregor der Große, eine Reform des Kirchengesanges vor, die sich in kurzer Zeit über den ganzen Okzident verbreitete.

Der gregorianische Gesang hat Kennern und Gelehrten, wie der ganzen Masse der Gläubigen, stets gefallen, und wird wohl nie mißfallen. So lange die Notation der gregorianischen Melodien verstanden ward, ist nie ein Tadel gegen dieselben erhoben worden, sie ernteten fortwährend reichliches Lob. Als aber in den folgenden Jahrhunderten mit der Melodie dieses Gesanges, Harmonie verbunden und vermischt wurde, fingen die Mißbräuche an, gegen welche die Kirchenväter und Konzilien, so wie eifrige Kirchenschriftsteller, bis in die neueste Zeit herein zu Felde gezogen sind, ohne jedoch bestimmten Erfolg zu erringen. In jedem, wenn auch noch so rohen Zeitalter, bei den rohesten Völkern waren den Gesang begleitende Instrumente im Gebrauch. Als der melodische Gesang in den Gottesdienst eingeführt worden war, suchte man ihn im Verlaufe der Zeit harmonisch auszubilden. Unter dem Papste Vitalian, der im Jahre 655 regierte, hörte man zuerst die Melodien des gregorianischen Gesanges nach Lust und Liebe der Sänger harmonisirt. Dieses hieß lateinisch **organare**, und der Akkord **organum**; Benennungen, welche viele Schriftsteller zu der unrichtigen Vermuthung geführt haben, es sei zur Zeit des heiligen Vitalian, das Rohr- und Pfeifeninstrument, das wir Orgel nennen, in den Kirchen schon eingeführt gewesen.

Dieses „**organare**“ scheint bis zum zehnten Jahrhunderte gedauert zu haben; denn Ubald von sankt Amand, ein flamändischer Benediktinermönch, schrieb über das alte **organare**, und bediente sich der Punkte zur Bezeichnung der Töne; woraus sich ergibt, daß der Ausdruck Kontrapunkt aus jener Zeit herstammt, und daß die Erfindung der Punkte, wie von Pater Kircher in seiner **Musurgia**, und vom Abt Gerbert in seiner Abhandlung **de Musica sacra** sehr richtig bemerkt wird, nicht erst dem Guido von Arezzo zuzuschreiben, sondern älter ist. Letzterer stellte (um das J. 1032) in seinem „**Micrologus**“ einige Regeln über die Harmonie auf, und führte eine neue „Organirmethode“ ein, die sich in kurzer Zeit allenthalben verbreitete. Franco von Köln brachte am Ende des 11. Jahrhunderts (1085) die Harmonie zu noch weiterer Entwickelung. Er berücksichtigte mehr als seine Vorgänger zuvörderst die Konsonanzen, lehrte die Anwendung der Dissonanzen, und setzte die Eintheilung der musikalischen Figuren in lange, kurze und halbkurze fest; er stellte über das Tempo oder Zeitmaß, die Ligaturen, die Übergänge und Ruhepunkte beim Gesang, bestimmte Regeln auf, und legte dadurch den Grund, zu der sogenannten figurirten Musik, die später vorzüglich durch die Italiener ausgebildet wurde. Nach diesen Verbesserungen wurde der Kirchengesang binnen Kurzem, in England, Frankreich und Belgien eingeführt; er wurde kunstvoller, harmonischer und trat zuweilen von Instrumentalmusik begleitet auf. Diese vieldeutigen Verschönerungen des Kirchengesanges, arteten jedoch bald in unwürdige Künsteleien und ungereimte Schnörkeleien aus, über die sich schon Abt Aelred, Schüler des heilige Bernhard, in seinem Werke „**Speculum Charitatis**“ **lib. 2, c. 23** bitter beklagt. Eine Klage, die höchst interessant lautet.

Diese Verkünstelung gedieh zur größten Übertreibung, ja es kam bis zu solchen Exzessen, daß sich Papst Johann **XXII.** bewogen fand, im Jahre 1322 zu Avignon das berühmte Dekret „**Docta sanctorum Patrum**“ zu erlassen, das sich in **Estrav. lib. 3. de vita et honestate clericorum** befindet. In diesem Dekrete wird nachgewiesen, daß der Hauptzweck des heiligen Kirchengesanges, in der Förderung der Andacht bestehe, und die Einführung der damaligen halben und drittel Noten, der Diskantstimmen, langen Triller, und anderer Ziereien werden dort strenge getadelt. Dazu wird die Abschaffung derselben angeordnet, und nur an hohen Festen, die Anwendung einer einfachen Harmonisirung, bei einfachem Kirchengesange in der Art gestattet, daß die ursprüngliche Einheit und Reinheit des Gesanges selbst nicht darüber verloren gehe.

Dieses päpstliche Dekret war von guter Wirkung, und es wurden demselben zufolge bei Gradualen, Offertorien, Antifonen, Hymnen und Responsorien, wieder die alten, einfachen, lauteren Melodien gehört. Viele jedoch, deren Ohren durch die bis dahin gebräuchlich gewesenen gekünstelten Weisen verwöhnt waren, hörten die alten ungekünstelten Melodien mit Widerwillen an, und die aus den Kirchen verbannte künstliche Gesangweise, blieb außerhalb derselben um so mehr im Gebrauch. Bald kehrte sie jedoch wieder in die Kirche zurück, und über der Pflege dieses problematischen Fortschrittes, wurde auf die heiligen Worte bald wieder gar keine Rücksicht mehr genommen; der Text wurde durch endlose Künsteleien der Komponisten abermal völlig in den Hintergrund gestellt, und die Zuhörer vermochten den Sinn, der unter so vielen musikalischen Figuren versteckten Melodien kaum mehr zu fassen. Das Schlimmste dabei war, daß die Kompositionen meist zuerst und zuvörderst, für weltliche Gegenstände bestimmt waren.

Das heilige Tridentinische Konzilium setzte diesem Unwesen abermal Schranken, und man war auf Reform und würdigere Gestaltung der Kirchenmusik ernstlich bedacht. In der Sitzung vom 14. September 1562 wurde der Beschluß gefaßt: „**Ab ecclesiis vero musicas eas, ubi sive organo, sive cantu, lascivum, aut impurum aliquid miscetur (Ordinarii locorum) arceant, ut Domus Dei vere domus orationis esse videatur ac dici possit.**“ (**De observandis et vitandis in celebratione missae.**) Am Schlusse des Konziliums wurde vom Papste Pius **IV.** behufs der Verbesserung der Kirchenmusik, eine aus acht Kardinalen bestehende Kongregation ernannt, und zu Vorstehern derselben die Kardinale Vitellozzi und der heilige Borromäus gewählt. Diese sorgten dafür, daß in der päpstlichen Kapelle nicht nur eine nicht anstößige und übertrieben verkünstelte, sondern eine andachterregende, einfach klare Musik aufgeführt wurde. Der berühmte Tonsetzer, Johann Peter Ludwig Palestrina, wurde mit dieser Reform beauftragt. Er schrieb eine sechsstimmige Messe, die allgemeinen Beifall erhielt, und Epoche in der Kirchenmusik machte. Palestrina, durch den günstigen Erfolg ermuthigt, schritt auf der betretenen Bahn rüstig fort, und

komponirte viele, des Gotteshauses vollkommen würdige Tonwerke.

Der allgemeine Beifall, den dieser Meister der Tonkunst erntete, und vielleicht auch die Großmuth mancher damaliger Mäzenaten, erregte Gewinnsucht bei seinen Nachahmern; alle Tonsetzer fingen bald an, ihren Stil umzuändern, und Palestrina's Beispiele zu folgen. Es erschienen die schönen Kompositionen des Ludwig da Vittoria, der beiden Nanini, der beiden Aneri, des Caccini, Allegri und vieler Anderer. Zu jener Zeit bildete sich der Stil des Orgelspieles in der Vokalmusik aus, und die Orgelbegleitung wurde immer seltener. Mit diesem gleichen Schritt hielt der Konzertstil, der sich durch Zulassung der Saiten- und Blasinstrumente, in der Kirchenmusik bildete. Auch hierin entstanden aber bald neue Mißbräuche, welche die Aufmerksamkeit der Päpste erregten; Mißbräuche, gegen die Alexander VII. die Konstitution **Piae sollicitudines** vom Jahre 1657 als strenges Gebot ergehen ließ. Die heilige Kongregation der **Visita Apostolica**, erließ über die Beobachtung dieser Konstitution unterm 30. Juli 1665, eine eigene lesenswerthe Verordnung.

Es war dieselbe von guter Wirkung, aber nur für wenige Jahre. Der echte Kirchenstil herrschte an einigen Orten, die Vokal- und Instrumental-Musik dagegen bildete, verbildete und verbreitete sich an mehren andern Orten, in Folge des sich immer mehr hebenden Bühnenwesens, mit um so größerer Schnelligkeit. Nach Bekanntmachung der erwähnten Verordnung, zeichneten sich die Zöglinge des Konservatoriums zu Neapel, und viele römische Kapellmeister rühmlich aus. Aber diese bildeten eine verhältnißmäßig geringe Zahl. Der Mißbrauch nahm fast in ganz Italien überhand, und etwa hundert Jahre nach dem Erlasse dieser Konstitution, ertönten die alten Klagen der Kenner und Kritiker aufs Neue.

Im Jahre 1749 erließ Papst Benedikt **XIV.** ein grundgelehrtes Zirkularschreiben an die Bischöfe, worin er gegen den Mißbrauch, der in die Kirchen eingeführten theatralischen Musik eifert, den gregorianischen Gesang empfiehlt, und über die Art der anzuwendenden Musik, höchst lehrreiche Winke gibt.

Die Aufzählung der Schriftsteller, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Zeit, gegen die, in der Kirchenmusik herrschenden Mißbräuche in Werken und einzelnen Aufsätzen geeifert haben, würde hier zu weit führen. Wir führen hier nur einige, und zwar aus der gegenwärtigen Zeit an, in welcher die gerügten Mißbräuche so weit und tief eingerissen sind, daß sie durch bloßes Reden, ohne durchgreifender Maßregeln der Behörden, schwerlich mehr ausgerottet werden können. Dr. Eustachius Cattaneo gab 1836 bei Pirola in Mailand, eine Brochüre darüber heraus, die wirklich lesenswerth ist, worin er gegen die Mißbräuche, welche die Organisten besonders in Italien, sich beim Gottesdienste zu Schulden kommen lassen, auf sehr gründliche Weise zu Felde zieht. In der „**Voce della Verità**“ vom 20. Dezember 1838 findet sich ein, ursprünglich dem Pariser Journal „**la France**“ entlehnter Artikel, über das in der Kirchenmusik herrschende Unwesen, den wir nachzuschlagen und nicht ungelesen zu lassen bitten.

Se. Eminenz Kardinal Fürst Konstantin Patrizi, Generalvikar Sr. Heiligkeit des jetzt glorreich regierenden Papstes, konnte die Störungen, die in der Kirche durch die heute übliche Musik veranlaßt werden, nicht länger dulden, und erließ ein Dekret dagegen, vom 16. August 1842, das noch mehr als jener letztzitirte Artikel, beherzigt zu werden verdient.

In der „**Revue de Bruxelles**“ vom 24. Oktober 1842, zweiter Theil, eifert der Verfasser des Artikels: „**Un mot sur la musique de l'Eglise, l'ombre de Palestrina à Rossini,**“ gegen die heute in der Kirchenmusik herrschenden Mißbräuche, in besonders geistvoller Weise. In einem Pariser Journale fand derselbe nämlich die Anzeige, daß an einem Sonntage Rossini's „**Stabat mater**“ im italienischen Opernheater aufgeführt werden würde; und zu gleicher Zeit las er in einem belgischen Blatte, daß das Potpourri aus „**Lucia di Lammermoor**“ in der Kirche einer kleinen Provinzialstadt, und zwar zur Zeit der heiligen Messe vorgetragen werden würde! Der Verfasser dieses Aufsatzes fängt damit an, bemerklich zu machen, daß Jedermann, der nur einen Funken Einsicht und Takt für das Schickliche habe, den richtigen Schluß aus dieser Annonce ziehen muß, daß man heute nicht mehr wisse, was Kirchenmusik sei, ein Schluß, dessen Wahrheit wohl nicht geläugnet werden kann, wenn man über das, was in Angelegenheiten der Religion und des Theaters schicklich ist, nicht völlig gleichgiltig worden.

Wir haben gezeigt, welche Schicksale die Kirchenmusik erlitten, zu welchen Mißbräuchen viele Tonsetzer sich verleiten ließen, und wie nicht allein die Päpste, sondern auch Alle, denen die Würde des Gotteshauses am Herzen liegt, gegen das, zu verschiedenen Zeiten um sich greifende Unwesen, eiferten. Es entsteht nun die Frage: „welche Gattung des Gesanges und der Musik, ist für die Kirche geeignet?“

Kirchengesang und Kirchenmusik müssen von der Art sein, daß die Gläubigen dadurch zur Andacht gestimmt werden. Dies bedarf in einer Zeit, die sich mündig und aufgeklärt nennt, keines weiteren Beweises. Eine Vokal- oder Instrumentalmusik, welche die Andacht stört, oder blos den Kitzel sinnlicher Rührung weckt, ist weder für die Kirche, noch für Christen überhaupt geeignet. Die Kirchenmusik aber, wie sie gegenwärtig fast allgemein im Gebrauch ist, zerstreut und tilgt die Andacht, sie erregt oft sogar Leidenschaft, sie ist entweder bedeutungslos, das heißt, sie drückt den Sinn der heiligen Liturgie gar nicht aus, sie ist wirkliche Theatermusik, oder dieser ähnlich; sie ist daher für die Kirche untauglich, und bedarf, wenn sie dem Zwecke entsprechen soll, einer gründlichen Reform! Dies fordert die Vernunft, wenn wir sie nicht verläugnen wollen; dies wollten, wie oben gezeigt wurde, die heiligen Väter; dies gebeut die heilige Kirche, und Jedermann, dessen Herz von den Gefühlen heiliger Liebe zu Gott noch erfüllt ist, wünscht es.

Welche der bisher in Anwendung gebrachten Gattungen des Kirchengesanges und der Kirchenmusik ist aber zulässig und zweckmäßig? — Wir geben die Antwort auf diese Frage mit den Worten Alfieri's, in den angeführten wissenschaftlichen Jahrbüchern, ohne uns, weder für noch gegen seine Ansicht auszusprechen. Der Gesang, welcher im Gotteshause ertönt, muß ernst, majestätisch und bezeichnend sein; und da die heilige Kirche in ihren Gebräuchen vollkommene Einheit fordert, so ist hierzu immer die lateinische Sprache, als eine unveränderliche, zu allen Zei-

ten verständliche, zu Grunde gelegt worden. Auf gleiche Weise muß Kirchengesang und Musik einen festen, unveränderlichen Charakter haben, der sich im Laufe der Zeit nicht verwischt.

Der Gesang, welcher in der heiligen Messe und beim Gottesdienste überhaupt Geltung erhalten sollte, kann daher kein anderer sein, als der Gregorianische. Die Priester des Herrn mögen ihn anstimmen, und wo die kirchlichen Verordnungen es gestatten, möge die Orgel ihn begleiten. Ferner ist die, im sechszehnten Jahrhundert nach dem Tridentinischen Konzilium üblich gewesene Musik, oder eine andere neuere von ähnlicher Art, zulässig, und es mag an den Orten, wo sich eine musikalische Kapelle befindet, auch ein kunstreicherer Stil angebracht werden, aber ohne Wiederholungen und Soloparthien, ohne Duetten und Terzetten, sondern einfach und würdevoll, wenigstens ohne bedeutend hervorragender Soloparthien und ohne Beschleunigung des Tempo.

Die der Kirche zusagende Musikgattung soll der Gegenstand des folgenden Artikels sein.

Uebersicht des in den Druckereien von Konstantinopel und Kairo seit ihrer Gründung bis Ende des Jahres 1843 erschienenen halben Tausend von Werken nach ihren Fächern.

(Fortsetzung.)

VI. Geschichte.

Nicht mit Unrecht rechnen die Araber, Türken und Perser die Geschichte und die Dichtkunst zu den Humanitäts- oder Bildungswissenschaften, weil jede Bildung ohne Kenntniß von Historie und Poesie nur eine einseitige und unvollkommene. In der Geschichte hat die Druckerei zu Konstantinopel bei weitem Größeres und Wichtigeres geleistet, mit welchem die zu Kairo aus dem Französischen übersetzten Werke gar nicht in Vergleich zu stellen sind. Die ersten aus der Druckerei von Konstantinopel nach dem Wörterbuche Wankulis hervorgegangenen sechs Werke waren historische: (2) Hadschi Chalfa's Geschichte der Seekriege, (3) die Geschichte der Afghanen, (4) die Geschichte Amerika's, (5) die Timurs von Nasmisade, (6) Soheili's Geschichte von Alt- und Neu-Ägypten, (7) das Rosenbeet der Chalifen von Nasmisade, dann (12) die chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's, worauf die ersten Bände der Reichsgeschichtschreiber nämlich (13) die Geschichte Naima's, (14) die Raschid's, (15) die Tschelebisades, (16) die der bosnischen Kriege, (19) die der drei Reichshistoriografen Sami, Schakir und Ssubhi, (20) die Geschichte Isis und endlich (46) i. J. 1804 die Geschichte des Reichshistoriografen Waßif folgte, welche den Titel: die Trefflichkeiten der Denkmale und die Wahrheiten der Kunden führt. Von diesen Reichsgeschichten wurde nur die letzte zu Kairo in zwei Ausgaben nachgedruckt, deren erste (34) i. J. 1827, die zweite (63) i. J. 1831 erschien.

Von Universal-Geschichten erschien zu Konstantinopel die Rosenflur der Kenntnisse, von Feraisisade Efendi, eine auf Befehl Sultan Mahmud's aus vierzig Geschichten kompilirte Universalgeschichte in zwei dicken Quartbänden, die zusammen 1693 S. füllen. Von den türkischen Übersetzungen des größten arabischen und persischen Geschichtsschreibers sind bisher nur der erste Band Mirchuand's (197) i. J. 1842 ein dünner Folioband von 396 S., die Übersetzung Thabari's aber (218) vollständig in fünf dünnen Foliobänden erschienen, welche zusammen 817 Seiten füllen. Über die Profeten-Geschichte erschienen zu Kairo drei Werke: (55) die Lebensgeschichte des Profeten von Weisi i. J. 1830, die Fortsetzung derselben (70) von Nabi i. J. 1833 und (99) die türkische Übersetzung und der Kommentar der Lebensbeschreibung des Profeten von Ibrahim aus Haleb; im J. 1833 zu Konstantinopel (184) die Beweise des Profetenthum's Mohammed's und der Personalbeschreibung Ahmeds i. J. 1841, ein Folioband von 664 S.; hieher gehört auch die Personalbeschreibung des Profeten (163) gedruckt zu Kairo i. J. 1839, die Lebensgeschichte der vier ersten Chalifen (203) i. J. 1842, ein Quartband von 550 S. vom Scheich Schemseddin aus Siwas; über die neuere Geschichte lieferte die Druckerei von Konstantinopel: (88) die Geschichte der Janitscharen-Vertilgung, vom Reichshistoriografen Mohammed Esaad i. J. 1828; (175) die Geschichte der Moschee von Ejub unter dem Titel: die Denkmale die Medschidischen in den Lobsprüchen den Chalidischen (Abdul Medschid ist der Name des regierenden Sultans, Chalid der Name des Profetensgenossen Ebu Ejub); endlich (190) die historischen Anekdoten Soheili's d. i. Ahmed, B. Hemdem des Kjaja gedruckt i. J. 1840.

Die Druckerei von Bulak, welche außer Waßif keinen Reichshistoriografen geliefert, hat doch das Verdienst einige ältere und neuere türkische Geschichten durch den Druck in Umlauf gebracht zu haben, diese sind: (67) der Garten der Gerechten des Mufti Abdol-Aasis, ged. i. J. 1833; das Miretols-Kainat (232) d. i. der Spiegel der Geschöpfe von Nischandschisade (35); die Geschichte Enweri's v. J. 1759 bis 1769, deren Druckjahr Bianchi nicht angibt; (71) das Suleiman-Name d. i. die Geschichte Sultan Suleiman's (Bianchi gibt den Namen des Verfassers nicht an) von dem Mufti Aasis Efendi.

Alle folgenden Werke sind Übersetzungen aus dem Französischen oder Italienischen, welche wohl verdienstlich um die Verbreitung europäischer historischer Kenntnisse in Ägypten, aber in der arabischen Literatur ohne Werth. Die Übersetzung der Geschichten großer Eroberer wie Alexander, Bonaparte, Karl der XII. und einer großen Herrscherin wie Katharina II. wurde entweder von Mohammed Ali veranlaßt, oder sagte wenigstens seinem Genius zu. (155) Die Geschichte Alexanders ged. 1839; (65) die Geschichte Bonaparte's (ein Auszug aus dem **Mémorial de Sainte Hélène**); (82) die Geschichte Bonaparte's, eine Übersetzung des ersten Bandes der Memoiren des Herzogs von Rovigo, ged. i. J. 1834; (222) die Übersetzung der Geschichte Karls des XII. ged. i. J. 1842; (49) die Geschichte Katharina der II. von Castera, die erste Ausgabe ged. i. J. 1829, die zweite (61) i. J. 1831 und (80) der erste Band von Botta's italienischer Geschichte, übersetzt von Hasan Efendi, ged. i. J. 1834; (154) die Geschichte der alten Ägypter, übersetzt von dem um die neuere ägyptische Literatur vielfältig verdienten Scheich Rifaa, ged. i. J. 1839; derselbe übersetzte auch (124) aus dem Französischen die Ge-

schichte der alten Filosofen, ged. i. J. 1837 und (223) das unter dem Titel: Gabe für verständige Könige über den europäischen Fortschritt i. J. 1842 gedruckte Werk (221). Ein synchronistisches Werk der französischen und mohammedanischen Geschichte ordnete der Moderris d. i. Professor an der Schule der fremden Sprachen.*) Ein anderes in Bianchi's Liste noch nicht aufgeführtes historisches Werk führt den Titel: Korreton-nofus wel ojun, d. i. die Ergötzung der Seelen und der Augen, und scheint eine Geschichte der neueren Filosofie zu sein, indem dasselbe sich als Ergänzung der obenerwähnten Geschichten der alten Filosofen des Scheich Refaa ankündet. Die eigentlichen Geschichten führen den Titel Tarich, die Märchen aber den Titel Hikajet, was eigentlich Erzählung heißt. Diese Erzählungen und Märchen gehören also nicht dem Gebiete der Geschichte, sondern dem der Poesie an; sie werden in demselben sogleich folgen und bilden, da in derselben oft Wahrheit und Dichtung vermischt ist, das Mittelglied und den Übergang von der Historie zur Poesie.

VII. Poesie.

Den Übergang von der Geschichte zur Poesie machen, wie gesagt worden, die Romane, deren Stelle bei den Arabern, Persern und Türken größtentheils apologische Werke und Märchen vertreten, von jenen das unter dem Namen der Fabeln Bidpai's in alle gebildeten Sprachen übersetzte, welches im Arabischen den Titel Kelile we-Dimne, im Türkischen den Titel Humajunname führt, jenes (114) zu Bulak i. J. 1836, dieses eben da (102) zu Konstantinopel erschien (171) ein Auszug aus demselben i. J. 1840; die Tausend und Eine Nacht (108) zu Bulak i. J. 1836 in zwei dicken Quartbänden. Das bekannte persische Märchenbuch, welches den Titel: das Buch des Papagei führt, und schon aus englischer und französischer Übersetzung bekannt, erschien zu Konstantinopel in türkischer Übersetzung (160) i. J. 1840, und schon zwei Jahre früher zu Bulak (138); zu Konstantinopel die türkische Übersetzung (172) der Erzählungen Hatimthai's, deren englische Übersetzung zu London auf Kosten des Übersetzungs-Ausschusses gedruckt ward. Die Schwänke Naßireddin Chodscha's (137) i. J. 1838, und dieselben im folgenden Jahre zu Bulak (158). Eine türkische Übersetzung der bekannten Geschichte Leila und Medschnun's (155) i. J. 1838, und eben da zwei lithografirte Erzählungen, die eine Kerem und Aßlichan's, die andere des Richters (Kadhi) mit dem Diebe (Oghri); das letzte Wort ist ins Französische als Ogre übergegangen.

Die unter dem Namen der Erzählungen Avicenna's in der türkischen Literatur bekannten Märchen sind zu Bulak (233) erschienen. **)

Als Märchen führt Bianchi auch den Fünfer Nerkesisade Mohammed Efendi auf, was aber unrichtig, da dieser Fünfer nicht nur die Geschichte der Frohnkämpfe Meslem e's, sondern auch die Sammlung der Briefe des Verfassers enthält*). Ein Zwitter von Prosa und Poesie ist (177) die zu Konstantinopel i. J. 1841 gedruckte türkische Übersetzung des Kommentars Ibn-Nobates zum berühmten Sendschreiben Ibn Seidun's.

Wir gehen nun zu den metrischen Gedichten über, beginnen mit den arabischen Kaßideten, lassen hierauf die persischen Werke folgen, die aus Prosa und Versen bestehen (wie das Gülistan, Beharistan und Pendname Aathar's und enden mit den Diwanen. Die berühmteste aller Kaßideten ist die zum Lobe des Proseten gedichtete Elbordet, welche (118) mit dem Kommentare Mohammed Mekki's zu Konstantinopel i. J. 1835 in einer sehr schönen Auflage auf Kosten des damaligen Mufti erschienen, im Buchhandel fast gar nicht zu haben ist. Ein von Bianchi noch nicht aufgeführter Kommentar der Bordet ist der i. J. 1844 unter dem Titel: Aaßidet zu Bulak gedruckte Omar B. Ahmed el-Charbutisi, die türkische Übersetzung der Bordet (203) gedruckt zu Kairo 1841. Die arabische Kaßidet des Chodscha Mohammed II. mit der türkischen Übersetzung (205) gehört ihrem Inhalte nach in die Dogmatik. Die Guirlande poetischer Blumen g. (33) zu Bulak 1827, ist ein Duodez von 61 S.; eine noch größere Kleinigkeit (19) ist das dort nur in neun unpaginirten Sedezseiten i. J. 1825 gedruckte mystische Gedicht, welches den Titel der Juwele der Vereinheitung führt.

Persische Gedichte.

Das Gülistan Saadi's ist zu Kairo (46) im J. 1821 zum ersten Male und im J. 1841 zum zweiten Male (209) zu Konstantinopel (156) im J. 1839, hier aber auch (108) im J. 1833 der große Kommentar des Gülistan von Sudi, ein Folioband von 514 S. erschienen. Das Beharistan Dschami's mit dem Kommentare Schakir's, ein Quartband von 607 S. (126) gedruckt zu Konstantinopel im Jahre 1836**). Das durch S. de Sacy's Ausgabe und Übersetzung allbekannte Pendname ist zu Kairo dreimal, das erste Mal (47) im J. 1828, das zweite Mal (149) im J. 1838, das dritte Mal (217) im J. 1842, zu Konstantinopel (114) im J. 1835, hier aber auch (112) der Kommentar dazu von Ismail Hakki im J. 1834 ein Quartband von 689 S., und 189 eine türkische Übersetzung Hafis Mohammed dem Derwische Nackschbendi, im J. 1836 erschienen. Wenn die Druckerei von Konstantinopel vor der Bulaks die Kommentare des Gülistan, Beharistan und Pendname voraus hat, so hat diese vor jener (97) den Kommentar Sudi's über den Diwan von Hafi's geliefert, welcher zu Bulak im J. 1835 in drei Bänden erschien; der Diwan selbst zu Bulak (199) im J. 1841 und zu Konstantinopel (188) i. J. 1841; auch hat die Druckerei von Kairo das Verdienst, das Mesnewi mit dem türkischen Kommentare (113) im J. 1836 in sechs Foliobänden geliefert zu haben; dafür ist zu Konstanti-

*) Dies ist auf arabisch nicht ganz richtig mit elsinet es-sahiret übersetzt, was die offenbaren oder äußeren Sprachen bedeutet, während es eigentlich elsinet el-edschnebijet d. i. die fremden oder charidschet d. i. die auswärtigen Sprachen, lauten müßte.

**) Bei Bianchi ist das Jahr des Druckes nicht angegeben.

*) Geschichte der osmanischen Dichtkunst III. S. 230; in Bianchi's Liste (181) ist der Fünfer Nerkesisade's gar mit: Contes turcs par Abd-oull'oh Elkys! übersetzt.

**) In dem von der Berlin'schen Buchhandlung Asher herausgegebenen Kataloge, welcher von Unrichtigkeiten aller Art wimmelt, ist Nr. 105 ein Kommentar des Beharistan aufgeführt, dessen die Liste Bianchi's nicht erwähnt.

nopel zwar nicht gedruckt, aber lithografirt, das große religiose türkische Gedicht Mohammedje, ein Foliobaud von 445 Blättern schönen Papiers, im J. 1841 aus der militärischen Druckerei des Seraskers hervorgegangen. Ebenfalls lithografirt im J. 1339 Fasil Beg's Buch der Schönen und des Tanzes, ein lockeres Buch, dessen Gegenstück das ethische Gedicht Wehbi's (144), g. i. J. 1835 aus der Militärpresse von Dolmabaghdsche.

Türkische Diwane. *)

1. Der Esraardede's (185) im J. 1841 zu Konstantinopel. 2. Der Beligha's (195), eben da im J. 1842. 3. Der Pertew's zu Bulak (142) i. J. 1838 und zu Konstantinopel (163) im Jahre 1840. Der Chifer Abgasade Saaidbeg's (193) im J. 1842. 4. Der Halet Efendi's (198) mit der beigefügten kleinen poetischen Blumenlese, welche den Titel: Schmuck der gesellschaftlichen Kreise führt, g. zu Kairo 1842. 5. Der Halimgirai Sultans (176), g. zu Kairo 1841. 7. Der Sati's (179), g. zu Kairo 1841. 8. Der Sekjaji's (194), g. zu Kairo im J. 1842. 9. Der Raghibpaschas, g. z. Bulak (133) i. J. 1836. **) 10. Der Rifaat's zu Bulak g. (179) im J. 1840; diesem Diwane so wie dem vorhergehenden ist die Briefsammlung des Verfassers beigefügt, so daß diese beiden Werke auch unter die obigen der Briefsammlungen gehören. ***) 11. Der Sami's (134) zu Bulak im J. 1837. 12. Der Soruri's ****) (235) zu Bulak (Bianchi gibt die Jahreszahl nicht an). 13. Der Sesaji's eben da (200) im J. 1841. 14. Der Aasim's (237) eben da ohne Angabe des Druckjahres. 15. Der kleine Diwan Isek's (183), zu Konstantinopel i. J. 1841, ganz verschieden von dem im folgenden Jahre eben da erschienenen (239) Diwane Iset beg's; der letzte erschien auch zu Kairo (189) im J. 1840. 16. Der Ali's zu Bulak (186) mit dem Kommentar i. J. 1840. 17. Der Aini's, g. zu Kairo (202) im J. 1842. 18. Der der Frau Fatima (236) (ohne Angabe des Druckjahres). 19. Der Fodhuli's eben da (159) im J. 1839. 20. Der Ghalib's zu Bulak (148) i. J. 1838. 21. Der Naili's zu Bulak in zwei Ausgaben (150) i. J. 1838 und (180) i. J. 1840. 22. Der Mohammed Emin's (181) zu Kairo im J. 1841. 23. Der Nedim's (177) i. J. 1840. 24. Der Nischani's zu Bulak, ohne Angabe des Druckjahres. 25. Der Nefi's eben da (238), ohne Angabe des Druckjahres. 26. Der Niasi's eben da (157), i. J. 1839 und jüngst (1844) zu Konstantinopel in Taalikschrift, ohne Angabe des Druckortes. 27. Der Nesimi's (220) zu Kairo im J. 1844. 28. Der Nasim's (192) zu Kairo im J. 1841 ein Foliobaud von 500 S. 29. Der Waßif Osman Beg's zu Kairo (178) i. J. 1841. 30. Der Wehbi's zu Bulak i. J. 1838; endlich die große poetische Blumenlese, betitelt: das Schiff der Dichter, eine Übersetzung der Dichter-Biografien Dewletscha's, Mir Alischir's und Sami Mirsa's (219, g. zu Kairo i. J. 1243, also in Allem dreißig Diwane (von denen nur der Ali's ein arabischer), welche theils zu Konstantinopel, theils zu Kairo im Drucke erschienen sind.

*) Nach dem arabischen Alfabete.

**) Im J. d. Hidschret 1253 nicht 1252, wie bei Bianchi.

***) Bei Bianchi (179) steht Nichâni, vermuthlich für Incha.

****) Nicht Serveri wie bei Bianchi.

VIII. Logik und Dialektik.

Der eigentlich in die Logik gehörigen Definitionen Dschordschani's ist schon oben bei den Wörterbüchern Erwähnung geschehen. Das Grundwerk arabischer Logik die Εισαγωγη des Porfyrius, welche Esireddin Ben Omar el-Ebheri ins Arabische übersetzt, Omar Ssalih el-Feisi von Takat kommentirt hat. Dieses Werk (65) ward zu Konstantinopel i. J. 1820 gedruckt, und ein Kommentar zur Isagoge von Ruschdi (128) dem Scheiche der Derwische Nakschbendi i. J. 1839. Esireddin Ebheri schrieb eine besondere Logik unter dem Titel Burhan, d. i. der Beweis, wozu Ismail von Kelenbe (51) Randglossen verfaßte, gedruckt i. J. 1807, eine zweite Auflage (135) 1837. Zur Logik Ebheri's schrieb der große türkische Gelehrte Fenari einen Kommentar unter dem Titel der fenarischen Nutzanwendungen, dieses Werk mit dem Worte Ahmeds (Kawli-Ahmed), und der Isagoge Ebheris erschienen in einem Bändchen Nr. 136 ebenfalls im Jahre 1837. Die geschätztesten Glossen über den logischen Kommentar Fenaris sind die Kara Chalil's des Verf. zahlreicher Kommentare (196) i. J. 1842. Osman B. Mustafa von Tarsus ist der Verfasser einer kleinen unter dem Namen (207) Istidlalijet i. J. 1842 über die Formen der Vernunftschlüsse gedruckten Abhandlung. Eines der berühmtesten logischen Werke ist die Schemsijet, d. i. die Sonnichte, deren von Dschordschani verfaßte Kommentar von Kuthbeddin Rasi mit Glossen versehen ward, wozu Abdul Hekim, der Sohn Schemseddins für seinen Sohn Abdallah Anhängsel (Taalikat) schrieb; diese Anhängsel (71) erschienen zu Konstantinopel i. J. 1822; ein anderes neueres logisches Werk ist Mohammed Emin's Dschihetol-Wahdet, welches Kara Chalîl, der oberwähnte Kommentator i. J. d. H. 1105 (1693) glossirte. Diese Glossen (217) erschienen im J. 1842 gedruckt. Zu den Glossen, welche Sialkuti über den Kommentar Chiali's zur Schemsijet verfaßt hatte, schrieb der Scheich Chalil aus Bagdad, angesiedelt zu Damaskus, (214) Anhängsel, g. i. J. 1843. Ein Kommentar der Schemsijet unter dem Titel (211): der logischen Regeln in der Erläuterung der Schemsijet, erschien i. J. 1843. Auf dem ersten Blatte steht als Titel blos Taßawwurat (Vorstellungen), zu Ende aber: hier endet das Buch der Vorstellungen und Bewährungen (Taßdikat); unter diesen beiden Haupttiteln ist der Hauptinhalt der Schemsijet erschöpft. Zwei Kommentare über die Taßawwurat sind der Seid Dschordschanis (227), gedruckt i. J. 1844, und der Sialkuti's (220), g. im J. 1843, endlich die Randglossen Muftisade's zur Schemsijet (151) (Haschijei taßawwurat), g. i. J. 1838. Die Seitenstücke zu diesen Kommentaren und Glossen der Taßawwurat sind die drei folgenden über die Taßdikat (Bewährungen) (221) die Randglossen Oßameddins, g. im J. 1843, (212) die Randglossen Sialkuti's, gedruckt vom selben Jahre, und die Muftisadi's vom J. 1838. Merkwürdig genug ist in der ägyptischen Druckerei kein einziges Werk über Rhetorik *) und

*) (207) Traité de rhétorique par Mahrem (deutsch Moharrem), scheint, wie oben gesagt worden, das syntaktische Werk Moharrems zu sein.

nur zwei über Logik erschienen, (25) die glänzende Leiter, ein logischer Kommentar zur Eisagoge in Versen, i. J. 1826 und (153) die arabische Übersetzung der französischen Logik von de Dumarsais durch Rafâ'a i. J. 1839.

IX. Dialektik und Polemik.

Die Polemik heißt auf arabisch Ilm-adabol-bahs, d. i. die Wissenschaft manierlich zu disputiren. Das Hauptwerk derselben ist das Adab von Schemseddin Mohammed B., Eschref, Hoseini von Samarkand, welches unter dem Titel Hoseinije allberühmt, vielfältig kommentirt und glossirt worden ist. Unter der großen von Hadschi Chalfa aufgeführten Zahl von Kommentatoren und Glossatoren fehlen jedoch (173), die im J. 1840 zu Konstantinopel gedruckten Glossen: Haschijei Hoseinije vom Seid Mohammed Ssadik B. es-seid Abdarrahim el-Ersendschani Muftisade, dem obenerwähnten Glossator. Ein dialektisches Werk sind (61), die im J. 1819 zu Konstantinopel gedruckten Anhängsel (Taalikat) Kelenbewi's zum Mirol-adab, d. i. zu den Randglossen Mir Ebu feth Es-saidi's zum Kommentare Mohammed el-Tebrisi's zur Dialektik et-Idschi's. Den Übergang von den logischen und dialektischen Werken zu den metafysischen bilden die Randglossen desselben Scheich Ismail Kelenbewi zum Werke Mir etehsib, d. i. zu den Randglossen des obgenannten Mir Ebufeth Es-saidi zum Kommentare Dewani's über das Werk Tehsibol Manthik wel Kelam, d. i. die Läuterung der Logik und Metafysik von Teftasani.

X. Metafysik.

Die Ilmol-Kelam der arabischen Wissenschaftslehre entspricht ganz der Scholastik des Mittelalters, welche der reinen Metafysik positive Theologie beimischt, das berühmteste Werk dieser Art ist (73), das im J. 1822 zu Konstantinopel gedr. große Werk el-Idschi's des schon obgenannten Dialektikers und Filologen, mit dem Kommentare Dschordschani's, ein Folioband von 635 S. Zum Kommentar Dschordschani's verfaßte der große osmanische Rechtsgelehrte Hasan B. Mohammed el Fenari Randglossen, und zu diesen Randglossen schrieb der Scheich Abdallah B. Hasan aus Kanghri (82) Anhängsel, die zu Konstantinopel im J. 1826 in einem dünnen Foliobande von 271 S. erschienen, zu Kairo nachgedruckt im J. 1841 *) (196). Außer diesen Anhängseln zu den Randglossen des Scheichs von Kanghri zum Kommentare Dschordschani's über die Metafysik el-Idschi's ist aus der Druckerei von Kairo nicht ein einziges metafysisches oder dialektisches Werk hervorgegangen, dafür desto mehr mathematische und fysische, von denen die Druckerei von Konstantinopel nur sehr Weniges zu Tage gefördert hat; zu den mathematischen Wissenschaften der Arithmetik und Geometrie wird auch die Geografie gerechnet; wir werden nun die im mathematischen und naturhistorischen Fache gelieferten Werke überblicken und dann erst zu den Gesetzwissenschaften übergehen. Hammer-Purgstall.

*) Bianchi schreibt in zwei Zeilen das Wort Kanghri zweimal verschieden, und beidesmal irrig, einmal Kinghari und einmal Kenghari, auch ist Notes marginales unrichtig, indem es blos Anhängsel zu den Randglossen sind.

(II. Artikel folgt.)

Aus Zeitschriften. Jämer.

(Fortsetzung.)

Geschichte.

Zur Geschichte von Grüneck. (Nach gedruckten und ungedruckten Quellen.) Erzherzog Ferdinand von Tirol, im Schmerze über Filippinens Tod, hielt sich längere Zeit in der Waldeinsamkeit „der Gnadenwald“ bei Hall auf, und erbaute daselbst ein Schlößchen: „Hirschenlust-Grienegg“ von 1580 — 83, welches er aber 1588 — seiner zweiten Gemalin, (seiner Nichte) Anna von Mantua schenkte. Nach seinem Tode ins Kloster tretend, schenkte Anna das Gut dem von ihr gegründeten „Stift- und Regelhaus.“ 1686 brannte das Schloß ab, und wurde nicht wieder aufgebaut. (Tirol. Bothe. 6. 7.)

Der historische Verein in Krain macht die erworbenen Gegenstände bekannt; darunter befinden sich unter andern:

Papst Paul III. Originalbulle dd. 15. Dezember 1547, in welcher mehre im Kirchsprengel von Aquileja erledigte Benefizien besetzt werden ꝛc. Diese Urkunde wurde in einem Bauernhause Oberkrains gefunden.

Laibacher Polizei-Ordnung 2. Dezember 1561 u. s. w. (Illyr. Blatt u. s. f.)

Beiträge zur Geschichte der Bischöfe und Fürstbischöfe von Laibach. (Illyr. Bl. 3. u. s. f.)

Die Schlacht bei Jankau in Böhmen. Nach den Klosterbüchern des ehemaligen Prämonstratenserstiftes Chotieschau betrug der österreichische Verlust an Gefangenen: Feldmarschall Graf Hatzfeld, die General-Feldmarschall-Lieutenants Merci und Brody, 3 General-Majors, 7 Obristen, 9 Oberstlieutenants, 2 Majors, 11 Rittmeister, 13 Hauptleute, 42 Lieutenants, 11 Kornets, 19 Fähnriche, ein Artilleriehauptmann mit 16 Offiziers, 40 Feuerwerker und Büchsenmeister, 4000 Gemeine, ferner 45 Standarten, 33 Fahnen, 26 Geschütze, über 20 Munitionswagen; an Todten: Feldherr, Feldmarschall Götz, 2 Obristen, und außer den Offizieren, 3—4000 Gemeine. (Sammler. 15.)

Rechtsgeschichte.

„Das Fürstenthum Troppau ist von uraltersher dem Markgrafenthum Mähren zu Hilfe gewesen, soll auch demselben zur Hilfe sein, und gehört nicht zu den übrigen schlesischen Fürstenthümern, denn es ist dieses Fürstenthum von Mähren ausgemarket und abgetrennt (wisazeno a wimato); gleich wie es mit dem Olmüzer Bißthum die Beschaffenheit hat. Jedoch, so viel es die Rechte betrifft, so hat es seine eigenen Satzungen und sein Gericht, und weder der Fürst, noch sonst Jemand aus besagtem Fürstenthum, soll oder kann zu dem mährischen Landrechte aufgefordert werden, sondern ist dort zu richten. Aber das ist Rechtens: Wenn dort die Herren oder Edlen eine Sache nicht entscheiden können, und die Parteien es begehren, oder es ihnen selbst dünkt, so schreiben sie beider Streit zusammen, und diesem Briefe legen sie denen Parteien nothwendige schriftliche Urkunden bei, versiegeln Alles, und schicken damit ihren Landrichter auf den Herrntag (Snem Panski) in Mähren, welchen Herrn Landeshauptmann, die Landesbeamte und Herrn um Belehrung und Urtheil begehren und bitten. Die Herrn durchsehen und erwägen die Sachen, und schicken darauf ihr Urtheil (Nalez) unter des Herrn Hauptmannes und der Landesbeamten Siegel, bewahren aber die beschriebene Rechtssache bei sich, und stellen nur die Urkunden versiegelt zurück. Diese versiegelt dahin gekommene Erkanntnuß soll dort bei dem Landrecht geöffnet, und das Urtheil den Parteien vorgelesen werden, und diese sind schuldig, sich demselben zu fügen ohne weitere Berufung. Und hier Landes müssen sie auch den Landschreiber für das Urtheil zahlen. Der Fürst von Troppau kann auch hier im Landrechte sitzen.“ Der vorstehende Inhalt ist aus einem von Georg dem ältern Herrn von Sedlnitzky und Choltitz, Oberstthofrichter in Mähren im Jahre 1594, in mährischer Sprache zusammengeschriebenen handschriftlichen Kodex. (Moravia.)

In einem Aufsatze: „Ausflug nach Ungarn“ bemerkt ein Reisender unter Anderem, daß die Stadt Gyöngyös hinsichtlich ihrer Rechtspflege sehr wohl dotirt sei, da auf die Bevölkerung von 18,000 Seelen die Stadt 42 öffentliche Advokaten habe. (Bohem.)

Biografisches.

Anton Josef Stein wurde am 24. April 1759 im Dorfe Bladen, im königl. preuß. Ober-Schlesien von unbemittelten aber rechtschaffenen Eltern geboren. Im vierzehnten Jahre kam er in das Gymnasium der Franziskaner zu Leobschütz, studierte Filosofie zu Breslau, und ein plötzlich erwachter Trieb drängte ihn, in die weite Welt, besonders nach Rom, zu gehen. Auf der Wanderung dahin schilderte ihm ein von dorther kommender junger Mann zu Mariazell die Erfordernisse eines Aufenthaltes in jener Stadt, was des Jünglings Reiselust gewaltig abkühlte. Er kehrte nach Wien zurück, um sich die fehlenden Kenntnisse, besonders die der italienischen Sprache anzueignen, betrieb seine Studien mit großem Ernste und Fleiße, machte Bekanntschaft mit den ersten Notabilitäten, vornehmlich mit Baron v. Martini und dem Hofrathe v. Sonnenfels, deren Kollegien er besuchte, wendete sich mit besonderer Vorliebe der griechischen Sprache und Literatur zu, und hinterließ uns Proben seiner Meisterschaft in mehren griechischen Gedichten, von denen der Hymnus auf Hellas vom Jahre 1816 vorzüglich bekannt und geschätzt ist.

Er gab, um sich seinen Unterhalt zu erwerben, Unterricht, und kam 1781 als Lehrer zu den jungen Grafen Leopold und Josef v. Daun, Enkeln des berühmten Feldmarschalls, in das Haus ihres mütterlichen Großvaters, des Fürsten Karl Josef v. Auersperg, wo er den Sommer in Böhmen, den Winter in Ennseck bis 1784 verlebte. Im folgenden Jahre machte er den Konkurs für das Lehramt der Poetik am akademischen Gymnasium zu Wien, und ward durch die Mitwirkung des Hofrathes v. Birkenstock, der seine Kenntnisse und seine Elaborate zu würdigen wußte, in wenigen Wochen zum Professor ernannt. Als im Jahre 1802 das akademische Gymnasium den Piaristen übergeben wurde, kam Stein an das Gymnasium zu St. Anna in gleicher Eigenschaft, wurde aber ganz unerwartet im Frühlinge 1806 in die filosofische Fakultät der Universität übersetzt, an der er als Professor der Filologie und klassischen Literatur durch die Fülle der gründlichsten Kenntnisse und kernhaften Vortrag eine Zierde bis zum Jahre 1825 war, in welchem er auf seine Bitte von weiland Sr. Majestät dem Kaiser Franz mit Verleihung des Titels eines kaiserlichen Rathes in den wohlverdienten Ruhestand versetzt wurde.

Stein erfreute sich bis zu den letzten Augenblicken seines Daseins eines äußerst glücklichen Greisenalters. Nie war er, die letzten Monate vor seinem Hinscheiden ausgenommen krank gewesen; immer hatte er sich frohen Lebensmuth, und noch als Achtziger überraschende Manneskraft bewahrt.

Seine dankbaren Schüler ließen im Jahre 1820 sein Porträt vom Herrn Professor Kupelwieser in Öl malen, das noch einen der Hörsäle der filosofischen Studien schmückt.

Von ihm wurde das als klassisch anerkannte Gedicht: **Nemus Vindobonae suburbanum, Prater dictum** von August Veith von Schittlersberg, dem 1811 allhier verstorbenen Präsidenten des k. k. General-Rechnungs-Direktoriums, trefflich übersetzt und in demselben Jahre herausgegeben. Seine Gedichte in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache, von seinem Schüler und Freunde Deinhardstein bevorwortet (1843 herausgegeben), tragen dessen eigenthümlichen Karakter. Die lateinischen und griechischen sind Früchte tiefer klassischer Studien und eines feingebildeten Geistes in der reinsten Form. Seine „Nemesis“ (Abth. II. S. 6), zur Zeit des Wiener Kongresses auf jene großen Ereignisse gesungen, ist ein hohes ernstes Gedicht in alkäischen Strofen; viele Schönheiten hat das Festgedicht auf die Vermählung Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Erzherzogin Leopoldina, und Ihre Abreise nach Brasilien im Jahre 1816 (I. 4). (Wien. Ztg. 4.)

Sagen und Legenden.

Der heilige Berg bei Nikolsburg in Mähren. Die Besitzerin von Nikolsburg lag einst an einer schweren Krankheit darnieder, welche selbst die geschicktesten herbeigeholten Ärzte nicht heben konnten. Der greise Schloßkaplan, welcher einige ärztliche Kenntnisse besaß, gab ihr nebst dem Religionstroste Hoffnung auf Genesung mit folgenden Worten: „Wenn der Berg, den sie aus ihrem Fenster erblicke, vom Morgenlichte übergossen sein wird, so ist dies das Zeichen ihrer Genesung!“ Als sie des andern Morgens erwachte, fühlte sie, daß die Krankheit gebrochen sei, und sah die profetische Angabe erfüllt, denn der Berg strahlte im schönsten Purpurlichte, weshalb sie aus Dankbarkeit für ihre Rettung daselbst eine Kirche erbauen ließ, welche jedoch durch die Länge der Zeit derart zerstört wurde, daß nur noch einzelne Wände Zeugniß von dem Dasein dieses Gotteshauses geben. (Mor. 4.)

Die Stadt Teschen dankt ihr Entstehen drei fürstlichen Brüdern, welche sich einst auf der Jagd verirrten, und spät erst alle drei an einer Quelle sich wieder fanden, welche der „Dreibrüderbrunn“ heißt — damals wurde die erste Baute Teissen genannt. (Mor. 13.)

Sagen aus dem steirischen Wendenlande. Von Dr. Rudolf Puff. 1. Hudi-Dol. (Stiria 13.)

Naturkunde.

(Naturwissenschaftliche Sammlungen) des Fürsten Schwarzenberg im Jagdschlosse Wohrad, Herrschaft Frauenberg in Böhmen. Sie bestehen aus einer Sammlung von Vögeln, „einige 100 Exemplare,“ welche auf den fürstlichen Herrschaften erlegt worden sind, so wie aus ausgestopften Säugethieren und aus Geweihen. (Boh. 1)

(Ein zusammengewachsenes Zwillingspaar) wurde am 15. Jänner in Tótfalu, Heveser Gespanschaft, geboren. Kopf, Hals, Brust &c. sind vollkommen entwickelt, nur die Bauchhöhle ist gemeinschaftlich. Vater und Mutter sind vollkommen gesund und regelmäßig gebaut. (Boh. 10.)

(Erdbeben in Triest.) Am 24. Jänner spürte man 3 kleine Erderschütterungen schwingender Art, in der Richtung von NW. nach SO., und zwar um 4 Uhr — 7 Uhr 35', 58", und um 7 Uhr 36'. — Um 7 Uhr war der Himmel mit aschgrauen Wolken bedeckt; Barometer 28" 0,"' 96; Thermometer Réaum. + 6,8; Hygrometer Saussere 62°; Wind von Ost ¼ Nordost. 48 Stunden vor der Erscheinung, am 21, um 7 Uhr früh, war der tiefste Barometerstand des Monates, mit 27" 4" 0,06.

(Über das relative Alter der Steinkohlenformation) in Österreich äußert Dr. Ungar, daß die Sandstein-Schichten, in welchen in Österreich am Saume der Alpen die Steinkohlenflötze abgelagert sind, der Lias-Formation angehören. (Wien. Zeit.)

(Die meteorologischen Beobachtungen 1844 an der Universität zu Gratz, von Prof. Dr. Gintl.) In einer Seehöhe von 1180,56 Wiener Fuß mittl. Barometerstand 27"668"' Wien. Z.; mittl. Temperatur: + 6°69 R.; mittlere Feuchtigkeit 2,95 Gran Wassers in 1 Kub. Fuß atmosf. Luft bei normalem Luftdrucke; Schnee- und Regenmenge 4964,82 Kub. Zoll. 12 heitere, 80 trübe, 67 Nebel-, 102 Regen-, 34 Schneetage, 32 Gewitter, 20 Stürme, 34 Mondhöfe. (Wien. Zeit. 17.)

Die meteorologischen Beobachtungen an der Wiener Sternwarte 1844, von K. L. v. Littrow.) In einer Seehöhe von 588,30 Wien. Fuß mittl. Barometerstand 28" 3"'; mittl. Temperatur + 7° 57' R.; heitere 5, trübe 92, Nebel- 122, Regen- 154, Schnee- 52, Hagel-Tage 1. 20 Gewitter (1 in der Nacht vom 22. zum 23. Jänner), 23 Stürme. Mondregenbogen: 2. Februar.

(Milde Witterung in Salzburg.) Am 30. Dezember war der Gipfel des Gaisberges nicht nur schneefrei, sondern Gentiana verna, Anemone hepatica, Ranunculus montanus, Polygala Chamaebuxus blühten. (Wien. Zeit. 11.)

(Besteigung des Großglockners) 5. Sept. 1844 durch Dr. Ed. Lösche aus Dresden. Bei der Ochsnerhütte: Barometer 23" 0,48"' Par., dessen inneres Thermometer 8° C.; der Luft ausgesetzter Thermometer: 7,8; befeuchtet: 6,4 C. Die Instrumente, die auf dem Gipfel bekanntlich in einem Kasten verwahrt sind, waren unbeschädigt. Barometer: 17" 10"' Par. Thermometer: 3,°8 R. (ohne der Korrektion wegen des veränderten Niveau). Die hinaufgebrachten Instrumente zeigten Barom: 17" 10,54"' — innerer Thermometer: 10, freier: 3,8, befeuchteter: 1,7 C. — Auf dem kleinen Glockner Barom.: 17" 11,44"' bei 10° C.; in freier Luft: 3,5 C. Die Luft war völlig ruhig, die Übersicht sehr klar. Die Besteigung selbst fand ungewöhnliche Schwierigkeiten in dem vielen Schnee, der zugleich sehr locker war. (Wien. Zeit. 8.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 20. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 34.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1106 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Seidl: Muchar's Geschichte von Steiermark. — Steinhauser: Die Generalstabs-Karten. (Fortsetzung.) — Rader's Taschenbuch für Ärzte. — Kindreich: Feier des Christenthums. — Einige Schlösser des Mürzthales. — Aus Zeitschriften. Jänner. (Fortsetzung.)

Geschichte des Herzogthums Steiermark.

Erster Theil. Von Dr. Albert von Muchar, Stiftskapitular zu Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. Grätz, 1844. Im Verlag der Damian und Sorge'schen Buchhandlung. VI und 474 S. (Mit Titelblatt, Vignette, einem Anhange von einem Blatt und XVIII lithografirten Tafeln, und einer Landkarte.)

Angezeigt durch Kustos J. G. **Seidl** in Wien.

Die Geschichte eines so umfangreichen, aus so verschiedenartigen Elementen zusammengewachsenen Staatsgebietes, wie die österreichische Monarchie, kann ihrer Natur nach kein Monolith sein; sie kann nur einem Cyklopenbaue gleichen, zusammengefügt aus einzelnen massenhaften Bruchstücken, welche, ohne künstlich bindendes Cäment, durch ihr eigenes Gewicht an einander befestiget mit der Zeit ein kompaktes Ganzes bilden. Solche Bruchstücke zu einem in Aussicht gestellten Cyklopenbaue eines umfassenden Geschichtswerkes über die Gesammtmonarchie sind die Spezialgeschichten der einzelnen Provinzen und Ländertheile des Kaiserstaates. Leider gibt es selbst solcher Bruchstücke noch nicht allzuviele; denn es bedarf gar vieler Steinchen und Sandkörner, welche emsig gesucht, sorgfältig gesichtet und hinsichtlich ihrer Haltbarkeit genau geprüft sein wollen, um allmälig jenes Agglomerat, jene Breccia, möchte ich sagen, zu geben, welche geeignet ist, von tüchtigen Händen behauen und zugerichtet, zu dem beabsichtigten Baue mit Nutzen verwendet zu werden. Daß man eben in unserer Zeit wieder mehr, als vielleicht seit Langem, allenthalben bemüht ist, Materiale dieser Art aufzusuchen und vorzubereiten, ist eine unläugbare, tröstliche Wahrnehmung; eben so wenig läßt es sich aber läugnen, daß in dieser Beziehung sich Vieles besser und förderlicher thun ließe, und erst kürzlich hat in diesen Blättern (Nr. 1 d. Jahrg.) einer unserer ausgezeichnetsten und erfahrungsreichsten Geschichtsforscher neuerdings darauf hingewiesen, wie man historischen Baustoff sammeln, präpariren und verarbeiten, d. h. wie man Geschichte schreiben müsse.

Dem Verfasser des zu besprechenden Werkes, welches ebenfalls ein Baustein zu dem Kolosseum vaterländischer Geschichte werden soll, muß vorerst gebührendes Lob gespendet werden, daß er keine Mühe scheuete, um alles Stoffes habhaft zu werden, dessen er zur genügenden Lösung seiner schwierigen Aufgabe bedurfte. — „Neben ruhiger Durchforschung und Sichtung der älteren Quellen, neben wiederholter und aufmerksamer Vergleichung derselben mit den Diplomen und Monumenten des Mittelalters, hat er auch das Steirerland (wie er in der Vorrede sagt) nach allen Richtungen mehrmals selbst durchwandert, um aus der Gegenwart das Bild der altergrauen Jahre einigermaßen noch zu erschauen. Er hat Alles über die älteste Geschichte der Steiermark bisher Geschriebene aufmerksam durchgelesen, geprüft und benützt," und durch sein bereits vor 20 Jahren im Druck erschienenes Norikum und durch die handschriftlich vollendete Fortsetzung dieses Werkes bis zum Schlusse des eilften Jahrhundertes sich selbst auf eine Weise vorgearbeitet, durch die er sich nun in die erwünschte Lage versetzt sah, die Herausgabe einer besondern Geschichte der Steiermark zu beginnen und durchzuführen. Daß dies nicht blos leere Worte seien, dafür liefert, außer jenen Vorarbeiten, auf welche sich der Verf. mit vollem Rechte berufen kann, da sie bereits allseitige Geltung gefunden haben, auch jede Seite seines neuen Werkes vielfältige Belege.

Da über des Verf.'s unermüdlichen Fleiß in Herbeischaffung des Stoffes kein Zweifel obwaltet, und über seine Fähigkeit, die wirre Masse angehäuften Stoffes zu bewältigen, mehrfache gedruckte Beweise vorliegen, so fragt es sich zunächst nur darum, wie er das Vereinzelte zusammengefügt, das Fragmentarische zum organischen Ganzen gestaltet, den todten Datenwust durchgeistet, mit Einem Worte, wie er aus den geschichtlichen Elementen, welche sein Forscherfleiß und sein Quellenstudium ihm zuführte, eine Geschichte gemacht habe. Es wäre voreilig, schon nach diesem ersten Theile, welcher der Anlage nach beiläufig ein Viertheil des ganzen Werkes zu sein scheint, über letzteres, ob günstig oder ungünstig, aburtheilen zu wollen, zumal da der Verf. bis nun zu kaum über jenen Zeitraum hinausgekommen ist, in welchem sich der Boden bestimmt und sicher abgrenzen läßt, der den Schauplatz seiner Geschichte bildet; doch genügt das Gebotene

wenigstens, um den Geist und die Methode des Verf.'s kennen zu lernen und beiläufig anzudeuten, ob und welch ein Resultat, bei solchem Beginn eines Buches, von der Fortsetzung und Vollendung desselben zu erwarten stehe. Es dürfte, um dies zu ermitteln, am zweckmäßigsten sein, nach kurzer Hinweisung auf die Quellen und Vorarbeiten, welche bei Abfassung der ältesten Geschichte Steiermarks benützt werden konnten, dem Gange, den der Verf. selbst beobachtete, Schritt für Schritt zu folgen, und das, was er in sich aufnahm, mit dem, was und wie er es wiedergab, zu vergleichen.

Wenn wir einen Blick auf die Vorarbeiten werfen, welche dem Verf. zu Gebote standen, so müssen wir gestehen, daß ihm an halbwegs geordnetem Stoffe für seinen nächsten Zweck fast nichts vorlag, als die **Annales Ducatus Styriae** von dem fleißigen Vorauer Chorherrn Julius Aquilinus Cäsar*) (geb. zu Gratz am 1. Nov. 1720, gest. am Weizberge am 2. Juni 1792), dessen nun bis zum 3. Bande gediehenes Werk (das Mskrpt. des 4., zu dessen Drucklegung es dem Verf. an Unterstützung fehlte, ging in Wien verloren), trotz fühlbaren Mangels an kritischer Genauigkeit und sorgsamer Sichtung des Brauchbaren vom Unbrauchbaren, doch immerhin das Verdienst hat, durch Zusammenstellung des Gleichartigen in chronologischer Reihenfolge, die Sache so weit gefördert zu haben, daß ein künftiger Geschichtsschreiber wenigstens schon einen Fußsteig in dem Labyrinthe vom Verbürgten und Unverbürgten vorfand, wenn auch rechts und links noch Alles wirr und ungereutet hereinwuchert. Die Schriften des verdienstvollen Kindermann (geb. 1748 zu Schambeck bei Ofen, gest. zu Wien am 16. Okt. 1802) gewähren für die älteste Geschichte nur eine geringe Ausbeute. Des achtbaren, seine ämtliche Stellung zum Frommen der Wissenschaft so eifrig benützenden Archivars Joseph Wartinger „Kurzgefaßte Geschichte der Steiermark" (Gratz 1827, 2. Schulausgabe) ist zwar ein höchst schätzbares, zum Schulgebrauche, wofür es ursprünglich bestimmt war, noch immer recht wohl anwendbares Kompendium, allein eben in Berücksichtigung des Zweckes zu sukzinkt gehalten, um den Verf. einer ausführlichen Geschichte der Rückkehr zu den Quellen selbst zu überheben, welche jenem Abrisse größtentheils zur Grundlage dienten. Von noch geringerem Belange sind jene Verfuche, welche der Wartinger'schen Arbeit vorausgingen, wie der „Versuch einer Staatsgeschichte von Steiermark." Wien 1780, von Jos. v. Baumeister (geb. zu Wien am 20. Nov. 1750, gest. am 6. Okt. 1819); der „Geist der vaterländischen Geschichte Steiermarks." Wien 1803 u. a. — Auch J. B. Winklern's chronologische Geschichte des Herzogthums Steiermark. Gratz 1820, so dankenswerth sie übrigens ist (namentlich wenn man erwägt, in welcher literarischen Isolirtheit Winklern arbeitete), kann hier nicht sehr in Betracht kommen. Ein Ähnliches gilt von Julius Schneller's Geschichte der Steiermark im Verbande mit Österreich (1828), der in Dresden erschienenen historischen Taschenbibliothek einverleibt, welche, wie Alles, was aus der Feder dieses geistreichen Historikers floß, durch eigenthümlich weckende Darstellung (der mitunter nur weniger Pikanterie zu wünschen wäre) anzieht, jedoch zu analytisch raisonnirender Natur ist, um sichere Anhaltspunkte zu gewähren. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Hr. v. Muchar fast ausschließend auf sich selbst reduzirt war, und seine Arbeit gewiß auf nichts Besseres basiren konnte, als auf ein Resumé der Forschungen, die er in seinem römischen Norikum (Grätz 1825—26, 2 Bde.) und in der durch mehre Hefte der nicht genug gewürdigten steiermärkischen Zeitschrift laufenden Fortsetzung desselben niedergelegt hat, für dessen richtigere Beurtheilung eben diese präliminirte Bestimmung den besten Maßstab abgibt. Das Materiale, welches er im Verfolge seiner Studien aufgespeichert und, einstweilen mehr auf Reichhaltigkeit und Quellenrichtigkeit, als auf Sonderung und Anordnung bedacht, an den bezeichneten Orten, gleichsam unter öffentlicher Kontrole, deponirt hat, kam ihm nun trefflich zu Statten, und gewann unter seinen Händen jene organische Gliederung und Gestaltung, welche man jetzt, — wie der Verf. sich dessen wohlbewußt zu sein gesteht, — „bei dem erhöhten Geiste der Geschichtsschreibung" von einem historischen Werke zu fordern berechtiget ist.

Der uns vorliegende erste Band der Muchar'schen Geschichte des Herzogthums Steiermark umfaßt die älteste und alte Geschichte des Landes von der Urzeit an bis zum Ende des fünften Jahrhunderts in zwei Hauptabschnitten, welchen eine kurze Einleitung vorausgeht. In dieser, welcher der Verf. eine (unser Österreich apostrofirende, hier auf Steiermark applizirte) Stelle aus unseres trefflichen Grillparzer's Ottokar als Motto vorgesetzt hat, gibt er zunächst einen Überblick des Landes, wie es ist, mit gedrängter, aber genügender Angabe der geografischen Lage, des Flächenraumes, der Grenzen, der Bewohnerzahl, der fysischen und moralischen Vorzüge der Steiermark und der Steirer, und fügt dann eine interessante Betrachtung bei über die muthmaßliche Naturgestalt des Steirerlandes in der Urzeit und über die Veränderungen, die es erlitten haben mochte, bis es durch den Kampf ringender Elemente endlich zu jener Ausbildung gelangte, in welcher es um seiner selbst, um seiner Bewohner und um seiner Schicksale willen werth ist, von den Eingebornen geliebt, von den Fremden gekannt und seinen stoff- und geistverwandten Alpenschwestern, Schweiz und Tirol, als ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden. So kurz diese Schilderung ist, so lebhaft und interessant ist sie, so vollkommen geeignet, um den Leser für das Land, in dessen Geschichte er eingeweiht werden soll, einzunehmen und ihm von dem Style des Verfassers einen günstigen Begriff beizubringen.

Der erste Hauptabschnitt, welcher nun folgt (S. 11—204), entwickelt die inneren Verhältnisse und das innere Leben im Steirerlande in der vorchristlichen Epoche und in der Römerzeit. Es dürfte auf den ersten Blick vielleicht auffallend erscheinen, daß der Verf. die Darstellung des Kulturzustandes der Steiermark während einer bestimmtern Periode der Geschichte dieser Pe-

*) Sonderbarer Weise wurde diesem wackeren Steiermärker von dem gelehrten M. P. Katansich (Istri Adcolae. I. 380) die Echtheit seines Namens, des frembartigen Klanges wegen, bestritten; ein Mißgriff allzugewissenhafter Ängstlichkeit, welcher sich gar leicht an dem namensverwandten Mitherausgeber der Kasseler Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft Dr. Julius Cäsar, Professor zu Marburg, wiederholen könnte.

riode vorausschickt, da doch in der Regel jener erst aus dieser abstrahirt zu werden pflegt, indem Völker durch ihre Schicksale werden, was sie sind, und der Charakter derselben zunächst in dem seine Erklärung findet, was sie erlebt haben. Bei genauerer Prüfung sehen wir aber, daß der Verf. für diese Anordnung seine guten Gründe hatte. Für's Erste hat er es nicht mit einem Lande und Volke zu thun, welches, so zu sagen, unfertig aus dem Nebelreiche der Mythe plötzlich auftaucht, nach und nach durch seine Thaten, wie durch einzelne Lebenszeichen, sich ankündigt, und so langsam Zug für Zug zu dem Gemälde seines Charakters liefert, bis er aus dessen Geschichte ausgeprägt hervortritt. Es handelt sich hier um ein Volk, welches schon eher fertig dastand, als es noch selbstthätig in's Rad der Geschichte eingriff, und zwar in jener Periode, wo es mit einem andern, ebenfalls längst schon fertigen Volke in Konflikt gerieth, welches ihm seinen Charakter einzuimpfen, und es mit sich zu verschmelzen unternahm. Wo die Größen gegeben sind, wie es hier der Fall, läßt sich gegen die von dem Hrn. Verf. befolgte Methode nichts einwenden. Für's Zweite war es ihm darum zu thun, das rein Faktische von allem Konjekturellen zu trennen und das streng Geschichtliche im unterbrochenen Flaß, ohne Absprünge auf Topografie, Kulturzustände, Religion u. s. w. vorzutragen.

Bei Erörterung der ältesten geografischen Verhältnisse des Landes hält sich der Verf. zunächst an Plinius, Ptolomäus und Strabo. Die dem Buche beigebundene Karte der **Stiria Romana** dient diesem Paragrafe zur erwünschten Erläuterung. Hinsichtlich der Zeit, in welcher Norikum nach seiner natürlichen Beschaffenheit in das Ufer-Norikum (**Noricum Ripense**) und in das norische Mittelland (**Noricum Mediterraneum**) geschieden wurde, schwankt der Verfasser zwischen den Kaisern Hadrianus, Diokletianus und Galerius (Maximianus, Armentarius). Ref. ist der Meinung, daß diese Eintheilung in das Biennium von 333—335 n. Chr. fallen und vielleicht unter Einem mit der großen Theilung, die Konstantin im letztgenannten Jahre vornahm, vor sich gegangen sein dürfte, und hat seine Gründe hierfür schon anderwärts (Wiener Jahrbücher, Band CIV. Anzeigebl. S. 35, 36) angeführt.

Der nächste Paragraf handelt von den Urbewohnern, den einzelnen Völkerschaften, deren Städten, Ortschaften und Burgen in der Steiermark. Bei Bestimmung der Urbewohner Innerösterreichs und der Abkunft derselben hält sich der Verf. (seiner eigenen Erklärung gemäß) fest an die griechischen und römischen Schriftsteller, gegen welche jene aus dem 12. und 13. Jahrhunderte nur von geringem Ansehen sind. Das Resultat aller diesfälligen Forschungen ist: daß die Urbewohner der Steiermark seit der Zeit zuverlässiger Geschichtskunden, keltisch-germanische Völker waren. Was hier über die Gleichstämmigkeit der Taurisker mit den Kelten, über die Auffassung des Volksnamens als Bergvolk, über die dem Namen der Taurisker unterzuordnende Benennung Noriker, in welcher die Karner und Jappyden aufgingen u. s. w. gesagt wird, stimmt vollkommen mit dem überein, was hierüber auch der gelehrte Dr. L. Diefenbach (**Celtica II.** S. 138 u. ff.) nachweist. — Im Folgenden ist die Rede von der Körpergestalt, Kleidung und den Waffen der keltisch-germanischen Völkerschaften in der Steiermark, von dem Standesunterschiede beiden steierischen Urbewohnern und von deren Vermischung mit den eingewanderten Römern, so wie von der inneren Verfassung der keltisch-germanischen Stämme (S. 30—50). Höchstinteressant ist die Nachweisung der auf steiermärkischen Monumenten vorkommenden keltischen Familien- und Personen-Namen, deren Verzeichniß sich vielleicht noch um einige vermehren ließe, wie: **Atressus, Auscomuscion, Batro, Botonon, Carmaeus, Diastullus, Fabro** und **Imogia** (zu Gradwein), **Magiona, Maricca, Nertomar, Orgetes, Purravius, Vepo** u. a., und welche durch den Klang ihrer Wurzelsylben, so wie durch die Formirung ihre Terminazionen es recht anschaulich machen, wie das keltische Element der Ureinwohner sich nach und nach mit dem übermächtigen römischen amalgamirte.

Eben so interessant ist die Aufzählung echt römischer Namen, die man noch in verschiedenen Urbarien aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert unverändert wieder findet, und mitunter selbst jetzt noch wenig verändert (wie z. B. Cäsar, Klemens, Kanz (**Cantius**), Kappus, Kuppizh (**Cupitianus**), Fabrizius, Galba, Laser, Otto, Plank (**Plancus**), Repoluſt u. m. a.) im Lande antrifft. Für die Behauptung, daß Norikum ein selbstständiges Königreich gewesen sei, was man aus einigen Stellen bei J. Cäsar, Suetonius und Vellejus Paterculus, so wie aus zwei Inschriftsteinen beweisen zu können glaubte, läßt sich kein haltbarer Grund anführen, indem in jenen Stellen „**regnum**“ und „**rex Norici**“ allem Anscheine nach nur ein „Reich“ und „einen norischen König“ bezeichnet, und das abgekürzte **REG. NORIC.** auf den Monumenten eben so gut **REG(io) NORIC(a)**, als **REG(num) NORIC(um)** gelesen werden kann, in welch letzterem Falle selbst es nicht mehr sagen würde, als das **regnum Noricum** bei Sueton und Vellejus. —

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die von dem k. k. österr. General-Quartiermeisterstabe herausgegebenen General- und Spezialkarten der österr. Provinzen.

(Fortsetzung.)

In Beziehung auf die Schrift schlägt nur jene Forderung in die Rubrik der Zweckmäßigkeit ein, die eine solche Art der Anordnung voraussetzt, daß nirgends Ungewißheit herrsche, zu welchem Zeichen ein Name gehöre. Wo sich viele derselben zusammendrängen, muß die Regel der Horizontalität zu Gunsten der Deutlichkeit manchmal überschritten werden, und man darf nur eine Sektion der deutschen Generalstabs-Karten, z. B. die Umgebungen von Ried der Karte von Österreich hernehmen, um durch Anschauung sich zu vergewissern, in wie fern durch die aus Schönheitsrücksichten zu strenge innegehaltene Regel eines vollkommenen Parallelismus die Sicherheit in der Bestimmung der Zuständigkeit der Namen zuweilen gefährdet ist.

Noch erübrigen zur Erwähnung einige nothwendige Beigaben topografischer Karten, Maßstäbe, Zeichenerklä-

rungen, Skelette (Zusammenstellungen der Blätter), Titel, endlich auch das Format. In Betreff der Maßstäbe habe ich bereits früher darzuthun versucht, wie erwünschlich es sei, wenn dieselben, schon der Ungleichheit des Papiers wegen, jedem Blatte beigefügt würden, um bei genauer verlangten Abmessungen einen bequemen und sichern Anhaltspunkt zu haben, die gewünschte Schärfe zu erreichen. Freilich mußte die Form derselben, die sie jetzt auf den Generalstabs-Karten haben, umgestaltet werden, und aus Parallelogrammen in feingetheilte Linien übergehen. Daß dazu die Ränder Platz genug darbieten, wird keines Beweises bedürfen.

Von größerem Belange ist die Entscheidung der Frage, ob nicht, je nach der Karte verschieden, noch mehr Maße zu berücksichtigen gewesen wären, als die österreichische und geografische Meile und der Myriameter, oder mit andern Worten das landesübliche und ein paar wissenschaftliche Maße. Die Praxis kann höchstens noch die Angabe der gesetzlichen Meilenmaße der Nachbarländer fordern, da die Bewohner derselben das größte Mitinteresse an diesen Karten haben, und sie desto mehr willkommen heißen werden, je mehr ihnen die Orientirung bei dem nun einmal als Beschwerniß der Menschheit bestehenden Gewirre an Maßen dadurch erleichtert wird. Ich bin übrigens weit entfernt, einer Karte solche kosmopolitische Rücksichten zur Pflicht machen zu wollen, die vom Auslande gegen uns gar selten sich verspüren lassen; allein die Mühe ist hier jedenfalls kleiner als der Nutzen.

Die Zeichenerklärungen übergehe ich ganz, da sie durch frühere Bemerkungen als abgethan zu betrachten sind. Hier könnte nur von der zweckmäßigsten Ordnung in derselben die Rede sein, worüber nur die Bemerkung sich darbietet, daß die deutliche, harmonische Zusammenstellung auf dem dazu eigens geordneten Blatte der lomb. venet. Karte allen solchen Arbeiten zum Muster dienen kann.

Ein Mehres läßt sich über die Skelette sagen, indem dieselben sehr gute Gelegenheit bieten, manches zu leisten und manchen Nebenzweck zu erfüllen, dem auf der Karte selbst nicht genügt werden kann. Diese Skelette könnten, ohne ihren Charakter einzubüßen, zur Darstellung der Postverbindung der Eisenbahnen, der Schiffahrtslinien, der Militär-Marsch-Routen verwendet werden. Alle diese Angaben passen nicht für die aus allen Sektionen bestehende Hauptkarte, weil die Beziehungspunkte zu den Zeichen oder Zahlen zu weit aus einander rücken und die Übersicht wegfällt. In der sechs- bis achtmal kleineren Übersichtskarte aber sind sie an ihrem Platze und machen die Karte um so brauchbarer und werthvoller. Ein solches Skelett ist auch bald erneuert, wenn sich ja die Veränderungen im Ausmaße der Distanzen ꝛc. wider Erwarten so schnell häufen sollten, und endlich kann es dadurch aus einer bloßen Zugabe ein gesuchter und separater Verkaufsartikel werden.

Bei den Generalstabs-Karten der deutschen Provinzen führen die einzelnen Sektionen außer ihrem Nummer, der horizontal eine Reihe nach der andern durchläuft, noch Überschriften, mit dem Ausdrucke: Umgebungen von —. Dieses Wort weiset dem Sprachgebrauche und der Übung nach den Ort in die Mitte der Sektion, da aber meist der vorzüglichste Ort der Sektionen (oder auch mehre) zur Ehre der Benennung ein Titel gekommen ist, außer Wien aber das Zusammentreffen mit dem Mittelpunkte nur zufällig eintritt, und solch ein bevorzugter Ort bald an den Rand oder gar in eine Ecke fällt, so scheint der Ausdruck Umgebungen minder glücklich gewählt, und wäre vielleicht weniger anstößig in Sektion verändert worden. Beispiele solcher Zentrifugal-Positionen liefern die Blätter Salzburg, Göffritz, Znaim, Gmunden, Windischgarsten, Maria-Zell u. s. f. Die Karte des lomb. venet. Königreiches hat diese Aufschriften nicht erhalten, sondern die Sektionen werden gezählt in den vertikalen Reihen mit großen lateinischen Buchstaben, und in den horizontalen Reihen mit arabischen Ziffern. Es kann jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Bezeichnung nach Orten dem Gedächtnisse die Angabe eines bestimmten Blattes sehr erleichtert, während bei dem alleinigen Gebrauche der Buchstaben oder Zahlen, die auf den dargestellten Raum gar keine Beziehung haben, das ganze Skelett als Vorstellung vorschweben muß, um im verlangten Falle eine verläßliche Auskunft zu gewähren.

Die Haupttitel gehören der künstlicheren Ausführung nach der Rubrik der Schönheit an, und der Zweckmäßigkeit nur in so weit, als sie nichts bedecken sollen, was einigermaßen zum Nutzen der Karte hätte beitragen können. Mit Ausnahme der Generalstabs-Karte von Steiermark und Illyrien haben alle übrigen frei disponible, in die Nachbarländer fallende Sektionen für die Haupttitel benützt, und höchstens bei der Karte von Österreich könnte der Wunsch entstehen, der vollständigen Zeichnung des Neusiedlersees zu Liebe, den Titel auf batrisches Gebiet verlegt zu sehen.

Das Format der Blätter der Generalstabs-Karten, deren Höhe und Breite sich wie 2 zu 3 verhalten, nähert sich bei den Karten der italienischen Länder mehr dem der großen Atlanten; bei den Kartenblättern der deutschen Provinzen erlaubt es beim Aufziehen auf Leinwand noch die Zerschneidung in vier Theile, ohne zum Taschentransport unbequem zu werden, insbesondere wenn vom Buchbinder verständig vorgegangen, die Gradirung abgeschnitten und sammt einem beliebig großen Theile der Umsäumung abgesondert aufgezogen wird. Bei dem Zusammenlegen wird dieser Rand eingeschlagen. Dadurch ist das Format auf das beste Minimum reduzirt, alle Schwierigkeiten bei dem Herausschlagen von Klappen bei Vorsprüngen über den Rand sind beseitigt, und was die Hauptsache ist, es ist bei dem Gebrauche mehrer Sektionen nebeneinander ein unmittelbares Anstoßen der Blätter möglich gemacht; überdies ist die Konservirung mehr gesichert, und es brauchen weder Titel noch Nummer, noch die Unterschriften der Stecher weggeschnitten zu werden. Die Seiten der so erhaltenen Rechtecke sind 4,^{8} und 7,^{2} Zoll. Bei der lombardisch-venetianischen Karte gibt die Zerschneidung der Breite in 5 und der Höhe in 2 Theile den Abschnitten (im Lichten gerechnet) das Verhältniß von 5 und 8 Zoll, von dem vorigen wenig verschieden.

Um endlich Alles zu berühren, muß noch erwähnt werden, daß das Papier der Abdrücke bei den Generalstabs-Karten nicht geleimt ist, was wohl größere Schonung der Platten und schönere am vollkommensten ausfallende Abdrücke zur Folge hat, aber den unliebsamen Umstand mit sich bringt, daß man Nachträge mit Tusche nur mit der höchsten Vorsicht, mit Tinte aber gar nicht darauf anbringen kann, ins-

besondere an Stellen, die keine oder eine sehr schwache Terrainzeichnung haben. Hat man daher die Absicht, solche Nachträge selbst zu suppliren, so wird es unumgänglich nöthig, die Blätter planiren zu lassen, was am besten vor dem Aufziehen derselben geschehen kann.

Ein Repertorium der Orts-, Berg-, Fluß-, Bach-Namen, kurz der auf der Karte benannten Gegenstände ist leider keiner Generalstabs-Karte beigegeben worden, es haben auch zu einem solchen Zwecke die Sektionen keine taugliche Einrichtung erhalten, durch Überziehung mit einem Netze oder durch Ausziehung der Meridiane und Parallelkreise von 5 zu 5 Minuten. Über die Möglichkeit beides zu vereinigen und dadurch die Kartensektionen zur Reduktion und zur schnellen Auffindung auch der kleinsten Orte mittelst einer entsprechenden Lokalsignatur tauglicher zu machen, beziehe ich mich auf die allgemeinen Bemerkungen über topografische Karten, und füge hier nur noch bei, daß ich denjenigen, die über den Nutzen eines Repertoriums nähere Beweise fordern sollten, empfehle, praktische Versuche anzustellen und Berge aus Höhenverzeichnissen, oder minder bekannte kleine Orte, die ihnen häufig in Zeitungen und Kalendern (in den Marktverzeichnissen) vorkommen werden, selbst wenn der Kreis angegeben ist, in einem halben Dutzend Sektionen aufzusuchen. Ich zweifle nicht daran, daß sie in vielen Fällen reussiren werden, aber der Aufwand an Zeit und Geduld, mit dem ein solcher Fund erkauft werden muß, wird ihnen zur Überzeugung helfen, daß ein Repertorium kein übertriebener, sondern vielmehr ein billiger Wunsch ist, wenn er gleich zur Zeit noch ein frommer bleiben muß. Ein Repertorium erspart schon in so fern viel Zeit, als es die Gewißheit gibt, ob ein gesuchter Ort, Berg ꝛc. vorkomme oder nicht. Auch ist durch dasselbe Gelegenheit für Angaben der Seehöhen, Einwohnerzahl u. dgl. für den Fall gegeben, wenn man besonderer Hindernisse wegen (z. B. weil die Karten schon vollendet sind) sich genöthigt sieht die Blätter selbst, mit der weit entsprechenderen Beifügung dieser Angaben an Ort und Stelle verschonen zu müssen.

In neuerer Zeit ist eine häufige Übung gekommen, Kartenwerken bei ihrem Erscheinen Erläuterungen (Mémoires) mitzugeben, in welchen die benützten Quellen angegeben, die Grundsätze der Ausführung auseinandergesetzt und verschiedene andere für die Karte nöthig erachtete Bemerkungen vorkommen, z. B. über Aussprache und Schreibart, auch Bedeutung verschiedener Eigennamen und geografischer Benennungen bei Karten fremder Länder; über historische Namen des klassischen Alterthums und des Mittelalters; Andeutungen über klimatologische, ethnografische und andere Verhältnisse u. s. w. Desgleichen zur Vorabwehr etwaiger Einwürfe, eine Polemik über streitige Punkte. Der k. k. öst. Generalstab hat außer den kurzen Ankündigungen der Lieferungen seiner Karten, denselben keinen solchen Geleitbrief mitgegeben und konnte sich, wenn man **Mémoires à la Berghaus**, wodurch die Landeskunde wesentlich gefördert wird, ausnimmt, jeder diesfälligen Weitläufigkeit für enthoben erachten, da die Hauptverdienste dieser Arbeiten in der Grundlage derselben bestehen, deren Trefflichkeit anerkannte Thatsache war. Die österr. Triangulirung hat sich europäischen Ruf erworben. Die Mappirung, nach Zeit und Personen gewürdigt, gilt für ein verdienstliches Werk, schlüßlich die Katastralvermessung für den Gipfel der Genauigkeit. Wozu eine Anpreisung bei solcher Basis? Wahr bleibt es aber andererseits, daß durch dieses Stillschweigen über die Grundsätze der Bearbeitung und ihre Begründung manche Punkte, die auch in diesem Aufsatze als unerklärt und unerklärbar erwähnt wurden, der gegenseitigen Beleuchtung entbehren und manche wunde Stellen wegen Unkenntniß der bedingenden Ursachen nur gewiesen, aber weder gerechtfertigt noch entschuldigt werden können.

Nach dem Vorhergehenden wird es Niemanden unerwartet kommen, wenn ich zum Schlusse der Bemerkungen über Zweckmäßigkeit meine Meinung dahin ausspreche, daß ich in dieser Haupteigenschaft der Karte des lomb. venet. Königreiches abermal den Vorrang vor den Generalstabs-Karten der deutschen Provinzen zuerkenne.

Die Ausführung, weit über die Landesgrenze, die vielen statistischen Tabellen verschaffen ihr ein gewaltiges Übergewicht, während sie sich in den übrigen als erwünschlich dargestellte Zugaben und Verbesserungen mit denselben in nahe gleichen Verhältnissen befindet. Es mag wohl sein, daß Mancher die aufgestellten Forderungen für zu zahlreich und zu hoch gespannt erklärt und die allgemeine Entschuldigung geltend macht, ein Menschenwerk sei keine Schöpfung Gottes. Allein so wie der Mensch nie Gott werden kann, ihm aber dennoch stets vorgehalten wird, dessen Vollkommenheiten anzustreben, so soll auch bei einer Karte, einem Produkte aller höheren intellektuellen Fähigkeiten, obgleich sie die Spuren der Gebrechen der menschlichen Sinne nie verläugnen kann, dennoch überall das Streben sichtbar sein, sich jener, allen Werken des ungeheuren Reiches der Natur gemeinsamen überall in höchster Vollendung sich zeigenden Eigenschaft anzunähern — der Zweckmäßigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch für Ärzte, Wundärzte und Apotheker der österr. Monarchie. Zweiter Jahrgang, 1845; herausgegeben von Josef Nader, Doktor der Medizin und Chirurgie, Sekundararzt im k. k. allgemeinen Krankenhause in Wien. — Wien, bei Kaulfuß Witwe, Prandl u. Komp., 268 S., mit dem Grundrisse der neuen Irrenheilanstalt in Prag. Preis 1 fl. K. M.

Medizinische Almanache und Medizinal-Schematismen bestanden seit manchen Jahren schon in vielen Staaten des Auslandes; Österreich allein hatte keinen aufzuweisen, obwohl die meisten andern Stände, außer dem der Ärzte, bereits lange ihre Schematismen hatten. Wie unangenehm aber der Mangel eines Medizinalschematismus war, hat wohl jeder Arzt bei manchen Gelegenheiten gefühlt, besonders aber der angehende Praktiker, der sich in irgend einer Provinz niederzulassen gedachte. Diesem Bedürfnisse ist nun durch Nader's „Taschenbuch für Ärzte" abgeholfen, ein literarisches Unternehmen, das sogleich im ersten Jahrgange mit Takt begonnen wurde, aber schon heuer im zweiten Jahrgange kaum mehr einen billigen Wunsch unbefriedigt läßt, außer etwa den, daß ein bibliografischer Anhang über die neuesten medizinischen Bücher und Zeitschriften und die Anzeige der im vorhergegangenen Jahre verstorbenen Ärzte beigegeben werde. Dieser Almanach enthält nicht nur für alle Ärzte gemeinnützige Artikel, wie z. B. Kalender, Übersicht der Arzneimittel

nach ihrer Anwendungsform und Gabe, der wichtigsten Mineralquellen, der vorzüglichsten Gegengifte, der nicht offizinellen Präparate, der Medizinalgewichte Europa's, die österreichische Medikamententare, Ordinationsnorm im k. k. allgemeinen Krankenhause ꝛc.; sondern gibt auch den Medizinal-Schematismus der gesammten österreichischen Monarchie, welcher nur in Bezug auf Ungarn, da keine verläßlichen Angaben über den Personalstatus der Ärzte dieses Landes bisher beizubringen gewesen sein mochten, nicht ganz vollständig ist. Als Anhang ist dem Taschenbuche eine ausgezeichnete Beschreibung der neuen Irrenheilanstalt in Prag, und eine Übersichtstabelle des Standes der Heil- und Humanitäts-Anstalten in Unterösterreich und in Böhmen vom Jahre 1843 beigegeben. Dem Grundrisse und der Beschreibung des neuen Irrenhauses in Prag nach zu schließen, ist dieses eine wahre Musteranstalt, und wird sicherlich als Vorbild bei dem Baue und der Einrichtung ähnlicher Anstalten dienen, welche unsere für alle Humanitätsanstalten so väterlich besorgte Regierung gewiß in Bälde auch in andern Provinzen der Monarchie ins Leben treten lassen wird. M.

Die Feier des Christenthums in heiligen Gesängen. Katholiken jedes Standes zur Erbauung. Aus dem Lateinischen von Franz Xaver Kinreich. Prag 1844. 12° 336 S.

Seitdem man in den Tempeln Altäre baute, und die Flamme der Begeisterung dem einzigen Gotte aufloderte, bekam die Denkart und mit ihr die Poesie eine andere Richtung. Nicht in der Fabelwelt, nicht in der Geschichte Hellas und Roms suchte man die Helden, deren Thaten der Gesang verherrlichen sollte. Das Christenthum selbst hatte seine Heroen, in deren Glauben die Kraft eines alle irdischen Schranken kühn übersliegenden Gemüthes lag. Die Poesie trat vor geweihte Altäre, und pries Gott im vollen Tone des Hymnus, oder loderte sanft in der Stimme des Betenden, oder über den Gräbern der Verstorbenen kommend und Schauder erregend, wie in dem dies irae, wo das ergriffene Gemüth wirklich den Schall der Weltgerichts-Posaune zu hören glaubt. Sie besang die Schöpfung, das Licht, durch die Macht eines Wortes geboren, Libanons Thäler und Hermons Gipfel, Jordans heiliges Wasser und Alles, was Sions frommer Sänger von der Herrlichkeit Gottes begeistert sang, war der Gegenstand ihrer Lieder.

Wie konnte die Liebe der Griechen und Römer zu ihren Göttern so rein und gewaltig sein, da sie ihnen nicht selten menschliche Schwächen, ja selbst unsittliche andichteten, indeß die siegende Liebe der Christen zu Gott unsterblich, unantastbar und in lichter Verklärung heiligen Höhen zuschwebte. Im Himmel war das Vaterland der Christen, dorthin und von dorther tönten ihre Gesänge. Viele der alten Hymnen nähern sich eben darum, weil sie als Stimmen aus dem Empyreum der Heiligen herüber tönen, einen Mystizismus, dessen Inhalt selbst die erhöhte Spekulation nicht begreifen kann.

Durch Ahnung und Sehnen in des Menschen Brust geschrieben, und durch die Pracht der Natur und Majestät des Himmels laut verkündet, war die Religion des Christenthums seine Trösterin, der Ankerplatz für seine Hoffnungen. — Wie ein sanfter Glockenschall tönte ihm die Stimme seines Glaubens aus dem Paradiese herüber, und so ward seine Poesie ein reiner Wiederklang seiner geläuterten Empfindungen.

Daß es unter den christlichen Dichtern Männer gab, deren Schöpfungen sich durch echt poetischen Geist, erhabenen Schwung der Fantasie und überraschenden Bilderreichthum auszeichnen, wird Niemand bezweifeln. Es war daher ein glücklicher Gedanke, diese duftenden Blüten eines von heiliger Begeisterung durchdrungenen Gemüthes in den Garten der deutschen Poesie zu überpflanzen. Wer in den Stunden frommer Sehnsucht sein Herz zur Andacht gestimmt fühlt, dem wird Kinreich's Liederbuch salbungvolle Worte für die Empfindungen seiner Seele leihen.

Wahrscheinlich nur dem Genius der deutschen Sprache, und dem ihm inwohnenden Dichtertalente ein freieres Feld zu öffnen, wählte Kinreich den Weg der Nachbildung. Wir finden in ihm nicht eine bloße Wiedergabe fremder Ideen, sondern dieselben durch den Schmuck des Reimes verschönert. Zur Probe folgen 2 Strofen aus der Hymne: „Verehrung der h. Reliquien:"

Passim sparsa Deus, polliciti memor
Custos, ne pereant, pignora colligit;
Electosque suis providus aggerit.
Aptandos lapides locis.

Quin et reliquias et tumulos, sibi
Aras, ipse Deus consecrat hostia;
Conjungensque suis se caput artubus,
Hos secum simul immolat.

Umhergestreut zwar liegen die Gebeine;
Doch bleibt der Vater seinem Worte treu:
Er sammelt sie, daß dort er sie vereine,
Und hütet sie, daß keins verloren sei;
Und passen werden sie, die er gewählet,
Als Steine einst an ihren Ort gestellet.

Ja Gott, als Opfer, hat selbst zu Altären
Die morschen Aschenhügel sich bestimmt;
Und will dadurch nun die Gebeine ehren,
Daß er, als Haupt, sie an zu Gliedern nimmt;
Um enger so vereint, zugleich mit ihnen
Sich opfernd selbst, den Vater zu gewinnen.

Budik.

Einige Schlösser des Mürzthales.

Bei dem in diesem Augenblicke so vielfach angeregten Interesse für das Mürzthal dürfte es vielleicht den Lesern dieser Blätter nicht unangenehm sein, etwas Näheres über einige Schlösser desselben zu erfahren. Es möge sonach der Anfang mit dem zwischen Krieglach und Kindberg an der k. k. Staatseisenbahn gelegenen Schlosse

Pichl

gemacht werden. Dieses Schloß, in früherer Zeit auch Büchl oder Bichl geschrieben, und der Sitz der Herrschaft gleichen Namens, wurde von den Reisachern und Hartnern beiläufig im 14. Jahrhunderte an die Idunspeuger, eines der ältesten Rittergeschlechter Steiermarks vererbt. Nach Aussterben dieses Geschlechtes blieb das Recht zu diesem Besitzthume durch längere Zeit vag und unentschieden, bis die steierische Landschaft mittelst Landtagsbeschlusses (Rathschlages), datirt vom 4. Martii 1636 dieses Schloß und diese Herrschaft mit allen Appertinenzien an den Freiherrn Georg Sigmund Göller ꝛc. verlieh, von dem es an die Herren von Gabelkhoven und endlich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Josef Kalchegger, Ritter von Kalchberg kam, von welchem es endlich an andere Besitzer überging. Seine jetzige Bauart stammt

aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, und seine mit Kavalieren und Schießscharten versehenen Ringmauern zeigen deutlich, daß es noch aus der Zeit der Erfindung des Schießpulvers sich datire. Es ist eines der wenigen noch im vollkommen guten Zustande sich befindlichen befestigten Schlösser der dortigen Gegend und von bedeutendem Umfange. Hr. Demarteau irrt daher, wenn er in seinen **Notices topographiques statistiques et techniques de la Section des chemins de fer etc.** sagt: „**non loin du hameau Pichelwang se trouve le petit château de Pichl etc.**“ Auch die erste Angabe ist vollkommen unrichtig, da das Schloß Pichl bei Mitterdorf, nicht aber bei Pichelwang liegt, welch letzterer Ort bei zwei Meilen davon entfernt ist.

Die das ganze Schloß umgebende Terrasse, die Arrondirung seiner Grundstücke und Wasserwerke an der Mürz und an der Veitsch, die Schönheit seiner reichen und üppigen Wiesen mit den sie umgebenden Äckern und Waldungen, und überhaupt seine Lage am Eingange in das Veitscher Thal mit den herrlichsten Fernsichten, machen es zu einem der reizendsten Aufenthalte. Seine romantische Sage aber, die dort im Munde des Volkes lebt, räumt ihm einen Platz in der Poesie des Landes ein. Es soll nämlich in grauer Vorzeit eine junge Unbekannte von großer Schönheit sich im Schlosse eingefunden, und um Aufenthalt gebeten haben. Der im ehelosen Stande lebende Schloßherr nahm sie freundlich auf, und entbrannte in kurzer Zeit in heftiger Liebe zu ihr. Sie aber machte sich im Schlosse so nützlich als möglich, übernahm die Sorgen der Wirthschaft, war fleißig und bescheiden und bald allgemein beliebt. Da bemerkte sie eines Tages, daß der Herr des Schlosses einem benachbarten Burgfräulein mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeiten zolle, und in wilder Eifersucht entbrannt, kredenzte sie ihm Gift im Weinbecher. Er starb, sie aber verschwand, wie sie gekommen, und kein sterblich Auge sah sie, kein sterblich Ohr hörte mehr was von ihr. Noch wird in einer geschlossenen Nische neben der Kapelle des Schlosses das in Lebensgröße roh auf Holz gemalte und ausgeschnittene Bild der Unbekannten, ein Gräuel der Hausmägde und des Landvolkes aufbewahrt. Huber.

Aus Zeitschriften. Jänner.

(Fortsetzung.)

Biografisches.

Sebastian Ciampi, geboren den 30. Oktober 1770 zu Pistoja, wo er auch die humanistischen und filosofischen Studien absolvirte, worauf er an der **Accademia Leopoldina** die Theologie hörte. Zum Priester geweiht, begab er sich nach Pisa, um an der dortigen Universität das Zivil- und kanonische Recht zu hören. Im Griechischen und Lateinischen, für welche Sprachen er große Neigung zeigte, hatte er den gelehrten P. **Karl Antonioli** aus den frommen Schulen, Nachfolger des berühmten P. Corsini, zum Lehrer. Im Jahre 1796 (also 26 Jahre alt) erhielt er die Lehrkanzel der Rethorik und des Griechischen im Kollegium **Bandinelli** zu Rom. Nach zwei Jahren (1798) folgte er dem Rufe nach Ungarn, wo er Sekretär des Fürsten Balthasar Odescalchi und Lehrer der Söhne desselben: Innozenz, Karl und Hieronymus wurde. Zuvor jedoch hielt er sich einige Zeit in Venedig auf, wo er mit dem Bibliothekar **Morelli** an der **Marciana** die innigste Freundschaft schloß. Im Frühjahre 1799 war er zu Wien, begab sich dann nach Presburg an seine Bestimmung, die ihm jedoch nicht sattsam zugesagt haben mochte, weil wir ihn dasselbe Jahr im Sommer schon zu Venedig wieder finden, um seine griechischen Studien wieder vorzunehmen, die er außerordentlich liebte. Er war hier viel um den Gräzisten **Gallizioli**, und leitete die Studien der adeligen Jünglinge **Faustin Persico** und **Hieronymus Marcello**.

Während des Konklaves im Jahre 1801 zu Venedig ward er **Maggiordomo** beim Fürsten **Augustin Ghigi**, dem Großmarschall des Konklave. Er kam auch in die Nähe des **Kardinals Despric**, der ihn einlud, mit ihm nach Rom zu gehen, ferner des **Monsignor Galeppi**, der ihn nach Brasilien mitnehmen, oder beim Herzog von **Castel Pagano** in Neapel unterbringen wollte. Er lehnte jedoch alles dieses ab, und wurde vom Könige von Hetrurien, Ludwig I. an die Universität zu Pisa als Ehren-Lektor berufen, erhielt hierauf die Professur der Logik und Dialektik, und gab Unterricht im Griechischen zu Hause gegen angemessenes Honorar. Im Jahre 1814 wurde ihm vom Großherzog Ferdinand III. die Lehrkanzel der griechischen und lateinischen Literatur anvertraut, und er supplirte überdies den Prof. Jakob **Sacchetti** in der Metafysik durch zwei Jahre. Im Jahre 1817 erhielt er den Ruf nach Warschau als Professor der Filologie und Geschichte, dem er folgte. Er wurde kaiserlicher Rath, bald darauf Domherr zu **Kielce** mit 4000 fl. Revenüen. Als das Kielcer Kapitel nach Sendomir übertragen wurde, autorisirte ihn der Papst, hier ein Kanonikat anzunehmen. Kaiser Alexander ernannte ihn am 14. April 1818 zum Ritter des St. Stanislaus-Ordens, und das Jahr darauf erhielt er von Sr. Heiligkeit den Orden des goldenen Sporns. Im Jahre 1822 fand es die Warschauer Regierung in ihrem Interesse, ihn nach Italien zu senden, damit er von dorther alle drei Monate Bericht an das Departement des Kultus erstatten möchte, über alle in Italien neu erschienenen Werke; ferner damit er in öffentlichen und Privat-Archiven und Bibliotheken die dort vorfindigen Notizen für die Kirchen- und politische, Militär- und Literär-Geschichte Polens, so wie Nachrichten über die polnischen Familien in Italien und italienischen Familien in Polen sammeln möchte. Er entledigte sich dieses Auftrages mit bewunderungswürdigem Eifer und Fleiße zur gänzlichen Zufriedenheit des Kaisers Nikolaus. In dieser Eigenschaft fand er Gelegenheit, mit vielen gelehrten Gesellschaften Italiens und anderer Länder in Verbindung zu treten. Bis zum Jahre 1820 hatte er schon von der **Accademia Florentina** (1805), von jener zu **Lucca** (1806), von der **Accademia Italiana** (1808), von der **Accademia Valdarnese** (1809), von der **Accademia de' Pastori della Colonia Alfea** (1810), von der **Acccademia di Rozzi** in Siena (1811), von jener der schönen Künste zu Florenz (1813), von der **Accademia Labronica** (1817), von der königl. Gesellschaft der Antiquare zu London (1817), von der k. **Accademia Ercolanense** (1820), von der archeologischen Gesellschaft zu Rom (1820), die Diplome der Mitgliedschaft erhalten. Im Jahre 1825 wurde er der k. Akademie zu Turin, 1828 der Akademie zu Viterbo, der **Accademia Latina** zu Rom, und 1829 der **Accademia Tiberina** ebendaselbst beigesellt.

Seine freundschaftliche Korrespondenz umfaßte Gelehrte von ganz Europa; Josef Maria **Bozoli**, der Verfasser dieses Artikels in der **Fama** (1845, Nr. 3 und 6), nennt folgende ausgezeichnete Zeitgenossen, mit denen **Ciampi** Briefe wechselte: Prof. **Karl Antonioli**, die Kavaliere Jakob **Morelli** und Damiano **Priocca**, einen Baron **Vernazza**, Prof. **Pignotti**, **Monsign. Fabbroni**, **Betinelli** den Vater, Franz **Cancellieri**, **Cavaliere Rosmini**, Milord **Glembervie**, den englischen Grafen **Guilford**, **Pozzetti** den Vater, **Ottaviano Targioni-Tozzetti**, den **Cavaliere Millin**, den Prof. Christof **Sarti**, Prof. **Vasalli Eardi**, den **Monsign. Pacchi**, Johann **Labus**, den Kanonikus **Moreni**, den Prof. **Vitte**, den Marchese Jakob **Trivulzio**, den Franz Maria **Appendini**, den Grafen Leopold **Cicognara**, den Professor und Kanonikus **Schiasi**, den Conte **Simonetti**, den Prof. Karl **Boucheron**, den Marchese **Cesare Luchesini**, den Prof. und Kanonik. **Luigi de Angelis**, den **Cavaliere David Axerblad**, **Roberi Finx**, einen Engländer, den Prof. **Odoard Gerhard**, den Neapolit. Edelmann **de Angelis**, den berühmten Antiquar Prof. **Sesitni**, den schwedischen Grafen **Palin**, den **Conte Napione di Cocconato**, **Monsign. Karl Emanuel Muzzarelli**, den berühmten Bibliografen **Carlo Salvi**, und den Prof. **Vermiglioli**.

Um sich von der literarischen Thätigkeit dieses Italieners einen Begriff zu machen, sei genug, zu versichern, daß er vom Jahre 1805 bis 1838 ungefähr 30 größere und kleinere Werke aus dem Fache der Biografien und Geschichte, 25 aus den Fächern der schönen Redekunst und der Alterthümer geschrieben und veröffentlicht habe. (**Fama** 1845.)

Bartolomeo Signoroni wurde zu Adro im Brescianischen den 4. Jänner 1797 von rechtlichen aber armen Eltern geboren, studierte die **Humaniora** und die Filosofie in **Bergamo**, die Medizin zu **Pavia**, wo er auch den **Gradum** nahm. Hier hatte er die Chirurgie, so wie sie unter **Panizza**, **Jacopi**, **Cairoli**, **Volpi** und **Scarpa** aufgeblüht war, in ihrem Flore kennen gelernt, und sich darin vervollkommnet. Im Jahre

1831 wurde er in das Josefinum nach Wien gesendet, wo er sich die Achtung und Liebe des strengen Kern zu erwerben wußte. Gegen das Ende des Jahres 1824, in dem Alter von 27 Jahren, wurde er Professor zu Pavia. Aber Volpi's Katheder war für ihn mit Leiden und Gefahren verbunden. Seine Geschicklichkeit als Operateur, seine Gewandtheit des Geistes verschafften ihm das Katheder der Chirurgie zu Padua, wo er den 28. November 1844 starb, von allen, die ihn kannten, bedauert. Er hatte 14 Jahre mit hingebender Liebe sich seiner Wissenschaft geweiht. Ein von ihm erfundener Kompressor wurde von dem Institute zu Venedig mit der silbernen Medaille belohnt. Für die Lithotomie konstruirte er ein bewegliches Bett; er verbesserte den Heurtloupischen Lithotritor, er heilte Brüche, die von Praktikern für unheilbar gehalten wurden, und erntete den gerechten Beifall des Kongresses zu Florenz. Seine Behandlung des Beinfraßes, seine Bemühungen, den Krebs des Uterus auszurotten, seine gediegenen Vorträge auf der Klinik, so wie seine Beiträge in den medizinischen Zeitschriften, charakterisiren ihn als einen ausgezeichneten Mann seiner Wissenschaft und Kunst, die er der Bürgertugend dienstbar zu machen gewußt. Er war ein guter Vater, Freund der Armen, die er mit Geld und seiner Hilfe unterstützte. Freund alles Großen und Schönen, liebte er auch gefällige Umgebung. Seine Klinik war elegant dekorirt, und mit Büsten berühmter Männer geziert. (Fama. 1845. Nr. 7.)

Marini Ignazio, der bekannte Sänger, ist der Sohn des Prospero Marini, Notars und Kompositeurs, und der Caterina Zerbini, geboren den 28. November 1811 zu Tagliuno, in der Provinz Bergamo, dem Vaterlande des Donizetti und Rubini. Nachdem er das Gymnasium und die Filosofie absolvirt und unter Pontiroli und Forini in der Musik den ersten Unterricht erhalten, bestimmten ihn sein treffliches Organ und seine Neigung, sich dem Theater zu widmen. Zu dem Ende ging er nach Mailand, um sich unter dem berühmten Tenoristen Heliodor Bianchi vollends auszubilden. In dem Part des Mustafa (in der Italiana in Algeri) gab er die ersten Proben seiner Kunst und einer Stimme, welche zwei Oktaven umfaßte. Seit dem Jahre 1832 hat er mit außerordentlichem Beifalle auf den Theatern zu Brescia, und dann in fast allen italienischen Hauptstädten, in Wien ꝛc. mit immer gleichem rühmlichen Erfolge gesungen. Er ist Mitglied der filharmonischen Gesellschaft in Bergamo, und jener der heil. Cäzilia zu Rom.

(Figaro. 1845. Nr. 8.)

Der polnische Dichter Karpiński. Ein Bruchstück seiner Selbstbiografie in den slawischen Jahrbüchern Nr. 4.

Kopernik's Geschlecht stammt wahrscheinlich aus Böhmen. Auf der lateinischen Stiftungsurkunde der Kosmanoser Kirche, 25. Oktober 1391, ist ein Ulricus de Kopernik als Zeuge unterzeichnet. es gab also damals im Bunzlauer Kreise ein Rittergeschlecht, das wahrscheinlich von seinem Besitzthume, dem Dorfe Kopniky, den Namen hatte, und so könnte denn zur Zeit der Hussiten-Unruhen ein Ahnherr des großen Astronomen nach Polen (Thorn) geflohen sein. (Slaw. Jahrb. 1.)

Statistik.

Statistik: Siebenbürgen hatte nach ämtlicher Berechnung 1841 einen Flächenraum von 1197 □M., mit 1,802,415 Einwohnern, also im Durchschnitte 1689 Einwohner auf 1 □M. Insbesondere zählt das Ungarland 668, also 1589, Szeklerland 231 mit 1358, Sachsenland 194 mit 1834 Einwohnern auf 1 □M. (Transilvania.)

Sterbefälle in Graz 1844.

Männer	542
Weiber	700
Knaben bis 10 Jahre	319
Mädchen	245
Soldaten	75
Zusammen:	1881

Darunter waren:

Durch Unglücksfälle	10
» Selbstmorde	6
» Blattern	3

Alter der Verstorbenen

bis	10 Jahre	männlich	319	weiblich	245
»	19 »	»	32	»	24
»	29 »	»	129	»	111
»	39 »	»	72	»	82
»	49 »	»	66	»	85
»	59 »	»	77	»	93
»	69 »	»	95	»	124
»	79 »	»	101	»	124
»	89 »	»	36	»	53
»	99 »	»	7	»	3
»	100 »	»	2	»	1
			936	»	945

Zusammen: 1881

Mithin erreichten 70—100 Jahre: 146 m., 181 w.

Zus.: 327

Mehrzahl der Sterbefälle gegen 1843: um 132.

(Graz. Ztg. 4.)

Bevölkerungs-Verhältnisse der Augsburg. Konfessions-Verwandten in Siebenbürgen im Militärjahre 1843—1844.

In den 252 Kirchspielen A. K. fielen vor mit Einschluß des Militärs:

Trauungen . . .	1708	Geburten . . .	6640
beide Theile ledig . .	1220	eheliche Knaben . .	3140
» » verwitwet .	154	» Mädchen . .	3068
» » gemischt .	375	Zusammen:	3260
		uneheliche Knaben .	120
		» Mädchen .	112
		Zusammen:	232

Sterbefälle: 4751

männlich	2418
weiblich	2333
Epidemien	178
Blattern	12
Selbstmord	13
Wasserscheu	2
Gewaltsam	7
Unglücksfälle	70

Todtgeborne eheliche Knaben	120	uneheliche Knaben	7
» » Mädchen	82	» Mädchen	6
Zusammen:	202	Zusammen:	13

Summe:

Todtgeborne Knaben	127
» Mädchen	88
Zusammen:	215

Verhältniß der todten Geburten zu den lebenden, wie 1:36

Sterbefälle bis zum vollendeten	1.	Jahre:	1333
» » » »	4.	»	512
» » » »	10.	»	232
» » » »	20.	»	209
» » » »	30.	»	248
» » » »	40.	»	309
» » » »	50.	»	302
» » » »	60.	»	418
» » » »	70.	»	322
» » » »	80.	»	173
» » » »	90.	»	179
» » » »	100.	»	14
			4751

„Diese Verhältnisse stellen ziemlich nahe den Bevölkerungsstand des ganzen Sachsenlandes dar, da die Augsburger Konfession auch Ungarn und Ruthenen enthält, und deren Superintendentur auch reformirte Kirchspiele unterstehen, andererseits aber die nicht ganz unbedeutende Zahl der Katholiken abzurechnen ist, so wie mehre sächsische Kirchspiele der reformirten Superintendentur untergeordnet sind.“ (Transilvania. 7.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 22. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 35.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Das städtische Museum für Naturgeschichte zu Mailand. — Seidl: Muchar's Geschichte von Steiermark. (Fortsetzung.) — Steinhauser: Die Generalstabs-Karten. (Fortsetzung.) — Aus Zeitschriften. Jänner. (Fortsetzung.)

Das städtische Museum für Naturgeschichte zu Mailand.

I. Geschichte.

So viele gelehrte Institute im Laufe der Jahre dem Schooße der reichen Lombardenstadt entsprossen sind, eine Klasse von Forschern hat den ihren Bestrebungen nöthigen Mittelpunkt daselbst bis auf die neueste Zeit vermißt. Seit Anfang September 1844 ist jedoch mit der Eröffnung des **Museo civico di storia naturale** auch dieser gegeben, und damit eine Lücke ausgefüllt, welche bei der Pflege, deren sich die verwandten fysikalischen Wissenschaften in denselben Mauern erfreuten, und bei der Bedeutung, zu welcher das Studium der Naturgeschichte in den Nachbarlanden fortschritt, doppelt fühlbar gewesen war. Und in der That, wenn wir auf die Verhältnisse zurückblicken, unter welchen der gegenwärtige Bau begonnen wurde, so erscheint uns das lebhafte und mehrseitige Bedürfniß einer solchen Anstalt als hauptsächlicher Impuls zu ihrer Gründung gewirkt zu haben. Zwei Männer, welche durch Verschiedenheit der Nationalität, Abstand des Alters und Ungleichartigkeit ihrer Familienverhältnisse jeder auf ein anderes Lebensziel gewiesen schienen, hatten, von Liebe zum Studium der Natur erfaßt, dennoch auf einer Bahn sich zusammengefunden, hier, indem sie als die Eifrigsten und Fähigsten auch den bezeichneten Mangel am tiefsten fühlen mußten, den Gedanken zur Abhilfe erfaßt, und denselben sofort dadurch zu verwirklichen gesucht, daß sie ihre reichen Sammlungen in Eine vereinigten, und an dieser praktischen Basis ihres Strebens mit gemeinsamer Kraft fortbauten. Diese Zwei waren Georg Jan, Professor der Botanik zu Parma, welchen wir trotz seines dreißigjährigen Aufenthaltes in Italien als gebornen Wiener, und was mehr sagen will, als Deutschen und bei deutschen Gelehrten hochgeschätzten Forscher mit Freude noch jetzt zu den Unsern zählen, und der mailändische Edle **Giuseppe Decristoforis**, dessen Eifer für Naturkunde in der Rüstigkeit seiner Jugend und in den Vortheilen, welche Reichthum und völlige Unabhängigkeit jeglichem Streben verschaffen, die kräftigsten Stützen fand.

Naturhistorische Reisen durch Italien, Deutschland, und Frankreich, welche beide bald einzeln, bald zusammen ausführten, und ein zum Theil auf eben diesem Wege eingeleiteter lebendiger Tauschverkehr mit fast allen Instituten und einzelnen Gelehrten ihres Faches in Europa machten ihr Museum, welches zu Mailand im Jahre 1831 auf die bezeichnete Weise entstanden war, dergestalt anschwellen, daß es binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit für den umfassendsten und kostbarsten derartiger Privatbesitze gelten konnte. Um hievon einen näheren Begriff zu geben, führen wir hier nur an, daß eine im Testamente des **Decristoforis** vom September 1833 enthaltene mäßige Schätzung seinen damaligen Werth bereits über 200,000 mail. Liren oder beiläufig auf 55,500 fl. K. M. anschlägt.

Dieses schöne Gemeingut, obwohl zufolge seiner Entstehung und durch die Art seiner Vergrößerung längst als solches bezeichnet, erhielt seinen Charakter rechtskräftig erst durch einen im Mai 1832 zwischen beiden Freunden schriftlich abgeschlossenen förmlichen Vertrag, welcher als gegenseitige Schenkung **inter vivos** abgefaßt, dem Überlebenden von beiden den alleinigen Besitz der Sammlungen sowohl als der zu ihrem Studium gehörigen Apparate und Bücher zusicherte. — Im April 1836 unternahm **Decristoforis** eine letzte große Rundreise durch Mittel- und Nordeuropa bis Siberien, von welcher er erst im Anfange des folgenden Jahres nach Mailand zurückkehrte, um hier mit dem Freunde, welcher, kleinere Ausflüge abgerechnet, inzwischen der wissenschaftlichen Anordnung des Vorhandenen, der Korrespondenz und dem Tauschverkehre gelebt hatte, die Früchte ihrer neuen Mühen in etwas zu ordnen. Hiebei und unter den Vorbereitungen zu einer neuen, weiteren Reise nach Afrika und Amerika überraschte ihn nach kurzer Krankheit der Tod im 34. Jahre seines Alters. In Folge dieses eben so traurigen als unerwarteten Ereignisses wurde kraft oben erwähnten Vertrages das bisherige **Museo Decristoforis Jan** zum **Museo Jan.**

Unter diesem ganz rechtsgiltigen Titel ist es indessen vielleicht nur einmal, und zwar mittelst eines Artikels der Augsburger Allgemeinen dem größeren Publikum in das Gedächtniß gerufen worden. Die Ursache hievon lag zunächst darin,

daß der faktische Besitz desselben nach **Decristoforis** Tode der Gegenstand von Verhandlungen zwischen Jan und der Munizipal-Kongregazion von Mailand geworden war. Wir theilen den Testaments-Artikel wortgetreuer Übersetzung um so lieber mit, als durch ihn auch die weitverbreitete, aber höchst irrige Meinung, daß die Stadt Mailand von einem Grafen **Decristoforis** zum Erben seines Museums eingesetzt worden sei, vollends widerlegt wird. Er lautet:

„Obwohl ich mit meinem Gefährten und trefflichen Freunde Professor Jan in Bezug auf den gemeinsamen und untheilbaren Besitz des Museums der Naturgeschichte eine Übereinkunft abgeschlossen habe, hoffe ich doch, daß derselbe mir eine neue Probe seiner Freundschaft damit geben wird, daß er mir erlaubt, zu Gunsten meiner Heimat, welche durch Wahl und Vorliebe bereits auch seine geworden ist, darüber zu verfügen. In diesem Falle lasse ich das obgenannte Museum, welches gegenwärtig in zehn Zimmern meines Hauses aufgestellt ist, mit allen naturhistorischen Apparaten, Büchern und den dazu gehörigen Schränken der Stadt Mailand, mit der einzigen Verpflichtung, meinen obgenannten Freund G. Jan als Konservator desselben mit nicht weniger als 3000 ital. Liren jährlicher Pension zu behalten, und überdies einen Kustoden oder Adjunkten, welcher bei Sammlungen aus so verschiedenen Fächern unentbehrlich ist, anzustellen."

Wie jeder Unbefangene, auch wenn er mit dem Hergang der Sache nicht vertraut wäre, zugestehen muß; so geht aus der Fassung dieser Worte hervor, daß der Erblasser seinen patriotischen Wunsch nicht auf Kosten des alten Freundes erfüllt wissen will, — solches konnten nur einige Unberufene mittelst Publikazionen beabsichtigen, die den Sachverhalt willkürlich entstellen, — im Gegentheile, er macht die Verwirklichung seiner Absicht von der Einwilligung seines Gefährten abhängig, und fordert selbst in diesem Falle für ihn, den minder Bemittelten, eine dem damaligen Werthe des Geschenkes entsprechende Entschädigung. Bedenkt man nun, daß in den vier Jahren, welche zwischen der Abfassung dieses Testamentes und dem Hinscheiden des Erblassers verflossen waren, der Umfang des Museums durch gemeinsame Anstrengung beider neuerdings, und zwar beiläufig auf das Doppelte gestiegen war, so wird man die Lebensrente jährlicher 6000 Liren, welche die Munizipalität *) nach genauerer Einsichtsnahme der Sammlungen dem Professor Jan zugleich mit dem Titel eines Direktors zur Entschädigung anbot, den Umständen entsprechend finden. Indem derselbe diesen Antrag auch wirklich annahm, wurde das Museum Eigenthum der Stadt Mailand, aber, wie sich aus dem Gesagten ergibt, nicht durch Erbschaft, sondern auf den Grund eines, nach dem Wunsche des Testators mit dem wirklichen Erben abgeschlossenen Vertrages.

Professor Jan begnügte sich indessen nicht damit, seine gegen den Verstorbenen gehegte Freundschaft dergestalt erprobt zu haben, sondern bezeugte auch seine Neigung zu der Stadt, in deren Besitz nunmehr die Frucht ihres gemeinsamen Strebens gelangt war, theils durch Übernahme populär naturgeschichtlicher Vorlesungen, welche er in den vier Wintermonaten November bis März wöchentlich dreimal im Lokale des Museums abzuhalten sich verpflichtete, theils durch freiwillige Arbeit, behufs der sofort dringend nothwendigen Systemisirung und Aufstellung des Museums selbst. Da jedoch die Kräfte auch des eifrigsten Fachmannes gegenüber dieser Masse verschiedenartiger Sammlungen unzureichend gewesen wären, zumal bei der Kürze des für ihre Reorganisation gegebenen Termines, so gesellte er sich mit Einwilligung der Munizipalität noch einige jüngere Naturforscher bei, von welchen Dr. **Defilippi junior** aus Mailand in der Eigenschaft eines wirklichen, der Verfasser dieses Aufsatzes und Dr. **Passerini** Johann aus Parma mit dem Charakter außerordentlicher Adjunkten fungirten. An diese schlossen sich etwas später noch vier Assistenten, zwei Präparatoren und zwei Kalligrafen als provisorische Gehilfen, und zeitweise die HH. Bassi, Porro und v. Strobel als freiwillige Mitarbeiter an. Die auf solche Art von mehren Seiten in Angriff genommene Arbeit hatte schon von ihrem Beginne an das Glück, die Aufmerksamkeit eines hochgestellten Sachkundigen, nämlich Sr. k. H. des durchl. Herrn Vizekönigs Rainer auf sich zu ziehen, im August v. J. aber wurde von Höchstdemselben ihr Resultat persönlich in Augenschein genommen, und bei dieser Gelegenheit dem Hrn. Podestà, Grafen **Casati**, dem Direktor und seinen Adjunkten die höchste Zufriedenheit mündlich und auf das schmeichelhafteste zu erkennen gegeben. Bald darauf, vom 5. September an, erhielt auch das Publikum gegen Karten, und zwar für die Dauer desselben Monates täglich von 9 bis 2 Uhr freien Einlaß, und es ist also eigentlich erst von diesem Zeitpunkte, als dem Eintritte des jungen Institutes in die Öffentlichkeit und Wirksamkeit, das Bestehen eines **Museo civico** zu rechnen.

Wir müßten übrigens diesen Abriß seiner Geschichte für unvollendet erkennen, gedächten wir nicht zum Schlusse noch der wetteifernden Theilnahme, welche ihm Privatgelehrte und Munizipalität bereits während seiner Reorganisation zu Theil werden ließen. So schenkte, um nur Einiges näher zu erwähnen, Prof. Hyrtl in Prag ausgezeichnete, in das Gebiet der vergleichenden Anatomie gehörige und von ihm selbst verfertigte Präparate, so gab Prof. Balsamo-Crivelli ein schönes Herbar kryptogamer Pflanzen, so vermachte sein Mitbürger **Abbate Marietti** eine fast vollständige Sammlung europäischer Käfer, so theilten mehre Andere, z. B. die Reisenden Rüppel, Ambrosoli, Osculati, deren, so wie der übrigen Gaben, Namen und Geschenke im Museum unter Glas und Rahmen verzeichnet zu finden sind, werthvolle Einzelnheiten mit. Was aber endlich die Freigebigkeit betrifft, mit welcher das Munizipal-Kollegium für würdige Ausstattung des Ganzen und Vervollständigung der schwächeren Partien, z. B. der Säugethiersammlung Sorge trug, so verdient diese wirklich ausgezeichnet genannt zu werden. Denn außer den durch die Besoldung des erwähnten Personales verursachten Kosten, außer den durch die Herstellung des Lokales im Großen und durch Beischaffung neuer, zum Theile sehr eleganter Schränke bedingten Ausgaben, und außer der fixen jährlichen Dotirung von 4500 österr. Liren für Ankauf naturhistorischer Objekte und Utensilien, bestimmte sie gelegentlich der eben damals er-

*) Bezahlt wird diese Rente nur zum Theile von der Munizipalität, mehr als die Hälfte derselben steuern einige reiche Gönner der Anstalt, die alle Bürger Mailands sind, aus Eigenem bei.

warteten 6. Zusammentretung italienischer Gelehrten weitere 8000 Lire als außerordentliches Geschenk zu oben erwähnten Zwecken.

Diese der Wissenschaft gebrachten Opfer haben auch bei den naturhistorischen Sektionen jener Versammlung die vollste Anerkennung gefunden, und es ist hiebei nur ein Wunsch laut geworden: der nämlich, daß die gegenwärtige Besitzerin dieser unter den günstigsten Auspizien geschaffenen Anstalt auch auf die Fortbildung derselben mit gleicher Liberalität bedacht sein möge, — ein Wunsch, fügen wir hinzu, dessen Erfüllung im Hinblicke auf das von ihr bereits Vollführte, auf ihre reichen Mittel und ihre Bildung wohl keinem Zweifel unterliegen kann.

Geschichte des Herzogthums Steiermark.

(Fortsetzung.)

Mit S. 50 springt der Verf. auf die Römerzeit über, und schildert mit großer Ausführlichkeit die innere Verwaltung der römischen Steiermark im Allgemeinen und Besonderen (S. 50—60), das Militärwesen (S. 61—68), das Steuersystem (S. 68 bis 76), das Straßen- und Postwesen (76—98). Hier ist er so recht auf seinem eigentlichen Felde. Mit dem lobenswerthesten Fleiße hat er alle im Lande gefundenen und zum Theile noch vorfindigen Reste, selbst die unscheinbarsten, prüfend ausgebeutet, um sein Gemälde der Römerherrschaft in Steiermark zusammenzustellen. Fast keinen Schritt thut er, ohne Berufung auf schriftliche oder monumentale Beweise, und Ref. muß gestehen, daß ihm außer Ant. Linhart's trefflichem Buche (Versuch einer Geschichte von Krain, Laibach, 1788—91, 2 Bände), welches dem Verf. in mancher Beziehung als Vorbild vorgeschwebt haben mag, und außer Schönwisner's und Katancsich's Werken in diesem Zweige der vaterländischen Literatur nicht bald ein so glücklicher Versuch unterkam, die Fysiognomie eines Landes und Volkes aus den Denkmählern seiner Vergangenheit zu entwickeln. Arbeiten dieser Art liefern den praktischen Beweis, daß kein Monument, wenn auch noch so gering, schadhaft oder vereinzelt, der Erhaltung unwerth sei, indem es mit Gleichartigem zusammengestellt, dennoch seine Lücken ausfüllt und vielleicht ein Anderes ergänzt oder von ihm ergänzt wird. Eben so wenig gleichgiltig ist der Fundort eines Denkmals, wäre er auch noch so versteckt und ferngelegen von den Wohnungen der Jetztlebenden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jedes Monument dort am interessantesten ist, wo es gefunden wurde, und wenn es auch nicht immer thunlich, ja größtentheils sogar nicht wünschenswerth sein mag, dasselbe an seinem Fundorte zu belassen, so sollte man doch nie die Mühe scheuen, sowohl an diesem die Erinnerung an den geschehenen Fund festzuhalten, als an dem Orte, wo ein solcher Gegenstand deponirt wird, es mit genauer Angabe des ursprünglichen Fundortes und allenfalls anderer merkwürdiger Nebenumstände zu thun. Denn, um nur ein paar Beispiele anzuführen, was würden die bei Leibnitz gefundenen, jetzt am benachbarten Schlosse zu Seckau eingemauerten Denksteine für den ehemaligen Standort von Solva beweisen, wenn sie, nach ihrer Ausgrabung, nach Gratz oder nach Wien geschafft und daselbst, ohne Angabe des Fundortes, aufgestellt worden wären? Oder wie könnte man die VI. M. (illia) P. (assum) auf den zu Ivenza nächst Cilli gefundenen und nunmehr im untern Belvedere in Wien aufgestellten römischen Meilensteinen deuten, wenn man nicht aus der Angabe des Fundortes wüßte, daß diese Schrittezahl von Celeia aus zu rechnen sei? — Der Vers. hat sich von der Richtigkeit solcher Daten, wie er in der Vorrede sagt, wo möglich durch den Augenschein überzeugt, und das Gesehene und Gesammelte zweckmäßig benützt. Eine genaue Reihenfolge der norisch-pannonischen Statthalter vermochte er eben so wenig zu geben, als Aquilin Cäsar, weil in den Nachrichten der Alten ihrer nur bei besondern Anlässen erwähnt wird, und auf Inschriftsteinen nur die Namen einiger Wenigen vorkommen. — Reicher ist die inschriftliche Ausbeute für das Militärwesen. Wir finden auf Inschriftsteinen die **Legio I. Minervia, Legio II. Augusta, Legio II. Trajana (Fortis), Legio II. Italica (Pia Felix), Legio II. Italica Pia Felix Severiana, Legio IV. Flavia, Legio V. (Macedonica), Legio X. Gemina Antoniniana, Legio XIII. (Gemina)** und **Legio XV. (Apollinaris)**, die **Ala I. (Contariorum)** und die **Cohors IV., V. (Breucorum), VIII.** und **XIV. Urbana** angeführt, welchen allenfalls noch die **Legio III. Augusta Felix** zu Riegersburg, **Legio X. Gemina Se(veriana?)**, zu Pichl bei Bruck an der Mur, **Legio XX. Valeria Victrix** und **Legio XXX. Ulpia Victrix** zu Cilli, so wie die **Cohors II. Gallorum Macedonica** zu Cilli und **Cohors X Praetoria** zu Pettau, die **Ala I. Batavorum milliaria** zu Seckau nebst der **Ala II. Pannoniorum** und **Ala Britannica milliaria** zu Cilli, und die Centurie der Schanzgräber (**Specinorum Augustalium**) ebendort, beizufügen wären.

Die **Invicta Cohors Tauriscorum equitum** unter **Marcus Ulpius Rutilianus** zur Zeit des Severus Alexander, deren der Verf. mehrfach (S. 62, 267, 359, 395) erwähnt, kommt auf einem Denkmale vor, welches nicht ohne Grund für verdächtig gilt (Katancsich. J. A. I. 350). — Besondere Aufmerksamkeit ist dem römischen Straßenwesen gewidmet, und zwar mit Recht, indem es nicht zu läugnen ist, daß diese Herren der Erde durch die Urwälder und Alpenschluchten Steiermarks zuerst in jenen Richtungen sich Bahn brachen, welche wir größtentheils noch verfolgen, und welchen uns erst die gewaltige Revolution des Eisenbahnwesens untreu machen dürfte. Der Verf. hat aus seinem „römischen Norikum" so viel herübergenommen, als ihm hinreichend schien, um die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit der großen Straßenzüge von Aquileja über Celeja nach Petovium und Virunum, von Petovium nach Siscia, Vindobona und Carnuntum, und von Virunum nach Ovilabis und Juvavum darzuthun, über deren Gewißheit die allenthalben aufgefundenen Inschriftsteine und plastischen Denkmähler aus der Römerzeit keinen Zweifel zulassen. Als inschriftlicher Beleg für die muthmaßliche Existenz von Posthäusern und öffentlichen Ställen hätten noch die im alten Norikum (nämlich zu Cilli und Windenau bei Marburg in Steiermark, und im Lavantthale und zu Maria Saal in Kärnten) gefundenen Votivsteine für die Schutzgötter der Zugthiere angeführt werden können.

Eine kurze Darstellung des Landbaues und der Viehzucht in Steiermark unter den Urbewohnern und Römern (S. 98—104) führt den Verf. von seinem Absprunge auf die Römerzeit zu den Kelto-Germanen zurück. Die Schwierigkeit einer genaueren Angabe der Grenzlinie, wo das Keltenthum in's Römerthum überging, mochte es dem Verf. verleidet haben, Alles, was jenem angehört, in unmittelbarer Folge zusammen zu reihen, und erst, nachdem dies geschehen, den Kulturstand des Landes unter den Römern auf gleiche Weise zu schildern. Autor und Leser wären dadurch der Mühe überhoben gewesen, gleich einem Förster, der einen Holzschlag abzugehen hat, bei der ersten Baumreihe am Fuße anzufangen und aufwärts zu klimmen, und, wenn er am Gipfel angekommen, wieder herabzusteigen, um bei der nächsten Reihe das gleiche Verfahren zu beobachten. Allein, was bequemer und übersichtlicher scheint, ist nicht immer belehrender und charakteristischer, wie denn auch hier in dieser fortwährenden Gegenüberstellung keltischer und römischer Elemente, und in der Hinweisung auf deren unmerkliche Verschmelzung nicht nur ein eigenthümlicher Reiz liegt, sondern gewissermaßen auch die Lösung mancher scheinbaren Räthsel auf Monumenten ältester Zeit, ja sogar die Erklärung für manche auffallende Sonderbarkeiten im Leben und Glauben des steiermärkischen Bergbewohners, der unter dem Schliffe moderner Gesittung noch nicht alle Ursprünglichkeit eingebüßt hat. Um aber über eine Periode, welche so sehr im Dunkel liegt, etwas Haltbares sagen zu können, was zugleich die Möglichkeit einer ansprechenden Darstellung nicht ausschließt, nahm der Verf. zu einem Syllogismus seine Zuflucht, gegen dessen Folgerichtigkeit kein Zweifel obwaltet. Da die Urbewohner der Steiermark keltisch-germanische Völker waren, was dem Verf. eine zuverlässige Thatsache ist (S. 22), und da Kelten und Germanen, nach Strabo und Dionys von Helicarnaß, als Stammesbrüder, Charakter, Gebräuche, Lebensart und Sprache, so wie Körpergestalt und Farbe mit einander gemein hatten, so läßt sich Alles, was, den Nachrichten der Alten zu Folge, von den Germanen bekannt geworden, auf die Kelten und somit auch auf die Urbewohner der Steiermark ausdehnen. Die Hauptquelle für sie, wie für alle Völker kelto-germanischen Ursprunges ist daher, nebst den alten Geografen, vorzüglich **Tacitus de moribus Germanorum**, welchem der Verf. namentlich in der Schilderung des moralischen und religiösen Charakters (S. 104—115, 156—171) gefolgt ist. Besondere Aufmerksamkeit ist den uralten steiermärkischen Bergwerken auf edle Metalle und Eisen (S. 115—124) und den Salzbergen, Salzquellen und Salinen (S. 125—128) gewidmet, als den beiden Kleinodien, welchen das Land sein erstes Bekanntwerden und einen durch zwei Jahrtausende anhältigen Ruhm zu verdanken hat.

Das Bestehen von Handwerken und Industrie in der ältesten Epoche der Steiermark (S. 128—133), so wie die Lebhaftigkeit des Handelsverkehres in der kelto-germanischen und insbesondere in der römischen Zeit (S. 134—142) ist aus schriftlichen und monumentalen Quellen nachgewiesen. — Ob in der Urepoche in der Steiermark selbst Münzen geschlagen worden seien, ist, wie der Verf. bemerkt (S. 142), gänzlich unbekannt. Dir. Arneth sagt in ähnlicher Beziehung (S. Beiträge zur Landeskunde Östreichs unter d. Enns. 2. Bd. Wien. Übers. d. G. Öst. u. d. E. S. 109): „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß einige barbarische Münzen, die fast ohne Gepräge sind, von einzelnen Fürsten unserer (norisch-pannonischen) Gegenden besseren Münzen nachgeprägt wurden, — obschon sie alle mehr auf das heutige Siebenbürgen hindeuten, denn die größte Zahl der barbarischen ahmt Filipp und Alexander nach; es läßt sich daher eben so wenig bestimmt behaupten, sie hätten keine Münzen gehabt, als das Gegentheil." — Wenn man die Münzen betrachtet, welche im J. 1829 bei Lemberg (nächst Neuhaus, im Cillierkreise Steiermark's) gefunden wurden, und von welchen im k. k. Münz- und Antikenkabinete 3 goldene und 36 silberne, und auf dem Schlosse zu Lemberg selbst dem Vernehmen nach, 3 goldene und 5 silberne aufbewahrt werden, so fühlt man sich unwillkürlich versucht, sie für eine barbarische, in der Urzeit auf heimatlichem Boden geschehene Nachahmung von Münzen benachbarter kultivirterer Stammgenossen zu halten. Das symbolische, freie keltische Roß auf der Rückseite und namentlich der monströse Kopf der Vorderseite mit seiner seltsamen Bedeckung erinnern ganz an die besser geprägten, aber dem Typus nach höchst ähnlichen, Münzen aus einem im J. 1843 auf der Anhöhe **Skarje** bei Warasdin gemachten Funde von 109 Stücken in Silber, von welchen das k. k. Münzkabinet 10 zurückbehielt. Auffallend ist die Ähnlichkeit des scharf markirten, porträtartigen Kopfes auf diesen letzteren mit dem Kopfe des illyrischen Königs Ballaeus auf dessen Kupfermünze, von welcher unten die Rede sein wird. Zur Römerzeit dürften die kleinen Bronze-Medaillen mit **METALLI·VLPIANI·PANN.**, mit **METALLI·PANNONICI** und mit **METallum NORicum** doch wohl bei Hadrian's Besuche der steierischen Bergwerke im Lande geprägt worden sein; die Medaillen hingegen mit **ADVENTVI·AUG. NORICI.** und mit **EXERCITVS.NORICVS** und **RAETICVS** scheinen, als vom Senat ausgegangen (**S. C.**), wie Mionnet (**Descr. de med. tom. VI. p. 709. not. a**) behauptet, zu Rom geprägt.

Über die Sprache und Schrift der Urbewohner ist ebenfalls viel Interessantes mitgetheilt. Auf die in Steiermark gefundenen Helme mit fremdartigen Schriftzeichen, welche der Verf. für das einzige Überbleibsel der urältesten, auch bei den keltisch-germanischen Steirern gebräuchlichen, Runenschrift erklärt, werden wir später zurückkommen. Daß die griechische Sprache im Lande oberhalb der julisch-karnischen Alpen und in der Nachbarschaft bekannt war, beweisen die mitunter prächtigen Münzen, welche von Königen dortiger Stämme geprägt wurden, von Audoleon und Patraus, Königen von Päonien, von Monunius, König von Dyrrhachium, und die weniger guten von den illyrischen Königen Gentius und Balläus (S. Arneth, Übers. d. G. Östr. u. d. E. a. a. O. S. 110). Das k. k. Münzkabinet besitzt von Gentius eine Bronzemünze (Kopf des Königs mit einem länglichten Hute bedeckt, rückwärts **CIAE ... ΓENTIOY**, und ein liburnisches Schiff), vom Könige Balläus zehn Kupfermünzen von verschiedenem Module, auf der Vorderseite ein unbedeckter, bartloser Mannskopf, auf der Rückseite *BAΣIΛE (ως) BAΛΛAIOT* und entweder eine schreitende Diana mit der Fackel,

oder ein schreitender Krieger mit zwei Lanzen in der Rechten. Wahrscheinlich haben die Kelten in Norikum, wie jene im Illyrikum, die griechischen Schriftzüge gebraucht, welche ihnen ursprünglich durch die Massilier bekannt geworden waren.

Mit den Römern wurde die lateinische Sprache die herrschende, obwohl die keltisch-germanische Ursprache, besonders im Ober- und im Mittellande (S. 145), sich ununterbrochen, wie die Bewohner selbst, bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt und erhalten hat. Vielen ursprünglich keltischen Wörtern, welche sich in der schottischen Mundart und in anderen dem Keltischen entstammten Dialekten erhalten haben, entsprechen steiermärkische Idiotismen in Sinn und Klang so genau, daß sie ihre Abkunft nicht verläugnen können. Die in einer Note angeführten derartigen Wörter genügen als Beleg, ließen sich aber gewiß noch um ein Namhaftes vermehren; auch ist Ref. vollkommen überzeugt, daß eine bedeutende Anzahl von Ortsnamen, besonders im Unterlande, welche sich der Slavismus mit um so größerem Rechte vindiziren zu können glaubt, weil er jetzt dort heimisch ist, in der Sprache der keltischen Urbewohner ihre einfachste und eigentlichste Erklärung fänden. Ich erlaube mir in dieser Beziehung auf die von mir versuchte Deutung einiger Namen im Santhale (S. steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge 7. Jhrg. II. Hft. S. 8. 9.) und auf meine Hypothese über die Etymologie von „Graz" hinzudeuten, welche selbst in dem tumultuarischen, noch immer unentschiedenen, Kampfe der Gratzianer mit den Grätzianern nicht ganz unberücksichtiget geblieben ist. Die Zusammenstellung des celtischen Twr (Twer, Tor, Berghöhe) mit dem lateinischen taurus (im Sanskrit Sthîras, Stier) und die daraus gedrechselte Ableitung von Stiria = Tauriscia d. i. Stierland, sammt ihren seltsamen Folgerungen, berührte der Verf. schon früher (S. 24), wiewohl nur im Vorübergehen, weil er sich die richtigere Dedukzion wohl für später (zum J. 1082 n. Chr.) aufsparte, wohin sie ohne Zweifel besser gehört.

Die Darstellung der Religionsbegriffe der Urbewohner (S. 146—171) gibt Anlaß zu den ernstesten Betrachtungen über die Stätigkeit des Volksglaubens in einem Berglande und über die Unmöglichkeit, den gemeinen Mann gewisser Vorstellungen zu entäußern, die er in der großartigen Einsamkeit seiner Alpen gleichsam aus den Brüsten der Natur jetzt, wie vor zwei Jahrtausenden, einsaugt. Was auch die römische Götterverehrung an dem Natur- und Fetischdienste der Kelto-Germanen reformiren, was ihm der unter den späteren Kaisern aus Asien herübergeholte Mithras- und Isisglaube aufdringen mochte, wie hell auch nach Konstantin das Christenthum in alle Thäler und Schluchten hineinleuchtete, und wie tief auch im Verlaufe der Jahrhunderte der Samen der echten Gotteslehre im empfänglichen Herzen des frommen Steirers wurzelte, — in gewissen Punkten blieb er sich, trotz alles Fortschrittes, gleich, und seine kindlichen Ahnungen, seinen naiven Gespensterglauben, seine Furcht vor Erscheinungen, seine Neigung zu Orakeln, seine Lust an der Mitfeier einflußreicher Naturereignisse, seine Vorliebe für zauberkräftige Kräuter und Sprüchlein und tausend andere, oft alberne, oft wahrhaft poetische Eigenheiten, hat er, wenn gleich modifizirt und unter verändertem Namen, noch jetzt, wie sein keltischer Urahn, nur daß die dem keltisch-germanischen Heidenthum ganz fremde Teufelsidee, im Mittelalter an die Stelle der altgermanischen Geister und Riesen getreten ist (S. 167) und im Volksglauben allmälig so großen Umfang gewonnen hat. — Als die Römer in's Land kamen, brachten sie auch ihre Götter mit, erlaubten aber den einheimischen, ihre Rollen nebenbei oder unter römischem Zuschnitte fortzuspielen, bis, mit Ausnahme weniger Lokal-Gottheiten, der alte Kultus dem neuen von selbst wich. Für alle diese Fasen bewahrt das Land inschriftliche Belege. **Jupiter Optimus Maximus, Depulsor** (neuerlich zu Pisch), **Praestes, Neptunus, Mars, Hercules, Epona, Lares, Nymphae, Dii Deaeque immortales omnes, Genii**, die personifizirte **Celeia**, die Lokal-Gottheiten **Jarmogius, Genius Anigemius**, die muthmaßlichen Schutzgottheiten der Salzquellen **Bedaius** und die **Alouni**, Erinnerungen an den Bachusdienst und die Orfeussagen, zahlreiche Beziehungen auf die Manen, die von den Ägyptiern adoptirten Gottheiten **Serapis** und **Isis**, der persische, seit Heliogabal zum Gegenstande römischer Verehrung gewordene **Mithras** (auf dessen Dienst ich auch die vielen Löwengebilde, welche Hr. v. M. (S. 105. 130) anders nimmt, beziehen möchte) werden, als allenthalben auf Inschriftsteinen und plastischen Denkmälern ausdrücklich erwähnt oder sinnbildlich angedeutet, vom Verf. (S. 172. flg.) aufgeführt. Hinzufügen möchte ich noch einen **Jupiter Fulminator (Culminator?), Dolichenus (?), Bonus Deus Bronton (Jupiter Tonans**, vergl. **Bertoli Ant. d'Aquileja. p. 98. LXIII. Philippi a Turre de diis Aquilej. Diss. p. 21.) Mercurius (S. Duell. p. 7. IX.)**, die Stadtgöttin **Noreia, Victoria**, bildliche Darstellungen, welche an **Medusa** und an den **Mithras**-Dienst mahnen u. a., wogegen die Inschrift **Diis Iratis** als verdächtig (vergl. **Fast. Cons. ad ann. U. C. 891. 966.**) wegfallen, und das in Cilli vorkommende Reliefbild eines gehörnten Hauptes, welches der Verf. (S. 373) recht sinnreich als den personifizirten Flußgott des Sanftromes deutet, eher für einen Isiskopf (vergl. **L. Pignorii mensa Isiaca. p. 30. G. Cuperi, Harpocr. p. 109. 110. — I. Ol. Rhodigini in marm. Isiac. exerc. p. 10.**) genommen werden dürfte. Die Konjektur über den norischen Nationalgott **Belenus** (S. 175) als Schützer der Bläher (Blaier, Blacher, Eisenschmelzer) ist eben nicht unglücklich zu nennen, obwohl ich eher glauben möchte, daß dieser syrische Name des Sonnengottes durch die Legionen (wie etwa die **XV. Apollinaris**, die um das J. 63 n. Chr. unter Marius Celsus nach Syrien ging, von wo aus sie nachher wieder in ihr voriges Standquartier in Pannonien zurückkehrte), nach Norikum gebracht worden sei.

Von S. 177—197 spricht der Verf. von der Einführung, Festsetzung und Ausbreitung des Christenthums in der Steiermark, welches, obwohl fast gleichzeitig mit den römischen Waffen in's Land gedrungen und schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts durch Kirchen, Gemeinden und Bischofsitze befestiget, dennoch auch hier seine heimischen Blutzeugen zu zählen hatte, wie den Cillier Maximilian (enthauptet am 12. Okt. 283 oder 284), den Pettauer Bischof Viktorin (hingerichtet am 2. Nov. 303), die Bischöfe Quirinus und Irenäus und die standhaften Bekenner Rustulus und Rutilus in den Nachbarstädten Siszia, Sirmium und Sabaria, bis seit den durchgreifenden Edikten Konstantin's des Großen

und seit dem furchtbaren Dekrete des Kaisers Theodosius zur Ausrottung des Götzendienstes der griechisch-römische Kultus allmälig verschwand und nur die unerloschenen Erinnerungen an den keltisch-germanischen Naturdienst im Volksaberglauben leise, doch unausrottbar fortwucherten.

Am Schlusse dieser ersten Hauptabtheilung wirft der Verf. noch einen Rückblick (S. 197—204) auf das ganze Leben der keltisch-germanischen und der römischen Steiermärker, und faßt die Resultate der vorausgegangenen Untersuchungen zusammen; diesen nach erscheint die Steiermark als selbstständige, genau ausgeschiedene Provinz weder in der keltisch-germanischen Urzeit, noch in der Römerzeit. Mit dem Oberlande zu Mittel-Norikum, mit dem östlichen und südlichen Theile zu Pannonien gehörig, zuerst im großen Illyrikum miteinbegriffen, später der italischen Präfektur zugewiesen, theilte es die Schicksale oder wenigstens die Nachwehen der Schicksale aller dieser Länder; übrigens genoß es auch, seit dem ersten Jahrzehende des ersten bis in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhundertes innerer Ruhe, von welcher begünstigt sich das Volk in intellektueller und moralischer Hinsicht günstig entwickeln und die Keime jener besseren Gesittung in sich aufnehmen konnte, welche das Christenthum nach und nach zur Blüte und endlich zur Reife brachte.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über die von dem k. k. österr. General-Quartiermeisterstabe herausgegebenen General- und Spezialkarten der österr. Provinzen.

(Fortsetzung.)

D. Schönheit.

Ich habe in den vorangeschickten Bemerkungen diese Eigenschaft topografischer Karten, als auf die harmonischen Verhältnisse der einzelnen Theile der Zeichnung und der Schrift und auf das Festhalten derselben auf allen Sektionen gegründet, angegeben. Die Stärke der Terrainzeichnung, die Größe und Wahl der Schrift soll in der besten Proportion mit dem Maßstabe und dem Reichthume der Details stehen und bei der Zusammensetzung der ganzen Karte soll kein so bedeutender Unterschied zwischen einzelnen Blättern bemerkbar sein, daß er den Totaleindruck störend, die Harmonie des Ganzen aufhöbe. Dazu gehört nun Gleichförmigkeit in der Ausführung, gleiche Farbe der Druckerschwärze und des Papiers, endlich, was man nur selten nach Wunsch haben kann, möglichst gleichzeitige Abdrücke, da bei der Erfüllung aller andern Forderungen eine abgenützte Platte nie einen Abdruck liefern wird, der sich mit einem, von einer minder gebrauchten Platte herrührenden wird messen können. Ich gedenke jedoch alle letzterwähnten Bedingungen fallen zu lassen, und mich bei dieser letzten Untersuchung der Generalstabs-Karten nur auf Zeichnung, Schrift und gleichförmige Ausführung zu beschränken.

Ich halte es für nöthig, vorauszuschicken, daß jede Sektion das Resultat einer Reduktion aus 25 Mappen ist, daß die älteren Generalstabs-Karten in eine Zeit fallen, wo Lehmann's Grundsätze erst nach und nach Eingang fanden, auf daß man daraus selbst abnehmen möge, wie auch bei dem besten Willen der geschicktesten Zeichner bei solchem Wechsel, der Individuen sowohl als der Regeln der Situationszeichnungskunst, das Ziel der Vollkommenheit anzustreben schwierig, wo nicht unmöglich war. Auch die Technik hat ihre Fortschritte, und die Generalstabs-Karten sind, auch als reine Produkte der Kupferstecherkunst betrachtet, Proben davon.

Allein die oft grell sich darstellenden Dissonanzen zwischen einzelnen Sektionen sind nicht blos aus dem Mangel an künstlerischer Fertigkeit bei den älteren Stechern herzuleiten, sondern weit eher aus der, wie schon erwähnt, zu entschuldigenden Unvollkommenheit ihrer Originale. Verschiedenheiten in der Manier der Zeichnung wird die Arbeit verschiedener Nachahmer eines Originals immer in einem kleinen Grade zeigen, aber sehr bedeutende Unterschiede können nie der Willkür der Stecher zugeschrieben werden, die man in der Art nicht dulden würde, sondern müssen nothwendig den verschiedenen Zeichnern anheimfallen, die nach verschiedenen Zeichnungsmethoden gebildet, die Eigenthümlichkeiten ihrer Schule in ihre Werke übertrugen. So wie die Probeschriften von Schülern der Schönschreibekunst, die nach denselben Vorschriften geliefert wurden, dennoch durch Unterschiede im Verhältniß, im Ausdrucke, einen individuellen Charakter zeigen, so kommen analog auch in der topografischen Zeichnung Abweichungen vor, je nach der technischen Fähigkeit, der Auffassungsgabe, der Schnelligkeit und Geübtheit der Zeichner, und, möchte ich hinzusetzen, je nach ihrem Fleiße und ihrer Wahrheitsliebe.

Bei den Generalstabs-Karten der deutschen Provinzen ist seit dem Beginne ihrer Herausgabe mit wenigen Ausnahmen in Übung, daß die Schrift aller Sektionen von ein und demselben Stecher besorgt wird. So finden wir die Blätter der Salzburger Karte und die älteren (östl.) Blätter der Karte von Österreich von A. Müller beschrieben, die übrigen von Österreich und von den andern deutschen Provinzen von K. Stein. Müller's Schrift ist feiner, kleiner und wegen zu geringer Berücksichtigung beim Zeichnen des Terrains oft schwer leserlich. Insbesondere gilt dies von den Blättern von Salzburg, die das Hochgebirge enthalten, fast durchgehends. Bei dem Blatte Radstadt hat die gute Absicht des Zeichners, die möglichste Vollständigkeit seinem Operate zu geben, eine solche Überladung mit Namen verursacht, daß Deutlichkeit und Leserlichkeit darüber eingebüßt wurden. Die Schrift von K. Stein hat mehr Körper, ist bei der Ausarbeitung des Terrains weit mehr geschont worden, und nur an seltenen Stellen anstrengend für die Augen. Sonderbar, daß sich in der Größe derselben hin und wieder unerklärliche Abweichungen zeigen. So z. B. ist bei der Karte von Österreich die Schrift auf der Sektion Krumau (Nr. 2) merklich größer, als auf allen übrigen. Einen ähnlichen Unterschied bemerke ich auf den nördlichen Blättern der Karte von Steiermark gegen die südlicheren. Auf den spätern Karten (Tirol, Steiermark, Illyrien) ist die Schrift im Allgemeinen schon größer gehalten worden, und daher fleischiger und auch für die schwächeren Augen noch beim Kerzenlichte gut lesbar. Auf der Karte von der Lombardie und Venedig ist die Schrift in einer dem Maßstabe völlig angemessenen Größe und mit einer bewunderungswürdigen Gleichförmigkeit durchgeführt und vermuthlich (da die Namen

der Stecher nicht bekannt gegeben wurden) ebenfalls von einer Hand. Schon oft habe ich die Klage hören müssen, daß die Generalstabs-Karten zu schwarz und daher schwer zu lesen seien. Es kostete mich oft viele Mühe, den Klägern zu beweisen, daß diese durch die Terrainzeichnung nothwendig eintretende und unvermeidliche Dunkelheit des Grundes auf Gesetzen der Zeichnung beruhe, die zum Besten der Schrift nur ein allgemeines Verhältniß haben dürfe, aber keine örtliche Rücksicht nehmen könne, so daß sie blässer ausgeführt werde, wo viele Namen sind und stärker nur dort, wo sie nichts Anderem im Wege steht. Allein überall und vollständig konnte ich ihre Einwürfe nicht wegraisonniren, da die Terrainzeichnung auf manchen Blättern (z. B. Nr. 10 und 11 von Illyrien) wirklich stärker ausgeführt ist als auf andern und ein intensiveres Schwarz der Druckerfarbe den Abstand von den Nachbarnsektionen noch steigerte. Die Schrift als solche ist meines Wissens vorwurfsfrei geblieben, und zeigt sich durchgängig in solider Form und geschmackvollen Verhältnissen. Auch die Titelblätter sind einfach und angemessen würdevoll gehalten, nur nüchtern mit kalligrafischen Verzierungen versehen, und werden in dem Maaße schmuckloser, als sie sich der Gegenwart nähern. Während das Titelblatt der Salzburger Karte noch viel Schnörkelwerk weiset, schwinden diese entbehrlichen Zierden bei den Titelblättern von Österreich, von Tirol in wenige zusammen und verschwinden gänzlich auf dem Titelblatte zur Karte von Steiermark und Illyrien. Die Karte des lomb. venet. Königreiches hat auf ihrem eben so einfach zierlichen als würdevollen Titelblatte noch eine gut gestochene Vignette zur Feier ihres erhabenen Beförderers.

Aus den früheren an verschiedenen Orten gemachten Erwähnungen ist bereits bekannt, daß die Terrainzeichnung wesentliche Verschiedenheiten zeige, und zwar nicht blos auf den verschiedenen Generalstabs-Karten der deutschen Provinzen ein und derselben Karte. Vorzugsweise in die Augen fallend sind die Differenzen der Felsenzeichnung, deren Hauptnuanzen man in der Gruppe des steinernen Meeres in Salzburg (Sektion Saalfelden der Karte von Salzburg), dem Ötscher in Nieder-Österreich, Blatt Waidhofen, am Priel im Lande ob der Enns (Blatt Windischgarsten), in den vorarlbergischen Grenzgebirgen (Blatt Nr. 6 der Karte von Tirol); am hohen Mundi (Blatt Nr. 3 von Tirol), in den Admonter Gebirgen (Blatt Nr. 2 der Karte von Steiermark) deutlich ausgeprägt findet. Dieselben treten einander oft grell gegenüber, z. B. auf den Sektionen Maria-Zell und Schottwien der Karte von Österreich, auf den Blättern 1, 2 und 3 der Karte von Tirol u. s. w. Aber auch in der weniger augenfälligen Zeichnung der minder ausgezeichneten Bergformen sind schnelle Übergänge keine Seltenheit. Ich weise hier nur auf eine der auffallenden Stellen hin, auf die Erscheinung bei dem Zusammenstoßen der Blätter Zwettel und Amstetten der Karte von Österreich. Hier endet plötzlich der ganze Charakter der Landschaft. Auf dem nördlichen Blatte sind tief eingeschnittene Theile mit meist sehr steilen Abhängen, die den Hauptcharakter der ganzen Nordhälfte des untern Mühl-Viertels bilden, und auf dem südlichen Blatte machen dieselben plötzlich sanfteren Hügelketten Platz, wie wir sie in der Gegend von Gratz oder Luttenberg finden. Manche Blätter bilden völlige Inseln, indem sie sich an alle ihre Nachbarn nicht anschließen, z. B. der neueste Stich des Blattes der Umgebungen Wiens. In einer besondern Zeichnungs-Manier der Stecher sind sowohl die letztern, als die ersteren Unterschiede nicht zu suchen, da die beigesetzten Namen der Terrain-Stecher den Beweis liefern, daß sie auch auf Blättern von derselben Hand zu finden sind. Daß den Original-Reduktionen solche Verschiedenheiten anklebten, ist eine natürliche Schlußfolge und leicht erklärbar, wenn man den häufigen Wechsel der Zeichner bedenkt, die zum Theile nach älterer, zum Theile nach neueren Schulen gebildet waren. Darum zeigt die Salzburger Karte, wo die ältere Methode noch rein bestand, mehr Harmonie; eben so die Karten von Tirol und Steiermark, wo die neueren Grundsätze schon allgemein ins Leben getreten, als die Karte von Österreich, wo die östlichen Blätter mit wenig Ausnahmen noch keine merkbare Befolgung der Lehmanischen Regeln beurkunden, ein großer Theil der westlichen Blätter aber schon deutlich die modifizirte Annahme seiner Zeichnungsnormen errathen läßt.

Würde nicht die Karte von Salzburg den schon gerügten Mangel einer ungleich reichhaltigen Beschreibung und einer etwas abweichenden Zeichnung der Blätter Hopfgarten und Saalfelden gegen sich haben, so würde ich derselben, als Totalbild betrachtet, den Vorzug vor den übrigen zugestehen, und finde noch zu erwähnen, daß sie sich, was plastischen Eindruck der Zeichnung anbelangt (abgerechnet alle Hypercharakteristik), im Ganzen mehr der der Karte des lomb. venet. Königreiches nähert, als die übrigen. Man vergleiche z. B. die Gletscher um den Großglockner mit der Gruppe der Ötzthaler Ferner in Tirol und den Eisgebirgen um den **Monte della Disgrazia** auf der lombardischen Karte, und ich zweifle nicht, daß ich mit meiner Ansicht nicht allein stehen werde. Ein ähnlicher Geist weht in den nördlichen Blättern von Steiermark, wiewohl manches Detail des Terrains dem Gesammteffekte geopfert zu sein scheint, und in vielen Blättern von Krain, wo aber die Natur selbst durch Plateaur und Stufenbildungen von großartigen Verhältnissen der Kunst unfehlbare Wirkung sicherte. Auch die Karte von Tirol zählt Blätter, wo die Formen des Bodens mit vorzüglicher Wahrheit wiedergegeben sind, z. B. die Gegend von Molveno, der Bregenzer Wald u. a. m. Allein ein vollkommenes Ganze bildet weder die Karte von Tirol, noch jene von Steiermark und Illyrien, dazu fehlt die nöthige Verschmelzung der einzelnen Sektionen.

Am allerwenigsten aber darf die Karte von Österreich diesen Vorzug ansprechen, da sie die unzusammenhängendste ist, größtentheils der Harmonie ihrer Glieder entbehrend. Jedoch auch sie hat einzelne musterhafte Leistungen aufzuweisen, worunter das ofterwähnte neueste Blatt der Umgebungen Wiens voran steht, obgleich ich es (man erlaube mir die Vergleichung) jenen regelmäßigen Schönheiten anzureihen mich versucht fühle, die trotz dem anerkannten vollendetsten Ebenmaße dennoch weniger Eindruck zurücklassen, als andere Schönheiten mindern Ranges, bei welchen ein höherer Ausdruck von Gemüth, eine wärmere Theilnahme in uns hervorruft. Darin suche ich die Erklärung, warum manche von A. Withalm gestochenen Blätter, ungeachtet sie an Feinheit des Details und technischer Vollendung nachstehen, dennoch von

Vielen den kalkografischen Meisterstücken von K. Stein (Wien) und Schönfelder (Tirol Nr. 1) vorgezogen werden.

Zum Schlusse möge noch eine Zusammenstellung der Arbeiten der verschiedenen Stecher Platz finden, die an den hundert Sektionen (Titel und Skelette ungerechnet) der Generalstabs-Karten der deutschen Provinzen mitgewirkt haben. Von der Salzburger Karte lieferte Ponheimer 2, Zutz 11 Blätter, von der Karte von Österreich Zutz 5, Withalm 15, Stein 2 und David 7; von der Karte von Tirol Withalm 8, David 11, Schönfelder 2 Blätter und Seifart 1; von der Karte von Steiermark und Illyrien, Withalm 3, David 8, Schönfelder 5, Huber 9, Bossanatz 4, Wöber 2, Gorgani 2, Horak 2 und Jovannovich 1. Häufig, aber nicht immer bilden die von einem und demselben Künstler gestochenen Sektionen eine zusammenhängende Suite. Nahe 30 Jahre sind verflossen zwischen dem Erscheinen der ersten und letzten Blätter, und es ist durch dieselben der Beweis geliefert, daß kein Stillestehen, sondern ein erfreulicher Fortschritt in der technischen Leistung unläugbar Statt gefunden hat, so daß die Arbeiten des österreichischen General-Quartiermeisterstabes einen Vergleich mit den kontemporären ähnlichen Arbeiten des Auslandes nicht scheuen dürfen, ja einigen derselben in manchen Beziehungen voraus sind. Den Gipfel dieser Leistung bildet jedoch die nun zur Sprache kommende Karte des lomb. venet. Königreiches, deren unbestreitbare vollkommene Harmonie ihr in Beziehung auf Schönheit den Vorrang anweiset, und bei der mich die schlagende Überzeugung, die jeder durch Selbstanschauung sich leicht erwerben kann, der Mühe überhebt, nach weitläufigen Beweisen zu suchen, um ihren Ruf als klassische Schönheit zu rechtfertigen.

(Schluß folgt.)

Aus Zeitschriften. Jänner.

(Fortsetzung.)

Statistik.

Jagd. Die Herrschaft Konopišt in Böhmen liefert aus 11 Revieren jährlich 5000 Hasen, 5—600 Rebhühner, 3—400 Fasanen und etwas Hochwild. (Bohem.)

Der Verein zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder in Prag zählte i. J. 1844 66 Pfleglinge, 525 Mitglieder. Die Kosten betrugen 3300 fl. (Bohem.)

Prof. Heinrich gibt den Teschner Kreis mit folgender Bevölkerung an: Auf eine □ Meile 5767 Menschen. Im Jahre 1840 wurden 7289 geboren. Im Jahre 1839 wurden 1651 Paare getraut. Bei 1000 Sterbefällen ereignen sich 1048 lebende Geburten. (Moravia. 3.)

Die barmherzigen Brüder in Alt-Brünn haben vom 1. Nov. 1843 bis ultimo Oktober 1844 841 Individuen in unentgeltliche Pflege übernommen, darunter 722 Katholiken, 1 Grieche, 21 Protestanten, 7 Israeliten. (Moravia.)

Die barmherzigen Brüder in Ofen haben im Militärjahr 1843 in unentgeltliche Pflege genommen: 2061; genesen sind 1858, gestorben sind 203, von denen 11 sterbend und 13 todt eingebracht wurden. — Darunter waren: Katholiken 1713, Evangelische A. C. 238, Evangelisch-Helvetisch oder Reform. 50, Griechisch nicht unirte 29, Israeliten 29. — In sämmtlichen Spitälern der barmherzigen Brüder der österr. Monarchie sind 22,241 Kranke unentgeltlich aufgenommen und verpflegt worden. (Pest. Tagbl. 11.)

In Pest wurden im Jahre 1844 zu Doktoren der Medizin 45 Individuen promovirt. (Pannon. 8.)

Das Institut für Invaliden der Handelsmarine zu Venedig, von der österr. Regierung 1824 wieder hergestellt, stieg seitdem von 8,775 Lir. Einkünften, womit 31 Pensionen bezahlt wurden, 1844 auf 28,963 Lir. und 159 Pensionen. Letztere steigen von 0,35 für eine Matrosenwitwe, bis 1 Lir. für einen Schiffskapitän. 1824 blieben 268 Individuen an der venetianischen Küste unversorgt, 1844 nur mehr 130. (Gazz. di Milano. 7.)

Das Kinderspital zu St. Lazarus in Prag, gegründet und durch milde Beiträge erhalten durch Dr. Jos. V. Löschner, verpflegte im Jahre 1844 192 Kinder, und behandelte außer denselben 3382, im Ganzen also 3574; geimpft wurden 308. Es hat 32 Betten, 1385 fl. Fond, 848 fl. Jahresbeiträge. Ausgaben waren 1700 fl. 1 kr.

Die Mäßigkeits-Vereine in Galizien nehmen den erfreulichsten Aufschwung; binnen Monatfrist zählte man nur in einigen Kreisen über 6100 Beitretende. Die moralischen Folgen werden bereits sehr sichtbar. (Lemb. Ztg.)

Italiener zählte man 1842 in Südtirol 46,000, Illyrien, Küstenland und Kroatien 494 000, Lombardie 2.538,695, Venedig 2,037,000 also im Süden der österr. Monarchie 5,105,695. (Malten's Weltkunde.)

Österreich's Staatsschuld berechnet Malten's Weltkunde auf 579,373,000 Millionen, und es steht auf der fünften Stufe der europäischen Staaten, indem über ihm Spanien 809, Holland 1290, Frankreich 1410, England 5578 Millionen Thaler schulden.

Länderkunde.

Großartige Entsumpfungsarbeiten hat Baron Gaetano Testi bei Brondolo ausgeführt. (Gazz. di Milano 4.)

Ölbäume zählt Dalmatien 2,700,000, welche 50,000 Ztr. Öl liefern, zu 1½ Millionen fl. Werth. (Weltkunde.)

In den Salzbergwerken zu Wieliczka in Galizien ist ein riesiger Schornstein von 885 pr. Fuß Höhe. Er steht in einem tiefen Schacht, aus dem er bis zu Tage geführt ist. Zum Feuerherde leitet eine Treppe von 1030 Stufen. (Österr. Morgenbl.)

Völkerkunde.

Die Trachten des Teschner Kreises in Schlesien sind so mannigfach, als kaum anderswo auf gleich großem Raume. Der Goral (Gebirgsbewohner) geht einfach. Die dunkelbraune Hania — eine Art Mantel, bis an die Knie reichend, und mit einem ledernen Gürtel festgebunden — aus grober Wolle, die sich jeder selbst spinnt und webt, das knapp anliegende ungarische Beinkleid, und die nach Art der Römer geschnürte Fußbekleidung (Krpce) gibt ihm ein Aussehen, das von Oben dem Kastilianer, von Unten dem Magyar gleicht. Der Jablunkauer oder der Jazyger ähnelt in der Kleidung dem Ungar in blauen kurzen Röcken mit silbernen Knöpfen, geschlungenen Schnüren, und ähnlicher Schnürbinde um den Leib. Im Friedek'schen nähern sich einige dem grüngekleideten Wallachen, und um Bielitz trägt sich der Landmann zur Hälfte polnisch, im langen lichtblauen Rocke. — Um Teschen und Skotschau trägt der schwerfällige Landbewohner meistens dunkelblaue, kurz zugeschnittene, mit glänzenden Knöpfen besetzte Röckchen, und ungarische Beinkleider. Die buntscheckige Tracht der Mädchen und Weiber ist originell. Die klafterlangen rothen Strümpfe (im Friedek'schen sind sie meistens schwarz), werden von den Knöchelu bis an die Knie zierlich in Falten gelegt, so daß die untern schmäler, die obern aber breiter und dicker gerollt sind. Die schwarzen Schuhe mit hohen Absätzen verzieren blaue Galonmaschen. Die Weiberröcke sind kurz, faltenreich, und reichen kaum bis an das Knie. — Die Hemdchen gleichen den schweizerischen, und ein Mieder mit echten oder unechten Tressen besetzt, hebt ihren vollen Busen so, daß er das griechische Maß weit überschwikt. Das gewöhnlich freundliche gesunde Gesicht umschließt ein dem Nonnenschleier ähnlich gefaltetes weißes Tuch. (Moravia.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 25. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 36.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Seidl: Muchar's Geschichte von Steiermark. (Schluß.) — Steinhauser: Die Generalstabs-Karten. (Schluß.) — Ermordung des Niklas Freiherrn von Puchheim auf Raabs 1391. — Aus Zeitschriften. Jänner. (Fortsetzung.)

Geschichte des Herzogthums Steiermark.

(Schluß.)

Wir kommen nun zur zweiten Haupt-Abtheilung des Werkes, welche die eigentliche Geschichte des Steirerlandes in der vorchristlichen Epoche und in der Römerzeit umfaßt, und somit in zwei ungleiche Abschnitte zerfällt, wovon der erste sechs, der zweite sechsundzwanzig Paragrafe enthält. Wir können uns bei der Durchsicht dieser Abtheilung kürzer fassen, weil sie kompakter gehalten ist, und bei dem Umstande, daß der Verf. nicht so sehr selbst spricht, als vielmehr die Stimme der verflossenen Geschlechter aus ihren eigenen schriftlichen Monumenten zu uns sprechen läßt, zu Unterstellungen weniger Anlaß gibt.

Die jetzige Steiermark wurde zuerst auf das Gebiet der Geschichte gezogen durch die beiden Wanderungen der Brüder Bellovesus und Sigovesus, ungefähr um 600 v. Chr. Nach ein paar Jahrhunderten fingen die oberhalb der julisch-karnischen Alpen seßhaften keltisch-germanischen Völkerschaften schon an, den Römern ernstliche Besorgnisse einzuflößen; nur weise Mäßigung von Seite der letzteren hielt einen Konflikt zurück. Unter J. Cäsar, dem Boccio, ein norischer König, damals wahrscheinlich schon den Römern zinsbar, 800 Reiter wider Pompejus zu Hilfe schickte, wurde die obere, von den Boyern berannte Noreia*) durch tapferen Widerstand entsetzt, an welches Ereigniß wahrscheinlich ein vielfach besprochener Denkstein zu Cilli (**Marti. Herculi. Victoriae. Noreiae**), einer der ältesten Überreste der Vorzeit in Steiermark, erinnert, welchen jedoch Herr von Muchar hier (S. 225), wie schon anderwärts (Steierm. Zeitschr. 1822. IV. Hft. S. 80 u. f.) auf die norisch-rhätische Unterjochung beziehen zu müssen glaubt. Der pannonische Theil der jetzigen Steiermark wurde unter August (i. J. 28 v. Chr.), der norische und rhätische durch P. Silius, Tiberius und Drusus (i. J. 14. v. Chr.), römisch, und somit die keltisch-germanische Herrschaft im Lande vernichtet.

Mit dem Beginne der römischen Zeit (S. 225) werden die Quellen reichhaltiger, zuverlässiger und bestimmter, weshalb auch der Vortrag der aus ihnen geschöpften Geschichte einen ruhigeren Fluß gewinnt. Auf die muthmaßliche Durchreise des Kaisers Augustus begründet der Verf. eine sinnreiche Konjektur über einen merkwürdigen Römerstein zu Cilli, welchen Ref. unmittelbar nach dem Funde i. J. 1840 mit Hrn. v. Muchar an Ort und Stelle gleichzeitig kopirte und in den Wr. Jahrbüchern (CII. A. Bl. Ep. Erk. Nr. 2) veröffentlichte.

Mit lebhaften Farben ist der Aufruhr der römischen Legionen im Steirer-Unterlande (S. 230—239), in den J. 10—14. n. Chr., nach Tacitus, Velleius Paterculus und Sueton, geschildert. — Unter Tiber kamen wahrscheinlich die ersten Judenfamilien nach Steiermark (S. 240). — Unter K. Claudius erhoben sich das **Municipium Claudia Celeia** (inschriftlich nirgend als **Colonia** nachweisbar) und **Civitas Claudia Virunum**, nebst **Claudia Aemona** und **Claudia Sabaria** in der Nachbarschaft. — Beim Übergange der Regierung auf die Flavier (S. 242—245) sah Steiermark nicht müßig zu. — Von Flavius Vespasianus datirt die pannonische Stadt **Flavia Solva**, wahrscheinlich am Zusammenflusse der Sulm mit der Mur auf dem Leibnitzerfelde gelegen (S. 15), auf Inschriftsteinen zu Adriach, Seckau, Straßgang, Kaindorf und (vielleicht auch?) Grafendorf nächst Hartberg verewiget. — An Trajan's Sorge für die steierischen Heerstraßen erinnern Meilenzeiger von Cilli und Gonobitz; an Hadrian's Durchreise und an den von ihm adoptirten Cäsar L. Aelius aber, außer den Kolonien **Hadriana Juvavia** und **Aelium Cetium** in Norikum, einem Meilenzeiger von Cilli und anderen Inschriftsteinen, auch die Münzen mit **Pannonia Tr. Pot. Cos II. S. C.** und die obenberührten mit **Metallum Noricum** und **Exercitus Noricus**, welch' letztere dem steinernen Standbilde eines schwörenden

*) Über die Lage dieser oberen Noreia (des Strabo), welche im J. 113 v. Chr. die Niederlage des Konsuls Cn. Pap. Carbo sah, spricht der Verf. S. 121. — Die ältere, untere Noreia (des Plinius) war damals längst schon zerstört. (Vergl. W. Jahrbücher Bd. CII. Anzeigebl. Epigr. Erk. Nr. 1.)

Soldaten, in Cilli (S. 371, jetzt an der Außenwand der Pfarrkirche dem Gymnasialgebäude gegenüber aufgestellt) zum Kommentar zu dienen scheint. — Aus Antonins friedlicher Regierung erübriget, nebst anderen norischen Denkmälern, eine Meilensäule von Cilli. — Mit sichtbarer Vorliebe ist die wichtige Epoche unter Marc Aurel und dessen Regierungsgenossen Lucius Verus (S. 251—256) behandelt, in welcher die 2. und 3. italische Legion aus Norikern und Rhätiern gebildet wurde. Auch aus dieser Zeit haben sich Monumente erhalten. Ein großer Theil der Wirksamkeit des berühmten, im Reiche der Epigrafik auf seltene Weise verewigten Cilliers T. Varius Clemens (welchen der Verf. in die Zeit des Severus Alexander (S. 267) versetzt) dürfte, mit Schönwisner (In Rom. Iter II. 103), richtiger dieser Epoche vindizirt werden. — Was der Wütherich Commodus verdarb, suchte der tugendhafte Pertinax zu bessern, worüber er ein Opfer der Soldaten ward. — Endlich trat, über seine Gegner triumfirend, eben durch die eingebornen Steiermärker am kräftigsten unterstützt, L. Septimius Severus auf, sein Prädikat durch Strenge rechtfertigend. Sein Name prangt auf Meilenzeigern und Votivsteinen; selbst seiner Gemalin Julia Domma Lob verkündete ein Denkmal zu Pettau. — Seinen wilden Sohn Caracalla, gebrandmarkt durch den Brudermord an Geta, dessen Name ihm selbst ein Gräuel blieb *), haßten die bedrückten Landbewohner der Steiermark eben so sehr, als ihm die bevorzugten Soldaten (auch durch Ehrendenkmäler) huldigten. — Für Macrinus und Diadumenianus zeugt eine Meilensäule von Cilli. — Durch den tollwüthigen Heliogabal kam der Mithrasdienst nach Steiermark, welcher, wie schon oben bemerkt worden, durch zahlreiche Monumente in Norikum, Pannonien und Rhätien verbürgt wird. — Unter dem edlen und weisen Severus Alexander genoß die Steiermark vieljähriger beglückender Ruhe. Unter ihm war der berühmte Dio Cassius Statthalter von Pannonien, für dessen damalige Geschichte er daher der glaubwürdigste Gewährsmann ist. Unter ihm kämpften Steirer in Persien; was von dem hierauf bezüglichen Denkmale für Rutilianus zu halten sei, wurde schon früher gesagt. — Nun folgten traurige Tage der Zerrüttung, welche in zu rapidem Wechsel über das Land dahinbrausten, als daß sie andere Denkmäler, als Münzen, (wie z. B. für den redlichen **Trajanus Decius** als **Restitutor Illyrici**) **) hinterlassen hätte. Immer drohender drangen die Barbaren an die norisch-pannonischen Grenzen heran. Die Schreckenszeit der sogenannten dreißig Tyrannen vergrößerte das Unheil. — So wenig Gallienus für das Land that, so viel thaten die Söhne dieses Landes für ihn, deren Andenken auf seinen Legionsmünzen verewigt wurde. — Claudius II. (Gothicus), Aurelianus (auf Münzen ebenfalls **Genius Illurici** gepriesen), hatten die Länder der Steiermark mit größter Anstrengung gegen die Barbaren zu vertheidigen; ein Gleiches that Tacitus. — Nach gesicherten Grenzen konnte Probus auf Werke des Friedens denken; ihm dankt die Steiermark Ausbreitung und Veredlung ihres uralten, unter Domitian absichtlich beschränkten (S. 247), Weinbaues. — Nach der kurzen Regierung des Carus und seiner Söhne Carinus und Numerianus, unter welchen, der Legende zu Folge (S. 458), Maximilian zu Cilli enthauptet wurde, folgten die veränderungsvollen Zeiten unter den Kaisern Diocletian, Maximianus Herculius und deren Cäsaren Chlorus und Galerius (S. 285—291). Diocletian errichtete aus Pannoniern und Norikern zwei Legionen Leibgarden; an Mariminian erinnert ein Denkmal von Solva zu Sekkau und ein kolossales Standbild auf dem Zollfelde. Ergreifend ist die Schilderung der Erpressungen dieser vier Machthaber, nach Lactantius. Übrigens machte sich Galerius durch Trockenlegung eines großen Landstriches in der östlichen Steiermark und deren Nachbarschaft verdient, den er zu Ehren seiner Gemalin **Valeria** nannte und als eigene Provinz ausschied. — Eine in mannigfacher Hinsicht merkwürdige Periode beginnt mit Constantin dem Großen, dem ersten christlichen Kaiser des Weltreiches, unter welchem, nach des Ref. Meinung, vielleicht gleichzeitig mit der großen Ländertheilung im J. 335 n. Chr., die Benennungen **Noricum Mediterraneum** und **Noricum Ripense** aufkamen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß entweder **Fabius Claudius** (auf einem Huldigungssteine zu Sekkau) oder **Martinianus** (Martianus, auf einem Cillier-Steine), der Sohn, der erste Statthalter im ersindirten Mittel-Norikum war, vorausgesetzt, daß auf dem letzteren nicht mehr vorhandenen Denkmale (welches Hr. v. M. dem Vater Martinianus (S. 292) zuweist) die Namen richtig gelesen sind.

Über die Wirren unter Constantin's des Großen Söhnen gleitet der Verf. etwas schneller hinweg, als wir es erwarteten, da zwei namentlich für diese Epoche merkwürdige Inschriftsteine in Steiermark gefunden wurden, wovon der eine in der Nähe von Cilli noch vorhanden ist, der andere, daselbst kaum an's Tageslicht gefördert, wieder zu Grunde ging. Hr. v. M. führt S. 364 und 365 beide an; einer ergänzt den andern, und beide scheinen sie Constantin's des Großen jüngerem Sohne Constantius II. errichtet worden zu sein, als er mit Magnentius um die Alleinherrschaft kämpfte. (S. Wr. Jahrb. CIV. Anz. Bl. Ep. Er. Nr. 9.) In genauerem Zusammenhange damit steht ein Monument zu Pettau, welches an die unglückliche Katastrofe des Cäsars Gallus (S. 300) erinnert.

Mit faßlicher Klarheit schildert der Verf. die begebenheitreichen Zeiten von Julian bis zur Theilung des römischen Reiches unter Arcadius und Honorius, unter welchen die Steiermark dem Westreiche zufiel. Die Vorboten der Völkerwanderung meldeten sich immer schrecklicher. Die Westgothen, die Hunnen unter Attila mit seinen furchtbaren Völkerheeren, die Ostgothen, die Rugier und Alemannen, die herulische Genossenschaft unter Odoacher, der dem großen Dietrich erlag, wie ihm der kleine Romulus Momylus, Rom's letzter Kaiser, ließen vom J. 378 an bis 490, das arme Mittelland das zwischen ihren Wohnsitzen und Italien, dem Zielpunkt ihrer Waffen lag, alle Schrecken barbarischer Eroberungssucht und Raublust fühlen, bis die Römerherrschaft in der Steiermark ihr gänzliches Ende erreicht hatte.

*) Auch in Steiermark (zu Rann) erinnert ein Meilenstein (S. 419), auf welchem Geta's Name ausgemeißelt ist, an Caracalla's wahnsinnigen Bruderhaß.

**) Wohl von Mediob. p. 353 und nach ihm von Banduri I. 6., aber weder von Eckhel. D. N. V. VII. p. 343—345, noch von Mionnet. II. 1—4 aufgeführt, dagegen mehrfach Pannoniae, Exercitus Inlurious, Genius Exerc. Illuriciani, Genius Illurici.

Eine kurze, aber lichtvolle und lebendige Rekapitulation (S. 340—344) schließt der Verf. mit den gewichtigen, das Resultat seiner bisherigen Forschungen aussprechenden Worten: „Die Steiermark und ihre Bevölkerung genoß während der langen Epoche römischer Beherrschung das bessere Geschick wohlthätiger Sicherheit, Ruhe, steigender Kultur in bürgerlichen und religiösen Verhältnissen, gemilderter Sitten und wenn gleich auf einer von wahrer Humanität noch weit entfernten Stufe, doch der Zufriedenheit unzähliger, biederer, tugendhafter und glücklicher Menschen."

Wenn wir nun das, was der Verf. in sich aufnahm, mit dem was und wie er es wiedergab, vergleichen, so können wir nicht umhin, ihm zuzugestehen, daß er sein Materiale wohl disponirt, zweckmäßig benützt und mit sicherem Festhalten an den zuverlässigsten Quellen zu einem organischen Ganzen verarbeitet habe. Überall blickt die Tendenz durch, das Land, durch Erweckung lebhafter Theilnahme an dessen Schicksalen, seinen Söhnen werth und theuer zu machen, und nirgend vermißt man jenen Fingerzeig nach oben, der in allen Wirren auf die Idee eines Höhern hinweist, in welchem alles Räthselhafte seine Lösung, alles Widersprechende seine Ausgleichung findet. Man könnte in Bezug auf den rein geschichtlichen Theil dem Verf. vielleicht den Vorwurf machen, daß er hin und wieder zu hastig nach Anlässen hasche, einem bestimmten Gegenstande seiner Schilderung etwas zu vindiziren, was in den angezogenen Quellen nur allgemein hin gesagt ist, daß er Halbangedeutetes vorgreifend supplire und mitunter der Steiermark Manches zu Gutem kommen lasse, was buchstäblich nur von ihren Nachbarn oder Stammverwandten berichtet wird, mit Einem Worte, daß er, um das Gerippe besser zu befleischen, der Analogie bisweilen zu großen Spielraum gönne; allein die Entschuldigung hiefür liegt großentheils in der Beschaffenheit des Landes selbst, dessen Geschichte er zu schreiben unternommen hat. Wäre die Steiermark, so wie sie es jetzt ist, von jeher ein abgeschlossenes Land, wäre sie ganz Norikum, ganz Pannonien, ganz Rhätien, ganz Illyrikum gewesen, so könnte man mit vollem Rechte fordern, daß der Verf. in seine Geschichte derselben nichts miteinbeziehe, was in den benützten Quellen nicht namentlich auf eine dieser Provinzen hinzielt, deren Umfange die heutige Steiermark entspricht. Anders ist es aber bei einem Lande, welches Theile von fünf Provinzen in sich vereiniget und somit an den Schicksalen dieser aller partizipirte. Dem Verf., bei solchen Verhältnissen, Digressionen und Analogien, wenn sie das Maaß nicht überschreiten, übel zu nehmen, wäre eben so sonderbar, als wenn man einem Topografen zumuthete, einen Berg, der zufällig ein dreifaches Konfinium bildet, ja nicht um einen Zoll weiter zu schildern, als die Grenze des Landes läuft, mit dessen Schilderung er sich eben beschäftiget. — Gegründeter dürfte vielleicht der Vorwurf sein, daß der Verf. bisweilen, und zwar mehr in der ersten, als in der zweiten Hälfte des Bandes, sich vom Stoff überwältigen lasse, daß er schon Gesagtes nochmals aufnehme oder Manches anderswo bringe, als wo man es sich erwartet hätte; wenn man aber bedenkt, daß der Verf. der Erste ist, der diese Masse bemeistern mußte, daß er nun plötzlich über dem Elemente stehen sollte, in welchem er so lange herumwühlte, und daß man eben aus Liebe zur Sache lieber einen Zug zu viel gibt, als zu wenig, so wird man auch auf diesen Vorwurf kein Gewicht legen, um ja nichts zu thun, was den Unternehmer eines so verdienstvollen vaterländischen Werkes entmuthigen könnte.

Schließlich erlaubt sich Ref. (weit entfernt, sich das Ansehen zu geben, als ob er den achtbaren Hrn. Verf. belehren wollte, sondern nur um ihm zu beweisen, wie genau er dessen Werk durchlas), einige kleine Druckfehler und Übersehen anzumerken, welche seither gewiß dem Verf. selbst schon aufgefallen sein dürften. Z. B. S. 14. Note 3. ἐσβάλλει st. ἐσβαλλὲν u. a.; überhaupt hätten die griechischen Zitate einer genaueren Korrektur bedurft; so auch S. 21. S. 25. (πασσίτερος) S. 30. S. 32. (**Mataris, matara, matarus, materis**, ματερὶς). S. 121. — S. 31. Note 1. **purpara** st. **purpura**. — S. 37. Note 1. warum Tiffer, wenn anderwärts Tüffer? warum manchmal auf einer Seite beides? — S. 40. In den Schlußzeilen falsche Interpunktion, wodurch die Eigennamen konfundirt werden; es soll stehen: Claudius II, Aurelianus, M. Aurelius Probus. Ferner Dran st. Drau. Warum Momillus, wenn anderwärts (S. 336) Momyllus, wofür besser Momylus stände. — S. 49. (212, 213) König Balanus? — Bei Liv. **XLIV.** 14. wohl **Balanos**, auf den Münzen aber ΒΑΛΑΛΙΟΣ, also Balläus. — S. 62. am Laisberge, zwischen Gebirg und Fluß dürfte eine schlechte Station für Kavallerie gewesen sein. — Die **Legio II. Trajana** lag unter Severus Alexander, wie zu Trajans Zeiten noch in Ägypten. — S. 63. Aur. Justinus gehörte der **Leg. II.** an, und war ein Italiener (**Italus**). Wahrscheinlich ist hier die von Vespasian errichtete **Leg. II. adjutrix** gemeint. — Ebend. Jun. Isäus war **Decurio alae I. cont(ariorum)**, die keine Reiter waren. — Ebend. Das Denkmal zu Rotenmann gehört der **Leg. XV. Apollinaris** an. — S. 65. Sept. Severus war schon 193. n. Chr. Augustus. — S. 66. Varius Macrinus, wie S. 267 (aus **Lampr. p.** 585 u. 58), st. Valerius M. — Ebend. Gallienus von 253—268. — S. 83—87. stimmen manche Schrittentfernungen nicht genau. Z. B. bei **A. Adrante. XXXVII**; bei **B.** fehlt **Civitas Aemona X**; ebenda **Mutatio Pultovia XII.**; S. 85. **Upellis XVI**; bei **B. Ad Vicesiuum XLIII**; S. 87 bei **A. Mutacaium XIV. Noreia XIII. Noreia XIV.** (absichtlich zweimal, ein wichtiger Erklärungspunkt), **Stiriate XV**; S. 88. **Graviacis XVII. Vocario XVII**; ebend. Pyhrn st. Pyrrn. — S. 124. Apollinaris st. Apollinaris. — S. 139. Note 1. **Muratori, Corp. Inscr.** st. **Mercator.** — S. 173. Isisdenkmal zu St. Martin bei Pettau st. am Bachern. — Ebend. Windenau st. Wiedenau. — S. 217. u. a. Geten st. Gethen. — S. 247. Was am Schluß von Domitians Erlaß wegen des Weinbaues gesagt ist, stimmt nicht ganz mit S. 101. — S. 250. Die Medaillen mit **Pannonia S. C.** sind zu des Älius Verus Verherrlichung geprägt. — S. 264. u. a. Mithras, Μίθρας, gewöhnlicher als Mythras. — S. 267. J. Varius Clemens kämpfte nicht gegen die Perser, sondern gegen die Mauren in Afrika. — S. 271. Cälius Balbinus st. Clodius Albinus. — S. 277. Pipara war Gallienus' Konkubine, nicht dessen Gemalin. — Der Sieg Constantin's über Licinius fällt ins J. 323 n. Chr. — S. 298. Constantin d. Gr. starb am 22. Mai 337 n. Chr.; die große Reichstheilung geschah 335

u. Chr. — S. 300. Des Cäsars Gallus Verbannungsort war die Insel Flanon (Φλανον). — S. 325. Note 4. Attila st. Attola. — S. 337. Flaccitheus (Flacka) st. Flagitheus u. s. w. Überhaupt wäre eine größere Konsequenz in der Rechtschreibung der Eigennamen*) zu wünschen gewesen; warum z. B. Siszia', wenn Porcius, warum Constantin, wenn Victorinus u. s. w. Doch das Alles sind Kleinigkeiten, welche leicht nachträglich berichtigt werden können.

In dem umfangreichen Anhange, welcher 127 Seiten füllt, gibt der Verf. vorerst ein Verzeichniß aller jener Orte und Gegenden in der Steiermark, wo inschriftliche Römersteine, plastische Steingebilde, antike Münzen, Geräthschaften u. dgl. aufgefunden worden sind, gleichsam als Urkundenbuch zur Bekräftigung des Geschichte. Jedenfalls verdient diese fleißige, in Bezug auf das Vorhandene möglichst vollständige Zusammenstellung, wobei er größtentheils mit Autopsie zu Werke ging, den wärmsten Dank. Wünschenswerth wäre es, wenn er, welcher auf dem Felde der vaterländischen Epigrafik so sehr zu Hause ist, auch dort, wo es bisher nicht geschehen, die abhanden gekommenen steiermärkischen Monumente der Vorzeit, in so weit sie aus bewährten Sammlungen nachweisbar sind, nachträglich zitirte. Er würde dadurch einen höchst schätzbaren Beitrag zu einem längst projektirten **Codex Inscriptionum** leisten, welcher nicht länger vermißt werden sollte. — Hinsichtlich der Art seiner Zusammenstellung erklärt sich der Verf. in einer Note dahin: daß es ihm eben nicht schwer gewesen wäre, über die beigegebenen römischen Gebilde und vollständigen Inschriften, so wie über die kaum mehr lesbaren oder verstümmelten Aufschriften muthmaßliche Erklärungen zu geben und gleiche (?) Ergänzungen zu versuchen, endlich beide mit einer großen Zahl von archäologischen Nachweisungen und Beispielen auszustatten, daß er aber besser daran zu thun glaubte, Alles, ganz schlicht hingestellt, nur mit Andeutungen auf gleiche oder ähnliche Personen oder Familien in den Inschriften anderer benachbarter oder vaterländischer Römersteine zu versehen und das Urtheil darüber dem eigenen Nachdenken jedes Lesers oder Forschers zu überlassen." — Weit entfernt, diese Worte so zu deuten, als ob der Verf. auf das minutiöse, aber gewiß nicht unfruchtbare Bemühen, Monumente durch Vergleichung und Analogie vorerst nur dem Wortlaute nach zu enträthseln, ein geringes Gewicht legte, hoffen wir vielmehr, daß er sich dieser — nach seinem eigenen Geständnisse ihm nicht schweren — Arbeit anderwärts unterziehe, um zu dem oben berührten Zwecke ein willkommenes Substrat zu liefern. Für seinen nächsten Zweck, zu welchem es an Namen, Zahlen und Schlagwörtern genügt, gab er Hinreichendes. Für archäologische Forschung, welche sich oft um einen falschgestellten Punkt herumschlagen muß, wäre eine nochmalige kritische Vergleichung der Kopien mit den Originalen zu wünschen. Die Zusammenstellung geschah nach der alfabetischen Ordnung der Fundorte. Ein **Index Nominum et Rerum** wäre ersprießlich gewesen, nicht minder ein kurzes Verzeichniß der Antikaglien und der (näher bezeichneten) antiken Münzen.

Am Schlusse des ganzen Anhanges finden wir noch einige Zeilen mit der Überschrift: „Uralte, in der Steiermark aufgefundene Runenschrift." So glaubt der Verf. die fremdartigen, auf zwei in Steiermark gefundenen Helmen eingeritzten Charaktere bezeichnen zu müssen, welche A. v. Steinbüchel in der steiermärk. Zeitschrift (1826. VII. Heft S. 53 flg.) für etruskisch erklärt und als solche zu lesen und zu deuten versucht hat.*) Indem wir Hrn. v. M's abweichende Meinung ehren und einer spätern Diskussion vorbehalten, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß er uns, wenigstens den uns vorliegenden Daten nach, hinsichtlich dieses merkwürdigen Fundes in Irrthum zu stehen scheine. Er behauptet, „man habe vor mehren (?) Jahren bei Regau 12 uralte Helme aus Bronzmetall ausgegraben, welche anfänglich im Joanneum zu Gratz aufbewahrt, jedoch der Seltenheit wegen in das k. k. Antikenkabinet in Wien übertragen worden seien." — Unseres Wissens bestand der Fund, welcher schon im J. 1812 geschah, in 20 Helmen, welche wahrscheinlich in der Provinz zu Grunde gegangen wären, wenn nicht der damalige Direktor des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes, der umsichtige und gelehrte Fr. Neumann, durch Zufall von dem Funde in Kenntniß gesetzt, auf die offizielle Behandlung desselben gedrungen hätte. In Folge dieser Reklamazion wurden 17 Stücke an das k. k. Münz- und Antiken-Kabinet eingesendet, 12 daselbst zurückbehalten und aufgestellt, und 5, in Folge des Wunsches Sr. k. k. Hoheit des durchl. Erzherzog Johann, dem Joanneum in Gratz überlassen, das sie demnach wohl noch besitzt.

Anhangsweise folgt nun noch des Aurelius Prudentius Hymne auf des h. Quirinus Märtyrertod zu *Siscia*, ein Geschichtsdokument aus den Handschriften des Monbritius und Surus über dasselbe Ereigniß, und die Legende vom h. Maximilian (aus **Hieron. Pez. Script. Rer. Austr. I.** 19—34), deren Ansehen der Verf. aus äußern und innern Gründen kräftigst bestreitet.

Eine äußerst schätzenswerthe Beigabe dieses 1. Bandes sind noch die lithografirten Abbildungen einiger plastischen Denkmäler aus Steiermark's Vorzeit und eine (gleich jenen von Alexander Maschek lithografirte) Karte der römischen Steiermark. Erstere bringen nebst dem Runen-Alfabete (zum Behufe der Vergleichung mit den auf den Regauer Helmen eingeritzten Schriftzeichen), auf XVIII. Tafeln, die Kopien von 122 Monumenten. Am reichsten repräsentirt erscheint Seckau (bei Leibnitz) mit 47 Steinen. Die Zeichnungen sind eben nicht auf Bestechung des Auges berechnet, aber deutlich und, nach den uns bekannten Originalen zu urtheilen, getreu. Anstatt die Abbildung des Pettauer Steines (Tafel IX. Nr. XVIII.) auf dem Titelbilde zu wiederholen, wäre es vielleicht besser gewesen, hier oder dort die Darstellung eines anderen interessanten plastischen Monumentes zu geben. Auch die Titel-Vignette hätte auf solche Weise benützt werden können.

Die beigegebene Karte gewährt einen trefflichen Behelf zur genaueren Orientirung und erregt den Wunsch, recht bald eine solche archäologische Karte von dem ganzen österreichischen

*) Wie schwer eine solche festzuhalten sei, erfuhr Ref. selbst bei dem vorliegenden Abdrucke seines Aufsatzes, in welchem, wegen Abweichung seiner Ortografie von der in diesen Blättern üblichen, der oben bemerkte Fehler mehrfach auffallen dürfte. J. G. S.

*) Derselben Meinung ist auch Giuseppe Micali in seinen *Monumenti inediti* (Firenze, 1844. p. 331 sq.), welcher die Schrift (deren Fakstimile er gibt) den sogenannten euganeischen Inschriften beizählt.

Kaiserstaate zu erhalten, welche ein längst gefühltes Bedürfniß ist. Die Grenzen der heutigen Steiermark sind durch die Art der Bezeichnung von jenen des alten Norikums unterschieden, und laufen nur dort ineinander, wo sie auch zur Römerzeit identisch waren. Verzeichnet sind nur diejenigen Ortschaften, Gegenden und Gewässer, welche der römischen Länderbeschreibung bekannt gewesen sind, oder in welchen man römisch-plastische Monumente, inschriftliche Denksteine und andere Antiken aufgefunden hat, und wo solche heut zu Tage noch bestehen.

Die übrige Ausstattung macht der anerkannten Firma: „Damian und Sorge," alle Ehre.

Und so begrüßen wir denn das Werk als die Frucht eifriger Forschung, rastlosen Fleißes und fähiger Tüchtigkeit mit freudiger Anerkennung. Der Vers. dürfte damit seinem zweiten Vaterlande — (Hr. Dr. Ant. Albert Muchar von Bied und Rangfeld ist zu Lienz in Tirol geb. am 22. Nov. 1786, aber seit 1809 als Prof. in Steiermark thätig) — ein schönes Denkmal setzen, dessen Baubeginn nun glücklicherweise gerade in die merkwürdige Epoche fällt, wo Steiermark, miteinbezogen in das große Eisenbahnennetz, dem Auslande ein Gegenstand größerer Aufmerksamkeit werden und durch die Begründung eines historischen Vereins für Inner-Österreich, an welchem Hr. v. M. leitenden Antheil zu nehmen bestimmt und berufen ist, auch in wissenschaftlicher Beziehung eine würdige Stellung sich erringen wird. Besonderen Dank verdienen auch die hochansehnlichen Herren Stände Steiermarks, durch deren großmüthige Unterstützung das langvorbereitete Werk zum Drucke gekommen ist. Wir sehen der Fortsetzung desselben mit gespannter Erwartung entgegen und hoffen mit dem Verf., daß zahlreiche Freunde der Wissenschaft und des Vaterlandes seiner Einladung folgen werden, mit ihm die altergrauen ehrwürdigen Vorhallen der Geschichte ihres romantisch-schönen und gottgesegneten Landes zu durchwandern, an deren Schwelle er ihnen mit Recht Cicero's Worte zuruft: **„Quacumque ingredimur, in aliquam historiam vestigia ponimus."**

Bemerkungen über die von dem k. k. österr. General-Quartiermeisterstabe herausgegebenen General- und Spezialkarten der österr. Provinzen.

(Schluß.)

An 12 Jahre wurden aufgewendet, um die 40 Blätter der herrlichen lombardisch-venetianischen Karte im Stiche zu vollenden. Einige Blätter, noch nach der französischen Zeichnungsmethode mit schiefer Beleuchtung gearbeitet, wurden kassirt und diese große Arbeit nach der bei den übrigen Karten angenommenen Norm von Neuem begonnen. Der Maaßstab ließ die kräftigere Behandlung der Bergschraffirung zu, zu welcher auch Schrift, Zeichen, Tableaux, Titel das passendste Verhältniß zeigen. Volle Bewunderung muß man der makellosen Gleichförmigkeit zollen, mit welcher alle Sektionen, die erstersch ienene so gut wie die letzterschienene, ausgeführt sind, und dies um so mehr, nachdem eine solche Masse von Blättern, auch bei der rationellsten Theilung der Arbeit nicht von wenigen Händen geliefert werden konnte, dennoch aber eine Harmonie zeigt, als wäre Alles von einer einzigen Hand. In dieser Harmonie aller einzelnen Theile in sich, unter sich und zum Ganzen steht sie im Vergleiche mit den übrigen Generalstabs-Karten allein da, ohne Nebenbuhler, und man wird nur wenige Karten im ganzen bisherigen Gebiete dieses Zweiges nennen können, die eine so klassische Einheit, eine solche durchgängig gleiche Haltung ihrer Theile zeigen. Vergeblich suchen die Augen nach auffallenden Mängeln; es ist, als wollten sie die Flecken in der Fotosfäre der Sonne entdecken. Ja die lombardisch-venetianische Karte hat nicht blos in sich diese Übereinstimmung, sie hat sie auch mit den früher und später erschienenen Karten von Parma und Modena! Ist es zu wundern, wenn bei solcher Schau der hochgetriebenen, wie zum Gemeingut gewordenen Kunst der Zeichnung und des Grabstichels die Kritik entwaffnet wird und wenn dieselbe von dem Enthusiasmus, den ich auch an Laien bei der Durchsicht dieser Karte bemerkt habe, einigermaßen ergriffen das verdiente Lob etwas reichlicher spendet? So nennt sie der Verfasser der Kritik derselben in der österreichischen militärischen Zeitschrift „den Typus der Kunst und den Schlußstein des gesammten Landkartenwesens." Dies klingt wie ein Trompetenstoß und es wäre wahrlich wenig erhebend, wenn sich die Kunst mit dieser Karte schon erschöpft hätte, und wenn dadurch schon der Kulminations- und respektive Wende-Punkt der topografischen Technik eingetreten wäre. Wie viele Erfindungen und Vervollkommnungen derselben haben wir nicht in wenigen Dezennien erlebt und wie wenig berechtigen uns solche Erfahrungen, eine Wissenschaft, eine Kunst als abgeschlossen zu betrachten? Es gibt allerdings verschiedene **non plus ultra's** für die Menschen, aber sie beginnen erst dort, wo die Natur der Ausübung den Funktionen unserer Sinne gewisse Grenzen gesetzt hat. Das Mittel dieser Grenzen ist als die Schranke anzusehen, die nicht soll überschritten werden, als der Grenzstein der praktischen Wirksamkeit. Eine gewisse Feinheit im Stiche ist z. B. bei Landkarten bei sonstigem Einklange mit den gegebenen Verhältnissen zur Erreichung der Schönheit sehr förderlich, allein bis auf den Punkt getrieben, wo man das Vergrößerungsglas zu Hilfe nehmen muß, um Schrift oder Terrän deutlich auszunehmen, ist die Brauchbarkeit großentheils schon eingebüßt, und durch das Erkennen dieser Unzweckmäßigkeit geht ein Element der Schönheit verloren. Der berühmte, und als ein unerreichtes Meisterstück gepriesene Stich der Berghaus'schen Karte von Afrika von Herrn Brose in Berlin, dürfte das Maximum sein, was man einer Karte in dieser Beziehung zugestehen darf. Nur die unendliche Reinheit des Stiches und die verständige und geschmackvolle Anordnung dieser ausgezeichneten Arbeit machen ihre Benützung guten Augen ohne besondere Anstrengung möglich, für schwache Augen aber ist sie bereits eine Kriegserklärung. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß die vom Generalquartiermeister-Stabe herausgegebenen Generalkarten, mit der tadellosen Feinheit der Arbeit von Herrn Brose ausgeführt, die Spezialkarten zu ersetzen im Stande wären. Da jedoch die Zahl derjenigen im Zunehmen ist, welchen ein geschwächtes Gesichtsorgan den Gebrauch so mikrologischer Karten verleidet und die beste Loupe keinen Überblick verschaffen kann, der doch wesentlich ist, so mögen wir es nur als einen Vortheil betrachten, daß die Generalstabs-Karten sich von einer solchen Diminutive entfernt gehalten haben.

Der Karte des lombardisch-venetianischen Königreiches

steht die markige ausdrucksvolle Terrainzeichnung eben so gut an, als dem Brose'schen Blatte die höchst delikate und doch verhältnißmäßige Gebirgszeichnung, und in den schroffen Formen des Alpengebirges erhebt sich die Darstellung zu einem so hohen Grade von Wahrheit und deutlicher Anschaulichkeit, daß sich auch bei dem Mangel an autoptischer Kenntniß jener Gegenden ein fester Glaube an die Richtigkeit begründet. Der Ruhm der Stecher verschwindet in dem Ruhme sämmtlicher Mitarbeiter, deren Namen meines Wissens nicht veröffentlicht worden sind, wiewohl sie es so sehr verdient hätten, bekannt zu werden. Dieses gut organisirte, wohl eingeübte Personale ist der Schlüssel zu der Entdeckung der vorzüglichsten Ursache der, selten in dieser Vollkommenheit vorkommenden Harmonie dieser Karte und es steht zu erwarten, daß bei der nunmehrigen Vereinigung auch die künftigen Karten des Generalstabes diese Eigenschaft in höherem Grade besitzen werden, als die älteren.

Eine fernere Erhöhung der Schönheit dieser Karten dürfte in dem in neuester Zeit mit Glück versuchten Druck mit farbigen Platten gefunden werden, dessen anderweitige Vortheile ich bereits in den allgemeinen Bemerkungen aufgeführt habe. Diese Erfindung verleiht den Karten dieselben Vorzüge, die gut kolorirte Landschaften vor dem schönsten Stahlstiche voraus haben; einen höheren Grad von Annäherung an die Natur und vergrößerte Deutlichkeit in allen Beziehungen. Nur müssen die gewählten Farben nicht grell und daher zu bunt gewählt werden, damit die immerhin Hauptsache bleibende Terrainzeichnung noch genug überwiegend hervortrete. Wird diese Anordnung mit jener Sorgfalt, und kaum glaublichen Genauigkeit ausgeführt, wie in den vom k. k. Generalstabe in den im Situations-Aufnahmsmaße herausgegebenen Umgebungen Wiens, so kann von Bedenklichkeiten gegen die praktische Anwendbarkeit kaum die Rede sein, und es kann nur der Wunsch rege werden, diesen Fortschritt der Technik auf die fruchtbringendste Weise ausgebeutet zu sehen. Das Braun der dichtesten Bergschraffirung wird das abstechende Dunkelschwarz der Schrift nie bis zur Unleserlichkeit bewältigen können, Bäche, Kanäle und Wege werden nie verwechselt werden, beinahe alle Zeichen für die Bodenkultursarten werden als entbehrlich verschwinden, und das ganze Bild des Landes wird sich der Vorstellung mit erhöhter Deutlichkeit aufdrängen. Der Ölfarbendruck, bereits in Deutschland mit erwünschter Akkuratesse ausgeführt, gibt die Gelegenheit an die Hand, alle Farben auf einmal aufzutragen, und daher Verläßlichkeit mit Schnelligkeit und Wohlfeilheit zu verbinden. Sydow's Atlas zum wissenschaftlichen Studium der Erdkunde ist ein erfreuliches Beispiel, welche Fortschritte in dieser Beziehung bisher gemacht wurden und läßt diejenigen ahnen, welche sich im Falle der sorgsamen Pflege und Ausbildung dieses Industriezweiges noch erwarten lassen.

Ich würde mich einer unnöthigen Wiederholung schuldig machen, wenn ich nun, am Schlusse der Bemerkungen über die Spezialkarten angelangt, eine Rekapitulazion der Hauptresultate der in den vorigen Artikeln vorgeführten Untersuchungen in Beziehung auf Richtigkeit, Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit liefern würde, und hätte dazu um so weniger Ursache, als auch das daraus gezogene Endresultat bereits in Kürze am Schlusse der allgemeinen Vorbemerkungen ausgedrückt ist. Ich erlaube mir daher hier nur noch einige wenige Bemerkungen über die vom k. k. österr. Generalquartiermeister-Stabe herausgegebenen Generalkarten anzufügen. Diese bestehen in sehr genauen Reduktionen der Spezialkarten, im halben Maaße derselben gezeichnet und zwei bis vier Blätter umfassend, welche keine gleiche Größe haben, indem sie bald mehr bald weniger Sektionen enthalten. Ihre Zertheilung richtet sich auch nicht nach den Seiten der Sektionen, indem der Rand der Gradirung dieselben häufig in der Mitte schneidet und bald über ihren Umfang hinaus reicht, bald inner demselben zurückbleibt, das Übergreifen über den Rand zu beseitigen, oder um entweder nicht zu große unnütze Räume zu veranlassen. Nur die Generalkarte von Salzburg trifft vollständig mit dem Umfange der Sektionen überein. Die Generalkarten sind nicht als bloße Anhänge der Spezialkarten zu betrachten, sondern als unabhängige selbstständige Produkte und erscheinen deswegen nicht mit dem Netze der Sektionslinien, sondern nur mit dem Gradnetze überzogen. In der Zeichenerklärung auf denselben fehlen verhältnißmäßig nur wenige Gegenstände der Spezialkarten, ein oder das andere Zeichen für Bergwerke, für Straßen und Wege, die Zeichen für gewöhnliche Frucht- und Sägemühlen, für einzelne Kirchen und Häuser, für Brücken und Schlachtfelder. Die Märkte sind noch im dürftigen Grundrisse, die Dörfer aber nach der alten Bezeichnung der Salzburger Spezialkarte ausgeführt. Die Terrainzeichnung ist in gleicher Stärke gehalten, wie auf den Spezialkarten und konnte daher natürlich den sämmtlichen Details des doppelten Maaßes nicht folgen, zugleich aber ist auch die Charakteristik der Oberfläche so unbedeutend geändert worden, daß die Generalkarten ein mehr oder weniger gelungenes Bild davon erblicken lassen, je nachdem dasselbe auf den Sektionen mehr oder weniger Reliefhaltung hat. Man vergleiche z. B. die Generalkarten von Österreich und Salzburg mit der Generalkarte von Tirol. Während die ersteren (von Andreas Withalm gestochen) schon von weitem die vorragendsten Höhenzüge und die erhabensten Punkte deutlich erkennen lassen, und Gletscher und Felsenpartien ein reliefartiges Ansehen haben, ist in der zweiten (von C. Stein's Hand) aus derselben Entfernung nur ein, eben nicht angenehm sich darstellendes, ziemlich gleichförmiges Chaos von Berg und Thal zu schauen, nur stellenweise unterbrochen durch die breiteren Streifen des Etsch- und Innthales, ohne allen plastischen Eindruck der weitverzweigten Gletschergruppen — gerade so, wie sich die neben einander gelegten Sektionen der Spezialkarten gegenseitig verhalten. Und dennoch findet man bei der Vergleichung der Reduktion mit dem Originale die Unterschiede wenig auffallend! Ein Beweis, wie delikat die Terrainzeichnung behandelt sein will, und wie ein Bischen zu Viel oder zu Wenig hinreichend ist, einen Effekt hervorzubringen oder zu zerstören.

Bei der Sorgfalt, mit welcher die Reduktionen ausgeführt scheinen, werden die Generalkarten an der Richtigkeit der Ortslagen, der Bezeichnung ꝛc. nichts verloren haben; auch in der Orthografie finden sich Verbesserungen, und somit können sich wegen Erfüllung dieser Forderung keine wesentlich verschiedenen Bemerkungen ergeben, als die über die Spezialkarten bereits gegebenen. In Beziehung auf Vollständigkeit wird wohl Niemand erwarten, jene Wünsche erfüllt zu sehen, welche schon die Spezialkarten unerfüllt gelassen. Allein in diesem Punkte sind die Ansichten Vieler noch unklar und

daher ihre Forderungen oft die Grenzen der Billigkeit weit übersteigend. Wie oft war ich Zeuge, wo man solchen Generalkarten wegen der Auslassung eines Dörfchens, eines Weges, ja selbst einer Marterſäule ungerechte Vorwürfe machte, weil man nicht zu prüfen verstand, was man von einer Generalkarte verlangen dürfe. Es ist mir vorgekommen, daß Jemand eine sonst gute Schulkarte des türkischen Reiches als abscheulich schilderte, weil sie ihm jene kleinen Orte nicht wies, die er aus den Zeitungsberichten von den Bewegungen des russischen Heeres entnahm! Generalkarten haben andern Zwecken zu dienen, als sich mit Namen und Zeichen zu überladen, um allen Herren dienen zu können. Ist die Auswahl schon bei den Spezialkarten nicht so leicht, so wird sie um so schwieriger bei den Generalkarten, wo aus dem Wichtigen das Wichtigste, aus dem Interessanten das allgemein Interessante herausgezogen werden soll. Die Entscheidung erfordert hier um so umfassendere Kenntnisse, und soll unparteiisch keine Lieblingsneigung begünstigen. Die Generalkarten des Generalquartiermeister-Stabes werden hier so wenig als so viele andere die Feuerprobe bestehen können und Niemand wird ihnen das verargen, der mit den Hindernissen solcher Arbeiten durch Erfahrung vertraut ist. Was die Zweckmäßigkeit anbelangt, so läßt sich Gegründeteres einwenden, da dieselben Entbehrungen, die an den Spezialkarten gerügt wurden, bei den Generalkarten in so fern noch in erhöhtem Maaße eintreten, als auch die statistischen Tabellen wegfallen, und somit der oft bedeutende Raum nutzlos leer gelassen ist. Wo die Spezialkarten vom Nachbarlande nichts enthalten, ist dasselbe auch auf den Generalkarten eine tabula rasa! Eine Ökonomie, die nicht den wahren Nutzen befördert. Endlich in Beziehung auf Schönheit haben die Generalkarten die Gleichförmigkeit und die Harmonie vor den meisten Spezialkarten voraus, und erheben sich daher zu einer höheren Stufe, als manche derselben.

Ein weitläufigeres Eingehen in alle Verhältnisse der Generalkarten würde diesen Aufsatz nahe um das Doppelte ausgedehnt haben, welcher bereits zur wahren Geduldprobe der Leser, trotz der Masse des liegen gelassenen Stoffes schon bis zur Ungebühr angewachsen ist. Ich scheide daher von diesem Schauplatze meiner ersten schriftstellerischen Thätigkeit mit der endlichen nochmaligen Versicherung, daß ich nur im Interesse der Sache meine Bemerkungen gemacht und darüber meine offene Meinung unbeschadet jeder besseren, ausgesprochen habe und daß ich nach wie vor den herzlichsten Antheil nehmen werde an Allem, was auf das Fortschreiten dieses seit meiner Jugend lieb gewonnenen wissenschaftlichen Zweiges irgend eine Beziehung hat. A. Steinhauser.

Ermordung des Niklas Freiherrn von Puchheim auf Raabs 1591.

In der dem II. Bande des österreichischen Geschichtsforschers, herausgegeben von dem k. k. Staatsarchivare Josef Chmel pag. 576 f. f. eingereihten Ehrenrettung des Raabser Pfarrers Anton Stromayer von der ihm zugelasteten Mitschuld an dem Meuchelmorde, welcher am 15. Mai 1591 an Niklas Freiherrn v. Puchheim auf Raabs verübt ward, habe ich pag. 579 bemerkt, daß der nächste Anlaß zu dieser Bluthat noch nicht aufgehüllt sei.

Die in der k. k. Hofbibliothek befindlichen gleichzeitigen Relationen des Handlungshauses Fugger, welche über die Tagesbegebenheiten jener Zeit so viele anziehende Nachrichten enthalten, geben auch hierüber näheren Aufschluß. In den von Chmel verzeichneten und exzerpirten Handschriften der k. k. Hofbibliothek, I. Band pag. 407, findet sich auch die hierauf bezügliche Stelle ausgezogen, wo unterm 18. Mai 591 aus Wien berichtet wird, daß Niklas von Puechheim auf seiner Herrschaft Raabs zwei Diener des Jungen von Hofkirchen deswegen im Schlosse Raabs gefänglich angehalten habe, weil sie sich in Puechheim's Landgerichte „etwas vergriffen" hatten. Hierüber erbittert sann der wilde Hofkirchen auf Rache. Mit 3 Wägen zog er und sein Schwager von Schönkirchen, im Gefolge von Banditen vor Raabs, wo er unter dem trügerischen Vorgeben: Der erzherzogliche Stallmeister Caviani und Graf Montecucoli seien in der Nähe, um auf Raabs Herberge zu nehmen, den Puechheimer täuschte, so daß dieser ahnungslos und freudig Alles zum frohen Empfange vorbereitete. Als um 10 Uhr Nachts die Ankunft der erwarteten Gäste gemeldet wurde, da schickte ihnen Puchheim Windlichter entgegen, und eilte selbst in den Schloßhof hinunter, sie zu empfangen. Indeß dringt der v. Hofkirchen auf den Enttäuschten ein, und begehrt seine zwei gefangenen Diener. Darauf entgegnete der Puchheim, er versehe sich keiner Gewalt und sei bereit, dem Verlangen zu willfahren, doch begehre er vorläufig einen Revers, um in seinem Landgerichte förderhin ungestört zu sein. Da schoß plötzlich ein Bandit einen Diener Puchheim's zu Boden, Hofkirchen dringt aber auf Puchheim ein und schießt ihn durch die linke Brust und den Arm, so daß er sogleich todt zu Boden sinkt, indeß die Mörder mit zwei Wägen eilends aus dem Schlosse fliehen. —

Hierdurch bestätiget sich die von mir ausgesprochene Vermuthung, daß das nachbarliche Verhältniß zwischen Puchheim und Hofkirchen nicht nur die Quelle gegenseitiger Erbitterungen, sondern auch der nächste Anlaß zu jenem schändlichen Meuchelmorde wurde. Des Pfarrers Stromayer und seiner angeblichen Mitschuld an seiner Bluthat geschieht aber auch in dem Fugger'schen Berichte nicht die geringste Erwähnung. J. Feil.

Aus Zeitschriften. Jänner.

(Fortsetzung.)

Völkerkunde.

Die Mäßigkeits-Vereine in Galizien nehmen den erfreulichsten Aufschwung; binnen Monatsfrist zählte man nur in einigen Kreisen über 7000 Beitretende, und am Schlusse des Jahres 1844 bereits über 100,000 Mitglieder.

Der Besitzer des Gutes Bortnik, in Kreise Stry, ging seinen Unterthanen selbst mit Beispiel voran, und hat allen Beitretenden die Schulden nachgesehen. (Lemb. Ztg.)

Die Sitten der Sternberger Bürger (Mähren) werden sehr gerühmt. In vier Jahren fiel zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter den 6000 Einwohnern kein Diebstahl vor. (Mor. 1.)

Poetisches aus dem Passeirer-Volksleben (Aus den Alpen Tirols) theilt Beda Weber mit in Ost und West 1—8.

Die Volkslieder-Sammlung der Kisfaludy-Gesellschaft in Pest enthält bereits über 200 Lieder. (Ost und West.)

Grenzscheide zwischen den Deutschen und den Čechen in Böhmen. Šafařik's ethnographische Karte hat mannigfaltige Arbeiten in der genaueren Bestimmung der Grenzscheide zwischen der slawischen und deutschen Grundbevölkerung hervorgerufen. Die Resultate dieser Bemühungen theilt die Zeitschrift des böhmischen Museums mit und aus ihr Jordan in den slawischen Jahrbüchern 1.

Kunst und Alterthum.

Eine Sammlung von Jagdgemälden befindet sich auf des Fürsten v. Schwarzenberg Jagdschloß Wohrad der Herrschaft Frauenberg in Böhmen. (Bohemia 1.)

Die Kirche zum heil. Mauritius in Kremsier (Mähren) im 13. Jahrhunderte durch Bischof Bruno erbaut, im Jahre 1836 abgebrannt, wurde durch den jetzigen Fürsterzbischof Max. Jos. Freih. v. Sommerau-Beckh wieder hergestellt. Es wird kaum eine Kirche zu finden sein, deren Verzierung mit dieser Konsequenz, diesem Festhalten an dem altdeutschen Style des Gebäudes selbst durchgeführt ist. Hochaltarblatt vom Akademiedirektor Ant. Petter in Wien (Martyr des heil. Mauritius). Seitenaltäre: Kreuzabnahme von Kupelwieser, Johann v. Nepomuk von Petter. Orgel mit 34 Registern und — Fysharmonika von Deutschmann in Wien.

Die neue Kirche in Treskowitz, Herrschaft Dürnholz in Mähren, i. J. 1841 erbaut, erhielt ein Hochaltarblatt, St. Wenzeslaus, von Prof. Kupelwieser in Wien. (Brünn. Ztg.)

Der neue Tanzsaal Odéon in Wien ist 360 Fuß lang, 108 F. breit, die Kuppel ist 80 (?) F. hoch. An den Seiten umgibt ihn zu ebener Erde eine Halle, welche eine Gallerie von 44 Säulen trägt. Der Saal selbst zerfällt in 3 Theile, der mittlere ist der eigentliche Tanzboden, 78 F. breit, 156 F. lang. Die beiden ihn schließenden Abtheilungen sind mit Blumengruppen und Fontainen geziert. Man zählt 44 Fenster, 88 Spiegel. Den Bau führte Hr. Fischer, Dekorationen und Zeichnungen sind von Romano, Malerei von Codecasa und Holzer, Vergolderarbeit von Borst.

Die Theaterzeitung (4) gibt die Länge auf 432, die Breite 108, die Höhe zu 48 Fuß an. Den Raum erhellen 44 Wandleuchter zu 41 Armen, 12 Kandelaber zu 45 Flammen, und 7 Luster, deren größter 18 F. hoch, und einen Reif von 12 F. Durchmesser hat, 256 Lichter trägt. — Die große Uhr von Effenberger hat das Uhrwerk in den Zeigern.

Eine Gallerie der Zeitgenossen beabsichtigt die Familie Rothschild in ihrem in Frankfurt zu erbauenden Pallaste aufzustellen. Für dieselbe hat der Maler Dr. Heus die lebensgroßen Bildnisse der Erzherzoge Karl und Stefan, des Fürsten Metternich, Grafen Kollowrat, Baron Kübek u. s. w. gefertigt, und wird (auf Kosten der Familie Rothschild) die Zeichnungen dieser Originale, mit Unterschriften der Dargestellten und biographischen Notizen über dieselben herausgeben als Galerie des contemporains. (Deutsche Vierteljahrsschr.)

Das National-Museum in Pest hat unter mehren Geschenken auch eine getreue Abbildung eines hölzernen Schildes des Mathias Hunyadi, dessen Original in Paris ist, erhalten. (Panon. 5.)

Das Münzkabinet zu Pest erhielt 180 Exemplare der mannigfaltigsten alten Münzen zum Geschenke. (Pest. Tgbl.)

Ausgrabungen auf dem deutschen Grunde zu Laibach wurden durch den historischen Verein in Krain im November 1844 angestellt, und lieferten gegen 50 römische Münzen, einige Antikalien, so wie Überreste alter Gebäude, worunter ein hübsches Estrich-Fragment, 17' lang, 11' breit, nach Art der noch jetzt üblichen terrazzi. (Illyr. Bl. 5.)

Theater.

Übersicht des Zustandes der Prager ständischen Bühne im Jahre 1844.

Novitäten erschienen 40; darunter Opern 3, Trauerspiele und Drama 5, Schauspiele 4, Lustspiele 13, Possen 15. Die Opern waren: eine deutsche, eine französisch und eine italienisch; nur letztere (Linda) erhielt sich auf dem Repertoire. 5 Opern wurden neu einstudiert, 2 Mozart'sche und 3 Rossini'sche; nur „Tell" erhielt sich.

Von d. Vorstellungen entfielen im Ganzen 118 auf 13 Opern,
33 „ 22 Trauersp. u. Drama,
32 „ 9 Schauspiele,
90 „ 52 Lustspiele,
94 „ 18 Possen.

Von den Opern waren 13 deutsche mit 33, 10 französische mit 34, 13 italienische mit 60 Vorstellungen. Die Novitäten im Drama waren: Monaldeschi, Opfer des Schweigens, Sampiero, die Söhne Eduards, Clavigo. Unter den Schauspielen war Mutter und Sohn. Nur 3 Lustspiele waren bedeutend: Zopf und Schwert (in den Vorstellungen suspendirt), die lustigen Weiber von Windsor und der verwunschene Prinz, der sich allein hielt. Alle Possen fielen durch bis auf: Ein Abend, eine Nacht &c. und der Zerrissene. Nur Eine Prager Lokalposse, die nur einmal gegeben wurde. Die 22 Novitäten des Schauspieles (ohne Posse) theilen sich zur Hälfte in Originale und in Bearbeitungen nach dem Französischen.

Gäste traten an 139 Abenden 33 auf, worunter aber nur 5 Notabilitäten, 2 in der Oper, 2 in der Posse, also im gesammten Schauspiel nur 1. —

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß 1844 Oper und Posse 218, das gesammte rezitirende Drama aber nur 155 Vorstellungen zählte; letzteres verhielt sich also zu jenem wie 3:4. (Bohemia 1–7.)

Die Theaterreferate in der Bohemia gehören zu den gediegensten der ganzen österr. Journalistik; an jene statistischen Daten knüpft Hr. Dr. Bernh. Gutt sehr zu beherzigende Betrachtungen, die mit eben so viel Umsicht als achtungswerthem Freimuthe ausgesprochen sind.

Das Theater in Olmütz gab 1844 106 Vorstellungen mit 81 Stücken; und zwar in 31 Vorstellungen mit 24 Possen,
26 „ „ 21 Dramen,
19 „ „ 19 Lustspielen,
23 „ „ 14 Opern,
7 „ „ 3 Vaudevilles.

Novitäten im Ganzen 24. Zu kleineren Stücken wurden Tableaux gegeben, unter andern auch 3 — Rebus. (Moravia 3.)

Das Hofburgtheater in Wien 1844 lieferte 14 Novitäten, 12 Stücke wurden neu in die Szene gesetzt; 15 Gäste traten in 57 Rollen auf.

Novitäten.			Neu in die Szene gesetzt.
3	—	Trauerspiele	— — 3
3	—	Drama	— — 1
8	—	Lustspiel	— — 8

Von den Novitäten rührten 5 von österreichischen Dichtern her: Sampiero von Halm, Modestus von Deinhardstein, die Kronenwächter von Prechtler, die letzte weiße Rose von Kuranda, ein deutscher Krieger von Bauernfeld. Ferner übersetzte Seidl Ponsard's Lukretia und Castelli Scribe's Überraschungen.

Böhmisches Theater. Bekanntlich wird im ständischen Theater in Prag regelmäßig an Sonn- und Feiertagen in den Nachmittagsstunden böhmisch gespielt; ein eigentliches böhmisches Theater wurde zwar (in der Rosengasse) zu errichten versucht, es konnte sich aber nicht halten. Im Laufe des Jahres 1844 wurde an 27 Orten in Böhmen Vorstellungen in böhmischer Sprache gegeben, theils Drama, theils Opern (der Wasserträger, Brauer von Preston), theils Oratorien (Haydn's Jahreszeiten). (Slaw. Jahrb. 1.)

Nachrichten aus Lemberg zufolge, will Graf Skarbek auf den ausgesprochenen Wunsch einiger Personen, statt des bisherigen polnischen Schauspieles — eine französische Gesellschaft engagiren. Am Schlusse sagt der Berichterstatter, wie traurig es um ein Nationaltheater stehe, wenn es der Gewalt eines Einzelnen unterliegt. (Kwěty 12.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 27. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 37.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Casti: Die redenden Thiere. — Aus Zeitschriften. Jänner. (Schluß.)

Das heutige, so wie das nächste Blatt werden nur zu einem halben Bogen ausgegeben, indem, laut der Ankündigung, die Kunstbeilage vom 1. Jänner eingerechnet wird. Die zweite Kunstbeilage erscheint am 1. April: Der Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn.

Die redenden Thiere, ein episches Gedicht von Giambattista Casti, aus dem Italienischen übersetzt von J. E. A. Stiegler. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer 1844. 2 Bde.

So lange die Literatur eines Volkes im Werden ist, mag jedes Ereigniß, das in einer neuen Richtung, wenn auch nur nachahmend, Bahn bricht, dankbar aufgenommen werden, und auf desto günstigere Würdigung Anspruch machen, je beträchtlicher der Anstoß ist, der schon nach Verhältniß des Umfangs und der Schwierigkeit des Vorwurfs für ihre Entwicklung davon zu erwarten steht. Je mehr sie in der Entfaltung vorschreitet, mit desto schärferem Auge wird die öffentliche Beurtheilung die Zweckmäßigkeit der Richtung und die Gelungenheit der Leistungen in Betracht nehmen. Ist sie aber zur Überfülle gediehen, so wird es die ernste Aufgabe der Kritik, der Flut einen Damm zu setzen, indem sie alle Bestrebungen strenge zurückweist, welche die Ehre der Nationallitteratur gefährden, wobei nun die materielle Größe des Erzeugnisses nur ein erschwerendes Moment abgibt; so wie der Staat eine wohlthätige Vorsorge übt, wenn er dem Andrange zu den höheren Studien nicht durch Verwehrung, sondern mittelst erhöhter Anforderungen steuert, um die Jugend nach Maßgabe der Anlagen auf entsprechendere Bahn zu lenken.

Solche Strenge ist im deutschen Schriftwesen ein gebieterisches Bedürfniß geworden, einem Zweige gegenüber, der eben so nachtheilig auf die Artung und das Selbstgefühl der Nation einwirkt, als er ihrer Anerkennung im Auslande Eintrag thut: die leidigen Übersetzungen, jene zumal, die sich die sklavisch nachahmende Metrik zum Verdienste rechnen. In einem Lande, wo das Studium der Sprachen und die Kenntniß alles nur irgend Lesenswerthes der fremden Literaturen, zum Nachtheile der eigenen, so sehr verbreitet ist, erscheint solche Fortbereicherung schon an sich zwecklos, für die selbstständige Volksbildung aber durchaus verderblich. Und welche Meinung von unserem Standpunkte soll daraus den übrigen Völkern zugehen, wenn sie uns als ihre demüthigen Schüler die gewissenhaften Stylübungen fort und fort betreiben sehen? Denn so viel sollten wir doch schon erfahren haben, daß die hochherzigen Weltbürgeransichten, womit Deutschland sich die buntscheckige Jacke ziert, Niemand uns in die Tasche schiebt; daß, wenn sie ja selbe uns zugestehen, sie doch nur darüber in die Faust lachen, oder, wie der ernste Engländer, uns darum verachten — und dies schier nicht mit Unrecht; denn es ist eine seltsame Verblendung, die beim Individuum als reinste Moral erscheinende Selbstverläugnung auch auf die Nation als Tugend zu beziehen: hier wird sie von Seite jedes Einzelnen zur gewissenlosen Schädigung der eigenen Brüder. Es ist wohl vergebliche Mühe, anzudeuten, wie wenig jene Nationen Gleiches gegen uns sich angelegen sein lassen, welche unsere Literatur noch so unvollständig kennen, und doch davon unzweifelhaften Gewinn an ganz eigenthümlicher Gattung und Ausdrucksweise, an Fantasie und Erfindung ziehen könnten: wir sind ja das Volk, das keine Repressalien kennt, das mit der moralischen Selbstbefriedigung, alles Fremde billig zu schätzen, sich über die Mißachtung der Ausländer hinwegsetzt.

Die möglichen Endzwecke des Schriftstellers sind: ruhmvolle Anerkennung für sich selbst und Zierde für die Literatur seines Landes in ästhetischen Dingen; höherer oder materieller Nutzen für die Lesewelt, auf Grundlage richtiger oder irrthümlicher Überzeugung, oder endlich bloße Gewinnsucht. Über letztere hat die Kritik keine Gewalt: kein Verdammungsurtheil, keine Mahnung an Nationalehre wird je die feile Fabrikation der Nachsudelungen des ewigen Juden und Konsorten hintanhalten, so lange der Michel sich um den blendenden Flitter reißt; hier kann der Vaterlandsfreund nur von der langsamen Macht der öffentlichen Meinung eine endliche Besserung hoffen. Auf die zwei ersteren jedoch vermag die

Stimme einer gerechten und würdigen Kritik wohlthätig zu wirken, indem sie den Wahn der nützlichen Absicht durch Entgegenhaltung des überwiegenden Nachtheils berichtigt, die Hoffnung auf ruhmvollen Ersatz aber — die Wehmutter dieser poetischen Wiedergeburten — durch strenge Prüfung und schonungslose Verdammung des Schlechten vereitelt.

Metrische Übertragungen sollen demnach fürderhin nur unter folgenden Bedingungen gebilligt werden: Bereicherung der heimischen Literatur durch Werke von wichtigem fördernden Inhalte, — oder Erprobung der Kraft der eigenen Zunge und Vervollkommnung der Kunstformen durch Versuch an einem entschieden würdigen Gegenstande. Wo aber die Form Hauptsache, und selbe in ihrer nationalen Vollendung unerreichbar ist, somit trotz alles Ringens nur ein mißlungenes Sprachwerk aufgestellt wird, zum Spotte der Landesgenossen des Originals, da muß die Übersetzung schlechterdings unterbleiben.

Rücksichtlich der alten Sprachen treffen beide obigen Voraussetzungen im höchsten Grade ein, und dazu der offenbare Nutzen für die lernende Generation; wir sind hier überdies in mehrfachem Vortheile, schon vermöge des mehr homogenen Elementes der Sprache, zumeist aber wohl deshalb, weil Niemand mehr aufsteht, der den Abstand der Nachahmung gegen das Urbild innig und unzweifelhaft fühlen und fühlbar machen könnte; was insbesondere von der getreuen Nachbildung des Versmaßes gilt, dessen Wirkung bei den Alten wir nach unsern Ansichten beurtheilen, ohne daß uns der noch lebende Bestand Lügen straft. — Den Neuern gegenüber können wir da mit Ehren bestehen, wo eine Verwandtschaft der Formen obwaltet. Im ungünstigsten Verhältnisse aber befinden wir uns zur italienischen Poesie, in der die Form zu so glänzender Vollendung gediehen ist, daß sie den Inhalt in Schatten stellt. Was haben wir hier selbst mit unseren gerühmtesten Übersetzungen erreicht? Für den deutschen Leser, dem das Original unzugänglich, sind sie kaum eine Lektüre zu nennen; für den Kenner desselben ist es, trotz einzelner Befriedigung, eine ermüdende Aufgabe dem Übersetzer Strofe für Strofe zu folgen, um zu sehen, wie er sich abgequält — wenn er nicht obendrein manche Stelle nur mittelst des Textes sich zu erklären im Stande ist: braucht es einen schlagenderen Beweis für die Unersprießlichkeit dieser Arbeiten? Die metrische Treue in Begleitung des prokustischen Gesetzes gleicher Anzahl der Verse — unsere Eitelkeit, in den Augen der Welschen die lächerlichste Pedanterie — wird nicht selten zur geistigen Untreue; ein Versmaß oder eine Strofengattung kann in der einen und der andern Sprache eine ganz verschiedene Eigenschaft haben: man vergleiche unsere matten reimlosen Jamben mit den **Versi sciolti**, dem Feierkleide der hesperischen Muse, in den Übersetzungen von **Foscolo's Sepolcri**, **Parini's Giorno**, von **Leopardi's** Gedichten durch Kannegießer u. A. — Man schiebe uns ja nicht die Absicht unter, die Würdigung der ausgezeichneten Nachbildungen der drei Klassen des italischen Parnasses schmälern zu wollen; sie sind durch beide oben ausgesprochene Bedingungen und durch einen großartigen Erfolg geschützt; ja die innere Größe und Meisterschaft jener bedeutendsten Dichterwerke des Abendlandes rechtfertigt auch fernere Versuche.

Während überhaupt in Deutschland, trotz dem daß wir mit der Pflege unseres Schooskindes, der Ästhetik, gewaltig groß thun, die erste Forderung an Schöpfungen in gebundener Rede noch nicht festgestellt ist, das selbstgewählte künstliche Gewand auch künstlerisch und makellos anzufertigen, wo nicht, sich mit der zwanglosen, bescheideneren Hülle zu begnügen, — herrscht insbesondere der Irrwahn der Verdienstlichkeit metrischer Verdeutschungen noch so sehr, daß man die gröbsten Verstöße gegen Sprache und Vers mit der Schwierigkeit entschuldigt. Dies muß anders werden: wer des Stoffes nicht Meister ist, unterfange sich nicht, seine mißrathenen Versuche mit dem Anspruche auf Anerkennung zu Markte zu bringen; wer eine gelungene Schöpfung des Meißels nachzubilden unternahm, und nur eine ungeschlachte Masse voll Höcker und Furchen hinzustellen vermag, der versündiget sich an dem Adel der Formen des Urbilds, wie an dem des Stoffes, — der edle Marmor erscheint unter seiner Hand als roher bröckliger Kalkstein: wird er noch die Mißgestalt den Augen der Welt ausstellen wollen? Der Marmor ist in gegenwärtigem Belange unsre edle Sprache: wollen wir sie fernerhin von *unsern* Dichtern und Nachdichtern entweihen lassen, wie es kein anderes Volk von seinen Künstlern je duldete?

Nur um diese innigsten Überzeugungen auszusprechen, unterzog sich Ref. der unerquicklichen Mühe, oben angezeigte Übersetzung durchzugehen und mit dem Originale zu vergleichen: er trug wenigstens den Lohn davon, die sprechendsten Belege für seine Behauptungen daraus aufweisen zu können. Prüfen wir zuerst den Gehalt und die Bedeutung des Werkes, dann die Ausführung der Übertragung.

Betrachten wir diese letzte Frucht eines langjährigen Lebens, eines ungemeinen, aber sich selbst entweihenden Talentes, als Thierfabel im Allgemeinen, oder als giftige Satyre gegen alle Staatsordnungen und Unordnungen: immer bleibt ihre Einführung in die deutsche Lesewelt gleich verwerflich. Nur einer Nation konnte damit ein Gefallen geschehen, welche die Thierfabel im Großen bis dahin noch gar nicht kannte; wir hatten schon lange in Reinecke Fuchs eine weit edlere. Unstreitig stehen diesem die **Animali parlanti** an Poesie weit nach, insofern wir das Wesen in frische Ursprünglichkeit und unmittelbare Selbstaussprechung setzen: welch' ermüdende didaktische Breite gegen Reinecke's naiv-episches Leben! Doch in eben dieser unendlichen Gedehntheit liegt das wirksamste Gegengift wider den mit geifferndem Witze und syrenischer Anmuth der Formen ausgestatteten Inhalt; wer die 26 Gesänge geduldig durchliest, muß ein guter Bürger sein und bleiben.

Mit einem Eifer, den man einem besseren Gegenstande zugewandt sehen möchte, sucht Hr. St. nicht nur vorliegendes Werk gegen den Vorwurf der Zügellosigkeit zu rechtfertigen, sondern selbst den nicht zu verhehlenden Schmutz der **Novelle galanti** zu beschönigen. In ersterem lassen wir seine Vertheidigung gelten; Casti hat darin sichtlich sein ausgelassenes Temperament gezügelt, und die Zusammenstellung beider Schriften in diesem Bezuge in Brockhaus Konversations-Lexikon ist — so wie andererseits die Bemerkung, Casti's Lebenswandel sei durchaus ehrenhaft gewesen — nur eine der Oberflächen, die uns darin, zumal in Sachen Italiens, so häufig begegnen. Sein Vorwort für jene Ausgeburten einer in niedrigster Sinnlichkeit schwelgenden Fantasie hätte er bei sich behalten sollen; ganz unstatthaft aber ist seine auf grundfalscher

Beziehung fußende Behauptung: „Man thut sehr Unrecht, wenn man bei ausländischen Dichterwerken unsern Maßstab von Schicklichkeit anlegt und voraussetzt, daß Schilderungen, die bei uns für anstößig erklärt werden, es deswegen bei allen Nationen sein mußten; man würde sonst genöthigt sein, viele Stellen im alten Testamente für tadelnswerth zu erklären." (!). Die Begriffe von Schicklichkeit sind gegenwärtig bei den Gebildeten aller Völker Europas dieselben, und der Italiener, in öffentlicher Sittlichkeit weit strenger als der Deutsche, mag hierüber das veraltete Vorurtheil den Kopf schütteln — räumt, ungeachtet seines Dekameron, der Novellen **Bandello's** u. dgl. solchen neueren Erzeugnissen (die übrigens durch ungescheutes Hervortreten subjektiver Theilnahme von ersteren himmelweit verschieden, und deshalb unbedingt verdammlich sind) kaum in der Literaturgeschichte, geschweige in anständig-geselliger Besprechung einen Platz ein. Wir empfehlen dem befangenen Verehrer **Casti's** das Sonett des wackeren vom heiligen Berufe des Dichters erfüllten **Parini** zur Beherzigung, in welchem dieser den Gegenfüßler solcher Gesinnung: „**che per bizzaria dell' accidente dal nome del casato è detto casto,**" mit gebührender Derbheit gekennzeichnet hat; — und wohl erwogen, **Parini** schrieb es nicht etwa aus politischen oder kirchlichen Rücksichten, sondern unter derselben revolutionären Gewalt (und selbst deren Theilnehmer), die Casti's keckem Treiben so sehr zusagte. Möge Hr. St. wenigstens eine muthmaßlich nicht minder gelungene Übersetzung der **Novelle** in seinem Pulte behalten, mit der uns die Mittheilung der ersten Strofe bedroht, wodurch er sehr naiv darthut, „wie der Verfasser keinen Anstand nahm, dieselben jungen Gatten und Frauen zu weihen." Muthwillige Ausschweifungen der Laune können ästhetische Geltung haben, wo das Wort leichtfertig den schalkhaften Lippen entschlüpft; aber ekelhaft ist es, wenn mit schwerfälliger Mühe der fremde Witz nachgeplappert wird.

Wie unbegreiflich der Übersetzer — in guter Meinung, wollen wir annehmen — sich in sein Thema verliebt hat, davon zeugt folgende ungemessene Anpreisung: „In diesem Gedichte von durchaus moralischer Tendenz werden die Zügellosigkeiten aller Art mit den grellsten Farben geschildert und mit der schärfsten Geißel der Satyre gezüchtigt, indem überall die Tugend, die gesetzliche Ordnung, die Humanität und die echte Religiosität auf das angelegentlichste empfohlen, und in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit vorgeführt werden, als allein fähig, das Reich des Guten, warum (sic) wir alle Tage bitten, zur Weltbeglückung allenthalben zu verbreiten." Casti Tugend, Ordnung und Religiosität angelegentlichst empfehlen? — gerade so thut es ja auch Mephisto! Im ganzen Werke spricht sich nur Bosheit und Zerstörungslust aus; diese Grundstimmung seiner Seele hat er auch sonst hinlänglich durch den kynischen Spott beurkundet, mit dem er seinen Wohlthätern und Verehrern vergalt.

Schreiten wir nun zur Beleuchtung dieser Übersetzung, an die der Bearbeiter die kärglichen Mußestunden — wahrlich nicht Stunden der Muse — langer Jahre und die endlich ihm gewordenen Ruhetage seines vorgerückten Alters gewendet hat. Wir bedauern, die Pietät gegen letzteres außer Augen setzen zu müssen: für schlechtes Beispiel jeder Art macht diese Eigenschaft nur desto ernster verantwortlich.

In den ersten Gesängen solcher Arbeiten verspricht man sich gewöhnlich die größere Sorgfalt und Feile zu finden: aber gleich der Schluß der zweiten Strofe des I. Gesanges:

„Kein Mensch beschrieb der Thiere Politik;
Und sollt' ich es auch nur erträglich können,
So wird man mich der Thiere-Dichter nennen."

entstellt den Gedanken des Dichters: „**Che se passabilmente vi riesco — Mi dican pur poeta animalesco** — wenn es mir leidlich gelingt, mag man mich immerhin einen Thierdichter heißen;" übrigens bemerke man den angenehmen Fluß des vorletzten Verses und den vortrefflichen Reim — zwar noch nicht die schlechtesten in deutscher Verskunst: endlich die wunderliche Wortverbindung „der Thiere-Dichter" — entweder den Thierdichter oder der Thiere Dichter — abgesehen davon, daß der spaßhafte Ausdruck **animalesco** im Deutschen immer schwerfällig erscheint.

Strofe 4 gibt einen Vorgeschmack von schleppendem Satzbau, der einen zu reichlichen Artikel ausmacht, als daß wir weitere Belege dafür eigens hervorzuheben brauchten:

„In Angelegenheit der Nation,
Die wichtig war für das gemeine Wesen,
Wozu man sie, die Trefflichsten, erlesen."

Das wozu überdies sprachwidrig und unklar. — Gar zu köstlich, um übergangen zu werden, ist:

„Weil um zu sagen, der und dem erweise
Der König seine Gunst, man oft gehört,
Sowohl in Versen und in Prosa, hatte:" II. 12.

Obwohl in der deutschen Literatur die gebundene Rede seit lange ein Freibrief war, die Sprache zu mißhandeln, und leider noch häufig genug dazu mißbraucht wird, sind doch kaum noch so grobe Sünden vorgekommen, wie folgende:

„Weil Einheit nur die Seele ist vom Allen." I. 12.
„Der all ihr Werk, Gedank' und Wort beseelet," ib. 17.
„Die elekterische Masse." ib. 22. und wiederholt in VII. 92.
„Ein Haarenklauber." I. 37.
„Sprich selbst, ob sonst wohl jenes Thier auf Zweien
. . . . . .
Nur darin suchte seines Ruhms Gedeihen,
Zu sichern der Despoten Majestät?
Ob es zu deren Vortheil sonst vergesse
Des Staates Wohl, des Volkes Interesse?" 57.

(Hier hat den Übersetzer wunderbarerweise eine zarte Sorgfalt für die Reinheit des Reims zur Verletzung der Sprachgesetze verleitet, sonst konnte er vergüße sagen.)

„Der sich als Kind in solch' Geschäft geübt." III. 49.

Flickwörter wimmeln allerwärts; der Leser begnüge sich an nachstehenden:

„Und will sich nicht erklären, bis er eher
Entschleiert eines Jeden Stirn geseh'n." I. 51.
„Damit sich immer mehr und mehr vermehre." 58.
„Der Stolze hatte viele Freunde,
Die Stimmenmehrheit also auch dabei." 71.

(Köstliche Plattheit!)

„Man werde hohe Einsicht haben müssen,
Zu wählen den, der zum Regenten nützt,
Zu würdigen Verdienste hierzu eben,
Dem Satan seine Stimme nicht zu geben." 79.
„Nicht Klauen hat's und keinen Hauptschmuck ferner,
Nicht starke Hauer oder prächt'ge Hörner." 85.
„Hätte man in diesem Augenblicke
Gestimmt, wahrscheinlich wäre, wie zu spüren,
Der Elephant jetzt König bei den Thieren:" II. 13.

Soldaten, in Cilli (S. 371, jetzt an der Außenwand der Pfarrkirche dem Gymnasialgebäude gegenüber aufgestellt) zum Kommentar zu dienen scheint. — Aus Antonins friedlicher Regierung erübriget, nebst anderen norischen Denkmälern, eine Meilensäule von Cilli. — Mit sichtbarer Vorliebe ist die wichtige Epoche unter Marc Aurel und dessen Regierungsgenossen Lucius Verus (S. 251—256) behandelt, in welcher die 2. und 3. italische Legion aus Norikern und Rhätiern gebildet wurde. Auch aus dieser Zeit haben sich Monumente erhalten. Ein großer Theil der Wirksamkeit des berühmten, im Reiche der Epigrafik auf seltene Weise verewigten Cilliers T. Varius Clemens (welchen der Verf. in die Zeit des Severus Alexander (S. 267) versetzt) dürfte, mit Schönwisner (In Rom. Iter II. 103), richtiger dieser Epoche vindizirt werden. — Was der Wütherich Commodus verdarb, suchte der tugendhafte Pertinax zu bessern, worüber er ein Opfer der Soldaten ward. — Endlich trat, über seine Gegner triumfirend, eben durch die eingebornen Steiermärker am kräftigsten unterstützt, L. Septimius Severus auf, sein Prädikat durch Strenge rechtfertigend. Sein Name prangt auf Meilenzeigern und Votivsteinen; selbst seiner Gemalin Julia Domma Lob verkündete ein Denkmal zu Pettau. — Seinen wilden Sohn Caracalla, gebrandmarkt durch den Brudermord an Geta, dessen Name ihm selbst ein Gräuel blieb *), haßten die bedrückten Landbewohner der Steiermark eben so sehr, als ihm die bevorzugten Soldaten (auch durch Ehrendenkmäler) huldigten. — Für Macrinus und Diadumenianus zeugt eine Meilensäule von Cilli. — Durch den tollwüthigen Heliogabal kam der Mithrasdienst nach Steiermark, welcher, wie schon oben bemerkt worden, durch zahlreiche Monumente in Norikum, Pannonien und Rhätien verbürgt wird. — Unter dem edlen und weisen Severus Alexander genoß die Steiermark vieljähriger beglückender Ruhe. Unter ihm war der berühmte Dio Cassius Statthalter von Pannonien, für dessen damalige Geschichte er daher der glaubwürdigste Gewährsmann ist. Unter ihm kämpften Steirer in Persien; was von dem hierauf bezüglichen Denkmale für Rutilianus zu halten sei, wurde schon früher gesagt. — Nun folgten traurige Tage der Zerrüttung, welche in zu rapidem Wechsel über das Land dahinbrausten, als daß sie andere Denkmäler, als Münzen, (wie z. B. für den redlichen **Trajanus Decius** als **Restitutor Illyrici**) **) hinterlassen hätte. Immer drohender drangen die Barbaren an die norisch-pannonischen Grenzen heran. Die Schreckenszeit der sogenannten dreißig Tyrannen vergrößerte das Unheil. — So wenig Gallienus für das Land that, so viel thaten die Söhne dieses Landes für ihn, deren Andenken auf seinen Legionsmünzen verewigt wurde. — Claudius II. (Gothicus), Aurelianus (auf Münzen ebenfalls **Genius Illurici** gepriesen), hatten die Länder der Steiermark mit größter Anstrengung gegen die Barbaren zu vertheidigen; ein Gleiches that Tacitus. — Nach gesicherten Grenzen konnte Probus auf Werke des Friedens denken; ihm dankt die Steiermark Ausbreitung und Veredlung ihres uralten, unter Domitian absichtlich beschränkten (S. 247), Weinbaues. — Nach der kurzen Regierung des Carus und seiner Söhne Carinus und Numerianus, unter welchen, der Legende zu Folge (S. 458), Maximilian zu Cilli enthauptet wurde, folgten die veränderungsvollen Zeiten unter den Kaisern Diocletian, Maximianus Herculius und deren Cäsaren Chlorus und Galerius (S. 285—291). Diocletian errichtete aus Pannoniern und Norikern zwei Legionen Leibgarden; an Mariminian erinnert ein Denkmal von Solva zu Sekkau und ein kolossales Standbild auf dem Zollfelde. Ergreifend ist die Schilderung der Erpressungen dieser vier Machthaber, nach Lactantius. Übrigens machte sich Galerius durch Trockenlegung eines großen Landstriches in der östlichen Steiermark und deren Nachbarschaft verdient, den er zu Ehren seiner Gemalin **Valeria** nannte und als eigene Provinz ausschied. — Eine in mannigfacher Hinsicht merkwürdige Periode beginnt mit Constantin dem Großen, dem ersten christlichen Kaiser des Weltreiches, unter welchem, nach des Ref. Meinung, vielleicht gleichzeitig mit der großen Ländertheilung im J. 335 n. Chr., die Benennungen **Noricum Mediterraneum** und **Noricum Ripense** aufkamen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß entweder **Fabius Claudius** (auf einem Huldigungssteine zu Sekkau) oder **Martinianus** (Martianus, auf einem Cillier-Steine), der Sohn, der erste Statthalter im erfindirten Mittel-Norikum war, vorausgesetzt, daß auf dem letzteren nicht mehr vorhandenen Denkmale (welches Hr. v. M. dem Vater Martinianus (S. 292) zuweist) die Namen richtig gelesen sind.

Über die Wirren unter Constantin's des Großen Söhnen gleitet der Verf. etwas schneller hinweg, als wir es erwarteten, da zwei namentlich für diese Epoche merkwürdige Inschriftsteine in Steiermark gefunden wurden, wovon der eine in der Nähe von Cilli noch vorhanden ist, der andere, daselbst kaum an's Tageslicht gefördert, wieder zu Grunde ging. Hr. v. M. führt S. 364 und 365 beide an; einer ergänzt den andern, und beide scheinen sie Constantin's des Großen jüngerem Sohne Constantius II. errichtet worden zu sein, als er mit Magnentius um die Alleinherrschaft kämpfte. (S. Wr. Jahrb. CIV. Anz. Bl. Ep. Er. Nr. 9.) In genauem Zusammenhange damit steht ein Monument zu Pettau, welches an die unglückliche Katastrofe des Cäsars Gallus (S. 300) erinnert.

Mit faßlicher Klarheit schildert der Verf. die begebenheitreichen Zeiten von Julian bis zur Theilung des römischen Reiches unter Arcadius und Honorius, unter welchen die Steiermark dem Westreiche zufiel. Die Vorboten der Völkerwanderung meldeten sich immer schrecklicher. Die Westgothen, die Hunnen unter Attila mit seinen furchtbaren Völkerheeren, die Ostgothen, die Rugier und Alemannen, die herulische Genossenschaft unter Odoacher, der dem großen Dietrich erlag, wie ihm der kleine Romulus Momylus, Rom's letzter Kaiser, ließen vom J. 378 an bis 490, das arme Mittelland das zwischen ihren Wohnsitzen und Italien, dem Zielpunkt ihrer Waffen lag, alle Schrecken barbarischer Eroberungssucht und Raublust fühlen, bis die Römerherrschaft in der Steiermark ihr gänzliches Ende erreicht hatte.

*) Auch in Steiermark (zu Rann) erinnert ein Meilenstein (S. 419), auf welchem Geta's Name ausgemeißelt ist, an Caracalla's wahnsinnigen Bruderhaß.

**) Wohl von Mediob. p. 353 und nach ihm von Banduri I. 6., aber weder von Eckhel. D. N. V. VII. p. 342—345, noch von Mionnet. II. 1—4 aufgeführt, dagegen mehrfach Pannoniae, Exercitus Inlurieus, Genius Exerc. Illuriciani, Genius Illurici.

Eine kurze, aber lichtvolle und lebendige Rekapitulation (S. 340—344) schließt der Verf. mit den gewichtigen, das Resultat seiner bisherigen Forschungen aussprechenden Worten: „Die Steiermark und ihre Bevölkerung genoß während der langen Epoche römischer Beherrschung das bessere Geschick wohlthätiger Sicherheit, Ruhe, steigender Kultur in bürgerlichen und religiösen Verhältnissen, gemilderter Sitten und wenn gleich auf einer von wahrer Humanität noch weit entfernten Stufe, doch der Zufriedenheit unzähliger, biederer, tugendhafter und glücklicher Menschen."

Wenn wir nun das, was der Verf. in sich aufnahm, mit dem was und wie er es wiedergab, vergleichen, so können wir nicht umhin, ihm zuzugestehen, daß er sein Materiale wohl disponirt, zweckmäßig benützt und mit sicherem Festhalten an den zuverlässigsten Quellen zu einem organischen Ganzen verarbeitet habe. Überall blickt die Tendenz durch, das Land, durch Erweckung lebhafter Theilnahme an dessen Schicksalen, seinen Söhnen werth und theuer zu machen, und nirgend vermißt man jenen Fingerzeig nach oben, der in allen Wirren auf die Idee eines Höhern hinweist, in welchem alles Räthselhafte seine Lösung, alles Widersprechende seine Ausgleichung findet. Man könnte in Bezug auf den rein geschichtlichen Theil dem Verf. vielleicht den Vorwurf machen, daß er hin und wieder zu hastig nach Anlässen hasche, einem bestimmten Gegenstande seiner Schilderung etwas zu vindiziren, was in den angezogenen Quellen nur allgemein hin gesagt ist, daß er Halbangedeutetes vorgreifend supplire und mitunter der Steiermark Manches zu Gutem kommen lasse, was buchstäblich nur von ihren Nachbarn oder Stammverwandten berichtet wird, mit Einem Worte, daß er, um das Gerippe besser zu befleischen, der Analogie bisweilen zu großen Spielraum gönne; allein die Entschuldigung hiefür liegt großentheils in der Beschaffenheit des Landes selbst, dessen Geschichte er zu schreiben unternommen hat. Wäre die Steiermark, so wie sie es jetzt ist, von jeher ein abgeschlossenes Land, wäre sie ganz Norikum, ganz Pannonien, ganz Rhätien, ganz Illyrikum gewesen, so könnte man mit vollem Rechte fordern, daß der Verf. in seine Geschichte derselben nichts miteinbeziehe, was in den benützten Quellen nicht namentlich auf eine dieser Provinzen hinzielt, deren Umfange die heutige Steiermark entspricht. Anders ist es aber bei einem Lande, welches Theile von fünf Provinzen in sich vereiniget und somit an den Schicksalen dieser aller partizipirte. Dem Verf., bei solchen Verhältnissen, Digressionen und Analogien, wenn sie das Maaß nicht überschreiten, übel zu nehmen, wäre eben so sonderbar, als wenn man einem Topografen zumuthete, einen Berg, der zufällig ein dreifaches Konfinium bildet, ja nicht um einen Zoll weiter zu schildern, als die Grenze des Landes läuft, mit dessen Schilderung er sich eben beschäftiget. — Gegründeter dürfte vielleicht der Vorwurf sein, daß der Verf. bisweilen, und zwar mehr in der ersten, als in der zweiten Hälfte des Bandes, sich vom Stoff überwältigen lasse, daß er schon Gesagtes nochmals aufnehme oder Manches anderswo bringe, als wo man es sich erwartet hätte; wenn man aber bedenkt, daß der Verf. der Erste ist, der diese Masse bemeistern mußte, daß er nun plötzlich über dem Elemente stehen sollte, in welchem er so lange herumwühlte, und daß man eben aus Liebe zur Sache lieber einen Zug zu viel gibt, als zu wenig, so wird man auch auf diesen Vorwurf kein Gewicht legen, um ja nichts zu thun, was den Unternehmer eines so verdienstvollen vaterländischen Werkes entmuthigen könnte.

Schließlich erlaubt sich Ref. (weit entfernt, sich das Ansehen zu geben, als ob er den achtbaren Hrn. Verf. belehren wollte, sondern nur um ihm zu beweisen, wie genau er dessen Werk durchlas), einige kleine Druckfehler und Übersehen anzumerken, welche seither gewiß dem Verf. selbst schon aufgefallen sein dürften. Z. B. S. 14. Note 3. *ἐσβάλλει* st. *ἐσβαλλὲν* u. a.; überhaupt hätten die griechischen Zitate einer genaueren Korrektur bedurft; so auch S. 21. S. 25. (*κασσίτερος*) S. 30. S. 32. (**Mataris, matara, matarus, materis**, *ματερὶς*). S. 121. — S. 31. Note 1. **purpara** st. **purpura.** — S. 37. Note 1. warum Tiffer, wenn anderwärts Tüffer? warum manchmal auf einer Seite beides? — S. 40. In den Schlußzeilen falsche Interpunktion, wodurch die Eigennamen konfundirt werden; es soll stehen: Claudius II, Aurelianus, M. Aurelius Probus. Ferner Dran st. Drau. Warum Momillus, wenn anderwärts (S. 336) Momyllus, wofür besser Momylus stände. — S. 49. (212, 213) König Balanus? — Bei Liv. **XLIV.** 14. wohl **Balanos**, auf den Münzen aber *BAΛΛΑΙΟΣ*, also Balläus. — S. 62. am Laisberge, zwischen Gebirg und Fluß dürfte eine schlechte Station für Kavallerie gewesen sein. — Die **Legio II. Trajana** lag unter Severus Alexander, wie zu Trajans Zeiten noch in Ägypten. — S. 63. Aur. Justinus gehörte der **Leg. II.** an, und war ein Italiener (**Italus**). Wahrscheinlich ist hier die von Vespasian errichtete **Leg. II. adjutrix** gemeint. — Ebend. Jun. Isäus war **Decurio alae I. cont(ariorum)**, die keine Reiter waren. — Ebend. Das Denkmal zu Rotenmann gehört der **Leg. XV. Apollinaris** an. — S. 65. Sept. Severus war schon 193. n. Chr. Augustus. — S. 66. Varius Macrinus, wie S. 267 (aus **Lampr. p.** 585 u. 58), st. Valerius M. — Ebend. Gallienus von 253—268. — S. 83—87. stimmen manche Schrittentfernungen nicht genau. Z. B. bei **A. Adrante. XXXVII**; bei **B.** fehlt **Civitas Aemona X**; ebenda **Mutatio Pultovia XII.**; S. 85. **Upellis XVI**; bei **B. Ad Vicesiuum XLIII**; S. 87 bei **A. Mutacaium XIV. Noreia XIII. Noreia XIV.** (absichtlich zweimal, ein wichtiger Erklärungspunkt), **Stiriate XV**; S. 88. **Graviacis XVII. Vocario XVII**; ebend. Pyhrn st. Pyrrn. — S. 124. Apollinaris st. Apollinaris. — S. 139. Note 1. **Muratori, Corp. Inscr.** st. **Mercator.** — S. 173. Isisdenkmal zu St. Martin bei Pettau st. am Bachern. — Ebend. Windenau st. Wiedenau. — S. 217. u. a. Geten st. Gethen. — S. 247. Was am Schluß von Domitians Erlaß wegen des Weinbaues gesagt ist, stimmt nicht ganz mit S. 101. — S. 250. Die Medaillen mit **Pannonia S. C.** sind zu des Älius Verus Verherrlichung geprägt. — S. 264. u. a. Mithras, *Μίθρας*, gewöhnlicher als Mythras. — S. 267. J. Varius Clemens kämpfte nicht gegen die Perser, sondern gegen die Mauren in Afrika. — S. 271. Cälius Balbinus st. Clodius Albinus. — S. 277. Pipara war Gallienus' Konkubine, nicht dessen Gemalin. — Der Sieg Constantin's über Licinius fällt ins J. 323 n. Chr. — S. 298. Constantin d. Gr. starb am 22. Mai 337 n. Chr.; die große Reichstheilung geschah 335

u. Chr. — S. 300. Des Cäsars Gallus Verbannungsort war die Insel Flanon (Φλανον). — S. 325. Note 4. Attila st. Attola. — S. 337. Flaccitheus (Flacka) st. Flagitheus u. s. w. Überhaupt wäre eine größere Konsequenz in der Rechtschreibung der Eigennamen*) zu wünschen gewesen; warum z. B. Siszia', wenn Porcius, warum Constantin, wenn Victorinus u. s. w. Doch das Alles sind Kleinigkeiten, welche leicht nachträglich berichtigt werden können.

In dem umfangreichen Anhange, welcher 127 Seiten füllt, gibt der Verf. vorerst ein Verzeichniß aller jener Orte und Gegenden in der Steiermark, wo inschriftliche Römersteine, plastische Steingebilde, antike Münzen, Geräthschaften u. dgl. aufgefunden worden sind, gleichsam als Urkundenbuch zur Bekräftigung des Geschichte. Jedenfalls verdient diese fleißige, in Bezug auf das Vorhandene möglichst vollständige Zusammenstellung, wobei er größtentheils mit Autopsie zu Werke ging, den wärmsten Dank. Wünschenswerth wäre es, wenn er, welcher auf dem Felde der vaterländischen Epigrafik so sehr zu Hause ist, auch dort, wo es bisher nicht geschehen, die abhanden gekommenen steiermärkischen Monumente der Vorzeit, in so weit sie aus bewährten Sammlungen nachweisbar sind, nachträglich zitirte. Er würde dadurch einen höchst schätzbaren Beitrag zu einem längst projektirten **Codex Inscriptionum** leisten, welcher nicht länger vermißt werden sollte. — Hinsichtlich der Art seiner Zusammenstellung erklärt sich der Verf. in einer Note dahin: daß es ihm eben nicht schwer gewesen wäre, über die beigegebenen römischen Gebilde und vollständigen Inschriften, so wie über die kaum mehr lesbaren oder verstümmelten Aufschriften muthmaßliche Erklärungen zu geben und gleiche (?) Ergänzungen zu versuchen, endlich beide mit einer großen Zahl von archäologischen Nachweisungen und Beispielen auszustatten, daß er aber besser daran zu thun glaubte, Alles, ganz schlicht hingestellt, nur mit Andeutungen auf gleiche oder ähnliche Personen oder Familien in den Inschriften anderer benachbarter oder vaterländischer Römersteine zu versehen und das Urtheil darüber dem eigenen Nachdenken jedes Lesers oder Forschers zu überlassen." — Weit entfernt, diese Worte so zu deuten, als ob der Verf. auf das minutiöse, aber gewiß nicht unfruchtbare Bemühen, Monumente durch Vergleichung und Analogie vorerst nur dem Wortlaute nach zu enträthseln, ein geringes Gewicht legte, hoffen wir vielmehr, daß er sich dieser — nach seinem eigenen Geständnisse ihm nicht schweren — Arbeit anderwärts unterziehe, um zu dem oben berührten Zwecke ein willkommenes Substrat zu liefern. Für seinen nächsten Zweck, zu welchem es an Namen, Zahlen und Schlagwörtern genügt, gab er Hinreichendes. Für archäologische Forschung, welche sich oft um einen falschgestellten Punkt herumschlagen muß, wäre eine nochmalige kritische Vergleichung der Kopien mit den Originalen zu wünschen. Die Zusammenstellung geschah nach der alfabetischen Ordnung der Fundorte. Ein **Index Nominum et Rerum** wäre ersprießlich gewesen, nicht minder ein kurzes Verzeichniß der Antikaglien und der (näher bezeichneten) antiken Münzen.

Am Schlusse des ganzen Anhanges finden wir noch einige Zeilen mit der Überschrift: „Uralte, in der Steiermark aufgefundene Runenschrift." So glaubt der Verf. die fremdartigen, auf zwei in Steiermark gefundenen Helmen eingeritzten Charaktere bezeichnen zu müssen, welche A. v. Steinbüchel in der steiermärk. Zeitschrift (1826. VII. Heft S. 53 flg.) für etruskisch erklärt und als solche zu lesen und zu deuten versucht hat.*) Indem wir Hrn. v. M's. abweichende Meinung ehren und einer spätern Diskussion vorbehalten, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß er uns, wenigstens den uns vorliegenden Daten nach, hinsichtlich dieses merkwürdigen Fundes in Irrthum zu stehen scheine. Er behauptet, „man habe vor mehren (?) Jahren bei Regau 12 uralte Helme aus Bronzmetall ausgegraben, welche anfänglich im Joanneum zu Gratz aufbewahrt, jedoch der Seltenheit wegen in das k. k. Antikenkabinet in Wien übertragen worden seien." — Unseres Wissens bestand der Fund, welcher schon im J. 1812 geschah, in 20 Helmen, welche wahrscheinlich in der Provinz zu Grunde gegangen wären, wenn nicht der damalige Direktor des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes, der umsichtige und gelehrte Fr. Neumann, durch Zufall von dem Funde in Kenntniß gesetzt, auf die offizielle Behandlung desselben gedrungen hätte. In Folge dieser Reklamazion wurden 17 Stücke an das k. k. Münz- und Antiken-Kabinet eingesendet, 12 daselbst zurückbehalten und aufgestellt, und 5, in Folge des Wunsches Sr. k. k. Hoheit des durchl. Erzherzog Johann, dem Joanneum in Gratz überlassen, das sie demnach wohl noch besitzt.

Anhangsweise folgt nun noch des Aurelius Prudentius Hymne auf des h. Quirinus Märtyrertod zu Siscia, ein Geschichtsdokument aus den Handschriften des Monbritius und Surus über dasselbe Ereigniß, und die Legende vom h. Maximilian (aus **Hieron. Pez. Script. Rer. Austr. I. 19—34**), deren Ansehen der Verf. aus äußern und innern Gründen kräftigst bestreitet.

Eine äußerst schätzenswerthe Beigabe dieses 1. Bandes sind noch die lithografirten Abbildungen einiger plastischen Denkmäler aus Steiermark's Vorzeit und eine (gleich jenen von Alexander Maschek lithografirte) Karte der römischen Steiermark. Erstere bringen nebst dem Runen-Alfabete (zum Behufe der Vergleichung mit den auf den Regauer Helmen eingeritzten Schriftzeichen), auf XVIII. Tafeln, die Kopien von 122 Monumenten. Am reichsten repräsentirt erscheint Seckau (bei Leibnitz) mit 47 Steinen. Die Zeichnungen sind eben nicht auf Bestechung des Auges berechnet, aber deutlich und, nach den uns bekannten Originalen zu urtheilen, getreu. Anstatt die Abbildung des Pettauer Steines (Tafel IX. Nr. XVIII.) auf dem Titelbilde zu wiederholen, wäre es vielleicht besser gewesen, hier oder dort die Darstellung eines anderen interessanten plastischen Monumentes zu geben. Auch die Titel-Vignette hätte auf solche Weise benützt werden können.

Die beigegebene Karte gewährt einen trefflichen Behelf zur genaueren Orientirung und erregt den Wunsch, recht bald eine solche archäologische Karte von dem ganzen österreichischen

*) Wie schwer eine solche festzuhalten sei, erfuhr Ref. selbst bei dem vorliegenden Abdrucke seines Aufsatzes, in welchem, wegen Abweichung seiner Ortografie von der in diesen Blättern üblichen, der oben bemerkte Fehler mehrfach auffallen dürfte. J. G. S.

*) Derselben Meinung ist auch Giuseppe Micali in seinen Monumenti inediti (Firenze, 1844. p. 331 sq.), welcher die Schrift (deren Faksimile er gibt) den sogenannten euganeischen Inschriften beizählt.

Kaiserstaate zu erhalten, welche ein längst gefühltes Bedürfniß ist. Die Grenzen der heutigen Steiermark sind durch die Art der Bezeichnung von jenen des alten Norikums unterschieden, und laufen nur dort ineinander, wo sie auch zur Römerzeit identisch waren. Verzeichnet sind nur diejenigen Ortschaften, Gegenden und Gewässer, welche der römischen Länderbeschreibung bekannt gewesen sind, oder in welchen man römisch-plastische Monumente, inschriftliche Denksteine und andere Antiken aufgefunden hat, und wo solche heut zu Tage noch bestehen.

Die übrige Ausstattung macht der anerkannten Firma: „Damian und Sorge," alle Ehre.

Und so begrüßen wir denn das Werk als die Frucht eifriger Forschung, rastlosen Fleißes und fähiger Tüchtigkeit mit freudiger Anerkennung. Der Verf. dürfte damit seinem zweiten Vaterlande — (Hr. Dr. Ant. Albert Muchar von Bied und Rangfeld ist zu Lienz in Tirol geb. am 22. Nov. 1786, aber seit 1809 als Prof. in Steiermark thätig) — ein schönes Denkmal setzen, dessen Baubeginn nun glücklicherweise gerade in die merkwürdige Epoche fällt, wo Steiermark, miteinbezogen in das große Eisenbahnennetz, dem Auslande ein Gegenstand größerer Aufmerksamkeit werden und durch die Begründung eines historischen Vereins für Inner-Österreich, an welchem Hr. v. M. leitenden Antheil zu nehmen bestimmt und berufen ist, auch in wissenschaftlicher Beziehung eine würdige Stellung sich erringen wird. Besonderen Dank verdienen auch die hochansehnlichen Herren Stände Steiermarks, durch deren großmüthige Unterstützung das langvorbereitete Werk zum Drucke gekommen ist. Wir sehen der Fortsetzung desselben mit gespannter Erwartung entgegen und hoffen mit dem Verf., daß zahlreiche Freunde der Wissenschaft und des Vaterlandes seiner Einladung folgen werden, mit ihm die altergrauen ehrwürdigen Vorhallen der Geschichte ihres romantisch-schönen und gottgesegneten Landes zu durchwandern, an deren Schwelle er ihnen mit Recht Cicero's Worte zuruft: **„Quacumque ingredimur, in aliquam historiam vestigia ponimus."**

Bemerkungen über die von dem k. k. österr. General-Quartiermeisterstabe herausgegebenen General- und Spezialkarten der österr. Provinzen.

(Schluß.)

An 12 Jahre wurden aufgewendet, um die 40 Blätter der herrlichen lombardisch-venetianischen Karte im Stiche zu vollenden. Einige Blätter, noch nach der französischen Zeichnungsmethode mit schiefer Beleuchtung gearbeitet, wurden kassirt und diese große Arbeit nach der bei den übrigen Karten angenommenen Norm von Neuem begonnen. Der Maaßstab ließ die kräftigere Behandlung der Bergschraffirung zu, zu welcher auch Schrift, Zeichen, Tableaux, Titel das passendste Verhältniß zeigen. Volle Bewunderung muß man der makellosen Gleichförmigkeit zollen, mit welcher alle Sektionen, die erstersch[illegible]ene so gut wie die letzterschienene, ausgeführt sind, und dies um so mehr, nachdem eine solche Masse von Blättern, auch bei der rationellsten Theilung der Arbeit nicht von wenigen Händen geliefert werden konnte, dennoch aber eine Harmonie zeigt, als wäre Alles von einer einzigen Hand. In dieser Harmonie aller einzelnen Theile in sich, unter sich und zum Ganzen steht sie im Vergleiche mit den übrigen Generalstabs-Karten allein da, ohne Nebenbuhler, und man wird nur wenige Karten im ganzen bisherigen Gebiete dieses Zweiges nennen können, die eine so klassische Einheit, eine solche durchgängig gleiche Haltung ihrer Theile zeigen. Vergeblich suchen die Augen nach auffallenden Mängeln; es ist, als wollten sie die Flecken in der Fotosfäre der Sonne entdecken. Ja die lombardisch-venetianische Karte hat nicht blos in sich diese Übereinstimmung, sie hat sie auch mit den früher und später erschienenen Karten von Parma und Modena! Ist es zu wundern, wenn bei solcher Schau der hochgetriebenen, wie zum Gemeingut gewordenen Kunst der Zeichnung und des Grabstichels die Kritik entwaffnet wird und wenn dieselbe von dem Enthusiasmus, den ich auch an Laien bei der Durchsicht dieser Karte bemerkt habe, einigermaßen ergriffen das verdiente Lob etwas reichlicher spendet? So nennt sie der Verfasser der Kritik derselben in der österreichischen militärischen Zeitschrift „den Typus der Kunst und den Schlußstein des gesammten Landkartenwesens." Dies klingt wie ein Trompetenstoß und es wäre wahrlich wenig erhebend, wenn sich die Kunst mit dieser Karte schon erschöpft hätte, und wenn dadurch schon der Kulminations- und respektive Wende-Punkt der topografischen Technik eingetreten wäre. Wie viele Erfindungen und Vervollkommnungen derselben haben wir nicht in wenigen Dezennien erlebt und wie wenig berechtigen uns solche Erfahrungen, eine Wissenschaft, eine Kunst als abgeschlossen zu betrachten? Es gibt allerdings verschiedene **non plus ultra's** für die Menschen, aber sie beginnen erst dort, wo die Natur der Ausübung den Funktionen unserer Sinne gewisse Grenzen gesetzt hat. Das Mittel dieser Grenzen ist als die Schranke anzusehen, die nicht soll überschritten werden, als der Grenzstein der praktischen Wirksamkeit. Eine gewisse Feinheit im Stiche ist z. B. bei Landkarten bei sonstigem Einklange mit den gegebenen Verhältnissen zur Erreichung der Schönheit sehr förderlich, allein bis auf den Punkt getrieben, wo man das Vergrößerungsglas zu Hilfe nehmen muß, um Schrift oder Terrän deutlich auszunehmen, ist die Brauchbarkeit großentheils schon eingebüßt, und durch das Erkennen dieser Unzweckmäßigkeit geht ein Element der Schönheit verloren. Der berühmte, und als ein unerreichtes Meisterstück gepriesene Stich der Berghaus'schen Karte von Afrika von Herrn Brose in Berlin, dürfte das Maximum sein, was man einer Karte in dieser Beziehung zugestehen darf. Nur die unendliche Reinheit des Stiches und die verständige und geschmackvolle Anordnung dieser ausgezeichneten Arbeit machen ihre Benützung guten Augen ohne besondere Anstrengung möglich, für schwache Augen aber ist sie bereits eine Kriegserklärung. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß die vom Generalquartiermeister-Stabe herausgegebenen Generalkarten, mit der tadellosen Feinheit der Arbeit von Herrn Brose ausgeführt, die Spezialkarten zu ersetzen im Stande wären. Da jedoch die Zahl derjenigen im Zunehmen ist, welchen ein geschwächtes Gesichtsorgan den Gebrauch so mikrologischer Karten verleidet und die beste Loupe keinen Überblick verschaffen kann, der doch wesentlich ist, so mögen wir es nur als einen Vortheil betrachten, daß die Generalstabs-Karten sich von einer solchen Diminutive entfernt gehalten haben.

Der Karte des lombardisch-venetianischen Königreiches

steht die markige ausdrucksvolle Terrainzeichnung eben so gut an, als dem Brose'schen Blatte die höchst delikate und doch verhältnißmäßige Gebirgszeichnung, und in den schroffen Formen des Alpengebirges erhebt sich die Darstellung zu einem so hohen Grade von Wahrheit und deutlicher Anschaulichkeit, daß sich auch bei dem Mangel an autoptischer Kenntniß jener Gegenden ein fester Glaube an die Richtigkeit begründet. Der Ruhm der Stecher verschwindet in dem Ruhme sämmtlicher Mitarbeiter, deren Namen meines Wissens nicht veröffentlicht worden sind, wiewohl sie es so sehr verdient hätten, bekannt zu werden. Dieses gut organisirte, wohl eingeübte Personale ist der Schlüssel zu der Entdeckung der vorzüglichsten Ursache der, selten in dieser Vollkommenheit vorkommenden Harmonie dieser Karte und es steht zu erwarten, daß bei der nunmehrigen Vereinigung auch die künftigen Karten des Generalstabes diese Eigenschaft in höherem Grade besitzen werden, als die älteren.

Eine fernere Erhöhung der Schönheit dieser Karten dürfte in dem in neuester Zeit mit Glück versuchten Druck mit farbigen Platten gefunden werden, dessen anderweitige Vortheile ich bereits in den allgemeinen Bemerkungen aufgeführt habe. Diese Erfindung verleiht den Karten dieselben Vorzüge, die gut kolorirte Landschaften vor dem schönsten Stahlstiche voraus haben; einen höheren Grad von Annäherung an die Natur und vergrößerte Deutlichkeit in allen Beziehungen. Nur müssen die gewählten Farben nicht grell und daher zu bunt gewählt werden, damit die immerhin Hauptsache bleibende Terrainzeichnung noch genug überwiegend hervortrete. Wird diese Anordnung mit jener Sorgfalt, und kaum glaublichen Genauigkeit ausgeführt, wie in den vom k. k. Generalstabe in den im Situations-Aufnahmsmaße herausgegebenen Umgebungen Wiens, so kann von Bedenklichkeiten gegen die praktische Anwendbarkeit kaum die Rede sein, und es kann nur der Wunsch rege werden, diesen Fortschritt der Technik auf die fruchtbringendste Weise ausgebeutet zu sehen. Das Braun der dichtesten Bergschraffirung wird das abstechende Dunkelschwarz der Schrift nie bis zur Unleserlichkeit bewältigen können, Bäche, Kanäle und Wege werden nie verwechselt werden, beinahe alle Zeichen für die Bodenkultursarten werden als entbehrlich verschwinden, und das ganze Bild des Landes wird sich der Vorstellung mit erhöhter Deutlichkeit aufdrängen. Der Ölfarbendruck, bereits in Deutschland mit erwünschter Akkuratesse ausgeführt, gibt die Gelegenheit an die Hand, alle Farben auf einmal aufzutragen, und daher Verläßlichkeit mit Schnelligkeit und Wohlfeilheit zu verbinden. Sydow's Atlas zum wissenschaftlichen Studium der Erdkunde ist ein erfreuliches Beispiel, welche Fortschritte in dieser Beziehung bisher gemacht wurden und läßt diejenigen ahnen, welche sich im Falle der sorgsamen Pflege und Ausbildung dieses Industriezweiges noch erwarten lassen.

Ich würde mich einer unnöthigen Wiederholung schuldig machen, wenn ich nun, am Schlusse der Bemerkungen über die Spezialkarten angelangt, eine Rekapitulazion der Hauptresultate der in den vorigen Artikeln vorgeführten Untersuchungen in Beziehung auf Richtigkeit, Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit liefern würde, und hätte dazu um so weniger Ursache, als auch das daraus gezogene Endresultat bereits in Kürze am Schlusse der allgemeinen Vorbemerkungen ausgedrückt ist. Ich erlaube mir daher hier nur noch einige wenige Bemerkungen über die vom k. k. österr. Generalquartiermeister-Stabe herausgegebenen Generalkarten anzufügen. Diese bestehen in sehr genauen Reduktionen der Spezialkarten, im halben Maaße derselben gezeichnet und zwei bis vier Blätter umfassend, welche keine gleiche Größe haben, indem sie bald mehr bald weniger Sektionen enthalten. Ihre Zertheilung richtet sich auch nicht nach den Seiten der Sektionen, indem der Rand der Gradirung dieselben häufig in der Mitte schneidet und bald über ihren Umfang hinaus reicht, bald inner demselben zurückbleibt, das Übergreifen über den Rand zu beseitigen, oder um entweder nicht zu große unnütze Räume zu veranlassen. Nur die Generalkarte von Salzburg trifft vollständig mit dem Umfange der Sektionen überein. Die Generalkarten sind nicht als bloße Anhänge der Spezialkarten zu betrachten, sondern als unabhängige selbstständige Produkte und erscheinen deswegen nicht mit dem Netze der Sektionslinien, sondern nur mit dem Gradnetze überzogen. In der Zeichenerklärung auf denselben fehlen verhältnißmäßig nur wenige Gegenstände der Spezialkarten, ein oder das andere Zeichen für Bergwerke, für Straßen und Wege, die Zeichen für gewöhnliche Frucht- und Sägemühlen, für einzelne Kirchen und Häuser, für Brücken und Schlachtfelder. Die Märkte sind noch im dürftigen Grundrisse, die Dörfer aber nach der alten Bezeichnung der Salzburger Spezialkarte ausgeführt. Die Terrainzeichnung ist in gleicher Stärke gehalten, wie auf den Spezialkarten und konnte daher natürlich den sämmtlichen Details des doppelten Maaßes nicht folgen, zugleich aber ist auch die Charakteristik der Oberfläche so unbedeutend geändert worden, daß die Generalkarten ein mehr oder weniger gelungenes Bild davon erblicken lassen, je nachdem dasselbe auf den Sektionen mehr oder weniger Reliefhaltung hat. Man vergleiche z. B. die Generalkarten von Österreich und Salzburg mit der Generalkarte von Tirol. Während die ersteren (von Andreas Withalm gestochen) schon von weitem die vorragendsten Höhenzüge und die erhabensten Punkte deutlich erkennen lassen, und Gletscher und Felsenpartien ein reliefartiges Ansehen haben, ist in der zweiten (von C. Stein's Hand) aus derselben Entfernung nur ein, eben nicht angenehm sich darstellendes, ziemlich gleichförmiges Chaos von Berg und Thal zu schauen, nur stellenweise unterbrochen durch die breiteren Streifen des Etsch- und Innthales, ohne allen plastischen Eindruck der weitverzweigten Gletschergruppen — gerade so, wie sich die neben einander gelegten Sektionen der Spezialkarten gegenseitig verhalten. Und dennoch findet man bei der Vergleichung der Reduktion mit dem Originale die Unterschiede wenig auffallend! Ein Beweis, wie delikat die Terrainzeichnung behandelt sein will, und wie ein Bischen zu Viel oder zu Wenig hinreichend ist, einen Effekt hervorzubringen oder zu zerstören.

Bei der Sorgfalt, mit welcher die Reduktionen ausgeführt scheinen, werden die Generalkarten an der Richtigkeit der Ortslagen, der Bezeichnung ꝛc. nichts verloren haben; auch in der Orthografie finden sich Verbesserungen, und somit können sich wegen Erfüllung dieser Forderung keine wesentlich verschiedenen Bemerkungen ergeben, als die über die Spezialkarten bereits gegebenen. In Beziehung auf Vollständigkeit wird wohl Niemand erwarten, jene Wünsche erfüllt zu sehen, welche schon die Spezialkarten unerfüllt gelassen. Allein in diesem Punkte sind die Ansichten Vieler noch unklar und

daher ihre Forderungen oft die Grenzen der Billigkeit weit übersteigend. Wie oft war ich Zeuge, wo man solchen Generalkarten wegen der Auslassung eines Dörfchens, eines Weges, ja selbst einer Marterſäule ungerechte Vorwürfe machte, weil man nicht zu prüfen verstand, was man von einer Generalkarte verlangen dürfe. Es ist mir vorgekommen, daß Jemand eine sonst gute Schulkarte des türkischen Reiches als abscheulich schilderte, weil sie ihm jene kleinen Orte nicht wies, die er aus den Zeitungsberichten von den Bewegungen des russischen Heeres entnahm! Generalkarten haben andern Zwecken zu dienen, als sich mit Namen und Zeichen zu überladen, um allen Herren dienen zu können. Ist die Auswahl schon bei den Spezialkarten nicht so leicht, so wird sie um so schwieriger bei den Generalkarten, wo aus dem Wichtigen das Wichtigste, aus dem Interessanten das allgemein Interessante herausgezogen werden soll. Die Entscheidung erfordert hier um so umfassendere Kenntnisse, und soll unparteiisch keine Lieblingsneigung begünstigen. Die Generalkarten des Generalquartiermeister-Stabes werden hier so wenig als so viele andere die Feuerprobe bestehen können und Niemand wird ihnen das verargen, der mit den Hindernissen solcher Arbeiten durch Erfahrung vertraut ist. Was die Zweckmäßigkeit anbelangt, so läßt sich Gegründeteres einwenden, da dieselben Entbehrungen, die an den Spezialkarten gerügt wurden, bei den Generalkarten in so fern noch in erhöhtem Maaße eintreten, als auch die statistischen Tabellen wegfallen, und somit der oft bedeutende Raum nutzlos leer gelassen ist. Wo die Spezialkarten vom Nachbarlande nichts enthalten, ist dasselbe auch auf den Generalkarten eine tabula rasa! Eine Ökonomie, die nicht den wahren Nutzen befördert. Endlich in Beziehung auf Schönheit haben die Generalkarten die Gleichförmigkeit und die Harmonie vor den meisten Spezialkarten voraus, und erheben sich daher zu einer höheren Stufe, als manche derselben.

Ein weitläufigeres Eingehen in alle Verhältnisse der Generalkarten würde diesen Aufsatz nahe um das Doppelte ausgedehnt haben, welcher bereits zur wahren Geduldprobe der Leser, trotz der Masse des liegen gelassenen Stoffes schon bis zur Ungebühr angewachsen ist. Ich scheide daher von diesem Schauplatze meiner ersten schriftstellerischen Thätigkeit mit der endlichen nochmaligen Versicherung, daß ich nur im Interesse der Sache meine Bemerkungen gemacht und darüber meine offene Meinung unbeschadet jeder besseren, ausgesprochen habe und daß ich nach wie vor den herzlichsten Antheil nehmen werde an Allem, was auf das Fortschreiten dieses seit meiner Jugend lieb gewonnenen wissenschaftlichen Zweiges irgend eine Beziehung hat. A. Steinhauser.

Ermordung des Niklas Freiherrn von Puchheim auf Raabs 1591.

In der dem II. Bande des österreichischen Geschichtsforschers, herausgegeben von dem k. k. Staatsarchivare Josef Chmel pag. 576 f. f. eingereihten Ehrenrettung des Raabser Pfarrers Anton Stromayer von der ihm zugelasteten Mitschuld an dem Meuchelmorde, welcher am 15. Mai 1591 an Niklas Freiherrn v. Puchheim auf Raabs verübt ward, habe ich pag. 579 bemerkt, daß der nächste Anlaß zu dieser Blutthat noch nicht aufgehüllt sei.

Die in der k. k. Hofbibliothek befindlichen gleichzeitigen Relationen des Handlungshauses Fugger, welche über die Tagesbegebenheiten jener Zeit so viele anziehende Nachrichten enthalten, geben auch hierüber näheren Aufschluß. In den von Chmel verzeichneten und erzerpirten Handschriften der k. k. Hofbibliothek, I. Band pag. 407, findet sich auch die hierauf bezügliche Stelle ausgezogen, wo unterm 18. Mai 591 aus Wien berichtet wird, daß Niklas von Puechheim auf seiner Herrschaft Raabs zwei Diener des Jungen von Hofkirchen deswegen im Schlosse Raabs gefänglich angehalten habe, weil sie sich in Puechheim's Landgerichte „etwas vergriffen" hatten. Hierüber erbittert sann der wilde Hofkirchen auf Rache. Mit 3 Wägen zog er und sein Schwager von Schönkirchen, im Gefolge von Banditen vor Raabs, wo er unter dem trügerischen Vorgeben: Der erzherzogliche Stallmeister Caviani und Graf Montecucoli seien in der Nähe, um auf Raabs Herberge zu nehmen, den Puechheimer täuschte, so daß dieser ahnungslos und freudig Alles zum frohen Empfange vorbereitete. Als um 10 Uhr Nachts die Ankunft der erwarteten Gäste gemeldet wurde, da schickte ihnen Puchheim Windlichter entgegen, und eilte selbst in den Schloßhof hinunter, sie zu empfangen. Indeß dringt der v. Hofkirchen auf den Enttäuschten ein, und begehrt seine zwei gefangenen Diener. Darauf entgegnete der Puchheim, er versehe sich keiner Gewalt und sei bereit, dem Verlangen zu willfahren, doch begehre er vorläufig einen Revers, um in seinem Landgerichte förderhin ungestört zu sein. Da schoß plötzlich ein Bandit einen Diener Puchheim's zu Boden, Hofkirchen dringt aber auf Puchheim ein und schießt ihn durch die linke Brust und den Arm, so daß er sogleich todt zu Boden sinkt, indeß die Mörder mit zwei Wägen eilends aus dem Schlosse fliehen. —

Hierdurch bestätiget sich die von mir ausgesprochene Vermuthung, daß das nachbarliche Verhältniß zwischen Puchheim und Hofkirchen nicht nur die Quelle gegenseitiger Erbitterungen, sondern auch der nächste Anlaß zu jenem schändlichen Meuchelmorde wurde. Des Pfarrers Stromayer und seiner angeblichen Mitschuld an seiner Blutthat geschieht aber auch in dem Fugger'schen Berichte nicht die geringste Erwähnung. J. Feil.

Aus Zeitschriften. Jänner.

(Fortsetzung.)

Völkerkunde.

Die Mäßigkeits-Vereine in Galizien nehmen den erfreulichsten Aufschwung; binnen Monatsfrist zählte man nur in einigen Kreisen über 7000 Beitretende, und am Schlusse des Jahres 1844 bereits über 100,000 Mitglieder.

Der Besitzer des Gutes Bortnik, in Kreise Stry, ging seinen Unterthanen selbst mit Beispiel voran, und hat allen Beitretenden die Schulden nachgesehen. (Lemb. Ztg.)

Die Sitten der Sternberger Bürger (Mähren) werden sehr gerühmt. In vier Jahren fiel zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter den 6000 Einwohnern kein Diebstahl vor. (Mor. 1.)

Poetisches aus dem Passeirer-Volksleben (Aus den Alpen Tirols) theilt Beda Weber mit in Ost und West 1—8.

Die Volkslieder-Sammlung der Kisfaludy-Gesellschaft in Pest enthält bereits über 200 Lieder. (Ost und West.)

Grenzscheide zwischen den Deutschen und den Čechen in Böhmen. Šafařik's ethnographische Karte hat mannigfaltige Arbeiten in der genaueren Bestimmung der Grenzscheide zwischen der slawischen und deutschen Grundbevölkerung hervorgerufen. Die Resultate dieser Bemühungen theilt die Zeitschrift des böhmischen Museums mit und aus ihr Jordan in den slawischen Jahrbüchern 1.

Kunst und Alterthum.

Eine Sammlung von Jagdgemälden befindet sich auf des Fürsten v. Schwarzenberg Jagdschloß Wohrad der Herrschaft Frauenberg in Böhmen. (Bohemia 1.)

Die Kirche zum heil. Mauritius in Kremsier (Mähren) im 13. Jahrhunderte durch Bischof Bruno erbaut, im Jahre 1836 abgebrannt, wurde durch den jetzigen Fürsterzbischof Max. Jos. Freih. v. Sommeran-Beekh wieder hergestellt. Es wird kaum eine Kirche zu finden sein, deren Verzierung mit dieser Konsequenz, diesem Festhalten an dem altdeutschen Style des Gebäudes selbst durchgeführt ist. Hochaltarblatt vom Akademiedirektor Ant. Petter in Wien (Martyr des heil. Mauritius). Seitenaltäre: Kreuzabnahme von Kupelwieser, Johann v. Nepomuk von Petter. Orgel mit 34 Registern und — Fysharmonika von Deutschmann in Wien.

Die neue Kirche in Treskowitz, Herrschaft Dürnholz in Mähren, i. J. 1841 erbaut, erhielt ein Hochaltarblatt, St. Wenzeslaus, von Prof. Kupelwieser in Wien. (Brünn. Ztg.)

Der neue Tanzsaal Odéon in Wien ist 360 Fuß lang, 108 F. breit, die Kuppel ist 80 (?) F. hoch. An den Seiten umgibt ihn zu ebener Erde eine Halle, welche eine Gallerie von 44 Säulen trägt. Der Saal selbst zerfällt in 3 Theile, der mittlere ist der eigentliche Tanzboden, 78 F. breit, 156 F. lang. Die beiden ihn schließenden Abtheilungen sind mit Blumengruppen und Fontainen geziert. Man zählt 44 Fenster, 88 Spiegel. Den Bau führte Hr. Fischer, Dekorationen und Zeichnungen sind von Romano, Malerei von Codecasa und Holzer, Vergolderarbeit von Borst.

Die Theaterzeitung (4) gibt die Länge auf 432, die Breite 108, die Höhe zu 48 Fuß an. Den Raum erhellen 44 Wandleuchter zu 41 Armen, 12 Kandelaber zu 45 Flammen, und 7 Luster, deren größter 18 F. hoch, und einen Reif von 12 F. Durchmesser hat, 256 Lichter trägt. — Die große Uhr von Effenberger hat das Uhrwerk in den Zeigern.

Eine Gallerie der Zeitgenossen beabsichtigt die Familie Rothschild in ihrem in Frankfurt zu erbauenden Pallaste aufzustellen. Für dieselbe hat der Maler Dr. Heus die lebensgroßen Bildnisse der Erzherzoge Karl und Stefan, des Fürsten Metternich, Grafen Kollowrat, Baron Kübek u. s. w. gefertigt, und wird (auf Kosten der Familie Rothschild) die Zeichnungen dieser Originale, mit Unterschriften der Dargestellten und biographischen Notizen über dieselben herausgeben als **Galerie des contemporains.** (Deutsche Vierteljahrsschr.)

Das National-Museum in Pest hat unter mehren Geschenken auch eine getreue Abbildung eines hölzernen Schildes des Mathias Hunyadi, dessen Original in Paris ist, erhalten. (Panon. 5.)

Das Münzkabinet zu Pest erhielt 180 Exemplare der mannigfaltigsten alten Münzen zum Geschenke. (Pest. Tgbl.)

Ausgrabungen auf dem deutschen Grunde zu Laibach wurden durch den historischen Verein in Krain im November 1844 angestellt, und lieferten gegen 50 römische Münzen, einige Antikalien, so wie Überreste alter Gebäude, worunter ein hübsches Estrich-Fragment, 17' lang, 11' breit, nach Art der noch jetzt üblichen **terrazzi.** (Illyr. Bl. 5.)

Theater.

Übersicht des Zustandes der Prager ständischen Bühne im Jahre 1844.

Novitäten erschienen 40; darunter Opern 3, Trauerspiele und Drama 5, Schauspiele 4, Lustspiele 13, Possen 15. Die Opern waren: eine deutsche, eine französisch und eine italienisch; nur letztere (Linda) erhielt sich auf dem Repertoire. 5 Opern wurden neu einstudiert, 2 Mozart'sche und 3 Rossini'sche; nur „Tell" erhielt sich.

Von d. Vorstellungen entfielen im Ganzen 118 auf 13 Opern,
33 „ 22 Trauersp. u. Drama,
32 „ 9 Schauspiele,
20 „ 52 Lustspiele,
94 „ 18 Possen.

Von den Opern waren 13 deutsche mit 33, 10 französische mit 26, 13 italienische mit 60 Vorstellungen. Die Novitäten im Drama waren: Monaldeschi, Opfer des Schweigens, Sampiero, die Söhne Eduards, Clavigo. Unter den Schauspielen war Mutter und Sohn. Nur 3 Lustspiele waren bedeutend: Zopf und Schwert (in den Vorstellungen suspendirt), die lustigen Weiber von Windsor und der verwunschene Prinz, der sich allein hielt. Alle Possen fielen durch bis auf: Ein Abend, eine Nacht ꝛc. und der Zerrissene. Nur Eine Prager Lokalposse, die nur einmal gegeben wurde. Die 22 Novitäten des Schauspieles (ohne Posse) theilen sich zur Hälfte in Originale und in Bearbeitungen nach dem Französischen.

Gäste traten an 129 Abenden 33 auf, worunter aber nur 5 Notabilitäten, 2 in der Oper, 3 in der Posse, also im gesammten Schauspiel nur 1. —

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß 1844 Oper und Posse 213, das gesammte rezitirende Drama aber nur 155 Vorstellungen zählte; letzteres verhielt sich also zu jenem wie 3 : 4. (Bohemia 1—7.)

Die Theaterreferate in der Bohemia gehören zu den gediegensten der ganzen österr. Journalistik; an jene statistischen Daten knüpft Hr. Dr. Bernh. Gutt sehr zu beherzigende Betrachtungen, die mit eben so viel Umsicht als achtungswerthem Freimuthe ausgesprochen sind.

Das Theater in Olmütz gab 1844 106 Vorstellungen mit 81 Stücken; und zwar in 31 Vorstellungen mit 24 Possen,
26 „ „ 21 Dramen,
19 „ „ 19 Lustspielen,
23 „ „ 14 Opern,
7 „ „ 3 Vaudevilles.

Novitäten im Ganzen 24. Zu kleineren Stücken wurden Tableaux gegeben, unter andern auch 3 — Rebus. (Moravia 2.)

Das Hofburgtheater in Wien 1844 lieferte 14 Novitäten, 12 Stücke wurden neu in die Szene gesetzt; 15 Gäste traten in 57 Rollen auf.

Novitäten.			Neu in die Szene gesetzt.
3	—	Trauerspiele	— — 3
3	—	Drama	— — 1
8	—	Lustspiel	— — 8

Von den Novitäten rührten 5 von österreichischen Dichtern her: Sampiero von Halm, Modestus von Deinhardstein, die Kronenwächter von Prechtler, die letzte weiße Rose von Kuranda, ein deutscher Krieger von Bauernfeld. Ferner übersetzte Seidl Ponsard's Lukretia und Castelli Scribe's Überraschungen.

Böhmisches Theater. Bekanntlich wird im ständischen Theater in Prag regelmäßig an Sonn- und Feiertagen in den Nachmittagsstunden böhmisch gespielt; ein eigentliches böhmisches Theater wurde zwar (in der Rosengasse) zu errichten versucht, es konnte sich aber nicht halten. Im Laufe des Jahres 1844 wurde an 27 Orten in Böhmen Vorstellungen in böhmischer Sprache gegeben, theils Drama, theils Opern (der Wasserträger, Brauer von Preston), theils Oratorien (Haydn's Jahreszeiten). (Slaw. Jahrb. 1.)

Nachrichten aus Lemberg zufolge, will Graf Skarbek auf den ausgesprochenen Wunsch einiger Personen, statt des bisherigen polnischen Schauspieles — eine französische Gesellschaft engagiren. Am Schlusse sagt der Berichterstatter, wie traurig es um ein Nationaltheater stehe, wenn es der Gewalt eines Einzelnen unterliegt. (Kwěty 12.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 27. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 37.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Casti: Die redenden Thiere. — Aus Zeitschriften. Jänner. (Schluß.)

Das heutige, so wie das nächste Blatt werden nur zu einem halben Bogen ausgegeben, indem, laut der Ankündigung, die Kunstbeilage vom 1. Jänner eingerechnet wird. Die zweite Kunstbeilage erscheint am 1. April: Der Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn.

Die redenden Thiere, ein episches Gedicht von Giambattista Casti, aus dem Italienischen übersetzt von J. E. A. Stiegler. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer 1844. 2 Bde.

So lange die Literatur eines Volkes im Werden ist, mag jedes Ereigniß, das in einer neuen Richtung, wenn auch nur nachahmend, Bahn bricht, dankbar aufgenommen werden, und auf desto günstigere Würdigung Anspruch machen, je beträchtlicher der Anstoß ist, der schon nach Verhältniß des Umfangs und der Schwierigkeit des Vorwurfs für ihre Entwicklung davon zu erwarten steht. Je mehr sie in der Entfaltung vorschreitet, mit desto schärferem Auge wird die öffentliche Beurtheilung die Zweckmäßigkeit der Richtung und die Gelungenheit der Leistungen in Betracht nehmen. Ist sie aber zur Überfülle gediehen, so wird es die ernste Aufgabe der Kritik, der Flut einen Damm zu setzen, indem sie alle Bestrebungen strenge zurückweist, welche die Ehre der Nationallitteratur gefährden, wobei nun die materielle Größe des Erzeugnisses nur ein erschwerendes Moment abgibt; so wie der Staat eine wohlthätige Vorsorge übt, wenn er dem Andrange zu den höheren Studien nicht durch Verwehrung, sondern mittelst erhöhter Anforderungen steuert, um die Jugend nach Maßgabe der Anlagen auf entsprechendere Bahn zu lenken.

Solche Strenge ist im deutschen Schriftwesen ein gebieterisches Bedürfniß geworden, einem Zweige gegenüber, der eben so nachtheilig auf die Artung und das Selbstgefühl der Nation einwirkt, als er ihrer Anerkennung im Auslande Eintrag thut: die leidigen Übersetzungen, jene zumal, die sich die sklavisch nachahmende Metrik zum Verdienste rechnen. In einem Lande, wo das Studium der Sprachen und die Kenntniß alles nur irgend Lesenswerthes der fremden Literaturen, zum Nachtheile der eigenen, so sehr verbreitet ist, erscheint solche Fortbereicherung schon an sich zwecklos, für die selbstständige Volksbildung aber durchaus verderblich. Und welche Meinung von unserem Standpunkte soll daraus den übrigen Völkern zugehen, wenn sie uns als ihre demüthigen Schüler die gewissenhaften Stylübungen fort und fort betreiben sehen? Denn so viel sollten wir doch schon erfahren haben, daß die hochherzigen Weltbürgeransichten, womit Deutschland sich die buntscheckige Jacke ziert, Niemand uns in die Tasche schiebt; daß, wenn sie ja selbe uns zugestehen, sie doch nur darüber in die Faust lachen, oder, wie der ernste Engländer, uns darum verachten — und dies schier nicht mit Unrecht; denn es ist eine seltsame Verblendung, die beim Individuum als reinste Moral erscheinende Selbstverläugnung auch auf die Nation als Tugend zu beziehen: hier wird sie von Seite jedes Einzelnen zur gewissenlosen Schädigung der eigenen Brüder. Es ist wohl vergebliche Mühe, anzudeuten, wie wenig jene Nationen Gleiches gegen uns sich angelegen sein lassen, welche unsere Literatur noch so unvollständig kennen, und doch davon unzweifelhaften Gewinn an ganz eigenthümlicher Gattung und Ausdrucksweise, an Fantasie und Erfindung ziehen könnten: wir sind ja das Volk, das keine Repressalien kennt, das mit der moralischen Selbstbefriedigung, alles Fremde billig zu schätzen, sich über die Mißachtung der Ausländer hinwegsetzt.

Die möglichen Endzwecke des Schriftstellers sind: ruhmvolle Anerkennung für sich selbst und Zierde für die Literatur seines Landes in ästhetischen Dingen; höherer oder materieller Nutzen für die Lesewelt, auf Grundlage richtiger oder irrthümlicher Überzeugung, oder endlich bloße Gewinnsucht. Über letztere hat die Kritik keine Gewalt: kein Verdammungsurtheil, keine Mahnung an Nationalehre wird je die feile Fabrikation der Nachsudelungen des ewigen Juden und Konsorten hintanhalten, so lange der Michel sich um den blendenden Flitter reißt; hier kann der Vaterlandsfreund nur von der langsamen Macht der öffentlichen Meinung eine endliche Besserung hoffen. Auf die zwei ersteren jedoch vermag die

Stimme einer gerechten und würdigen Kritik wohlthätig zu wirken, indem sie den Wahn der nützlichen Absicht durch Entgegenhaltung des überwiegenden Nachtheils berichtigt, die Hoffnung auf ruhmvollen Ersatz aber — die Wehmutter dieser poetischen Wiedergeburten — durch strenge Prüfung und schonungslose Verdammung des Schlechten vereitelt.

Metrische Übertragungen sollen demnach fürderhin nur unter folgenden Bedingungen gebilligt werden: Bereicherung der heimischen Literatur durch Werke von wichtigem fördernden Inhalte, — oder Erprobung der Kraft der eigenen Zunge und Vervollkommnung der Kunstformen durch Versuch an einem entschieden würdigen Gegenstande. Wo aber die Form Hauptsache, und selbe in ihrer nationalen Vollendung unerreichbar ist, somit trotz alles Ringens nur ein mißlungenes Sprachwerk aufgestellt wird, zum Spotte der Landesgenossen des Originals, da muß die Übersetzung schlechterdings unterbleiben.

Rücksichtlich der alten Sprachen treffen beide obigen Voraussetzungen im höchsten Grade ein, und dazu der offenbare Nutzen für die lernende Generation; wir sind hier überdies in mehrfachem Vortheile, schon vermöge des mehr homogenen Elementes der Sprache, zumeist aber wohl deshalb, weil Niemand mehr aufsteht, der den Abstand der Nachahmung gegen das Urbild innig und unzweifelhaft fühlen und fühlbar machen könnte; was insbesondere von der getreuen Nachbildung des Versmaßes gilt, dessen Wirkung bei den Alten wir nach unsern Ansichten beurtheilen, ohne daß uns der noch lebende Bestand Lügen straft. — Den Neuern gegenüber können wir da mit Ehren bestehen, wo eine Verwandtschaft der Formen obwaltet. Im ungünstigsten Verhältnisse aber befinden wir uns zur italienischen Poesie, in der die Form zu so glänzender Vollendung gediehen ist, daß sie den Inhalt in Schatten stellt. Was haben wir hier selbst mit unseren gerühmtesten Übersetzungen erreicht? Für den deutschen Leser, dem das Original unzugänglich, sind sie kaum eine Lektüre zu nennen; für den Kenner desselben ist es, trotz einzelner Befriedigung, eine ermüdende Aufgabe dem Übersetzer Strofe für Strofe zu folgen, um zu sehen, wie er sich abgequält — wenn er nicht obendrein manche Stelle nur mittelst des Textes sich zu erklären im Stande ist: braucht es einen schlagenderen Beweis für die Unersprießlichkeit dieser Arbeiten? Die metrische Treue in Begleitung des prokustischen Gesetzes gleicher Anzahl der Verse — unsere Eitelkeit, in den Augen der Welschen die lächerlichste Pedanterie — wird nicht selten zur geistigen Untreue; ein Versmaß oder eine Strofengattung kann in der einen und der andern Sprache eine ganz verschiedene Eigenschaft haben: man vergleiche unsere matten reimlosen Jamben mit den **Versi sciolti**, dem Feierkleide der hesperischen Muse, in den Übersetzungen von **Foscolo's Sepolcri**, **Parini's Giorno**, von **Leopardi's** Gedichten durch Kannegießer u. A. — Man schiebe uns ja nicht die Absicht unter, die Würdigung der ausgezeichneten Nachbildungen der drei Klassen des italischen Parnasses schmälern zu wollen; sie sind durch beide oben ausgesprochene Bedingungen und durch einen großartigen Erfolg geschützt; ja die innere Größe und Meisterschaft jener bedeutendsten Dichterwerke des Abendlandes rechtfertigt auch fernere Versuche.

Während überhaupt in Deutschland, trotz dem daß wir mit der Pflege unseres Schooßkindes, der Ästhetik, gewaltig groß thun, die erste Forderung an Schöpfungen in gebundener Rede noch nicht festgestellt ist, das selbstgewählte künstliche Gewand auch künstlerisch und makellos anzufertigen, wo nicht, sich mit der zwanglosen, bescheidneren Hülle zu begnügen, — herrscht insbesondere der Irrwahn der Verdienstlichkeit metrischer Verdeutschungen noch so sehr, daß man die gröbsten Verstöße gegen Sprache und Vers mit der Schwierigkeit entschuldigt. Dies muß anders werden: wer des Stoffes nicht Meister ist, unterfange sich nicht, seine mißrathenen Versuche mit dem Anspruche auf Anerkennung zu Markte zu bringen; wer eine gelungene Schöpfung des Meißels nachzubilden unternahm, und nur eine ungeschlachte Masse voll Höcker und Furchen hinzustellen vermag, der versündiget sich an dem Adel der Formen des Urbilds, wie an dem des Stoffes, — der edle Marmor erscheint unter seiner Hand als roher bröckliger Kalkstein: wird er noch die Mißgestalt den Augen der Welt ausstellen wollen? Der Marmor ist in gegenwärtigem Belange unsre edle Sprache: wollen wir sie fernerhin von *unsern* Dichtern und Nachdichtern entweihen lassen, wie es kein anderes Volk von seinen Künstlern je duldete?

Nur um diese innigsten Überzeugungen auszusprechen, unterzog sich Ref. der unerquicklichen Mühe, oben angezeigte Übersetzung durchzugehen und mit dem Originale zu vergleichen: er trug wenigstens den Lohn davon, die sprechendsten Belege für seine Behauptungen daraus aufweisen zu können. Prüfen wir zuerst den Gehalt und die Bedeutung des Werkes, dann die Ausführung der Übertragung.

Betrachten wir diese letzte Frucht eines langjährigen Lebens, eines ungemeinen, aber sich selbst entweihenden Talentes, als Thierfabel im Allgemeinen, oder als giftige Satyre gegen alle Staatsordnungen und Unordnungen: immer bleibt ihre Einführung in die deutsche Lesewelt gleich verwerflich. Nur einer Nation konnte damit ein Gefallen geschehen, welche die Thierfabel im Großen bis dahin noch gar nicht kannte; wir hatten schon lange in Reinecke Fuchs eine weit edlere. Unstreitig stehen diesem die **Animali parlanti** an Poesie weit nach, insofern wir das Wesen in frische Ursprünglichkeit und unmittelbare Selbstaussprechung setzen: welch' ermüdende didaktische Breite gegen Reinecke's naiv-epischen Leben! Doch in eben dieser unendlichen Gedehntheit liegt das wirksamste Gegengift wider den mit geifernden Witze und syrenischer Anmuth der Formen ausgestatteten Inhalt; wer die 26 Gesänge geduldig durchliest, muß ein guter Bürger sein und bleiben.

Mit einem Eifer, den man einem besseren Gegenstande zugewandt sehen möchte, sucht Hr. St. nicht nur vorliegendes Werk gegen den Vorwurf der Zügellosigkeit zu rechtfertigen, sondern selbst den nicht zu verhehlenden Schmutz der **Novelle galanti** zu beschönigen. In ersterem lassen wir seine Vertheidigung gelten; Casti hat darin sichtlich sein ausgelassenes Temperament gezügelt, und die Zusammenstellung beider Schriften in diesem Bezuge in Brockhaus Konversations-Lexikon ist — so wie andererseits die Bemerkung, Casti's Lebenswandel sei durchaus ehrenhaft gewesen — nur eine der Oberflächen, die uns darin, zumal in Sachen Italiens, so häufig begegnen. Sein Vorwort für jene Ausgeburten einer in niedrigster Sinnlichkeit schwelgenden Fantasie hätte er bei sich behalten sollen; ganz unstatthaft aber ist seine auf grundfalscher

Beziehung fußende Behauptung: „Man thut sehr Unrecht, wenn man bei ausländischen Dichterwerken unsern Maßstab von Schicklichkeit anlegt und voraussetzt, daß Schilderungen, die bei uns für anstößig erklärt werden, es deswegen bei allen Nationen sein mußten; man würde sonst genöthigt sein, viele Stellen im alten Testamente für tadelnswerth zu erklären.“ (!). Die Begriffe von Schicklichkeit sind gegenwärtig bei den Gebildeten aller Völker Europas dieselben, und der Italiener, in öffentlicher Sittlichkeit weit strenger als der Deutsche, mag hierüber das veraltete Vorurtheil den Kopf schütteln — räumt, ungeachtet seines Dekameron, der Novellen **Bandello's** u. dgl. solchen neueren Erzeugnissen (die übrigens durch ungescheutes Hervortreten subjektiver Theilnahme von ersteren himmelweit verschieden, und deshalb unbedingt verdammlich sind) kaum in der Literaturgeschichte, geschweige in anständig-geselliger Besprechung einen Platz ein. Wir empfehlen dem befangenen Verehrer **Casti's** das Sonett des wackeren vom heiligen Berufe des Dichters erfüllten **Parini** zur Beherzigung, in welchem dieser den Gegenfüßler solcher Gesinnung: „**che per bizzaria dell' accidente dal nome del casato è detto casto,**“ mit gebührender Derbheit gekennzeichnet hat; — und wohl erwogen, **Parini** schrieb es nicht etwa aus politischen oder kirchlichen Rücksichten, sondern unter derselben revolutionären Gewalt (und selbst deren Theilnehmer), die Casti's keckem Treiben so sehr zusagte. Möge Hr. St. wenigstens eine muthmaßlich nicht minder gelungene Übersetzung der **Novelle** in seinem Pulte behalten, mit der uns die Mittheilung der ersten Strofe bedroht, wodurch er sehr naiv darthut, „wie der Verfasser keinen Anstand nahm, dieselben jungen Gatten und Frauen zu weihen.“ Muthwillige Ausschweifungen der Laune können ästhetische Geltung haben, wo das Wort leichtfertig den schalkhaften Lippen entschlüpft; aber ekelhaft ist es, wenn mit schwerfälliger Mühe der fremde Witz nachgeplappert wird.

Wie unbegreiflich der Übersetzer — in guter Meinung, wollen wir annehmen — sich in sein Thema verliebt hat, davon zeugt folgende ungemessene Anpreisung: „In diesem Gedichte von durchaus moralischer Tendenz werden die Zügellosigkeiten aller Art mit den grellsten Farben geschildert und mit der schärfsten Geißel der Satyre gezüchtigt, indem überall die Tugend, die gesetzliche Ordnung, die Humanität und die echte Religiosität auf das angelegentlichste empfohlen, und in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit vorgeführt werden, als allein fähig, das Reich des Guten, warum (sic) wir alle Tage bitten, zur Weltbeglückung allenthalben zu verbreiten.“ Casti Tugend, Ordnung und Religiosität angelegentlichst empfehlen? — gerade so thut es ja auch Mephisto! Im ganzen Werke spricht sich nur Bosheit und Zerstörungslust aus; diese Grundstimmung seiner Seele hat er auch sonst hinlänglich durch den kynischen Spott beurkundet, mit dem er seinen Wohlthätern und Verehrern vergalt.

Schreiten wir nun zur Beleuchtung dieser Übersetzung, an die der Bearbeiter die kärglichen Mußestunden — wahrlich nicht Stunden der Muse — langer Jahre und die endlich ihm gewordenen Ruhetage seines vorgerückten Alters gewendet hat. Wir bedauern, die Pietät gegen letzteres außer Augen setzen zu müssen: für schlechtes Beispiel jeder Art macht diese Eigenschaft nur desto ernster verantwortlich.

In den ersten Gesängen solcher Arbeiten verspricht man sich gewöhnlich die größere Sorgfalt und Feile zu finden: aber gleich der Schluß der zweiten Strofe des I. Gesanges:

„Kein Mensch beschrieb der Thiere Politik;
Und sollt' ich es auch nur erträglich können,
So wird man mich der Thiere-Dichter nennen.“

entstellt den Gedanken des Dichters: „**Che se passabilmente vi riesco — Mi dican pur poeta animalesco** — wenn es mir leidlich gelingt, mag man mich immerhin einen Thierdichter heißen;“ übrigens bemerke man den angenehmen Fluß des vorletzten Verses und den vortrefflichen Reim — zwar noch nicht die schlechtesten in deutscher Verskunst: endlich die wunderliche Wortverbindung „der Thiere-Dichter“ — entweder den Thierdichter oder der Thiere Dichter — abgesehen davon, daß der spaßhafte Ausdruck **animalesco** im Deutschen immer schwerfällig erscheint.

Strofe 4 gibt einen Vorgeschmack von schleppendem Satzbau, der einen zu reichlichen Artikel ausmacht, als daß wir weitere Belege dafür eigens hervorzuheben brauchten:

„In Angelegenheit der Nation,
Die wichtig war für das gemeine Wesen,
Wozu man sie, die Trefflichsten, erlesen.“

Das wozu überdies sprachwidrig und unklar. — Gar zu köstlich, um übergangen zu werden, ist:

„Weil um zu sagen, der und dem erweise
Der König seine Gunst, man oft gehört,
Sowohl in Versen und in Prosa, hatte:“ II. 12.

Obwohl in der deutschen Literatur die gebundene Rede seit lange ein Freibrief war, die Sprache zu mißhandeln, und leider noch häufig genug dazu mißbraucht wird, sind doch kaum noch so grobe Sünden vorgekommen, wie folgende:

„Weil Einheit nur die Seele ist vom Allen.“ I. 13.
„Der all ihr Werk, Gedank' und Wort beseelet,“ ib. 17.
„Die elekterische Masse.“ ib. 22. und wiederholt in VII. 92.
„Ein Haarenklauber.“ I. 37.
„Sprich selbst, ob sonst wohl jenes Thier auf Zweien
. . . . . .
Nur darin suchte seines Ruhms Gedeihen,
Zu sichern der Despoten Majestät?
Ob es zu deren Vortheil sonst vergesse
Des Staates Wohl, des Volkes Interesse?“ 57.

(Hier hat den Übersetzer wunderbarerweise eine zarte Sorgfalt für die Reinheit des Reims zur Verletzung der Sprachgesetze verleitet, sonst konnte er vergäße sagen.)

„Der sich als Kind in solch' Geschäft geübt.“ III. 49.

Flickwörter wimmeln allerwärts; der Leser begnüge sich an nachstehenden:

„Und will sich nicht erklären, bis er eher
Entschleiert eines Jeden Stirn geseh'n.“ I. 51.
„Damit sich immer mehr und mehr vermehre.“ 58.
„Der Stolze hatte viele Freunde,
Die Stimmenmehrheit also auch dabei.“ 71.
(Köstliche Plattheit!)
„Man werde hohe Einsicht haben müssen,
Zu wählen den, der zum Regenten nützt,
Zu würdigen Verdienste hierzu eben,
Dem Satan seine Stimme nicht zu geben.“ 79.
„Nicht Klauen hat's und keinen Hauptschmuck ferner,
Nicht starke Hauer oder prächt'ge Hörner.“ 85.
„Hätte man in diesem Augenblicke
Gestimmt, wahrscheinlich wäre, wie zu spüren,
Der Elephant jetzt König bei den Thieren:“ II. 12.

Auf die schon erwähnte schlechteste Eigenschaft einer Übersetzung, sich an das fremde Buch wenden zu müssen, um einen deutschen Satz zu verstehen, stoßen wir auch hier oft genug; so in I. 94:

„Man läßt euch ungereimte Schmähung hören
Auf meinen Vetter, spricht er, weises Vieh!
Ihn ungerechter Weise abzukehren."
Qual farsi ascolto, ei disse, accusa insulsa,
Contro il cugin mio, savi animali,
Per dargli un' ingiustissima ripulsa?

Ist abkehren statt abweisen am Niederrhein zu Hause, oder ist es, wie wir eher glauben mögen, ein selbstgeschaffener drastischer Nothbehelf des Übersetzers? Beiläufig bemerken wir die ungehörige Verspätung des „spricht er."

Noch zahlreicher sind Stellen, denen eine im trostlosen Ringen mit Vers- und Reimnoth ergriffene Entstellung des Sinnes zum Grunde liegt, wie schon im allerersten Zitate und in folgenden:

„Sie hatten überhaupt das Recht zu deuten
Der großen Rechtstheilerin Natur." I. 108.
A vean in somma il jus, che chiamar lice
La legislazion della natura.

„Nur dieses konnte Sterbliche belehren (dies allein schon könnte)
Auch thierische Monarchen zu verehren." II. 86.
E sol da questa imparino i mortali
A venerar i prenci anche animali.

„Souveräne Güte," für sovrana natural clemenza III. 80. — letzteres bedeutet hier ausgezeichnet, wogegen das deutsche (?!) Wort einen schielenden Mißverstand in sich trägt, da es auf das Volk zu beziehen ist.

Solche ungeschickte Wendungen abgerechnet kommt dem Übersetzer kaum eine erhebliche unrichtige Auffassung des Textes vorzuwerfen. Ein worttreuer Mißgriff ist:

„Daß wir die Vorurtheile schwacher Seelen,
Die Zartgefühle zu den Lastern zählen." I. 76.
E di delicatezza i pregiudizj
Nella categoria ripon dei vizj.

Dies hängt mit einem Gebrechen des Unterrichtes im Italienischen zusammen, welches nicht unbedeutenden Antheil hat an dem Mißverständnisse und der Rathlosigkeit, worin der Deutsche, mag er auch die Grammatik und unzählige Aufgaben mit undankbarem Fleiße durchgemacht haben, der lebenden Sprache gegenüber sich befindet. Von einer zuweitgehenden Voraussetzung wesentlicher Gleichartigkeit ausgehend, nehmen wir die Wörter dieser Zunge unbedingt in der Geltung an, welche sie im Lateinischen haben, wobei wir uns nicht selten einseitig an eine Bedeutung unter mehren halten; übertragen überdies viele, die uns in letzterem geläufig, darunter auch Barbarismen, unbesorgt ins Italienische; keine Sprachlehre, selten ein Lehrer, macht uns auf die vielfältigen Abweichungen aufmerksam, die hierin Statt finden, theils erweiterte, theils beschränkte, theils ganz ausgeartete Bedeutungen; manche lateinische Wortformen nur in einzelnen älteren Schriftstellern vorkommend, daher nur den gründlichsten Kennern der Sprachtexte als italienisch geltend, dem Verkehre aber, selbst der Gebildetsten, gänzlich fremd. Vitium heißt ohneweiters Laster; vizio aber wird vornehmlich für üble Eigenschaft, schädlicher Hang gebraucht, mehr im Sinne der Lebensklugheit als im moralischen, wie eben im gegenwärtigen Falle, dem am treffendsten Schwachheit entspricht; dabei bleibt die schon im Latein vorliegende allgemeinere Bedeutung Fehler, Gebrechen übersehen, welche auch in der Tochtersprache beibehalten ist.

(Schluß folgt.)

Aus Zeitschriften. Jänner.

(Schluß.)

Mannigfaltiges.

Die Prager Zeitschrift Ost und West bringt seit 1845 eine Beilage: Für Kalobiotik oder Schönlebekunst. In Nr. 2 wird der Vorschlag gemacht zu einem Vereine von Guts-Besitzern, für Verschönerung und Veredlung des Volkslebens auf dem Lande. „Man betrachte überhaupt das Vergnügen allenfalls mehr blos als nützliche Zerstreuung, als Erholung, aber nicht als Bildungsmittel, wozu es doch so leicht benützt werden könnte, zum wahren Frommen des Landmannes." Gewiß ein trefflicher Gedanke! Der Verfasser verweist auf die gekrönten Preisschriften: Über Veredlung der Volksvergnügungen der arbeitenden Klassen. Basel 1840 ꝛc.

Betrachtungen über das Prinzip der Filosofie. Von D. C. C. enthielt das Mailänder Journal La Fama. Was würde das Publikum eines unserer Tageblätter dazu sagen, wenn die Redaktion sich unterfinge, einen derlei Artikel nicht nur aufzunehmen, sondern durch 3 Nummern fortzuführen!? Jedes italienische Journal, außer den eigentlichen Modeblättern, macht auf seinem Titel wenigstens Anspruch auf „scienze, lettere" ꝛc.; wenn auch nach unsern Begriffen die eigentliche wissenschaftliche Ausbeute nicht übergroß ist, so beweist dieser Umstand doch jedenfalls, daß im italienischen Publikum wenigstens der Sinn für ernstere Aufsätze nicht erstorben ist. Es ist das auch eine von den Seiten des italienischen Volkes, die wir nachahmen sollten, statt immer zu lamentiren über Prellerei und Ungeziefer in den italienischen Wirthshäusern. — Der Aufsatz selbst nimmt den Ausdruck Filosofie in sehr weiter Bedeutung, und ist eigentlich nichts als eine breite populäre Ausführung des Satzes von Romagnosi: valor sociale diffuso sul maggior numero dei conciventi è la formula suprema del buon governo e della civiltà).

Sir Humphrey Davy's Sturz über den Traunfall. Der zweite Band des Musée des Familles, p. 132, enthält einen Auszug aus den angeblich in London erschienenen Memoiren des berühmten englischen Chemikers Davy, nach welchen derselbe den wilden Fall der Traun bei Roitham hinabgestürzt sei, ohne Schaden zu nehmen. Davy saß allein in einem Nachen, welchen er durch 2 Bauern und seinen Diener an einem Seile in der Traun abwärts gleiten ließ (descendre), um nicht aus der Richtung zu kommen, indem er durch den guten Fall (Kanal) hinabfahren wollte. Das Seil war an einem Pflocke im Nachen befestigt, dieser wich, der Nachen folgte dem Strome, und ein Windstoß trieb denselben gegen den wilden Fall, ehe ihm die Leute zu Hilfe kommen konnten. Einen Augenblick unschlüssig, ob er durch Schwimmen sich noch retten könnte, blieb Davy doch im Nachen, und — ward den großen (oder wilden) Fall hinabgeschleudert! Unter dem Falle saß ein Fremder, den Davy schon in Pästum getroffen hatte, der sich damit unterhielt, die große Gattung von Salmen zu fischen, die man nur mit starken Angeln fängt. Sein Diener hatte eine Harpune, womit er die großen Fische an's Land zog (sic!) und mit derselben gelang es ihm, den Verunglückten bei den Kleidern zu fassen, gleich nachdem er hinabgestürzt war, so daß Davy kaum eine Minute unter Wasser blieb. Er kam mit einigen Kontusionen davon (?!).

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 29. März 1845. **II. Jahrgang, Nr. 38.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Fr. Schaumburg's & K. Buchhandlung.

Inhalt: Feuchtersleben: Ein Wort über realistische und humanistische Studien. — Casti: Die redenden Thiere. (Schluß.) — Aus Zeitschriften. Februar.

Ein Wort über realistische und humanistische Studien.

Von Dr. Ernst Freih. von **Feuchtersleben.**

. . . . . tenerae nimis
Mentes asperioribus formandae studiis.
Horat.

Der alte Streit über den Vorzug des Real- oder des filologischen Unterrichts erneuert sich, in verschiedenen Epochen, immer wieder. Die Epoche innerer Bewegung in den Völkern, vor, in und nach den letzten Kriegen — man könnte sie die des Aufschwunges nennen — hat ihn hervorgerufen; die Epoche der Eisenbahnen, des friedlichen, äußern Völkerverkehrs, — man könnte sie die des Umschwunges nennen — nimmt ihn wieder auf. Es muß ihm wohl etwas Tieferes zu Grunde liegen, als die Rücksicht auf Brauchbarkeit; vielleicht eine Frage, wie die vielen, welche sich in das innerste Labyrinth des Knäuels der menschlichen Bestimmung verschlingen. Sei es! Das soll uns hier nicht beschäftigen. Es mag nur einem Einzelnen erlaubt sein, seine Stimme in einer Sache mit abzugeben, welcher er im Stillen manche Stunde ernsten, redlich gemeinten Nachdenkens gewidmet hat.

Ihm scheint es bei der Vorbildung zu den eigentlichen Fach- oder Fakultäts-Studien, von welcher doch hier zuvörderst die Rede ist, fürs Erste mehr darauf anzukommen: daß, als was der Jüngling lerne, fürs Zweite noch weit mehr darauf: wie, als was er lerne. Gymnasium heißt Übungsplatz. Im Knaben sind durch den Elementarunterricht und die häusliche Vorerziehung die Kotyledonen künftiger Entwicklung ans Licht gerufen worden. Ehe der Jüngling blühen, ehe der Mann es zu Früchten bringen kann, ist noch eine Strecke, eine hübsche Strecke zurückzulegen. Der Stamm muß erst Festigkeit bekommen. Die Kräfte, als solche, ohne Rücksicht auf ihre künftige Wirkungssfäre, müssen gebildet, — müssen, zu diesem Behufe, geübt werden. Das Gymnasium ist jene Strecke; das Reifen der Kräfte, durch Übung, ist seine Aufgabe. Wohin diese Kräfte künftig tendiren werden, wird wohl in den wenigsten Fällen jetzt schon voraus zu bestimmen sein. Wo es voraus zu bestimmen ist, entscheidet entweder eine hervorragende Naturanlage, — und diese findet ihre Wege; oder die Verhältnisse diktiren die Richtung, — und darum muß eben für jede mögliche vorgedacht sein. Geübter Kräfte bedarf jegliche; eine gewisse allgemeine Grundbildung fordert jegliche, fordert unabweislich unsere jetzige Zeit. Sie muß, sie kann den Fachstudien vorausgehen. In was soll sie nun aber bestehen? . . . Man ist Mensch, ehe man Bürger, ehe man Techniker, Arzt, Jurist, Soldat, Priester ist. Den Menschen für alles Menschliche aufzuschließen, das allein kann die schöne Beschäftigung ausmachen, womit jener Zwischenraum auszufüllen sein wird. Humaniora pflegt man ihn sehr schön zu nennen; und in was können nun diese humanistischen Studien bestehen?

Eine Doppelrichtung, weil Doppelbefähigung, ist nun einmal dem Menschen, diesem räthselhaften Doppelwesen, eingeboren; mit ihr ein doppeltes Bedürfniß, das sich immer wieder, man vergesse oder verdunkle es wie man wolle, im Einzelnen wie in der Menschheit geltend machen wird. Wer kennt nicht die alte Dissonanz von Idealem und Realem? wem ist ihre Auflösung gelungen? wen hat nicht jene gequält, diese beglückt? Das Ideale als solches aufzufassen und zu behandeln, kann freilich nur dem reifen Manne gelingen, und dieser darf sich Glück dazu wünschen, wenn es ihm gelingt; aber auch ihm kann und wird es nicht gelingen, wenn der, in der innersten Tiefe der Menschenbrust schlummernde Keim dazu nicht im Stillen im Jünglinge bewahrt, genährt, erweckt worden ist. Aber wie soll das geschehen, da der Jüngling für das Bewußtsein des Idealen und seines Verhältnisses zum Realen eben nicht reif ist? wie anders, als auf dem geschichtlichen Wege? auf dem Wege der Überlieferung, welche, herzanregend und begeisternd, das Faktum hinstellt und in die Seele des Jünglings eingräbt, bis die Jahre seine Bedeutung aufschließen. Und woher soll das Faktum dieser Art genommen werden, wenn es rein, ohne Beischmack, symbolisch, ideell, auf den Jüngling wirken soll, als daher, woher es die gesammte Menschheit nahm, — aus dem Alterthume! glaubt man ohne diese unsichtbare, aber in allen Fugen fühlbare Grundlage unseres ganzen, sozial-szientifischen Gebäudes jemals

auszulangen? ohne dies Palladium, diese faktische Bürgschaft höherer Menschheit? Nimmermehr! . . . Grundlage; das ist das Wort; — Grundlage, auf welche gepflanzt, alle Blätter, Blüthen und Früchte, frischeres Grün, glühendere Farben, edlere Säfte gewinnen. Und kann ein Grund zu frühe gelegt werden? „Die Natur hat das Ideelle der frühen Jugend zur Entwicklung zugedacht. Das Wirkliche wird ihr selbst wieder zum Ideellen; es zu erkennen und zu nützen wie der Erfahrene ist sie noch gar nicht fähig. Ideell muß die Jugend erstarken; und das am besten am untergegangenen Großen, von welchem selbst das später zu Erlebende nicht allen Zauber abstreifen kann." *) . . . Nie verdienten diese Worte mehr gehört zu werden, als in unserer Zeit; denn nicht, was eine Zeit wünscht, sondern was sie bedarf — ist ihr Bedürfniß; nicht durch das, was sie erstrebt, durch das, was sie versäumt, spricht sie es aus; nicht was sie will, sondern was ihr Noth thut, sollten ihr Die geben, welche Erzieher des Menschengeschlechtes zu sein bestimmt sind.

Wie Vieles wäre hier noch zu sagen! wie Manches hätte auch ich noch auf dem Herzen! aber ich wollte keine Abhandlung schreiben; ich wollte nur meine Ansicht als Stimme abgeben. Man sieht, daß ich für die filologischen — man sollte lieber sagen „humanistischen" — Studien stimme. Man sieht aber auch, daß ich sie als Mittel, nur als Mittel zu einem idealen Bedarf betrachtet wissen will. Wie wären sie als solche zu behandeln? Das führt mich auf die zweite Hälfte meines Eingangs-Bekenntnisses, das Wie des Lernens. Ich bin mit der Antwort bald fertig: lebendig sind sie zu behandeln, lebendig an und für sich, lebendig durch ihre fortlaufende, stets eingehaltene Beziehung zu den Realkenntnissen, welche zu gleicher Zeit — auch lebendig — überliefert werden. Mein Schüler — ein allzuschwacher Kopf darf er nicht sein, wenn er überhaupt studiren soll! — muß mir das streng Filologische, ich meine die lateinische Sprache, zum ersten Übersetzungsgebrauche, binnen Einem Jahre weg haben; das Weitere ist Ausbildung, Übung. Das kann er; ich verspreche es ihm. Das Griechische erlasse ich ihm ganz, das mag und kann er, wenn er es in seinem speziellen Fakultätsstudium braucht, in diesem nachholen. Die Mehrzahl braucht es nicht; wohl aber das Latein, welches ohne frühe Grundlage, wenigstens nicht — wie es Ärzte und Priester nöthig haben — gesprochen werden kann. Die Griechen soll er mir aus ihren Thaten und Gesinnungen kennen lernen; dazu reicht die Geschichte, dazu reichen Übersetzungen hin. Wer nach mehr dürstet, wird die Quellen aufsuchen, weil man sie ihm genannt hat; wer nicht, wird auch später ein Studium nicht schmähen und verlästern, welches man ihm durch Zwang und Pedantismus nicht verleidet hat. Rhetorische Figuren, Chrien u. dgl. oder gar Gedichte werde ich nie von ihm machen lassen. Er soll sich weder schämen, kein Dichter — noch sich einbilden, einer zu sein. Er soll nur die Dichter zu lesen, zu fühlen, zu bewundern fähig werden. Welche Zeit erspare ich bei dieser Methode!

Ich gewinne sie für das Real-Studium. Auch dieses muß mir lebendig, d. i. durch möglichste Autopsie, auch dieses mit stetem Bezuge auf ideale Tendenzen getrieben werden. Es muß in der Lokalwelt, in welcher der Zögling lebt, seinen Mittelpunkt haben, und von da aus sich über die größere verbreiten. Mein Zögling muß früher den Hanf kennen, bevor er von der Sagopalme erfährt; er muß eher wissen, wo Linz, als wo Irkuzk liegt; zugleich aber wisse er, wo Athen gelegen war, und daß alle Wege nach Rom führen! . . . Überhaupt muß ihm Geografie, in Herder's Sinne, eine erstarrte Geschichte, und obendrein eine lokalisirte Naturgeschichte sein. Diese berücksichtigt beim Vorunterrichte die Elemente der Technik, erläutert sie am Einheimischen, Einfachsten, Alltäglichen, dem Anhaltspunkte für das etwaige künftige Spezielle, Höhere, deutet damit auf das Verhältniß der Natur zum Menschen, und macht so die von mir gewünschte Versöhnung, ja Verschlingung von Real- und Idealstudien möglich, ja unausweichlich. Das Leben und seine Aufgabe versöhnen ja Alles!

Es sollen also, nach dieser Betrachtungsweise, Real- und Humanitätsstudien, die gleiche Zeit für sich in Anspruch nehmen, gleichen Schrittes neben, ja Hand in Hand mit einander gehen; doch so, daß ein höheres, ideales Ziel, beständig im Auge behalten, die Richtung beider bestimme. Scheint dadurch dem Ideellen, der sogenannten unfruchtbaren Gelehrsamkeit zu viel Feld eingeräumt? Dem praktischen Bedarf zu viel entzogen? Man sehe die Engländer an, denen wohl keine Nation den Ruhm der praktischesten bestreiten wird. Welche klassische Bildung besitzen sie! wie tönen ihre öffentlichen Reden von dieser Bildung wieder! unfruchtbare Gelehrsamkeit? Diese meine ich nicht; ich will eben, daß sie fruchtbar sei. Auf die Humaniora folgen die filosofischen Studien. Was kann besser auf sie vorbereiten als die Art der Gelehrsamkeit, die ich fordre? Sie leitet zum Selbstdenken, sie bietet nicht blos das Gerüste, sie bietet auch die Basis der Filosofie. Das Idiom ist hier nur das Mittel, und als solches zu behandeln. Nicht nur der Gelehrte braucht es, auch der Arzt, der Jurist, der Apotheker, für ihr praktisches Leben. Dabei gibt das Beispiel der Alten auch eine Charakterbildung zu der intellektuellen; und sie ist es, auf die zuletzt im Leben aller Stände, aller Verhältnisse, aller Betriebe, aller Klassen, aller einzelnen Menschen — Alles ankommt. Alles was der Mensch hervorbringt — und was dem Leben Gestalt gibt, ist Hervorbringung durch Menschen — ist Ausdruck seines Charakters, und beruht auf ihm.

„Kaum hatte ich das vierte Jahr meines Alters zurückgelegt, so gab mir mein Vater einen Lehrmeister Jean Cottin, einen lieblosen, trotzigen Mann, der mich aber im Französischen, Griechischen, Lateinischen und Hebräischen zugleich und so gut unterrichtete, daß ich in meinem sechsten Jahre die vier Sprachen gut genug lesen konnte. Da ich sechs und ein halb Jahr zählte, übersetzte ich den Krito des Plato, weil mir mein Vater versprach, diese Übersetzung drucken zu lassen, mit meinem jugendlichen Bildniß vor dem Titel. Als ich dreizehn Jahre alt war, schickte mich mein Vormund nach Genf. Damals las ich die Rabbinen geläufig ohne Punkte; ich las sie, so wie auch das Griechische und Lateinische in französischer Übersetzung vor, ohne den Text vorher zu lesen; und doch wurde ich zu Genf wieder ins Kollegium gethan, weil ich einige Dialekte des Pindar nicht gut erklärt hatte." So erzählt Agrippa d'Aubigny, Ritter am Hofe Heinrich's IV., in den Memoires, die er für seine Kinder schrieb. So sah, wie Geschichtskundige wissen, überhaupt, mit einem Mehr oder Weniger, der Unterricht im sechzehnten Jahrhunderte aus. Wie würde der des Dampf-

*) Meyern's kleine Schriften. III. 286.

maschinen-Jahrhunderts in seinem Extreme dagegen aussehen? wie ein Fabriksgebäude neben einem gothischen Münster. Dieser ist nicht wohnlich, jenes nicht schön, und — genau betrachtet, auch nicht eigentlich wohnlich. Die Schule, die ich meine, würde etwa aussehn, wie die Wohnung eines Griechen: freundlich, bequem, licht, geräumig für die Bedürfnisse des Lebens, — mit einem Plätzchen für die Götter des Hauses versehen.

Was ist nun — frägt der Leser — das Resultat von all' dem? Dieses: man soll Real- und Geschichtstudien vereinigen, denn Jeder braucht beide. Man kann es, wenn man die filologischen, der Zeit nach, die ihnen gewidmet wird, beschränkt. Man kann auch das, wenn man sie mehr als Mittel, denn als Zweck behandelt. Man wird diesen am sichersten erreichen, wenn man das Realstudium auf Anschauung, das ideale durch Begeisterung begründet, wenn man diesem ein reales Fundament, jenem einen idealen Bezug gibt, und so beide zu einem Ganzen in sich verknüpft, was sie zuletzt auch sind und sein müssen, wenn der Schüler ein ganzer Mann werden soll.

Die Eintheilung der einzelnen Fächer in dieses gezimmerte Fachwerk überlassen wir billig den Fachgelehrten, die Ausführung und die Mittel und Wege derselben denen, deren Beruf sie dazu berechtigt und verpflichtet. Wir begnügen uns, ein gutgemeintes Wort gesprochen zu haben, angeregt durch die Wichtigkeit der Sache. Denn auf Erziehung reduziren sich doch am Ende alle Fragen des Augenblicks, der Zeit, der Menschheit! —.

Die redenden Thiere, ein episches Gedicht von Giambattista Casti, aus dem Italienischen übersetzt von J. E. A. Stiegler. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer 1844. 2 Bde.

(Schluß.)

Wollten wir im gleichen Verhältnisse wie den I. Gesang die folgenden bis ans Ende ausbeuten, es gäbe einen artigen Lückenbüßer auf geraume Zeit, und noch ist das hier gelieferte nur die kleinere Hälfte unserer Aufzeichnungen. Gerne möchten wir es dabei bewenden lassen, geböte nicht kritischer Anstand mit billiger Vertheilung des Lichtes die andern Partien nicht ganz zu übergehen. Demnach theilen wir noch einige Kuriosa aus einzelnen Gesängen mit, wo eben die müde Hand wieder den Griffel aufnahm; weder das theilweise, noch das gänzliche Übergehen der übrigen darf jedoch ein günstiges Vorurtheil begründen — sie halten sich alle so ziemlich die Wage.

„Brutale Bücherkenner" bestie lettorate VI. 1.

ein Beiwort, dessen der Übersetzer sich wiederholt zur bequemen Aushilfe bedient; im XII. Gesange erscheint es in Gesellschaft eines andern unglücklichen Ausdrucks:

„In sicherm Grade konnten auch die Eulen
Erlaubniß zur brutalen Eh' ertheilen" (in gewissen Graden).
„Ihm ward ein Sohn, noch Kind, doch von der Krone
War das der präsumtive Erb'." VII. 63.
Un figlio avea peraltro, ancor bambino ecc.

ein Beispiel, wie Hr. St. mit einer kleinen Abweichung vom Texte eine ergötzliche Lächerlichkeit zu bewirken weiß; beide andern Auszeichnungen, die Spracheleganz und die hier ausnahmweise beibehaltene Schreibung, sind Nebensache.

„Mit Fichten- und Cypressenlaub in Haaren" ib. 85.
„Denn diese Eigenschaft, in Monarchien
So erblich, stirbt im strengen Sinne nie." ib. 93.

Sein Lieblingswort, das veraltete relative so, wußte der Übersetzer diesmal nicht anders anzubringen, als mit unerhörter Satzverdrehung; wer dächte, daß es heißen soll: so in Monarchien erblich ist, und nähme es nicht viel eher für so sehr? Im XXVI. Gesange haben wir es in 6 nachstehenden Strofen — 25. 26. 27. 32. 34. 35. — viermal nebst zwei vergleichenden und einem folgernden so; im Ganzen dürfte auf jede zweite Strofe ein so kommen. — Auch das verschollene „Lieben Brüder" bringt er uns wieder in Erinnerung VII. 77.

„Indeß, um meinen Vorsatz auszuführen,
Den die historische Genauigkeit
Auch hier nicht aus den Augen zu verlieren,
Muß ich sagen mit Aufrichtigkeit:
In jenem ersten Urstand zeigt ein Schimmer
Von Willkür sich in diesem Punkt noch immer." VII. 106.

Drei Schönheiten erster Klasse!

Die oft in keckem Scherze gehaltene, jedoch nie gemein werdende Ironie des Originals wird mehrmals zur Plattheit

„Nun wohlgesalbt mit köstlichem Geschmiere
Und eingepöckelt zur Befriedigung" ib. 84.
Con balsami odorosi unto e bisunto,
E salato poi fu dentro e di fuori.

Mit einem köstlichen Trumpfe überrascht uns der Übersetzer in VII. 23.

„Kenn' ich dich nicht, du Ideal der Säue?"
Parla, se hai cuor, parla, asinaccio porco!

Der Ausdruck des Textes ist zwar auch erklecklich gemein, aber durch die Situation in seiner Natürlichkeit gerechtfertigt, die Übersetzung überbietet ihn durch Profanirung eines edlen Wortes, und erinnert uns an die Kraftsprüche der Wiener Gassenjungen. — Gleich in St. 42 desselben Gesanges treffen wir auf eine eben so widrige Wendung, woran der Verfasser keine Schuld trägt — doch das Maß wird schon übervoll.

Auch aus dem XXVI., dem letzten Gesange, mit dem wir aber noch nicht in den zwei Strofen:

„Behaupten wollen Andre, daß die Gabe,
Wornach man sich verständlich macht und denkt,
Blos Wohlthat sei, die man empfangen habe,
Nach freiem Wohlgefallen uns geschenkt;
Daß anfangs auch der Quadrupeden Scharen
Deshalb beschenkt mit solcher Wohlthat waren.
Doch da der Vierfuß das Geschenk entehret,
Verweigert ihm der Geber den Gebrauch,
Worauf er es dem Zweifuß Mensch bescheeret,
Und weil es dieser mißbraucht' eben auch, (!)
Vernunft und Sprach' um alles Zutraun brächte, (?)
Werd' ihm auch beides nehmen der Gerechte."

Wem es darum zu thun ist, den künstlichen vorletzten Vers zu entziffern, beliebe sich abermals an das welsche Buch zu wenden.

Schwer zu errathen ist, worauf folgender Unsinn beruht:

„Unheil und Ansicht sind zu sehr verschieden"
Come si varie unir viste o interessi? 99.

Endlich bei dem Anhange „Ursprung des Werkes" freien Athem schöpfend, stellen wir nur noch einen Passus aus dessen 24. Strofe:

„wenn man mit Achtung — sie liest" — mit:
„Was ehedem man würdig hielt der Acht" aus II. 107.

zusammen, als Muster, wie unser Künstler mit der Sprache umspringt: hier Acht, statt Achtung, dort Achtung für Aufmerksamkeit, allenfalls Acht.

Das Gute, das wir von dieser Arbeit aussagen können, beschränkt sich auf das schon berührte Anerkenntniß, daß fast durchaus ein richtiges Verständniß des Textes herrscht. Um jedoch auch in Rücksicht der Form das geringe Lob nicht vorzuenthalten, das ihr zu ertheilen möglich ist, führen wir zwei Strofen aus XXVI. an, wovon die erste die beste ist, die von Anfang bis Ende uns vorgekommen; schon die folgende ist weit matter und verdient nur des Zusammenhangs wegen beigesetzt zu werden.

Wie, wenn in eines lecken Schiffes Lücke
Die Fluten mächtig dringen, und den Mast
Der müde Schiffer mit verwirrtem Blicke
Umklammert, den zur Rettung er umfaßt,
Zuletzt das Fahrzeug, von der Wasser Lasten
Erdrückt, dann untersinkt mit seinen Masten. (:)
So ruhet die Atlantis nun, begraben
Im Schooß des stolzen Meeres, und wir seh'n
Nur Inseln noch, die sich erhalten haben,
Die Hesperiden und Kanarien;
Als Leuchtthurm über diesen alten Trümmern
Sieht man den Pik von Teneriffa schimmern.

Eine strengere Beurtheilung möchte freilich auch gegen die Anrühmung der ersteren an der Alliteranz im ersten Verse und der späten Beziehung des vierten auf Mast Bedenken nehmen.

Noch liegt uns ob, eine oben aufgestellte Behauptung an diesem Kunststücke strofengetreuer Verdeutschung zu erhärten. Die Sestine ist im Italienischen die gewöhnliche Strofengattung für scherzhafte Gedichte, und bringt besonders durch die mitunter eingestreuten gleitenden Verse heiteren Effekt hervor, im Deutschen fällt dies schlechterdings weg, und die siebenzeilige Strofe aus Blumauer's „Äneis" hätte weit eher eine ähnliche Wirkung vermittelt.

Mit welchem Erbarmen muß der Italiener auf solche Nachpfuschungen aus seiner Sprache herabsehen, die statt des gefälligen, wenn auch für ihn nicht makellosen Kleides — denn er, in seinem strengen Kunstsinne, erkennt Casti durchaus nicht völlige Sprachreinheit zu, am mindesten dem hier besprochenen Werke — ein schlotterndes, fleckenhaftes und allenthalben gesticktes Gewand zur Schau tragen! Mit vollem Rechte darf man den Wunsch aussprechen, daß solche Versuche nicht ferner mehr zur Öffentlichkeit gebracht werden, sondern, wer dazu Neigung hat, es bei seiner Privattändelei bewenden lassen, und jeder Ehrenmann das Opfer der Autoreitelkeit sich auferlege, um die deutsche Literatur in der wohlverdienten, so wenig noch vom Auslande ihr gezollten Ehre nicht zu beeinträchtigen. Wir Österreicher aber freuen uns, daß Leistungen dieser Art unserem Antheile fremd sind, und hoffentlich unter uns nie werden zu Tage kommen.

Aus Zeitschriften. Februar.

Literarische und artistische Zustände.

(Eine neue slawische Zeitung, **Slovenski Sloviny**) erscheint unter der Redaktion des Prof. **Stur** in Preßburg, und zwar als politisches Blatt in slowenischer Sprache, mit einem belletristischen Beiblatt in böhmischer Sprache. (Kwěty.)

Ein neues Journal gibt in Zara Prof. **Franceschi** heraus. **La Dalmazia, Giornale letterario-economico intero agl' interessi della Provincia.** Preis des Jahrganges: 5 fl.

(Vorlesungen über slawische Sprache und Literatur) hält am Leutschauer Gymnasium der supplirende Prof. **Francisci.** (Allg. Ztg.)

(Den Preis für die beste ungarische Oper,) welchen das Nationaltheater in Pesth ausgeschrieben hat, erhielt **Thern** für seine Belagerung von Tihány. (Pst. Tgbl. 30.)

(Die **Reguly**-Gesellschaft,) welche sich in Pest gebildet hat, zur Unterstützung des bekannten Reisenden **Ant. Reguly**, hielt am 26. Jänner ihre erste Sitzung.

(Ein literarisch-artistischer Verein,) **Concordia**, hat sich in Pest gebildet (nach dem Vorbilde der Wiener Concordia?) und hält wöchentlich Zusammenkünfte mit literarischen und künstlerischen Produktionen.

(Eine neue politische deutsche Zeitung) erscheint in Pest, unter der Redaktion der HH. Glatz und Jary (Treter).

(Stylübungen in polnischer Sprache) auf den galizischen Gymnasien, und pflichtmäßige Erlernung der polnischen Sprache durch die Theologen wurde von den galizischen Ständen erbeten, und wird (laut Landtagsabschied) bei der neuen im Werke befindlichen Organisation der Gymnasien in Bedacht gezogen werden. (Deutsche allg. Ztg.)

(Ein literarischer Prämien-Verein) soll in Pest durch Frauen gebildet werden! Auf Subskriptionswegen sollen Prämien aufgebracht werden für literarische Werke, welche die Lektüre beim großen Publikum zu befördern, und den Anforderungen eines gebildeten Geschmackes zu entsprechen geeignet sind. (Pst. Tgbl.)

(Halm's Sampiero,) ins Polnische übersetzt, wurde am 14. Februar auf der Lemberger Bühne mit viel Beifall gegeben. (Lesebl.)

Akademien und literarische Vereine.

Athenäum von **Treviso.** In der Sitzung am 6. Februar las **Carl. nob Avogaro** (v. M.) praktische Beobachtungen über die Schwämme, welche auf den Märkten der Provinz **Treviso** vorkommen. (Gazz. di Venez.)

Athenäum von **Venedig.** Am 10. Februar las Prof. Alb. **Pasini** (v. M.) über ein vor Kurzem in **Ammiana** entdecktes antikes Marmorbild.

K. K. Akademie in **Padua.** Am 9. Jänner las Professor **Rafaele Minich** (v. M.) über die Geschichte der Mathematik im 18. Jahrhundert, und **Dr. Anton Galvani**, (v. M.) über den jetzigen Zustand **Padua's** in geografischer, industrieller und artistischer Hinsicht. — Am 23. Jänner las Prof. **Gius. Bernardi** (v. M.) über den verschiedenen und sich entgegengesetzten Weg, welchen Verstand und Gefühl nehmen bei fortschreitender Bildung der Völker; und **Dr. Franz Conti** las 2 Gesänge aus einem allegorischen Gedichte **Combattimenti e ricreazioni spirituali.** — Am 13. Februar las der Präsident **Conte la Rio** über eine Inaug. Dissertation Friedrich Krushoph's zu **Upsala 1763. De aquis supracaelestibus; Dr. Berti** über erratische Blöcke.

Die **Kisfaludy**-Gesellschaft zählte 1844 an Einnahme 1551 fl., Ausgabe 1177. Den Preis von 30 Dukaten erhielt P. Bangó und S. Fonyad, bisher unbekannt gewesene Namen. Die Sitzung am 6. Februar wurde mit einer Hymne von **Vörösmarty** beschlossen, die so gelungen ist, daß die Gesellschaft davon eine Auflage von 10,000 Exemplaren beschloß, um selbe zu verbreiten. (Ungar.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

zusammen, als Muster, wie unser Künstler mit der Sprache umspringt: hier Acht, statt Achtung, dort Achtung für Aufmerksamkeit, allenfalls Acht.

Das Gute, das wir von dieser Arbeit aussagen können, beschränkt sich auf das schon berührte Anerkenntniß, daß fast durchaus ein richtiges Verständniß des Textes herrscht. Um jedoch auch in Rücksicht der Form das geringe Lob nicht vorzuenthalten, das ihr zu ertheilen möglich ist, führen wir zwei Strofen aus XXVI. an, wovon die erste die beste ist, die von Anfang bis Ende uns vorgekommen; schon die folgende ist weit matter und verdient nur des Zusammenhangs wegen beigesetzt zu werden.

Wie, wenn in eines lecken Schiffes Lücke
Die Fluten mächtig dringen, und den Mast
Der müde Schiffer mit verwirrtem Blicke
Umklammert, den zur Rettung er umfaßt,
Zuletzt das Fahrzeug, von der Wasser Lasten
Erdrückt, dann untersinkt mit seinen Masten. (:)
So ruhet die Atlantis nun, begraben
Im Schooß des stolzen Meeres, und wir seh'n
Nur Inseln noch, die sich erhalten haben,
Die Hesperiden und Kanarien;
Als Leuchtthurm über diesen alten Trümmern
Sieht man den Pik von Teneriffa schimmern.

Eine strengere Beurtheilung möchte freilich auch gegen die Anrühmung der ersteren an der Alliteranz im ersten Verse und der späten Beziehung des vierten auf Mast Bedenken nehmen.

Noch liegt uns ob, eine oben aufgestellte Behauptung an diesem Kunststücke strofengetreuer Verdeutschung zu erhärten. Die Sestine ist im Italienischen die gewöhnliche Strofengattung für scherzhafte Gedichte, und bringt besonders durch die mitunter eingestreuten gleitenden Verse heiteren Effekt hervor, im Deutschen fällt dies schlechterdings weg, und die siebenzeilige Strofe aus Blumauer's „Äneis" hätte weit eher eine ähnliche Wirkung vermittelt.

Mit welchem Erbarmen muß der Italiener auf solche Nachpfuschungen aus seiner Sprache herabsehen, die statt des gefälligen, wenn auch für ihn nicht makellosen Kleides — denn er, in seinem strengen Kunstsinne, erkennt Casti durchaus nicht völlige Sprachreinheit zu, am mindesten dem hier besprochenen Werke — ein schlotterndes, fleckenhaftes und allenthalben gesticktes Gewand zur Schau tragen! Mit vollem Rechte darf man den Wunsch aussprechen, daß solche Versuche nicht ferner mehr zur Öffentlichkeit gebracht werden, sondern, wer dazu Neigung hat, es bei seiner Privattändelei beiwenden lassen, und jeder Ehrenmann das Opfer der Autoreitelkeit sich auferlege, um die deutsche Literatur in der wohlverdienten, so wenig noch vom Auslande ihr gezollten Ehre nicht zu beeinträchtigen. Wir Österreicher aber freuen uns, daß Leistungen dieser Art unserem Antheile fremd sind, und hoffentlich unter uns nie werden zu Tage kommen.

Aus Zeitschriften. Februar.

Literarische und artistische Zustände.

(Eine neue slawische Zeitung, **Slovenski Slowiny**) erscheint unter der Redaktion des Prof. **Stur** in Preßburg, und zwar als politisches Blatt in slowenischer Sprache, mit einem belletristischen Beiblatt in böhmischer Sprache. (Kwěty.)

Ein neues Journal gibt in Zara Prof. **Franceschi** heraus. **La Dalmazia, Giornale letterario-economico intero agl' interessi della Provincia.** Preis des Jahrganges: 5 fl.

(Vorlesungen über slawische Sprache und Literatur) hält am Leutschauer Gymnasium der supplirende Prof. **Francisci**.

(Allg. Ztg.)

(Den Preis für die beste ungarische Oper,) welchen das Nationaltheater in Pesth ausgeschrieben hat, erhielt **Thern** für seine Belagerung von Tihány. (Pst. Tgbl. 30.)

(Die **Reguly**-Gesellschaft,) welche sich in Pest gebildet hat, zur Unterstützung des bekannten Reisenden Ant. **Reguly**, hielt am 26. Jänner ihre erste Sitzung.

(Ein literarisch-artistischer Verein,) **Concordia**, hat sich in Pest gebildet (nach dem Vorbilde der Wiener Concordia?) und hält wöchentlich Zusammenkünfte mit literarischen und künstlerischen Produktionen.

(Eine neue politische deutsche Zeitung) erscheint in Pest, unter der Redaktion der HH. Glatz und Jary (Treter).

(Styläbungen in polnischer Sprache) auf den galizischen Gymnasien, und pflichtmäßige Erlernung der polnischen Sprache durch die Theologen wurde von den galizischen Ständen erbeten, und wird (laut Landtagsabschied) bei der neuen im Werke befindlichen Organisation der Gymnasien in Bedacht gezogen werden.

(Deutsche allg. Ztg.)

(Ein literarischer Prämien-Verein) soll in Pest durch Frauen gebildet werden! Auf Subskriptionswegen sollen Prämien aufgebracht werden für literarische Werke, welche die Lektüre beim großen Publikum zu befördern, und den Anforderungen eines gebildeten Geschmackes zu entsprechen geeignet sind. (Pst. Tgbl.)

(Halm's Sampiero,) ins Polnische übersetzt, wurde am 14. Februar auf der Lemberger Bühne mit viel Beifall gegeben.

(Lesebl.)

Akademien und literarische Vereine.

Athenäum von **Treviso**. In der Sitzung am 6. Februar las Carl. nob **Avogaro** (v. M.) praktische Beobachtungen über die Schwämme, welche auf den Märkten der Provinz **Treviso** vorkommen.

(Gazz. di Venez.)

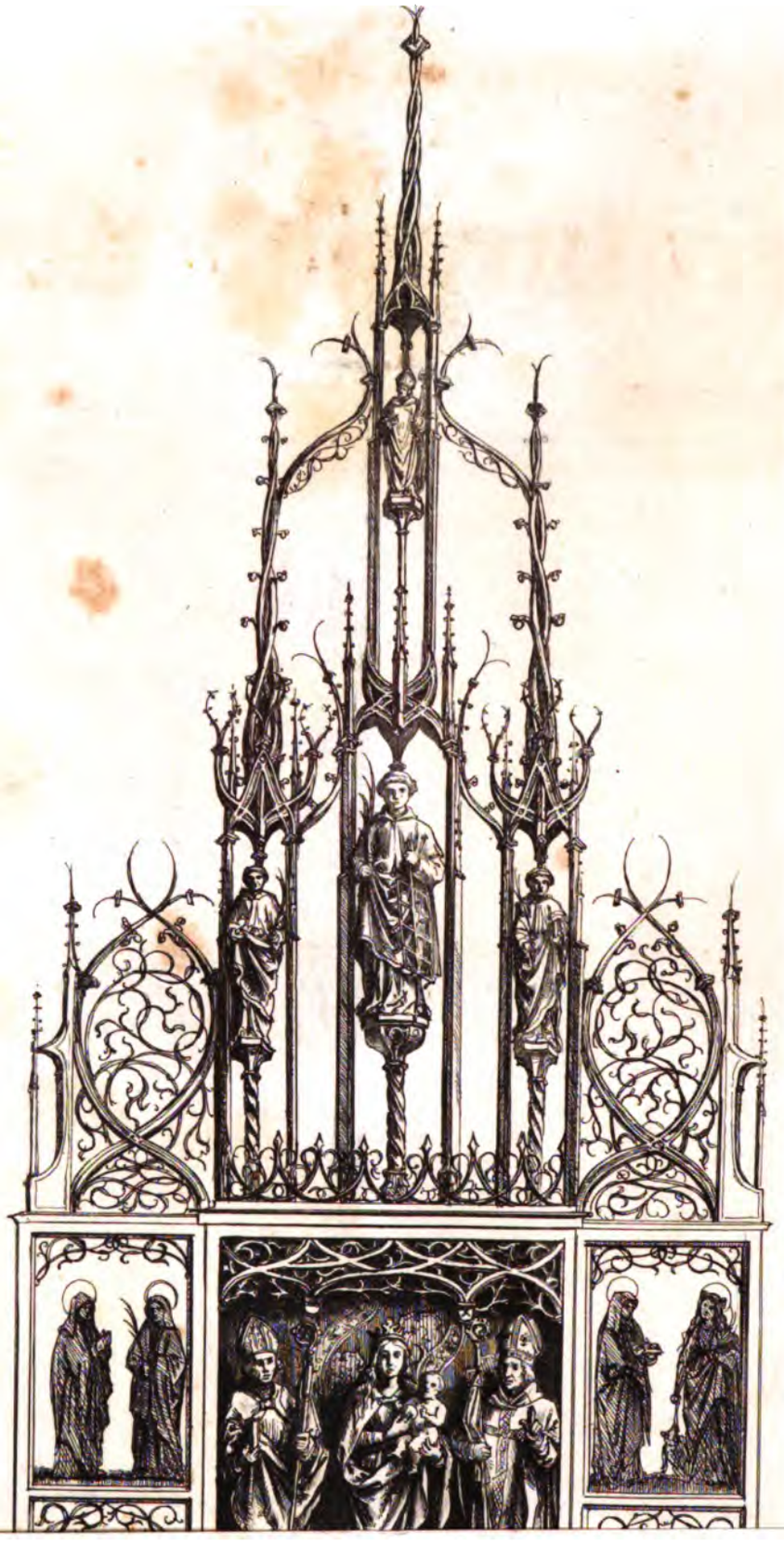
Athenäum von **Venedig**. Am 10. Februar las Prof. Alb. **Pasini** (v. M.) über ein vor Kurzem in **Ammiana** entdecktes antikes Marmorbild.

K. K. Akademie in **Padua**. Am 9. Jänner las Professer **Rafaele Minich** (v. M.) über die Geschichte der Mathematik im 18. Jahrhundert, und Dr. Anton **Galvani**, (v. M.) über den jetzigen Zustand Padua's in geografischer, industrieller und artistischer Hinsicht. — Am 23. Jänner las Prof. **Gius. Bernardi** (v. M.) über den verschiedenen und sich entgegengesetzten Weg, welchen Verstand und Gefühl nehmen bei fortschreitender Bildung der Völker; und Dr. Franz **Conti** las 2 Gesänge aus einem allegorischen Gedichte **Combattimenti e ricreazioni spirituali.** — Am 13. Februar las der Präsident **Conte la Rio** über eine Inaug. Dissertation Friedrich **Krushoph's** zu **Upsala 1763. De aquis supracaelestibus**; Dr. **Berti** über erratische Blöcke.

Die **Kisfaludy**-Gesellschaft zählte 1844 an Einnahme 1551 fl., Ausgabe 1177. Den Preis von 30 Dukaten erhielt P. **Bangó** und S. **Fonyad**, bisher unbekannt gewesene Namen. Die Sitzung am 6. Februar wurde mit einer Hymne von **Vörösmarty** beschlossen, die so gelungen ist, daß die Gesellschaft davon eine Auflage von 10,000 Exemplaren beschloß, um selbe zu verbreiten. (Ungar.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**



Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 1. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 39.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Schmid: Gluck's wahrer Geburtsort. — Sengschmitt: Ein Schreiben des Papstes Alexander VII. an den Grafen Niklas Zrinyi. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Mit dem heutigen Blatte wird die zweite Kunstbeilage ausgegeben, der **Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn**, nach der Natur gezeichnet und in Kupfer radirt von Jos. Bucher. Die Beschreibung desselben wird später nachgeliefert.

Ueber den wahren Geburtsort und die wahre Geburtszeit des berühmten Tonsetzers Christof Ritters von Gluck.

Von Anton **Schmid**, Kustos der k. k. Hofbibliothek.

Der Wahrheit ihr Recht —
Dem Verdienste seine Krone!
Altes Sprichwort.

Der in der neuesten Zeit aufgetauchte Irrthum, hinsichtlich des Ortes und der Zeit der Geburt unseres großen deutschen dramatischen Tonsetzers Christof Ritters von Gluck verdankt seinen unwillkommenen Ursprung der voreiligen, ohne weiterer Prüfung veranlaßten Veröffentlichung eines Taufscheins, welcher, sobald nur ein periodisches Blatt ihm den Kuß der Weihe gegeben hatte, sogleich auch in andern Blättern gastliche Aufnahme fand, und, mit den üblichen Geleitsbriefen versehen, schnell weiter befördert wurde.

Dieser irrthümliche Taufschein, dessen Entdeckung zu Neustadt an der Waldnab gewiß eine maßlose Freude erzeugt haben wird, erschien, meines Wissens, zuerst in der allgemeinen deutschen Bürger- und Bauernzeitung vom Jahre 1831, wanderte aus dieser ganz gemächlich von Blatt zu Blatt, und von Buch zu Buch, und wußte sich, durch sein urkundliches Ansehen, einen so sichern Eingang zu verschaffen, daß er, trotz den überzeugendsten Gründen und unumstößlichsten Beweisen, die man gegen die Wahrheit der Erscheinung aufzubringen bemüht war, fast unausrottbar ist, und mit seinem diabolischen Einflusse selbst die ehrenwerthesten Männer gefangen hält. Nur hie und da wagte es eine Stimme, gegen den falschen Demetrius ihre Zweifel zu erheben; allein diese Stimme wurde nicht beachtet, weil es ihr entweder an dem zum Kampf und zum Siege nöthigen Waffenvorrathe, oder an der diktatorischen Würde eines einflußreichen Wortführers fehlte.

Indeß — warum will man doch, auf die Gefahr eines bloßen Taufscheins hin (deren ich — man höre! — bereits fünf an der Zahl mit dem Namen Christof aus dem Gluckschen Stamme zur beliebigen Auswahl hätte beibringen können), die alten richtigern Angaben so vorschnell verwerfen, und dafür — zwar neue — aber ganz unrichtige (wie es bei Josef Haydn's Nationalhymne nicht minder der Fall war), mit Gewalt in das Gebiet der geschichtlichen Tonkunst einschwärzen? — Warum will man die Wahrheit von dem Throne stoßen, und dafür die Lüge — und noch dazu mit einer Art festlichen Pompes — als widerrechtliche Herrscherin einsetzen? —

Doch

„Das eben ist des Irrthums Fluch, daß er
Fortzeugend neuen Irrthum muß gebären." —

Aus der oben genannten Zeitung gerieth der falsche Taufschein zuerst in die k. baierische Hofzeitung des Jahres 1832, und von da in die baierischen Blätter für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, wo man in Nr. 21 desselben Jahres, wenigstens mit Beifügung einiger skeptischen Bemerkungen, welche den dortigen Angaben keinen unbedingten Glauben schenken wollen, auf der letzten Seite Folgendes liest:

„Gluck's, des großen Tonsetzers, Geburtsort und Geburtsjahr sind bisher verschieden angegeben worden. Nach Forkel, dem Leipziger Conversations-Lexikon, der **Biographie universelle** u. A. ist Gluck im Jahre 1714 in der obern Pfalz an der böhmischen Grenze, nach F. J. Lipowsky (b. M. Lex.) den 14. Februar 1712, in der obern Pfalz in einem nicht genannten, jedoch an Böhmens Grenze gelegenen Orte geboren. Gerber's neues Lexikon der Tonkünstler, Leipzig 1812, 2. Bd., S. 344 sagt: Gluck sei nach einem authentischen Taufschein 1714 zu Weidenwangen in der obern Pfalz geboren, wo sein Vater, wie Herr Dlabacz in der Statistik von Böhmen berichtet, Jägermeister beim Fürsten von Lobkowitz gewesen."

„Dagegen wird neuerlichst in der allgemeinen deutschen Bürger- und Bauernzeitung 1831, Nr. 47 folgender Auszug aus der Taufmatrikel von Neustadt an der Waldnab in der obern Pfalz mitgetheilt: **„25. Martii anno 1700 baptizatus est a me M. Andrea Dozler, Cooperatore, Joannes Christophorus, Joannis Adami Gluck venato-**

ris aulici et Annae Catharinae filius legitimus, tenente praenobili Domino Joanne Christophoro Pfreimbder de Bruckenthurn et Altensteinreith.“

„Hierüber wird folgende nähere Erläuterung beigefügt: „Se. Durchlaucht der Fürst Ferdinand von Lobkowitz, kaiserl. Prinzipalkommissair bei dem Reichstage zu Regensburg, hielt jährlich im Frühling, Sommer und Herbst zahlreichen Hof zu Neustadt an der Waldnab, damals Hauptort des im Jahre 1806 von dem Fürsten zu Lobkowitz an das Haus Baiern käuflich übergegangenen vormaligen gefürsteten Reichsgrafschaft Sternstein, wo der berühmte Tonsetzer Joh. Christof Gluck am 25. März (oder doch kaum mehr als einen Tag früher) 1700 geboren wurde (?). Sein Vater kommt in den Pfarrbüchern wohl noch öfter als Pathe und Trauungszeuge unter der Standesbenennung venator aulicus (Hofjäger), aber nie mehr als Vater vor. Sein Bruder Alexander Gluck starb als fürstlich Lobkowitz'scher Forstmeister zu Eisenberg in Böhmen.“ (?)

„Da Gluck's Hintritt im J. 1787 (am 15. November) erfolgte (die **Biographie universelle, T. 17, Paris 1814** macht hiebei die in unseren Tagen auffallender gewordene Bemerkung: **Gluck avait toute sa vie au Choléra-Morbus, et son Médecin n'y connaissait pas de plus puissant remède que de mettre sous clef tous ses instrumens**), so müßte dieser musikalische Reformator, der noch im J. 1786 bis zum Weinen in Leidenschaft und Feuer gerieth, wenn die Rede auf eine seiner Opern kam, volle 87 Jahre alt geworden sein.“

„Es wäre nun die Frage, welche von den beiden, so sehr von einander abweichenden Taufzeugschaften die eigentlich authentische sein mag. Die Kirchenbücher von Weidenwang und von Neustadt an der Waldnab werden leicht entscheiden lassen, ob wirklich einer der beiden Ortschaften, und welcher, die Ehre gebühre, der Geburtsort eines so ausgezeichneten Mannes gewesen zu sein.“

Dieser Aufsatz ging mit allen seinen Richtigkeiten und Unrichtigkeiten in die Nr. 56 der Wiener Zeitung vom J. 1832 über, und erschien im J. 1836 wieder in Lewald's Europa, welchem Blatte der falsche Taufschein nun zum wiederholten Male entlehnt, und von der Nr. 16 des Wiener musikalischen Anzeigers aus demselben Jahre als allerneueste Neuigkeit der Wiener Welt zum Besten gegeben wurde.

In dem ganzen, oben mitgetheilten Aufsatze sind — und zwar folgende Hauptdaten — durchaus falsch:

1. Der aus den Neustädter Kirchenbüchern gezogene Taufschein, insofern er unseren Gluck betrifft.

2. Die Angabe, daß Alexander Gluck (der Forstmeister) des Tonsetzers Bruder war, und

3. daß dieser Forstmeister zu Eisenberg gestorben sei.

Der als kunstsinniger Autografen-Sammler und musikalischer Schriftsteller rühmlich bekannte k. k. Hofkapellsänger und Hofkriegskanzellist, Hr. Aloys Fuchs, dem die liebe gute Sache der Wahrheit in allen Gebieten der Tonkunst, also auch in dem geschichtlichen, so sehr wie manchem andern echten Musikfreunde am Herzen liegt, war der Erste, welcher früher in der Leipziger allgem. musikalischen Zeitung 1832, Nr. 45, später in dem Wiener musikalischen Anzeiger, 1836, Nr. 16, und wiederum in der allgem. Wiener Musikzeitung, 1841, Nr. 164, gegen den falschen Taufschein mit Beweisgründen auftrat, denen die ihnen gebührende Beachtung und Berücksichtigung schon damals nicht hätte entzogen werden sollen: allein umsonst! —

Kein Blatt oder Werk, außer den erst genannten, hat es der Mühe werth gefunden, von diesen Berichtigungen Kenntniß zu nehmen, und das Resultat davon war, daß der Supplementband zu Schilling's Universal-Lexikon der Tonkunst, welcher dieselben als ein „**audiatur et altera pars**“ hätte in sich aufnehmen sollen, den Sauerteig des Irrthums von neuem aufwärmt und sich dabei mit einer solchen Zuversicht und Selbstgefälligkeit bewegt, daß es den Anschein gewinnt, als wollte man die nun einmal gefaßte Meinung sich durchaus nicht mehr entreißen lassen. Ja man spricht in jenem Artikel über unsern Gegenstand so apodyktisch gewiß, als könne der dort aufgestellte Satz in keinerlei Weise bestritten, umgestoßen, oder auch nur angefochten werden.

Der würdige Herr Pfarrer zu Neustadt an der Waldnab hat der guten Sache freilich einen namhaften Dienst zu leisten gewähnt, indem er der Welt einen Taufschein mittheilte, der von ihm für jenen des großen Tonsetzers gehalten wurde, eigentlich aber nur einen Verwandten desselben bezeichnet. Obschon diese an sich lobenswerthe Absicht nicht verkannt werden darf, so muß man doch an Jedermänniglich die Forderung stellen, daß solche Schriften, obschon auch sie zur Klasse der Urkunden gehören, dennoch einer genauen Prüfung zu unterwerfen sind, weil sie nur eine halbe Beweisfähigkeit besitzen, indem in großen Familien desselben Stammes (wie es Gluck's Geschlechtstafel weiter unten lehren wird, wo fünf Individuen mit dem Taufnamen Christof erscheinen) die Taufnamen oft wiederkehren, und daher nicht selten zu großen Irrungen Anlaß geben. **Exempla sunt odiosa.**

Der Unterzeichnete, welcher seit zehn Jahren so Manches, was Gluck's Verhältnisse betrifft, zu sammeln bemüht war, um einst eine Biografie des großen Mannes zu versuchen, sieht sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, den kritischen Faden noch einmal aufzunehmen, und gegen den erwähnten Supplementband und die Quellen, woraus derselbe seinen trübseligen Irrthum geschöpft hat, zu behaupten, daß es sich mit der Sache auf folgende Weise verhalte:

Der Tonsetzer Gluck ist wohl in der obern Pfalz, aber nicht zu Neustadt an der Waldnab, und nicht am 25. März 1700, sondern zu Weidenwang bei Neumarkt am 2. Juli 1714 geboren, und zwei Tage darauf getauft worden. Seine Eltern hießen nicht Johann Adam und Anna Katharina, sondern Alexander und Walburga.

Ich will nun die Beweise dieser Sätze, mit Würdigung der älteren Quellen, hiermit entwickeln. 1. Gibt schon Gerber in seinem alten Tonkünstler-Lexikon das Jahr 1714 als Gluck's Geburtsjahr an; allein wir müssen diese Angabe aus dem Grunde dahin gestellt sein lassen, weil der emsige Sammler seine Quelle nicht nennt. Derselbe Umstand tritt in einem noch weit höheren Grade bei **Laborde** und **Fétis** ein, welche gänzlich irre gehen und des kleinsten Anhaltpunktes ent-

behren. Man höre und bestaune, was der letztere in seiner **Biographie universelle de Musiciens** über Gluck's Ursprung sagt: „**L'Opinion la plus probable est qu'il reçût le jour le 14. Février 1712!**“ — Und weiter meldet derselbe: „**Son père dont on ignore la profession, étant allé se fixer en Bohème, y mourut bientôt après, laissant son fils, encore en bas âge, dans un état voisin de la misère.**“ — Wo doch der sonst ausgezeichnete Biograf seine Notizen hergenommen hat?! —

Entscheidender ist der Ausspruch des Prämonstratensers Adalbert Dlabacz in dessen Künstler-Lexikon für Böhmen (Prag 1815 in 4. Bd. I. Seite 469). Dieser emsige Forscher erhielt durch die Verwendung des gelehrten **Fortunat Durich**, nebst anderen, Gluck's Leben betreffenden Notizen, von der Witwe Marianna von Gluck eine Abschrift des Taufscheines ihres Gatten, welcher genau dieselben Angaben enthält, die ich im J. 1835 von einigen Verwandten des großen Gluck vernommen, aufgezeichnet und in dem später empfangenen Taufscheine selbst wieder gefunden habe.

Alle diese einem Taufscheine entlehnten Daten gewannen auch dann erst bei mir ihren vollkommenen Glauben, als ich mich in dem Besitze des Trauungsscheines unseres Tonsetzers sah, welchen ich, nach einem mehrjährigen mühevollen Aufsuchen in den Kirchenbüchern der zahlreichen Pfarreien der großen Residenzstadt Wien, endlich in der Vorstadt St. Ulrich aufzufinden das Glück hatte: denn nun konnte ich die Dokumente vergleichen, die Echtheit des Einen durch das Andere bestimmen und den Beweisen für meine Behauptungen weiter nachspüren. In beiden Aktenstücken, welche weiter unten folgen werden, sind die Namen der wahren Eltern Gluck's übereinstimmend aufgezeichnet, mithin diese Daten richtig. Also waren die in dem Neustädter Taufscheine genannten Eltern Johann Adam und Anna Katharina nicht die Eltern unseres Tonsetzers, sondern jene in dem Weidenwanger Taufscheine genannten Alexander und Walburga.

2. Zwar fand ich in Gluck's Trauungsscheine, den ich aus dem Pfarrbuche der Wiener Vorstadt St. Ulrich gezogen habe, den von dem Bräutigame Christof Gluck selbst angegebenen Geburtsort Neumarkt in der obern Pfalz: allein wenn man, von der Erfahrung geleitet, annimmt, daß Männer, welche in einem unbekannten Dorfe das Licht der Welt erblickt haben und nach ihrem Geburtsorte befragt werden, gewöhnlich die nächst gelegene Stadt als solchen nennen: so darf es eben nicht befremden, wenn Gluck, sei es aus Eitelkeit oder aus dem obigen geografischen Grunde, lieber die Stadt Neumarkt, denn das nur zwei baierische Chaussée-Meilen davon entlegene Pfarrdorf Weidenwang als seinen Geburtsort angegeben hat. Wenigstens geht aus diesem Umstande so viel hervor, daß Gluck nicht zu Neustadt-an der Waldnab geboren worden sei.

3. Einen giltigen Beweis für die Richtigkeit des Gluck'schen Geburtsjahres 1714 liefert auch die Todtenmatrikel der Pfarrkirche zu den Paulanern in der Wiener Vorstadt „die Wieden,“ und die genau damit übereinstimmende Todtenliste der Wiener Zeitung vom J. 1787, wo es an beiden Orten klar ausgesprochen ist, daß unser Gluck am 15. November 1787 im 73. Jahre seines Alters gestorben ist.

4. Erhielt ich durch hohe Verwendung Sr. Excellenz des hochgebornen Hrn. Grafen Moriz von Dietrichstein, meines erhabenen Amts-Chefs, auf ämtliches Einschreiten Einer hohen königl. baierischen Gesandtschaft am k. k. österr. Hofe von dem königl. baierischen Landrichter zu Neustadt an der Waldnab, dem wohlgebornen Hrn. Freiherrn von Liechtenstern, welchem ich, nächst der genannten hohen Gesandtschaft, die meinem Ansuchen um den wahren Taufschein Gluck's ein gnädiges Ohr geliehen hat, zum innigsten Danke verpflichtet bin, außer dem erbetenen legalisirten Taufscheine noch andere, die Familie Gluck's betreffende, aktenmäßige, aus Ehe-, Kaufverträgen und Brief-Protokollen bestehende Mittheilungen, welche, verbunden mit den bereits erwähnten Dokumenten und den in meinem Besitze befindlichen Vormerkungen aus Familien-Papieren und des Tonsetzers Verlassenschafts-Abhandlung mich in den Stand setzen, die dokumentirten Beweisesbeilagen für den wahren Geburtsort, die wahre Geburtszeit und die wahren Eltern des Letztern hier auf einander folgen zu lassen. Sie sind:

A. Der echte nun in meinen Händen liegende Taufschein nebst dem eines jüngeren Bruders. Sie lauten:

Auszug

aus dem Geburtsregister der k. Pfarrei Weidenwang von den Jahren 1714 und 1716.

	Baptizatus.	Parentes.
1. Baptizans. Simon Pabst. 4. Julii 1714.	Christophorus Willibaldus.	Alexander Gluck uxor Walburga venat.
2. Simon Pabst 11. April 1716.	Christophorus Antonius.	Alexander, uxor Walburga.

Levantes.

1. Christoph Fleischman hospes in Weidenwang.
2. Christoph Fleischman uxor Maria pistor W.

Daß obiges wortgetreu aus den Taufbüchern entnommen sei, bestätiget

Weidenwang den 30. März 1842.

(Das Pfarr-siegel.) K. Wath. Pfarramt.

Die Echtheit vorstehender Ausfertigung des k. baierischen Pfarramtes Weidenwang und des beigedruckten Siegels bezeugt

Wien den 2. April 1844.

Die k. baier. Gesandtschaft am k. k. österr. Hofe.

(Das k. Gesandtschafts-siegel.) Der k. Legationssekretär. Von Wich-Reuth. m. p.

Aus diesem Taufscheine, dem zum Überflusse noch jener eines andern, um zwei Jahre später gebornen Bruders beigefügt wurde, ersieht man, daß der Tonsetzer Gluck am 4. Juli des J. 1714 getauft worden ist, und daß die in demselben angeführten Eltern genau dieselben sind, welche der Pater Dlabacz angegeben hat.

B. Der Trauungsschein unseres Tonsetzers. Er ist folgender:

„Ich Endesgefertigter bezeuge hiermit, daß der Wohledelgeborne Hr. **Christophorus Gluckh**, led. Standes, gebürtig von Neumarkt aus der obern Pfalz, Sohn des Wohledelgebornen Hrn. **Alexander Gluckh**, gewesten Forstmeisters bei Ihro Durchlaucht der Großherzogin von Toskana, und Fr. Anna Walburga, dessen Ehe-Consortin, beide sel. ehelich erzeugter Sohn; nimmt zur Ehe die Wohledelgeborne Jungfr. Maria Anna Pergin, wohnhaft im Lauranischen Hause am Oberneustift, gebürtig allhier, des Wohledlen Hrn. Josefi Pergin, gewesenen vornehmen Negotianten allhier, sel. und Frau Maria Theresia dessen Ehewirthin, noch im Leben, erzeugte Freyle Tochter, und ist mit derselben den fünfzehnten September im Jahre Ein tausl. sieben hundert fünfzig (den 15. Sept. 1750) mit Dispensation vom Hochw. Hrn. **P. Aemilian**, Pfarr-Coop. in Gegenwart des Hrn. **Johann Peter Sorosina**, Agent d. Wellischen Rathes, und Franz Xav. von **Consin**, Jur. u. Doctor, und d. Josef **Salliet**, k. k. Merkantil-Rathes, als Zeugen und Beistände dem christkath. Gebrauche gemäß getraut worden.

Urkund dessen meine ämtl. Fertigung.

Wien, Pf. St. Ulrich, den 23. Dez. 1844.

(Das Pfarr-siegel.) Heiurich Münzer m. p.
Pfarrer.

Aus diesem Trauungsscheine ist ersichtlich, daß der Tonsetzer Gluck nicht zu Neustadt an der Waldnab geboren worden sei, und daß dessen Eltern nicht die in dem Neustädter Taufscheine genannten, sondern die vom Pater Dlabacz in Übereinstimmung mit dem Weidenwanger Taufscheine angeführten seien.

Wegen der, in dem so eben mitgetheilten Trauungsscheine als Glucks Heimatsort vorkommenden Stadt Neumarkt habe ich bereits oben meine Ansicht eröffnet.

C. Ein für unsern Tonsetzer ausgestelltes Lebenszeugniß.

In der neuesten Zeit brachte der oben erwähnte Hr. Aloys Fuchs noch ein höchst interessantes, unserem Zwecke dienendes Original-Dokument bei, das derselbe sammt andern Autografen aus Paris erhalten hat. Es ist dieses ein sogenanntes, von dem damals am Wiener Kaiserhofe befindlichen königlich-französischen Botschafter Hrn. **Marquis de Noailles**, auf Ansuchen Glucks ausgestelltes Lebenszeugniß, womit unser Tonsetzer wahrscheinlich die für die wiederholten Aufführungen seiner Opern fällig gewordenen Tantièmes zu beheben gesonnen war oder wirklich behoben hat. Es ist folgenden Inhaltes:

(Das königl. französische Wappen.)

„NOUS EMMANUEL-LOUIS, Marquis de Noailles, Maréchal des Camps et Armées du Roi, Chevalier des Ordres Royaux, Militaires et Hospitaliers de St. Lazare et de Notre-Dame de Mont-Carmel, Gouverneur de Vannes et Aurai, premier Gentilhomme de la Chambre de MONSIEUR, Frère du Roi, Ambassadeur Extraordinaire de France, près de Sa Majesté l'Empereur, Roi de Hongrie et de Bohème.

CERTIFIONS à tous ceux à qui il appartiendra que *Christophe Gluck, né le deux Juillet mil sept cent qualorze, Compositeur et Directeur de la Musique de S. M. I. demeurant en cette ville rue de Carinthie paroisse S. Etienne* .... est actuellement vivant, pour s'être présenté aujourd'hui devant Nous, à l'effet d'obtenir le présent Certificat de vie, qu'il a signé avec Nous. En foi de quoi Nous lui avons délivré les présentes, contresignées par l'un de Nos Secrétaires et munies en marge du Sceau de Nos Armes.

Fait à Vienne, en Notre Hôtel, *le huit Octobre* mil sept cent quatre-vingt cinq.

(Wappen des Marquis de Noailles.) ***Le Mrs. Noailles* m. p.**
Par son Excellence
***La Quiante* m. p.**

gratis ***Christoph Gluck* m. p.**

Auf der Kehrseite dieses Zeugnisses liest man noch folgende geschriebene Bestätigung:

„Certifié véritable à Paris le vingt neuf Octobre mil sept cent quatre-vingt cinq."

***J. Rillet* m. p.**

Dieses Dokument, zu dessen Erwerbung unserem emsigen Autografen-Sammler Hrn. Alois Fuchs ein überaus glücklicher Zufall verholfen hat, wurde der musikalischen Welt in der Wiener Musik-Zeitung des Jahres 1844 Nr. 42 eiligst mitgetheilt, und dürfte vollkommen hinreichen, den Schlußstein der Beweise für den wahren Geburtstag unseres Glucks zu bilden, jeden ferneren Zweifel in dieser Sache niederzuschlagen, und durch des Tonsetzers eigenes Geständniß mit authentischer Bestimmtheit darzuthun, daß dieser berühmte Meister der Töne zwei Tage vor dem Empfange der heil. Taufe, und zwar am 2. Juli 1714 geboren worden sei.

D. Glucks Todtenschein.

Auch diesen habe ich ämtlich heben lassen, und theile ihn hier wörtlich mit:

Tom. I. Col. 200.

Todtenschein.

Endesgefertigter bezeuget hiermit, daß der hochwohlgeborne Herr Christof Ritter von Gluck, k. k. Hofkompositeur, katholisch, 73 Jahre alt, in hiesiger Pfarre auf der Wieden, Nr. 74, am Schleimschlag am fünfzehnten November Eintausend Siebenhundert Achtzig und Sieben (15. November 1787) gestorben und auf dem Friedhofe zu Matzleinsdorf nach christkatholischem Gebrauche am 17. November 1787 beerdigt worden ist.

Von der l. f. Pfarre Wieden.

Wien, den 22. Dezember 1844.

(Das Pfarr-siegel.) Joh. Nep. Lindner m. p.
Pfarrer.

Dieser Todtenschein liefert, in Übereinstimmung mit dem Weidenwanger Taufscheine und der Angabe des Pater Dlabacz den Beweis für die Richtigkeit des von uns bereits angegebenen Geburtsjahres unseres Tonsetzers.

E. Als eine, nunmehr zwar überzählige, jedoch höchst merkwürdige, und Glucks Verehrern gewiß nicht unwillkommene Beweises-Zugabe, daß unser Tonsetzer nicht jener, im J. 1700 zu Neustadt an der Waldnab geborene Joh. Christof Gluck, sondern dessen Neffe sei, mag folgende Geschlechtstafel der Familie dieses Namens zeigen, und zugleich den Reigen meiner Beweise schließen:

Diese Geschlechtstafel ist um so authentischer, als dieselbe theils nach den, mir durch Eine hohe königl. baierische Gesandtschaft von dem Herrn Landrichter zu Neustadt an der Waldnab zugekommenen Kauf-, Ehe-Verträgen, und Briefprotokollen, theils nach den von mir gesammelten Vormerkungen aus Familien-Papieren, Kirchenbüchern und Verlassenschafts-Akten mit gewissenhafter Genauigkeit zusammengestellt worden ist, und daher nur dasjenige bietet, worüber ich die sichersten Erhebungen zu machen im Stande war.

Die erste Spur des Gluck'schen Stammes findet sich zu Neustadt an der Waldnab bereits im J. 1649.

Es wurde nämlich am 29. Jänner dieses Jahres ein Melchior Gluck, welcher Musquetier in einem churbaierischen Regimente gewesen war, mit Katharina, Tochter des Peter Kreuzer aus Frauenberg *) (vermuthlich im Pilsner Kreise Böhmens auf der gräfl. Kolowrat'schen Herrschaft Großmaierhöfen an der baierischen Grenze bei Waidhaus) zu Neustadt getraut. Diesem Ehebündniß entsproß am 14. November desselben Jahres ein Sohn Namens Johann Niklas. Der nun folgende, im J. 1650 geborne Johann Adam Gluck, wahrscheinlich der zweite Sohn aus der Ehe dieses Kriegers, ist unsers Tonsetzers Großvater.

Johann Adam Gluck,

fürstlich Saganischer Hofjäger und Bürger zu Neustadt an der Waldnab, gestorben den 9. Jänner 1722 im 73. Jahre seines Alters, erzeugte folgende Kinder:

In erster Ehe mit Anna Maria N... vom Jahre 1678 bis 1687.

1. Maria Ottilia.
2. * Alexander.
3. Katharina.
4. Georg Christof.

In zweiter Ehe mit Anna Katharina, geb. Blödt (gestorben den 26. Jänner 1701), vom Jahre 1688 bis 1701.

1. Leopold, Förster in Ungarn.
2. Eine Tochter, verehelicht an Gottfried Werner, Jäger zu Raudnitz in Böhmen.
3. Georg Christof, Hofjäger zu Raudnitz.
4. Ein ungenanntes Kind.
5. Johann Christof, geb. im Jahre 1700, der irrthümlich für den Tonsetzer gehaltene Gluck.

* Alexander Gluck

kam im J. 1717 von Weidenwang als Waldbereiter in die Dienste des Grafen von Kaunitz nach Neuschloß bei Böhmisch-Leippa im Leitmeritzer Kreise Böhmens, gelangte nach einigen Jahren von da als Forstmeister des Grafen von Kinsky nach Böhmisch-Kamnitz, wurde dann Forstmeister des Fürsten von Lobkowitz zu Eisenberg und starb endlich als solcher im Dienste der Großherzogin von Toskana zu Reichstadt. Als der Tonsetzer Gluck im J. 1750 sich verehelichte, war sein Vater Alexander bereits mit Tode abgegangen. Dieser Alexander Gluck war demnach nicht des Tonsetzers Bruder, und starb weder zu Eisenberg, noch im Jahre 1770, wie es in dem Eingangs angeführten Aufsatze lautet, sondern zu Reichstadt und noch vor dem J. 1750 (nach Dlabacz im J. 1747).

Alexander Gluck

erzeugte mit Anna Walburga folgende Kinder:

1. Christof Willibald, geb. zu Weidenwang in der obern Pfalz am 2., getauft am 4. Juli 1714, kam im 3. Jahre seines Alters nach Böhmen, erhielt dort Unterricht und Bildung, und blieb in diesem Lande so lange, bis er über Wien nach Italien reiste, um dort die ersten Lorberreiser seines Ruhmes zu brechen. Im J. 1748 finden wir ihn wieder in Wien, wo er sich seßhaft machte, verehelichte, und nur von Zeit zu Zeit Kunstreisen nach Italien, und später auch nach Frankreich unternahm. Die große Kaiserin Maria Theresia ernannte ihn zum k. k. Kompositeur mittelst Dekret vom 18. Oktober 1774 mit einem Gehalte von 2000 fl. Seine Ehe mit Marianna, geb. Pergin (gest. 1800) blieb kinderlos. Gluck starb als k. k. Hofkompositeur am 15. November 1787, wie sein Großvater, im 73 Altersjahre.

2. Christof Anton, getauft zu Weidenwang den 11. April 1716, starb vermuthlich sehr früh.

3. Franz, gewesener herrschaftlicher Forstmeister in Böhmen, lebte mehre Jahre in Wien.

4. Karl, Oberjäger zu Baumgarten in Nieder-Österreich, hinterließ bei des Tonsetzers Tode fünf Kinder; von zweien derselben sind mir noch Söhne und Enkel bekannt.

5. Alexander, Beamter im k. k. Mehl- und Aufschlag-Amte, starb den 7. Juni 1795 in Wien auf der Landstraße in dem Alter von 60 Jahren.

6. Eine Tochter, verehelichte Kramer, hinterließ bei Glucks Tode drei Kinder.

7. Eine Tochter, verheiratet an einen Husaren-Rittmeister, Namens Klaudius Hebler. Die einst berühmte Sängerin Fräulein Marianna von Gluck, welche von Dr. Burney in seinem Reise-Tagebuche verewigt und von ihrem Oheime Christof von Gluck adoptirt worden ist, und deshalb nie den Namen ihres leiblichen Vaters geführt hat, war ein Sprößling dieser Ehe. Sie starb im J. 1776 in dem zarten Alter von 16 Jahren an den Blattern.

Aus dieser Tabelle läßt sich leicht ersehen, wie sehr man irre ging, als man Glucks Vater in dessen Bruder, und

*) Es kann wohl auch eines von jenen Orten Namens Frauenberg gemeint sein, deren es im K. Baiern acht an der Zahl gibt.

*) Von diesen Kindern blieb nur Alexander am Leben, und dieser war des Tonsetzers Vater.

Glucks Großeltern in dessen Eltern umwandelte, und dem großen Künstler den wohlerrungenen Lorber entriß, um damit die Schläfe eines unberühmten Oheims zu schmücken.

Dieser Umstand mag allen denen zur Warnung dienen, welche den ersten besten Taufschein ohne weitere Kriterien zur Führung eines Hauptbeweises benützen, und damit den Keim zu einem historischen Falsum legen, welcher, wenn er einmal Wurzel gefaßt hat, schnell emporwächst, und dann seine Äste immer weiter und weiter verbreitet, bis er die geschichtliche Wahrheit unter seiner Überrankung erstickt hat.

Der Herr Landrichter zu Neustadt an der Waldnab hält (in seinem Berichte an die königl. Regierung der Oberpfalz und von Regensburg in causa unseres Gluck) die aus Wien (das ist von mir) verlautenden Vermuthungen, Gluck sei im J. 1714 zu Weidenwang in der obern Pfalz geboren worden, deshalb für durchaus ungegründet, weil es nur ein Weidenwang in Baiern, nämlich jenes im königl. Landgerichte Beilagries gibt, wo sich wohl eine Jägerfamilie Glück, aber nicht Gluck, um das genannte Jahr aufhielt, und daß dieser Ort von der böhmischen Grenze weit entfernt liege.

Darauf kann ich nur Folgendes erwiedern:

1. Die über Glucks Geburtsort und Geburtszeit aus Wien verlauteten, der königl. baierischen Gesandtschaft von mir unterbreiteten Punkte waren keine Vermuthungen, sondern Beweise, welche zum Theil aus den, auf Glucks Taufschein basirten Angaben des Pater Dlabacz, zum Theil aus dem Trauungsscheine Glucks, ferner aus dessen Todtenscheine, und endlich aus ebendesselben Geschlechtstafel bestanden, welche letztere ich nach den mir vorgelegenen Aktenstücken genau entworfen habe. Diese Beweise sind authentisch und um so rechtskräftiger, als sie in den wesentlichsten Theilen miteinander vollkommen übereinstimmen. Die einzige, darin vorkommende Abweichung, daß Gluck bei der Trauung die Stadt Neumarkt als seinen Geburtsort bezeichnet hat, glaube ich weiter oben hinlänglich motivirt zu haben.

2. Bedarf es, meines Erachtens, nicht zweier Orte, Namens Weidenwang, sondern nur desjenigen, in welchem Gluck das Licht der Welt erblickte, und dieses ist das, in dem Landgerichte Beilagries unweit Neumarkt in der obern Pfalz gelegene Pfarrdorf, woher wir nun auch den genuinen Taufschein empfangen haben, obschon man denselben zu Neustadt an der Waldnab als solchen anzuerkennen nicht geneigt ist.

3. Auch die, in den Weidenwanger Kirchenbüchern vorkommende Namensbezeichnung Glück statt Gluck kann hier gegen die Echtheit des dortigen Taufscheines nichts beweisen; denn in dem, durch die Gnade der königl. baierischen Gesandtschaft empfangenen Taufscheine finde ich auf dem Buchstaben u des Namens Gluck weder zwei Strichlein, womit der Deutsche das ü, noch ein Schlinglein, womit er das u gestaltet, sondern ein Zeichen, das einem senkrechten Häkchen in folgender Gestalt ≥ ähnlich ist. Dieser an sich geringfügige Umstand erzeugt in mir die Meinung, daß diese Art der Bezeichnung weiter nichts als entweder ein Schreibfehler oder eine alte Schreibmanier sei. In jener Zeit war übrigens auch die Orthografie noch keineswegs so konsequent ausgeprägt, wie heut zu Tage und die Unrichtigkeit der damaligen deutschen Schreibart erstreckte sich selbst auf die Eigennamen, welches zahllose Urkunden beweisen. So liest man in den, die Gluck'sche Familie betreffenden Dokumenten die Namens-Varianten: Kluckh, Kluck, Gluckh und endlich Gluck. Soll man deshalb glauben, daß diese Schreibarten eben so viel verschiedene Familien bedeuten?

4. Es ist wahr, daß Neustadt a. d. W. der böhmischen Grenze viel näher als Weidenwang liegt, allein ich zweifle sehr, daß irgend Einer der früheren Biografen Gluck's sich die Mühe gegeben habe, auf der Charte zu erforschen, wie weit denn eigentlich Glucks Geburtsort von der genannten Grenze entfernt sei. Einem von diesen Herrn ist es eingefallen, sich des Ausdruckes: „unweit der böhmischen Grenze" zu bedienen, und die Andern schrieben es getreulich nach, und so mag — vielleicht durch eine hingeworfene Äußerung des Tonsetzers zuerst selbst — diese nichts beweisende Angabe entstanden sein.

5. Spricht selbst der Umstand, daß der Weidenwanger Gluck auch ein Jäger war, für unsere Sache, indem die ganze Gluck'sche — mit nur wenigen Ausnahmen — eine große Jägerfamilie gewesen ist.

Es verlautet zugleich aus Neustadt a. d. W., daß der im J. 1700 geborne Johann Christof Gluck (des Tonsetzers Oheim) sich nach Regensburg begeben habe, ob aber derselbe dort geblieben und erzogen worden sei, und welche bürgerliche Stellung er in jener Stadt erlangte, ist bis jetzt noch unbekannt. Wahrscheinlich hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet, weil, wie der Nachtrag zum Supplementbande des Schilling'schen Universal-Lexikons der Tonkunst uns meldet, das dortige Klerikal-Seminar einst sein Bildniß bewahrte, welches jedoch, neueren Nachrichten zu Folge, dort nicht mehr vorhanden ist. Wo der Tonsetzer selbst Erziehung und Bildung erhielt, ist bereits oben in seiner Geschlechtstafel gesagt worden.

Aber auch das Lebensalter, welches aus dem falschen Taufscheine hervorgeht, liefert einen Beweis gegen die Echtheit desselben. Hätte unser Gluck schon im J. 1700 das Licht der Welt erblickt, so würde er freilich das hohe Alter von 87 Jahren erreicht haben. Obschon dieses bei normalen Körperzuständen eben nichts Seltenes ist, so müßte man es doch für ein außerordentliches, unwahrscheinliches, ja unglaubliches Ereigniß halten, daß Gluck in dem Greisenalter zwischen 70 und 80 Jahren, wo die Kräfte der Fantasie nicht allein, sondern einer jeden fysischen und geistigen Thätigkeit erlahmen, gerade seine größten Meisterwerke und das allergrößte (die Iffigenia in Tauride) zuletzt geschrieben haben sollte.

Ist die Wahrheit unserer Sätze hiermit hergestellt, so feiere man von nun an nicht mehr den 25. März als den Geburtstag eines Mannes, der wider Willen zu einer Ehre gelangte, die nicht ihm, sondern einem Andern gebührt und deren unwürdig zu sein, dieser Andere gewiß öffentlich bekennen würde, wenn er noch unter den Lebenden wäre; man feiere den 2. Juli als den Aufgangstag jenes hervorragenden Gestirns, welchem wir so viele der herrlichsten lyrisch-dramatischen Schöpfungen verdanken!

Wohl mag es die gute Stadt Neustadt an der Waldnab tief schmerzen, wenn sie den Ruhm, die Wiege des großen

Tonsetzers gewesen zu sein, sich entziehen, und ihn auf einen andern, unbedeutenderen Ort der obern Pfalz übertragen sieht; allein der Wahrheit gebührt — auch unter Freunden — ihr Recht, **majorem habere veritatis quam amicitiae rationem necesse est** — und die aufgestellten Beweise dienen lediglich dazu, dieses ihr, durch mehr als dreizehn Jahre (nämlich seit der ersten Veröffentlichung des unrechten Taufscheines) entzogene Recht wiederherzustellen und dadurch gleichsam eine **Restitutio in integrum** zu bewirken.

Mag auch Böhmen darauf stolz sein, Christof von Gluck, den Heroen der dramatischen Tonkunst, erzogen und gebildet, Österreichs Residenzstadt sich hoch erfreuen, in demselben einen ihrer ausgezeichnetsten Bürger besessen und verehrt zu haben; so wird Gluck dennoch ein geborner Oberpfälzer und somit auch die Zierde eines deutschen Königreiches bleiben, in welchem der Wissenschaft und Kunst täglich neue Tempel errichtet werden.

Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt! —

Ein Schreiben des Papstes Alexander VII. an den Grafen Niklas Zrinyi.

Fast fünfzig Jahre nach dem vom Erzherzoge Mathias am 11. November 1606 mit den Türken geschlossenen Waffenstillstand zu Sitvatorok, der im Laufe der Jahre zu wiederholten Malen erneuert worden war, war durch den Fürstenwechsel in Siebenbürgen, indem nach Ragoczys Tode im J. 1660 die Pforte gegen den von Österreich begünstigten Janos Kemeny den Michael Apafi unterstützte, die Veranlassung zu einem neuen Türkenkriege gegeben, der auch im J. 1663 durch den Heereszug, welchen der Großvesir Achmet Kiuprili bei Essek über die Drau unternommen, zum Ausbruche kam. Da zwischen den übrigen europäischen Mächten der Friede hergestellt war, so nahmen fast Alle an dem Feldzuge gegen den Erbfeind der Christenheit lebhaften Antheil. Zu dem Heere, welches Kaiser Leopold I. aus den Erbländern aufgeboten, hatte nebst dem deutschen Reiche auch Frankreich unter Coligny und Feuillade Hilfstruppen gestellt, Venedig und Genua, Toskana, Mantua und Spanien unterstützten den Kaiser mit Geld, der Papst gestattete eine Besteuerung der Kirchengüter. Mit erwartungsvollen Blicken richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit nach dem Kriegsschauplatze. Wohl mußte sich daher ein Mann, der bei dieser Gelegenheit eine der festesten Stützen seines hart bedrängten Vaterlandes ward, nicht nur einen unsterblichen Namen, sondern auch den Dank Aller erwerben, denen ein für die christlichen Heere günstiger Ausgang des Krieges am Herzen lag. Ein solcher Held war Graf Niklas Zrinyi, Ban von Kroatien und Urenkel des unvergeßlichen Helden von Szigeth. Er hatte schon vor dem Ausbruche dieses Krieges den Türken in vielen Streifzügen Abbruch gethan, mit unglaublicher Schnelligkeit, da wo die Mur in die Drau mündet, eine Grenzfestung erbaut (Serinwar) und nachdem er Fünfkirchen, das in türkischen Händen war, verbrannt hatte, zerstörte er die vom Sultan Soleiman erbaute herrliche Essekerbrücke, um dem Feinde den Beginn des im Frühjahre 1664 neu zu eröffnenden Feldzuges zu erschweren. Für so viele rühmliche Thaten nun sandte Papst Alexander VII. dem Helden geweihte Geschenke, welche jedoch in dem folgenden dieselben begleitenden Originalschreiben nicht namentlich angeführt sind, sondern dieserhalb auf eine andere Urkunde hingewiesen ist, deren gegenwärtiges Nochvorhandensein, so wie ihr etwaiger Aufbewahrungsort dem Einsender dieses Schreibens unbekannt ist.

Das folgende päpstliche Schreiben, welches sich im Archive des Benediktinerstiftes zu den Schotten in Wien befindet, ist auf ein 16 Zoll breites und 10 Zoll hohes Blatt feinen Pergamentes mit schönen lateinischen Lettern geschrieben. Von oben nach unten ist das Blatt viermal, sodann von einer Seite zur andern dreimal gebrochen und zusammengefaltet, so daß es bei der Zartheit des Pergamentes die Form und Dicke eines gewöhnlichen Briefes erlangt. So gefaltet ist es gegen den linken Rand hin der Quere nach mit einem etwas über Ein Zoll breiten Schnitte versehen, der durch alle auf einander liegenden Streifen des Briefes geht, und durch welchen ein Pergamentband gezogen und an der Rückseite mit einem Siegel von rothem Wachse verschlossen war. Die Zeit hat leider das Siegel gänzlich vernichtet, jedoch die deutlichsten Spuren seines ehemaligen Bestandes hinterlassen.

Auf der Vorderseite des zusammengefalteten Briefes ist zu lesen:

Dilecto Filio Nobili Viro Comiti Nicolao Sirinio Croatiae Banno.

Von Innen lautet das Schreiben:

ALEXANDER PP VII.

Dilecte Fili Nobilis Vir, salutem et Apostolicam benedictionem. Insigni Virtuti, et incomparabili fortitudini Nobilitatis Tuae, quae | Sanctae fidei pro uirili tuendae se penitus addixit, atque deuouit, illustria quaeque Pontificiae Caritatis documenta plane de- | bentur. Etenim nullum his tam difficilibus Reipublicae Christianae temporibus è Germania nuncium audimus | sine aliquo praeclaro benefacto Tuo, quod omnes omnium uoces, laudesque concelebrent; adeo ut uel hominis unius fa- | ma et ipsi Ottomanorum potentiae timorem incutere, et Orbi Christiano spem, et animos addere uideatur. Age igi- | tur Dilecte fili rectâ coeptum ad ueram, et perennem gloriam iter constanter urge certus nulla alia Te ratio- | ne melius, et facilius quà nomen inclytum Terris Vniuersis commendare, quà Coelesti Patriae Te ipsum asserere | posse, cum praesertim plures alios ad eiusdem pietatis egregium decus prouoces, ac inflammes; inter quos excellit prae- | stantissimus Vir, Comes Petrus frater uere Germanus Tuus, quem cum omni Domo Religiosissima Tua praecipuo Pa- | ternae uoluntatis affectu complectimur, et in Sancti Petri protectionem et Clientelam animo peramanti recipimus. | Coeterum amoris nostri pignus munuscula quae mittimus accipe, exigua illa quidem, sed sacris benedictionibus, et | Indulgentijs, quas Diploma declarabit, praetiosiora facta. Porro Deum exercituum enixè precamur, ut Nobili- | tati Tuae strenue praelianti praelia sua Omnipotenti dextera usque praesto esse uelit; In quam profecto rem conati- | bus aeque pijs ac generosis Tuis Apostolicam benedictionem ex omni Corde Largimur.

Datum Romae apud Sanc- | tam Mariam Maiorem sub Annulo Piscatoris. Die XIX. Aprilis MDCLXIIII | Pontus Nostri Anno Decimo.
J. Florentin.

Anmerkungen: Die senkrecht gezogenen Striche bedeuten den jedesmaligen Schluß einer Zeile im Originale.

Graf Peter Zrinyi, dessen im Briefe Erwähnung geschieht, nahm in der Folge Antheil an der Verschwörung der Magnaten gegen den König, und wurde im Jahre 1671 zu Wiener Neustadt mit dem Schwerte hingerichtet.

Die päpstlichen Geschenke bestanden wohl, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, aus geweihten Waffen.

Berthold Sengschmitt,
Archivar des Stiftes Schotten.

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Kunst-Akademien und Vereine.

(Der Salzburger Kunstverein 1844.) Einnahme: 4368 fl. durch 727 Aktien; für 3961 fl. Kunstwerke angekauft. (Sonntagsbl.)

(Die Kunstgesellschaft Schallerianum) in Salzburg versammelt sich Donnerstags. Vorträge über Kunst und Kunstwerke, Vorzeigung von werthvollen Stichen; Mittheilung artistischer Nachrichten. (Sonntagsbl.)

Warum hat Wien noch nichts Ähnliches?

(Der Herrmannstädter Musikverein) zählte 124 ausübende, 200 unterstützende, 19 auswärtige Ehren-Mitglieder. Er unterhielt 4 Schulen für Elementar-Gesang, für Mädchen-Chor-Übung, Sologesang für Mädchen, Violine, und gab jährlich 6 Konzerte. 1820 fl. 33 kr. Vermögen. (Siebenb. Bothe.)

(Der Wiener Chor-Regenten-Verein) 1843 gegründet, zählte 1844: 86 Mitglieder, 1394 fl. 6 kr. jährliche Beiträge, 1500 fl. Gründungsbeiträge, 16,000 Pensionskapitalien der Lebensversicherungsanstalt. (Wien. Ztg.)

Unterrichtswesen.

Elementarschulen in der Lombardie 1842—43. Schulfähig: 350,255 Kinder, 177,125 Knaben, 170,130 Mädchen, in 2227 Gemeinden, mit 2239 Schulen für jene, 1633 für diese. (Nur 22 Gemeinden hatten also keine Knabenschulen) 2230 Wiederholungsschulen für Knaben. 60 Konvikte mit 2199 Knaben, 103 für 11448 Mädchen.
(Aus dem Moniteur univ. Sonntagsbl. 5.)

Über die praktische Ausbildung der Juristen theilt die Transilvania 14 ein Bruchstück des Gutachtens der Professoren an der sächsischen Rechtsschule mit. Es lautet dahin, daß es an Einrichtungen fehle, welche den Zusammenhang des theoretischen Unterrichtes mit der Wirklichkeit, den Forderungen und Bedürfnissen des Lebens, veranschaulichten, und auf solche Weise die Verbindung der Schule mit dem Leben vermittelten.

Eine Lehranstalt für Leibesübungen wurde am 3. März in Herrmannstadt eröffnet von K. Badewitz, Turn- und Fechtlehrer (aus Berlin).

Ein großartiges Legat machte F. v. Farkas, Probst zu Stuhlweissenburg, mit 16,000 fl. K. M. bar, 12,000 fl. in Obligationen zur Errichtung eines filosofischen Lehrkurses am dortigen Gymnasium. Nach seinem Tode fällt auch noch sein Haus, 12,000 fl. werth, an das Institut. (Ungar 40.)

Das evangelische Gymnasium A. K. zu Szarvas ist zum Lyzeum erhoben worden. (Ungar.)

Ein Mädchen-Erziehungs-Institut in großartigem Style hat Frau Rosalie Benedics in Szegszard errichtet. (Pst. Tgbl.)

Eine juridische Lehrkanzel am reform. Gymnasium zu Szászváros (Siebenb.) wurde gegründet durch ein Geschenk von 600 fl. des dortigen ersten reform. Predigers Mich. Várady, welcher Betrag 45 Jahre auf Zinseszinsen anzulegen ist, bis die jährlichen Interessen hinreichen. Die gleiche Summe widmete er auf die gleiche Art zur einstigen Errichtung einer Mädchenschule. (Pst. Tgbl.)

Ein verbessertes (in wie ferne?) Lehrsystem wurde in dem reform. Gymnasium zu Csargó (Sumegh. Komit.) eingeführt. (Pst. Tgbl.)

Die Eröffnung der juridischen Lehranstalt zu Herrmannstadt, 3. November 1844, wird beschrieben in der illustrirten Zeitung 86 (mit Ansicht des Saales). Der Rektor, Dr. Gottfr. Müller, dessen Rede im Auszuge mitgetheilt wird, erinnerte daran, daß mit diesem Feste die 700jährige Jubelfeier der Einwanderung der Sachsen nach Siebenbürgen zusammentraf.

Die Kinderbewahr-Anstalt in Olmütz hat 1844, im ersten Jahre ihres Bestehens, bis 130 Kinder aufgenommen; der Raum hinderte eine weitere Aufnahme. Einnahme: 3166 fl. 7½ kr., Ausgabe: 3033 fl. 23½ kr. Die Instituts-Inspektion selbst kostete 908 fl. 13 kr. (Moravia.)

Die Kinderbewahr-Anstalt in Klagenfurt nahm i. J. 1844: 143 Kinder auf, 83 Knaben, 60 Mädchen. Einnahme: 865 fl. 4 kr. Ausgabe: 775 fl. 4 kr. Fond: 1500 fl. — Die Kinder werden auch in der slawischen Sprache unterrichtet.

Über Einführung der Musik in den Kleinkinderschulen enthielt der Mailänder Figaro 17 u. f. f. einen bemerkenswerthen Aufsatz von Raimond Boucheron. Es ist interessant, aus Italien dem Lande des Gesanges, zu hören: »Unser Volk singt nicht, oder es singt schlecht, und was noch schlechter ist, es hat noch keine eigentlichen Volkslieder, aus ihm selbst hervorgegangen, sondern Opernmelodien, deren Worte ihm nichts taugen.« Wenn der Gesang einmal jene Stufe erreicht haben wird, wie in Deutschland, wenn auch Italien seine Gesangsfeste haben wird, dann, meint der Verfasser, wird der Gesang zum gemeinsamen Bande Italiens werden, und das einzige Mittel, die Scheelsucht — um nicht zu sagen: den Haß — zu brechen, der so viele Gemeinden, so manche Nachbarprovinzen in diesem schönen Lande auseinanderhält.

Das Institut zur Bildung von Lehrern für Kinderbewahr-Anstalten, welches der Verein »zur Verbreitung von Kinderbewahr-Anstalten« in Tolna errichtet hat, bildete bereits 95 Lehrer 1844 wurden daselbst aufgenommen 89 Kinder (80 kathol., 4 reform., 5 israel.) und zwar 83 deutsche, 6 ungarische. Die Theilnehmer sind aber von 300 auf 130 gesunken. (Ungar 40.)

Kinderbewahr-Anstalten wurden errichtet in Téglás (Szabolc. Komit.), durch Frau von Beck, und in Dályog (Krasz. Komit. Siebenb.) durch die Gräfin Kun, ferner zu Szarvas und Pápa. (Pst. Tgbl.)

Naturkunde.

Der milde Winter in Salzburg brachte auf dem Gaisberge bis zum 20. Jänner noch zum Blühen: Bellis perennis, Tussilago Farfara und Primula veris.
(Wien. Ztg. Vergl. Nr. 33 dieser Blätter.)

Ein vollständig entwickelter Regenbogen wurde am 8. Februar um 10 Uhr Vormittags beim schönsten Sonnenscheine und einer Kälte von 7° in Brünn beobachtet.

Dasselbe Phänomen zeigte sich am 13. Februar zu Mostar bei Eger um 8 Uhr früh bei 24° R. Der Himmel war etwas trübe, die Farbe matter als gewöhnlich, aber der Kontrast mit der schneebedeckten Flur bot ein herrliches Schauspiel. (Boh.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 3. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 40.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Feil: Aufhebung der Klöster. 1. Gaming. — Benigni: Schematismus vener. Cleri dioece, Transs. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Original-Beiträge zur Geschichte der Aufhebung mehrer Klöster in Niederösterreich.

Von J. Feil.

Daß die Klöster neben dem mehr oder weniger glücklichen Verfolgen ihres unmittelbaren Berufes zugleich die kräftigsten Förderungsmittel der Zivilisation, die in den Tagen der größten Wirren wie vom Weltverhängnisse eigens ausersehenen Schutzstätten für Kunst und Wissenschaft, die fast alleinigen Urkundenbücher für die Vergangenheit waren, daß ohne sie die klassischen Denkmale hellenischer und römischer Literatur, so viele sprechende Zeugen des Kunstwirkens der Vorzeit für die Menschheit und ihre Veredlung kaum gerettet worden wären, daß wir ohne sie fast gar keine Geschichte hätten, ist eine, selbst in den Tagen einer sogenannten aufgeklärten Zeit nicht wegzuläugnende Thatsache.

Ubi, quaeso, literas ac tot bonos autores, qui inde depromti sunt, imo sua ipsorum adeo stemmata ibi reperturi erant, si nulli religiosorum coëtus instituti a majoribus sanctis viris fuissent, qui illa membranis mandassent, ac non nisi divino praesidio, a tot incendiis ac barbarorum excursionibus, quot historica nos fides docet, conservassent, atque ad posteros ingratos illos suos transmisissent?! rief schon der, für seine Zeit wunderbar vielseitig gebildete, wenn auch dem historischen Quellenstudium auf dem dermaligen Standpunkte nicht mehr genügende Laz*) vor fast dreihundert Jahren aus! —

Als bei veränderten Verhältnissen und Ansichten, namentlich in Österreich die Frage des ferneren Bestandes so vieler Klöster höheren Staatsrücksichten untergeordnet ward, und der Staat, wiewohl zum Schutze frommer Stiftungen nach der Absicht der Gründer berufen, durch die Aufhebung einer großen Anzahl derselben von seinem Rechte der Expropriation Gebrauch zu machen, für unabweisbar erachtete, da blieben leider die oben angedeuteten Rücksichten fast durchwegs außer Anschlag; gewiß nicht im Sinne des unvergeßlichen, hochherzigen Reformators, wohl aber bei der, nie zu entschuldigenden sanguinischen Hast der ausführenden Organe. Eingeweihte in der Geschichte der letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts wissen, auch ohne Wiederholung vielbekannter kläglicher Thatsachen, welche unermeßlichen und unersetzlichen Verluste in jenen Tagen die Geschichte und Kunst an Denkmalen erlitt, die aus der vielnamigen Verwüstung der Jahrhunderte den undankbaren Enkeln — eben nur zur Zerstörung — gerettet waren.

Unsere Tage, mit den Fortschritten einer universelleren Bildung, mehr und mehr einer fast unbegreiflichen Befangenheit entwunden, neigen sich mit der wiedererwachten Liebe zur Geschichte und der mit ihr so innig verschwisterten Archäologie sichtbar der besseren Erkenntniß zu, und sammeln emsig von den kärglichen Überresten wieder auf, die den furchtbaren Zerstörungskrieg gegen die Vergangenheit und ihren Nachlaß überdauerten.

Man lernte insbesondere einsehen, welche treuen Zeit- und Sittenspiegel die Geschichten einzelner, besonders geistlicher Korporazionen bieten, zumal da die Schicksale der nicht mehr bestehenden, an wenigere Nebenrücksichten gebunden, meist unbefangener erzählt werden können; wie sehr endlich die Geschichte des Landes, durch quellengemäße, die fortschreitende innere Entwicklung, die hemmenden und fördernden Einflüsse auf den Staatsverband und hinwieder die Rückwirkungen des letzteren mit wahren Zügen hervorhebende Monografien beleuchtet werden kann.

So kam es denn auch, daß geachtete Gelehrte wie Frast, Keiblinger, Stülz u. s. w., vertraut mit der, zum allermindesten mittelbaren Wichtigkeit der Resultate, welche auf diesem Wege im Interesse der heimatlichen Geschichtsforschung gewonnen würden, sich der, jetzt freilich noch erst von einem engen Kreise gewürdigten Mühe unterzogen, die Geschichte aufgelassener Klöster zu schreiben.

Diese Betrachtungen ermuthigten auch zu dem Versuche, hier mit einer kleinen, größtentheils aus bisher unbekannten Originalquellen gesammelten Datenlese aus den Tagen der

*) De Gentium Migrat. Proëm. 6.

Abolirung mehrer Klöster in Niederösterreich mit thunlichster Bedachtnahme auf Literatur, Kunst und Alterthum vor die Öffentlichkeit zu treten. Hierbei leitete die, vielleicht ungegründete, Voraussetzung, daß, ungeachtet des, das historische Interesse nur ganz zufällig fördernden Umfanges der hierbei zu Gebote gestandenen Quellen, selbst dieser leider sehr unergiebigen Ausbeute es möglich werden dürfte, hie und da einem sammelnden Archäologen nicht ganz zu verachtende, wenn auch neidische Rückblicke auf eine seinem Streben und Mitteln günstigere Zeit zu eröffnen, dem örtlichen Geschichtsforscher aber einige, auf anderem Wege wohl kaum so leicht zu seiner Kenntniß gelangende, verläßliche Daten zur Beleuchtung der Auflassungs-Periode einzelner Klöster, und dabei kleine Fingerzeige auf vorhanden gewesene stumme und redende Denkmale der Vergangenheit — wo möglich unter Hinweisung auf die Spuren ihrer etwa noch zu erörternden Existenz — zu bieten.

In dem nachsichtsvollen Erkenntnisse der Brauchbarkeit irgend einer oder der andern dieser Hinweisungen, würde eine freundliche Aufforderung liegen, auf diesem Wege fortzusammeln.

1. Gaming.

Schon Herzog Leopold I., mit Recht die Blume der Ritterschaft genannt, dessen ritterliche Thatkraft nur dem Ruhme seines Bruders, des schönen Friedrich galt, hatte mit seinem jüngeren Bruder, Herzog Albrecht II., als sie sich im Sommer des Jahres 1322 wider Friedrich's Gegenkönig, den Baier Ludwig rüsteten, zur gottgefälligen Lenkung der Geschicke das Gelübde gethan, ein Kloster zu gründen zu Ehren der seligsten Jungfrau und aller Heiligen. *)

Der für Österreich so unglückliche Ausgang der Schlacht bei Mühldorf (28. Sept. 1322), der Drang der ihr unmittelbar gefolgten, nur vorübergehend von zweideutigem Glücksschimmer erleuchteten Ereignisse, endlich der viel zu frühe Tod des herrlichen Leopold (28. Febr. 1326) hatten aber den frommen Vorsatz nicht zur Reife gelangen lassen. Erst als der „weise" Albrecht der augenscheinlichsten Todesgefahr vom ohne Zweifel beigebrachten Gifte durch die lebenslange Lähmung seiner Hände und Füße entging (25. März 1330), da sprach sich der Dank für die wunderbare Rettung durch die Erfüllung des lange gethanen Gelübdes aus. In einer wilden und unwirthlichen, vom riesigen Dürnstein und dem verwitterten Ötscher beherrschten Gebirgsgegend, unferne der Grenzmarken Steiermarks, sollte Bruno's strenger Ordensregel ein stilles Haus erstehen — die Karthause von Gaming, „zum Throne Mariens" genannt. Schon drei Monate nach der Lähmung seiner Glieder, am 24. Juni 1330 hatte Herzog Albrecht den Stiftbrief ausgefertiget. Dieser letztere ist, so wie die ganze Gründungsgeschichte von Gaming, nach den Mittheilungen aus den Original-Urkunden durch den Professen der gedachten Karthause, Leopold Wydeman, nebst einer Reihenfolge der Prioren und Prälaten Gamings vom Jahre 1331 bis 1717 bei Steyerer (l. c. Addit. pag. 27—77) abgedruckt. Eben da (Add. 39) findet sich auch die Kopie einer Inschrift hinter dem Hochaltare der Kirche zu Gaming, laut welcher Herzog Albrecht am 13. August 1332*) den Grundstein zu der von ihm gestifteten Karthause gelegt, und der Bischof von Gurk, Konrad, am 13. Oktober 1342 die Kirche und den Hochaltar feierlich eingeweiht hat. Ingleichen werden wichtige Daten über die Fürstengruft zu Gaming (Add. 189 bis 191, 253—254) und über die Feier der Jahrtage des erlauchten Stifters und seiner Gattin (Add. 193—194) mitgetheilt. **)

*) Dies gibt die (in des Fürsten von Lichnowsky Regesten nicht aufgeführte) Bulle Papst Johanns XXII. dd° Avignon 28. Sept. 1331 zu erkennen, kraft welcher, einer Bitte Herzog Albrechts willfahrend, die Pfarrkirche zu Gemnik (Gaming) sammt allen Rechten und Zugehör mit der Karthause zu Gaming vereiniget wurde, welche Urkunde der eben so fleißige, als gründliche und kritische Jesuit Steyerer in seinen vortrefflichen „Commentariis pro historia Alberti II.," in addit. pag. 33—34 aus dem Originale zu Gaming mitgetheilt hat. (Vergl. auch p. 1 und Addit. pag. 33.)

*) Hiermit übereinstimmend Johannes Victorienſis in Böhmer's Fontes Rer. Germ. I. 413.

**) Da Steyerer's Kommentare, ungeachtet der hervorragenden Wichtigkeit der damit veröffentlichen Dokumente und ihrer durch eindringliche Kritik ausgezeichneten Abfassung, gleichwohl für den Gebrauch etwas unhandsam sind, indem sich der sehr magere Inder meist blos auf die Hauptabschnitte und nicht auch auf die Seiten beruft, die beigefügten, den Vorwurf dieser Zeilen größtentheils unmittelbar berührenden Kupfertafeln aber jeder Beziehung auf den Text entbehren, so dürfte der kleine Ausschritt entschuldiget werden, wenn zum Frommen aller Jener, welche Steyerer's Buch vergebens durchblättert haben, um eine Erklärung der Kupfertafeln zu finden, eine solche, unter Beziehung auf die einschlägigen Textstellen und anderweitige Abbildungen und Besprechungen derselben Gegenstände, hier folgt.

Figg. I. II. III. und IV. Sigille Herzog Albrecht's II. (Vergl. die Abbildungen eben derselben bei Herrgott: De Sigillis Tab. VI. Nr. I. II. III. und IV.; im III. Bande von des Fürsten Lichnowsky Geschichte des Hauses Habsburg, und in Hueber's Austria ex arch. Mell. illustr. T. XVII. Nr. 15.)

Figg. V. und VI. Abbildung der zu Gaming aufbewahrt gewesenen Brautringe Herzog Albrecht's II. und seiner Gemalin Johanna. (Addit. pag. 356.)

Figg. VII. IX. X. XI. XII. XIII. XIV. Sigille Herzog Rudolf's IV.

Über Fig. VII. vergl. Addit. pag. 357; auch abgebildet bei Herrgott l. c. Tab. VII. Nr. II., in den Monumentis boicis, III. tab. VI., in Gruber's Diplomatik, 2. Auflage, Wien 1789. Tab. III. Nr. II., und in Ogesser's Beschreibung der St. Stefanskirche in Wien, zu pag. 101.

Fig. IX., auch bei Hueber l. c. Tab. VIII. Nr. 5 (f) und Gruber l. c. Tab. II. Nr. V.

Fig. XI., auch bei Herrgott l. c. Tab. VI. Nr. I., bei Hueber l. c. Tab. XVIII. Nr. 8., in Schlickenrieder's Chronologia dipl. Univ. Vindob. Nr. I. und in Hanthaler's Recensus dipl. geneal. Tab. XXIII. Nr. II.

Fig. XII. vergl. Addit. pag. 356; übrigens auch bei Herrgott l. c. Tab. VI. Nr. VII., Gruber l. c. Tab. III. Nr. I., und Ogesser l. c. pag. 101.

Fig. XIII. auch bei Herrgott l. c. Tab. VI. Nr. I. Schlickenrieder l. c. Tab. I., Hanthaler l. c. Tab. XXIII. Nr. III.

Fig. XIV. vergl. Herrgott l. c. Tab. VII. Nr. III. und Gruber l. c. Tab. II. Nr. II.

Fig. VIII. Sigille Katharinens, Gattin Rudolfs IV.; auch bei Gruber l. c. Tab. II. Nr. VII.

Fig. XV. Sigill König Ludwig des I. von Ungarn (vergl. Addit. pag. 135—137). Verschieden von den bei Pray im Syntagma hist. de Sigillis Regum et Reginarum Hung., Tab. I. II. mitgetheilten Sigillen K. Ludwig's I.

Die von Steyerer veröffentlichten trefflichen und quellentreuen Notizen über die Geschichte der Karthause Gaming beleuchten leider nur die ersten Jahre ihres Bestandes umständlicher.

Minder ausführlich und verläßlich ist das, von Czerwenka in seinen Actis pietatis domus Habsb. Aust. p. 370 — 372, im Grunde der Angaben des Karthäusers Franz Steintzl, über die Gründung Gamings Mitgetheilte.

Eine erschöpfende, mit dem erforderlichen urkundlichen Apparate ausgerüstete Monografie über Gaming besitzen wir bis zur Stunde leider noch nicht. Ausschließend mit Gaming, namentlich mit einer kurzen Geschichte der Karthause, befaßt sich blos eine, im Jahre 1732 im Druck erschienene Gelegenheitsschrift, nämlich die von dem gekrönten kaiserlichen Hofpoeten Johann Karl Rewen von Newenstein, *) im Grunde der Mittheilungen von dem, seiner gründlichen historischen Kenntnisse und gefälligen Bereitwilligkeit wegen schon von Steyerer und den beiden Pezen (Thesaurus anecdot. und Script. Rer. Aust. II. pag. 217—271), dann Vita et Revelationes V. Agnetis Blanbekin, Viennae 1731, praef. p. IV.) gerühmten Karthäuser Leopold Wydeman verfaßten: „Pandectae seculares, dum sacratissima familia carthusiana, quae Gemnici floret in Austria inferiore, primum Antistitis jubilaeum et quartum Seculum suum, ad exemplum Sacrorum veterum, gemina felicitate celebraret, anno post seculum XVII. secundo atque trigesimo VI. Kal. Octob. die S. Nilo aeternae memoriae commendati.“ Vindobonae ex Augusta Typographia Caesarea Vangeliana. (Epistola, reverend. perill. D. D. Josepho Christellio de Bachau etc. Carthusiae Gemnicensis Antistiti p. t. dicata) Fol. 82 Seiten.

Das Buch leidet zwar, wie die meisten Gelegenheitsschriften, an allen möglichen panegyrischen Ultra's, enthält aber gleichwohl brauchbare Daten, zumal da von p. 44 an kurze Abrisse zur Geschichte der Prioren und Prälaten von Gaming mitgetheilt sind; p. 77—82 folgen überschwengliche Significationes et Inscriptiones in Seculi quarti solenni celebritate publicas in tabulas relatae.

Geussau's „Historische Nachricht von den aufgehobenen Karthäuser-Klöstern Mauerbach, Gaming und Aggsbach, nebst der Geschichte der Nonnenklöster in Wien.“ Wien 8. 1782, zweite Auflage 1783, ist bereits sehr selten geworden. **)

Die älteren Topografien übergehen Gaming theils ganz oder eilen nur flüchtig darüber hinweg, wie Zeiller in Merian's Topografie, 1. Aufl. 1649, p. 32, 2. Aufl. 1677, p. 17, und Granelli. Die Daten in Weiskern's Topografie sind unter den mehr enzyklopädischen Werken noch die umständlichsten. Auf diese als Hauptquelle sich berufend, ist der Bericht über die „Karthause zu Gaming“ im VIII. Bande von Marian Fidler's und Wendt v. Wendten-

---

Fig. XVI. Sigill der Herzogin Margaretha (Maultasche). Addit. pag. 650.

Fig. XVII. Ein von der Herzogin Johanna, Albrecht's II. Gemalin, für die Karthause Gaming eigenhändig gesticktes Altartuch, Antipendum (Addit. pag. 356). Darüber ein Mehres weiter unten.

Fig. XVIII. Grabschrift Herzog Albrecht's II. zu Gaming († 20. Juli 1358). Addit. pag. 189 hist. pag. 11. (auch Herrgott's und Gerbert's Tafografie. I. pag. 168.)

Fig. XIX Grabschrift der Herzogin Johanna, ebenda († 15. Nov. 1351. Hist. pag. 16. Addit. pag. 353); Herrgott's und Gerbert's Tafografie I. 169.

Fig. XX. Situationsplan von beiden Grabstätten (vergl. Addit. pag. 189 und 191.)

Fig. XXI. Die Karthause Gaming, Vogelperspektiv-Ansicht mit Beziehung auf die dem Bilde beigefügte schriftliche Benennung der einzelnen Objekte. Ältere Ansicht: in Matthäus Vischer's Topographia Aust. Inf. von 1672 (B. O. W. W. Nr. 25). Dermaliges Bild der Kirche von Gaming: in dem 1839 bei Scheible in Stuttgart erschienenen „Kaiserthum Österreich,“ beschrieben von A. A. Schmidl (Erzherzogthum Österreich mit Salzburg Fig. XXVII., nach einer trefflichen größeren Handzeichnung von J. Scheiger, auf Stahl gestochen), und in dem „Panorama der österreichischen Monarchie,“ Pest und Leipzig bei Hartleben, II. Band 1839 zu pag. 51. Stahlstich, gezeichnet von Barbarini, gest. v. Radcliff. Eine Abbildung der zwei, jedoch erst 1631 verfertigten Standbilder Herzog Albrecht's und Johanna's an der Stirnseite der Kirche gibt Herrgott's Pinakothek, I. Tab. XXIII. mit erklärendem Texte ibid. II. 73. Von den Glasschildereien wird später die Rede sein. (S. p. 309.)

Fig. XXII. und XXIII. Der englische Gruß; dann Herzog Rudolf IV. und seine Schwester Katharina, Nonne im Kloster zu St. Klara in Wien (dessen Kirche am Platze des heutigen Bürgerspitales nächst dem Kärntnerthore stand), beide kniend: auf Thürflügeln eines Bilderaltares, welcher sich in der Kirche des gedachten St. Klarakloster auf dem von Beiden gestifteten Maria-Verkündigungs-Altare an der Evangelienseite des Hochaltares befand. Steyerer pag. 28. Addit. pag. 580. Das letztere Bild (Rudolf und Katharina), auch in Herrgott's Pinacoth. I. p. 83—64, Tab. XXV. Vgl. auch Greiderer's Germ. Franc. I. pag. 504 und kirchliche Topografie XI. pag. 381. Dieser Altar ist nach der Abbrechung der Kirche, aus Anlaß der Erbauung des heutigen Bürgerspital-Gebäudes, wie so vieles, spurlos verschwunden!

Figg. XXIV. und XXV. Grabdeckel mit den Abbildungen eines Fürstenpaares und Seitenbasrelief mit klagenden und betenden Mönchen im St. Stefansdome zu Wien. Von Steyerer (Add. pag. 189 und 572), wie überhaupt bisher allgemein, für das Grabmal Herzog Rudolf's IV. und seiner Gemalin Katharina gehalten; wahrscheinlicher aber jenes Herzog Albrecht's III. und seiner ersten Gemalin Elisabeth (siehe im III. Quartal des Jahrganges 1844 dieser Blätter, pag. 260 — 262). Andere Abbildungen in Herrgott's und Gerbert's Tafografie I. pag. 171 — 172. Tab. XV. (mit dem, bei Steyerer nicht abgebildeten, entgegengesetzten Seitenbasrelief) in Rupp's (oben pag. 7 h. erwähnten) Eglises principales d'Europe, Mailand 1825, auf der letzten Kupfertafel zur Rubrik: La cathédrale de St. Etienne à Vienne, mit einer zierlich ausgeführten Seitenansicht des Grabmonumentes, und in Tschischka's St. Stephansdom in Wien (1831 Fol. Tab. XXXV).

*) Als Johannes Carolus Neuwen a Neuwenstein poeta Caesareus laureatus erscheint der Verfasser der obigen Pandectae sec. in Vogel's und Gruber's Spec. biblioth. Austr. I. pag. 91. Auf der Dedikation im Buche selbst ist er als Jo. Car. Newen Agrippinas, Caes. Aul. Poet. Laur. gefertigt. — Newenstein ist übrigens auch Verfasser der in Wien erschienenen: Apotheosis magno et Augusto Carolo Imperatori VI., Regi Hispaniae et Hungariae etc. in ara Mnemosynes ad Beatam Virginem Mariam Lauretanae decreta, anno Pontificio Imperatorio regiisque funeribus conclamato 1740.

**) Nicht zu verwechseln mit eines Ungenannten: „Geschichte einiger Orden, besonders derer, die in den Kayserlich Königlichen Erblanden bisher aufgehoben worden sind. Nebst Kleidungen eines jeden Ordens. Mit (12) Kupfern. Wien 1783, 12., 254 Seiten (pag. 40 zeigt im weißen Habit mit schwarzer Kapuze einen „Carthenser in der ordentlichen Haustracht“).

thal's „Geschichte der österreichischen Klerisey" (Austria sacra) abgefaßt (p. 286—288), dabei aber das Bedauern ausgedrückt, daß der eingesendete allgemeine Bericht nur in etwelchen lateinischen Zeilen bestand. Wahrhafte Schilderungen des kläglichen Zustandes, in welchem sich die Gebäudereste der aufgelassenen Gaminger Karthause jetzt befinden, enthalten des nunmehrigen erzherzogl. Hofrathes F. J. Kleyle: „Rückerinnerungen an eine Reise in Österreich und Steiermark im Jahre 1810." Wien 1814. 8. p. 10—13. J. W. Ridler's „Spaziergang an die Lunzerseen" in Hormayr's Taschenbuche für die vaterländische Geschichte 1814, p. 51—56, und des k. k. Hauptmannes Ph. v. W. „Wanderungen im Viertel Ober-Wienerwald" (im Juli 1818) in der Zeitschrift „Hesperus," Jahrg. 1819. Nr. 65 p. 518—519. Mit Schweickhart's, hier zufällig nicht ganz werthlosen, in geschichtlicher Beziehung aber blos auf Weiskern gefußten Daten in seiner „Darstellung von Österreich unter der Ens," V. O. W. W. XII. p. 194 f. f. dürfte die Literatur über Gaming so ziemlich erschöpft sein. Selbst Blumenbach's vortreffliche Landeskunde, Jenny's, Schmidl's, Groß und Tschischka's Reisehandbücher, so wie des letzteren „Kunst und Alterthum in Österreich" und Weidmann's Wegweiser (1820, 1836), dann des letztern Aufsatz über Gaming im II. Bande des bei Hartleben, 1839, Pest und Leipzig erschienenen „Panorama's der österreichischen Monarchie," p. 51—56, enthalten keine neuen Angaben.

Ganz zufällig geschah Gamings wieder einmal Erwähnung, als: „Die hydro-elektrische Vergoldung des Thurmkreuzes sammt Knopf für die Kirche zu Gaming in Nieder-Österreich," in der Wiener Zeitung (7. und 8. September 1843 Nr. 247 und 248) besprochen wurde, dann in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode 1844, Nr. 187, 17. Sept. S. 1490—1491 in einem „Ausfluge in die österreichische Alpenwelt."

Über die Fürstengruft zu Gaming insbesondere handelt am umständlichsten Herrgott's und Gerbert's Tafografie (I. 166—171 beschrieben, und II. Tab. XIV., sammt einem Situationsplane der Kirche zu Gaming, abgebildet) und der fleißige Jesuit Fischer in seiner Brevis notitia Vindobonae III. 159—161, 209 (Suppl. I. 191).

Der Abbildungen von Gaming wurde bereits oben pag. 307 (in der Anmerkung zu Fig. XXI.) gedacht.

Auf die Naturschönheit des Wasserfalles des Fallbaches bei Gaming hat übrigens Th. G. v. Karajan mit einigen flüchtigen Bemerkungen über Gaming in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode, Jahrgang 1833 (31. August Nr. 105) p. 851—856 zuerst aufmerksam gemacht.

Zu dem eigentlichen Vorwurfe dieser Zeilen übergehend, wird bemerkt, daß die Aufhebung der Karthause zu Gaming, auf Befehl Kaiser Josefs II. am 28. Jänner 1782 erfolgte. *) Zur Zeit der Auflassung war Stefan Braun Prälat. Unter ihm standen damals 20 Priester und Laienbrüder, die dann theils in andere Klöster gingen, theils mit kleinen Pensionen in die Welt traten.

*) Die folgenden Daten, wo sich nicht ausdrücklich auf andere Quellen berufen wird, sind durchaus den Original-Verhandlungsakten aus der Zeit der Aufhebung, in der Domänen-Registratur der Kameral-Landesbehörde zu Wien, entnommen.

Die Karthause besaß zur Zeit ihrer Abolirung: den Markt Gaming, das Amt Lunz und den Markt Scheibbs; zu des letzteren Hofgericht gehörten auch Unterthanen zu Strauben, Puchberg, Heuberg, Jeßnitz, Ruprechtshofen und Oberndorf. Außerdem hatte die Karthause Unterthanen im V. U. M. B. zu Oberstinkenbrunn, Klein-Sierndorf und Hipperdorf; zu Gaming eine Mühle und Taferne, dann Tafernen zu Jeßnitz, Langau, Neuhaus und zu Nußdorf an der Weigsched.

Freie Höfe hatte die Karthause: zu Wien *), und

*) In dem ersten Stiftsbriefe vom 24. Juni 1330 geschieht eines Grundbesitzes der Karthause in Wien noch durchaus keine Erwähnung, sondern er ertheilt ihr blos das Recht zu Hospizien in Ybbs, Stein und Krems. In der vermehrten Stiftungsurkunde Herzog Albrechts vom 2. Februar 1352 heißt es schon: Assignavimus... tres domos liberos cum suis hospitibus in Wienna, in Ybss et in Stayn, cum pleno jure civium in omnibus negotiis etc. (Steyerer Addit. 63.)

Unter diesem Freihof in Wien war aber jener verstanden, welchen der herzogliche Kaplan Andree der Chrannest, Chorherr zu Passau und Pfarrer zu Rupprechtshofen, noch vor seinem Tode dem Prior und Konvent des Stiftes Gaming in der Laderstraße (der dermaligen Dorotheergasse) in Wien geschenkt hatte, und welchen Hof, sammt dem Wirthe den sie darinne habent, Herzog Albrecht unterm 23. Nov. 1347 von aller Steur, Losung und Ordnung, vor aller Wacht, Dienst, Gastung und Beschwerung befreite (l. c. 59) und diese Befreiung mit der weiteren Gestattung der Weinschankgerechtigkeit u. s. w. unterm 17. Jänner und 17. Juni 1351 erneuerte (l. c. 61. Lichnowsky III. Reg. Nr. 1531).

Erst später erscheint die Karthause im Besitze jenes Hofes in Wien, welchen sie bis zu ihrer Auflösung behauptet hatte, nämlich des bis in unsere Tage sogenannten „Gamingerhofes" am Kienmarkt, auf dem alten Fischer- später Katzensteig, der gegenwärtigen Seitenstettener-Gasse; letztere so genannt, seitdem das Stift Seitenstetten nach der Aufhebung der Karthause im Jahre 1782 durch Kauf in den Besitz des früheren Gamingerhofes gelangt war. Dieser Hof, oder vielmehr drei, an dessen Stelle gestandene Häuser am Kienmarkt, waren zuerst ein Eigen der angesehenen Wiener Bürger-Familie der Würfel. Von der Witwe nach Heinrich Würfel, dem alten, hatten sie die Herzoge Albrecht und Leupold gekauft und dem Kloster geschenkt. Dieses Grundbesitzes geschieht die erste urkundliche Erwähnung unterm 4. Mai 1373 als die gedachten Herzoge diese Häuser nach deren Widmung für die Karthause von allen Steyern, es sei Bürger- oder Weingarten-Steuer, Lehen, Pet, Gabe, Wacht oder wie die Forderung immer genannt sei, befreiten. (Urkunde im k. k. geh. H. H. u. St. Archive, vergl. auch Lichnowsky IV. Reg. Nr. 1119.)

Der Gamingerhof, wie er durch das 1825 abgebrochene, nach Hormayr sogenannte „Jasomirgottsthor" (??) mit dem gegenüberliegenden alten Pempflingerhof (der jetzigen Synagoge Nr. 494) verbunden, bis in unsere Tage sich erhielt, datirte in seiner letzten Gestalt aus den Jahren 1698 und 1699, zeuge einer, noch nirgends mitgetheilten Inschrift, welche sich auf einem Steine im Hofe befand: Deo ter optimo Maximo sempiterna laus ad Posterum utilitatem Domus ista in praesentem formam exstructa est Anno Domini 1698—1699. (Siehe p. 139 des im Besitze des Wiener Hofbibliotheks-Antiquarbuchhändlers Matthäus Kuppitsch befindlichen Manuskriptes: „Verzeichniß aller in der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien befindlichen Häuser, Kirchen und Klöster und öffentlichen Gebäuden, derselben urkundliche Geschichte und Inschriften; aus den gesammelten Schriften des H. Aloys Edlen von Bergenstamm N. Ö. Stand, und Ritter-Standessekretär zusammengetragen von P. Joanne Petro a S. Elisabetha Augustini Discalceat. Bibliothecario" 1802. Fol. 414 Seiten, mit Abbildungen.) Der Gamingerhof ist in seiner früheren Gestalt abgebildet; a) von der Rückseite: auf J. D. v. Huber's Vogelperspektiv-Plan von Wien 1769—1777 Blatt Q. b) in Hormayr's Wien auf

zu Baden, zu letzterem gehörig 60 Joch Waldungen und das Rayßgehöge allda (über den Gamingerhof zu Baden Mehres in der kirchlichen Topografie IV. 73—75); einen Löshof zu Scheibbs, das Schloß „Gemäuer" (wo die Karthause auch eine Rüstkammer bewahrte, mit 9 Pöllern, 35 Doppelhacken, 160 Flinten, 11 Scheibenröhren, 14 Pistolen, 51 Hellebarden u. s. w.) und ein vom Hofrichter bewohntes Haus; Höfe zu Perchtoldsdorf, Nußdorf bei Wien, Kritzendorf, Pöchlarn und Weissenkirchen bei Dürnstein.

Grundstücke besaß die Karthause zu Nußdorf bei Wien, Kritzendorf, Sievring, Perchtoldsdorf und Weißenkirchen; Maierhöfe zu Nestlberg, Seehof, Lackenhof, Langau, dann zu Gaming den Wiedenhof nächst dem Stifte und dem Spital-Maierhof.

I. Von den historisch-denkwürdigen Gegenständen verdient vor Allem Erwähnung:

1. Die Fürstengruft. Zu Gaming ruhet bekanntlich: der Stifter der Karthause, Herzog Albrecht II., der Weise auch der Lahme zubenannt (geboren Dez. 1298 *), † 20. Juli 1358), seine Gemalin Johanna, geborne Gräfin und Erbin von Pfirt (geb. 1300, mit Herzog Albrecht vermält 1320, † 15. Nov. 1351), und Elisabeth, Herzog Albrecht's III. mit dem Zopf erste Gemalin, Kaiser Karls IV. Tochter (geb. um 1347, vermält mit H. Albrecht III. 19. März 1366 † 19. Sept. 1373).

Die umständlichste, mit Abbildungen versinnlichte Beschreibung der Fürstengruft sammt zwei Faksimiles der alten Grabschriften Albrechts II. und seiner Gemalin findet sich, wie erwähnt, in Herrgott und Gerbert's Tafografie, I. 166—171.

Über die nach der Auflassung der Karthause vorgenommene Öffnung dieser Krypten wurde unterm 29. November 1782 Folgendes berichtet:

In Betreff der in allhiesiger Stifts-Kirche befindl. Leibern und Gebeinen der k. k. Familie habe nicht gesäumet die Krufft eröffnen zu lassen, in welcher sich drei hölzerne Sargen, welche dermassen marb und zum Theil verfaulet sind, daß sie fast nicht beweget werden können, gezeiget, in welcher einer die bloßen Gebeine des höchst seel. Stiffters Alberti II.; In der zweyten jene der Durchläuchtigsten Stiffterinn Joanna und endlichen in der 3. ebenfahls die Gebeine der Durchläuchtigsten Fürstin Elisabethae Prinzessin Tochter Carl IV. und Gemahlin Alberti III. aufbewahret worden, wie solches aus den in marmorenen Steinen eingehauenen und hiermit in Abschrift folgenden Inschriften **) entnohmen werden konnte. Da nun die holzernen Sargen fast gänzlich vermodert, mithin zum transportiren nicht mehr geschickt sind, so wäre des gehorsamst ohnmaßgebigen Dafürhaltens, daß einsweilen alhier 3 kleine Trüherl, so die wenigen Gebeine in sich fassen, verfertiget, und sodann zu einer gnädig zu bestimmenden Zeit mittels eigener Gelegenheit nachher Wien abgeführt würden. Wobei mir aber den hohen Befehl zugehen zu machen bitte, wo auf was Arth solches geschehe und ob dieser Transport von einer Militär-Wache begleitet werden solle."

Da der letztere Vorschlag des Transportes der fürstlichen Gebeine ohne weiteres Gepränge doch etwas gar zu despectuirlich erschien, und man sich über die, hierbei wohl nicht leicht zu umgehenden, geistlichen Zeremonien nicht so schnell vereinigen konnte, so blieb diese Frage längere Zeit unausgetragen. In den Original-Aufhebungsakten wird dieser Gegenstand nicht weiter mehr berührt. J. W. Ridler erzählt im Taschenbuche für die vaterländische Geschichte 1814, p. 55, daß die fürstlichen Gebeine in den Ruinen der Lieblingsstiftung Albrechts im verwüsteten Kirchengebäude durch viele Jahre (also von 1782—1797) dem Muthwillen und der rohen Neugierde Preis gegeben blieben, bis Graf von Hohenwart (der 1820 verstorbene Erzbischof von Wien) in seiner früheren Eigenschaft eines Bischofes von St. Pölten (1794—1803) bei einer Kirchenuntersuchung über dieses Ärgerniß unterrichtet und mit Recht darüber empört, einen Bericht an den Hof erstattete, worauf Kaiser Franz 1797 die Gebeine Albrechts mit größter Feierlichkeit in der Pfarrkirche des Marktes beisetzen ließ. Hierauf anspielend berichtet an der Seitenwand des Presbyteriums eine beinahe schon verwischte Inschrift mit goldenen Letern *) Folgendes:

Ossa
Alberti II. Ducis Austriae et Joannae Pherreti dominae uxoris et Elisabethae Caroli IV. Aug. Filiae, Alberti III. ducis Austriae uxoris hic sita sunt. Quae venerandae reliquiae, ne post abolitam Carthusiam Gemnicensem negligentius custoditae dilaberentur, privata populi in principes suos pietas exoptavit, decretum publicum dedicata hac memoria perfecit.
MDCCXCVII.

2. In einem Fenster des Tafelzimmers der Karthause befanden sich auch denkwürdige Glasschildereien von 1347—1348; vorstellend den Herzog Albrecht II. mit seinen zwei Söhnen auf der einen, und seine Gemalin Johanna mit den zwei Töchtern auf der anderen Seite vor einem großen Bilde des Gekreuzigten knieend. Eine nähere Beschreibung dieser Glasmalereien liefert Herrgotts Pinakothek, II. 71—73, mit zugehöriger Abbildung I., Tab. XXIII.; hiernach auch erwähnt in Gessert's „Geschichte der Glasmalerei" Stuttgart und Tübingen 1839, p. 74, aber irrig als noch jetzt in Gaming befindlich, was — leider nicht mehr der Fall ist, seitdem hier der Abolizions-Vandalismus gewüthet.

3. An Geschenken vom Stifter Herzog Albrecht II. und seiner Gemalin bewahrte das Stift:

a. Die Brautringe des Stifterpaares vom Jahre 1320; wie bereits bemerkt, bei Steyerer l. c. Fig. V. und VI. abgebildet, dann Add. p. 256 und bei Newenstein l. c. p. 19 erwähnt. Es wäre nachzuforschen, wo diese

der Titelvignette des IV. Bandes (vergl. Bd. VIII. Hft. I. p. 49, dann Bd. I. H. II. p. 52 und Bd. II. H. II. p. 140.) c) endlich in Schlager's „Wiener Skizzen" Bd. I. 157, dann in dessen „alterthümlichen Überlieferungen von Wien" 1844, zu p. 121. In den Bildern bei Hormayr und Schlager ist nämlich das, dem Beschauenden zur Rechten an das „Jasomirgottsthor" (?!) sich anschließende dreistöckige Gebäude der Gamingerhof. Er hatte auch eine, dem h. Bruno geweihte Hauskapelle, in welcher sich ein hölzerner Altar mit dem Bilde Bruno's befand. Seit 1837 neu und prachtvoll umgebaut, steht unter Konskr. Nr. 464 der dermalige Stift Seitenstetter-Hof an der Stelle des alten Gamingerhofes.

*) Durch einen Druckfehler ist auf der Stammtafel im II. Bande von des Fürsten Lichnowsky „Geschichte des Hauses Habsburg" 1289 als Albrechts II. Geburtsjahr angegeben.

**) Es sind dieselben 3 Inschriften von 1739, welche bereits in der erwähnten österreichischen Tafografie, I. 170—171, abgedruckt wurden.

*) „Hesperus" Zeitschrift 1819. p. 518.

Kleinodien nach der Aufhebung der Karthause hingekommen sind. Die Original-Verhandlungs-Akten erwähnen derselben nirgends.

b. Die Hochzeitkleider des erlauchten Stifterpaares, jenes des Herzogs von schwarzem Sammt, das der Herzogin aber aus purpurfärbigem Seidenstoffe, äußerst zierlich und kunstreich mit Goldstickerei geblümt, beide in Meßkleider umgestaltet (vergl. Steyerer l. c. Add. p. 256 und Rewenstein l. c. p. 19). Das erstere, zur Zeit der Abolirung der Karthause noch vorhanden, war, zeuge der Verhandlungsakten, ein Meßkleid sammt Stolle und Manipel von schwarzem Sammt, mit Silberborden reich verziert, aber bereits in „sehr schlechtem" Zustande und wurde nach Wien abgeliefert. Ob und wo es daselbst sich noch befinde, darüber wäre die Spur weiter zu verfolgen.

c. Das prachtvolle, bei Steyerer l. c. Add. p. 256 erwähnte und Tab. XVII. abgebildete Antipendium, das Leben Jesu darstellend, von der Herzogin Stifterin eigenhändig gestickt, kam (nach l. c. p. 19) alljährlich in der Charwoche zu feierlichem Gebrauche. Nach der Zeichnung bei Steyerer zu urtheilen, war die Stickerei auf diesem Altartuche ein wahres Kunstwerk; um so mehr ist zu bedauern, daß die Aufhebungsakten bei ihrer, die verzeichneten Gegenstände größtentheils wenig individualisirenden Abfassung nirgends entnehmen lassen, ob dasselbe 1782 noch vorhanden war, und wenn dieses der Fall, ob es in Gaming verblieb, oder nach Wien (wohin?) überbracht wurde.

d. Ein Meßkleid von reichrothem Sammt von der Stifterin gestickt. Nach Wien abgeliefert (Original-Inventar von 1782).

e. „Ein Silber vergoldeter Kölch von getriebener Arbeith vom Stiffter Alberto II. sammt Pathen." Ebenfalls nach Wien abgeliefert. (Ibid.)

f. Der Degen Herzog Albrechts II. wurde laut Lizitationsprotokoll dtt° 3. Jänner 1783 auf — 1 fl. 8 kr. geschätzt und um — 6 fl. 39 kr. veräußert.

g. Der Dolch H. Albrechts II. auf — 34 kr. geschätzt und um 2 fl. 18 kr. losgeschlagen.

h. Stock und Schwert desselben Herzogs auf 34 kr. geschätzt und um 7 fl. 36 kr. hintangegeben.

i. Das Chorbuch eben desselben muß besonders schön gewesen sein, da es damals auf 35 fl. geschätzt und um sieben und fünfzig Gulden 3 kr. erstanden wurde!

k. Das Gebetbuch der Kaiserin Eleonora, Friedrichs IV. Gemalin, wurde um 12 fl. ausgeboten und um 17 fl. 56 kr. losgeschlagen.

Wenn Gegenstände so ehrwürdiger Bedeutung um den leidigen Materialwerth dem nächsten Meistbieter überlassen wurden, so liegt darin wohl der unwiderlegbarste Beweis, in welchem Sinne bei der Klosteraufhebung vorgegangen wurde! Da übrigens in den Lizitations-Protokollen die Namen der Ersteher, als gar zu umständlich, nirgends verzeichnet sind, so ist die Spur zur Verfolgung der etwaigen Existenz dieser Objekte auf keine Weise mehr aufzufinden, und selbst im Falle eines zufälligen annäherungsweisen Ergebnisses, die Herstellung des haarscharfen Beweises für die Identität wohl kaum mehr möglich. — Quousque!

4. Von anderen kirchlichen Gegenständen verdienen Erwähnung:

a. Die von Kaiser Friedrich IV. kurz vor seinem Tode († 1493) der Karthause Gaming verehrten zwei Meßkleider, eines ganz Gold mit dem h. Kreuze bezeichnet, das andere von verschiedenfärbigem Sammt. (Bei Rewenstein l. c. p. 33 und in des Anonymus Gemnicensis Chronicon Alberti II. bei Pez Script. Rer. Aust. II. 381 D. erwähnt.)

b. Der Reliquien gedenkt Rewenstein l. c. p. 17—18 umständlicher.

c. Das Inventar von 1782 verzeichnet auch mehre, mitunter reich verzierte Tücher, roth, schwarz u. s. w. womit das Grabmal des Stifters überdeckt zu werden pflegte.

d. „Ein Silber vergoldeter halb antiker Kölch mit blau aemaillirten Blaten, dann mit Topas, Granaten und Ametisten besetzt."

e. „Zwei getriebene, fast gleiche Kölch sammt Paten mit den Jahreszahlen inwendig 1590, 1610."

f. 3 Silber vergoldete Kölche mit antiquen gegossenen Zierathen sammt Paten.

g. Ein ganz vergolter alter Kölch sammt Paten mit der Inschrift am Fuß: von Carl Coreis.

h. Ein glatt antiquer ganz vergolter mittlerer Kölch mit runden Knopf sammt Paten.

i. Ein sehr schönes großes, silbervergoldetes Crucifix sammt 2 Kreuz-Partikeln, darin mit Philigran Arbeith geschmölzten Blatten und verschieden weiß und gefärbten guten Steinen besetzt.

k. Ein mittleres silbernes Rauchfaß sammt Schifel worauf die Jahreszahl 1583.

l. Ein silber und vergoldetes Ciborium von gotischer Arbeit.

m. Eine Frauen Statue von Silber, so von einem Salter zur Stifts-Kirche geschenket worden.

Aller dieser Gegenstände von c. bis l. erwähnt das Inventar von 1782, und insbesondere bei den meisten, wie namentlich bei l. m. u. s. w., daß sie nach Wien abgeliefert wurden. Hiernach zu schließen, war Gaming überhaupt mit Ornaten und Paramenten sehr reich dotirt. Hier wurden nur ein paar solcher Gegenstände herausgehoben, welche, einigermaßen näher bezeichnet, in irgend einer Beziehung auf Kunst oder Alterthum bemerkenswerther erscheinen. Um auch ein Beispiel von bloß werthvolleren Gegenständen zu erwähnen, so war auch eine sehr große moderne Monstranze vorhanden, Silber und vergoldet, mit Topasen, Rauten, Rubinen, Granaten Smaragden und Hyazinthen reich besetzt.

(Schluß folgt.)

Schematismus vener. Cleri dioec. Transa. ad annum a Christo nato 1838. Jussu et inpensis suae Excellentiae Episcopalis. Claudiopoli typis Lycei Regii. 8. CXII und 280 S. 8. nebst einer Tabelle.

Schematismus vener. Cleri graeci ritus catholicorum dioec. Fogarasiensis in Transs. pro anno a Ch. n. 1843 ab unione cum ecclesia Romana 145. Ed. secunda. Blasii typis Seminarii Dioecesani XV und 276 S. 8.

Schematismen, besonders wenn dieselben mit gehöriger Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit verfaßt sind, bleiben stets

ein sehr brauchbares Hilfsmittel für Statistiker, besonders in Hinsicht auf Länder, wo die statistischen Hilfsquellen noch immer sparsam fließen, wie dies auch für Siebenbürgen der Fall ist. Es dürfte daher wohl allerdings dem Zwecke dieser Blätter entsprechen, die beiden vorangezeigten Schematismen in statistischer Hinsicht etwas umständlicher auszubeuten, und zwar um so mehr, da dieselben nicht in den Buchhandel gekommen, und daher wohl auch im weitern literarischen Kreise so gut als unbekannt geblieben sind.

Beide Schematismen erscheinen nicht alljährig, werden auf Kosten der Bischöfe des Landes gedruckt, und hauptsächlich auch nur an die Geistlichkeit und die Landesdikasterien vertheilt. Von jedem derselben liegen dem Verfasser zwei Jahrgänge vor, von jenem des römisch-katholischen Klerus für die Jahre 1832 und 1838, von jenem des griech. kath. aber für die Jahre 1835 und 1842.

Der Schem. des römisch-katholischen Klerus für 1838 zeichnet sich vorzüglich durch eine sehr fleißig gearbeitete historisch-diplomatische Einleitung aus. Diese enthält zuerst eine Geschichte des siebenb. kath. Bisthums und seiner Oberhirten, wobei dem Verf. außer den gedruckten Vorarbeiten eines Czeredai u. a. auch noch die Archive von Karlsburg und Kolosch Monostor zu Gebote standen.

Daß dieses Bisthum in die Reihe der von dem ersten Könige Ungarns, Stefan dem Heiligen, gestifteten gehöre, dürfte als erwiesen angenommen werden, doch ist der erste namentlich bekannte Bischof Simon zwischen den J. 1103—1112. Von diesem bis zu Paul II. Bornemißa, unter welchem im J. 1556 auf dem Landtage zu Müllenbach die ansehnlichen bischöflichen Güter zur fürstlichen Kammer eingezogen worden, weist der Verf. auf geschichtliche und urkundliche Daten gestützt, 47 Bischöfe aus, unter denen sich noch mehre in der Geschichte berühmte Männer befinden, als: Georg Lepes, der in der Entscheidungsschlacht bei **Szent Imre** gegen die Türken im J. 1442 an Hunyadis Seite focht und fiel; Ladislaus Gereb, der Wingard, des K. Mathias Verwandter, später Erzbischof von Kolocsa; Franz von Warda, der Erzieher des unglücklichen Ludwig II.; Niklas Geraid, Schatzmeister Ferdinands I. — Nachdem im J. 1597 Demetrius Nepragyi unter Sigmund Bathori's Regierung wieder in die bischöflichen Rechte eingesetzt worden, wurde auf dem Landtage zu Klausenburg (21. Jänner 1601) neuerdings die Konfiskation der bischöflichen Güter beschlossen und Demetrius aus dem Lande vertrieben. Von dieser Zeit an bis zum J. 1697 trugen 12 Bischöfe den Titel von Siebenbürgen, ohne jedoch zum Besitze des Bischofstuhles zu gelangen. Auch Bischof Andreas Illyes, der unter Leopold I. 1697 versuchte, sich in den Besitz des Bisthums zu setzen, mußte das Land neuerdings verlassen, worüber S. **XXXIII** die merkwürdige Original-Urkunde mitgetheilt wird. Erst sein Nachfolger, Georg **Mártonffi** erlangte im J. 1715 die förmliche Wiedereinsetzung. Seit dieser Zeit folgten, bis auf den gegenwärtigen Bischof Nikolaus V. **Kovács** sechzehn Bischöfe, von denen zwei, Josef Graf **Battyani** und Alexander **Rudnaj** später die Würde eines Primas von Ungarn, zwei, Franz **Klobasiczky** und Ladislaus **Kollonics** jene eines Erzbischofs von **Kolocsa** erlangten, Ignaz Graf **Battyani** aber durch seine Tugenden und seine wissenschaftlichen Stiftungen sich verewigt hat.

Hierauf folgt eine kurze Geschichte des Weissenburger Domkapitels bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit einem Verzeichnisse der zu demselben gehörigen geistlichen Würdenträger aus dieser Periode und eine Geschichte der Karlsburger Domkirche macht den Beschluß dieser fleißig gearbeiteten für die siebenbürgische Kirchengeschichte manchen interessanten Beitrag liefernden Einleitung.

Den Anfang des eigentlichen Schematismus macht der Personalstand des Domkapitels, welchen das Verzeichniß der in Siebenbürgen bestehenden Abteien und Probsteien und ihrer Inhaber, nebst kurzen historisch-diplomatischen Notizen über deren Stiftung und Schicksale angereiht ist.

Nun folgen die Archidiakonate, Dekanate, Pfarren und Administrationen der kirchlichen Eintheilung nach.

Bei jeder Pfarre ist der Patron der Kirche, der Pfarrer und das Stiftungsjahr angegeben. Hierauf folgen die zu derselben gehörigen Filialen nebst Beisetzung ihrer Entfernung von der Mutterkirche und Angabe der Seelenzahl der Gemeinde, sowohl in der Mutterkirche als in jedem Filiale.

Die geistlichen Schulanstalten und der Personalstand der Klostergeistlichen machen den Beschluß.

Beigefügt ist ein alfabetisches Register der Pfarreien und Personen und eine summarische Übersicht des ganzen Schematismus. Angehängt ist eine chronologische Tafel über die Errichtung, Erlöschung und Wiederherstellung der Pfarrei.

Die Zweckmäßigkeit dieses Schematismus dürfte durch diese kurze Aufzählung seines Inhaltes hinlänglich erwiesen sein. Wir wollen nun unsern Lesern die statistischen Daten, welche derselbe liefert, in einer gedrängten Übersicht vorlegen. In den ungarischen Komitaten und Distrikten befanden sich in

	81 Pfarren	45,378	Katholiken.
in den Szekler Stühlen und Distrikten befanden sich in	104 „	148,190	„
in den sächsisch. Stühlen u. Distrikten befanden sich in	21 „	15,186	„
Zusammen in	206 „	208,754	„

Nach dem Diözesan-Schematismus des Jahres 1832 belief sich die Anzahl der römisch-katholischen in der Karlsburger Diöcese auf 183,356, folglich hat sich dieselbe in einem Zeitraume von sechs Jahren um 25,398 Köpfe vermehrt.

Der Säkularklerus zählte im Ganzen 288 Individuen.

An Klostergeistlichen fanden sich

Piaristen	25	
Franziskaner, Stefaniter	142	
„ Bulgaren	32	
Minoriten	37	
Mechitaristen	2	
Ursuliner-Nonnen . .	20	258 „

Von diesen waren 126 bei der Seelsorge und in den Schulen verwendet.

Die gesammte römisch-katholische Geistlichkeit bestand sonach aus 546 Individuen, mithin kommt im Durchschnitt auf 382 Individuen eine geistliche Person.

Der Schematismus der griechisch-katholischen Diözese enthält gleichfalls als Einleitung eine kurze Geschichte der griechischen Bischöfe in Siebenbürgen, die jedoch in Hinsicht auf die alten Zeiten einer bedeutenden Berichtigung bedarf. Der erste unirte Bischof war Theophilus, welcher am 17. März 1697

in der Generalsynode das Unionsinstrument unterschrieb. Sein zweiter Nachfolger, Johann Nemes erhielt im J. 1716 die Verleihung des Fiskal-Dominiums Szamosujvár und der Possession Alsó Szombathfalva, übertrug den Bischofssitz von Weissenburg nach Fagarasch, und unter ihm erfolgte 1721 von P. Innozenz XIII. die päpstliche Bestätigung des Fagarascher Bisthums. Unter seinem Nachfolger Johann Klein geschah die Vertauschung von Szamosujvár gegen das Dominium Blasendorf (Balásfalva), die Übersetzung des Bischofsitzes von Fagarasch nach Blasendorf und die Errichtung eines Basiliten-Klosters daselbst. Besonders ausgezeichnet zu werden verdient der Bischof Johann Babb, im J. 1782 zu dieser Würde erhoben, die er durch 48 Jahre bis an seinen am 2. Oktober 1830 erfolgten Tod bekleidete. Er errichtete das Blasendorfer Kapitel und die daselbst befindlichen ausgezeichneten Schulanstalten, und verwendete den größten Theil seiner Einkünfte zur Dotation des Klerus und Beförderung des Unterrichtes in seiner Diözese. Sein Nachfolger ist der dermalige Bischof Johann Cemeny, der neunte in der Kirche seit der Stiftung der Union.

Die Einrichtung des Schematismus selbst ist die nämliche, wie bei dem Schematismus des röm. kath. Klerus, nur daß bei den Filialen die Entfernung derselben von der Mutterkirche nicht angegeben ist. Es befanden sich im J. 1842 in den 11 Dekanaten in 1360 Pfarren und 602 Filialen 608,445 griechisch-katholische Glaubensgenossen.

Im J. 1835 zählte man nach dem ersten Jahrgange dieses Schematismus in 1343 Pfarren und 592 Filialen 551,989 Seelen, folglich zeigt sich in einer Periode von sieben Jahren eine Vermehrung von 17 Pfarren, 10 Filialen und 56,456 Seelen.

Die Anzahl der Geistlichen belief sich auf 1557, von welchen 1452 bei der Seelsorge, 15 bei den Blasendorfer Schulanstalten angestellt sich befanden, es kommt daher auf 390 Seelen ein Individuum geistlichen Standes.

Es wäre sehr zu wünschen, daß wir auch von der Geistlichkeit der übrigen christlichen Konfessionen in Siebenbürgen ähnliche, mit gleichem Fleiße und gleicher Vollständigkeit ausgearbeitete Schematismen erhielten; es würde dadurch dem Statistiker eine reichhaltige Quelle geöffnet werden.

Benigni.

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Naturkunde.

Die meteorologischen Beobachtungen des Prof. Dr. Alex. Zawadski zu Przemisl ergaben 1844: Mittlerer Barometerstd.: 28" 0"' 5"" Wien. M., größte Änderung: 1" 6"'; mittl. Thermom.: + 5,17° R., größte Änderung: 40,5°. Heitere Tage 11, Nebel 133, Regen 139, Schnee 63, Hagel 6, Gewitter 35. Herrschende Winde NW., SW., 35 Stürme NW. und W. Durch 18 Monate blieb die Windesrichtung, mit wenigen Ausnahmen, dieselbe. Seehöhe der Beobachtungen: 700 P.F. Merkwürdig ist der gleichzeitige größte Luftdruck am 24. Dezember in Graz, Wien und Przemisl; an letzterem Ort eigentlich am 23., aber nur um 2"" geringer als am 24.

(Wien. Ztg.)

Merkwürdiger farbenspielender Körper, 1844 zu Vinkovcze bei einer Ausgrabung von Antikalien gefunden. Es ist ein alter (römischer?) Glasfluß (Glaspasta), welcher wahrscheinlich bei einer Feuersbrunst entstand, in der Form eines flachgewölbten Knopfes, 3/4" Durchmesser, 2"' Höhe. An der Oberfläche ist er mit kleinen runden Vertiefungen besäet und bunt angelaufen; die gewölbte Seite ist sehr ähnlich den Flügeln eines Goldkäfers. Wird dieser Körper feucht, so verschwinden die Farben, und er wird dintenschwarz; beim Auftrocknen erhält er die Farben wieder. (Beim Auffinden selbst soll er chamäleonartig die Farben gewechselt haben, was sich aber dann verlor.) Die Interferenz des Lichtes und die hygroskopische Eigenschaft der Oberfläche erklärt das Fänomen.

(Wien. Ztg. 54.)

Länderkunde.

Über das Anwachsen des Hochvernagt-Ferners im Ötzthale in Tirol berichtet Dr. Stotter im Bothe für Tirol 10—11. Das schnelle Vorrücken desselben stellt bereits die Gefahr einer verheerenden Überschwemmung in Aussicht, wenn der Ferner die Rofenthaler Ache verlegt und einen See bildet, der den Eisdamm bald genug durchbrochen haben wird. Die Berg- und Salinen-Direktion ordnete daher genaue Untersuchungen durch das dortige Forstpersonale an, welche der Ortsgeistliche Haid in Fend bereits voriges Jahr angestellt hatte. Am 18. Oktober wurden die Merkzeichen verglichen, und es ergab sich, daß der Ferner seit 13. November 1843, also in 341 Tagen um nicht weniger als 301 Klafter vorgerückt war! Auf die 122 Sommertage (Juni bis Oktober) entfallen nur 66 Kl., die schnellste Bewegung traf also Frühjahr und Winter. Das untere Ende (Zunge) des Ferners ist 40 Kl. breit, 8 Kl. hoch; von da steigt die Oberfläche des Eises unter einem Winkel von 20° aufwärts, indeß die Thalsoole nur 17° steigt, woraus die Mächtigkeit des Eises sich ergibt. An der Westseite ist das Eis mächtiger, und hat daselbst ältere Moränen bereits überschritten. Seit 5 Jahren ist der Ferner bei 100 Kl. vorgerückt, und hat in Jahresfrist an einer Stelle 300 Kl. Breite erreicht. Am 18. Oktober erwiesen genaue Beobachtungen ein Vorrücken von 1'/." in der Stunde, und ein Ausbreiten von 5/6". Die ungewöhnlich milde Witterung des diesjährigen Winters erlaubte am 3. Jänner einen neuen Besuch des Ferners, wenn auch nicht ohne Gefahr. In diesen 76 Tagen war der Ferner um 83 Kl. vorgedrungen, und am genannten Tage drang er 6" in 1 Stunde abwärts, 3" seitwärts! Die Spitze der Zunge ist nur noch 118 Kl. von der Ache entfernt, und wird dieselbe wahrscheinlich schon im Herbste erreichen, da das Thal auf dieser Strecke größeres Gefälle hat. Die Reste der alten Fernerwälle (Moränen) an beiden Seiten des Thales, sind bereits mit Eis bedeckt, und daraus ergibt sich eine Mächtigkeit des Eisstromes, die sich in seinen früheren Perioden des Anwachsens, erst am Ende, als er den Bach erreicht hatte, einstellte; die Katastrofe wird also furchtbarer als jede frühere. In der ersten Hälfte November drang das Eis 30 Schritte seitwärts in einer Woche, und schob sehr stark in die Höhe. Die aufgethürmten Eismassen stürzen fortwährend zusammen, die abrollenden Blöcke werden bald wieder von dem Eisstrome erreicht, und verschmelzen mit demselben.

Die Expedition vom 3. Jänner brachte Eisstücke und Wasser zur Untersuchung nach Innsbruck. Das Eis von der Oberfläche des Ferners war durchsichtiger, mit vielen kleinen Luftbläschen versehen und spezifisch leichter (0,914 und in 100 K. Z. 1,31791 Luft.), das Eis vom Grunde hatte 0,983 spez. Gewicht, und in 100 K. Z. 1,03628 Luft. Das Wasser des (ruhigen) Plattei-Ferners ist ganz klar, jenes vom Hochvernagt milchweiß und getrübt. Die Felsarten der Moräne sind Hornblendeschiefer und grieartiger Glimmerschiefer.

Die Ansicht der Beobachter geht einstimmig dahin, daß menschliche Anstrengungen nichts vermögen, das Unheil abzuwenden, wie denn auch in früheren Zeiten alle Versuche fruchtlos waren *).

*) 1770 erfüllte der Ferner das ganze Hochvernagtthal, und bildete an dessen Mündung in das Rofenthal einen 150 Kl. breiten Damm, welcher die Eisbäche zu einem See aufdämmte, der endlich durchbrach und eine furchtbare Verheerung anrichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 5. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 41.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1198 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Andenken an die dritte Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure zu Prag im Jahre 1844. — Feil: Aufhebung der Klöster. 1. Gaming. (Schluß.) — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. März. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Andenken an die dritte Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure zu Prag im Jahre 1844. 12. Prag 1844. In Kommission der Calve'schen Buchhandlung.

Die alterthümliche, durch so viele Bauwerke jedem Beschauer und Kenner erfreuliche Hauptstadt Prag hat im vorigen Jahre den Beweis für die hohe Anerkennung, welche man ihr auch im Auslande zollt, dadurch erhalten, daß sie von der deutschen Architekten-Wandergesellschaft zum Versammlungsorte gewählt wurde. Es dürfte hier am Orte sein, einige Worte über den Verein selbst vorzusetzen, da das anzuzeigende Büchlein von dem Wirken und Streben dieser Gesellschaft nichts enthält.

Der Verein deutscher Architekten entstand bekanntlich vor 3 Jahren in Leipzig. Der Anklang, den der Aufruf zur Bildung eines deutschen Architekten-Vereines überall gefunden hatte, brachte schon zu der ersten Versammlung in Leipzig eine Anzahl von 148 Architekten und Kunstfreunden aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes, zum Theile auch aus dem Auslande zusammen. Die meisten Verdienste erwarb sich um die Ordnung und Gestaltung des Ganzen der eben so geniale als kenntnißreiche Dr. Jur. Puttrich in Leipzig, welcher auch zum bleibenden Geschäftsleiter des Vereins ernannt ist.

Wurde, wie bei allen diesen Wandergesellschaften, die gegenseitige Verständigung im Privatgespräche und öffentlichen Vorträgen herbeigeführt, so trat hernach, insbesondere nach der Eigenthümlichkeit der Genossen, eine höchst anregende Ausstellung architektonischer Werke, Handzeichnungen und architektonischer Entwürfe erfreulich fördernd, die Mittheilung und Berührung vermittelnd hinzu; und schon damals bei dem Beginne wurde von allen Versammelten erkannt, daß die Stiftung eines solchen Vereines eine völlig zeitgemäße war, und daß dieselbe sich auch für die Zukunft bewähren wird.

„Was Leipzig schüchtern nur begann,
Das baute Bamberg fort,
Das Werk der Einigung der Meister aller deutschen Gauen."
(Toast des Baudirektors Geutebrück aus Leipzig.)

Es wurde nämlich schon in Leipzig die Stadt Bamberg für den Versammlungsort im Jahre 1843 bestimmt. In der Mitte Septembers dieses Jahres hatten sich abermals in dieser alten ehrwürdigen Stadt 90 Architekten und Kunstfreunde versammelt, und den großen Nutzen dieses Vereins durch die persönliche Befreundung und Anregung erfahren.

Über Vorschlag des Professors Wiesenfeld aus Prag wurde Prag für den dritten Versammlungsort bestimmt.

Vom 29. August bis 1. September hatten sich 50 Architekten, Ingenieure und Kunstfreunde vereiniget. Mehre interessante Vorträge bedeutender Männer, unter welchen besonders jene des Prof. Stier aus Berlin anregten, vielfache persönliche Berührungen durch gemeinschaftliche Ausflüge, und endlich eine in den juridischen Lehrsälen der Universität veranstaltete Ausstellung von Zeichnungen und Entwürfen, wozu denn die fremden Gäste freundlichst mit beitrugen, waren die Vereinsmittel und hatten selbst für den einheimischen, minder Begünstigten den Vortheil Anschauung zu gewinnen, welche ihn zu einem höhern Streben anspornen dürften.

Mag man auch immerhin allgemeine, gegen solche Wandergesellschaften vorgebrachte Einwürfe und Bedenken vernehmen, so trafen derlei die Prager Versammlung am wenigsten. Das Ganze hatte den schlichten Charakter eines fröhlichen Zusammentreffens ohne großer Festlichkeiten und Zwecklessen, was einer vielfach herzlichen Berührung so vieler höchst bedeutender Meister deutscher Baukunst eher förderlich als nachtheilig wurde. Wer den Versammlungen beiwohnte und noch mehr, wer den persönlichen Austausch, die persönlichen Berührungen in kleinern Kreisen beobachten konnte, wird wohl nicht anstehen zu behaupten, daß auch die Prager Versammlung den viel versprechenden Beginn einer Einigung deutscher Künstler unterstützte, welches dann später ein wirksames Werkzeug sein kann, eine echt nationale Kunst schön und gedeihlich zu fördern, da ein schönes Band so viele Freunde redlichen Strebens vereinigte.

Prof. Wiesenfeld, dem wir hauptsächlich verdanken, daß man sich für Prag entschloß und daß sohin den Architekten des großen österreichischen Kaiserstaates Gelegenheit zum Besuche gegeben wurde, übernahm es die freundlichen Gäste durch eine kleine literarische Gabe auf den geschichtlichen Bo-

in der Generalsynode das Unionsinstrument unterschrieb. Sein zweiter Nachfolger, Johann **Nemes** erhielt im J. 1716 die Verleihung des Fiskal-Dominiums **Szamosujvár** und der Possession **Alsó Szombathfalva**, übertrug den Bischofssitz von Weissenburg nach Fagarasch, und unter ihm erfolgte 1721 von P. Innozenz **XIII.** die päpstliche Bestätigung des Fagaraścher Bisthums. Unter seinem Nachfolger Johann Klein geschah die Vertauschung von **Szamosujvár** gegen das Dominium Blasendorf (**Balásfalva**), die Übersetzung des Bischofsitzes von Fagarasch nach Blasendorf und die Errichtung eines Basiliten-Klosters daselbst. Besonders ausgezeichnet zu werden verdient der Bischof Johann Babb, im J. 1782 zu dieser Würde erhoben, die er durch 48 Jahre bis an seinen am 2. Oktober 1830 erfolgten Tod bekleidete. Er errichtete das Blasendorfer Kapitel und die daselbst befindlichen ausgezeichneten Schulanstalten, und verwendete den größten Theil seiner Einkünfte zur Dotation des Klerus und Beförderung des Unterrichtes in seiner Diözese. Sein Nachfolger ist der dermalige Bischof Johann **Cemeny**, der neunte in der Kirche seit der Stiftung der Union.

Die Einrichtung des Schematismus selbst ist die nämliche, wie bei dem Schematismus des röm. kath. Klerus, nur daß bei den Filialen die Entfernung derselben von der Mutterkirche nicht angegeben ist. Es befanden sich im J. 1842 in den 11 Dekanaten in 1360 Pfarren und 602 Filialen 608,445 griechisch-katholische Glaubensgenossen.

Im J. 1835 zählte man nach dem ersten Jahrgange dieses Schematismus in 1343 Pfarren und 592 Filialen 551,989 Seelen, folglich zeigt sich in einer Periode von sieben Jahren eine Vermehrung von 17 Pfarren, 10 Filialen und 56,456 Seelen.

Die Anzahl der Geistlichen belief sich auf 1557, von welchen 1452 bei der Seelsorge, 15 bei den Blasendorfer Schulanstalten angestellt sich befanden, es kommt daher auf 390 Seelen ein Individuum geistlichen Standes.

Es wäre sehr zu wünschen, daß wir auch von der Geistlichkeit der übrigen christlichen Konfessionen in Siebenbürgen ähnliche, mit gleichem Fleiße und gleicher Vollständigkeit ausgearbeitete Schematismen erhielten; es würde dadurch dem Statistiker eine reichhaltige Quelle geöffnet werden.

Benigni.

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Naturkunde.

Die meteorologischen Beobachtungen des Prof. Dr. Alex. Zawadski zu Przemisl ergaben 1844: Mittlerer Barometerstd.: 28" 0"' 5"" Wien. M., größte Änderung: 1" 6"'; mittl. Thermom.: + 5,17° R., größte Änderung: 40,5°. Heitere Tage 11, Nebel 132, Regen 139, Schnee 63, Hagel 6, Gewitter 35. Herrschende Winde NW., SW., 35 Stürme NW. und W. Durch 18 Monate blieb die Windesrichtung, mit wenigen Ausnahmen, dieselbe. Seehöhe der Beobachtungen: 700 P.F. Merkwürdig ist der gleichzeitige größte Luftdruck am 24. Dezember in Graz, Wien und Przemisl; an letzterem Ort eigentlich am 23., aber nur um 2"" geringer als am 24.

(Wien. Ztg.)

Merkwürdiger farbenspielender Körper, 1844 zu Vinkovcse bei einer Ausgrabung von Antikalien gefunden. Es ist ein alter (römischer?) Glasfluß (Glaspasta), welcher wahrscheinlich bei einer Feuersbrunst entstand, in der Form eines flachgewölbten Knopfes, 3/4" Durchmesser, 2"' Höhe. An der Oberfläche ist er mit kleinen runden Vertiefungen besäet und bunt angelaufen; die gewölbte Seite ist sehr, ähnlich den Flügeln eines Goldkäfers. Wird dieser Körper feucht, so verschwinden die Farben, und er wird dintenschwarz; beim Auftrocknen erhält er die Farben wieder. (Beim Auffinden selbst soll er chamäleonartig die Farben gewechselt haben, was sich aber dann verlor.) Die Interferenz des Lichtes und die hygroskopische Eigenschaft der Oberfläche erklärt das Phänomen.

(Wien. Ztg. 54.)

Länderkunde.

Über das Anwachsen des Hochvernagt-Ferners im Ötzthale in Tirol berichtet Dr. Stotter im Bothe für Tirol 10—11. Das schnelle Vorrücken desselben stellt bereits die Gefahr einer verheerenden Überschwemmung in Aussicht, wenn der Ferner die Rofenthaler Ache verlegt und einen See bildet, der den Eisdamm bald genug durchbrochen haben wird. Die Berg- und Salinen-Direktion ordnete daher genaue Untersuchungen durch das dortige Forstpersonale an, welche der Ortsgeistliche Haid in Fend bereits voriges Jahr angestellt hatte. Am 18. Oktober wurden die Merkzeichen verglichen, und es ergab sich, daß der Ferner seit 13. November 1843, also in 341 Tagen um nicht weniger als 301 Klafter vorgerückt war! Auf die 132 Sommertage (Juni bis Oktober) entfallen nur 66 Kl., die schnellste Bewegung traf also Frühjahr und Winter. Das untere Ende (Zunge) des Ferners ist 40 Kl. breit, 8 Kl. hoch; von da steigt die Oberfläche des Eises unter einem Winkel von 30° aufwärts, indeß die Thalsoole nur 17° steigt, woraus die Mächtigkeit des Eises sich ergibt. An der Westseite ist das Eis mächtiger, und hat daselbst ältere Moränen bereits überschritten. Seit 5 Jahren ist der Ferner bei 100 Kl. vorgerückt, und hat in Jahresfrist an einer Stelle 300 Kl. Breite erreicht. Am 18. Oktober erwiesen genaue Beobachtungen ein Vorrücken von 1'/." in der Stunde, und ein Ausbreiten von 5/6". Die ungewöhnlich milde Witterung des diesjährigen Winters erlaubte am 3. Jänner einen neuen Besuch des Ferners, wenn auch nicht ohne Gefahr. In diesen 76 Tagen war der Ferner um 83 Kl. vorgedrungen, und am genannten Tage drang er 6" in 1 Stunde abwärts, 3" seitwärts! Die Spitze der Zunge ist nur noch 118 Kl. von der Ache entfernt, und wird dieselbe wahrscheinlich schon im Herbste erreichen, da das Thal auf dieser Strecke größeres Gefälle hat. Die Reste der alten Fernerwälle (Moränen) an beiden Seiten des Thales, sind bereits mit Eis bedeckt, und daraus ergibt sich eine Mächtigkeit des Eisstromes, die sich in seinen früheren Perioden des Anwachsens, erst am Ende, als er den Bach erreicht hatte, einstellte; die Katastrofe wird also furchtbarer als jede frühere. In der ersten Hälfte November drang das Eis 30 Schritte seitwärts in einer Woche, und schob sehr stark in die Höhe. Die aufgethürmten Eismassen stürzen fortwährend zusammen, die abrollenden Blöcke werden bald wieder von dem Eisstrome erreicht, und verschmelzen mit demselben.

Die Expedition vom 3. Jänner brachte Eisstücke und Wasser zur Untersuchung nach Innsbruck. Das Eis von der Oberfläche des Ferners war durchsichtiger, mit vielen kleinen Luftbläschen versehen und spezifisch leichter (0,914 und in 100 K. Z. 1,21791 Luft.), das Eis vom Grunde hatte 0,983 spez. Gewicht, und in 100 K. Z. 1,05628 Luft. Das Wasser des (ruhigen) Platten-Ferners ist ganz klar, jenes vom Hochvernagt milchweiß und getrübt. Die Felsarten der Moräne sind Hornblendeschiefer und grieartiger Glimmerschiefer.

Die Ansicht der Beobachter geht einstimmig dahin, daß menschliche Anstrengungen nichts vermögen, das Unheil abzuwenden, wie denn auch in früheren Zeiten alle Versuche fruchtlos waren *).

*) 1770 erfüllte der Ferner das ganze Hochvernagtthal, und bildete an dessen Mündung in das Rofenthal einen 150 Kl. breiten Damm, welcher die Eisbäche zu einem See aufdämmte, der endlich durchbrach und eine furchtbare Verheerung anrichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 5. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 41.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1198 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Andenken an die dritte Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure zu Prag im Jahre 1844. — Feil: Aufhebung der Klöster. 1. Gaming. (Schluß.) — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. März. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Andenken an die dritte Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure zu Prag im Jahre 1844. 1s. Prag 1844. In Kommission der Calve'schen Buchhandlung.

Die alterthümliche, durch so viele Bauwerke jedem Beschauer und Kenner erfreuliche Hauptstadt Prag hat im vorigen Jahre den Beweis für die hohe Anerkennung, welche man ihr auch im Auslande zollt, dadurch erhalten, daß sie von der deutschen Architekten-Wandergesellschaft zum Versammlungsorte gewählt wurde. Es dürfte hier am Orte sein, einige Worte über den Vereih selbst vorzusetzen, da das anzuzeigende Büchlein von dem Wirken und Streben dieser Gesellschaft nichts enthält.

Der Verein deutscher Architekten entstand bekanntlich vor 3 Jahren in Leipzig. Der Anklang, den der Aufruf zur Bildung eines deutschen Architekten-Vereines überall gefunden hatte, brachte schon zu der ersten Versammlung in Leipzig eine Anzahl von 148 Architekten und Kunstfreunden aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes, zum Theile auch aus dem Auslande zusammen. Die meisten Verdienste erwarb sich um die Ordnung und Gestaltung des Ganzen der eben so geniale als kenntnißreiche Dr. Jur. Puttrich in Leipzig, welcher auch zum bleibenden Geschäftsleiter des Vereins ernannt ist.

Wurde, wie bei allen diesen Wandergesellschaften, die gegenseitige Verständigung im Privatgespräche und öffentlichen Vorträgen herbeigeführt, so trat hernach, insbesondere nach der Eigenthümlichkeit der Genossen, eine höchst anregende Ausstellung architektonischer Werke, Handzeichnungen und architektonischer Entwürfe erfreulich fördernd, die Mittheilung und Berührung vermittelnd hinzu; und schon damals bei dem Beginne wurde von allen Versammelten erkannt, daß die Stiftung eines solchen Vereines eine völlig zeitgemäße war, und daß dieselbe sich auch für die Zukunft bewähren wird.

„Was Leipzig schüchtern nur begann,
Das baute Bamberg fort,
Das Werk der Einigung der Meister aller deutschen Gauen."
(Toast des Baudirektors Geutebrück aus Leipzig.)

Es wurde nämlich schon in Leipzig die Stadt Bamberg für den Versammlungsort im Jahre 18[illegible]

Septembers dieses Jahres hatten sich abermals in dieser alten ehrwürdigen Stadt 90 Architekten und Kunstfreunde versammelt, und den großen Nutzen dieses Vereins durch die persönliche Befreundung und Anregung erfahren.

Über Vorschlag des Professors Wiesenfeld aus Prag wurde Prag für den dritten Versammlungsort bestimmt.

Vom 29. August bis 1. September hatten sich 50 Architekten, Ingenieure und Kunstfreunde vereiniget. Mehre interessante Vorträge bedeutender Männer, unter welchen besonders jene des Prof. Stier aus Berlin anregten, vielfache persönliche Berührungen durch gemeinschaftliche Ausflüge, und endlich eine in den juridischen Lehrsälen der Universität veranstaltete Ausstellung von Zeichnungen und Entwürfen, wozu denn die fremden Gäste freundlichst mit beitrugen, waren die Vereinsmittel und hatten selbst für den einheimischen, minder Begünstigten den Vortheil Anschauung zu gewinnen, welche ihn zu einem höhern Streben anspornen dürften.

Mag man auch immerhin allgemeine, gegen solche Wandergesellschaften vorgebrachte Einwürfe und Bedenken vernehmen, so trafen derlei die Prager Versammlung am wenigsten. Das Ganze hatte den schlichten Charakter eines fröhlichen Zusammentreffens ohne großer Festlichkeiten und Zweckessen, was einer vielfach herzlichen Berührung so vieler höchst bedeutender Meister deutscher Baukunst eher förderlich als nachtheilig wurde. Wer den Versammlungen, die persönlichen Berührungen in kleinern Kreisen beobachten konnte, wird wohl nicht anstehen zu behaupten, daß auch die Prager Versammlung den viel versprechenden Beginn einer Einigung deutscher Künstler unterstützte, welches dann später ein wirksames Beizeug sein kann, eine echt nationale Kunst schön und gedeihlich zu fördern, da ein schönes Band so viele Freunde redlichen Strebens vereinigte.

Prof. Wiesenfeld, dem wir hauptsächlich verdanken, daß man sich für Prag entschloß und daß [illegible] des großen österreichischen Kaiserstaates [illegible] che gegeben wurde, übernahm es [illegible] ch eine kleine literarische Gabe auf [illegible]

den zu leiten und ihnen die Entwicklung der ihnen so werthen Baukunst im Lande zu bezeichnen.

Dieses Büchlein, obschon klein von Umfange, ist von so allgemeinem Interesse, daß wir verpflichtet sind, es der Vergessenheit, welcher derlei Gelegenheitsschriften leicht anheim zu fallen pflegen, zum Frommen der Sache, durch diese Anzeige zu entziehen.

Der erste Theil enthält eine kurze Skizze der Geschichte der Stadt Prag von W. Tomek. Jeder Leser wird dem wohlunterrichteten, die Resultate jahrelanger mühsam archivarischer Studien umsichtig andeutenden Führer in dem Gebiete der so verwickelten Geschichte Prags gerne folgen und sich freuen, diesen tüchtigen Geschichtsforscher, wenn auch aus einer kleinen Probe kennen zu lernen.

Überall ist es lichtvoll geordnet und wir nehmen diese Skizze um so freudiger auf, als es uns eine Bürgschaft für das sein mag, was uns dieser thätige junge Gelehrte in der Geschichte der Universität und einer Geschichte der Stadt Prag, woran er seit 4 Jahren bereits arbeitet, bieten wird. Wir beschränken uns hier eine Übersicht des Inhaltes zu geben und die Art der Gruppirung des reichen Stoffes zu bezeichnen.

Die erste Periode ist bis 1257 geführt und die heutige Hauptstadt erscheint als ein **Suburbium** der beiden Burgen **Wischerad** und **Hradschin**; viele heutige Räume der Stadt sind einzelne Dörfer — auch der ganze übrige Flächenraum wahrscheinlich ein Eigenthum des Landesfürsten, von Ministerialen und Zinsleuten bebaut, ohne Spuren eines Bürgerwesens. Gründung einzelner Klöster mit umliegendem Grundbesitz.

Mit der 2. Periode 1257—1419 beginnt die politische Gestaltung des Munizipalwesens und eines freien Bürgerstandes. Otakars mächtige Einwirkung durch Kolonisation und Privilegien. Allmälig entsteht ein viel regeres gewerbliches Leben. In dieser Periode gestaltet sich ein deutsches Stadtrecht und ein deutsches Leben und Gesittung unter dem Bürgerstande. Aufleben mächtiger Bürgerfamilien, deutscher Kunstfleiß und Gewerbe heben Prag; Reichthum und Luxus des Bürgerstandes mehrt sich, der Handel und die Industrie erreichen unter Karl IV. ihren höchsten Flor: Prag wird eine der schönsten und bedeutendsten Städte in Europa als bleibender Sitz des deutschen Königs. Herrliche Bauwerke, die Vergrößerung der Stadt, die Gründung einer bald ungemein besuchten Universität geben Prag einen bisher nicht erreichten Glanz. Zu Ende der Periode das Hervortreten und die Erkräftigung des nationellen čechischen Elementes; bald bedeutende Streitigkeiten, Sieg der Zunftgenossenschaft über die Geldaristokratie, Auswanderung der deutschen Studenten, Beginn der Hussitenunruhen.

Die 3. Periode beginnt mit dem Jahre 1417—1547. Stürmische Kriegszeiten gewinnen immer mehr Einfluß in der Landesgeschichte, religiöse Parteiungen, Sieg des čechischen Elementes über das deutsche, Kämpfe der Bürgerfamilien, Zerstörung des **Wissehrad's**. Prag gewinnt in dieser Periode immer mehr das Bild der heutigen Stadt. Unter Georg von **Podiebrad** gewinnt die äußere Gestaltung der Stadt an Glanz. — Bezeichnete die vorige Periode ein in sich abgeschlossenes selbstständiges Bürgerthum, so ist in dieser Periode die politische Gestaltung desselben dem Adel gegenüber wichtig. (S. Wenzelvertrag.)

Die 4. Periode 1547—1620 beginnt mit dem sogenannten blutigen Landtag — Umwandlung der Stadtverfassung, Einziehung der Gemeindegüter; Prag verliert an politischer Macht, dagegen hebt sich der äußere Glanz, sie ist die erklärte Residenz Ferdinands; Kunstperiode unter Rudolf, Blüte des nationellen geistigen Lebens. — Am Ende der Periode die Kunstbauten der Jesuiten. — Mit dem Jahre 1620 beginnt die 5. und letzte Periode der Stadt, — traurige Ereignisse des Landes, die auf Prag selbst schrecklich nachwirkten. Prag hört auf Residenzstadt der Kaiser zu sein. Bis zum Jahre 1631 zahlreiche Klosterbauten; Schreckniss des dreißigjährigen Krieges, des Sukzessions- und siebenjährigen Krieges, Verschanzung und Befestigung Prags. — Im XVIII. Jahrhunderte die Klosteraufhebungen, die Vereinigung der Stadtmagistrate.

Mit der Erwähnung der neueren Richtung der Industrie, der Erbauung der Vorstadt Karolinenthal schließt der Verfasser die Geschichte an die Gegenwart. Überall läßt der Verfasser auf reiches, ihm zu Gebote stehendes Materiale schließen, das er uns in seiner großen Geschichte der Stadt gewiß auch auf eine so anziehende Weise vorführen wird, wie er es hier auf einem beschränkten Raume skizzenweise versucht hat.

Wir übergehen zu dem 2. Aufsatz vom Professor Wiesenfeld, „Skizzen zur Geschichte der Baukunst in Böhmen."

Wenn man den Mangel einer brauchbaren Vorarbeit, den Abgang eines geordneten Materiales und die Eile, womit diese Arbeit, um dem Zwecke zu genügen, unternommen werden mußte, bedenkt, so muß man auch diesem äußerst dankenswerthen Versuche alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Verfasser scheidet diesen Aufsatz in 3 Theile, I. in die Geschichte der Architektur und des Landbauwesens, II. in die Geschichte der Hydrotechnik, III. in die Geschichte des Straßenbauwesens.

Von den Uranfängen des Bauwesens bis nahe an das XIV. Jahrhundert kann bei dem jedem Geschichtskundigen so beklagenswerthen Mangel an archivalischen Mitteln in Böhmen wohl nicht mehr als unbestimmte Andeutungen, obwohl auch aus dieser Periode an mehren Kirchenbauten deutliche Spuren des damaligen Baustyles sich erhalten haben, gefordert werden.

Im XIV. Jahrhundert tritt uns Mathias von Arras als Erbauer des St. Veits-Domes entgegen. Nebst vielen Bauwerken von unbekannten Meistern aus diesem Jahrhunderte haben wir erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes nachweisbare Baudenkmäler von einheimischen Künstlern.

Höchst bedeutend stehen da: Mathias Reisek, Benesch von Laun; sie brachten einen deutschen Baustyl in Aufnahme.

Von dem ersten ist die schöne St. Barbarakirche in Kuttenberg, der Prager Pulverthurm, nach mehren Andeutungen auch die Vollendung des Altstädter Brückenthurms; von letzterm außer dem Wladislaw'schen Saal in Prag auch die schönen Kirchen in Brür und Laun, dann die Kirche in Annaberg in Sachsen, und der Saal in Bürglitz (Hormayr Taschenbuch 1833. 58). Im XVI. Jahrhunderte bricht mit den Jesuitenbauten der italienische Styl herein, und steht vor uns sprechend in einer großen Anzahl von Kirchen, Palästen und Privathäusern. Ein früheres Beispiel eines reinern italienischen Styls gibt das sogenannte Rudolfinische Observatorium, welches 1534 von Farabosco erbaut ist.

Neben den Namen vieler italienischer und einiger deutscher Baumeister, so der Fischer von Erlach, begegnen wir zu Ende des XVII. und im Anfange des XVIII. Jahrhunderts auch Inländern, wie Kanka, Christof und Kilian Dinsenhofer.

Ohne auf die jedem Leser bekanntere Geschichte des Bauwesens der Gegenwart einzugehen, weisen wir auf den zweiten Theil des Aufsatzes einer größtentheils aus bisher unbenützten archivarischen Quellen geschöpfte Geschichte der Hydrotechnik in Böhmen hin. Von der Zeit des ersten urkundlichen Versuches einer Regulirung der einheimischen Flußbeete und deren Benützung als Wasserstraße ungefähr 1340 waren durch alle Jahrhunderte die Regierung und die Stände, bald mehr oder minder erfolgreich bemüht, die Beseitigung der Wehren, die Vermeidung der Wasserschnellen, Anlegung von großartigen Kanälen, in Vorschlag zu bringen, theilweise auch auszuführen, so daß die vor dem J. 1825 größte Ladung von 500 Ztn. auf der Moldau jetzt das Minimum ist, denn bei mittlerem Wasserstande fährt man gefahrlos mit 1000 bis 1200 Ztn. Da dieser Theil, so wie seine Geschichte des Straßenbauwesens nur ganz speziell Männer vom Fache interessirt, unterlassen wir es, aus der ohnedies äußerst gedrängten stoffreichen Skizze Auszüge zu machen. Als Resultat des Straßenwesens dürfte nur erwähnt werden, daß Böhmen 967½ Meilen kunstmäßig gebauter Straßen besitze, an Eisenbahnen 15½ deutsche Meilen mit Pferden schon längst, demnächst über 45 deutsche Meilen mit Lokomotiven befahren werden. Dr. R.

Original-Beiträge zur Geschichte der Aufhebung mehrer Klöster in Niederösterreich.

1. Gaming.

(Schluß.)

II. An Sammlungen *) besaß die Karthause zur Zeit ihrer Auflösung folgende:

1. Gemälde. Sie scheinen nicht in einem eigenen Appartement vereint, sondern in den verschiedenen Ubikazionen zerstreut gewesen zu sein. In dem Inventar von 1782 findet sich deren eine sehr namhafte Anzahl verzeichnet; es ist jedoch bei der flüchtigen Aufzeichnung derselben weder auf ihren Kunstwerth noch auf ihr Alter zu folgern, welche Rücksichten insbesondere bei den Porträts in Erwägung kommen würden. Als solche werden genannt: jenes des Stifters, Herzog Albrecht's II., Friedrich des Schönen, Kaiser Leopold's I., Josef's I., Karl's VI., Franzens und Maria Thereſiens, Josef's II. als Kronprinz, des Fürsten Marlborough, und die im Billiardzimmer befindlich gewesenen Porträts der Prälaten und Prioren von Gaming u. s. w. Außerdem in Öhl gemalte Abbildungen der Karthause Gaming, des Marktes Scheibbs, sodann von zehn verschiedenen Karthäuser-Klöstern u. dgl.

2. Eine Sammlung der Bildnisse römischer Kaiser, 232 Stücke (es ist nicht angegeben aus welcher Substanz) in einem mit vergoldetem Messing beschlagenen und gefutterten Behältnisse („die Blateln wägen 5 Mark 6½ Loth à 20 fl." heißt es), wurde um 110 fl. 6 kr. ausgerufen und um 170 fl. 3 kr. weggegeben.

3. Eine ähnliche Sammlung der Bildnisse römischer Päpste, 250 Stücke, sammt Behältniß mit Silber beschlagen und einwendigen silbernen Blateln in Gewicht sammt Beschlecht 21 Mark, 6 Loth, à 19 fl., im Ausrufspreise von 406 fl., ward um 495 fl. erstanden.

4. Die Münzsammlung, 2131 Stücke umfassend, wurde um 5174 fl. 12 kr. veräußert. Die Münzen gehörten durchaus neuerer Zeit an. Vorhanden waren z. B. von den Päpsten: Innozenz X. und Klemens XI.; neun verschiedene Erzbischöfe von Salzburg; Bischöfe von Bamberg, Eichstädt, Hildesheim, Olmütz, Straßburg, Würzburg; die Deutsch-Ordensmeister: Max und Karl, Erzherzoge von Österreich; römische Kaiser von Ferdinand I. bis auf Maria Theresia; Könige: von England (Georg I.), Böhmen (Ferdinand I. bis Karl VI.), Dänemark (Christian IV.), Ungarn (Max II. bis auf M. Theresia), Neapel und Sizilien (Karl), Polen (Sigismund III., Wladislaw IV., Friedrich August), Schweden (Gustav Adolf) und Spanien (Filipp II.); Erzherzoge von Österreich; mehre Brandenburger Linien; Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Holstein und Pommern; kursächsische; würtembergische; Fürsten von Siebenbürgen (Gabriel Bethlen und Georg Rágoczy); Odoard von Parma und Piacenza, Kosmus II. von Florenz; Republiken: Holland, Schweiz (Basel, St. Gallen) und Venedig (Nikolaus de Ponte); Städte: Augsburg, Kempten, Danzig, Metz, Nürnberg, Regensburg, Thorn u. s. w.

5. Die Rüstkammer der Karthause hatte zur Zeit der Aufhebung: 27 Küraſſe, 19 Fahnenspieße, 5 Kriegsfahnen, 44 Hellebarten, 233 Musketen, 22 Scheibenrohre, 2 Musquetons, 87 Doppelhacken, 99 Patrontaschen, 47 Säbelkuppeln, 30 Bünde Lunten, 23 Küraſſier- und Dragonersäbeln, 19 Palasche, 11 Degen, ein Freimannsschwert, 5 Pistolen, 4 Trommeln, eine türkische Trommel, 35 Pöller, 6 Zündruthen, eine eiserne Kugel, eine Bombe, einen alten, mit Elfenbein eingelegten türkischen Sattel sammt Köcher und Messer, von einem Pascha herrührend, einen Tatarensattel und einen Balester.

6. Die im Archive der Karthause befindlich gewesenen Urkunden, die älteren zum Theile bei Steyerer l. c. abgedruckt, wurden 1783 theils an das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv *), die meisten jedoch minder wichtigen **) aber

*) Der Bibliothek geschieht in den Aufhebungsakten nirgends Erwähnung. Sie gelangte größtentheils an die Wiener Universitätsbibliothek, welche sich bei der lizitatorischen Hintangabe ihrer Doubleten 1843 eines Theiles derselben entäußerte.

*) Namentlich folgende bei Lichnowsky verzeichnete wichtigere Urkunden, zumeist von Regenten ausgehend, wurden gleich unmittelbar an das geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv abgegeben: Bd. III. Reg. Nr. 814, 917, 919, 1175, 1176, 1246, 1340, 1341, 1355, 1367, 1376, 1388, 1392, 1414, 1422, 1430, 1498, 1509, 1531, 1587, 1761, 1820, 1939, 2017, 2021. IV. 16, 96, 131, 277, 1061, 1062, 1119. V. 94, 361, 587, 1339, 1351, 1518, 1522, 1696; ferner die Urkunden dd. 27. Sept. 1336 (Steyerer Add. 33—34), Bestätigung der Urk. III. Reg. Nr. 1387, durch Kaiser Karl dd. Wystrica 30. Februar 1352; dann Herzog Albrecht IV. bestätiget einen Güterkauf des Klosters Gaming: 2 Höfe, einen am Weinberg in St. Lienharts-Pfarre, den andern zu Groß in der Ruprechtshofer Pfarre, dd. Wien 25. Februar 1397; Vidimus der

an die bestandene niederösterreichische Staatsgüter-Administration abgeliefert, von welcher sie nach der Auflösung der letzteren im J. 1831 an die nied. österr. Kameralgefällen-Verwaltung übergegangen, und von dieser endlich im J. 1837 ebenfalls an das k. k. geheime Haus-, Hof- und Staats-Archiv abgegeben worden sind. Eine vollständige Herausgabe von Regesten des Gaminger Urkundennachlasses wäre wichtig und um so wünschenswerther, als sich bisher noch keine Mo-

Urkunden III. 1433, und IV. 131 durch „Maister Hanns Hueber von der Freinstadt dieczeit Rector Lerer Maister der Studenten der Universität ze Wien," dd. 29. Nov. 1453; Vidimus der Urk. V. 1518 durch den Wiener Schottener Abt Martin, dd. 7. Februar 1438; Vidimus der Urk. V. 1696 durch den Schottener Abt Mathias, dd. 22. Okt. 1470; Vidimus des Seitenstettener Abtes Kilian, dd. 13. März 1494, über eine Urk. K. Max I., dd. Wyenn 6. Febr. 1494, worin dieser die Privilegiensbestätigung K. Friedrich's III. für Gaming, dd. Wien 13. Okt. 1459 und Linz 25. Juli 1493 erneuert; Vidimus des Seitenstettener Abtes Heinrich, dd. 8. Sept. 1531 über eine Urk. K. Ferdinand's, dd. Newenstat 3. Dez. 1532, womit dieser dem Kloster Gaming die von seinen Vorfahren ertheilten Privilegien bestätiget; Privilegienerneuerung K. Rudolf's II. dd. Prag 22. März 1599; und Vidimus dd. 20. April 1641 über die Konfirmation der Urk. IV. 1061 durch Herzog Rudolf IV. dd. 1. Nov. 1359.

**) So z. B. jene verzeichnet bei Lichnowsky, III. Reg. Nr. 915, 922, 941, 976, 981, 1004, 1014, 1038, 1063, 1068, 1132—1135, 1145, 1173, 1178, 1303, 1337, 1343, 1369, 1303, 1330, 1362, 1371, 1378, 1478, 1500, 1505, 1516, 1538, 1553, 1618, 1619, 1630, 1687, 1762, 1763, 1773, 1805, 1960, 1900, 1938, 2033. IV. 17, 40, 41, 91, 189, 278, 371, 374, 644, 947, 1152, 1198, 1306. Von jenen, erst 1837 an das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv gelangten Gaminger Urkunden, welche entweder von österreichischen Regenten ausgingen oder sie wenigstens betreffen, sollen hier einige als Ergänzung zu den Regesten bei Lichnowsky folgen:

29. Febr. 1332. Wien. Die Herzoge Albrecht und Otto schenken dem Kloster Gaming das Patronat der Pfarrkirche zu Ruprechtshofen. (Steyerer Add. 37—38.)

18. April 1339. Wichard der Plankensteiner von Liebeck und seine Hausfrau erklären, daß ihr Streit mit Bernhard dem Schafferveldern u. s. Hausfrau hinsichtlich des Hauses zu Liebeck nach dem Auftrage des Herzogs Albrecht durch genannte Schiedsrichter entschieden wurde.

25. Juni 1340. Die von Herzog Albrecht und dem Kl. Gaming einerseits, dann von Graf Ulrich v. Pfannberg und Reinprecht von Waldsee andererseits bestellten Schiedsrichter bestimmen die Grenzen bei Lunz zwischen dem bischöflichen und klösterlichen Gebiete.

16. Jänner 1346. Wien. Margret, Wernhards v. Zelkingen Witwe, verkauft 4 ℔ 60 Pf. Wien. M. Gülten auf 9 Gütern in der Gemniker Pfarre, die dem Herzog Albrecht zu Lehen sind, demselben Herzoge für sein Kl. Gaming.

14. Juni 1347. Gaming. Chunrat und Nicla, Gebrüder von Scheuernberch, verzichten auf alle Ansprüche auf 3 Burgrechte, die Badstube, Cholmanner und Czengen Chäs im Markte Scheibs, die Herzog Albrecht von ihrem Vetter Konrad dem Scheuernberch für s. Kl. Gaming gekauft hat.

12. Febr. 1374. Friedrich der Vogelsanger von Ruprechtshofen, der von den Gebrüdern v. Plankenstein das Gut an dem Vogelsang zu Ruprechtshofen ein Zeitlang aus ihrem guten Willen inne gehabt hat, leistet darauf Verzicht zu Gunsten des Kl. Gaming, dem dasselbe Gut von den Herzogen Albrecht und Leupolt von den Plankensteinern gekauft wurde.

21. April 1399. Friedrich der Poppendorfer u. s. Hausfrau verk. dem Kl. Gaming 13 Schilling 10 Pf. jährl. Gülten in der Ruprechtshofener Pfarre, die ein Lehen von Herzog Albrecht waren, der sie aber dem Kl. zum freien Eigen machte.

13. Mai 1399. Wien. Herzog Albrecht macht dem Kl. Gaming jene 3 Güter, die es von Friedrich dem Poppendorfer gekauft hat, und die österr. Lehen sind, zum freien Eigen.

5. Sept. 1413. Wien. Herzog Albrecht erklärt, daß der Streit zwischen den Kl. Gaming und Lilienfeld um 4 Eimer Bergrecht von einem Weingarten am Pfaffenberg auf gütlichem Wege entschieden wurde.

21. März 1437. Wien. Herzog Albrecht bestätiget einen Tausch der Kl. Gaming und Mauerbach, wonach das erstere einen jährl. Zins zu Stain gegen 12 ℔ Gülten und das Patronatsrecht der Pfarrkirche zu Scheibs vertauschte.

15. April 1439. K. Albrecht II. befiehlt dem Magistrat und der Bürgerschaft zu Scheibs, dem Landrichter von Gaming bei dem Richten über schädliche Leute, so oft er es befiehlt, gewärtig zu sein.

14. Febr. 1459. K. Friedrich III. verleiht dem Kl. Gaming, welches von seinem Stifter Herzog Albrecht unter Anderem auch jährl. 10 Maß Eisen oder 10 ℔ Pf. von dem Eisengraben zu Leoben angewiesen bekommen hat, deren Einhebung aber für das Kloster mit Mühe und Kosten verbunden war, dafür jährl. 10 ℔ Pf. von der Mauth zu Ybs.

14. April 1480. Wien. K. Friedrich III. befiehlt dem Leonhard Kold, Pfleger zu Schönaw, bei den von ihm verwesenen Mauthen zu Neuendorf und Salhenaw von dem Kl. Gaming, welches mauthfrei ist, keine Käse zu beziehen.

24. Juli 1493. Linz. K. Friedrich III. gibt dem Kl. Gaming statt der bisher bezogenen jährl. Gülte von 100 ℔ Pf. aus dem Amte zu Gmunden das Umgeld im Markte Scheibs, dann von 2 Tafernen zu Oberndorf und in der Gösnitz.

Beträchtlich ist übrigens die Zahl jener 1837 an das geh. Hausarchiv abgelieferten Urkunden von Gaming, in welchen zwar österr. Regenten nicht vermittelnd erscheinen, deren mindestens regestenweise Veröffentlichung aber im Interesse der Genealogie und historischen Topografie, zumal als Materiale für eine künftige erschöpfende Monografie von Gaming, im hohen Grade wünschenswerth erscheint. Ihre Mittheilung in diesen Zeilen würde aber den Vorwurf dieses Aufsatzes bei weitem überschreiten. Zum Beweise für das Gesagte sollen hier nur beispielweise ein paar Auszüge solcher Urkunden folgen:

28. Sept. 1415. Achaz v. Chunring verleiht dem Stefan, Sohn des Thomas von Nieder-Süfring, ein Haus zu Rudorf, 2 Häusel dabei und eine Mühle, Gärten und Weiher dahinter gelegen. Aus besonderer Gnade macht der Chunringer diese Stücke zu freien Burgrechtslehen mit jährl. 12 ℔ Geldes. (Nachtrag zu Wißgrill II. 71.)

21. Okt. 1430. Neustadt. Hanns v. Kunring verleiht dem Kl. Gaming die eben genannten Entitäten, welche Stefan v. Siefring dem Kloster zu seinem Seelenheile gegen eine gewisse Summe überlassen hatte. (Nachtrag zu Wißgrill. II. 72.)

13. Juni 1535. Ritter Sigmund von Herbenstein (der vielgerühmte Reisende) stellt dem Kl. Gaming, dessen Laienbruder Erasmus Potenprunner, als letzter männlicher Erbe Ansprüche auf die Verlassenschaft der v. Potenprun hat, einen Revers aus, daß er als Bevollmächtigter des Klosters im Prozesse wider den gegenwärtigen Inhaber der Erbschaft, Sebastian Grabner zu Zacking, die Halbscheide des Wiedererlangten dem Kloster abtreten und überliefern werde. (Ergänzung zu Hanthaler's Recens. dipl. geneal. II. 189. Nachtrag zu Wißgrill III. 396 und IV. 253, zu Abelung's „Siegmund Frhr. v. Heberstein," St. Petersburg 1818. p. 146 und zu Kumar's „Geschichte von Herberstein," III. 35; vergl. auch Köpp v. Felsenthal: „Darstellungen aus Unteröstterreich," I. 53—55 und Hormayr's Taschenbuch 1831. p. 196.)

Daß Wißgrill zu seinem n. ö. Adelsschauplatz auch das Archiv von Gaming benützt hat, davon liefert z. B. im II. Bande p. 165—166 das Regest. dd. 15. Mai 1371 den Beweis. Die dort erwähnte Urkunde befand sich ebenfalls unter den 1837 in das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv abgelieferten.

nografie mit einer erschöpfenden, quellengemäßen Geschichte dieser denkwürdigen Karthause befaßt hat.

7. Daß in Gaming auch alte Handschriften, namentlich einige, auf die Geschichte der Karthause bezügliche alte Codices vorhanden waren, ist aus Anführungen bei Czerwenka, Pez, Steyerer und Rewenstein zu entnehmen.

a. Daß Laz (geb. 1514, † 1565) des Steiermärkers Ottokar hochwichtige Reimchronik zuerst in Gaming aufgefunden hat, ist bekannt. Er selbst bemerkt in seinen 1564 herausgegebenen **Commentariis in Genealogiam Austriacam pag. 233—234** Folgendes darüber: **Gamyngii nos historiam Rudolphi ac Alberti primorum, rhythmis Germanicis prolixe ac eleganter cum coloribus poeticis a quodam equite Styro Ottocharo ab Horneck descriptam e tineis eruimus. Est autem verisimile, duos istos codices, qui magni sunt, in regali papyro, parentis ejus, hoc est Alberti I. (?) Rom. regis fuisse cuius ibi quoque historia continetur. Idque conjicio ex inscriptione, quae his verbis primae paginae indita est: ISTE. LIBER.EST.ROM.REGIS.A.** — Khautz „Versuch einer Geschichte der österreichischen Gelehrten," 1755 pag. 22, vermuthet, Laz habe diese beiden Foliobände in seine Bibliothek nach Hause geführt, wo sie dann mit seinem ganzen Bücherschatze an die k. k. Hofbibliothek übergegangen seien. Hier fand wenigstens schon Steyerer 1725 (**Comm. in hist. Alb. praefat. p. 1—2**) eine Handschrift, und schloß aus der, noch heutzutage sichtbaren, wiewohl bereits halbverwischten Aufschrift: **Iste liber etc.**, daß die in der Hofbibliothek aufbewahrten, nun mit den neuen Nummern 3040 und 3047 bezeichneten, beiden Codices dieselben seien, welche Laz in Gaming fand. Schon Steyerer berichtigte übrigens den Irrthum Lazens, welcher diese Exemplare zu einem Eigenthume des 1308 verstorbenen König Albrecht's I. (statt des II.) machen wollte. Der Vertheidigung der Identität der Gaminger und nunmehrigen Wiener Handschrift pflichtet auch Jakobi (**De Ottocari Chronico Austriaco**, Breslau 1839, p. 7. Not. 2) bei. Vergleiche über diese Codices auch Chmel's „Handschriften der k. k. Hofbliblithek" I. 552—557. Daß der Eigenname des Dichters v. Hornek bis zur Stunde lediglich auf Lazens oben bemerkter, durch nichts weiter verbürgten Angabe beruht, ist übrigens bekannt. Erfreulich aber muß gewiß jedem Freunde der Geschichte und altdeutschen Literatur die Nachricht sein, daß die oft, und jüngst von dem größten deutschen Quellenforscher Joh. Fried. Böhmer zu Frankfurt, in seinen vortrefflichen Reichs-Regesten **pag. 57** wiederholten Wünsche erfüllend, von bewährter Hand eben an einer kritischen Herausgabe von Ottokar's Reimchronik gearbeitet wird, sonach die gerechten Klagen über die Mängel des Pez'schen Abdruckes endlich beigelegt sein werden (vergl. auch diese Blätter, oben pag. 5).

b. Eines alten **Chronicon Fundationis Gemnicensis** in deutschen Reimen erwähnt Czerwenka in **Annal. et act. piet. dom. Habsp. Austr. pag. 372** nach der Mittheilung des Karthäusers Steintz l. Folgende Stelle daraus, enthaltend eine, gleichsam die Wirren der Zukunft vorhersagende Begütigung des Herzog Albrechts II., als die Karthäuser von Gaming seiner verschwenderischen Großmuth gegen sie Einhalt zu thun (?) baten, nämlich:

„Nembt dye weyl man Euch gybt gern
Es chumbt dy Zeytt, daß seyn alles zwenig wyrd werden.
Meine Chynder! was Ich Euch wyrdt geben
Daß huett und pfleget gar eben!«

haben bereits Czerwenka l. c. pag. 372, Hieronymus Pez **Script. Rer. Austr. II. pag. 396. C**, Rewenstein l. c. pag. 6, dann Vogel und Gruber in **Spes. hist. Aust. I. 90** erwähnt.

c. Eines anderen **codex M. S.** von **circa 1490** berichtend, mit glaubwürdigen Angaben für die österreichische Geschichte, zu Gaming aufbewahrt, gedenkt Vogel und Gruber l. c.

d. Eines ungenannten Karthäusers von Gaming: Chronik Herzog Albrecht's II. des Lahmen, in seinen Anführungen von 1273—1519 reichend, 1525 verfaßt, hat Hier. Pez in seinen **Script. Rer. Austr. II. 370—382** aus den Handschriften Gamings edirt, einzelne Stellen davon aber schon Steyerer z. B. l. c. **Add. 191** verglichen mit Pez (l. c. II. 376 B. C.) abgedruckt.

e. Hier. Pez (l. c. II. 457—460) hat auch eines anonymen Priesters von Stams in Tirol: „Kurze Chronik des Klosters Stams," von 1253—1496 reichend, aus den Handschriften Gaming's veröffentlicht.

f. Von Heinrich Calcar's **Ortus et decursus ordinis carthusiensis**, wo auch der Gründung von Gaming Erwähnung geschieht, hatte Gaming, nach dem Zeugnisse Wydeman's (bei Steyerer l. c. **Add. pag. 190**) zwei Exemplare. Ob eines davon jenes Manuskript sei, welches in der k. k. Hofbibliothek in Wien (**Codex Ms. chart. Nr. 4259 in Fol. sec. XV. foll. 143**) aufbewahrt wird, ist zweifelhaft. In diesem letzteren Kodex beginnt Fol. 128 mit Folgendem:

Incipit ortus et decursus ordinis carthusiensis a magistro henrico Calcar.

In Christo Jesu noverint qui velint pie ortum et decursum a trecentis et quatuordecim hactenus annis ordinis carthusiensis dei nutu in domibus et personis continue incrementum sanctum recipientis. Anno domini Millesimo LXXXII. (et cto. durchstrichen) **horrenda mimis deflenda fuit in ecclesia Christiana calamitas et miseria ex qwerris adiaciencium principum, oppressionibus pauperum, rapinis, et incendiis deuastacionibusque ecclesiarum, villarum et vrbium etc.**

Fol. 132 kommt folgende auf die Gründung von Gaming bezügliche Vision (vergl. auch Steyerer l. c. Add. p. 190) vor: **Item domus throni beate marie solempnissima inter omnes domos carthusiensium per praesagium illud sanctum factum est, quod quidam rustici viderunt sepissime ibi multa lumina ardere, tunc edificatorem dyabolus in principio impedire conabatur per incendium maximum. Crevit igitur ordo etc.**

Fol. 136 verso schließt dann mit den Worten: **Benedictus sit ergo ille, qui eis benedicit, hic in gratia, alibi in gloria per eum, qui venturus est, iudicare vivos et mortuos et regnat salvator Jesus Christus deus per secula. Amen.**

Nach des öfter erwähnten Karthäusers Wydeman Angabe (Steyerer l. c. Addit. p. 190) wurde Calcar's Traktat 1398*) verfaßt und das zu Gaming aufbewahrt gewesene ältere Exemplar 1445 abgeschrieben. Beide Abschriften waren von einander darin unterschieden, daß die wahrscheinlich jüngere, mit der Angabe des Jahres der Abfassung dieser Abhandlung (1398), des Lebensalters und geistlichen Standes des Verfassers schloß, woraus Wydeman folgert, Calcar (Kalkar bei Steyerer) habe sein Werk noch einmal durchgesehen, verbessert und in dem bezeichneten Jahre die letzte Hand angelegt. Gestorben ist Calcar aber erst 1408, wie die sogenannte Charta Capituli generalis (Kapitular-Protokoll) verläßlich verbürgt**). Daß übrigens Calcar, der diesen Traktat verfaßte: caritate fraterna ex libris autenticis, testimoniis veridicis et hoc per consolatorem ad hortandos et immitandos multos bonos homines (wie er am Schlusse selbst sagt), den Beinamen des Kranken (Aeger) gehabt habe, wie bei Vogel und Gruber Spec. bibl. Aust. I. 90 bemerkt wird, davon geschieht in den umständlichen Nachrichten von Wydeman nirgends Erwähnung. Ich vermuthe hierbei ein Mißverständniß, daß nämlich die, wenigstens in dem von mir eingesehenen Exemplare der k. k. Hofbibliothek erscheinende, Abbreviatur mgro., d. i. magistro (Henrico Calcar) für aegro gelesen wurde.

*) Nach den oben bemerkten Eingangsworten Calcar's „a 314 hactenus annis ... incrementum recipientis (ordinis) anno D. 1082“ ergibt sich für das in der Hofbibliothek bewahrte Exemplar das Jahr 1396 als jenes, in welchem Calcar's Traktat abgefaßt wurde; es ist also eine Abschrift der älteren Abfassung.

**) Nach des Karthäusers Wydeman Angabe, bei Steyerer l. c. Add. p. 190, bestand nämlich bei dem Karthäuser-Orden die Übung, daß alljährlich, in der fünften Woche nach Ostern, ein General-Kapitel versammelt und hierbei die im Laufe des letzten Jahres (von der letzten Kapitelversammlung an gerechnet) eingetretenen Todesfälle der Brüder und Wohlthäter des Ordens vorgelesen und verzeichnet, das Verzeichniß aber dann bei den einzelnen Ordenshäusern in Umlauf gesetzt und hier überall besonders eingetragen wurde. Diese Kapitular-Protokolle, aus welchen auch Calcar's oben bemerktes Todesjahr entnommen ist, verdienten daher, als gleichzeitige Aufschreibungen, vollkommenen Glauben.

(Schluß des Artikels Gaming.)

Wiener dramaturgische Berichte.

Übersicht des Monats März.

Von Andreas Schumacher.

Wir folgen nur dem Zuge des allgemeinen Interesses aller Kunstfreunde, wenn wir diesen Monat die Leistungen einer Vorstadtbühne an die Spitze unseres Berichtes stellen. Das k. k. priv. Theater in der Josefstadt ist es, welches mit seinen geringen Mitteln, blos darum weil sie mit gutem Willen angewendet worden, in der Gunst des Publikums, wie in seinen Leistungen mächtig fortschreitet. Seit einer Reihe von Jahren haben die bedeutenden Kompositionstalente, und das schätzbare Orchester dieser Bühne, sich einen ehrenvollen Ruf begründet, und über sonst schwache Erzeugnisse einen Schimmer von Liebhlichkeit, oft selbst einen Hauch von Poesie ausgegossen, den die herbe und derbe Auffassung lokaler Zustände allein wohl niemals zu erzeugen im Stande gewesen wäre. Wir sahen hier drei Kapellmeister in Thätigkeit, deren jeder dem Publikum in gewisser Beziehung Befriedigendes zu bieten versteht, deren jeder, am rechten Orte verwendet, Talent und Fähigkeit entwickelte, und Kompositionen lieferte, die mit ähnlichen unter gleichen Verhältnissen entstandenen, den Vergleich zu ihrem Vortheile bestehen. Wir haben einen Reichthum von Melodien eben von dieser Bühne herab ins Volk übergehen gesehen und im Zauberschleier, dem Todtentanz Erfolge populärer Kompositionsweise erlebt, welche zu den beispiellosen gerechnet werden dürfen blos oder allein durch die Musik? — Emil Titl hat in dieser und anderen Kompositionen für die Josefstädter Bühne ein eben so seltenes als nachhaltiges Talent entwickelt, dem es gelungen ist, die sprödesten Elemente, das widerstrebendste Wort musikalisch umzudichten und durch die Frische seiner wahrhaft poetischen Melodien zu durchseelen und mit Geist und Gemüth zu durchathmen. Karl Binder, dessen eifriger Thätigkeit ein ehrenvoller Antheil an dem gerundeten Zusammenwirken der jungen, noch sehr mangelhaften Oper der Josefstädter Bühne verdankt wird, hat mit seinem Fleiße ein sehr beträchtliches Materiale aufgeräumt und dabei so manches schöne gemüthliche Lied in alle Winde ausgestreut, das seines Wiederhalles nicht verfehlte.

In diesem Augenblicke nimmt das Wolkenkind, die neueste Komposition Titl's, die Aufmerksamkeit aller Musikfreunde in Anspruch. Ob Oper oder Singspiel, das kann hier wohl wenig entscheiden; — was uns aber vorliegt, muß den Wunsch in uns anregen, daß auf diesem, eben auf diesem Wege fortgeschritten werden möge.

Vergeblich sucht der Musiker, wenn es sich um praktische Leistungen für die Bühne handelt, für eine abstrakte Kunstansicht Grund und Boden. Hier steht er in einer Welt, in welcher eine Art Nothwendigkeit regieret, er hat eine bestimmte Aufgabe zu lösen, die, wenn sie einmal übernommen ist, nur eine richtige Art der Lösung zuläßt. Diese eine richtige Art der Lösung festen Blickes aufzufassen und mit dem allgemeinen Gesetze aller Kunst, der Wahrheit und der Schönheit zu vereinbaren — mit streng bemessenen Mitteln den Abgang höherer nicht fühlbar werden zu lassen, — nur das heißt für die Bühne komponiren. Auch Titl hätte daher allerdings warten können, bis ein noch nicht geborner deutscher Operndichter ihm ein Buch in der Weise des Freischützens geschrieben, bis die große Oper in Paris ihm ihren Scribe und ihre Sänger zur Disposition gestellt — oder — bis sogar ein deutsches Hoftheater ihn aufgefordert hätte — eine Oper für ihre Kräfte zu komponiren. — Das hat Titl nun nicht gethan — er ergriff die Gelegenheit, die sein ehrenwerther Direktor der kleinen Josefstädter Bühne ihm darbot, ein Buch von F. X. Told für seine Opernmitglieder zu schreiben. — Was er auf diesem Gebiete leistete, ist vorzüglich, oft dahinreißend schön, — und der Erfolg, was die Wirkung auf das Publikum anlangte — kann mit den glänzendsten Triumfen der italienischen Oper in die Schranken treten.

Doch reden wir nicht von dem äußeren Erfolge — die Perle des Wohlwollens wurde schon oft an Unwürdige verschlendert. Daß sie aber doch endlich einmal einem lebenden deutschen Komponisten geschenkt wurde, das war überraschend. Titl, der noch wirkt und lebt, dessen Talent noch immer der Allseitigkeit des deutschen Urtheiles die Stirne bietet, erntete die seltene Hesperiden-Frucht eines deutschen Enthusiasmus! — Gönnen wir ihm diese kurze Freude, er wird die Nachwirkungen dieses Enthusiasmus schon noch kennen lernen; nemo ante mortem beatus! *)

Told's Opernbuch ist eine Feerie. Das Wolkenkind muß nach der Erde wandern und ein Probejahr bestehen. Es wandert und besteht sein Probejahr nicht. Das Wolkenkind verliert seinen Talisman, der ihm zum Schutze mitgegebene Geist trinkt sich ein Räuschchen und plaudert das Geheimniß des Talismans aus, den der Fischer, der ihn gefunden und die himmlisch schöne Erscheinung liebt, nun gebraucht. Doch der Liebende wird von den Bitten Azurinens, als sie ihm ihre Kindespflicht, die ihr zurückzukehren gebietet, vorstellt, und den Verlust der Unsterblichkeit, mit dem sie der Verlust dieses Kleinods bedroht, zu Gemüthe führt, gerührt. Er stellt den Talisman zurück und wählt die Trennung und den Tod. Dies ist der Augenblick, wo Azurine die Macht der wahren Liebe kennen lernt, und von Liebe überwältigt, ihrem himmlischen Vorrecht entsagt. Der Geist, der sie beschützen sollte, theilt diese Ansicht und heiratet — eine hübsche Appenzellerin.

Wir brauchen nach dieser kurzen Inhaltsanzeige gewiß nicht mehr auf die Familie, aus der das Wolkenkind abstammt, zurückzukommen. Wir haben hier den „Zauberschleier“ in freier Bearbeitung wieder. Doch

*) Sogleich nach der ersten Aufführung geschrieben.

sind die musikalischen Formen beobachtet, die einzelnen Nummern in bündiger Abgeschlossenheit hingestellt, selbst das komische Element in seiner parodistischen Kraft nicht unglücklich benützt, und die Schlußszene in richtiger Steigerung durchgeführt. Die Derbheit des komischen Theiles, das Rhapsodische und Abgeschmackte der Situationen (unter anderem wandern die Geister im Idealkostume unter den Menschen herum, ohne sich im Geringsten ihrer saisonwidrigen Kleidung zu schämen), deren Vorbereitung häufig vernachlässigt ist, der Mangel an Einheit und poetischem Sinne und Geschmack und der daraus entfließende Abgang des Tones und einer gleichartigen Haltung im Ganzen, — diese Fehler so gut es anging, auszugleichen, blieb dem Komponisten vorbehalten.

Die Ouverture entsprach unserer Erwartung von einer Nummer, in welcher der Komponist mit vollkommener Selbstständigkeit auftreten konnte, durchaus nicht. Es fehlt ihr an Frische des Gedankens, an Neuheit der Wendung, es fehlt ihr der melodische, wie der Instrumental-Effekt. Doch wir werden sogleich durch eine äußerst glückliche Introduktion entschädigt, deren vorwaltende Melodie auch den wähligsten Geschmack befriedigen dürfte, und kaum gehört, vom Gedächtnisse festgehalten wird. Gleich einer Perlenschnur reihen sich nun die melodischen Schönheiten der Komposition — eine an die andere. Dahin gehört das Entreelied des Fischers, der Schluß des Duettes mit dem Vater, die darauf folgende Arie Azurinens, das reizende Sextett und Finale des ersten Aktes, der Chor, mit welchem der zweite Akt beginnt, die kurzen epigrammatisch tiefen Gesangsstellen Eloah's, die den Grundgedanken des Ganzen in tiefster Innigkeit aussprechen, und dem Publikum nur nicht klar genug geboten wurden, das Allegro in der Arie Azurinens im zweiten Akte.

Zarte Liebe, süß Verlangen,
Blüthen ihr, der Erdenwolke —

das letzte, dramatisch belebte, liebesinnige Duett und endlich der Schlußchor, womit aber der melodische Reichthum dieser Komposition noch keineswegs erschöpft ist, — da dieser anderen Sängern wieder andere Glanzpunkte darbieten wird. — Die Arie des Kantors, die, der meisterhaften Behandlung des Orchesters wegen in so hohem Grade gefallen hat, erinnert, wenigstens dem behandelten Gegenstande nach, an schon Dagewesenes — und ist jedenfalls ein ziemlich derber Spaß. Viele edlere und bessere Momente gingen dagegen — durchaus nicht durch die Schuld des Komponisten — verloren.

Gewiß, wir haben es mit einer echt volksthümlichen Erscheinung zu thun! Oder sollten Stellen, wie jene Eloah's:

In der Liebe sind wir Alle gleich,
Auf Erden und im Wolkenreich —

nicht bald von Mund zu Mund, von Herzen zu Herzen fortwandern? —

Freilich eine Oper großen Styles — war hier nicht zu liefern. Das Wolkenkind blieb dem Liederstyle treu — bis zum letzten Tokte. — Wir hören weder wälsche noch französische, am wenigsten aber symfonistisch großartige Anklänge — — die Begleitung — ist eben nur eine Begleitung. — Mich dünkt aber eben dieser Weg ein äußerst blumiger und reizender und noch dazu ein wahrhaft deutscher, den wir um aller Orchester- und Kavatinenkünste willen nicht verläugnen noch verlassen sollten. Bravissimo! Nur dieser Weg scheint zu einer gesunden, komischen Volksoper zu führen, — eben dieser sollte, denk' ich, dem deutschen Sänger am allgemeinsten zusagen. — Titl hat freilich nur das auf der Josefstädterbühne stehende Genre fortgebildet, entwickelt und veredelt, — er hat die musikalischen Formen des »Zauberschleiers,« des »Todtentanzes« ꝛc. nur in weiterer Ausbildung wiedergegeben — ob er aber nicht eben dadurch dem deutschen Talente eine neue Bahn gebrochen — nicht das Entstehen einer Volksoper auf dieser Bühne — und vielleicht mit ihr auf mancher anderen vorbereitet hat? — Wir wollen sehen, ob ihm die Gunst des Publikums treu bleibt, oder ob diese Lieder an dem Ohre der Menschen vorüberrauschen, wie das Murren der Bäche, das mit dem Aufhören des Regens schweigt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Länderkunde.

Ortsverschönerungen und Verbesserungen im Ehrudimer Kreise i. J. 1844 theilt die Prager Zeitung 29 mit. Es ist bemerkenswerth, daß in Böhmen und Tirol durch die Zeitungen weit mehr Notizen zur Statistik, Landeskunde ꝛc. veröffentlicht werden, als in andern Provinzen. Sollten derlei Bekanntmachungen nicht auch auf den Wetteifer der betreffenden Gemeinden und Dominien zurückwirken?

Über den zu erbauenden Pester Hafen schrieb Graf St. Szécheny'i einen kräftigen Artikel im Jelenkor, welchen das Pester Tageblatt (50 u. f. f.) übersetzt. Es kommt zu berücksichtigen, daß bei dem immer größeren Aufblühen von Pest sich das Bedürfniß nach Landaufenthalt immer mehr herausstellen wird, und in dieser Beziehung (nur?) muß besonders herausgehoben werden, daß die vier Donauarme, Waizner, St. Andräer, Rákoskever und Földvárer, 30 Meilen Uferland mit der Hauptstadt in Berührung bringen. Es ist daher abzusehen, daß dereinst, mit den Booten der großen Dampfschifffahrts-Gesellschaft 30 bis 50 (?) Dampfer auf diesen Armen in Thätigkeit sein könnten, um Pest mit seiner Umgebung in gehörige Verbindung zu bringen. Für diese Zukunft bedarf nun Pest eines geräumigen Hafens, einer Schiffswerfte ꝛc., wozu sich eine (von der Dampfschifffahrts-Gesellschaft unabhängige) »Hafengesellschaft« auf Aktien gebildet hat, welche die Pester Stadt-Insel mit einem Stück Uferland an sich bringen wollte, von Seite der Stadtbehörden aber so große Hindernisse fand, daß die Angelegenheit bereits 9 Jahre anhängig ist.

Der Wasserstand der Donau am Pester Spiegel war im Februar 5 Grad (1838 29 Grad).

Unterrichtswesen.

Frequenz der deutschen Universitäten im Wintersemester 1844 und 1845.

Universitäten in der Ordnung ihrer Frequenz.	Totalzahl	Ausländ.	Theologen	Juristen	Mediziner	Filosofen	Bemerkungen.
Berlin.....	1548	439	287	513	310	438	Außerdem 467 nicht immatrikulirte Zuhörer.
München....	1360	118	202	449	116	594	
Leipzig.....	880	267	238	346	200	96	
Tübingen....	852	71	157ev. 116 k.	168	103	308	
Heidelberg...	774	541	49	476	156	93	Außerdem 35 Personen reiferen Alters.
Breslau.....	757	8	200 k. 80ev.	163	134	180	Außerdem 56 nicht immatrikulirte Zuhörer.
Halle.....	721	166	445	102	105	69	Außerdem 18 nicht immatrikulirte Farmazeuten und Chirurgen.
Bonn	689	130	66ev. 136 k.	233	108	132	Außerdem 39 nicht immatrikulirte Zuhörer.
Göttingen...	637	201	132	205	206	94	
Gießen	498	116	183ev. 38 k.	109	66	197	
Würzburg...	477	73	67	105	126	179	
Jena	411	170	106	157	54	121	Außerdem 16 mit besonderer Erlaubniß Vorlesungen Besuchende.
Königsberg..	353	18	73	87	75	118	Außerdem 12 nicht immatrikulirte Chirurgen.
Erlangen....	315	11	166	103	38	8	
Marburg....	258	25	70	93	56	41	Außerdem 23 nicht immatrikulirte Zuhörer.
Freiburg....	248	62	80	59	72	37	
Greifswalde .	235	21	23	37	82	83	Außerdem 17 nicht immatrikulirte Zuhörer.
Kiel.....	195	?	63	71	42	19	
Rostock	135(?)						

Mit Ausnahme von Königsberg, Kiel, Tübingen und München haben uns die gedruckten ämtlichen Personal-Verzeichnisse, welche die Universitäten sich zuzusenden pflegen, vorgelegen. Von Rostock lag keine Notiz vor, als über die ungefähre Gesammtzahl.

Leider gibt die ungleiche Art der Zusammenstellungen keine genauen Anhaltspunkte nach Fakultäten. So sind bei den Juristen öfter die Kameralisten dazugerechnet, öfters nicht; bei den Medizinern kommen öfters

die Farmazeuten dazu, während diese anderwärts bei den Filosofen stehen; die Chirurgen, so fern sie immatrikulirt sind, wurden den Medizinern zugezählt. Unter den Filosofen stehen häufig Architekten und Forstkandidaten, wie in München und Gießen, die anderwärts ganz fehlen. Die Zahl der Angehörigen der filosofischen Fakultät ist am schwierigsten festzustellen, da manchmal, wie z. B. bei Erlangen, nur die Kandidaten der Filosofie und Filologie aufgeführt sind, in anderen Fällen, wie z. B. bei München und Würzburg, alle Studierenden der beiden ersten Jahreskurse, soweit es Inländer sind.

Von den Schweizer Universitäten deutscher Zunge (Bern, Basel, Zürich) fehlen uns die Angaben. Dorpat, dessen Verzeichniß vom Sommer 1844 uns vorliegt, zählt 536 im Ganzen, darunter 6 Ausländer, 73 Theologen, 104 Juristen, 192 Mediziner, 167 Filosofen. Man sieht, daß die erstern 8 größern Universitäten, jede über 600, die 11 folgenden kleineren alle unter 500 Studierende zählen. Heidelberg hat die meisten Ausländer. (Allgem. Ztg.)

Die deutschen Universitäten zählten im Winterhalbjahre 1844—45.

	Studierende.	Theolog.	Jurist.	Medizin.	Filosof.	Kameralist.
Bonn	671 (136 kath. u. 66 evang.)	202	223	104	138	—
Gießen	492 (38 kath. u. 82 evang.)	120	109	128	23	50 *)
Halle	731	445	102	105	69	—
Heidelberg	809	49	476	141	39	64
Jena	411	99	142	47	123	—
Königsberg	353	73	87	75	118	—
Leipzig	880	283	346	206	66	20
Tübingen	852	273	168	100	196	56
Würzburg	477	67	105	126	158	21

*) Außerdem 16 Architekten, 46 Forstschüler.

(Sonntagsbl. 6.)

Die Redaktion wird nächstens über die Frequenz der österreichischen Studienanstalten ausführliche Angaben mittheilen.

Statistik.

*) Beiträge zur Statistik der Lombardie.

Religionsverschiedenheit der Bevölkerung. Wie in Italien überhaupt, ist auch in der Lombardie die römisch-katholische Religion die herrschende. In Mailand selbst aber (und nicht in der ganzen Lombardie, wie in einigen Werken über Oberitalien irrig angeführt erscheint) wird noch immer der ambrosianische Ritus festgehalten, welcher einige Abweichungen hat; so z. B. wird das heilige Meßopfer mit einigen differenten Zeremonien gefeiert, das Kirchenjahr mit der Adventzeit beginnt am ersten Sonntage nach St. Martin, die Fasten aber erst mit dem Sonntage Quadragesima, daher der Karneval hier um vier Tage länger dauert, welche Zeit Karnevalone heißt, und den rauschendsten Unterhaltungen *) gewidmet ist, u. s. w.

Im Jahre 1843 lebten (mit Ausschluß des Militärs) 2,584,949 Katholiken in den lombardischen Provinzen, und zwar: 556,138 in der Provinz Mailand, 345,907 in der Provinz Brescia, 356,581 in der Provinz Mantua, 199,005 in der Provinz Cremona, 360,698 in der Provinz Bergamo, 394,866 in der Provinz Como, 214,226 in der Provinz Lodi und Crema, 163,677 in der Provinz Pavia, und 93,751 in der Provinz Sondrio.

Die Lombardie ist in neun Diözesen untergetheilt, nämlich in die Erzdiözese Mailand und in die Diözesen Brescia, Mantua, Cremona, Bergamo, Como, Lodi, Crema und Pavia. Der katholische Klerus zählte im Jahre 1843 nicht weniger als 9776, in Mailand allein 784 Individuen.

Protestanten gab es unter der Zivil-Bevölkerung nur 626, wovon 180 der augsburgischen, und 446 der helvetischen Konfession angehörten. Von ersteren lebte der größte Theil, nämlich 132 in Mailand, und der Rest, d. i. 48, in der Provinz Sondrio; die letzteren waren mehr vertheilt.

Die im Lande lebenden Protestanten augsburgischer Konfession gehören meist dem Handelsstande an, sind durchgehends eingewanderte Deutsche, und besitzen ein Bethaus in Mailand; jene der helvetischen Konfession hingegen sind der Mehrzahl nach Eingeborne, und nur in den Städten und gewerbsreicheren Ortschaften eingewanderte Schweizer. Dieses erhellet schon aus dem Umstande, daß die Provinz Sondrio (bestehend aus den ehemals zur Schweiz gehörenden Landestheilen Chiavenna, Valtellina und Bormio) und die angrenzende Provinz Bergamo von dem größten Theile derselben bewohnt werden, nämlich jene von 140, diese von 196 Individuen, während sich in der Provinz Brescia nur 10, auf dem flachen Lande der Provinz Mailand nur 6, in der Provinz Mantua nur 4, und in der Provinz Como nur 3 Reformirte befanden. Die Stadt Mailand zählte deren 85, größtentheils dem Handels- und dienenden Stande angehörig. Sie besitzen ein Bethaus in Bergamo.

Juden gab es im ganzen Lande 2951, hievon 2642 in der Provinz Mantua, 232 in der Stadt Mailand, 84 in der Provinz Brescia, 2 in der Provinz Cremona, und 1 in der Provinz Lodi und Crema. Außer einem Tempel in Mantua besitzen die Juden Oratorien in Mailand und Brescia. J. F. Buchaczek.

*) Im Verlaufe dieser Tage finden in dem Theater della Scala große Maskenbälle (veglioni genannt) und auf öffentlicher Straße die bekannten zwei „feste dei coriandoli“ Statt.

Völkerkunde.

Hochzeitgebräuche des Landvolkes auf den Iglauer Stadtgütern in Mähren, mitgetheilt von Prof. M. v. Stubenrauch aus Handschriften in der Sammlung des Musikvereines in Wien. Die Gebräuche haben das Meiste mit den bekannten slawischen Gebräuchen gemein, interessant sind aber die mitgetheilten Lieder und Sprüche, als Sprachproben der dortigen deutschen Mundart; z. B.:

Behüt' dich Gott deines Votan Haus,
Die guten Täg san olle aus,
Dein Freud hot schon ein Ende,
Nichts kann's jetzt mehr umändern ꝛc.

(Sonntagsbl. 5.)

Die Anfertigung einer Klada (Mühlwelle?) ist ein Volksfest für die slawonischen Grenzer, welches Professor Wanjcek schildert in den Sonntagsblättern Nr. 5, S. 106. Die Arbeit dauert oft mehre Wochen, da man sie absichtlich verlängert, und durch all die Lustbarkeiten dabei kommt die Klada bis auf 500 fl. KM. zu stehen.

Der Karneval in Mailand wird von J. F Buchaczek anziehend und bündig geschildert. Auf die Anzahl der Gypskügelchen (Coriandoli), mit welchen man sich bewirft, kann man schließen, wenn man hört, daß an den zwei Tagen, an welchen dieser Spaß ausgeübt wird, an 10,000 fl. KM. dafür ausgegeben werden. (Sonntagsbl. 6.)

Ein Tiroler Bauerntheater (im Öthale) beschreibt B. Gärtner, und theilt eine Szene mit. (Sonntagsbl. 6.)

Der Wiener Karneval, oder vielmehr der originelle Belustigungsort, welchen Daum im St. Anna-Keller unter dem Namen „Elysium“ geschaffen hat, wird lebendig geschildert in der illustrirten Zeitung 86; 6 Holzschnitte versinnlichen die Ausschmückung des Lokales.

Den Wlachen im Dobokaer Komit. (Siebenb.) scheint die Nothwendigkeit des Unterrichtes ihrer Kinder noch nicht allgemein einzuleuchten. Eine Dame errichtete eine Elementarschule, aber die Bauern weigerten sich, für die Schule Holz aus dem herrschaftlichen Walde zu holen, obwohl die Arbeit ihnen von der Robbot abgeschrieben werden sollte. In einem Dorfe zündeten die Leute sogar die Schule an, um die Kinder von dem Zwang des Schulbesuches zu befreien (?). (Sammler.)

Das Schweineschlachten (von 1800—3000 Stück jährlich) ist in Neutitschein in Mähren ein großes Fest in jedem Hause, das unter dem nicht sehr ästhetischen Namen: „der Sautanz“ begangen wird. Als Leckerbissen werden die sogenannten „Kaiser Alexander-Würste“ (in Butterteig eingebacken) bereitet, die sogar ein kleiner Handelsartikel sind.

(Lloyd.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 8. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 42.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Heyßler: Die österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters. — Darstellung des bisherigen Wirkens der Česká Matice. — Budik: Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Mähren.

Die österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters. Herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. — I. Die österreichischen Pantaidingbücher. Erste Lieferung. Wien 1845. Verlag von Ign. Klang, Buchhändler.

Zweiter Artikel *).

Vom Prof. Moriz **Heyßler** in Wien.

Leben der Wissenschaft und Kampf der Wissenschaft sind gleichbedeutend. Freuen wir uns also, daß der Kampf auch in unsere Jurisprudenz eingezogen ist — eine fortschwingende Welle jener tiefen Lebensregung, welche die Geister in allen Bahnen und Richtungen durchzuckt . . . An Kämpfen hätte es zwar in unserer Jurisprudenz nie gefehlt; aber es waren Kämpfe, welche alle Prämissen gemein hatten und sich nur um die letzten Folgesätze drehten; Spaltungen, durch welche sich ein und dieselbe prinzipielle Wurzel zog; es waren Bruderkämpfe um die Theilung der gemeinsamen Erbschaft. Aber in dem Kampfe, der jetzt begonnen, sind die Prämissen selbst in Frage gestellt, das Prinzip selbst hat seine Berechtigung aufzuweisen, nicht mehr um Mein oder Dein handelt es sich, sondern um Sein — oder Nichtsein. Das ist ein Kampf, der unserer Jurisprudenz nicht mehr nur die Blätter kräuselt, sondern an Mark und Wurzel dringt. Ob sie in ihren bisherigen Bahnen noch fernerhin als Rechtswissenschaft zu gelten habe oder nicht? dies ist der Angelpunkt des Streites. —

Österreich besitzt nach allen Richtungen seines Rechtslebens einheimische Gesetzbücher. Von der Kaiserin Maria Theresia begonnen, unter Josef II. rüstig fortgeführt, endigte diese Kodifikationsarbeit erst unter Kaiser Franz I. Jenem gehört das Stammgesetz unseres jetzigen Zivilprozesses, diesem unser gegenwärtiges Straf- und bürgerliches Gesetzbuch (1803 und 1811) an. — Die nächste Folge dieser Kodifikation war die — wie es scheint — unvermeidliche jedes solchen Unternehmens **): daß sich die Jurisprudenz in die neuen Gesetzkomplexe vergrub, ihre Gänge und Windungen durchforschte, durchstöberte — und darüber allen Zusammenhang mit den universalen Entwicklungen der Rechtswissenschaft wie mit aller Rechtsvergangenheit verlor. Gewiß, eine neue Kodifikation ist ganz geeignet die fähigsten, strebsamsten Geister zu absorbiren. Abgesehen von dem Bedürfnisse des praktischen Lebens reizt sie durch ihre tausend unerforschten Räthsel und durch das tiefere — wenn auch oft mehr dunkel geahnte als klar bewußte Interesse: ob sich darin das gegenwärtige Rechtsbewußtsein mit seinen Begriffen und Anforderungen wohl auch erkenne? — Die erste Arbeit, wenn nun der Geist das neue Gesetzeswerk in Angriff nimmt, ist die hermeneutische. Was das Gesetz eigentlich wolle und sage? dies muß vor Allem außer Zweifel gesetzt sein. Das Gesetz muß vor allem verstanden werden, bevor ans Begreifen gegangen werden kann. Die Gefahr ist nur, daß die Jurisprudenz über dieser Bergmannsarbeit der Interpretation den freien Ausblick in das breite Leben der Wissenschaft so gänzlich einbüße, daß sie mit jener hermeneutischen Förderung nun auch Alles gethan zu haben vermeint und nicht einsehen will, wie das aus den Schachten des Gesetzes also ausgebrachte Erz noch im Feuer des Begriffes geschmolzen, von den Schlacken der endlichen Vorstellung gereinigt, und in lautere Gedankenbarren umgegossen werden muß. Dieser Gefahr hat die österreichische Jurisprudenz nicht zu entgehen gewußt; sie ist Hermeneutik vom Scheitel bis zur Zehe. Alles dreht sich ums Wort des Gesetzes, dem nur in krittschen Fällen noch die „Absicht des Gesetzgebers" und die „Analogie" zu Hilfe gerufen werden. Damit hat sie in der That Alles gethan, um nach den eigenen Worten des Gesetzes (§§. 6 und 7 des A. B. G. B.) „Auslegung" zu sein — damit glaubt sie aber auch Alles gethan zu haben, um Wissenschaft zu heißen — und das ist ihr großer Irrthum. Denn Wissen heißt Begreifen, heißt

*) Vom rechtsgeschichtlichen Standpunkte; in Nr. 18 wurde das Werk von einem anderen Beurtheiler mehr seiner allgemeinen historischen Bedeutung nach charakterisirt. Die Red.

**) Einen interessanten Parallelismus zu dem Einflusse der österreichischen Kodifikation auf unsere Jurisprudenz bieten die Geschicke der

Österr. Blätter für Literatur und Kunst. 1845. Nr. 42.

französischen seit dem Napoleon'schen Kodifikationswerke — einen Parallelismus, der bis auf das neuerliche Hervorbrechen des zurückgedämmten geschichtsphilosophischen Momentes zutrifft. Vgl. hierüber den interessanten Aufsatz L. Stein's „Zur Charakteristik der deutschen und französischen Rechtsgeschichtsschreibung" in den Jahrbüchern der Gegenwart 1843, Nr. 57–61.

den Begriff haben, wo unsere Jurisprudenz nur die Vorstellung jener Rechtswirklichkeit hat, welche das Gesetz in ihren empirischen Grundzügen hinzeichnet. Welch tieferer Gedanke sich in diesen Gebilden zur konkreten Erscheinung durchsetzt? Welche Einheit hinter dieser Mannigfaltigkeit stecke? und wie sich diese Einheit in jene Mannigfaltigkeit auseinanderlegen mußte? Wie sich diese gegenwärtige Rechtswirklichkeit zu einer vergangenen, aus der sie geworden — und zu einer künftigen, auf die sie hinweist, verhalte? Welches jene treibende Macht sei, welche diese frühere Form zerbrochen, diese gegenwärtige hervorgetrieben? — aber auch diese negiren und in eine künftige aufheben werde? — kurz von einem filosofischen und historischen Begreifen des Rechts „davon ist leider! nie die Rede!" Zwar ohne Rechtsbegriff war unsere Jurisprudenz nicht; aber da sie diesen nicht in der Rechtswirklichkeit zu suchen und zu finden wußte, so mußte sie ihn außer dieselbe in ein abstraktes Naturrecht verlegen — und so hatte sie dann eine empirische, begriffslose Rechtspositivität, und eine wirklichkeitslose, im nebelnden Jenseits der Abstraktion taumelnde Rechtsfilosofie — jenen unerquicklichen Dualismus, der das Vernünftige und Wirkliche als schroffe Gegensätze einander gegenüber stellt, statt sie in ihrer ewigen Vermittlung aufzuzeigen. — In diesem Dualismus bewegte sich unsere Jurisprudenz bis in die allerneuesten Zeiten. Das Naturrecht baute sein apriorisches Gerüste in immer lustigere Höhen; die positive Juristik grub ihren hermeneutischen Schacht in immer dumpfere Teufen; sah jene aus ihrer Vogelperspektive die Rechtswirklichkeit nur mehr als ein farb- und formloses Nebelgrau zu ihren Füßen, so hatte die andere in ihrer Maulwurfsarbeit den letzten Sonnenstrahl des Begriffes längst verloren.

Da geschahen Zeichen am Himmel, die da warnten, daß das Reich das Dualismus am Ende seiner Herrlichkeit sei. Das Naturrecht machte den Versuch, sich durch eine Neugeburt *) zu erfrischen; doch der Wechselbalg, der zu Tage kam, mußte auch dem Blindesten die Angen öffnen, daß jenes alle Lebens- und Zeugungskraft verloren habe. In einer Kritik dieses Buches **), einem nach Tendenz und Umfang über die Abfertigung dieses einzelnen Opus hinauszielenden Aufsatz — wurde mit Nachdruck für „Versöhnung des a priori und a posteriori in der Rechtsfilosofie" plaidirt, auf „spekulatives Begreifen der Rechtswirklichkeit" gedrungen und die völlige Leerheit, Nichtigkeit der Resultate des abstrakten Naturrechtes aufzuzeigen versucht. — Eine tüchtige Inaugural-Dissertation ***) suchte den Ausgangspunkt aller Rechtswissenschaft, wie den letzten Einheitspunkt all' ihrer Abästungen und Verzweigungen in der Geschichte; und mehre Aufsätze in der obengenannten „Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit †) und im „Juristen" ††) gingen frisch daran, dies oder jenes Gebiet der Rechtswirklichkeit filosofisch und historisch zu begreifen. — Innerhalb der hemeneutischen Jurisprudenz selbst aber trat ein Werk hervor, *) welches wesentlich darauf gerichtet, die bisherige Debatte unseres Zivilrechtes in gedrängter Übersicht zu geben und daraus das Facit zu ziehen — zum sprechenden Beweise ward, daß selbst die Männer der hermeneutischen Rechtsbehandlung den dunklen Drang haben, diese Richtung zum Abschlusse zu bringen, und die Breite ihrer Entwicklung in die Kürze des Resümes zusammenzudrängen — ein Thun doppelt sprechend, je weniger es sich selbst versteht, und da Leben zu erfrischen wähnt, wo es eigentlich den Todtenbefund schreibt. Es ist dies etwa dieselbe That, wie — freilich in ganz andern Dimensionen — die Justinianische Gesetzsammlung. Als das römische Recht die zeugende Kraft verliert, rettet es sich in die Kompliation. Hier wie dort fehlt es im Einzelnen gar nicht an selbstständiger Bewegung; noch scheint alles Heil darin zu liegen das Flußbett zu verengen, dann im Einzelnen zu reguliren, aufzuräumen, abzugraben, zuzufügen — während doch die Quelle im Versiegen ist. Aber wie selten hat der Mensch den Begriff des eigenen Thuns, da er wohl die Fäden kennt, mit denen es in seinem Geiste, nicht aber jene, mit denen es in der Geschichte verläuft, und so ist er der tiefen Ironie preisgegeben, zu zerstören was er zu fördern meint, und an dem, was er verabscheut zu bauen.

Eine offene Kriegserklärung — von den Anhängern der hermeneutischen Richtung als solche auch hingenommen, wurde aber endlich gegen sie in einer Rezension über Dr. Perthalers oben berufene Inaugural-Dissertation (Zeitschrift für österreich. Rechtsgelehrsamkeit Jahrgang 1844 II. Heft) geschleudert — eine Kriegserklärung, deren prägnantere Stellen hier mitgetheilt sein mögen, weil sie den Standpunkt der jüngeren wie der älteren Schule treffend zeichnen. „Sagen wir es offen heraus" — heißt es a. a. O. Notizenblatt Nr. 66 — „die bisherige Arbeit unserer Juristik ist eine erschöpfte, ausgelebte. Die bloße äußere Schale des Gesetzes und der nur hie und da aus ihr unsicher und verschwommen herausschimmernde Geist desselben, können den echten begeisterten Wissensdrang nicht mehr befriedigen. Ihm genügt es nicht, die bloße Tertur und äußere Form des Gesetzkristalles kennen zu lernen; nein, er will mit dem Auge des Geistes sein Inneres durchbohren, er will den Kristallisationsprozeß selbst, das Werden des Gesetzes begreifen und kann nur in gänzlicher Durchdringung und Durchleuchtung seines Objektes nach allen Kathegorien seines Daseins volle Befriedigung finden. Geschichte und Filosofie sind die unabweisbaren Leuchten moderner Wissenschaft, deren sonnigen Strahlen sich auch unsere vaterländische Jurisprudenz nicht länger entziehen kann, ohne sich einer Sünde wider den Geist schuldig zu machen. Es ist daher ein Wort zur Zeit, denjenigen, welche zu den rechtswissenschaftlichen Studien herantreten „die ernste der Würde der Wissenschaft angemessene Pflege derselben an's Herz zu legen" — Denn wahrlich! unsere juristische Literatur bedarf gar sehr einiger Erfrischung aus dem ewig klaren und erquickenden Borne der Filosofie und Geschichte, soll sie nicht in der unendlichen Wüstenfläche sandiger Hermeneutik verschmachten. Allerdings haben wir auf dem Gebiete juristischer Her-

*) Das natürliche Privatrecht von G. M. Schnabel, Wien 1842.

**) Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit, Jahrg. 1843, VII. und VIII. Heft.

***) Recht und Geschichte von Dr. Johann Perthaler, Wien 1843, Fr. Beck.

†) Zur Theorie der Verjährung, Jahrgang 1842, VII. Heft. Die Rechtsfilosofie als letzte Entscheidungsquelle im österr. Privatrechte, Jahrgang 1843, IV. Heft. Dann eine Beurtheilung der Schrift des Dr. L. Höpfner. Der Nachdruck ist nicht rechtswidrig. Jahrg. 1843, VII. Heft

††) IX. Bd. 3. Heft S. 410. XI. Bd. 3. Heft S. 420.

*) Handbuch des österr. Civilrechtes vom Dr. Jos. Ellinger. Braumüller und Seidel.

menentik gediegene Werke von bleibendem Werthe aufzuweisen ... Allein einerseits ist die Arbeit der Hermeneuten an sich eine begrenzte und zu erschöpfende und, wenn sie nicht in Rabulisterei und hohle Sofistik ausarten soll, kann sie nur unter der Herrschaft der Rechtsidee als wahrhaft geistige Thätigkeit sich bewähren. Andererseits kann die Rechtswissenschaft den Fortschritt des filosofischen Denkens nicht ignoriren .. Nur die spekulativ-geschichtliche Behandlung des Rechts vermag die Jurisprudenz zur Wissenschaft zu erheben, sonst bleibt sie rohe Empirie, bloße Kenntniß des Gesetzes und verklärt sich nicht zu dem, von der Idee durchleuchteten, somit begreifenden Wissen des Rechtes. Nun ist es aber eine unläugbare Thatsache, daß bis auf die jüngste Zeit herab, die exegetisch-hermeneutische Behandlung des positiven Gesetzes fast alleinige Geltung behauptet, und daß man es noch nicht dahin gebracht hat, auch den im Gesetze latenten Gedanken in seinem Keime und seiner historisch-dialektischen Selbstentwicklung, somit als den lebendig wirkenden Begriff darzulegen... So glauben wir denn.. das einseitige Thun der bloßen Gesetzesinterpretation in jenem Stadio angelangt, wo sie durch die hervordringende Reaktion der nach ihrem Rechte ringenden spekulativen und historischen Kraft zum bloßen Moment herabgesetzt, sich als das bewähren wird, was sie in Wahrheit ist, als die bloße äußere Schale der echten Wissenschaft des Rechtes. Was auch soll es frommen, sich an Worte zu hängen, sie grammatisch zu verrenken und sofistisch zu verdrehen, oder zwei Paragrafe, die vor dem gesunden Sinne als gegen einander indifferent sich herausstellen, dennoch darum mit syllogistischer Gewalt aneinander zu ketten, weil in beiden dasselbe Wort vorkommt?... Was erwächst der Wissenschaft und dem Rechtsleben für ein Gewinn, wenn man, um seinen vermeintlichen Scharfsinn glänzen zu lassen, sich selbsterfundene Widersprüche ins Gesetz hinein zu argumentiren, und dann diese ausgestopften schwachen Strohmänner mit dem Winde einer sich gelehrt aufblähenden Interpretation selbstgefällig umzublasen?... Welches wissenschaftliche Verdienst soll darin liegen, buntaufgeraffte Zitate aus den Pandekten, aus allen europäischen, amerikanischen, oder wohl gar chinesischen und indischen Gesetzen äußerlich und zerstreut aneinander zu reihen, ohne diese kaleidoskopischen Glassplitter durch den Lichtstrahl des Begriffes zu symmetrisch geordneten Erscheinungen um einen Gedanken-Mittelpunkt zu gruppiren?... Also fort mit der bloßen hermeneutischen Behandlung des Gesetzes! In die Tiefen der Spekulation und der Geschichte müssen wir uns stürzen, aus dem Werke des Rechtes müssen wir das Gewordene, aus der organischen Entwicklung der Rechtsidee von Innen nach Außen müssen wir die Rechtserscheinung begreifen ..."

Nach dem alten Sprichworte, daß es aus dem Walde zurückschallt, wie man in denselben gerufen, war eine geharnischte Erwiderung Seitens der hermeneutischen Richtung auf diese schneidende Apostrofe wohl zu gewärtigen. In der That erschien dieselbe alsbald im „Juristen," einem Journal, welches — hatte es auch seine eigenen Spalten von der rechtsfilosofischen Invasion nicht rein zu halten gewußt — doch so vorwaltend auf praktische Tendenzen gestellt war, daß es sich durch obige Filippika in seinem besten und geläufigsten Apparate bedroht sehen mußte. Der Herausgeber selbst nahm den Kampf auf und brach (im XI. Band I. Heft S. 156) für Dame Hermeneutik seine Lanze. Hierüber Replik und Duplik (im XII. Band II. Heft Seite 262 fg. und 275 fg.), doch ohne sonderliche Förderung der Frage; da der Vorkämpfer der Hermeneutik nicht im Stande war sich von seinen dualistischen Prämissen loszureißen, in den Standpunkt des Gegners frisch einzugehen und da, im Herzen der Frage, den Kampf auszufechten. Während der Gegner behauptete ohne filosofisch-historisches Begreifen der Rechtswirklichkeit sei keine Rechtswissenschaft, Hermeneutik reiche nicht in die begreiflichen Tiefen, sondern nur an die äußere Schale des Rechts; wies der Anwalt der Hermeneutik ihre Bedeutsamkeit für die praktische Handhabung des Gesetzes auf. Fand jener den Grundmangel unserer Jurisprudenz darin, daß sie die Rechtswirklichkeit nicht als die sich vollziehende historisch-dialektische Entwicklung des Rechtsbegriffes selber zu erfassen strebe (daß sie nicht den „latenten Gedanken des Gesetzes in seiner historisch-dialektischen Selbstentwicklnug" aufweise); so ward ihm vom Standpunkte einer, den Rechtsbegriff im transzendenten Jenseits des „Naturrechts" fixirenden und als äußerliche Kritik ans positive Gesetz heranbringenden Rechtsauffassung erwidert, daß ja „fast alle heimischen juridisch-literarischen Produkte die Mängel des bestehenden Gesetzes aufdecken und die Vorschläge zur Beseitigung desselben enthalten, was nur an der Hand der Filosofie (?) geschehen kann." Aus derselben Voraussetzung eines **a priori** fertigen und im „Naturrecht" zum idealen Rechtssystem gegliederten Rechtsbegriffes wurde das rechtshistorische Studium als ein unerquicklicher „Ruminationsprozeß" bezeichnet, welcher den unabsehbaren geschichtlichen Wust wiederkaue, um „aus dem Dornengesträuche des Unrechts" das „über die Geschichte hinausliegende" zur Geschichte „mitgebrachte" (starre, unwandelbare) Kriterium des Rechts herauszufinden, „nebenher aber das Unrecht abzusondern und zu zertreten" — während doch die Gegenseite gerade von einem „die Rechtsgeschichte meisternden Kriterium der ganzen Rechtswissenschaft außer der Geschichte" nichts wissen will und den Grundirrthum des dualistischen Standpunktes gerade in der Anmaßung erblickt „das — mit jenem außergeschichtlichen d. i. abstrakten Rechtskriterium — nicht Übereinstimmende (aller Rechtsvergangenheit) unnachsichtlich als Unkraut zu verdammen." Sie erblickt vielmehr in aller geschichtlichen Rechtswirklichkeit nur die räumlich-zeitliche Auseinanderlegung des einen Rechtsbegriffes, der nie und nirgends über oder außer der Geschichte, sondern immer und überall nur in seiner konkreten geschichtlichen Gestaltung (in der Rechtsfilosofie und Rechtswirklichkeit) existirt; ihr ist es nicht ums „Meistern" der Rechtsvergangenheit, sondern ums Begreifen derselben zu thun — ums Begreifen jener ruhelosen Bewegung der Geschichte, welche, indem sie keinen festen Punkt duldet, jeden im Überschreiten schon selbst „meistert;" nicht einen „fertigen" Rechtsbegriff bringt sie zur Geschichte mit, sondern den ewig werdenden will sie aus der Geschichte entnehmen; nicht die starre Einförmigkeit eines abstrakten, über alles Leben hinausliegenden Rechtsgedankens, sondern die reiche Mannigfaltigkeit des in den ewigen Fluß des konkreten Seins eingeflochtenen sucht sie in der Geschichte; sie bescheidet sich mit dem „Rechtskriterium" der Gegenwart, wie mit

der gegenwärtigen Rechtswirklichkeit — in welch' ersterer sie weder den „Consensus populorum unsers guten alten Cicero," noch in der letzteren „das Dornengeflechte des Unrechts" der Gegenwart*) erblickt, sondern in beiden die verschiedene Form des Rechtsbewußtseins der gegenwärtigen Menschheit — sie bescheidet sich mit diesem ihrem rechtlichen Inhalte selbst nur ein Moment zu sein in diesem geschichtlichen Flusse — aber freilich ein Moment, das nicht aus dem Kopfe eines Filosofen oder Gesetzgebers in die Wirklichkeit „wie aus der Pistole geschossen," sondern im stetigen Prozesse der Geschichte herangekommen ist, wie er in demselben in einem andern Momente vertiefterer Rechtsauffassung und Rechtswirklichkeit aufgehen wird. Eben aber als einen geschichtlich gewordenen glaubt sie diesen gegenwärtigen Moment des Rechtsbewußtseins nur aus seinem Werden, aus seiner geschichtlichen Heraus- und Heranbildung, aus seinem Zusammenhange, wie seiner Differenz mit allen frühern geschichtlichen Momenten begreifen zu können. Aber dies Werden ist ihr ein Gedankenprozeß, dieser Zusammenhang, wie diese Differenz sind gedankenmäßige, die Geschichte ist ihr nicht dies empirische Ereigniß, sondern ein geistiger Prozeß, nicht blind hinrollende dunkle Macht, sondern That des Geistes, und dem Geiste offen und durchdringbar. Darum versteht sie unter Rechtsgeschichte nicht todte antiquarische Gelehrsamkeit, wie es die mit Akzent sogenannte „historische Schule" meint, welche, wo sie der Strom der Rechtsentwicklung nicht völlig mit der „naturwüchsigen" Vergangenheit abdämmte, für die Fortentwicklung desselben höchstens dunkle, mystische Formeln (vom organischen Entwicklungsdrange des Rechts ꝛc. ꝛc.) statt des klaren Begriffes hat. Sie hingegen kennt kein Wissen ohne Begriff, keinen Begriff ohne Wirklichkeit, d. i. Geschichte, folglich keine Rechtswissenschaft ohne filosofisch-historisches Wissen des Rechts. In diesen Kernsätzen hätte sie vom Gegner angegriffen werden müssen, während er die Entbehrlichkeit der Filosofie und Geschichte für die positive Rechtskenntniß vom Standpunkte des Dualismus entwickelt. Dessen hätte es nun wahrlich nicht bedurft; denn konzentrirt sich alle Rechtswissenschaft im Naturrecht, enthält wirklich nur ein abstraktes außergeschichtliches „Kriterium mit der ganzen in ihm liegenden Fülle und Forderung," die „warme Triebkraft, um aus sich die Eiche der von der Geschichte unabhängigen Rechtswissenschaft aufsprossen zu machen;" dann freilich bleibt für die positive Jurisprudenz kein Antheil an der Wissenschaft, überhaupt nichts weiteres über, als diese „wackere Hermeneutik" mit ihren „wenigen logischen Regeln die noch in jedem Systeme dieselben waren," dann freilich muß sich die Rechtsfilosofie bescheiden, anstatt die konkrete Rechtswirklichkeit mit dem Begriffe zu durchleuchten, (als Naturrecht) todte Formeln zu spinnen, und ans positive Recht mit den willkürlichsten — weil nicht aus seinen Tiefen entwickelten Ausstellungen und Verbesserungsvorschlägen heranzukommen; dann freilich mag der positive Jurist außer den Kämpfen der Filosofie bleiben und harren, bis „die feindlich gegenüberstehenden Lager einen weisen Frieden geschlossen haben" (wie der Bauer in der Fabel harrt, bis der Fluß ablaufen wird); dann freilich ist die Rechtsgeschichte nichts als ein unerquicklicher Ruminationsprozeß, und wer dies „Dornengesträuche (Disteln?) des Unrechts" wiederkäute, gliche auch Jemanden, doch nicht dem Bauer in der Fabel. Dies Alles ist wahr und unbestreitbar und hätte der breiteren Darlegung nicht bedurft — wenn die dualistische Prämisse richtig — wenn Begriff und Wirklichkeit auseinander — wenn die Helle des Begriffes nur im Naturrechte, im positiven Rechte nur begriffslose Wirklichkeit zu Hause ist. Wie aber, wenn von all' dem das gerade Gegentheil, wenn statt des Dualismus der Monismus, — statt der Transzendenz die Immanenz von Begriff und Wirklichkeit das Resultat der ganzen filosofischen Bewegung unseres Jahrhunderts, der Punkt wäre, worüber es zwischen den feindlichen Lagern in der Filosofie wirklich „zum weisen Frieden" gekommen ist — und könnte es nicht so sein, ohne daß diejenigen, die außer dem Kampfe der filosofischen Meinungen bleibend, nur ängstlich fragen, „wo ist die Wahrheit?" es sich viel träumen ließen?? Dann freilich wäre das ganze Fundament der hermeneutischen Jurisprudenz erschüttert, und es bedürfte, um es neu zu verfestigen, eines tüchtigeren Kittes, als der „dankbaren Anhänglichkeit an Grundsätze, die wir in der Jugend eingesogen, die ein ehrenwerther Charakter eben so fest bewahrt, wie die Freundschaft"*) — ein Gefühlskultus, mit dem man allerdings ein sehr ehrenhafter Mann, aber nimmermehr der siegreiche Vorkämpfer einer in ihren letzten Prämissen bedrohten Sache sein wird. Bevor es also der hermeneutischen Jurisprudenz nicht gelingt, einen Kämpen zu stellen, der das erschütterte Reich des Dualismus in erneuter Herrlichkeit aufbaut — und zu dem Zwecke den Strom der deutschen Filosofie um 50 Jahre zurückdämmt, wird sie nicht verhindern können, daß ihre Gegnerin, welche auf der Höhe der filosofischen Entwicklungen der Gegenwart, die Rechtswissenschaft nur in die immanente Durchdringung von Rechtsfilosofie und Rechtsgeschichte (deren Schlußpunkt nur die positive Rechtsgegenwart) setzt, mehr und mehr Terrain gewinne. Und blicken wir unbefangenen Auges um uns, so deuten dahin alle Wahrzeichen. Ringsum ist ein reger Eifer für Filosofie und Geschichte — diese langvernachlässigten Grundsäulen aller Bildung — erwacht; von allen Seiten werden Rechtsalterthümer aus dem Moder der Archive hervorgewühlt, durch Druck und Bearbeitung ans Licht der Gegenwart gefördert, selbst den Lehrstuhl hat sich die vaterländische (Straf-) Rechtsgeschichte, wenn auch erst in einem dilettantischen Versuche — erobert. Liegt auch bei weitem nicht allen diesen Versuchen, Strebungen und Unternehmungen ein

*) Denn was Einem billig ist, ist dem Andern gerecht; was die vergangene Rechtswirklichkeit, ist auch die gegenwärtige; auch sie wird einst vergangen, der Rechtsgeschichte verfallen sein.

*) Entschiedenster Protest ist einzulegen, wenn hier das Festhalten an den (wissenschaftlichen) Grundsätzen der Jugend zur Sache des „ehrenwerthen Charakters" gemacht werden will. Was wären dann alle großen Namen, welche die Wissenschaft gefördert haben, und dies nur konnten, indem sie die Grundsätze ihrer Jugend überschritten d. i. negirt haben. Soll ihnen sammt und sonders der ehrenwerthe Charakter abgesprochen werden? Schwört denn der Verfasser selbst in verba magistri? hat dies sein Palinurus Kant gethan, dieser filosofische Revolutionär sonder gleichen? Wohin brächte uns der quietistische Gefühlskultus dieser allerdings bequemen — Ehrenhaftigkeit! In der Wissenschaft gibt es keine andere Ehrenhaftigkeit, als die, redlich nach der Wahrheit zu ringen, und die errungene redlich zu bekennen.

klares Verständniß für die eigentliche Bedeutung der Rechtsgeschichte zu Grunde, so setzen sie wenigstens die gläubige Zuversicht, die dunkle Ahnung voraus, daß dieser historische Wust eine tiefere Bedeutung, als die des bloßen Geschehenseins und Bestandenhabens, daß er ein Gesetz innerlicher Entwicklung, den Faden eines geistigen Zusammenhanges, daß er den Strahl eines Lichtes berge, welches auch diese Rechtsgegenwart ganz anders zu durchleuchten vermöge, als alle von außen daran gesetzten Flammen und Flämmchen hermeneutischen Scharfsinns. Auf diese stillen, aber sicheren, man möchte sagen impliziten Erfolge darf die filosofisch-historische Rechtsschule gewiß nicht minderes Gewicht legen, als auf den ihr bisher am Felde der theoretischen Erörterung unzweifelhaft gebliebenen Sieg; und wenn ihre Sache aus leicht begreiflichen Gründen nur langsam vorwärts geht *), — da man wohl den hermeneutischen Scharfsinn als Götterangebinde unter dem Wiegenkissen findet, filosofisches und historisches Wissen aber nur durch ernste, lange Studien erwirbt, so kann sie schon zuwarten, in der Zuversicht, daß ihr die Zukunft gehört. Diese Zukunftsgewißheit gibt ihr den „Enthusiasmus," welchen der hier fast zu umständlich zitirte Gegner umsonst wider sie bei den Anhängern seiner verfallenden Richtung wachrufen möchte.

(Schluß folgt.)

*) Wenn dieser Richtung neuerlichst von manchen Seiten ein namhafter Universitätslehrer als Bundesgenosse zugerechnet wurde, so muß sie diesen Erfolg — so schmeichelhaft er für sie sein möchte — doch wahrheitsgetreu ablehnen. Man hatte ein derlei Glaubensbekenntniß in den Worten zu finden gemeint, mit welchen von demselben ein dankenswerther „Beitrag zur österreichischen Strafrechtsgeschichte," bestehend in dem zweiten ältesten österreichischen Strafgesetze, der Landgerichtsordnung für das Erzherzogthum Österreich unter der Enns von Marmilian I. dd. Gmunden den 31. August 1514 (Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit, Jhrg. 1844 VI. Heft S. 353) eingeleitet worden ist. Allein dürfte man auf dieses, in humoristischer Weise nach allen Seiten ironisirende und auch wieder kokettirende Vorwort einen Schluß bauen, so müßte man den Verfasser in die Reihen der sogenannten historischen Schule stellen, ein Standpunkt der Halbheit und Unklarheit, zu dem er sich selbst gewiß am allerwenigsten zu bekennen geneigt sein wird. Auf denselben deuteten — wie gesagt, wenn eine Folgerung aus diesen glitzenden Kaleidoskopsplittern überhaupt gezogen werden dürfte — Fraſen, wie jene von der „organischen Selbsterzeugung des Rechtes," von dem „Sichhineinleben desselben aus der Vergangenheit in die Zukunft" ꝛc. (Fraſen, welche ganz den mystischen Typus der historischen Schule tragen, und die Rechtsbildung nirgends als freie That des Volksgeistes aussprechen); es deutete dahin das ausschließliche Urgiren rechtsgeschichtlicher Studien ohne der Nothwendigkeit filosofischer Auffassung dieser (wie aller) Geschichte mit einem Wörtchen Erwähnung zu thun; es deuteten dahin ferner die ironischen Seitenhiebe, geführt auf die „neueste Rechtsschule, welche sich die Vermittlung des in sich Vernünftigen mit dem Wirklichen zur Aufgabe setzte," der ein satyrisches „Hic Rhodus, hic salta" zugerufen wird; dahin deutete endlich die lobpreisende Erwähnung der geschichtlich-vergleichenden Methode, deren sich Dolliner, Egger, Jenull doch nur zu rein hermeneutischen Zwecken bedient haben, ohne die leiseste Andeutung der Nothwendigkeit einer tiefergehenden, gedankenmäßigen Auffassung; damit wäre endlich auch der bekannte rechtsfilosofische Standpunkt des Verfassers, der Standpunkt des abstrakten Naturrechts, im Einklange. Allein, wie gesagt, wir halten diese ganze Konsequenzmacherei für ganz unberechtigt. Der Verfasser hat sich — und vielleicht könnte man ihm nur dies Rückhalten zum Vorwurfe machen — über seinen rechtstheoretischen Standpunkt nirgends kathegorisch ausgesprochen, besitzt aber zu viel Scharfsinn, als daß er verkennen sollte, daß es heutzutage keine Wahl gibt außer dem Dilemma: Entweder alle Geschichte filosofisch zu begreifen, oder sie ganz aufzugeben. Denn entweder ist ein Gedankengehalt in ihr oder nicht; im ersten Falle muß dieser Gehalt herausgearbeitet, das Faktum in seinen Begriff aufgelöst werden — Geschichtsfilosofie; im zweiten Falle hat alles Geschichtliche mit dem Gelten auch alle Bedeutung verloren, ist die Vergangenheit für die Gegenwart völlig gleichgiltig, und das Studium jener in der That der unfruchtbarste Ruminationsprozeß verfaulten Unkrautes.

Darstellung des bisherigen Wirkens der Česká Matice.

Neuerdings gibt es eine čechische Literatur, erweckt durch Männer, die durch edle Selbstverläugnung und Aufopferung ein unsterbliches Denkmal in den dankbaren Herzen der Nachkommen sich erbaut haben, und deren Namen die späteste Nachwelt nur mit Bewunderung eines so beharrlichen Strebens aussprechen wird. Bereits fangen an Männer aufzutauchen, deren Stimmen sich durch ganz Europa geltend machen, und mit Stolz zählt der Čeche Geistesprodukte zu seiner Literatur, die jeder andern zur Ehre gereichen würden. Aber alles dies ist immer noch das Werk vereinzelter Kräfte, und so sehr auch der Nationalsinn im Volke durchzugreifen beginnt, immer noch ist die čechische Literatur auf bloßen Dilettantismus beschränkt, und selbst Werke, welche ihren Verfassern einen unvergänglichen Namen in der Literaturgeschichte sichern, verdanken ihr Dasein blos dem patriotischen Eifer von Männern, welche nicht allein ihre Muße, sondern oft auch ihr kleines Vermögen dem Vaterlande ohne alle Aussicht auf Lohn zum Opfer bringen. Da bildete im Jahre 1830 der Ausschuß der Gesellschaft des vaterländischen Museums ein eigenes Komité zur wissenschaftlichen Pflege der vaterländischen Sprache und Literatur, welches nun den vereinzelten literarischen Bestrebungen zum Zentrum und Stützpunkte wird. Das Komité bilden Jungmann, Joh. Swatopluk Presl und Palacky, Männer, die zur Zeit an der Spitze der Literatur stehen und alsogleich ihre Aufgabe begreifen. Vor allem galt es Schriftstellern, deren Werke keine tüchtigen Verleger finden konnten, die Herausgabe derselben zu erleichtern, und dies konnte nur durch Gründung eines Fondes entstehen. Ein Beispiel hat man an der **Srbska Matice**, einem zur Herausgabe guter serbischer Bücher in Pest gegründeten Fonde, dessen für die Literatur höchst wohlthätiges Wirken am Tage lag, man ahmte dieses Beispiel nach, und so entstand im Jahre 1831 die **Česká Matice.**

Beiträge von wenigstens 50 fl. K. M., für unsterbliche Korporationen 100 fl., verschafften den Namen Gründer und berechtigten zu einem Freiexemplar von jedem Verlagsartikel, welcher auf Kosten oder durch Unterstützung des Fondes erscheinen würde. Der Fond wurde übrigens unter die besondere Kontrolle eines dazu deputirten Ausschußmitgliedes der Gesellschaft gestellt, und zum ersten Kurator Fürst Rudolf Kinsky ernannt. Insbesondere versprach das Komité seine Sorge dahin zu richten, mit der Zeit ein vollständig kritisch bearbeitetes Wörterbuch der böhmischen Sprache, so wie auch eine Real-Enzyklopädie ans Licht zu fördern.

In Folge des vom Komité an alle Freunde und Beförderer der čechischen Literatur erlassenen Aufrufes beeilten sich

nun alle treuen Anhänger der angestammten Sprache und Nationalität, sowohl in Böhmen, als auch in Mähren, Ungarn und Schlesien, ohne Unterschied des Standes und des Berufes, jeder nach Maßgabe seiner Kräfte, die von ihnen erbetenen Beiträge zur Beförderung eines so edlen Zweckes darzubringen. Die vierteljährigen, in der čechischen Museumszeitschrift regelmäßig erstatteten Berichte über die eingelaufenen Beiträge und die eben daselbst von dem Komité alljährlich veröffentlichten Rechnungen enthalten sprechende Beweise der wärmsten Liebe und eines oft rührenden Eifers vieler edler Männer unseres Volkes für ein Unternehmen, welches in seinen Anfängen so geringfügig schien, und welches sich nun in seinen Folgen so fruchtbringend und wohlthätig erwies. Zur innigsten Dankbarkeit bleibt aber jeder wahre Patriot dem hochseligen Fürsten Rudolf Kinsky, unvergeßlichen Andenkens, verpflichtet, welcher der erste zur Gründung des Fondes eine Summe von 1000 fl. K. M. beitrug und durch sein Beispiel viele Personen des hohen Adels Böhmens zur Nachahmung bewog. Dieser theilnehmenden Liebe und diesem regen Eifer hatte man es zu verdanken, daß der Fond mit Ende des ersten Jahres auf 2397 fl. 50 kr. K. M., mit Ende der ersten fünf Jahre auf 14,974 fl. 40½ kr., mit Ende des ersten Jahrzehends aber auf 20,416 fl. 31½ kr. anwuchs, und gegenwärtig, nach der Jahresrechnung für 1843 in einem Kapitale von 29,229 fl. 49½ kr. besteht. Stifter zählte man im Jahre 1831: 15, im J. 1835: 102, im J. 1840: 371, gegenwärtig 445. Da jedoch das Recht zum Bezuge eines Freiexemplares der auf Kosten des Fonds erscheinenden Werke nicht erst durch den vollen Erlag der stipulirten Summe von 50 fl., sondern schon bei Erlag eines Theils davon, wenn man sich den Rest binnen einem Zeitraume von fünf Jahren zu erledigen verpflichtet, erworben wird: so wird man es glaublich finden, daß im letztverflossenen Jahre an 800 solcher Freiexemplare vertheilt wurden. Im Jahre 1840 beehrte auch Se. kaiserl. Hoheit, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Karl den Fond mit einem Geschenke von 100 fl. K. M.

Solchergestalt mit den nöthigen Geldmitteln ausgerüstet, säumte das Komité keinen Augenblick, zur Erfüllung der ihm auferlegten Pflichten und zur Herausgabe guter čechischer Bücher zu schreiten, um dadurch auf den Gang der neuaufblühenden čechischen Literatur fördernd und läuternd einzuwirken. Der erste Schritt hiezu war die Übernahme des Verlags der Museums-Zeitschrift, welche bis zum Jahre 1832 auf Kosten des vaterländischen Museums erschienen war.

Das nächste Werk, womit die Gründer der Česká Matice betheilt wurden, waren: Stimmen der Patrioten am 1. März 1832, zum Andenken der vierzigjährigen glorreichen Regierung Sr. Majestät des Kaisers und Königs Franz I. Prag 1832. 4. Diese Schrift wurde auf Kosten des großmüthigen Mäzens, weiland Fürsten Rudolf Kinsky, gedruckt und dem Fonde geschenkt.

Hierauf folgte Palacky's Synchronistische Übersicht der höchsten Land- und Hofwürdenträger und Beamten im Königreiche Böhmen, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Prag 1832. Fol.

Sodann: Dr. H. T. Paulicky's Hausarzt, oder Anleitung zur Gesundheitspflege, besonders für das Landvolk. Übersetzt von Ferd. Johann Jungmann. Prag 1833. 8.

Ferner: Stimmen der Patrioten bei der freudigen Bewillkommnung JJ. k. k. Majestäten Ferdinand I. und Maria Anna. Prag 1835. 4.

Inzwischen war der Fond bereits so angewachsen, daß das Komité daran denken konnte, sich eines der von ihm gethanen Versprechen zu entledigen. Es übernahm daher zur Hälfte mit dem Verfasser die Herausgabe von Josef Jungmann's čechisch-deutschem Wörterbuche, einem Riesenwerke von 580 Druckbogen in 4., wie man es anderswo nur von ganzen Akademien zu erwarten gewohnt ist. Die Gründer der Česká Matice erhielten Exemplare im halben Pränumerationspreise. Der Wunsch, dieses kostbare Werk um den halben Preis zu erhalten, bestimmte Viele, dem Matice als Gründer beizutreten, indem sie an diesem einzigen Werke beinahe die Hälfte der zu erlegenden Summe zurück erhielten.

Im Jahre 1836 am 27. Jänner verlor der Fond durch den Tod des Fürsten Rudolf Kinsky seinen ersten Gründer und das Komité seinen ersten Kurator. An seine Stelle übernahm die Obhut des Komité und des Fondes Graf Johann Kolowrat-Krakowsky. In demselben Jahre genehmigt der Museums-Ausschuß den ihm aus sehr wichtigen Gründen vom Komité gemachten Antrag, daß in Zukunft von den jährlich einlaufenden einzelnen Beiträgen stets die eine Hälfte zum Kapital geschlagen, die andere Hälfte aber zu den disponiblen Geldern gerechnet und nach dem Sinne der Statuten verwendet werden solle. Dieses war Bedürfniß geworden, denn nicht Kapitale anzuhäufen, wohl aber der vaterländischen Literatur unter die Arme zu greifen, war der Zweck des Fondes.

Das nächste Werk, welches mit Unterstützung der Matice herausgegeben wurde, waren Šafařik's Slawische Alterthümer. Prag 1837. 8. Dieselben wurden, eben so wie Jungmann's Wörterbuch, den Gründern um die Hälfte des Ladenpreises abgelassen.

Da die Herausgabe besagten Wörterbuches erst im Jahre 1839 beendet wurde, so konnte das Komité während dem in keine neue Unternehmung sich einlassen, und erst im J. 1841 erschien der altböhmischen Bibliothek erste Nummer: Viktorin Kornelius von Wšehrd's neun Bücher von den Rechten, Gerichtsstellen und der Landtafel des Königreichs Böhmen. Prag. 8.

Dies ist der erste Theil einer größern Sammlung nützlicher Werke aus dem Gebiete der alt- und neu-böhmischen, einheimischen und ausländischen Literatur, welche das Komité in vier besonderen und zwar a) der alt-böhmischen Bibliothek, b) der neu-böhmischen Bibliothek, c) der Bibliothek fremder Klassiker und d) der Hausbibliothek herauszugeben beschlossen hat. Das Werk wurde dem Verfasser des čechischen Wörterbuches, Hrn. Josef Jungmann, zu Ehren aus einer besondern, von jenen dankbaren Verehrern durch freiwillige Beiträge geschaffenen Hilfsquelle gedruckt und die Auflage dem Fonde geschenkt.

Von der neu-böhmischen Bibliothek erschienen seither drei Nummern, und zwar: 1. Josef Jungmann's gesammelte Schriften in Versen und Prosa. Prag 1841. 8. 2. Josef Smetana's Naturlehre. Prag

1842. 8. und 3. Milton's Verlornes Paradies, übersetzt von J. Jungmann. 2te Auflage. Prag 1843. 8.

Nebstbei unternahm das Komité die Herausgabe einer kleinen Enzyklopädie der Wissenschaften, welche bereits drei tüchtige Werke aufzuweisen hat, nämlich 1. Tomek's allgemeine Weltgeschichte. Prag 1842. 12. 2. Desselben Geschichte Böhmens. Prag 1842. 12. und 3. Dr. Wenzel Stanek's populäre Naturgeschichte. Prag 1843. 12.

Auch die Fortsetzung des böhmischen Atlasses, welcher bisher auf Kosten einer Subskription von Freunden vaterländischer Literatur erschienen war, übernahm der Fond auf eigene Kosten, und mit dem Jahre 1843 wurde auch die Museums-Zeitschrift namhaft erweitert.

Während dieser Zeit traten im Schooße des Komité mehre Veränderungen ein. Graf Johann Kolowrat-Krakowsky legte sein Amt als Kurator des Fondes nieder, und an seine Stelle wurde am 2. Juni 1841 vom Ausschusse der Gesellschaft des vaterländischen Museums Johann Norbert Ritter von Neuberg zum Kurator gewählt. Palacky wurde Ausschußmitglied der Gesellschaft, und trat als solcher aus dem Komité, an seine Stelle wurde Hanka und Šafařik einberufen. Die Geschäftsleitung wurde bisher von den Mitgliedern des Komité ein Jahr ums andere abwechselnd besorgt, dies blieb nun wohl auch für die Zukunft, aber im Jahre 1842 trennte man davon das Kassageschäft und übergab die Besorgung der Geldangelegenheiten dem Doktor sämmtlicher Rechte und Landesadvokaten Josef Fritsch.

Inzwischen war der Fond in einem Grade angewachsen, daß das Komité sich nicht mehr auf den ursprünglichen Zweck beschränken zu müssen glaubte und der vaterländischen Literatur einen neuen Impuls zu geben beschloß. Es setzte Preise aus von 100, 50 und 25 Dukaten auf Originalwerke wissenschaftlichen und belletristischen Inhaltes, welche mit Ende des Jahres 1843 vertheilt werden sollten. Ausgeschlossen von der Konkurrenz wurden Werke der Komité-Mitglieder und Verlagswerke des Fondes.

Indessen ist von den im J. 1843 erschienenen čechischen Werkes keines eines Preises würdig befunden worden, welche löbliche Strenge den Preisrichtern sehr zur Ehre gereicht, wenn man weiß, daß im Verlaufe dieses Jahres Werke erschienen, wenn auch nicht frei von Kleinlichkeit und mancher einseitiger Ansicht, dennoch im Ganzen gelungen zu nennen sind, und sich eine nicht geringe Beliebtheit erworben haben. Somit blieb die Konkurrenz noch für das Jahr 1844 eröffnet.

Gegenwärtig befindet sich auf Kosten des Fondes im Drucke: Presl's Botanik, Marek's Logik und Metafysik und Hymna's Psychologie. In Aussicht gestellt wird Kamenský's Dialektik, ein bis jetzt unedirtes Werk des berühmten Pädagogen, und die zweite Auflage von Jungmann's Stylistik. *)

Nach dieser treuen Darstellung der nunmehr bereits vierzehnjährigen Wirksamkeit der Česká Matice muß jeder Unparteiische bekennen, daß sie mit verhältnißmäßig geringen Mitteln Bedeutendes geleistet hat, und die Theilnahme, welche dieselbe bei der Nation gefunden, muß jeden wahren Patrioten mit inniger Freude erfüllen. Bereits hat sich das Komité durch Herausgabe des Jungmann'schen Wörterbuches eines der in den Statuten gegebenen Versprechens erledigt, und mit den übrigen auf Kosten des Fondes herausgegebenen Werken die vaterländische Literatur namhaft bereichert. Wenn bis jetzt keine größere Anzahl von Büchern, als die schon gegebene, auf Kosten des Fondes herausgegeben wurde, so liegt die Ursache davon nicht in dem Willen des Komité, sondern lediglich in der Unzulänglichkeit der Geldmittel. Denn sollte zu der Herausgabe der čechischen Real-Enzyklopädie, welche beabsichtiget wird, geschritten, sollte mit der böhmischen Bibliothek alljährlich rascher fortgefahren, sollte endlich, einem dringenden Bedürfnisse und den vielfach geäußerten Wünschen gemäß, die čechische Museum-Zeitschrift ansehnlich erweitert werden, so ist das bisherige Vermögen des Fondes unzureichend und somit vor allem nothwendig, daß der Fond und hiemit auch die disponiblen Gelder bedeutend vermehrt werden, damit das Komité durch Unternehmungen, die über die Kräfte des Fondes gehen, in keine schwierige Lage gerathe, wie dies schon im Jahre 1839 einmal der Fall war. Um so wohlthätiger wird dann der Einfluß der Matice auf die vaterländische Literatur wirken und von den glänzendsten Folgen sein für ihre Erstarkung und ihren höheren Aufschwung.

*) Marek's und Hyna's Werke sind bereits erschienen, Jungmann's Stylistik schon im Drucke.

Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Mähren.

Commentarius brevis et iucundus itineris atque peregrinationis, pietatis et religionis causa susceptae ab Illustri et Magnifico Domino, Domino Leone libero Barone de Rosmital et Blatna, Johannae reginae Bohemiae fratre germano, Proauo Illustris ac Magnifici Domini, Domini Zdenco Leonis liberi Baronis de Rosmital et Blatna, nunc supremi Marchionatus Moraviae Capitanei. Ante centum annos bohemice conscriptus et nunc primum in linguam latinam translatus et editus. Ex consensu Reuerendissimi Domini Domini Olomucensis Episcopi. Anno Domini 1577 8. (In fine) Impresso. Olomucii apud Fr. Millichtaler.

Dieses Buch ist nicht nur eine große typografische Seltenheit, sondern auch darum besonders merkwürdig, daß es uns die Schicksale, Ansichten und Erfahrungen eines Reisenden aus einer der berühmtesten Familien Mährens vor die Augen bringt, die der Bekanntmachung vollkommen würdig sind. — Das Werk wurde zuerst in böhmischer Sprache geschrieben, und dann von dem Kanonikus des Olmützer Bisthums, Stanislaw Pawlowski von Pawlowicz ins Lateinische übersetzt. Es ist dem Zdenko Freiherrn von Rosmital, obersten Landeshauptmann von Mähren gewidmet, der ein großmüthiger Pfleger alles Schönen, Guten und Edlen war.

Der berühmte Reisende hatte sich zu diesem großen Unternehmen durch gründliche Studien der Geschichte, der Sprachen fremder Völker, ihrer Sitten und Gebräuche jahrelang vorbereitet. Die Welt sollte die große Schule werden, in welcher er neue Erfahrungen machen, und die alten prüfen und berichtigen wollte. Er dachte wie Cicero: **nescire velle quid acciderit, antequam natus sis, hoc est semper esse puerum.**

Am Tage nach dem Feste der heil. Katharina im Jahre 1465 trat er seine Reise an. Kaiser Friedrich III. selbst, dann die Königin von Böhmen, Johanna, gaben ihm Empfehlungs-

und Geleitsbriefe an die meisten Fürstenhäuser, und diesem Beispiele folgten alle regierenden Fürsten, durch deren Staaten Rosmital reiste.

Er beschreibt, was ihm merkwürdig erscheint, kurz, ohne sich viel zu kümmern, ob das Erzählte nicht an die Grenzen des Fabelhaften streife? — Aber wer würde das Heiligthum eines frommen Glaubens bekritteln? — Man höre nur, welche Merkwürdigkeiten ihm in Aachen vorgezeigt wurden:

In ista urbe Caesar electus primo omnium diademate confirmatur, cui istae reliquiae, quae nominabuntur, ostendi solent. Nempe tria lintea, quibus Virgo Maria Christum recens natum inuolverat. Subucula virginis Mariae, qua induta erat, quum Christum pareret. Idque linteum, quo Christus in cruce pendens, uelatus fuerat. Isque pannus lineus, super quo caput Diui Joannis Baptistae absectum, depositum fuerat. Has reliquias se monstrare posse negabant: caeteras uero omnes nobis ostendere paratos esse, extemploque nobiscum progressi, has reliquias nobis contemplari permiserunt. Grimum tres dentes S. Thomae, S. Catharinae densem et crines, Genitricis Dei capillos eiusdemque Zonam, qua, uterum gestans, accinta erat; ea non est admodum lata nec longa, confecta ex lana alba, cuius mediam longitudinem intersecat linea nigra. Deinde Diui Caroli tubam, gladium et crus, diademaque, quo Rex Romanus redimitur. Item catenam D. Pauli et sanguinem Stephani Martyris, ossaque eiusdem. Et eam arundinem, qua Christo in cruce pendenti potus porrigebatur, funiculumque, quo Christus columnae, cum flagris caederetur, alligatus erat. Vidimus etiam sepulcrum D. Caroli, cingulum Domini Jesu, quo cinctus ambulabat, quod ex lora factum erat, bene longum, sed non adeo latum, id aurea bulla consignatum erat: Diuum Carolum ab Ethnicis illud redemisse sacerdotes praedicabant. Item frustum de sancta cruce, clauumque, quo pedes Christi ad crucem affixi fuerant.

In Brüssel sah Rosmital ein Turnier, das er umständlich beschreibt, und hiedurch zugleich einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte dieses ritterlichen Waffenspieles liefert. — Der Herzog Filipp von Burgund, den er in Brüssel fand, gab ihm zur Sicherheit auf seinen Reisen einen Herold mit, der siebzehn (?!) Sprachen verstand und geläufig sprach. Bemerkenswerth ist, was er über Gent sagt: **Fama tenet, si Duci Domino ipsorum opus esset, eos quinquaginta millia armatorum, uel amplius conficere posse.** Ein gewöhnlicher Glaube reicht hier freilich nicht hin; — indessen sagt ja der Berichterstatter selbst nur: **Fama tenet.**

Durch Holland ging seine Reise nach England, von England nach Frankreich und Spanien. Der Reisende behandelt Spanien mit sichtbarer Vorliebe. Die großen geschichtlichen Erinnerungen, die sich an die alten Denkmale dieses Landes knüpfen, waren ihm vollkommen bekannt; — aber was enthalten die Codices pretiosissimi, die er mit Erstaunen in mehren Bibliotheken der spanischen Klöster fand? — Während er uns beschreibt, wie am Tage des heil. Jakob der Adel von Salamanca auf ungezähmte Ochsen Jagd macht, bei welcher Belustigung drei Menschen von den wilden Thieren getödtet wurden, läßt er das Interesse der Wissenschaft gänzlich unbeachtet.

In seinen Reisen nach dem Orient ist die Leichtgläubigkeit seines Zeitalters nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte Rosmital in sein Vaterland, Mähren, zurück, aber nicht mit Schätzen so bereichert, wie der Reisende Marko Polo, von dessen mitgebrachten Edelsteinen und Kostbarkeiten sein Pallast Corte dei Millioni zu Venedig noch in neuerer Zeit das sprechendste Zeugniß gibt.

Eines der allerseltensten, bis jetzt gänzlich unbekannten Bücher, nicht unwichtig für die Buchdruckerkunst-Geschichte Mährens, ist folgendes: **Theodori Bezae Poemata varia. Brunae. 1597. 4.** Es ist dem Andenken des in Mähren berühmt gewesenen Geschlechtes der Morkowsky von Zastrzizl gewidmet. Die Dedikation lautet: **Generosae et antiquae nobilitatis viro, Domino Venceslao Morkovvsky de Zastrisell, Domino in Boskowiz et Letoniz, Marchionatus Moraviae Senatori et S. C. M. Consiliario: Patruo, Tutori ac Patri suo observando. Nec non caeteris adgnatis meis universis et singulis Venceslaus Morkovvsky de Zastrisell Junior.** Die Widmung zeugt von einem gebildeten Geiste ihres Verfassers und zugleich von einer innigen Achtung desselben für das Talent und die ausgebreiteten Kenntnisse Beza's, der nicht nur als Dichter mit den Würdigsten seines Zeitalters um die Palme rang, sondern sich auch als beharrlicher Verfechter kalvinistischer Religionsgrundsätze, besonders in der Prädestinationslehre, berühmt gemacht hatte. — Sein den Gedichten beigedrucktes Trauerspiel: **Abrahamus sacrificans** (eine Übersetzung des französischen **Le sacrifice d'Abraham**) ist von dem Übersetzer Joannes Jakomotius Barrensis in einer schönen Ode dem Georg Sigismund von Zastrzizl, Besitzer der uralten mährischen Burg Buchlau, und Nachfolger Heinrich's von Zastrzizl, der von seinem Waffenträger ermordet wurde, gewidmet, wie dieses aus der Aufschrift der Zueignung klar hervorgeht: **Generosae et antiquae nobilitatis Dom. Georgio Sigismundo Prakschicki a Zastrisel, Domino Buchlovii, Seravitii, Moravo, Joannes Jacomotus Barrensis.** — Zastrzizl war damals auf Reisen — wahrscheinlich in Paris, dem Aufenthaltsorte des Übersetzers, was folgende Stelle der Ode:

— — clarior ut domum
Tandem remigres, et Moravvum urbibus
Prodesse possis

außer allen Zweifel setzt.

Beza's Abraham machte zu seiner Zeit ein Aufsehen, das sich aus dem inneren Werthe desselben kaum erklären läßt, denn es wurde im J. 1565 drei und fünfzig Mal zu Genf hinter einander — und jedes Mal unter großem Zuströmen des Volkes, selbst aus entlegenen Gegenden aufgeführt.

Budik.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 10. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 43.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet unr ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Wöber: Bevölkerung von Ungarn. — Heyßler: Die österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters. (Schluß.) — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. März. (Schluß.) — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Die Bevölkerung von Ungarn.

Von Georg **Wöber.**

Das Königreich Ungarn nebst den dazu gehörigen Ländern zählt drei Erzbisthümer und 23 Bisthümer des römisch- und griechisch-katholischen Ritus. Diese sind:

Nr.		Name der Diözese	Klerus der römisch- und griechisch-kathol. Kirche	Zahl der Pfarreien	Römische Katholiken	Griechen		Protestanten		Juden	Gesammtzahl
						unirte	nicht unirte	augsburgischer Konfession	helvetischer Konfession		
1	Römisch-katholische Erzbisthümer	Gran	1010	472	801.552	.....	2755	118.037	63.437	56.153	1.041.934
2		Colocsa	278	103	335.891	.....	130.755	49.798	34.778	8178	558.800
3		Erlau	407	187	376.575	.....	1386	18.631	334.687	23.303	754.482
4	Römisch-katholische Bisthümer	Stuhlweissenburg	183	81	145.050	.....	4376	5034	63.271	6190	223.911
5		Diakovár	198	82	161.002	.....	161.130	4577	2930	590	331.229
6		Kaschau	310	189	287.136	.....	158	27.758	88.195	35.389	438.636
7		Csanad	396	173	410.537	.....	943.714	29.957	30.858	10.109	1.425.165
8		Raab	384	227	296.034	.....	105	73.213	.....	13.769	383.121
9		Groß-Wardein	110	57	66.730	.....	141.473	62.111	342 528	8011	620.863
10		Neusohl	224	141	152.070	.....	5	62.532	2	1319	215.918
11		Neutra	291	145	292.463	.....	.....	28.956	1	12.746	328.166
12		Fünfkirchen	306	158	336.954	.....	21.994	31.008	81.865	7340	469.161
13		Rosenau	194	98	149.486	.....	16	105.683	44.726	1356	301.267
14		Stein am Anger	337	183	270.884	.....	13	58.054	13.432	6620	347.993
15		Zips	285	162	223.662	.....	.....	77.810	2	5211	306.685
16		Zeng	267	131	196.441	.....	88.460	13	49	113	285.076
17		Szathmar	148	78	82.284	.....	70	1834	151.913	27.593	265.684
18		Siebenbürgen	284	208	214.330	.....	.....	.....	.....	.....	214.330
19		Waitzen	158	109	305.792	.....	1732	42.414	182.460	10.441	536.786
20		Veßprim	466	219	369.758	.....	217	.....	.....	15 427	385.412
21		Agram	807	343	756 972	.....	76.976	330	87	2069	836.434
22	Griechisch-unirte Bisthümer	Kreutz	45	19	.....	14.589	.....	.....	.....	.....	14.589
23		Eperies	246	194	.....	176.310	.....	.....	.....	.....	176.310
24		Fogaras	1513	1360	.....	608.545	.....	.....	.....	.....	608.545
25		Groß-Wardein	220	176	.....	113.525	.....	.....	.....	.....	113.525
26		Munkacs	378	468	.....	466.218	.....	.....	.....	.....	466.218
		Summe	9639	5727	6 284.892	1.379.187	1.575.136	791.711	1.434.167	251.987	11.657.031

	Pfarren	Römische Katholiken	Griechen		Protestanten		Juden	Gesammt-Zahl
			unirte	nicht unirte	augsburgischer Confession	helvetischer Confession		
Rechnet man zu den oben ausgewiesenen	5727	6.224.893	1.379.187	1.575.136	791.711	1.434.167	251.937	11.657.031
noch die zur Jurisdiktion der Benediktiner-Abtei St. Martin gehörigen	14	18.692	.....	.....	1.389	1.017	121	21.419
dann die der Jurisdiktion der Zisterzienser-Abteien Zirez, Palis und Pásztó unterstehenden	12	16.141	.....	.....	.....	.....	346	16.487
endlich die zur Jurisdiktion der Prämonstratenser-Präposituren Türje und Jánoshida gehörigen	2	3.864	.....	.....	.....	.....	34	3.898
so berechnet sich die Gesammtsumme mit	5755	6.263.590	1.379.187	1.575.136	793.300	1.435.184	252.438	11.698.835

Hierzu sind noch zu rechnen:

die in 223 Mannsklöstern lebenden	2789
Ordenspriester, und	371
Nonnen in 13 Frauenklöstern, so wie die in der Diözese Colocsa befindlichen	36
Armenier. Die Gesammt-Bevölkerung beträgt somit Seelen.	11.701 965

Da bei politischen Zählungen der zahlreiche Adel, die königlichen und herrschaftlichen Beamten mit ihren Familien und der Dienerschaft gesetzlich nicht mitgezählt werden, so sind obige Summen die einzige und ziemlich richtige Zahl der Bewohner Ungarns und der dazu gehörigen Länder bei Beginn des Jahres 1842.

Wir haben es uns keineswegs zur Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie viele von diesen 11.701,965 Bewohnern Ungarns und seiner Nebenländer dem magyarischen, slawischen oder einem anderen Stamme angehören, auch sind wir keineswegs gewillt, für die eine oder die andere Nation ein paar Tausende auf dem Papiere mehr zu vindiziren, sondern begnügen uns, blos die Sprachen anzuführen, in denen der katholische Theil derselben zu seinem Gotte zu sprechen, und dessen Wort zu hören pflegt, da uns bezüglich des akatholischen Theiles gegenwärtig keine Quelle zu Gebote steht. Da die auf der Kanzel und bei der Seelsorge in Anwendung gebrachte Sprache natürlich diejenige ist oder wenigstens sein soll, welche das Volk spricht und versteht, auch die Katholiken die große Mehrzahl der Bewohner Ungarns bilden, so hoffen wir, dadurch im Allgemeinen ein kleines Bild von dem bunten Völkergewirre zu geben, insbesondere aber durch nachstehende Zusammenstellung auf das Verhältniß der Sprachen zu einander, deren Bedeutsamkeit und Einfluß aufmerksam zu machen.

In Pfarren ist die Sprache beim Gottesdienste:

1058	ungarisch ganz allein,
184	vorherrschend ungarisch und deutsch,
135	» » » slawisch,
6	» » » illyrisch,
18	» » » kroatisch,
51	» » » walachisch,
20	» » » ruthenisch,
1	» » » sächsisch,
72	» » deutsch und slawisch,
16	» » » » illyrisch,
4	» » » » kroatisch,
26	» » » » walachisch,
3	» » ruthenisch und walachisch,
3	» » walachisch und sächsisch.
1591	die ungarische Sprache vorherrschend.

In Pfarren ist die Sprache beim Gottesdienste:

677	ausschließlich slawisch,
76	vorherrschend slawisch und ungarisch,
36	» » » deutsch,
1	» » » kroatisch,
160	» » » ruthenisch,
25	» » ungarisch und deutsch.
975	die slavische Sprache vorherrschend.
14	ausschließlich wendisch,
3	vorherrschend wendisch und ungarisch,
2	» » » deutsch,
19	die wendische Sprache vorherrschend.
271	ausschließlich deutsch,
103	vorherrschend deutsch und ungarisch,
41	» » » slawisch,
13	» » » illyrisch,
22	» » » kroatisch,
3	» » » walachisch,
3	» » » böhmisch,
1	» » » französisch,
33	» » ungarisch und slawisch,
13	» » » » illyrisch,
6	» » » » walachisch,
3	» » » » bulgarisch,
2	» » » » böhmisch,
1	» » » » sächsisch,
4	» » slawisch und walachisch,
4	» » walachisch und sächsisch,
4	» » ungarisch, sächsisch und walachisch,
1	» » böhmisch, ungarisch und walachisch.
518	ist die deutsche Sprache vorherrschend.
324	ausschließlich kroatisch,
18	vorherrschend kroatisch und deutsch,
3	» » » ungarisch,
345	ist die kroatische Sprache vorherrschend.
1	vorherrschend armenisch und ungarisch,
2	» » ungarisch und walachisch,
2	» » » » deutsch.
5	ist die armenische Sprache vorherrschend.

In Pfarren	ist die Sprache beim Gottesdienste:
208	ausschließlich illyrisch,
10	vorherrschend illyrisch und ungarisch,
22	» » » deutsch,
2	» » » klementinisch,
2	» » » italienisch,
13	» » deutsch und ungarisch,
1	» » » » italienisch,
3	» » ungarisch und slawisch.
260	ist die illyrische Sprache vorherrschend.
1585	ausschließlich walachisch,
22	vorherrschend walachisch und ungarisch,
2	» » » deutsch,
8	» » » ruthenisch,
1	» » » slawisch,
3	» » deutsch und ungarisch,
14	» » ruthenisch und ungarisch.
1635	ist die walachische Sprache vorherrschend.
258	ausschließlich ruthenisch,
84	vorherrschend ruthenisch und ungarisch,
3	» » » walachisch,
2	» » walachisch und ungarisch.
347	ist die ruthenische Sprache vorherrschend.
61	ausschließlich slawonisch.

Fassen wir diese Angaben ins Auge, so ergibt sich, daß außer 271 Pfarren, wo blos in deutscher Sprache gepredigt wird, dieselbe noch in 685 Pfarren in Anwendung kommt, ein Umstand, welcher gegenwärtig, wo man die Auswanderung der Deutschen nach Ungarn mehrseitig in Anregung bringt, von Seite unserer wanderlustigen Landsleute allerdings einige Beherzigung zu verdienen scheint.

Wäre der Bau des babylonischen Thurmes in Ungarn unternommen worden, die Sprachenverwirrung wäre wahrlich das allerkleinste Hinderniß zu seiner Vollendung gewesen; denn blicken wir nur auf die zwei Diözesen von **Czanad** und Siebenbürgen, so werden wir sehen, daß ein bunteres Gemenge von Völkerstämmen nicht leicht hätte zusammen gefunden werden können. Wir werden aber zugleich eben darin den Grund finden, warum der gegenwärtige Sprachenkampf ein so erbitterter und leider den allgemeinen Fortschritt so sehr hemmender ist; denn die materiellen und geistigen Interessen Aller werden bei diesem Konglomerate so vieler und so verschiedener Nationalitäten vielfach und schneidend berührt.

In der **Czanader** Diözese, die bei einer Gesammtbevölkerung von 1,425,165 Seelen nur 410,527 Katholiken in 173 Pfarren zählt, ist beim Gottesdienste in Ausübung:

die ungarische Sprache	in	18 Pfarren
vorherrschend ungarisch und deutsch	»	18 »
» » » slawisch	»	2 »
» » deutsch und slawisch	»	3 »
» » » » illyrisch	»	3 »
nur deutsch	»	49 »
vorherrschend deutsch und ungarisch	»	32 »
» » » slawisch	»	4 »
» » » illyrisch	»	3 »
» » » böhmisch	»	3 »
» » » französisch	»	1 »
» » » walachisch	»	2 »
» » » kroatisch	»	5 »
vorherrschend deutsch, ungarisch und slawisch	in	8 Pfarren
» » » » walachisch	»	1 »
» » » » bulgarisch	»	3 »
» » » » böhmisch	»	2 »
» » » » illyrisch	»	2 »
» » illyrisch und ungarisch	»	2 »
» » slawisch und ungarisch	»	1 »
» » böhmisch, ungarisch u. walachisch	»	1 »
» wallachisch und ungarisch	»	1 »
» » » deutsch	»	1 »
nur illyrisch	»	3 »
vorherrschend illyrisch und ungarisch	»	1 »
» » » deutsch	»	1 »
» » ungarisch und deutsch	»	1 »
» kroatisch und deutsch	»	1 »

In der Siebenbürger Diözese mit 214,230 Katholiken in 208 Pfarreien ist beim Gottesdienste im Gebrauche:

ungarisch	in	81 Pfarren
vorherrschend ungarisch und deutsch	»	3 »
» » » walachisch	»	50 »
» » » sächsisch	»	1 »
» » deutsch und walachisch	»	30 »
» » walachisch und deutsch	»	6 »
» » » » sächsisch	»	3 »
» » » » armenisch	»	1 »
» deutsch und walachisch	»	1 »
» » » sächsisch	»	2 »
» » sächsisch und walachisch	»	4 »
» » ungarisch und walachisch	»	5 »
» » » » sächsisch	»	1 »
» » slawisch und walachisch	»	2 »
» » sächsisch, ungarisch und walachisch	»	1 »
» » ungarisch, sächsisch und walachisch	»	2 »
» walachisch und ungarisch	»	4 »
» » » deutsch	»	1 »
» » ungarisch und deutsch	»	3 »
» » » » sächsisch	»	1 »
» » deutsch, sächsisch und ungarisch	»	1 »
» armenisch und ungarisch	»	1 »
» » ungarisch und walachisch	»	1 »
» » » deutsch und walachisch	»	2 »

Der gesammte katholische Klerus zählt (mit Einschluß der Ordenspriester und Nonnen) 12,739 Individuen, ist einer der reichsten Europa's und erfüllt möglichst die in neuester Zeit an den Klerus aller Länder und Konfessionen gestellten Bedingungen, d. h. er ist streng aszetisch gebildet, möglichst frei vom Staate, mit vollkommenster Sympathie für alles Menschliche und mit richtigem Auffassen seiner Zeit und ihrer Verhältnisse verbindet er ein warmes, fühlendes Herz und ausgezeichnete Sittlichkeit. Nicht selten findet man bei ihm auch filosofisch-historische und staatswissenschaftliche Bildung mit einsichtsvoller Zurechtstellung der Zeit und der Zeitgeschichte in ihren Beziehungen zum Ewigen.

Die österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters. Herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. — I. Die österreichischen Pantaidingbücher. Erste Lieferung. Wien 1845. Verlag von Ign. Klang, Buchhändler.

(Schluß.)

Von der Stellung, welche man in der eben nach ihren hervorstechendsten Zügen skizzirten rechtstheoretischen Bewegung eingenommen, wird auch — wie es kaum mehr der Bemerkung bedarf — die Bedeutung abhängen, welche man dem in der

Überschrift benannten Werke zuzugestehen geneigt sein wird. Unsere in der hermeneutische Verarbeitung der positiven Rechtsquellen zu praktischen Zwecken vertiefte Jurisprudenz wird an dieser Sammlung längst außer Geltung gekommener Rechtsbildungen wenig Geschmack finden. Die historisch-filosofische — oder kürzer die spekulative Rechtsschule hingegen wird es als eine in doppelter Beziehung bedeutungsvolle Erscheinung zu begrüßen haben: einmal bedeutungsvoll als Zeichen der Zeit, als Gewähr und Äußerung jenes neuerwachten tiefer dringenden Strebens in unserer Jurisprudenz, welche der Möglichkeit einer solchen Erscheinung zur Voraussetzung dient; bedeutungsvoller aber noch durch seinen eigenen Gehalt. Denn es soll uns erschließen eine der interessantesten Perioden vaterländischer Rechtsvergangenheit. Erst der neuesten Geschichte ist es gelungen dem Mittelalter gerecht zu werden. Keine Geschichtsperiode verlangt es so dringend wie diese in ihrem lebendigen Flusse, in ihrer stetigen Vermittlung mit dem, was vor und hinter ihr liegt, nach ihrer vollen Relativität zum weltgeschichtlichen Ganzen gewürdigt zu werden. Losgelöst aus dem ewigen Flusse der Dinge wird es höchstens durch seine ungeheuerlichen, alles gewohnten Maßes spottenden Umrisse und Verhältnisse ein gewaltiges Pathos — blinden Abscheus oder blinder Vergötterung — erzeugen, und in der That hat es dem Mittelalter an seinen Mastixen, wie Kororen nicht gefehlt. Aber die blinde Verdammniß, die im Mittelalter nur Barbarei, Gewaltthat und Finsterniß — wie der Götzendienst der Romantik, welche in seiner tiefen Kraft und Innerlichkeit die Blüthe aller Geschichte erblickt, sind gleich unhistorisch. Das Mittelalter kann nur begriffen werden, als die Verpuppung der modernen Geschichte, als dies Gähren und Weben eines neuen Zeitgeistes in den Tiefen der Menschen und Dinge; als dieser Kampf und Durchbruch eines neuen Weltbewußtseins durch alle Gestaltungen des inneren und äußeren Lebens; als dies Ahnen und Drängen und Sehnen einer jungen Lebensfülle, die mit vulkanischer Kraft aus ihrem tiefen mystischen Schooße Formen und Bildungen eines neuen Lebens nach allen Seiten herausschleudert — aber alle bunt übereinander geschichtet, ineinander gedrängt, durcheinander geschoben, jede noch für sich um Raum und Geltung ringend, in dieser jungen frischen Lebenshast wenig bedacht, sich in ein einheitliches Maaß gemeinsamen Daseins zu fügen. Und wo der einheitliche Gedanke in diese reiche Fülle, wo das klare Bewußtsein in diesen dumpfen Drang der Geister ein- und durchschlägt — da ist das Mittelalter zu Ende und die neue Geschichte angebrochen. Eine so tief greifende Bewegung konnte keinen Kreis des Lebens unberührt lassen; und pflanzte sie sich so gewaltig bis an die äußersten Peripherien alles Daseins fort, daß sie sich in der Geschichte der anscheinend gesetzlosesten Zufälligkeiten des gleichzeitigen Lebens, z. B. in einer Geschichte der Trachten, wie im schwarzen Spiegel scharf und klar abzeichnet — wie tiefgreifende Umwandlungen mußte sie erst in den Centren des sittlichen Lebens, mußte sie folglich auch im Rechte jener Zeit bewirken? Denn was ist das Recht anders, als die ins feste objektive Dasein getretene Gesittung der Zeit — die Gesittung aber, was ist sie selber anders, als der durchs ganze Leben ergossene Geist der gleichzeitigen Menschheit? So liegt uns die Menschheit des Mittelalters in ihrem Rechte offen vor Augen. Bedenken wir aber, um den vollen Belang der mittelalterlichen Rechtsgestaltungen einzusehen, überdies, daß es eben jener Begriff der Persönlichkeit, welcher das bewußte Pathos der Gegenwart bildet, gewesen, welcher sich — nur als dunkle, unverstandene Macht — umwühlend und umbildend durch das ganze Mittelalter hinschlang, und in alles Dasein jene gewaltigen Furchen zog, deren volle Ernte nicht einmal der Gegenwart noch aufgegangen. Also nicht einem fremden, einem in klassischer Abgeschlossenheit uns gegenübertretenden — unserem eigensten und gegenwärtigsten Interesse begegnen wir im Mittelalter; kein Faden wird dort angeknüpft, der nicht als Einschlag noch durch dies Gewebe der Gegenwart liefe. Die antike Welt, welche in ihren gewaltigen objektiven Bildungen, in Staat und Kirche das Individuum absorbirte, war zusammengebrochen, das Christenthum hatte das neue Prinzip der modernen Welt, die Berechtigung der Subjektivität proklamirt, und der Prozeß des Mittelalters ist nun, aus dem neuen Prinzipe alle Lebenskreise neu zu gliedern. Aus dieser Wurzel der subjektiven Interessen baut sich ein ganz neuer — in der antiken Welt nur in zerfahrenen Andeutungen dageweseuer Lebensorganismus, die bürgerliche Gesellschaft in reicher Sonderung und korporativer Gliederung hervor; und in jedem ihrer scharfabgeschlossenen Kreise treibt das subjektive Prinzip wieder in seine reichen, bunten, üppigen Rechtsbildungen aus, in welchen jene ihre innerste Lebenssubstanz in objektiven Formen aus sich herausseßen. Da ist ein reiches Sprossen und Drängen der Rechtsentwicklung, und obwohl jeder Lebenskreis in seiner — korporativen, gemeindlichen ꝛc. — Besonderheit nur sein Recht in unmittelbarer Anschauung produzirt, bethätigt sich doch durch diese reiche Zersplitterung hindurch die beharrliche Energie der einen Volksthümlichkeit in der tiefinnersten Identität dieser vielgesonderten Rechtsgestaltung. Und wie es hervorgegangen aus dem tiefsten Gehalte des Lebens, so lebt es auch im tiefsten Bewußtsein jedes seiner Kreise, und das Volksrecht wird im Volksgerichte sicher und nachdrucksvoll gewiesen. Schwach und lose schlingt sich das gemeinsame Band um das reiche Selbstleben dieses mannigfaltigen Gliederbaues. Es sind erst Anfänge des Staates, unwahre Anfänge, weil gebaut auf das subjektive Prinzip des Feudalismus, während gerade der Staat den reichen Bildungen des subjektiven Prinzips der modernen Welt gegenüber, die Macht der Objektivität zu vertreten hat. Was im Großen des Staates noch nicht gelang, vermittelte sich durch die treibende Macht des Bedürfnisses im Kleinen der Städte: reiches Individualleben um ein kraftvolles einheitliches Zentrum; daher das Ansehen der Städte, daher die Möglichkeit jener mächtigen Städtebündnisse, welche — in ihren einzelnen Gliedern zum großen Theile sogar aus unterthänigen Städten bestehend, als großes Ganze mit imposanter Macht und völkerrechtlicher Geltung dastanden. *) Was aus den modernen Wurzeln nicht gelungen war, der Staatenbau, gelang endlich, als das antike Element des römischen Rechtes in das moderne Leben geleitet wurde. Die landesherrliche Souveränität, mit ihr ein einheitliches Zentrum für die Rechtsentwicklung, Fortbildung und Findung des Rechtes in den

*) Vergl. Pütter: Beiträge zur Völkerrechtsgeschichte und Wissenschaft. Leipzig 1843 S. 137 ff.

Händen eines abgeschlossenen Juristenstandes — dies sind die Momente, mit welchen sich — auf diesem Gebiete — das Mittelalter abschließt und eine neue Geschichtsfase anhebt. — Diese reichen Rechtsbildungen des Mittelalters, soweit sie im Schooße des österreichischen Stammlandes vorgegangen, und damit ein ungeheures Material zur vaterländischen Geschichte in einem viel weiteren als nur dem eigentlich rechtlichen Umfange will uns die in Frage stehende Sammlung bringen. — Welch' klares, scharfes Bild des ganzen Volksthums sich aus seinen Rechtsgestaltungen heraushebe, hat wohl Jeder erfahren, der Grimm's „deutsche Rechtsalterthümer," diese köstliche Frucht aus der reichen Wurzel der „Weisthümer" je in Händen gehabt. Auch der Verfasser hat — wie er uns im Programme sagt — auf der Fährte einer vaterländischen Sittengeschichte, dessen urkundliche Rechtsalterthümer durchforscht — also eines Werkes, das, wenn es auch nur einigen Abglanz grimmischer Umsicht, Tiefe, Treue und Kernhaftigkeit in sich trägt, eines der wichtigsten, dankenswerthesten der deutschen Literatur werden würde, eine schmerzlich vermißte Ausfüllung der Lücken, welche die reiche deutsche Geschichtsforschung der Gegenwart und nächsten Vergangenheit gerade auf dem reichgedüngten historischen Boden Österreichs zu beklagen hat. Doch wer ermißt die Geschicke, welche ein Buch — und ein so tiefgreifendes, umfassendes zumal — von seiner ersten Anlage bis zum endlichen Austritte in die Welt zu befahren hat — von dem nimmersatten Sammelfleiße der Vorbereitung angefangen, durch alle Klippen der Sichtung und Konzentrirung, der Gruppirung und Durcharbeitung, durch all die hemmenden äußern Momente des zuviel von der einen — des zuwenig von der andern Seite? So nehmen wir denn mit Dank einstweilen die sichere Gabe, die uns ja der darauf zu gründende geschichtliche Bau auch in seiner Vollendung nicht überflüssig gemacht hätte, wie ja selbst mit eines Grimm „Rechtsalterthümern" der Born der „Weisthümer" noch nicht ausgeschöpft ist. Die Sammlung, welche dem auf dem Umschlage des vorliegenden ersten Heftes gedruckten Programm zu Folge, die ganze Rechtserzeugung des Mittelalters, also die Dorf-, Hof-, Stadt- und Landrechte enthalten soll, beginnt in der ersten Abtheilung mit den Pantaidingen — wie der provinziale Name für die österreichischen Weisthümer lautet — diesen unverkümmertsten Denkmalen der rechtsbildenden Kraft des Volkes, welche sich nach Grimm's schönem Worte (Rechtsalterthümer I. S. X.) zu den Stadtrechten verhalten, „wie kräftige frische Volkslieder zu dem zünftigen Meistergesang." Obwohl selbst in ihren ältesten Aufzeichnungen der Zeit angehörig, wo der frische Strom volksthümlicher Rechtsbildung bereits kärger zu fließen begann, und das seines Gehaltes nimmer sichere Rechtsbewußtsein sich in die bannende, aber auch fesselnde Macht der schriftlichen Bekundung rettete, enthalten sie doch echtes Schrott und Korn nationellen Rechtslebens, unmittelbaren „urwüchsigen" Volksrechtes. Es sei auch hier gestattet, die Worte der schon mehrbezogenen zweifellosen Autorität, des gelehrten Verfassers der deutschen Rechtsalterthümer anzuführen, der es ja selbst seiner Arbeit, wenn sie auch sonst keines hätte, als das unbestreitbare Verdienst vindizirt, „werth und wichtigkeit der weisthümer anzuerkennen." — „Diese rechtsweisungen — sagt er in Beziehung auf dieselben (Vorrede S. IX.) — durch den mund des landvolks machen eine höchst eigenthümliche erscheinung in unserer alten verfassung, wie sie sich bei keinem andern volk wiederholt und sind ein herrliches zeugniß der freien und edlen art unseres eingebornen rechts. Neu beweglich und sich stets verjüngend in ihrer äußern gestalt enthalten sie lauter hergekommene alte rechtsgebräuche und darunter solche, die längst keine anwendung mehr hatten, die aber vom gemeinen mann gläubig, und in ehrfurchtsvoller scheu vernommen wurden. Sie können durch die lange fortpflanzung entstellt und vergröbert sein, unecht und falsch sind sie nie. Ihre übereinstimmung unter einander und mit einzelnen zügen alter ferner gesetze muß jedem beobachter auffallen, und weist allein schon in ein hohes alterthum zurück. Es ist geradezu unmöglich, daß die poetischen formeln und gebräuche, deren die weisthümer voll sind, in den jahrhunderten ihrer aufzeichnung entsprungen sein sollten. Die ältesten, die wir übrig haben, reichen ins dreizehnte jahrhundert, die meisten reichhaltigsten und vollständigsten, sind aus den beiden folgenden, wiewohl auch noch das sechzehnte und siebzehnte, ja das achtzehnte jahrhundert einige von bedeutung liefert. Kein zweifel, daß sie schon vor dem mittelalter in schwang gingen, daß sie, je älter, desto reiner und ungetrübter gewesen sein müßen, nur hat ihnen der zeiten ungunst aufbewahrung versagt; damals mögen sie blos lebendig überliefert und kaum geschrieben worden sein. Es ist auch zu beachten, in welchen deutschen ländern die weisthümer gefunden werden, und wo sie plötzlich, wie abgeschnitten, aufhören. Ihre heimath sind die gegenden, wo auch die alte markverfassung zulängst gedauert hat, vor allem die Rhein- und Mainländer und Westfalen, da wo fränkisches, ripuarisches, alamanisches recht galt. Hauptsächlich also das mainzer-, trierer-, kölner gebiet, dann die Wetterau und Oberhessen; je kleiner und gesonderter eine grafschaft oder herrschaft war, desto treuer hielt sie am alten, daher eine menge weisthümer in Nassau, Catzenelnbogen, Diez, Wied, Isenburg, Epstein, Hanau, Fulda. In Niederhessen und Hersfeld, im heutigen Niedersachsen, dem alten Engern, und in Thüringen zeigen sie sich sparsamer, sind aber noch vorhanden. Alle westfälischen länder bis nach Geldern, Friesland und Brabant hinauf, besitzen einen reichthum daran, sie heißen dort meistens bauersprachen, markordnungen, markprotokolle. Ostfranken zeigt sie vorzugsweise in seinem nördlichen theil, Henneberg und Wertheim. Schwaben vorzugsweise in dem alten Alamanien, an beiden seiten des Rheins, in der ganzen Pfalz (wahrscheinlich auch im lotharingischen gebiet) im Elsaß bis in die Schweitz; der eigentlich schwäbische Theil scheint daran ärmer, wenigstens habe ich bisher fast gar keine Weisthümer aus dem alten Würtemberg aufgespürt, einzelne aus dem Ries und Öttingen. Baiern hat ihrer unter dem namen von ehrhaften oder tädingen, aber nicht sehr viele, aufzuweisen. In allen deutschen strichen, wo Slaven sitzen, gibt es durchaus keine, namentlich nicht in Obersachsen, Meißen, Brandenburg, Meklenburg, Pommern, Schlesien, Lausitz, Mähren, Steier, Kärnten. Von Tirol, Salzburg, Oberösterreich gilt wahrscheinlich was von Baiern; angestellte Nachforschungen sind bisher noch fruchtlos geblieben." — Und so sehen wir uns denn durch diese Worte wieder zurückgeleitet auf die vorliegen-

de Sammlung der österreichischen Weisthümer (Tädingen*), welche die hier berührten Lücken in dem reichen Schatze der Grimm'schen Sammlung **) aufs Schönste auszufüllen bestimmt ist. Damit ist ihr auch eine, weit über alle provinzialen Markungen und selbst über das deutsche Gesammtvaterland hinausreichende, alle Länder, worin die germanische Volkswurzel in germanisches Rechtsleben ausschlug, umfassende Bedeutung gesichert. Denn das ist — wie Stein in seinem schon bezogenen Aufsatze über deutsche und französische Rechtsgeschichtsschreibung treffend nachweist — die Aufgabe der Rechtsgeschichte der Gegenwart, sich wieder zu einer germanisch-europäischen zu erweitern, welche zugleich die Einheit der Rechtsbildung jenes großen westeuropäischen d. i. germanischen Volksthums, und innerhalb dieser Einheit wieder die Besonderheit seiner Gestaltungen in den einzelnen Rechtskörpern Deutschlands, Frankreichs, Englands, Skandinaviens ꝛc. festhalte — eine Aufgabe, auf deren Lösung, nach Stein's Darstellung, die neuere französische Rechtsgeschichtsschreibung, namentlich — um von **Guizot's Histoire de la civilisation en Europe** und **en France** („die wenn auch nicht ausschließlich Rechtsgeschichte, doch nichts so sehr sind als Geschichte des Rechts") zu schweigen — **Laboulaye's** Arbeiten, darunter wieder vornehmlich seine **Histoire du droit de propriété foncière en Occident** und **Recherches sur la condition civile et politique des femmes depuis les Romains jusqu' à nos jours**, in der That mehr als die vaterländische, sich noch immer vorwiegend in das Rechtsleben des germanischen Kernlandes Deutschland abschließende Rechtshistorie tendiren würde. Mag dem in der That so sein oder mag Stein einigen vereinzelten Leistungen in der französischen Rechtsgeschichtsschreibung eine zu allgemeine — umgekehrt den deutschen Leistungen von kaum minder universeller Richtung eine zu individuelle Bedeutung beigelegt haben — eine Frage, deren Erörterung jedenfalls hier nicht am Platze wäre — so steht doch die Anforderung an die Rechtsgeschichte der Gegenwart sich in ihren germanistischen Arbeiten zum Wissen der vollen germanischen Rechtsentwicklung zu erheben unzweifelhaft fest. Aus je höherem Standpunkte aber die Rechtsgeschichte somit zu fassen ist, desto schärfer muß sie innerhalb der Identität des germanischen Rechtslebens die Eigenthümlichkeiten der einzelnen in jenem allgemeinsten Volksthum beschlossenen Völkerschaften hervortreten lassen, indem — wie die Größe dieses zum Träger der modernen Geschichte berufenen Germanenthums überhaupt nur aus den reichen Gegensätzen, die es innerhalb seines allgemeinsten Kreises hervorgebracht hat — so insbesondere auch der Reichthum seines Rechtslebens nur aus der Fülle seiner Besonderungen zu begreifen ist. Gerade diese Besonderung wird aber durch solche rechtsgeschichtliche Runen wie die Weisthümer des deutschen Rechtes aufs prägnanteste bezeichnet. Darum konnte Grimm — um zum guten Ende nochmals auf diese Autorität zurückzukommen — mit gutem Fuge sagen, daß ein Band Weisthümer für die nationale Rechtsgeschichte mehr Werth haben würde (er schreibt dies nämlich in der Vorrede zu seinen „Rechtsalterthümern," folglich noch vor der Publikation der „Weisthümer"), „als zehn Bände dürrer Stadtrechte." Denn während sich in diesen so vorwaltend nur die allgemeinen Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens ohne entschieden nationelle Färbung geltend machen, daß sich das ganze slawische Städtewesen — freilich schon an und für sich ein germanisches Pfropfreis am slawischen Stamme — auf deutschen Stadtrechten begründen und entwickeln konnte; so bewährt eben die scharfe Eingränzung der Weisthümer in deutsche Marken, wie tief sie im eigensten deutschen Wesen gegründet — welch' lauterer Quell nationaler Rechtsgeschichte sie daher sind. Wenn es aber wahr ist, daß sich Volksthümlichkeiten nicht eher wechselseitig zu begreifen und zu würdigen vermögen, als bis sie sich zur unendlichen Selbstgewißheit ihres eigenen Wesens vertieft haben, dann ist die Geschichte des nationalen Rechts — dieses Krystalles nationaler Gesittung, aus dessen Spiegelungen sich jene Selbstgewißheit kräftiger als aus irgend einem anderen Vehikel ins eigene Bewußtsein reflektirt — wohl das spezifische Studium der Zeit; denn auf der wechselseitigen Achtung und Anerkennung der Volksthümlichkeiten wird der Bau der Zukunft beruhen.

So viel über dies beginnende Sammelwerk vom rechtsgeschichtlichen Standpunkte. Nun nur noch den Wunsch, daß dasselbe in eben so weiten Kreisen als es Bedeutung hat, auch Förderung finde, denn tief zu bedauern wäre es, wenn ein innerlich so lebenskräftiges Unternehmen an äußeren Wunden verblutete.

*) „Ding, causa, concilium, conventus, das was gedingt, gehandelt, ausgemacht wird. Das compositum tagading (tagedinc, später taiding, täding) bedeutet nicht sowohl das gericht als den prozeß (die vertheidigung), zuweilen wird es aber auch für ding, judicium gebraucht." (Grimm 747.)

**) Indessen bringt bereits der 3. Band das Weisthümer auch östreichische Partheidungen namentlich von Grimmenstein und Wartenstein, Maierhofen und Bergarn, Rußdorf, Langenzersdorf, Patzmannsdorf, Joyer, Rachsendorf, Wimberg, Hellmonnsöd, Reichenau, Windhag, Wildshut.

Wiener dramaturgische Berichte.

Übersicht des Monats März.

(Schluß.)

Im Verfolg der übrigen Leistungen der Josefstädter Bühne im Laufe des Monats März ist das Singspiel: Die Müllerin von Burgos, nach dem Französischen bearbeitet, von Kupelwieser zu erwähnen. So geringen Werth diese eben so flüchtige als nüchterne Erscheinung an sich haben mag, so erreichte sie doch ihren Zweck vollständig, da es am meisten darauf ankam, Hrn. und Mad. Beckmann Gelegenheit zu schaffen, in irgend einer Neuigkeit vorzutreten. Suppé's Musik muß als eine schwache, weder im Charakter noch in der Melodie genügende Leistung betrachtet werden. Doch bleibt ihr das Verdienst der Leichtigkeit und Faßlichkeit. Gibt sie daher auch weit häufiger fremde als eigene Gedanken, so bringt sie diese doch in einem bequemen Zuschnitt und wirksamer bühnlicher Umgestaltung. Mehre Nummern hatten sich aus diesem Grunde eines ziemlich allgemeinen Beifalls zu erfreuen.

Hr. Willmers, der jetzt so allgemein bewunderte Pianist, spielte einige Male in den Zwischenakten und am Schlusse der Vorstellungen. Es ist insbesondere die Weichheit und Schönheit seines Anschlages, die perlenrunde Nettigkeit seiner Skale und der sanft elegische Charakter seines Spieles, was uns an diesem Künstler gefiel. Doch sind wir mit seinen Kompositionen minder einverstanden. Daß Willmers jede Kraft verliehen ist, nicht blos den Salon als Virtuose, sondern auch diejenigen zu befriedigen, für welche Virtuosität nur das untergeordnete Mittel für einen künstlerischen Zweck ist, wollen und dürfen wir nach dem, was wir hörten, nicht bezweifeln. —

Die Tochter des Regimentes, unter Mitwirkung des Hrn. Wilhelmi und der Dlle. Wildauer, vom k. k. Hofburgtheater, zu einem wohlthätigen Zwecke dargestellt, beschloß den Zyklus der Vorstellun-

gen in diesem Monat mit einem angenehmen, wahrhaft poetischen Eindrucke.

Man sieht wohl: es sind wieder und wieder musikalische Leistungen, mit denen diese Bühne das Publikum zu erfreuen suchte und erfreut hat. Dieser Boden klingt und singt. Und wären es auch nur Kouplets und Lieder, zu denen sich die Kompositionsweise hier aufschwingt, — und sind die hier wirkenden Gesangeskräfte auch wirklich keine Sänger des ersten Ranges, so besteht doch ein richtiges Verhältniß zwischen Zweck und Mittel, und oft sehen wir die Schönheit des einfachen Gedankens, dem hier die ganze Wirkung anheimgestellt bleibt, die glücklichsten Erfolge feiern. Achtungswerth erscheint uns ein Streben, wie wir es hier begegnen, welches den Muth hat, das deutsche Talent zu beschäftigen, den Muth hat, musikalische Erfolge in einer volksthümlichen Richtung aufzusuchen und das sehr herabgesunkene Kouplet aus seiner Derbheit in bessere Regionen hinaufzuziehen, wo die Poesie der Musik den allzu knorrigen Gedanken veredelt. Die deutsche Oper hat, wenn sie nicht nachahmte, den Typus des Liedes jederzeit getragen, und so manches deutsche Werk, welches die Nation zu ihren größten zählt, ihren Anfang auf einem bescheidenen Vorstadttheater, etwa den Sternen Schikaneder's folgend, nehmen müssen!! —

Arme deutsche Kunst — du mußt schon deinen Weg zu Fuß zurücklegen, so lang es dir keinen Wagen trägt, denn von einem Postzuge für dich will ich gar nicht reden. Kommst du aber bewegten Herzens und müden Gangs gezogen mit deinen Liedern, so wirst du gemustert vom Wirbel bis zu den Sohlen, und Deutsche fragen: „Wer ist der Leiermann?“ Das soll wohl gar eine Oper sein, was der Mensch da singt? Armselige Kouplets sind's — fort mit dem Menschen — er zivilisire sich — er lerne erst die Manieren des großen Styles!

Und Mozart sang:

In diesen heil'gen Hallen,

und Weigl sang:

Vom weit entfernten Schweizerland!

und Weber und Kreutzer — und Alle, die jemals volksthümlich wurden, waren es durch ihren Anschluß an die Grundform des Liedes. Ja, wenn uns das Herz nicht zu ihr hinzöge, wer gäbe uns jenen Reichthum, sei es an wahrhaft dramatischen Sängern, sei es an Koloraturfängern, um auf anderer Grundlage allgemein zu wirken? Neuerlich haben Balfe's Haimonskinder, eine Komposition von anerkannter Originalität und Lieblichkeit, auf den beiden ersten Provinzbühnen der Monarchie, zu Prag und zu Pest mit ihrem romantischen Gesange voll französischer Ritterlichkeit und Liebeszartheit mit geringem Erfolg debutirt; selbst eine solche Form also kann deutschen Theatern zweiten Ranges bereits Schwierigkeiten darbieten. —

Durch den Boden, auf dem er wurzelt, durch die übliche Schreibart der Schriftsteller, die für ihn wirken können, durch die Darstellungsmittel, auf die er beschränkt ist, wird der deutsche Komponist zur Liederform hingewiesen, — und möchte er nur die Wahrheit dieses Ausspruches ganz erkennen und fühlen — Niemand wird ihm den Lorbeer auf dieser Bahn entreißen. —

Das Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore brachte gleichfalls eine neue romantische Oper: Liebeszauber, von J. Hoven, Text von Otto Prechtler, frei nach Kleist's Käthchen von Heilbronn. Der Dichter hat nach der Hand in den Zeitungen erklärt, er werde fernerhin keinen Operntext mehr schreiben, denn

des Dichters größter Fluch
Bleibt für ewig — ein Opernbuch!

Darüber wird wohl Niemand mit ihm rechten, aber seine Freunde wünschten, ein anderes Opernbuch sei sein letztes gewesen, als das vorliegende — jedenfalls sein schwächstes. Referent kann sich durchaus nicht überzeugen, daß das „Käthchen“ ein Operusujet sei, am allerwenigsten wird unsere Zeit ihm Geschmack abgewinnen können, die aller Sentimentalität gram ist und wahre kindliche Innigkeit kaum zu würdigen weiß. Dazu ist der Stoff aber auf das Unglücklichste gehandhabt, keine einzige Szene, welche Interesse erregt; der 2. Aufzug unaussprechlich matt, in ihm wie im 1. keine Steigerung — ein Sinken zum Schlusse. Auch die beiden bekannten Szenen des Schloßbrandes und an der Hollunderstaude sind wirkungslos, weil das Allbekannte unmöglich wirken kann. Es ist wahr, daß ein bekannter Stoff die Verständlichkeit der Handlung erleichtert, aber das gilt nur vom Gegenstande überhaupt; sind dessen Details aber alle so bekannt, so geht das Haupterforderniß jeder dramatischen Handlung verloren — die Spannung. Endlich die Verse! Von einem deutschen Operntext fordern wir billig keinen Unsinn zu hören, wie der Rheingraf von seinen Reisigen, die mit Pechkränzen und Fackeln in den Händen kommen, verlangt:

Kommt heran!
Hand in Hand
Schreitet einher!

Wie soll in einem Duett komponirt werden:

„Seht, wie mein Entzücken
In Thränen euch grüßt.“

Welche Wirkung kann es machen, wenn im Walde die Ritter mit Gräfin Emma tumultuarisch abgegangen sind, und Käthchen über die leergewordene Bühne nacheilt:

Auf der Liebe Schwingen fliege,
Dem Geliebten ziehe nach!

und damit der Vorhang fällt?

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß der Komponist keine leichte Aufgabe hatte; er sollte einem geistlosen Stoffe Geist und Leben einhauchen, und — das gelang ihm nicht! — Hoven's Liederkompositionen, namentlich die humoristischen, gehören zu den bedeutendsten ihrer Art, war man nicht berechtigt, anmuthige, frappante, jedenfalls ansprechende Melodien zu hören? Es scheint fast, als sei der Verfasser seinem Genius ungetreu geworden, als habe er ihm mißtraut und durch Harmonie einen Erfolg erstrebt, den er durch Melodie gewiß sicherer erreicht hätte. Oft beginnt ein interessantes Motiv, der Zuhörer lauscht erwartungsvoll, der Entwicklung, der Durchführung, und schon ist es verloren, untergegangen unter kunstvoll bedeutend sein sollendem Tongewirre. Andererseits ist wieder die Monotonie der Begleitung bei so vielen Gesangsstellen auffallend, kurz der Verfasser war nicht einig mit sich selbst.

Hoffen wir auf Hovens nächstes Werk, worin er seinem eigenen Geiste folgen möge, und daß unsere Erwartungen keine vergeblichen sein werden, das hat uns die Introduktion gezeigt, die schöne Durchführung der Szene am Hollunderbusch, und die Vergiftungsszene. Übrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Publikum von vorne herein in einer unbillig ungünstigen Stimmung befangen schien, die noch durch eine Reihe von Störungen auf der Bühne genährt wurde, Klippen, an denen schon manches treffliche Werk gescheitert ist.

Das k. k. pr. Theater an der Wien hatte diesen Monat einige Übersetzungen aufzuweisen, darunter eine von Friedrich Kaiser, dessen schönes Talent leider durch eine allzuangestrengte Produktivität von der Bahn der Originalität abgelenkt wird, — das k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt eine Posse von Hopp, über welche ein Theil des Publikums gelacht hat, — und das k. k. Hofburgtheater ließ einen Hrn. Darnaut aus Linz auftreten, dessen Mittel einige Berücksichtigung verdienen. Für den nächsten Monat sehen wir der Aufführung eines neuen Trauerspieles „Spartacus“ von B. Weber entgegen, in dem wir ein neues vaterländisches Talent begrüßen. A. Schumacher.

* Rom's Bevölkerung.

Die Bevölkerung Rom's betrug im Jahre 1833 . 136,269 Seelen,
und im Jahre 1836 . . . . . 139,847 „

Seit 1830 nahm dieselbe in folgenden Verhältnissen zu:

Jahr	Bevölkerung	Zunahme	Abnahme gegen das Vorjahr
1830	147,285		
1831	150,666	3381	—
1832	148 457	—	2209
1833	149,920	1463	—
1834	150,016	96	—
1835	152,457	2441	—
1836	153,678	1221	—

Jahr	Bevölkerung	Zunahme gegen das Vorjahr	Abnahme gegen das Vorjahr
1837	156,553	2874	—
1838	148,903	—	7649 *)
1839	153,720	4817	—
1840	154,632	912	—
1841	158,870	4238	—
1842	167,121	8251 **)	—
1843	170,701	3580	—

Seit 1833 war somit Rom's Bevölkerung um 34,433, oder jährlich im Durchschnitte um fast 1722 Seelen gestiegen.

Die einheimische Bevölkerung Rom's nimmt in der Regel nur wenig zu, vom Jahre 1842 auf 1843 betrug die Zunahme nicht mehr als 572 Köpfe; dafür lassen sich aber dort jährlich viele fremde Familien seßhaft nieder. Die Zahl der Neuangesiedelten stieg in dem vorbezeichneten Zeitraume auf 3008 Individuen.

Geboren wurden im Jahre 1842 und 1843.		
Knaben	2110	2128
Mädchen	1933	2122
Zusammen	4043	4250
Die Anzahl der Geburten verhielt sich zur Gesammt-Bevölkerung, wie	1:41	1:40
Gestorben sind		
männliche Individuen	1809	1744
weibliche „	1779	1595
Zusammen	3588	3339
Die Anzahl der Sterbefälle verhielt sich zur Gesammt-Bevölkerung, wie	1:47	1:51
Der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle betrug bei dem männlichen Geschlechte	301	384
„ „ weiblichen „	154	527
Zusammen	455	911
Die Zahl der Trauungen belief sich auf	1313	1215
und verhielt sich zur Gesammtbevölkerung wie	1:127	1:140

Für Mailand, dessen Einwohnerzahl fast eben so groß, als jene Rom's ist, berechnete G. Salari in seinem schätzbaren Tabellenwerke: **Statistica generale della regia città e provincia di Milano** (Mailand 1840) das Durchschnitts-Verhältniß der Geburten, Sterbefälle und Trauungen zur Gesammt-Population mit 1:23, 1:25 und 1:121, woraus erhellet, daß in Rom verhältnißmäßig weniger Geburten und Trauungen vorkommen, dagegen aber Rom's Bewohner ein höheres mittleres Lebensalter erreichen, obgleich in Mailand die Zahl derjenigen Individuen, welche das 80ste Lebensjahr bereits überschritten, das Dreifache jener von Rom übersteigt.

Die für die Jahre	1842	und	1843
angegebene Bevölkerung zerfiel:			
1. Nach dem Geschlechte: in männl. Individuen	88,442	„	90,260
„ weibl. „	78,679	„	80,441
Der Unterschied der beiden Geschlechter, zu Gunsten des männlichen Bevölkerungstheiles, betrug	9,763	„	9,819
Individuen, und findet in den besonderen Verhältnissen der Priesterstadt seine Erklärung.			
2. Nach der Abkunft: in einheimische	151,424	„	151,996
u. ansäßige Fremde	15,697	„	18,705

*) Im Jahre 1838 verließen viele Römer die Stadt aus Furcht vor der Cholera, und Viele hatte die im Herbste 1837 ausgebrochene Epidemie dahingerafft.

**) Im Jahre 1842 wurden zum ersten Male die Bewohner der apostolischen Paläste, jene von Santo Spirito und des städtischen Burgfriedens in die Zählung einbezogen.

Die für die Jahre	1842	und	1843
3. Nach dem Alter: von der Geburt bis 12 Jahre	41,796	„	38,628
von 14 bis 21 Jahre	36,433	„	38,829
„ 22 „ 40 „	55,280	„	57,282
„ 41 „ 60 „	33,555	„	33,988
„ 61 „ 80 „	10,257	„	11,315
über 80 Jahre	800	„	765
4. Nach d. Stande: in geistl. Würdenträger	176	„	181
„ Priester	4,133	„	4,157
„ Nonnen	1,550	„	1,744
„ Knaben u. Mädchen bis zum 14. Jahre	41,796	„	38,622
„ ledige Männer	29,185	„	33,124
„ „ Frauenzimmer	23,695	„	24,866
„ verehelichte Individ.	53,314	„	53,515
„ Witwer	5,052	„	4,711
„ Witwen	8,220	„	9,781
5. Nach der Beschäftigung und bürgerlichen Stellung: in Kardinäle	20	„	20
„ Erzbischöfe u. Bischöfe	21	„	26
„ Prälaten	125	„	125
„ Weltpriester	1,654	„	1,723
„ Ordenspriester	2,479	„	2,434
„ Nonnen	1,550	„	1,744
„ Adelige u. Besitzer	2,652	„	5,952 *)
„ Professoren, Gelehrte und Studierende	2,158	„	2.612
„ Künstler u. Kunstjünger	1,522	„	1,587
„ Ärzte	213	„	226
„ Chirurgen	182	„	182
„ Apotheker	71	„	69
„ Apotheker-Gehilfen	113	„	160
„ Hebammen	62	„	51
„ Schullehrer	302	„	353
„ Öffentl. Zivil- u. Militär-, dann pensionirte Beamtete	3,722	„	3,495
„ Privat-Beamtete und Pensionisten	2,622	„	1,888
„ Handels- u. Gewerbsleute	37,202	„	43,393 **)
„ Diener	12,128	„	15,072
„ Taglöhner u. Handlanger	15,158	„	17,010
„ Individuen der Arbeitshäuser und Bettler	1,9.3	„	1,813
„ junge Leute und Individuen beiderlei Geschlechtes, welche in obige Kathegorien nicht einbezogen sind	21,230	„	70,819 ***)

Über die Untertheilung der Bevölkerung Rom's nach deren konfessioneller Verschiedenheit mangeln uns gegenwärtig verläßliche Nachweisungen, doch dürften die neuesten, von Sr. Eminenz dem Gouverneur von Rom und General-Polizei-Direktor des Kirchenstaates, Monsignor Zacchia, zusammengesetzten statistischen Tabellen, von welchen uns leider nur ein kurzer Auszug mitgetheilt wurde, hierüber Näheres enthalten.

J. F. Buchaczek.

*) Die Vermehrung von 3300 Individuen kommt daher, daß im Jahre 1843 in diese Rubrik auch die Söhne der Adeligen und Güterbesitzer einbezogen wurden.

**) Die Vermehrung der Handels- und Gewerbsleute im Jahre 1843 trotz des Ausscheidens jener Handelsleute, welche zugleich Güterbesitzer sind, rührt daher, daß viele junge Leute, welche sich mit der Erlernung des Handels oder eines Gewerbes beschäftigen, früher aber nicht in diese Rubrik einbezogen wurden, in obiger Summe mitbegriffen sind.

***) Die in den vorhergehenden zwei Anmerkungen angedeutete Ausscheidung der Söhne der Adeligen und Güterbesitzer, so wie der Handels- und Handwerkslehrlinge, drückte die Summe der nicht klassifizirten Individuen im Jahre 1843 um 10,411 herab, die oben angeführte Summe von 70,819 Individuen besteht aus 38,622 Knaben und Mädchen bis zum 14. Lebensjahre, aus 12,631 Mädchen, welche 14. Lebensjahre bereits erreicht oder überschritten hatten, und aus 19,566 Familien-Müttern und Witwen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 12. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 44.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Matzka's Chronologie. — Valentinelli: Die Bibliothek von Brescia. — Freund: Gesammtwörterbuch der lateinischen Sprache. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Die Chronologie in ihrem ganzen Umfange, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Astronomie, Weltgeschichte und Urkundenlehre, nebst einem Vorschlage zu einer strengwissenschaftlich geregelten Zeitrechnung; durch höhere Arithmetik begründet und erläutert von Wilhelm Matzka, Dr. ph. u. c. ö. Prof. der Mathematik zu Tarnow. Wien 1844. Gr. 8. Fr. Beck's Universitätsbuchhandlung.

Das vorliegende Buch ist eine wahrhaft interessante Erscheinung und zugleich die Befriedigung eines längst gefühlten Bedürfnisses. Die Chronologie ist wichtig für den Historiker, der seine Data, wie für den Theologen, der seine Feste berechnen will, der Filologe vermag ihrer nicht zu entbehren, um einen Klassiker gehörig zu verstehen, und selbst für den nur überhaupt gebildeten Laien kann es nicht gleichgiltig sein, zu wissen, in welcher Zeitrechnung er lebt, und welcher sich andere Völker bedient haben. Außerdem muß es dem Mathematiker insbesondere ein rein intellektuelles Vergnügen gewähren, sich mit den hier vorkommenden Rechnungen als solchen zu beschäftigen, umsomehr, da das gegenwärtige Werk das erste chronologische ist, dessen vorzüglichstes Streben, laut der Vorrede, dahin geht, den Schatz von historischen Kenntnissen über die Zeitrechnung bei den verschiedensten Völkern, den wir besonders Ludwig Ideler's gründlichen Forschungen verdanken, auf eine gemeinsame mathematische Grundlage in möglichster Einfachheit und Vollständigkeit zurückzuführen.

Zu diesem Zwecke zerfällt das Buch in drei Hauptabtheilungen, einer Zugabe und einem Anhange. Die erste unter jenen umfaßt (S. 3—62) die Vorbegriffe zur Chronologie, meist allgemeine Grundsätze der höheren Arithmetik, die im weitern Verfolge der Wissenschaft zur speziellen Anwendung kommen. Die Hauptrolle darunter spielt der durch Gauß in die Zahlenlehre eingeführte Begriff der Kongruenz, der hier ein Beispiel seiner ausgebreiteten Anwendbarkeit liefert, da fast das ganze Werk als ein System von Folgerungen aus demselben angesehen werden kann. Kongruent ($\equiv$) heißen zwei Zahlen nach einer dritten, welche der Modul (modulus) genannt wird, sobald ihr Unterschied durch diese dritte Zahl theilbar ist. So steht die Kongruenz in naher Beziehung mit der Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen, und die Divisionslehre gewinnt durch sie eine neue Gestalt. In letzterer wendet der Vers. ein Paar von ihm erfundene abkürzende Bezeichnungsarten für blos angezeigte Quoten und Reste an, die sich durch Einfachheit und leichte Kenntlichkeit empfehlen. Er bezeichnet nämlich den Quotus zweier Zahlen d und t durch q *) $\frac{d}{t}$ und den Rest derselben durch r $\frac{d}{t}$. Bei der außerordentlichen Theilung dagegen, bei welcher der Rest nie = 0, sondern sobald der Dividend durch den Theiler theilbar ist, dem letzteren gleich genommen werden soll, treten an die Stellen der ersten andere entsprechende Zeichen: Q $\frac{d}{t}$ für den Quotus, und R $\frac{d}{t}$ für den Rest. Die möglichen Fälle der Divisionsrechnung und Theilbarkeit der Zahlen verfolgt der Verf. mit großer Genauigkeit nach allen Richtungen, auf- und abwärts, mit positiven und negativen Resten; geht dann zur Lehre von den Differenzen der Funktionen, den Gliedern der Reihen, und zu der Auflösung von Kongruenzen des ersten Grades selbst über, bei welchen er die Kettenbruchregeln anwendet. Mit Hilfe der letzteren löst er die schwierige Aufgabe, aus gegebenen Resten gewisser Zahlen nach angewiesenen Theilern die Zahlen selbst zu bestimmen, und schließt den Abschnitt mit der allgemeinen Lösung des Problems aus den vorgezeichneten Eigenschaften einer Veränderlichen die Funktion derselben aufzustellen.

Die folgende Hauptabtheilung enthält die allgemeine Chronologie (S. 65—112). Der Verf. beginnt mit dem Begriff der Zeit, die er die Vorstellung des Nacheinanderseins der Dinge nennt. Wir wollen hier nicht fragen, ob die Zeit wirklich eine bloße Vorstellung sei, und nicht vielmehr eine von unserm Denken ganz unabhängige Bestimmung an den Dingen, aber daß jene Erklärung einen Zirkel enthält, muß gleich auf den ersten Blick auffallen. In dem Worte „nach" liegt ja allein schon wieder der Begriff der Zeit; sie heißt also so viel: Die Zeit ist die Vorstellung des in der Zeit — Seins der Dinge. Indeß ist hier der Ort nicht, mit dem Verfasser über eine Erklärung zu rechten, deren Erörterung er, wie ein Geometer die über den Begriff des Raums, als eine fremdartige Einmischung aus seiner Wissenschaft ohnehin hinaus-

*) Nämlich q, r, Q, R mit einem Querstrich durch die Mitte. Die dafür angefertigten Zeichen entsprachen nicht, so daß hier die gewöhnlichen Buchstaben beibehalten werden mußten, da eine Abänderung nicht mehr möglich war.

weisen würde. Freilich nicht mit Recht; denn zu einer Wissenschaft von dem Gegenstande gehört doch der Begriff dieses Gegenstandes, und dieser will auch besprochen und gehörig erörtert sein, sobald es sich um eine streng wissenschaftliche Darstellung, und nicht nur um ein blos praktisches Nachschlagebuch oder eine historische Nebeneinanderreihung verschiedener Lehrsätze handelt. Das Werk des Verf. macht aber den Anspruch, eine echt wissenschaftliche Darstellung zu sein, wie die meisten mathematischen Lehrbücher, obgleich Begriffserklärungen gewöhnlich sehr kurz und oberflächlich abgefertigt zu werden pflegen. Ähnliches gilt von des Verf. Begriff der Chronologie selbst, die nach seiner Erklärung als „jener Zweig der besondern Größenlehre, welcher die Größe der Zeit erforscht," vielmehr Chronometrie, Zeitmeßkunst wäre, während Chronologie für die Lehre von der Zeit überhaupt, nicht blos ihrer Größe gebraucht wird. Indeß dies übergehen wir, um lieber auf die gewiß jedem Historiker und Kalendariografen sehr willkommenen Anweisungen aufmerkfam zu machen, wie Daten einer Äre allgemein in eine andere verwandelt, wie zu bestimmten Monatstagen ihre Jahres- und Wochentage gefunden werden u. dgl. m., welche ebenfalls ihren Platz in diesem Hauptstücke erhalten haben.

Der dritte und stärkste Haupttheil endlich (S. 115—492) umschließt die äußerst reich ausgestattete besondere Chronologie als Anwendung des Vorangegangenen auf einzelne Fälle. Der Verf. bespricht in besonderen Abschnitten die Zeitrechnungen der wichtigsten Völker alter und neuerer Zeit, und zwar: I. die der Römer, unter Romulus, Numa, den Decemvirn und Julius Cäsar, dem Schöpfer des neueren Kalenderwesens; II. jene der christlichen Völker. Die Zeitrechnung des Abtes Dionysius Exyguus vom Jahre 532 **ab incarnatione domini**, welche er in das Jahr 754 der Stadt Rom, also nach Sanclemente um sechs Jahre zu spät ansetzte. 2. Den neuen Gregorianischen Styl der christlichen Zeitrechnung, der dem Julianischen in unserem Jahrhunderte schon um 12 Tage voraneilt. 3. Die spanische Ära vom Jahre 38 vor Christus. 4. Die christlichen Welt-Ären: **a.** die byzantinische, die mit der Schöpfung der Welt am Sonnabend dem 1. September 5509 vor Christi beginnt, **b.** die Alexandrinische des Mönchs Panodorus vom 29. August 5492 vor Christi. **c.** die griechisch-römische des **Pagi** vom 1. Jänner 5442 vor Christi. **d.** jene des Scaliger, Calvisius, Petavius, Usher u. A., die jeder die Welt in einem andern Jahre geschaffen wissen wollen. 5. Die periodischen Kyklen (der Verf. schreibt durchgehends nach griechischer Orthografie), als welche er anführt, **a.** den Indiktionskreis von 15, **b.** den Sonnenkyklus von 28 Jahren, nach deren Verlauf, wenn, wie im Julianischen Kalender, alle 4 Jahre‖ regelmäßig eingeschaltet wird, die Wochentage auf dieselben Monatstage zurückkehren, **c.** den Mondzirkel oder die goldene Zahl von 19 tropischen Sonnenjahren, die 235 synodischen Mondmonaten gleichkommen. Sobald angegeben ist, das wievielte Jahr irgend ein bestimmtes in zwei dieser Kyklen sei, ergibt sich mittelst sehr einfacher Formel seine Stellenzahl in dem dritten. **d.** die Osterperiode von 532 Jahren, d. i. neunzehn achtundzwanzigjährigen Sonnenzirkeln, oder achtundzwanzig neunzehnjährigen Mondkreisen, in welcher zuletzt nach dem Julianischen Kalender dieselben Mondfasen auf dieselben Wochen- und Monatstage fallen. **e.** die Julianische Periode von 7980 Jahren, welche durch die Multiplikation aller drei obengenannten Jahreskreise unter einander zu Stande kömmt. Die ausführliche Untersuchung der christlichen Ära enthält sehr brauchbare Formeln, um z. B. den Wochen- und Monatstag irgend eines gegebenen Datums, und umgekehrt zu finden u. a. m.

Das zweite Hauptstück dieser Abtheilung begreift die Festrechnung der Christen, und darunter nach verschiedenen die Sonntagsbuchstaben des Jahres betreffenden Rechnungen, deren eine die allgemeine Berechnung der Jahre, die einen gewissen Sonntagsbuchstaben besitzen, der Verf. der Erste gegeben hat. (Siehe Crelle's Journal der Mathematik. Berlin 1828, Band 3, S. 338.) Ferner nach einer detaillirten Untersuchung des Wechsels der Wochentage beim Fortschreiten der Jahre, heben wir blos denjenigen Theil hervor, der das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt, die Berechnung des Osterfestes, von dem alle beweglichen Feste der Christen aller Konfessionen abhängen. Die verschiedenartigen Bestimmungen desselben hat der Verfasser mit so viel Klarheit und Vollständigkeit zusammengestellt, daß es auch den Lesern dieser Blätter nicht unangenehm sein dürfte, einige derselben im kürzesten Auszage mitzunehmen: dies umsomehr, da zufällig gerade im laufenden Jahre 1845 die kalendarische Bestimmung des Osterfestes Widerspruch erfahren hat. Ein Artikel der Königsberger Zeitung nämlich, den die Wiener Zeitung vom 17. Okt. v. J. Nr. 188 mittheilte, erklärt alle Kalender für falsch, welche das diesjährige Osterfest auf Sonntag den 23. März ansetzen. Denn nach den Vorschriften der Kirche soll Ostern stets am ersten Sonntage nach dem Frühlingsvollmonde, d. i. dem ersten Vollmonde, der auf die Frühlingstagundnachtgleiche folgt, gefeiert werden, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß, falls dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag falle, das Fest um acht Tage verschoben werden solle. Nun tritt die Sonne am 20. März 1845, Abends 6 Uhr 57′ in das Zeichen des Widders, und der Frühling beginnt. Der erste Vollmond aber tritt am folgenden Sonntag dem 23., Abends 9 Uhr 45′ ein, folglich fallen der Vollmond und der nach den Kalendern angezeigte Ostertag, gegen den Willen der Kirche, an einem Tage zusammen. Diesem sehr scheinbaren Einwand begegnete ein Ref. in der Breslauer Zeitung (s. Wien. Ztg. vom 20. Oktober v. J. Nr. 291) mit der Erwiderung, daß die Kirche schon seit der Nicänischen Kirchenversammlung im Jahre 325, wenn auch nicht durch direkte Vorschrift, die Ostergrenze, d. i. den ersten Frühlingsvollmond nach dem 19jährigen Mondkyklus berechnet habe. Allein dieser gründet sich darauf, daß das Mondjahr von 354 T. 8 St. 48′ 33.″9396 (nach Tob. Mayer) um ungefähr 11 Tage kürzer sei als das tropische Sonnenjahr von 365 T. 5 St. 48′ 48″ (nach Lalande), und daher die Mondfasen in jedem Jahre um 11 Tage früher einzutreten pflegen, als im nächstvorhergehenden, mithin nach 19 tropischen Sonnenjahren auf dieselben Monatstage zurückfallen müssen. Hiebei bleibt ein kleiner Fehler ungerechnet, der dennoch nach etwa zwei Jahrhunderten schon eine Differenz von einem Tage verursacht. Dadurch und aus anderen Ursachen, deren Anführung zu weitläufig wäre, entsteht eine Abweichung der kyklisch berechneten von den astronomischen Mondfasen, in Folge deren im Jahre 1845 z. B. der kyklische Vollmond schon Sonnabend am 22. März, der

astronomische hingegen erst Sonntag am 23. eintrifft. Da sich die Kirche nun nach der kyklischen Berechnung hält, so bleibt weiter kein Zweifel, daß Ostern 1845 am 23. März, der ja der erste Sonntag nach dem Frühlingsvollmond ist, gefeiert werden dürfe. Das etwaige Bedenken, daß die preußischen Protestanten in der Bestimmung ihrer Feste von unserer Kirche abweichen, und blos nach der astronomischen Berechnung sich richten könnten, entfernt der Verf. jenes Artikels durch die Hinweisung auf das im Jahre 1775 durch Friedrich II. veranlaßte Konkordat beider Kirchen zur Annahme einer gemeinsamen Festrechnung. (Siehe auch Prof. Matzka's Lehrb. S. 258.) Was aber wirklich einen Anstand gegen die Osterbestimmung dieses Jahres dennoch rege machen könnte, ist eine Bemerkung, die man in dem eben zu besprechenden Werke S. 209 u. f. f. findet. Dort heißt es: „Die lateinischen Christengemeinden, unter welchen die römische den Vorrang behauptete, forderten, daß Ostern nicht vor der **luna XVI** (dem sechzehnten Tage nach dem Neumonde, wenn dieser selbst als der erste gezählt wird), als dem Alter des Mondes, bei welchem Christus auferstanden sei, aber auch nicht nach dem 21. April (**XI. Cal. Maji**) gefeiert werde, weil an diesem Tage das Gründungsfest Roms, die **Parilia** begangen wurden u. s. w." (vergl. auch S. 227), ferner: „Denjenigen Tag, vor welchem das Osterfest nicht gefeiert werden sollte, sondern nach welchem es immer gefeiert werden **muß**, nennen die kirchlichen Festrechner (**Computisten**) die Ostergrenze (**terminus paschalis**). Daher war bei den griechischen Christen der Ostervollmondstag oder **luna XIV** selbst, bei den lateinischen aber der Tag darnach oder **luna XV** die Ostergrenze." Wäre diese Bemerkung richtig, oder vielmehr, wäre diese Regel der lateinischen Kirche noch immer in Geltung, so hätte selbst mit Beibehaltung der kyklischen Rechnung Ostern 1845 dennoch um acht Tage später als festgesetzt begangen werden müssen. Denn Frühlingsvollmond oder **luna XIV** fällt auf Sonnabend den 22., folglich **luna XV** oder die lateinische Ostergrenze auf Sonntag den 23., daher Ostern um acht Tage später auf den 30. März. Indeß scheint späterhin die Alexandrinische oder griechische Osterrechnung, nach welcher **luna XIV** oder der Ostervollmond selbst die Ostergrenze bildet, die allgemein herrschende geworden zu sein, obgleich der Osterstreit bis zu den Jahren Karls des Großen fortdauerte (Siehe eine Andeutung S. 211). Wenigstens würde sich die erwähnte regelrechte Osterbestimmung nach keinem andern Kanon rechtfertigen lassen.

Obgleich es also vielleicht durch ein Versehen im Buche selbst nirgends ausdrücklich ausgesprochen wird, müssen wir doch annehmen, es sei mit dem zu Karls des Großen Zeit die Oberhand behauptenden Alexandrinischen Osterkanon auch diese Bestimmung der griechischen Kirche in die lateinische übergegangen und es brauche zwischen Frühlingsvollmond und Ostertag keine konstante Ostergrenze mehr eingeschoben zu werden. Als Papst Gregor **XIII.** im J. 1582 den Kalender erneuern ließ, entwarf auf sein Geheiß der Astrologe **Luigi Lili** einen neuen Osterkanon. Dieser stützte sich auf die von **Lili** erfundene Epaktenrechnung und wich von dem Alexandrinischen im Julianischen Kalender nur in der Berechnung der Osterneu- und Vollmonde ab, während alle übrigen Bestimmungen in Kraft blieben. Daher ist unsere jetzige Osterrechnung eigentlich die der ursprünglich griechischen, nicht der lateinischen Kirche und somit jene der letzteren angehörige Regel für uns nicht weiter verbindlich. Allein eben um solcher zweifelhafter Fälle willen, wie der eben angeführte einer ist, für den sie leicht einen sehr scheinbaren Beweisgrund abgeben könnte, hätte ihre Ungiltigkeit für unsere Zeit immerhin irgendwo mit klaren Worten angemerkt werden können. Damit auch noch der letzte Zweifel an der Richtigkeit unserer kalendarischen Bestimmung schwinde, möge hier die Berechnung derselben nach den sehr einfachen Formeln, welche der Verf. aufstellt, mitgetheilt werden. Die goldene Zahl **N** eines Jahres **a** oder die Stelle, welche dasselbe in dem 19jährigen Mondkyklus einnimmt, erhält man nach §. 49, **III.** aus der Formel:

$$\mathbf{N \equiv a + 1, \ mod.\ 19.}$$

Also für das Jahr $\mathbf{a = 1845}$, ist

$$\mathbf{N \equiv 1845 + 1, \ mod.\ 19 \equiv 1846, \ mod.\ 19.}$$

$$= \mathbf{R}\tfrac{1846}{19.}$$

Nach Formel 8, **VI** ist aber

$$\mathbf{R}\,\tfrac{d}{t} = \mathbf{r}\,\tfrac{d-1}{t} + 1.$$

Somit im gegenwärtigen Falle

$$\mathbf{N = R}\,\tfrac{1846}{19} = \mathbf{r}\,\tfrac{1845}{19} + 1 = 2 + 1 = 3.$$

Also ist die goldene Zahl des Jahres 1845 = 3, wie man sie auch in Littrow's Kalender für alle Stände angegeben findet. Die Epakte **E** oder das Alter des Mondes am 0. Jänner (31. Dezemb. des vor. J.) findet man nach §. 103, **I** aus der Kongruenz:

$$\mathbf{E \equiv 11\,N - M + 12, \ mod.\ 30,}$$

wobei **M** eine Hilfszahl bedeutet, welche nach §. 103, **I**, 192 auf folgende Weise bestimmt wird, wobei **s** die Zahl der Hunderte in der Jahreszahl **a** bedeutet, folglich in dem gewählten Beispiele 18 = ist:

$$\mathbf{M \equiv s - q}\,\tfrac{s}{4} - \mathbf{q}\,\frac{\mathbf{s - q}\,\frac{s-17}{25}}{3} + 15, \mathbf{\ mod.\ 30.}$$

Substituirt man hier den Werth von **s**, so wird

$$\mathbf{M \equiv 18 - q}\,\tfrac{18}{4} - \mathbf{q}\,\frac{18 - \mathbf{q}\,\frac{18-17}{25}}{3} + 15, \ \mathbf{mod.\ 30 = 23.}$$

und nun auch $\mathbf{N = 3}$, $\mathbf{M = 23}$ gesetzt:

$$\mathbf{E \equiv 11.\,3 - 23 + 12, \ mod.\ 30 = 22.}$$

(Sieh. Littrows Kal. S. 4.) Vom Mondmonate, welches dem ersten Neumond im Jänner 1845 vorhergeht, sind daher am 0. Jänner 22 Tage verflossen. Ferner berechne man **p**, den Abstand der Ostergrenze vom 21. März, dem Tage des Frühlings-Äquinoktiums nach §. 103, **I**, 190:

$$\mathbf{p \equiv -\,11\,(N-1) + M = 0, 1, 2 \ldots . 29.}$$

Substituirt man hier die oben gefundenen Werthe von **N** und **M**, so wird

$$\mathbf{p \equiv -\,22 + 23 = +\,1,}$$

und da im J. 1845 die Ostergrenze der 22. März ist, so beträgt ihr Abstand vom 21. März genau einen Tag. Die Voreilung **k** des Gregorianischen vor dem Julianischen Kalender, die hier, weil das Jahr 1845 zwischen 1800 und 1900 liegt, nahe 12 Tage ausmacht, = 12 gesetzt, findet man den Wochentag **f** der Ostergrenze nach §. 104, wie folgt:

$$\mathbf{f \equiv 3\,a - 2\,r}\,\tfrac{a}{4} + \mathbf{p - R \pm 1, \ mod.\ 7 = 0, \ldots 7}$$

Nun ist hier a = 1845, p = 1, k = 12, folglich:

$$f \equiv 5535 - 2.1 + 1 - 12 \pm 1, \text{ mod. } 7 \text{ oder}$$

$$f \equiv 5523, \text{ mod. } 7 = R\,\tfrac{5523}{7} = r\,\tfrac{5522}{7} + 1.$$

$$f = 6 + 1 = 7.$$

Die Ostergrenze des J. 1845 muß daher an einen siebenten Wochentag, Sonnabend, fallen, und ein solcher ist der 22. März, an welchem der (kyklische) Frühlingsvollmond eintritt. Um endlich die Festzahl V oder den Abstand des Ostertages selbst vom 21. März zu finden, welche, falls Ostern am 23. fällt, = 2 sein muß, bediene man sich des Ausdrucks S. 104:

$$v = p + 8 - f,$$

welcher hier, wo p = 1, f = 7 ist, lautet

$$v = 1 + 8 - 7 = 2,$$

wie oben verlangt wurde. Der Abstand b des Ostertags von der Ostergrenze aber oder

$$b = 8 - f$$

ist hier

$$b = 8 - 7 = 1,$$

wie es auch sein muß, da der Ostertag unmittelbar auf die Ostergrenze folgt. Unter diesen Umständen blieb Ostern 1845 wohl ohne weiteren Widerspruch an der angewiesenen Stelle am 23. März. Dies ist eine Abschweifung, die Ref. sich nicht erlaubt haben würde, böte sie nicht ein anschauliches Beispiel dar von der Wichtigkeit der Chronologie sowohl, als von der leicht faßlichen anwendbaren Darstellung derselben, die hier geboten wird. Mit Hilfe dieser wenigen Formeln ist jeder nur einigermaßen geübte Rechner im Stande, die Wahrheit der Kalenderangaben selbst zu prüfen, ja sie sogar auf einige Jahre voraus zu bestimmen. Indeß wir kehren zu unserem Gegenstande zurück. Der Verf. knüpft an den Osterkanon die Festrechnung aller übrigen beweglichen Feste der Christen aller Konfessionen, von denen besonders die russisch-griechische bedeutende Abweichungen darbietet. Im bürgerlichen Verkehr zählen die Russen seit 1700, die Neugriechen seit 1821 ihre Jahre nach der gemeinen christlichen Ära, mit dem 1. Jänner beginnend, ihre kirchliche dagegen und Festrechnung folgt noch immer der byzantinischen Weltära, deren Jahre mit dem 1. September anfangen. Derjenige Wochentag, der im bürgerlichen Jahre mit dem Anfange des religiösen, dem 1. September zusammenfällt, heißt: **w ruce léto.** Über die Festzahlen, ihre Änderung, Wiederholung und mannigfache Berechnung stellt der Verf. sehr verwickelte Untersuchungen an, die Ref. hier übergeht, weil es genügt, blos auf sie hingewiesen zu haben.

Den folgenden Abschnitt **III.** füllt die Zeitrechnung der Egypter und zwar **A.** der alten, deren Tag mit dem Sonnenaufgang begann, die eine siebentägige Woche hatten und ein bewegliches Sonnenjahr 12 Monaten zu 30 Tagen mit fünf Ergänzungstagen, aber ohne jemals einen sechsten einzuschalten, erfanden, wodurch es geschah, was sie ihrer seltsamen Religionsgebräuche wegen auch beabsichtigten, daß ihre Jahresopfer allmälig alle Jahreszeiten durchwanderten. Ihre Jahre zählten sie **a.** nach Regenten, **b.** nach der **Nabonassarischen** Ära vom 26. Febr. 747 vor Chr., **c.** nach der Filippischen, d. i. seit Alexanders Tode, von seinem Stiefbruder, dem blödsinnigen **Philippus Arhidaeus** so genannt, vom 12. Nov. 324 vor Chr. **B.** der neueren Egypter, der Kopten und Abyssinier. Die Ersteren oder die Alexandriner erfanden den Schaltcyklus, indem sie zu den fünf Ergänzungstagen (ἡμέραι ἐπαγόμεναι) nach je 4 Jahren einen sechsten hinzufügten. Die Zeitrechnung der Kopten und Abyssinier ist, nur verdorben, der ihrigen sehr verwandt. **IV.** Zeitrechnung der **Babylonier** und **Chaldäer**. **V.** Der Griechen. **A.** Der Griechen überhaupt: Diese hatten ein Mondjahr von 354 Tagen, anfangs ohne, später mit Einschaltung eines 13. Monats in jedem zweiten Jahre. Ihre Jahre zählten sie zuerst nach den höchsten Magistratspersonen, später vom Jahre 776 an nach vierjährigen Perioden, den Olympiaden, von einer Feier der Olympischen Spiele bis zur andern. **B.** Der Athener, deren Jahr um die Zeit der sommerlichen Sonnenwende seinen Anfang nahm, und die vier Schaltrechnungen hatten: **a.** die älteste, nach welcher immer oben in jedem zweiten Jahre ein 13. Monat (**Poseideon II.**) eingeschoben wurde; **b.** die Metonische mit einem Kyklus von 19 Jahren, deren 7 Schaltjahre waren; **c.** die Kalippische mit einem 76jährigen Schaltkreise, dessen mittleres Mondmonat nur um 22″ länger war, als das astronomische; **d.** endlich die des Hipparchos, der, weil Kalippus das Jahr noch um $\frac{1}{300}$ Tag zu lang angenommen hatte, eine neue 304jährige Schaltperiode berechnete, nach deren Verlauf je ein Schalttag ausgelassen werden solle. Zur Vergleichung der Metonischen mit der julianisch-christlichen Zeitrechnung theilt der Verf. im Texte sehr zweckmäßig eingerichtete Tafeln mit. **C.** Zeitrechnung der Makedonier, Kleinasiaten und Syrer. Dieser lag das Alexandrinische Jahr größtentheils zu Grunde, das aber fast in jeder größeren Stadt mehr oder weniger bedeutende Abänderungen erlitt, die der Verf. alle *mit Umständlichkeit* mittheilt und auf Grundlage der Ideler'schen Forschungen in Rechnung bringt. **VI.** Zeitrechnung der Juden. Sie fangen den Tag in ihrer Festrechnung noch heutzutage mit sechs Uhr Abends an und theilen ihn in 24 Stunden, die sie nach einander fortzählen, jede Stunde in 1080 **Chlakim**, jeden **Chelek** in 76 **Regaïm** = $\frac{1}{23}$″. Ihre Woche beginnt wie die unsere mit dem Sonntag und hat 7 Tage, deren letzter der Ruhetag (**sabbath**) ist. Ihr Monatsanfang ist das Sichtbarwerden des Neumonds in der Abenddämmerung; der Monat selbst hat bald 30, bald nur 29 Tage und heißt im ersten Falle ein voller, im letzteren ein mangelhafter Monat. Zwölf Monate machen ein Jahr; nur ein Schaltjahr von 383 T. 21 St. 529 **Chlakim** hat deren 13. Ihr Schaltkreis umfaßt 19 Jahre mit 7 Schalttagen. Neujahr fällt in der Regel auf den ersten **Thischri**, d. i. den Tag des ersten Neumonds nach der Herbst-Tagundnachtgleiche, jedoch finden fünferlei Ausnahmen Statt. Diese machen die Bestimmung desselben sehr schwierig und verwickelt. Ihre Ära beginnen sie mit der Schöpfung der Welt, die nach ihrer Meinung Sonntag am 6. Oktober des J. 3761 vor Chr. stattgehabt haben soll. Auch hier dienen zur Vergleichung der sehr ausführlich (S. 382—436) vorgetragenen jüdischen Zeitrechnung mit der unsern des Verf. angehängte Tafeln, die die Rechnung erleichtern und abkürzen helfen. **VII.** Zeitrechnung der Muhamedaner. **A.** der Araber. Diese gründet sich einzig und allein auf den Lauf des Mondes. Ihr Monat beginnt mit dem abendlichen Sichtbarwerden der Mondsichel und zwölf derselben heißen ein Jahr, ohne daß jemals eine Ausgleichung desselben mit dem wirklichen Sonnenjahre Statt fände. So weicht der Jahresanfang der Araber

allmälig durch alle Jahreszeiten zurück. Sie datiren nach Nächten, weil ihr Tag erst mit Sonnenuntergang anfängt, und haben eine siebentägige Woche, deren sechster Tag, der Feiertag, ihr Ruhetag ist. Ihr Volkskalender ist ganz unbestimmt; die Astronomen lassen die Monate von 29 und 30 Tagen abwechseln und hängen dem letzten den Schalttag an. Auch haben die letztern einen Schaltkreis von 30 Jahren, unter welchen eilf Schaltjahre sind. Ihre Ära ist die **târich-el-Hedschra**, die Ära der Flucht Muhameds von Mekka nach Medinah am 15. Juli 622 nach Chr. Geb. Auch hier hat der Verf. Hilfstafeln zusammengestellt. **B.** Die Zeitrechnung der Türken weicht fast nur in den Namen der Monate und darin von jener der Araber ab, daß sie ein Sonnenjahr gebrauchen, dessen Anfang der Monat Mai ist, damit der Schalttag ans Ende des Jahres falle; ferner, daß sie im Verkehr mit Christen die christliche Zeitrechnung angenommen haben. Ihre beweglichen und unbeweglichen Feste sammt Monats- und Jahrestagen führt der Verf. insbesondere an. **VIII.** Zeitrechnung der Perser. **A.** Der älteren nach beweglichen Sonnenjahren mit zwölf 30tägigen Monaten und fünf Ergänzungstagen, deren Ära **târich — Jesdegird** oder auch **târich-el-fars**, die persische, genannt, man mit dem Regierungsantritte **Jesdegird's**, des letzten **Sassaniden** zu zählen anfängt. **B.** Dschelalische Rechnung nach festen Sonnenjahren, in welchen von Zeit zu Zeit den 5 Ergänzungstagen ein sechster Schalttag angehängt wird, und das Neujahr unverrückt auf dem Frühlingsäquinoktium verbleibt. Ihre Epoche beginnt unter **Dschelal-Eddin-Melek-Schah** mit dem 15. Mai 1079 nach Chr. **IX.** Die ephemere Zeitrechnung der französischen Revolution. Ihr Tag hatte 20 Stunden zu 100′, deren jede wieder 100″ begriff und begann mit Mitternacht. Die Woche (**décade**) umfaßte 10 Tage, die nach den Nummern genannt wurden. Je 3 Dekaden bildeten einen Monat von 30 Tagen. Zu je zwölf Monaten kamen fünf **jours complémentaires**. Das Jahr fing mit der wahren Herbst-Tagundnachtgleiche (22. oder 23. Sept.) an, und in jedem vier-, zuweilen fünfjährigen Schaltkyklus (**franciade**) wurde ein Tag nach dem dritten Jahre eingeschaltet. Die Monate hießen: **Vendémiaire, Brumaire, Frimaire, Nivôse, Pluviôse, Ventôse, Germinal, Floréal, Prairial, Messidor, Thermidor, Fructidor.** Der Anfangspunkt ihrer Ära war der 22. September 1792. Mittelst der beigegebenen Tafel ist die Reduktion der, übrigens kaum einen Zeitraum von 13 Jahren umfassenden Gebrauchsperiode sehr leicht zu bewerkstelligen.

Damit wäre die Übersicht der verschiedenen Zeitrechnungen geendet. Aber der Verf. theilt als Zugabe einen eigenen Vorschlag zur historischen Zeitrechnung mit, indem er den sehr zu billigenden Wunsch ausspricht, es möchte wenigstens in der Wissenschaft eine genaue systematische Zeitrechnung geben, welche von allen Gelehrten jedes Landes und jeder Zeit gleichmäßig angenommen und beobachtet würde, weil dadurch eine Menge unnützer und Zeit raubender, jetzt gleichwohl nothwendiger Reduktionen einer Ära auf die andere vermieden und übergangen werden könnten. Dieser Wunsch ist von seiner Seite um so großmüthiger, als hiedurch ein Theil seiner eigenen Wissenschaft, der die Zeitrechnungen der verschiedenen Nationen historisch zusammengestellt, für künftige Zeiten eben so überflüssig gemacht werden würde, als die Erlernung zahlreicher Sprachidiome durch die Einführung einer allgemeinen Universalsprache. Es muß überhaupt ein Anliegen eines jeden wahren Fortschrittfreundes sein, daß der todten Masse des blos historischen und positiven Wissens allmälig immer weniger und weniger werde, um desto mehr Zeit und Kraft für dasjenige zu gewinnen, was den geistigen und sittlichen Anlagen des Menschen unmittelbar wichtigere Vortheile bringen kann. Nie aber schien man weniger als gerade heutzutage geneigt zu sein, diesem gewiß unverwerflichen Wunsche Gehör zu geben. Ganz im Gegentheile rafft man eine Menge unfruchtbaren Wissens in Sprachen und Gedächtnißkünsten zusammen, um damit die Köpfe der Gebildeten dergestalt anzufüllen, daß für selbstständiges Denken und Handeln wenig Zeit übrig bleibt. Eine jede Erleichterung und Vereinfachung dieser Gedächtnißlast, dergleichen auch ein Vorschlag, wie ihn der Verf. thut, zweckmäßig ausgeführt, sein würde, müssen wir daher mit wahrem Dank empfangen. Der Verf. räth das Jahr am passendsten mit dem unverrückbaren Frühlingspunkte anzufangen, damit zugleich der Schalttag am Ende und nicht wie jetzt störend in das Jahr selbst hineinfalle. Er schlägt ferner vor, die Monate der Konformität wegen blos mit Ordnungszahlen, entweder mit der Endsylbe „ner" z. B. Erstner oder mit angehängtem mand z. B. Erstmand (warum nicht lieber mond?) zu bezeichnen, und sie so zu vertheilen, daß im Gemeinjahre 5, im Schaltjahre 6 und zwar die geradstelligen 31, die übrigen 30 Tage zählen und der Schalttag dem letzten geradstelligen Monat im Schaltjahre und zwar als 31. Tag angehängt werde. Mithin wechseln im Schaltjahr die 30- und 31tägigen Monate regelmäßig, im Gemeinjahr folgen nur in den beiden letzten Monaten zwei 30tägige auf einander. Als Schaltkreis empfiehlt er den 4-, bisweilen 5jährigen, ferner den 33jährigen mit 8 und ausnahmsweise einen 29jährigen mit 7 Schalttagen, die zusammen die größte Schaltperiode von 128 Jahren mit 31 Schalttagen geben, nach welcher Schaltrechnung erst in 29,000 Jahren ein Tag zu wenig gezählt werden würde. Um einen festen Punkt für die Epoche der historischen Zeitrechnung zu firiren, bringt der Verf. ein astronomisches Ereigniß, die zur Zeit des Königs Mardokempad zu Babylon am 19. März 721 vor Chr. beobachtete totale Mondesfinsterniß in Vorschlag. Zu dieser Annahme werden sich, und mit Recht, wohl Wenige entschließen. Der Anfangspunkt unserer Ära mit der Geburt des Heilands ist so innig mit all unserm Denken und Fühlen von Jugend auf verwachsen, daß es sehr schwer halten würde, uns an ein fremdes kalt lassendes Ereigniß an seiner Stelle zu gewöhnen. Auch ist der Schade, daß wir von der Geburt Christi nach rückwärts zählen müssen, nicht so bedeutend, im Gegentheil gewinnen wir dadurch den Vortheil, daß die Jahrszahl nur äußerst selten über 2000 steigt, während wir nach jener Zählweise sehr bald in hohe Ziffern gerathen würden. Endlich ist der Gebrauch der christlichen Ära so allgemein, wie oben gezeigt, selbst auf nicht-christliche Völker, wenigstens im Verkehr mit uns übergegangen, daß es mehr Nachtheil als Nutzen bringen könnte, ihn plötzlich zu verbannen. Meint endlich der Verf. diese neue Ära blos im wissenschaftlichen Verkehr anzuwenden, während im gewöhnlichen das alte Wesen fortgetrieben wird, so geht der Hauptvortheil, die Zeitrechnung möglichst zu vereinfachen, wieder verloren. Wir hätten abermals wenigstens zwei Zeitrechnun-

gen, die ausgeglichen, geprüft und eigen gemacht werden müßten. Die Bereitwilligkeit, mit welcher Ref. den übrigen Vorschlägen entgegenkam, möge ihn entschuldigen, wenn er sich gegen diesen Punkt des Entwurfes ausspricht und damit die Meinung der Mehrzahl zu theilen glaubt. Der Verf. hat übrigens mit vieler Sorgfalt die Ausführbarkeit seiner Theorie nachzuweisen und mit Hilfstafeln zu unterstützen gestrebt. Wir überlassen diese Prüfung der Zeit und begnügen uns die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf diesen Punkt hingelenkt zu haben; uns erübrigt nur noch, einige Worte über den Anhang beizufügen. Es sind sehr umsichtig und kompendiös eingerichtete Tafeln, deren erste zur Bestimmung der Sonntagsbuchstaben in den Jahren nach Chr., die zunächst folgende zur Berechnung der Festzahlen im Julianischen Kalender dient. Die dritte gibt ein Verzeichniß der Alexandrinischen Festzahlen, die vierte ein Verfahren zur Berechnung derselben nach dem Gregorianischen Kalender an, deren Verzeichniß vom Jahre 1582—2499 den Inhalt der fünften ausmacht. Die sechste ist ein immerwährender Wochentagskalender, die siebente enthält ein Verzeichniß sämmtlicher beweglicher und unbeweglicher Feste der Christen in angemessenen Rechnungsausdrücken, und die letzte am leichtesten entbehrliche gibt ein Verzeichniß einiger deutschen Messen und Märkte an, in welches sich einige geografische Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, die leicht zu vermeiden gewesen wären.

Diese Inhaltsanzeige beweist hinreichend, daß selbst, wenn Abfassung, Form und äußere Darstellung weniger vorzüglich genannt zu werden verdienten, dem Werke, doch seines ausnehmend großen Reichthumes an Stoff und Belehrung halber für immer ein ausgezeichneter Platz in der mathematischen Literatur gesichert bleiben würde. Der Verf. hat aus allen vorhandenen Quellen geschöpft, das Interessanteste und Wichtigste zusammengetragen, gesichtet und zu einem Ganzen geordnet, dem man in seiner abgerundeten Gestalt keine Kompilation mehr, sondern das selbstständig durchdachte und geschaffene Produkt ansieht. Diese klare Anordnung und der besonnene Gang, in welchem es von den ersten mathematischen Grundlagen zu immer zusammengesetzteren und schwierigeren Folgerungen fortschreitet, ohne daß wir der eigenen Anstrengung sonderlich gewahr werden, macht es vorzüglich zum Handbuche für das Selbststudium des Laien geeignet und für den Mathematiker interessant, während den Historiker, den Filologen, den Gottesgelehrten mehr der angehäufte zweckmäßig verarbeitete und zum praktischen Gebrauch bereitliegende Inhalt befriedigen wird. Klarheit des Ausdrucks, Übersichtlichkeit der Anordnung und genaue Sichtung des Gebotenen machen die größten Vorzüge des Verf. aus, die er, nachdem er schon in früheren Schriften Proben davon abgelegt, in diesem aufs neue und tüchtigste bewährt hat. Möchte er seine Kraft auch bald an andern Zweigen der Wissenschaft, die dem allgemeinen Interesse noch näher liegen, z. B. an einem Lehrbuche der Mathematik selbst, das nie aufhört Bedürfniß zu sein, versuchen! Vor der Hand kann Ref. nichts anderes thun, als das obige Werk allen Freunden der Wissenschaft und einer gründlichen Darstellung derselben aufs angelegentlichste mit der Überzeugung empfehlen, Niemand, der es zu Rathe gezogen, werde es bereuen, dasselbe zur Hand genommen zu haben. — Ein Umstand, der besonders bei mathematischen Schriften oft sehr in Anschlag kommen muß, ist die Ausstattung, besonders die hier so überaus nöthige Korrektheit derselben. Auch in dieser Beziehung macht das Werk des Verf. seinem rühmlich bekannten Verlage alle Ehre. Der Druck ist groß, deutlich, der Satz sehr korrekt, indem die Anzahl der Druckfehler gegen die bedeutende, fast sechsthalbhundert betragende Seitenzahl kaum in Anbetracht kommt, was den in der Vorrede genannten Setzern zu keinem geringen Verdienste angerechnet werden muß. Das Papier ist ausgezeichnet schön und stark. Daß der Preis dadurch etwas erhöht worden, ist nicht zu wundern, obgleich zu wünschen wäre, daß gerade die Anschaffung so wichtiger Werke möglichst erleichtert werden möchte. Rob. Z. in Wien.

Die Quirinianische Bibliothek zu Brescia.

Vom Abbate Dr. **Valentinelli**, k. k. Bibliothekar zu Venedig.

Nahe bei der Kathedrale befindet sich die öffentliche Bibliothek, die ihr Dasein der Freigebigkeit des gelehrten Kardinals Quirini, Bischofs von Brescia verdankt, von dem sie auch die Quirinianische heißt. Er ließ das Gebäude im Jahre 1750 aufführen, bereicherte die Sammlung mit kostbaren **Codicibus**, ausgewählten Büchern und hinterlegte auch einen Fond zum Ankauf neuer Werke. — Das Gebäude selbst ist aber zu klein, denn für die Bibliothek sind nur ein Saal von mittlerer Größe, und einige daran stoßende kleinere Gemächer bestimmt.

Dem unermüdlichen Eifer des gegenwärtigen Bibliothekars, Pater Apolonius verdankt man den Katalog über die vorhandenen Werke, der nach den Fächern in eben so viele Hefte abgetheilt ist. An diesen Katalogen sind *besonders die* Register über die Inkunabeln lobenswerth, die man nach den Jahreszahlen, den Namen der Drucker und der Städte, wo sie aufgelegt wurden, leicht auffinden kann. — Da die Bibliothek zum öffentlichen Gebrauche bestimmt ist, so kann sich keine Klasse von Büchern einer besonderen Aufmerksamkeit vor den übrigen rühmen. Doch sind die Werke über die schönen Künste und die Journale am zahlreichsten.

Unter den Ausgaben aus dem 15. Jahrhundert muß besonders von der prächtigen Auflage des **Lucanus** auf Pergament ohne Jahrzahl Erwähnung gemacht werden. Unter den Manuskripten verdienen eine besondere Aufmerksamkeit:

1. Ein schönes Gebetbüchlein von Pergament, und mit Miniaturen, das einst der berühmten Äbtissin der heil. Julia von Brescia gehörte.

2. Ein Evangelienbuch in groß Oktav-Quadrat mit goldenen und silbernen Buchstaben auf purpurfarb'nem Pergament; es gehört nebst einer lateinischen Übersetzung ins 8. Jahrhundert. Das Evangelienbuch wurde von Garbelli erläutert, und diese Erklärung bildet die Vorrede zu dem Werke des M. Bianchini über die berühmtesten Evangelienbücher von Brescia, Verona, Vercelli, Corbin.

3. Der Koran in zwölf Bänden auf Baumwoll-Papier, mit Miniaturen und Vergoldungen, den der Bischof Gradenigo der Bibliothek des theologischen Seminars schenkte.

4. Viele Pergamentrollen aus dem 8. 9. und 10. Jahrhundert, darunter einige, die einst dem Kloster zur heil. Julia gehörten, von unschätzbarem Werthe, wegen welcher man auch die Quirinianische vor sehr vielen Bibliotheken Italiens reich nennen darf. — Diese Pergamente wurden zum Theile von

der Nonne Battelli in ihren Annalen des Klosters der heil. Julia in italienischer Übersetzung veröffentlicht; zum Theile von **Murgarinus Bollarius T. II.** und von **Muratori** in seinen **Antiquit. italicarum medii aevi T. I. II. III. V.**

5. 200 Manuskripte liturgischen, biblischen, ritualischen, und theologischen Inhalts von heiligen Vätern, von denen einige aus dem zehnten, und sehr viele aus dem eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert herrühren, sehr kostbar sowohl wegen der Schönheit der Buchstaben, als wegen ihrer guten Erhaltung. Auf der Seite 445 der **Briscia sacra** gibt es ein langes Register von vielen dieser Werke, die einst im kapitularischen Archive waren, sich gegenwärtig aber in der Quiriniana befinden.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen:

1. Bei 200 schöne Bilder in Rahmen, welche der Bibliothek von den größten Künstlern aller Zeiten geschenkt wurden; sie schmücken ein Gemach, welches erst neuerer Zeit zur Bibliothek angebauet wurde.

2. Das große stehende Kreuz von stark vergoldetem Silber nach griechischer Form, mit zwei Gebilden des Erlösers; das eine, antik, zeigt ihn auf dem Throne sitzend, das andere modern, am Kreuze hängend. Dieses kostbare Monument ist mit vielen orientalischen Steinen geziert, darunter sind sehr kostbare Agate, zum Theile ziselirt, zum Theile erhaben; ferner Granate, Kalzedone, **Paste antiche** und Kameen. Das ganze Werk zeigt vom guten Geschmacke jener Zeit. An demselben befinden sich noch drei in Gold gestochene Bildnisse.

3. Römische Konsulen- und Senatoren-Tafeln von Elfenbein, bei denen wir uns, da sie so selten sind, ein wenig aufhalten wollen. Die erste gehörte dem Manlius Boëtius an, der im Jahre 487 der gewöhnlichen Zeitrechnung Konsul wurde. Er war der Großvater des unglücklichen Filosofen Severinus Boëtius, der im Jahre 522 Konsul wurde. Diese Tafel wurde der Gegenstand vieler Abhandlungen der Gelehrten aller Sprachen, besonders die Inschrift ober der Nische, wo der Künstler zwei Bildnisse des Konsuls angebracht hatte. Dieser ist mit allen Insignien seiner Würde dargestellt; in der Rechten hält er das Szepter. Auf der einen Seite ist er stehend dargestellt, mit einer Kugel in der Rechten; auf der anderen Seite sitzt er auf dem kuruli̇schen Stuhle, und will gerade diese Kugel wegwerfen, das gewöhnliche Zeichen zum Anfange der zirzensischen Spiele. Zu seinen Füßen sind die für das römische Volk und Militär bestimmten Geschenke. Nach der chronologischen Ordnung ist diese Tafel die dritte von den zwölfen, die wir kennen. Sie wurde Eigenthum der Kirche, daher sieht man in der Mitte noch zwei Heiligenbilder in Miniatur, nämlich die Auferstehung des Lazarus, und die drei Kirchenväter Augustin, Hieronymus und Gregor. — Weiter unten ist in kleinen Lettern ein Stück aus dem Meßbuche angebracht. Diese Tafel wurde vor wenig Jahren von der Bibliothek um hohen Preis angeschafft. Das zweite Fragment stellt den **Posthumus Lampadius** vor, der im Jahre 530 Konsul war, wie er eben auf der Rennbahn im Zirkus präsidirt. Nach der chronologischen Ordnung ist diese Tafel die zehnte. Die andere ist zwar keine Konsular-Tafel, aber sie ist jene berühmte quirinianische, über welche so viele Bände geschrieben wurden, sowohl wegen ihres Alters, als auch wegen des Gegenstandes, den sie darstellt. Wenn es erlaubt ist, hier eine Meinung zu äußern, welche zum Theile schon von jemand Andern vorgebracht wurde, so scheinen mir diese beiden Tafeln, sowohl dem Style als der Zeit nach, von einander verschieden, da auf der ältern die erste Zusammenkunft des Paris mit der Helena, auf der anderen die zwei Liebenden dargestellt werden, welche von Amor gekrönt sind; und blos das fatale Schwert war Ursache, daß man in dem nackten Trojaner andere Personen zu sehen glaubte. Im Jahre 1464 gehörte diese Tafel dem Papste Paul II.; später brachte sie der Kardinal Quirini an sich, der sie als Deckel zu einem Buche von Pergament gebrauchte, in welchem er das Leben Klemens des Vierzehnten beschreibt, und welches Buch er ihm am Tage seiner Ernennung zum Geschenke machte. Das Äußere dieses Deckels ist mit zwei Silberplättchen bedeckt, auf deren vorderem die Zueignungsschrift des schenkenden Kardinals steht. Der Kardinal Quirini brachte sie wieder an sich, und schenkte sie der Bibliothek.

Nicht zu übergehen ist auch eine numismatische Sammlung, einige Büsten von Marmor, und die Gemälde, unter welchen eine Maria und ein Christus von Titian auf Lazulit; ferner eine Jungfrau mit dem Kinde, auf Leinwand gemalt von Moretto.

Dr. Wilhelm Freund's Gesammtwörterbuch der lateinischen Sprache. Breslau 1844. Erste Abtheilung. A—K.

In neuern Zeiten ist man endlich zur Ansicht gekommen, daß, ohne genaue Verbindung der klassischen Studien mit dem modernen Leben, durchaus an kein Entgegenkommen des Lebens für die klassischen Studien zu rechnen ist, eben so wenig als ein tieferes Verständniß des Alterthums ohne Kenntniß des modernen Lebens möglich ist. Die Gelehrten reformiren sich; sie schreiben nicht nur das, einer bloßen Kaste verständliche Latein nicht mehr so häufig an so unpassenden Orten als es früher geschehen, sondern sie bemühen sich auch in der deutschen Sprache schön und allgemein verständlich zu schreiben. Auch die Lexikografie hat in diesem Punkte einen bedeutenden Fortschritt zu thun und Dr. Freund hat es in vorliegendem Werke versucht. Er hat die Grenzen der bisherigen Lexikografie überschritten, und sie bis auf den Punkt zu führen versucht, wo das antike Leben sich mit dem modernen verbindet. Dadurch hat er nicht nur seine Arbeit einem größern Kreise zugänglich gemacht, sondern auch für die Geschichte der lateinischen Sprache und die Verbreitung derselben in niederen Kreisen höchst ersprießliches geleistet. Von dem ganz wahren Gesichtspunkte ausgehend, daß der Untergang des weströmischen Reiches keinen völligen Abschluß, sondern nur einen bedeutenden Abschnitt in der Geschichte der lateinischen Sprache bildet, daß die Sprache sich aus dem im Leben neu sich erzeugenden Begriffe auch neue Worte bildet oder den alten neue Bedeutungen unterlegt, mithin ihren Reichthum nach einer Seite hin vermehrt, wenn sie ihn auch auf der andern einbüßt: hat Dr. Freund auch den mittelalterlichen und neulateinischen Worten ihre gebührende Stelle angewiesen, und von ihnen jene Worte aufgenommen, welche entweder in bedeutenderen Schriftstellern vorkommen, oder für das Leben selbst von Wichtigkeit sind. Wir finden unter den Schriftstellern daher auch den Cyprianus, Prudentius, Hieronymus, Augustinus u. s. f. angegeben, unter den Wörtern auch solche, die in der Bibel und in den lateinischen und latei-

nisirten Kunstausdrücken vorkommen, der Medizin, Chirurgie, Botanik u. s. f.; daß bei einem so weit gehenden Plane die Vollständigkeit nur eine relative sein kann, ergibt sich von selbst.

Diesen großen Sprachschatz zu ordnen hat Dr. Freund die gute klassische Prosa, von Cicero nämlich bis Plinius am meisten beachtet, wie es für ein Wörterbuch, das zuerst der Schule angehört, ganz in der Ordnung ist. Dabei ist im Interesse der lateinischen Stylistik auf Cicero besonders Rücksicht genommen, und die betreffende Stelle insbesondere dann angeführt worden, wo sie den Sinn des Wortes ausdrücklich erklärt, z. B. bei dem Worte **indifferens**, wo er die Stelle **Cic. Fin. 3. 16 id definimus, quod sit indifferens cum aestimatione mediocri: quod enim illi ἀδιάφορον vocant id mihi ita occurrit, ut indifferens dicerem** ganz aufgeführt ist, so wie alle nicht Ciceronischen Wörter, alle nicht klassischen nicht blos durch Anführung des Schriftstellers, sondern auch durch einen besondern Druck und Zeichen deutlich gemacht werden, was auch bei allen **synonymis** und **contrariis** geschehen ist.

Ferner sind bei allen Wörtern auch die griechischen angegeben, wenn sie in einem etymologischen Zusammenhange stehen, und endlich auch diejenigen französischen, italienischen Wörter, die von den lateinischen Wörtern herstammen; eine Einrichtung, die wir für den praktischen Gebrauch der Schule nicht genug rühmen können.

Von welchem Nutzen diese Methode auch für die Sprachforschung ist, hat Dr. Freund in der Vorrede selbst an den Worten **ingenium** und **galea** für jene gezeigt, die durch die Berührung des klassischen mit dem mittelalterlichen erstens verunreinigt glauben.

Wir wollen das erste Wort hier aus der Vorrede anführen. „Das lateinische Wort **ingenium** hat während des Lebens der lateinischen Sprache als Nationalsprache aus seiner ersten und Grundbedeutung, welche ist: angeborne Beschaffenheit, angeborne Art, Natur, eine Anzahl von abgeleiteten und übertragenen Bedeutungen entfaltet; die spezielle Beziehung auf den Menschen hat dem Worte einerseits, rücksichtlich des Charakters, die Bedeutung Naturell, Temperament, Sinnesweise, und anderseits rücksichtlich der intellektuellen Natur, die Bedeutung: Anlage, Fähigkeit, Talent, Geist u. dgl. gegeben; von letzterer Sfäre ist der Begriff wieder, wie auch in dem deutschen Worte Geist, prägnant specialisirt worden, in der Bedeutung Genie, Scharfsinn u. dgl. In noch weiterer Entfaltung trat das bisher in abstrakter Begriffssphäre verbliebene Wort auf das concrete Gebiet über, und bezeichnete schon in der nachaugustischen Periode bei **Sueton, Tacitus**, dem jüngern **Plinius**, sowohl, wie auch unser Genie, genievereiche, geistreiche Menschen, als auch: geistreiche, geistvolle Erfindung, geistreicher Einfall u. dgl. Wenn nun das Mittelalter die zuletzt angegebene concrete Bedeutung in weiterer Entwicklung specialisirt hat, und mit **ingenium** kunstvoll bereitete Werkzeuge und Geräthe der verschiedensten Art, wie Kriegsmaschinen u. dgl. bezeichnet, und dadurch dem französischen Worte **engin** mit der Bedeutung: Kunstgeräthe jeder Art, Hebezeug u. s. w. den Ursprung gegeben hat, so dürfen wir diese Erscheinung nicht etwa als barbarische Entartung, erzeugt aus mittelalterlicher Unwissenheit betrachten, sondern müssen hierin eine ganz naturgemäße, in allen Perioden der lebenden lateinischen, wie jeder anderen lebenden Sprache sich bei unzähligen Wörtern wiederholende Sprachentwicklung erkennen, die in dem Bereich der lateinischen Wörtergeschichte aufzunehmen uns als Pflicht und von hohem Interesse erscheint.

Wir hätten nur gewünscht, daß, da es in der Wörtergeschichte ein Ende also auch einen Anfang gibt, Dr. Freund auf jene Sanskritworte und Wurzeln aufmerksam gemacht hätte, die nicht blos auf das Wort als solches, sondern auch auf die Bedeutung desselben einen bedeutenden Einfluß ausüben, wie so die Entwicklung eines Wortes: des damit verbundenen Begriffes als ein Ganzes hinstellen zu können, um den sich die Geschichte der ganzen Menschheit oder wenigstens der indo-germanischen Sprache kryställisirte.

Müssen wir nun auch darauf verzichten, so hat doch Dr. Freund, wie von ihm nicht anders zu erwarten war, eine höchst ersprießlich-zeitgemäße Arbeit geliefert, die wir um so mehr anempfehlen können, da bei gutem Drucke und Papier der Preis von 2 fl. 30 kr. K. M. für die 2 vorliegenden Lieferungen, 38 Druckbogen im Lexikonformat, ein sehr billiger zu nennen ist.

Wir hoffen auf dieses Werk, das in kurzer Frist vollständig erscheinen soll, ausführlicher zurückzukommen.

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Statistik.

Die Wiener wechselseitige Feuerassekuranz zählte 1844 in den 20 Jahren ihres Bestandes 2901 Feuersbrünste, und zahlte 4,466 372 fl. 50 kr. für 37,737 Gebäude an 16,383 Versicherte. 1844 gab es 213 Brände mit 1999 Gebäuden von 927 Versicherten, welche 218,406 fl. 12 kr. erhielten. Der Beitrag war 23 Kreuzer auf 100 fl. Klassenwerth. Vorschußfond 338,947 fl. 16 kr. Seit dem Bestehen erzielte die Anstalt 9451 Ziegel- und 4565 Schindeldächer an die Stelle gefährlicherer Dachungen, 7980 Feuermauern, 4099 solide Rauchfänge und 2903 Scheuern wurden an gelegenere Orte versetzt. (Wien. Ztg. 39.)

Die böhm. Sparkasse erhöhte ihr Gesammtvermögen seit 1835 von 130,385 auf 14,030,940 fl. K. M.! das eigenthümliche aber von 11,234 auf 443,068 fl. 59 ½ kr., die Parteien von 1502 auf 25,334. Die eingelegten Kapitalien betrugen 4,958,280 fl. 11 kr.; zurückgezahlt wurden 3,010,849 fl. 59½ kr. (Böhem.)

Die Hermannstädter Sparkasse nahm 1844 ein 607,617 fl. 59 kr., darunter 457,403 fl. 41 ¾ kr. Unter den 606,005 fl. 24 ¼ kr. Ausgaben waren 346,040 fl. 44 ¾ zurückgezahlte Einlagen. Das reine Erträgniß dieser Sparkasse betrug 5029 fl. 12 ¼ kr., dessen Hälfte dem Reservefonde zugewiesen wurde, der 5186 fl. 4 kr. beträgt. (Es wäre wünschenswerth, daß auch andere Sparkassen diesen Betrag veröffentlichen möchten.) (Sieb. Bote.)

Die Triester Sparkasse 1843—1844 zählte in 9282 Einlagen 777,253 fl. 32 kr. und 197,944 fl. 27 kr. Rückzahlungen. (Lloyd.)

Preßburger Sparkasse 1844. Von 20,000 fl. Einlage 1843 nahm sie bis 1,566,613 fl. 12 kr. zu! Die stärkste in Ungarn. (Lloyd.)

Eine Sparkasse in Gran wurde durch einen Aktienverein (350 à 50 fl.) neu errichtet und auch in Neusohl ist eine im Entstehen. (Lloyd.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 15. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 45.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1106 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Richter: Statuta Univers. Pragensis. — Rossi: Das Mailänder Museum für Naturgeschichte. — Steinach: Historisch-topografische Beschreibung von Gratz. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Monumenta historica Universitatis Pragensis. Tom. III. Statuta Universitatis Pragensis nunc primum publici juris facta conjuncta opera D. Antonii Dittrich et D. Antonii Spirk. Pragae typ. Joan. Spurny, s. a. 8. S. XVI u. 238.

Gleichwie in der fysischen Welt das Verkommene und Verwesene der Regeneration und Reproduktion als Unterlage und Düngungsmittel dient, also scheint es auch der Fall in der moralischen Welt zu sein. Vieles Gute und Zweckmäßige, das der menschliche Geist vor Jahrhunderten gegründet und geschaffen, hat sich entweder selbst überlebt, oder ist in der Zeit dergestalt verkommen, daß es ganz oder doch theilweis regenerirt und reproduzirt oder restaurirt, reorganisirt und reformirt werden muß, wenn es dem fühlbar gewordenen Bedürfnisse entsprechen soll. Die Universitäten, ja selbst die Reformationen sind davon nicht ausgenommen.

In solchen Fällen ist es gut, wenn die Restauratoren und Reformatoren das Bewußtsein früherer Jahrhunderte zu Rathe ziehend, die Vorakten lesen und das Neue an das Alte nach dem Fingerzeige der Natur und des Bedürfnisses anknüpfen. Das aber ist nicht möglich, wenn derlei Vorakten entweder ganz oder theilweise abhanden gekommen sind, also daß sich der frühere Sachbestand nicht vollständig mehr ausmitteln läßt. Gleichwie nun die Kritik unserer Tage in Allem und Jedem ihre Forderungen steigert, also ist es auch bei den öffentlichen, noch aus dem Mittelalter herstammenden Bildungs- und Erziehungsanstalten; und es wird auf diesem wie auf manchem anderen Felde der Gährungsprozeß so lange fortdauern, bis nicht aus der Verkommenheit eine neue Saat hervorsproßt, saftigere Blätter mit wohlriechenderen und reizenderen Blüthen treibt und die gewünschten Edelfrüchte zu Tage fördert.

Hinsichtlich der Reformation alter Bildungsanstalten hat schon 1824 Se. Heiligkeit Papst Leo XII. in seiner **Constitutio, qua studiorum methodus cum pietate conjuncta in pontificia ditione servanda praescribitur**, die Initiative ergriffen, und es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß er Nachfolger finden werde. Was Menschen geschaffen, muß auch durch Menschen reformirt werden können: nur Gottes Werk ist irreformabel. Alle anderen Reformationen werden sich zur Zeit dem, im menschlichen Geiste liegenden Reformations-Prinzipe unterziehen müssen. Damit jedoch bei diesen Reformirungs-Geschäften alle Halbheiten und Einseitigkeiten möglichst fern gehalten werden, muß den Geschichtsforschern zur Pflicht gemacht werden, alle verworfenen Bausteine aus früherer Zeit zu sammeln und einer neuen Prüfung zu unterwerfen, selbst auf die Gefahr hin, von der Mitwelt angefeindet zu werden. Das Zähnefletschen der Zeit darf überhaupt den rechtlichen und redlichen Forscher nicht irre machen. —

Die vorliegenden **Statuta Universitatis Pragensis** sind ein solcher verloren gewesener Baustein für die Geschichte der Prager Universität und der Literatur im Königreiche Böhmen. Die quellenrichtige Geschichte der Prager Universität und böhmischen Literatur aber kann am besten den gutgewillten und einsichtsvollen Staatsmännern Rede stehen über Materie und Form der Reformation vaterländischer Bildungsanstalten, sofern sie aus der Vergangenheit zu holen ist; denn die Zukunft muß aus der Gegenwart und Vergangenheit herauswachsen.

Für die Geschichte der Literatur im Königreiche Böhmen ist schon sehr Vieles vorgearbeitet, das nur gesammelt und zusammengestellt zu werden braucht. Für die Geschichte der Prager Universität darf nicht übersehen werden, was sich an jener Hochschule seit 1615, mit welchem Jahre vorliegende Statuten schließen, begeben hat. Das aber dürfte nirgends ausgiebiger zu finden sein, als in den **Annalibus domesticis** der Gesellschaft Jesu böhmischer Provinz. — Wird darauf nicht die gehörige Rücksicht genommen, so werden wir keine vollständige Geschichte der Prager Universität erhalten. Selbst die Vorgeschichte der Prager Universität, wie sie der verdienstvolle Bibliothekar Ungar im 6. Bande der Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen geliefert, läßt noch Manches zu wünschen übrig. Besonders werden die Verhältnisse des Prager Studiums zu dem dortigen Ordinariate und den religiösen Orden reiflich erwogen werden müssen, und die Geschichte der Luxenburger, wiewohl sie der fleißige und gelehrte Pelzel schon aus dem Gröbsten herausgearbeitet hat, wird noch einer strengen Revision müssen unterworfen werden.

Dies vorausgeschickt, schreiten wir nun zur näheren Beleuchtung des interessanten Werkes. —

Wie uns die Verrede der HH. Herausgeber und eine literarische Notiz in der Bohemia von 1845 Nr. 21 belehrt, so enthält dieser dritte Band der **Monumenta historica Universitatis Pragensis** „den Abdruck eines Memorabilien-Buches (**autographum Rectorum Univ. Prag.**) der Prager Universität, welches zufällig (**jam dudum casu quodam incognito e materno Universitatis sinu surreptum sors benignior ante paucos demum annos restituit patriae** sagen die Verfasser) nach Teutschland gelangte, sich in dem Büchernachlasse des Stiftsrathes Fried. Gottl. Jul. von **Bülow** zu Beyer- (Baier-) Naumburg verlor, 1836 in Eisleben öffentlich versteigert, von dem Buchhändler Helm zu Halberstadt erstanden, so fort von Hrn. **Stuchly**, k. k. Bücherrevision-Amtsvorsteher in Prag, erworben und der Prager Universitäts-Bibliothek geschenkt wurde." Diese eigenhändige Schrift der jeweiligen Universitäts-Rektoren, deren ununterbrochene Reihenfolge jedoch nicht beigegeben ist, auf Pergament in Großquart enthält 99 Blätter, ist stark mutilirt (es sind viele Blätter ausgeschnitten, viele Stellen ausgelöscht, unleserlich) und erzählt die Prager Universitäts-Ereignisse von der Gründung des Institutes im 14. bis zum 17. Jahrhundert (bis 1615). Der auf dem Titel genannten Statuten sind eigentlich nur 15; denn was darauf folgt, kann füglich als Gestions-Protokoll der jeweiligen Prager Universitäts-Rektoren und als Memorabilienbuch angesehen werden, wiewohl nicht in Abrede zu stellen, daß hier so manches Gesetz, so manche neue Einrichtung zu finden ist, welche im Verlaufe der Zeit nothwendig geworden.

Die einschlägigen Urkunden und Privilegien sind schon in den früheren Bänden der **Monumenta** abgedruckt, auf welche eben darum nur hingewiesen wird, eine ausgenommen, nämlich die **Copia privilegii studii Bononiensis** vom Jahre Ch. 430 (!), womit die Herausgeber den Diplomatikern unserer Tage vermuthlich haben auf den Zahn fühlen wollen. — Die Amtsgeschäfte der Rektoren drehen sich meistens um Berathungen mit Prokuratoren, Fakultäts-Vorständen, Magistern und Professoren, um die Wahrung der Privilegien, um die Wahlen, Promotions- und Matrikel-Gelder, wie auch um sonstige Geldprästationen (**Contributiones**) und Beisteuer der Lehrer und Studenten, um Schlichtung der Händel derselben untereinander und mit den Lokalbehörden. So z. B. hatte sich 1444 ein Magister Paulus, früher Jude, mit den Medizinern verfeindet, die er Menschenmörder gescholten, weshalb er Abbitte leisten und die verlangte Ehrenerklärung geben mußte. Ein interessanter Prozeß ist ferner der zwischen dem Rektor **Johann v. Prag** und dem Magister **Wenzel v. Krzizanau** wegen Rückgabe von Büchern, weshalb Letzterer in den Arrest verurtheilt wurde, dagegen er jedoch protestirte und an den König appellirte, geradehin dem Rektor erklärend: „**Scias, quod ad tuam captivitatem ire nolo, quia nec jus nec auctoritatem ad me aliquam habes, cum sim Doctor, Magister et Sacerdos alteri ecclesiae Pragensi** (der orthodoxen Partei) **ascriptus.**" Er gab diese seine Erklärung auch schriftlich und ließ sich aus der Matrik streichen.

Von den Memorabilien fehlen gerade diejenigen, darnach die Kenner böhmischer Geschichte das meiste Verlangen tragen dürften, wie z. B. alles auf Huß und Wiclef Bezügliche, dagegen und die Ereignisse des Jahres 1547, nämlich den Krieg des Kaisers wider den Churfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen, die Haltung und Bestrafung der Universität ziemlich ausführlich erzählt. Da das Karolinum, d. i. die utraquistische Universität in jenen Wechselfällen mit kommunitirt war, so spielt dieses Institut von dem an eine wesentliche ansprechende Rolle. Leitmeritz erhielt eine neue Lehranstalt, daran Magister Adam Aquila glänzte. Im Jahre 1551 erschien die Universität vor dem Erzherzoge Ferdinand, um ihn wegen mehren ihr zu Last gelegten Gegenständen zu rechtfertigen, und flehte um Wiederherstellung des vorigen Ansehens, um Herausgabe ihrer Stiftungen und Bestätigung ihrer Privilegien.

Für den 19. März des Jahres 1552 ist der Hinweis Wenzel **Hajeks** von Liboczan angemerkt mit dem Beisatze: **Scripsit annales Boemiae eosque perfecit et ad calcem deduxit anno 1541. Historici est etiam et Chronographi lectorem reddere tum eruditiorem tum meliorem: id an Hajecus praestiterit nos quidem in medio relinquimus** (Worte des Rektors **M. Sebastianus Aerichaleus Praesticenus**) **imo ejusdem annales seu Chronicon, quod publici juris fecit, legenti censendum permittimus.**

Zum Jahre 1555 wird von dem Rektor **M. Johan. Hortensius** von Prag, Propsten des k. Wenzeslai-Kollegiums die Ankunft der Jesuiten mit den Worten gemeldet: **Eodem anno mense Julio fratres de Societate Jesu Pragam venerunt. Eorum Seniores curru vecti sunt, juniores vero paulo habitu prolixiori palliis brevioribus super inductis procedebant, limis spectantes oculis et baculis innixi per forum antiquae urbis Pragensis recto pergentes ad Coenobium D. Clementis ad pontem. Causam adventus eorum ferebant idque publice eam esse, ut religioni addictos, quam sub utraque communicantium coenam appellant, ad obedientiam Romani Pontificis ejusque religionem adducant** (eine ähnliche Sendung hatte 100 Jahre früher den h. Johannes Capistranus nach Böhmen geführt) **illudque ipsos se promisisse erecta publica schola pro puerili institutione brevi effecturos. Arguto et vafro argumento rem admodum regno et reipublicae perniciosam paucis id persentiscentibus aggressi sunt, et primam lectionem seu declamationem de lingua Hebraea in eodem templo S. Clementis ipso die S. Joannis Hussii** (!) **habuerunt. Petrus Canisius primus auctor hujus scholae erectionis.**

Es ist in der That ein seltsames Zusammentreffen dieser **Statuta Universitatis Pragensis** mit der Erscheinung des Moritz von Sachsen (auf der Bühne) und mit den „Skizzen böhmischer Kulturbilder," darin es S. 48 heißt: „Die gewaltigen Gegensätze, aus deren Kampfe unser Staats- und Kulturleben hervorgegangen ist, an deren Entwicklung noch die ganze Gegenwart arbeitet, und in deren Ausgleichung die großen Fragen der Zeit ihre Lösung finden werden, als da sind: Lehnswesen und Bürgerthum, ständisches Recht und monarchische Gewalt, protestantische Glaubensfreiheit und katholische Hierarchie, Germanismus und Slawismus, — diese erscheinen wohl nirgend so schroff und hart neben einander gestellt,

so seltsam in einander verschlungen, so tragisch durchgekämpft als in Böhmen".

Die öffentlichen Feierlichkeiten, an denen die Universität gewöhnlich Theil nahm, wie z. B. der Einzug K. Ferdinands I. am 8. November 1558, dessen Leichenfeier 1565 den 20. August, sind würdevoll erzählt. Bei der Letzteren erhielt die Universität ihren Platz zwischen dem Magistrate der Stadt und den Städtedeputirten; die Pfarrer hatten sich von ihr getrennt. An die Franziskaner und übrigen Mönche schlossen sich die Jesuiten-Zöglinge (**discipuli Jesitarum sic!**) an.

Zum Jahre 1560 lesen wir, daß die Universität das ihr verpfändete Dorf Horzelitz Herrn Christof von Lobkowitz zurückgestellt habe, nachdem ihr die Pfandsumme, 1000 Schock Groschen zurückgezahlt worden, und 1567 überreichte sie dem Kaiser Maximilian II., wie befohlen war, den Ausweis ihrer Renten, weil dieser huldvolle Beherrscher entschlossen war, dem Institute zu seinem früheren Glanze zu verhelfen. Diese Schrift ist nicht ohne Interesse, denn es wird darin des erfreulichen Zustandes dieser Hochschule in den ersten Zeiten ihrer Stiftung mit lobenswerther Anerkennung gedacht, und die kümmerliche Lage, darein sie gerathen, den Hussitischen Wirren zugeschrieben, ferner eingestanden, es lasse sich nicht nachweisen, durch wen und auf was für Art das Universitätseigenthum abhanden gekommen mit Ausnahme jedoch der Stiftung des Dr. Johann Franz, eines Brünner Bürgers, welcher in seinem Testamente einen Professor der griechischen Sprache, der zugleich den Homer zu erklären hatte, gestiftet habe. Am Schlusse heißt es: **Quare V. S. C. M. humillime oramus, ut rationem redituum Academiae a nobis vere simpliciterque expositam benigne recipere, humilem statum ac necessitatem studii Pragensis clementi vultu respicere, ab aerumnis praesentibus et squalore revocare liberalitateque regia sublevare atque recreare dignetur etc.**

1571 im Februar wurde von Kaiser Marmilian II. den Prager Buchhändlern der Verkauf Zwinglianischer und Calvinischer Bücher namentlich des Peter Bullinger, Musculus und anderer Theologen untersagt.

Aus der Fremde eingeführte theologische Bücher sollten zuvor der Zensur des Erzbischofs Anton von Müglitz unterlegt werden. Dasselbe Jahr, den 29. Nov. am Sterbetage Kaiser Karl IV. kam im Karolinum Feuer aus, wie es heißt: **non tam fortuito, quam infidiis hostium.**

Auch der Komet von 1572 hat einen Platz in diesem Memorabilienbuche, er soll zu Prag 15 Monate sichtbar gewesen sein. Von dem Hintritte des Kaisers Marmilian II. im J. 1576 anzufangen, werden die Memorabilien immer sparsamer.

1580 wurde den Professoren der Universität aufgetragen, die Urkunden über ihre Privilegien zur Einsicht und Kollationirung der böhmischen Hofkanzlei vorzulegen, was abgelehnt wurde. Für das Jahr 1582 ist die Verwerfung der Gregorianischen Kalenderverbesserung durch die protestantischen Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg angesetzt, für das Jahr 1584 aber wird gemeldet, daß dieser Kalender in Böhmen von den Herren Ständen angenommen worden. Für dasselbe Jahr zum 26. März wird auch der Todesart des russischen Großfürsten Ivan Wasiliewitsch mit den Worten gedacht: **Ivan sive Joan. Basilides, Moscovitarum tyrannus post graves dolores ab animalculis ex putredine intestinorum natis dilaniatus multo cum gemitu et miserabili vocis boatu animam efflavit tyrannicam.**

Für das Jahr 1601 wird auch das Augsburger Kolloquium zwischen den Jesuiten und Protestanten und dessen Erfolg angesetzt.

1607 den 11. Juni legte der Oberst-Kanzler, Hr. **Zdenko Poppl de Lobkowitz** den Grundstein zur Kirche Maria-Schnee in Gegenwart vieler Baronen, Edlen und geistlichen Ordensbrüder. Derselbe hohe Herr intimirte 1609 der Akademie das Wohlgefallen Seiner Majestät über die dargebrachte, auf Pergament gedruckte in rothe Seide gebundene Gratulation mit den Worten: **Gratulationem Academiae Pragensis una cum voto et dono S. R. M. gratam accidisse, eandemque in suam tutelam et patrocinium suscipere, modo Magistri Professores tanquam fideles R. M. vasalli et subditi officio suo non desint.**

Bis zum Jahre 1612 hatte die Prager Universität nach Vorschreibung der Statuten nur unverehelichte Rektoren gehabt. Adam Huber von Risenpach, Doktor der Medizin, war der erste verehelichte Rektor, erkrankte jedoch und mußte resigniren, worauf für das Sommer-Semester 1613 Julius Graf von Schlick der jüngere zum Rektor gewählt wurde, eine Neuerung, darüber es in den Rektorats-Annalen heißt: **Nova series, novus modus, nova electio Rectoris. Postquam enim D. D. Defensores coeperunt cogitare de reformatione totius studii Pragensis, et multa scripta, dicta, disputata contra antiquas laudabiles consuetudines, quo partim manifestae veritati et naturali juri repugnarunt, partim contra bonos mores fuerunt, judicarunt ex re esse, more aliarum Academiarum, ut ex nobilitate propter auctoritatem et dignitatem Rectores tanquam postulati eligerentur etc.** Wirklich wurden unter diesem jungen Rektor die alten Statuten der Universität reformirt. **Mense Augusto statuta antiqua Universitatis studii Pragensis auctoritate, consilio et voluntate D. D. Defensorum sunt per Prorectorem (M. Nicol. Troilum Hagiochoranum) in ordinem formamque renovata et redacta ac ab omnibus et singulis Professoribus publice et privatim lecta, examinata, judicata et postea omnium et singulorum consensu approbata, confirmata et recepta etc.**

Für das Jahr 1614 liest man: **Mense Februario instituta est reformatio Religionis in Electoratu Brandeburgensi sub Electore Joanne Sigismundo etc.** und auf das Jahr 1615 findet sich folgendes Distichon:

Auro pulsa fides, auro venalia jura,
Aurum lex sequitur, mox sine lege pudor.

Nach diesem flüchtigen Überblicke des Inhaltes dürfte es nicht schwer sein, über den hohen Werth dieses Buches für eine quellengemäße Geschichte der Prager Universität, die so eben für die nächstkommende Jubelfeier derselben geschrieben wird, ein Urtheil zu schöpfen, so wie man der, dem fünfhundertsten Jahre ihres Bestandes entgegen sehenden Hochschule Böhmens Glück wünschet zu dem hohen Gönner, aus dem in jeder Art vaterländischen Ruhmes ausgezeichneten Fürstengeschlechte der Lobkowitze von Hassenstein, dem Fürsten Franz von Lobkowitz, auf dessen Kosten das Buch und zwar zu Gun-

sten der Krombholzischen Krankenstiftung in Prag gedruckt und gefällig ausgestattet wurde.

Sollte über kurz oder lang eine zweite Auflage der **Monumenta historica Universitatis Pragensis** nothwendig werden, so wäre, wie schon die oben angeführte Bohemia bemerkt hat, zu wünschen, daß dieser dritte Band gleich den früheren mit einem Sach- und Namenregister ausgestattet und nachfolgende Druckfehler beseitigt würden:

Seite			Seite		
2	volt	statt vult	36	intirantium	statt intrantium
11	ipsium	» ipsius	39	Folonia	» Polonia
	fine	» fide	40	hätte in einer Anmerkung erklärt werden sollen, was unter signetum zu verstehen sei.	
14	deffectus	» defectus			
	deffendendi	» defendendi			
31	habit	» habet	46	succludantur	statt secludantur.
34	vobus	» vocibus			

Das städtische Museum für Naturgeschichte zu Mailand.

II. Artikel.

Beschreibung *).

Die Räumlichkeit, in welcher bis zur Vollendung eines großartigen Gebäudes für gesammte städtische Institute das Museum der Naturgeschichte provisorisch aufgestellt wurde, umfaßt das erste Stockwerk eines älteren Hauses, des sogenannten **Locale civico del Cappuccio**, in der Nähe des Marthaplatzes. Sie besteht aus einem Vorsaale, 3 Gallerien, 2 Sammlungs- und drei Arbeitszimmern, welche mit Ausnahme dieser Letzteren in der Art unter sich kommuniziren, daß an den Einlaßtagen eine ununterbrochene Durchwanderung derselben von Seite des Publikums Statt finden kann.

Im Vorsaale finden wir einen Theil der Insektensammlung, dann einige Modelle neuer Sammlungskasten, und in diesen eine Anzahl Repräsentanten von Pflanzenthieren und fossilen Pflanzenabdrücken, nebst einer unvollständigen Sammlung Vogeleier; außerdem bedecken seine Wände theils zahlreiche, für das Auge des Laien anziehend gruppirte Insektenrahmen (**Marietti's** Schaustücke), theils Doubletten ausgestopfter Vögel, und die Mitte nimmt ein aus dem Nachlasse desselben Gönners stammender Tisch ein, welcher unter einer hohen Glasbedachung viele kleine Vögel Italiens auf allerlei künstlichem Zweig- und Rasenwerk in bunter Gruppirung zeigt. Hier ist demzufolge der Raum, wo die Schaulust der Menge ungestört und ohne selbst zu stören, sich bequem ergehen kann, und wo dem minder Gebildeten der Begriff von Größe und Mannigfaltigkeit der Schöpfung in Fülle und Buntheit der ausgestellten Gegenstände veranschaulicht wird.

Dagegen betreten wir mit der ersten Gallerie, welche die Tageshelle — beinahe symbolisch — von oben durch vier glasbedachte Öffnungen der Decke empfängt, das Reich der Wissenschaft. Zwar finden wir auch in diesem nicht immer eine streng systematische Aufeinanderfolge der Gruppen sowohl als Arten, aber wer die Schwierigkeiten, welche eine so ideal wissenschaftliche Aufstellung in der Wirklichkeit zu bekämpfen findet, kennt, und selbst in den geräumigsten und bestdotirten Museen Europa's nur theilweise besiegt gesehen hat, wird sich mit dem leichten Überblicke, welcher hier über fast jede einzelne Klasse oder Hauptfamilie geboten ist, zufrieden stellen. So sollte nach je Prinzipe gleich die Sammlung der Wirbelthiere mit den V händern eröffnet und mit der einfachst organisirten Sippe Fische geschlossen werden. Aber, da die natürliche Reihenfo der Objekte unterbrochen, und ihre Aufstellung den örtlic Verhältnissen angepaßt werden mußte, so findet man beid seits im ersten und letzten Glasschranke, da diese oben mit ein Holzdache geschlossen, folglich dunkler und überhaupt ält Bauart sind, die verhältnißmäßig wenigen Reptilien, Fisc Skelette und Abdrücke fossiler Vertebraten, in der langen Rei der dazwischen befindlichen Schränke aber, da diese Deckel v Glas tragen, und somit besser beleuchtet sind, die Vögel u Säugethiere. Und zwar befinden sich die ersteren in streng sy matischer Ordnung an der linken Wand, da diese zu Folge d Richtung der Gallerie die hellere ist, letztere aber, vom men schenähnlichen Orang bis zum neuholländischen Zwitterwesen, dem vogel- und fischverwandten Schnabelthiere an der rechte Doch ist diese Reihe mitten abgesetzt, und in der Lücke sind als Thiere, die sich dem Raum der Schränke nicht fügten, einige wohl konservirte Seehunde, ein savoischer Steinbock, ein mähnenarmer Löwe und ein riesiges Nilkrokodill frei auf Gestell angebracht. An der Querwand im Hintergrunde steht ein Re thierpaar, dessen Felle **Decristoforis** selbst aus dem Nord von Europa heimgebracht. Überhaupt ist die Sammlung d Säugethiere, wenn sie auch die massenhaften Pachyderme und Wiederkäuer fast alle vermißt, reich genug, um von sämmtlichen Ordnungen dieser Klasse und ihren merkwürdigsten Gattungen Typen aufweisen zu können.

Sie bestand bei der Eröffnung aus 180 *Species*, *unter* welchen zum Theil sehr interessante, wie z. B. außer dem obenerwähnten jungen Orang und dem Schnabelthiere, ein schönes Exemplar des seltenen schwarzen Pavians (**Cynocephalus niger**) aus Celebes, ein anderes von **Semnopithecus pruinosus Desm.** aus Südasien, der maulwurfartige **Urotrichus talpoides Tem.** aus Japan, **Nasua montana Tschudi** aus Südamerika, ein Marderhund (**Nyctereutes viverrinus Tem.**) aus dem südöstlichen Asien, eine trefflich erhaltene Varietät des Tiegers mit sparsameren und schmäleren Querstreifen (**F. Tigris Var. sondaica**) aus Sumatra, das seltene Beutelthier **Perameles Gunnii** aus Polynesien, die große Schwimmaus **Hydromys chrysogaster Geoffr.** aus Vandiemensland, u. a. m.

Die Klasse der Vögel ist in 1200 Arten (Species) repräsentirt, wovon die Mehrzahl exotische, und unter diesen wieder sehr ausgezeichnete Formen, wie z. B. der südamerikanische Ziegenmelker **Steatornis caripensis Humb.** aus der Höhle von Caripe, die zwei Großschnäbler **Pteroglossus nigrirostris Waterh.** und **albivitta Boiss.** gleichfalls aus Südamerika, der verwandte Rinnenschnabel **Nymphicus novae Hollandiae Wagl.** aus Polynesien, der vielfach abgebildete Leierschwanz, **Menura superba**, ebendaher, der prächtige Pfauenfasan **Argus giganteus Tem.** aus Sumatra, mehre seltene Trochilden (Kolibri), **Diglossen** (z. B. **sittoides, cyanea, Lafresnayi**), **Tetraogallus Nigellii Gray, Vanga cinerea Gould, Oriolus regens Quoy et G., Ixos occipitalis et Spheniscus minor Tem.** Da übrigens der Zweck dieses Museums in Bezug auf seinen Umfang ein doppelter ist, einmal, dem Studium eine Übersicht wenn nicht aller bekann-

*) Siehe die „Geschichte" in Nr. 35 dieser Blätter.

ten, doch aller für natürliche Familien typischen Genera darzubieten, und dann die Fauna Italiens möglichst vollständig auch in ihren Species zu repräsentiren, so ist in diesem Zweige, besonders in letzterer Partie noch viel zu thun übrig. Die Akquisition der Mariettischen Vögel, worüber gegenwärtig eine Unterhandlung mit den Erben dieses Mannes im Gange ist, würde indessen manche Lücke ausfüllen, und wir sind überzeugt, daß die Theilnahme, welche das Studium der Ornithologie vor allen andern Zweigen der Thierkunde auf der Halbinsel zu finden scheint, auf die Bereicherung dieser Sammlung auch ferner einen günstigen Einfluß üben wird.

Was die Reptilien anbelangt, welche gegenüber den anderen Thierklassen an sich schon als eine nicht sehr umfangreiche Gruppe dastehen, so sind dieselben hier um so sparsamer vertreten, als die Gründer der Sammlung bei der, während ihrer Abwesenheit vom Aufbewahrungsorte gefährdeten Konservation solcher Weingeistobjekte, und bei der Kostspieligkeit ihres Transportes es vorgezogen haben, Zeit und Geld mehr auf andere Objekte zu verwenden. Ganz dasselbe gilt von den Fischen, nur mit dem Unterschiede, daß während die interessanteren der vorhandenen Reptilien Europa, namentlich dem südlichen Italien und Dalmatien angehören, das beste, was die Fischsammlung aufzuweisen hat, von den Antillen und aus Egypten herstammt; hievon macht jedoch das Prachtstück dieser Sammlung, ein riesiger Rochen (Cephalopterus Massenae) als ein bei Nizza gefangenes und dem Mittelmeere angehöriges Thier eine Ausnahme. Überhaupt sind Seefische mehr berücksichtigt als Süßwasserfische, und von letzteren in diesem Augenblicke vielleicht nur die der Lombardie durch Defilippi's Bemühung nahe vollzählig vorhanden. Unter den, zum Theil vom Parmesanen Cacciati trefflich präparirten Skeletten sind die eines Rochen, einiger Affen, eines Gürtelthiers und eines Delphins, und unter den, von Prof. Hyrtl mitgetheilten Präparaten zwölf vom Knochengerüste des inneren Ohres verschiedener Säuger besonders bemerkenswerth. Es sollen diese Objekte die Grundlage einer Sammlung für vergleichende Osteologie werden, und wir wünschen diesem Plane um so mehr Verwirklichung, als hiedurch das Museum für den Unterricht in Zoologie und Geologie um ein wichtiges, ja heutzutage unentbehrliches Hilfsmittel bereichert werden würde.

In der zweiten Gallerie finden wir die Sammlung von Konchylien und Mineralien aufgestellt, und zwar erstere auf pultartigen Tischen im Mittelraume, letztere in Glasschränken entlang der den Fenstern entgegengesetzten Scheidewand. Die Tische sind nach einer Idee Jan's konstruirt, und verdienen besonders in der modifizirten Gestalt, wie sie im letzten Zimmer in Anwendung gebracht sind, ihrer Zweckmäßigkeit halber eine nähere Beschreibung. Jeder von ihnen hat zwei Oberflächen, eine stark geneigte, die gegen das Fenster steht, und eine wagrechte, welche die Fortsetzung von dieser ist. Der Raum, welchen beide Ebenen zum Theil begrenzen, ist durch Boden und Seitenwände ganz geschlossen, und groß genug, um eine oder auch zwei Schiebladen aufzunehmen, die nach hinten herauszuziehen sind. Zweiundzwanzig solcher Tische in einer Linie, wie dies hier der Fall ist, genau zusammengerückt und mittelst abhebbarer Klammern verbunden, liefern zwei Ebenen von beträchtlichem Flächeninhalte zur Ausstellung einer Sammlung und nebstbei eine bis zwei Reihen Schiebladen zur Aufnahme der Vorräthe, Utensilien u. dgl. m. Überdies nehmen sie den hinter ihnen befindlichen Wandschränken fast gar kein Licht, und gestatten auf die einfachste Weise von der Welt Transport, Einschiebung, Zusammenstellung, kurz alle Operationen, welchen Sammlungsmobilien auch in öffentlichen Museen zeitweise unterliegen. Die auf ihnen zur Schau gelegten Objekte werden von gläsernen, in Messing gefaßten Gestellen überdacht, welche, immer vier auf einem Tische, dort, wo sie sich in entsprechende Furchen seiner Oberfläche einsenken, von einer Sammtschnur umsäumt, unter sich aber durch aushebbare Metallbänder zusammengekettet sind. Naturgegenstände auf diese Weise ausgestellt, stehen von allen Seiten dem Lichte, und darum auch der Besichtigung offen, ohne von Staub oder neugierigen Fingern Schaden nehmen zu können, und ist die Sammlung reich, wie dieser Fall in unserem Museum bei den Konchylien eintritt, so wird dadurch, daß man von jeder Art mehre Stücke, aber in verschiedener Lage anbringt, das Abheben der Gestelle selbst bei genauerem Studium unentbehrlich. Ein weiterer Vortheil, der aus der Gestaltung dieser Mobilien erwächst, und so viel werth ist, als Raumersparniß und bequeme Benützung, besteht darin, daß man auf ihren zwei parallel laufenden Flächen zwei parallele Sammlungen anbringen kann, z. B. auf der schrägen: Formen der Jetztzeit, auf der wagrechten: die entsprechenden Fossilien, oder: dort die vollständige Sammlung der Species, hier Repräsentanten der Genera, wodurch Überblick und Studium sehr vereinfacht und erleichtert wird. Gegen den schädlichen Einfluß des Lichts in jenen Stunden, wo die Sammlung nicht benützt wird, schützt eine Decke von dunklem Zeuge in Verbindung mit den Fenstergardinen hinlänglich, und es bliebe also gegen die Brauchbarkeit dieses Meubles höchstens der Einwurf größerer Gebrechlichkeit; allein es ist am Ende doch nur die Glastafel, welche zunächst gefährdet erscheint, und nicht das Naturprodukt, denn beide zugleich zu beschädigen, bedarf es schon gröblichen Ungeschicks, und vor diesem bewahrt — in der Regel wenigstens — an Einlaßtagen ein Aufseher und bei Privatstudium die eigene Verantwortlichkeit des Studierenden.

Auf diesen Tischen also finden wir die Schalthiere dergestalt vertheilt, daß auf der geneigten Fläche die jetzt lebenden Species der Meerkonchylien, und auf der horizontalen theils jene der Süßwasserschnecken, theils endlich Repräsentanten aller (lebenden und fossilen) Genera dieser Klasse ausgestellt sind. Die Individuen der zwei letztgenannten Partien liegen in eleganten Pappschächtelchen, jene der Meerschnecken hingegen sind auf schwarze, goldgeränderte Täfelchen geklebt, alle aber mit Etiquetten von der Hand dessen, der sie bestimmte, versehen. Lebende und urweltliche Gattungen sind überdies durch verschiedene Farbe der Etiquette bezeichnet, theils um das Zusammendrängen verschiedenartiger Notizen auf ihrem kleinen Raume zu vermeiden, theils um einen so wichtigen Unterschied auf den ersten Blick bemerkbar zu machen. Im Ganzen besteht die Molluskensammlung, bei deren Bestimmung Lamark, Férussac und andere neuere Schriftsteller als Führer dienten, aus 334 Gattungen (Genera), wovon 90 auch fossile Species enthalten, 42 aber ganz der Urwelt angehören. Von Meerkonchylien finden sich fast alle Arten, die im Museum überhaupt vorhanden sind, in

mehren und wohlkonservirten Individuen repräsentirt, viele sogar in allen Altersvarietäten, während einzelne große Gattungen, z. B. **Littorina, Conus, Cypraea,** sämmtliche bekannte **Species** und darunter namhafte Seltenheiten aufweisen können, so daß diese Sammlung in Bezug auf Vollständigkeit und Erhaltung zu den ersten auf dem Kontinent gezählt werden darf. Der gebildete Laie wird da für seinen Theil die echte Perlmuschel, die einst so hochgeschätzte Wendeltreppe, den fantastischen polnischen Hammer, die als Scheidemünze gehenden Kauri's, die als poetischer Schmuck der Pilgrime von **S. Jago di Compostella** bekannte Jakobsmuschel, die Byssus liefernde Steckmuschel, und was sonst noch lieb gewordene Bekannte aus Bilderbüchern und Pfennigmagazinen sind, mit Vergnügen **in natura** wiederfinden. Die Süßwasserschnecken sind natürlicherweise viel weniger zahlreich, doch findet sich der Kenner bei vielen Arten durch die Vollständigkeit der Übergänge, namentlich der klimatischen, angenehm überrascht. Ihre Bestimmung und Aufstellung ist ein Werk der HH. **S. Porro** und **P. Strobel,** so wie jene der Meerkonchylien ausschließlich durch den unermüdlichen Eifer des Prof. **Jan** zu Stande gekommen ist.

Die Mineralien, größtentheils schon von **Decristoforis** nach **Brongniart** bestimmt, und jetzt nach dessen neuestem Systeme geordnet, nehmen in etwa 400 **Species** (oder wenn man so will: **Genera**) die oberen Räume der erwähnten Wandschränke ein, und bilden eine zwar etwas minder reiche, aber immer schöne und gerundete Sammlung. Viele Partien, z. B. die Schwefelgruppe, welche aus fast allen Fundorten desselben Repräsentanten umfaßt, zeigen einen Reichthum von interessanten krystallinischen und amorfen Stücken, und nur einige z. B. die Gemmen, sind etwas mager bestellt. Sehr werthvolle Stufen sind aus Siberien und Schweden von **Decristoforis** selbst mitgebracht worden. Die Anordnung des Ganzen ist in der Art getroffen, daß vier durch alle Schränke fortlaufende Reihen gebildet werden, von welchen die zwei unteren in kleineren Exemplaren die systematische, numerirte und etiquettirte Hauptsammlung darstellen, die zwei oberen immer die entsprechenden größeren oder Schaustücke gleichsam die erläuternde Parafrase zum Grundtext liefern. Die untersten Räume der Schränke enthalten zwei einschlägliche aber für sich bestehende Sammlungen, nämlich eine Serie Felsarten nach geognostischen Prinzipien, und eine zweite, in topografische Gruppen geordnet, unter welchen letzteren die mailändische, vizentinische, tiroler, piemontische, süditalienische und Pariser zu finden.

Ein Übelstand erschwert indeß das Studium der ganzen mineralogischen Abtheilung, nämlich die durch die Schmalheit der Gallerie bedingte geringe Tiefe der Schränke. In Folge derselben kann jede Reihe der Quere nach höchstens aus 2 Stücken zusammengesetzt sein, was der Übersicht einer Gattung oder Gruppe sehr hinderlich ist, und die geognostische und topografische Sammlung lassen sich, als die zu unterst gelagerten, und da die Tische aus obigem Grunde auch ziemlich nahe stehen, eigentlich gar nicht genau betrachten, außer man kauert sich geradezu vor ihnen nieder. Übrigens ist es doch diese zweite Gallerie, welche den vortheilhaftesten Eindruck auf den Beschauer macht, theils durch die freundliche Helle, welche eine lange Reihe Fenster über das Ganze verbreitet, theils durch die große Eleganz der äußeren Ausstattung, welche d innern Gehalte der ausgestellten Sammlungen zum würdig Rahmen dient.

Bei dieser Gelegenheit glauben wir passend darauf au merksam machen zu können, daß in diesem Museum jede Hau abtheilung eine gewisse äußerliche Färbung erhielt, welc von jener der anderen verschieden ist, und indem sie dem Ch rakter des betreffenden Inhaltes möglichst angepaßt wurd einen angenehmen und würdigen Gesammteindruck hervorbrin So sind z. B. in der ersten Gallerie sämmtliche Schränke ü bergrau, die Fußgestelle der Thiere aber glänzend schwar und es kann das Tageslicht mittelst beweglicher Rahmen vo dünnem Zeuge, die in die Ausschnitte der Wölbung passen zweckdienlich gedämpft werden. In der zweiten Gallerie habe Tische und Schränke ihre natürliche Holzfarbe, die durch Au tragen eines Firnisses nur glänzender, und fast der des Ber steins ähnlich geworden ist. Mit den blanken messinggefaßte Glasrahmen, zweckmäßig vertheilten Goldleisten und den mannigfachen Farben und Gestalten der Konchylien und Ge steine gibt das ein schönes und doch nicht überladenes oder al zubuntes Bild. Wer aber eine solche Ausstattung dennoch e ziert, und mit dem Ernste der Wissenschaft unverträglich fi den wollte, dem müssen wir ins Gedächtniß rufen, daß ein der Hauptzwecke dieses Museums ist, Impulse zum Studium zu geben, diese aber können für Laien und Anfänger, welche gegenüber der Wissenschaft beide als Kinder, höchstens vo verschiedener Altersstufe zu betrachten sind, nur sinnlicher Na tur sein. Zudem haben wir es hier nicht mit ernsten reflektirenden Nordländern zu thun, welche um des *Kernes willen* die Schale gern übersehen, ja gestehen wir es nur, dieselbe zum eigenen Nachtheile oft ganz und gar vergessen, sondern mehr weniger schon mit Italienern, welche in Allem äußeren Glanz, wenigstens als Beigabe lieben.

Das Zimmer, welches wir nach der zweiten Gallerie betreten, enthält als Mittelglied zwischen dem linken und rechten Flügel nicht ganz unpassend auch die Mittelglieder zwischen den Naturprodukten dieser beiden Abtheilungen. Die zur Rechten schließen nämlich unorganische Körper und die ihnen nahestehenden Gebilde der organischen: Muschelschalen, jene zur linken ist das Reich der als Thiere tiefstehenden Avertebraten, folglich treffen wir im Mittelraume als Verbindungsgruppe die Pflanzen. Geräumige Schränke von überfirnißtem Lerchenholze und mit Glasthüren versehen, enthalten dieselben in grünen Schatullen aus Pappe, von welchen jede vorne ein weißes Schild mit schwarzer Nummer führt; diese bezieht sich auf den riesenhaften alfabetischen Katalog des Herbars, welcher seit Langem die Basis des Verkehres zwischen Jan und den meisten Botanikern Europa's gebildet, und jetzt durch **Passerini** eine dem gegenwärtigen Stande der Sammlung entsprechende Korrektur erfahren hat. Das Herbar selbst ist vollständig und zwar nach dem Linné'schen Systeme geordnet, und umfaßt in runder Zahl 18,000 **Species,** von welchen 16,000 Fanerogamen, die übrigen Kryptogamen sind und bei weitem die meisten unserem Welttheile angehören. Von der Mehrzahl dieser Arten sind zwei bis drei, und oft auch mehr, durchgehends sehr gut konservirte Stücke vorhanden, abgesehen von den ansehnlichen Vorräthen, welche wie das Haupt-Herbar selbst, durch Prof. Jan allein zusammengebracht

worden sind, und abgesondert in einem Nebengemache aufbewahrt werden. Um den übrigen Raum des botanischen Zimmers passend auszufüllen, ist in demselben noch ein kleiner Glasschrank angebracht, welcher eine Zusammenstellung derjenigen Fruchtarten enthält, die für die natürlichen Pflanzenfamilien charakteristisch sind; ferner steht da ein Tischchen, dessen polirte Platte mosaikartig aus viereckigen Stücken brasilischer Nutzhölzer zusammengesetzt ist, und wovon jedes auf der roh gelassenen Unterseite eine Etiquette mit seinem portugiesischen Trivialnamen trägt. Über diesem endlich ist in einem Wandkästchen eine Probe jener dendrologischen Sammlungen zu sehen, welche die verschiedenen Theile unserer Waldbäume in Form von Büchern (je ein Band auf eine Species) kennen lehren, und die ihrer praktischen Anwendbarkeit wegen bei Forstleuten besonders beliebt sind, wenn ihnen gleich ob ihrer empirischen Gestaltung der rigorose Gelehrte abhold ist.

(Schluß folgt.)

Historisch-topografische Beschreibung von Gratz en Miniature enthaltend Fragmente ausgezeichneter Schriftsteller, gesammelt durch Gustav Grafen Steinach, kaiserlichen Offizier und Landstand in Steiermark. 1844.

Dies in Kienreich's Buchhandlung erschienene 124 Seiten in 8. (darunter 8 S. dem Inhalte gewidmet) zählende Werkchen, liefert einen neuen nicht unwillkommenen Beitrag zu den vielen Städte-Monografien der neuesten Zeit, und empfiehlt sich vor allen durch seine nette Form, und noch mehr durch die edle Tendenz, indem der Ertrag dieser Schrift dem neugestifteten Gratzer Kinderspital bestimmt ist. Schon in der Vorrede gibt der Herr Verfasser den Grund an, welcher ihn bestimmte, häufig die in älteren Autoren vorkommende Schreibweise beizubehalten, der wir auch an den meisten Stellen begegnen, und gerade dadurch dem Werkchen einen gar gutmüthigen und treuherzigen Anstrich verliehen finden. Die Eintheilung des Ganzen zerfällt in folgende fünf Abschnitte:

1. Chronik von Gratz in 2 Abtheilungen 14 Seiten.
2. Die Veste Gratz auf dem Schloßberge, 9 Abtheilungen 15 Seiten.
3. Merkwürdiges der inneren Stadt, 63 Artikel 35 Seiten.
4. Erwähnung der Vorstädte, 60 Artikel 18 Seiten.
5. Geschichte der Umgebung von Gratz, 37 Abschnitte 30 Seiten.

Die große Menge der einzelnen behandelten Gegenstände verglichen mit der geringen Seitenzahl deutet hinlänglich auf die nur sehr kurze, mitunter aber recht gelungene Behandlung der einzelnen Partien. Daß der Herr Verfasser in die Chronik von Gratz mitunter Unpassendes und Geringfügiges aufgenommen, worunter z. B. Erklärung des Wortes „Rädelführer" die aus dem deutschen Bauernkriege stammt, die Verschüttung zweier Arbeiter ꝛc., die Adelserhebungen von nur zwei Familien, wollen wir hingehen lassen, und auch mit Vergnügen die Hinweisung des Herrn Verf. auf seine eigene würdige Familie (bei den Jahren 1757, 1770 ꝛc.) aufnehmen, nur können wir nicht ohne Rüge die mehrfach undeutsche Sprache betrachten, wie sie in den Stellen: „Die Zehentfrei Erklärung des Kukuruz befördert den Anbau dieses türkischen Weizens." „Konzert Moscheles mittelst Fortepiano." „Tödtliche Pulverexplousion mehrer Menschen." „Am Neujahrstage übernachtet König von Neapel in der Burg" ꝛc. vorkommt. Gut geschildert ist die Veste Gratz auf dem Schloßberge, besonders in den Darstellungen ihrer älteren Formen, und in den angedeuteten Episoden ihrer Belagerungen. Daß die zwei zu den Franzosen entwichenen Überläufer geradezu Wenden gewesen sind, ist eine historisch-nationelle Zugabe, welche der Herr Verf. dem Weglassen oder dem Beweisen hätte unterziehen sollen. Auch in dieser Abtheilung — ohne uns in Orthografie einzulassen, finden wir wieder viele Fehler gegen Deutlichkeit und Sprache, als: „Die große Thurmuhr wird durch einen Zug der astronomischen Normaluhr des Gratzer Bürgers Geist getrieben." „Unter den Gefangenen war 1738 der General Sekendorf wegen sodann erfolgtem Verluste der Festung Belgrad." „Da besuchte der kleine magere Korse mit herabhangenden Haaren über seine falben Wangen den unbesetzten Schloßberg."

Die Merkwürdigkeiten der innern Stadt bringen manche nette und brauchbare Schilderung als Reminiszenzen an die treue tüchtige detaillirte Bearbeitung, welche dieser Artikel in Schreiner's Gratz in so erschöpfendem Umfange fand, daß sich in diesem Fache vor Verlauf einiger Jahre wohl nichts mehr Neues leisten läßt. Die Zitaten aus Ottokar von Hornek, einige Merkwürdigkeiten des ständischen Zeughauses ꝛc. wird jeder Steirer mit innigem Vergnügen lesen, und überhaupt für diese mit besonderer Vorliebe behandelte Abtheilung des Werkes dem verehrten Hrn. Verf. den wärmsten Dank wissen. Nur hätten auch hier die Sprachmakeln vermieden werden können, als: Gratz liegt nach der Seefläche niederer als Insbruck und Salzburg, aber doch höher als Wien, mithin 200 Klafter über das adriatische Meer." „Die Burg seit Traungauer's Zeiten." „Veronika Teschnitz" (statt Veronika von Tessenitz). Die Gemäldesammlungen der Frau Herzogin von Berry und des Hrn. Landeshauptmann sind nur angedeutet. Der Luegg hieß immer sonst das Luegg. Eine recht unzeitige Stelle aus der nadoweffischen Todtenklage ist der Ausruf bei der Franzensstatue:

Seht, da steht Er auf der Platte,
Aufrecht ist Er da
Mit der Milde, die Er hatte,
Als Er's Licht noch sah.

Da behagten uns viel besser bei der Erwähnung der Vorstädte die körnigen Reime des Pater Abraham a sancta Clara auf die Pest von 1680. Das hier zum ersten Male berührte Atelier des wackeren Bildhauers Meirner, dessen Kunstleistungen bereits in neuester Zeit hohes Interesse erregen; die Episode am Minoritenschlössel, die Anekdote vom Elefanten 1629, endlich die guten statistischen Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse von Gratz. Die Umgebungen von Gratz sind in historischer und pittoresker Beziehung nicht ohne poetische Wärme geschildert und geben dem ganzen Werke den größten Reiz. Statt Wahrscheinlichkeit Wahrnehmlichkeit zu sagen, ist aber eine seltsame Lizenz. Auch die Geschichte vom Hundebastard ist in etwas gar zu trivialer Mundart geschrieben. Der Druck ist sehr rein, der Preis, 40 kr. K. M., billig zu nennen.

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Statistik.

Das Aufblühen von Pest erhellt aus dem Umstande, daß Häuser und Baugründe immer mehr gesucht werden und zu immer höherem Preise. In der einzigen Waitzner Gasse wurden 1844, laut Pester Grundbuch 428,629 fl. und 300 Dukaten für Häuserkauf verwendet, wovon die städtische Kasse 14,000 fl. 48 kr. Veränderungsgebühr bezog. In den belebteren Theilen den Stadt kostet die □ Klafter Grund bis 300 fl. K. M.

Triester Bevölkerungs-Verhältnisse 1844. Geboren 3530, 1760 männl. 1770 weibl.

	Kinder	männl.	weibl.	kathol.	akathol.	griech.	israelit.
Geboren	3530	1760	1770	3351	34	37	108
	Personen						
Gestorben	2684	1436	1248	2502	42	57	83
	Paare						
Getraut	680	—	—	619	4	6	32

Unter den Verstorbenen waren 684 bis 1, 640—4, 293—20, 278—40, 203—60, 300—80, 84—100 und 3 von 100 Jahren und darüber; 16 an Blattern, 1 Mord, 19 Verunglückte. (Lloyd 11.)

Im Pester Strafarbeithause waren 1. Jänner bis Ende Oktober 1844 596 Sträflinge, 222 männl. 374 weibl., welche 1988 fl. 26 kr. verdienten.

5 Ortschaften kauften sich frei im Eisenburger Komitate, so daß sie von allen herrschaftlichen Abgaben befreit sind. Der Gutsherr (Graf Gustav Batyányi) bewilligte ihnen einen Termin von 20 Jahren zu Ratenzahlungen. Vor mehren Jahren kauften sich eben so die großen Flecken Ketskemét und N. Körös vom Grafen Károly los, und viele andere, besonders deutsche Orte scheinen folgen zu wollen, durch das Landtagsgesetz von 1840 ermuthigt. (Lloyd.)

Die allgem. wechselseit. Kapital- und Renten-Versicherungsgesellschaft in Wien hatte 1844 255,779 fl. Fond (1841: 139,259.)

Der Verkehr von Ungarn mit den übrigen österreichischen Provinzen betrug in den 12 Jahren 1831—42 im Werthe an

Natur-Produkten	Einfuhr aus Ungarn	Ausfuhr nach Ungarn
Kolonialwaaren	298,000 fl.	865,000 fl.
Tabakblätter	6,927,000 „	— „
Getreide	24,611,000 „	2,128,000 „
Fische, Wild, Geflügel	1,657,000 „	33,000 „
Schlacht- und Stechvieh	17,968,000 „	2,617,000 „
Zugvieh	1,101,000 „	1,005,000 „
Getränke	2,655,000 „	2,036,000 „
Mit den übrigen Gegenständen im Gesammtwerthe	60,242,000 fl.	10,473,000 fl.
Rohstoffe und Hilfsmittel zur Industrie.		
Chemische Produkte sammt Kochsalz	2,221,000 „	952,000 „
Gerbestoffe	2,395,000 „	71,000 „
Farbstoffe, Harze, u. dgl.	214,000 „	827,000 „
Edelsteine und edle Metalle	170,000 „	73,000 „
Unedle Metalle	3,548,000 „	2,216,000 „
Rohstoffe	67,815 000 „	4,184,000 „
Mit anderen Gegenständen im Gesammtwerthe	76,884,000 fl.	8,697,000 fl.
Halbfabrikate und Fabrikate.		
Garne	235,000 „	4,930,000 „
Literatur- und Kunstgegenstände	51,000 „	305,000 „
Mit den übrigen Fabrikaten im Gesammtwerthe	2,809,000 fl.	79,270,000 fl.
Total-Verkehr	140,035,000 „	98,440,000 „

Aus diesen Daten stellt sich heraus, daß in den Verhältnissen der Landwirthschaft der Grund von Ungarns geringer Industrie zu suchen sei. Die Ausfuhr an Wein nimmt ab, dafür wird der meiste Branntwein eingeführt. Der Viehhandel ist zum Theil illusorisch, da türkisches und walachisches Vieh hereinkömmt. Der Mangel eines wohlhabenden Mittelstandes zeigt sich namentlich in dem geringen Betrage für eingeführte literarische und artistische Gegenstände ꝛc. Die Fortschritte des Verkehrs stellen sich in folgenden Ziffern dar:

	Quote auf jeden Kopf der Bevölkerung. 1831—34 (12,920,000 Einw.)	1835—38 (13,450,000 E.)	1839—42 (13,990,000 E.)
Gesammtverkehr	5 fl. 15 kr.	5 fl. 50 kr.	6 fl. 34 kr.
Mehrerzeug. von Feldfrüchten	28, 5"	34' 1"	36' 5"
Verbrauch von Fabrikaten	1„ 33, 4"	1„ 39' 3"	2„ 14, 1"
Verwendung von Garnen	5„	6, 4"	9, 5"
Umsatz für literar. und artist. Gegenstände	0, 40"	0, 45"	0, 72"

Die Zunahme des Gesammtverkehres beträgt also 22 Prozent, indeß Österreichs Totalverkehr mit dem Auslande sich auf 48 Prozent erhob. (Lloyd 16. 17.)

Das Journ. d. österr. Lloyd bringt (21. 22.) den jährlichen Prospetto Commerciale del Porto-Franco di Trieste, von H. Jessenko aus den Aufzeichnungen der Sensale zusammengestellt. Der Seehandel Triests ist in dem letzten Dezennium ziemlich stationär geblieben, und 1844 gegen 1835 sogar zurückgegangen. Im 10jähr. Durchschnitte war der Verkehr zur See 103 1/10 Millionen fl., über welche Zahl er 1836 sich mit 28 Mill. erhob, 1841 sank er aber 16 1/2 Mill. tiefer. Vergleicht man aber die Preise der Hauptartikel, so stellt sich vielmehr ein Fortschritt heraus, z. B. war der Mittelpreis von 9 Kaffeesorten 1835 noch 33 3/4 fl., 1844 nur 21 1/2, aber letzteres Jahr führte 43.430 Z. mehr ein. 1835 liefen Schiffe von langer Fahrt ein 1072, 1844 aber 1316; damals 110 österr. Dampfer, jetzt 310, dazu Küstenfahrer damals 7454, 1844 6619. Der Werth der Waaren betrug 1835 57 Mill. eingeführt zur See, 46 Mill. ausgeführt; 1844 56 1/2 Mill., 41 1/4 Mill. Hauptartikel der Mehr-Einfuhr waren Getreide, um 1,026,000 Star, Kaffee 179.000, trockene Früchte 21,700, Tabak voh 28,500, Farbwaaren 73,400, Zucker 51,900 Zentner mehr in der fünfjährigen Periode 1840—44 gegen 1835—39. Am bedeutendsten ist der Ausfall an Fischen, 98,500 Zentner weniger, weil sich dieser Handel ganz nach Venedig zieht.

Die Laibacher Sparkasse 1844 hatte neue Einlagen 4210 mit 131,704 fl. 28 kr., Rückzahlungen an 1150 mit 103,554 fl. 46 kr. Gesammtgut haben alle Interessenten 1,194,002 fl. 7 kr. Reservefond 71,398 fl. 22 kr. (Lloyd.)

Der Seehandel von Venedig 1844 betrug im Werthe an:

	Einfuhr	Ausfuhr
Von Triest und dem Littorale	9,483,270 fl.	5,962,030 fl.
Venetianisches „	32,140 „	178,070 „
Ungarisches „	819,300 „	46,470 „
Dalmatiner „	360,240 „	118,010 „
	10,693,950 fl.	5,962,030 fl.
Von fremden Häfen	15,816,452 „	10,092,710 „

(Lloyd 26.)

Sanitäts- und Humanitätswesen.

Ein gymnastisch-orthopädisches Institut gründete Magister Frz. Jos. Höcher in Preßburg.

Der Wiener Schutzverein für entlassene Sträflinge hatte zu Ende 1844 ein Vermögen von 11,564 fl. baar, 2630 in Obligationen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 17. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 46.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Gyurikovits: De situ Croatiae etc. — Rossi: Das Mailänder Museum für Naturgeschichte. (Schluß.) — Aus Zuschriften. Februar. (Fortsetzung.)

De situ et ambitu Slavoniae et Croatiae, quem critice illustravit et de eo in usum Croatarum latine disseruit Georgius Gyurikovits. Pestini 1844. 85 S. 8.

Unter die historisch-geografischen Irrthümer, welche angewendet auf das Feld der Politik und Nationalität von praktischen Folgen sind, gehört auch die Vorstellung, welche Viele von der Lage und dem Umfange, ja von der historischen Bedeutung und Begründung der Königreiche Slawonien und Kroatien haben. Wenn man bedenkt, daß die mittelalterliche Geografie als Wissenschaft noch in der Wiege liegt, daß sie in Schulen gar nicht gelehrt wird, daß man in der neuern Geografie die drei Komitate: Sirmien, Posega und Veröcze nur als Königreich Slawonien, die bezüglichen Grenzregimentsbezirke: Peterwardein, Brod und Gradiska als slawonische Grenze aus Büchern und Landkarten kennen lernt, ja für Slawonien sogar ein eigenes Wappen: den Marder zwischen zwei Flüssen (Drave und Save) sieht; wenn man endlich erwägt, daß man mit den Komitaten Agram, Warasdin, Kreuz nur als Königreich Kroatien bekannt wird; so bildet sich dabei die irrige Ansicht, das jetzige Slawonien sei auch das ältere Slawonien in frühern Jahrhunderten gewesen, und das jetzige Zivil-Kroatien sei auch das Kroatien, dessen die Urkunden so häufig erwähnen, ja es verbindet sich bei Manchen sogar die Vorstellung, Slawonien sei von Slowenen, Kroatien durchaus von Kroaten bewohnt. — Und doch ist der historische Sachverhalt gerade umgekehrt. Das jetzige (sogenannte) Slawonien (die Komitate Sirmien, Posega und Veröcze sammt der slawonischen Grenze) haben erst seit einem Jahrhundert diesen Namen, und bildeten früher immer, seit der bleibenden Eroberung durch die Ungarn im 11. Jahrhundert, einen Bestandtheil des Königreiches Ungarn so gut als alle übrigen Komitate des Reiches. —

Das heutige Königreich Kroatien (die Komitate Agram, Kreuz, Warasdin) haben ebenfalls erst seit jener Zeit diesen Namen, es hieß früher immer Slawonien und bildete ein Banat von Ungarn; das ältere Kroatien begann erst unter der Save, und umfaßte außer der heutigen Banal-Karlstädter Grenze auch türkisch Kroatien und Dalmatien. In Slawonien wohnen auch keineswegs Slowenen, sondern vorzüglich Serben (Raizen, Illyrier, Schokzen), in dem größten Theile von Zivil-Kroatien wohnen auch keine eigentlichen Kroaten, sondern Slowenen, d. i. Slawen, deren Sprache weit mehr Ähnlichkeit mit der Mundart der Slowenen oder Wenden im K. Illyrien, in Untersteiermark, in Ungarn, als mit der Mundart der eigentlichen alten Kroaten in der Grenze zeigt, die mehr zur serbischen Sprache hinneigt. —

Berücksichtigt man die praktischen Folgen, die besonders bei einer Aufregung der Gemüther — aus unklaren Begriffen entspringen können, im Falle man urkundliche Data und Rechte, welche vom alten Slawonien und Kroatien reden, auf ganz andere Länder und Volksstämme, nämlich auf die heutigen Königreiche Slawonien und Kroatien beziehen wollte, so erscheint es wahrhaft verdienstlich, daß Hr. Georg Gyurikovits, ein geachteter Veteran auf dem Gebiete der ungarischen Geschichte und Topografie — durch eine eben so gründliche und ruhige, als erschöpfende und überzeugende Darstellung den wahren historischen Thatbestand über die Lage und den Umfang Slawoniens und Kroatiens entwickelt. —

Der Hr. Verf. hat bereits im Tudományos Gyüjtemény 1836, Maiheft Nr. 4, S. 36—72 die Hauptgrundlinien dieses Werkes in ungarischer Sprache entworfen. Dieselben sind jedoch hier ausführlicher und zwar in lateinischer Sprache näher entwickelt, damit auch das Ausland und namentlich die Kroaten sich über den wahren Sachverhalt belehren können. —

Das vorliegende Werk zerfällt in 4 Theile. Der 1. Theil enthält eine Widerlegung der Scheingründe des Nikolaus Skerlecz, Obergespans des Agramer Komitates vom Jahre 1791 und der kroatischen Deputirten, in der Sr. Majestät unterlegten Remonstration vom 28. Febr. 1835, wornach die 3 unteren Komitate Posega, Veröcze und Szerem stets zur Gerichtsbarkeit des slawonischen Königreiches und Banus gehört haben sollten.

Der 2. Theil beweist durch eine Reihe von Urkunden und gleichzeitige glaubwürdige Schriftsteller, daß die 3 untern, jetzt slawonischen Komitate und die bezüglichen 3 slawonischen Militär-Grenzregiments-Bezirke seit dem Bestande der Komitatseintheilung im 11. Jahrhunderte ungarische Komitate und zweifellos integrirende Bestandtheile des Königreichs Ungarn waren. —

Der 3. Theil beschreibt historisch genau die wahre und gesetzmäßige Lage und Umgrenzung des alten Slawonien.

Der 4. Theil gibt die wahren Grenzen und die Ausdehnung des alten Kroatien an, nämlich jenes Kroatien, welches mittelst des angeblichen **Pactum conventum** durch die kroatischen Standeshäupter im Jahre 1102 an den ungarischen König Koloman übergeben wurde. — Von dem ganzen Werke sind bereits die beiden ersten Theile erschienen, und bilden den Gegenstand der folgenden Anzeige. —

Nach unserer Ansicht hätte sich der Hr. Verf. die vorgenommene Arbeit erleichtert, wenn derselbe sein Werk mit der sehr gründlichen historisch-geografischen Untersuchung begonnen, und die Widerlegung der gegentheiligen Meinungen hierauf — gleichsam als Anhang — hätte folgen lassen; vorzüglich würde das lesende Publikum um so leichter den Schein der Gründe zum Theil selbst entdeckt haben, zum Theil von der Wahrheit der Widerlegung überführt worden sein. Allein die Ruhe der Untersuchung und die Unparteilichkeit der Durchführung macht dem Ref. wahrscheinlich, Hr. Gyurikovich habe unmittelbar mit dem polemischen Theil im freien Felde begonnen, ohne sich erst in die sichre Feste seines historisch-geografischen Systemes zu begeben, damit der Leser nicht durch eine vorläufige Darstellung gewonnen erscheine, sondern um so mehr unparteiischer von der Grundlosigkeit der Gegenansicht überzeugt werde.

Der Verf. führt sämmtliche 26 Punkte an, welche Nikolaus **Skerlecz** in seinem 1791 erschienenen Werke „**Nunciorum Regni Dalmatiae, Croatiae, Slavonie Fundamenta, quibus ostenditur, tres inferiores Slavoniae Comitatus semper ad Jurisdictionem Regni et Bani Slavoniae pertinuisse**“ für seine Ansicht als vermeintliche Beweise angibt, und widerlegt dieselben Punkt für Punkt. Wir können hier nur die Hauptpunkte zusammenfassen.

Skerlecz geht (sub 1, 2 und 3) von der unbegründeten Behauptung aus, daß zur Zeit, als König Ladislaus (1089) die Eroberung Kroatiens begann, und hierauf unter Koloman die Unterwerfung von Kroatien und Dalmatien erfolgte, der ganze zwischen Drave und Save liegende Bezirk unter dem Namen Slawonien eine durch Sprache, Sitten und Gesetze verbundene Provinz bildete, wie noch die im ganzen Strich herrschende slawische Mundart bezeuge.

Der Verf. verweist auf den II. und III. Theil seines Werkes, worin gezeigt wird, daß die Ungarn schon (950) zur Zeit Konstantins Porphyrogenitus*) den Strich zwischen Save und Drave inne hatten, daß zwar die sirmische Provinz (1025—1056) unter die Herrschaft der Byzantiner kam, der übrige Theil zwischen Drave und Save aber fortwährend im Besitz der Ungarn blieb. —

Daß keine Gleichheit der Mundart zwischen Save und Drave je herrschte und noch herrscht, zeigt der Gang der Geschichte. Wir wollen außer den, vom Verf. angegebenen Daten, bezüglich der ältern Zeiten, noch erinnern, daß die Kroaten und Serben von Kaiser Heraklius im Süden der Save in Dalmatien (634) angesiedelt wurden, wovon die Kroaten zwischen Kulpa und Arsa zu unterscheiden sind, daß der östliche Theil zwischen Drave und Save bis zur Ankunft der Ungarn unter fränkischer Herrschaft stand, und noch im 12. Jahrhundert **Francochorien** genannt wurde, daß sich außer den slawischen Volksstämmen (Kroaten, Serben, Mährer, Bulgaren u. a.) im Striche zwischen Save und Drave zur Zeit der Okkupation durch die Ungarn auch Byzantiner, Franken, Überreste der Gepiden und Avaren*) befanden, daß also — selbst im Fall wir die Ungarn von jenem Striche von 1201 ausschließen wollten, dennoch an keine Einheit des Sprachidiomes zu denken ist. Der Verf. erwähnt nun, daß unter K. Mathias Corvinus 1459 Serben in der Sirmier und dem Temescher Komitate sich niederließen, daß Paul Kinizsi 50,000 serbische Familien nach Sirmien und die benachbarten Komitate führte, welchen unter Maximilian und Rudolf, dann 1689 unter Leopold I. aus Rasien (Bosnien) so viele Ansiedler (Razen) folgten, daß das heutige Slawonien damals selbst **Rascia** genannt wurde, daß auch heutzutage selbst mehr Deutsche als Kroaten in Slawonien leben, daß folglich der ganze Strich zwischen Drave und Save (das heutige Kroatien und Slavonien) weder einst noch jetzt ein Sprachidiom hatte und habe.

Der weitere Hauptgrund von **Skerlecz** (sub Nr. 5) besteht in dem Schlusse: den Banen von Slawonien stand in den zum ungarischen Königreich gehörigen Komitaten keine Macht oder Gerichtsbarkeit zu, nun übte aber der Ban in den untern Komitaten eine Gerichtsbarkeit aus, also können dieselben nicht zu Ungarn gehört haben. — Der Verf. gibt allerdings zu (mit Berufung **Fejér's: Croatiae et Slavoniae cum Regno Hungariae nexus et relationes**, worin zur Evidenz bewiesen sei, daß von dem Palatin und **Judex Curiae** die ordnungsmäßige Gerichtsbarkeit in den Komitaten des jetzigen Slawoniens ausgeübt wurde), daß der Ban allerdings manchmal zu Akten der Gerichtsbarkeit oder der Verwaltung daselbst delegirt wurde, und folglich nur eine delegirte Macht besaß. Deshalb gehörten aber eben so wenig die gedachten untern Komitate zu Slawonien (Kroatien), als dieselben zu Siebenbürgen, zum Temeswarer Banat oder zum Preßburger Komitate gehörten, weil der Siebenbürger Woiwode, oder der Temeswarer Ban, oder der Preßburger Graf in den untern Komitaten eine delegirte Macht ausübte. Übrigens ist in Skerlecz Argumentation auch der Obersatz unrichtig. Denn es lassen sich in der That Fälle urkundlich nachweisen, wo der Banus von Slawonien (Kroa-

*) Die in ihrer Verbindung entscheidenden Stellen sind: De adm. Imp. cap. 40. Confines autem Turcis (Hungaris) sunt orientem versus Bulgari, ubi eos Ister fluvius qui et Danubius, separat; — —ad occidentem Franci, ad Meridiem Chrobati; dann cap. 40. Et habitant quidem trans Danubium fluvium Turci (Hungari) in terra Moraviae, atque etiam ulterius inter Danubium et Savum.

*) Dies ist (nach Šafařik's slawischen Alterthümern II. Bd. p. 278) auch der Grund, warum der awarische Titel: Ban (Bajan) in Chrwatien zuerst üblich ward, indem er von da zu andern Slawen überging.

tien) in zweifellos ungarischen Komitaten Ämter verwaltete und Gerichtsbarkeit übte, ohne daß man behaupten würde, diese Komitate hätten deshalb zu Slawonien gehört. So erhielten z. B. die Gäste von Komorn (hospites de Kamarun) 1277 vom Banus Thomas, welcher zugleich Obergespan der Komorner, Preßburger und Neutraer Komitate war, das Befugniß, ihre Rechtsstreite entweder vom Banus selbst, oder von ihrem Richter (villicus) entscheiden zu lassen. (Hiemit lösen sich auch die sub 10, 14 und 17 gemachten analogen Einwürfe.)

Skerlecz 6. Einwurf ist, daß nach einem Diplome der ältern Königin Elisabeth v. 1283 dem Bischofe von Agram die Zehente der k. Städte **Verőcze** und **Lypova** und von ganz Slawonien zurückgestellt werden. Allein dieser Einwurf verschwindet bei näherer Beleuchtung des Thatbestandes. Die dortigen Zehenten waren vermöge einer unklaren Entscheidung Andreas II. v. J. 1235 über die Diözesan-Grenzen der Agramer und Fünfkirchner Diözese zwischen den gedachten Bischöfen streitig, und indeß hatte die Königin, welche die obigen Städte besaß, dieselben erhoben. Wären diese Städte im eigentlichen damaligen Banate Slawonien (dem heutigen Kroatien) gelegen, so hätte über das Zehentrecht, bezüglich des Agramer Bischofes kein Zweifel und Streit entstehen können. Übrigens fallen ja die Diözesangrenzen keineswegs mit den politischen zusammen, somit kann man von der Ausdehnung jener keinen Schluß auf diese ziehen. So z. B. gehört ein Theil des Szalader Komitates zur Agramer Diözese, doch wird Niemand jenen Theil zu Kroatien zählen.

7. Einwurf. In den Relatorien des Agramer Kapitels über die vom Bane Slawoniens ungebührlich eingeführten Zölle (1349) kommt auch der Tribut der Orte **Velika** im Poscheganer- und **Zdenczy** im Veröczer Komitate vor, also gehörten diese Komitate zum Banate Slawonien. Allein der Verf. weist nach, daß beide gedachte Orte damals zum Kreuzer Komitate gehörten.

8. Einwurf. Die Marder-Abgabe wurde nur in Slawonien eingehoben; da aber diese Abgabe auch in den Komitaten Poschega und Valko bestand, so gehörten diese schon damals zu Slawonien. Allein der Obersatz dieses Schlusses ist ebenfalls unrichtig; denn der Verf. beweist aus Urkunden, daß die Marder-Abgabe nicht nur zwischen Drave und Save, sondern auch im Szalader, Honter, Graner u. a. ungarischen Komitaten, so wie auch in Siebenbürgen eingeführt war.

9. Einwurf. Unter Sigmund habe Veröcze und Sirmium zum slawonischen Banate gehört, weil der Banus Horwath am Flusse **Bossuth**, als auf seinem Gebiete, den Anfall der Königinen (Elisabeth und Marie) unternahm. — Allein 1. war Horwath vor jenem Anschlage nicht Ban von Slawonien, sondern Ban von Mochow. 2. Ereigneten sich seine Gräuelszenen nicht am Flüßchen Bossuth, sondern bei der Stadt Gara, die ausdrücklich eine Stadt Ungarns genannt und von Slawonien unterschieden wird.

10. Einwurf. Der ungarische Vasallen-König von Bosnien, Nikolaus **Ujlak**, verpflichtet sich (1474) die Zehenten von seinen in Slawonien befindlichen Gütern dem Agramer Bisthum zu überlassen; nun besaß derselbe aber nur in Sirmien Güter, also müsse das Sirmier-Komitat zu Slawonien (Kroatien) gehört haben. Allein **Gyurikovits** zeigt die Unrichtigkeit des Untersatzes, da **Ujlak** nicht nur Herzog von Sirmien, Obergespan vom Stuhlweißenburger-Komitate und Herr von 72 Burgen und vieler ansehnlicher Güter in Ungarn war, sondern auch im Kreuzer Komitate, also im damaligen Banate Slawonien, das Schloß **Berzőcze** mit vielen dazu gehörigen Ortschaften besaß, ja daß **Ujlak** sogar **Banus** von Kroatien, Slawonien und Dalmatien wurde und Prior von Aurana, um durch seine Macht, nach König Mathias Meinung, den Türken desto kräftiger Widerstand zu leisten.

11. Einwurf. Das Kastrum **Fejérkö** (**Bela Ztena**) und **Dobra-Kuttya** im Poscheganer Komitate werden in Urkunden des 15. Jahrhunderts ausdrücklich als in Slawonien gelegen bezeichnet. —

Allerdings; allein diese zwei Orte gehörten damals zum Kreuzer Komitate.

Da die übrigen Einwürfe **Skerlecz** theils mit den bereits widerlegten fallen, theils noch minder erheblich erscheinen, so gehen wir noch kurz zur Anzeige jener Gründe über, welche die kroatischen Deputirten in Ihrer a. h. Orts unterbreiteten Remonstration vom 28. Feb. 1835 anführten, sofern selbe nicht mit den widerlegten Einwürfen zusammenfallen, oder als minder bedeutend erscheinen.

Einen Haupteinwurf bildet der VI. Punkt: Im Artikel 4. §. 3. des Dekretes vom J. 1445 werden **Pozsega** und **Verőcze** als in Slawonien gelegen bezeichnet. Allein jener Artikel spricht ausdrücklich von den, nach der Schlacht von **Varna** (1444) errichteten Festungen; das Gesetz meint also

---

Wir glauben, als eine für die Ansicht des Verf. sprechende kompetente Stimme, hier auch einige Stellen aus Šafařik's Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten (Ofen 1826) beifügen zu sollen. Šafařik, nicht nur der gründlichste Kenner slawischer Zustände, sondern zugleich einer der eifrigsten Patrioten, dessen Zeugniß also in doppelter Hinsicht von Gewicht sein dürfte, schreibt in gedachtem Werke, S. 229: 2) Das neue Kroatien. Die heutigen sogenannten kroatischen Komitate Zagrab, Kreuz, Warasdin, wurden vor Zeiten unter dem Namen Slawonien mitbegriffen, und waren durch die Kulpa so begrenzt, daß Alles, was schon über der Kulpa lag, bis an das Gebiet der Seestädte, deren Ufer sammt Gebiet das eigentliche Dalmatien bildete, zu Kroatien gehörte. Hieraus folgt von selbst, daß das wahre alte Kroatien nur im Süden der Kulpa, unbestimmt wie tief hinein in Bosnien, Dalmatien und Istrien zu suchen, und die Geschichte des damaligen Kroatiens mit der Geschichte des heutigen Dalmatiens eins sei. Dann S. 231: 3) Slawonien. Die 3 Komitate Sirmien, Pozsega, Veröcze, machen seit einer Reihe von Jahrhunderten einen integrirenden Bestandtheil von Ungarn aus. Nach der Schlacht bei Mohács (1526) ging die Veränderung im Namen und in der Sache vor, daß die drei Komitate Zagrab, Kreuz und Warasdin sich dem österreichischen Schutz unterwarfen, und auf sie, ungeachtet sie bis dahin den Haupttheil von Slawonien ausgemacht hatten, der Name Kroatien angewandt war. Unter Slawonien hingegen fing man an, die unglücklichen Komitate Sirmien, Pozsega, Veröcze und Valpo zu verstehen, welche fortdauernd unter dem türkischen Joche schmachteten. Leopold I. entriß den Türken seit 1683 in 15 Kriegsjahren Slawonien und behielt dasselbe auch im Karlowitzer Frieden 1699. Die Übersiedelung der Serben, 1690, noch ehe ganz Slawonien zurückerobert war, gab dem während der türkischen Unterjochung ganz verödeten Lande einigermaßen seine Einwohner wieder; und in den J. 1745—1755, und zuletzt 1807 erhielt sowohl das jetzige Slawonien, als auch Kroatien seine gegenwärtige, militärisch-politische Verfassung.

unter dem castrum Verőcze keineswegs das, schon im 12. Jahrhundert urkundlich vorkommende Verőcze, wovon das gleichnamige Komitat den Namen führt, sondern das im Kreuzer-Komitate (1445) erbaute Kastell Verőcze. Was Pozsega betrifft, so zeigt wohl eine aufmerksame Lesung des Gesetzartikels von selbst, daß derselbe keineswegs Posega ins damalige Slawonien versetzt. Auf einer ähnlichen Verwechslung gleichnamiger Orte beruht der X. Einwurf, den der Verf. durch die Unterscheidung des Raccha bei Valko von dem Racsa im Kreuzer-Komitate löst.

Der XII. Punkt der Gegenansicht stützt sich auf die urkundliche Erneuerung des slawonischen Wappens durch Wladislaw II., indem Slawonien darin ein zwischen Drave und Save liegendes Reich und die Vormauer des Königreiches Ungarn gegen die Türken genannt wird. Indessen zeigen eben diese Wote in Verbindung mit der damaligen Sachlage, daß hier von der angezogenen Urkunde unter Slawonien nur das heutige Kroatien, keineswegs das jetzige Slawonien gemeint sei; denn 1. liegt das heutige Kroatien zwischen Save und Drave, Slawonien aber zwischen Donau, Drave und Save; 2. bildete damals (1496) Bosnien, namentlich Jaicza, den Kriegsschauplatz gegen die Türken; es ist sonach klar, warum in der gleichzeitigen Urkunde das damalige Slawonien (Kroatien) die Vormauer Ungarns gegen die Türken genannt wurde. Ganz entscheidend ist aber 3. daß die Deputirten der drei altslawonischen Komitate: Warasdin, Agram und Kreuz die Erneuerung dieses (jetzt slawonischen) Wappens (des Marders zwischen 2 Flüssen) ansuchten.

Der letzte scheinbar wichtige Einwurf ist sub Nr. XIII., daß der Fünfkirchner Bischof Johannes Monoszloy (1573), weil seine Diözese sich über die Komitate Valko, Verőcze und einen Theil von Pozsega erstreckte, zweimal des Jahres den in Agram abgehaltenen Gerichten beiwohnen mußte. Der Verf. zeigt jedoch (gestützt auf Koller's Historia Episcopatus Quinqueeccles. T. VI. p. 268), daß Bischof Johannes Monoszloy, ein geborner Slawonier (Kroat), auch nach seiner Ernennung zum Fünfkirchner Bischof fortwährend noch Probst des Agramer Kapitels blieb, und als solcher den gedachten Gerichten in Agram beiwohnte. Die erheblicheren der noch folgenden Gegengründe werden durch die beigefügte gründliche Organisationsgeschichte des heutigen Slawoniens, welcher der Verf. einen eigenen Abschnitt im II. Theile widmet, hinlänglich widerlegt; daher wir gleich zur Anzeige des letzteren übergehen, und vorher nur noch erwähnen, daß dem I. Theile das Register des Königs Sigmund über die 61 ungarischen Komitate v. J. 1433 beigefügt ist. Der II. Theil hat zur Aufgabe die Beweisführung, daß die heutigen 3 slawischen Komitate sammt der slawonischen Grenze unmittelbare Theile des ungarischen Reiches bildeten.

Folgende Urkunden erhärten diese Meinung *): 1. Die vom h. Stefan gegebene Stiftungsurkunde des Fünfkirchner Bisthums (22. Aug. 1009) bezeichnet als einen Theil der Ostgrenze dieser Diözese den Lauf des Flüßchens Kwarok (Kőárok) bis zur Mündung in die Save. — Wenn auch das Sirmier Komitat (unter dem Titel Praefectura Pannoniae 1025—56) in den Besitz der Byzantiner überging, so zeigt doch 2. das Testament des Palatinus Rado, worin derselbe bezeugt, die gedachte Provinz wieder der ungarischen Krone gewonnen zu haben, so wie die Urkunde des H. Ladislaus (v. 17. April 1093), worin das gedachte Flüßchen Kwarok als Grenze zwischen der Fünfkirchner- und Kolotscher Diözese mit Beziehung auf des H. Stefan Anordnung neuerdings bestimmt wird, daß die Grenze des ungarischen Reiches schon zur Zeit des H. Stefan bis an die Save reichte. Dies bestätigt 3. ein Privilegium Andreas II. (1235), worin er unter Bekräftigung der Schenkungen der h. Könige Stefan und Ladislaus bezeugt, daß das vom letzteren gestiftete Agramer Bisthum zwischen Drave und Save an die Fünfkirchner Diözese grenze. — 4. Andreas III. unterscheidet in einem Diplome (1299) ausdrücklich das Poscheganer Komitat von Slawonien (Kroatien), indem er seinen Oheim Albert Maurocenus das Herzogthum Slawonien (Ducatum totius Slavoniae) und überdies das Poscheganer Komitat (et in super Comitatum Posega) verleiht. 5. Eine Bulle des Pabstes Urban IV. (12. Jänner 1264) bezeichnet das Archidiakonat von Valkó (Wlko) ausdrücklich als im Königreich Ungarn (in Regno Ungariae) befindlich. 6. Ein von den Reichsbaronen (1416) erlassenes Dekret unterscheidet ebenfalls Slawonien nicht nur vom Komitate Valko *), sondern auch von Sirmium. 7. Die Schenkungsurkunde König Sigmunds an Johann Gara, den Sohn des Palatinus Nikolaus (1427) lehrt, daß das Komitat Valkó nicht nur im Umfang des Königreiches Ungarn (in ambitu Regni Hungariae) gelegen, und bis an die Save ausgedehnt sondern auch größtentheils von Ungarn bewohnt gewesen sei. 8. Auch die Königin Marie unterscheidet in einem Diplome (1387) Slawonien und das Poscheganer Komitat. 9. Der Sirmier Bischof Jakob erklärt in einem Schreiben an Pabst Eugen IV. seine Diözese als im Königreiche Ungarn befindlich, an den Grenzen dieses Reiches in der Nähe der rasziischen Schismatiker. 10. König Albrecht nennt (1439) die Komitate Valkó und Sirmium Theile des ungarischen Reiches. 11. Die Bulle Pabst Nikolaus V. (1451) bezeichnet Wylak (Ujlak) im Sirmier Komitate, als eine Stadt des Königreiches Ungarn. 12. Der Gubernator Johann von Hunyad meldet in einem Briefe (1454) an Kaiser Friedrich IV., daß er zu Peterwardein innerhalb der unteren Grenzen des ungarischen Reiches einen Reichstag abgehalten habe.

Der Verf. führt nun noch eine weitere Reihe von Urkunden auf, aus welchen folgt, 1. daß bis zum J. 1480 die Komitate Sirmien, Valko, Poschega und Verőcze immer als wahre Theile Ungarns, und von Slawonien (dem Agramer, Kreuzer und Warasdiner Komitate) ausdrücklich unterschieden wurden, 2. daß erst zwischen 1480—88 wegen der drohenden Türkengefahr blos das Komitat Verőcze von

*) Die bezüglichen Urkunden sind vom Verf. nicht nur aus Fejér's Cod. diplom. sondern auch an den betreffenden Stellen aus Koller, Pray u. a. frühern Quellensammlungen genau zitirt, daher wir die spezielle Anzeige derselben hier übergehen.

*) Das Komitat Valko (Vukovár) umfaßte einen Theil des heutigen Sirmier und Verőczer Komitates und Brooder Regimentsbezirkes.

König Mathias Corvinus unter die unmittelbare Obhut des Banus von Slawonien gestellt wurde, und daß 3. die ordnungsmäßige Gerichtsbarkeit in den gedachten 4 Komitaten durch den Palatin und Judex Curiae ausgeübt wurde.

Nun folgen die mit den Urkunden übereinstimmenden Zeugnisse höchst glaubwürdiger und wohl unterrichteter Zeitgenossen, die größtentheils nach ihrer ämtlichen Stellung nothwendig richtige Kenntnisse von den ungarischen Komitaten haben mußten.

Stefan Verbőczy, Protonotar des Judex Curiae, der Verfasser des Tripartitums, führt in seinem Verzeichniß der ungarischen, slawonischen nnd siebenbürger Komitate Sirmien, Valkó, Pozsega, Veröcze unter den ungarischen Komitaten; dagegen das Agramer, Kreuzer und Warasdiner als die 3 Komitate des Königreiches Slawonien auf; dasselbe bestätigt die 1550 abgesendete Regnikolar-Deputation zur Revision des Tripartitums. *)

Peter Ranzanus, der sich 1478—92 an König Mathias Hofe aufhielt, beginnt (in seiner **Epitome Rerum Hung. Indice I.**) die Aufzählung der ungarischen Komitate mit Sirmium, Poshega, Valkó, worauf unmittelbar das Baranyer, Batscher, Tolnaer u. s. w. folgen. Bei der nähern Beschreibung von Sirmien (**Indice II.**) wird ausdrücklich gesagt: daß in den untern Gegenden (bei Semlin) **Pannonien** (nach Ranzanus eigener Bemerkung: Ungarn) endige; daß Belgrad an Ungarns Grenze liege. Ranzanus bezeichnet ferner die Save als Grenze zwischen Slawonien und Kroatien mit folgenden Worten: „**Inde autem** (vom Szalader Komitat) **via est Zagrabiam versus Episcopali Civitate Sedem nobilem. Illud est hoc mentione dignum, quidquid agrorum est inter Dravum et Savum, cognominari ab incolis Slavoniam. Quidquid praeterea est agrorum trans Savum, per quos fit iter Italiam versus, Croatiam nominant, qua in regione est Modrusium etc.**“

Bonfin beginnt ebenfalls die Aufzählung der ungarischen Komitate mit Sirmien, Valkó und Poshega. Auch **Thurocz** sagt in seiner Chronik, daß Zalankemen im Königreiche Ungarn liege, daß die Türken (über die Save) nach Ungarn (nicht nach Slawonien) eingebrochen wären, ja er nennt die Gegend zwischen Save und Drave **Hungaricas partes.** Der polnische Geschichtschreiber **Dlugoss** meldet, daß der h. Johann von **Capistano** zu Wlak (Illok in Sirmien), in einer Stadt Ungarns seinen Geist aufgegeben habe. Der gelehrte Paul **Jovius**, Bischof von Nucerino, gibt ein Gebirge als Grenzscheide zwischen Poschega und Slawonien an.

Weit wichtiger ist noch das Zeugniß des Stefan **Broderith**, Bischofes von Sirmium, später von Waizen, k. Kanzlers und Historiografen, welcher die Grenzen Ungarns (1539) also beschreibt: „**Hungariam totam Danubius — mediam interfluit atque in partes scindit citeriorem et ulteriorem: citerior est ea, ubi olim Panneniae fuerunt. Haec ab ulteriore Hungaria Danubio, ac Austria et Norico (Stiria), a Slavonia Dravo, a Bosna et Rascia Savo fluminibus terminatur. Nam in locis Danubio propinquis, et ad Belgradum spectantibus ad Savi usque fluminis ostia cum Danubio excurrit, Valconem, Posegam et Syrmium, tres insignes provincias, quas nos Comitatus vocamus, a Slavonia divellens.**“ —

Er beschreibt ferner bezüglich der Erzählung der Mohátscher Niederlage, die Städte und Orte von Ofen bis Belgrad, und schließt mit den Worten: **Et in hunc modum se habet Hungaria, et eorum locorum, ubi cruentem cladem accepimus, situs.** — Nikolaus **Zstvánffy** (1569), k. Sekretär und später **Propalatin** nennt **Posega** und **Valkó Ungariae regiones**; ja er gibt ebenfalls an, daß das Waldgebirge **Garavit** die Grenze von **Posega** und **Slawonien** bilde. — Noch berühren wir einige Beweisstellen in möglichster Kürze:

Johann **Zermegh**, k. Kammerath (1539) schreibt, daß Ferdinands I. Gesandte an **Soliman**, alle Festungen, die seit König Ludwigs II. Zeit den Ungarn entrissen wurden und darunter auch **Szerem** (Sirmium), **Ujlak** (Illok), Zalankémen und Peterwardein zurückgefordert hätten. Derselbe unterscheidet an einer andern Stelle genau Poschega und Sirmien von Slawonien. — Paul **Gregoriancz**, ein geborner Kroat, 1554 Bischof von Agram, später von Raab, sagt, daß das Bisthum Sirmien in den untern Theilen des Königreiches Ungarn gelegen sei. — Anton **Verancz**, Primas und k. Statthalter unter Max II. und Rudolf II., sagt, daß Katzianers Niederlage im untern Pannonien (Ungarn) zwischen Essek und Gara erfolgt sei. — Franz **Forgách**, Bischof von Waizen und (1556) Ferdinands I. Kanzler scheidet **Valkovár** von **Slawonien** aus. Derselbe bestätigt als Mitglied der Regnikolar-Deputation bei Revision des **Tripartitums**, die dortige Komitats-Eintheilung, wornach — Veröcze, Poschega, Sirmien, Valkó ungarische Komitate sind. — Der Verfasser führt noch mehre Autoren im 16. und 17. Jahrhundert an, welche diese Komitatseintheilung geben, darunter Gegor **Pető** (**Rövid Magyar Kronika. Bétsben 1660**) und von demselben Jahre in Ulm gedruckt: Martinus Zeiler: Beschreibung des Königreiches Ungarn: **Posega** ist ein Schloß, davon eine ganze Landschaft in Ungarn nahend dem Illyrischen Land zwischen den zwei Wässern Drau und Sau; von Slawonien aber durch den Berg Garavicz (Garpvicz) abgesondert wird.

(Schluß folgt.)

*) Es verdient für die Meinung des Verf. auch besonders hervorgehoben zu werden, daß die älteste gedruckte Ausgabe des Corpus juris Hungar. vom Jahre 1584, ausdrücklich unter der Aufschrift: „Comitatus Regni Hungariae“ mit den Komitaten Sirmium, Valkó, Posega, Veröcze beginnt, hierauf alle übrigen ungarischen Komitate aufzählt, dann jedoch unter der besonderen Aufschrift: Comitatus Regni Sclavoniae: Zágráb, Kreuz- und Warasdin aufzählt.

Das städtische Museum für Naturgeschichte zu Mailand.

(Schluß.)

Die dritte und verhältnißmäßig kleinste Gallerie führt, wie gesagt, ins Thierreich zurück, indem sie einen großen Theil der vorhandenen Wirbellosen, namentlich fast alle In-

sekten des Museums beherbergt. Die zur Schau gestellte Sammlung der Letzteren ist zweifacher Art und Tendenz. Die eine, vom Verfasser dieses Aufsatzes entworfen und ausgeführt, hat für's Erste den Zweck, den wißbegierigen Laien zum Studium der Entomologie einzuladen, indem sie das klassische „**natura in minimis maxima**" durch die Wahl der ausgestellten Objekte zur überzeugenden Anschauung zu bringen sucht, und dabei den Hebel einer gefälligen äußeren Ausstattung nicht verschmäht; die zweite und höhere Bestimmung derselben ist aber, den neugewonnenen Proselyten, so wie den, der bereits Lust zur Sache mitgebracht hat, in jene Wissenschaft einzuführen, ihm nämlich deren mannigfache Gebiete und den einzuschlagenden Weg erst in allgemeinen Umrissen vorzuzeichnen, und dann diejenigen Objekte, welche für szientifische Zwecke oder für den Haushalt des Menschen von vorzüglicher Bedeutung sind, speziell kennen zu lehren. Der Leser möge aus nachfolgender kurzer Schilderung entnehmen, ob sie mit ihrer Anordnung diesen Absichten auch wirklich zu entsprechen vermag.

Sie befindet sich — um mit der Außenseite zu beginnen, — im Mittelraume auf zwei langen Tischen, welche in ihrer Konstruktion jenen der Konchylien gleichen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Insekten als zartere und im Nothfalle ganz nahe zu besichtigende Objekte auf den erwähnten zwei Ebenen in eigenen abnehmbaren Kästchen stecken, und der innere Raum ohne Schieblade und vor der Hand zur Aufnahme von entomologischem Geräthe bestimmt ist.

Jene Kästchen oder Laden, vierzig an der Zahl, von schwarzpolirtem Holze und mit Glasdeckeln und breiten Messingrahmen versehen, um das Innere möglichst zu erhellen, sind unter sich durch Leisten getrennt, von welchen jene, die der Mittelkante der Tische entspricht, die Nummer der Kästchen, und dort, wo in diesen eine neue Ordnung anhebt, deren Etiquette trägt. Die Sammlung selbst geht von den Fliegen, als der am tiefsten stehenden Form, aus, und endet, von den saugenden zu den beißenden Insekten fortlaufend, mit den vollkommensten Thieren dieser Klasse, den Käfern. Jede der sieben Ordnungen und jede ihrer Familien, welche, beiläufig bemerkt, gleichfalls nach ihrer natürlichen Verwandtschaft aufeinanderfolgen, ist in einer gewissen Zahl Kästchen für sich abgeschlossen repräsentirt und als Repräsentanten beider wurden theils Arten gewählt, welche für die betreffende Gruppe charakteristisch sind, theils solche, die für den Ökonomen, Forstmann, Techniker oder wenigstens durch Form und Farbe für den Laien überhaupt Interesse besitzen. An der Spitze jeder Familie (also stets im Kästchen selbst und seinem oberen Rande parallel) finden sich drei durch Größe und Farbe ausgezeichnete Etiquetten. Die mittlere trägt in römischer Schrift den wissenschaftlichen Namen der Familie, jene rechts ihre Charakteristik in lateinischen Termen, und die links in derselben Sprache eine bezeichnende Notiz, die sich auf Lebensweise, Vorkommen oder Metamorfose der hieher gehörigen Arten bezieht; diese haben wieder eigene **Genus**- und **Species**-Etiquetten, letztere mit Angabe des Vaterlandes, und sind, da ihre Aufeinanderfolge hier gleichgiltig schien, in jeder Lade dergestalt in Längsreihen gestellt, daß die größten und buntesten in der Mitte, die kleineren und minder auffallenden symmetrisch zu beiden Seiten stecken. Die Nummern der Kästchen beziehen sich (wie bei den Konchylien jene der Glasgestelle) auf einen gedruckten Katalog, in welchem die systematische Reihenfolge der ausgestellten Ordnungen, Familien und **Genera** strenge eingehalten, und nebstbei ein **Index alphabeticus** derselben mit Angabe des Kästchens, worin sie sich befinden, gegeben ist. So kann der Umfang der Ausstellung im Ganzen und in ihren Theilen eingesehen, und zugleich jedes einzelne Stück derselben leicht aufgefunden werden. Diesen Katalog in der Hand und jene Sammlung vor Augen, soll — so liegt es wenigstens im Plane — jeder Anfänger im Stande sein, sich ohne weitere Hilfsmittel eine tüchtige Grundlage für das Studium der Entomologie zu schaffen.

Die zweite zur Schau gestellte Sammlung ist ein Vermächtniß **Marietti's** an das Museum, und demselben erst kurz vor seiner Eröffnung zugekommen. Man hat sie nach dem Willen des Erblassers unberührt gelassen, und theils an der Hinterwand oberhalb der daselbst befindlichen Schränke, theils an den Fensterpfeilern angebracht. Sie enthält in vierzehn Bildern oder Tafeln fast alle europäischen Käfer, und gewährt einen guten Überblick über diesen Theil der Fauna unseres Welttheils. Reichhaltiger und werthvoller noch sind die zu ihr gehörigen und unter Einem abgetretenen Vorräthe, nur daß sie leider erst zu spät eintrafen, um zur Vervollständigung der **Jan-Decristofori**'schen Sammlung verwendet werden zu können.

Diese, die spezielle oder Haupt-Sammlung befindet sich zum größeren Theile in fünf eleganten Schränken. Drei davon enthalten Käfer, nach **Dejean's** letztem Kataloge geordnet, und zwar **Carabi** bis **Melasomen inclusive**; in den andern zwei stecken: 1. Europäische Schmetterlinge, bis zu den Geometriden (nach Ochsheimer-Treitschke), 2. Hemipteren (nach Burmeister), 3. endlich Diptera (nach Meigen und Wiedemann klassifizirt). Der Rest der Käfer, obwohl bestimmt und geordnet, befindet sich mit der ganzen Masse von Vorräthen zur Stunde noch in älteren Behältnissen in einem der Arbeitszimmer, und nur die Familie der Rhynchophoren, aber auch diese nicht vollständig, ist in einen der vier kleineren Schränke des Vorsaales übertragen. Die drei anderen enthalten Hymenopteren (bei welchen die Familien der Ichneumoniden, Diplolepiden und Cynipiden sehr schwach repräsentirt sind), Orthopteren und Neuropteren, und zwar von diesen zwei an sich schon ärmeren Ordnungen nur einzelne Repräsentanten der europäischen und einiger weniger exotischen **Genera**. Der eigentliche Reichthum der Hauptsammlung liegt, wie zum Theil aus dem Ebengesagten erhellt, in den Käfern (**Coleoptera**), deren Artenzahl sich ungefähr auf 10,000 beläuft, während alle übrigen Ordnungen zusammen nur bei 4000 aufweisen können. Wohl die Hälfte jener Species ist exotischen Ursprungs, und wir begegnen da fast in jeder Familie Seltenheiten ersten Ranges. So z. B., um nur einige zur Probe anzuführen, unter den **Carabicinen**: **Manticora n. sp.**, **Car. Vietinghovii**, **Chamissonis**, **Onopterygia tricolor**, **Mormolyce phyllodes**, **Anophthalmus Schmidtii etc.**; bei den **Lamellicornien**: **Phanaeus n. sp.**, **Scarab. Hercules**, **Typhon etc.**, **Euchirus longimanus**, **Goliathus micans et rhinophyllus**, **Chiasogn. Grantii etc.**; bei den **Rhynchophoren**: **Tophoderes frenatus**, **Calliz. regalis**, **Lophotus Zebra**, **Elythrurus Lapeyrousei**, **Derac. hololeucus etc.**; unter den **Cerambicinen**: **Titanus giganteus**, **Enopl. armillatus**, **Cal-**

lichr. phyllopus et albitarsis, Listropt. atra u. a. m. — Von Schmetterlingen sind etwa 300 Arten aus anderen Welttheilen in gut konservirten Exemplaren vorhanden, und in Glasladen, welche auf die vier niedrigen Schränke der Hauptsammlung schräg aufgesetzt wurden, zur Schau gestellt. In den übrigen Ordnungen ist die Zahl der Exoten verhältnißmäßig beschränkt, nur die Hemipteren enthalten in der Familie der Leucht- und Buckel-Zirpen noch manches Ausgezeichnete. Von großer Bedeutung für die Fortbildung der entomologischen Partie sind die bei der Zusammenstellung der Hauptsammlung ausgeschiedenen Vorräthe, welche zwar zahlreicher an Individuen als an Arten sind, und mit geringer Ausnahme der Ordnung **Coleoptera** angehören, dadurch aber, daß sie viel Brauchbares, zumal an **Exoticis**, enthalten, und überhaupt sehr reich sind, bei ausgebreitetem Tauschverkehre auch zur Bereicherung der übrigen Insektensippen wesentlich beitragen können.

Die zweite Hälfte dieser Gallerie, oder genauer gesprochen, ihrer Hinterwand, nehmen wieder fünf Schränke ein, von welchen vier in Übereinstimmung mit den früher erwähnten niedriger sind und Pulte tragen, der fünfte aber, welcher dem höheren der Insektenschränke entspricht, gleich diesem einen Aufsatzkasten mit senkrechten Glaswänden hat. An der Hinterwand dieser zwei Aufsatzkästen sind determinirte Repräsentanten der **Krustazeen** in mehr pittoresker als systematischer Stellung angebracht, und auch vom Umfange dieser relativ kleinen Klasse dem Publikum einen Begriff zu geben. In den vier Pulten (schräg aufgestellten Glasladen) finden sich Cirrhipeden, Radiaten, Zoophyten und Foraminiferen dergestalt vertheilt, daß auf jede dieser Klassen eines von jenen Behältnissen kommt, ohne daß jedoch in ihrer weitern Anordnung ein anderer Zweck verfolgt wäre, als der so eben bezüglich der Krebsthiersammlung angegeben wurde. Die Foraminiferen sind zum Theil nur stark vergrößerte Gypsmodelle, um die fantastischen Formen dieser winzigen Thiere besser zu veranschaulichen. Im Innern dieser Schränke sind die speziellen Sammlungen der Fossilien aufbewahrt, unter welchen wieder die von den Mollusken der Tertiärformation durch Zahl, Konversation und Kostbarkeit der Arten den ersten Rang behauptet. Nur wenige, aber zum Theil trefflich erhalten, sind die Abdrücke von Insekten aus der Gegend von Aix und aus Kroatien, und was endlich die vegetabilischen Reste der Urwelt anbelangt, so finden sich hier unter ihnen die meisten Gattungen der Kohlenformation.

Das letzte Zimmer zeigt in seiner Mitte auf einem Tische von der bei den Konchylien beschriebenen Konstrukzion eine Partie Fossilien, welche — das **Genus: Terebratula** nebst noch einigen Anderen — nach zoologischen Prinzipien geordnet, und dabei auf eigenthümliche Art geologisch bezeichnet sind. Man hat nämlich an die Spitze dieser Sammlung fünf verschiedenfarbige Ettiquetten, und auf jede den Namen von einer der fünf urweltlichen Hauptformationen gesetzt, und das Vorkommen eines Fossils in einer von diesen Letzteren dadurch ausgedrückt, daß man ihm eine Etiquette von der Farbe der betreffenden Formation gab; eine, unter der Voraussetzung, daß jedes Fossil für seine Schicht charakteristisch ist, ganz besonders instruktive Methode. Die Aufsatzkasten entlang der Wände enthalten Anneliden, Mollusken, Radiaten und Zoophyten in Gläsern mit Weingeist, die darunter befindlichen Schränke **Dupla** von Konchylien und Fossilien — und damit ist das öffentliche Gebiet des Museums abgeschlossen.

Bevor wir jedoch dasselbe ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick in das Vorlesungslokale werfen. Es besteht aus einem Vorzimmer und einem so ziemlich geräumigen hellen Saale, an dessen Wänden die besonders an mineralogischen Werken reiche Musealbibliothek in Glasschränken aufgestellt ist. Hier finden sich vorläufig auch die schönen Gypsmodelle fossiler Wirbelthierknochen aufbewahrt, welche unter Kaup's Leitung in Darmstadt nach den im dortigen Museum befindlichen Originalen angefertigt werden, und wegen ihrer großen praktischen Brauchbarkeit schon in mehren öffentlichen und Privat-Museen Platz gefunden haben. Mit ihnen ist eine merkliche Lücke in der sonst so reichen geologischen Abtheilung ausgefüllt worden, und wir wünschen, daß der Geist, welcher sich durch ihre Anschaffung neuerdings der Beförderung der Naturstudien in Italien geneigt, und zugleich der Fortschrittte Deutschlands in diesem Fache kundig erwiesen hat, noch ferner die Anstalt durchwehen, und — wo möglich — ihr **spiritus familiaris** für alle Zeiten bleiben möge.

Damit aber dieses geschehen, damit das belebende Prinzip sich ferner wirksam erweisen könne, ist ihm vor Allem ein vermittelnder Körper, eine passende Organisation vonnöthen, durch welche es, wie in der Periode vor Eröffnung des Museums auf alle Zweige desselben gleichmäßig wirken kann. Diese Organisation ist aber für den Augenblick noch nicht, oder wenigstens nur theilweise vorhanden, insofern nämlich die Zahl der mit der Fortbildung und Bewahrung des Museums betrauten Individuen wieder auf die zwei früheren, definitiven Beamten, Direktor und Adjunkt, reduzirt worden ist, von welchen zudem der Erstere vermöge seiner Stellung in Parma nur in den Wintermonaten persönlich anwesend sein kann. Die gleichfalls bereits in früherer Zeit kreirten Ehrenmitglieder, die sogenannten Konservatoren, Bürger nämlich von Ansehen und Bildung, und welche für das Fach wenigstens im Allgemeinen sich interessiren, können als vermittelnde Stelle zwischen Museum nnd Stadt-Kollegium zwar die Interessen des Ersteren nach außen mit Erfolg vertreten, aber, selbst wenn sie, wie **Bassi** und **Porro**, schätzbare Fachkenntnisse besitzen, den Arbeiten im Innern der Anstalt nicht mit jenem Zeitaufwande obliegen, welchen der eigentliche Beamte zu widmen hat, und der auch nur von diesem gefordert werden darf. Soll also dieses mit so großem Kostenaufwande geschaffene, bei seinem Eintritte in's Leben von der gelehrten Welt Italiens, und man darf im Hinblicke auf die auswärtigen Glieder des Kongresses hinzufügen, von ausgezeichneten Fachmännern Deutschlands mit Beifall begrüßte Institut nicht schnelle Rückschritte machen — ein Verharren auf derselben Stufe ist in solchen Dingen unmöglich —, so muß, und zwar in nicht zu ferner Zeit, die Zahl der Arbeiter der Ausdehnung des Feldes angepaßt, kurz, ein stabiles Beamtenkorps geschaffen werden. Wenn wir recht unterrichtet sind, so herrscht diese Ansicht auch bei jenen, die hierüber eine entscheidende Stimme haben, und die Wissenschaft darf demnach hoffen, jene äußeren Hindernisse, welche sich der Ausführung eines ihr Interesse so nahe berührenden Planes für jetzt noch entgegensetzen, durch den festen Willen und die Thätigkeit ihrer Freunde in möglichst kurzer Zeit hinweggeräumt zu sehen.

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Sanitäts- und Humanitätswesen.

Das Karolinen-Landes-Spital in Hermannstadt 1843—1844 zählt 242 Männer, 101 Weiber, Summe 343 Kranke, davon genasen 304 (218 M., 86 W.) und starben 41 (28 M., 13 W.), der Rest blieb in Behandlung. Unter der Summe waren von den 7 Religionsparteien und zwar 154 Katholiken, 100 Reform., 29 Luth., 15 Unitarier, 31 Griech. Unirte, 13 Griech. Nichtun., 7 Israeliten.

(Siebenb. Bote.)

Eine neue Einbalsamirung erfand Prof. Dr. Nagel in Lemberg, durch welche selbst die Gesichtszüge dauernd erhalten werden. Im Lemberger anatomischen Kabinete sind bereits mehre Kinderleichen zur Probe aufgestellt. (Lesebl.)

Unterkunft für Arme wurde in London durch Erbauung eigener Häuser geschaffen; die Prager Zeitung Nr. 2 enthielt einen sehr zu beherzigenden Aufruf (F. F. unterzeichnet): man solle auch bei uns für Unterkunft der Armen sorgen, für den Anfang wenigstens durch geheizte Lokalitäten über den Winter.

Eine Krankenanstalt wurde in Opočno in Böhmen durch Dr Al. Skuhersky 1838 gegründet, welche bereits 11 Betten zählt und in dieser Zeit 686 größtentheils arme Kranke behandelte, von denen 32 starben. Einheimische Bemittelte zahlen 6—10, fremde 8—12 kr. W. W. zum Spitalsfonde. Es ist also nicht so schwierig auch auf dem Lande Spitäler herzustellen. (Prag. Zeit. 25. 26.)

Über Verbesserungen im Kranken- und Armenwesen in Vorarlberg berichtet der Tirol. Bote 12. 13.: Dornbirn (mit 7000 Einwohnern) hatte vor 1844 weder Armen- noch Krankenhaus, die unbenützte Kavalleriekaserne wurde dazu eingerichtet und den barmherzigen Schwestern übergeben. Mit Einschluß dieser (4) wurden täglich an 27 Personen verpflegt, à 11—12 kr. Auch in Bregenz, Mittelberg und Rankweil wurde dieser wohlthätige Orden eingeführt. Sehr wichtig ist das Entstehen von Unterstützungsvereinen für Fabriksarbeiter. In manchen Fabriken wird der Arbeiter nur aufgenommen, wenn er an jedem Zahltage (also wöchentlich) 1—1½ kr. vom Gulden in eine Kasse legt, der allenfalls auch die Strafgelder zukommen, und aus welcher dann Kranke verpflegt werden. (Und die Fabrikherren, thun die nichts dazu? Es scheint, denn der Artikel schließt mit dem Wunsche, daß die Fabriksherrn, „die die Kräfte der Menschheit so streng in Anspruch nehmen, mit einer namhaften Summe den Anfang machen möchten.“ Es scheint also auch in Vorarlberg betreffs der armen Arbeiter zu heißen: „Hilf dir selbst, und der Himmel wird dir helfen!“)

Die barmherzigen Brüder haben in Ungarn 14 Spitäler, welche 1844 7799 Kranke verpflegten, von denen 7214 genasen.

(Ungar.)

Den Mitgliedern des Mäßigkeits-Vereines unter ihren Unterthanen hat die Gräfin Patocka für ein Jahr die Abgaben erlassen. (Pann.)

Ein Verein zur Unterstützung alter Schullehrer und ihrer Witwen trat in Gran ins Leben. (Ungar.)

Ein Wohlthätigkeits-Verein für dienende Personen hat sich in Prag gebildet, namentlich um Sittlichkeit unter der dienenden Volksklasse zu fördern. (Gewiß ein höchst wichtiger, wahrhaft humaner Verein. Möge er Nachahmung finden!) Sonntagsbl.)

Ein Unterstützungs-Institut für emeritirte Geistliche errichtete der Bischof von Fünfkirchen, Joh. von Scitovsky, der mit 3000 fl. den Fond gründete, zu welchem das Domkapitel 4800, die Diözesangeistlichen 1540 beisteierten. (Pest. Tagbl.)

Kunst und Alterthum.

Auf Stein zu malen (sic) erfand der Wiener Lithograf H. Rauch. Er malt nämlich mit zwei Substanzen chemischer Tusche ganz nach gewöhnlicher Manier alle Töne (weder hoch noch nieder, so wie bei der Galvano'schen Manier), wie man auf Papier gewöhnlich lavirt, auf einen gekörnten Steine. Mißfällt ihm eine Stelle, wischt er sie mit Terpenthin weg, und setzt die Arbeit fort. Der Stein wird dann geätzt.

(Wiener Zeitg. 40.)

Die bei Vinkovcze gefundene Glaspaste (siehe „Naturkunde“) dürfte aus dem 4. Jahrhunderte herstammen. Vinkovcze ist das römische Cibalis, Cibalae, ad Labores, Geburtsort der Kaiser Valentinianus und Valens. (Wiener Zeitg. 36.)

Zur slawischen Alterthumskunde in Ungarn theilt Dr. Zipser interessante Daten mit. In jedem alten Dorfe wissen die Leute noch von ihrem Begräbnißplatze Háj zu erzählen, und sehr häufig sieht man noch den Grabhügel, wol noch mit den heiligen Linden. Die meisten sind erhalten an der Gran und Waag. Silbermünzen, Sporen, Schwerter, Streithammer ꝛc. werden gefunden. Die neuesten interessanteren Funde sind: Ein Streithammer aus Trachyt bei Pilin (Neograd. Kom.) am Várhegy, Schloßberge. 4 Schwerter, 2 Handberge, 2 Fibulen aus Bronze bei Bolyk in der Nähe von Losonz. Zwischen Litke und Lipta-Cerege ist ein 20 Kl. langer, 1½ Kl. hoher, begraster Hügel, in welchem man ½ Schuh tief auf große Steinplatten kam, 20—30 Pf. schwer, unter welchen sich platt gedrückte Urnen befanden.

(Morav. 23.)

Meister Pilchramb (Pilgram) der Baumeister von St. Stefan in Wien, scheint nach E. Hawlik's Ermittelungen ein geborner Brünner gewesen zu sein, und sein Urenkel (er führte auch das Zeichen $\sqrt{7}$) ist Erbauer von St. Jakob zu Brünn. (Sonntagsbl. 7. S. 162.)

Ein prachtvoller silberner Kronleuchter von Giov. Fantini nach Zeichnungen des Prof. Giuf. Borsato wurde von Giov. de Papadopoli der griech. Kirche S. Giorgio in Venedig geschenkt. Er hat 18 Arme und ist sehr reich mit Laubwerk ꝛc. verziert. (Gaz. d. Venez.)

15 Statuetten österreichischer Feldherren (18 Zoll hoch) hat der Bildhauer Alexis nach der Angabe des Freih. Klemens von Hügel verfertigt, von denen Se. Majestät geruhten 2 vollständige Exemplare in Bronze anzukaufen und den Militär-Akademien zu Wien und Wiener Neustadt zum Geschenke zu machen. 8 Statuetten sind bereits im Gusse vollendet. Auf die Sammlung wird Subskription angenommen, 900 fl. in Bronze, 1650 im Feuer vergoldet; einzeln kostet das Stück 60 fl. und 110 fl. Die Feldherren sind: Kaiser Max I., Graf Niklas Salm, Ritter Georg von Freundsberg, Kaiser Karl V., Ritter Lazar Schwendi, Herzog Albrecht Waldstein, Graf Raimond Montecucculi, Graf Rüdig. Starhemberg, Herzog Karl V. von Lothringen, Prinz Eugen von Savoyen, Graf Leopold von Daun, Freiherr Gideon Loudon, Graf Lacey, Erzherzog Karl, Fürst Karl Schwarzenberg.

Geschichte.

Über Doktor Faust's Haus in Prag gab Hr. Tomek in einer Sitzung der k. böhm. Ges. d. Wiss. (vergleiche Nr. 30) folgenden Aufschluß: Schon 1381 findet man dies Haus im Besitze der Fürsten von Troppau; es wurde in den hussitischen Unruhen 1434 zerstört, wieder aufgebaut, und Fürst Wenzel trat es 1441 dem Neustädter Schreiber Prokop förmlich ab, der es also gerade zu Lebzeiten des Dr. Faust besaß. An Prokop schrieb nun Fürst Wenzel: sich nach einem in der Alchymie erfahrnen Menschen zu erkundigen, ihm solchen zu schicken ꝛc. Vielleicht trieb der Fürst selbst in dem Hause, so lange er es noch besaß, Alchymie, was das Volk dann mit dem berühmten Schwarzkünstler in Verbindung brachte. Es scheint, daß zu Kaiser Rudolfs Zeiten in diesem Hause irgend ein Tausendkünstler wohnte, der namentlich mehre Automaten aufgestellt hatte, von denen noch eine Volkssage spricht. — Die Sage von Faust's Haus mag vor einigen Jahren in Böhmen zu dem Glauben veranlaßt haben, Faust sei ein geborner Böhme gewesen.

(Bohem. 15. aus Časop. česk. mus.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Wolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 19. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 47.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Wirksamkeit des Erzherzogs Johann in der Steiermark. — Gyurikovits: De situ Croatiae etc. (Schluß.) — Die neu-böhmische Literatur. II. Artikel. Belletristik. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Ein Ueberblick der Wirksamkeit des Erzherzogs Johann in Steiermark.

„Wem in Steiermark müßte der erhabene Gründer unseres schönen National-Museums und beinahe aller unserer wissenschaftlichen Vereine und Anstalten erst genannt werden?" sagt in Steiermarks Kulturgeschichte einer unserer geachtetsten Literaten*), „seit einem Vierteljahrhundert waltet Er als unmittelbarer Urheber oder thätiger Beförderer alles Guten und Schönen still zwischen den Bergen unserer — und wir sagen es stolz — nun längst auch Seiner Heimat. Einem auf solcher Stufe stehenden Manne gegenüber sind jedoch selbst für die größten Wohlthaten nur Worte des innigsten Dankes und nicht Lobeserhebungen ziemlich, denn diese verdächtigen bei der Mitwelt so leicht die Absicht des Lobpreisenden selbst, aber die schmucklose Aufzählung Seiner Stiftungen ist wohl eine Pflicht dieser „Blätter für österreichische Literatur und Kunst, Geschichte und Statistik." **)

Diese segensreiche Wirksamkeit begann (für Steiermark***) eigentlich) erst 1811 mit der Stiftung des Johanneums in Graz, dieses echt vaterländischen und mit wahrhaft kaiserl. Munifizenz ausgestatteten Instituts, dessen segensreiche Früchte und Wirkungen bereits im Lande sichtbar sind. Zwar wurde es sogleich den Ständen des Landes übergeben, die bisher auch mit mütterlicher Sorgfalt das anvertraute Gut schirmten und ihr dem erhabenen Gründer gegebenes Wort: „das ihnen anvertraute Heiligthum der Wissenschaften treu zu bewahren und nach Kräften zu bereichern und zu verschönern" mit großen Opfern und gewissenhafter Sorgfalt bisher lösten; auch sind sie nun Eigenthümer, aber der Name des Vaters wird fortleben, wenn die Zeit vielleicht die treuen Pfleger schon vergessen ließ, so wie Seine Worte *) in der Stiftungsurkunde den hohen Sinn desselben zeigen.

Wie zweckmäßig der erste Plan war, wie getreu die Stände ihr Versprechen hielten, zeigt die gegenwärtige Ausdehnung des Institutes, zeigt im geistigen Sinne das herrliche Gebäude, dessen Grundlage sachkundige Männer leiteten und beweisen die Jahresberichte, aus deren letztem man die Wirksamkeit der Gegenwart entnehmen mag. Die mineralogische Sammlung enthält bei 5000 Exemplare aufgestellter Stücke und ist auf Grundlage des Systems von Mohs geordnet; der botanischen und zoologischen Sammlung steht der berühmte Naturhistoriker Dr. Unger vor; die Vorlesungen über Fysik, Chemie und Mathematik werden nicht nur von ordentlichen Zuhörern, sondern sehr häufig auch von Dilettanten besucht; das Archiv verwahrt eine der reichsten Münzen-, Ur-

*) Carl Gottfried Ritter v. Leitner: „Über den Einfluß der Landstände auf die Bildung in Steiermark," steir. Zeitschrift, neue Folge, II. 1. Heft.

**) Es kann daher hier weder von einer Biografie noch von andern Schöpfungen oder auswärtiger Thätigkeit des Erzherzogs, die nicht unmittelbar die Literatur und Kunst oder Steiermark betreffen, eine Rede sein, obwohl selbe an den gehörigen Orten sollen berührt werden.

***) Früher bereiste Er Tirol und zwar als Ingenieur, als Naturforscher u. s. w. und war diesem Alpenlande das, was Er nun der Steiermark ist; auf Seinen Ruf wurden bisher unerreichte Alpenspitzen erstiegen, wandelten Naturforscher und Maler durch das Land, durchstöberten Historiker Archive und suchten Alterthümer auf u. dgl. Seit 1805, wo Tirol durch den unheilvollen Preßburger Friedensschluß verloren ging, wendete Er seine Liebe und Studien den Provinzen Innerösterreichs zu, organisirte hier 1809 das System der Landwehre und war Heerführer des inneröstrr. Armeekorps in Italien, seit welcher Zeit Er schon mehr uns angehört — doch bleibt Er Rector magn. perp. der Innsbrucker Universität, und jenem treuen Alpenlande auch ferner gewogen.

*) „Stäte Entwicklung, unaufhörliches Fortschreiten ist das Ziel des Einzelnen — jedes Staatenvereins — der Menschheit. Stille stehen und Zurückbleiben ist im engen Leben des Weltschauspiels einerlei. Nur wo Licht und Wärme, ist auch Leben! Die Nothwendigkeit, gründliche Kenntnisse an die Stelle hohler Vielwisserei, Kraft und Festigkeit an die Stelle der Frivolität und egoistischen Zurückziehens, enges Leben an jene einer schmählichen Gleichgiltigkeit zu setzen, mit ganzem Herzen sich anzuschließen ans theure Vaterland, auf die Erziehung als höchste Nationalangelegenheit sein Augenmerk zu richten, hat sich stärker als je in unserer Zeit ausgesprochen — diesem Zwecke zu entsprechen (wenigstens näher zu rücken) sei Ziel des National-Museums."

kunden- und Antiquitäten-Sammlungen der Monarchie; die Lehranstalt zu Vordernberg trägt bereits Früchte durch dort gebildete junge und nun im Lande verbreitete Männer; die Bibliothek, bereits über 33,000 Bände stark, vermehrt sich von Jahr zu Jahr; die Wirksamkeit der gemeinnützigen Vereine, welche sich diesem Institute anschließen und auf die wir im Verfolge kommen werden, zeigt bereits mehrseits segensreiche Folgen; der botanische Garten erweitert sich nach dem Raum und Reichthum zusehends. Gegenwärtig bestehen 8 ordentl. Professuren und sind über 300 Zuhörer bei der ganzen Lehranstalt. Überall aber ist der Stifter des Ganzen zugleich Schöpfer und Ordner des Einzelnen; er weiß die Talente zu finden, prüft selbst mit Sachkenntniß Alles und weiset jedem seinen Antheil zu.

Im Jahre 1812 erließ der Erzherzog die Preisfragen über Innerösterreichs Geschichte und Geografie im Mittelalter, wodurch das Studium derselben wo nicht erweckt doch neu belebt wurde. *) Das Archiv für Geografie und Kriegswissenschaften, Hormayr's Taschenbücher, einzelne Broschüren, ausländische und unsere steierischen Blätter, u. v. a. wetteiferten nun miteinander im Auffinden von Quellen, Beweismitteln für einzelne Meinungen, Zitaten aus allen Klassikern, u. s. w. Männer vom Fache beeiferten sich um die Ehre der Mitbewerbung, so wurde das Studium der vaterländischen Geschichte verjüngt und wurde erst Wissenschaft für sich. **)

Seine Reise über Frankreich nach England und Holland nach dem 2. Pariser Frieden (beschrieben vom Grafen von Salm), so wie eine frühere (nach dem 1. Pariser Frieden), durch die Schweiz und Italien waren deswegen von besonderm Erfolge für Steiermark, als Er nicht nur als Mitglied des hohen Kaiserhauses, sondern mehr noch als Naturfreund und Forscher, als gebildeter Techniker reiste, sich um alle Verhältnisse der Industrie und Landwirthschaft erkundigte, Fabriken und Manufakturen selbst besuchte und als alle Seine diesfälligen Forschungen und Sammlungen wieder der Steiermark und dem Johanneo zu Gute kamen.

Im Jahre 1818 wurde der Brandhof nächst Mariazell in Obersteier erkauft und durch Ihn als Sachkenner von einer einfachen ländlichen Besitzung in eine reizende Villa und in einen Musterhof einer Alpenwirthschaft umschaffen; dadurch ward der Erzherzog Grundbesitzer des Landes und seitdem dürfen wir Ihn den Unsrigen nennen; dort wurde der Plan zur steierischen Landwirthschafts-Gesellschaft, wo nicht geschaffen, doch ausgebildet, eine Schöpfung, deren Folgen die Mitwelt bereits dankerfüllt erkennt, die Enkel aber erst gehörig würdigen werden. Bescheiden nannte der hohe Stifter in Seiner Eröffnungsrede am 28. März 1819 diese Stiftung nur eine Erneuerung der vorlängst bestandenen Ackerbaugesellschaft, aber Jeder weiß es: sie war nur Sein Werk! Die a. h. Bestätigungsurkunde zählt in deren Wirkungskreis „die Pflege aller Wissenschaften, welche zur Vorbereitung oder Pflege der Landwirthschaft dienen" und es ist kein Zweifel, daß sich seitdem rationelle Landwirthe gebildet haben, eben so gewiß aber ist's auch, daß die Gesellschaft diese ihre Aufgabe bisher nach Kräften löste; sie zählt jetzt 26 Filialen, bei 2000 ordentliche und 200 korrespondirende Mitglieder. Wer kann die beiden Reden des hohen Gründers und Präsidenten (des 1. und 2. Dezenniumsfestes) lesen oder hat einer solchen Feier selbst beigewohnt, ohne im Tiefsten gerührt zu werden und aus den vorliegenden und genannten Erfolgen die werkthätige Nützlichkeit der Gesellschaft zu erkennen! Die Hefte über die Verhandlungen der Gesellschaft geben auch Bericht davon und belehren den Wißbegierigen. Der gegenwärtige Professor der Landwirthschaftskunde hat sich bereits einen ehrenvollen Platz in der deutschen Gelehrtenwelt erworben, aber auch das Studium der Hilfswissenschaften der Landwirthschaft wurde durch Männer vom Fache und anerkanntem Rufe, die Er zu finden weiß, gehoben.

Hieher gehört der Ankauf des landwirthschaftlichen Musterhofes 1832 und die Errichtung der Winzerschule 1841 in Gratz, hieher gehören das Entstehen des Gartenbau-Komités, die Prämien-Stiftungen für Pferde- und Hornviehzucht, wie nicht minder für Seiden-, Obst- und Bienenzucht, endlich das Entstehen der Sparkasse 1825 und der wechselseitigen innerösterreichischen Feuerversicherungs-Anstalt 1829, sämmtlich Anstalten und Schöpfungen im Geiste des Fortschrittes, erweckt durch den für alles Nützliche im Lande thatkräftigen Erzherzog *).

Aber auch der Kunst und allseitiger Bildung widmete Er seine Aufmerksamkeit, indem Er nicht nur selbst eine reiche Bildersammlung anlegte und Künstlern, wie Ender, Gauermann, Höfel, Wachtel u. v. A. ein freundlicher Mäcenas war, sondern auch der st. st. Bildergallerie (vereinigt mit der Zeichnungsakademie) in Graz sehr werthvolle Geschenke machte, sogar die Zierde derselben (Maximilians Zusammenkunft mit Maria von Burgund, gemalt von Peter) ist von Ihm — später das Protektorat des steiermärkischen 1820 neu ins Leben getretenen Musikvereins annahm und diesen Instituten seither nun ebenfalls seine Theilnahme und Aufmerksamkeit schenkte.

Eine der schönsten Schöpfungen aus jener Zeit bleibt der Leseverein 1819 am Johanneo, eine Anstalt, die nun zu einem eigenen und vollendeten Institute sich gebildet hat, einen eigenen Fond besitzt und allen Instituten der Art in Europa an die Seite gestellt werden kann. Er zählt gegenwär-

*) Hauptsächlich die Genealogie der steir. Ottokare und Steiermarks Wachsthum betreffend (siehe Archiv III. 32.). Freiherr von Hormayr ward als Löser derselben erkannt und erhielt den Preis von 60 Golddukaten.

**) Nebst diesem Streben für Steiermark behielt der Erzherzog damals aber auch die großen deutschen und europäischen Interessen scharf im Auge und das Feld der Diplomatie und Kriegskunst blieb Ihm nicht fremd; Er nahm 1814 statt Franz I. die Huldigung in Mailand an und eroberte später 1815 Hüningen. Zu erwähnen wären hier auch die Thaten des, damals größtentheils aus Steiermärkern gebildeten und nun bald seit einem halben Jahrhunderte Seinen Namen führenden, Dragoner-Regiments, welches seit Beginn der französischen Kriege treu Österreichs Ruhm- und Unglückstage theilte. Es half bei Kulm 1813 entscheiden und bereitete so die Tage von Leipzig vor, wo es wieder, im Gefühle der Ehre für den Namen seines Inhabers, mit Ruhm und Tapferkeit, wenn gleich mit großen Opfern kämpfte.

*) Hieher gehört endlich auch der Anbau so vieler noch unkultivirter Plätze, Anlage zweckmäßiger Straßenzüge, z. B. über die Steinbrücke nach Rann 1826 und durch die Huda lukna 1829 bei W. Gratz, der bessere Geschmack und größere Feuersicherheit bei Landhäusern u. s. w.

tig über 300 Mitglieder, die gegen ein jährliches Abonnement von 14 fl. 24 kr. K. M. sich den Genuß von 200 Zeitungen und Zeitschriften aus allen Fächern der Gelehrsamkeit, Kunst und Industrie, die gelesensten englischen, französischen, italienischen und deutschen Tagblätter verschaffen, wodurch die Anstalt von selbst den Zusammenfluß und Mittelpunkt der gelehrten Welt von Graz bildet. Ein Organ desselben ist die steirische Zeitschrift, auch nur durch Ihn ins Leben gerufen — der nebst rascherem Gange aber auch zu wünschen wäre, daß sie, nach ihrem eigentlichen Zwecke und Seiner Weisung, mehr populäre und rein vaterländische Interessen im Auge behielte.

Der edle Erzherzog blieb jedoch nicht beim Vortrage und bei der Aufmunterung stehen, überall sehen wir Ihn auch Hand ans Werk legen; so kaufte Er 1822 eine Weingart-Realität im Pikerer Gebirge, bei Marburg, die bald eben so zur Musterwirthschaft für den Weinbau geschaffen ward und zwar durch Seine Einsicht und Seinen Fleiß — wie es der Brandhof im Oberlande bereits war *). In selbem Jahre wurde auch ein Radgewerk in Vordernberg angekauft, dem 1837 ein zweites hinzugefügt ward, wodurch der Erzherzog Radmeister, also Gewerbsmann in Steiermark wurde, als welcher Er, nur desto mehr um den Aufschwung der Industrie und des Handels im Lande besorgt 1837, den Verein zur Beförderung der Industrie und der Gewerbe in und für Innerösterreich (dem sich später auch Oberösterreich und Salzburg als Alpenländer mit gleichen Interessen anschlossen) stiftete, welcher gegenwärtig über 700 wirkliche und 100 Ehrenmitglieder zählt.

Schon die erste Industrie-Ausstellung in Klagenfurt, 1838 bei der Durchreise Ihrer Majestäten, zeigte die Folgen dieser Stiftung, wie nicht minder aber auch das allgemeine Interesse dafür. Die bisherigen Sitzungen und Verhandlungen, wie die Jahresberichte und das Industrieblatt (auch nur durch Ihn allein entstanden) geben weiteren Bericht vom Vereine und der wachsenden Theilnahme aller Klassen der Gesellschaft. Die unentgeldliche Zeichen- und Sonntagsschule für Gewerbtreibende, die Vorlesungen über einzelne Fächer der Naturwissenschaften, über Mechanik, Technik, u. s. w., die vergleichende Aufstellung der Landesprodukte und die dadurch bezweckte Bildung fleißiger und wißbegieriger Gewerbsleute, die Gründung der Gesellschaft zur Ausfuhr innerösterreichischer Erzeugnisse in Triest, wie der allgemeine Fortschritt sind der Erfolg dieser Seiner Stiftung.

Auch in diesem Fache fand des Erzherzogs Scharfblick die Männer dazu, wodurch sich der Kreis jener Edlen, denen Er seine besondere Gewogenheit schenkte, zum Nutzen des Landes erweiterte. Überall zeigte sich ein reger Eifer für das gemeine Beste und dem Willen des hohen Herrn, der als Genius des Landes einmal allgemein bekannt war, zu entsprechen, ward das Ziel des Einzelnen, der Gemeinden und so vieler Vereine! *)

Wie wesentlich der Erzherzog zur Aufmunterung von Kunst und Wissenschaft das Seinige beitrug, zeigen die vielen Widmungen von literarischen sowohl als artistischen Unternehmungen, ja es erscheint beinahe kein Werk von Bedeutung in den innerösterreichischen Provinzen, das nicht derart seinen Namen trägt. Er war es theils selbst, theils durch seine Schöpfungen, der so viele schlummernde Talente zu regem Wirken hervorrief — Künstler und Schriftsteller werden dies bezeugen, deren Namen zu nennen hier nicht der Ort ist — ebenso verbietet es gegenwärtig die Bescheidenheit, speziell und nominell die werkthätige Unterstützung aufzuführen, die so Vielen zu Theil wurde und es kann erst Sache der kommenden Geschlechter sein, die tiefere Würdigung dieser Seiner kulturgeschichtlichen Wirksamkeit so wie das Einzelne durch Schrift und Druck kund zu geben.

Der montanistisch-geognostische Verein 1842 von und für Innerösterreich beweiset wieder Seine Einsicht in die inneren Verhältnisse unserer Provinzen, als Alpenländer mit einem Metallreichthume, der sie nach Böhmen, unter die interessantesten Länder Europa's einreiht. Auch dieser ist Sein Werk und nur durch Ihn ins Leben getreten. Die Aufgabe desselben ist Durchforschung dieser Provinzen zur Entdeckung aller Arten nutzbringender Materialien, Beurtheilung und Bekanntmachung derselben zur Erleichterung bergmännischer, technischer und kommerzieller Unternehmungen. Zentralpunkt ist wieder das Johanneum; aber auch für geognostische Provinzial-Sammlungen wird der Verein sorgen, denn nicht nur fürs Materielle soll derselbe da sein, sondern auch um die Geschichte des Bergbaues, um die geognostisch-mineralogische Kenntniß der Länder, um Lösung theoretischer Fragen und Aufgaben soll und wird er besorgt sein. Wir haben daher nicht nur Förderung des Bergbaues in jeder, sondern auch Landeskenntniß in naturhistorischer Beziehung zu erwarten.

Welche Theilnahme der Erzherzog 1843 der Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Graz schenkte, lebt noch in der Erinnerung aller Glücklichen, die selber überhaupt beiwohnten, besonders aber damal Ihm näher standen

*) Den frommen Sinn des ganzen hohen Kaiserhauses bewährte er damal in unserem Hochlande auf rührende Weise. Am 27. Mai 1823 ward auf der Spitze des Erzberges, dieses unerschöpflichen Borns steierischen Wohlstandes, ein Kreuz aus Gußeisen gesetzt — die Feier ward (wie Weidmann sie beschreibt) zum Volksfeste und die Erhabenheit der Handlung stellt ein braver Kupferstich (von Leder — Höfel) dar, der im Lande wohlbekannt ist, die hohe Bedeutung aber beweisen die Worte des hochherzigen Gründers, wie sie dort vorkommen. Eine andere eben so ergreifende Feier hatte bei der Einweihung der neuen Kapelle im Brandhofe 1838 Statt, welche aus besonderer Verehrung für den hohen Eigenthümer der würdige Sänger der Rudolfias und Tunisias selbst vornahm — unvergeßlich wird auch sie Allen sein, die ihr beizuwohnen die Ehre hatten.

*) Wie sehr im Auslande, im innern und äußern Staatsleben Sein Name hochgestellt steht, zeigen Seine diplomatischen Sendungen und Reisen, 1837 ins russische Lager, nach Konstantinopel und Athen, dann 1842 zum Kölner Domban, ins preußisch-deutsche Bundeslager, zur Industrieausstellung in Mainz, zur Inspektion der neuen Festungsbauten u. s. w. Überall behielt Er aber auch unsere Interessen im Auge und suchte für Innerösterreichs Handel und Industrie, Bildungen und Kunstschätze Erfahrungen zu sammeln und Entsprechendes zu erreichen. Überall ward Er nicht nur als Erzherzog und Repräsentant des Kaiserhauses, sondern als wissenschaftlich gebildeter hoher Herr, als ruhmbekränzter und leutseliger Prinz der Gegenstand allgemeiner, nicht nur äußerer, sondern wahrer innerer Verehrung.

und sich von seiner tiefen Einsicht und seinem Eifer für die gute Sache selbst überzeugen konnten. Daß Er der Versammlung „ein eben so huldvoller Wirth, als ein kenntnißreicher und das regste Interesse bethätigender Förderer und Theilnehmer ihrer Forschungen war" haben wir anderseits bereits gelesen, und es wäre überflüssig, die Begebenheiten jener Tage als Förderungen der Wissenschaft hier zu wiederholen.

Seinen Aufenthalt theilt er nun, wenn seine Staatsgeschäfte und Pflichten als General-Geniedirektor, als Chef der Ingenieur- und Militär-Akademie u. s. w. es zulassen, mit Graz, das Er durch ein herrliches Palais verschönerte, Stainz *), das Er 1840 käuflich an sich brachte, dem reizenden Brandhofe, dann Vordernberg, wo er 1837 eine Union sämmtlicher Radmeister bildete, und (im Herbste zur Lesezeit) mit Pikern, dessen höchster Punkt nun Ihm zu Ehren Johannesberg heißt, und sowohl für den Weinbauer als Naturfreund zu den interessantesten Punkten der untern Steiermark gehört. Überall ist sein Leben und Wirken nur eine fortlaufende Reihe von Verdiensten um Wissenschaft, um Bildung und Veredlung des Volkes, um wesentliche Verbesserung des Bodens und aller Zustände des Landes, überall verehrt Ihn Arm und Reich, Hoch und Nieder, Herr und Diener, nicht nur als Erzherzog, als Feldherrn, Diplomaten, als Präsidenten aller dieser Seiner gemeinnützigen Anstalten und Vereine, sondern auch als Vater und Freund des Landes und der Einzelnen, als selbst sachkundiges und fachgebildetes Mitglied der genannten Gesellschaften.

Die neueste Schöpfung seiner segensreichen Wirksamkeit ist der 1844 ins Leben getretene historische Verein von Steiermark, Kärnthen und Krain, worüber die Verhandlungen schon lange dauerten und nur Sein Einfluß höheren Orts entschied. Der Hauptzweck desselben ist Geschichte, Forschen und Festhalten, wie die Statuten lehren; sie rufen alle Vaterlandsfreunde zur Mitwirkung auf, an der nicht zu zweifeln, und so dürften in Kurzem vielleicht schon die **Bibliotheca styriaca, das Archivum carantanum** oder **Antiquarium carniolum etc.** die werkthätigen Folgen dieser Stiftung zeigen, die jedoch nebst den Provinzial- auch die allgemeinen Interessen verfolgt. Es gehört nicht hieher, Seinen mittelbaren Einfluß auf so viele wohlthätige und gemeinnützige Unternehmungen, wie z. B. Wartinger's Prämienstiftung für vaterländisches Geschichtsstudium 1815, den Pikerer Weingartbesitzer-Unterstützungsfond sowohl für alte, als für brave Winzer 1831 u. s. w., namentlich aufzuführen, oder Sein gemeinschaftliches Wirken mit unsern hohen Herrn Ständen zu zergliedern, wessen Antheil dies oder jenes ist? — Dankbar erkennt das Land und seine Bevölkerung, daß es geschehen!

Und so möge der noch lebensfrische und thatkräftige **) Erzherzog zur Freude aller Bessern, zum Wohle der Steiermark und zur Erstarkung aller seiner hochherzigen Schöpfungen noch viele viele Jahre unter uns weilen und Gegenstand innigster Liebe und Verehrung seiner Umgebungen, des Volkes, der Zeit und Mitwelt bleiben, bis die Geschichte dann einst mit goldenem Griffel Seinen Namen und Seine Thaten, in das Buch der Ewigkeit eingetragen den Enkeln zeigen wird!

*) Eine der schönsten und reichsten Herrschaften des Landes, in einer paradiesischen Gegend, die nur durch Ihn neuen Reiz gewonnen und eine für Steiermark wichtige historische Bedeutung erhalten hat. (Prof. Maly steir. Zeitschrift XIII. 1.)

**) Unermüdet z. B. wohnt Er allen Sitzungen bei und gibt Seine Meinung ab, entscheidet über das Geringfügigste sowohl als das Wichtige mit Ruhe und Sachkenntniß, bei allen Seinen Vereinen und Anstalten.

De situ et ambitu Slavoniae et Croatiae, quem critice illustravit et de eo in usum Croatarum latine disseruit Georgius Gyurikovits. Pestini 1844. 85 S. 8.

(Schluß.)

Noch deutlicher erhellt aus der Geschichte der Wiedereroberung und Organisirung des heutigen Slawoniens, daß die jetzigen drei Komitate Sirmien, Veröcze und Poschega im 17. und 18. Jahrhunderte, bis 1746 und bezüglich 1791 noch immer als integrirende Theile des Königreiches Ungarn betrachtet wurden, und wie es kam, daß sie mit dem Namen Slawonien belegt, und unter Jurisdiktion des Banns gestellt wurden. Als bald nach der Befreiung Ofens von türkischer Herrschaft (2. Sept. 1686) und nach dem Siege bei **Mohács** (1687) auch der untere Strich zwischen Drave und Save (1688 und 1691) von den kais. Waffen zurückgewonnen wurde, führte in Folge eines Aufrufes der beiden Hofkanzler, Grafen **Kinsky** und **Strattmann**, der nicht unirte griechische Bischof **Arsenius Chernovich** eine bedeutende Anzahl seiner Glaubensgenossen aus Raszien über die Save unter kaiserl. Schutz. — Da bereits schon früher viele Razen (**Rasciani**) daselbst angesiedelt waren, so wurde der untere Strich zwischen der Donau, Drave und Save, im gemeinen damaligen Sprachgebrauche auch Raszien, und bald auch Slawonien oder das untere Slawonien genannt, indem die Razen gleich den im eigentlichen Slawonien (Kroatien) befindlichen Bewohnern Slawen waren; da aber ihr Bezirk an der untern Save und Drave lag, so wurde derselbe von dem eigentlichen Slawonien durch den Beisatz des untern geschieden.

Die türkische Herrschaft bildete eine traurige, geografisch und ethnografisch umstaltende Episode für das untere Ungarn. Die frühern Komitatsgrenzen waren verwirrt worden; während und nach der Wiedereroberung waren zwischen Save und Drave kaiserliche Truppen (Deutsche, Ungarn und Razen) daselbst vertheilt. Man dachte einerseits an Errichtung einer Militärgrenze gleich der Karlstädter Grenze, anderseits an Herstellung der frühern Komitatseintheilung und Verfassung. Daher bestimmte Kaiser Leopold I. schon mit a. h. Resolution vom 30. Oktober 1698 eine ungarische Kommission, als deren vorzüglichste Mitglieder Graf Franz **Nádasd**, Stefan **Kasó** und Alexander **Nedeczky** waren, welche am 11. Dez. 1700 ihre Ausarbeitung über die Organisirung der vier Komitate: **Sirmium, Valkó, Veröcze, Posega** überreichte, wornach die Administration, wie in andern Komitaten des Königreiches Ungarn wieder eingerichtet, und einstweilen die Grenzen der Kameral-Provisorate beibehalten werden sollten; wornach das Komitat Valkó den ganzen Distrikt des Inspekto-

rates **Eszek** und **Verőcze**, **Posega** und **Sirmium** die Distrikte der gleichnamigen Kameral-Provisorate erhalten sollten.

Die Militär-Kommission, welche unter Leitung des General Baron Schlichting am 14. Juli 1700 ihre Arbeiten zur Errichtung einer ungarischen Militärgrenze an der Save, nach dem Muster der kroatischen oder Karlstädter und der slawonischen oder Banalgrenze*) begann, beendigte ihre Organisirung im Jahre 1702, wornach dieselbe damals ungarische Grenze**) (**Confinium Hungaricum**) genannt, und [theils unter die Verwaltung des Hofkriegsrathes, theils der Hofkammer gestellt wurde, da die Grundstücke theils den zum immerwährenden Waffendienst bestimmten Individuen, theils den Zivilbewohnern zugewiesen wurden.

Nachdem im Passarowitzer Frieden (21. Juli 1718) die Grenzen über die Save erstreckt wurden, blieb die gedachte ungarische Grenze zwischen Drave und Save nicht nur im Fortbestande, sondern der in Essek kommandirende General Graf Khevenhüller machte wegen Aufrechthaltung des gesunkenen militärischen Geistes den a. h. Ortes genehmigten Vorschlag, daß die bezüglichen Grenzbewohner für immer National-Grenzsoldaten (**Nationales confinarii milites**) bleiben sollten.

Nach dem Belgrader Frieden (18. September 1739) wurden neuerdings Organisirungen der untern Komitate und Grenzregimentsbezirke vorgenommen. Maria Theresia beauftragte hiezu im Jahre 1745 den kommandirenden General von Temeswar, Baron Engelshofen, welchem der Hofrath der ungarischen Hofkanzlei, Graf Alexander Patachich, dann von Seite der ungarischen Hofkammer Baron Ladislaus Vayay, und von Seite Kroatiens und Slawoniens der Kanonikus Balthasar Kerchelich, dann Johann Busan und Szaich beigegeben wurden. Nach dem Vorschlage dieser Kommission wurde das ungarische Komitat **Valkó** unter die drei übrigen Komitate und das Brober Regiment vertheilt, um jene Komitate für die Abtrennung der Grenzregiments-Bezirke zu entschädigen. Auch vom Kreuzer Komitate wurden einige Theile abgerissen, und theils dem Komitate Poschega einverleibt, wie z. B. die festen Plätze **Dobra Kuchja** und **Biella**, theils dem Gradiskaner-Regimentsbezirke, wie z. B. der Markt **Velika** und die Dörfer **Bielastiena**, **Medjuricz**, **Banovajaruga**, **Brezina** u. a. — Es ist also wohl begreiflich, daß, was in alten Dokumenten von den gedachten 4 ungarischen Komitaten: **Sirmium**, **Valkó**, **Verőcze** und **Posega** gesagt wird, nur mit geografischer Umsicht auf die heutigen 3 slawonischen, in ihren Grenzen weit abweichenden Komitaten **Sirmium**, **Verőcze** und **Posega** angewendet werden darf. Der Verf. hat bereits in den vorliegenden Theilen auf die Irrthümer, die aus der Unkenntniß der alten Komitatsgrenze sich ergeben, an den geeigneten Stellen hingewiesen, er wird aber durch die diplomatische genaue] Begrenzung im **III.** Theile um die historische Geografie noch mehr Verdienst sich erwerben.

Für die gedachten 3 Komitate: **Verőcze**, **Sirmium** und **Posega** wurden **Essek**, **Illok** und **Posega** als Sitz der Komitatsversammlungen bestimmt, dieselben aber mittelst k. Reskript vom 27. April 1746 der Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Banus von Slawonien, Kroatien und Dalmatien, Grafen und nachherigen Fürsten Karl v. Batthyany und mittelbar dem Königreiche Ungarn unterworfen.

Gleichzeitig hatte eine neue Militär-Kommission unter dem Vorsitze des gedachten Banus und FML. Fürsten Karl v. Batthyany die Abtheilung der 3 Regimentsbezirke: Gradiska, Brod und Peterwardein vorgenommen.

Im Jahre 1749 wurden der ungarischen Hofkammer-Präsident, Graf Anton Grassalkovich und der General Baron Engelshofen zur Revision abgesendet, die ungarischen Komitatseinrichtungen blieben aufrecht und erhielten die Bestätigung des Landtages, welche jedoch im 23. Artikel den Beisatz erhielt: Unbeschadet der Jurisdiktion der Banus („**Salva Banali jurisdictione.**")

Der Zusammenhang der Ereignisse zeigt, daß der Banus die ordnungsmäßige Jurisdiktion über die gedachten 3 Komitate: **Posega**, **Verőcze** und **Sirmium** erst 1746 erhielt, welche nunmehr durch die Klausel vom Jahre 1751 gesichert erscheint. Der Verf. macht aber darauf aufmerksam, daß diese Klausel zu dem Irrthume Anlaß gegeben habe, als ob die ordnungsmäßige Gewalt und Gerichtsbarkeit über die 3 Komitate auch in früheren Jahrhunderten dem Banus zugestanden wäre, welches jedoch keineswegs der Fall war, da demselben nur in einigen Fällen eine delegirte Macht zustand.

Der Verf. schließt nun seinen **II.** Theil mit Anführung der weitern diplomatischen Beweise, daß die Komitate: **Sirmium**, **Verőcze** und **Posega** noch im 18. Jahrhunderte als ungarische betrachtet wurden, und der Gerichtsbarkeit des Banus nicht unterworfen waren, so wie mit Aufklärung der Metamorfose, wodurch in der Mitte des 18. Jahrhunderts aus den ungarischen Komitaten ein Königreich Slawonien hervorgegangen sei.

So interessant die Ausführung dieser einzelnen Punkte wäre, so müssen wir uns hier nur auf die Zusammenfassung des Sinnes derselben beschränken. Im gemeinen Sprachgebrauche, meistens von Deutschen ausgehend, wurde seit Anfang des 18. Jahrhunderts der Strich zwischen der Save und Drave Raszien oder das untere Slawonien zum Unterschiede des eigentlichen (obern) Slawoniens genannt; das letztere erhielt damals ebenfalls im gemeinen Sprachgebrauche den Namen Kroatien; das eigentliche Kroatien jedoch, d. i. das Land südlich der Sawe und Kulpa bis zum Meere, hieß einige Zeit auch österreichisches Küstenland. Diese Benennungen waren zwar theils nur vorübergehend, theils blos ethnografisch, theils gemeiner Sprachgebrauch, während in den Diätal-Verhandlungen noch für das jetzige Kroatien der Name Slawonien erscheint, und das heutige Slawonien als ein integrirender Theil von Ungarn betrachtet wurde (insbesondere in dem 92. Artikel v. J. 1715); allein jener Sprachgebrauch ging zuerst in die Verhandlungen der Kommission vom Jahre 1745 über. Da die Macht des Banus von Slawonien, Kroatien und Dalmatien von den beiden letztern ausgeschlossen, und nur im ersteren, nämlich in dem obern Theile zwischen der Drave und Save, oder nach dem damaligen gemeinen Sprachgebrauch im obern Slawonien wirksam geblieben

*) Diese Grenze war in demselben Jahre zwischen der Unna und Kulpa organisirt worden.

**) Vergleiche über das Gesagte v. Hietzinger's Statistik der Militärgrenze. I. Thl. p. 30 ꝛc. II. Thl. p. 10—13 ꝛc.

war, d. i. in den Komitaten Agram, Warasdin und Kreuz, dann in der Banalgrenze; so mußte dem Banus an der Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit über die untern 3 Komitate: **Sirmium**, **Veröcze** und **Posega** gelegen sein. — Sehr beachtenswerth ist die Anführung der Debatten, aus denen sich der obige Beisatz: „**Salva Banali jurisdictione**“ entwickelte. Endlich mochte auch in religioser Hinsicht daran gelegen gewesen sein, diese 3 ungarischen Komitate als Slawonien zu betrachten und zunächst unter die Gerichtsbarkeit des Banus zu bringen, um hiedurch die Artikel 23 vom Jahre 1687, 30 §. 5 v. J. 1715, 86 v. J. 1723 und 46 von 1741, wornach in Kroatien und Slawonien nur die katholische Religion ausgeübt werden soll, auch auf die 3 ungarischen Komitate auszudehnen. Befestigt wurde der ämtliche Sprachgebrauch des heutigen Slawoniens auf dem Landtage 1791.

Wir fügen diesen Betrachtungen des Verf. noch die Bemerkung bei, daß die Regierung auch das Recht hatte, in dem Striche zwischen Drave und Save Einrichtungen zu treffen, die von dem früheren Zustande vor der Türkenherrschaft sich unterscheiden, da dieser Strich durch die kaiserlichen Waffen von der türkischen Herrschaft befreit worden war, und solche Einrichtungen die Umstände zur Sicherung des Reiches nöthig machten.

Der Verf. bemerkt schließlich, daß alle die Munizipal-Statuten und besonderen Rechte, welche für das Königreich Kroatien, Slawonien und Dalmatien mit den Artikeln 66 v. J. 1681, 23 v. J. 1687, 120 v. J. 1715, dann jene, welche von Rudolf II. und Mathias II. 1608, von Ferdinand II. 1636 erlassen wurden, keineswegs auf die 3 Komitate des heutigen Slawoniens, die damals noch unter türkischem Joche seufzten, und dem Rechte nach zu Ungarn gehörten, Anwendung finden können; daß ebenfalls die früheren Diätalbeschlüsse von 1550—1741, dann die dem alten Königreich Slawonien (d. i. dem heutigen Kroatien) ertheilten Privilegien, wie z. B. die 1496 ertheilte Führung des slawonischen Wappens, nämlich eines Marders zwischen zwei Flüssen, keineswegs das heutige Slawonien, d. i. die drei Komitate **Veröcze**, **Sirmium** und **Posega** betreffen können.

Abgesehen von allen politischen Rücksichten, erscheint in wissenschaftlicher Beziehung das vorliegende Werk als höchst achtungswerth, indem es auf dem bisher noch sehr brach liegenden Felde der ältern Geografie als eine gründliche Arbeit und ein sehr dankenswerther Beitrag erscheint. Möge der geehrte Herr Verf. bald Zeit finden, auch den III. und IV. Theil, die in rein wissenschaftlicher Hinsicht noch mehr zu leisten versprechen, dem Publikum zu übergeben und mit einer Karte zu erläutern.

Die neuböhmische Literatur.

II. Artikel.

Schönwissenschaftliche Literatur*).

Den interessantesten, wenn auch nicht zumeist hervortretenden Moment des neuböhmischen Nationallebens bietet die böhmische Poesie. Der Frühlings-Blütenregen, den sie über die Fluren Böhmens ausschüttet, wuchert als Saat üppig und Leben erzeugend in dem Boden fort, und verwest nicht im Staube, vergessen oder zertreten, sondern schießt immer wieder in neuen Formen aus dem Dunkel hervor. Die böhmische Poesie hat somit den Reiz des Lebens an sich, des unmittelbaren Eingreifens in das Volksgemüth. Der musikalische Sinn der Böhmen bewährte hier sein Übergewicht dadurch, daß der Schatz der Volksdichtung in seinen reizenden Melodien dem Volksgedächtniß eingeprägt blieb, und auf der einen Seite den Sinn für Poesie weckend, auf der andern zur Nacheiferung anregte. So geschah es, daß die böhmische Volkspoesie sich so üppig herausgebildet hat, daß ihr Einfluß auf die heimische Kunstpoesie überhaupt sich gar bald wird kund geben müssen. Die Volksdichtungen sind bis jetzt die einfachsten zwar, aber doch die schönsten Partien des böhmischen Dichterwaldes; in ihnen allein spiegelt sich das Gemüthsleben des echten Böhmen nach allen Tonleitern ab. Man beurtheile den Charakter der reinen Volkspoesie nicht nach einigen Gassenhauern, die hie und da in den Städten gemischten Blutes sich verlauten *lassen*; der echte Born dieses Dichterschatzes lebt im Freien, unter dem unmittelbaren Einfluß der Mutter Natur, die dem Dichtergeiste ihre eigenen schönsten Gedanken einhaucht. In jüngster Zeit versuchten es einige verdienstvolle böhmische Schriftsteller, um diese Blumen nicht verfallen und der Vergessenheit hinopfern zu lassen, da unter dem üppigen Wechsel derartiger Dichtungen, die älteren und gewiß originelleren leicht unbeachtet vergehen könnten, diese zu sammeln und aufzubewahren. Celakowský und Erben sammelten sich hier um das weltliche, Kamaryt um das geistliche Volkslied der Böhmen unvergeßliche Verdienste.

Auch an unmittelbaren Nachahmungen der Volksdichtungen fehlt es nicht, aber sie sind, mit geringen Ausnahmen, verunglückt. Der Vorwurf, der die böhmische Volksdichtung trifft, als bewege sie sich fast ausschließlich nur in dem beengten erotischen Felde, und habe keine höheren Seiten aufzuweisen, fällt hinweg, wenn man bedenkt, daß Lied und Leben einander bedingen, und ersteres unmittelbar aus den Richtungen dieses letzteren hervorgehe. Welche Kraft die echtböhmische alte Nationalpoesie in sich trage, zeigt sich in den spärlichen Denkmälern, die da aus der Heroenperiode der Böhmen auf uns überkommen sind, und in der Königinhofer Handschrift sich gesammelt finden. Durch Auffindung und Herausgabe dieser Dichtungen hat sich **Hanka** unsterbliche Verdienste um die nationale Literatur gesammelt, ja wir können behaupten, eine echtnationale Poesie Böhmens werde erst aus dem poetischen Nationalbewußtsein der Böhmen hervortreten, das gerade in dem Geiste, der in genannter Sammlung herrscht, sich am deutlichsten ausspricht. Dies ist zwar eine That der Zukunft, aber die Gegenwart fängt bereits an, vorzubauen.

Aber schon vor Auffindung dieser vergessenen Gesänge regte sich das poetische Element der neuböhmischen Literatur, und wenn auch Vieles unter fremdem Einflusse erwuchs, so berührte es doch immer den heimischen Literaturschatz, und bildete auch zugleich den Übergangs-Sinn einer fruchtbareren Periode. Puchmaier war der Erste, der in dieser Beziehung das Erfolgreichste geleistet. Selbst ein Dichter bildete er einen Kreis jüngerer Poeten, die sich ihm anschlossen, und mit ihm zugleich eine mehre Bände umfassende Sammlung

*) Siehe den 1. Artikel in Nr. 8 und 10 dieser Blätter.

von Gedichten herausgaben. Unter diesen jungen Dichtern finden wir einige, die später die Grundpfeiler der böhmischen National-Literatur geworden sind. Puchmaier's Gedichte selbst zeichneten sich durch klangvolle Sprache und gute Gedanken aus, wenn auch der Einfluß fremder Musen bei einigen seiner Dichtungen allzugrell hervortritt. Ihm zunächst stand zu jener Zeit Rautenkranz, ein begeisterter **Tyrtaeus** in den bewegten Tagen des großen Krieges, als Patriot und als Dichter allen Böhmen unvergeßlich. Adalbert Nejedlý, der leider erst jetzt seine zahlreichen poetischen Schriften erscheinen ließ, wo sie unter den fortgeschrittenen Anforderungen der Zeit fast spurlos vorübergehen, ist einer der fruchtbarsten böhmischen Dichter. Zum Belege dafür wollen wir seine Werke einzeln anführen. Er schrieb ein größeres beschreibendes Gedicht: „Das letzte Gericht," und gab zwei Bändchen kleiner Dichtungen heraus. Sein „Karl IV." ist ein didaktisches Gedicht in 8 Gesängen, das treffliche Einzelnheiten enthält, obgleich das Ganze keinen hohen Anspruch machen kann auf dichterischen Werth. Ein Gleiches läßt sich von dessen 3bändigem Epos „Ottokar" sagen, wie von dessen anderen romantischen Gedichten „**Wratislaw**" (zwei Bände) und „**Wácláw**" (1 Band). Sie sind sämmtlich viel zu breit angelegt, und ermangeln einer tiefern poetischen Weltanschauung.

In dieselbe Periode fällt auch **Hněwkowský**, ein Mann, der sich seiner Zeit um die vaterländische Literatur außerordentliche Verdienste gesammelt. Durch ansprechende Behandlung lokaler Sagenstoffe hatte er sich bald einen Ruf erworben, so daß einige seiner Balladen in gefälligen Melodien als Volkslieder allgemein verbreitet waren. Einen glücklichen Wurf that er mit seinem „**Děwin**," (die Mädchenburg), in welchem komischen Heldengedichte er die sagenhafte **Wlasta** und die Thaten ihrer Amazonen auf treffliche Weise und mit jugendlichem Humor besang. Aber schon die zweite Auflage, die dieses Gedicht erlebte, war ein Rückschritt des Verfassers; er bildete aus dem komischen ein romantisches Heldengedicht, und verfehlte nebst seinem poetischen Berufe auch den Erfolg; das Gedicht fand nur geringen Anklang. Eben so unbedeutend im Verhältnisse zu der Erwartung, welche die Aufschrift erregen dürfte, ist sein großes Gedicht „Faust." Die Anlage dieses Werkes, ja einzelne Partien sind überraschend gut — im Ganzen leidet es aber an unverkennbarer Altersschwäche. Es schleppt sich oft seitenlang licht- und wärmelos hin. — Immer aber steht doch **Hněwkowský** als eine der festen Säulen da, welche das Literaturgebäude Böhmens zu einer Zeit stützten, wo die Gefahr eines gänzlichen Zusammsturzes am nächsten lag. Seine ersten Produktionen tragen viel Nationelles, Echt-Böhmisches an sich.

Frühzeitig den Tönen der eigentlichen Volkspoesie horchend, deren Ursprung hinter dem Pflug und an grünen Weideplätzen zu suchen ist, trat eine jüngere Schule auf, einen neuen Dichterzyklus hervorrufend, der, wenn auch nicht so fruchtbar als jener der vorangegangenen Periode, doch ungleich wirksamer war, und aus dessen Mitte einige Poeten hervortraten, die der böhmischen Literaturgeschichte bleibend angehören.

Hanka trat zuerst mit einem kleinen Liederzyklus auf. Wenn auch einige dieser Lieder und Liedchen Nachklänge fremder Stimmen sind, so tragen sie doch sämmtlich einen Charakter an sich, der sie bei den Böhmen beliebt machen mußte. In Melodien gesetzt sind sie im ganzen Böhmerlande verbreitet, und vollständig zu Nationalliedern adoptirt. — Mit noch größerem Erfolge trat aber Ladislaus Čelakowský als Dichter auf. An diesen Namen knüpft sich eine Reihe literarischer Thaten, die ihm in den Annalen der vaterländischen Literatur eine bleibende Stelle erwirkten. Schon bei der ersten Ausgabe seiner Gedichte bewährte er den Kern echter Nationalität und Ursprünglichkeit, der in ihm schlummerte, seine Sprache, kräftig, voll und gediegen, stempelte ihn zugleich zum klassischen Schriftsteller. Bald auch trat er mit seinem Nachhall russischer Lieder auf, einem Werke, daß sowohl die Fülle des schöpferischen Geistes unseres Dichters als auch das tiefe Eindringen Čelakowský's in die Nationalpoesie der Russen beurkundete. Von seinem Nachhall čechischer Lieder läßt sich dasselbe sagen; aber größer als in allem früheren trat Čelakowský in seinen Centifolien auf, einem Zyklus von kleinen Gedichten in gleichartiger Form, in welchen sich der seltene Reichthum von Fantasie und der tiefe Weltaufschwung dieses Poeten auf die herrlichste Weise entfaltet. Übrigens ist aber Čelakowský's Verdienst um die Beförderung allgemeiner slawischer Studien in Böhmen nicht gering, und wenn irgendwo die Koryfäen der neuböhmischen Literatur erwähnt wird, so ist Čelakowský unter den ersten derselben anzuführen. Wie viel er übrigens durch die Herausgabe der allgemeinen slawischen Volkslieder angeregt, kann nur der genügend würdigen, der in die innigsten Beziehungen der neuböhmischen Literatur genau eingeweiht ist.

Würdig reihte sich an Čelakowský der früh verblichene **Kamaryt**, ein reiches Talent, welchem das Göthische „still und bewegt" ganz eigen war. Seine Lieder waren so echt national und dabei doch so einfach, so veilchenhaft bescheiden, daß man sie liebgewinnen mußte. Ein heimliches Ich, eine fromme Melancholie durchzittert die meisten von ihnen, und mit diesem Dichter ist eine der herrlichsten Individualitäten neuböhmischer Poesie zu Grabe gegangen. — Fast gleichzeitig mit ihm, aber ungleich kühner, lebendiger, ist **Jaroslaw Langer** aufgetreten. Wenige Dichter wie er, trugen bei ihrem ersten Erscheinen ein so herrliches Prognostikon ihres Berufes und ihrer literarischen Zukunft an der Stirne. Seine Idyllen, seine Satyren, Lieder und Alles was immer aus seiner Feder floß, war nationell, eigenthümlich und kündete sich als kräftige Blüte der üppigsten kommenden Früchte; aber — mag der Grund liegen wo immer — es blieb bei den Blüten, die Früchte blieben aus und Böhmen ward um eine schöne Hoffnung ärmer. Um den Kreis dieser Dichterschule so vollständig als möglich auszufüllen, müssen wir hier auch noch **Kamenicky** anführen, der eine Sammlung von Liedern in böhmischem Volksgeist herausgegeben, die ein schönes Talent und ein taktmäßiges Eindringen in die böhmischen Volksweisen beurkundet.

Ein Aar unter den Dichtern Böhmens trat der große Slawe Johann **Kolár** auf, ein Dichter, dessen Wirken sich einen historischen Ruf erwarb; denn wenn man annimmt, daß er wie ein Profet in die starren Massen seines Volkes hineingerufen und sie zum Leben weckte, so weit die slawische Zunge reichet, so hört jeder Zweifel an das Außerordentliche dieses Mannes auf. Sein bedeutendstes Werk ist die **Slawy dcera** (die Tochter des Ruhmes), ein Gedicht, über dessen Inhalt

sekten des Museums beherbergt. Die zur Schau gestellte Sammlung der Letzteren ist zweifacher Art und Tendenz. Die eine, vom Verfasser dieses Aufsatzes entworfen und ausgeführt, hat für's Erste den Zweck, den wißbegierigen Laien zum Studium der Entomologie einzuladen, indem sie das klassische „**natura in minimis maxima**" durch die Wahl der ausgestellten Objekte zur überzeugenden Anschauung zu bringen sucht, und dabei den Hebel einer gefälligen äußeren Ausstattung nicht verschmäht; die zweite und höhere Bestimmung derselben ist aber, den neugewonnenen Proselyten, so wie den, der bereits Lust zur Sache mitgebracht hat, in jene Wissenschaft einzuführen, ihm nämlich deren mannigfache Gebiete und den einzuschlagenden Weg erst in allgemeinen Umrissen vorzuzeichnen, und dann diejenigen Objekte, welche für szientifische Zwecke oder für den Haushalt des Menschen von vorzüglicher Bedeutung sind, speziell kennen zu lehren. Der Leser möge aus nachfolgender kurzer Schilderung entnehmen, ob sie mit ihrer Anordnung diesen Absichten auch wirklich zu entsprechen vermag.

Sie befindet sich — um mit der Außenseite zu beginnen, — im Mittelraume auf zwei langen Tischen, welche in ihrer Konstruktion jenen der Konchylien gleichen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Insekten als zartere und im Nothfalle ganz nahe zu besichtigende Objekte auf den erwähnten zwei Ebenen in eigenen abnehmbaren Kästchen stecken, und der innere Raum ohne Schieblade und vor der Hand zur Aufnahme von entomologischem Geräthe bestimmt ist.

Jene Kästchen oder Laden, vierzig an der Zahl, von schwarzpolirtem Holze und mit Glasdeckeln und breiten Messingrahmen versehen, um das Innere möglichst zu erhellen, sind unter sich durch Leisten getrennt, von welchen jene, die der Mittelkante der Tische entspricht, die Nummer der Kästchen, und dort, wo in diesen eine neue Ordnung anhebt, deren Etiquette trägt. Die Sammlung selbst geht von den Fliegen, als der am tiefsten stehenden Form, aus, und endet, von den saugenden zu den beißenden Insekten fortlaufend, mit den vollkommensten Thieren dieser Klasse, den Käfern. Jede der sieben Ordnungen und jede ihrer Familien, welche, beiläufig bemerkt, gleichfalls nach ihrer natürlichen Verwandtschaft aufeinanderfolgen, ist in einer gewissen Zahl Kästchen für sich abgeschlossen repräsentirt und als Repräsentanten beider wurden theils Arten gewählt, welche für die betreffende Gruppe charakteristisch sind, theils solche, die für den Ökonomen, Forstmann, Techniker oder wenigstens durch Form und Farbe für den Laien überhaupt Interesse besitzen. An der Spitze jeder Familie (also stets im Kästchen selbst und seinem oberen Rande parallel) finden sich drei durch Größe und Farbe ausgezeichnete Etiquetten. Die mittlere trägt in römischer Schrift den wissenschaftlichen Namen der Familie, jene rechts ihre Charakteristik in lateinischen Termen, und die links in derselben Sprache eine bezeichnende Notiz, die sich auf Lebensweise, Vorkommen oder Metamorfose der hieher gehörigen Arten bezieht; diese haben wieder eigene **Genus**- und **Species**-Etiquetten, letztere mit Angabe des Vaterlandes, und sind, da ihre Aufeinanderfolge hier gleichgiltig schien, in jeder Lade dergestalt in Längsreihen gestellt, daß die größten und buntesten in der Mitte, die kleineren und minder auffallenden symmetrisch zu beiden Seiten stecken. Die Nummern der Kästchen beziehen sich (wie bei den Konchylien jene der Glasgestelle) auf einen gedruckten Katalog, in welchem die systematische Reihenfolge der ausgestellten Ordnungen, Familien und **Genera** strenge eingehalten, und nebstbei ein **Index alphabeticus** derselben mit Angabe des Kästchens, worin sie sich befinden, gegeben ist. So kann der Umfang der Ausstellung im Ganzen und in ihren Theilen eingesehen, und zugleich jedes einzelne Stück derselben leicht aufgefunden werden. Diesen Katalog in der Hand und jene Sammlung vor Augen, soll — so liegt es wenigstens im Plane — jeder Anfänger im Stande sein, sich ohne weitere Hilfsmittel eine tüchtige Grundlage für das Studium der Entomologie zu schaffen.

Die zweite zur Schau gestellte Sammlung ist ein Vermächtniß **Marietti's** an das Museum, und demselben erst kurz vor seiner Eröffnung zugekommen. Man hat sie nach dem Willen des Erblassers unberührt gelassen, und theils an der Hinterwand oberhalb der daselbst befindlichen Schränke, theils an den Fensterpfeilern angebracht. Sie enthält in vierzehn Bildern oder Tafeln fast alle europäischen Käfer, und gewährt einen guten Überblick über diesen Theil der Fauna unseres Welttheils. Reichhaltiger und werthvoller noch sind die zu ihr gehörigen und unter Einem abgetretenen Vorräthe, nur daß sie leider erst zu spät eintrafen, um zur Vervollständigung der **Jan-Decristofori**'schen Sammlung verwendet werden zu können.

Diese, die spezielle oder Haupt-Sammlung befindet sich zum größeren Theile in fünf eleganten Schränken. Drei davon enthalten Käfer, nach **Dejean's** letztem Kataloge geordnet, und zwar **Carabi** bis **Melasomen inclusive**; in den andern zwei stecken: 1. Europäische Schmetterlinge, bis zu den Geometriden (nach Ochsheimer-Treitschke), 2. Hemipteren (nach Burmeister), 3. endlich Diptera (nach Meigen und Wiedemann klassifizirt). Der Rest der Käfer, obwohl bestimmt und geordnet, befindet sich mit der ganzen Masse von Vorräthen zur Stunde noch in älteren Behältnissen in einem der Arbeitszimmer, und nur die Familie der Rhynchophoren, aber auch diese nicht vollständig, ist in einen der vier kleineren Schränke des Vorsaales übertragen. Die drei anderen enthalten Hymenopteren (bei welchen die Familien der Ichneumoniden, Diplolepiden und Cynipiden sehr schwach repräsentirt sind), Orthopteren und Neuropteren, und zwar von diesen zwei an sich schon ärmeren Ordnungen nur einzelne Repräsentanten der europäischen und einiger weniger exotischen **Genera**. Der eigentliche Reichthum der Hauptsammlung liegt, wie zum Theil aus dem Ebengesagten erhellt, in den Käfern (**Coleoptera**), deren Artenzahl sich ungefähr auf 10,000 beläuft, während alle übrigen Ordnungen zusammen nur bei 4000 aufweisen können. Wohl die Hälfte jener Species ist exotischen Ursprungs, und wir begegnen da fast in jeder Familie Seltenheiten ersten Ranges. So z. B., um nur einige zur Probe anzuführen, unter den Carabicinen: **Manticora n. sp., Car. Victinghovii, Chamissonis, Onopterygia tricolor, Mormolyce phyllodes, Anophthalmus Schmidtii etc.**; bei den **Lamellicornien**: **Phanaeus n. sp., Scarab. Hercules, Typhon etc., Euchirus longimanus, Goliathus micans et rhinophyllus, Chiasogn. Grantii etc.**; bei den Rhynchophoren: **Tophoderes frenatus, Calliz. regalis, Lophotus Zebra, Elythrurus Lapeyrousei, Derac. hololeucus etc.**; unter den Cerambicinen: **Titanus giganteus, Enopl. armillatus, Cal-**

lichr. phyllopus et albitarsis, Listropt. atra u. a. m. — Von Schmetterlingen sind etwa 300 Arten aus anderen Welttheilen in gut konservirten Exemplaren vorhanden, und in Glasladen, welche auf die vier niedrigen Schränke der Hauptsammlung schräg aufgesetzt wurden, zur Schau gestellt. In den übrigen Ordnungen ist die Zahl der Exoten verhältnißmäßig beschränkt, nur die Hemipteren enthalten in der Familie der Leucht- und Buckel-Zirpen noch manches Ausgezeichnete. Von großer Bedeutung für die Fortbildung der entomologischen Partie sind die bei der Zusammenstellung der Hauptsammlung ausgeschiedenen Vorräthe, welche zwar zahlreicher an Individuen als an Arten sind, und mit geringer Ausnahme der Ordnung **Coleoptera** angehören, dadurch aber, daß sie viel Brauchbares, zumal an **Exoticis**, enthalten, und überhaupt sehr reich sind, bei ausgebreitetem Tauschverkehre auch zur Bereicheruug der übrigen Insektensippen wesentlich beitragen können.

Die zweite Hälfte dieser Gallerie, oder genauer gesprochen, ihrer Hinterwand, nehmen wieder fünf Schränke ein, von welchen vier in Übereinstimmung mit den früher erwähnten niedriger sind und Pulte tragen, der fünfte aber, welcher dem höheren der Insektenschränke entspricht, gleich diesem einen Aufsatzkasten mit senkrechten Glaswänden hat. An der Hinterwand dieser zwei Aufsatzkästen sind determinirte Repräsentanten der Krustazeen in mehr pittoresker als systematischer Stellung angebracht, und auch vom Umfange dieser relativ kleinen Klasse dem Publikum einen Begriff zu geben. In den vier Pulten (schräg aufgestellten Glasladen) finden sich Cirrhipeden, Radiaten, Zoophyten und Foraminiferen dergestalt vertheilt, daß auf jede dieser Klassen eines von jenen Behältnissen kommt, ohne daß jedoch in ihrer weitern Anordnung ein anderer Zweck verfolgt wäre, als der so eben bezüglich der Krebsthiersammlung angegeben wurde. Die Foraminiferen sind zum Theil nur stark vergrößerte Gypsmodelle, um die fantastischen Formen dieser winzigen Thiere besser zu veranschaulichen. Im Innern dieser Schränke sind die speziellen Sammlungen der Fossilien aufbewahrt, unter welchen wieder die von den Mollusken der Tertiärformation durch Zahl, Konversation und Kostbarkeit der Arten den ersten Rang behauptet. Nur wenige, aber zum Theil trefflich erhalten, sind die Abdrücke von Insekten aus der Gegend von Aix und aus Kroatien, und was endlich die vegetabilischen Reste der Urwelt anbelangt, so finden sich hier unter ihnen die meisten Gattungen der Kohlenformation.

Das letzte Zimmer zeigt in seiner Mitte auf einem Tische von der bei den Konchylien beschriebenen Konstrukzion eine Partie Fossilien, welche — das **Genus: Terebratula** nebst noch einigen Anderen — nach zoologischen Prinzipien geordnet, und dabei auf eigenthümliche Art geologisch bezeichnet sind. Man hat nämlich an die Spitze dieser Sammlung fünf verschiedenfarbige Ettiquetten, und auf jede den Namen von einer der fünf urweltlichen Hauptformationen gesetzt, und das Vorkommen eines Fossils in einer von diesen Letzteren dadurch ausgedrückt, daß man ihm eine Etiquette von der Farbe der betreffenden Formation gab; eine, unter der Vorausseţung, daß jedes Fossil für seine Schicht charakteristisch ist, ganz besonders instruktive Methode. Die Aufsatzkasten entlang der Wände enthalten Anneliden, Mollusken, Radiaten und Zoophyten in Gläsern mit Weingeist, die darunter befindlichen Schränke **Dupla** von Konchylien und Fossilien — und damit ist das öffentliche Gebiet des Museums abgeschlossen.

Bevor wir jedoch dasselbe ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick in das Vorlesungslokale werfen. Es besteht aus einem Vorzimmer und einem so ziemlich geräumigen hellen Saale, an dessen Wänden die besonders an mineralogischen Werken reiche Musealbibliothek in Glasschränken aufgestellt ist. Hier finden sich vorläufig auch die schönen Gypsmodelle fossiler Wirbelthierknochen aufbewahrt, welche unter Kaup's Leitung in Darmstadt nach den im dortigen Museum befindlichen Originalen angefertigt werden, und wegen ihrer großen praktischen Brauchbarkeit schon in mehren öffentlichen und Privat-Museen Platz gefunden haben. Mit ihnen ist eine merkliche Lücke in der sonst so reichen geologischen Abtheilung ausgefüllt worden, und wir wünschen, daß der Geist, welcher sich durch ihre Anschaffung neuerdings der Beförderung der Naturstudien in Italien geneigt, und zugleich der Fortschritte Deutschlands in diesem Fache kundig erwiesen hat, noch ferner die Anstalt durchwehen, und — wo möglich — ihr **spiritus familiaris** für alle Zeiten bleiben möge.

Damit aber dieses geschehen, damit das belebende Prinzip sich ferner wirksam erweisen könne, ist ihm vor Allem ein vermittelnder Körper, eine passende Organisation vonnöthen, durch welche es, wie in der Periode vor Eröffnung des Museums auf alle Zweige desselben gleichmäßig wirken kann. Diese Organisation ist aber für den Augenblick noch nicht, oder wenigstens nur theilweise vorhanden, insofern nämlich die Zahl der mit der Fortbildung und Bewahrung des Museums betrauten Individuen wieder auf die zwei früheren, definitiven Beamten, Direktor und Adjunkt, reduzirt worden ist, von welchen zudem der Erstere vermöge seiner Stellung in Parma nur in den Wintermonaten persönlich anwesend sein kann. Die gleichfalls bereits in früherer Zeit kreirten Ehrenmitglieder, die sogenannten Konservatoren, Bürger nämlich von Ansehen und Bildung, und welche für das Fach wenigstens im Allgemeinen sich interessiren, können als vermittelnde Stelle zwischen Museum nnd Stadt-Kollegium zwar die Interessen des Ersteren nach außen mit Erfolg vertreten, aber, selbst wenn sie, wie **Bassi** und **Porro**, schätzbare Fachkenntnisse besitzen, den Arbeiten im Innern der Anstalt nicht mit jenem Zeitaufwande obliegen, welchen der eigentliche Beamte zu widmen hat, und der auch nur von diesem gefordert werden darf. Soll also dieses mit so großem Kostenaufwande geschaffene, bei seinem Eintritte in's Leben von der gelehrten Welt Italiens, und man darf im Hinblicke auf die auswärtigen Glieder des Kongresses hinzufügen, von ausgezeichneten Fachmännern Deutschlands mit Beifall begrüßte Institut nicht schnelle Rückschritte machen — ein Verharren auf derselben Stufe ist in solchen Dingen unmöglich —, so muß, und zwar in nicht zu ferner Zeit, die Zahl der Arbeiter der Ausdehnung des Feldes angepaßt, kurz, ein stabiles Beamtenkorps geschaffen werden. Wenn wir recht unterrichtet sind, so herrscht diese Ansicht auch bei jenen, die hierüber eine entscheidende Stimme haben, und die Wissenschaft darf demnach hoffen, jene äußeren Hindernisse, welche sich der Ausführung eines ihr Interesse so nahe berührenden Planes für jetzt noch entgegensetzen, durch den festen Willen und die Thätigkeit ihrer Freunde in möglichst kurzer Zeit hinweggeräumt zu sehen.

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Sanitäts- und Humanitätswesen.

Das Karolinen-Landes-Spital in Hermannstadt 1843—1844 zählt 242 Männer, 101 Weiber, Summe 343 Kranke, davon genasen 304 (218 M., 86 W.) und starben 41 (28 M., 13 W.), der Rest blieb in Behandlung. Unter der Summe waren von den 7 Religionsparteien und zwar 154 Katholiken. 100 Reform., 29 Luth., 15 Unitarier, 51 Griech. Unirte, 13 Griech. Nichtun., 7 Israeliten.

(Siebenb. Bote.)

Eine neue Einbalsamirung erfand Prof. Dr. Nagel in Lemberg, durch welche selbst die Gesichtszüge dauernd erhalten werden. Im Lemberger anatomischen Kabinete sind bereits mehre Kinderleichen zur Probe aufgestellt. (Lesebl.)

Unterkunft für Arme wurde in London durch Erbauung eigener Häuser geschaffen; die Prager Zeitung Nr. 3 enthielt einen sehr zu beherzigenden Aufruf (F. F. unterzeichnet): man solle auch bei uns für Unterkunft der Armen sorgen, für den Anfang wenigstens durch geheizte Lokalitäten über den Winter.

Eine Krankenanstalt wurde in Opočno in Böhmen durch Dr. Al. Skuhersky 1838 gegründet, welche bereits 11 Betten zählt und in dieser Zeit 686 größtentheils arme Kranke behandelte, von denen 33 starben. Einheimische Bemittelte zahlen 6—10, fremde 8—12 kr. W. W. zum Spitalsfonde. Es ist also nicht so schwierig auch auf dem Lande Spitäler herzustellen. (Prag. Zeit. 25. 26.)

Über Verbesserungen im Kranken- und Armenwesen in Vorarlberg berichtet der Tirol. Bote 12. 13.: Dornbirn (mit 7000 Einwohnern) hatte vor 1844 weder Armen- noch Krankenhaus, die unbenützte Kavalleriekaserne wurde dazu eingerichtet und den barmherzigen Schwestern übergeben. Mit Einschluß dieser (4) wurden täglich an 37 Personen verpflegt, à 11—12 kr. Auch in Bregenz, Mittelberg und Rankweil wurde dieser wohlthätige Orden eingeführt. Sehr wichtig ist das Entstehen von Unterstützungsvereinen für Fabriksarbeiter. In manchen Fabriken wird der Arbeiter nur aufgenommen, wenn er an jedem Zahltage (also wöchentlich) 1—1½ kr. vom Gulden in eine Kasse legt, der allenfalls auch die Strafgelder zukommen, und aus welcher dann Kranke verpflegt werden. (Und die Fabriksherren, thun die nichts dazu? Es scheint, denn der Artikel schließt mit dem Wunsche, daß die Fabriksherrn, „die die Kräfte der Menschheit so streng in Anspruch nehmen, mit einer namhaften Summe den Anfang machen möchten.“ Es scheint also auch in Vorarlberg betreffs der armen Arbeiter zu heißen: „Hilf dir selbst, und der Himmel wird dir helfen!“)

Die barmherzigen Brüder haben in Ungarn 14 Spitäler, welche 1844 7799 Kranke verpflegten, von denen 7214 genasen.

(Ungar.)

Den Mitgliedern des Mäßigkeits-Vereines unter ihren Unterthanen hat die Gräfin Patocka für ein Jahr die Abgaben erlassen. (Pann.)

Ein Verein zur Unterstützung alter Schullehrer und ihrer Witwen trat in Gran ins Leben. (Ungar.)

Ein Wohlthätigkeits-Verein für dienende Personen hat sich in Prag gebildet, namentlich um Sittlichkeit unter der dienenden Volksklasse zu fördern. (Gewiß ein höchst wichtiger, wahrhaft humaner Verein. Möge er Nachahmung finden!) Sonntagsbl.)

Ein Unterstützungs-Institut für emeritirte Geistliche errichtete der Bischof von Fünfkirchen, Joh. von Scitovsky, der mit 3000 fl. den Fond gründete, zu welchem das Domkapitel 4800, die Diözesangeistlichen 1540 beisteierten. (Pest. Tagbl.)

Kunst und Alterthum.

Auf Stein zumalen (sic) erfand der Wiener Lithograf H. Rauch. Er malt nämlich mit zwei Substanzen chemischer Tusche ganz nach gewöhnlicher Manier alle Töne (weder hoch noch nieder, so wie bei der Calvano'schen Manier), wie man auf Papier gewöhnlich lavirt, auf einem gekörnten Steine. Mißfällt ihm eine Stelle, wischt er sie mit Terpenthin weg, und setzt die Arbeit fort. Der Stein wird dann geätzt.

(Wiener Zeitg. 40.)

Die bei Vinkovcze gefundene Glaspaste (siehe „Naturkunde“) dürfte aus dem 4. Jahrhunderte herstammen. Vinkovcze ist das römische Cibalis, Cibalae, ad Labores, Geburtsort der Kaiser Valentinianus und Valens. (Wiener Zeitg. 56.)

Zur slawischen Alterthumskunde in Ungarn theilt Dr. Zipser interessante Daten mit. In jedem alten Dorfe wissen die Leute noch von ihrem Begräbnißplatze Háj zu erzählen, und sehr häufig sieht man noch den Grabhügel, wol noch mit den heiligen Linden. Die meisten sind erhalten an der Gran und Waag. Silbermünzen, Sporen, Schwerter, Streithammer ꝛc. werden gefunden. Die neuesten interessanteren Funde sind: Ein Streithammer aus Trachyt bei Pilin (Neograd. Kom.) am Várhegy, Schloßberge. 4 Schwerter, 2 Handberge, 2 Fibulen aus Bronze bei Bolyk in der Nähe von Losons. Zwischen Litke und Lipta-Cerege ist ein 20 Kl. langer, 1½ Kl. hoher, begraster Hügel, in welchem man ½ Schuh tief auf große Steinplatten kam, 20—30 Pf. schwer, unter welchen sich platt gedrückte Urnen befanden.

(Morav. 23.)

Meister Pilchramb (Pilgram) der Baumeister von St. Stefan in Wien, scheint nach E. Hawlik's Ermittelungen ein geborner Brünner gewesen zu sein, und sein Urenkel (er führte auch das Zeichen ⋁7) ist Erbauer von St. Jakob zu Brünn. (Sonntagsbl. 7. S. 162.)

Ein prachtvoller silberner Kronleuchter von Giov. Fantini nach Zeichnungen des Prof. Giuf. Borsato wurde von Giov. von Papadopoli der griech. Kirche S. Giorgio in Venedig geschenkt. Er hat 16 Arme und ist sehr reich mit Laubwerk ꝛc. verziert. (Gaz. d. Venez.)

15 Statuetten österreichischer Feldherren (18 Zoll hoch) hat der Bildhauer Alexis nach der Angabe des Freih. Klemens von Hügel verfertigt, von denen Se. Majestät geruhten 2 vollständige Exemplare in Bronze anzukaufen und den Militär-Akademien zu Wien und Wiener Neustadt zum Geschenke zu machen. 8 Statuetten sind bereits im Gusse vollendet. Auf die Sammlung wird Subskription angenommen, 900 fl. in Bronze, 1650 im Feuer vergoldet; einzeln kostet das Stück 80 fl. und 110 fl. Die Feldherren sind: Kaiser Max I., Graf Niklas Salm, Ritter Georg von Freundsberg, Kaiser Karl V., Ritter Lazar Schwendi, Herzog Albrecht Waldstein, Graf Raimond Montecucculi, Graf Rüdig. Starhemberg, Herzog Karl V. von Lothringen, Prinz Eugen von Savoyen, Graf Leopold von Daun, Freiherr Gideon Loudon, Graf Lascy, Erzherzog Karl, Fürst Karl Schwarzenberg.

Geschichte.

Über Doktor Faust's Haus in Prag gab Hr. Tomek in einer Sitzung der k. böhm. Ges. d. Wiss. (vergleiche Nr. 30) folgenden Aufschluß: Schon 1381 findet man dies Haus im Besitze der Fürsten von Troppau; es wurde in den hussitischen Unruhen 1434 zerstört, wieder aufgebaut, und Fürst Wenzel trat es 1441 dem Neustädter Schreiber Prokop förmlich ab, der es also gerade zu Lebzeiten des Dr. Faust besaß. An Prokop schrieb nun Fürst Wenzel: sich nach einem in der Alchymie erfahrnen Menschen zu erkundigen, ihm solchen zu schicken ꝛc. Vielleicht trieb der Fürst selbst in dem Hause, so lange er es noch besaß, Alchymie, was das Volk dann mit dem berühmten Schwarzkünstler in Verbindung brachte. Es scheint, daß zu Kaiser Rudolfs Zeiten in diesem Hause irgend ein Tausendkünstler wohnte, der namentlich mehre Automaten aufgestellt hatte, von denen noch eine Volkssage spricht. — Die Sage von Faust's Haus mag vor einigen Jahren in Böhmen zu dem Glauben veranlaßt haben, Faust sei ein geborner Böhme gewesen.

(Bohem. 15. aus Časop. česk. mus.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Wolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 19. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 47.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Wirksamkeit des Erzherzogs Johann in der Steiermark. — Gyurikovits: De situ Croatiae etc. (Schluß.) — Die neu-böhmische Literatur. II. Artikel. Belletristik. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Ein Ueberblick der Wirksamkeit des Erzherzogs Johann in Steiermark.

„Wem in Steiermark müßte der erhabene Gründer unseres schönen National-Museums und beinahe aller unserer wissenschaftlichen Vereine und Anstalten erst genannt werden?" sagt in Steiermarks Kulturgeschichte einer unserer geachtetsten Literaten*), „seit einem Vierteljahrhundert waltet Er als unmittelbarer Urheber oder thätiger Beförderer alles Guten und Schönen still zwischen den Bergen unserer — und wir sagen es stolz — nun längst auch Seiner Heimat. Einem auf solcher Stufe stehenden Manne gegenüber sind jedoch selbst für die größten Wohlthaten nur Worte des innigsten Dankes und nicht Lobeserhebungen ziemlich, denn diese verdächtigen bei der Mitwelt so leicht die Absicht des Lobpreisenden selbst, aber die schmucklose Aufzählung Seiner Stiftungen ist wohl eine Pflicht dieser „Blätter für österreichische Literatur und Kunst, Geschichte und Statistik." **)

Diese segensreiche Wirksamkeit begann (für Steiermark***) eigentlich) erst 1811 mit der Stiftung des Johanneums in Graz, dieses echt vaterländischen und mit wahrhaft kaiserl. Munifizenz ausgestatteten Instituts, dessen segensreiche Früchte und Wirkungen bereits im Lande sichtbar sind. Zwar wurde es sogleich den Ständen des Landes übergeben, die bisher auch mit mütterlicher Sorgfalt das anvertraute Gut schirmten und ihr dem erhabenen Gründer gegebenes Wort: „das ihnen anvertraute Heiligthum der Wissenschaften treu zu bewahren und nach Kräften zu bereichern und zu verschönern" mit großen Opfern und gewissenhafter Sorgfalt bisher lösten; auch sind sie nun Eigenthümer, aber der Name des Vaters wird fortleben, wenn die Zeit vielleicht die treuen Pfleger schon vergessen ließ, so wie Seine Worte *) in der Stiftungsurkunde den hohen Sinn desselben zeigen.

Wie zweckmäßig der erste Plan war, wie getreu die Stände ihr Versprechen hielten, zeigt die gegenwärtige Ausdehnung des Institutes, zeigt im geistigen Sinne das herrliche Gebäude, dessen Grundlage sachkundige Männer leiteten und beweisen die Jahresberichte, aus deren letztem man die Wirksamkeit der Gegenwart entnehmen mag. Die mineralogische Sammlung enthält bei 5000 Exemplare aufgestellter Stücke und ist auf Grundlage des Systems von Mohs geordnet; der botanischen und zoologischen Sammlung steht der berühmte Naturhistoriker Dr. Unger vor; die Vorlesungen über Fysik, Chemie und Mathematik werden nicht nur von ordentlichen Zuhörern, sondern sehr häufig auch von Dilettanten besucht; das Archiv verwahrt eine der reichsten Münzen-, Ur-

*) Carl Gottfried Ritter v. Leitner: „über den Einfluß der Landstände auf die Bildung in Steiermark," steir. Zeitschrift, neue Folge, II. 1. Heft.

**) Es kann daher hier weder von einer Biografie noch von andern Schöpfungen oder auswärtiger Thätigkeit des Erzherzogs, die nicht unmittelbar die Literatur und Kunst oder Steiermark betreffen, eine Rede sein, obwohl selbe an den gehörigen Orten sollen berührt werden.

***) Früher bereiste Er Tirol und zwar als Ingenieur, als Naturforscher u. s. w. und war diesem Alpenlande das, was Er nun der Steiermark ist; auf Seinen Ruf wurden bisher unerreichte Alpenspitzen erstiegen, wandelten Naturforscher und Maler durch das Land, durchstöberten Historiker Archive und suchten Alterthümer auf u. dgl. Seit 1805, wo Tirol durch den unheilvollen Preßburger Friedensschluß verloren ging, wendete Er seine Liebe und Studien den Provinzen Innerösterreichs zu, organisirte hier 1809 das System der Landwehre und war Heerführer des inneröstrr. Armeekorps in Italien, seit welcher Zeit Er schon mehr uns angehört — doch bleibt Er Rector magn. perp. der Innsbrucker Universität, und jenem treuen Alpenlande auch ferner gewogen.

*) „Stäte Entwicklung, unaufhörliches Fortschreiten ist das Ziel des Einzelnen — jedes Staatenvereins — der Menschheit. Stille stehen und Zurückbleiben ist im engen Leben des Weltschauspiels einerlei. Nur wo Licht und Wärme, ist auch Leben! Die Nothwendigkeit, gründliche Kenntnisse an die Stelle hohler Vielwisserei, Kraft und Festigkeit an die Stelle der Frivolität und egoistischen Zurückziehens, enges Leben an jene einer schmählichen Gleichgiltigkeit zu setzen, mit ganzem Herzen sich anzuschließen ans theure Vaterland, auf die Erziehung als höchste Nationalangelegenheit sein Augenmerk zu richten, hat sich stärker als je in unserer Zeit ausgesprochen — diesem Zwecke zu entsprechen (wenigstens näher zu rücken) sei Ziel des National-Museums."

kunden- und Antiquitäten-Sammlungen der Monarchie; die Lehranstalt zu Vordernberg trägt bereits Früchte durch dort gebildete junge und nun im Lande verbreitete Männer; die Bibliothek, bereits über 33,000 Bände stark, vermehrt sich von Jahr zu Jahr; die Wirksamkeit der gemeinnützigen Vereine, welche sich diesem Institute anschließen und auf die wir im Verfolge kommen werden, zeigt bereits mehrseits segensreiche Folgen; der botanische Garten erweitert sich nach dem Raum und Reichthum zusehends. Gegenwärtig bestehen 8 ordentl. Professuren und sind über 300 Zuhörer bei der ganzen Lehranstalt. Überall aber ist der Stifter des Ganzen zugleich Schöpfer und Ordner des Einzelnen; er weiß die Talente zu finden, prüft selbst mit Sachkenntniß Alles und weiset jedem seinen Antheil zu.

Im Jahre 1812 erließ der Erzherzog die Preisfragen über Innerösterreichs Geschichte und Geografie im Mittelalter, wodurch das Studium derselben wo nicht erweckt doch neu belebt wurde. *) Das Archiv für Geografie und Kriegswissenschaften, Hormayr's Taschenbücher, einzelne Broschüren, ausländische und unsere steierischen Blätter, u. v. a. wetteiferten nun miteinander im Auffinden von Quellen, Beweismitteln für einzelne Meinungen, Zitaten aus allen Klassikern, u. s. w. Männer vom Fache beeiferten sich um die Ehre der Mitbewerbung, so wurde das Studium der vaterländischen Geschichte verjüngt und wurde erst Wissenschaft für sich. **)

Seine Reise über Frankreich nach England und Holland nach dem 2. Pariser Frieden (beschrieben vom Grafen von Salm), so wie eine frühere (nach dem 1. Pariser Frieden), durch die Schweiz und Italien waren deswegen von besonderm Erfolge für Steiermark, als Er nicht nur als Mitglied des hohen Kaiserhauses, sondern mehr noch als Naturfreund und Forscher, als gebildeter Techniker reiste, sich um alle Verhältnisse der Industrie und Landwirthschaft erkundigte, Fabriken und Manufakturen selbst besuchte und als alle Seine diesfälligen Forschungen und Sammlungen wieder der Steiermark und dem Johanneo zu Gute kamen.

Im Jahre 1818 wurde der Brandhof nächst Mariazell in Obersteier erkauft und durch Ihn als Sachkenner von einer einfachen ländlichen Besitzung in eine reizende Villa und in einen Musterhof einer Alpenwirthschaft umschaffen; dadurch ward der Erzherzog Grundbesitzer des Landes und seitdem dürfen wir Ihn den Unsrigen nennen; dort wurde der Plan zur steierischen Landwirthschafts-Gesellschaft, wo nicht geschaffen, doch ausgebildet, eine Schöpfung, deren Folgen die Mitwelt bereits dankerfüllt erkennt, die Enkel aber erst gehörig würdigen werden. Bescheiden nannte der hohe Stifter in Seiner Eröffnungsrede am 28. März 1819 diese Stiftung nur eine Erneuerung der vorlängst bestandenen Ackerbaugesellschaft, aber Jeder weiß es: sie war nur Sein Werk! Die a. h. Bestätigungsurkunde zählt in deren Wirkungskreis „die Pflege aller Wissenschaften, welche zur Vorbereitung oder Pflege der Landwirthschaft dienen" und es ist kein Zweifel, daß sich seitdem rationelle Landwirthe gebildet haben, eben so gewiß aber ist's auch, daß die Gesellschaft diese ihre Aufgabe bisher nach Kräften löste; sie zählt jetzt 26 Filialen, bei 2000 ordentliche und 200 korrespondirende Mitglieder. Wer kann die beiden Reden des hohen Gründers und Präsidenten (des 1. und 2. Dezenniumsfestes) lesen oder hat einer solchen Feier selbst beigewohnt, ohne im Tiefsten gerührt zu werden und aus den vorliegenden und genannten Erfolgen die werkthätige Nützlichkeit der Gesellschaft zu erkennen! Die Hefte über die Verhandlungen der Gesellschaft geben auch Bericht davon und belehren den Wißbegierigen. Der gegenwärtige Professor der Landwirthschaftskunde hat sich bereits einen ehrenvollen Platz in der deutschen Gelehrtenwelt erworben, aber auch das Studium der Hilfswissenschaften der Landwirthschaft wurde durch Männer vom Fache und anerkanntem Rufe, die Er zu finden weiß, gehoben.

Hieher gehört der Ankauf des landwirthschaftlichen Musterhofes 1832 und die Errichtung der Winzerschule 1841 in Gratz, hieher gehören das Entstehen des Gartenbau-Komités, die Prämien-Stiftungen für Pferde- und Hornviehzucht, wie nicht minder für Seiden-, Obst- und Bienenzucht, endlich das Entstehen der Sparkasse 1825 und der wechselseitigen innerösterreichischen Feuerversicherungs-Anstalt 1829, sämmtlich Anstalten und Schöpfungen im Geiste des Fortschrittes, erweckt durch den für alles Nützliche im Lande thatkräftigen Erzherzog *).

Aber auch der Kunst und allseitiger Bildung widmete Er seine Aufmerksamkeit, indem Er nicht nur selbst eine reiche Bildersammlung anlegte und Künstlern, wie Ender, Gauermann, Höfel, Wachtel u. v. A. ein freundlicher Mäcenas war, sondern auch der st. st. Bildergallerie (vereinigt mit der Zeichnungsakademie) in Graz sehr werthvolle Geschenke machte, sogar die Zierde derselben (Maximilians Zusammenkunft mit Maria von Burgund, gemalt von Peter) ist von Ihm — später das Protektorat des steiermärkischen 1820 neu ins Leben getretenen Musikvereins annahm und diesen Instituten seither nun ebenfalls seine Theilnahme und Aufmerksamkeit schenkte.

Eine der schönsten Schöpfungen aus jener Zeit bleibt der Leseverein 1819 am Johanneo, eine Anstalt, die nun zu einem eigenen und vollendeten Institute sich gebildet hat, einen eigenen Fond besitzt und allen Instituten der Art in Europa an die Seite gestellt werden kann. Er zählt gegenwär-

*) Hauptsächlich die Genealogie der steir. Ottokare und Steiermarks Wachsthum betreffend (siehe Archiv III. 32.). Freiherr von Hormayr ward als Löser derselben erkannt und erhielt den Preis von 60 Golddukaten.

**) Nebst diesem Streben für Steiermark behielt der Erzherzog damals aber auch die großen deutschen und europäischen Interessen scharf im Auge und das Feld der Diplomatie und Kriegskunst blieb Ihm nicht fremd; Er nahm 1814 statt Franz I. die Huldigung in Mailand an und eroberte später 1815 Hüningen. Zu erwähnen wären hier auch die Thaten des, damals größtentheils aus Steiermärkern gebildeten und nun halb-seit einem halben Jahrhunderte Seinen Namen führenden, Dragoner-Regiments, welches seit Beginn der französischen Kriege treu Österreichs Ruhm- und Unglückstage theilte. Es half bei Kulm 1813 entscheiden und bereitete so die Tage von Leipzig vor, wo es wieder, im Gefühle der Ehre für den Namen seines Inhabers, mit Ruhm und Tapferkeit, wenn gleich mit großen Opfern kämpfte.

*) Hieher gehört endlich auch der Anbau so vieler noch unkultivirter Plätze, Anlage zweckmäßiger Straßenzüge, z. B. über die Steinbrücke nach Rann 1836 und durch die Huda lukna 1829 bei W. Gratz, der bessere Geschmack und größere Feuersicherheit bei Landhäusern u. s. w.

tig über 300 Mitglieder, die gegen ein jährliches Abonnement von 14 fl. 24 kr. K. M. sich den Genuß von 200 Zeitungen und Zeitschriften aus allen Fächern der Gelehrsamkeit, Kunst und Industrie, die gelesensten englischen, französischen, italienischen und deutschen Tagblätter verschaffen, wodurch die Anstalt von selbst den Zusammenfluß und Mittelpunkt der gelehrten Welt von Graz bildet. Ein Organ desselben ist die steirische Zeitschrift, auch nur durch Ihn ins Leben gerufen — der nebst rascherem Gange aber auch zu wünschen wäre, daß sie, nach ihrem eigentlichen Zwecke und Seiner Weisung, mehr populäre und rein vaterländische Interessen im Auge behielte.

Der edle Erzherzog blieb jedoch nicht beim Vortrage und bei der Aufmunterung stehen, überall sehen wir Ihn auch Hand ans Werk legen; so kaufte Er 1822 eine Weingart-Realität im Pikerer Gebirge, bei Marburg, die bald eben so zur Musterwirthschaft für den Weinbau geschaffen ward und zwar durch Seine Einsicht und Seinen Fleiß — wie es der Brandhof im Oberlande bereits war *). In selbem Jahre wurde auch ein Radgewerk in Vordernberg angekauft, dem 1837 ein zweites hinzugefügt ward, wodurch der Erzherzog Radmeister, also Gewerbsmann in Steiermark wurde, als welcher Er, nur desto mehr um den Aufschwung der Industrie und des Handels im Lande besorgt 1837, den Verein zur Beförderung der Industrie und der Gewerbe in und für Innerösterreich (dem sich später auch Oberösterreich und Salzburg als Alpenländer mit gleichen Interessen anschlossen) stiftete, welcher gegenwärtig über 700 wirkliche und 100 Ehrenmitglieder zählt.

Schon die erste Industrie-Ausstellung in Klagenfurt, 1838 bei der Durchreise Ihrer Majestäten, zeigte die Folgen dieser Stiftung, wie nicht minder aber auch das allgemeine Interesse dafür. Die bisherigen Sitzungen und Verhandlungen, wie die Jahresberichte und das Industrieblatt (auch nur durch Ihn allein entstanden) geben weiteren Bericht vom Vereine und der wachsenden Theilnahme aller Klassen der Gesellschaft. Die unentgeldliche Zeichen- und Sonntagsschule für Gewerbtreibende, die Vorlesungen über einzelne Fächer der Naturwissenschaften, über Mechanik, Technik, u. s. w., die vergleichende Aufstellung der Landesprodukte und die dadurch bezweckte Bildung fleißiger und wißbegieriger Gewerbsleute, die Gründung der Gesellschaft zur Ausfuhr innerösterreichischer Erzeugnisse in Triest, wie der allgemeine Fortschritt sind der Erfolg dieser Seiner Stiftung.

Auch in diesem Fache fand des Erzherzogs Scharfblick die Männer dazu, wodurch sich der Kreis jener Edlen, denen Er seine besondere Gewogenheit schenkte, zum Nutzen des Landes erweiterte. Überall zeigte sich ein reger Eifer für das gemeine Beste und dem Willen des hohen Herrn, der als Genius des Landes einmal allgemein bekannt war, zu entsprechen, ward das Ziel des Einzelnen, der Gemeinden und so vieler Vereine! *)

Wie wesentlich der Erzherzog zur Aufmunterung von Kunst und Wissenschaft das Seinige beitrug, zeigen die vielen Widmungen von literarischen sowohl als artistischen Unternehmungen, ja es erscheint beinahe kein Werk von Bedeutung in den innerösterreichischen Provinzen, das nicht derart seinen Namen trägt. Er war es theils selbst, theils durch seine Schöpfungen, der so viele schlummernde Talente zu regem Wirken hervorrief — Künstler und Schriftsteller werden dies bezeugen, deren Namen zu nennen hier nicht der Ort ist — ebenso verbietet es gegenwärtig die Bescheidenheit, speziell und nominell die werkthätige Unterstützung aufzuführen, die so Vielen zu Theil wurde und es kann erst Sache der kommenden Geschlechter sein, die tiefere Würdigung dieser Seiner kulturgeschichtlichen Wirksamkeit so wie das Einzelne durch Schrift und Druck kund zu geben.

Der montanistisch-geognostische Verein 1842 von und für Innerösterreich beweiset wieder Seine Einsicht in die inneren Verhältnisse unserer Provinzen, als Alpenländer mit einem Metallreichthume, der sie nach Böhmen, unter die interessantesten Länder Europa's einreiht. Auch dieser ist Sein Werk und nur durch Ihn ins Leben getreten. Die Aufgabe desselben ist Durchforschung dieser Provinzen zur Entdeckung aller Arten nutzbringender Materialien, Beurtheilung und Bekanntmachung derselben zur Erleichterung bergmännischer, technischer und kommerzieller Unternehmungen. Zentralpunkt ist wieder das Johanneum; aber auch für geognostische Provinzial-Sammlungen wird der Verein sorgen, denn nicht nur fürs Materielle soll derselbe da sein, sondern auch um die Geschichte des Bergbaues, um die geognostisch-mineralogische Kenntniß der Länder, um Lösung theoretischer Fragen und Aufgaben soll und wird er besorgt sein. Wir haben daher nicht nur Förderung des Bergbaues in jeder, sondern auch Landeskenntniß in naturhistorischer Beziehung zu erwarten.

Welche Theilnahme der Erzherzog 1843 der Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Graz schenkte, lebt noch in der Erinnerung aller Glücklichen, die selber überhaupt beiwohnten, besonders aber damal Ihm näher standen

*) Den frommen Sinn des ganzen hohen Kaiserhauses bewährte er damal in unserem Hochlande auf rührende Weise. Am 27. Mai 1823 ward auf der Spitze des Erzberges, dieses unerschöpflichen Borns steierischen Wohlstandes, ein Kreuz aus Gußeisen gesetzt — die Feier ward (wie Weidmann sie beschreibt) zum Volksfeste und die Erhabenheit der Handlung stellt ein braver Kupferstich (von Loder — Höfel) dar, der im Lande wohlbekannt ist, die hohe Bedeutung aber beweisen die Worte des hochherzigen Gründers, wie sie dort vorkommen. Eine andere eben so ergreifende Feier hatte bei der Einweihung der neuen Kapelle im Brandhofe 1838 Statt, welche aus besonderer Verehrung für den hohen Eigenthümer der würdige Sänger der Rudolfias und Tunisias selbst vornahm — unvergeßlich wird auch sie Allen sein, die ihr beizuwohnen die Ehre hatten.

*) Wie sehr im Auslande, im innern und äußern Staatsleben Sein Name hochgestellt steht, zeigen Seine diplomatischen Sendungen und Reisen, 1837 ins russische Lager, nach Konstantinopel und Athen, dann 1842 zum Kölner Dombau, ins preußisch-deutsche Bundeslager, zur Industrieausstellung in Mainz, zur Inspektion der neuen Festungsbauten u. s. w. Überall behielt Er aber auch unsere Interessen im Auge und suchte für Innerösterreichs Handel und Industrie, Bildungen und Kunstschätze Erfahrungen zu sammeln und Entsprechendes zu erreichen. Überall ward Er nicht nur als Erzherzog und Repräsentant des Kaiserhauses, sondern als wissenschaftlich gebildeter hoher Herr, als ruhmbekränzter und lenkseliger Prinz der Gegenstand allgemeiner, nicht nur äußerer, sondern wahrer innerer Verehrung.

und sich von seiner tiefen Einsicht und seinem Eifer für die gute Sache selbst überzeugen konnten. Daß Er der Versammlung „ein eben so huldvoller Wirth, als ein kenntnißreicher und das regste Interesse bethätigender Förderer und Theilnehmer ihrer Forschungen war" haben wir anderseits bereits gelesen, und es wäre überflüssig, die Begebenheiten jener Tage als Förderungen der Wissenschaft hier zu wiederholen.

Seinen Aufenthalt theilt er nun, wenn seine Staatsgeschäfte und Pflichten als General-Geniedirektor, als Chef der Ingenieur- und Militär-Akademie u. s. w. es zulassen, mit Graz, das Er durch ein herrliches Palais verschönerte, Stainz *), das Er 1840 käuflich an sich brachte, dem reizenden Brandhofe, dann Vordernberg, wo er 1837 eine Union sämmtlicher Radmeister bildete, und (im Herbste zur Lesezeit) mit Pikern, dessen höchster Punkt nun Ihm zu Ehren Johannesberg heißt, und sowohl für den Weinbauer als Naturfreund zu den interessantesten Punkten der untern Steiermark gehört. Überall ist sein Leben und Wirken nur eine fortlaufende Reihe von Verdiensten um Wissenschaft, um Bildung und Veredlung des Volkes, um wesentliche Verbesserung des Bodens und aller Zustände des Landes, überall verehrt Ihn Arm und Reich, Hoch und Nieder, Herr und Diener, nicht nur als Erzherzog, als Feldherrn, Diplomaten, als Präsidenten aller dieser Seiner gemeinnützigen Anstalten und Vereine, sondern auch als Vater und Freund des Landes und der Einzelnen, als selbst sachkundiges und fachgebildetes Mitglied der genannten Gesellschaften.

Die neueste Schöpfung seiner segensreichen Wirksamkeit ist der 1844 ins Leben getretene historische Verein von Steiermark, Kärnthen und Krain, worüber die Verhandlungen schon lange dauerten und nur Sein Einfluß höheren Orts entschied. Der Hauptzweck desselben ist Geschichte, Forschen und Festhalten, wie die Statuten lehren; sie rufen alle Vaterlandsfreunde zur Mitwirkung auf, an der nicht zu zweifeln, und so dürften in Kurzem vielleicht schon die **Bibliotheca styriaca**, das **Archivum carantanum** oder **Antiquarium carniolum etc.** die werkthätigen Folgen dieser Stiftung zeigen, die jedoch nebst den Provinzial- auch die allgemeinen Interessen verfolgt. Es gehört nicht hieher, Seinen mittelbaren Einfluß auf so viele wohlthätige und gemeinnützige Unternehmungen, wie z. B. Wartinger's Prämienstiftung für vaterländisches Geschichtsstudium 1815, den Pikerer Weingartbesitzer-Unterstützungsfond sowohl für alte, als für brave Winzer 1831 u. s. w., namentlich aufzuführen, oder Sein gemeinschaftliches Wirken mit unsern hohen Herrn Ständen zu zergliedern, wessen Antheil dies oder jenes ist? — Dankbar erkennt das Land und seine Bevölkerung, daß es geschehen!

Und so möge der noch lebensfrische und thatkräftige **) Erzherzog zur Freude aller Bessern, zum Wohle der Steiermark und zur Erstarkung aller seiner hochherzigen Schöpfungen noch viele viele Jahre unter uns weilen und Gegenstand innigster Liebe und Verehrung seiner Umgebungen, des Volkes, der Zeit und Mitwelt bleiben, bis die Geschichte dann einst mit goldenem Griffel Seinen Namen und Seine Thaten, in das Buch der Ewigkeit eingetragen den Enkeln zeigen wird!

*) Eine der schönsten und reichsten Herrschaften des Landes, in einer paradiesischen Gegend, die nur durch Ihn neuen Reiz gewonnen und eine für Steiermark wichtige historische Bedeutung erhalten hat. (Prof. Maly steir. Zeitschrift XIII. 1.)

**) Unermüdet z. B. wohnt Er allen Sitzungen bei und gibt Seine Meinung ab, entscheidet über das Geringfügigste sowohl als das Wichtige mit Ruhe und Sachkenntniß, bei allen Seinen Vereinen und Anstalten.

De situ et ambitu Slavoniae et Croatiae, quem critice illustravit et de eo in usum Croatarum latine disseruit Georgius Gyurikovits. Pestini 1844. 85 S. 8.

(Schluß.)

Noch deutlicher erhellt aus der Geschichte der Wiedereroberung und Organisirung des heutigen Slawoniens, daß die jetzigen drei Komitate Sirmien, Verőcze und Poschega im 17. und 18. Jahrhunderte, bis 1746 und bezüglich 1791 noch immer als integrirende Theile des Königreiches Ungarn betrachtet wurden, und wie es kam, daß sie mit dem Namen Slawonien belegt, und unter Jurisdiktion des Banus gestellt wurden. Als bald nach der Befreiung Ofens von türkischer Herrschaft (2. Sept. 1686) und nach dem Siege bei **Mohács** (1687) auch der untere Strich zwischen Drave und Save (1688 und 1691) von den kais. Waffen zurückgewonnen wurde, führte in Folge eines Aufrufes der beiden Hofkanzler, Grafen **Kinsky** und **Strattmann**, der nicht unirte griechische Bischof **Arsenius Chernovich** eine bedeutende Anzahl seiner Glaubensgenossen aus Raszien über die Save unter kaiserl. Schutz. — Da bereits schon früher viele Razen (**Rasciani**) daselbst angesiedelt waren, so wurde der untere Strich zwischen der Donau, Drave und Save, im gemeinen damaligen Sprachgebrauche auch Raszien, und bald auch Slawonien oder das untere Slawonien genannt, indem die Razen gleich den im eigentlichen Slawonien (Kroatien) befindlichen Bewohnern Slawen waren; da aber ihr Bezirk an der untern Save und Drave lag, so wurde derselbe von dem eigentlichen Slawonien durch den Beisatz des untern geschieden.

Die türkische Herrschaft bildete eine traurige, geografisch und ethnografisch umstaltende Episode für das untere Ungarn. Die frühern Komitatsgrenzen waren verwirrt worden; während und nach der Wiedereroberung waren zwischen Save und Drave kaiserliche Truppen (Deutsche, Ungarn und Razen) daselbst vertheilt. Man dachte einerseits an Errichtung einer Militärgrenze gleich der Karlstädter Grenze, anderseits an Herstellung der frühern Komitatseintheilung und Verfassung. Daher bestimmte Kaiser Leopold I. schon mit a. h. Resolution vom 30. Oktober 1698 eine ungarische Kommission, als deren vorzüglichste Mitglieder Graf Franz **Nádasd**, Stefan **Kasó** und Alexander **Nedeczky** waren, welche am 11. Dez. 1700 ihre Ausarbeitung über die Organisirung der vier Komitate: **Sirmium**, **Valkó**, **Verőcze**, **Posega** überreichte, wornach die Administration, wie in andern Komitaten des Königreiches Ungarn wieder eingerichtet, und einstweilen die Grenzen der Kameral-Provisorate beibehalten werden sollten; wornach das Komitat Valkó den ganzen Distrikt des Inspekto-

rates Eszek und Veröcze, Posega und Sirmium die Distrikte der gleichnamigen Kameral-Provisorate erhalten sollten.

Die Militär-Kommission, welche unter Leitung des General Baron Schlichting am 14. Juli 1700 ihre Arbeiten zur Errichtung einer ungarischen Militärgrenze an der Save, nach dem Muster der kroatischen oder Karlstädter und der slawonischen oder Banalgrenze*) begann, beendigte ihre Organisirung im Jahre 1702, wornach dieselbe damals ungarische Grenze**) (Confinium Hungaricum) genannt, und theils unter die Verwaltung des Hofkriegsrathes, theils der Hofkammer gestellt wurde, da die Grundstücke theils den zum immerwährenden Waffendienst bestimmten Individuen, theils den Zivilbewohnern zugewiesen wurden.

Nachdem im Passarowitzer Frieden (21. Juli 1718) die Grenzen über die Save erstreckt wurden, blieb die gedachte ungarische Grenze zwischen Drave und Save nicht nur im Fortbestande, sondern der in Essek kommandirende General Graf Khevenhüller machte wegen Aufrechthaltung des gesunkenen militärischen Geistes den a. h. Ortes genehmigten Vorschlag, daß die bezüglichen Grenzbewohner für immer National-Grenzsoldaten (Nationales confinarii milites) bleiben sollten.

Nach dem Belgrader Frieden (18. September 1739) wurden neuerdings Organisirungen der untern Komitate und Grenzregimentsbezirke vorgenommen. Maria Theresia beauftragte hiezu im Jahre 1745 den kommandirenden General von Temeswar, Baron Engelshofen, welchem der Hofrath der ungarischen Hofkanzlei, Graf Alexander Patachich, dann von Seite der ungarischen Hofkammer Baron Ladislaus Vayay, und von Seite Kroatiens und Slawoniens der Kanonikus Balthasar Kerchelich, dann Johann Busan und Szaich beigegeben wurden. Nach dem Vorschlage dieser Kommission wurde das ungarische Komitat Valkó unter die drei übrigen Komitate und das Brober Regiment vertheilt, um jene Komitate für die Abtrennung der Grenzregiments-Bezirke zu entschädigen. Auch vom Kreuzer Komitate wurden einige Theile abgerissen, und theils dem Komitate Poschega einverleibt, wie z. B. die festen Plätze **Dobra Kuchja** und **Biella**, theils dem Gradiskaner-Regimentsbezirke, wie z. B. der Markt **Velika** und die Dörfer **Bielastiena**, **Medjuricz**, **Banovajaruga**, **Brezina** u. a. — Es ist also wohl begreiflich, daß, was in alten Dokumenten von den gedachten 4 ungarischen Komitaten: **Sirmium**, **Valkó**, **Veröcze** und **Posega** gesagt wird, nur mit geografischer Umsicht auf die heutigen 3 slawonischen, in ihren Grenzen weit abweichenden Komitaten **Sirmium**, **Veröcze** und **Posega** angewendet werden darf. Der Verf. hat bereits in den vorliegenden Theilen auf die Irrthümer, die aus der Unkenntniß der alten Komitatsgrenze sich ergeben, an den geeigneten Stellen hingewiesen, er wird aber durch die diplomatische genaue Begrenzung im III. Theile um die historische Geografie noch mehr Verdienst sich erwerben.

Für die gedachten 3 Komitate: **Veröcze**, **Sirmium** und **Posega** wurden **Essek**, **Illok** und **Posega** als Sitz der Komitatsversammlungen bestimmt, dieselben aber mittelst k. Reskript vom 27. April 1746 der Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Banus von Slawonien, Kroatien und Dalmatien, Grafen und nachherigen Fürsten Karl v. Batthyany und mittelbar dem Königreiche Ungarn unterworfen.

Gleichzeitig hatte eine neue Militär-Kommission unter dem Vorsitze des gedachten Banus und FML. Fürsten Karl v. Batthyany die Abtheilung der 3 Regimentsbezirke: Gradiska, Brod und Peterwardein vorgenommen.

Im Jahre 1749 wurden der ungarischen Hofkammer-Präsident, Graf Anton Grassalkovich und der General Baron Engelshofen zur Revision abgesendet, die ungarischen Komitatseinrichtungen blieben aufrecht und erhielten die Bestätigung des Landtages, welche jedoch im 23. Artikel den Beisatz erhielt: Unbeschadet der Jurisdiktion der Banus („Salva Banali jurisdictione.“)

Der Zusammenhang der Ereignisse zeigt, daß der Banus die ordnungsmäßige Jurisdiktion über die gedachten 3 Komitate: **Posega**, **Veröcze** und **Sirmium** erst 1746 erhielt, welche nunmehr durch die Klausel vom Jahre 1751 gesichert erscheint. Der Verf. macht aber darauf aufmerksam, daß diese Klausel zu dem Irrthume Anlaß gegeben habe, als ob die ordnungsmäßige Gewalt und Gerichtsbarkeit über die 3 Komitate auch in früheren Jahrhunderten dem Banus zugestanden wäre, welches jedoch keineswegs der Fall war, da demselben nur in einigen Fällen eine delegirte Macht zustand.

Der Verf. schließt nun seinen II. Theil mit Anführung der weitern diplomatischen Beweise, daß die Komitate: **Sirmium**, **Veröcze** und **Posega** noch im 18. Jahrhunderte als ungarische betrachtet wurden, und der Gerichtsbarkeit des Banus nicht unterworfen waren, so wie mit Aufklärung der Metamorfose, wodurch in der Mitte des 18. Jahrhunderts aus den ungarischen Komitaten ein Königreich Slawonien hervorgegangen sei.

So interessant die Ausführung dieser einzelnen Punkte wäre, so müssen wir uns hier nur auf die Zusammenfassung des Sinnes derselben beschränken. Im gemeinen Sprachgebrauche, meistens von Deutschen ausgehend, wurde seit Anfang des 18. Jahrhunderts der Strich zwischen der Save und Drave Raszien oder das untere Slawonien zum Unterschiede des eigentlichen (obern) Slawoniens genannt; das letztere erhielt damals ebenfalls im gemeinen Sprachgebrauche den Namen Kroatien; das eigentliche Kroatien jedoch, d. i. das Land südlich der Sawe und Kulpa bis zum Meere, hieß einige Zeit auch österreichisches Küstenland. Diese Benennungen waren zwar theils nur vorübergehend, theils blos ethnografisch, theils gemeiner Sprachgebrauch, während in den Diätal-Verhandlungen noch für das jetzige Kroatien der Name Slawonien erscheint, und das heutige Slawonien als ein integrirender Theil von Ungarn betrachtet wurde (insbesondere in dem 92. Artikel v. J. 1715); allein jener Sprachgebrauch ging zuerst in die Verhandlungen der Kommission vom Jahre 1745 über. Da die Macht des Banus von Slawonien, Kroatien und Dalmatien von den beiden letztern ausgeschlossen, und nur im ersteren, nämlich in dem obern Theile zwischen der Drave und Save, oder nach dem damaligen gemeinen Sprachgebrauch im obern Slawonien wirksam geblieben

*) Diese Grenze war in demselben Jahre zwischen der Unna und Kulpa organisirt worden.

**) Vergleiche über das Gesagte v. Hietzinger's Statistik der Militärgrenze. I. Thl. p. 30 ꝛc. II. Thl. p. 10—13 ꝛc.

war, d. i. in den Komitaten Agram, Warasdin und Kreuz, dann in der Banalgrenze; so mußte dem Banus an der Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit über die untern 3 Komitate: **Sirmium**, **Veröcze** und **Posega** gelegen sein. — Sehr beachtenswerth ist die Anführung der Debatten, aus denen sich der obige Beisatz: „**Salva Banali jurisdictione**“ entwickelte. Endlich mochte auch in religioser Hinsicht daran gelegen gewesen sein, diese 3 ungarischen Komitate als Slawonien zu betrachten und zunächst unter die Gerichtsbarkeit des Banus zu bringen, um hiedurch die Artikel 23 vom Jahre 1687, 30 §. 5 v. J. 1715, 86 v. J. 1723 und 46 von 1741, wornach in Kroatien und Slawonien nur die katholische Religion ausgeübt werden soll, auch auf die 3 ungarischen Komitate auszudehnen. Befestigt wurde der ämtliche Sprachgebrauch des heutigen Slawoniens auf dem Landtage 1791.

Wir fügen diesen Betrachtungen des Verf. noch die Bemerkung bei, daß die Regierung auch das Recht hatte, in dem Striche zwischen Drave und Save Einrichtungen zu treffen, die von dem früheren Zustande vor der Türkenherrschaft sich unterscheiden, da dieser Strich durch die kaiserlichen Waffen von der türkischen Herrschaft befreit worden war, und solche Einrichtungen die Umstände zur Sicherung des Reiches nöthig machten.

Der Verf. bemerkt schließlich, daß alle die Muntzipal-Statuten und besonderen Rechte, welche für das Königreich Kroatien, Slawonien und Dalmatien mit den Artikeln 66 v. J. 1681, 23 v. J. 1687, 120 v. J. 1715, dann jene, welche von Rudolf II. und Mathias II. 1608, von Ferdinand II. 1636 erlassen wurden, keineswegs auf die 3 Komitate des heutigen Slawoniens, die damals noch unter türkischem Joche seufzten, und dem Rechte nach zu Ungarn gehörten, Anwendung finden können; daß ebenfalls die früheren Diätalbeschlüsse von 1550—1741, dann die dem alten Königreich Slawonien (d. i. dem heutigen Kroatien) ertheilten Privilegien, wie z. B. die 1496 ertheilte Führung des slawonischen Wappens, nämlich eines Marders zwischen zwei Flüssen, keineswegs das heutige Slawonien, d. i. die drei Komitate **Veröcze**, **Sirmium** und **Posega** betreffen können.

Abgesehen von allen politischen Rücksichten, erscheint in wissenschaftlicher Beziehung das vorliegende Werk als höchst achtungswerth, indem es auf dem bisher noch sehr brach liegenden Felde der ältern Geografie als eine gründliche Arbeit und ein sehr dankenswerther Beitrag erscheint. Möge der geehrte Herr Verf. bald Zeit finden, auch den III. und IV. Theil, die in rein wissenschaftlicher Hinsicht noch mehr zu leisten versprechen, dem Publikum zu übergeben und mit einer Karte zu erläutern.

Die neuböhmische Literatur.

II. Artikel.

Schönwissenschaftliche Literatur*).

Den interessantesten, wenn auch nicht zumeist hervortretenden Moment des neuböhmischen Nationallebens bietet die böhmische Poesie. Der Frühlings-Blütenregen, den sie über die Fluren Böhmens ausschüttet, wuchert als Saat üppig und Leben erzeugend in dem Boden fort, und verwest nicht im Staube, vergessen oder zertreten, sondern schießt immer wieder in neuen Formen aus dem Dunkel hervor. Die böhmische Poesie hat somit den Reiz des Lebens an sich, des unmittelbaren Eingreifens in das Volksgemüth. Der musikalische Sinn der Böhmen bewährte hier sein Übergewicht dadurch, daß der Schatz der Volksdichtung in seinen reizenden Melodien dem Volksgedächtniß eingeprägt blieb, und auf der einen Seite den Sinn für Poesie weckend, auf der andern zur Nacheiferung anregte. So geschah es, daß die böhmische Volkspoesie sich so üppig herausgebildet hat, daß ihr Einfluß auf die heimische Kunstpoesie überhaupt sich gar bald wird kund geben müssen. Die Volksdichtungen sind bis jetzt die einfachsten zwar, aber doch die schönsten Partien des böhmischen Dichterwaldes; in ihnen allein spiegelt sich das Gemüthsleben des echten Böhmen nach allen Tonleitern ab. Man beurtheile den Charakter der reinen Volkspoesie nicht nach einigen Gassenhauern, die hie und da in den Städten gemischten Blutes sich verlauten *lassen*; der echte Born dieses Dichterschatzes lebt im Freien, unter dem unmittelbaren Einfluß der Mutter Natur, die dem Dichtergeiste ihre eigenen schönsten Gedanken einhaucht. In jüngster Zeit versuchten es einige verdienstvolle böhmische Schriftsteller, um diese Blumen nicht verfallen und der Vergessenheit hinopfern zu lassen, da unter dem üppigen Wechsel derartiger Dichtungen, die älteren und gewiß originelleren leicht unbeachtet vergehen könnten, diese zu sammeln und aufzubewahren. Celakowský und Erben sammelten sich hier um das weltliche, Kamaryt um das geistliche Volkslied der Böhmen unvergeßliche Verdienste.

Auch an unmittelbaren Nachahmungen der Volksdichtungen fehlt es nicht, aber sie sind, mit geringen Ausnahmen, verunglückt. Der Vorwurf, der die böhmische Volksdichtung trifft, als bewege sie sich fast ausschließlich nur in dem beengten erotischen Felde, und habe keine höheren Seiten aufzuweisen, fällt hinweg, wenn man bedenkt, daß Lied und Leben einander bedingen, und ersteres unmittelbar aus den Richtungen dieses letzteren hervorgehe. Welche Kraft die echtböhmische alte Nationalpoesie in sich trage, zeigt sich in den spärlichen Denkmälern, die da aus der Heroenperiode der Böhmen auf uns überkommeu sind, und in der Königinhofer Handschrift sich gesammelt finden. Durch Auffindung und Herausgabe dieser Dichtungen hat sich **Hanka** unsterbliche Verdienste um die nationale Literatur gesammelt, ja wir können behaupten, eine echtnationale Poesie Böhmens werde erst aus dem poetischen Nationalbewußtsein der Böhmen hervortreten, das gerade in dem Geiste, der in genannter Sammlung herrscht, sich am deutlichsten ausspricht. Dies ist zwar eine That der Zukunft, aber die Gegenwart fängt bereits an, vorzubauen.

Aber schon vor Auffindung dieser vergessenen Gesänge regte sich das poetische Element der neuböhmischen Literatur, und wenn auch Vieles unter fremdem Einflusse erwuchs, so berührte es doch immer den heimischen Literaturschatz, und bildete auch zugleich den Übergangs-Sinn einer fruchtbareren Periode. Puchmaier war der Erste, der in dieser Beziehung das Erfolgreichste geleistet. Selbst ein Dichter bildete er einen Kreis jüngerer Poeten, die sich ihm anschlossen, und mit ihm zugleich eine mehre Bände umfassende Sammlung

*) Siehe den 1. Artikel in Nr. 8 und 10 dieser Blätter.

von Gedichten herausgaben. Unter diesen jungen Dichtern finden wir einige, die später die Grundpfeiler der böhmischen National-Literatur geworden sind. Puchmaier's Gedichte selbst zeichneten sich durch klangvolle Sprache und gute Gedanken aus, wenn auch der Einfluß fremder Musen bei einigen seiner Dichtungen allzugrell hervortritt. Ihm zunächst stand zu jener Zeit Rautenkranz, ein begeisterter **Tyrtaeus** in den bewegten Tagen des großen Krieges, als Patriot und als Dichter allen Böhmen unvergeßlich. Adalbert Nejedlý, der leider erst jetzt seine zahlreichen poetischen Schriften erscheinen ließ, wo sie unter den fortgeschrittenen Anforderungen der Zeit fast spurlos vorübergehen, ist einer der fruchtbarsten böhmischen Dichter. Zum Belege dafür wollen wir seine Werke einzeln anführen. Er schrieb ein größeres beschreibendes Gedicht: „Das letzte Gericht," und gab zwei Bändchen kleiner Dichtungen heraus. Sein „Karl IV." ist ein didaktisches Gedicht in 8 Gesängen, das treffliche Einzelnheiten enthält, obgleich das Ganze keinen hohen Anspruch machen kann auf dichterischen Werth. Ein Gleiches läßt sich von dessen 3bändigem Epos „Ottokar" sagen, wie von dessen anderen romantischen Gedichten „**Wratislaw**" (zwei Bände) und „**Wácláw**" (1 Band). Sie sind sämmtlich viel zu breit angelegt, und ermangeln einer tiefern poetischen Weltanschauung.

In dieselbe Periode fällt auch **Hněwkowský**, ein Mann, der sich seiner Zeit um die vaterländische Literatur außerordentliche Verdienste gesammelt. Durch ansprechende Behandlung lokaler Sagenstoffe hatte er sich bald einen Ruf erworben, so daß einige seiner Balladen in gefälligen Melodien als Volkslieder allgemein verbreitet waren. Einen glücklichen Wurf that er mit seinem „Děwin," (die Mädchenburg), in welchem komischen Heldengedichte er die sagenhafte **Wlasta** und die Thaten ihrer Amazonen auf treffliche Weise und mit jugendlichem Humor besang. Aber schon die zweite Auflage, die dieses Gedicht erlebte, war ein Rückschritt des Verfassers; er bildete aus dem komischen ein romantisches Heldengedicht, und verfehlte nebst seinem poetischen Berufe auch den Erfolg; das Gedicht fand nur geringen Anklang. Eben so unbedeutend im Verhältnisse zu der Erwartung, welche die Aufschrift erregen dürfte, ist sein großes Gedicht „Faust." Die Anlage dieses Werkes, ja einzelne Partien sind überraschend gut — im Ganzen leidet es aber an unverkennbarer Altersschwäche. Es schleppt sich oft seitenlang licht- und wärmelos hin. — Immer aber steht doch **Hněwkowský** als eine der festen Säulen da, welche das Literaturgebäude Böhmens zu einer Zeit stützten, wo die Gefahr eines gänzlichen Zusammsturzes am nächsten lag. Seine ersten Produktionen tragen viel Nationelles, Echt-Böhmisches an sich.

Frühzeitig den Tönen der eigentlichen Volkspoesie horchend, deren Ursprung hinter dem Pflug und an grünen Weideplätzen zu suchen ist, trat eine jüngere Schule auf, einen neuen Dichterzyklus hervorrufend, der, wenn auch nicht so fruchtbar als jener der vorangegangenen Periode, doch ungleich wirksamer war, und aus dessen Mitte einige Poeten hervortraten, die der böhmischen Literaturgeschichte bleibend angehören.

Hanka trat zuerst mit einem kleinen Liederzyklus auf. Wenn auch einige dieser Lieder und Liedchen Nachklänge fremder Stimmen sind, so tragen sie doch sämmtlich einen Charakter an sich, der sie bei den Böhmen beliebt machen mußte. In Melodien gesetzt sind sie im ganzen Böhmerlande verbreitet, und vollständig zu Nationalliedern adoptirt. — Mit noch größerem Erfolge trat aber Ladislaus Čelakowský als Dichter auf. An diesen Namen knüpft sich eine Reihe literarischer Thaten, die ihm in den Annalen der vaterländischen Literatur eine bleibende Stelle erwirkten. Schon bei der ersten Ausgabe seiner Gedichte bewährte er den Kern echter Nationalität und Ursprünglichkeit, der in ihm schlummerte, seine Sprache, kräftig, voll und gediegen, stempelte ihn zugleich zum klassischen Schriftsteller. Bald auch trat er mit seinem Nachhall russischer Lieder auf, einem Werke, daß sowohl die Fülle des schöpferischen Geistes unseres Dichters als auch das tiefe Eindringen **Čelakowský's** in die Nationalpoesie der Russen beurkundete. Von seinem Nachhall čechischer Lieder läßt sich dasselbe sagen; aber größer als in allem früheren trat Čelakowský in seinen Centifolien auf, einem Zyklus von kleinen Gedichten in gleichartiger Form, in welchen sich der seltene Reichthum von Fantasie und der tiefe Weltaufschwung dieses Poeten auf die herrlichste Weise entfaltet. Übrigens ist aber **Čelakowský's** Verdienst um die Beförderung allgemeiner slawischer Studien in Böhmen nicht gering, und wenn irgendwo die Koryfäen der neuböhmischen Literatur erwähnt wird, so ist **Čelakowský** unter den ersten derselben anzuführen. Wie viel er übrigens durch die Herausgabe der allgemeinen slawischen Volkslieder angeregt, kann nur der genügend würdigen, der in die innigsten Beziehungen der neuböhmischen Literatur genau eingeweiht ist.

Würdig reihte sich an Čelakowský der früh verblichene **Kamaryt**, ein reiches Talent, welchem das Göthische „still und bewegt" ganz eigen war. Seine Lieder waren so echt national und dabei doch so einfach, so veilchenhaft bescheiden, daß man sie liebgewinnen mußte. Ein heimliches Ich, eine fromme Melancholie durchzittert die meisten von ihnen, und mit diesem Dichter ist eine der herrlichsten Individualitäten neuböhmischer Poesie zu Grabe gegangen. — Fast gleichzeitig mit ihm, aber ungleich kühner, lebendiger, ist **Jaroslaw Langer** aufgetreten. Wenige Dichter wie er, trugen bei ihrem ersten Erscheinen ein so herrliches Prognostikon ihres Berufes und ihrer literarischen Zukunft an der Stirne. Seine Idyllen, seine Satyren, Lieder und Alles was immer aus seiner Feder floß, war nationell, eigenthümlich und kündete sich als kräftige Blüte der üppigsten kommenden Früchte; aber — mag der Grund liegen wo immer — es blieb bei den Blüten, die Früchte blieben aus und Böhmen ward um eine schöne Hoffnung ärmer. Um den Kreis dieser Dichterschule so vollständig als möglich auszufüllen, müssen wir hier auch noch **Kamenicky** anführen, der eine Sammlung von Liedern in böhmischem Volksgeist herausgegeben, die ein schönes Talent und ein taktmäßiges Eindringen in die böhmischen Volksweisen beurkundet.

Ein Aar unter den Dichtern Böhmens trat der große Slawe Johann **Kolár** auf, ein Dichter, dessen Wirken sich einen historischen Ruf erwarb; denn wenn man annimmt, daß er wie ein Profet in die starren Massen seines Volkes hineingerufen und sie zum Leben weckte, so weit die slawische Zunge reichet, so hört jeder Zweifel an das Außerordentliche dieses Mannes auf. Sein bedeutendstes Werk ist die **Slawy dcera** (die Tochter des Ruhmes), ein Gedicht, über dessen Inhalt

sekten des Museums beherbergt. Die zur Schau gestellte Sammlung der Letzteren ist zweifacher Art und Tendenz. Die eine, vom Verfasser dieses Aufsatzes entworfen und ausgeführt, hat für's Erste den Zweck, den wißbegierigen Laien zum Studium der Entomologie einzuladen, indem sie das klassische „**natura in minimis maxima**" durch die Wahl der ausgestellten Objekte zur überzeugenden Anschauung zu bringen sucht, und dabei den Hebel einer gefälligen äußeren Ausstattung nicht verschmäht; die zweite und höhere Bestimmung derselben ist aber, den neugewonnenen Proselyten, so wie den, der bereits Lust zur Sache mitgebracht hat, in jene Wissenschaft einzuführen, ihm nämlich deren mannigfache Gebiete und den einzuschlagenden Weg erst in allgemeinen Umrissen vorzuzeichnen, und dann diejenigen Objekte, welche für szientifische Zwecke oder für den Haushalt des Menschen von vorzüglicher Bedeutung sind, speziell kennen zu lehren. Der Leser möge aus nachfolgender kurzer Schilderung entnehmen, ob sie mit ihrer Anordnung diesen Absichten auch wirklich zu entsprechen vermag.

Sie befindet sich — um mit der Außenseite zu beginnen, — im Mittelraume auf zwei langen Tischen, welche in ihrer Konstruktion jenen der Konchylien gleichen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Insekten als zartere und im Nothfalle ganz nahe zu besichtigende Objekte auf den erwähnten zwei Ebenen in eigenen abnehmbaren Kästchen stecken, und der innere Raum ohne Schieblade und vor der Hand zur Aufnahme von entomologischem Geräthe bestimmt ist.

Jene Kästchen oder Laden, vierzig an der Zahl, von schwarzpolirtem Holze und mit Glasdeckeln und breiten Messingrahmen versehen, um das Innere möglichst zu erhellen, sind unter sich durch Leisten getrennt, von welchen jene, die der Mittelkante der Tische entspricht, die Nummer der Kästchen, und dort, wo in diesen eine neue Ordnung anhebt, deren Etiquette trägt. Die Sammlung selbst geht von den Fliegen, als der am tiefsten stehenden Form, aus, und endet, von den saugenden zu den beißenden Insekten fortlaufend, mit den vollkommensten Thieren dieser Klasse, den Käfern. Jede der sieben Ordnungen und jede ihrer Familien, welche, beiläufig bemerkt, gleichfalls nach ihrer natürlichen Verwandtschaft aufeinanderfolgen, ist in einer gewissen Zahl Kästchen für sich abgeschlossen repräsentirt und als Repräsentanten beider wurden theils Arten gewählt, welche für die betreffende Gruppe charakteristisch sind, theils solche, die für den Ökonomen, Forstmann, Techniker oder wenigstens durch Form und Farbe für den Laien überhaupt Interesse besitzen. An der Spitze jeder Familie (also stets im Kästchen selbst und seinem oberen Rande parallel) finden sich drei durch Größe und Farbe ausgezeichnete Etiquetten. Die mittlere trägt in römischer Schrift den wissenschaftlichen Namen der Familie, jene rechts ihre Charakteristik in lateinischen Termen, und die links in derselben Sprache eine bezeichnende Notiz, die sich auf Lebensweise, Vorkommen oder Metamorfose der hieher gehörigen Arten bezieht; diese haben wieder eigene **Genus**- und **Species**-Etiquetten, letztere mit Angabe des Vaterlandes, und sind, da ihre Aufeinanderfolge hier gleichgiltig schien, in jeder Lade dergestalt in Längsreihen gestellt, daß die größten und buntesten in der Mitte, die kleineren und minder auffallenden symmetrisch zu beiden Seiten stecken. Die Nummern der Kästchen beziehen sich (wie bei den Konchylien jene der Glasgestelle) auf einen gedruckten Katalog, in welchem die systematische Reihenfolge der ausgestellten Ordnungen, Familien und **Genera** strenge eingehalten, und nebstbei ein **Index alphabeticus** derselben mit Angabe des Kästchens, worin sie sich befinden, gegeben ist. So kann der Umfang der Ausstellung im Ganzen und in ihren Theilen eingesehen, und zugleich jedes einzelne Stück derselben leicht aufgefunden werden. Diesen Katalog in der Hand und jene Sammlung vor Augen, soll — so liegt es wenigstens im Plane — jeder Anfänger im Stande sein, sich ohne weitere Hilfsmittel eine tüchtige Grundlage für das Studium der Entomologie zu schaffen.

Die zweite zur Schau gestellte Sammlung ist ein Vermächtniß **Marietti's** an das Museum, und demselben erst kurz vor seiner Eröffnung zugekommen. Man hat sie nach dem Willen des Erblassers unberührt gelassen, und theils an der Hinterwand oberhalb der daselbst befindlichen Schränke, theils an den Fensterpfeilern angebracht. Sie enthält in vierzehn Bildern oder Tafeln fast alle europäischen Käfer, und gewährt einen guten Überblick über diesen Theil der Fauna unseres Welttheils. Reichhaltiger und werthvoller noch sind die zu ihr gehörigen und unter Einem abgetretenen Vorräthe, nur daß sie leider erst zu spät eintrafen, um zur Vervollständigung der **Jan-Decristofori**'schen Sammlung verwendet werden zu können.

Diese, die spezielle oder Haupt-Sammlung befindet sich zum größeren Theile in fünf eleganten Schränken. Drei davon enthalten Käfer, nach **Dejean's** letztem Kataloge geordnet, und zwar **Carabi** bis **Melasomen inclusive**; in den andern zwei stecken: 1. Europäische Schmetterlinge, bis zu den Geometriden (nach Ochsheimer-Treitschke), 2. Hemipteren (nach Burmeister), 3. endlich Diptera (nach Meigen und Wiedemann klassifizirt). Der Rest der Käfer, obwohl bestimmt und geordnet, befindet sich mit der ganzen Masse von Vorräthen zur Stunde noch in älteren Behältnissen in einem der Arbeitszimmer, und nur die Familie der Rhynchophoren, aber auch diese nicht vollständig, ist in einen der vier kleineren Schränke des Vorsaales übertragen. Die drei anderen enthalten Hymenopteren (bei welchen die Familien der Ichneumoniden, Diplolepiden und Cynipiden sehr schwach repräsentirt sind), Orthopteren und Neuropteren, und zwar von diesen zwei an sich schon ärmeren Ordnungen nur einzelne Repräsentanten der europäischen und einiger weniger exotischen **Genera**. Der eigentliche Reichthum der Hauptsammlung liegt, wie zum Theil aus dem Ebengesagten erhellt, in den Käfern (**Coleoptera**), deren Artenzahl sich ungefähr auf 10,000 beläuft, während alle übrigen Ordnungen zusammen nur bei 4000 aufweisen können. Wohl die Hälfte jener Species ist exotischen Ursprungs, und wir begegnen da fast in jeder Familie Seltenheiten ersten Ranges. So z. B., um nur einige zur Probe anzuführen, unter den Carabicinen: **Manticora n. sp.**, **Car. Vietinghovii**, **Chamissonis**, **Onopterygia tricolor**, **Mormolyce phyllodes**, **Anophthalmus Schmidtii** etc.; bei den **Lamellicornien**: **Phanaeus n. sp.**, **Scarab. Hercules**, **Typhon** etc., **Euchirus longimanus**, **Goliathus micans et rhinophyllus**, **Chiasogn. Grantii** etc.; bei den Rhynchophoren: **Tophoderes frenatus**, **Calliz. regalis**, **Lophotus Zebra**, **Elythrurus Lapeyrousei**, **Derac. hololeucus** etc.; unter den Cerambicinen: **Titanus giganteus**, **Enopl. armillatus**, **Cal-**

lichr. phyllopus et albitarsis, Listropt. atra u. a. m. — Von Schmetterlingen sind etwa 300 Arten aus anderen Welttheilen in gut konservirten Exemplaren vorhanden, und in Glasladen, welche auf die vier niedrigen Schränke der Hauptsammlung schräg aufgesetzt wurden, zur Schau gestellt. In den übrigen Ordnungen ist die Zahl der Exoten verhältnißmäßig beschränkt, nur die Hemipteren enthalten in der Familie der Leucht- und Buckel-Zirpen noch manches Ausgezeichnete. Von großer Bedeutung für die Fortbildung der entomologischen Partie sind die bei der Zusammenstellung der Hauptsammlung ausgeschiedenen Vorräthe, welche zwar zahlreicher an Individuen als an Arten sind, und mit geringer Ausnahme der Ordnung **Coleoptera** angehören, dadurch aber, daß sie viel Brauchbares, zumal an **Exoticis**, enthalten, und überhaupt sehr reich sind, bei ausgebreitetem Tauschverkehre auch zur Bereicherung der übrigen Insektensippen wesentlich beitragen können.

Die zweite Hälfte dieser Gallerie, oder genauer gesprochen, ihrer Hinterwand, nehmen wieder fünf Schränke ein, von welchen vier in Übereinstimmung mit den früher erwähnten niedriger sind und Pulte tragen, der fünfte aber, welcher dem höheren der Insektenschränke entspricht, gleich diesem einen Aufsatzkasten mit senkrechten Glaswänden hat. An der Hinterwand dieser zwei Aufsatzkästen sind determinirte Repräsentanten der Krustazeen in mehr pittoresker als systematischer Stellung angebracht, und auch vom Umfange dieser relativ kleinen Klasse dem Publikum einen Begriff zu geben. In den vier Pulten (schräg aufgestellten Glasladen) finden sich Cirrhipeden, Radiaten, Zoophyten und Foraminiferen dergestalt vertheilt, daß auf jede dieser Klassen eines von jenen Behältnissen kommt, ohne daß jedoch in ihrer weitern Anordnung ein anderer Zweck verfolgt wäre, als der so eben bezüglich der Krebsthiersammlung angegeben wurde. Die Foraminiferen sind zum Theil nur stark vergrößerte Gypsmodelle, um die fantastischen Formen dieser winzigen Thiere besser zu veranschaulichen. Im Innern dieser Schränke sind die speziellen Sammlungen der Fossilien aufbewahrt, unter welchen wieder die von den Mollusken der Tertiärformation durch Zahl, Konversation und Kostbarkeit der Arten den ersten Rang behauptet. Nur wenige, aber zum Theil trefflich erhalten, sind die Abdrücke von Insekten aus der Gegend von Aix und aus Kroatien, und was endlich die vegetabilischen Reste der Urwelt anbelangt, so finden sich hier unter ihnen die meisten Gattungen der Kohlenformation.

Das letzte Zimmer zeigt in seiner Mitte auf einem Tische von der bei den Konchylien beschriebenen Konstrukzion eine Partie Fossilien, welche — das **Genus: Terebratula** nebst noch einigen Anderen — nach zoologischen Prinzipien geordnet, und dabei auf eigenthümliche Art geologisch bezeichnet sind. Man hat nämlich an die Spitze dieser Sammlung fünf verschiedenfarbige Ettiquetten, und auf jede den Namen von einer der fünf urweltlichen Hauptformationen gesetzt, und das Vorkommen eines Fossils in einer von diesen Letzteren dadurch ausgedrückt, daß man ihm eine Etiquette von der Farbe der betreffenden Formation gab; eine, unter der Voraussetzung, daß jedes Fossil für seine Schicht charakteristisch ist, ganz besonders instruktive Methode. Die Aufsatzkasten entlang der Wände enthalten Anneliden, Mollusken, Radiaten und Zoophyten in Gläsern mit Weingeist, die darunter befindlichen Schränke **Dupla** von Konchylien und Fossilien — und damit ist das öffentliche Gebiet des Museums abgeschlossen.

Bevor wir jedoch dasselbe ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick in das Vorlesungslokale werfen. Es besteht aus einem Vorzimmer und einem so ziemlich geräumigen hellen Saale, an dessen Wänden die besonders an mineralogischen Werken reiche Musealbibliothek in Glasschränken aufgestellt ist. Hier finden sich vorläufig auch die schönen Gypsmodelle fossiler Wirbelthierknochen aufbewahrt, welche unter Kaup's Leitung in Darmstadt nach den im dortigen Museum befindlichen Originalen angefertigt werden, und wegen ihrer großen praktischen Brauchbarkeit schon in mehren öffentlichen und Privat-Museen Platz gefunden haben. Mit ihnen ist eine merkliche Lücke in der sonst so reichen geologischen Abtheilung ausgefüllt worden, und wir wünschen, daß der Geist, welcher sich durch ihre Anschaffung neuerdings der Beförderung der Naturstudien in Italien geneigt, und zugleich der Fortschritte Deutschlands in diesem Fache kundig erwiesen hat, noch ferner die Anstalt durchwehen, und — wo möglich — ihr **spiritus familiaris** für alle Zeiten bleiben möge.

Damit aber dieses geschehen, damit das belebende Prinzip sich ferner wirksam erweisen könne, ist ihm vor Allem ein vermittelnder Körper, eine passende Organisation vonnöthen, durch welche es, wie in der Periode vor Eröffnung des Museums auf alle Zweige desselben gleichmäßig wirken kann. Diese Organisation ist aber für den Augenblick noch nicht, oder wenigstens nur theilweise vorhanden, insofern nämlich die Zahl der mit der Fortbildung und Bewahrung des Museums betrauten Individuen wieder auf die zwei früheren, definitiven Beamten, Direktor und Adjunkt, reduzirt worden ist, von welchen zudem der Erstere vermöge seiner Stellung in Parma nur in den Wintermonaten persönlich anwesend sein kann. Die gleichfalls bereits in früherer Zeit kreirten Ehrenmitglieder, die sogenannten Konservatoren, Bürger nämlich von Ansehen und Bildung, und welche für das Fach wenigstens im Allgemeinen sich interessiren, können als vermittelnde Stelle zwischen Museum nnd Stadt-Kollegium zwar die Interessen des Ersteren nach außen mit Erfolg vertreten, aber, selbst wenn sie, wie **Bassi** und **Porro**, schätzbare Fachkenntnisse besitzen, den Arbeiten im Innern der Anstalt nicht mit jenem Zeitaufwande obliegen, welchen der eigentliche Beamte zu widmen hat, und der auch nur von diesem gefordert werden darf. Soll also dieses mit so großem Kostenaufwande geschaffene, bei seinem Eintritte in's Leben von der gelehrten Welt Italiens, und man darf im Hinblicke auf die auswärtigen Glieder des Kongresses hinzufügen, von ausgezeichneten Fachmännern Deutschlands mit Beifall begrüßte Institut nicht schnelle Rückschritte machen — ein Verharren auf derselben Stufe ist in solchen Dingen unmöglich —, so muß, und zwar in nicht zu ferner Zeit, die Zahl der Arbeiter der Ausdehnung des Feldes angepaßt, kurz, ein stabiles Beamtenkorps geschaffen werden. Wenn wir recht unterrichtet sind, so herrscht diese Ansicht auch bei jenen, die hierüber eine entscheidende Stimme haben, und die Wissenschaft darf demnach hoffen, jene äußeren Hindernisse, welche sich der Ausführung eines ihr Interesse so nahe berührenden Planes für jetzt noch entgegensetzen, durch den festen Willen und die Thätigkeit ihrer Freunde in möglichst kurzer Zeit hinweggeräumt zu sehen.

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Sanitäts- und Humanitätswesen.

Das Karolinen-Landes-Spital in Hermannstadt 1843—1844 zählt 243 Männer, 101 Weiber, Summe 343 Kranke, davon genasen 304 (218 M., 86 W.) und starben 41 (28 M., 13 W.), der Rest blieb in Behandlung. Unter der Summe waren von den 7 Religionsparteien und zwar 154 Katholiken, 100 Reform., 29 Luth., 15 Unitarier, 51 Griech. Unirte, 13 Griech. Nichtun., 7 Israeliten.

(Siebenb. Bote.)

Eine neue Einbalsamirung erfand Prof. Dr. Nagel in Lemberg, durch welche selbst die Gesichtszüge dauernd erhalten werden. Im Lemberger anatomischen Kabinete sind bereits mehre Kinderleichen zur Probe aufgestellt. (Lesebl.)

Unterkunft für Arme wurde in London durch Erbauung eigener Häuser geschaffen; die Prager Zeitung Nr. 3 enthielt einen sehr zu beherzigenden Aufruf (F. F. unterzeichnet): man solle auch bei uns für Unterkunft der Armen sorgen, für den Anfang wenigstens durch geheizte Lokalitäten über den Winter.

Eine Krankenanstalt wurde in Opočno in Böhmen durch Dr. Al. Skuherský 1838 gegründet, welche bereits 11 Betten zählt und in dieser Zeit 686 größtentheils arme Kranke behandelte, von denen 33 starben. Einheimische Bemittelte zahlen 6—10, fremde 8—12 kr. W. W. zum Spitalsfonde. Es ist also nicht so schwierig auch auf dem Lande Spitäler herzustellen. (Prag. Zeit. 25. 26.)

Über Verbesserungen im Kranken- und Armenwesen in Vorarlberg berichtet der Tirol. Bote 12. 13.: Dornbirn (mit 7000 Einwohnern) hatte vor 1844 weder Armen- noch Krankenhaus, die unbenützte Kavalleriekaserne wurde dazu eingerichtet und den barmherzigen Schwestern übergeben. Mit Einschluß dieser (4) wurden täglich an 27 Personen verpflegt, à 11—12 kr. Auch in Bregenz, Mittelberg und Rankweil wurde dieser wohlthätige Orden eingeführt. Sehr wichtig ist das Entstehen von Unterstützungsvereinen für Fabriksarbeiter. In manchen Fabriken wird der Arbeiter nur aufgenommen, wenn er an jedem Zahltage (also wöchentlich) 1—1½ kr. vom Gulden in eine Kasse legt, der allenfalls auch die Strafgelder zukommen, und aus welcher dann Kranke verpflegt werden. (Und die Fabrikherren, thun die nichts dazu? Es scheint, denn der Artikel schließt mit dem Wunsche, daß die Fabrikherrn, „die die Kräfte der Menschheit so streng in Anspruch nehmen, mit einer namhaften Summe den Anfang machen möchten.“ Es scheint also auch in Vorarlberg betreffs der armen Arbeiter zu heißen: „Hilf dir selbst, und der Himmel wird dir helfen!“)

Die barmherzigen Brüder haben in Ungarn 14 Spitäler, welche 1844 7799 Kranke verpflegten, von denen 7314 genasen.

(Ungar.)

Den Mitgliedern des Mäßigkeits-Vereines unter ihren Unterthanen hat die Gräfin Patocka für ein Jahr die Abgaben erlassen. (Pann.)

Ein Verein zur Unterstützung alter Schullehrer und ihrer Witwen trat in Gran ins Leben. (Ungar.)

Ein Wohlthätigkeits-Verein für dienende Personen hat sich in Prag gebildet, namentlich um Sittlichkeit unter der dienenden Volksklasse zu fördern. (Gewiß ein höchst wichtiger, wahrhaft humaner Verein. Möge er Nachahmung finden!) Sonntagsbl.)

Ein Unterstützungs-Institut für emeritirte Geistliche errichtete der Bischof von Fünfkirchen, Joh. von Scitovsky, der mit 3000 fl. den Fond gründete, zu welchem das Domkapitel 4800, die Diözesangeistlichen 1540 beisteierten. (Pest. Tagbl.)

Kunst und Alterthum.

Auf Stein zumalen (sic) erfand der Wiener Lithograf H. Rauch. Er malt nämlich mit zwei Substanzen chemischer Tusche ganz nach gewöhnlicher Manier alle Töne (weder hoch noch nieder, so wie bei der Calvano'schen Manier), wie man auf Papier gewöhnlich lavirt, auf einem gekörnten Steine. Mißfällt ihm eine Stelle, wischt er sie mit Terpenthin weg, und setzt die Arbeit fort. Der Stein wird dann geätzt.

(Wiener Zeitg. 40.)

Die bei Vinkovcze gefundene Glaspaste (siehe „Naturkunde“) dürfte aus dem 4. Jahrhunderte herstammen. Vinkovcze ist das römische Cibalis, Cibalae, ad Labores, Geburtsort der Kaiser Valentinianus und Valens. (Wiener Zeitg. 56.)

Zur slawischen Alterthumskunde in Ungarn theilt Dr. Zipser interessante Daten mit. In jedem alten Dorfe wissen die Leute noch von ihrem Begräbnißplatze Háj zu erzählen, und sehr häufig sieht man noch den Grabhügel, wol noch mit den heiligen Linden. Die meisten sind erhalten an der Gran und Waag. Silbermünzen, Sporen, Schwerter, Streithammer ꝛc. werden gefunden. Die neuesten interessanteren Funde sind: Ein Streithammer aus Trachyt bei Pilin (Neograd. Kom.) am Várhegy, Schloßberge. 4 Schwerter, 2 Handberge, 2 Fibulen aus Bronze bei Bolyk in der Nähe von Losonz. Zwischen Litke und Lipta-Cerege ist ein 20 Kl. langer, 1½ Kl. hoher, begraster Hügel, in welchem man ½ Schuh tief auf große Steinplatten kam, 20—30 Pf. schwer, unter welchen sich platt gedrückte Urnen befanden.

(Morav. 23.)

Meister Pilchramb (Pilgram) der Baumeister von St. Stefan in Wien, scheint nach E. Hawlik's Ermittelungen ein geborner Brünner gewesen zu sein, und sein Urenkel (er führte auch das Zeichen √7) ist Erbauer von St. Jakob zu Brünn. (Sonntagsbl. 7. S. 162.)

Ein prachtvoller silberner Kronleuchter von Giov. Fantini nach Zeichnungen des Prof. Giuf. Borsato wurde von Giov. von Papadopoli der griech. Kirche S. Giorgio in Venedig geschenkt. Er hat 16 Arme und ist sehr reich mit Laubwerk ꝛc. verziert. (Gazz. d. Venez.)

15 Statuetten österreichischer Feldherren (18 Zoll hoch) hat der Bildhauer Alexis nach der Angabe des Freih. Klemens von Hügel verfertigt, von denen Se. Majestät geruhten 3 vollständige Exemplare in Bronze anzukaufen und den Militär-Akademien zu Wien und Wiener Neustadt zum Geschenke zu machen. 8 Statuetten sind bereits im Gusse vollendet. Auf die Sammlung wird Subskription angenommen, 900 fl. in Bronze, 1650 im Feuer vergoldet; einzeln kostet das Stück 80 fl. und 110 fl. Die Feldherren sind: Kaiser Max I., Graf Niklas Salm, Ritter Georg von Freundsberg, Kaiser Karl V., Ritter Lazar Schwendi, Herzog Albrecht Waldstein, Graf Raimond Montecucculi, Graf Rüdig. Starhemberg, Herzog Karl V. von Lothringen, Prinz Eugen von Savoyen, Graf Leopold von Daun, Freiherr Gideon Loudon, Graf Lascy, Erzherzog Karl, Fürst Karl Schwarzenberg.

Geschichte.

Über Doktor Faust's Haus in Prag gab Hr. Tomek in einer Sitzung der k. böhm. Ges. d. Wiss. (vergleiche Nr. 30) folgenden Aufschluß: Schon 1381 findet man dies Haus im Besitze der Fürsten von Troppau; es wurde in den hussitischen Unruhen 1434 zerstört, wieder aufgebaut, und Fürst Wenzel trat es 1441 dem Neustädter Schreiber Prokop förmlich ab, der es also gerade zu Lebzeiten des Dr. Faust besaß. An Prokop schrieb nun Fürst Wenzel: sich nach einem in der Alchymie erfahrnen Menschen zu erkundigen, ihm solchen zu schicken ꝛc. Vielleicht trieb der Fürst selbst in dem Hause, so lange er es noch besaß, Alchymie, was das Volk dann mit dem berühmten Schwarzkünstler in Verbindung brachte. Es scheint, daß zu Kaiser Rudolfs Zeiten in diesem Hause irgend ein Tausendkünstler wohnte, der namentlich mehre Automaten aufgestellt hatte, von denen noch eine Volkssage spricht. — Die Sage von Faust's Haus mag vor einigen Jahren in Böhmen zu dem Glauben veranlaßt haben, Faust sei ein geborner Böhme gewesen.

(Bohem. 15. aus Časop. česk. mus.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 19. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 47.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Wirksamkeit des Erzherzogs Johann in der Steiermark. — Gyurikovits: De situ Croatiae etc. (Schluß.) — Die neu-böhmische Literatur. II. Artikel. Belletristik. — Aus Zeitschriften. Februar. (Fortsetzung.)

Ein Ueberblick der Wirksamkeit des Erzherzogs Johann in Steiermark.

„Wem in Steiermark müßte der erhabene Gründer unseres schönen National-Museums und beinahe aller unserer wissenschaftlichen Vereine und Anstalten erst genannt werden?" sagt in Steiermarks Kulturgeschichte einer unserer geachtetsten Literaten*), „seit einem Vierteljahrhundert waltet Er als unmittelbarer Urheber oder thätiger Beförderer alles Guten und Schönen still zwischen den Bergen unserer — und wir sagen es stolz — nun längst auch Seiner Heimat. Einem auf solcher Stufe stehenden Manne gegenüber sind jedoch selbst für die größten Wohlthaten nur Worte des innigsten Dankes und nicht Lobeserhebungen ziemlich, denn diese verdächtigen bei der Mitwelt so leicht die Absicht des Lobpreisenden selbst, aber die schmucklose Aufzählung Seiner Stiftungen ist wohl eine Pflicht dieser „Blätter für österreichische Literatur und Kunst, Geschichte und Statistik." **)

Diese segensreiche Wirksamkeit begann (für Steiermark***) eigentlich) erst 1811 mit der Stiftung des Johanneums in Graz, dieses echt vaterländischen und mit wahrhaft kaiserl. Munifizenz ausgestatteten Instituts, dessen segensreiche Früchte und Wirkungen bereits im Lande sichtbar sind. Zwar wurde es sogleich den Ständen des Landes übergeben, die bisher auch mit mütterlicher Sorgfalt das anvertraute Gut schirmten und ihr dem erhabenen Gründer gegebenes Wort: „das ihnen anvertraute Heiligthum der Wissenschaften treu zu bewahren und nach Kräften zu bereichern und zu verschönern" mit großen Opfern und gewissenhafter Sorgfalt bisher lösten; auch sind sie nun Eigenthümer, aber der Name des Vaters wird fortleben, wenn die Zeit vielleicht die treuen Pfleger schon vergessen ließ, so wie Seine Worte *) in der Stiftungsurkunde den hohen Sinn desselben zeigen.

Wie zweckmäßig der erste Plan war, wie getreu die Stände ihr Versprechen hielten, zeigt die gegenwärtige Ausdehnung des Institutes, zeigt im geistigen Sinne das herrliche Gebäude, dessen Grundlage sachkundige Männer leiteten und beweisen die Jahresberichte, aus deren letztem man die Wirksamkeit der Gegenwart entnehmen mag. Die mineralogische Sammlung enthält bei 5000 Exemplare aufgestellter Stücke und ist auf Grundlage des Systems von Mohs geordnet; der botanischen und zoologischen Sammlung steht der berühmte Naturhistoriker Dr. Unger vor; die Vorlesungen über Physik, Chemie und Mathematik werden nicht nur von ordentlichen Zuhörern, sondern sehr häufig auch von Dilettanten besucht; das Archiv verwahrt eine der reichsten Münzen-, Ur-

*) Carl Gottfried Ritter v. Leitner: „Über den Einfluß der Landstände auf die Bildung in Steiermark," steir. Zeitschrift, neue Folge, II. 1. Heft.

**) Es kann daher hier weder von einer Biografie noch von andern Schöpfungen oder auswärtiger Thätigkeit des Erzherzogs, die nicht unmittelbar die Literatur und Kunst oder Steiermark betreffen, eine Rede sein, obwohl selbe an den gehörigen Orten sollen berührt werden.

***) Früher bereiste Er Tirol und zwar als Ingenieur, als Naturforscher u. s. w. und war diesem Alpenlande das, was Er nun der Steiermark ist; auf Seinen Ruf wurden bisher unerreichte Alpenspitzen erstiegen, wandelten Naturforscher und Maler durch das Land, durchstöberten Historiker Archive und suchten Alterthümer auf u. dgl. Seit 1805, wo Tirol durch den unheilvollen Preßburger Friedensschluß verloren ging, wendete Er seine Liebe und Studien den Provinzen Innerösterreichs zu, organisirte hier 1809 das System der Landwehre und war Heerführer des innerösterr. Armeekorps in Italien, seit welcher Zeit Er schon mehr uns angehört — doch bleibt Er Rector magn. perp. der Innsbrucker Universität, und jenem treuen Alpenlande auch ferner gewogen.

*) „Stäte Entwicklung, unaufhörliches Fortschreiten ist das Ziel des Einzelnen — jedes Staatenvereins — der Menschheit. Stille stehen und Zurückbleiben ist im engen Leben des Weltschauspiels einerlei. Nur wo Licht und Wärme, ist auch Leben! Die Nothwendigkeit, gründliche Kenntnisse an die Stelle hohler Vielwisserei, Kraft und Festigkeit an die Stelle der Frivolität und egoistischen Zurückziehens, enges Leben an jene einer schmählichen Gleichgiltigkeit zu setzen, mit ganzem Herzen sich anzuschließen ans theure Vaterland, auf die Erziehung als höchste Nationalangelegenheit sein Augenmerk zu richten, hat sich stärker als je in unserer Zeit ausgesprochen — diesem Zwecke zu entsprechen (wenigstens näher zu rücken) sei Ziel des National-Museums."

kunden- und Antiquitäten-Sammlungen der Monarchie; die Lehranstalt zu Vordernberg trägt bereits Früchte durch dort gebildete junge und nun im Lande verbreitete Männer; die Bibliothek, bereits über 33,000 Bände stark, vermehrt sich von Jahr zu Jahr; die Wirksamkeit der gemeinnützigen Vereine, welche sich diesem Institute anschließen und auf die wir im Verfolge kommen werden, zeigt bereits mehrseits segensreiche Folgen; der botanische Garten erweitert sich nach dem Raum und Reichthum zusehends. Gegenwärtig bestehen 8 ordentl. Professuren und sind über 300 Zuhörer bei der ganzen Lehranstalt. Überall aber ist der Stifter des Ganzen zugleich Schöpfer und Ordner des Einzelnen; er weiß die Talente zu finden, prüft selbst mit Sachkenntniß Alles und weiset jedem seinen Antheil zu.

Im Jahre 1812 erließ der Erzherzog die Preisfragen über Innerösterreichs Geschichte und Geografie im Mittelalter, wodurch das Studium derselben wo nicht erweckt doch neu belebt wurde. *) Das Archiv für Geografie und Kriegswissenschaften, Hormayr's Taschenbücher, einzelne Broschüren, ausländische und unsere steierischen Blätter, u. v. a. wetteiferten nun miteinander im Auffinden von Quellen, Beweismitteln für einzelne Meinungen, Zitaten aus allen Klassikern, u. s. w. Männer vom Fache beeiferten sich um die Ehre der Mitbewerbung, so wurde das Studium der vaterländischen Geschichte verjüngt und wurde erst Wissenschaft für sich. **)

Seine Reise über Frankreich nach England und Holland nach dem 2. Pariser Frieden (beschrieben vom Grafen von Salm), so wie eine frühere (nach dem 1. Pariser Frieden), durch die Schweiz und Italien waren deswegen von besonderm Erfolge für Steiermark, als Er nicht nur als Mitglied des hohen Kaiserhauses, sondern mehr noch als Naturfreund und Forscher, als gebildeter Techniker reiste, sich um alle Verhältnisse der Industrie und Landwirthschaft erkundigte, Fabriken und Manufakturen selbst besuchte und als alle Seine diesfälligen Forschungen und Sammlungen wieder der Steiermark und dem Johanneo zu Gute kamen.

Im Jahre 1818 wurde der Brandhof nächst Mariazell in Obersteier erkauft und durch Ihn als Sachkenner von einer einfachen ländlichen Besitzung in eine reizende Villa und in einen Musterhof einer Alpenwirthschaft umschaffen; dadurch ward der Erzherzog Grundbesitzer des Landes und seitdem dürfen wir Ihn den Unsrigen nennen; dort wurde der Plan zur steierischen Landwirthschafts-Gesellschaft, wo nicht geschaffen, doch ausgebildet, eine Schöpfung, deren Folgen die Mitwelt bereits dankerfüllt erkennt, die Enkel aber erst gehörig würdigen werden. Bescheiden nannte der hohe Stifter in Seiner Eröffnungsrede am 28. März 1819 diese Stiftung nur eine Erneuerung der vorlängst bestandenen Ackerbaugesellschaft, aber Jeder weiß es: sie war nur Sein Werk! Die a. h. Bestätigungsurkunde zählt in deren Wirkungskreis „die Pflege aller Wissenschaften, welche zur Vorbereitung oder Pflege der Landwirthschaft dienen" und es ist kein Zweifel, daß sich seitdem rationelle Landwirthe gebildet haben, eben so gewiß aber ist's auch, daß die Gesellschaft diese ihre Aufgabe bisher nach Kräften löste; sie zählt jetzt 26 Filialen, bei 2000 ordentliche und 200 korrespondirende Mitglieder. Wer kann die beiden Reden des hohen Gründers und Präsidenten (des 1. und 2. Dezenniumsfestes) lesen oder hat einer solchen Feier selbst beigewohnt, ohne im Tiefsten gerührt zu werden und aus den vorliegenden und genannten Erfolgen die werkthätige Nützlichkeit der Gesellschaft zu erkennen! Die Hefte über die Verhandlungen der Gesellschaft geben auch Bericht davon und belehren den Wißbegierigen. Der gegenwärtige Professor der Landwirthschaftskunde hat sich bereits einen ehrenvollen Platz in der deutschen Gelehrtenwelt erworben, aber auch das Studium der Hilfswissenschaften der Landwirthschaft wurde durch Männer vom Fache und anerkanntem Rufe, die Er zu finden weiß, gehoben.

Hieher gehört der Ankauf des landwirthschaftlichen Musterhofes 1832 und die Errichtung der Winzerschule 1841 in Gratz, hieher gehören das Entstehen des Gartenbau-Komités, die Prämien-Stiftungen für Pferde- und Hornviehzucht, wie nicht minder für Seiden-, Obst- und Bienenzucht, endlich das Entstehen der Sparkasse 1825 und der wechselseitigen innerösterreichischen Feuerversicherungs-Anstalt 1829, sämmtlich Anstalten und Schöpfungen im Geiste des Fortschrittes, erweckt durch den für alles Nützliche im Lande thatkräftigen Erzherzog *).

Aber auch der Kunst und allseitiger Bildung widmete Er seine Aufmerksamkeit, indem Er nicht nur selbst eine reiche Bildersammlung anlegte und Künstlern, wie Ender, Gauermann, Höfel, Wachtel u. v. A. ein freundlicher Mäcenas war, sondern auch der st. st. Bildergallerie (vereinigt mit der Zeichnungsakademie) in Graz sehr werthvolle Geschenke machte, sogar die Zierde derselben (Maximilians Zusammenkunft mit Maria von Burgund, gemalt von Peter) ist von Ihm — später das Protektorat des steiermärkischen 1820 neu ins Leben getretenen Musikvereins annahm und diesen Instituten seither nun ebenfalls seine Theilnahme und Aufmerksamkeit schenkte.

Eine der schönsten Schöpfungen aus jener Zeit bleibt der Leseverein 1819 am Johanneo, eine Anstalt, die nun zu einem eigenen und vollendeten Institute sich gebildet hat, einen eigenen Fond besitzt und allen Instituten der Art in Europa an die Seite gestellt werden kann. Er zählt gegenwär-

*) Hauptsächlich die Genealogie der steir. Ottokare und Steiermarks Wachsthum betreffend (siehe Archiv III. 32.). Freiherr von Hormayr ward als Löser derselben erkannt und erhielt den Preis von 60 Goldbukaten.

**) Nebst diesem Streben für Steiermark behielt der Erzherzog damals aber auch die großen deutschen und europäischen Interessen scharf im Auge und das Feld der Diplomatie und Kriegskunst blieb Ihm nicht fremd; Er nahm 1814 statt Franz I. die Huldigung in Mailand an und eroberte später 1815 Hüningen. Zu erwähnen wären hier auch die Thaten des, damals größtentheils aus Steiermärkern gebildeten und nun bald-seit einem halben Jahrhunderte Seinen Namen führenden, Dragoner-Regiments, welches seit Beginn der französischen Kriege treu Österreichs Ruhm- und Unglückstage theilte. Es half bei Kulm 1813 entscheiden und bereitete so die Tage von Leipzig vor, wo es wieder, im Gefühle der Ehre für den Namen seines Inhabers, mit Ruhm und Tapferkeit, wenn gleich mit großen Opfern kämpfte.

*) Hieher gehört endlich auch der Anbau so vieler noch unkultivirter Plätze, Anlage zweckmäßiger Straßenzüge, z. B. über die Steinbrücke nach Rann 1826 und durch die Huda lukna 1839 bei W. Gratz, der bessere Geschmack und größere Feuersicherheit bei Landhäusern u. s. w.

tig über 300 Mitglieder, die gegen ein jährliches Abonnement von 14 fl. 24 kr. K. M. sich den Genuß von 200 Zeitungen und Zeitschriften aus allen Fächern der Gelehrsamkeit, Kunst und Industrie, die gelesensten englischen, französischen, italienischen und deutschen Tagblätter verschaffen, wodurch die Anstalt von selbst den Zusammenfluß und Mittelpunkt der gelehrten Welt von Graz bildet. Ein Organ desselben ist die steirische Zeitschrift, auch nur durch Ihn ins Leben gerufen — der nebst rascherem Gange aber auch zu wünschen wäre, daß sie, nach ihrem eigentlichen Zwecke und Seiner Weisung, mehr populäre und rein vaterländische Interessen im Auge behielte.

Der edle Erzherzog blieb jedoch nicht beim Vortrage und bei der Aufmunterung stehen, überall sehen wir Ihn auch Hand ans Werk legen; so kaufte Er 1822 eine Weingart-Realität im Pikerer Gebirge, bei Marburg, die bald eben so zur Musterwirthschaft für den Weinbau geschaffen ward und zwar durch Seine Einsicht und Seinen Fleiß — wie es der Brandhof im Oberlande bereits war *). In selbem Jahre wurde auch ein Radgewerk in Vordernberg angekauft, dem 1837 ein zweites hinzugefügt ward, wodurch der Erzherzog Radmeister, also Gewerbsmann in Steiermark wurde, als welcher Er, nur desto mehr um den Aufschwung der Industrie und des Handels im Lande besorgt 1837, den Verein zur Beförderung der Industrie und der Gewerbe in und für Innerösterreich (dem sich später auch Oberösterreich und Salzburg als Alpenländer mit gleichen Interessen anschlossen) stiftete, welcher gegenwärtig über 700 wirkliche und 100 Ehrenmitglieder zählt.

Schon die erste Industrie-Ausstellung in Klagenfurt, 1838 bei der Durchreise Ihrer Majestäten, zeigte die Folgen dieser Stiftung, wie nicht minder aber auch das allgemeine Interesse dafür. Die bisherigen Sitzungen und Verhandlungen, wie die Jahresberichte und das Industrieblatt (auch nur durch Ihn allein entstanden) geben weiteren Bericht vom Vereine und der wachsenden Theilnahme aller Klassen der Gesellschaft. Die unentgeldliche Zeichen- und Sonntagsschule für Gewerbtreibende, die Vorlesungen über einzelne Fächer der Naturwissenschaften, über Mechanik, Technik, u. s. w., die vergleichende Aufstellung der Landesprodukte und die dadurch bezweckte Bildung fleißiger und wißbegieriger Gewerbsleute, die Gründung der Gesellschaft zur Ausfuhr innerösterreichischer Erzeugnisse in Triest, wie der allgemeine Fortschritt sind der Erfolg dieser Seiner Stiftung.

Auch in diesem Fache fand des Erzherzogs Scharfblick die Männer dazu, wodurch sich der Kreis jener Edlen, denen Er seine besondere Gewogenheit schenkte, zum Nutzen des Landes erweiterte. Überall zeigte sich ein reger Eifer für das gemeine Beste und dem Willen des hohen Herrn, der als Genius des Landes einmal allgemein bekannt war, zu entsprechen, ward das Ziel des Einzelnen, der Gemeinden und so vieler Vereine! *)

Wie wesentlich der Erzherzog zur Aufmunterung von Kunst und Wissenschaft das Seinige beitrug, zeigen die vielen Widmungen von literarischen sowohl als artistischen Unternehmungen, ja es erscheint beinahe kein Werk von Bedeutung in den innerösterreichischen Provinzen, das nicht derart seinen Namen trägt. Er war es theils selbst, theils durch seine Schöpfungen, der so viele schlummernde Talente zu regem Wirken hervorrief — Künstler und Schriftsteller werden dies bezeugen, deren Namen zu nennen hier nicht der Ort ist — ebenso verbietet es gegenwärtig die Bescheidenheit, speziell und nominell die werkthätige Unterstützung aufzuführen, die so Vielen zu Theil wurde und es kann erst Sache der kommenden Geschlechter sein, die tiefere Würdigung dieser Seiner kulturgeschichtlichen Wirksamkeit so wie das Einzelne durch Schrift und Druck kund zu geben.

Der montanistisch-geognostische Verein 1842 von und für Innerösterreich beweiset wieder Seine Einsicht in die inneren Verhältnisse unserer Provinzen, als Alpenländer mit einem Metallreichthume, der sie nach Böhmen, unter die interessantesten Länder Europa's einreiht. Auch dieser ist Sein Werk und nur durch Ihn ins Leben getreten. Die Aufgabe desselben ist Durchforschung dieser Provinzen zur Entdeckung aller Arten nutzbringender Materialien, Beurtheilung und Bekanntmachung derselben zur Erleichterung bergmännischer, technischer und kommerzieller Unternehmungen. Zentralpunkt ist wieder das Johanneum; aber auch für geognostische Provinzial-Sammlungen wird der Verein sorgen, denn nicht nur fürs Materielle soll derselbe da sein, sondern auch um die Geschichte des Bergbaues, um die geognostisch-mineralogische Kenntniß der Länder, um Lösung theoretischer Fragen und Aufgaben soll und wird er besorgt sein. Wir haben daher nicht nur Förderung des Bergbaues in jeder, sondern auch Landeskenntniß in naturhistorischer Beziehung zu erwarten.

Welche Theilnahme der Erzherzog 1843 der Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Graz schenkte, lebt noch in der Erinnerung aller Glücklichen, die selber überhaupt beiwohnten, besonders aber damal Ihm näher standen

*) Den frommen Sinn des ganzen hohen Kaiserhauses bewährte er damal in unserem Hochlande auf rührende Weise. Am 27. Mai 1833 ward auf der Spitze des Erzberges, dieses unerschöpflichen Borns steierischen Wohlstandes, ein Kreuz aus Gußeisen gesetzt — die Feier ward (wie Weidmann sie beschreibt) zum Volksfeste und die Erhabenheit der Handlung stellt ein braver Kupferstich (von Loder — Höfel) dar, der im Lande wohlbekannt ist, die hohe Bedeutung aber beweisen die Worte des hochherzigen Gründers, wie sie dort vorkommen. Eine andere eben so ergreifende Feier hatte bei der Einweihung der neuen Kapelle im Brandhofe 1838 Statt, welche aus besonderer Verehrung für den hohen Eigenthümer der würdige Sänger der Rudolfias und Tunisias selbst vornahm — unvergeßlich wird auch sie Allen sein, die ihr beizuwohnen die Ehre hatten.

*) Wie sehr im Auslande, im innern und äußern Staatsleben Sein Name hochgestellt steht, zeigen Seine diplomatischen Sendungen und Reisen, 1837 ins russische Lager, nach Konstantinopel und Athen, dann 1842 zum Kölner Domban, ins preußisch-deutsche Bundeslager, zur Industrieausstellung in Mainz, zur Inspektion der neuen Festungsbauten u. s. w. Überall behielt Er aber auch unsere Interessen im Auge und suchte für Innerösterreichs Handel und Industrie, Bildungen und Kunstschätze Erfahrungen zu sammeln und Entsprechendes zu erreichen. Überall ward Er nicht nur als Erzherzog und Repräsentant des Kaiserhauses, sondern als wissenschaftlich gebildeter hoher Herr, als ruhmbekränzter und leutseliger Prinz der Gegenstand allgemeiner, nicht nur äußerer, sondern wahrer innerer Verehrung.

und sich von seiner tiefen Einsicht und seinem Eifer für die gute Sache selbst überzeugen konnten. Daß Er der Versammlung „ein eben so huldvoller Wirth, als ein kenntnißreicher und das regste Interesse bethätigender Förderer und Theilnehmer ihrer Forschungen war" haben wir anderseits bereits gelesen, und es wäre überflüssig, die Begebenheiten jener Tage als Förderungen der Wissenschaft hier zu wiederholen.

Seinen Aufenthalt theilt er nun, wenn seine Staatsgeschäfte und Pflichten als General-Geniedirektor, als Chef der Ingenieur- und Militär-Akademie u. s. w. es zulassen, mit Graz, das Er durch ein herrliches Palais verschönerte, Stainz *), das Er 1840 käuflich an sich brachte, dem reizenden Brandhofe, dann Vordernberg, wo er 1837 eine Union sämmtlicher Radmeister bildete, und (im Herbste zur Lesezeit) mit Pikern, dessen höchster Punkt nun Ihm zu Ehren Johannesberg heißt, und sowohl für den Weinbauer als Naturfreund zu den interessantesten Punkten der untern Steiermark gehört. Überall ist sein Leben und Wirken nur eine fortlaufende Reihe von Verdiensten um Wissenschaft, um Bildung und Veredlung des Volkes, um wesentliche Verbesserung des Bodens und aller Zustände des Landes, überall verehrt Ihn Arm und Reich, Hoch und Nieder, Herr und Diener, nicht nur als Erzherzog, als Feldherrn, Diplomaten, als Präsidenten aller dieser Seiner gemeinnützigen Anstalten und Vereine, sondern auch als Vater und Freund des Landes und der Einzelnen, als selbst sachkundiges und fachgebildetes Mitglied der genannten Gesellschaften.

Die neueste Schöpfung seiner segensreichen Wirksamkeit ist der 1844 ins Leben getretene historische Verein von Steiermark, Kärnthen und Krain, worüber die Verhandlungen schon lange dauerten und nur Sein Einfluß höheren Orts entschied. Der Hauptzweck desselben ist Geschichte, Forschen und Festhalten, wie die Statuten lehren; sie rufen alle Vaterlandsfreunde zur Mitwirkung auf, an der nicht zu zweifeln, und so dürften in Kurzem vielleicht schon die **Bibliotheca styriaca**, das **Archivum carantanum** oder **Antiquarium carniolum etc.** die werkthätigen Folgen dieser Stiftung zeigen, die jedoch nebst den Provinzial- auch die allgemeinen Interessen verfolgt. Es gehört nicht hieher, Seinen mittelbaren Einfluß auf so viele wohlthätige und gemeinnützige Unternehmungen, wie z. B. Wartinger's Prämienstiftung für vaterländisches Geschichtsstudium 1815, den Pikerer Weingartbesitzer-Unterstützungsfond sowohl für alte, als für brave Winzer 1831 u. s. w., namentlich aufzuführen, oder Sein gemeinschaftliches Wirken mit unsern hohen Herrn Ständen zu zergliedern, wessen Antheil dies oder jenes ist? — Dankbar erkennt das Land und seine Bevölkerung, daß es geschehen!

Und so möge der noch lebensfrische und thatkräftige **) Erzherzog zur Freude aller Bessern, zum Wohle der Steiermark und zur Erstarkung aller seiner hochherzigen Schöpfungen noch viele viele Jahre unter uns weilen und Gegenstand innigster Liebe und Verehrung seiner Umgebungen, des Volkes, der Zeit und Mitwelt bleiben, bis die Geschichte dann einst mit goldenem Griffel Seinen Namen und Seine Thaten, in das Buch der Ewigkeit eingetragen den Enkeln zeigen wird!

*) Eine der schönsten und reichsten Herrschaften des Landes, in einer paradiesischen Gegend, die nur durch Ihn neuen Reiz gewonnen und eine für Steiermark wichtige historische Bedeutung erhalten hat. (Prof. Maly steir. Zeitschrift XIII. 1.)

**) Unermüdet z. B. wohnt Er allen Sitzungen bei und gibt Seine Meinung ab, entscheidet über das Geringfügigste sowohl als das Wichtige mit Ruhe und Sachkenntniß, bei allen Seinen Vereinen und Anstalten.

De situ et ambitu Slavoniae et Croatiae, quem critice illustravit et de eo in usum Croatarum latine disserit Georgius Gyurikovits. Pestini 1844. 85 S. 8.

(Schluß.)

Noch deutlicher erhellt aus der Geschichte der Wiedereroberung und Organisirung des heutigen Slawoniens, daß die jetzigen drei Komitate Sirmien, Verőcze und Poschega im 17. und 18. Jahrhunderte, bis 1746 und bezüglich 1791 noch immer als integrirende Theile des Königreiches Ungarn betrachtet wurden, und wie es kam, daß sie mit dem Namen Slawonien belegt, und unter Jurisdiktion des Banus gestellt wurden. Als bald nach der Befreiung Ofens von türkischer Herrschaft (2. Sept. 1686) und nach dem Siege bei **Mohács** (1687) auch der untere Strich zwischen Drave und Save (1688 und 1691) von den kais. Waffen zurückgewonnen wurde, führte in Folge eines Aufrufes der beiden Hofkanzler, Grafen **Kinsky** und **Strattmann**, der nicht unirte griechische Bischof **Arsenius Chernovich** eine bedeutende Anzahl seiner Glaubensgenossen aus Raszien über die Save unter kaiserl. Schutz. — Da bereits schon früher viele Razen (**Rasciani**) daselbst angesiedelt waren, so wurde der untere Strich zwischen der Donau, Drave und Save, im gemeinen damaligen Sprachgebrauche auch Raszien, und bald auch Slawonien oder das untere Slawonien genannt, indem die Razen gleich den im eigentlichen Slawonien (Kroatien) befindlichen Bewohnern Slawen waren; da aber ihr Bezirk an der untern Save und Drave lag, so wurde derselbe von dem eigentlichen Slawonien durch den Beisatz des untern geschieden.

Die türkische Herrschaft bildete eine traurige, geografisch und ethnografisch umstaltende Episode für das untere Ungarn. Die frühern Komitatsgrenzen waren verwirrt worden; während und nach der Wiedereroberung waren zwischen Save und Drave kaiserliche Truppen (Deutsche, Ungarn und Razen) daselbst vertheilt. Man dachte einerseits an Errichtung einer Militärgrenze gleich der Karlstädter Grenze, anderseits an Herstellung der frühern Komitatseintheilung und Verfassung. Daher bestimmte Kaiser Leopold I. schon mit a. h. Resolution vom 30. Oktober 1698 eine ungarische Kommission, als deren vorzüglichste Mitglieder Graf Franz **Nádasd**, Stefan **Kasó** und Alexander **Nedeczky** waren, welche am 11. Dez. 1700 ihre Ausarbeitung über die Organisirung der vier Komitate: **Sirmium, Valkó, Verőcze, Posega** überreichte, wornach die Administration, wie in andern Komitaten des Königreiches Ungarn wieder eingerichtet, und einstweilen die Grenzen der Kameral-Provisorate beibehalten werden sollten; wornach das Komitat Valkó den ganzen Distrikt des Inspekto-

rates **Eszek** und **Verőcze**, **Posega** und **Sirmium** die Distrikte der gleichnamigen Kameral-Provisorate erhalten sollten.

Die Militär-Kommission, welche unter Leitung des General Baron Schlichting am 14. Juli 1700 ihre Arbeiten zur Errichtung einer ungarischen Militärgrenze an der Save, nach dem Muster der kroatischen oder Karlstädter und der slawonischen oder Banalgrenze*) begann, beendigte ihre Organisirung im Jahre 1702, wornach dieselbe damals ungarische Grenze**) (**Confinium Hungaricum**) genannt, und theils unter die Verwaltung des Hofkriegsrathes, theils der Hofkammer gestellt wurde, da die Grundstücke theils den zum immerwährenden Waffendienst bestimmten Individuen, theils den Zivilbewohnern zugewiesen wurden.

Nachdem im Passarowitzer Frieden (21. Juli 1718) die Grenzen über die Save erstreckt wurden, blieb die gedachte ungarische Grenze zwischen Drave und Save nicht nur im Fortbestande, sondern der in Essek kommandirende General Graf Khevenhüller machte wegen Aufrechthaltung des gesunkenen militärischen Geistes den a. h. Ortes genehmigten Vorschlag, daß die bezüglichen Grenzbewohner für immer National-Grenzsoldaten (**Nationales confinarii milites**) bleiben sollten.

Nach dem Belgrader Frieden (18. September 1739) wurden neuerdings Organisirungen der untern Komitate und Grenzregimentsbezirke vorgenommen. Maria Theresia beauftragte hiezu im Jahre 1745 den kommandirenden General von Temeswar, Baron Engelshofen, welchem der Hofrath der ungarischen Hofkanzlei, Graf Alexander Patachich, dann von Seite der ungarischen Hofkammer Baron Ladislaus Vayay, und von Seite Kroatiens und Slawoniens der Kanonikus Balthasar Kerchelich, dann Johann Busan und Szaich beigegeben wurden. Nach dem Vorschlage dieser Kommission wurde das ungarische Komitat **Valkó** unter die drei übrigen Komitate und das Brober Regiment vertheilt, um jene Komitate für die Abtrennung der Grenzregiments-Bezirke zu entschädigen. Auch vom Kreuzer Komitate wurden einige Theile abgerissen, und theils dem Komitate Poschega einverleibt, wie z. B. die festen Plätze **Dobra Kuchja** und **Biella**, theils dem Gradiskaner-Regimentsbezirke, wie z. B. der Markt **Velika** und die Dörfer **Bielastiena**, **Medjuricz**, **Banovajaruga**, **Brezina** u. a. — Es ist also wohl begreiflich, daß, was in alten Dokumenten von den gedachten 4 ungarischen Komitaten: **Sirmium**, **Valkó**, **Verőcze** und **Posega** gesagt wird, nur mit geografischer Umsicht auf die heutigen 3 slawonischen, in ihren Grenzen weit abweichenden Komitaten **Sirmium**, **Verőcze** und **Posega** angewendet werden darf. Der Verf. hat bereits in den vorliegenden Theilen auf die Irrthümer, die aus der Unkenntniß der alten Komitatsgrenze sich ergeben, an den geeigneten Stellen hingewiesen, er wird aber durch die diplomatische genaue Begrenzung im **III.** Theile um die historische Geografie noch mehr Verdienst sich erwerben.

Für die gedachten 3 Komitate: **Verőcze**, **Sirmium** und **Posega** wurden **Essek**, **Illok** und **Posega** als Sitz der Komitatsversammlungen bestimmt, dieselben aber mittelst k. Reskript vom 27. April 1746 der Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Banus von Slawonien, Kroatien und Dalmatien, Grafen und nachherigen Fürsten Karl v. Batthyany und mittelbar dem Königreiche Ungarn unterworfen.

Gleichzeitig hatte eine neue Militär-Kommission unter dem Vorsitze des gedachten Banus und FML. Fürsten Karl v. Batthyany die Abtheilung der 3 Regimentsbezirke: Gradiska, Brod und Peterwardein vorgenommen.

Im Jahre 1749 wurden der ungarischen Hofkammer-Präsident, Graf Anton Grassalkovich und der General Baron Engelshofen zur Revision abgesendet, die ungarischen Komitatseinrichtungen blieben aufrecht und erhielten die Bestätigung des Landtages, welche jedoch im 23. Artikel den Beisatz erhielt: Unbeschadet der Jurisdiktion der Banus („**Salva Banali jurisdictione.**“)

Der Zusammenhang der Ereignisse zeigt, daß der Banus die ordnungsmäßige Jurisdiktion über die gedachten 3 Komitate: **Posega**, **Verőcze** und **Sirmium** erst 1746 erhielt, welche nunmehr durch die Klausel vom Jahre 1751 gesichert erscheint. Der Verf. macht aber darauf aufmerksam, daß diese Klausel zu dem Irrthume Anlaß gegeben habe, als ob die ordnungsmäßige Gewalt und Gerichtsbarkeit über die 3 Komitate auch in früheren Jahrhunderten dem Banus zugestanden wäre, welches jedoch keineswegs der Fall war, da demselben nur in einigen Fällen eine delegirte Macht zustand.

Der Verf. schließt nun seinen **II.** Theil mit Anführung der weitern diplomatischen Beweise, daß die Komitate: **Sirmium**, **Verőcze** und **Posega** noch im 18. Jahrhunderte als ungarische betrachtet wurden, und der Gerichtsbarkeit des Banus nicht unterworfen waren, so wie mit Aufklärung der Metamorfose, wodurch in der Mitte des 18. Jahrhunderts aus den ungarischen Komitaten ein Königreich Slawonien hervorgegangen sei.

So interessant die Ausführung dieser einzelnen Punkte wäre, so müssen wir uns hier nur auf die Zusammenfassung des Sinnes derselben beschränken. Im gemeinen Sprachgebrauche, meistens von Deutschen ausgehend, wurde seit Anfang des 18. Jahrhunderts der Strich zwischen der Save und Drave Raszien oder das untere Slawonien zum Unterschiede des eigentlichen (obern) Slawoniens genannt; das letztere erhielt damals ebenfalls im gemeinen Sprachgebrauche den Namen Kroatien; das eigentliche Kroatien jedoch, d. i. das Land südlich der Sawe und Kulpa bis zum Meere, hieß einige Zeit auch österreichisches Küstenland. Diese Benennungen waren zwar theils nur vorübergehend, theils blos ethnografisch, theils gemeiner Sprachgebrauch, während in den Diätal-Verhandlungen noch für das jetzige Kroatien der Name Slawonien erscheint, und das heutige Slawonien als ein integrirender Theil von Ungarn betrachtet wurde (insbesondere in dem 92. Artikel v. J. 1715); allein jener Sprachgebrauch ging zuerst in die Verhandlungen der Kommission vom Jahre 1745 über. Da die Macht des Banus von Slawonien, Kroatien und Dalmatien von den beiden letztern ausgeschlossen, und nur im ersteren, nämlich in dem obern Theile zwischen der Drave und Save, oder nach dem damaligen gemeinen Sprachgebrauch im obern Slawonien wirksam geblieben

*) Diese Grenze war in demselben Jahre zwischen der Unna und Kulpa organisirt worden.

**) Vergleiche über das Gesagte v. Hietzinger's Statistik der Militärgrenze. I. Thl. p. 30 ꝛc. II. Thl. p. 10—13 ꝛc.

war, d. i. in den Komitaten Agram, Warasdin und Kreuz, dann in der Banalgrenze; so mußte dem Banus an der Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit über die untern 3 Komitate: **Sirmium, Veröcze** und **Posega** gelegen sein. — Sehr beachtenswerth ist die Anführung der Debatten, aus denen sich der obige Beisatz: „**Salva Banali jurisdictione**“ entwickelte. Endlich mochte auch in religioser Hinsicht daran gelegen gewesen sein, diese 3 ungarischen Komitate als Slawonien zu betrachten und zunächst unter die Gerichtsbarkeit des Banus zu bringen, um hiedurch die Artikel 23 vom Jahre 1687, 30 §. 5 v. J. 1715, 86 v. J. 1723 und 46 von 1741, wornach in Kroatien und Slawonien nur die katholische Religion ausgeübt werden soll, auch auf die 3 ungarischen Komitate auszudehnen. Befestigt wurde der ämtliche Sprachgebrauch des heutigen Slawoniens auf dem Landtage 1791.

Wir fügen diesen Betrachtungen des Verf. noch die Bemerkung bei, daß die Regierung auch das Recht hatte, in dem Striche zwischen Drave und Save Einrichtungen zu treffen, die von dem früheren Zustande vor der Türkenherrschaft sich unterscheiden, da dieser Strich durch die kaiserlichen Waffen von der türkischen Herrschaft befreit worden war, und solche Einrichtungen die Umstände zur Sicherung des Reiches nöthig machten.

Der Verf. bemerkt schließlich, daß alle die Munizipal-Statuten und besonderen Rechte, welche für das Königreich Kroatien, Slawonien und Dalmatien mit den Artikeln 66 v. J. 1681, 23 v. J. 1687, 120 v. J. 1715, dann jene, welche von Rudolf II. und Mathias II. 1608, von Ferdinand II. 1636 erlassen wurden, keineswegs auf die 3 Komitate des heutigen Slawoniens, die damals noch unter türkischem Joche seufzten, und dem Rechte nach zu Ungarn gehörten, Anwendung finden können; daß ebenfalls die früheren Diätalbeschlüsse von 1550—1741, dann die dem alten Königreich Slawonien (d. i. dem heutigen Kroatien) ertheilten Privilegien, wie z. B. die 1496 ertheilte Führung des slawonischen Wappens, nämlich eines Marders zwischen zwei Flüssen, keineswegs das heutige Slawonien, d. i. die drei Komitate **Veröcze, Sirmium** und **Posega** betreffen können.

Abgesehen von allen politischen Rücksichten, erscheint in wissenschaftlicher Beziehung das vorliegende Werk als höchst achtungswerth, indem es auf dem bisher noch sehr brach liegenden Felde der ältern Geografie als eine gründliche Arbeit und ein sehr dankenswerther Beitrag erscheint. Möge der geehrte Herr Verf. bald Zeit finden, auch den III. und IV. Theil, die in rein wissenschaftlicher Hinsicht noch mehr zu leisten versprechen, dem Publikum zu übergeben und mit einer Karte zu erläutern.

Die neuböhmische Literatur.

II. Artikel.

Schönwissenschaftliche Literatur*).

Den interessantesten, wenn auch nicht zumeist hervortretenden Moment des neuböhmischen Nationallebens bietet die böhmische Poesie. Der Frühlings-Blütenregen, den sie über die Fluren Böhmens ausschüttet, wuchert als Saat üppig und Leben erzeugend in dem Boden fort, und verwest nicht im Staube, vergessen oder zertreten, sondern schießt immer wieder in neuen Formen aus dem Dunkel hervor. Die böhmische Poesie hat somit den Reiz des Lebens an sich, des unmittelbaren Eingreifens in das Volksgemüth. Der musikalische Sinn der Böhmen bewährte hier sein Übergewicht dadurch, daß der Schatz der Volksdichtung in seinen reizenden Melodien dem Volksgedächtniß eingeprägt blieb, und auf der einen Seite den Sinn für Poesie weckend, auf der andern zur Nacheiferung anregte. So geschah es, daß die böhmische Volkspoesie sich so üppig herausgebildet hat, daß ihr Einfluß auf die heimische Kunstpoesie überhaupt sich gar bald wird kund geben müssen. Die Volksdichtungen sind bis jetzt die einfachsten zwar, aber doch die schönsten Partien des böhmischen Dichterwaldes; in ihnen allein spiegelt sich das Gemüthsleben des echten Böhmen nach allen Tonleitern ab. Man beurtheile den Charakter der reinen Volkspoesie nicht nach einigen Gassenhauern, die hie und da in den Städten gemischten Blutes sich verlauten *lassen*; der echte Born dieses Dichterschatzes lebt im Freien, unter dem unmittelbaren Einfluß der Mutter Natur, die dem Dichtergeiste ihre eigenen schönsten Gedanken einhaucht. In jüngster Zeit versuchten es einige verdienstvolle böhmische Schriftsteller, um diese Blumen nicht verfallen und der Vergessenheit hinopfern zu lassen, da unter dem üppigen Wechsel derartiger Dichtungen, die älteren und gewiß originelleren leicht unbeachtet vergehen könnten, diese zu sammeln und aufzubewahren. Celakowský und Erben sammelten sich hier um das weltliche, Kamaryt um das geistliche Volkslied der Böhmen unvergeßliche Verdienste.

Auch an unmittelbaren Nachahmungen der Volksdichtungen fehlt es nicht, aber sie sind, mit geringen Ausnahmen, verunglückt. Der Vorwurf, der die böhmische Volksdichtung trifft, als bewege sie sich fast ausschließlich nur in dem beengten erotischen Felde, und habe keine höheren Seiten aufzuweisen, fällt hinweg, wenn man bedenkt, daß Lied und Leben einander bedingen, und ersteres unmittelbar aus den Richtungen dieses letzteren hervorgehe. Welche Kraft die echtböhmische alte Nationalpoesie in sich trage, zeigt sich in den spärlichen Denkmälern, die da aus der Heroenperiode der Böhmen auf uns überkommeu sind, und in der Königinhofer Handschrift sich gesammelt finden. Durch Auffindung und Herausgabe dieser Dichtungen hat sich **Hanka** unsterbliche Verdienste um die nationale Literatur gesammelt, ja wir können behaupten, eine echtnationale Poesie Böhmens werde erst aus dem poetischen Nationalbewußtsein der Böhmen hervortreten, das gerade in dem Geiste, der in genannter Sammlung herrscht, sich am deutlichsten ausspricht. Dies ist zwar eine That der Zukunft, aber die Gegenwart fängt bereits an, vorzubauen.

Aber schon vor Auffindung dieser vergessenen Gesänge regte sich das poetische Element der neuböhmischen Literatur, und wenn auch Vieles unter fremdem Einflusse erwuchs, so berührte es doch immer den heimischen Literaturschatz, und bildete auch zugleich den Übergangs-Sinn einer fruchtbareren Periode. Puchmaier war der Erste, der in dieser Beziehung das Erfolgreichste geleistet. Selbst ein Dichter bildete er einen Kreis jüngerer Poeten, die sich ihm anschlossen, und mit ihm zugleich eine mehre Bände umfassende Sammlung

*) Siehe den 1. Artikel in Nr. 8 und 10 dieser Blätter.

von Gedichten herausgaben. Unter diesen jungen Dichtern finden wir einige, die später die Grundpfeiler der böhmischen National-Literatur geworden sind. Puchmaier's Gedichte selbst zeichneten sich durch klangvolle Sprache und gute Gedanken aus, wenn auch der Einfluß fremder Musen bei einigen seiner Dichtungen allzugrell hervortritt. Ihm zunächst stand zu jener Zeit Rautenkranz, ein begeisterter **Tyrtaeus** in den bewegten Tagen des großen Krieges, als Patriot und als Dichter allen Böhmen unvergeßlich. Adalbert Nejedlý, der leider erst jetzt seine zahlreichen poetischen Schriften erscheinen ließ, wo sie unter den fortgeschrittenen Anforderungen der Zeit fast spurlos vorübergehen, ist einer der fruchtbarsten böhmischen Dichter. Zum Belege dafür wollen wir seine Werke einzeln anführen. Er schrieb ein größeres beschreibendes Gedicht: „Das letzte Gericht," und gab zwei Bändchen kleiner Dichtungen heraus. Sein „Karl IV." ist ein didaktisches Gedicht in 8 Gesängen, das treffliche Einzelnheiten enthält, obgleich das Ganze keinen hohen Anspruch machen kann auf dichterischen Werth. Ein Gleiches läßt sich von dessen 3bändigem Epos „Ottokar" sagen, wie von dessen anderen romantischen Gedichten „**Wratislaw**" (zwei Bände) und „**Wácláw**" (1 Band). Sie sind sämmtlich viel zu breit angelegt, und ermangeln einer tiefern poetischen Weltanschauung.

In dieselbe Periode fällt auch **Hněwkowský**, ein Mann, der sich seiner Zeit um die vaterländische Literatur außerordentliche Verdienste gesammelt. Durch ansprechende Behandlung lokaler Sagenstoffe hatte er sich bald einen Ruf erworben, so daß einige seiner Balladen in gefälligen Melodien als Volkslieder allgemein verbreitet waren. Einen glücklichen Wurf that er mit seinem „**Děwin**," (die Mädchenburg), in welchem komischen Heldengedichte er die sagenhafte **Wlasta** und die Thaten ihrer Amazonen auf treffliche Weise und mit jugendlichem Humor besang. Aber schon die zweite Auflage, die dieses Gedicht erlebte, war ein Rückschritt des Verfassers; er bildete aus dem komischen ein romantisches Heldengedicht, und verfehlte nebst seinem poetischen Berufe auch den Erfolg; das Gedicht fand nur geringen Anklang. Eben so unbedeutend im Verhältnisse zu der Erwartung, welche die Aufschrift erregen dürfte, ist sein großes Gedicht „Faust." Die Anlage dieses Werkes, ja einzelne Partien sind überraschend gut — im Ganzen leidet es aber an unverkennbarer Altersschwäche. Es schleppt sich oft seitenlang licht- und wärmelos hin. — Immer aber steht doch **Hněwkowský** als eine der festen Säulen da, welche das Literaturgebäude Böhmens zu einer Zeit stützten, wo die Gefahr eines gänzlichen Zusammsturzes am nächsten lag. Seine ersten Produktionen tragen viel Nationelles, Echt-Böhmisches an sich.

Frühzeitig den Tönen der eigentlichen Volkspoesie horchend, deren Ursprung hinter dem Pflug und an grünen Weideplätzen zu suchen ist, trat eine jüngere Schule auf, einen neuen Dichterzyklus hervorrufend, der, wenn auch nicht so fruchtbar als jener der vorangegangenen Periode, doch ungleich wirksamer war, und aus dessen Mitte einige Poeten hervortraten, die der böhmischen Literaturgeschichte bleibend angehören.

Hanka trat zuerst mit einem kleinen Liederzyklus auf. Wenn auch einige dieser Lieder und Liedchen Nachklänge fremder Stimmen sind, so tragen sie doch sämmtlich einen Charakter an sich, der sie bei den Böhmen beliebt machen mußte. In Melodien gesetzt sind sie im ganzen Böhmerlande verbreitet, und vollständig zu Nationalliedern adoptirt. — Mit noch größerem Erfolge trat aber Ladislaus Čelakowský als Dichter auf. An diesen Namen knüpft sich eine Reihe literarischer Thaten, die ihm in den Annalen der vaterländischen Literatur eine bleibende Stelle erwirkten. Schon bei der ersten Ausgabe seiner Gedichte bewährte er den Kern echter Nationalität und Ursprünglichkeit, der in ihm schlummerte, seine Sprache, kräftig, voll und gediegen, stempelte ihn zugleich zum klassischen Schriftsteller. Bald auch trat er mit seinem Nachhall russischer Lieder auf, einem Werke, daß sowohl die Fülle des schöpferischen Geistes unseres Dichters als auch das tiefe Eindringen **Čelakowský's** in die Nationalpoesie der Russen beurkundete. Von seinem Nachhall čechischer Lieder läßt sich dasselbe sagen; aber größer als in allem früheren trat Čelakowský in seinen Centifolien auf, einem Zyklus von kleinen Gedichten in gleichartiger Form, in welchen sich der seltene Reichthum von Fantasie und der tiefe Weltaufschwung dieses Poeten auf die herrlichste Weise entfaltet. Übrigens ist aber **Čelakowský's** Verdienst um die Beförderung allgemeiner slawischer Studien in Böhmen nicht gering, und wenn irgendwo die Koryfäen der neuböhmischen Literatur erwähnt wird, so ist Čelakowský unter den ersten derselben anzuführen. Wie viel er übrigens durch die Herausgabe der allgemeinen slawischen Volkslieder angeregt, kann nur der genügend würdigen, der in die innigsten Beziehungen der neuböhmischen Literatur genau eingeweiht ist.

Würdig reihte sich an Čelakowský der früh verblichene **Kamaryt**, ein reiches Talent, welchem das Göthische „still und bewegt" ganz eigen war. Seine Lieder waren so echt national und dabei doch so einfach, so veilchenhaft bescheiden, daß man sie liebgewinnen mußte. Ein heimliches Ich, eine fromme Melancholie durchzittert die meisten von ihnen, und mit diesem Dichter ist eine der herrlichsten Individualitäten neuböhmischer Poesie zu Grabe gegangen. — Fast gleichzeitig mit ihm, aber ungleich kühner, lebendiger, ist **Jaroslaw Langer** aufgetreten. Wenige Dichter wie er, trugen bei ihrem ersten Erscheinen ein so herrliches Prognostikon ihres Berufes und ihrer literarischen Zukunft an der Stirne. Seine Idyllen, seine Satyren, Lieder und Alles was immer aus seiner Feder floß, war nationell, eigenthümlich und kündete sich als kräftige Blüte der üppigsten kommenden Früchte; aber — mag der Grund liegen wo immer — es blieb bei den Blüten, die Früchte blieben aus und Böhmen ward um eine schöne Hoffnung ärmer. Um den Kreis dieser Dichterschule so vollständig als möglich auszufüllen, müssen wir hier auch noch **Kamenicky** anführen, der eine Sammlung von Liedern in böhmischem Volksgeist herausgegeben, die ein schönes Talent und ein taktmäßiges Eindringen in die böhmischen Volksweisen beurkundet.

Ein Aar unter den Dichtern Böhmens trat der große Slawe Johann **Kolár** auf, ein Dichter, dessen Wirken sich einen historischen Ruf erwarb; denn wenn man annimmt, daß er wie ein Profet in die starren Massen seines Volkes hineingerufen und sie zum Leben weckte, so weit die slawische Zunge reichet, so hört jeder Zweifel an das Außerordentliche dieses Mannes auf. Sein bedeutendstes Werk ist die **Slawy dcera** (die Tochter des Ruhmes), ein Gedicht, über dessen Inhalt

und Werth bereits so viel gesprochen und geschrieben wurde, daß es fast überflüssig scheint, noch Etwas darüber zu sagen. Es genügt zu bemerken, daß **Kolár** der **Dante** der Böhmen ist, ja noch mehr, denn außer dem Dichter von seltener Höhe, erkennen die Böhmen in ihm den begeisterten Verkündiger des literarischen Slawenthums, den Mann, der eine tiefe Idee in die Zeit geworfen und für seinen großen Gedanken das glänzende Panier erhoben, um welches sich die jüngeren Poeten Böhmens schaaren.

Neben **Kolár** steht auch **Holý** als bedeutender Epiker da, nur hat er sich unglücklicher Weise vergriffen und schrieb in einem der slowakischen Dialekte, wodurch er seinen Leserkreis beschränkte und einen Separatismus beförderte, der weder seinen Ruhm noch sein Verdienst um die nationale Literatur erhöhte. Aber diese beiden weckten doch die schlummernden Kräfte in der Slowakei und mehre junge Dichter sind bereits dort hervorgetreten, ihre Flügel versuchend und in ihren Kreisen sich als Dichter Verdienste sammelnd. So sind **Skultety** und **Zello** mit Gedichtsammlungen aufgetreten, an welche sich bald noch mehre anschließen dürften und wir gedenken hier des trefflichen **Stur**, von dem zu wünschen wäre, daß er seine zerstreuten Gedichte bald sammeln und veröffentlichen möge.

(Schluß folgt.)

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Biografisches.

Karl Myrbach v. Rheinfeld, k. k. Generalmajor, † zu Wien 29. Oktober 1844. Im September 1784 wurde er zu Josefstadt in Böhmen geboren, Sohn des Majors Jos. M. v. Rh. (der in Folge seiner Verdienste 1810 den Adelsstand erhielt, und 1826 im Wiener Invalidenhause starb). Schon in der Schule zeichneten ihn Fleiß und Talent aus. Mit 15 Jahren trat er 1799 als Privatkadet in das Inf. Reg. Nr. 7, Karl Schröder, wurde 1805 Unterlieutenant und Bataillonsadjutant, 1809 Oberlieutenant im Regiment Kaunitz, und kam zum Generalstab. 1810 wurde er in der militärisch-topografischen Landesbeschreibung in Mähren und Schlesien, 1811 und bis zum Feldzuge von 1813 bei der Milit. Mappirung in Österreich und Mähren verwendet. Als Hauptmann im Korps zeichnete er sich im Freiheitskriege durch eine Reihe von kühnen Manövern aus. Er war beim detaschirten Korps Fölseis in Innerösterreich, zuletzt selbstständig, bis er nach Abzug der Franzosen aus Venedig ins Hauptquartier kam, und den Leopold-Orden erhielt. Nach dem Pariser Frieden bereiste er die Kolonnenwege durch Mähren, Ungarn, Galizien gegen Rußland, half 1815 das Lager zu Dijon schlagen, und kam dann zum Generalkommando nach Mähren, dann wieder zur Mappirung. 1817 erhielt er die Direkzion der Zeichnungskanzlei, 1818—21 leitete er die Grenzberichtigung Oberösterreichs gegen Baiern, zuletzt als Major. Ihm verdankt man die Anlagen beim Gollinger Fall und St. Leopolds hängenden Stein. Vom Pferde gestürzt, brach er 1821 ein Bein, und lag ein volles Jahr krank. Prof. Dr. Holzschuh aus München rettete ihn (der mit ihm an Einem Tage starb). Auf dem Untersberg stellte er Blickfeuer an, korrespondirend mit Prof. Stampfer. 1824 Unter-Direktor der Triangulirungs-Abtheilung in Wien, 1825 Mappirungs-Direktor der Aufnahme der Bukowina, 1829 an General Fallon's Stelle Direktor der Vermessung in Wien geworden, erhielt er zugleich die Leitung der Triangulirung bei der Katastral-Direkzion, und nach deren Auflösung 1831 die Leitung des Katastr. Triangul. Kalkülbureaus. Indessen Oberstlieutenant geworden, war er 1831 auch bei der Kommission zur Errichtung des verschanzten Lagers bei Linz (Maximilianische Thürme) und von 1832 bis an sein Lebensende beschäftigten ihn telegrafische Operazionen.

1830 erhielt er die Direktion der wieder aufgenommenen Katastralarbeiten, und wurde 1835 außer der Tour Oberst im Tiroler Jäger-Regimente. 1841 Generalmajor, erhielt er 1843 die provisorische Leitung des Hofbaurathes. Die ungarische Zentraleisenbahn verdankt es seiner Thätigkeit, daß sie ins Leben trat. In den letzten Jahren fast jährlich von einer Todeskrankheit heimgesucht, erlag er endlich der rastlosen Arbeit, der er immer zu früh sich wieder unterzog. Die tiefsten Kenntnisse ohne Pedanterie, ausgezeichnete Tapferkeit, die Gabe, den rechten Moment zu erfassen, zeichneten ihn aus, und die edelste Offenheit gewannen ihm alle Herzen. Sein Tod war ein Verlust für Österreich.

(Allg. Zeit. 53. Beil.)

Abbate Antonio Meneghelli, Professor zu Padua. Antonio Meneghelli wurde 1765 am 16. August zu Verona geboren und erhielt seine erste Bildung durch die Fürsorge des Conte Nicolo Tiepolo, seinen Taufpathen, dessen Andenken er sein ganzes Leben im dankbaren Herzen bewahrte. Einer seiner liebsten Lehrer war der Frate Lauro Barbariga. Unermüdet in Erweiterung seiner Kenntnisse gab er schon frühzeitig Proben seines frühreifen Geistes in den akademischen Versammlungen und von der Kanzel. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm jedoch nicht, auf dem Wege literarischer und geistlicher Beredsamkeit viele Lorbern zu ernten. Er war laut seiner in der Familie Meneghelli aufbewahrten Selbstbiographie (La mia vita; ms.) mehr für das stille zurückgezogene Leben und das ruhige Forschen auf seinem Zimmer. Täglich zunehmend an Wissenschaft, und um sich unter seinen Landsleuten einen Namen zu machen, ließ er sich zum Doktor der Filosofie promoviren; wurde hierauf Lektor der Beredsamkeit und des Civilrechtes bis zur Einnahme des Landes durch die Franzosen, unter deren Herrschaft er den französischen Civil-Kodex erklärte. Nach der Wiederkehr der österreichischen Herrschaft erhielt er die Professur des Handels- und Seerechtes an der Universität zu Padua. Auszeichnungen nahm er an, ohne sie zu suchen. Im Jahr 1833 wurde er Rector Magnificus. Mitglied mehrer Akademien, versah er zwei Jahre die Stelle eines Präses bei jener zu Padua. Von den Ehrendiplomen und Zuschriften, die ihm zugesendet wurden, pflegte er zu sagen: „Sie schlummern in meinen Bücherkästen.“ Zu den hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters gehörten das Streben nach Seelenruhe, Studium und Religion; seine Freude war wohlzuthun. Übrigens galt von ihm der Satz: Jeder rechtliche Mann ist Kosmopolit.

Was von ihm in Druck erschienen, sind entweder Kommentare oder Gesetzbücher, theils filosofische und belletristische Artikel. In seinen Werken herrscht ein gemäßigter filosofischer Geist, obwohl er in der scholastischen Filosofie war unterrichtet worden. Eine Stelle aus seiner Selbstbiografie ist dessen der klarste Beweis. Sie lautet über einen seiner Lehrer: „Il buon uomo accarezzava pur anco tutte le visioni scholasticho, e parlava sul serio di qualità occulte, di simpatie e antipatie . . e che so io.“ Mit besonderer Vorliebe hat er an dem Kommentar über Petrarca gearbeitet, der 1819 zu Padua tip. Crescini in 3 Bänden unter dem Titel erschien: Il Canzoniere del Petrarca. Er hatte eine zweite Auflage dieses Werkes vorbereitet, die jedoch nicht zu Stande kam. Viele seiner Arbeiten sind ungedruckt geblieben. Seine Opere in 6 Bänden wurden zu Padua tip. Minerva 1831 gedruckt; seine Opere scelte in 4 Bänden in der tip. Sioca 1843.

(Giorn. Euganeo. 1844. 24. F. Scopoli: Cenno necrolog.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 22. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 48.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Löwe: Der Salzburger Kunstverein. — Die neuböhmische Literatur. II. Artikel. Belletristik. (Schluß.) — Mesofilos: Minckwitz, Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik.

Der Kunstverein zu Salzburg und seine permanente Ausstellung im zweiten Semester 1844.

Welcher aufrichtige Verehrer der Kunst wendet nicht mit immer neuer Bewunderung seinen Blick zurück in jene glänzende Periode einer fernen Vergangenheit, wo Fürsten und Städte, Adel und Bürger nur in dem Maße ihres Ruhmes sich sicher dünkten, als herrliche Kunstwerke durch sie erstanden, als ein größerer Kreis würdiger Künstler bleibend um sie sich versammelte. Da ging es an ein Drängen und Schaffen! der Fülle des schönen Bedürfnisses vermochte die Kraft Einzelner nicht zu genügen; von des Meisters Kennerauge gewählt und herangezogen, schaarten sich um ihn glühende Jünger, hier dem Größeren untergeordnete Hilfe leistend, dort das Kleinere selbstständig vollendend, überall von des Meisters Blick geleitet und bewacht, bis auch sie, oft die Lehrer überragend, jünger.Strebenden zu neuen Stütz- und Mittelpunkten wurden. So bildeten sich Schulen von Innen heraus aus dem urkräftigen Springquell des Lebens, nicht von Außen herein durch den Mechanismus eines in abstrakter Verständigkeit gegliederten Fachwerkes, der wohl, so weit er elementare Vorbildung bezweckt, nützlich sich erweisen mag, wo er aber mehr, wo er etwa Alles zu übernehmen sich unterwindet, stets nur verknöcherte Mittelmäßigkeit geboren hat.

Eine Zeit grauenvoller Verwüstung brach nun herein. In immer weiterer Zerklüftung starrte ein feindseliger Zwiespalt auseinander, jede edlere Regung in Schutt und Trümmer begrabend. — Als hierauf dem vom Schlachtgewühl zerstampften, unter Brand und tausendfältiger Verheerung vertrockneten Boden endlich Ruhe geschenkt ward, da waren die Keime erstorben, aus denen über dem Leichenfelde eine neue Saat hervorsprießen sollte. Dahin waren echte Einfalt und naturgetreue Gesinnung; an ihrer Stelle blähte sich eine fratzenhafte Affektation, empfindelnd ohne Empfindung, prunkend in Flittern, mit blöder Verachtung der eigenen würdigsten Geschichte, in karrikirten Larven der unverstandenen Antike nach fränkischen Mustern tänzelnd — ein widriger, unheimlicher Spuk. Die Kunst, hier und da in vereinzelten Strebungen aus langem Todesschlafe sich regend, floh erschrocken und unwillig vor dem neuen gehässigeren Feinde, und die dem Feuer, dem Schwerte widerstand, unterlag dem — Zopfe. —

Wieder entzündete sich, aus längst in der Tiefe gährendem Moder ein ungeheurer Weltenbrand, weithin die festesten Grundgemäuer überstürzend, aber auch wie Sturm und Nachtgewitter auf die Schwüle des Tages die faulige, todesmatte Atmosfäre zu neuer Lebensfrische läuternd und kräftigend. Der Friede kehrte zurück. Chaotisches Streben besann sich allgemach auf sich selbst, und ordnete sich häufig zu besserem Maße und Gesetz. Die ewigen Gedanken, an das Urziel der Geschöpflichkeit mahnend, sprachen abermals ihr weltbezwingendes Herrscherwort, und indem die erhabensten Bedürfnisse erwachten, drängten sich mit ihnen aus den unzerstörbaren Wurzeln der Kunst bald wieder neue Sprossen hervor. —

Wie billig aber auch das Verdienst der Gegenwart erkannt und gepriesen werde, dennoch wird kein Einsichtsvoller sich verhehlen, daß, was in den Vordergrund der heutigen Bewegung am scheinbarsten hinaustritt, was in der Tiefe als eigentliche Triebkraft, die rastlos bis zu den ungeheuersten Wirkungen sich steigernde Thätigkeit zeuget und nährt — keineswegs die Glut *idealer* Tendenzen, nicht einmal der wissenschaftliche Drang als solcher, sondern zunächst die ganz *realistische* Richtung nach dem *Nützlichen* sei, ein Streben, das, wie es immer in noch so verklärten Formen sich apotheosire, doch nur der *Nothdurft dieses Lebens* genügen will. Deshalb soll die unerschöpfliche Kraft des Bodens in Zeugungen sich überbieten, deshalb das so Gewonnene nicht durch die wohl gründlich vollendende, aber allzu bedächtige und beschränkte Menschenhand, sondern durch riesige Hebel- und Rädermacht in stürmischer Hast und zahlloser Vielheit dem mannigfaltigsten, eigensinnigsten Bedürfnisse mundgerecht gemacht werden. — Damit ferner die ihre Schätze launenhaft vertheilende Gunst der Natur nicht die eine Strecke bevorzuge vor der andern, damit die Werke des Fleißes nirgends sich stauen, sondern ein regelmäßiger Abfluß Platz schaffe für ununterbrochenen Zufluß, und so durch Tausch und Gegentausch Alles Allen sich darbiete —

und Werth bereits so viel gesprochen und geschrieben wurde, daß es fast überflüssig scheint, noch Etwas darüber zu sagen. Es genügt zu bemerken, daß Kolár der Dante der Böhmen ist, ja noch mehr, denn außer dem Dichter von seltener Höhe, erkennen die Böhmen in ihm den begeisterten Verkündiger des literraischen Slawenthums, den Mann, der eine tiefe Idee in die Zeit geworfen und für seinen großen Gedanken das glänzende Panier erhoben, um welches sich die jüngeren Poeten Böhmens schaaren.

Neben Kolár steht auch Holý als bedeutender Epiker da, nur hat er sich unglücklicher Weise vergriffen und schrieb in einem der slowakischen Dialekte, wodurch er seinen Leserkreis beschränkte und einen Separatismus beförderte, der weder seinen Ruhm noch sein Verdienst um die nationale Literatur erhöhte. Aber diese beiden weckten doch die schlummernden Kräfte in der Slowakei und mehre junge Dichter sind bereits dort hervorgetreten, ihre Flügel versuchend und in ihren Kreisen sich als Dichter Verdienste sammelnd. So sind Skultety und Zello mit Gedichtsammlungen aufgetreten, an welche sich bald noch mehre anschließen dürften und wir gedenken hier des trefflichen Stur, von dem zu wünschen wäre, daß er seine zerstreuten Gedichte bald sammeln und veröffentlichen möge.

(Schluß folgt.)

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Biografisches.

Karl Myrbach v. Rheinfeld, k. k. Generalmajor, † zu Wien 29. Oktober 1844. Im September 1784 wurde er zu Josefstadt in Böhmen geboren, Sohn des Majors Jos. M. v. Rh. (der in Folge seiner Verdienste 1810 den Adelsstand erhielt, und 1836 im Wiener Invalidenhause starb). Schon in der Schule zeichneten ihn Fleiß und Talent aus. Mit 15 Jahren trat er 1799 als Privatkadet in das Inf. Reg. Nr. 7, Karl Schröder, wurde 1805 Unterlieutenant und Bataillonsadjutant, 1809 Oberlieutenant im Regiment Kaunitz, und kam zum Generalstab. 1810 wurde er in der militärisch-topografischen Landesbeschreibung in Mähren und Schlesien, 1811 und bis zum Feldzuge von 1813 bei der Milit. Mappirung in Österreich und Mähren verwendet. Als Hauptmann im Korps zeichnete er sich im Freiheitskriege durch eine Reihe von kühnen Manövern aus. Er war beim detaschirten Korps Fölseis in Innerösterreich, zuletzt selbstständig, bis er nach Abzug der Franzosen aus Venedig ins Hauptquartier kam, und den Leopold-Orden erhielt. Nach dem Pariser Frieden bereiste er die Kolonnenwege durch Mähren, Ungarn, Galizien gegen Rußland, half 1815 das Lager zu Dijon schlagen, und kam dann zum Generalkommando nach Mähren, dann wieder zur Mappirung. 1817 erhielt er die Direkzion der Zeichnungskanzlei, 1818—21 leitete er die Grenzberichtigung Oberösterreichs gegen Baiern, zuletzt als Major. Ihm verdankt man die Anlagen beim Gollinger Fall und St. Leopolds hängenden Stein. Vom Pferde gestürzt, brach er 1821 ein Bein, und lag ein volles Jahr krank. Prof. Dr. Holzschuh aus München rettete ihn (der mit ihm an Einem Tage starb). Auf dem Untersberg stellte er Blickfeuer an, korrespondirend mit Prof. Stampfer. 1824 Unter-Direktor der Triangulirungs-Abtheilung in Wien, 1825 Mappirungs-Direktor der Aufnahme der Bukowina, 1829 an General Fallon's Stelle Direktor der Vermessung in Wien geworden, erhielt er zugleich die Leitung der Triangulirung bei der Katastral-Direkzion, und nach deren Auflösung 1831 die Leitung des Katastr. Triangul. Kalkülbureaus. Indessen Oberstlieutenant geworden, war er 1831 auch bei der Kommission zur Errichtung des verschanzten Lagers bei Linz (Maximilianische Thürme) und von 1832 bis an sein Lebensende beschäftigten ihn telegrafische Operazionen.

1830 erhielt er die Direktion der wieder aufgenommenen Katastralarbeiten, und wurde 1835 außer der Tour Oberst im Tiroler Jäger-Regimente. 1841 Generalmajor, erhielt er 1843 die provisorische Leitung des Hofbaurathes. Die ungarische Zentraleisenbahn verdankt es seiner Thätigkeit, daß sie ins Leben trat. In den letzten Jahren fast jährlich von einer Todeskrankheit heimgesucht, erlag er endlich der rastlosen Arbeit, der er immer zu früh sich wieder unterzog. Die tiefsten Kenntnisse ohne Pedanterie, ausgezeichnete Tapferkeit, die Gabe, den rechten Moment zu erfassen, zeichneten ihn aus, und die edelste Offenheit gewannen ihm alle Herzen. Sein Tod war ein Verlust für Österreich.

(Allg. Zeit. 53. Beil.)

Abbate Antonio Meneghelli, Professor zu Padua. Antonio Meneghelli wurde 1765 am 16. August zu Verona geboren und erhielt seine erste Bildung durch die Fürsorge des Conte Nicolo Tiepolo, seines Taufpathen, dessen Andenken er sein ganzes Leben im dankbaren Herzen bewahrte. Einer seiner liebsten Lehrer war der Frate Lauro Barbarigo. Unermüdet in Erweiterung seiner Kenntnisse gab er schon frühzeitig Proben seines frühreifen Geistes in den akademischen Versammlungen und von der Kanzel. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm jedoch nicht, auf dem Wege literarischer und geistlicher Beredsamkeit viele Lorbern zu ernten. Er war laut seiner in der Familie Meneghelli aufbewahrten Selbstbiographie (La mia vita; ms.) mehr für das stille zurückgezogene Leben und das ruhige Forschen auf seinem Zimmer. Täglich zunehmend an Wissenschaft, und um sich unter seinen Landsleuten einen Namen zu machen, ließ er sich zum Doktor der Filosofie promoviren; wurde hierauf Lektor der Beredsamkeit und des Civilrechtes bis zur Einnahme des Landes durch die Franzosen, unter deren Herrschaft er den französischen Civil-Kodex erklärte. Nach der Wiederkehr der österreichischen Herrschaft erhielt er die Professur des Handels- und Seerechtes an der Universität zu Padua. Auszeichnungen nahm er an, ohne sie zu suchen. Im Jahr 1833 wurde er Rector Magnificus. Mitglied mehrer Akademien, versah er zwei Jahre die Stelle eines Präses bei jener zu Padua. Von den Ehrendiplomen und Zuschriften, die ihm zugesendet wurden, pflegte er zu sagen: „Sie schlummern in meinen Bücherkästen.“ Zu den hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters gehörten das Streben nach Seelenruhe, Studium und Religion; seine Freude war wohlzuthun. Übrigens galt von ihm der Satz: Jeder rechtliche Mann ist Kosmopolit.

Was von ihm in Druck erschienen, sind entweder Kommentare oder Gesetzbücher, theils filosofische und belletristische Artikel. In seinen Werken herrscht ein gemäßigter filosofischer Geist, obwohl er in der scholastischen Filosofie war unterrichtet worden. Eine Stelle aus seiner Selbstbiografie ist dessen der klarste Beweis. Sie lautet über einen seiner Lehrer: „Il buon uomo accarezzava pur anco tutte le visioni scholastiche, e parlava sul serio di qualità occulte, di simpatie e antipatie . . e che so io.“ Mit besonderer Vorliebe hat er an dem Kommentar über Petrarca gearbeitet, der 1819 zu Padua tip. Crescini in 3 Bänden unter dem Titel erschien: Il Canzoniere del Petrarca. Er hatte eine zweite Auflage dieses Werkes vorbereitet, die jedoch nicht zu Stande kam. Viele seiner Arbeiten sind ungedruckt geblieben. Seine Opere in 6 Bänden wurden zu Padua tip. Minerva 1831 gedruckt; seine Opere scelte in 4 Bänden in der tip. Sioca 1843.

(Giorn. Euganeo. 1844. 24. F. Scopoli: Cenno necrolog.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 22. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 48.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Löwe: Der Salzburger Kunstverein. — Die neu-böhmische Literatur. II. Artikel. Belletristik. (Schluß.) — Mesofilos: Minckwitz, Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik.

Der Kunstverein zu Salzburg und seine permanente Ausstellung im zweiten Semester 1844.

Welcher aufrichtige Verehrer der Kunst wendet nicht mit immer neuer Bewunderung seinen Blick zurück in jene glänzende Periode einer fernen Vergangenheit, wo Fürsten und Städte, Adel und Bürger nur in dem Maße ihres Ruhmes sich sicher dünkten, als herrliche Kunstwerke durch sie erstanden, als ein größerer Kreis würdiger Künstler bleibend um sie sich versammelte. Da ging es an ein Drängen und Schaffen! der Fülle des schönen Bedürfnisses vermochte die Kraft Einzelner nicht zu genügen; von des Meisters Kennerauge gewählt und herangezogen, schaarten sich um ihn glühende Jünger, hier dem Größeren untergeordnete Hilfe leistend, dort das Kleinere selbstständig vollendend, überall von des Meisters Blick geleitet und bewacht, bis auch sie, oft die Lehrer überragend, jünger Strebenden zu neuen Stütz- und Mittelpunkten wurden. So bildeten sich Schulen von Innen heraus aus dem urkräftigen Springquell des Lebens, nicht von Außen herein durch den Mechanismus eines in abstrakter Verständigkeit gegliederten Fachwerkes, der wohl, so weit er elementare Vorbildung bezweckt, nützlich sich erweisen mag, wo er aber mehr, wo er etwa Alles zu übernehmen sich unterwindet, stets nur verknöcherte Mittelmäßigkeit geboren hat.

Eine Zeit grauenvoller Verwüstung brach nun herein. In immer weiterer Zerklüftung starrte ein feindseliger Zwiespalt auseinander, jede edlere Regung in Schutt und Trümmer begrabend. — Als hierauf dem vom Schlachtgewühl zerstampften, unter Brand und tausendfältiger Verheerung vertrockneten Boden endlich Ruhe geschenkt ward, da waren die Keime erstorben, aus denen über dem Leichenfelde eine neue Saat hervorsprießen sollte. Dahin waren echte Einfalt und naturgetreue Gesinnung; an ihrer Stelle blähte sich eine fratzenhafte Affektation, empfindelnd ohne Empfindung, prunkend in Flittern, mit blöder Verachtung der eigenen würdigsten Geschichte, in karrikirten Larven der unverstandenen Antike nach fränkischen Mustern tänzelnd — ein widriger, unheimlicher Spuk. Die Kunst, hier und da in vereinzelten Strebungen aus langem Todesschlafe sich regend, floh erschrocken und unwillig vor dem neuen gehässigeren Feinde, und die dem Feuer, dem Schwerte widerstand, unterlag dem — Zopfe. —

Wieder entzündete sich, aus längst in der Tiefe gährendem Moder ein ungeheurer Weltenbrand, weithin die festesten Grundgemäuer überstürzend, aber auch wie Sturm und Nachtgewitter auf die Schwüle des Tages die faulige, todesmatte Atmosfäre zu neuer Lebensfrische läuternd und kräftigend. Der Friede kehrte zurück. Chaotisches Streben besann sich allgemach auf sich selbst, und ordnete sich häufig zu besserem Maße und Gesetz. Die ewigen Gedanken, an das Urziel der Geschöpflichkeit mahnend, sprachen abermals ihr weltbezwingendes Herrscherwort, und indem die erhabensten Bedürfnisse erwachten, drängten sich mit ihnen aus den unzerstörbaren Wurzeln der Kunst bald wieder neue Sprossen hervor. —

Wie billig aber auch das Verdienst der Gegenwart erkannt und gepriesen werde, dennoch wird kein Einsichtsvoller sich verhehlen, daß, was in den Vordergrund der heutigen Bewegung am scheinbarsten hinaustritt, was in der Tiefe als eigentliche Triebkraft, die rastlos bis zu den ungeheuersten Wirkungen sich steigernde Thätigkeit zeuget und nährt — keineswegs die Glut idealer Tendenzen, nicht einmal der wissenschaftliche Drang als solcher; sondern zunächst die ganz realistische Richtung nach dem Nützlichen sei, ein Streben, das, wie es immer in noch so verklärten Formen sich apotheosire, doch nur der Nothdurft dieses Lebens genügen will. Deshalb soll die unerschöpfliche Kraft des Bodens in Zeugungen sich überbieten, deshalb das so Gewonnene nicht durch die wohl gründlich vollendende, aber allzu bedächtige und beschränkte Menschenhand, sondern durch riesige Hebel- und Rädermacht in stürmischer Hast und zahlloser Vielheit dem mannigfaltigsten, eigensinnigsten Bedürfnisse mundgerecht gemacht werden. — Damit ferner die ihre Schätze launenhaft vertheilende Gunst der Natur nicht die eine Strecke bevorzuge vor der andern, damit die Werke des Fleißes nirgends sich stauen, sondern ein regelmäßiger Abfluß Platz schaffe für ununterbrochenen Zufluß, und so durch Tausch und Gegentausch Alles Allen sich darbiete —

muß die räumliche Geschiedenheit verschwinden, muß über gähnende Schlünde und schäumende Stromschnellen das funkensprühende Ungethüm Schiff und Wagen sausend dahinjagen, so daß die weiteste Ferne in greifliche Nähe zusammenschrumpfe, Nähe in entfernteste Weite hinübergreife. — Gleichwie aber zu dem lauten Markte die Bude des Wechslers gehört, und sie die Herzenskammern vertritt, dadurch die Lebensessenz des Handels, das Geld, aus- und einströmend in stetem Kreislauf erhalten wird: so fällt der Mittelpunkt einer solchen Zeit nothwendig in die — Börse, der auch ihr Machtwort gebietend über das Getümmel erschallen läßt, und ihr Panier — die Aktie — für Alle entfaltet, die treibend oder getrieben in dem Strudel sich abmühen.

Zwar vermag auch der raffinirteste Genuß das Menschenherz nicht ganz, nicht dauernd zu beglücken. Tausendfach mehre sich die Fülle gesuchtester Schätze — es schmiege sich der Leib in die zartesten, weichesten Gewebe — es versüße sich das Prunkgemach mit Arabiens Wohlgerüchen — die Apicische Kunst kitzle den Gaumen zu immer neuem Lustvermögen — doch sind es nur Dekorationen ungenügender Vergänglichkeit, und hinter der gleißenden Hülle birgt sich dennoch zuletzt nur ein Leichengerippe, und erschreckt plötzlich die lüsternen Sinne mit dem Geruche der Verwesung.

So ist wohl dafür gesorgt, daß „die Bäume nicht in den Himmel wachsen," aber eben jene erste Mahnung, jener ruhelose Stachel in uns verbürgt, daß wir in anderem Sinne dennoch für den Himmel geschaffen sind. Darum fehlt es in den Dissonanzen von Maschinengerassel und Mäklergeschrei auch an erhabenen Akkorden nicht, in denen Gedanke und Gefühl zu Einer glühenden Begeisterung zusammenschmelzen für Jenes, das, während es Allem erst die richtige Schätzung ertheilt, die eigene Würde unvergänglich in sich selber besitzt — das Einzige, wofür, redlich erwogen, es sich am Ende der Mühe verlohnt, geboren zu werden. Der Präponderanz materieller Interessen, die etwa noch Wissenschaft und Kunst, aber auch diese nur als unterwürfige Ministerialen an ihrem Hofe dulden möchte, setzt sich als Reaktion des heiligsten Bewußtseins auch in unsern Tagen eine mit Macht aufstrebende reinere Gesinnung in Glauben, Denken und echt künstlerischem Schaffen entgegen, und insbesondere mag der Kunst, zufolge ihrer Doppelnatur, die Rolle zugewiesen sein, zwischen unten und oben, hier und jenseits vermittelnd einzutreten.

Doch von welchem Grundcharakter eine Zeit durchdrungen ist, dem werden sich auch die divergentesten Richtungen nie ganz entziehen können, sondern in irgend einer Weise die Farbe desselben reflektiren müssen. Der Geist des Handels, der über der Zeit thront, mochte ungern die Kunst frei entlassen, ohne ihr wenigstens irgend ein Abzeichen von sich aufzudringen; so schob er den Wechslertisch bis in das Heiligthum derselben, und hieß selbst dort die — Lotterie ihren Sitz aufschlagen. Unter den vielen staunenswürdigen Erfindungen, auf denen die Gegenwart mit Recht stolz ist, war ihr auch die scheinbar unmögliche vorbehalten, Kunstbeförderung auf Aktien zu gründen. Wie würden die Rafaele, die Rubens und Dürer mit lächelndem Befremden diese kaum von ihnen geahnte Form gewahren! . . . Inzwischen hat auch die Kehrseite des Bildes Anspruch auf Würdigung.

Wohl sind — wenige mit Recht gepriesene Ausnahmen abgerechnet — statt jener zahlreichen Gönner der Vorzeit, der Mediceer, der Fugger, und wie sie Alle sich nannten, heut zu Tage vorzugsweise die Massen eingetreten, und weniger sieht sich daher der Künstler einzelnen durch Geschmack und Kunsterfahrung hervorragenden Persönlichkeiten, sondern der vielköpfigen, wetterwendischen Menge gegenüber, die als solche immer unverständig, nicht ihm Gesetze vorschreiben, sondern vielmehr von ihm empfangen sollte. Und in der That zeigt sich auch die Herrschaft von Neigungen, wie sie eben der Menge am geläufigsten sind, in der doppelten beklagenswerthen Wirkung, daß nicht nur die streng historische Kunst großentheils von dem Genrewesen verdrängt wird, sondern selbst im landschaftlichen Fache die gemeinfaßliche, aber untergeordnete Stufe der Prospektmalerei überwiegt. — Doch wenn auch das Interesse an Höhe verlor, so hat es dafür an Breite gewonnen, und war es sonst das glückliche Vorrecht von nur wenigen Mächtigen und Reichbegüterten Kunstschöpfungen anzuregen und zu vervielfältigen, so ist nun Jeglicher, auch der minder Bemittelte dazu berufen und befähigt. Und so ist es gewiß eine in ihrer Art achtungswürdige Erscheinung, wenn wir nach allen Richtungen über Stadt und Land ein Netz von Vereinen sich spinnen sehen, alle bemüht, die Ungunst der Zeitverhältnisse gegenüber der Kunst zu versöhnen, und indem sie in die einmal nothwendig gewordene Form sich schmiegen, hinwieder selbst über diese durch den großen Zweck, der innerhalb derselben sich verwirklicht, den Abglanz eines ihr ursprünglich fremden Adels zu verbreiten. —

Auch bis in unser, scheinbar der großen Weltbewegung abseits gelegenes Alpenland drang der neue belebende Aufschwung, und wahrlich mit Unrecht würde die Kunst eine Stätte verschmähen, wo die größte Künstlerin, die Natur, mit unverkennbarer Vorliebe in den großartigsten und doch wieder zugleich lieblichsten Bildungen in seltenster Vollendung sich ergangen. Auf den erhabenen, allseitig segensreich waltenden Schutz Sr. Eminenz des Kardinal-Fürsterzbischofes gestützt, von dem Wohlwollen hoher und höchster Behörden, insbesondere der freundlichst intervenirenden Thätigkeit unseres verehrungswürdigen Hrn. Kreishauptmannes, Grafen von Chorinsky gefördert, bildete sich durch die Bemühung zweier Männer, des Advokaten Dr. Fischer und des Malers Fischbach ein Verein, um in dem öffentlichen Leben unserer Stadt, die auf mächtigen historischen Grundlagen ruhend, einst nicht unrühmlich in deutschen Gauen genannt ward, der Kunst abermals eine nach Kräften würdige Vertretung zu verschaffen.

Während der Erste von den beiden Genannten der gesetzlichen Konstituirung und dem innern Haushalte der zu gründenden Gesellschaft eine verständige Wirksamkeit schenkte, sicherte die sich voranstellende Mitwirkung eines Künstlers von so anerkanntem Rufe wie der Zweite, das Werk dadurch, daß nicht nur der für alles Edle empfänglichen, aber schüchtern zu dem Unternehmen schreitenden Bevölkerung die Hoffnung auf dessen Gelingen vermehrt, sondern auch in verwandten auswärtigen Kreisen Anerkennung und Vertrauen dafür gewonnen wurde. Wohl dürfen wir es als ein glücklich Ereigniß betrachten, daß dieser liebenswürdige Künstler vor wenigen Jahren aus Rücksicht für die in den Niederungen leidende Gesundheit seiner Familie nicht ohne große, leicht zu ermessende Opfer sich entschloß, gewohnten anregenden Verbindungen zu entsagen und

aus der reichen Mannigfaltigkeit des, in den Mittelpunkt der Monarchie zusammenströmenden Lebens, in die eintönig stille Einsamkeit unseres Hochalpenthales zu übersiedeln. Dafür ward ihm in dem Erfolge, mit welchem die häusliche Sorgfalt sich krönte, und in dem über Erwarten gelungenen Unternehmen, das den Gegenstand gegenwärtiger Besprechung ausmacht, und bei dem er sich als einen der Haupthebel betrachten darf, ein wohlverdienter Lohn zu Theil. Denn die Summe von nahe an 4000 fl. K. M., auf welche unser Kunstverein zur Stunde schon jährlich zählen darf, so wenig sie mit den Mitteln der in größeren Städten bestehenden Vereine in Vergleichung treten mag, dürfte doch immerhin zumal für den ersten Anfang und in Anbetracht lokaler Verhältnisse eine nicht unbedeutende zu nennen sein. Auch gönnte uns schon die permanente Ausstellung des verflossenen Semesters — ungeachtet mancherlei Umstände, als die Ungewißheit oder zu späte Kenntnißnahme über das wirkliche ins Leben treten des Vereines, den Zufluß der Einsendungen beeinträchtigen — dennoch den Anblick einer wenn nicht an Zahl, so doch gewiß an Werth bedeutenden Reihe von Kunstwerken. Indem wir aber nun zur detaillirteren Besprechung der letzteren übergehen, beabsichtigen wir keineswegs uns die Entscheidung eines Kennerurtheiles anzumaßen, sondern nur dasjenige getreulich auszusprechen, was sich für uns als das Resultat einer unparteiischen Bemühung herausstellte, über das Gesehene mit uns selbst zu einigem Verständnisse zu gelangen.

Billig lenkt sich unsere Aufmerksamkeit zuvörderst auf die von Fischbach zur Schau gestellten Bilder. Wir zählten deren sechs. Das erste zeigt uns ein anmuthiges Fischermädchen, am Gestade eines Sees der Wiederkehr ihrer Angehörigen angstvoll harrend. Schon haben sich schwere Wolken längs der den See einschließenden Gebirge tief herniedergesenkt, so daß kaum dahinter die Umrisse der letzteren sich erkennen lassen; ein naher Vorläufer des drohenden Gewitters braust schon der Sturm durch die Lüfte, und schleudert die empörten Gewässer schäumend an das felsige Ufer — das Unwetter hat die Schiffenden erreicht, oder muß sie jeden Augenblick ereilen. Die Hände auf dem Schooße gefaltet, starrt das Mädchen thränenden Auges in die dunkle Ferne, während an ihrem Arme herabgesunken der jüngere Bruder schlummernd am Boden ruht, und hinter Beiden der treue Haushund mit gespitztem Ohr und weit geöffneten Nüstern hochaufgerichtet sitzt, und sein fest gegen den Horizont gerichteter, aber freundlich-heller Blick uns deutlich zu erkennen gibt, daß die Schärfe seiner Sinne ihm bereits Kunde von der Annäherung der Ersehnten gebracht habe. — Ein lebendiges und mit besonderer Sorgfalt ausgeführtes Bild, das von Wölfle in München höchst verdienstlich lithografirt, den Mitgliedern des Vereines gewiß eine willkommene Gabe war. —

Minder befriedigte uns das zweite Bild, von dem Künstler „die Wiedergenesene" überschrieben. Auf die freundliche Mutter gestützt, und von der kleinen Schwester mit kindlich froher Ungeduld vorwärts gezogen, tritt ein Mädchen nach langwieriger Krankheit wohl zum ersten Male ins Freie. Seitwärts erblicken wir die abgewendete Gestalt des alten Vaters, der mit dankbar gefalteten Händen das von dem Strahl der Abendsonne erglühende Hochgebirge betrachtet. Diese letztere Partie ist sehr zart gehalten, und von wahrhaft poetischer Wirkung. Dafür aber dürfte sie vielleicht allzusehr aus dem Zusammenhange mit der Haupthandlung sich ablösen, so daß das Ganze in zwei selbstständig für sich bestehende und wenig mit einander verbundene Theile auseinander zu fallen scheint. Was endlich die vordere Gruppe betrifft, so werden Kenner auch hier wieder die, übrigens an diesem Künstler gewohnte technische Kraft zu würdigen wissen. Uns sei die Bemerkung erlaubt, daß in der Darstellung der Hauptfigur die Krankheit uns nicht so hinlänglich überwunden dünkte, wie es doch der Begriff der Genesung voraussetzt. In den Zügen derselben treten uns weniger die frohen Wirkungen wiederkehrender Gesundheit, als die schmerzlichen Spuren früherer Hinfälligkeit entgegen, ja selbst das kleine Kind möchte von der Atmosfäre der Krankenstube gelitten haben. Dadurch schien uns über das Ganze ein Anstrich von angekränkelter Schwäche und sentimentaler Weichheit verbreitet, und so dasselbe nahe an eine Klippe hinzustreifen, die dem Genrebild überhaupt, wo es nämlich Rührung bezweckt, eine ähnliche Gefahr droht, wie in einer andern Sfäre dem sogenannten Familienstücke oder der häuslichen Komödie.

Wenn das dritte Stück, eine Ansicht des Gais- und Kapuzinerberges mit der Stadt Salzburg, ungeachtet der trefflichen Behandlung vieler Einzelnheiten, weniger allgemein ansprach, so dürfte der Grund darin liegen, daß der enge Rahmen eines kleinen Bildes dieselbe Fülle von Gegenständen oft gepreßt und unruhig erscheinen läßt, die draußen von natürlichen Zwischenräumen gesondert, faßlich und harmonisch sich übereinanderbauen. Tritt hinzu eine eigenthümliche, wenn gleich hier nicht seltene Mittagsbeleuchtung, die den vordern Berg mit gesättigtem Grün überzieht, während der gleich dahinter befindliche in tiefem Blau sich davon abschneidet, so müssen die hier so nahe rückenden Gegensätze die Auffassung noch mehr erschweren.

Das vierte Bild gehört jener Gattung von Interieurs an, in denen Fischbach höchst glücklich ist, da er hier auch Gelegenheit hat, die Stärke seines Darstellungstalentes zu entfalten. Wir erblicken in diesem kleinen Bilde den vordern und inneren Raum eines geöffneten Hausthores, mit der Aussicht ins Freie, von wo Dirnen mit Körben auf dem Kopfe hereinkommen. Der Kontrast zwischen dem ernsten Gemäuer und der sonnigen Gegend draußen, die Fülle des hereindringenden, und an den Pfeilern, wie dem Boden vielfach sich reflektirenden Lichtes bringen ein wirksames und lebendiges Ganze hervor.

Das fünfte, durch die Gefälligkeit des dermaligen Eigenthümers uns zugesandte Bild Fischbachs, war das in Wien vor mehren Jahren schon zur Ausstellung gebrachte Genrestück „die wiedergefundenen Kinder." Aus diesem Grunde enthalten wir uns, in eine ausführlichere Besprechung dieses gewiß zu den gelungensten des Meisters gehörigen Werkes einzugehen. Endlich das sechste, eine Aquarellstudie des pittoresken Punktes: „zum todten Weibe" erregte durch charakteristische und naturgetreue Auffassung mannigfaches Interesse.

Nachdem wir einmal die Reihe mit den Werken eines vaterländischen Meisters begonnen haben, lassen wir hier gleich die von andern einheimischen Künstlern uns eingeschickten Stücke sich anreihen. Unter den Landschaften verdient vor Allen die „Hammerschmiede bei Lofer" von Hansch eine ausgezeichnete Erwähnung. Besonnene, des Stoffes vollkommen mächtige Auffassung, verbunden mit einer von aller Effekthascherei ent-

fernten gediegenen Darstellung machen dieses Bild zu einem sehr werthvollen; Alles zeigt uns den Mann, der wohl weiß, was er will, und künstlerisch gewissenhaft nirgends hinter seiner Aufgabe zurückbleibt.

Eine „Mondlandschaft" von R. van Haanen dünkt uns rücksichtlich des Tones, der das Ganze beherrscht, sehr glücklich gehalten. Nur möchte der Wirkung des Bildes das Übersehen des Künstlers störend entgegenstehen, dem zu Folge die Länge des auf dem Gewässer gleitenden Kahnes von der Höhe eines fast in derselben Gesichtslinie stehenden großen Baumes kaum übertroffen wird.

Barbarini gönnte uns gleichfalls den Anblick von zwei Landschaften. Das erste, eine „Mühle bei Salzburg," sehr kräftig und effektvoll — das andere, „Wolfgang am See," ein recht hübsches Bild, das jedoch wohl nicht im Ernste Anspruch darauf macht, als getreue Darstellung des in der Überschrift genannten konkreten Gegenstandes zu gelten.

Altmann's „Partie bei Lundenburg in Mähren" hat das Verdienst einen wenig interessanten Gegenstand durch charakteristischen Vortrag dennoch anziehend gemacht zu haben. Wer je an einem heißen Sommertage in jenen trostlos fruchtbaren Flächen sich befunden hat, wo über die staubigen Gründe spärlich bewachsene Lehmhügel statt Berge sich erheben, an fahlen Weiden vorüber ein seichter Strom in dem versandeten Bette sich selbst zu langweilen scheint, und die ganze Natur so zu sagen den Styl eines Kochbuches schreibt, der wird der Wahrheit dieser Darstellung gerechten Beifall nicht versagen.

Die „Watzmannspitze" von G. Reinhold ist wenn wir nicht irren, eine Wiederholung des vor wenigen Jahren in Wien gesehenen Bildes derselben Hand. Schon der Muth, der vor einem selbst in künstlerischer Beziehung so schwierigen Gegenstande nicht zurückweicht, würde diesem Bilde ein Recht auf rühmende Anerkennung sichern; es gibt aber überdies recht viele Schönheiten darin, wozu wir insbesondere die Gebirgsansicht im Hintergrunde rechnen.

Eine recht tüchtige Landschaft ist auch Schiffer's „Partie mit dem Durerferner," und zwar vorzugsweise rücksichtlich der Behandlung des letztern; der großartigen Szenerie im Vordergrunde scheint uns der Künstler weniger mächtig geworden zu sein.

Fr. Loos, der bei uns in freundlichem Andenken steht, sandte gleichfalls drei Stücke, unter denen das größte „St. Wolfgang in der Fusch" durch zusammenhaltende Beherrschung des Gegenstandes das Vorzüglichste sein möchte; das andere „eine Partie bei Klosterneuburg" bringt uns die freundliche Wohnlichkeit der Wiener-Umgebungen in angenehmer Weise zur Anschauung, und ist recht fleißig, fast nur zu fleißig gemalt. Endlich das dritte: „Dürrenstein und Göttweih an der Donau" hat uns durch die reizende Fernsicht auf den breit auseinanderfließenden und von den pittoresken Anhöhen beherrschten Strom sehr angesprochen.

Zwei ganz ausgezeichnete Bilder brachte uns G. van Haanen aus Amsterdam, wovon das erste „nächtliche Feuersbrunst" zum Gegenstande hat, das andere, gleichfalls ein Nachtstück, eine „niederländische Binderwerkstätte" darstellt. Letzteres, unstreitig eine der schönsten Zierden unseres Salons, zeigt uns einen großen Platz in irgend einer holländischen Stadt, bei hereinsinkender Nacht. Der Mond ist theilweise aus dem Gewölke hervorgetreten, überall sind die Fenster der Häuser von innen erleuchtet, vorn an dem Ankerplatze eines hier endenden Kanales liegt ein Segelschiff der Werkstätte eines Küpers gegenüber, der ein großes Pechfeuer vor seinen Fässern angezündet hat. Dazu das lebendige Treiben der Schiffleute, Küpergesellen u. s. w. sämmtlich mehr oder minder von dem grellen Scheine beleuchtet, Alles von höchster Wirkung, so daß, je länger wir in das Bild hineinsahen, desto heller uns die Flamme entgegenzulodern schien. Es ist aber nicht blos das Effektvolle, sondern auch der gründliche Ernst in der Ausführung aller und vorzugsweise der vorderen Partien, was wir an dem Bilde bewundern, so wie die verständige Zusammenstimmung der verschiedenen Lichtfaktoren, deren Wirkung überall deutlich sich unterscheiden läßt, uns den Künstler zu erkennen gibt, der in Darstellungen dieser Art vollkommen zu Hause ist.

Unter den von einheimischen Künstlern eingesandten Genrebildern erwähnen wir zuvörderst zwei Stücke von Ranftl, wovon das erste „zwei Kinder mit einem Hunde," das zweite „ein mit Ähren vom Felde heimkehrendes kleines Mädchen" darstellt, das lachend ihrem die Schnauze in ein Mauseloch bohrenden Hunde zusieht; beide nicht sowohl durch Originalität oder tieferen Gehalt der Komposition, als jene technische Vollendung ausgezeichnet, mit welcher dieser Künstler bekanntlich auch der kleinsten Details sich zu bemächtigen versteht. Insbesondere gilt dies von dem erstgenannten Bilde, daß in der That ganz vortrefflich gemalt ist, nur Schade, das so viel Kunst nicht an einen gedankenvolleren Gegenstand, als eine Gruppe bedeutungslos vor sich hinblickender Kinder verwandt wurde, während doch, sollte man meinen, gerade bei dieser vorzugsweise poetischen Altersstufe manche gemüthliche Saite sich hätte anschlagen lassen.

Bei einem dritten Bilde desselben Künstlers „Groß und Klein" überschrieben, sind wir verlegen, welcher Kathegorie wir es unterzuordnen haben. Wir möchten diese gemalte Thierfabel, oder besser dies mit dem Pinsel geschriebene Epigramm nicht wohl ein Genre-, aber auch nicht eigentlich ein Thierstück nennen. Ein vornehmes Windspiel hält die aufgehobene Pfote einem wedelnd sich darunter schmiegenden Dachshündchen mit herablassender Protektionsmiene wie zum Kusse dar. — Aufrichtig gestanden, hegen wir ein ästhetisches Bedenken gegen Motive, wie das vorliegende. Will man uns Szenen aus dem Leben der Thiere malen, so führe man uns solche vor, die aus ihren angebornen Trieben, ihren natürlichen Leidenschaften sich begreifen lassen. Mahnt uns dabei eine geistvolle Behandlung indirekt an analoge menschliche Zustände, so werden wir nichts dagegen haben, sondern im Gegentheile um so lebendiger uns angeregt fühlen. Bezweckt man hingegen geradezu unsere gesellschaftlichen Verkehrtheiten unter thierischen Formen zu kastigiren, so lassen wir uns auch jene bekannte Weise gefallen, die Menschenfiguren Thierköpfe oder umgekehrt aufsetzt, oder wie immer beiderlei Formen in Verbindung bringt. Wir sehen alsdann darin nur Charaktermasken, die mit dem Vortheil das Verständniß zu erleichtern, drastische Wirksamkeit vereinigen. Reinmenschliche Zustände hingegen, die der Thierwelt durchaus fremd sind, auf eine Weise darzustellen, als wären sie in dieser Sfäre ganz heimisch, scheint uns ein verfehltes Unternehmen, da durch die Prätension, mit welcher das Nichtige sich für ein Wirkliches

geben möchte, das allenfalls dahinter sich bergende Wirkliche nothwendig vernichtigt werden muß.

L'Allemand's „Reitergefecht" wurde schon früher in Wien gebührend anerkannt; der Künstler hat uns überdies eine ausgezeichnete Wiederholung dieses Bildes im Kleinen vorgeführt, bei der wir uns nur den Wunsch auszusprechen erlauben, daß doch in einem so gelungenen Stücke der Schilfpartie im Vordergrunde etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre.

Ritter's „Bauernschenke" ist eine muntere und recht lebendig ausgeführte Komposition, der nur die etwas unruhige Beleuchtung Eintrag thun möchte. — Liebey's freundlicher „Mühlhof" scheint uns durch glückliche Auffassung und gewissenhaft korrekte Darstellung des Gegenstandes ein zu den günstigsten Erwartungen berechtigendes Zeugniß für das ernste Streben des jungen talentvollen Künstlers.

Noch sahen wir von Wiener Künstlern: die „**Camera della bussola**" im Dogenpallaste zu Venedig von Ernst, ein wirksames architektonisches Gemälde von ruhig würdiger Haltung; „eine Ruine" von Ranzmaier, bei scheinbarer Anspruchlosigkeit eine gehaltvolle und mit Wärme ausgeführte Komposition, ein schönes „Blumenstück" von Petter, ferner landschaftliche und Genrestücke von Lavos, Wengler, F. Reinhold, Ed. und Rud. Swoboda, Heicke, Wipplinger, Fischer u. a. Hieran reihen sich die Salzburger Kunstjünger, nämlich von Reifenstuhl, Stief und Mayburger. Auch Petzold brachte mehre Stücke, zum Theile aus früheren Jahren zur Ausstellung, obgleich er in letzter Zeit vielfach mit größeren Arbeiten beschäftigt war, unter denen wir sein sehenswerthes großes Altarbild, die h. Dreifaltigkeit, und eine Hauskapelle Sr. Eminenz erwähnen, die nach einem von ihm in vorgothischem Style entworfenen Plane unter seiner Leitung ausgeführt, und mit gelungenen Zeichnungen und Gemälden von seiner Hand geschmückt wurde.

(Schluß folgt.)

Die neuböhmische Literatur.

II. Artikel.

Schönwissenschaftliche Literatur.

(Schluß.)

Die Slowaken in Ungarn haben übrigens auch einen unerschöpflich reichen Fond an individuellen Volksliedern, die in **Kollar's** ausgezeichneter Sammlung größtentheils vorliegen. **Čaplowič, Godra, Palkowič, Šafařik, Kuzmaný** und eine Menge Anderer legten bereits wirksame Spenden am Altare ihres Vaterlandes nieder, aber aus den poetischen Almanachen und andern Andeutungen zu schließen, bildet sich in der Slowakei eine kräftige zahlreiche Dichterschule heran, die mit der Zeit Bedeutendes zu leisten scheint.

Auch in Mähren fängt die čechische Poesie an, ihre Schwingen zu heben. **Sušil** erwarb sich bleibende Verdienste, durch seine Sammlung mährischer Volkslieder; mehre Andere wirkten gleichzeitig mit ihm, aber wahrhaft lebendig, elektrisch bezaubernd wirkte Math. **Klacel**, ein Stern erster Größe an Böhmens poetischem Firmament, Ein Mann, in dessen Brust die heiligsten Gefühle, in dessen Haupt die schönsten Bilder schlummern. Der Genius ertheilte ihm aber zugleich neben der poetischen auch die moralische Weihe, und betrachten wir zugleich die Höhe seiner sozialen Tendenzen, so begrüßen wir in **Klacel** den Mann, der, wenn er es auch nicht ausgeführt, so doch alle Bedingungen in sich trägt, um eine neue Richtung in der Sfäre der čechischen Literatur hervorzurufen. Ob in seinem nächsten Kreise, in Mähren selbst bedeutender als anderswo der Einfluß hervortreten werde, den er auf die Literatur üben muß, wird der Erfolg lehren. Die Wirksamkeit der früheren mährischen Literaten **Stěpnička, Trnka** u. A. m., kann nur als unbedeutend bezeichnet werden. Den Jüngeren scheint sich ein weiteres Feld zu öffnen, und einer der jüngsten: **Furch**, ist frisch und erfolgreich als Dichter aufgetreten. Deutlich aber zeigt sich bei ihm der deutsche Einfluß, der auch die böhmischen Poeten seit Lange schon übermäßig befangen hielt.

Neben der nationalen Dichterschule, welche, nebenbei gesagt, eine Unzahl manierirter Lieder von längstvergessenen Verfassern zu Tage förderte, bildete sich auch ein der Kunstpoesie huldigender aus. **Chmelensky**, einer der würdigsten und der begabtesten Liederdichter Böhmens, ein Mann, an dessen Werke sich eine große Reihe von Verdiensten um die böhmische Literatur knüpft, nahm hier die beste Stelle ein. Er schrieb Lieder, Romanzen, Sonetten, und eine Menge andere Dichtungen in den mannigfaltigsten Formen, und war überhaupt einer der fruchtbarsten böhmischen Dichter. Durch seinen Tod entstand eine große Lücke in der schönen Literatur Böhmens, und es wäre zu wünschen, daß einer seiner Freunde eine gewählte Ausgabe der Gedichte desselben befördern möchte.

Eine ganze Reihe von Gedichten trat nach und nach von verschiedenen Verfassern und mannigfaltiger Richtung an's Licht, welche alle jedoch sichtlich unter fremdem Einfluß standen. Wir erwähnen hier der Sammlungen von **Hercog, Kocian, Rokoš** u. A. m., denen zumeist die früheren deutschen Schulen anklebten. Nur Agnell **Schneider** that sich unter ihnen besonders hervor, und erregte durch seine Gedichte seiner Zeit ein wohlverdientes Aufsehen. Seine Balladen wurden zu Volksliedern. Leider schrieb er erst in seinem höheren Lebensalter böhmisch, nachdem er die Blüthe seiner Tage fruchtlos in fremden Tönen sich bemerkbar zu machen strebte. **Marek**, der unter dem Namen **Jan z Hwězdy** seine Gedichte neu gesammelt, eben jetzt erscheinen ließ, ragt auch, obgleich sehr unter deutschem Einfluß stehend, durch sein Talent über die übrigen dieses Kreises hervor. Auch der früh verstorbene **Raab** ließ eine Sammlung von Gedichten erscheinen; die Matthisonische Periode darin wiederhallt, aber enthält doch manches Gute, und Raab hätte der beste poetische Erzähler der Böhmen werden können, wenn er in dem Geiste mehre Gedichte geschrieben hätte, wie sein „Urtheil Břetislaw's" ꝛc.

Ein sehr begabter aber in seiner Art unter den böhmischen Poeten allein dastehender Dichter ist **Ctjrad Polak**, der zwar seit langer Zeit verstummt, doch durch seine „Erhabenheit der Natur," ein beschreibendes Gedicht, sich eine bleibende Stelle am Parnasse Böhmens errungen. Die vielen anderen lyrischen Gedichte, die er geschrieben, und welche sich nur in Zeitschriften zerstreut finden, verdienten jedenfalls gesammelt zu werden, denn sie bieten viel Ausgezeichnetes, was der Vergessenheit entrissen werden sollte.

Wir kommen nun zu der jüngsten Periode der böhmischen Poesie, und müssen vor Allen des genialen **Macha** gedenken, der durch sein Gedicht „der Mai" und seine übrigen

nur in Zeitschriften zerstreuten Leistungen im Gebiete der Lyrik und Romantik Ausgezeichnetes leistete, und kein geringes Aufsehen erregte. — Byronismus, Malcontentismus und eine Menge anderer Vorwürfe trafen ihn von Seite der einseitigen Kritik, für welche Urtheile er aber durch die außergewöhnliche Anerkennung seines Talentes von Seiten eines großen Theiles der böhmischen Lesepublikums entschädigt ward. Er überlebte aber Lob und Tadel nicht lange, und starb als junger Mann — seinem Streben plötzlich entrissen. — In seinem Nachlasse befanden sich eine Menge ausgezeichneter, theils vollendeter, theils begonnener Dichtungen, die den Verlust, den die böhmische Literatur durch den frühen Tod **Macha's** erlitten, doppelt fühlbar machen. Doch befindet sich bereits die Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften unter der Presse, und wir werden in Kurzem auf diese Sammlung wieder zu sprechen kommen.

Eines ungleich günstigeren Erfolges von Seite der Kritik erfreute sich **K. Bol. Jablonský (Tupý)**, dessen Gedichte allgemein beliebt sind, und sich in der That durch einen Fantasiereichthum und Gemüthstiefe auszeichnen, wie es nie der Fall sein konnte, wenn **Jablonský** nicht ein ausgesprochenes Dichtertalent hätte. Er ist durch und durch Lyriker, und seine Gedichte athmen eine Weichheit und Wehmuth, die oft an das Ätherische grenzt. Durch ihn hat die böhmische Poesie einen großen Schritt vorwärts gethan, und es wäre zu wünschen, daß **Jablonský** seine Lyra recht oft ertönen lasse. — Allgemeine Beliebtheit, namentlich unter dem Volke, so weit die böhmische Zunge reicht, erlangte aber **Rubesch**, der talentreiche Verfasser der Deklamationen und Lieder, der humoristische Dichter und Herausgeber des „**Paleček**," dessen Gedichte, vom Gelehrten und Ungelehrten gelesen, dem Gedächtnisse eingeprägt, und in allen böhmischen Salons vorgetragen werden. — **Rubesch** hat einen unerschöpflichen Fond an Humor, Witz und drastischer Komik. Seine Satyre schmerzt nicht, aber regt auf und trifft sicher. — Neben ihm erstanden **Hainisch** und **Filjpek** als humoristische Schriftsteller, und besonders Letzterer nicht ohne Beruf.

Einer geringen Pflege erfreute sich das eigentliche epische Element, bis in den jüngsten Tagen **Wocel** diesem Genre einen neuen Aufschwung gab. Seine **Přemisliden**, ein Zyklus von Dichtungen, welche den uralten Königsstamm von seinem Beginne bis zum Erlöschen seines letzten Sprößlings in ihren bedeutendsten Momenten hervortreten lassen, verkündeten einen neuen Aufschwung der čechischen Poesie, und setzten eine neue Hoffnung an die Stelle so vieler erstorbenen! — Diese Hoffnung bewährte sich durch das jüngste Produkt dieses Dichters (Kelch und Schwert), dessen wir baldigst weitläufiger erwähnen wollen.

So weit wären bereits die Früchte der neuböhmischen Poesie gediehen, und es bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf die Blüten zu werfen, welche hie und da hervorbrechen, um dem reichen Dichterkranze eine Blume beizufügen. Dem fruchtbaren Liederdichter **Picek** gebührt hier eine Stelle, besonders aber dem genialen jungen Dichter **Nebeský**, in welchem unbestritten ein Löwe unter den Dichtern Böhmens heranwächst. — Von einer Schaar junger Dichter stehen vielversprechende Sammlungen zu erwarten, und wir können nicht umhin, hier eines **Wrtátko, Vilani** u. A. zu erwähnen, die sich gewiß bald durch ihre gesammelten Leistungen legitimiren dürften.

Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik. Von Johannes **Minckwitz**, Dr. der Philosophie und der oberlaus. Gesellschaft für Wissenschaft zu Görlitz korrespondirendes Mitglied. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1844. 8. Xu. 164 S.

Das obige Werkchen, wie auf dem Titelblatte bemerkt, ist nach neuen Grundsätzen bearbeitet zum Gebrauch für Universitäten, Gymnasien, Realschulen und Seminarien, wie auch zum Privatgebrauch, ist gewidmet dem k. preußischen Staatsminister des Kultus und öffentlichen Unterrichts, **Eichhorn**, und der Verfasser glaubt nach Vorrede X. einem fühlbaren Bedürfnisse abzuhelfen, wenn er einen Versuch machte, für die höheren Schulen ein neues Lehrbuch auszuarbeiten, das auf die Fortschritte der jetzigen Zeit Rücksicht nehme, das klar und verständlich abgefaßt ist, und das Antike bis auf einzelne unentbehrliche Benennungen bei Seite schiebe. Dazu, meint Minckwitz, sollte ihm eine vieljährige praktische Übung im Felde der Dichtung zu Statten kommen.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt, erklärt er mit Recht als eine nicht blos nützliche, sondern auch als eine durchaus nothwendige auf allen höheren Schulen des weiten deutschen Vaterlandes, und nennt nebst Voß, die Namen eines Apel, Dilschneider, Gotthold, Grotefend, Thiersch, Heyse, Döring, Garve, Fr. Jakobs, Weber, Kirchner, Enk und Freese, die als gelehrte Kenner Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt, wobei natürlich eine nicht unbedeutende Anzahl tüchtiger Forscher übergangen werden mußte.

Mit dieser Ansicht und dem Zwecke des Verfassers kann der Referent der Natur der Sache nach nicht anders als übereinstimmen; da, indem das Sprachstudium überhaupt auf eine Höhe gekommen, und von einem Gesichtspunkte betrachtet wird, den man einige Jahrzehende früher nicht ahnte, die größere oder niedere Fähigkeit der Sprachen den geistigen Ausdruck wohltönend zu geben, und so nach Schiller's ewig wahrem bedeutungsvollen Worte in jeder Rücksicht durch das Morgenthor des Schönen, in der Erkenntniß Land zu dringen. Zum Glücke liegt die Zeit weit hinter uns, in welcher man die großartigsten Bauwerke des deutschen Vaterlandes auf keine Weise zu würdigen vermochte — es darf uns daher nicht auffallen, wenn es mit dem größten Meisterwerke deutschen Geistes, seiner so reichen weitverbreiteten und so vielseitigen Ausdruckes fähigen Sprache lange Zeit der gleiche Fall gewesen. Das Wiedererwachen des klassischen Studiums hat, wie bekannt, nachtheilig auf die Beurtheilung nicht antiker Kunstwerke, und somit auch der Sprachen gewirkt — aber dieser Nachtheil war nur vorübergehend, und trug in dem wundervollen, nie gänzlich durchforschten Gange der menschlichen Bildung die Keime einer Frucht, welche gegenwärtig schon zu reifen beginnt, und an welcher, wie wir hoffen, kommende Geschlechter Labung und Erquickung finden sollen. Und wie die Geschichten der alten Bauhütten vermelden, daß die größten Meister den Elementen ihrer Kunst die ausgezeichnetste Sorgfalt widmeten, so daß die Bauten in ihren kleinsten Bestandtheilen die größtmöglichste Ausbildung erhielten, wenn auch das Ganze durch die Ungunst der Zeit gewöhnlich unvollendet blieb, so müssen wir auch den Elementen der Sprache selbst die regste Sorgfalt widmen, was um so leichter geschehen kann, wenn der Reichthum der einzelnen Mundarten erforscht, und aus ihrem unermeßlichen Vor-

rathe das Passendste ausgewählt werden könnte, was geeignet ist, den Gedanken in der vollendetsten Form wiederzuspiegeln.

Ferner ist es eine bekannte Thatsache, daß so wie auf dem Gebiete der schönen Künste anfänglich dem in sich so harmonischen Kunstwerke alter Welt ausschließlich gehuldigt wurde, indeß man später diese verwarf, und die neuere Kunst als ein vom Himmel zur Erde gefallenes Palladium zu betrachten anfing; man auch in der Sprache, und also der Prosodie und Metrik die antiken in sich abgeschlossenen Formen pedantisch den neueren Sprachen anzupassen versuchte, andererseits aber diese ewigen Vorbilder in einseitiger Bewunderung der vaterländischen Ausdrucksweise zu verläugnen begann. Bis endlich der alte, aber so oft verkannte Paulinische Satz: πάντα δοκιμάζετε seine Geltung zu bewähren anfing. Nachdem der Verfasser in drei Hauptstücken und deren Abschnitten das Nothwendige über Sylbenmessung der Wörter (Einleitung, allgemeine Regeln, Längen, Kürzen und mittelzeitige Sylben), Versfüße — Anwendung der gemessenen Sylben in Versen, ihrer Stellung und dem Akzent nach (Allgemeines — Anwendung langer Kürzen, mittelzeitiger Sylben) durchgeführt — geht er im vierten Hauptstücke auf rhythmische Bewegung, Hiatus, Elision und Konsonantenanhäufung, Stellung der Worte in den Versen, dann rhythmische Malerei über, wo eine Reihe so trefflicher Bemerkungen angeführt ist, daß wir nicht umhin können, einige unsern Lesern vorzuführen. Vorzüglich beachtenswerth ist §. 96 und 97, wo die beiden Rücksichten, in welchen der poetische Styl freier wird, als der prosaische, deutlich und sachkundig hervorgehoben werden, und wo der Verfasser über die äußerliche Rücksicht, welche durch das Versmaß bedingt, dem Dichter erlaubt die prosaische Wortfolge zu verlassen, treffend sagt: „Jegliches Versmaß nämlich hat gewisse Stellen, die wir Hauptstellen nennen wollen, auf diese muß auch das wichtigste Wort zu stehen kommen, das Wort, worauf der Nachdruck, der Sinn, der Reiz des Gedankens hauptsächlich beruht. Der Herameter, der jambische, der trochäische Vers, und alle übrigen Maße haben solche Pfeiler, wo der Strom der Musik auf die Höhe sich schwingt, während er an den übrigen fällt, und gleichsam im Thale hinrollt. An die tieferen Stellen müssen nun die unwichtigeren Wörter kommen und in diesen Senkungen steckt eben die Freiheit der poetischen Stellung; hier kann man ein gleichsam tonloseres Wort bergen, unterbringen, vorausbringen, wenn es nach der Prosa an das Ende gehörte, wie umgekehrt" u. s. w.

Der vierte Abschnitt über die rhythmische Malerei ist ausgezeichnet entwickelt, und führt den neuerlichen Beweis für die Unentbehrlichkeit, weil Musterhaftigkeit, der klassischen Bildung in Hinsicht der sprachlichmetrischen Entwicklung, und richtig sagt **Minckwitz** §. 104: „Je zusammengesetzter und kunstreicher die Maße sind, deren ein Poet sich bedient, desto mehr vermögen sie, wie sich fast von selbst versteht, die verschiedenartigsten Seelenzustände, Stimmungen und Vorstellungen in der jedesmal angemessenen Weise wiederzuspiegeln" und §. 105: „der Rhythmus des Verses begünstigt die Entwickelung der Bilder, und unterstützt die Fantasie, mit welcher ein Gemälde aufgefaßt wird. Selbst die äußere Umgrenzung eines Verses befördert das Verständniß, wie die Ausprägung dieser Malerei" — wobei der Verfasser auf ausgezeichnete Weise den nach Sofokles verdeutschten Trimeter:

Sobald der Tag mit weißen Rosen glänzend naht

analysirt, und eben so nach Äschylus den Vers, in welchen der Dichter die Kühnheit schildert, mit welcher die Perser sich der Seeschifffahrt bemächtigten, wo sie mit leichten Tauen und schwachen Bretern sich auf die Wellen wagten, und muthig auffahen:

Zu des weitbahnigen sturmwallenden Meeres umschäumtem Wogenhain,

und diesem die Stelle aus dem Agamemnon entgegenhält:

— wo das Meer auf schweigendes
Windsstilles Mittagslager sinkt in Schlaf gewiegt. —

Endlich die herrliche Stelle Platen's an Fugger:

Ihm (Orfeus) zunächst lag zahm des Leun
Blonde Braut, friedfertig saugend hing an der Zitze der Welf;
Auf dem Zweig saß ruhig der Aar, und die Ceder
Beugte voll Sehnsucht zu dem Sänger herab
Ihr im Luftraum schwelgendes Haupt,
Während seinem Ton sich sanft aufblätterten bebende Rosen:
Diese Kunst pflegt dein Gemüth u. s. w.

Solche Analysen, weit entfernt, den Sinn für die poetischen Erzeugnisse zu schwächen, sind gerade geeignet, das jugendliche Gemüth auf die Schönheiten derselben aufmerksam zu machen.

Obgleich der Verfasser §. 105 sagt: „Welchen geringen „Ersatz dafür (den Rhythmus) der bloße Reim biete, der an „jambische trochäische oder meistens polternde daktylische Füße „von vielen Poeten, die den antiken Mustern durchaus abgeneigt sind, als einziger Schmuck angehängt wird, überlassen „wir demjenigen zu beurtheilen, der durch einige Übung mit „der rhythmischen Kunst vertraut geworden ist" — so kennt er und beurtheilt er richtig die Eigenthümlichkeit des Reimes; im 5. Hauptstücke, in welchem über diesen, so wie über Alliteration und Assonanz das Nöthige vorkommt, so wie im 2. Abschnitte die Lehre von der Anwendung des Reimes behandelt wird. Das Urtheil über Freiligrath §. 117 ist doch zu hart, da man zugestehen muß, daß dieser neuere Dichter sich nicht so sehr in Zusammenstellung von Fremdwörtern aller Art gefiel — als vielmehr durch seine Stoffe gedrängt in Reimformen sich zeigen mußte, welche neu, frappant und doch größtheils höchst angemessen waren. Der Abschnitt über die Entstehung des Reimes und über die Grenzen der rhythmischen Poesie ist mit Bezugnahme auf ähnliche Forschungen sachkundig behandelt, obgleich die Vertheidiger des Reimes Vieles und nicht Unwichtiges vermissen werden, was sich zu Gunsten dieser den neueren Sprachen eigenthümlichen Form mit Recht anführen ließe. Der Verf. zeigt aber §. 128, daß seine Ansichten über die Nothwendigkeit der rhythmischen Kunst nicht überspannt sind, indem er sagt: „Da der Reim offenbar im Deutschen eher geblüht hat, als eine reimlose Metrik, so dürfen „wir, um nicht ganz unpopulär zu werden, die rhythmische „Kunst nicht übertreiben."

Hierauf folgt im 5. Abschnitt die Lehre über akzentuirende Metrik und über die Verbindung des Rhythmus und Reimes, welcher mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdient, und zu dem Schlusse §. 130. führt. „Im Allgemeinen ist die richtige Auf„gabe für kommende Poeten diejenige, welche wir von den

„Dichtern des Morgenlandes, die an Formschönheit ausgezeich„net dastehen, als praktisch ausgeübt rühmen müssen.“ Wir meinen die Vereinigung einer strengen Rhythmik und des eingewohnten Reimes. — Hiebei nimmt nur Wunder, daß Minckwitz p. 64 sagt: Vorzüglich von dem Grafen Platen sehen wir hierin einen leiblichen!! Anfang gemacht, wo er doch an vielen Orten diesem vielleicht größten deutschen Metriker die gebührende Ehre erweist.

Das 6. Hauptstück, welches die gebräuchlichsten metrischen Versformen behandelt, bespricht die Maße der deutschen Volksgedichte, insbesondere das Maß der Nibelungen und das Verhältniß der Messungen der deutschen Dichter zur quantitirenden Poesie, welche letztere nicht, wie einige wollen, beseitigt werden soll. Da „einen Schatz aufzugeben, den die Sprache einmal glücklich errungen hat (p. 69), ein Rückschritt und ein Verlust für die Nation sein würde, und andererseits die Griechen §. 143 unseren Bahnen als Sterne leuchten müssen, ohne daß wir unsere Sprache in fremde und heterogene Gesetze zwingen.“ — Im 2. Abschnitte folgt der Übergang zu jenen Maßen, welche seit dem Vorgange Klopstocks ausgebildet wurden, mit kurzen historischen Andeutungen, so über den Herameter und Pentameter, dann andere daktylische Maße — den Trochäus und Jambus, insbesondere über den fünffüßigen, der als Schauspielmetrum so häufig gebraucht wurde — ferner über italienisch-deutsche Formen, als: das Sonett, die Stanze, die Terzine, bei welcher wir aber nicht mit der Ansicht übereinstimmen, daß diese Form sich mehr zu kürzeren Gedichten eigne, sondern daß sie vielmehr zu feierlich mystischem Ausdrucke Gelegenheit gebe, so daß die Terzine eben deswegen von A. W. Schlegel, Werner ꝛc., und wie eben der Verfasser §. 186 anführt, von Rückert und Dante benützt wurde; endlich das minder bekannte Ritornell. Hierauf folgen die anapästischen Maße, sowohl gereimt als reimlos, endlich die den Morgenländern nachgebildete **Gasele** und **Makâme**, so wie zum Schlusse die auch seltener vorkommende Vierzeile, wobei freilich die Formen der Dezime, des Madrigals, Rondeau's, Triolets und Ähnliche fehlen, aber durch mündlichen Vortrag hinzugefügt werden können.

Im 4. Abschnitte S. 96 folgen dann die zusammengesetzten höheren Versmaße, als das sapfische, alkäische und die asklepiadischen, wobei die ferekratische und glykonische Strofe besonders behandelt ist. Von §. 205—214 gab der Verf. Beispiele anderer Strofenmaße, mit beigefügtem Metrum, so wie von §. 215—234 Muster in größerem Odenmaße mit Beispielen aus den Gedichten des Grafen Platen im pindarischen und eigenen Hymnenmaße. Das siebente Hauptstück bietet endlich Beispiele zur Übung im Lesen, die mit altdeutschen Maßen, einer Alliteration Rückert's und Mustern aus Otfried, Reinhart, Reineke Voß, dem Nibelungenliede beginnen, wobei aber die Erläuterungen schwierigerer und veralteter Wörter am Platze wären, indeß blos dem ohnehin sehr bekannten Traume Kriemhiltens eine hochdeutsche Übersetzung beigefügt ist. Diesem folgen daktylische Maße der vorzüglichsten Meister; eben so trochäische, jambische, anapästische und morgenländische, sammt Vierzeilen, endlich Oden und Festgesänge. Den Schluß bilden Chöre aus Sofokles Antigone in der Übertragung von Minckwitz.

Die Regeln, welche der Verf. aufstellt, sind im Allgemeinen einfach und deutlich. Besonders machen die gegenseitigen Beziehungen einzelner Paragrafe das Werkchen brauchbar, wobei wir nur wenig zu bemerken finden, wie z. B. §. 28, wo bei den Beispielen der Zeitwörter, die von der Präposition nicht getrennt werden können, umströmen, umgeben, umfassen, angeführt wird, und man doch sagen kann: ich gebe den Mantel um, wie auch: ich ströme um, nicht zu einer bedeutenden poetischen Lizenz gerechnet werden dürfte. Eben so §. 24, VII.: „Ausländische Namen lassen sich übrigens bald „nach deutscher Analogie, bald nach der Sprache, aus der sie „genommen sind, messen,“ womit Ref. sich durchaus nicht einverstanden erklärt, sondern vielmehr der Meinung ist, man solle sich hierin ganz an die Messung jener Sprache halten, welcher das Fremdwort entlehnt ist, und er hat trotz allen und bedeutenden Autoritäten sich niemals mit Methode oder Periode versöhnen können. Warum ferner §§. 33 und 35 ꝛc. der Versfuß —⏑— immer **Kretikus** und nie **Amphimacer** heißt, da doch ⏑—⏑ **Amphibrachys** genannt wird, läßt sich nicht einsehen, eben so wenig, warum in einer deutschen Metrik die freilich minder bekannten, aber oft sehr bezeichnenden deutschen Benennungen fehlen. Man denke nur an das treffliche Schwertritt — **Molossus** oder **Jambus** der Springer — Schleuderer. Daß ferner der **Bacchius** und **Antibacchius** fehlen, ist schon darum nicht zu billigen, weil das numerische Verhältniß der 2-, 3- und 4-sylbigen Füße 4, 8, 16 gestört wird, welches das Gedächtniß so sehr erleichtert. So ist z. B. bei den asklepiadeischen Versmaßen der so gebräuchliche Ausdruck: Choriambisch vermieden. Endlich dürfte bei einem Werkchen, das für Schulen bestimmt ist, ein Wortregister nicht fehlen, wie es nebst Andern Heyse in seinen Auflagen der Metrik zum nöthigen Gebrauche hinzufügte.

Aus dem Ganzen dürfte wohl erhellen, daß wir mit Ausnahme des Angedeuteten und ähnlicher minder bedeutenden Abweichungen von unserer besonderen oder der gewöhnlichen Ansicht, das Werkchen als seinen Zweck erfüllend, erklären müssen. Der Zögling erhält Einsicht in den Bau seiner Muttersprache und jener Formen, welche ihn befähigen, diese als ein Werkzeug zu benützen, welches den musikalischen Instrumenten ähnlich das Wahre und Gute in schöner Form vor die Seele bringt. Aber der Gebildete überhaupt, dem die Muße nicht vergönnt ist, um dem Gange der Wissenschaft Schritt für Schritt zu folgen, findet da in Kürze den Standpunkt angedeutet, welchen die Metrik und Prosodie heut zu Tage behaupten soll. Endlich sind die Beispiele ungemein glücklich gewählt, indem sie nicht, wie so häufig, blos die metrischen Formen vergegenwärtigen, sondern durch gediegenen Inhalt die Aufmerksamkeit rege erhalten und mit den gediegensten Sätzen der Alten und Neueren den Geist erfüllen, unter welchen Mustern neuerer Zeit sich Rückert und Platen auszeichnen, aus welch Letzterem der Verf. mit Recht das Meiste entlehnte. Allerdings konnte Vieles genauer ausgeführt werden, aber das Buch ist ja zum Schulgebrauche bestimmt, der kundige Lehrer dürfte wenig Schwierigkeit finden, am gehörigen Orte die ergänzenden Anmerkungen hinzuzufügen.

Monophilos.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 24. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 49.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Reuß: Geognostische Schriften von Petzholdt und Fuchs. — Löwe: Der Salzburger Kunstverein. (Schluß.) — Über Volksbibliotheken und Volksschriftenvereine.

Geognosie von Oesterreich.

1. Beiträge zur Geognosie von Tirol. Skizzen auf einer Reise durch Sachsen, Baiern, Salzkammergut, Salzburg, Tirol, Österreich. Von Alexander Petzholdt. Leipzig 1843.
2. Die Venetianer Alpen. Ein Beitrag zur Kenntniß der Hochgebirge. Von Dr. Wilhelm Fuchs, k. k. Bergverwalter zu Agordo im Venetianischen. Mit einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen in 15 Tafeln. gr. 4. Solothurn 1844. Verlag von Fent und Gaßmann.

Angezeigt durch Dr. **Reuß** zu Bilin.

1. Vielfache Versuche sind in den letzten Jahrzehenden gemacht worden mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge, das Räthsel der Bildung der Alpen zu lösen und ihre komplizirten geognostischen Verhältnisse zu entwirren. Groß ist die Zahl der Geognosten, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, von denen ich nur **Brocchi, Marzari-Pencati, Catullo, v. Buch, Keferstein, Lill v. Lilienbach, Elie de Beaumont, Murchison, Hugi, Studer** nennen will, Anderer nicht zu gedenken, welche zu diesem Behufe größere oder kleinere Beiträge lieferten. Und doch ist man trotz so vielfachen Beziehungen, einem so reichen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit noch so weit vom Ziele entfernt, ist noch Vieles zu erforschen, manches Dunkel aufzuhellen, mancher Zweifel zu lösen, mancher Irrthum zu berichtigen, ehe man sich einer klaren Anschauung, eines hinlänglich treuen Bildes wird erfreuen können. Kein Wunder auch., wenn man die ungeheuern Schwierigkeiten genauer würdigt, die sich auf diesem Felde der Forschung entgegenstellen. Die großartigsten, kaum zu überblickenden Massen, die vielfache Zerstückung und Zerreißung derselben, die zahllosen, durch spätere Hebungen und Senkungen bewirkten Verrückungen einst zusammengehöriger Schichten, die mannigfachen qualitativen Veränderungen und Metamorfosen, durch spätere Katastrofen hervorgebracht, der schnelle, sich oft wiederholende Wechsel der Gebirgsgesteine, die ungeheure Armuth, und auf weiten Strecken und in den wichtigsten Punkten der gänzliche Mangel wohlerhaltener Versteinerungen und endlich mannigfaltige fysische Hindernisse, durch unüberwindliche Schroffheit und Höhe der Berge, durch Bedeckung mit Schnee und Eis und andere Umstände bedingt: sind eben so viele feindliche Mächte, die ein tieferes Eindringen in den geheimnißvollen Bau dieses Gebirges erschweren oder zum Theil unmöglich machen. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir also jeden Versuch dazu mit um so freudigerem Muthe willkommen heißen, als nur durch rastloses Zusammenwirken vieler Kräfte das hohe Ziel endlich erreicht werden kann.

Das letzte Jahr hat uns wieder mehre solcher Schriften gebracht, die sich besonders mit dem Baue einzelner Theile der österreichischen Alpen beschäftigten; ich meine die Schriften Petzholdt's über seine Reise durch Salzburg und Tirol, v. Klipstein's über die östlichen Alpen, Fuchs's über die venetianischen Alpen und die Ergebnisse der Untersuchung Vorarlbergs durch den Tiroler geognostisch-montanistischen Verein. In den folgenden Zeilen soll zuförderst die erstgenannte Schrift etwas näher beleuchtet werden.

Es dürfte überflüssig sein, den Verfasser auf seiner Reise Schritt für Schritt zu begleiten, besonders da, wo derselbe manche Gegend rasch durcheilt hat, ohne sich zu detaillirteren Untersuchungen Zeit zu gönnen, wo also die Beschreibung nur flüchtige Bemerkungen über einzelne Gegenstände enthält, welche die Aufmerksamkeit zufällig oder vorzugsweise in Anspruch nahmen. Wir wollen nur einige Punkte näher beleuchten, die uns eine genauere Besprechung oder auch Widerlegung zu verdienen scheinen.

Wenn Herr Petzholdt bei Betrachtung der Salzstöcke des Salzkammergutes zu dem Resultate gelangt, die das Salz einschließenden großartigen Kalkmassen müßten dem Übergangskalke zugerechnet werden, so glauben wir, daß die vorhergegangenen Untersuchungen viel zu flüchtig gewesen seien, um zu solch einem apodiktischen Ausspruche zu berechtigen. Auch dürfte die Zahl der zu Gebote gestandenen Versteinerungen viel zu gering sein, um einen festen Stützpunkt zu bieten, besonders wenn man noch die Seltenheit, das meistentheils schlechte Erhaltensein und andere Unvollkommenheiten derselben, die das feste Verwachsensein mit dem umgebenden Gesteine mit sich bringt, hinzurechnet. Wie schwierig und schwankend daher eine Bestimmung solcher Petrefakten, wie leicht

und Werth bereits so viel gesprochen und geschrieben wurde, daß es fast überflüssig scheint, noch Etwas darüber zu sagen. Es genügt zu bemerken, daß Kolár der Dante der Böhmen ist, ja noch mehr, denn außer dem Dichter von seltener Höhe, erkennen die Böhmen in ihm den begeisterten Verkündiger des literraischen Slawenthums, den Mann, der eine tiefe Idee in die Zeit geworfen und für seinen großen Gedanken das glänzende Panier erhoben, um welches sich die jüngeren Poeten Böhmens schaaren.

Neben Kolár steht auch Holý als bedeutender Epiker da, nur hat er sich unglücklicher Weise vergriffen und schrieb in einem der slowakischen Dialekte, wodurch er seinen Leserkreis beschränkte und einen Separatismus beförderte, der weder seinen Ruhm noch sein Verdienst um die nationale Literatur erhöhte. Aber diese beiden weckten doch die schlummernden Kräfte in der Slowakei und mehre junge Dichter sind bereits dort hervorgetreten, ihre Flügel versuchend und in ihren Kreisen sich als Dichter Verdienste sammelnd. So sind Skultety und Zello mit Gedichtsammlungen aufgetreten, an welche sich bald noch mehre anschließen dürften und wir gedenken hier des trefflichen Star, von dem zu wünschen wäre, daß er seine zerstreuten Gedichte bald sammeln und veröffentlichen möge.

(Schluß folgt.)

Aus Zeitschriften. Februar.

(Fortsetzung.)

Biografisches.

Karl Myrbach v. Rheinfeld, k. k. Generalmajor, † zu Wien 29. Oktober 1844. Im September 1784 wurde er zu Josefstadt in Böhmen geboren, Sohn des Majors Jos. M. v. Rh. (der in Folge seiner Verdienste 1810 den Adelsstand erhielt, und 1836 im Wiener Invalidenhause starb). Schon in der Schule zeichneten ihn Fleiß und Talent aus. Mit 15 Jahren trat er 1799 als Privatkadet in das Inf. Reg. Nr. 7, Karl Schröder, wurde 1805 Unterlieutenant und Bataillonsadjutant, 1809 Oberlieutenant im Regiment Kaunitz, und kam zum Generalstab. 1810 wurde er in der militärisch-topografischen Landesbeschreibung in Mähren und Schlesien, 1811 und bis zum Feldzuge von 1813 bei der Milit. Mappirung in Österreich und Mähren verwendet. Als Hauptmann im Korps zeichnete er sich im Freiheitskriege durch eine Reihe von kühnen Manövern aus. Er war beim detaschirten Korps Fölseis in Innerösterreich, zuletzt selbstständig, bis er nach Abzug der Franzosen aus Venedig ins Hauptquartier kam, und den Leopold-Orden erhielt. Nach dem Pariser Frieden bereiste er die Kolonnenwege durch Mähren, Ungarn, Galizien gegen Rußland, half 1815 das Lager zu Dijon schlagen, und kam dann zum Generalkommando nach Mähren, dann wieder zur Mappirung. 1817 erhielt er die Direkzion der Zeichnungskanzlei, 1818—21 leitete er die Grenzberichtigung Oberösterreichs gegen Baiern, zuletzt als Major. Ihm verdankt man die Anlagen beim Gollinger Fall und St. Leopolds hängenden Stein. Vom Pferde gestürzt, brach er 1821 ein Bein, und lag ein volles Jahr krank. Prof. Dr. Holzschuh aus München rettete ihn (der mit ihm an Einem Tage starb). Auf dem Untersberg stellte er Blickfeuer an, korrespondirend mit Prof. Stampfer. 1824 Unter-Direktor der Triangulirungs-Abtheilung in Wien, 1825 Mappirungs-Direktor der Aufnahme der Bukowina, 1829 an General Fallon's Stelle Direktor der Vermessung in Wien geworden, erhielt er zugleich die Leitung der Triangulirung bei der Katastral-Direkzion, und nach deren Auflösung 1831 die Leitung des Katastr. Triangul. Kalkülbureaus. Indessen Oberstlieutenant geworden, war er 1831 auch bei der Kommission zur Errichtung des verschanzten Lagers bei Linz (Maximilianische Thürme) und von 1832 bis an sein Lebensende beschäftigten ihn telegrafische Operazionen.

1830 erhielt er die Direktion der wieder aufgenommenen Katastralarbeiten, und wurde 1835 außer der Tour Oberst im Tiroler Jäger-Regimente. 1841 Generalmajor, erhielt er 1842 die provisorische Leitung des Hofbaurathes. Die ungarische Zentraleisenbahn verdankt es seiner Thätigkeit, daß sie ins Leben trat. In den letzten Jahren fast jährlich von einer Todeskrankheit heimgesucht, erlag er endlich der rastlosen Arbeit, der er immer zu früh sich wieder unterzog. Die tiefsten Kenntnisse ohne Pedanterie, ausgezeichnete Tapferkeit, die Gabe, den rechten Moment zu erfassen, zeichneten ihn aus, und die edelste Offenheit gewannen ihm alle Herzen. Sein Tod war ein Verlust für Österreich.

(Allg. Zeit. 53. Beil.)

Abbate Antonio Meneghelli, Professor zu Padua. Antonio Meneghelli wurde 1765 am 16. August zu Verona geboren und erhielt seine erste Bildung durch die Fürsorge des Conte Nicolo Tiepolo, seinen Taufpathen, dessen Andenken er sein ganzes Leben im dankbaren Herzen bewahrte. Einer seiner liebsten Lehrer war der Frate Lauro Barbarigo. Unermüdet in Erweiterung seiner Kenntnisse gab er schon frühzeitig Proben seines frühreifen Geistes in den akademischen Versammlungen und von der Kanzel. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm jedoch nicht, auf dem Wege literarischer und geistlicher Beredsamkeit viele Lorbern zu ernten. Er war laut seiner in der Familie Meneghelli aufbewahrten Selbstbiographie (La mia vita; ms.) mehr für das stille zurückgezogene Leben und das ruhige Forschen auf seinem Zimmer. Täglich zunehmend an Wissenschaft, und um sich unter seinen Landsleuten einen Namen zu machen, ließ er sich zum Doktor der Filosofie promoviren; wurde hierauf Lektor der Beredsamkeit und des Civilrechtes bis zur Einnahme des Landes durch die Franzosen, unter deren Herrschaft er den französischen Civil-Kodex erklärte. Nach der Wiederkehr der österreichischen Herrschaft erhielt er die Professur des Handels- und Seerechtes an der Universität zu Padua. Auszeichnungen nahm er an, ohne sie zu suchen. Im Jahre 1823 wurde er Rector Magnificus. Mitglied mehrer Akademien, versah er zwei Jahre die Stelle eines Präses bei jener zu Padua. Von den Ehrendiplomen und Zuschriften, die ihm zugesendet wurden, pflegte er zu sagen: „Sie schlummern in meinen Bücherkästen.“ Zu den hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters gehörten das Streben nach Seelenruhe, Studium und Religion; seine Freude war wohlzuthun. Übrigens galt von ihm der Satz: Jeder rechtliche Mann ist Kosmopolit.

Was von ihm in Druck erschienen, sind entweder Kommentare oder Gesetzbücher, theils filosofische und belletristische Artikel. In seinen Werken herrscht ein gemäßigter filosofischer Geist, obwohl er in der scholastischen Filosofie war unterrichtet worden. Eine Stelle aus seiner Selbstbiografie ist dessen der klarste Beweis. Sie lautet über einen seiner Lehrer: „Il buon uomo accarezzava pur anco tutte le visioni scholastiche, e parlava sul serio di qualità occulte, di simpatie e antipatie . . e che so io.“ Mit besonderer Vorliebe hat er an dem Kommentar über Petrarca gearbeitet, der 1819 zu Padua tip. Crescini in 3 Bänden unter dem Titel erschien: Il Canzoniere del Petrarca. Er hatte eine zweite Auflage dieses Werkes vorbereitet, die jedoch nicht zu Stande kam. Viele seiner Arbeiten sind ungedruckt geblieben. Seine Opere in 6 Bänden wurden zu Padua tip. Minerva 1831 gedruckt; seine Opere scelte in 4 Bänden in der tip. Sioca 1843.

(Giorn. Euganeo. 1844. 24. F. Scopoli: Cenno necrolog.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 22. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 48.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Löwe: Der Salzburger Kunstverein. — Die neu-böhmische Literatur. II. Artikel. Belletristik. (Schluß.) — Mesofilos: Minckwitz, Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik.

Der Kunstverein zu Salzburg und seine permanente Ausstellung im zweiten Semester 1844.

Welcher aufrichtige Verehrer der Kunst wendet nicht mit immer neuer Bewunderung seinen Blick zurück in jene glänzende Periode einer fernen Vergangenheit, wo Fürsten und Städte, Adel und Bürger nur in dem Maße ihres Ruhmes sich sicher dünkten, als herrliche Kunstwerke durch sie erstanden, als ein größerer Kreis würdiger Künstler bleibend um sie sich versammelte. Da ging es an ein Drängen und Schaffen! der Fülle des schönen Bedürfnisses vermochte die Kraft Einzelner nicht zu genügen; von des Meisters Kennerauge gewählt und herangezogen, schaarten sich um ihn glühende Jünger, hier dem Größeren untergeordnete Hilfe leistend, dort das Kleinere selbstständig vollendend, überall von des Meisters Blick geleitet und bewacht, bis auch sie, oft die Lehrer überragend, jünger.Strebenden zu neuen Stütz- und Mittelpunkten wurden. So bildeten sich Schulen von Innen heraus aus dem urkräftigen Springquell des Lebens, nicht von Außen herein durch den Mechanismus eines in abstrakter Verständigkeit gegliederten Fachwerkes, der wohl, so weit er elementare Vorbildung bezweckt, nützlich sich erweisen mag, wo er aber mehr, wo er etwa Alles zu übernehmen sich unterwindet, stets nur verknöcherte Mittelmäßigkeit geboren hat.

Eine Zeit grauenvoller Verwüstung brach nun herein. In immer weiterer Zerklüftung starrte ein feindseliger Zwiespalt auseinander, jede edlere Regung in Schutt und Trümmer begrabend. — Als hierauf dem vom Schlachtgewühl zerstampften, unter Brand und tausendfältiger Verheerung vertrockneten Boden endlich Ruhe geschenkt ward, da waren die Keime erstorben, aus denen über dem Leichenfelde eine neue Saat hervorsprießen sollte. Dahin waren echte Einfalt und naturgetreue Gesinnung; an ihrer Stelle blähte sich eine fratzenhafte Affektation, empfindelnd ohne Empfindung, prunkend in Flittern, mit blöder Verachtung der eigenen würdigsten Geschichte, in karrikirten Larven der unverstandenen Antike nach fränkischen Mustern tänzelnd — ein widriger, unheimlicher Spuk. Die Kunst, hier und da in vereinzelten Strebungen aus langem Todesschlafe sich regend, floh erschrocken und unwillig vor dem neuen gehässigeren Feinde, und die dem Feuer, dem Schwerte widerstand, unterlag dem — Zopfe. —

Wieder entzündete sich, aus längst in der Tiefe gährendem Moder ein ungeheurer Weltenbrand, weithin die festesten Grundgemäuer überstürzend, aber auch wie Sturm und Nachtgewitter auf die Schwüle des Tages die faulige, todesmatte Atmosfäre zu neuer Lebensfrische läuternd und kräftigend. Der Friede kehrte zurück. Chaotisches Streben besann sich allgemach auf sich selbst, und ordnete sich häufig zu besserem Maße und Gesetz. Die ewigen Gedanken, an das Urziel der Geschöpflichkeit mahnend, sprachen abermals ihr weltbezwingendes Herrscherwort, und indem die erhabensten Bedürfnisse erwachten, drängten sich mit ihnen aus den unzerstörbaren Wurzeln der Kunst bald wieder neue Sprossen hervor. —

Wie billig aber auch das Verdienst der Gegenwart erkannt und gepriesen werde, dennoch wird kein Einsichtsvoller sich verhehlen, daß, was in den Vordergrund der heutigen Bewegung am scheinbarsten hinaustritt, was in der Tiefe als eigentliche Triebkraft, die rastlos bis zu den ungeheuersten Wirkungen sich steigernde Thätigkeit zeuget und nährt — keineswegs die Glut *idealer* Tendenzen, nicht einmal der wissenschaftliche Drang als solcher, sondern zunächst die ganz *realistische* Richtung nach dem *Nützlichen* sei, ein Streben, das, wie es immer in noch so verklärten Formen sich apotheosire, doch nur der *Nothdurft dieses Lebens* genügen will. Deshalb soll die unerschöpfliche Kraft des Bodens in Zeugungen sich überbieten, deshalb das so Gewonnene nicht durch die wohl gründlich vollendende, aber allzu bedächtige und beschränkte Menschenhand, sondern durch riesige Hebel- und Rädermacht in stürmischer Hast und zahlloser Vielheit dem mannigfaltigsten, eigensinnigsten Bedürfnisse mundgerecht gemacht werden. — Damit ferner die ihre Schätze launenhaft vertheilende Gunst der Natur nicht die eine Strecke bevorzuge vor der andern, damit die Werke des Fleißes nirgends sich stauen, sondern ein regelmäßiger Abfluß Platz schaffe für ununterbrochenen Zufluß, und so durch Tausch und Gegentausch Alles Allen sich darbiete —

muß die räumliche Geschiedenheit verschwinden, muß über gähnende Schlünde und schäumende Stromschnellen das funkensprühende Ungethüm Schiff und Wagen sausend dahinjagen, so daß die weiteste Ferne in greifliche Nähe zusammenschrumpfe, Nähe in entfernteste Weite hinübergreife. — Gleichwie aber zu dem lauten Markte die Bude des Wechslers gehört, und sie die Herzenskammern vertritt, dadurch die Lebensessenz des Handels, das Geld, aus- und einströmend in stetem Kreislauf erhalten wird: so fällt der Mittelpunkt einer solchen Zeit nothwendig in die — Börse, der auch ihr Machtwort gebietend über das Getümmel erschallen läßt, und ihr Panier — die Aktie — für Alle entfaltet, die treibend oder getrieben in dem Strudel sich abmühen.

Zwar vermag auch der raffinirteste Genuß das Menschenherz nicht ganz, nicht dauernd zu beglücken. Tausendfach mehre sich die Fülle gesuchtester Schätze — es schmiege sich der Leib in die zartesten, weichesten Gewebe — es versüße sich das Prunkgemach mit Arabiens Wohlgerüchen — die Apicische Kunst kitzle den Gaumen zu immer neuem Lustvermögen — doch sind es nur Dekorationen ungenügender Vergänglichkeit, und hinter der gleißenden Hülle birgt sich dennoch zuletzt nur ein Leichengerippe, und erschreckt plötzlich die lüsternen Sinne mit dem Geruche der Verwesung.

So ist wohl dafür gesorgt, daß „die Bäume nicht in den Himmel wachsen," aber eben jene erste Mahnung, jener ruhelose Stachel in uns verbürgt, daß wir in anderem Sinne dennoch für den Himmel geschaffen sind. Darum fehlt es in den Dissonanzen von Maschinengerassel und Mäklergeschrei auch an erhabenen Akkorden nicht, in denen Gedanke und Gefühl zu Einer glühenden Begeisterung zusammenschmelzen für Jenes, das, während es Allem erst die richtige Schätzung ertheilt, die eigene Würde unvergänglich in sich selber besitzt — das Einzige, wofür, redlich erwogen, es sich am Ende der Mühe verlohnt, geboren zu werden. Der Präponderanz materieller Interessen, die etwa noch Wissenschaft und Kunst, aber auch diese nur als unterwürfige Ministerialen an ihrem Hofe dulden möchte, setzt sich als Reaktion des heiligsten Bewußtseins auch in unsern Tagen eine mit Macht aufstrebende reinere Gesinnung in Glauben, Denken und echt künstlerischem Schaffen entgegen, und insbesondere mag der Kunst, zufolge ihrer Doppelnatur, die Rolle zugewiesen sein, zwischen unten und oben, hier und jenseits vermittelnd einzutreten.

Doch von welchem Grundcharakter eine Zeit durchdrungen ist, dem werden sich auch die divergentesten Richtungen nie ganz entziehen können, sondern in irgend einer Weise die Farbe desselben reflektiren müssen. Der Geist des Handels, der über der Zeit thront, mochte ungern die Kunst frei entlassen, ohne ihr wenigstens irgend ein Abzeichen von sich aufzudringen; so schob er den Wechslertisch bis in das Heiligthum derselben, und hieß selbst dort die — Lotterie ihren Sitz aufschlagen. Unter den vielen staunenswürdigen Erfindungen, auf denen die Gegenwart mit Recht stolz ist, war ihr auch die scheinbar unmögliche vorbehalten, Kunstbeförderung auf Aktien zu gründen. Wie würden die Rafaele, die Rubens und Dürer mit lächelndem Befremden diese kaum von ihnen geahnte Form gewahren! . . . Inzwischen hat auch die Kehrseite des Bildes Anspruch auf Würdigung.

Wohl sind — wenige mit Recht gepriesene Ausnahmen abgerechnet — statt jener zahlreichen Gönner der Vorzeit, der Mediceer, der Fugger, und wie sie Alle sich nannten, heut zu Tage vorzugsweise die Massen eingetreten, und weniger sieht sich daher der Künstler einzelnen durch Geschmack und Kunsterfahrung hervorragenden Persönlichkeiten, sondern der vielköpfigen, wetterwendischen Menge gegenüber, die als solche immer unverständig, nicht ihm Gesetze vorschreiben, sondern vielmehr von ihm empfangen sollte. Und in der That zeigt sich auch die Herrschaft von Neigungen, wie sie eben der Menge am geläufigsten sind, in der doppelten beklagenswerthen Wirkung, daß nicht nur die streng historische Kunst großentheils von dem Genrewesen verdrängt wird, sondern selbst im landschaftlichen Fache die gemeinfaßliche, aber untergeordnete Stufe der Prospektmalerei überwiegt. — Doch wenn auch das Interesse an Höhe verlor, so hat es dafür an Breite gewonnen, und war es sonst das glückliche Vorrecht von nur wenigen Mächtigen und Reichbegüterten Kunstschöpfungen anzuregen und zu vervielfältigen, so ist nun Jeglicher, auch der minder Bemittelte dazu berufen und befähigt. Und so ist es gewiß eine in ihrer Art achtungswürdige Erscheinung, wenn wir nach allen Richtungen über Stadt und Land ein Netz von Vereinen sich spinnen sehen, alle bemüht, die Ungunst der Zeitverhältnisse gegenüber der Kunst zu versöhnen, und indem sie in die einmal nothwendig gewordene Form sich schmiegen, hinwieder selbst über diese durch den großen Zweck, der innerhalb derselben sich verwirklicht, den Abglanz eines ihr ursprünglich fremden Adels zu verbreiten. —

Auch bis in unser, scheinbar der großen Weltbewegung abseits gelegenes Alpenland drang der neue belebende Aufschwung, und wahrlich mit Unrecht würde die Kunst eine Stätte verschmähen, wo die größte Künstlerin, die Natur, mit unverkennbarer Vorliebe in den großartigsten und doch wieder zugleich lieblichsten Bildungen in seltenster Vollendung sich ergangen. Auf den erhabenen, allseitig segensreich waltenden Schutz Sr. Eminenz des Kardinal-Fürsterzbischofes gestützt, von dem Wohlwollen hoher und höchster Behörden, insbesondere der freundlichst intervenirenden Thätigkeit unseres verehrungswürdigen Hrn. Kreishauptmannes, Grafen von Chorinsky gefördert, bildete sich durch die Bemühung zweier Männer, des Advokaten Dr. Fischer und des Malers Fischbach ein Verein, um in dem öffentlichen Leben unserer Stadt, die auf mächtigen historischen Grundlagen ruhend, einst nicht unrühmlich in deutschen Gauen genannt ward, der Kunst abermals eine nach Kräften würdige Vertretung zu verschaffen.

Während der Erste von den beiden Genannten der gesetzlichen Konstituirung und dem innern Haushalte der zu gründenden Gesellschaft eine verständige Wirksamkeit schenkte, sicherte die sich voranstellende Mitwirkung eines Künstlers von so anerkanntem Rufe wie der Zweite, das Werk dadurch, daß nicht nur der für alles Edle empfänglichen, aber schüchtern zu dem Unternehmen schreitenden Bevölkerung die Hoffnung auf dessen Gelingen vermehrt, sondern auch in verwandten auswärtigen Kreisen Anerkennung und Vertrauen dafür gewonnen wurde. Wohl dürfen wir es als ein glücklich Ereigniß betrachten, daß dieser liebenswürdige Künstler vor wenigen Jahren aus Rücksicht für die in den Niederungen leidende Gesundheit seiner Familie nicht ohne große, leicht zu ermessende Opfer sich entschloß, gewohnten anregenden Verbindungen zu entsagen und

aus der reichen Mannigfaltigkeit des, in den Mittelpunkt der Monarchie zusammenströmenden Lebens, in die eintönig stille Einsamkeit unseres Hochalpenthales zu übersiedeln. Dafür ward ihm in dem Erfolge, mit welchem die häusliche Sorgfalt sich krönte, und in dem über Erwarten gelungenen Unternehmen, das den Gegenstand gegenwärtiger Besprechung ausmacht, und bei dem er sich als einen der Haupthebel betrachten darf, ein wohlverdienter Lohn zu Theil. Denn die Summe von nahe an 4000 fl. K. M., auf welche unser Kunstverein zur Stunde schon jährlich zählen darf, so wenig sie mit den Mitteln der in größeren Städten bestehenden Vereine in Vergleichung treten mag, dürfte doch immerhin zumal für den ersten Anfang und in Anbetracht lokaler Verhältnisse eine nicht unbedeutende zu nennen sein. Auch gönnte uns schon die permanente Ausstellung des verflossenen Semesters — ungeachtet mancherlei Umstände, als die Ungewißheit oder zu späte Kenntnißnahme über das wirkliche ins Leben treten des Vereines, den Zufluß der Einsendungen beeinträchtigen — dennoch den Anblick einer wenn nicht an Zahl, so doch gewiß an Werth bedeutenden Reihe von Kunstwerken. Indem wir aber nun zur detaillirteren Besprechung der letzteren übergehen, beabsichtigen wir keineswegs uns die Entscheidung eines Kennerurtheiles anzumaßen, sondern nur dasjenige getreulich auszusprechen, was sich für uns als das Resultat einer unparteiischen Bemühung herausstellte, über das Gesehene mit uns selbst zu einigem Verständnisse zu gelangen.

Billig lenkt sich unsere Aufmerksamkeit zuvörderst auf die von Fischbach zur Schau gestellten Bilder. Wir zählten deren sechs. Das erste zeigt uns ein anmuthiges Fischermädchen, am Gestade eines Sees der Wiederkehr ihrer Angehörigen angstvoll harrend. Schon haben sich schwere Wolken längs der den See einschließenden Gebirge tief herniedergesenkt, so daß kaum dahinter die Umrisse der letzteren sich erkennen lassen; ein naher Vorläufer des drohenden Gewitters braust schon der Sturm durch die Lüfte, und schleudert die empörten Gewässer schäumend an das felsige Ufer — das Unwetter hat die Schiffenden erreicht, oder muß sie jeden Augenblick ereilen. Die Hände auf dem Schooße gefaltet, starrt das Mädchen thränenden Auges in die dunkle Ferne, während an ihrem Arme herabgesunken der jüngere Bruder schlummernd am Boden ruht, und hinter Beiden der treue Haushund mit gespitztem Ohr und weit geöffneten Nüstern hochaufgerichtet sitzt, und sein fest gegen den Horizont gerichteter, aber freundlich-heller Blick uns deutlich zu erkennen gibt, daß die Schärfe seiner Sinne ihm bereits Kunde von der Annäherung der Ersehnten gebracht habe. — Ein lebendiges und mit besonderer Sorgfalt ausgeführtes Bild, das von Wölfle in München höchst verdienstlich lithografirt, den Mitgliedern des Vereines gewiß eine willkommene Gabe war. —

Minder befriedigte uns das zweite Bild, von dem Künstler „die Wiedergenesene" überschrieben. Auf die freundliche Mutter gestützt, und von der kleinen Schwester mit kindlich froher Ungeduld vorwärts gezogen, tritt ein Mädchen nach langwieriger Krankheit wohl zum ersten Male ins Freie. Seitwärts erblicken wir die abgewendete Gestalt des alten Vaters, der mit dankbar gefalteten Händen das von dem Strahl der Abendsonne erglühende Hochgebirge betrachtet. Diese letztere Partie ist sehr zart gehalten, und von wahrhaft poetischer Wirkung. Dafür aber dürfte sie vielleicht allzusehr aus dem Zusammenhange mit der Haupthandlung sich ablösen, so daß das Ganze in zwei selbstständig für sich bestehende und wenig mit einander verbundene Theile auseinander zu fallen scheint. Was endlich die vordere Gruppe betrifft, so werden Kenner auch hier wieder die, übrigens an diesem Künstler gewohnte technische Kraft zu würdigen wissen. Uns sei die Bemerkung erlaubt, daß in der Darstellung der Hauptfigur die Krankheit uns nicht so hinlänglich überwunden dünkte, wie es doch der Begriff der Genesung voraussetzt. In den Zügen derselben treten uns weniger die frohen Wirkungen wiederkehrender Gesundheit, als die schmerzlichen Spuren früherer Hinfälligkeit entgegen, ja selbst das kleine Kind möchte von der Atmosfäre der Krankenstube gelitten haben. Dadurch schien uns über das Ganze ein Anstrich von angekränkelter Schwäche und sentimentaler Weichheit verbreitet, und so dasselbe nahe an eine Klippe hinzustreifen, die dem Genrebild überhaupt, wo es nämlich Rührung bezweckt, eine ähnliche Gefahr droht, wie in einer andern Sfäre dem sogenannten Familienstücke oder der häuslichen Komödie.

Wenn das dritte Stück, eine Ansicht des Gais- und Kapuzinerberges mit der Stadt Salzburg, ungeachtet der trefflichen Behandlung vieler Einzelnheiten, weniger allgemein ansprach, so dürfte der Grund darin liegen, daß der enge Rahmen eines kleinen Bildes dieselbe Fülle von Gegenständen oft gepreßt und unruhig erscheinen läßt, die draußen von natürlichen Zwischenräumen gesondert, faßlich und harmonisch sich übereinanderbauen. Tritt hinzu eine eigenthümliche, wenn gleich hier nicht seltene Mittagsbeleuchtung, die den vordern Berg mit gesättigtem Grün überzieht, während der gleich dahinter befindliche in tiefem Blau sich davon abschneidet, so müssen die hier so nahe rückenden Gegensätze die Auffassung noch mehr erschweren.

Das vierte Bild gehört jener Gattung von Interieurs an, in denen Fischbach höchst glücklich ist, da er hier auch Gelegenheit hat, die Stärke seines Darstellungstalentes zu entfalten. Wir erblicken in diesem kleinen Bilde den vordern und inneren Raum eines geöffneten Hausthores, mit der Aussicht ins Freie, von wo Dirnen mit Körben auf dem Kopfe hereinkommen. Der Kontrast zwischen dem ernsten Gemäuer und der sonnigen Gegend draußen, die Fülle des hereindringenden, und an den Pfeilern, wie dem Boden vielfach sich reflektirenden Lichtes bringen ein wirksames und lebendiges Ganze hervor.

Das fünfte, durch die Gefälligkeit des dermaligen Eigenthümers uns zugesandte Bild Fischbachs, war das in Wien vor mehren Jahren schon zur Ausstellung gebrachte Genrestück „die wiedergefundenen Kinder." Aus diesem Grunde enthalten wir uns, in eine ausführlichere Besprechung dieses gewiß zu den gelungensten des Meisters gehörigen Werkes einzugehen. Endlich das sechste, eine Aquarellstudie des pittoresken Punktes: „zum todten Weibe" erregte durch charakteristische und naturgetreue Auffassung mannigfaches Interesse.

Nachdem wir einmal die Reihe mit den Werken eines vaterländischen Meisters begonnen haben, lassen wir hier gleich die von andern einheimischen Künstlern uns eingeschickten Stücke sich anreihen. Unter den Landschaften verdient vor Allen die „Hammerschmiede bei Lofer" von Hansch eine ausgezeichnete Erwähnung. Besonnene, des Stoffes vollkommen mächtige Auffassung, verbunden mit einer von aller Effekthascherei ent-

fernten gediegenen Darstellung machen dieses Bild zu einem sehr werthvollen; Alles zeigt uns den Mann, der wohl weiß, was er will, und künstlerisch gewissenhaft nirgends hinter seiner Aufgabe zurückbleibt.

Eine „Mondlandschaft" von R. van Haanen dünkt uns rücksichtlich des Tones, der das Ganze beherrscht, sehr glücklich gehalten. Nur möchte der Wirkung des Bildes das Übersehen des Künstlers störend entgegenstehen, dem zu Folge die Länge des auf dem Gewässer gleitenden Kahnes von der Höhe eines fast in derselben Gesichtslinie stehenden großen Baumes kaum übertroffen wird.

Barbarini gönnte uns gleichfalls den Anblick von zwei Landschaften. Das erste, eine „Mühle bei Salzburg," sehr kräftig und effektvoll — das andere, „Wolfgang am See," ein recht hübsches Bild, das jedoch wohl nicht im Ernste Anspruch darauf macht, als getreue Darstellung des in der Überschrift genannten konkreten Gegenstandes zu gelten.

Altmann's „Partie bei Lundenburg in Mähren" hat das Verdienst einen wenig interessanten Gegenstand durch charakteristischen Vortrag dennoch anziehend gemacht zu haben. Wer je an einem heißen Sommertage in jenen trostlos fruchtbaren Flächen sich befunden hat, wo über die staubigen Gründe spärlich bewachsene Lehmhügel statt Berge sich erheben, an fahlen Weiden vorüber ein seichter Strom in dem versandeten Bette sich selbst zu langweilen scheint, und die ganze Natur so zu sagen den Styl eines Kochbuches schreibt, der wird der Wahrheit dieser Darstellung gerechten Beifall nicht versagen.

Die „Watzmannspitze" von G. Reinhold ist wenn wir nicht irren, eine Wiederholung des vor wenigen Jahren in Wien gesehenen Bildes derselben Hand. Schon der Muth, der vor einem selbst in künstlerischer Beziehung so schwierigen Gegenstande nicht zurückweicht, würde diesem Bilde ein Recht auf rühmende Anerkennung sichern; es gibt aber überdies recht viele Schönheiten darin, wozu wir insbesondere die Gebirgsansicht im Hintergrunde rechnen.

Eine recht tüchtige Landschaft ist auch Schiffer's „Partie mit dem Durerferner," und zwar vorzugsweise rücksichtlich der Behandlung des letztern; der großartigen Szenerie im Vordergrunde scheint uns der Künstler weniger mächtig geworden zu sein.

Fr. Loos, der bei uns in freundlichem Andenken steht, sandte gleichfalls drei Stücke, unter denen das größte „St. Wolfgang in der Fusch" durch zusammenhaltende Beherrschung des Gegenstandes das Vorzüglichste sein möchte; das andere „eine Partie bei Klosterneuburg" bringt uns die freundliche Wohnlichkeit der Wiener-Umgebungen in angenehmer Weise zur Anschauung, und ist recht fleißig, fast nur zu fleißig gemalt. Endlich das dritte: „Dürrenstein und Göttweih an der Donau" hat uns durch die reizende Fernsicht auf den breit auseinanderfließenden und von den pittoresken Anhöhen beherrschten Strom sehr angesprochen.

Zwei ganz ausgezeichnete Bilder brachte uns G. van Haanen aus Amsterdam, wovon das erste „nächtliche Feuersbrunst" zum Gegenstande hat, das andere, gleichfalls ein Nachtstück, eine „niederländische Binderwerkstätte" darstellt. Letzteres, unstreitig eine der schönsten Zierden unseres Salons, zeigt uns einen großen Platz in irgend einer holländischen Stadt, bei hereinsinkender Nacht. Der Mond ist theilweise aus dem Gewölke hervorgetreten, überall sind die Fenster der Häuser von innen erleuchtet, vorn an dem Ankerplatze eines hier endenden Kanales liegt ein Segelschiff der Werkstätte eines Küpers gegenüber, der ein großes Pechfeuer vor seinen Fässern angezündet hat. Dazu das lebendige Treiben der Schiffleute, Küpergesellen u. s. w. sämmtlich mehr oder minder von dem grellen Scheine beleuchtet, Alles von höchster Wirkung, so daß, je länger wir in das Bild hineinsahen, desto heller uns die Flamme entgegenzulodern schien. Es ist aber nicht blos das Effektvolle, sondern auch der gründliche Ernst in der Ausführung aller und vorzugsweise der vorderen Partien, was wir an dem Bilde bewundern, so wie die verständige Zusammenstimmung der verschiedenen Lichtfaktoren, deren Wirkung überall deutlich sich unterscheiden läßt, uns den Künstler zu erkennen gibt, der in Darstellungen dieser Art vollkommen zu Hause ist.

Unter den von einheimischen Künstlern eingesandten Genrebildern erwähnen wir zuvörderst zwei Stücke von Ranftl, wovon das erste „zwei Kinder mit einem Hunde," das zweite „ein mit Ähren vom Felde heimkehrendes kleines Mädchen" darstellt, das lachend ihrem die Schnauze in ein Mauseloch bohrenden Hunde zusteht; beide nicht sowohl durch Originalität oder tieferen Gehalt der Komposition, als jene technische Vollendung ausgezeichnet, mit welcher dieser Künstler bekanntlich auch der kleinsten Details sich zu bemächtigen versteht. Insbesondere gilt dies von dem erstgenannten Bilde, daß in der That ganz vortrefflich gemalt ist, nur Schade, das so viel Kunst nicht an einen gedankenvolleren Gegenstand, als eine Gruppe bedeutungslos vor sich hinblickender Kinder verwandt wurde, während doch, sollte man meinen, gerade bei dieser vorzugsweise poetischen Altersstufe manche gemüthliche Saite sich hätte anschlagen lassen.

Bei einem dritten Bilde desselben Künstlers „Groß und Klein" überschrieben, sind wir verlegen, welcher Kathegorie wir es unterzuordnen haben. Wir möchten diese gemalte Thierfabel, oder besser dies mit dem Pinsel geschriebene Epigramm nicht wohl ein Genre-, aber auch nicht eigentlich ein Thierstück nennen. Ein vornehmes Windspiel hält die aufgehobene Pfote einem wedelnd sich darunter schmiegenden Dachshündchen mit herablassender Protektionsmiene wie zum Kusse dar. — Aufrichtig gestanden, hegen wir ein ästhetisches Bedenken gegen Motive, wie das vorliegende. Will man uns Szenen aus dem Leben der Thiere malen, so führe man uns solche vor, die aus ihren angebornen Trieben, ihren natürlichen Leidenschaften sich begreifen lassen. Mahnt uns dabei eine geistvolle Behandlung indirekt an analoge menschliche Zustände, so werden wir nichts dagegen haben, sondern im Gegentheile um so lebendiger uns angeregt fühlen. Bezweckt man hingegen geradezu unsere gesellschaftlichen Verkehrtheiten unter thierischen Formen zu kastigiren, so lassen wir uns auch jene bekannte Weise gefallen, die Menschenfiguren Thierköpfe oder umgekehrt aufsetzt, oder wie immer beiderlei Formen in Verbindung bringt. Wir sehen alsdann darin nur Charaktermasken, die mit dem Vortheil das Verständniß zu erleichtern, drastische Wirksamkeit vereinigen. Reinmenschliche Zustände hingegen, die der Thierwelt durchaus fremd sind, auf eine Weise darzustellen, als wären sie in dieser Sfäre ganz heimisch, scheint uns ein verfehltes Unternehmen, da durch die Prätenston, mit welcher das Nichtige sich für ein Wirkliches

geben möchte, das allenfalls dahinter sich bergende Wirkliche nothwendig vernichtigt werden muß.

L'Allemand's „Reitergefecht" wurde schon früher in Wien gebührend anerkannt; der Künstler hat uns überdies eine ausgezeichnete Wiederholung dieses Bildes im Kleinen vorgeführt, bei der wir uns nur den Wunsch auszusprechen erlauben, daß doch in einem so gelungenen Stücke der Schilfpartie im Vordergrunde etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre.

Ritter's „Bauernschenke" ist eine muntere und recht lebendig ausgeführte Komposition, der nur die etwas unruhige Beleuchtung Eintrag thun möchte. — Liebey's freundlicher „Mühlhof" scheint uns durch glückliche Auffassung und gewissenhaft korrekte Darstellung des Gegenstandes ein zu den günstigsten Erwartungen berechtigendes Zeugniß für das ernste Streben des jungen talentvollen Künstlers.

Noch sahen wir von Wiener Künstlern: die „**Camera della bussola**" im Dogenpallaste zu Venedig von Ernst, ein wirksames architektonisches Gemälde von ruhig würdiger Haltung; „eine Ruine" von Ranzmaier, bei scheinbarer Anspruchlosigkeit eine gehaltvolle und mit Wärme ausgeführte Komposition, ein schönes „Blumenstück" von Petter, ferner landschaftliche und Genrestücke von Lavos, Wengler, F. Reinhold, Ed. und Rud. Swoboda, Heicke, Wipplinger, Fischer u. a. Hieran reihen sich die Salzburger Kunstjünger, nämlich von Reifenstuhl, Stief und Mayburger. Auch Petzold brachte mehre Stücke, zum Theile aus früheren Jahren zur Ausstellung, obgleich er in letzter Zeit vielfach mit größeren Arbeiten beschäftigt war, unter denen wir sein sehenswerthes großes Altarbild, die h. Dreifaltigkeit, und eine Hauskapelle Sr. Eminenz erwähnen, die nach einem von ihm in vorgothischem Style entworfenen Plane unter seiner Leitung ausgeführt, und mit gelungenen Zeichnungen und Gemälden von seiner Hand geschmückt wurde.

(Schluß folgt.)

Die neuböhmische Literatur.

II. Artikel.

Schönwissenschaftliche Literatur.

(Schluß.)

Die Slowaken in Ungarn haben übrigens auch einen unerschöpflich reichen Fond an individuellen Volksliedern, die in **Kollar's** ausgezeichneter Sammlung größtentheils vorliegen. **Čaplowič, Godra, Palkowič, Šafařik, Kuzmaný** und eine Menge Anderer legten bereits wirksame Spenden am Altare ihres Vaterlandes nieder, aber aus den poetischen Almanachen und andern Andeutungen zu schließen, bildet sich in der Slowakei eine kräftige zahlreiche Dichterschule heran, die mit der Zeit Bedeutendes zu leisten scheint.

Auch in Mähren fängt die čechische Poesie an, ihre Schwingen zu heben. **Sušil** erwarb sich bleibende Verdienste, durch seine Sammlung mährischer Volkslieder; mehre Andere wirkten gleichzeitig mit ihm, aber wahrhaft lebendig, elektrisch bezaubernd wirkte Math. **Klacel**, ein Stern erster Größe an Böhmens poetischem Firmament, Ein Mann, in dessen Brust die heiligsten Gefühle, in dessen Haupt die schönsten Bilder schlummern. Der Genius ertheilte ihm aber zugleich neben der poetischen auch die moralische Weihe, und betrachten wir zugleich die Höhe seiner sozialen Tendenzen, so begrüßen wir in **Klacel** den Mann, der, wenn er es auch nicht ausgeführt, so doch alle Bedingungen in sich trägt, um eine neue Richtung in der Sfäre der čechischen Literatur hervorzurufen. Ob in seinem nächsten Kreise, in Mähren selbst bedeutender als anderswo der Einfluß hervortreten werde, den er auf die Literatur üben muß, wird der Erfolg lehren. Die Wirksamkeit der früheren mährischen Literaten **Stěpnička, Trnka** u. A. m., kann nur als unbedeutend bezeichnet werden. Den Jüngeren scheint sich ein weiteres Feld zu öffnen, und einer der jüngsten: **Furch**, ist frisch und erfolgreich als Dichter aufgetreten. Deutlich aber zeigt sich bei ihm der deutsche Einfluß, der auch die böhmischen Poeten seit Lange schon übermäßig befangen hielt.

Neben der nationalen Dichterschule, welche, nebenbei gesagt, eine Unzahl manierirter Lieder von längstvergessenen Verfassern zu Tage förderte, bildete sich auch ein der Kunstpoesie huldigender aus. **Chmelensky**, einer der würdigsten und der begabtesten Liederdichter Böhmens, ein Mann, an dessen Werke sich eine große Reihe von Verdiensten um die böhmische Literatur knüpft, nahm hier die beste Stelle ein. Er schrieb Lieder, Romanzen, Sonetten, und eine Menge andere Dichtungen in den mannigfaltigsten Formen, und war überhaupt einer der fruchtbarsten böhmischen Dichter. Durch seinen Tod entstand eine große Lücke in der schönen Literatur Böhmens, und es wäre zu wünschen, daß einer seiner Freunde eine gewählte Ausgabe der Gedichte desselben befördern möchte.

Eine ganze Reihe von Gedichten trat nach und nach von verschiedenen Verfassern und mannigfaltiger Richtung an's Licht, welche alle jedoch sichtlich unter fremdem Einfluß standen. Wir erwähnen hier der Sammlungen von **Hercog, Kocian, Rokoš** u. A. m., denen zumeist die früheren deutschen Schulen anklebten. Nur Agnell **Schneider** that sich unter ihnen besonders hervor, und erregte durch seine Gedichte seiner Zeit ein wohlverdientes Aufsehen. Seine Balladen wurden zu Volksliedern. Leider schrieb er erst in seinem höheren Lebensalter böhmisch, nachdem er die Blüthe seiner Tage fruchtlos in fremden Tönen sich bemerkbar zu machen strebte. **Marek**, der unter dem Namen **Jan z Hwězdy** seine Gedichte neu gesammelt, eben jetzt erscheinen ließ, ragt auch, obgleich sehr unter deutschem Einfluß stehend, durch sein Talent über die übrigen dieses Kreises hervor. Auch der früh verstorbene **Raab** ließ eine Sammlung von Gedichten erscheinen; die Matthisonische Periode darin wiederhallt, aber enthält doch manches Gute, und Raab hätte der beste poetische Erzähler der Böhmen werden können, wenn er in dem Geiste mehre Gedichte geschrieben hätte, wie sein „Urtheil Břetislaw's" ꝛc.

Ein sehr begabter aber in seiner Art unter den böhmischen Poeten allein dastehender Dichter ist **Ctjrad Polak**, der zwar seit langer Zeit verstummt, doch durch seine „Erhabenheit der Natur," ein beschreibendes Gedicht, sich eine bleibende Stelle am Parnasse Böhmens errungen. Die vielen anderen lyrischen Gedichte, die er geschrieben, und welche sich nur in Zeitschriften zerstreut finden, verdienten jedenfalls gesammelt zu werden, denn sie bieten viel Ausgezeichnetes, was der Vergessenheit entrissen werden sollte.

Wir kommen nun zu der jüngsten Periode der böhmischen Poesie, und müssen vor Allen des genialen **Macha** gedenken, der durch sein Gedicht „der Mai" und seine übrigen

nur in Zeitschriften zerstreuten Leistungen im Gebiete der Lyrik und Romantik Ausgezeichnetes leistete, und kein geringes Aufsehen erregte. — Byronismus, Malcontentismus und eine Menge anderer Vorwürfe trafen ihn von Seite der einseitigen Kritik, für welche Urtheile er aber durch die außergewöhnliche Anerkennung seines Talentes von Seiten eines großen Theiles der böhmischen Lesepublikums entschädigt ward. Er überlebte aber Lob und Tadel nicht lange, und starb als junger Mann — seinem Streben plötzlich entrissen. — In seinem Nachlasse befanden sich eine Menge ausgezeichneter, theils vollendeter, theils begonnener Dichtungen, die den Verlust, den die böhmische Literatur durch den frühen Tod **Macha's** erlitten, doppelt fühlbar machen. Doch befindet sich bereits die Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften unter der Presse, und wir werden in Kurzem auf diese Sammlung wieder zu sprechen kommen.

Eines ungleich günstigeren Erfolges von Seite der Kritik erfreute sich **K. Bol. Jablonský (Tupý)**, dessen Gedichte allgemein beliebt sind, und sich in der That durch einen Fantasiereichthum und Gemüthstiefe auszeichnen, wie es nie der Fall sein konnte, wenn **Jablonský** nicht ein ausgesprochenes Dichtertalent hätte. Er ist durch und durch Lyriker, und seine Gedichte athmen eine Weichheit und Wehmuth, die oft an das Ätherische grenzt. Durch ihn hat die böhmische Poesie einen großen Schritt vorwärts gethan, und es wäre zu wünschen, daß **Jablonský** seine Lyra recht oft ertönen lasse. — Allgemeine Beliebtheit, namentlich unter dem Volke, so weit die böhmische Zunge reicht, erlangte aber **Rubesch**, der talentreiche Verfasser der Deklamationen und Lieder, der humoristische Dichter und Herausgeber des „**Paleček**," dessen Gedichte, vom Gelehrten und Ungelehrten gelesen, dem Gedächtnisse eingeprägt, und in allen böhmischen Salons vorgetragen werden. — **Rubesch** hat einen unerschöpflichen Fond an Humor, Witz und drastischer Komik. Seine Satyre schmerzt nicht, aber regt auf und trifft sicher. — Neben ihm erstanden **Hainisch** und **Filjpek** als humoristische Schriftsteller, und besonders Letzterer nicht ohne Beruf.

Einer geringen Pflege erfreute sich das eigentliche epische Element, bis in den jüngsten Tagen **Wocel** diesem Genre einen neuen Aufschwung gab. Seine **Přemisliden**, ein Zyklus von Dichtungen, welche den uralten Königsstamm von seinem Beginne bis zum Erlöschen seines letzten Sprößlings in ihren bedeutendsten Momenten hervortreten lassen, verkündeten einen neuen Aufschwung der čechischen Poesie, und setzten eine neue Hoffnung an die Stelle so vieler erstorbenen! — Diese Hoffnung bewährte sich durch das jüngste Produkt dieses Dichters (Kelch und Schwert), dessen wir baldigst weitläufiger erwähnen wollen.

So weit wären bereits die Früchte der neuböhmischen Poesie gediehen, und es bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf die **Blüten** zu werfen, welche hie und da hervorbrechen, um dem reichen Dichterkranze eine Blume beizufügen. Dem fruchtbaren Liederdichter **Picek** gebührt hier eine Stelle, besonders aber dem genialen jungen Dichter **Nebeský**, in welchem unbestritten ein Löwe unter den Dichtern Böhmens heranwächst. — Von einer Schaar junger Dichter stehen vielversprechende Sammlungen zu erwarten, und wir können nicht umhin, hier eines **Wrtátko, Vilani** u. A. zu erwähnen, die sich gewiß bald durch ihre gesammelten Leistungen legitimiren dürften.

Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik. Von Johannes **Minckwitz**, Dr. der Philosophie und der oberlaus. Gesellschaft für Wissenschaft zu Görlitz korrespondirendes Mitglied. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1844. 8. Xu. 164 S.

Das obige Werkchen, wie auf dem Titelblatte bemerkt, ist nach neuen Grundsätzen bearbeitet zum Gebrauch für Universitäten, Gymnasien, Realschulen und Seminarien, wie auch zum Privatgebrauch, ist gewidmet dem k. preußischen Staatsminister des Kultus und öffentlichen Unterrichts, **Eichhorn**, und der Verfasser glaubt nach Vorrede X. einem fühlbaren Bedürfnisse abzuhelfen, wenn er einen Versuch machte, für die höheren Schulen ein neues Lehrbuch auszuarbeiten, das auf die Fortschritte der jetzigen Zeit Rücksicht nehme, das klar und verständlich abgefaßt ist, und das Antike bis auf einzelne unentbehrliche Benennungen bei Seite schiebe. Dazu, meint Minckwitz, sollte ihm eine vieljährige praktische Übung im Felde der Dichtung zu Statten kommen.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt, erklärt er mit Recht als eine nicht blos nützliche, sondern auch als eine durchaus nothwendige auf allen höheren Schulen des weiten deutschen Vaterlandes, und nennt nebst Voß, die Namen eines Apel, Dilschneider, Gotthold, Grotefend, Thiersch, Heyse, Döring, Garve, Fr. Jakobs, Weber, Kirchner, Enk und Freese, die als gelehrte Kenner Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt, wobei natürlich eine nicht unbedeutende Anzahl tüchtiger Forscher übergangen werden mußte.

Mit dieser Ansicht und dem Zwecke des Verfassers kann der Referent der Natur der Sache nach nicht anders als übereinstimmen; da, indem das Sprachstudium überhaupt auf eine Höhe gekommen, und von einem Gesichtspunkte betrachtet wird, den man einige Jahrzehende früher nicht ahnte, die größere oder niedere Fähigkeit der Sprachen den geistigen Ausdruck wohltönend zu geben, und so nach Schiller's ewig wahrem bedeutungsvollen Worte in jeder Rücksicht durch das Morgenthor des Schönen, in der Erkenntniß Land zu dringen. Zum Glücke liegt die Zeit weit hinter uns, in welcher man die großartigsten Bauwerke des deutschen Vaterlandes auf keine Weise zu würdigen vermochte — es darf uns daher nicht auffallen, wenn es mit dem größten Meisterwerke deutschen Geistes, seiner so reichen weitverbreiteten und so vielseitigen Ausdruckes fähigen Sprache lange Zeit der gleiche Fall gewesen. Das Wiedererwachen des klassischen Studiums hat, wie bekannt, nachtheilig auf die Beurtheilung nicht antiker Kunstwerke, und somit auch der Sprachen gewirkt — aber dieser Nachtheil war nur vorübergehend, und trug in dem wundervollen, nie gänzlich durchforschten Gange der menschlichen Bildung die Keime einer Frucht, welche gegenwärtig schon zu reifen beginnt, und an welcher, wie wir hoffen, kommende Geschlechter Labung und Erquickung finden sollen. Und wie die Geschichten der alten Bauhütten vermelden, daß die größten Meister den Elementen ihrer Kunst die ausgezeichnetste Sorgfalt widmeten, so daß die Bauten in ihren kleinsten Bestandtheilen die größtmöglichste Ausbildung erhielten, wenn auch das Ganze durch die Ungunst der Zeit gewöhnlich unvollendet blieb, so müssen wir auch den Elementen der Sprache selbst die regste Sorgfalt widmen, was um so leichter geschehen kann, wenn der Reichthum der einzelnen Mundarten erforscht, und aus ihrem unermeßlichen Vor-

rathe das Passendste ausgewählt werden könnte, was geeignet ist, den Gedanken in der vollendetsten Form wiederzuspiegeln.

Ferner ist es eine bekannte Thatsache, daß so wie auf dem Gebiete der schönen Künste anfänglich dem in sich so harmonischen Kunstwerke alter Welt ausschließlich gehuldigt wurde, indeß man später diese verwarf, und die neuere Kunst als ein vom Himmel zur Erde gefallenes Palladium zu betrachten anfing; man auch in der Sprache, und also der Prosodie und Metrik die antiken in sich abgeschlossenen Formen pedantisch den neueren Sprachen anzupassen versuchte, andererseits aber diese ewigen Vorbilder in einseitiger Bewunderung der vaterländischen Ausdrucksweise zu verläugnen begann. Bis endlich der alte, aber so oft verkannte Pauliniſche Satz: πάντα δοκιμάζετε seine Geltung zu bewähren anfing. Nachdem der Verfasser in drei Hauptstücken und deren Abschnitten das Nothwendige über Sylbenmessung der Wörter (Einleitung, allgemeine Regeln, Längen, Kürzen und mittelzeitige Sylben), Versfüße — Anwendung der gemessenen Sylben in Versen, ihrer Stellung und dem Akzent nach (Allgemeines — Anwendung langer Kürzen, mittelzeitiger Sylben) durchgeführt — geht er im vierten Hauptstücke auf rhythmische Bewegung, Hiatus, Elision und Konsonantenanhäufung, Stellung der Worte in den Versen, dann rhythmische Malerei über, wo eine Reihe so trefflicher Bemerkungen angeführt ist, daß wir nicht umhin können, einige unsern Lesern vorzuführen. Vorzüglich beachtenswerth ist §. 96 und 97, wo die beiden Rücksichten, in welchen der poetische Styl freier wird, als der prosaische, deutlich und sachkundig hervorgehoben werden, und wo der Verfasser über die äußerliche Rücksicht, welche durch das Versmaß bedingt, dem Dichter erlaubt die prosaische Wortfolge zu verlassen, treffend sagt: „Jegliches Versmaß nämlich hat gewisse Stellen, die wir Hauptstellen nennen wollen, auf diese muß auch das wichtigste Wort zu stehen kommen, das Wort, worauf der Nachdruck, der Sinn, der Reiz des Gedankens hauptsächlich beruht. Der Herameter, der jambische, der trochäische Vers, und alle übrigen Maße haben solche Pfeiler, wo der Strom der Musik auf die Höhe sich schwingt, während er an den übrigen fällt, und gleichsam im Thale hinrollt. An die tieferen Stellen müssen nun die unwichtigeren Wörter kommen und in diesen Senkungen steckt eben die Freiheit der poetischen Stellung; hier kann man ein gleichsam tonloseres Wort bergen, unterbringen, vorausbringen, wenn es nach der Prosa an das Ende gehörte, wie umgekehrt" u. s. w.

Der vierte Abschnitt über die rhythmische Malerei ist ausgezeichnet entwickelt, und führt den neuerlichen Beweis für die Unentbehrlichkeit, weil Musterhaftigkeit, der klassischen Bildung in Hinsicht der sprachlichmetrischen Entwicklung, und richtig sagt **Minckwitz** §. 104: „Je zusammengesetzter und kunstreicher die Maße sind, deren ein Poet sich bedient, desto mehr vermögen sie, wie sich fast von selbst versteht, die verschiedenartigsten Seelenzustände, Stimmungen und Vorstellungen in der jedesmal angemessenen Weise wiederzuspiegeln" und §. 105: „der Rhythmus des Verses begünstigt die Entwickelung der Bilder, und unterstützt die Fantasie, mit welcher ein Gemälde aufgefaßt wird. Selbst die äußere Umgrenzung eines Verses befördert das Verständniß, wie die Ausprägung dieser Malerei" — wobei der Verfasser auf ausgezeichnete Weise den nach Sofokles verdeutschten Trimeter:

Sobald der Tag mit weißen Rosen glänzend naht

analysirt, und eben so nach Äschylus den Vers, in welchen der Dichter die Kühnheit schildert, mit welcher die Perser sich der Seeschifffahrt bemächtigten, wo sie mit leichten Tauen und schwachen Bretern sich auf die Wellen wagten, und muthig auffahen:

Zu des weitbahnigen sturmwallenden Meeres umschäumtem Wogenhain,

und diesem die Stelle aus dem Agamemnon entgegenhält:

— wo das Meer auf schweigendes
Windsstilles Mittagslager sinkt in Schlaf gewiegt. —

Endlich die herrliche Stelle Platen's an Fugger:

Ihm (Orfeus) zunächst lag zahm des Leun
Blonde Braut, friedfertig saugend hing an der Zitze der Welf;
Auf dem Zweig saß ruhig der Aar, und die Ceder
Beugte voll Sehnsucht zu dem Sänger herab
Ihr im Luftraum schwelgendes Haupt,
Während seinem Ton sich sanft aufblätterten bebende Rosen:
Diese Kunst pflegt dein Gemüth u. s. w.

Solche Analysen, weit entfernt, den Sinn für die poetischen Erzeugnisse zu schwächen, sind gerade geeignet, das jugendliche Gemüth auf die Schönheiten derselben aufmerksam zu machen.

Obgleich der Verfasser §. 105 sagt: „Welchen geringen „Ersatz dafür (den Rhythmus) der bloße Reim biete, der an „jambische trochäische oder meistens polternde daktylische Füße „von vielen Poeten, die den antiken Mustern durchaus abgeneigt sind, als einziger Schmuck angehängt wird, überlassen „wir demjenigen zu beurtheilen, der durch einige Übung mit „der rhythmischen Kunst vertraut geworden ist" — so kennt er und beurtheilt er richtig die Eigenthümlichkeit des Reimes; im 5. Hauptstücke, in welchem über diesen, so wie über Alliteration und Assonanz das Nöthige vorkommt, so wie im 2. Abschnitte die Lehre von der Anwendung des Reimes behandelt wird. Das Urtheil über Freiligrath §. 117 ist doch zu hart, da man zugestehen muß, daß dieser neuere Dichter sich nicht so sehr in Zusammenstellung von Fremdwörtern aller Art gefiel — als vielmehr durch seine Stoffe gedrängt in Reimformen sich zeigen mußte, welche neu, frappant und doch größtheils höchst angemessen waren. Der Abschnitt über die Entstehung des Reimes und über die Grenzen der rhythmischen Poesie ist mit Bezugnahme auf ähnliche Forschungen sachkundig behandelt, obgleich die Vertheidiger des Reimes Vieles und nicht Unwichtiges vermissen werden, was sich zu Gunsten dieser den neueren Sprachen eigenthümlichen Form mit Recht anführen ließe. Der Verf. zeigt aber §. 128, daß seine Ansichten über die Nothwendigkeit der rhythmischen Kunst nicht überspannt sind, indem er sagt: „Da der Reim offenbar im Deutschen eher geblüht hat, als eine reimlose Metrik, so dürfen „wir, um nicht ganz unpopulär zu werden, die rhythmische „Kunst nicht übertreiben."

Hierauf folgt im 5. Abschnitt die Lehre über akzentuirende Metrik und über die Verbindung des Rhythmus und Reimes, welcher mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdient, und zu dem Schlusse §. 130. führt. „Im Allgemeinen ist die richtige Auf„gabe für kommende Poeten diejenige, welche wir von den

„Dichtern des Morgenlandes, die an Formschönheit ausgezeich„net dastehen, als praktisch ausgeübt rühmen müssen.“ Wir meinen die Vereinigung einer strengen Rhythmik und des eingewohnten Reimes. — Hiebei nimmt nur Wunder, daß Minckwitz p. 64 sagt: Vorzüglich von dem Grafen Platen sehen wir hierin einen leidlichen!! Anfang gemacht, wo er doch an vielen Orten diesem vielleicht größten deutschen Metriker die gebührende Ehre erweist.

Das 6. Hauptstück, welches die gebräuchlichsten metrischen Versformen behandelt, bespricht die Maße der deutschen Volksgedichte, insbesondere das Maß der Nibelungen und das Verhältniß der Messungen der deutschen Dichter zur quantitirenden Poesie, welche letztere nicht, wie einige wollen, beseitigt werden soll. Da „einen Schatz aufzugeben, den die Sprache einmal glücklich errungen hat (p. 69), ein Rückschritt und ein Verlust für die Nation sein würde, und andererseits die Griechen §. 143 unseren Bahnen als Sterne leuchten müssen, ohne daß wir unsere Sprache in fremde und heterogene Gesetze zwingen.“ — Im 2. Abschnitte folgt der Übergang zu jenen Maßen, welche seit dem Vorgange Klopstocks ausgebildet wurden, mit kurzen historischen Andeutungen, so über den Herameter und Pentameter, dann andere daktylische Maße — den Trochäus und Jambus, insbesondere über den fünffüßigen, der als Schauspielmetrum so häufig gebraucht wurde — ferner über italienisch-deutsche Formen, als: das Sonett, die Stanze, die Terzine, bei welcher wir aber nicht mit der Ansicht übereinstimmen, daß diese Form sich mehr zu kürzeren Gedichten eigne, sondern daß sie vielmehr zu feierlich mystischem Ausdrucke Gelegenheit gebe, so daß die Terzine eben deswegen von A. W. Schlegel, Werner ꝛc., und wie eben der Verfasser §. 186 anführt, von Rückert und Dante benützt wurde; endlich das minder bekannte Ritornell. Hierauf folgen die anapästischen Maße, sowohl gereimt als reimlos, endlich die den Morgenländern nachgebildete **Gasele** und **Makâme**, so wie zum Schlusse die auch seltener vorkommende Vierzeile, wobei freilich die Formen der Dezime, des Madrigals, Rondeau's, Triolets und Ähnliche fehlen, aber durch mündlichen Vortrag hinzugefügt werden können.

Im 4. Abschnitte S. 96 folgen dann die zusammengesetzten höheren Versmaße, als das sapfische, alkäische und die asklepiadischen, wobei die ferekratische und glykonische Strofe besonders behandelt ist. Von §. 205—214 gab der Verf. Beispiele anderer Strofenmaße, mit beigefügtem Metrum, so wie von §. 215—234 Muster in größerem Odenmaße mit Beispielen aus den Gedichten des Grafen Platen im pindarischen und eigenen Hymnenmaße. Das siebente Hauptstück bietet endlich Beispiele zur Übung im Lesen, die mit altdeutschen Maßen, einer Alliteration Rückert's und Mustern aus Otfried, Reinhart, Reineke Voß, dem Nibelungenliede beginnen, wobei aber die Erläuterungen schwierigerer und veralteter Wörter am Platze wären, indeß blos dem ohnehin sehr bekannten Traume Kriemhiltens eine hochdeutsche Übersetzung beigefügt ist. Diesem folgen daktylische Maße der vorzüglichsten Meister; eben so trochäische, jambische, anapästische und morgenländische, sammt Vierzeilen, endlich Oden und Festgänge. Den Schluß bilden Chöre aus Sofokles Antigone in der Übertragung von Minckwitz.

Die Regeln, welche der Verf. aufstellt, sind im Allgemeinen einfach und deutlich. Besonders machen die gegenseitigen Beziehungen einzelner Paragrafe das Werkchen brauchbar, wobei wir nur wenig zu bemerken finden, wie z. B. §. 28, wo bei den Beispielen der Zeitwörter, die von der Präposition nicht getrennt werden können, umströmen, umgeben, umfassen, angeführt wird, und man doch sagen kann: ich gebe den Mantel um, wie auch: ich ströme um, nicht zu einer bedeutenden poetischen Lizenz gerechnet werden dürfte. Eben so §. 24, VII.: „Ausländische Namen lassen sich übrigens bald „nach deutscher Analogie, bald nach der Sprache, aus der sie „genommen sind, messen,“ womit Ref. sich durchaus nicht einverstanden erklärt, sondern vielmehr der Meinung ist, man solle sich hierin ganz an die Messung jener Sprache halten, welcher das Fremdwort entlehnt ist, und er hat trotz allen und bedeutenden Autoritäten sich niemals mit Methode oder Periode versöhnen können. Warum ferner §§. 33 und 35 ꝛc. der Versfuß —⏑— immer Kretikus und nie Amphimacer heißt, da doch ⏑—⏑ **Amphibrachys** genannt wird, läßt sich nicht einsehen, eben so wenig, warum in einer deutschen Metrik die freilich minder bekannten, aber oft sehr bezeichnenden deutschen Benennungen fehlen. Man denke nur an das treffliche Schwertritt — **Molossus** oder **Jambus** der Springer — Schleuderer. Daß ferner der **Bacchius** und **Antibacchius** fehlen, ist schon darum nicht zu billigen, weil das numerische Verhältniß der 2-, 3- und 4-sylbigen Füße 4, 8, 16 gestört wird, welches das Gedächtniß so sehr erleichtert. So ist z. B. bei den asklepiadeischen Versmaßen der so gebräuchliche Ausdruck: Choriambisch vermieden. Endlich dürfte bei einem Werkchen, das für Schulen bestimmt ist, ein Wortregister nicht fehlen, wie es nebst Andern Heyse in seinen Auflagen der Metrik zum nöthigen Gebrauche hinzufügte.

Aus dem Ganzen dürfte wohl erhellen, daß wir mit Ausnahme des Angedeuteten und ähnlicher minder bedeutenden Abweichungen von unserer besonderen oder der gewöhnlichen Ansicht, das Werkchen als seinen Zweck erfüllend, erklären müssen. Der Zögling erhält Einsicht in den Bau seiner Muttersprache und jener Formen, welche ihn befähigen, diese als ein Werkzeug zu benützen, welches den musikalischen Instrumenten ähnlich das Wahre und Gute in schöner Form vor die Seele bringt. Aber der Gebildete überhaupt, dem die Muße nicht vergönnt ist, um dem Gange der Wissenschaft Schritt für Schritt zu folgen, findet da in Kürze den Standpunkt angedeutet, welchen die Metrik und Prosodie heut zu Tage behaupten soll. Endlich sind die Beispiele ungemein glücklich gewählt, indem sie nicht, wie so häufig, blos die metrischen Formen vergegenwärtigen, sondern durch gediegenen Inhalt die Aufmerksamkeit rege erhalten und mit den gediegensten Sätzen der Alten und Neueren den Geist erfüllen, unter welchen Mustern neuerer Zeit sich Rückert und Platen auszeichnen, aus welch Letzterem der Verf. mit Recht das Meiste entlehnte. Allerdings konnte Vieles genauer ausgeführt werden, aber das Buch ist ja zum Schulgebrauche bestimmt, der kundige Lehrer dürfte wenig Schwierigkeit finden, am gehörigen Orte die ergänzenden Anmerkungen hinzuzufügen.

Mosophilos.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 24. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 49.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Reuß: Geognostische Schriften von Petzholdt und Fuchs. — Löwe: Der Salzburger Kunstverein. (Schluß.) — Über Volksbibliotheken und Volksschriftenvereine.

Geognoste von Oesterreich.

1. Beiträge zur Geognoste von Tirol. Skizzen auf einer Reise durch Sachsen, Baiern, Salzkammergut, Salzburg, Tirol, Österreich. Von Alexander Petzholdt. Leipzig 1843.
2. Die Venetianer Alpen. Ein Beitrag zur Kenntniß der Hochgebirge. Von Dr. Wilhelm Fuchs, k. k. Bergverwalter zu Agordo im Venetianischen. Mit einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen in 15 Tafeln. gr. 4. Solothurn 1844. Verlag von Fent und Gaßmann.

Angezeigt durch Dr. **Reuß** zu Bilin.

1. Vielfache Versuche sind in den letzten Jahrzehenden gemacht worden mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge, das Räthsel der Bildung der Alpen zu lösen und ihre komplizirten geognostischen Verhältnisse zu entwirren. Groß ist die Zahl der Geognosten, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, von denen ich nur **Brocchi, Marzari-Pencati, Catullo, v. Buch, Keferstein, Lill v. Lilienbach, Elie de Beaumont, Murchison, Hugi, Studer** nennen will, Anderer nicht zu gedenken, welche zu diesem Behufe größere oder kleinere Beiträge lieferten. Und doch ist man trotz so vielfachen Beziehungen, einem so reichen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit noch so weit vom Ziele entfernt, ist noch Vieles zu erforschen, manches Dunkel aufzuhellen, mancher Zweifel zu lösen, mancher Irrthum zu berichtigen, ehe man sich einer klaren Anschauung, eines hinlänglich treuen Bildes wird erfreuen können. Kein Wunder auch, wenn man die ungeheuern Schwierigkeiten genauer würdigt, die sich auf diesem Felde der Forschung entgegenstellen. Die großartigsten, kaum zu überblickenden Massen, die vielfache Zerstückung und Zerreißung derselben, die zahllosen, durch spätere Hebungen und Senkungen bewirkten Verrückungen einst zusammengehöriger Schichten, die mannigfachen qualitativen Veränderungen und Metamorfosen, durch spätere Katastrofen hervorgebracht, der schnelle, sich oft wiederholende Wechsel der Gebirgsgesteine, die ungeheure Armuth, und auf weiten Strecken und in den wichtigsten Punkten der gänzliche Mangel wohlerhaltener Versteinerungen und endlich mannigfaltige fysische Hindernisse, durch unüberwindliche Schroffheit und Höhe der Berge, durch Bedeckung mit Schnee und Eis und andere Umstände bedingt: sind eben so viele feindliche Mächte, die ein tieferes Eindringen in den geheimnißvollen Bau dieses Gebirges erschweren oder zum Theil unmöglich machen. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir also jeden Versuch dazu mit um so freudigerem Muthe willkommen heißen, als nur durch rastloses Zusammenwirken vieler Kräfte das hohe Ziel endlich erreicht werden kann.

Das letzte Jahr hat uns wieder mehre solcher Schriften gebracht, die sich besonders mit dem Baue einzelner Theile der österreichischen Alpen beschäftigten; ich meine die Schriften Petzholdt's über seine Reise durch Salzburg und Tirol, v. Klipstein's über die östlichen Alpen, Fuchs's über die venetianischen Alpen und die Ergebnisse der Untersuchung Vorarlbergs durch den Tiroler geognostisch-montanistischen Verein. In den folgenden Zeilen soll zuförderst die erstgenannte Schrift etwas näher beleuchtet werden.

Es dürfte überflüssig sein, den Verfasser auf seiner Reise Schritt für Schritt zu begleiten, besonders da, wo derselbe manche Gegend rasch durcheilt hat, ohne sich zu detaillirteren Untersuchungen Zeit zu gönnen, wo also die Beschreibung nur flüchtige Bemerkungen über einzelne Gegenstände enthält, welche die Aufmerksamkeit zufällig oder vorzugsweise in Anspruch nahmen. Wir wollen nur einige Punkte näher beleuchten, die uns eine genauere Besprechung oder auch Widerlegung zu verdienen scheinen.

Wenn Herr Petzholdt bei Betrachtung der Salzstöcke des Salzkammergutes zu dem Resultate gelangt, die das Salz einschließenden großartigen Kalkmassen müßten dem Übergangskalke zugerechnet werden, so glauben wir, daß die vorhergegangenen Untersuchungen viel zu flüchtig gewesen seien, um zu solch einem apodiktischen Ausspruche zu berechtigen. Auch dürfte die Zahl der zu Gebote gestandenen Versteinerungen viel zu gering sein, um einen festen Stützpunkt zu bieten, besonders wenn man noch die Seltenheit, das meistentheils schlechte Erhaltensein und andere Unvollkommenheiten derselben, die das feste Verwachsensein mit dem umgebenden Gesteine mit sich bringt, hinzurechnet. Wie schwierig und schwankend daher eine Bestimmung solcher Petrefakten, wie leicht

dagegen eine Verwechslung mit ähnlichen Formen selbst für geübte Paläontologen sei, wird jeder zugestehen, der Gelegenheit hatte, diese Schwierigkeiten aus eigener Ansicht kennen zu lernen. Gehen wir nun die von Herrn Petzholdt zum Beweise seiner Ansicht angeführten Versteinerungen genauer durch, so finden wir, daß sie nicht zu dem gethanen Ausspruche berechtigen, indem sich keine charakteristische Versteinerung des Übergangsgebirges darunter findet. Einzelne Enkrinitenstiele, die fast stets in Kalkspath umgewandelt sind, so wie die meist wenig erhaltenen seltenen Korallen bieten eine zu wenig sichere Basis, besonders da keine zur skrupulöseren Vergleichung der Formen nöthige Zahl der Exemplare zu Gebote steht. Die Orthoceratiten und die Ammoniten mit wenig gezähnten Loben, ja selbst wahre Goniatiten findet man auch in jüngeren Formationen; sie sind ja in neuerer Zeit in nicht geringer Mannigfaltigkeit der Formen in den versteinerungsreichen Schichten von **S. Cassian** und der Umgebung entdeckt worden. Erwägt man nun noch, daß in dem Kalke, der das Liegende und Hangende der Salzstöcke bildet, wirklich Belemniten vorkommen, wie sie der Ref. am Ischler Salzberge selbst aufgefunden hat, so wird der Verf. selbst zugestehen müssen, den Salzgebilden des Salzkammergutes etwas zu rasch ein viel zu hohes Alter zugeschrieben zu haben.

Eben so hat sich Hr. Petzholdt nach einem flüchtigen Überblick des Gosauer Thales ohne Zweifel durch Murchison's Auktorität zu willig verleiten lassen, wenn er demselben beipflichtet und die Gosauer Schichten für tertiär hält. In der neuesten Zeit ist man wohl so ziemlich einig darüber geworden, daß auch hier wie anderwärts, keine Vermengung von Versteinerungen zweier Formationen Statt finde, sondern daß sie alle der Kreideformation angehören. Ein großer Theil der Gosauer Versteinerungen, auf deren tertiären Habitus sich Murchison bei seinem Ausspruche vorzugsweise stützt, sind neuerlichst in unzweifelhaften Kreideschichten aufgefunden worden. Ich will hier nur **Turritella Requieniana d'Orb.** (= **Cerithium conoideum Sow.**), **T. rigida Sow.**, **Acteonella gigantea d'Orb.** (= **Tornatella gig. Sow.**), **Act. laevis d'Orb.** (= **Volvaria laev. Sow.**), **Natica lyrata Sow.**, **N. bulbiformis Sow.**, **Voluta elongata d'Orb.** (= **Fasciolaria elongata Sow.**), **Cerithium peregrinosum d'Orb.** (= **Fusus muricatus Sow.**), **Fusus abbreviatus Sow.**, **Rostellaria laevigata Sow.**, **R. costata Sow.**, **R. carinella Michel** (= **Fusus car. Sow.**), **Plicatula aspera Sow.** erwähnen, welche sich alle mehr weniger häufig in der **craie chloritée** von **Uchaux** und im **Gault** von **Gaty** in Frankreich finden. Auch die thonigen Kreidemengel Böhmens sind voll von Arten der Gattungen **Cerithium, Turritella, Natica, Trochus, Turbo, Pleurotomaria, Fusus, Mitra, Rostellaria, Dentalium** u. a. m., denen nur wenige Ammoniten, Hamiten, Bakuliten, Inoceramen u. s. w. beigemengt sind. Sie haben also denselben tertiären Habitus, wie die Gosauschichten, gehören aber nichtsbestoweniger der Kreide an. Jeden möglichen Zweifel hebt die deutliche Überlagerung dieser Mergel durch den bekannten Plänerkalk mit seinen Ammoniten, Hamiten, Turriliten, Terebrateln, Spondylen, den Zähnen von **Ptychodus, Otodus, Oxyrrhina** u. s. f. Überhaupt dürfte noch mehren Schichtenkomplexen, die man bisher für Übergangsglieder zwischen den Kreide- und tertiären Schichten gehalten hat, bei genauerer Untersuchung ein höheres Alter und eine feste Stellung im Kreidegebiete vindizirt werden.

Von der größten Bedeutung für die Geognosie Südtirols sind die Dolomite, über deren Entstehungsweise L. von Buch seine scharfsinnige Hypothese aufstellte, welche, wenn auch vielfach widersprochen, doch immer noch neue Verehrer und Vertheidiger findet. Der Verfasser der vorliegenden Schrift schließt sich den Gegnern derselben an. Er untersuchte die Dolomite des Abtei- und Gröднerthales, der Seisser Alpe, des **Val di Fiemme** und der Umgegend von Trient. Die dort angestellten Untersuchungen führten ihn zu denselben Resultaten, welche schon früher Zeuschner, Wißmann, der Referent u. A. erlangt hatten. Ohne die unübersteiglichen Schwierigkeiten zu wiederholen, welche die Chemie gegen die Buch'sche Theorie erhebt, wollen wir hier nur die geognostischen Gründe näher beleuchten, welchen auch Hr. Petzholdt vorzugsweise seine Aufmerksamkeit schenkt. Er beobachtete, gleich seinen Vorgängern, daß die Dolomite keineswegs immer, ja sogar verhältnißmäßig selten mit den Augitporfyren in Berührung treten, daß die demselben zunächst liegenden Schichten gewöhnlich nicht dolomitische Kalksteine und Mergel sind; daß von diesen ein allmäliger Übergang in wahren Dolomit Statt finde; daß es deutlich geschichtete Dolomite gebe und daß die so häufigen Kalkeinschlüsse, die der Augitporfyr beherbergt, keineswegs dolomitisch seien, wie es sich doch mit vollem Recht erwarten ließe, wenn der Dolomit ein von Magnesiadämpfen durchdrungener und imprägnirter Kalkstein wäre.

Wenn andere diese Gründe längst ausgesprochen haben, so gebührt dem Verf. das unläugbare Verdienst, diesem Ausspruche zuerst durch zahlreiche chemische Analysen eine feste Basis gegeben zu haben. Er fand nämlich in den meisten, den Augitporfyr berührenden Kalken der Saltaria- und Pufler Schlucht des Abteithales, des **Val di Fiemme**, nur 53—108 Theile kohlensaurer Magnesia auf 1000 Theile Kalkkarbonates, während der wahre Dolomit in demselben Volum deren 818—886 enthält. Ferner bestätigte Hr. Petzholdt durch seine Analysen auch die anderwärts vielfach bewiesene Thatsache, daß es wenige Kalksteine gebe, die keinen Magnesiagehalt besäßen, ja daß dieser oft ziemlich bedeutend werde, ohne daß man einen Augitporfyr oder ein anderes augithaltiges Gestein in der Nähe hat, aus dem sich die Talkerde ableiten ließe. Wie häufig sind nicht selbst wahre Dolomite, bei denen sich eine solche Erklärungsweise ganz und gar nicht begründen läßt. In diesem Falle sind z. B. die Dolomite des Brenners, des Etschthales bei **Mezzo Lombardo**, viele Dolomite Frankens und Schwabens u. s. w.

Endlich gibt es ja, worauf der Verf. auch aufmerksam macht, viele Dolomite, die gar kein dolomitisches Ansehen haben und auch nicht dafür gehalten wurden, bis die chemische Untersuchung aller Gegenrede zum Trotz es doch darthat. Diese feinkörnigen oder ganz dichten Dolomite ohne alle Blasenräume lassen sich aber mittelst der Buch'schen Theorie gar nicht erklären, da beim Zutritt der Magnesiadämpfe und der Imprägnirung des Kalkes durch dieselben jedenfalls ein Zerklüften und Aufblähen der Kalkmasse in Folge der Vergrößerung des Volums eintreten müßte. Hieher gehört auch die von Hrn. Petzholdt in der Saltariaschlucht gemachte Beobachtung, wo mit dicken Bänken, dichten grauen magnesiahaltigen Kalkes dünne

Schichten eines ebenfalls grauen magnesiafreien Kalkes wechseln. In diesem Falle wäre es gewiß sehr wunderbar, wenn die Magnesiadämpfe nur einzelne Kalkschichten imprägnirt, die übrigen aber unberührt gelassen hätten.

Endlich hat die neueste Zeit ganz deutlich geschichtete Süßwasserdolomite nachgewiesen, bei denen an eine plutonische Umwandlung gar nicht zu denken ist, so z. B. bei dem von Leube entdeckten und analysirten Süßwasserdolomit in der Umgegend von Ulm, bei den Süßwasserdolomiten von Meronitz und Luschitz in Böhmen, auf welche Referent vor mehren Jahren aufmerksam machte. Alle diese Beobachtungen führen Hrn. Petzholdt zu dem Ergebnisse, daß der Dolomit nicht erst aus einem großartigen Akt der Pseudomorfose bei Emporhebung der Augitporfyre hervorgegangen, sondern daß er, so wie die anderen geschichteten Kalksteine, eine ursprüngliche Sedimentbildung sei, bei der direkte Erfahrungen längst auch die Gegenwart von Petrefakten nachgewiesen haben, — ein Ergebniß, dem auch Referent vollkommen beistimmen muß.

Um so weniger kann Ref. mit den Schlüssen übereinstimmen, welche der Verf. aus der Untersuchung der Lagerungsverhältnisse im Steinbruche von **Canzocoli** bei **Predazzo** zieht. Daß der Granit erst dann seine Stellung einnahm, als die Kalksteinschichten schon vorhanden waren, daß er also jüngeren Ursprunges sei, geht aus den sichtbaren Lagerungsverhältnissen deutlich hervor, wird daher auch von Hrn. Petzholdt anerkannt. Wie derselbe aber eben diese Lokalität als einen Gegenbeweis gegen die Lehre vom jüngeren Granit betrachten will, ist nicht wohl einzusehen, enthält vielmehr einen vollkommenen Widerspruch, selbst wenn wir mit dem Verfasser annehmen wollten, daß die Kalkschichten der Übergangsperiode angehören. Denn es ist eben nur sicher gestellt, daß die Erhebung des Granites nach Ablagerung des Kalkes Statt fand; ob aber in einer früheren oder späteren Periode, dies zu entscheiden, haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt. Doch auch in Bestimmung des Alters der Kalkschichten können wir keineswegs mit Hrn. Petzholdt einverstanden sein; denn der Umstand, daß sie keine Versteinerungen enthalten, und daß sie mit deutlichem Kieselschiefer in Verbindung stehen, reicht wohl nicht hin, um den Kalkstein geradezu für Übergangskalk zu erklären. Im Gegentheil dürfte der direkte Zusammenhang und die gleichförmige Lagerung mit benachbarten Petrefakten führenden Kalken demselben vielmehr ein viel jüngeres Alter zuweisen.

Der Versuch endlich, den mehrgenannten Marmor von **Canzocoli** zu einer eigenen Mineralspezies zu erheben, die der Verf. mit dem Namen „Predazzit" belegt, ist ohne Zweifel nicht sehr glücklich; denn aus den mitgetheilten Analysen geht gerade hervor, daß das Gestein ein Dolomit sei, bei dem die Menge der beigemengten Kieselerde, Thonerde u. s. w. sehr wechselt, woraus eine Menge verschiedener Gesteinsvarietäten hervorgeht. Manchmal nimmt die Menge der kieseligen Beimengungen so überhand, daß man einen wahren Kieselschiefer vor sich zu haben glaubt. An ein konstantes stöchiometrisches Verhältniß der Bestandtheile ist aber gar nicht zu denken.

Ein anderer Punkt, den Hr. Petzholdt noch mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, ist die Gletscherlehre, welche trotz der vielen Fortschritte, die sie in Folge der neuesten Erfahrungen gemacht hat, noch manche dunkle Stelle in sich birgt, noch manches Räthsel enthält, das künftiger Lösung harrt. Leider ist dies auch der Fall mit einem der wichtigsten Punkte der ganzen Lehre, ich meine die Bewegung der Gletscher. Vielfältige und genaue Beobachtungen haben zwar außer allen Zweifel gesetzt, daß dieselbe auch im Winter fortdaure; daß sie sich im Sommer nach der größern oder geringern Lufttemperatur richte: daß sie in den oberflächlichen Schichten des Gletschers rascher vor sich gehe, als in den tieferen, in der Mittellinie rascher, als an den Seitenrändern, im oberen Theile und am untern Ende rascher, als in der Mittelregion. Aber alle diese schönen Beobachtungen haben zu keiner klaren Erkenntniß des Grundes dieser Bewegungen geführt, so mannigfaltig auch die Theorien sind, die man darüber aufgestellt hat. Weder die Scheuchzer'sche Spaltentheorie, noch die Saussure'sche Erklärungsweise durch den von oben wirkenden Druck und das durch die eigene Last des Gletschers bewirkte Herabgleiten, noch die Agassiz'sche Ausdehnungstheorie, noch die Hugi'sche Lehre von der Dualität der Spannung oder die Forbes'sche Erklärung durch eine eigenthümliche Plastizität des Gletschereises entsprechen ihrem Zwecke und gegen jede derselben sind gewichtige, kaum zu widerlegende Einwürfe vorgebracht worden. Durch diese Mangelhaftigkeit der bisherigen Theorien fand sich auch der Verf. bewogen, eine andere, seiner Meinung nach stichhaltigere, auf fysikalische Grundsätze gestützte Hypothese aufzustellen, zu der er theils durch Beobachtungen an einigen Gletschern Tirols, theils durch zu Hause an gewöhnlichem Eise angestellte Versuche geführt wurde. Seiner Ansicht nach beruht der einzige Grund der Fortbewegung der Gletscher in der wechselnden Temperatur, und dem dadurch hervorgebrachten Wechsel von Ausdehnung und Zusammenziehung des Eises. Je tiefer die Temperatur unter den Gefrierpunkt sinkt, desto mehr nimmt das Volumen des Eises zu, während bei höherer Temperatur das Gegentheil Statt findet; — eine Erscheinung, welche er durch einige direkte Versuche bestätigte. Wenn Hr. Petzhold aber meint, der erste diese Erscheinung durch Versuche bewiesen und einem Kalkül unterzogen zu haben, scheint er sich in einem großen Irrthume zu befinden; denn schon 1839 zog **Despretz** in den **annales de chimie** aus Versuchen den Schluß, daß das Wasser sein Maximum der Dichtigkeit oder das Minimum des Volums bei + 4° C. besitze, von wo bis — 9° C. die Dichtigkeit immer ab-, das Volumen immer zunimmt. Später fand auch Fürst zu **Salm-Honstmar**, daß das Wasser sich von 4° bis 10 R. gleichmäßig ausdehne.

Immer aber bleibt Hrn. Petzholdt das Verdienst unbenommen, diese Erfahrung zuerst auf die Gletscherbewegung angewandt zu haben. Jedenfalls legte er ihr aber in dieser Beziehung eine größere Wichtigkeit bei, als ihr zukommen kann. Denn wenn der Temperaturwechsel auch seine Einwirkung auf die äußere Kruste des Gletschers nicht verfehlen wird, so kann man dieselbe doch nicht auf seine ganze Masse ausdehnen, da nach den neuesten übereinstimmenden Beobachtungen der Temperaturwechsel nur bis auf eine geringe Tiefe in das Gletschereis eindringt, während im Innern des Eises die Temperatur unveränderlich dieselbe bleibt, nämlich wenig unter dem Gefrierpunkte. Eine solche ungehinderte Leitung der Licht- und Wärmestrahlen ins Innere des Gletschers, wie sie Petzhold annehmen will, hat die Erfahrung keineswegs nachgewiesen; ihr widerspricht auch schon die ausnehmende konstante

Trockenheit im Innern des Gletschereises. Es kann daher die Erklärung des Verfassers ebenfalls keine zureichende und glückliche genannt werden und das Räthsel der Gletscherbewegung ist bis jetzt noch wie früher ungelöst. Auf jeden Fall dürfte derselben kaum eine einfache Ursache zu Grunde liegen; sie scheint vielmehr eine Funktion verschiedener Faktoren zu sein, unter welche sowohl der Druck der Firnmassen von oben und das eigene Gewicht des Gletschers, als auch die wechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung des Eises durch die sich ändernde Temperatur und die Ausdehnung durch die fortwährende Entwicklung des Gletschereises gehören werden.

Eine solche eigenthümliche Bildung des Gletschereises läugnet nun Hr. Petzhold ganz ab, jedoch wie Ref. glaubt, mit Unrecht, da sie von der höchsten Firnregion an Schritt für Schritt mit der größten Genauigkeit verfolgt werden kann und auch verfolgt worden ist von allen Forschern, die sich an Ort und Stelle viel mit der Sache beschäftigten. Wenn Hr. Petzhold auch beim gewöhnlichen Eise das Zerfallen in eckige, mehr weniger regelmäßige Stücke beobachtete, so schreibt er dieser Erscheinung doch eine viel zu große Allgemeinheit zu; denn bei einfallendem Thauwetter hat Jeder Gelegenheit zu sehen, wie in den meisten Fällen feste Eisstücke, während sie immer mehr abschmelzen, doch an der Oberfläche ganz glatt, in ihren Massen klar und durchsichtig bleiben, ohne ein solches Zerfallen wahrnehmen zu lassen. Es dürfte daher auch die übrigens scharfsinnige Erklärungsweise des Verfassers, nach der dieses Zerfallen durch die Zusammenziehung des Eises bei steigender Lufttemperatur bedingt wird und daher der prismatischen Zerklüftung plutonischer Gesteine beim Erkalten analog sein soll, auf einzelne Fälle zu beschränken sein. Eine andere sehr einfache Erklärungsweise, die sowohl auf das Gletschereis als auch auf das gewöhnliche Eis paßt, dürfte viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben. Die ganze Erscheinung mag mit der Krystallbildung im Zusammenhang stehen und die beim Zerfallen zum Vorschein kommenden Flächen sind nichts als die Zusammensetzungsflächen, beim Gletschereise der stets an Größe zunehmenden metamorfosirten Firnkörner, beim Wassereise der einzelnen Krystallaggregate, welche bei beginnendem Aufthauen erst sichtbar werden, indem in ihrer Nähe das Eis leichter schmilzt, als im festen Kerne der einzelnen Körnerpartien, wodurch im Eise ein Spaltennetz gebildet wird, das allmälig an Weite zunimmt, bis das Eis endlich in seine Zusammensetzungspartikel zerfällt. Daß diese Erscheinung beim Gletschereise immer eintritt, hat seinen Grund in der konstanten Struktur desselben; während sie beim gewöhnlichen Eise nur dann eintritt, wenn besondere Umstände eine freiere Krystallbildung vorzugsweise begünstigten. Wäre sie aber in der von Petzhold angeführten Ursache begründet, so müßte sie sich stets einstellen und könnte in keinem Falle ausbleiben.

Übrigens sind noch so viele andere Gletscherphänomene unentziffert, unter denen ich nur die Verbindung mehrer Gletscher zu Einem, die von Forbes und Petzholdt erwähnte feine Längsstreifung manches Gletschereises, die seltene prismatische Zerklüftung mancher Gletscherabstürze hervorheben will, so daß es wohl am besten sein wird, sich jetzt vorzugsweise mit fleißigen und genauen Beobachtungen und Versuchen zu beschäftigen, ehe man es wagt, im Studirzimmer eine Gesammttheorie der Gletscherbildung aufzubauen. Nur dann dürfte es gelingen, ein auf fester Basis ruhendes Gebäude aufzuführen, welches nicht in Gefahr kömmt, durch das Gewicht einer jeden einzelnen neuen Beobachtung eingestürzt zu werden.

Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr anständig, die Zahl der Druckfehler gering.

(Schluß folgt.)

Der Kunstverein zu Salzburg und seine permanente Ausstellung im zweiten Semester 1844.

(Schluß.)

Wir wenden uns nun zu jenen Kunstwerken, mit welchen unsere gefeierte Nachbarschaft — München — uns bedachte. Und in der That, schon die drei Stücke Meister Bürkel's, deren wir zuförderst gedenken müssen, reichten allein hin, zu beweisen, wie sehr wir Ursache hatten, uns dieser Nähe zu freuen. Das erste, eine große Landschaft „die Ruinen einer Wasserleitung in der römischen Campagna" würde unstreitig aller Orten, auch in der gewähltesten Umgebung, einen der vorzüglichsten Plätze behaupten. Lange und oft standen wir vor diesem Bilde, immer zog es uns wieder zu demselben hin, und je länger wir dabei verweilten, desto schwerer fiel es uns, davon zu scheiden. Denn von der wunderklaren Luft, mit den über das Gebirge am Horizonte heraufsteigenden Gewitterwolken, sodann der weit hinaus scheinbar ins Grenzenlose und doch ohne Ermüdung sich dehnenden Fernsicht zur Linken — bis zu dem Vorgrunde, mit seiner üppigen das Steingetrümmer überkleidenden Vegetation, der herrlichen Arkade in der Mitte, und dem spiegelnden Gewässer davor, trägt Alles nur Einen Stämpel seltener Meisterschaft. Aus diesem Bilde kann man lernen, wie eine große Natur erfaßt und wiedergegeben sein will. Da ist keine Spur jenes mühselig-ängstlichen Buchstabirens einzelner Schriftzüge der Meisterin; frei und erhaben stand der Künstler über der Wirklichkeit, und nachdem er sie ganz in sich aufgenommen, hat er, treu und dennoch selbstständig nachdichtend, sie neuerdings aus sich geboren. — Endlich möchten wir auch die Staffage des Bildes nicht mit Stillschweigen übergehen. Über der wellenförmigen Erhöhung des Bodens herauf führen Gensdarmen einen Trupp gefesselter Banditen. Sollte bei dieser Wahl blos eine ganz unabsichtliche Ideenassoziation gewaltet haben, die gewohnt ist, an diese Gegenden ähnliche Begebnisse zu knüpfen? Wir meinen nicht; jedenfalls ließe sich eine tiefere Intention unterstellen, wie ja ein jedes echte Kunstwerk das Eigenthümliche hat, Gedanken anzuregen, die oft die selbstbewußte Absicht des Dichters überschreiten. Neben den anschaulichen Wirkungen der Zerstörung, welche eine rohe Naturkraft über die großartigen Werke ruhmvoller Vergangenheit verhängte, scheint uns als ergänzender Gegensatz die Hinweisung auf die freie Macht des Bösen in der Menschheit sinnig am Platze. Gleichwie aber dort über jenem Bilde der Verheerung der lichte Himmel ruhig ausgespannt liegt, und die ewig junge Natur mitten in der wüsten Unordnung sich eine neue reizende Ordnung geschaffen hat, so sehen wir auch hier eine Gewalt, die dem Verderbniß Halt gebietend, Gesetz und Harmonie wohlthätig wiederherstellt.

Würdig schließt sich hieran das zweite kleinere Gemälde „Ochsen mit ihren Hirten an einer antiken Fontaine

in der Campagna." — Die gierig aus der marmornen Brunnenschale trinkenden Thiere, das Gewimmel der andern, die von rückwärts herauf ungestüm zu dem Wasser sich übereinanderdrängen, der ungern aus dem schützenden Gebüsche hervortretende Hüter, der andere auf schnaubendem Klepper die Heerde zusammentreibend, weiterhin die der nahen Stadt zueilenden Pilgrime, endlich die unübertrefflich schwüle gewitterschwangere Luft — Alles vereinigt sich, die Hitze des Tages und das drohende Unwetter lebendigst zu verkünden.

Das dritte Bildchen, „der Schiffzug am Inn" überschrieben, zeigt uns eine zwar in anderer Weise, aber nicht minder bewegte Szene. Den einen Fuß fest in den Boden gestemmt, mit dem andern weit ausgreifend, streben die mächtigen Rosse mit Anstrengung vorwärts. Auf dem vordersten derselben sitzt ein alter Führer, scheinbar um die Arbeit unbekümmert sein kurzes Pfeifchen rauchend, mit der Ruhe und Sicherheit, welche eine lange Erfahrung gewährt. Anders der jüngere auf dem rückwärtigen Pferde. Die Peitsche hochgeschwungen, mit Ferse und Zuruf die Thiere antreibend, steht der besorgt nach dem Schiffe. Dazu eine fahle, dunst- und stauberfüllte Luft, ein Lehmboden, von vorausgegangenem Regen und darauffolgender Hitze zusammengeballt, voll hartgewordener Spuren früherer Pferdetritte.

Durch treffliche Behandlung der Luft erinnerte uns an Bürkel, den er sich wohl diesfalls zum Muster mag genommen haben, Schleich's Partie am Bodensee. Hätte der Künstler den Vordergrund seines Bildes nicht so stiefmütterlich vernachlässigt, so dürfte dasselbe wohl als ein in seiner Art vollendetes gelten.

Den Umrissen nach klein, aber bedeutend wegen seines innern Werthes ist Scheuchzer's „Schlern bei Botzen." Hier ist Alles gleich meisterhaft, die großartigen in herrlicher Beleuchtung erglühenden Alpen im Hintergrunde, wie die reizende Fülle des Mittel- und Vordergrundes.

Von ausgezeichnet lieblicher Wirkung sind Beckmann's zwei kleine Landschaften: „ein Bauernhaus bei München" und „der Sommermorgen, wahrhaft dichterische Idyllen, der Natur mit zartester Empfindung abgelauscht. Wie wohnlich müßte es nicht dort in jener sonnigen Hütte sein, wie wohl thäte es, hier auf diesem schattigen Rasenabhange hingestreckt, in die freundliche Ferne hinauszublicken!

Einer ernsteren Gattung gehört Hueber's Sturm an. Sehr glücklich hat der Künstler, ohne der trefflichen Charakteristik einer an sich immer unfreundlichen Naturszene Eintrag zu thun, das Rauhe derselben dadurch gemildert, daß er gerade den Moment festhielt, wo noch die Sonne von dem finstern Gewölke unbedeckt, ihren freundlichen Schein über die aufgeregte Landschaft ergießt.

Unter den von München uns zugekommenen Genre-Stücken scheint uns Adam's ungarischer Jahrmarkt das vorzüglichste. Die lebendige Anordnung der Gruppen, eine kräftige, die lokalen Verhältnisse treulichst veranschaulichende Darstellung zeichnen dies Bild vortheilhaft aus. — Verdienstlich ist auch Wendling's „Gefangennehmung eines französischen Offiziers," insbesondere rücksichtlich des Ausdruckes der Hauptfigur. In Schön's „nächtlichem Brande" blieb uns dunkel, wodurch, bei dem nicht eben besonders hervorgehobenen Brande im Hintergrunde, die grelle Beleuchtung der vorderen Gruppe motivirt werde, und deshalb die Wirkung gerade nur auf diese sich beschränke, so daß selbst die unmittelbarste Umgebung nur sehr wenig daran partizipirt. — Von Brunner, der, wenn auch gegenwärtig bei uns einheimisch, dennoch Geburt und Studien nach gleichfalls in diese Reihe gehört, sahen wir außer vielen mitunter sehr gelungenen Porträts zwei kleine Kompositionen, „Szenen aus dem dreißigjährigen Kriege" darstellend, worin der Charakter der Zeit glücklich wiedergegeben ist, insbesondere hat in dem zweiten, „die wahrsagende Zigeunerin im Lager" Gegenstand und Ausführung allgemein angesprochen. — Endlich Schulze's „Klosterfrauen" würden der Intention nach wohl der edelsten Gattung des Genrebildes angehören, wenn nur auch die Ausführung überall hiermit gleichen Schritt hielte. In der engen Klosterzelle sehen wir die Äbtissin, welche die Vorlesung aus einem auf ihrem Schooße ruhenden Buche eben unterbricht, und mit besonnener Fassung das Ende des stürmischen Affektes erwartet, in welchen die jüngere Nonne, ihr gegenüber, ausgebrochen ist, dessen Ursache jedoch wie immer zu denken der Künstler uns leider die unbeschränkteste Vollmacht überlassen hat. Die feingeschnittenen, streng-markirten und doch nirgends harten Züge der Äbtissin, ihr durchdringend-forschender Blick, bewältigend und doch Vertrauen einflößend — Alles deutet uns eine Persönlichkeit an, die welterfahrne Klugheit mit tiefem Gefühl, Kraft und Milde vereint, die, vollkommen mit sich einig, mit charaktervollster Entschiedenheit, die freigewählte Richtung verfolgt. Um so mehr müssen wir bedauern, daß ein Mann, der einen solchen Kopf zu dichten vermochte, andere Partien seines Bildes so unverantwortlich vernachlässigen, und insbesondere in jener jüngeren Nonne eine so ganz haltungslose, Schönheit wie Adel gleich entbehrende Figur vorführen konnte.

Überdies sahen wir ein Thierstück von Werberger, Landschaften von Voltz, Lueger, Köster, Seidel, Brizzi, Zwergauer, Löhr u. A., und recht wackere Porzellan-Gemälde von Dunkelmann, Meinelt und Lehmann in Bamberg.

Noch erübrigt uns, zwei größere Gemälde zu besprechen, leider die einzigen Repräsentanten der historischen Kunst, die sich bei uns einfanden. Zwar scheint das eine, „Hofer's Gefangennehmung" von Moritz Müller in München, nicht überall einen streng historischen Styl festzuhalten, sondern vielmehr hie und da ans Genremäßige zu streifen. Doch dürfen wir durch manche unschwer zu erkennende Mängel nicht zu einer ungerechten Schätzung seines Werthes uns verleiten lassen. Allerdings können wir nicht läugnen, wie das auf die Knie hingestürzte, mit verzweiflungsvollem Flehen die Hände ringende Weib, wie ferner der an dem Fuße des Vaters sich klammernde Junge in keiner Weise, weder durch edle Körperbildung noch würdige Haltung, den Forderungen entsprechen, die wir an die Familie eines Helden auch in einer solchen Situation stellen müssen, soll sie uns anders seiner werth erscheinen.

Auch wollen wir gerne einräumen, daß uns willkommen gewesen wäre, wenn der Künstler statt jener großentheils vulgären und nichtssagenden Schergenfiguren gediegenere Kriegergestalten uns vorgeführt hätte, die unbeschadet der Abwechslung, welche die Verschiedenheit der die Einzelnen beherrschenden Stimmung erzeugen mag, dennoch sämmtlich in einer der

Würde des Gegenstandes angemessenen Weise ihre Theilnahme an dem Vorgange zu erkennen gäben.

Aber dies Alles darf uns nicht abhalten, dem vielen wahrhaft Verdienstlichen in diesem Bilde gebührende Anerkennung zu zollen. So ist zuförderst, besonders, was Kopf und Oberleib betrifft, die Erscheinung Hofer's eine sehr würdevolle. Ruhig, ernst, in schlichter und deshalb um so mehr imponirender Großheit tritt der Held aus der Hütte, bereit, dem Feinde sein Schwert zu übergeben. Es ist Nacht, der volle Fackelschein fällt auf die mächtige Gestalt, und erhöht den ohnedies großartigen Effekt. Im Vordergrunde, halb mit dem Rücken gegen uns gewendet, sehen wir den zum Verrathe gezwungenen Verwandten Hofer's. Von dem Künstler mit weiser Berechnung in Halbdunkel gestellt, die abwärts gekehrte Fackel in der einen Hand, in der andern das gesenkte Antlitz bergend, läßt uns die tief-düstere Erscheinung des Mannes die Vernichtung erkennen, welche ihn innerlichst getroffen hat, und die ihm nimmermehr gestatten wird, seines Lebens wieder froh zu werden. Wäre Alles in dem Bilde so vollendet, wie diese herrliche so ausdrucksvolle und doch dabei so ruhig gehaltene, wahrhaft plastische Figur, dann möchte dasselbe wohl zu den ausgezeichnetsten neueren Erscheinungen dieses Faches zu zählen sein.

Das zweite von den zuletzt erwähnten Gemälden, „der englische Gruß" von J. A. Fischer in München, gehört durchweg jener ernsten Schule an, welche von der höchsten Aufgabe der Kunst durchdrungen, eine längst entschwundene Zeit in die kühle Gegenwart hereinspiegeln möchte, jene Zeit, die mit kindlicher Innigkeit der heiligsten Idee demüthig sich beugte, und die Form nur als Mittel keuschen Sinnes an sie hinzutreten ließ, nicht aber diese — unter dem zweideutigen Titel Natur — unbedingt als Zweck, als Götzen auf den Altar der Kunst erhob. — Wie sehr der Künstler, dessen wir eben gedenken, seinen Gegenstand gefühlt habe, beweist uns die Zartheit, wir möchten sagen, die holdselige Sittigkeit in der Behandlung aller, sowohl der Haupt-, wie der untergeordneten Theile des Bildes. — Mögen die Einen daran überhaupt einen Mangel an Relief, Andere, indem sie die vollendete Meisterschaft anerkennen, mit der Kopf und Hände des Engels insbesondere gemalt sind, diesen dafür zu wenig schwebend, oder den untern Faltenwurf seines Gewandes zu schwer finden, oder endlich selbst hier eine mehr irdische Körperlichkeit wünschen, — wir überlassen es Jedem, sich seine Engel auf die seinem Geschmacke entsprechende Weise zu denken, wir streiten mit Niemanden, und nehmen nur das Recht in Anspruch, den Eindruck zu schildern, den das Bild auf uns hervorbrachte. Und so erlauben wir uns, hinzuzufügen, daß gerade dieser Engel durch die Verklärung, in welcher hier die Leiblichkeit auftritt, uns wunderbar angesprochen habe, so wie wir dem Künstler Dank wissen, daß er auf Effekte, die eben nicht schwer anzubringen gewesen wären, verzichtete, und lieber Alles so anspruchslos anordnete, daß sich nichts hervordrängen und die Wirkung stören dürfte, die uns wenigstens das Bild um so nachhaltiger hinterließ, je länger und ruhiger wir es betrachteten.

Von den Werken historischer Kunst wenden wir uns zuletzt noch zu denen der Skulptur, die unser Salon diesmal enthielt. Nur durch Einen Künstler ward die letztere bei uns vertreten, aber dafür durch einen wahrhaft gediegenen. Wir meinen Ludwig Schaller in München, einen vaterländischen Meister, der leider nicht in seiner Heimat einen seinem Talente entsprechenden Wirkungskreis gefunden hat, sondern diesen außerhalb derselben, nach langjährigem schweren aber ruhmvollen Kampfe sich erobern mußte. — Aus allen Schöpfungen dieses Künstlers, die uns bisher zu Gesichte kamen, leuchtete uns eine helle Intelligenz und ein reiner Schönheitssinn entgegen — natürliche Anlagen, die durch leicht erkennbares sorgfältiges Studium der Antike, und zwar jener Reste, die aus der glänzendsten Periode derselben stammen, ihre rechte Durchbildung gewonnen haben. Überall zeigt sich der Künstler bemüht, jenen vollendeten Typus in ungezwungener, dem Bedürfnisse der Gegenwart angemessener Weise wiederzugeben, so daß eben hierin die ruhige Klarheit und der durchgängig edle Geschmack seines Styles ihre Erklärung finden. — Und so sehen wir in den sechs Statuetten, die der Künstler bei uns ausstellte: Shakespeare, Dante, Goethe, Schiller, Herder und Hans Sachs, eine reiche Vielseitigkeit der Erfindung stets mit glücklichstem Verständniß treu den Charakter ausprägend, und dabei Würde ohne Härte, anmuthige Rundung ohne Weichlichkeit, und mit ernster Gründlichkeit zierlichste Eleganz verbindend. Wie lebendig bewegt, wie munter schalkhaft ist nicht der von dem Sessel aufspringende und nach der Feder hinter dem Ohre greifende Hans-Sachs, eifrigst bemüht, einen Gedanken, der ihm bei der Arbeit auftauchte, zu notiren. Dagegen die tief-ernste Erscheinung Dante's, durchweg von den markirten Zügen bis zu den wenigen in schärferen Winkeln sich abschneidenden Falten am Gewande, die einfache Größe, die charaktervolle Strenge des erhabenen Mannes vergegenwärtigend. Und nun wieder Shakespeare, wie er auf den Souffleurkasten gestützt, die Füße übereinanderschlagend, in vornehm-nachlässiger und doch anmuthig-würdevoller Haltung die Rollen austheilt, ein königlicher Herr, ein wahrer Fürst der Dichtkunst. Ferner Goethe, freilich weniger der Dichter als der Minister, staatsmännlich gehäbigt, nicht ohne Embonpoint, das der strammen Kleidung sich widersetzt, mit Herablassung bereit, eine Audienz zu ertheilen. Neben ihm die edel-traurige, jungfräulich-schlanke Gestalt Schiller's mit dem knapp anschließenden und doch weich herabfließenden langen Oberrocke. Endlich die vielbesprochene Statuette Herder's, ein vollendetes Kunstwerk, durch die Meisterschaft, mit welcher in dieser von reichem Faltenwurfe umhüllten, ruhig in sich versammelten Gestalt die schwierige Aufgabe überwunden wurde, eine so ganz innerliche Zuständlichkeit, als das Wesen dieses echt-deutschen Gelehrten-Charakters ausmacht, plastisch nach außen hervortreten zu machen. — Möge der Künstler ein so glänzend begonnenes Unternehmen mit gleicher Liebe fortsetzen, und uns nach und nach eine immer zahlreichere Gallerie ähnlicher Bildnisse schenken.

Und so schließen wir denn diesen ausführlichen Bericht mit dem innigen Wunsche, daß unser Verein von Jahr zu Jahr in immer steigendem Maße die schönen Erwartungen erfülle, zu denen ein unter so günstigen Auspizien eröffnetes Dasein berechtigt. Möge er vor Allem, — den Richtungen der Zeit nur in so weit nachgebend, als er die Selbsterhaltung unumgänglich erheischt, — den großen Beruf sich stets vor Augen halten, stufenweise sein Publikum auch für das höhere Kunstver-

ständniß heranzubilden. Möge er insbesondere wie in diesem Jahre, so fortwährend ein ähnliches Streben durch eine allem Parteiinteresse fremde, nach Kräften möglichst gediegene Auswahl beim Ankaufe beurkunden. Dann dürfte er unbekümmert um vereinzelte mißbeliebige Stimmen, des Beifalls echter Kunstfreunde gewiß, und ihm vielleicht dereinst die ehrenvolle Rolle beschieden sein, zwei durch so mannigfaltige Interessen eng an einander gewiesene Nachbarländer auch in künstlerischer Beziehung freundlichst verbinden zu helfen.

Ueber Volksbibliotheken und Volksschriftenvereine.

Unter den Vereinen, welche die Gegenwart zu Tage kommen läßt, sind jene zur Stiftung von Staats-, Volks-, Bürger-Bibliotheken und jene Vereine, welche es sich zur Aufgabe machen, gemeinnützige, wohlfeile Schriften unter das Volk zu bringen, und es aufzuklären über Leben, Gesundheit, Haus- und Landwirthschaft, Gewerbe ꝛc. zu belehren, und vorwärts zu bringen, nicht die seltensten. So gestaltete sich ein solcher Verein in Plauen, Großenhain, in Zwickau, welcher bereits gegen 8000 Mitglieder zählt, im nassauischen Usingen, das schon eine Büchersammlung von 1000 Bänden besitzt, obwohl sie erst vor zwei Jahren angelegt worden ist, dann in Frankfurt und noch mehren andern Städten. Wien, Prag, Graz, Steir, Linz, Klagenfurt ꝛc. haben ebenfalls wenigstens Gewerbsbibliotheken gestiftet. Erst jüngst trat auch zu Karlsruhe ein Verein zur Verbreitung guter und nützlicher Bücher im Großherzogthum zusammen. Eben so kam ein ähnlicher auf Veranlassung des Kronprinzen von Baiern in München zu Stande, zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der gesammten Technik und der Wirthschaftslehre, und um diese Fächer einschlagende Schriften zu veranlassen und sie unter das Volk zu bringen. Desgleichen besteht seit ungefähr einem Jahr auch in Würtemberg ein Volksschriften-Verein, der schon gegen 40,000 Volksschriften vertheilte und zwar: Pilschaft's Gesundheitskatechismus für den Bürger und Landmann; Dietrich's Vater Richard, oder die schwere Kunst, Kinder zu erziehen; das Nöthigste für Dienstboten; Vater Richard, oder der Weg zum Reichthum, von Franklin; Well's Obstzüchter; die Erde von Saskind, über die Folgen der Verwahrlosung von Bossert; der Mäßigkeitverein, von Dr. Rösch; worin die Folgen des Branntweintrinkens ꝛc. geschildert werden; der Glasmaler und der Falschmünzer von Dr. Zimmermann, der in Beispielen darthut, was Aberglaube und Unsittlichkeit herbeiführen, und zu welchen Verbrechen die Noth und Armuth führen kann und wie ihnen dagegen auszuweichen sei. Nicht minder geschah in dieser Hinsicht auch in Italien sehr viel und in Frankreich hatte schon vor einigen Jahren das Ministerium den Plan, jede Gemeinde mit einer kleinen Bibliothek von industriellen und moralischen Büchern zu versehen. Man sieht, daß also sowohl schon größere Städte und ganze Bezirke, aber selbst auch kleinere Örter solche Vereine haben, und daß die Sache allenthalben Anklang gefunden hat, und noch immer findet, und dies mit vollem Rechte. Denn was kann geeigneter sein, nützliche Kenntnisse unter das Volk zu bringen, es über Verschiedenes zu belehren, es durch moralische Schriften im Guten zu bestärken und zum Guten anzuleiten, als solche Vereine: so lange nicht Jedermann vermöglich genug ist, sich Schriften zu kaufen, so lange der gemeine Mann nicht weiß, worüber schon geschrieben worden und wo er es zu suchen hat? Schon die Aufklärung überhaupt und an und für sich ist nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für den Staat und jede Regierung höchst ersprießlich. Kant sagt darüber mit Recht: die Erfahrung aller Zeiten lehrt, je mehr die Menschen unterrichtet werden, desto lenksamer werden sie, und als man ihn einst fragte, ob die Bauern, wenn sie verfeinert würden, wohl zu regieren wären, antwortete er auf ähnliche Weise, daß Leute, welche Vernunft haben, weit besser zu regieren sind, als die rohen, und daß überhaupt Aufklärung und Aufheiterung des Verstandes Menschen gut gesinnt macht.

Auch spricht die Thatsache dafür, daß in jenen Ländern, wo zahlreicher Schulbesuch statt findet, Verbrechen in weit geringerer Zahl vorkommen, als dort, wo keine Schulen bestehen. Wenn August Böckh erst unlängst in einer feierlichen Rede zu Berlin sagte: „Im Namen des Gesetzes und in gutem Glauben fromm und gottgefällig zu handeln, haben in früherer Zeit Regierungen Thaten begangen, welche die bessere Einsicht der spätern Zeit als offenbare Verbrechen erkennen mußte," so ist das wohl auch auf jeden Einzelnen anzuwenden; denn wo die Einsicht fehlt, wo Zwielicht herrscht, wo falscher Schimmer blendet und auf der anderen Seite Dunkelheit den klaren Blick hemmt, da muß die ganze Geistesrichtung leiden, da herrscht Unsicherheit, Einseitigkeit, Befangenheit. Staat und Kirche und ihre Diener können nicht jeden Schritt des Einzelnen immer und in jedem Augenblick leiten und lenken, ihm auch nicht in Allem Maß und Ziel geben, so daß ihm ein nicht kleiner Kreis von Thätigkeit bleibt, in welchem er sich nach eigenem Gutdünken zu bewegen hat, und ihm ein nicht geringes Feld zur eigenen Selbstbestimmung und zum eigenen freien Schalten überwiesen ist. Überhaupt kann ihm von oben mehr nur die Grenze des Handelns, über welche hinaus er nicht gehen darf, gesteckt werden, als ihm für jeden Augenblick, für jede Individualität, Lage, Zeitumstände u. s. f. jede Handlungsweise vorgeschrieben werden. Um dieses ausführen zu können, würde es dem Staate schon an hinlänglichen Mitteln fehlen. Die Weiterbildung und letzte Ausbildung muß daher mehr oder weniger dem Individuum überlassen werden. Selbst wenn der öffentliche Unterricht sich auf alle Fächer und Gegenstände des Wissens erstrecken würde, was wohl nicht leicht zu bewerkstelligen ist, so würden aus verschiedenen Ursachen nicht Alle daran Theil nehmen können, auch würde er zudem in vieler Hinsicht noch lange unzulänglich bleiben müssen. Die Vervollkommnung in jedem Dinge bleibt somit immer größtentheils dem Selbststudium und der gegenseitigen Belehrung, Mittheilung und wechselseitigen Unterstützung anheimgestellt. Wodurch würde aber dann auch in Bezug auf die Beförderung der Moralität, die Verfeinerung des Verstandes, des Geschmackes, die Belebung edler Gefühle, die Erweckung hochherziger Gesinnung, die ganze Veredlung des Menschen überhaupt ersetzt werden, wenn die Lektüren guter Schriften, die doch zu allem diesem so viel beitragen können, und so viel Gutes zu bewirken vermögen, wegfiele? Was könnte so allgemein den guten Geist befördern und Sitten verfeinern? was leichter ein ganzes Volk zum Besten wenden, was vielfältiger

wirken, als gute Lektüre? Hätten wir ein Beispiel in der Geschichte, daß die Erziehung eines Volkes in so großem Maßstabe und auf die angegebene Weise versucht worden wäre, es würden gewiß schöne Resultate darüber zu vernehmen sein. Wo Herz und Verstand hinlängliche Nahrung erhielten, für beide durch gute Schriften allgemein gesorgt, wo also auf solche Weise gesäet würde, da könnten auch die schönen Früchte unmöglich ausbleiben. Dies zu bewerkstelligen, kann aber, wie schon gesagt, nicht dem Staate allein aufgebürdet werden, und bleibt somit zum größten Theil dem Privatwillen überlassen. Da nun den Bewohnern eines Landes, eines Bezirkes, Ortes, die sich in besondern Kreisen zu vereinen hätten, so viel freier Spielraum zu edler und heilsamer Wirksamkeit verbleibt, so sollten sie daher um so weniger unthätig bleiben, um so gewissenhafter sich der Sache annehmen, und den im Wissen mehr zurückbleibenden Nebenmenschen brüderlich weiter führen und sich selbst die Gelegenheiten und Mittel zur Bewirkung alles Guten vervielfachen. Gewiß keine kleine Ehren- und Gewissenssache für uns Alle, uns gegenseitig in Wissen und Willen weiterzuführen, weiter zu bringen und zum Heile zu leiten.

Außerdem, wie würden wir uns nur selbst zu Gefallen handeln, wir, die wir uns so an der Rohheit der untern Klassen stoßen, die wir ihre Manieren so unerträglich verwerflich, so tadelnswerth finden, wenn wir ihnen die Mittel verschafften, diese verhaßte Rohheit abzulegen; wenn wir selbst suchten, auf die angezeigte Weise ihr Benehmen zu veredeln, ihre Sitten zu verfeinern? Suchen wir unter andern besonders die dienende Klasse aus ihrer theilweisen Unwissenheit, ihrer Versunkenheit und aus ihrem Schmutz zu heben, anstatt sie ihrer sittlichen Menschenwürde verlustig gehen zu lassen, anstatt sie zum Spielball unserer selbstsüchtigen und ehrsüchtigen Interessen zu machen und sie gleichwohl dabei zu verachten und für Wesen zu halten, die uns nur anekeln, und die wir kaum für unsers Gleichen ansehen, kaum zur Menschheit zählen wollen. Es ist dabei nicht davon die Rede, daß Alles gleich feine Bildung erhalten soll, denn dies würde sich mit vielen Gewerben und mit vielen Lebensverhältnissen nicht leicht vertragen, sondern es sollen nur Jedem Mittel gegeben werden, sich in seinem Kreise vortheilhafter, zweckmäßiger und mit mehr Einsicht bewegen zu können und dabei nicht im Schlamm der Niedrigkeit, in der Dunkelheit der Unwissenheit unterzugehen, und in der Trockenheit eines Bodens zu verdorren, den kein erquickender, labender, belebender Thau von oben befruchtet. Bedenke man ferner nur, abgesehen von dem so zu sagen positiven Gewinn für die Moralität, was Volksbibliotheken noch für einen negativen Nutzen bringen können und könnten, indem sie nicht nur sehr Vielen die nützlichste Zerstreuung, die solideste Unterhaltung und den unschuldigsten Zeitvertreib, die würdigste Erholung gewähren könnten, indem sie sehr Viele, die durch irgend eine Art auf einige Zeit beschäftigungslos geworden sind, vor Müßiggang, der so Viele und so schnell ab und irre führt und zum Unrechten verleitet, bewahren würden; indem sie Andere von andern mehr oder weniger schädlichen, oder Kosten verursachenden und zu nichts führenden Vergnügungen abhielten, und so Tausenden zu wahren Heil- und Rettungsanstalten würden. Was könnte auch ein Hausvater unter andern an Sonn- und Feiertagen und langen Winterabenden besseres thun, als seinen Angehörigen aus nützlichen Schriften eine oder ein paar Stunden vorzulesen, oder sie ihnen zum Lesen zu geben?

Welchen Einfluß aber noch außerdem Schriften über Haushaltung, Gesundheitspflege, Landwirthschaft und das ganze Gewerbs- und Industriewesen auf alle diese ausüben müßten, wenn sie populär abgefaßt sind und sehr verbreitet werden, das läßt sich leicht errathen. Nicht nur würden bei Haushaltungen, bei Ökonomien und in der Landwirthschaft wesentliche Verbesserungen eintreten, sondern es würden sich auch gewiß für sehr Viele ganz neue Erwerbsquellen aufschließen. Das ganze Gewerbswesen insbesondere würde bedeutend gewinnen, wenn in eine solche Orts-, Volks- oder Stadtbibliothek Bücher und Journale aufgenommen würden, welche über die verschiedenen Gewerbe und Künste täglich erscheinen. Zudem reicht die Praxis allein heut zu Tage auch bei den gewöhnlichsten Gewerben oft nicht mehr ganz aus, da jetzt Alles mehr wissenschaftlich begründet sein will und der alte Schlendrian bei dem jetzigen Aufschwung der Zeit nicht mehr recht bestehen kann. Besonders dürften solche Schriften da von sehr großem Nutzen sein, wo keine Gewerbsschulen bestehen, wo keine Vorlesungen über Gewerbszweige gehalten werden, keine Modellensammlungen vorhanden, keine Zeichnungsschulen, oder chemische Laboratorien eingeführt sind. Meister und Gesellen würden manchen Nutzen daraus ziehen, auf mancherlei Art ihre Kenntnisse erweitern, leichter auch mit allen jenen Gewerbszweigen bekannt werden, die mit dem ihrigen zusammenhängen, das Wandern in die Fremde würde ebenfalls nicht mehr in dem Grade nothwendig sein, wie jetzt und früher, ja gar viele Dinge würden Gewerbsleute aus einigen guten Schriften lernen, was durch das Wandern allein nicht erzielt wird. Manche ihrer Gewerbe und Künste wollen gegenwärtig schon gründlich und mehr rationell behandelt werden, viele erheischen schon Einsichten in die Chemie, Technik ꝛc., selbst die Feldwirthschaft entbehrt ihrer sehr schwer und sie wird sich nur in dem Maße heben, als die Kenntnisse in der Chemie zunehmen.

Schlüßlich wolle nur berücksichtigt werden, wie leicht und mit welch geringen Kosten für die Einzelnen solche Volksschriften-Vereine und Volksbibliotheken sich zu Stande bringen lassen. Es dürfen nur einige Hundert zusammentreten und monatlich ein paar Groschen beitragen, so ist die Sache, nach eingeholter Bewilligung der Obrigkeit, schon bewerkstelligt. Schon 400 Mitglieder z. B. würden, wenn sie monatlich nur 12 kr. beisteuern, gegen tausend Gulden zusammenbringen, eine Summe, die in mancher Hinsicht ausreichen, und wodurch schon eine Ortsbibliothek möglich gemacht würde.

Berichtigung.

Nr. 45, Seite 349, 2te Kolumne, Zeile 20 lies statt: unentbehrlich entbehrlich.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 26. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 50.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Polnische Dramaturgie. — Die Taschenbücher: Klar's Libussa. — Reuß: Geognostische Schriften von Petzholdt und Fuchs. (Schluß.)

Polnische Dramaturgie in neuester Zeit.

Die Literatur ist die Äußerung des inneren — des geistigen Lebens einer Nation. Dies ist ein Satz, der keines Beweises bedarf; es ist ein Axiom. Die Literatur jeder Nation theilt sich in zwei Hauptarme, beide fest — beide groß und erhaben, denn beider Wurzel ist der Gedanke, nämlich in die Literatur des Wortes und die Literatur der Schrift.

Wie groß — wie erhaben ist die Literatur des Wortes! Welch eine tiefe Weisheit, — welch eine erhabene Poesie herrscht in ihr. Wenn wir uns nicht scheuen möchten in die Hütte des Landmannes einzutreten, — wenn wir uns nicht scheuen möchten an seinem gastfreundschaftlichen Heerd mehre Stunden zuzubringen, und seinen wunderbaren Märchen Gehör zu geben — da möchten wir mehr lernen, als aus allen geschriebenen Folianten. Hier möchten wir zur Kenntniß gelangen, wie unser Volk in allen Beziehungen in seiner Poesie lebt und webt. Und wahrlich, jeder größere Haufen Steine, jede größere Eiche ist bei ihm nicht ohne Poesie. An Alles ist eine herkömmliche Sage geknüpft, alt — wie das Leben des Volkes — wunderbar, — denn das Wunderbare ist es, an welches unser Volk die größte Zuneigung zeigt. Der kalte egoistische Städter sieht nur einen Haufen Steine, eine Eiche, die größer ist als andere: der Dichter aber und das Volk sieht in diesem todten Haufen etwas mehr, es sieht hier eine Vergangenheit in Trümmern — es hört die Stimme, mit der diese Trümmer zu ihm sprechen, — es begreift ihre Sprache, die der Städter nicht begreift, und nie begreifen wird! . . .

Jedoch ich scheine mein Ziel zu verfehlen. Ich wollte über Dramaturgie schreiben und mein Enthusiasmus für die Volkspoesie hat mich auf Abwege geführt. Möge es als eine Episode gelten, die mir der geneigte Leser verzeihen wird.

Ein wichtiger — ja der wichtigste Theil der Literatur der Schrift ist die Poesie und ihren Gipfel erreicht sie im Drama. Das Drama ist bei uns Polen noch nicht auf jener Stufe, wie es bei den Engländern durch ihren Shakespeare oder bei den Deutschen durch ihren Schiller ist, aber auch bei uns — Dank den Bemühungen unserer genialen Schriftsteller und Dichter — auch bei uns keimt schon aus nationellen Elementen ein Drama empor, wie es unseren Bedürfnissen entspricht — ein Drama, welches sich auch ein allgemeines Interesse erringen wird. Die Namen unserer nationellen Dichter werden dann würdig einem Shakespeare, einem Calderon, einem Schiller zur Seite stehen.

Unlängst — denn im Laufe des verflossenen Jahres noch — habe ich in einer der deutschen Zeitschriften gelesen die Worte: „**Fredro, rarissima avis comoediae polonicae.**“ Diese mit diktatorischem Absolutismus ausgesprochenen Worte waren eigentlich schon damals nicht richtig; — heute aber finden sie keine, nicht die geringste Anwendung mehr.

Mit Achtung nennt jeder Pole den Namen **Fredro's**, aber jeder Denkende wird es auch nicht gelten lassen, daß **Fredro** heute eine **rarissima**, nicht einmal eine **rara avis comoediae polonicae** sei. **Korzeniowski**, unser gefeierte dramatische Dichter, steht ihm heute würdig zur Seite, — ja er erhebt sich über ihn, seitdem er seine Feder auf das nationelle Feld übertrug.

Einer der deutschen Kritiker sagt: „**Korzeniowski** holt seine Drama aus der konventionellen deutsch-englischen Welt, und malt Originale, wie sie nur im Monde existiren können.“ Und ferner sagt noch der genannte Kritiker: „**Korzeniowski's** letztes Drama: „Todte und Lebendige“ ist von der Kritik freundlich begrüßt worden, handelt jedoch wieder in den hohen Kreisen Italiens und hat mit der polnischen Nationalität nichts zu thun. Man rechtfertigt ihn in der Kritik damit, daß er zur Darstellung von „Todten und Lebendigen“ habe nach Italien gehen müssen, um in dem heißen Blute der Italiener dasjenige üppige Leben zu charakterisiren, welches er in seiner Darstellung zu versinnlichen dachte. Solches Motiv wäre jedoch entweder Verkennung polnischer Individualität oder Vorurtheil. In polnischen Charakteren kann der Dichter unbedenklich jenen Grad des „Lebens,“ d. h. des sich äußernden Gemüthes, der Leidenschaft finden, den er auf italienischem Boden gesucht hat.“ Und er hat Recht, wenn er dieses sagt. Warum aber **Korzeniowski** nicht gleich jener Richtung ge-

folgt ist, der er folgen sollte, warum er nicht gleich das nationelle Feld, sei es das geschichtliche der Vergangenheit, oder das der Gegenwart betreten hat, ist leicht zu enträthseln, wenn man bedenkt, wo und unter welchen Verhältnissen **Korzeniowski** lebt und schreibt.

Aber in neuester Zeit hat er uns ein Drama geschaffen, wie wir es brauchen, ein echtes nationelles Drama, welches uns anspricht, welches uns ergreift; er hat uns geschaffen ein Drama aus unserem eigenen Leben, so wahr und natürlich, wie das Leben selbst, und dadurch ist **Korzeniowski** zum Volksdichter, — zum Liebling des gesammten polnischen Publikums geworden!..

Ich will hier blos Einiges von seinem letzten dramatischen Werke sagen, betitelt: „Die Juden.“ Groß war die Erwartung, doch größer die Sensation, die es gleich nach seiner ersten Vorstellung in Lemberg erregte.

Der Inhalt ist ungefähr folgender:

Staroświęcki, ein alter polnischer Edelmann, mit dem alten Glauben, daß der herkömmliche Adel auch große erhabene Tugenden in sich einschließt, mit der alten Treue und Anhänglichkeit an die Magnaten, verliert durch Feuer sein ganzes Hab und Gut. Die Gebäude des Meierhofes, den er vom Grafen **Ponicki** in Pacht genommen hat, müssen nun, weil das Feuer aus Unvorsichtigkeit entstand, hergestellt werden auf Kosten des verunglückten **Staroświęcki**. Der Schaden wird ämtlich dreimal so hoch geschätzt, als er wirklich ist, weil der Herr Graf eben jetzt Geld braucht, um auf den herannahenden Jahrmarkt zu gehen, und da einige Wochen lang zu schwelgen, das mit Thränen des bedrückten Landmannes — mit Thränen vieler Familien benetzte Geld zu verspielen, und durch äußeren Aufwand die Gläubiger zu blenden, damit sie nicht sehen, daß er seinem Untergange entgegeneile. Bittend begibt sich der Greis in den Palast des Magnaten, er möge doch die Sache untersuchen, denn der Schaden beträgt kaum das Drittheil der durch die Umtriebe seines falschen Dieners **Pazurkiewicz** und durch den bezahlten Amtsdiener angegebenen Summe. Aristokratisch behandelt der stolze Magnat den ehrwürdigen Greis, der, ohne etwas ausgerichtet zu haben, die prunkenden Säle verläßt, um andererseits Hilfe zu suchen.

Der junge **Staroświęcki**, im Gegensatze zum Vater, mit dem reinen Glauben, daß das Verdienst und die Tugend der wahre Adel sei, liebt die junge Fürstin Sofie, Pupille des Grafen, und wird auch gegenseitig geliebt. Diese verspricht der verunglückten Familie ihre Hilfe, und **Staroświęcki** versäumt nicht, seinerseits die nothwendigen Schritte zu thun, um das zur Tilgung des Schadens nöthige Geld zusammenzuscharren. Er begibt sich zum **Zadzirnoski**, einem wohlhabenden Gutsbesitzer, bei dem er Geld anliegen hatte, und bittet ihn, er möge ihm, wiewohl der Zahlungstermin noch nicht herangerückt ist, die anliegende Summe sammt den Prozenten auszahlen. **Zadzirnoski** weigert es; er behauptet, er hätte jetzt nicht so viel, und trägt ihm zuletzt die Hälfte als Zahlung der ganzen Summe an, was jener mit Verachtung zurückweist.

Endlich geht **Staroświęcki** auf den Jahrmarkt nach **Berdyczew**, wohin sich auch schon der Herr Graf mit seiner sentimentalen Frau Gräfin, der jungen Fürstin Sofie, seiner Pupille, und der ganzen Schaar der Dienerschaft begeben hat.

Hier begibt sich der alte **Staroświęcki** zum Aron **Löwe**, der Hauptperson während des Jahrmarkts in **Berdyczew**, dem Geldlieferanten der schwelgenden Magnaten, und bittet ihn um die Anleihe einer gewissen Summe Geldes, die er in seiner bedrängten Lage benöthigt. Aron Löwe, eingedenk einer ihm durch **Staroświęcki** einst erwiesenen geringen Gefälligkeit, händigt ihm die geforderte Summe gegen ein mäßiges Perzent ein.

Voll edlen Stolzes bringt der junge **Staroswięcki** dem eben mit Kartenspiel beschäftigten Grafen **Ponicki** das ungerecht geforderte Geld.

Ein unerwartetes Ende nimmt die Liebe des jungen **Staroswięcki** und der Fürstin Sofie, dieser einzigen idealen Gestalt, die wie ein Engel, wie ein Wesen aus der andern bessern Welt, in ihrer Umgebung dasteht. — Der alte **Staroswięcki** will nicht zulassen, daß die junge Fürstin, der Herkömmling eines alten Geschlechtes, mit dem Sohne eines Pächters ihr Loos hienieden theile; er will nicht, daß sein Sohn zum Ziele des Spottes der Magnaten werde; „ich will lieber,“ sagte er, „daß du der erste unter Pächtersöhnen seiest, als der letzte unter Magnaten.“ Der Sohn gehorcht; — dem kindlichen Gehorsam opfert er seine erste, heißglühende jugendliche Liebe auf, und die Liebenden scheiden — scheiden aber nur für diese Welt, mit der Hoffnung, daß sie Jenseits vereinigt werden.

Der aufmerksame Leser wird wohl bemerkt haben, welche Hauptaufgabe der Dichter sich gesetzt hat, und wie er selbe löste. —

Die beiden **Staroswięcki**, Vater und Sohn, sind Verkörperungen zweier Ideen; beide groß — erhaben — aber jede in ihrer Zeit.

Merkwürdig ist noch die episodische Person der Frau **Szenionowa**, dieser alten Intriguantin und Kokette noch aus den Zeiten des Kaiserreiches, die unser Autor selbst ein letztes aber beachtenswerthes Exemplar nennt. Über die Katastrofe des Drama's hinsichtlich der Liebenden waren die Meinungen sehr verschieden; sie anzuführen, wäre hier nicht am Orte.

Damit schließe ich meinen ersten Artikel über die neueste polnische Dramaturgie, mit dem Wunsche, er möge bei den Lesern dieses Blattes einen freundlichen Anklang finden.

Polonus.

Die Taschenbücher.

9. Klar's Jahrbuch „Libussa.“ 4 Jahrgänge. Prag 1842—45.

Mit einer achtungswerthen Selbstständigkeit verfolgen die „österreichischen Blätter für Literatur und Kunst“ ihre Aufgabe: die literarische und geistige Thätigkeit der verschiedenen Nationalitäten des österreichischen Kaiserstaates zu vereinigen und zu besprechen. Indem wir es unternehmen, Klar's Jahrbuch „Libussa“ anzuzeigen, sei es uns vergönnt, einige allgemeine Bemerkungen über die Stellung der deutschen und böhmischen Literatur voranzuschicken.

An mehren Orten dieser Blätter war von dem rüstigen Fortschreiten der jugendlich auflebenden böhmischen Literatur

die Rede; ein allgemeiner Artikel im vorigen Jahrgange gab Beiträge zur Geschichte der böhmischen Sprache (1844 II. Nr. 4), auch einzelne Leistungen wurden anerkennend besprochen.

Ist auch Ref. Deutscher von Geburt und Bildung, so wird es ihm nie beifallen in diesem Aufstreben einen Anlaß zu finden, die Thätigkeit so vieler tüchtiger gesinnungsvoller Männer zu verdächtigen und den Deklamationen einzelner Journalisten Deutschlands, die ohne Sachkenntniß und Gesinnung so manches Alberne veröffentlichten, irgend eine Realität beizumessen. Der größte Theil dieser Debatten wäre gewiß auch unterblieben, wenn es möglich wäre, bei dem Aufleben irgend einer wahren und wichtigen leitenden Idee, bei dem Anschließen vieler Kräfte zu einem größern wichtigen Unternehmen, das Auftreten und Sprechen jüngerer Herolde zu verhindern, deren Überschwenglichkeit und Unbesonnenheit maßlos ist und Anlaß zu unangenehmen Zänkereien gibt.

Wem das Wohl unseres Vaterlandes ernst am Herzen liegt, der wird auch als Deutscher gerne seine Hand jenen Männern reichen, welche, durch Bildung und Gesinnung achtungswerth, für das Aufleben der böhmischen Sprache Zeit und Lebenskraft einsetzten. Aber diese Männer werden auch mit uns das unbesonnene Schreien und Drängen der jüngern Parteigänger auf beiden Seiten als eine unvermeidliche, jedoch sehr wenig erfreuliche Erscheinung des Strebens ansehen und leider ertragen müssen.

Irrig ist es ferner, wenn man jene literarische und geistige Regsamkeit, welche vor dem Erwachen des Interesses für die böhmische Sprache in Böhmen herrschte, so ganz bedeutungslos hält und den Beginn, das Aufleben eines Nationalgefühles, erst mit dem erhöhtem Interesse für die böhmische Sprache bezeichnen will. Die innige Wechselwirkung, welche seit Jahrhunderten zwischen Böhmen und Deutschland bestand, brachte in Böhmen, durch seine Lage und Verbindungen so nahe an den Heerd deutscher Bildung und Regsamkeit gesetzt, ein lebhaftes Mitfühlen und Mitleben jeder geistigen Richtung Deutschlands hervor und da ein allgemeines Band der Sprache Alle bindet, so erstarkte auch hier mit dem Beginne des zweiten Jahrzehents dieses Jahrhunderts ein patriotisches Gefühl, ein Nationalgefühl.

Obwohl wir diese Behauptung nur durch vereinzelte Belege darthun können, so wird auch ohne dies gewiß Jeder, der mit unbefangenem Auge unsern literarischen Erscheinungen gefolgt ist, uns hierin beistimmen. Würde sich, wie anderwärts, das geistige Streben durch literarische Erscheinungen so deutlich kund geben, so wäre eine Hinweisung hinreichend.

Da aber in Böhmen, wie in Österreich im Allgemeinen, die literarischen Erscheinungen so wenig einen Maßstab weder für die Tüchtigkeit der geistigen Kräfte abgeben können, noch für die Größe der Bildung ein Anhaltspunkt sind, muß sich Ref. vornehmlich auf die eigene Erfahrung Jener berufen, deren Bildungsgang eben in jene Zeit fällt. In jener Periode, welche nicht ohne rege Vaterlandsliebe und Streben für geistige Entwicklung des Landes war, hatte die deutsche Sprache im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Übergewicht.

Wir bezeichnen vornehmlich diese ganze Richtung durch das Streben unsers vaterländischen Dichters Karl Egon Ebert. Mit inniger Theilnahme wurde vom ersten Beginne seiner dichterischen Leistungen eben die patriotische Richtung anerkennend hervorgehoben, und sein nationales Heldengedicht Wlasta (1829), voll Liebe für den Ruhm des Vaterlandes, belebte das Gefühl des größern gebildeten Publikums für die wahrhaft poetische Vorzeit unsers Vaterlandes. Mit dem Auftreten dieses höchst talentvollen Dichters wurde das Nationalgefühl, wenn auch durch das Mittel deutscher Sprache, ungemein belebt. In wessen Herzen klingen nicht die Worte wieder:

„Ihr Berge, stolze Berge, du schwarze Wälbernacht,
Ihr golderfüllten Ströme, ihr Au'n in grüner Pracht,
Ihr sanft gewölbten Hügel in blumigem Gewand,
Euch nenn' ich, freudig rufend, mein schönes Vaterland!
Du Erde, heil'ge Stätte, du Grab so vieler Kraft,
Ihr Trümmer alter Baue, in Schutt dahingerafft,
Ihr Reste hohen Geistes, der jedes Herz entbrannt,
Euch neun' ich hochbegeistert mein großes Vaterland!"

Und die Schlußstrofe:

„D'rum will ich dennoch deuten das blutdurchdrung'ne Bild,
Das, hast'gem Triebe folgend, die rasche Hand enthüllt,
Und auch in diesem Bilde sei, meiner Väter Heerd,
Sei, Böheim, Land der Stärke, im Liede mir verehrt!" —

Freilich haben die jüngeren Vorkämpfer der böhmischen Sache auf die Sympathien vergessen, welche dieses treffliche Gedicht durch seine Tendenz und innern Gehalt damals in unseren Landsleuten eben so zeitgemäß anregte. Und soll man nicht auch die lebhafte Anerkennung eines seiner historischen Schauspiele auf unserer vaterländischen Bühne als Thatsache dafür annehmen? Manche tüchtige Kräfte schlossen sich seinem Streben an und die sicherste Bürgschaft für die damalige Periode und einen Beleg, wie man eben auch in deutscher Sprache für Verbreitung von Nationalgefühl und geschichtlichem Interesse wirkte, zeigt uns die von Palacky so trefflich redigirte deutsche Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums (1827—30), die als eines von den gediegensten deutschen Blättern einen hohen Rang einnimmt.

Der große Altmeister Göthe hat hierüber sein Wort vernehmen lassen (sämmtliche Werke XII. 381—410) und besonders darin der Gesellschaft des vaterländischen Museums eine hohe Anerkennung gezollt, daß sie bei jenem Plane „beide Sprachen vereinigend und vermittelnd wirke, indem sie keine derselben verabsäumt." K. E. Ebert, Prof. Zimmermann, Swoboda, Wenzig, Müller behandelten historische Stoffe in dichterischer Form; deutsche Gedichte über nationale Gegenstände von Ebert und Müller wurden damals von Swoboda und Hanka ins Böhmische übertragen; es konnte der Austausch und die Wechselseitigkeit nicht weiter gehen. Palacky und Dobrowsky schrieben in deutscher Sprache für die Geschichte Böhmens, vergaßen darum aber nicht auf die thätige Fortbildung und regste Unterstützung der böhmischen Sprache.

Diese deutsche Zeitschrift ist aus Gründen, deren Erörterung hier nicht zulässig ist, eingegangen. Mit dem allgemeinen Interesse, welches sich in allen Ländern für die einheimischen vernachlässigten Sprachstämme regte, eine Richtung der Zeit, mit dem Eifer, welcher in manchen Ländern fast auch abgestorbenen Sprachelementen künstlich Leben und Wirklichkeit erobern wollte, wurden die bisher im Stillen arbeitenden Kräfte für die böhmische Sprache, wo freilich noch ein großer Sprachschatz im Volke vorgefunden wurde, plötzlich erstarkt, ein rüstiger erfolgreicher Wetteifer begann und kaum in einem

Dezennium begrüßten wir Erscheinungen, welche mit Grund den Stolz jeder Literatur ausmachen würden.

Wenn diese Bemerkung nicht genügt, so mögen Namen gelten, wie Šafařík, Palacký, Jungmann, Čelakowsky, Hanka.

Der Ausspruch Göthe's über dieses Streben: „die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engern Grenzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war, und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das eben so viel Selbstverläugnung als Kraft und Geschick fordert," ist auch unser Glaubensbekenntniß und das so vieler Deutschen in Böhmen.

Auch die deutschen Zeitschriften Prag's theilen diese Gesinnung, und jede bedeutende Eroberung für das Fach der böhmischen Sprache wird mit gleicher Liebe hervorgehoben und erwähnt. Es ist daher völlig grundlos, den Gebildeten unter den Deutschen in Böhmen einen Parteihaß gegen diese Richtung vorzuwerfen; einseitiger Äußerungen Einzelner ist hier nicht zu gedenken, denn diese werden bei weitem durch das aufgehoben, was Parteihaß von der andern Seite spricht, ja schreibt. Viele Deutsche von Geburt und Sprache sind, selbst ohne die böhmische Sprache zu kennen, achtbare Förderer und Unterstützer der böhmischen Sache, jüngere Talente haben sich die Sprache selbst angeeignet und stehen unter den rüstigen Kämpfern für die böhmische Literatur.

Wir haben diese Worte vorangestellt, um einen Standpunkt zu der Besprechung des vorgenannten Buches zu erlangen. Es ist in diesem Buche, ohne Rücksicht auf sprachliche Verhältnisse, das Vaterland mit warmer Liebe aufgefaßt. Möge darum auch dem Unternehmen des Herausgebers des Jahrbuches von beiden Parteien eine, der Tendenz der Sache und dem Werthe des Gebotenen angemessene Anerkennung gezollt werden!

Dem Herrn Herausgeber wurde die Freude zu Theil, von vielen hochgestellten Personen erfreuliche Aufmunterungen zu erhalten. Wir übergehen diese, auch in öffentlichen Blättern erwähnten Auszeichnungen, und beschäftigen uns vornehmlich mit dem literarischen Werthe dieses Jahrbuches. Es liegen uns 4 Jahrgänge davon vor, auf deren reichen Inhalt wir im Kurzen aufmerksam machen wollen. Das freundlich vermittelnde Element spricht sich auch darin aus, indem Erscheinungen der böhmischen Literatur in gelungenen Übersetzungen, nebst vielen äußerst werthvollen Gaben deutscher Dichter in Böhmen neben einander aufgenommen sind. Aus dem Altböhmischen gibt darin Karl Rain eine Probe, aus den neueren Erscheinungen Siegfried Kapper, durch Übersetzungen aus dem böhmischen Gedichte des K. H. Macha (der Mai). Ein gleiches übte W. A. Swoboda an Wocel's „Kelch und Schwert." Werthvolle deutsche Dichtungen enthalten sämmtliche Jahrgänge und wir müssen hier, da nach der Natur der Sache mehr anzeigend als rezenstrend verfahren werden kann, uns begnügen, nur Namen anzuführen. Ältere geachtete Dichter und jüngere aufstrebende Talente sind hier mit trefflichen Gaben in lyrischer und epischer Form herangetreten.

So ohne alle aufzählen zu wollen, nennen wir: Karl Egon Ebert, Wenzel Alois Swoboda, Ludwig A. Frankl, K. Herlossohn, Ussо Horn, Braun v. Braunthal, A. Meißner, F. Bach, M. Hartmann, A. Zimmermann, Franz v. Braunau, Theodor v. Grünwald, Karl B. Hansgirg, F. C. v. Ruhwald, F. J. Schaffer, und endlich auch Juliane Glaser.

Auch die dramatischen Gaben sind nicht unbedeutend; so (1844) Ussо Horn's Vorspiel: „Die drei Fürsten" zu der Tragödie: „König Ottokar"; (1843) Dr. Lederer's Lustspiel: „Geistige Liebe," in Weimar mit Beifall aufgeführt.

Die Novelle ist durch mehre tüchtige Literaten dieses Faches vertreten. Friedr. Fürst v. Schwarzenberg (1845 „Anastasia"); Julius Seidlitz (1842: „das Kind," 1843: „drei Herzen," 1844: „das fröhlichste Herz"); Karl Rain (1845: „der Katzenbalg"); Ald. Gerle (1845: „Tartufe"); Kleroth (1842: „das Ideal).

Eine besondere Beachtung verdienen endlich die vaterländischen Denkblätter, sie enthalten insbesondere geschichtliche und statistische Notizen, beschreiben Monumentales, und bringen recht gelungene Abbildungen. Ferner wird jeder Jahrgang die Biografie eines bedeutenden Mannes der Kunst und Literatur in Böhmen bieten. Diese Beiträge nehmen unter den übrigen offenbar den ersten Rang ein; sie allein, abgesehen von dem übrigen Inhalte, sichern dem Jahrbuche für immer einen hohen Werth bei jedem Freunde des Vaterlandes.

Mit der Biografie des verdienten Geografen Franz Jakob Heinrich Kreibich, von Prof. Hackel, geb. zu Steinschönau (1759), wurde im letzten Jahrgange begonnen. Wer verfolgt nicht gerne das einfach thätige Leben und die bescheidenen Leistungen eines stillen erfolgvollen Schaffens, das sich bei diesem Manne ausspricht.

Der nächste Jahrgang bietet uns eine Biografie des Dichters der Wlasta, Karl Egon Ebert's, nebst dessen wohlgetroffenem Porträt von Thad. Maier im Stahlstiche. Die Bedeutsamkeit dieses Talentes, das so frühzeitig und bestimmt hervortrat, hat wohl von Männern, wie Göthe und Varnhagen von Ense, seine wahre Würdigung erhalten. Gewiß wird die eben beendete neue Ausgabe seiner Gedichte bei Cotta in Stuttgart die Aufmerksamkeit neuerdings beleben; viele neue werthvolle Gedichte der früheren Periode sind ergänzend aufgenommen worden.

Es war Ebert's Lebensplan nach der höchst aufmunternden Aufnahme seiner ersten Leistungen auch ferner böhmische Stoffe aus der Geschichte und Sage zu bearbeiten. Er hatte des großen Dichters Worte treulich beherziget, der sagt: „Den naturkräftigen und fantasiereichen Charakter des altböhmischen Lebens aus seinen Quellen, zu denen auch die Chronik gehört, klar und stark hervorströmen zu lassen, und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wolle er den böhmischen Dichtern bestens empfohlen haben, welches nicht ausschließe, auch einen heutigen allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen."

Allein daß er dieses Vorhaben nicht ausführte, ist höchst beklagenswerth, sein Biograf der rühmlichst bekannte Stanislaus Zauper bemerkt hierüber:

„Es will noch immer, selbst in den Tagen höherer Bildung, das schöne Nationalland, in seinem doppelten Dasein aus zwei sprachlichen Elementen bestehend, nicht freieren, humanen Gesichtsüberblick gewinnen, indem einerseits das Ausschließliche sich breit macht, die andere sich fühlende Seite auch nicht nachzugeben gesonnen ist, und so eine schöne Vereinigung der besten geistigen Kräfte in der herrlichen gemeinsamen Heimat zum freundlichen Bunde bisher nicht gelingen konnte."

So kam es, daß Ebert bei dem einen Theil des Publikums auf zu wenig Nationalgeist stieß, bei dem andern auf zu viel, nämlich auf einen zu weit gehenden Separatismus, zwischen welchen beiden Extremen schwer durchzukommen sein möchte.

Höchst bedeutend und ungemein interessant wäre es gewesen, wenn Ebert es unternommen hätte, seine dichterische Laufbahn selbst zu schildern. Wir hätten damit einen werthvollen Beitrag zur Literargeschichte Böhmens.

In dieser Beziehung enthalten eben die beiden Selbstbiografien zweier Böhmen, welche uns die nachfolgenden Jahrgänge, nebst höchst vollendeten Porträts in Stahlstichen bringen, des hochgeschätzten Malers Josef Führich (geboren zu Kratzau 1802), und jene des Tonkünstlers Wenzel Johann Tomaschek (geb. zu Skutsch 1774), eine reiche Ausbeute für die Entwicklungsgeschichte dieser beiden Männer, die sich fast autodidaktisch zu jener hohen Stufe ausbildeten. Mit dieser Schilderung werden wir aber auch mit dem Kunststreben und Leben ihrer Zeit, sowohl in der bildenden als Tonkunst vertraut.

Führich's Biografie, eines Mannes, der voll warmer Vaterlandsliebe so viele vaterländische Stoffe verewigte, dessen Kunststreben in Wien so allgemeine Anerkennung fand, hat gleich bei seiner Erscheinung die Aufmerksamkeit aller seiner Freunde erregt, und erwarb ihr auch in weiterm Kreise um seiner Individualität willen, die er so offen und bescheiden darlegt, viele neue Verehrer. Viele Blätter nahmen diese Schilderung auf.

Mit gleichem Interesse sind wir der Bildungsgeschichte des Tonkünstlers Tomaschek gefolgt. Ein bedeutendes, seiner Kraft bewußtes Talent. Sein treffliches Gedächtniß würzte die Darstellung mit vielen höchst bezeichnenden Einzelnheiten, der Geschichte der Kunst sehr schätzbar. Für uns Jüngere wird aber die etwa im nächsten Jahrgange zu erwartende Schilderung der neuern Lebenserfahrungen dieses Mannes noch anziehender sein.

Werthvoll sind ferner die Beschreibungen und Abbildungen einzelner Alterthümer und Bauwerke Böhmens. So 1845 der von dem talentvollen Benesch von Laun, dem wir den schönen Wladislaussaal im Prager Schlosse, die herrlichen Kirchen in Brür und Annaberg in Sachsen verdanken, und die in seiner Vaterstadt erbaute Nikolauskirche; die Beschreibung und Abbildung des alterthümlichen Sitzungssaales im Prager Rathhause; die Beschreibung und Abbildung der für Böhmens Kirchengeschichte so wichtigen, nun demolirten S. Adalbertskirche auf dem Viehmarkte in Prag; die Beschreibung und Abbildung der Kirchenthüre zu Kladro mit apogryfen Buchstaben, deren Entzifferung wohl schon der nächste Jahrgang enthalten wird.

Einzelne werthvolle Beiträge sind auch (1844) die Beschreibung der großen Feuersbrunst im Jahre 1551 nach Hageck; (1843) über das Wenzelssiegel von Demuth; über alte Baudenkmäler, Schnitzwerke in Prag; über den Ursprung des gegenwärtigen Wappens; über die erste Kirche in Böhmen von Johann Beutel von Lattenberg; (1842) über die Hausschilder in Prag von Nowak; 1842 über den Ausbau des Domes St. Veit in Prag vom Herausgeber; 1843 über das Jubiläum der Universität.

Auch an statistischen Überblicken fehlt es in den Jahrbüchern nicht, oft aus ämtlichen Quellen entnommen. Schon der Jahrgang 1842 enthält unter dem Titel: „Blicke auf Böhmen" erfreuliche Beiträge zur Zahlenstatistik Böhmens, 1845 bringt ein gedrängtes topografisches Gemälde der 16 Kreise Böhmens. Allenthalben fleißig geordnete Daten.

Über Böhmens so wichtige Industrie, dieser Tagesfrage, bringen die Jahrgänge 1843 und 1844 höchst schätzbare Angaben. Vollständigkeit wird leider vermißt, aber wer den Inhalt näher prüft, wird wohl nicht die Schuld ganz auf den Herausgeber lasten, indem viele Industrialen den zahlreichen Aufforderungen nicht nachkamen und keine Daten einsendeten.

Wir scheiden von diesem Buche, indem wir es Jedem, dem die Kunde unsers Vaterlandes am Herzen liegt, empfehlen. Wir sind gewiß, daß wir hiemit nur einem lobenswerthen Unternehmen das Wort gesprochen haben.

Daß in den so zahlreichen Gaben auch minder Werthvolles sich eingeschlichen, daß auch in den Denkblättern manches vermißt wird, können wir dem stets fertigen Tadler gerne zugestehen, indem es durch das Werthvolle bei weitem aufgewogen wird. Mögen die Männer, die in Böhmen deutsch schreiben, auch ferner dieses Jahrbuch mit werthvollen Beiträgen schmücken und dies zu einer Ehrensache machen.

Schließlich bemerkt Ref., daß der reine Ertrag des Jahrbuches dem Besten zweier Wohlthätigkeitsanstalten und zwar der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde, und dem Vereine des Kinder-Hospitales für Prag und Böhmen gewidmet ist.

Die Ausstattung ist höchst anständig; der Umschlag selbst ist mit zwei Vignetten, äußerst sinnigen Kompositionen Führich's in Stahl von Döbler gestochen, geziert.

Geognosie von Oesterreich.

(Schluß.)

2. Den Gegenstand der Schrift des Hrn. Dr. Fuchs bilden die geognostischen Verhältnisse eines Theils des südöstlichen Tirols und des östlichsten Theiles der Lombardie, vom Avisio-Thale bis zu den östlichen Grenzen des Bellunesischen, und südwärts bis in die Umgegend von Vicenza und Verona — eines Distriktes, dessen Ausdehnung zwar nicht besonders bedeutend ist, der aber in Beziehung auf die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit seiner geognostischen Zusammensetzung, keinem Andern nachsteht, sehr Viele übertrifft. Eine nähere Beleuchtung derselben ist um so wichtiger, als sie trotz der vielen Untersuchungen, deren Gegenstand sie in den letzten Dezennien war, noch immer nicht richtig erkannt ist, sondern noch viel des Dunkeln und Räthselhaften birgt. Und doch dürfte in ihm der Schlüssel zu einer klaren geognostischen Erkenntniß des größten Theiles

der südlichen Alpenkette liegen. Um so erfreulicher muß uns das Erscheinen der in Rede stehenden Schrift sein, die gleich entfernt von blinder Nachbeterei und von luftiger Hypothesenmacherei einen unparteiischen Beitrag zur Beleuchtung dieser dunklen Stellen unseres geognostischen Wissens bringt. Sie zerfällt naturgemäß in drei Abtheilungen, deren erste eine geognostische Skizze der Hochalpen **Belluno's**, **Cadore's**, **Zoldo's** und des angrenzenden **Valsugana** und **Avisio-Thales** entwickelt, die zweite die Lagerungsverhältnisse der Voralpen von den Hügeln **Conegliano's** bis zu den Ufern des **Lago di Garda** darlegt, während die dritte eine kritische Zusammenstellung der Beobachtungen liefert.

Der Verfasser beginnt seine Beschreibung bei dem Felsenkessel von **Agordo**, der gleichsam das Zentrum bildet, an das sich die andern Gebilde in verschiedenen Richtungen anlehnen. Hier tritt ein mächtiges Thonschiefergebirge auf, das in der Richtung des **Vall' Imperina** nach S. W. streicht. Der vom Lichtgrauen bis zum Schwarzen wechselnde Thonschiefer, an den tiefsten Punkten selbst in Grafit übergehend, umschließt den gewaltigen Kiesstock des **Vall' Imperina**, der durch eine schwache Hülle weißen quarzigen Talkschiefers, welchen auch der Kiesstock mannigfach durchzieht, vom Thonschiefer geschieden wird. Am Ufer des **Mis** gegen **Vall' alta** hin, übergeht der Letztere allmälig in ein Grauwacke ähnliches Konglomerat, bis endlich Wände rothen Porfyrs sich erheben, der in der Berührungsfläche noch Thonschieferbrocken umschließt und vielfach mit Konglomeraten in Verbindung steht. Gewöhnlich besteht er aus rothem Teige mit fleischrothen und weißen Feldspathkrystallen, nimmt aber oft Hornblende auf, zuweilen in solcher Menge, daß er einem Diorite oder Afanite ähnlich wird; so z. B. im **Pellegrino-Thale** und an der Ostseite des **Monzone.**

Ähnliche Porfyre treten zwischen **Riva** und **Frassené** und an den Ufern des **Cismone** auf, um sich an den ungeheuern Porfyrzug anzuschließen, der einen Theil Südtirols zwischen dem **Val Pelegrino**, dem **Avisio**, dem Eisack und der Etsch erfüllt. Überall stehen die Porfyre mit rothem Sandsteine in Verbindung, der sowohl den Porfyr als auch den Thonschiefer bedeckt, in den tieferen Schichten konglomeratartig, in den obern thoniger, glimmerreicher, zu einem wahren Sandsteine wird. Am Kiesstocke vom **Vall' Imperina** schiebt sich zwischen ihn und den Thonschiefer ein mächtiges Gipslager ein. Am **Passo di Valle** ruht der mächtige, sehr fein und wellenförmig gebänderte Gips zwischen den Porfyrkonglomeraten und dem rothen Sandsteine, während er am Fuße des Gebirges von **Vallada** und **Andrich** an der obersten Grenze des Sandsteins selbst liegt.

Nach aufwärts geht der Sandstein durch allmälige Beimengung von Kalk in bunt gefleckten Kalkstein über. Alle diese Schichten sind in der Regel arm an Versteinerungen und führen nur **Myacites elongatus Sow.**, **Pecten discites Br.**, **Posidonomya Becheri Br.**, **Avicula pectiniformis**, während die obersten — graue Kalkmergel — voll von verkohlten Pflanzenresten sind. Wo diese auftreten, schließen sich gelbliche und rothe Kalksteine an; mit häufigen **Posidonomyen**, **Pecten discites**, **Chamites lineatus Schl.** und mehren **Euomphalus-Arten.** Nach oben verliert sich die Schichtung allmälig und auf den höchsten Kämmen hat man endlich Dolomit vor sich, der jedoch oft auch den tiefern Kalkschichten eingelagert ist.

Vom Imperinathale zieht sich dieser Kalkstein, der daselb verworren geschichtet, stark zertrümmert ist und steil dem To schiefer zufällt, südwärts längs des **Cordevole** fort bis in d Nähe von **Peron**, wobei allmälig die Schichten regelmäßige endlich fast horizontal werden. In der Nähe der **Piave** senk sich die höhern Schichten mehr und mehr in die Tiefe und we den von prallen Dolomitwänden überragt.

An diesen Posidonomyenkalk schließt sich, nach und na minder steil einfallend, ein anderes Kalksystem an, dem d Verfasser den Namen des **Cephalopoden-Kalkes** beilegt. Es sin graue und röthliche Kalke, mit rothen und schwarzen Feuerstein knollen, bedeckt von röthlichen Mergeln oder auch selbe ein schließend. Sie enthalten besonders Cefalopoden, manchmal i ungemeiner Anzahl. So besteht ein 4—8 Metres mächtige rothes Kalklager am **Campo torondo** fast ganz aus **Ammonite** (**A. communis Sow.**, **A. Davoei Sow.**, **A. primordialis Schl.** (?), **A. Serpentinus Schl.**, **A. rhotomagensis Defr.** (??) nebst eingestreuten Schalen von **Aptychus lamellosus**, welches wieder von Kalkstein bedeckt wird. Es schließt zunächst der Schlucht **delle monache** einen rothen Mergel mit vielfach gewundenen und geknickten Schichten ein. Dasselbe wiederholt sich am **Monte Celo** u. a. O., immer aber an der obern Grenze des Cefalopoden-Kalkes.

Dieselbe Folge der Schichten, die sich im Innern des Hochgebirges nur in einzelnen zerrissenen Lappen zeigen, kann man an der Abdachung des Gebirges von der **Piave** bis zum Gar dasee verfolgen. Auch dem Sandstein mit **Myaciten** und **Posidonomyen** folgen stets Kalke mit Enkrinitenstielen oder ander Versteinerungen; dann Kalksteine mit Feuersteinknollen, mi Mergeln wechselnd und allmälig eine ungeheure Anzahl von Cefalopoden aufnehmend. Auf ihnen ruhen wieder Kalke mi Ästräen und Brachiopoden, dann wieder Mergel, denen die jüngsten Ablagerungen zur Decke dienen.

Mit den Störungen, welche alle eben genannten geschichteten Gebilde in ihren Lagerungsverhältnissen zeigen, steht in inniger Beziehung eine Reihe abnormer Bildungen, die, s verschieden sie auch an sich sind, indem sie bald als Syenit, bald als Granit, bald als Melafyr, Basalt, Grünporfyr oder Afanit auftreten, doch durch unzweideutige Übergänge sich als Glieder eines Ganzen zu erkennen geben. Am häufigsten sind sie dunkelgrün oder schwarz, selten braun oder röthlich, enthalten Glimmer, kleine Augit- und Feldspathkrystalle, die mitunter weißlich oder röthlich sind und bei einiger Menge den Übergang in Porfyr vermitteln, wie z. B. beim zweiten Wasserfall in **Valle di S. Lucano.** Kalkspath und Kupferspäthe, besonders Stilbit und Faserzeolith sind darin ausgeschieden, oft von ausgezeichneter Schönheit. Gänge von Schwefelkies durchsetzen sie und Magneteisen ist überall eingesprengt. Die Zusammensetzung ist bald verschwindend, wie beim Afanit, bald deutlich körnig, doleritisch. Die italienischen Geognosten belegen sie mit dem Namen „**Pietra verde.**" Sie durchbrechen in dem ganzen beschriebenen Gebiete in größeren und kleineren Massen die Schichten des rothen Sandsteines und Kalkes und in ihrer Emporhebung ist der Grund der so häufigen und auffallenden Schichtenstörungen dieser Felsarten zu suchen.

Sie gehen nach aufwärts allmälig in ein Konglomerat über, in welchen zahlreiche Melafyrstücke mit scharfkantigen Brocken von Kalk, Dolomit und Feuerstein durch ein doleri-

tisches Zäment gebunden sind, und aus diesem endlich in einen mehr oder weniger feinkörnigen, deutlich und dünn geschichteten grauen Sandstein, welcher Pflanzen- und Thierreste aufnimmt, von Kohlentrümmerchen durchsetzt wird und schwache Kalkschichten enthält. Er verhält sich zum Melafyr, wie der rothe Sandstein zum rothen Porfyr.

Am Abhange des **Duran** in N. O. von **Agordo** sehen wir die Schichten des rothen Sandsteines, welche, mannigfach verbogen und zertrümmert, plötzlich ein steiles Verflächen gegen W. und S. W. annehmen, von der **Pietra verde** abgeschnitten, die einige Metres mächtig, senkrecht emporsteigt und gegen S. O. durch das Thal setzt, parallel der Kette des **Moscosin**. Auf ihr liegen gegen N. O. die grauen Sandsteine, darüber rothe Mergel und auf diesem endlich der Brachiopoden-Kalk des höchsten Felsengipfels.

Eben so wird der rothe Sandstein bei **Dont** am Ufer des **Maé** mehrfach von mächtigen Afanitgängen durchbrochen, der auch hier wieder in den grauen Sandstein übergeht, welcher gegen N., N. W. und N. O. sich sehr weit verbreitet, so daß nur die hohen Kämme und Hörner des **M. Pelmo**, der **Civita** u. s. w. daraus hervorragen.

Im Cordevole-Thale in N. von **Agordo** tritt der rothe Sandstein mehrfach unter der ungeheuren Kalkdecke hervor. Vielfache Windungen und Zerbrechungen der Schichten verrathen auch hier die Nähe des Melafyrs. Und wirklich findet man am rechten und linken Ufer des **Lago di Aleghe** denselben vielfältig mit rothem Sandstein und Kalkstein wechselnd, Massen derselben und von Konglomeraten und grauem Sandsteine einschließend, von Cefalopoden-Kalk, rothen Mergeln und Brachiopoden-Kalk überlagert; bis endlich am westlichen Ufer die schwarze Masse plötzlich in den See hinabsinkt und verschwindet. Höher an den Gebirgsabhängen geht der Melafyr in den grauen geschichteten Sandstein über, der zuletzt von Kalkbänken bedeckt wird. Noch deutlicher sieht man diesen Übergang an den Melafyrmassen der **Cima di Pape** und des **M. Chaos**. Hier und anderwärts ist die kugelige Absonderung der doleritischen Tuffsandsteine auffallend.

Weiter westwärts an der **Marmolata** wird wieder der Kalk der **Ombretta** von einem ungeheuren Melafyrgang durchbrochen. Melafyr trägt an der **Forca rossa** in 8000′ Höhe rothen Sandstein, schiebt sich an dem **Passo del Sasso Vernale** überall zwischen den Kalk und Dolomit ein, bis er beiläufig in 8500′ Höhe plötzlich in zahllose, 1—2 Metres mächtige Gänge zertrümmert, welche den ganzen Gebirgskamm durchsetzen und stellenweise als schmale, steile Kämme aus den Kalkwänden hervorragen. In der Schlucht von **Contrin** durchsetzt der Melafyr den rothen Sandstein und keilt sich in dem überliegenden Kalke aus.

An der **Riccobelta** des **Monzone** nimmt das Gestein eine andere Fystognomie an; es ist der bekannte und vielfach beschriebene, aber fälschlich sogenannte Monzonsyenit, welcher kein Gemenge von Hornblende und Feldspath ist, sondern Fassait zu einem seiner Hauptbestandtheile hat, während er Hornblende nur selten aufnimmt. Dunkler wird die Felsart wieder am **Sasso di Looch**, wo sie statt des Kalksteins des **Monzone** Dolomit zur Decke hat.

Ein noch weit auffallenderer Wechsel der Zusammensetzung findet Statt bei den Gesteinen des **Val di Fiemme**, und doch geben auch sie sich durch Übergänge als zusammengehörend zu erkennen. Unter **Moena** am rechten Ufer des **Avisio** wird der rothe Sandstein durch einen 2 Metres mächtigen senkrechten Melafyrgang durchbrochen und verworfen. Der Porfyr von **Forno** ist schon dem dichten Grünstein sehr ähnlich. Aus ihm entwickelt sich durch Zurücktreten des Augits und Überhandnehmen der Hornblende ein Syenit, der bei **Predazzo** an steilen Wänden eines rothen Granites abschneidet. Unmittelbar von **Predazzo** tritt wieder das syenitische Gestein auf, das am rechten Thalgehänge sich an Kalk lehnt und das bekannte Marmorlager von **Canzocoli** umschließt. Es ist ein schöner dolomitischer körniger Kalk mit 35 p. C. kohlensaurer Bittererde bei 2,66 spezifischem Gewichte, welcher überall von Serpentinklüften durchzogen wird. Steigt man von dem rothen Granite aus die Höhe der Bedovina hinan, so sieht man ihn Hornblende aufnehmen, den Glanz verlieren, aber aus der bald grünlichgrauen Grundmasse rothe und weiße Feldspathkrystalle vortreten, und endlich wird das Gestein der rechten Thalseite dem Grünporfyre des gegenüberliegenden Gehänges ganz ähnlich, während es sich andererseits dem Syenite der Viesena anschließt. Man sieht also hier alle diese Gesteinsvarietäten unmittelbar in einander übergehen. —

Im zweiten Abschnitte beschreibt der Verfasser die Lagerungsverhältnisse der Voralpen von Conegliano an bis an den Gardasee. Hier hat man es mit ganz anderen Gebilden zu thun, die als jüngere den früher geschilderten aufgelagert sind. Unmittelbar auf den rothen Mergeln und dem Brachiopoden-Kalk ruhen grauliche und gelbe, gewöhnlich kalkig-thonige, zuweilen auch kompaktere Mergel, die höher oben grüne Körner aufnehmen in immer wachsender Menge und endlich in den bekannten Grünsand von Belluno übergehen. In den tieferen Schichten wechselt er mit Kalklagen, während die oberen oft in losen Grus übergehen oder bituminös sind und voll von Koniferenstämmen. Er führt zahlreiche Petrefakten aus den Gattungen **Ostrea**, **Pecten**, **Venus**, **Cytherea**, **Venericardia**, **Eurycina** u. a., Fischzähne und Schuppen u. s. w.

Auf diesem Kompler von kalkigen Mergeln und Sandsteinen ruht ein kalkiges Konglomerat — Nagelfluh — das bei Conegliano und Asolo eine ungeheure Mächtigkeit erlangt und bei Corbanese bis zu einer Höhe von 1000 Fuß emporsteigt.

Etwas anders verhalten sich die jüngeren Schichten in der Umgegend von Vicenza und Verona. Hier kommen zuerst wahre Dolerite und Basalte zum Vorschein, welche die kalkigen und sandigen Gesteine theils gangförmig durchsetzen, wie im Thale des Alpone bis nach Crespadoro hinauf, theils unterlaufen, theils bedecken, theils in bedeutender Ausdehnung ganz verdrängen, so z. B. von **Montecchio maggiore** an bis in die **Valli di Policella**. Sie werden von basaltischen Tuffen begleitet, welche in demselben Verhältnisse zu ihnen stehen, wie die oben erwähnten grauen Tuffsandsteine zum Melafyr. Nach aufwärts nehmen sie deutliche Schichtung an und beherbergen zahlreiche Versteinerungen und gehen endlich in horizontalgeschichteten Nummulitenkalk von bedeutender Mächtigkeit über. Diesen Übergang nimmt man am deutlichsten wahr, wenn man vom Thale des Alpone aus durch das **Val del Molin** bei Ronca das Gebirge besteigt.

Sehr interessant sind die Lagerungsverhältnisse am **Monte Bolca**. Dort wird der an Fischen- und Pflanzenresten, besonders Dikotyledonenblättern und an Feuersteinknollen reiche Kalkstein — Ichthyolithenkalk — der Belluneser-Sandsteinformation zugehörig, von zahllosen Basaltgängen durchzogen. Der Basalt steigt aus der Tiefe empor, den Kalk durchbrechend, stellenweise umhüllend oder auch von steil einfallenden Kalksteinschichten überlagert. Den Gipfel des Berges selbst setzt prismatisch abgesonderter Basalt zusammen. Unter ihm ruht zunächst basaltischer Tuff, der mehren Flötzen unreiner Braunkohle zur Decke dient, welche wieder den Kalkstein zum Liegenden haben. Ähnliche Kohlenflötze finden sich auch im Tuffe am **Monte Calavarina** bei Arzignano.

Überblicken wir nun alle in dem Bezirke von Belluno, Cadore und Zoldo beobachteten Felsarten, so können wir sie mit dem Verfasser in Bezug auf ihre Altersfolge in folgende aufsteigende Reihe bringen, wobei gleich die von dem Verf. angegebenen Äquivalente beigefügt sind:

1. Thon- und Glimmerschiefer;
2. rother Porfyr;
3. rother Sandstein = ? bunter Sandstein;
4. Posidonomyenkalk } = Muschelkalk;
5. Enkrinitenkalk }
6. Cefalopodenkalk = Juragebilde;
7. Trappgesteine;
8. Trapptuff und rothe Mergel = Juragebilde;
9. Asträen- und Brachiopodenkalk = Kreideformation;
10. Ichthyolithenkalk und Belluneser Sandstein = Tertiärgebilde;
11. Basalt;
12. graue und blaue Mergel, Grünsand, Basalttuff = Tegelgebilde;
13. Nummulitenkalk und Nagelflue = jüngster Grobkalk.

So wahrscheinlich auch eine solche Gliederung der geschichteten Gebilde ist, so ist doch nach des Verf. Ansichten an eine scharfe Trennung der Glieder nicht zu denken; im Gegentheil gehen sie insgesammt in einander über. Bei allem Werthe, den des Verf. Beobachtungen haben, ist doch ein großer Mangel zu bedauern, der den aus den gemachten Beobachtungen gemachten Schlüssen den wünschenswerthen Grad der Evidenz benimmt. Es wäre nämlich sehr vortheilhaft gewesen, wenn die paläontologischen Schätze, die der Verfasser ohne Zweifel im Verlaufe seiner Untersuchungen gesammelt hat, von einem geübten Paläontologen mit aller Sorgfalt und Vorsicht bestimmt worden wären; um so vortheilhafter, als eine genaue Feststellung der einzelnen Schichtengruppen dieses Gebirges sehr wahrscheinlich den Schlüssel bieten würde zur Auflösung mancher Schwierigkeiten in der Geologie der Alpen. Leider aber gibt der Verf. nur sehr wenige Versteinerungen namentlich an, und selbst diese möchten noch sehr einer wiederholten Prüfung bedürfen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß am Campo torondo mitten unter ausgezeichneten Liaspetrefakten (wie **Ammonites serpentinus, communis, Davoei** u. A.) sich **Ammonites rhetomagensis**; daß ferner mit **Pecten vimineus** und **Terebratula biplicata** sich **Orthoceratites regularis** vergesellschaftet finden sollte. Es ist um so weniger wahrscheinlich, da neuere und genauere Beobachtungen die angebliche Mengung von Petrefakten verschiedener Formationen in derselben Gesteinsschichte mehr und mehr beseitigt haben. Ich brauche hier nur auf die **Neocomien** und die Gosauschichten hinzuweisen.

Hier muß noch einer besonderen Ansicht Erwähnung geschehen, durch welche der Verf. eine solche Petrefaktenmengung erklären will, wodurch aber zugleich die Wichtigkeit, welche die neueste Zeit der Paläontologie beigelegt hat, in Nichts zerfiele. Er glaubt nämlich, die Petrefakten seien nicht die Repräsentanten der Zeit, sondern der Höhe, in der die einzelnen Ablagerungen Statt fanden, indem die Organismen aller Formationen zu gleicher Zeit, aber in verschiedenen Niveaus des Meeres lebten. Er findet es deshalb auch sehr wahrscheinlich, daß der größte Theil der Organismen, welche man jetzt für ausgestorben hält, noch in den unerforschten Tiefen des Ozeans existiren möchten. Hierbei wurde aber offenbar nicht beachtet, daß das organische Leben überhaupt nur bis zu gewissen Tiefen des Ozeans hinabsteigt, und dort — allmälig sparsamer werdend — endlich ganz erlöscht. Wollte man übrigens wirklich zugestehen, daß manche für ausgestorben geltende Arten noch im Schooße des Ozeans leben, so kann dies doch nicht von den vielen offenbar erloschenen Arten der Vierfüßer, nicht von den vielen wunderbar gestalteten Sauriern der Vorwelt, nicht von den zahllosen Ammonitenspezies behauptet werden, für welch letztere die Jetztwelt nicht einen einzig Repräsentanten aufzuweisen hat. — Wollten wir übrigens Ansicht des Verfassers beitreten, so müßten wir, um den o maligen Wechsel litoraler und pelagischer Formen zu erklär einen eben so oftmaligen Wechsel der Höhe des Meeresbode oder des Niveaus seines Wasserstandes zugeben, — eine H pothese, die durch nichts begründet ist, und der Willkür Thü und Thor öffnen würde. Endlich wäre es sehr zu verwunder warum dann eine Vermengung nicht zusammen gehöriger P träfakten sich nicht sehr oft und an den verschiedensten Pun ten wiederhole.

Ein nicht geringeres Interesse, als die geschichteten G bilde, bilden die abnormen Felsarten, die sich ganz natürli in zwei Gruppen theilen lassen. Die Erste umfaßt die Mela fyre sammt den damit zusammenhängenden Gesteinen, un ihre Erhebung fällt in die jurassische Periode. Die Resultate zu denen der Verf. bei der Untersuchung dieser Gebilde gelangt sind sehr interessant, und verdienen die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr, als sie von denen, welche andere Geognosten gewonnen haben, sehr abweichen. Wenn die Wahrheit derselben sich auch in weiterer Ausdehnung bestätigen sollte, wird die Geognosie der südlichen Alpen bedeutend an Einfachheit gewinnen, und manche Zweifel, die über die wechselseitigen Altersverhältnisse der einzelnen plutonischen Gebilde des **Val di Fiemme**, des rothen Porfyrs, Granites, Syenites, Augitporfyres u. s. f. jetzt noch schweben, sind dann auf eine überraschende Weise gelöst. Es ist daher sehr zu wünschen, daß diese merkwürdige Alpenregion bald wieder der Gegenstand fortgesetzter Untersuchungen für andere bewährte Geognosten werde, damit der Ausspruch unseres Verf. bald entweder bestätigt oder widerlegt werde.

Die zweite Gruppe der abnormen Gesteine, die Basalte in sich begreifend, besitzt viel einfachere, leichter zu übersehende Verhältnisse, die sich in vielen andern Gegenden wiederholen.

Die Gründe für die eruptive Entstehung beider Gesteinsgruppen sind zwar die alten, werden aber vom Verf. auf eine lichtvolle Weise dargestellt. Weniger entsprechend dürfte die Erklärung der Entstehungsweise der Konglomerate sein, da durch dieselbe ihr allmäliger Übergang in geschichtete versteinerungsführende Tuffe nicht aufgehellt wird. Sie scheinen, wie sich dies an den häufigen sogenannten Reibungskonglomeraten anderer Gegenden, z. B. den basaltischen Böhmens, klar nachweisen läßt, zum Theile Produkte der bei der Emporhebung der plutonischen Gesteine zugleich thätigen Fluten zu sein, welche anfangs durch ihre sehr stürmischen Bewegungen die losgerissenen Trümmer in wilder chaotischer Unordnung zusammenwarfen, und so die Konglomerate bildeten, während bei allmälig eintretender Beruhigung der Gewässer die noch suspendirten feineren Theile Zeit und Ruhe fanden, um sich mehr und mehr in regelmäßige Schichten abzulagern, und so die geschichteten Tuffe zusammenzusetzen.

Was die Dolomite betrifft, so gelangt der Verf. durch vorurtheilsfreie Untersuchungen ebenfalls zu dem Ergebniß, daß sie primäre Bildungen seien, keineswegs aber durch Aufnahme von Talkerde metamorfosirte Kalksteine.

Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr schön, ja für ein rein wissenschaftliches Buch zu luxuriös, da dadurch ein Werk, das doch dazu bestimmt ist, Gemeingut aller Wissenschaftsgenossen zu werden, unnöthig vertheuert wird. Überdies ist das Format sehr unbequem. Die beigefügten Karten und Profile lassen nichts zu wünschen übrig. Um so störender ist für den Leser die ungemeine Menge von Druckfehlern, die nicht nur jeden Eigennamen entstellt, sondern auch den Sinn des Textes nicht selten verwirrt. Trotz der Entfernung des Druckortes hätte sich mit etwas größerer Sorgfalt bei der Korrektur dieser Übelstand gewiß vermeiden lassen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 29. April 1845. **II. Jahrgang, Nr. 51.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 Kr. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Wocel: Böhmische Alterthumskunde. — Budik: Zur Literaturgeschichte von Kärnthen. (P. Taferner.) — Koch: Entgegnung an Diemer.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Von Joh. Erasmus Wocel, Sekretär des archäologischen Museums-Comités, außerordentl. Mitgliede der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, Redakteur der böhm. Zeitschrift des vaterländ. Museums.

Mit Büchern geht es uns wie mit Menschen, wir lieben es, wenn ein gerechtfertigtes Streben sich Gestalt gibt; wenn wir in ihnen eine Idee lebendig sehen, die bei ihrem Hervortreten nichts von Eitelkeit weiß, sondern aus dem Innersten heraufsteigt, in dem bewußten Streben, sich in weiten Kreisen auszubreiten; kurz, wir lieben es, Wahrheit lebendig zu sehen, und hassen die Gecken unter den Büchern wie unter den Menschen. Unsere Literatur hat ihrer genug wie andere Sfären. Das vorliegende Buch aber hat dies eine unbestreitbare Verdienst: man sieht ihm's durchaus an, daß es dem Autor um seine Sache zu thun ist, daß er weiß, was er in ihr will. Solche Bücher brauchen wir. Gelehrten Kram und gangbare Frasen haben wir hinreichend; aber nur der lebendige Drang nach Wahrheit ruft Wahrheit hervor, ist das Salz der Geister, deren Leben in äußerlichen Motiven versumpft.

Wie hat nun der Autor diesem seinem warmen Streben Gestalt gegeben? Aneignung eines reichhaltigen Materials, Gewältigung desselben zu abgeschlossenen Gemälden der Verhältnisse, die uns mit ausdauernder Gründlichkeit ausgeführt dargelegt werden, sind der Gewinn desselben. Das Einzelne wird an interessante historische Überblicke angeknüpft. Wenn trotz dem zuweilen der antiquarische Stoff von der allgemeinen geschichtlichen Übersicht zu isolirt dasteht, so daß es nicht klar wird, wie die nationellen Verhältnisse entweder die allgemeinen europäischen Typen verarbeitet und modifizirt haben, oder worin und wie sich ihr individuell gestaltendes Element offenbare, so muß berücksichtigt werden, daß der Hr. Verf. ein rohes, massenhaftes Materiale vor sich hatte, und zu dessen Sichtung und Darlegung eine beschränkte Zeit. Dennoch werden wir im Einzelnen bemerken, wo uns ein derartiger Mangel fühlbar wird.

Was das Buch ferner charakterisirt, ist das nationale Interesse, das überall durchblickt. Hier, wo es sich um ein Vergangenes handelt, erscheint es als die heimatliche Neigung für das Erbe der Vorfahren. Diese Theilnahme an den Erlebnissen seines Volkes, an den Resten, in denen sein Geist fortlebt, — wer kennt und rechtfertigt sie nicht? Jeder Einzelne hat in seinem abgeschlossenen Dasein seine Geschichte, seine Monumente und lieben Antiquitäten. So auch hat die Nation ein weites Feld der Vergangenheit, das mehr als todter Boden, das, lebend in tausend Erinnerungen, traurig und froh, immer als die ganze Folge ihres Daseins bedeutend ist. Dies liebevolle Interesse der Gegenwart an der Vergangenheit hat aber auch seine weitere Bedeutung darin, daß, wie der Einzelne sich nur versteht, wenn ihm die ganze Folge der wesentlichen Momente seines Lebens anschaulich ist, auch die Nation nur im geschichtlichen Bewußtsein (freilich nicht in Dünkel und äußerlichen Interessen, wohl gar Spielereien) sich selbst begreift, und auf der Stufe der Kultur befindet, auf der sie ihr Verhältniß zur übrigen Welt zu bestimmen vermag. Über die Stufe der Neigung geht sie zum Bewußtsein; erst liebt sie ihre Vorfahren, dann begreift sie in ihnen sich selbst. — Mit Recht verlangt daher Hr. Wocel, daß die Denkmale der Vergangenheit erhalten werden und zeigt wiederholt die Wichtigkeit der Vorsorge dafür.

Nachdem nun der Hr. Verf. im Vorworte die Wichtigkeit des Gegenstandes hervorgehoben, und die äußere Veranlassung des Entstehens seines Werkes angegeben hat, beginnt er mit der Darstellung der Alterthümer der heidnischen Periode. Hier werden Grabstätten und ihr Inhalt, Opferplätze und Ustrinen, sodann Erdwälle besprochen. So weit das Materiale reicht, hat es der Hr. Verfasser genau geprüft, scharf beobachtet, Schlüsse auf Kulturzustände gemacht, und dort, wo sich bereits Meinungen gebildet haben, die irrthümlichen berichtigt, wie dies mit Gründlichkeit rücksichtlich der Ansicht, daß die Wälle bei Kopidlno als ein Ring der Avaren anzusehen seien, geschieht. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Hr. Verf. den Heidengräbern. Nachdem er über deren historische Bedeutung, als oft einzigen Quelle der Geschichte, einige treffende Bemerkungen gemacht, wendet er sich insbesondere zu den böhmischen Heidengräbern.

Nach mannigfachen speziellen Anführungen solcher Gräber bleibt dem Hrn. Verf. doch die Frage unentschieden, welchem der drei Urvölker Europa's, die in der vorchristlichen Periode in Böhmen lebten, die Urnengräber angehören? Möglich, daß sowohl Kelten, als Marcomannen und Slawen jene Aschenurnen dem Schooße unserer Erde anvertraut; dann aber bliebe noch die Frage zu lösen: wie man die Aschenurnen und Brandreste eines Volksstammes von denen des zweiten und dritten zu unterscheiden habe?

Rücksichtlich der Slawen nun versucht Hr. Wocel die Lösung, indem er, die Resultate anderweitiger Alterthumsforschungen bezüglich der Slawen benützend, den sich daraus ergebenden Kulturzustand mit jenem vergleicht, der sich aus den ältesten Quellen über die böhmischen Slawen ergibt, und so zurück auf die Alterthümer gelangend, diese dort, wo sie in ihrer Charakteristik mit denen anderer Slawen übereinstimmen, entschieden für slawische anspricht. Diese ganze Abhandlung bietet eine Masse des Interessanten und Belehrenden, und gibt das rühmlichste Zeugniß für die Gründlichkeit der Studien, so wie für den Scharfsinn des Hrn. Verfassers.

Mit ihr schließt sich der erste Abschnitt des Werkes. Wenn bei allem Bedeutenden, das derselbe an faktischen Angaben und zusammenfassender Betrachtung enthält, wir dennoch kein genügendes Bild der dem Gefundenen zu Grunde liegenden Zustände, kein entschiedenes Urtheil über das Verhältniß künstlerischer Stufen zu dem sonstigen Bildungsstande bestimmt bezeichneter Periode gewinnen, so liegt hier die Schuld keineswegs am Verfasser, sondern an der an sich ungenügenden, durch Jahrhunderte noch dunkler gewordenen Sprache der Denkmale, aus denen zwar der Geist nicht gewichen ist, der aber ohne andere Hilfen der Deutung uns oft über seine Träger in Zeit und Menschen unbelehrt läßt.

Der zweite Abschnitt behandelt die Alterthümer des Mittelalters. Hier werden zwei Perioden unterschieden, die mehr von fremdem Einfluß freie, von der Einführung des Christenthums bis zu Wenzel I. (Ende des 9. bis Mitte des 14. Jahrhunderts), und die zweite von Wenzel I. bis Ferdinand I. (1526). Vorangeschickt werden einige historische Bemerkungen, den Unterschied der Verhältnisse, wie sie in politischer und religiöser Hinsicht der Entwickelung des böhmischen Volkes im Vergleiche zu den übrigen slawischen Völkern zu Theil wurde, betreffend, wo wir das Christenthum ohne Kampf seine wohlthätige Wirkung üben, dabei im, fremden Einfluß weniger zugänglichen heimischen Kreise dies erhöhte Dasein sich selbstständiger gestalten sehen. Es wird auch auf die natürlichen Stufen der Kunst gewiesen, und die spezielle Darstellung mit der ersten Stufe, — der der Dichtkunst begonnen.

Hier werden aus der ersten Periode besprochen: **Libuša's Gericht, Libušin saud**; das Minnelied unter dem **Wišehrad, Milostná píseň pod Wišehradem**, und die Gedichte der Königinhofer Handschrift. Eben so sehr wird deren hoher poetischer Werth herausgehoben, durch Beispiele anschaulich gemacht, als auf deren Bedeutung für historische Forschung gewiesen. Jene Dichtungen der böhmischen Vorzeit werden mit den Sängen und Sagen der nordischen Skalden und kaledonischen Barden verglichen, und bei aller stofflichen Verschiedenheit durch die gleiche elegische Haltung, und die Liebe für Naturbilder den ossianischen Dichtungen ähnlich gefunden.

In der zweiten Periode, schon in der Mitte des 13. Jahrh. zeigt sich eine Erschlaffung des Tones der böhmischen Dichtungen. Wenzel I. Vorliebe für deutsche Leistungen wirkte schädlich. Reimklängelei findet sich nun ein, „hohe Aventure" wird als Stoff gesucht. Losgerissen von der Bahn seiner selbstständigen Entwicklung hat sich der dichtende Geist der Nation zu unbehilflicher Regung in das fremde Geleise begeben. Doch sind auch diese Erzeugnisse mindestens reiche Quellen der Sprach- und Sittenforschung und der Kenntniß des Mittelalters überhaupt. Wir finden Heldengedichte, Legenden; auch wird eines Drama's, vorzüglich aber der Dalimil'schen Reimchronik gedacht, merkwürdig durch die nationale Gesinnung des böhmischen Hochtory; ferner allegorische, satyrische, didaktische Dichtungen, Fabeln. Im 15. und 16. Jahrh. meist Heiligenlegenden, fromme Betrachtungen, Lieder und Hymnen. Besonders erwähnt wird noch der reimlosen Dichtung **Tkadleček** (der kleine Weber), eines vorzüglichen Liebesgedichtes, das auch deutsch erschien unter dem Titel: „Hienach volgend etliche zumale kluger und subtiler rede wissen."

Wir gelangen zur Architektur. Der Rundbogenstyl wird zuerst behandelt, seine historische Entwicklung kurz angegeben. Das Detail kann uns aber weniger interessiren, da Hr. W. selbst gesteht: „ob sich in Böhmen an den Bauwerken jener Periode eine Eigenthümlichkeit ergeben habe, könne gegenwärtig nicht so leicht entschieden werden, zum Theil deswegen, weil da nur wenige bedeutende Denkmale der Architektur des Rundbogenstyls übrig geblieben, vorzüglich aber darum, weil diese übriggebliebenen zu wenig bekannt, untersucht und noch weniger mit ausländischen Baudenkmalen dieser Art verglichen worden sind." Eben so erhalten wir rücksichtlich des Spitzbogen- und des Renaissance-Styls keinen näheren Aufschluß über eine etwaige Modifikation desselben durch den böhmischen Kunstgeist, so reich auch Böhmen an Baudenkmalen in diesen Formen ist. Hier bleibt noch viel zu thun übrig; und eben hier ist es sehr zu wünschen, und von einem, auf der Basis der von Hr. Wocel gelieferten Resultate weiter bauenden, genau und scharf eingehenden Forschen zu erwarten, daß, wo die Zahl und absolute Bedeutung der Kunstleistungen so groß ist, ein selbstständig umwandelndes Element in denselben zu einem klaren Bilde sich werde herausstellen lassen. Daß die Reichhaltigkeit des vorliegenden Materials uns hier eine schwächere Seite des Buches fühlbarer macht, darf uns aber nicht die Schwierigkeit übersehen lassen, welche die in diesem Punkte allerdings nicht zu umgehende Aufgabe enthält, und welche ein schon überwundenes Materiale, dessen Bewältigung allein die beschränktere Zeit des Hrn. Verf. in hohem Grade in Anspruch nahm, voraussetzt. Scheint es zudem, daß derselbe sich in der That in Gegenständen der bildenden Kunst mit minderer Selbstständigkeit bewege, als in der Poesie, so dürfen wir das Verdienst des ersten Arbeiters im Ganzen des so reichhaltigen Stoffes nicht schmälern, wenn sich in den gedachten Zweigen seine gründliche historische Bildung nicht sogleich zu so allgemeiner Betrachtung erweitert.

Nun wird die Bauart und Einrichtung der Burgen besprochen. Die unschätzbare Königinhofer Handschrift gibt Zeugniß von dem frühen Bestehen steinerner Burgen. Aber

erst der Tartareneinfall (1241) gibt Veranlassung zum Bauen größerer Burgen. Früher schon hatte man das Bedürfniß derselben in Deutschland gefühlt, und dessen Bauten dienten nun in Böhmen als Muster. Die Sitte aber blieb in den selbst deutsch benannten Burgen böhmisch, und es darf diese Trennung nicht übersehen werden, wenn von böhmischem Burgleben und Ritterwesen die Rede ist. Es wird nun hingewiesen auf die Individualisirung der Form nach dem Bedürfniß, wobei doch gewisse allgemeine Bau-Grundsätze vorlagen. Allein auch hier wird uns im Einzelnen zu wenig gezeigt, worin sich auf böhmische Weise der allgemeine deutsche Bautypus individualisirt, wie er die herüber gebrachten Baugrundsätze modifizirt. Zum Schlusse werden einige allgemeine Bemerkungen über die Wichtigkeit der Erhaltung der alten Baudenkmale gemacht, so wie über die, leider zu oft vorkommende, in der That zugleich beklagenswerthe und lächerliche Restaurationsweise alter Burgen.

Wir gelangen zu der höchst gründlichen und an interessanten Mittheilungen reichen Abhandlung über die Malerei. Nachdem das Wesen der byzantinischen Kunst herausgehoben worden, wird sie als die Mutter zweier Töchterschulen, der altitalienischen und der altkölnischen bezeichnet, an diese beiden aber noch als dritte die altböhmische angereiht. Mit **Method**, der selbst Maler gewesen sein soll, kam die byzantinische Kunst nach Mähren und Böhmen. Bilder-Handschriften werden vorzugsweise als Denkmale der Malerkunst hervorgehoben. Vorzüglich erwähnenswerth ist die kostbare Handschrift **Mater verborum**. Miroslaw, der die Bilder der M. V. gemalt, wird seiner Ideenfülle und Kunstfertigkeit wegen, welche in solchem Grade bei den gleichzeitigen französischen und deutschen Miniatur-Malern nicht gefunden wird, erhoben. Er weicht von dem Traditionellen des byzantinischen Typus ab; die Falten werden weicher, fließender, als auf anderen gleichzeitigen byzantinischen Bildern. Allein diese Erscheinung wird als durch die Illumination lateinischer Mönche begründet vermuthet, die die Reminiszenz an den slawischen Kirchenritus nicht wecken wollten. In dem Gegensatze des slawisch-byzantinischen und des lateinischen Kirchenritus wird die frühe, naturgemäße Entwicklung der Kunst in Böhmen als begründet angegeben.

Als durchaus ungiltig wird die gewöhnliche Annahme, daß erst unter Karl IV. eine böhmische Kunstschule sich gebildet habe, verworfen; Deutschland selbst entwickelte erst gegen das Ende des 14. Jahrh. in den Werken der Schule von Köln eine beginnende Blüte; bis zum Anfange des 15. Jahrh. kann von einem Einfluß deutscher Meister auf die böhmische Kunst keine Rede sein.

Gegen alles dies kann kein Zweifel erhoben werden, vielmehr hat es durchaus die historischen Verhältnisse für sich. Denn wenn gleich die vielfache Berührung, in die Böhmen mit Deutschland schon vor Karl IV. kam, auch eine in der Kunst veranlaßte, so war sie ohne Zweifel gegenseitig. Deutschland wie Böhmen fußten auf der byzantinischen Kunst, und letzteres brachte zu ihrer Verarbeitung wahrlich nicht mindere Kräfte als jenes. Daß nun der slawische, in Böhmen vor Allem sich durchaus individuell gestaltende Charakter der Nation in der Kunst, vor allem in der, welche dem gewaltigen Fantasiedrange die reichsten Mittel zur Verkörperung gibt, der Malerei, frei von bewältigendem Einfluß einer mehr vorgeschrittenen fremden Kunstbildung und sonstigen Hemmungen, sich selbstständig gestalten mußte, ist vorauszusetzen. Allein, worin vor Karl diese individuelle Prägung bestanden habe, ist uns doch zu wenig anschaulich gemacht. Das Abweichen eines einzelnen Künstlers von den byzantinischen Kunstformen ist noch nicht ein allgemeines, in bestimmter Weise sich darstellendes Abgehen davon, das uns das Recht, mit dem Hr. Wocel von einer böhmischen Kunstschule vor Karl spricht, klar bewiese. Nur glauben können und müssen wir es nach den vorliegenden Voraussetzungen. Ob übrigens dieser böhmische Typus sodann eine böhmische Schule genannt werden kann, ob er nicht selbst mannigfach getheilt war, dies bliebe denn auch noch zu erörtern.

Unter Karl IV. erreichte die Kunst in Böhmen ihren Gipfel. Geld und Gut und Adelswürden ertheilte der kaiserliche Mecän an die trefflichsten Künstler. Theodorich von Prag, der **primus magister**, wird das Haupt der böhmischen Schule zu Karl IV. Zeiten genannt.

Sodann werden als die bedeutendsten Sammelorte von Kunstschätzen der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Burg Karlstein, die St. Wenzelskapelle des Prager Domes, das Benediktinerkloster in Emaus zu Prag angeführt. Auch im Auslande haben sich Werke der alten böhmischen Schule bis auf unsere Tage erhalten; die merkwürdigsten sind in der kleinen Kirche zu Mühlhausen am Neckar, einem Dorfe in Würtemberg zu finden.

Endlich wird unter den Bilderhandschriften der Karolinischen Periode der Pergamentschrift **Liber viaticus**, die herrliche Miniaturen von **Zbyšek v. Trotina** enthält, sodann der vielen in Böhmen vorfindigen Tafelgemälde erwähnt. Herausgehoben wird noch das große Mosaikbild an der südlichen Außenseite des Prager Domes, 1369 auf Anordnung Karl IV. ausgeführt — eine kolossale Arbeit, in der That ein Maßstab für die großartige Weise, in welcher Karl die Künste pflegte.

Nur das Wesenlichste konnten wir hier andeuten. Wer aber irgend an unserem Kunstleben Theil nimmt, dessen Interesse wird vielfach durch die vorliegende Abhandlung angeregt, das Augenmerk des mit den Kunstschätzen Böhmens minder Vertrauten auf das Bedeutende gelenkt werden. Von dem regen Leben der Kunst, wie es einst in Böhmen bestand, erhalten wir ein Bild, und der Forschungseifer wird daraus noch manch reichen Fund, manch glückliche für Böhmen ehrenvolle Erkenntniß sich versprechen können.

Von der Skulptur wird uns gesagt, daß sie sich in Böhmen gleichzeitig mit der Architektur und Malerei entwickelt habe. Es wird historisch gezeigt, daß sie bereits im 11. Jahrhundert bedeutende Werke erzeugte.

Als Charakter derselben wird im Allgemeinen der der altböhmischen Malerschule angegeben, leichter und natürlicher Faltenwurf, im Gegensatze zu der deutschen Skulptur jener Zeit herausgehoben. Als Gegenstände der vaterländischen Forschung im Gebiete der Skulptur werden angeführt: a) Münzen und Medaillen, b) Siegel, c) Grabmonumente, d) Skulpturen in Verbindung mit Werken der Architektur (deren Prag insbesondere eine Masse hat), e) Skulptur an Marterſäulen und Denksäulen, f) Denksteine, g) Holzskulpturen. Hier heben

wir als ein vorzügliches Werk der Bildgießerei die Reiterstatue des heil. Georg, im Hofe des Prager Schlosses, heraus. Sie wurde im J. 1373 durch Martin und Georg von Clussenbach verfertigt, und nimmt das Interesse jedes Kunstfreundes durch die korrekte Zeichnung, leichte Stellung und elegante Ausführung in hohem Grade in Anspruch, das auf kunstgeschichtlichem Standpunkt durch die Rücksicht auf die Zeit ihrer Verfertigung noch erhöht wird.

Am Schlusse des Abschnittes wird abermals auf die Wichtigkeit der Erhaltung der alten Denkmäler gewiesen, wobei wir nur gegen das Argument, sie seien treubewährte Bürgen der Anhänglichkeit an das Bestehende, Legitime, geschichtlich Hergebrachte, als ein eben nicht nahe Liegendes, bemerken: daß das Denkmal ein bloßes Zeichen, und dieses ein Bestehendes ist; wodurch es aber getragen wird, ist ein Bestandenes. Es lehrt uns in jeder Zeit ihre Größe ehren, und so auch das Große der Gegenwart, der die Liebe für das Vergangene, als ein geschichtlich überwundenes nie entgegensteht; allein in ihm lieben wir doch nur ein Vergangenes. Wozu auch weit nach Argumenten suchen? Die Kraft, die Bildungsstufe unserer Vorfahren ehren wir in ihren Werken, und diese Verehrung ist löblich, weil sie uns ein Maß legen lehrt an das, was wir leisten, und die Frage aufdringt: ob wir nach dem Standpunkte unserer Zeit das sind, was unsere Väter in der ihren waren?

Eine der interessantesten Abhandlungen ist die über das böhmische Ritterwesen. Gegen das Ritterwesen in fremder Form, insbesondere gegen das Turnier, waren die Böhmen eingenommen. Dennoch finden wir ritterlichen Sinn und Ritterkämpfe schon vor Einführung des französischen und deutschen Turnierwesens. Frühe findet sich das Edle des ritterlichen Sinnes: Tapferkeit mit Frauenliebe; aber ohne das Geckenhafte, in welches das zunftmäßige Ritterwesen da und dort ausartete. Auch hier belehrt uns die Königinhofer Handschrift. — Mit dem 13. Jahrhunderte beginnt der fremde Einfluß, und dauerte bis zu den Hussitischen Zeiten. Während dieser Zeit findet sich in der geschlossenen Korporation des Ritterwesens nichts wesentlich Unterscheidendes. Das einzeln von den Chronisten Angeführte betrifft blos bestimmte Persönlichkeiten, unter denen König Johann besonders hervorragt.

Im 15. Jahrhundert wird der Charakter des Ritterwesens durch den großen Religionskrieg wesentlich umgestaltet. Glanz und Prunk werden abgestreift, dagegen die Kraft gestählt, mit dem Ernste des Lebens auch das Denken erfüllt. „Dieselben kampfgeübten Männer," berichtet Hr. W., „verfaßten in jenem für Böhmen furchtbaren Jahrhunderte der Siegesschlachten und Blutströme zahlreiche politische, filosofische und theologische Abhandlungen." Was dabei die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts der Glätte der Sitte nahm, gewann der Böhme, nach dem Zeugnisse des ungarischen Geschichtsschreibers **Bonfinus**, in der zweiten Hälfte wieder.

Am Ende des 15. und im 16. Jahrhunderte sehen wir das Ritterwesen durch den Gebrauch der Feuerwaffen in Verfall gerathen.

Zur Beleuchtung des ritterlichen Charakters der Böhmen werden interessante Notizen über merkwürdige Persönlichkeiten mitgetheilt.

Was über Fehden und Gottesgerichtskämpfe gesagt wird, bietet interessante Einzelheiten.

Schlüßlich wird von der Verehrung der Frauen in Böhmen berichtet. Die alten Landesgesetzte räumten ihnen bedeutende Vorrechte ein (Asyl des zum Tode Verurtheilten bei seiner Gattin). „In den böhmischen Gesetzgebungen," sagt Hr. W., „finden wir jene Unterordnung, jene demüthigende Bevormundung der Frauen nicht, die sich in dem römischen Rechte kund gibt." Wšehrd sagt ausdrücklich, daß sich jeder Adelige mit einer Frau von niederem Stande, mit einer bürgerlichen oder Bäuerin vermälen könne, und dieser Fall auch nicht selten eintrete. — Durchaus sehen wir hier die Ehe geistig gefaßt, auf inneres Zusammenstimmen gestellt, frei von formalen Rücksichten betrachtet, diesem in der That würdigen Verhältnisse aber auch eine Heiligkeit gegeben, die selbst den vom Gesetze Verurtheilten zu schützen vermag. Ist dies Weichen des Staates vor der Ehe zu viel, so ist es doch nur das Extrem einer sonst durchaus merkwürdigen Anschauungsweise, die eben so günstig für den Standpunkt der Zeit spricht, als solcher Standpunkt, zunächst der des Gesetzes, sich dem Volke mittheilend, vorzugsweise in dem Verhältnisse der Ehe als Bildungselement wirksam sein mußte. — Einige hervorragende Frauencharakter werden noch besonders hervorgehoben.

Hiernach wird das Kriegswesen der Hussiten besprochen. Die den Hussiten zu Theil gewordenen kriegerischen Erfolge werden nächst der fanatischen Kühnheit auch jenem tief durchdachten, den damaligen Verhältnissen angepaßten Kriegswesen zugesprochen. Der Gebrauch der Wagenburg, bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts vorhanden, wird durch den kriegerischen Genius **Žižka v. Trocnow** erst scharfsinnig organisirt, und auf strategische Grundsätze gegründet. Die Anwendung dieser Kampfweise ließ aber dem Talente des Feldherrn einen weiten Raum. In die Details können wir hier nicht eingehen, wir empfehlen aber die Darstellung als höchst anziehend und belehrend. Der Herr Verf. bewegt sich im Felde der Geschichte, und ist hier durchaus zu Hause. Er beschränkt sich auch nicht auf das Kriegswesen als solches, sondern theilt uns, um auch die Handels- und Denkweise der Hussiten näher zu charakterisiren, die Beschreibung der Schlacht bei Außig, nach dem Texte des alten Annalisten (**Staří letop. str. 67**) mit.

Auch erfahren wir, welch rühmliches Zeugniß vom Auslande im 15. Jahrhunderte der Tapferkeit und militärischen Erfahrung der Böhmen zu Theil wurde, aus einem Briefe des zu seiner Zeit berühmten bairischen Rathes, Dr. M. Maier, vom Jahre 1467, wo es heißt: „Die Böhmen sind unter allen Völkern in dem Kriegswesen die erfahrensten und tüchtigsten, und von ihnen strömen wie aus einem Borne die Kriegskünste zu andern Völkern hinüber."

Zum Schlusse des Werkes gibt uns Hr. W. noch eine Abhandlung über das Kostüm der Böhmen im Mittelalter. In diesem bisher vernachläßigten Gegenstande hat der Herr Verf. mit solcher Gründlichkeit und glücklichem Erfolge geforscht, daß er unseres Erachtens in der That der Nachsicht, die er bescheiden einleitend in Anspruch nimmt, nicht bedarf. Denn eben hier tritt aus den reichhaltig gebotenen Daten das individuell-böhmische Leben anschaulicher hervor, als irgend früher, und diese Schlußabhandlung wird dem aufmerksamen Leser eine wesentliche Ergänzung der vorhergehenden sein.

Unter Kostüm begreift der Herr Verf. Kleidertracht, Bewaffnung und häusliche Umgebung.

Quellen sind vorzugsweise Miniaturhandschriften. Eben die Anachronismen lassen auch Meßbüchern und Passionalen hier ihre Geltung. Hier müssen wir nur gegen die Meinung „vormals sei durch seine naive Unkenntniß der Maler Vermittler der Vergangenheit für das Volk gewesen, indem er sie ihm nur in den Formen seiner Gegenwart darstellte, da hingegen jetzt zwischen den Kunsterzeugnissen und dem Volke eine weite Kluft stehe" bemerken: daß, wenn wir auch der Kunst, — die zunächst blos ihr Leben, das des Schönen, zum Zwecke hat, — insoferne sie unter den erweiterten Gesichtspunkt des menschlichen Wirkens überhaupt tritt, den Beruf zugestehen, ein außer ihr stehendes Leben zu vermitteln, wir doch überzeugt sind, daß sie eben dies nur durch Wahrheit könne. Der Künstler, der Geschichte nur in der Form seiner nächsten Umgebung zu geben vermochte, wußte selbst Geschichte nicht, und konnte kein Vermittler für das Volk sein. Wenn Geschichte nicht blos in abgerissenen Fakten, sondern im Ganzen des Lebens eines Volkes gewußt wird, so kann dies Leben, das von seiner Form nicht getrennt werden kann, auch dem Volke nicht in erlogener Form vermittelt werden. Aus Lüge wird nie Wahrheit für den schwächern Geist, nur aber steigt er blos aus einfacher Wahrheit zu vermittelterer; die Geschichte aber ist selbst eine einfache Wahrheit. Daß aber auch das Volk aus der gewohnten Form des Seinigen in eine fremdere Form sich bemühen muß, ist eben dadurch bedingt, daß man ihm Geschichte eines fremden Lebens geben muß. — Nicht immer können Wissenschaft und Kunst zum Volke herabsteigen; im Gegentheil muß das Volk zu ihnen gehoben werden. Für was es nicht reif ist, dazu muß man es reif machen; nicht aber kann man die Wahrheit in Wissenschaft und Kunst verletzen, um dem Volke doch nur eine Lüge einzugeben. — Nicht den Künstler unser Tage dürfen wir also mit schiefen Blicken ansehen; er muß auf der Höhe seiner Zeit stehen, und ist als Künstler, nicht Volkslehrer; die es sind, haben es auf sich, das Volk zu der Höhe des Künstlers, zu der Höhe der Zeit, oder ihr doch nach Kräften nahe zu rücken. — Von dem reichhaltigen Stoffe dieser Abhandlung können wir nur das Allgemeinste berichten. Auch hier ist die Mitte des 13. Jahrhunderts ein wichtiger Wendepunkt. Doch nur nach und nach ging das Abstreifen der nationalen Tracht vor sich.

Am Anfange des 14. Jahrhunderts aber bewegte sich bereits die vornehme Welt in Böhmen so ziemlich in derselben Tracht, die zu jener Zeit in Deutschland, zum Theil auch in Frankreich und Italien für modern galt.

„Das Überhandnehmen ausländischer Modetrachten erregte den Unwillen der ehrenfesten Böhmen, die bittere Satyren gegen jenes sinnlose Treiben schleuderten."

Im Allgemeinen war die Tracht der Frauen im 14. Jahrhundert geschmackvoll; die der männlichen Elegants aber, meist den französischen, italienischen und deutschen Mustern nachgebildet, war dagegen um nichts schöner, als die der Lions unserer Tage.

Im 15. Jahrhundert kehrte sich das Verhältniß um. Dagegen änderte der Anfang des 16. Jahrhunderts die männliche Kleidung abermals zum Nachtheil. Unter Karl V. kam die spanische Tracht auf. Doch erhielt sich daneben auch das nationale Kostüm, — der, zuweilen mit Pelzwerk umsäumte Rock, mit aufgeschlitzten oder hängenden Ärmeln.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts legen die Böhmen ihre langen Bärte, weißen Kragen, breiten Gürtel und die Mäntel mit hängenden Ärmeln ab, und nehmen nach und nach die heutige Kleidung an.

Zum Schlusse wird noch die Rüstung und Waffenweise der Ritter, und die Kleidung der Landleute geschildert.

Lithografische Tafeln von Jos. Hellich sind dem Werke beigegeben. Die Zeichnungen sind, wie sich von einem so gewandten Künstler voraussagen läßt, durchaus löblich, und veranschaulichen die betreffenden Gegenstände vollkommen, wo nicht der beschränkte Raum vereint mit den technischen Schranken der Lithografie das doch wesentliche Detail herauszuheben hinderten, — wie bei dem Seiteneingang der Prager Theinkirche. —

Für das vorliegende Werk gebührt Herrn Wocel der Dank jedes an vaterländischer Forschung Theilnehmenden. Wir wünschen ihm für die Folge jene Gunst der Verhältnisse, die ihm ein Weiterbauen an dem begonnenen Gebäude erlaube, wofür das noch zu ermittelnde Materiale in seinen Händen zu sehen, wir nur als zum Gewinne der Sache dienlich betrachten und wünschen müssen.

Zur Literaturgeschichte von Kärnthen.

Von P. A. Budik, k. k. Bibliothekar zu Klagenfurt.

Paul Taferner.

Er wurde im J. 1608 zu Klagenfurt geboren, und besuchte bereits im 9. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt. Die filosofischen Studien vollendete er zu Preßburg, die theologischen zu Klagenfurt, und erhielt im J. 1629 seine Aufnahme in den Jesuiten-Orden. Er widmete seine Zeit mit entschiedener Vorliebe dem Studium der orientalischen Sprachen, deren gründliche Kenntniß ihn in der späteren Zeit seines Lebens auf einen ausgezeichneten Posten stellte. Als nämlich im J. 1665 der Großbotschafter Walter Graf von Leslie (**heros domi militiaeque clarus**), geheimer Rath, Feldmarschall und Oberbefehlshaber der slawonischen Grenze, von dem Kaiser Leopold an den Sultan Muhamed mit einer wichtigen Sendung abgeschickt wurde*), erhielt Taferner von dem Kaiser den Auftrag, das Gesandtschafts-Personale als Kaplan, nebst drei anderen Jesuiten, die später von dem Ordensgeneral nach Indien geschickt wurden, zu begleiten**). Sowohl für den Sultan und die Sultanin Mutter, als auch für den Großwesir wurden Sachen von überaus großem Werthe bestimmt; — das Gewicht des Silbers allein betrug 35 Zentner. Der Pracht des Gefolges entsprach der Glanz des Gefolges, in dem sich eine Schaar von Rittern aus den edelsten Geschlechtern aller christlichen Völker befand, wie die Herzoge von Norfolk und Hol-

*) Legatio visa potius repraesentasse triumphantis gloriam Occidentis, quam Orientis salutationem. P. Taferner Caesarea legatio. p. 54.

**) Huic inerant praeter praedicto Patri adjunctum Riveris comitem de Societate tres alii; postea cum Constantinopolim deventum esset, inde per Persidem in Indiam et Chinas proferendi Evangelii causa perrecturi. Ibid. p. 6.

stein, die Fürsten Liechtenstein und Dietrichstein, die Grafen Trautmannsdorf und Herberstein, Stierhaimb, Lord Arundel u. a. m. *) Am 1. Mai empfingen sämmtliche katholische Glieder der Gesandtschaft das Abendmal. Eine große Menge Volks aus hohen und niederen Ständen wohnte dieser Feierlichkeit bei, die Taferner mit einer salbungsreichen Kanzelrede eröffnete, nach deren Beendigung alle Beiwohnenden auf die Kniee sanken und die Vorsehung um ihren mächtigen Schutz für die Reisenden anflehten; — es war ein rührend erhabener Augenblick! — Am 6. Mai begab sich das Gesandtschafts-Personale in die Hofburg, wo Leslie mit dem Orden des goldenen Vließes — das er glücklicher als Jason trug — geschmückt wurde; **) — Taferner aber erhielt von dem Kaiser ein ungemein prachtvoll und kostbar gebundenes Brevier, das noch dadurch einen größeren Werth erhielt, daß der Kaiser selbst eine Stelle aus den Psalmen hineinschrieb. — Am Pfingstmontage trat die Gesandtschaft ihre Reise auf der Donau an. Sechsunddreißig Schiffe, auf denen allen die österreichische Flagge wehte, nahmen die Reisenden auf. Beide Ufer des Stromes waren von einer unübersehbaren Menge Zuschauer besetzt, die bei dem Erscheinen der Gesandtschaft das Haupt entblößten, und dieselbe mit enthusiastischem Freudengeschrei begrüßten.

Am 1. August (dem Tage des vor einem Jahre erkämpften glänzenden Sieges über die Türken zu St. Gotthard) erreichten die hohen Reisenden Adrianopel (im alten Thracien, jetzt Rumelien). Taferner benützte die kurze Zeit seines Aufenthaltes in dieser großen, nach ihrem Gründer Kaiser Adrian benannten Stadt, zur Aufsuchung aller Merkwürdigkeiten derselben aus alter und neuerer Zeit, deren Beschreibung ein anziehendes Interesse gewährt, und den sinnigen Beschauer verräth.

Unter dem Schalle kaiserlicher Heeresmusik, in die sich die Donnerschläge eines furchtbaren Gewitters mischten, hielt die Gesandtschaft am 7. September ihren Einzug in Konstantinopel ***). Bald gelang es Taferner das Wohlwollen des Großwesirs zu gewinnen, und wie glücklich schätzte er sich, durch seine Bemühungen vierzig Christen, die seit Jahren im harten Sklavenjoche schmachteten, zum Besitze ihrer vorigen Freiheit verholfen zu haben. Unter diesen Unglücklichen befand sich auch eine Kärntnerin von St. Georgen, und wie groß war Taferner's Entzücken, als er sie in die Arme des Gatten, der in Leslie's Dienste stand, führen konnte. — Seltsame Wege des Schicksals!

Während seines Aufenthaltes zu Konstantinopel besuchte Taferner auch Chalcedon †). (Das heutige Kadikui bei Scutari — eine der größten Städte des alten Bithynien, berühmt durch die dort im Jahre 451 gehaltene große ökumenische Kirchenversammlung) und beschreibt mit dem Ausdrucke innigster Wehmuth die hinfälligen Überreste der ehemaligen Herrlic dieser Stadt. Mit wahrhafter Andacht besuchte er das G der heiligen Euphemia; und wer möchte es ihm verarg wenn er an dieser geweihten Stelle uns etwas Wunderba erzählt. Als nämlich in der Synode zu Chalcedon zwisc den Anhängern des Eutyches und den Orthodoxen ein dogm tischer Streit entstand, und beide Parteien auf ihrer A hauptung hartnäckig beharrten, sprach der Bischof von Ko stantinopel: „Schreibet, ihr Anhänger des Eutyches, Meinung von eurem Glauben in einem Buche nieder; wi eure Gegner, werden dasselbe thun, und legen dann bei Bücher in den Sarg der heiligen Euphemia; — sie entschei wer das Rechte von uns beiden glaubt und vertheidigt." Es geschah, wie der Bischof vortrug. Beide Bücher wurd der Heiligen auf die Brust in den Sarg gelegt. In Gege wart der beiden streitenden Parteien wurde der Sarg verschlo fen, und von beiden bis zum dritten Tage, dem Zeitpunk der Entscheidung, bewacht. Inzwischen war die orthodo Partei unaufhörlich mit Gebeten beschäftigt, Gott möge i offenbaren, auf welcher Seite das Wahre liege. — Nach A lauf der bestimmten Frist wurde zur Eröffnung des Sarg geschritten, — und was fand man? — Das Buch der Orth doxen hielt die Heilige in ihrer Hand, und das der Häretik lag zu ihren Füßen.

Am 10. November hatte der Großbotschafter seine letz Audienz bei dem Padischah; sie war eben so glänzend u feierlich, wie die erste, doch erfolgte seine Abreise von Ko stantinopel erst am 21. Dezember, weil noch einige wichti politische und religiöse Fragen früher zu besprechen waren.

Am 6. April (1666) kam die Gesandtschaft nach ein mehr als eilfmonatlichen Abwesenheit in Wien an. Schon während der Reise fühlte sich Taferner unwohl, doch schrie er dieses Unwohlsein nur den Strapatzen der ungewohnten Lebensweise zu, und hoffte im Genuß der Ruhe auch seine vorig Gesundheit zu erlangen. Das Glück schien ihm diese Gunst zu gewähren; er fühlte sich bald nach seiner Rückkunft in sei Kollegium zu Klagenfurt besser, und war sogar im Stande mehre Kanzelreden zu halten. Allein im folgenden Jahre befiel ihn ein heftiges Brustübel, das die Kunst der Ärzte zwar etwas milderte, aber gänzlich zu heben nicht vermochte. Sein Körper magerte mehr und mehr ab, der Husten wurde hartnäckiger, und das Fieber wollte nicht weichen; aber selbst die Ahnung seines nahenden Todes hinderte ihn nicht, die meiste Zeit und Sorgfalt der geordneten Ausarbeitung seines Reisetagebuches zu widmen.

Im J. 1668 vollendete Taferner sein Itinerarium, und nun konnte ihn der Tod nicht mehr überraschen, denn sein Tagwerk war vollbracht. — Am 1. August um 6 Uhr Morgens verkündete die Sterbeglocke sein Verscheiden. Allgemein war die Trauer. Viele weinten um ihn *).

Von seiner Gelehrsamkeit zeugen seine Schriften. Scharfsinn, klares, richtiges Urtheil und ein glückliches Gedächtniß waren ihm, wie nur Wenigen eigen. Im öffentlichen Leben war er ernst, doch im vertraulichen Kreise der Freunde gern heiter und zu Scherzen geneigt. Keine Arbeit ermüdete ihn.

*) J. Freih. v. Hammer-Purgstall: Geschichte des osmanischen Reiches. Pesth, 1835. 8. Bd. 3. S. 576.

**) P. Taferner: Caesarea Legatio. p. 2.

***) Nihil iter ad moenia promoventes sistit coelum repente ferrugineum, et ab Aquilone nubes, ac mox fulgetris et tonitru permixta tempestas. ibid. p. 78.

†) Per eosdem dies legatione acquiescente dum redux propediem Sultanus salutaretur, nonnullis Chalcedonem excurrere placuit. P. Taferner Caesarea legatio p. 88.

*) Omnium luctu, multorum lacrimis celebratus. Annal. MSS. Soc. Jesu Clagenfurt.

Wie er das Leben empfing, so legte er es wieder rein und unbefleckt in die Hände der Vorsehung zurück *).

Sein Werk: **Caesarea legatio, quam mandante Augustiss. Rom. Imperatore Leopoldo I. ad Portam Ottomanicam suscepit, perfecitque excell. Dom. Walterus S. R. I. Comes de Leslie. In perennem laudatiss. Patrui memoriam dicata a reverend. Patre Paulo Taferner. Viennae Austriae. 1672.** 8. hat er dem Neffen des Grafen Walter v. Leslie, Jakob, gewidmet, der als Oberster in der Armee des Kaisers diente.

*) De eruditione testantur eius scripta. Fuit ingenii subtilitate, indicii perspicacitate, memoriae felicitate eximia praeditus. Moribus vitaque gravis et castus: in sermone et congressibus familiaribus facetus, laborum tolerans, candidus, apertus, ac in omni vita omnibusque actionibus philosophus vere christianus. Annal. Soc. Jesu Clagenfurt. MSS.

An die Leser dieser Zeitschrift.

Wir legen den Lesern dieser Zeitschrift folgenden Fall zur Entscheidung vor. Herr Diemer, Skriptor der k. k. Universitätsbibliothek in Wien hat in der Wienerzeitung vom 9. und 10. Mai 1844 in einer Note gesagt:

„Der Name Österreich kömmt zuerst in Otfrieds Christ vor. S. Schilters Thesaurus und die Ausgabe von Graff. Hierauf ward von Hrn. Diemer weiter gefolgert: Da dieses Werk anerkannt vor dem Jahre 842 geschrieben wurde, so folgt daraus, daß dieser Name schon damals gewöhnlich war, und daß er also wenigstens um 134 Jahre früher vorkömmt, als man bisher geglaubt hat. Die österreichischen Geschichtsschreiber setzen sein erstes Erscheinen, gestützt auf eine Urkunde von Otto III. gewöhnlich in das Jahr 996. So Petz, Rauch und Schrötter, Arneth, Beidtel, Haßler. Selbst Herr Kustos Bergmann sagt: „Die Urkunde von 996 ist um so wichtiger, weil in ihr zum ersten Male der Name Österreich erscheint.“

Wie ersichtlich wird mit dieser Diemer'schen Behauptung sowol den ältern als den lebenden neuesten österreichischen Geschichtsschreibern der Vorwurf von Unwissenheit im betreffenden Falle gemacht. Daß das ganz mit Unrecht geschehe und obige Behauptung einen groben historischen Irrthum enthalte, zeigten wir in dem kurzen Artikel Nr. 61 dieser Zeitschrift Jahrgang 1844. Dort wiesen wir nach, daß Otfrieds Ostarrichi nicht unser heutiges Erzherzogthum Niederösterreich, sondern das ostfränkische Reich Ludwigs des Deutschen bedeute und bemerkten zugleich, daß diese Verwechslung um so unbegreiflicher ist, als gerade in der von Hrn. Diemer angeführten Quelle d. i. im Schilter'schen Thesaurus nicht nur bei der Übersetzung des deutschen Textes zu dem Worte Ostarrichi Orientale regnum (Franciae) eingeschaltet, sondern auch noch in einer besondern Note die deutliche Erklärung gegeben ist, daß unter jenem Ostarrichi nichts anders als das ostfränkische Reich verstanden werden dürfe. Endlich bemerkten wir Herrn Diemer noch, daß seine Entdeckung vom ersten Vorkommen des Namens Österreich um hundert Jahre zu spät komme, weil derselbe schon in der Übersetzung von Bischof Isidors Traktat de nativitate domini, welche ins 8. Jahrhundert fällt, gebraucht wird.

Angeblich von seinen Freunden aufgefordert, diese unsere Rektifikation seiner irrigen Angaben zu widerlegen, ließ Herr Diemer in Nr. 20, 21 und 22 dieser Zeitschrift eine weitwendige Rechtfertigung erscheinen, worin es heißt: Alles was wir hier oben gegen seine Angaben vorbrachten, habe er so gut wie wir gewußt, allein mehre (weiter unten von uns gepräfte) Gründe haben ihn abgehalten, davon zu erwähnen. — Natürlich werden unsere schiedsrichterlich verfahrenden Leser dieser Behauptung vor allem mit dem Einwurf begegnen: „Wenn dem so ist, wenn Herr Diemer wirklich gewußt hat, daß Otfrieds Ostarrichi das ostfränkische Reich bedeute, wie konnte er es denn in diesem Falle auf unser heutiges Österreich, das damals diesen Namen nicht hatte, anwenden? Daß er aber diese Anwendung thatsächlich gemacht, geht aus der Anschuldigung jener genannten österreichischen Historiker hervor, die alle eine Geschichte Österreichs nicht aber des ostfränkischen Reichs geschrieben haben. Man kann doch unmöglich Jemand einer Unterlassung aus Unwissenheit zeihen in einer Sache, die derselbe in seiner Verhandlung gar nicht berührt.“ Mit der Hauptsache fertig, wollen wir nun den an sich unwichtigen Nebenumstand ins Auge fassen, daß Herrn Diemer, wie er behauptet, das erste und älteste isidorische Österreichhe bekannt war. Gesetzt es sei so, wie ist denn sodann seine Angabe, bei Otfried finde sich dies Wort zum Erstenmale gebraucht, damit in Einklang zu bringen? Auf diesem Widerspruch und in so ferne auf der zweiten Unrichtigkeit seiner Rechtfertigung betreten, gehen wir zur Prüfung der Gründe über, die ihn zur Verwechslung des otfrid'schen Österreich mit unserm Vaterlande, und die Übergehung des isidorischen mit Stillschweigen veranlaßt haben. Diese sind:

a) die Möglichkeit eines Druckfehlers, der jedoch nicht behauptet (warum also vorausgesetzt) wird.

b) daß es „lächerlich und fast unbegreiflich“ ist ihm zuzumuthen, daß er, wie wir angerathen, sich bei Khautz und Schrötter über den Namensgebrauch von Österreich Raths erholen soll, da Koch doch nicht etwa glauben werde, er habe die Schilter'sche Parenthese (Orientale regnum (Franciae) bei der Textübertragung in Latein und dessen Note dazu, nicht auch wie er gelesen und verstanden.

Weil diese von uns keineswegs gemachte, aber in Betreff des Nichtgelesenhabens sehr wahrscheinliche Voraussetzung von Herrn Diemer selbst hingestellt wird, so wollen wir ihm beweisen, wie er selbst ihr vollendete Gewißheit durch den Satz eben dieser seiner Rechtfertigung gibt, worin es heißt:

„Wollte Koch mit (dem Wörtchen) Alm das Vorkommen des Namens Alemannia beweisen, an welchem seit Tacitus wol niemand zweifelt?“

Bekanntlich hat Tacitus im 1. und bis zu Anfang des 2. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung gelebt, Name und Volk der Alemannen erscheinen aber zum ersten Male nicht früher als im 3. Jahrhundert, folglich hundert Jahre nach Tacitus, und über hundert Jahre nachdem er die Germania geschrieben hatte. Wie nun, wenn wir annehmen wollten, Herr Diemer habe den Tacitus so wenig als jene erklärende Note zum Worte Ostarrichi im Schilter'schen Thesaurus gelesen, und unsere Schiedsrichter die Leser auch dieser Meinung wären, könnte er diese Annahme auch als ein ihm angethanes Unrecht, als eine „Anmaßung“ von uns zurückweisen? Doch nicht auf diese neue historische Unrichtigkeit, die dem blinden, bedeutungslos in der Luft verpuffenden Schusse gleicht, sondern allein darauf stützen wir die Frage, wie konnte Herr Diemer das otfried'sche Ostarrichi für unser Österreich ausgeben, wenn er wirklich Belehrung aus der Schilter'schen Note geschöpft hat, daß diese Angabe falsch ist?? — —

Wir gestehen, daß, hätten wir dies Versehen gethan, eine Entschuldigung oder gar eine Widerlegung uns nicht zu Gebote gestanden und auch nicht in den Sinn gekommen wäre. Herr Diemer läßt sich aber auf letztere ernstlich ein und führt unter andern an: Khautz sage ausdrücklich: „daß unsere Landschaft (Niederösterreich) zu Anfang des 10. Jahrhunderts den heutigen Namen Österreich überkommen habe.“ Diese Berufung auf Khautz ist um so unglücklicher gewählt, als derselbe auch mit der größten Bestimmtheit sagt: „Otfried nannte im 9. Jahrh. das ostfränkische Reich Ostirrichi wie Himmilrichi das Himmelreich.“ Wie ersichtlich bediente sich Herr Diemer der Khautzischen Autorität gerade gegen sich, sei's daß er diese Stelle nicht gelesen oder absichtlich verschwiegen hat. Eines oder das Andere zu glauben, wird er zugestehen müssen. Khautz, dem es wie uns um Widerlegung der irrigen Meinung zu thun war, das otfried'sche Ostarrichi sei unser Erzherzogthum Österreich, führt zugleich aus Urkunden Ludwigs des Deutschen die Namen an, deren dieser König für dasselbe sich bediente. Sie lauten in der Urkunde von 844 in regione Pannonia, in orientali Francia, und noch 876 Pannonia, dann 901 Pannonia, im Schreiben Pabst Benedikt's VII. Laureacensis dioecesis Pannonia, bei Otto III. Plaga orientalis, Marchio orient. Krems 993 urbs orientalis. Khautz folgerte aber zugleich, daß der Name Österreich schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts üblich gewesen sein dürfte, weil in der Urkunde von 996 unser Land „Ostarrichi vulgari nomine“ bezeichnet ist.

Wollen die Leser von den Widersprüchen der Diemer'schen Rechtfertigungsgründe ein anderes schlagendes Beispiel vorgeführt haben, so mögen sie dessen obenerwähnte Berufung auf Khautz mit nachfolgender Stelle vergleichen:

»Wenn in den österreichischen Geschichtschreibern von dem ersten Vorkommen des Namens Österreich die Rede ist, so wird das otfried'sche Ostarrichi durchwegs übergangen und insbesondere von den neuern gesagt: der Name Österreich kömmt zuerst in einer Urkunde Otto's III. i. J. 996 vor. Man kann daher glauben, daß sie die beiden frühern (das otfrid'sche und isidorische) entweder übersehen oder als nicht auf unser Österreich anwendbar betrachtet haben.«

Es gehört wirklich mehr Muth dazu, als wir hätten um das zu sagen und zugleich die Abhandlung von Khautz über den Namen Österreich anzuführen, wo das otfried'sche Ostarrichi mit seiner ganzen Bedeutsamkeit hervorgehoben wird.

Außer diesen historischen Gründen, worauf die Rechtfertigung wegen Verwechslung des otfried'schen Österreich mit dem unsrigen gestützt wird, hat Herr Diemer auch filologische anzuführen. Man stutzt, wenn man das hört und findet es begreiflich, daß dieselben ein von der Hauptsache ganz abweichendes Thema berühren. Nummer Eins dieser Gründe lautet:

„daß da ein Wort eine, von der ältern, später ganz abweichende Bedeutung erlangt, ohne die Identität des einen mit dem andern läugnen zu können, so werde wohl erlaubt sein, in Hinsicht auf Abstammung und erstes Vorkommen des Namens Österreich's über jenes vom Jahre 996 hinauszugehen.“

Zugestanden, nur vergesse Herr Diemer nicht, daß, als er vom Ostirrichi des Jahres 996 zum otfried'schen vor 843 hinausging, er — irre ging, und daß eben dieses Irregehen uns veranlaßte, ihn zur Umkehr zu nöthigen. Bei den nächstfolgenden Gründeangaben springt er von der Sache, um die es sich handelt, ganz ab, und geht auf die Fragen über:

a) Warum hat Koch bei einer (frühern) Anführung der altdeutschen Bedeutung des Wortes Elend, als Herberge für Fremde, nicht auch der heutzutage üblichen erwähnt, da diese doch auch schon zu Notker's und Otfrid's Zeit da war?

Weil wir die Anführung der Jedermann bekannten Bedeutung des Wortes Elend für völlig überflüssig, die unbekannte dagegen allein für angemessen erachteten, um zu beweisen, wie sehr die Sprache an Bedeutsamkeit seit der Veränderung und Abschwächung des Althochdeutschen verloren hat.

b) Wird verlangt, daß wir den historischen Beweis von der gleichzeitigen Existenz der Platzbenennung „im Elend“ zu Wien als Fremdenherberge mit dem ursprünglichen Gebrauch und Begriff dieses Worts bei Notker u. s. w. liefern „wenn wir anders unsere tiefen filologischen Studien zur Erklärung örtlicher Benennungen epochemachend anwenden wollen.“

Da es zu Notker's und Otfried's Zeit kein Wien und folglich auch keinen Platz darin gab der im Elend hieß, so verlangt unser Gegner etwas, was ihm weder wir noch Andere leisten können. Wenn aber, wie er aus Hormayr selbst bezeugt, „eine gewisse Gegend zu Wien im Elend hieß, Elend aber eine Herberge, Elendzeche, Fremdenbruderschaft bedeutet,“ so ist der Schluß pr. Analogie auf den Wienerplatz „im Elend“ als Herberge der fremden Kaufleute um so richtiger, als eben in der Nähe daselbst der Landungsplatz der auf der Donau von den fremden Kaufleuten nach Wien verführten Waaren war.

c) Wir sollen nachweisen, wie die Isidor'schen und otfried'schen Österreich mit dem früher von uns als Urform angegebenen Ostarikke zusammenstimme.

Hierauf antworten wir ihm mit seinen eigenen Worten „Graff und Schmeller, sagt er, erklären ausdrücklich, daß aus den ältesten Formen eines Otfrid's und Isidor's unser Österreich hervorgegangen.“ Wenn also aus Oostarrihhe und Ostarrichi Österreich wurde, so dasselbe doch auch aus Ostarikke geschöpft sein, da dieses wie beiden andern unverändert Ostar beginnt.

d) Wir sollen darthun, nach welchen etymologischen Regeln aus Ostar Ostarikke oder vielmehr Ostarriche hergeleitet wird.

Mit dieser Frage will Diemer glauben machen, wir hä aus der Sylbe Ostar das g Ostarriche herleiten wollen. bleibe den Lesern anheimgeste diese Zumuthung zu würdigen. S wort ist darauf keine vonnöthen.

e) Es wird gefragt: Wie ist er (Koch) denn zur Entdeckung gelangt, daß aus Alamannia endlich bleibend Alm geworden sei? Oder wollte er vielleicht das Vorkommen des Namens Alemannia beweisen, an welchem seit Tacitus wol niemand zweifelt?

Herr Diemer frage den Sez warum er das Alemannia auf Manuskripts in Alm verstümm hat, und glaubt er dies nicht, lasse er sich von der Redaktion u sere Handschrift zeigen. Wie kön es doch, daß er S. 160 des Blatt Nr. 20 dieser Zeitschrift, in sein Rechtfertigung äußert: „Sind au auch in Koch's Artikel: Grah u keineswegs Grätz Druckfehler unte laufen, so, daß statt 996, 96 statt Grazzo und Grazliihho, Sez und Grazliisso stehen,“ und daß a nicht auch weiß, daß bei „Alm ein solcher und eine Auslassung geschah, da „Alm“ in eben die sem Artikel vorkömmt? Be anwidernd sind solche Einwürf Wir fragen übrigens, von wem we denn Herr Diemer um obige Druc fehler, da wir sie ihm nicht be kannt gaben? Was es mit der Alemannia des Tacitus für ein Bewandtniß habe, zeigten wir be reits oben.

Dies sollen die filologischen Beweisgründe sein, warum Herr Die mer aus Otfrieds Ostarriche unser heutiges Österreich gemacht hat. Da er dabei von diesem Thema ganz abging und blos mit uns eine etymolo gische Fehde anband, haben wir bereits gesagt, theils lehrt es der Augen schein.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Aus Versehen ist in Nr. 49 am Schlusse des Artikels: „De Kunstverein zu Salzburg und seine permanente Aus stellung im zweiten Semester 1844“ der Name des Herr Verfassers weggeblieben: „Dr. Jos. Heinrich Loewe.“

Desgleichen fehlt in Nr. 47 der Name des Herrn Verfassers „J. G Hofrichter“ am Schlusse des Artikels: Überblick der Wirksamkeit de Erzherzogs Johann in Steiermark. Derselbe ist Autor des in Nr. 4 angezeigten Werkes: Die Privilegien der k. k. landesf. Stadt Radkers burg ꝛc.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 1. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 52.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Van der Nüll: Beziehung des Ornamentes zur rohen Form. — Über Dalmatien. — Über Kritik. — Koch: Entgegnung an Diemer. (Schluß.)

Andeutungen über die kunstgemäße Beziehung des Ornamentes zur rohen Form.

Von Prof. Eduard van der Nüll in Wien.

> Le beau est infini; c'est l'échelle de Jacob qui se perd dans les nuées célestes. George Sand
> les sept Cordes de la lyre.

Indem ich diese Blätter der Öffentlichkeit übergebe, sei es mir erlaubt, über die gewählte Form und die Beweggründe, welche mich dazu veranlaßten, einige Worte vorauszuschicken.

Ich hatte das Glück im vertrautesten Umgange mit einem Freunde und Kunstgenossen das Land der Poesie, Italien, zu durchziehen; die höhere Ausbildung meiner allgemeinen Begriffe über die Kunst wurde befördert und geläutert durch Mittheilung; das Resultat des wechselseitigen Austausches prägte sich unauslöschlich in unsere Seelen, doch die Erinnerung, durch welche Mittel diese Ideen zu einem klaren Ganzen sich vereinigten, ging verloren.

Eine heitere Gesellschaft kräftig begabter deutscher Künstler zu Rom, in der Alle mit gleicher Freundschaft, Freimüthigkeit und Unumwundenheit gegenseitig zu Felde zogen, war der zweite Kampfplatz, auf dem unsere Ansichten erprobt wurden; da ich nun mit manchem meiner Freunde, die in weiter Ferne zerstreut sind, in geistige Berührung trete, lege ich vor allen mit froher Erinnerung an jene schöne Zeit das Bekenntniß ab: den größten und besseren Theil der hier ausgesprochenen Ideen ihrem Umgange zu verdanken; es ist daher die Form des Ausdruckes so gewählt, als ginge die Tendenz dieser Blätter von Mehren aus, so wie denn auch wirklich unser künstlerisches Glaubensbekenntniß durch gemeinschaftlichen Austausch zur größeren Klarheit gediehen ist.

Ich habe den Muth mich offen ohne Rückhalt zu äußern, weil ich ähnliche Überzeugung bei meinen Freunden voraussetzen darf; nicht Furcht vor Tadel veranlaßt mich, meine Persönlichkeit in den Hintergrund zu stellen, diesem entgeht der Gefeierte so wenig wie der Unbedeutende, sondern der Glaube, daß es angemessener sei, nur als Organ von Gesinnungen zu erscheinen, die, wie gesagt, nicht mir allein gehören; zugleich verliert dieser schriftliche Versuch dadurch den Charakter der Arroganz, als fühle der Einzelne sich berufen, abzuhelfen dem Gewühle der Baustyle aller Zeiten, in welchem die dürftige Gegenwart sich abmühet.

Billig die neuesten Bestrebungen großer Männer anerkennend, ohne deren Leistungen die jüngere Generation noch im Dunkel des Zweifels befangen wäre, müssen wir uns doch aufrichtig gestehen, noch weit von dem Ziele entfernt zu sein, einen rationellen selbstständigen Ausdruck für die moderne Architektur gefunden zu haben.

Wenn wir die Selbstsucht in der Ausübung der Kunst verbannen könnten, wenn jeder das Schöne aufrichtig anerkennen wollte, welches in den Werken Anderer niedergelegt ist, wenn eine innige Verbindung der Künstler möglich wäre, so müßte eine Vereinigung solcher Kräfte trotz dem engherzigen Geiste der Zeit manch' große erhabene Erinnerung unseres Wirkens zurücklassen. Die Absicht, einen wechselseitigen Austausch der Gedanken zu beginnen, entfernte Freunde zu begrüßen, vielleicht neue zu erwerben, hat diesen Aufsatz ins Leben gerufen.

Die veranlassende Ursache aller Dekoration ist begründet in dem Bedürfniß des Menschen, der Form eine Bedeutung zu geben, und zugleich den Schönheitssinn zu befriedigen. Diese Behauptung durch Auseinandersetzung der geistigen Eigenschaften der Seele logisch zu unterstützen, liegt außer dem Bereiche dieses Aufsatzes, wir nehmen das Faktum als wahr und unbestreitbar an, uns nur vorübergehend berufend auf die Geschichte aller Völker, welche uns lehret, daß der Mensch im Naturzustande schon den Hang fühlet, die Roheit der Formen zu bewältigen, und mit dem Fortschritte der Kultur dieses Gefühl immer mehr und mehr ausbildet.

Man sollte glauben, je näher wir der allgemeinen Ausbildung unserer geistigen Fähigkeiten rücken, desto bedeutender müßte die Form im Ausdrucke werden! Doch leider überzeugen wir uns vom Gegentheile. Nationen, welche in andern

Beziehungen fern von europäischer Zivilisation geblieben, haben den logischen Sinn, im Vereine mit dem Schönheitsgefühle, viel bezeichnender bewahret, dagegen unsere Vielwisserei uns endlich dahin gebracht hat, jedem volksthümlichem Ausdrucke der Form entsagen zu müssen.

Dem Übel zu steuern, eine vollkommene Regeneration der überbildeten Völker vorzunehmen, bleibt für jetzt noch der schönste Wunsch eines poetischen Gemüthes, doch der Künstler, welcher die Mängel seiner Zeit erkennt, und noch Kraft erübriget, dem Strome des Eigennutzes entgegen zu schwimmen, dem sei es heilige Pflicht, durch seine Werke das Streben auszudrücken, fühlende Menschen für die hohe edle Bedeutung der Kunst zu begeistern, und die Überzeugung zu wecken, daß neben den materiellen Interessen, deren einzige Beachtung uns herabwürdiget, auch die geistige Ausbildung der Pflege bedürfe.

Uns mit einmal gewaltsam von dem Herkömmlichen loszureißen, wäre vergebene Mühe, Einzelne können jedenfalls nur Steine zum Baue tragen; das Alte, Vortreffliche durchdringend, als nützende Lehre jede direkte Nachahmung vermeidend, werden wir vereint dem Bessern zuschreiten; denn sowie der Maler nicht durch knechtische Nachbildung der Natur oder alter Meister, sondern durch erneutes Erschaffen nach vorhergegangenen Eindrücken das höchste Ziel erreicht, so glauben wir, daß die Kunst, welche lehrt, die vom Menschen erdachte Form zu veredeln, die ihrer hohen Bedeutung wegen von den Griechen Architektonik genannt wurde, und deren ganzes Wesen mit dem Ornamente innig verflochten ist, auf demselben Wege zur möglichen Vollkommenheit gelangen sollte. Daß es jederzeit und aller Orten Künstler gegeben hat, welche dieser Ansicht gefolgt, glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, sie wurden aber von der Masse des Unsinns, der auf sie losstürmte, erdrückt. In neuester Zeit hat uns ein Stern erster Größe vorgeleuchtet, ein Mann, dessen hohe Geistesgaben, dessen geniale Werke die Bahn zum Besseren gebrochen, der auch in uns das Streben nach Selbstverläugnung entzündete, und dem wir mit freudigem Dankgefühle die schuldige Anerkennung zollen; wir nennen mit innigster Verehrung den zu früh geschiedenen Meister „Schinkel."

Wir sind fest überzeugt, daß begabte Menschen, welche Gemüth, Verstand und Liebe zur Kunst in sich vereinigen, ohne selbe auszuüben, doch fördernd auf den Zeitgeschmack wirken können, wenn selbe die logische Seite der Kunst beleuchten. — So wie Musik und Poesie, durch den Geist des fähigen Menschen geregelt, die Macht verleihen, ein vollständig in sich abgeschlossenes Werk zu schaffen, so ist auch die bildende Kunst, dem Schöpfer sei Dank, nicht der Willkür Einzelner unterworfen, sondern sie gehorcht ewigen unabänderlichen Gesetzen, deren Modifizirung durch das individuelle Gefühl die unendliche Mannigfaltigkeit im Ausdrucke der Form hervorbringt. Diese Gesetze Allen zugänglich zu machen, ihnen das Wesen, die Aufgabe der Kunst, näher zu rücken, ist bis zu einer gewissen Grenze möglich, über die hinaus die Ausübung an die Stelle der Forschung tritt.

Wohl Mancher, dem die Beziehungen der Kunst zum Leben weniger beachtenswerth scheinen, wird das Bedürfniß des Menschen läugnen, die Schönheit auf alle Gegenstände, die sein Geist erschaffet, zu übertragen; für solche werden auch diese Zeilen größtentheils unverständlich bleiben. Wir hab die Absicht, dem gebildeten, dem fühlenden Menschen manc Vorstellung zu erleichtern, die innige Verbrüderung des We standes mit dem Gemüthe als Bedingung jedes vollendete Kunstwerkes festzustellen, die Nebel auseinander zu theilen welche sich insbesondere bezüglich der Architektur als förmlich Wolken vor dem menschlichen Geiste aufthürmten, Autoritäten architektonische Universal-Rezepte zu bekämpfen, und die selbstständige Auffassung und Wiedergeburt als das einzige waltende Prinzip anzuerkennen. Ohne deshalb unsere Ansichten von Mängeln frei zu glauben, von Kunstverwandten gerne Berichtigung annehmend, sprechen wir das einzige Verdienst an: die persönliche Anschauung, welche durch fortschreitende Bildung sich jedem Künstlergemüthe von selbst aufdringet, in Worte zu fassen, „uns so zu geben, wie wir sind, offen, ohne Rückhalt."

Ein für allemal bitten wir, mit Nachsicht der ungeübten Feder zu folgen; wir hoffen dies besonders von Schriftstellern, welche sich mit der bildenden Kunst näher befreunden, sie mögen bedenken, daß die Lebensaufgabe des Künstlers, im Vereine mit der geistigen Ausbildung zugleich eine praktische ist, und wenn derselbe seine Ansicht ohne Schmuck, nur verständlich vorträgt, er den Forderungen Einsichtsvoller genügen wird; diese Zeilen könnten ihnen dann eben so viel gelten, als die trauliche Mittheilung eines Gleichgesinnten, und wie gerne sind wir im gewöhnlichen Leben bereit, die Unvollkommenheiten des mündlichen Ausdruckes zu vergessen. Das menschliche Gemüth dürstet nach dem Schönen; nicht alle Menschen sind aber gleich begabt, es zu erkennen, die einfache Nachahmung der Natur fordert schon eine genaue Erkenntniß derselben; soll aber ein Kunstwerk in sich selbst vollendet erscheinen, so muß der begabte Künstler die Belehrung, die er sich aus den Schöpfungen der Natur für seinen schaffenden Geist abstrahirt, in sich verarbeiten, nur das Charakteristische und Schöne der Formen behalten, und diese Gestaltung seiner Einbildungskraft reproduziren, d. h. dasjenige, was er als schön erkennt, in einem vollkommenen Ganzen neu hervorbringen.

Da jeder Einzelne mit einem eigenthümlichen Anschauungs-Vermögen ausgerüstet ist, so folgt Originalität eines jeden Kunstwerkes daraus von selbst; denken wir uns z. B. eine Gesellschaft der treuesten Nachahmer, und geben jedem dasselbe Motiv der Natur nachzubilden, so wird die individuelle Auffassung ihren Werken einen originellen Reiz verleihen. Um wie viel mehr müßte dies bei der Erfindung der Fall sein, wo das Hinzutreten noch mehrer anderer geistiger Eigenschaften den eigenthümlichen Ideengang eines Jeden noch bestimmter bezeichnen würde.

Wir haben oft von Laien, die sich mit dem Wesen der Kunst vertrauter machen wollten, die Frage stellen hören: „Ob denn nicht die treueste gewissenhafteste Nachahmung der Natur das höchste Ziel eines jeden Künstlers sein sollte?" Wir können mit Rücksicht auf den vorgesteckten Zweck diese Frage nur nach einer Seite hin beantworten, hoffen aber auch in diesem beschränkteren Kreise etwas zur Aufklärung der allgemeinen Begriffe beizutragen.

Es wäre also in dem Bereiche der Dekoration, in dem wir uns in diesen Blättern bewegen, die sorgfältigste Nachah-

mung irgend eines passend scheinenden Elementes der Natur das Höchste, welches wir bei der Übertragung in die starre Form erreichen könnten! Diese irrige Ansicht zu widerlegen, sei unsere erste Sorge; um faßlich zu bleiben, können wir uns einfacher Beispiele nicht erwehren.

Vor Allem erkennen wir jenen Künstler als den trefflichsten, dessen Erfindungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, die ihm zur Versinnlichung seiner Gedanken geboten wird. Es ist nicht einerlei, ob irgend ein ornamentales Gebilde in Holz, Stein, Eisen, auf gewobenen Stoffen ꝛc. vorkömmt, die Materie wird dem Ornamente an und für sich einen bestimmten Charakter verleihen; wird dies zugegeben, so ist dieses allgemeine Schema noch einer spezielleren Erweiterung fähig. Nehmen wir zur Erläuterung des Gesagten den Stoff, so wird dieser nach Maßgabe seiner Bestimmung wieder in einzelne Kategorien zerfallen, als: Damast, Linnenzeug, Sammt, Shawlgewebe ꝛc. Wir können also nicht läugnen, daß ein gewisses logisches Ordnen sich mit dem Gefühle beim Entwurfe des Ornamentes innig verbinden muß.

Um dies durch ein Beispiel zu versinnlichen, erinnern wir an die durch Farbendruck erzeugten Dessins im Verhältniß zu jenen, welche auf dem Weberstuhle hervorgebracht werden. Setzen wir beide Muster auf eine gleich hohe Stufe der Erfindung, geben wir zu, daß man im Drucke viel naturgetreuer bleiben könne, weil sich dieses Verfahren der Malerei nähert, so wird doch der gewobene Dessin den Sieg erringen, und eine reale Befriedigung in dem Beschauer erregen, denn es widerspricht unserem Gefühle bei dem ersten Verfahren die Verbindung des Musters mit der Materie (den sich kreuzenden Fäden) nicht wahrzunehmen; wogegen wir aber im höchsten Grade befriedigt sind, wenn der Charakter irgend eines Elementes der Natur in das Muster übertragen, in symmetrischer Folge vertheilet ist, und dazu noch das künstliche Ineinandergreifen der Fäden, welche all' dies hervorbringen, sichtbar wird. Hat der Künstler diese Vereinigung der logischen Anordnung mit der schönen passenden Form glücklich zu Stande gebracht, so wird die Wirkung höchst befriedigend sein.

Wir geben noch ein zweites Beispiel höherer künstlerischer Bedeutung, doch auf demselben Prinzipe beruhend. Jeder, dem das Glück zu Theil geworden, Italien zu durchziehen und sich zu laben an jenen Kunstbestrebungen vergangener Größe, wird die Mosaikverkleidungen in den Wunderschöpfungen des menschlichen Geistes, **S. Marco, Capella palatina, S. Maria di Monreale etc.** lebhaft im Gedächtnisse bewahret haben. Diese Verkleidung bedeutet in der architektonischen Sprache nichts anderes, als eine Veredlung des Materiales der innern Wandfläche, um zugleich durch die erzeugte Zeichnung im Vereine mit der Farbe auf das Gemüth des Beschauers zu wirken.

Hier wird es am Orte sein, unsere Ansicht über die kunstgemäße Dekoration einer Mauerfläche im Allgemeinen festzustellen. Jede Verzierung der Fläche einer Wand soll innig mit dieser verbunden erscheinen, diese Verbindung kann nur dreierlei Natur sein. Entweder sie erscheint in derselben Fläche als Malerei, oder selbe wird in die Tiefe eingelegt (als Mosaik oder Paste) oder sie tritt aus der Fläche heraus als Relief. Diese drei Fälle sinnig vereint, werden jedesmal den vollkommensten Eindruck hervorbringen. Aus dem Gesagten folgt, daß alle Malerei auf der Wandfläche, welche Relief ausdrücket, nur dann begründet erscheint, wenn selbe ein abgeschlossenes Ganzes bildet, gleichsam eingesetzt in die Wand erscheint, und die Farbe zugleich so beschaffen ist, daß sie sich dauerhaft mit der Materie (den Stoffen, aus denen die Mauer gebildet wurde) verbinde. Ein malerisch-angeordnetes Freskogemälde wird dieser Bedingung immer entsprechen, da die perspektivische Täuschung in die Tiefe wirket, und die ornamentale Umgebung, welche selbes begrenzend abschließet, nur als Mosaik, Paste, oder wirkliches Relief erscheinen sollte. Wird die Malerei als Ersatzmittel einer solchen Umgebung gewählet, so ist selbe nur dann zu entschuldigen, wenn selbe mit täuschender Wahrheit darstellt und durch die ökonomischen Rücksichten gefordert wird. Jedenfalls müßten aber jene Theile der Wandfläche, welche sich mit der Decke, dem Gewölbe u. dgl. verbinden sollen, als wirkliches Relief behandelt werden. Man kann Mosaik, eingelegte Arbeit, schwaches Relief, gewobenen Stoff ꝛc. durch Malerei täuschend und auf angenehme Weise ersetzen, doch konstruktive Theile können nie ohne den grellsten Widerspruch in dem Organismus des Ganzen, nur zum Schein dargestellt werden. Wir haben das logische Erforderniß einer Wandverzierung festgestellt, wie nun dies dem Zwecke des Raumes künstlerisch angepaßt werde, überlassen wir dem individuellen Gefühle des Architekten.

Welch' herrlicher Eindruck ist in den obengenannten Kirchen erreicht, weil Alles sich auf dasselbe organische Prinzip stützet. Auf matten Goldgrund zeichnen sich farbige Figuren aus der biblischen Geschichte, deren Einfalt und Größe durch die geringere Korrektheit in den Umrissen nicht beeinträchtigt wird; schon die Art der Erzeugung dieser Fläche durch Mosaik läßt keine scharfe Linie zu, und es ist nicht ungegründet, daß die farbigen Figuren, als ornamentale Symbole des architektonischen Ganzen mehr der Wandfläche angehörend, aus dieser nicht hervortreten. Die tektonische Verbindung der einzelnen Theile ist mit symmetrischem Sinn durch farbige Muster, welche den Linien der Wölbung folgen, erreicht. Die ästhetische Befriedigung, welche diese Dekoration in dem Beschauer erregt, ist unserer Ansicht nach in Folgendem begründet:

1. weil das Mosaik die innige Verbindung mit der Wandfläche und zugleich die Idee großer Dauer in uns erwecket;

2. weil je größer die Fläche, desto mehr das Verlangen in uns rege wird, ein Gefüge der Zusammensetzung zu entdecken;

3. weil die angebrachte Zeichnung durch diese Darstellungsweise sichtbar der Fläche angehöret.

Wir erinnern hier vorübergehend an einige der ältesten und besten ornamentalen Wandmalereien Pompeji's, da nach unserer Überzeugung die schwebenden Figuren auf farbigem Grund schon einer spätern, nicht mehr so reinen Periode der alten Kunst angehören; doch auch diese sind gleichsam nur hingehaucht und manche (wie die tanzenden Frauen u. m. a. im königl. Museum zu Neapel) zeichnen sich nur als Silhouetten in lebhaft anziehender Bewegung. Göthe bemerkt in seinen Propyläen, daß er glaube, die ausgeführteren Gemälde Pompeji's seien für sich eingesetzt, da selbe eine tüchtigere Hand verrathen, als die umgebende ornamentale Malerei; wir pflichten dieser Ansicht bei, auch wünschten wir von den Malern nicht mißverstanden zu werden! wir kennen keinen passendern Schmuck für die Wand als sinnige Gemälde, welche die Be-

stimmung eines Raumes näher bezeichnen und durch dekorative Anordnung mit den übrigen sich anschließenden konstruktiven Theilen verbinden; jedes gut angeordnete Gemälde wirkt perspektivisch in die Tiefe, und die Wand ist die Bildfläche, welche dem Maler zu Gebote stehet, es muß daher irgendwo eine Begrenzung Statt finden, weil die Wirkung eines guten Bildes nur für einen gewissen Standpunkt, eine bestimmte Entfernung und Größe berechnet sein kann. Jede andere bildliche unbegrenzte Darstellung kann logisch richtig nur als Silhouette angebracht werden! Was soll z. B. eine erhaben in der Fläche schwebend gemalte Figur sinnig bedeuten? sie gehört scheinbar nicht mehr der Fläche an, und wir überzeugen uns doch jeden Augenblick, daß sie in derselben liegt. Zwei widersprechende Forderungen in der Kunst können nie Gutes bewirken; sobald wir die Täuschung unserer Sinne bezwecken, sollte selbe nie halb erfüllt werden, dies geschieht aber, indem die Malerei in Bund mit der Realität tritt, sie muß einen Theil ihrer Rechte aufgeben, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Noch glauben wir zur größeren Bekräftigung des hohen geläuterten Kunstgeschmackes gedenken zu müssen, der sich an den Vasengemälden der Alten manifestirt. Gewiß wäre es ihnen leicht gewesen, Relief zu malen, aber sie fanden es widersprechend, auf einer krummen Oberfläche so zu verfahren, da erhaben gemalte Gegenstände auf einem runden Gefäße doch jedenfalls durch die tangirenden Sehstrahlen Lügen gestraft werden.

Vergleichen wir diese Leistungen der Vergangenheit mit den Bestrebungen der jüngsten Gegenwart in München, welche sich die Erreichung eines ähnlichen Eindruckes zur Aufgabe gestellt haben, so bemerken wir die Idee des Mosaiks verlassen, also dem Verstande die Bürgschaft der Dauer, dem Auge die ruhigere Wirkung des Zusammengesetzten und die Überzeugung wie es entstanden, benommen. Wir sehen eine glatte goldene Schale ohne uns Rechenschaft geben zu können, welcher Materie sie entsprechen solle. Die Dekoration, den alten Motiven folgend, ist kunstgemäß durchgeführt, die Figuren sind schön und edel, auch viel korrekter als die alten, weil bei ihrem Entstehen schon das materielle Hinderniß des Mosaiks nicht im Wege stand: sie streifen jedoch in ihrer Wirkung viel näher an Naturwahrheit (ohne ihrem ernsten Styl zu nahe zu treten), weil selbe Relief ausdrücken, und rufen daher den Eindruck schön gemalter, ausgeschnittener Kartons hervor; ihre innige Verbindung mit der Fläche ist nicht sinnlich dargethan, und wir glauben hierin das Alte höher stellen zu müssen, weil jene Künstler der Vorzeit nie mehr machen wollten, als ihnen die Materie erlaubte.

Dieselben Beobachtungen dringen sich dem unbefangenen Urtheile auf bei dem Abwägen der künstlerischen Forderungen, welche man an die Glasmalerei stellen sollte, sobald selbe in der Architektur als bezeichnendes Element mitwirket zum Organismus des vollendeten Ganzen. Es ist durchaus kein Verstoß gegen die Logik, wenn die Liebhaberei Einzelner Vergnügen daran findet, Werke alter Meister auf Glas übertragen zu lassen, und sich an dem erhöhten Farbenreiz zu ergötzen, da ein solches Gemälde, ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet, und wir in dem Moment der Betrachtung so wenig als bei andern Gemälden daran erinnert werden, das scheinbare Relief auf einer Fläche dargestellt zu wissen; wir überlassen uns ganz dem poetischen Eindrucke, und empfinden ungestörte Einhei Sobald aber die Glasmalerei als wohltönender Akkord in de harmonische Gebilde eines Werkes der Architektur eingreife so ist die Forderung an dieselbe eine andere.

Das Glas dient als Verschluß der großen Öffnungen und gestattet nur dem Lichte in den geschlossenen Raum zu drin gen, die Durchsichtigkeit desselben wird benützt, um eine den Zwecke anpassende Dekoration darauf zu malen; die Materi drückt also eine gewisse Bestimmung aus, welche uns errathen läßt, die Malerei sei auf einer dünnen Fläche aufgetragen, es ist also ein logisches Verlangen des Verstandes an die Schönheit, diesem Eindrucke nicht zu widersprechen.

Wir erkennen die Münchner Leistungen in diesem Fache als höchst gelungen an, doch wünschten wir unserm Gefühle nach eine mehr musivische, sich blos durch geschmackvolle Farbenwahl und einfache Zeichnung trennende Anordnung des figuralischen Theiles, denn die Wirkung eines perspektivisch angeordneten Gemäldes ist in diesem Falle nicht am gehörigen Platze, und wir denken uns die alte Vorstellungsart, durch eine Mosaik farbiger Gläser bildlichen Sinn in die durchsichtige Fläche zu bringen, dem Verstande und Gefühle gleich zusagend. Die ornamentale Anordnung hat eine hohe Vollendung in diesen Werken moderner Kunst erreicht, und mit Stolz wird jeden Deutschen das Herz höher schlagen, wenn er dem Könige, der so erhabene Werke ins Leben rief, ein freudenvolles Lebehoch bringet.

Wir haben nun hoffentlich die innige Verbindung der Materie mit dem Charakter und der Bestimmung des ornamentalen Kunstwerkes erläutert.

(Schluß folgt.)

Ueber Dalmatien.

Von Professor B. in Z. *).

Im Anhange zur »Gazzetta di Milano« vom 3. Mai v. J. las man: »Beim Vergleichen Österreichs mit Frankreich und Preußen in Bezug auf Fruchtbarkeit hat der Verfasser weislich die ungarischen Länder und Dalmatien vom Vergleiche ausgeschlossen; dieses wegen seiner großen Unfruchtbarkeit, jene wegen des gegenwärtigen Zustandes ihrer Agrikultur, welcher so tief unter dem der östlichen Provinzen des Kaiserreiches ist.«

Aus diesen wenigen Worten vernimmt man zur Verwunderung, als sei Dalmatien zu dem schrecklichen Lose ewiger Armuth und deren unvermeidlichen Folgen von der Vorsehung bestimmt, und als könne es nie Anspruch machen auf jenen Fortschritt der Kultur, welcher der allgemeine Wunsch der gesammten Menschennatur ist.

Wir wollen sehen, wie viel Wahres die zitirte Behauptung enthalte. Fassen wir die Thatsachen ins Auge — von jeher die solideste Art von Beweisführung.

Da ist zuerst der schöne Menschenschlag mit seinem schlan-

*) Wir geben diese Abhandlung, die sich über die Zustände einer Provinz des Kaiserstaates verbreitet, welche noch immer zu wenig besprochen sind, in frei verdeutschtem Auszuge, d. h. mit Hinweglassung einiger unwesentlichen Stellen. Sie war zu einem Vortrage für den Gelehrten-Kongreß in Mailand bestimmt und malt mit den günstigsten Farben, was wohl keiner weitern Nachweisung bedarf.

ken Wuchse, seinen starken Muskeln, breiten Schultern, kurz von einem Bau, geeignet die härtesten Anstrengungen, die ermüdendsten Märsche über unwegsame Gebirge zu ertragen, Hunger, Durst und der Witterung zu widerstehen, Lasten zu tragen, vor denen selbst ein Engländer zurückschrecken würde, und ein langes Lebensalter zu erreichen.

Ihm stehen im Überflusse zu Gebote: Fleisch, Geflügel, Wild, Fische jeder Gattung, Eier, Kräuter, Kornfrüchte, Wein, Öl, Holz u. s. w. Die Piazza delle erbe zu Zara überströmt daran jeden Morgen so, daß wenige Städte Europa's einen solchen Reichthum von Lebensmitteln, in Betracht der Bevölkerungs-Verhältnisse, aufzuweisen haben werden.

An Namenstagen der Familienväter, bei Hochzeitsfeierlichkeiten, Leichenbegängnissen, am Allerseelenfeste, an den Festtagen der Kirchen- und Ortspatrone, bei freundschaftlichen Gastmälern, am letzten Faschingstage verzehrt der Morlache mehr, als der Mailänder Bauer das ganze Jahr hindurch. Die Quantität Fleisch und Wein, die bei diesen Gelegenheiten aufgeht, ist unglaublich. Einer solchen Unmäßigkeit, sollte man meinen, könne der Mensch nicht gewachsen seyn, und es gehört auch wirklich eine ganz eigene Verdauungskraft dazu, um nicht als Opfer dieser Schmäuse zu fallen.

Der Taglohn steht ziemlich hoch. Die Domestiken machen große Ansprüche: sie müssen zum Frühstück ihren Kaffee mit Milch, zu Mittag Suppe, Fleisch, puren Wein und Brot vom feinsten Mehl, und Abends Fleisch in Essig und Öl, Brot und Wein haben. Dazu verlangen sie wenigstens 3 fl. Monatgeld, einige 4—5 fl. Der Feldarbeiter erhält außer drei guten Speisen und Wein noch 20 Kreuzer des Tages. In gleich hohem Preisverhältnisse stehen die übrigen Handarbeiter und Dienstleistungen.

Die Nettigkeit, Artigkeit und Wohlgekleidetheit der Landbewohner um Ragusa geben den vielgepriesenen Toskanern in nichts nach, und ihre Lebensweise ist sehr gut für ihren Stand.

Die Wohnungen der Inselbewohner sind alle aus Kalksteinen erbaut, mit Rauchfang und Fenstern versehen; die meisten mehre Stockwerke hoch. Manche davon sind so bequem und elegant gebaut und eingerichtet wie Stadthäuser. Die ansehnlicheren Ortschaften haben ihr Kaffehhaus, ihren Zuckerbäcker, ihr Theater, ihr Kasino und Alles, was das vorzüglichste Land bietet, um das Leben angenehm und anständig zu machen.

Welch' eine Anzahl eleganter Gebäude ziert nicht den magischen Kanal von Cattaro, das Ragusaner Territorium, und besonders Meleda, Giuppana, die poetische Landschaft von Gravosa, das bezaubernde Thal von Ombla, so oft besungen von den Poeten, und jenes reizende Thal von Canova, berühmt durch seine zwei herrlichen Platanen, die wenige ihres Gleichen haben. Wie angenehm ziehen die prachtvollen Häuser Ragusa's und seiner Vorstadt die Blicke auf sich! Welch holländische Reinheit herrscht, neben äußerer Eleganz, in Zara!

Die Miethpreise sind sehr hoch, zumal in der eben erwähnten Stadt, höher als in irgend einer der belebtesten Städte des Lombardisch-Venetianischen, und stehen jenen in Triest nicht nach. Die Zahl der Fremden aus dem nahen Istrien, aus Italien und Frankreich ist nicht gering.

Es gibt Länder, deren Bewohner mager, bleich, abgezehrt, steif, ohne Leben und Kraft einherschleichen, ein Schatten nur der menschlichen Gestalt. Es gibt auch zahlreiche Völkerschaften, die Brot von Gerstenmehl und junger Fichtenrinde essen; andre die von Haferbrot und Eicheln sich nähren. Wie Viele leben nicht von Polenta, wie viele nur von Erdäpfeln! und wieder Andre von trockenen Kastanien. — Es gibt Völker, die in natürlichen Höhlen oder nicht viel bessern Hütten wohnen, wo Menschen und Vieh durcheinander sind; in Löchern ohne Thüren und Fenster, voller Rauch und Gestank, voll Ungeziefers und Gewürmes, daß man nicht das Geringste aufbewahren kann; so eng, daß man sich zu einer Arbeit nicht rühren kann; so kühl oder feucht, daß die einzige Öffnung geschlossen gehalten wird, um den Rauch zur Erwärmung zurückzuhalten in den Tagen des Winters und den Stunden der Ruhe.

Solche Völker sind elend zu nennen, nicht aber der Dalmatiner, der so lebt, wie wir oben beschrieben haben.

Fügen wir obigen positiven Symptomen noch einige negative hinzu.

Der Dalmatiner läßt sich nie des Geldes halber zum Militärdienst anwerben; nicht zum temporären, vielweniger auf Lebenslang. Die Fälle sind äußerst selten, daß Jemand als Stellvertreter eines Konskribirten eintritt; und in ausländische Dienste, meines Wissens, gar nie.

Niemand wandert aus, und wenn irgend eine Familie in Zeiten außerordentlicher Noth, vielleicht in Folge eines Elementar-Ereignisses, das ihre Ernte vernichtete, sich entschließt nach dem nahen Bosnien, der Herzegowina u. s. w. zu ziehen, so schätzt sie sich glücklich, wenn sie nach dem Aufhören ihres Unglücks wieder auf den alten Boden zurückkehren kann.

Die Gefängnisse thun sich selten oder fast nie auf, um Schuldner aufzunehmen. Die Zahl der Verbrecher belief sich 1840 in der ganzen Provinz auf 1981. *)

Binnen 5 Jahren verpflegten die Spitäler 7972 Personen. Von diesen gingen 7718 geheilt heraus; 897 starben; d. h. das Verhältniß der Todten zu den Genesenen ist = $10^{33}/_{00}$: 100.

Vergleichen wir nun das Vorerwähnte mit den Vorgängen bei andern Völkern, welche im Gegensatze zu dem Bewohner des unfruchtbaren Dalmatiens, im Rufe der Wohlhabenheit und jedes Reichthums stehen.

Wie viele gibt es da, die sich für Geld anwerben lassen, wie Viele, die entweder temporär, auf 6—8 Monate im Jahre, oder für immer auswandern und Amerika, Afrika, Ozeanien zu ihrer neuen Heimat erwählen!

In manchen Städten stirbt ein Drittel der Bevölkerung in den Krankenhäusern. Oft übersteigt die Anzahl der in Spitälern Gestorbenen noch die Zahl derer, die zu Hause verschieden.

Es gibt ferner Städte, in denen ein Drittel der Bevölkerung von Almosen lebt. Und nicht wenige dieser Städte und dieser Bevölkerungen, die wir als wahrhaft arm und elend charakterisirten, gehören jenen großen Staaten an, welche zu den reichen gezählt wurden!

Wir sind nun beim zweiten Theil unsers streitigen Satzes angekommen, welcher Dalmatien »sehr unfruchtbar« nennt. Wir werden uns bei der Definition von »unfruchtbar« nicht aufhalten. Unter dem Ausdruck »sehr unfruchtbar« können

*) Also um 608 weniger als im Jahre 1838. A. d. R.

wir uns nichts anders, (um kurz zu sein) als eine Art Sahara vorstellen. Lassen Sie uns sehen, ob dieser Begriff auf Dalmatien anwendbar sei.

Dalmatien liegt unter dem 42—44. Grad der Breite, und ist ein langer Streif Landes, der sich zwischen dem Meere und seinen Alpen ausdehnt. Sein Küstenstrich enthält geräumige, bequeme und sichere Häfen, die den Schiffer ruhig schlafen lassen. Sein Meer ist mit einer Menge schmackhafter Fische angefüllt, mit denen ein blühender Handel getrieben wird, der vordem noch bedeutender war. Die Inseln bringen köstliche Erzeugnisse hervor. Seine kleinen Fahrzeuge kommuniziren mit den Handelshäfen, welche mit Industrieprodukten der geschäftigsten Nationen beladen sind. Auf der Landseite steht Dalmatien in Verbindung mit Bosnien und der Herzegowina, von denen es Getreide, Eisen, Wachs, Schiffstheer, Honig, Früchte, Wolle, Leder, Marokin, Korduan, Rinds-, Hasen- und einige andre Felle erhält, und dagegen der Türkei Wein, Branntwein, Reis, Kaffee, Zucker, Salz, Waffen, Kleidungsstücke, Tücher, Seidenzenge, Linnen, Bänder, Uhren und viele andre Boden- und Industrie-Erzeugnisse zuführt, die ich der Kürze halber übergehe. Um wie Vieles könnte dieser Verkehr noch erhöht werden. Der Viehhandel allein, wenn er die Ausdehnung gewänne, deren er fähig ist, welch' eine ergiebige Quelle der Bereicherung wäre er nicht für das Land? wie viele Familien haben ihm nicht von sonst her ihre Wohlhabenheit zu verdanken! — Die Gebirge Dalmatiens sind geschaffen die schönsten Waldungen zu tragen und alle Gattungen Holz zu liefern. Sie waren einst mit den schönsten Eichen geschmückt, mit den höchsten Tannen und Kiefern und andern Arten, welche diese Provinz berühmt machten. Die Berge haben sich nicht verändert. Die Hand des Menschen hat jene altehrwürdigen Wälder gelichtet; die Hand des Menschen und die Zeit kann sie wieder anpflanzen. Dalmatiens Hügel sind mit Hutweiden bedeckt, welche noch vor wenigen Jahren mehr als zwei Millionen Schafe und Ziegen nährten. Seine Thäler, wie das Brana-, Rona-, Dernis-, Verlicca-, Sign-, Traú- und Narentathal, enthalten den besten Pflanzenboden.

Die ausgezeichnete Qualität dieses Bodens beweist sich dadurch am besten, daß darin der Wegwart (Zichorie), die Vogelmilch, das Pappelkraut, der Huflattich, die grüne und stinkende Nieswurz, die Esparsette, der Roßschweif, der Attich (Zwerghollunder), das Bingelkraut, der wilde Pfeffer u. a. m. gedeihen. Mit Weizen bebaut gibt jeder campo padovan. 14 venet. Scheffel; mit türkischem Korn 24. Die Weinstöcke in guten Anlagen dauern über ein Jahrhundert, und ihr Stamm ist sehr dick. Die Wassermelonen (Angurien) sind sehr saftig und schmackhaft, und Stücke, die 40 Pfd. wägen, sind nicht selten.

Aber wozu dieses Aufzählen so vieler kleiner Einzelheiten? Nehmen wir die Sache mehr im Großen und sagen wir:

Dieses Land ist außerordentlich günstig dem Wachsthume der Maulbeerbäume, die hier ein sehr hohes Alter erreichen. Einzelne derselben ragen bis zu 200 Pf. der besten Blätter. Der Seidenwurm lebt rührig und erzeugt starke und feine Kokons, welche viele und vortreffliche Seide geben, die, nach Lyon spedirt, dort mit den besten Sorten Italiens und Frankreichs den Vergleich aushält.

(Schluß folgt.)

Ueber Kritik.

Von L.

Der klägliche Zustand unserer heutigen Kritik ist einer der wenigen Punkte, worüber eine allgemeine Übereinstimmung vorhanden ist. Eigentlich sollte man gar nicht von Kritik reden, was heutzutage gewöhnlich dafür ausgegeben wird, verdient diesen Namen gar nicht. Weder die Momente der modernen Scholastik, noch die vornehm-gemüthlichen Konversationen unserer Literaten haben mit wahrer Kritik irgend etwas gemein.

Denn diese hat die Aufgabe, ein Kunstwerk als solches zu beurtheilen, und das Wesen der Kunst besteht in der Darstellung des Schönen. Hat also die Kritik zu untersuchen, ob ein Werk schön sei, so liegt die Schwierigkeit derselben klar vor Augen, und man wird sich nicht wundern, wenn unsere durch den Mangel an Ernst vorzüglich charakterisirte Literatur, einem so spröden, trockenen Studium nicht ihre Zuneigung entzieht, und dasselbe durch genialen Schwung zu überflügeln oder mit Hilfe des absoluten Begriffs über sich hinauszuführen sucht. Und wie könnte auch einer der Heroen unserer modernen Belletristik, denen man freilich eher alles andere als übertriebene Bescheidenheit vorhält, nur mit einigem Scheine von Billigkeit eine mühvolle Kritik für ein Produkt ansprechen, dessen Schöpfung seinem Genie so geringe Mühe gekostet.

Allein sollte auch die Kunst selbst kein hinreichendes Motiv zu kritischen Untersuchungen darbieten, so bleibt doch ein wissenschaftliches: das unvertilgbare Interesse des Menschengeistes am Erkennen als solchen, ohne Rücksicht auf Zwecke.

Gewichtiger aber als beide besteht ein drittes, das praktische, entspringend aus dem Bedürfnisse der Gesellschaft. Denn es ist für die Volksbildung nicht einerlei, ob der allgemeine Beifall dem Echten oder dem Trivialen zugewendet wird.

Ist demnach die Aufgabe der Kritik nicht von der Art, daß man sie nach Bequemlichkeit zur Seite schieben dürfe, so ist es bei der anerkannten Schwierigkeit einer-, und der praktischen Wichtigkeit andererseits, doppelt Pflicht keine Vorsichtsmaßregel zu verabsäumen, welche irgend etwas zur Sicherung des Unternehmens beitragen könnte. Als solche müssen vor allen andern die Feststellung der Ausgangspunkte, und des allgemeinen Verfahrens, oder wie man zu sagen pflegt, der Prinzipien und Methoden bezeichnet werden. Hier, in der Kritik, wo es sich nicht um eine wissenschaftliche Untersuchung der Begriffe des Schönen ꝛc. handelt, sondern um allgemeine Anerkennung des Gegebenen, sind natürlich jene Punkte, wo dieselbe bereits vorhanden ist, die Prinzipien. Von diesen hat der Kritiker die Aufhellung der unklaren Partien zu versuchen, auf diese muß er wieder zurückkehren in zweifelhaften Fällen, um an sie, nicht an Schultheorien, seine Raisonnements anzuknüpfen. Freilich müssen diese Punkte deutlich herausgehoben, und nicht so stillschweigend vorausgesetzt werden. Betrachten wir die Objekte, denen diese Evidenz hinsichtlich der ästhetischen Beurtheilung eigen ist, genauer, so findet man, daß es meist Gegenstände von einfachen Verhältnissen der Form sind. Darin liegt alsogleich die Hinweisung auf die analytische oder zergliedernde Methode. Diese besteht darin, daß ein reichgegliedertes Ganze in seine einfachen Bestandtheile aufgelöst, und dann die Werthbestimmung dieser letztern versucht wird.

Mit dem Gelingen dieser Operation ist nun freilich selten viel erreicht — im Verhältniß nämlich zur Aufgabe. Denn der Werth des Ganzen läßt sich nicht aus den Werthen aller Bestandtheile zusammenaddiren, gewöhnlich ist gerade die Anordnung das Wichtigste; durch sie wird die Bedeutung des Einzelnen gewaltig modifizirt. Allein daraus folgt durchaus nicht, daß man sich jener schwierigen Arbeit entheben dürfe, dieser Umstand zeigt nur von dem Umfange der Aufgabe, und wer z. B. aus naturwissenschaftlichen Studien die Vortheile kennt, die ein noch so unscheinbarer sichrer Punkt auf einem schwankenden Boden gewährt, wird selbe nie verabsäumen.

Eine andere Klasse ästhetisch evidenter Objekte bilden die Meisterwerke, d. i. Schöpfungen von anerkannter Vortrefflichkeit, denen man noch eine negative Klasse eben so anerkannter Machwerke hinzufügen kann.

Wie ein reicher und mannigfaltiger Vorrath solcher Muster- und Machwerke die Beurtheilung eines fraglichen Werkes durch sorgsame Vergleichung, zumal wenn die beiderseitige Zergliederung vorangegangen, vorbereiten könne, liegt am Tage.

So wären nun die Methoden der Kritik, wie sie sich aus der Natur ihres Gegenstandes ergeben, die analytische und die vergleichende, denen wir noch eine dritte: die präservative hinzuzufügen versucht sind, deren Wesen in der gänzlichen Enthaltsamkeit von absolutem Geiste besteht.

Wer hat so kritisirt? Lessing.

Was thun die Neuern? Sie führen uns nicht in das Werk hinein, sondern suchen uns über dasselbe hinauszustellen, sie wollen nicht unserm Geschmack zu Hilfe kommen in der Anerkennung des Schönen, sondern vielmehr unsere Ansicht über die literarische Bedeutung des Werkes, des Schriftstellers, wo möglich seiner gesammten Richtung zurecht setzen. Ist dieses Thun zu verwerfen? Gewiß dann nicht, wenn wir es auf die Literaturgeschichte abgesehen, aber eben so gewiß dann, wenn wir unsern Geschmack kultiviren wollen. Woher aber diese so allgemein gewordene Manier? Entsprungen ist sie aus der Gesammtrichtung der modernen Filosofie, gehalten wird sie durch ihre Leichtigkeit, im Gegensatze zu jenen schwierigen Untersuchungen, und die Möglichkeit bei einem großen Vorrath klingender Fraſen sich die Gedanken zu ersparen, und dabei doch einen erhabeneren Standpunkt zu behaupten.

Es ist unstreitig eine interessante Betrachtungsweise menschlicher Leistung, sie im großen Zusammenhange mit der gesammten Kulturgeschichte aufzufassen, die Kräfte abzumessen, die alle gleichzeitigen verwandten Unternehmungen nach bestimmten Punkten hinbiegen, den tausend Fädchen nachzugehen, durch die ein Werk mit seiner Vergangenheit und mit seiner Zukunft zusammenhängt, und sicherlich wird durch diese Einsicht die Beurtheilung des Gehaltes eines Kunstwerkes mächtig erleichtert, aber erledigt wird sie dadurch nicht. Denn dieses ist doch auch an sich etwas, ein Bestimmtes, und als solches nicht aus lauter Verhältnissen zu begreifen.

Mag es wichtig sein den Ort wo, und die Einflüsse, unter welchen ein Gewächs das geworden, was es ist, zu kennen, zudem noch die Bedeutung, die ihm in der mannigfaltigsten Beziehung zukommt: befriedigen kann dies der gewiß nicht, der über den innern Bau desselben Aufschluß wünscht, aber am allerwenigsten den, der fragt, ob es schön sei?

Diese Hauptfrage der Kritik wird heutzutage gänzlich bei Seite geschoben; statt derselben sind die Stichwörter: Zeitgeist, Nationalität, Abspiegeln der Zustände und Ideen, und wie diese Gemeinplätze alle heißen, an die Tagesordnung gekommen, und werden in allerlei Formen der eleganten Journalistik als kritische Kunstwerke unserer vorzugsweise „kritischen Zeit" verbreitet.

Doch das Übel hat seinen Höhepunkt erreicht, der allgemeine Ruin der modernen Filosofie hat seinen Lauf beschleunigt, und es steht zu hoffen, daß eine neue Periode des Fortschrittes auch auf diesem Felde beginnen werde.

An die Leser dieser Zeitschrift.

(Schluß.)

Hr. Diemer kömmt demnächst auf die Gründe zu sprechen, welche ihn bewogen, das isidorische Oostarrihhi mit Stillschweigen zu übergehen. Diese sind nach seiner eigenen Anführung zweierlei:

1. Wollte er ja keine Abhandlung schreiben, sondern den Namensgebrauch Österreich nur vorläufig berühren, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen.
2. Ist das isidorische Oostarrihhi kein Name (nomen proprium), sondern nur im Sinne von Orlens im Gegensatz von Occidens gebraucht, und gehört somit nicht hieher (d. i. zur Sache).

Wir lassen Nummer 1 fallen und legen wegen Nummer 2 Herrn Diemer, der uns beschuldigt, daß wir dieses isidorische Österreich nicht zu deuten gewußt, folgende Frage vor. Glaubt er wohl das otfried'sche Ostarrichi sei als nomen proprium, als Landesname für das ostfränkische Reich von Otfried zum ersten Male gebraucht worden und früher in dieser speziellen Bedeutung nicht da gewesen? Wie bekannt hatten bereits die Merovinger i. J. 511 die gesammte Ländermasse des fränkischen Reichs in zwei Haupttheile, in ein Ostreich oder Austrasien, und in ein Westreich oder Neustrien, getheilt. Durch den Verdünervertrag von 843 fiel Ludwig dem Deutschen eben dieses fränkische Ostreich zu. Hat nun wol etwa Otfried den Namen Ostarrichi dafür erst seitdem erfunden oder bestand derselbe nicht vielmehr schon lange vorher, da bereits die merovingische Eintheilung von 511, Ludwigs Anfall als Ostreich bezeichnete? Was folgt daraus? Offenbar doch, daß das Wort Oostarrihhe des isidorischen Übersetzers in der allgemeinen Bedeutung von Ostreich und ebenso auch zu seiner Zeit und lange vorher in der speziellen Bedeutung des ostfränkischen oder austrasischen Reiches eingeführt war. Was heißt es also, wenn Diemer sagt: Warum hüthet sich Koch so sorgfältig zu dem isidorischen Oostarrihhes die nähere Bestimmung „der Name Ostarrichi« hinzu zu fügen, und an einem andern Orte: wir haben die Bedeutung desselben nicht verstanden? Konnte Herr Diemer nicht zusammenreimen, warum wir, ebensowohl das isidorische Wort „im Sinne der Bezeichnung eines gegen Morgen gelegnen Landes« — allgemeine Bedeutung — und „als Ostreich des Frankenkönigs« nahmen — spezieller Landesname — so wird er hoffentlich durch vorstehende historische Auseinandersetzung es jetzt begreifen. Sonderbar ist es wahrlich, daß er selbst diese unsere Überzeugung an einem andern Orte ausspricht. Hier seine eigenen Worte: „Da Otfrieds Werk anerkannt vor 873 geschrieben wurde, so folgt daraus, daß dieser Name schon damals gewöhnlich war, denn sonst hätte sich Otfried desselben nicht bedienen können.« Und sieht er „eine Verbindungskette zwischen dem otfriedschen und dem spätern Ostirrichi von 996,« so wird er auch eine solche Anknüpfung des erstern an das älteste isidorische wahrnehmen müssen. — Sollen wir Herrn Diemer etwa auch dort noch in seiner Rechtfertigung folgen, wo er es uns zur Sünde anrechnet, Isidors Werk mit Tractat de nativitate Christi statt Domini, die Nummer des Pariser Kodex angeführt, und die Anführung der Kapitelzahl bei Graff (woher das isidorische Wort, Herrn Diemer zur Enttäuschung seiner Profetengabe im Vertrauen gesagt, nicht genommen ist) weggelassen zu haben? Das Gewicht, welches derselbe auf diese Merkmale von Gelehrsamkeit legt, wird wohl ebenso wenig wie seine schulmeisterische Zu-

rechtweisung darüber bei Verständigen Anklang finden. Diese werden nicht mehr stets die Frage im Gedächtniß behalten, hat Diemer mit seiner 1½ Spalten einnehmenden Rechtfertigung sich über die Verwechslung des großen Reiches Ludwigs des Deutschen mit unserm kleinen Niederösterreich rein gewaschen oder nicht, haben sämmtliche österreichische Geschichtsschreiber oder hat er geirrt?

Der letzte Grund, den endlich Herr Diemer wegen Nichtbeachtung des isidorischen Ostarrîchi angibt, beruht auf der Meinungsverschiedenheit der Gelehrten über das Zeitalter der Entstehung der isidorischen Übersetzung. Weil Graff, Schilter, Pischon u. A. dafür das 8., Lachmann aber das 9. Jahrhundert annimmt, so kann man „kein historisches Datum darauf gründen, daher Koch's Behauptung, daß es hundert Jahre vor Otfrieds Ostarrichi erscheine, völlig zu Boden fällt." Wem könnte es einfallen dagegen etwas einzuwenden?

Somit sind wir mit den Rechtfertigungsgründen Herrn Diemers zu Ende. Weil er jedoch unterläßt daraus einen Schluß zu ziehen und seine ursprüngliche Behauptung neuerdings festzustellen, so fällt dem schiedsrichterlichen Urtheil der Leser die Entscheidung der Fragen anheim:

1. Ist nach Diemers Antrag das Ostirrichi bei Otfried um 1842 als der erste und ursprüngliche Namensgebrauch von dem Stammlande der österreichischen Monarchie, in die österreichische Geschichte für die Zukunft einzuführen?
2. Haben sämmtliche österreichische Geschichtschreiber, welche bisher das spätere aus der Urkunde Otto's III. von 996 anwendeten, wirklich ein Versehen gethan?
3. Ist durch unsere Bestreitung des Diemer'schen Irrthums demselben ein persönliches oder sachliches Unrecht widerfahren, wodurch er gegründeten Anlaß hätte, uns eines anmaßenden Verfahrens gegen ihn zu beschuldigen?

Wir haben die irrige Angabe des Herrn Diemer über den Namen Österreich in der größten Kürze, nämlich in 1 Spalte Raum angezeigt, und uns weder in den frühern Artikeln über Gratz noch zuletzt solcher Ausdrücke wie: anathemisirend, anmaßend, sarkastisch, lächerlich u. s. w. die er gebraucht, gegen ihn bedient. Noch weniger ließen wir uns beikommen, ihm Moral zu predigen und, wie er es Seite 176 seiner Rechtfertigung gethan, Unbescheidenheit vorzuwerfen. *) Dieselbe Rücksicht, welche uns zur Zeit der Jubiläumsfeier der Druckerfindung zur Bekämpfung des Fantoms eines böhmischen Guttenberg antrieb, leitete uns auch, als wir Herrn Diemers Angaben bestritten. Der Fall ist denkbar und leicht möglich, daß ein wenig genauer späterer österreichischer Geschichtschreiber, auf Herrn Diemers Autorität sich stützend, das otfriedsche Ostarriche als das erste urkundliche auf Österreich anwendet und somit ein Österreich gibt, zu einer Zeit als noch keines da war. Wird es wohl außer Herrn Diemer sonst noch Jemand übel deuten, daß wir darüber gesprochen, zumal es sine ira et studio geschah??

Gleich am Eingang seiner Rechtfertigung schweift Herr Diemer von der Hauptsache ab, um auf einige in der Streitsache wegen der Schreibweise Gratz verhandelte Gegenstände zurückzukommen. Er beschuldigt uns unter andern, die Zeit der Abfassung des Nibelungenhorts und Gudruns als eine Zopfperiode der Sprache, und den Umlaut in den poetischen Erzeugnissen eines Wolframs, Walters, Hartmanns ꝛc. als ein unedles Pfropfreis, das abzuthun wäre, anzusehen und auszugeben. Worauf gründen sich diese Anschuldigungen? Jene darauf, daß wir am Schlusse des Artikels: „Gratz und keineswegs Grätz" scherzhaft äußerten: Aus dem steifen Festhalten an der Form Grätz geht recht deutlich hervor, daß jedes Zeitalter seine Zopf- und Rokokoperiode habe. Dies benützt Herr Diemer und trägt diesen Vergleich unserer Zeit, mit den starren Formen- und Schnörkelperiode des 17. und eines Theils des 18. Jahrhunderts, auf das dreizehnte über. Diese Verdrehung übergingen wir das erstemal, als Herr Diemer sie zu machen beliebte, mit Stillschweigen. Da er sich derselben aber noch einmal bedient, so mußten wir sie wohl in das rechte Licht stellen.

Um die Leser von dem Ungrunde der Diemerschen Beschuldigung, das 13. Jahrhundert eine Zopfzeit genannt zu haben, und damit zugleich von der Art und Weise, wie dieser Herr dabei zu Werke ging, zu überzeugen, folgt hier die betreffende Stelle aus dem Artikel „Gratz und keineswegs Grätz" von Wort zu Wort:

> Jener Theil des Publikums, welcher die ursprüngliche Form (Gratz) für plump hält, und sich wol gar etwas darauf einbildet, Grätz und Grätzer zu sprechen, möge, da er den Mißton durch den Umlaut nicht gewahr wird, bedenken, wie es ihm gefiele, wenn man ihm aufnöthigen wollte, statt Hallein, das Hellein und die Helleiner des 13. Jahrhunderts zu sprechen! In diesem Falle würde man die Klangverkümmerung durch das e wol fühlen, im ganz gleichen mit dem noch übler klingenden Grätz bemerkt man den Mißton aber nicht, ein Beweis, daß auch die Sprache ihre Rokoko's und ihre Zopfzeit hat."

Die Leser mögen hiernach Herrn Diemer's dreiste Anschuldigung beurtheilen.

Ähnlicher Art, nur mit noch schlechterm Geschick gewählt, ist die von uns geschehene Bezeichnung des Umlautes als ein Verderbniß der Sprache, um die Folgerung daranzuknüpfen, daß die poetischen Hervorbringungen des Mittelalters uns ganz elend dünken müssen. Offenbar vergaß Herr Diemer, daß ihm diesfalls Jedermann mit der Frage begegnen werde, ob er gemeint sei, jene Erzeugnisse haben durch den Umlaut und die Endsylbenverstumpfungen in sprachlicher Beziehung an Wohllaut, Rundung und Leichtigkeit der Versbildung gewonnen? so wie, ob zwischen Sprache und innerm Gehalt eines poetischen Produkts kein Unterschied zu machen, sondern eins fürs andere zu nehmen sei?

Endlich frägt Herr Diemer noch: Wenn Koch behauptet, daß die Zurückführung der Ortsnamen auf ihre Urform das einzig richtige Prinzip sei, und um nicht damit ad absurdum getrieben zu werden, (ei!) die Klausel beifügt, daß dieses nach Maßgabe der Thunlichkeit zu geschehen habe, so fragen wir, wer bestimmt denn diese Maßgabe der Thunlichkeit? Antwort: die bessern Schriftsteller und der Sprachgebrauch. Beide sind nicht ad absurdum getrieben worden, als sie in den neuesten Zeiten in zahlreichen Fällen den Umlaut abthaten und z. B. ä in a, ö in o, bei Läden, Böden, Krägen, Pläne, Täge, Böte, Herzöge, sächlich, literärisch, ämtlich, kündig u. s. w. verwandelten. Diesem Beispiele wird auch Grätz trotz Herrn Diemers und Schreiners widerstrebenden Anstrengungen über kurz oder lang folgen müssen, da, wie wir in einem frühern Artikel gezeigt, das nämliche bei vielen österreichischen Ortsnamen ohne alle Einsprache der österreichischen Gelehrten, rein durch die Wirksamkeit der oben genannten Herrn, Diemer offenbar unbekannten beiden Potenzen geschehen ist.

Matthias Koch.

*) Einen artigen Kontrast zu Herrn Diemers Benehmen gegen uns bildet die Eile, womit wir es uns zum angenehmen Geschäft machten, seine Entdeckung eines ersten deutschen Kalenders in einer steiermärkischen Stiftsbibliothek, unaufgefordert, und ohne Herrn Diemer persönlich oder im schriftlichen Verkehr oder durch irgend eine andere literarische Leistung zu kennen, in einem der gelesensten deutschen Literaturblätter zur Kunde des Auslands zu bringen. Wir thaten dies gerne, weil wir uns jederzeit aufrichtig freuen, wenn sich uns eine Gelegenheit darbietet, dem übrigen Deutschland von der wissenschaftlichen Strebsamkeit unserer Landsleute Kunde geben zu können. Nicht minder aufrichtig wünschen wir aber auch, daß dasjenige fern bleibe, was einen Schatten darauf werfen könnte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 3. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 53.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Jäger: Biszanek und Popp über Irren-Anstalten. — Van der Nüll: Beziehung des Ornamentes zur rohen Form. (Schluß.) — Über Dalmatien. (Schluß.) — Budik: Buquoy.

Ueber Irren-Anstalten.

1. Die Irrenheil- und Pfleg-Anstalten Deutschlands, Frankreichs, sammt der Cretinen-Anstalt auf dem Abendberge in der Schweiz, mit eigenen Bemerkungen, herausgegeben von Michael Bizánik, Doktor der Medizin, Magister der Geburtshilfe, Primararzt der k. k. Irren-Anstalt zu Wien ꝛc. Wien 1845, bei Carl Gerold und Sohn. 366 S.
2. Kurze Beschreibung mehrer Irren-Anstalten Deutschlands, Belgiens, Englands, Schottlands und Frankreichs von Dr. Georg Julius Popp, praktischem Arzte zu Pfarrkirchen in Niederbaiern. Erlangen 1844, bei J. J. Palm und Ernst Enke. 184 Seiten.

Angezeigt durch Dr. Jos. **Jäger** in Wien, vormals Prof. der Filosofie.

1. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß in den neueren und neuesten Zeiten in Beziehung auf die Seelenheilkunde Ausgezeichnetes geleistet wurde. Ich verweise auf die Werke von Reil, Groos, Jakobi, Heinroth, Friedreich, Esquirol, Pinel, Haslam, Nasse, Vering u. A. und wir sind diesen Männern großen Dank schuldig, daß sie einem, bisher nur wenig bebauten Feld des menschlichen Wissens ihre ganze geistige Kraft zuwendeten. Allein nichts desto weniger sind wir fest überzeugt, daß die große Aufgabe, die sich jene Männer gesetzt haben, noch keineswegs gelöset ist. Daher kommt es auch, daß jede literarische Erscheinung, welche auf die Seelenheilkunde Bezug hat, unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht, um zu sehen, ob sie durch jene gefördert wurde. Bis jetzt wurde von Seite der Ärzte dem Studium der Seelenkrankheiten nicht die gehörige Sorgfalt gewidmet, da sie in der Privatpraxis seltener vorkommen, indem gewöhnlich die geistig Erkrankten in öffentliche oder Privat-Irrenanstalten abgegeben werden. Auch der Hr. Verf. des obigen Buches bemerkt mit Befremden, „daß während das krankhafte Ergriffensein des menschlichen Organismus die ungetheilte Aufmerksamkeit großer Männer auf sich zog, nur die Seelenstörungen mit unverantwortlicher Indolenz behandelt wurden, daß gerade die Krankheiten des edleren Theiles der menschlichen Natur aller Beachtung von Seite der Ärzte entbehren u. s. w." Dieses wollen wir recht gerne unterschreiben. Der Hr. Verf. setzt jedoch den Grund, weshalb bei uns bis jetzt keine literarischen Notabilitäten in Bezug auf Seelenheilkunde sich geltend gemacht haben, in den Umstand, daß in der mit dem allgemeinen Krankenhause verbundenen Irrenheilanstalt jedesmal der zuletzt angestellte Primararzt die Leitung übernehmen mußte. Bei einer vorkommenden Erledigung ging der Arzt der Irrenheilanstalt auf eine andere Abtheilung über. Dadurch entstand allerdings für die Anstalt und Wissenschaft selbst ein großer Nachtheil, indem jeder neuangestellte Primararzt sich die erforderlichen Erfahrungen nur nach und nach erwerben konnte. Dieser Umstand ist unstreitig ein Mitgrund, jedoch nicht der einzige Grund der oben ausgesprochenen Erscheinung. Meines Erachtens nach liegt der Grund des Mangels an ausgezeichneten Leistungen im Gebiete der Seelenheilkunde in dem Mangel einer durchgreifenden filosofischen Bildung. Es kommt bei einer wissenschaftlichen Behandlung der Seelenkrankheiten Alles auf den Standpunkt an, von dem man bei der Bearbeitung derselben ausgeht; und zwar auf die Ansichten, welche wir von der Wesenheit der menschlichen Seele und ihrem Verhältnisse zu dem Leibe aufstellen, indem sich auf diese Ansichten die gesammte Theorie des Erkrankens der geistigen Kräfte und auf die Art der Behandlung der Seelenkranken stützen muß. Letztere wird verschieden sein, je nachdem das, was wir geistiges Leben nennen, blos als das Resultat des Zusammenwirkens der organischen Thätigkeit, gleichsam als die Efflureszenz derselben betrachtet wird, oder ob wir es als ein von dem organischen Leben nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ unterschiedenes Prinzip begründet ansehen. Die erstere oder materialistische Ansicht von dem geistigen Leben schließt dem Geiste ihres Systemes gemäß jede psychische Behandlung der Seelenkranken eigentlich aus, oder betrachtet sie nur als Nebensache. Diese Ansicht ist eine ganz irrthümliche, somit können auch die auf sie gestützten Folgerungen nur auf Widersprüche führen. Die materialistische Ansicht führt als Beweisgruud den Einfluß an, den der Organismus auf die Psyche äußert; aber weit größer ist gleichfalls der Erfahrung gemäß der Einfluß der Psyche auf die Veränderungen im organischen Leben. Betrachten wir nur den mächtigen Einfluß, den eine lebhafte Fantasie, starke Gefühle und Affekte und der Leidenschaften furchtbares Heer auf

das organische Leben nehmen; fassen wir ferner die Ursachen der Störungen des geistigen Lebens ins Auge, so werden wir viel mehr solche antreffen, die psychischer als die organischer Natur sind. Unzählig sind die Beispiele, wo die Liebe wahnsinnig, die Eifersucht toll, Gram, Kummer, Kränkung, Herzleid melancholisch, Hochmuth und Eitelkeit verrückt machten. In diesen Fällen dürfte wohl Niemand behaupten, daß diese Störungen im geistigen Leben durch eine unbekannte organische Affektion veranlaßt wurden, da die wahre Ursache derselben offen am Tage liegt. In allen diesen Fällen wird wohl kein Arzt eben so wenig einen Erfolg von Purgir- und Brechmitteln erwarten, als er eine Lungenentzündung durch Anwendung der Musik oder durch Zerstreuungen und Reisen wird heilen wollen. Wie will der Arzt durch therapeutische Mittel den gegenwärtigen Gemüthszustand des geistig Erkrankten plötzlich umändern, da sich derselbe durch psychische Einwirkung aller Art seit einer Reihe von Jahren gebildet hat, da gegenwärtig alle seine untergegangenen Hoffnungen, die bitteren Täuschungen, die er erlebt, das zerstörte häusliche Glück, die Erinnerungen an erduldeten Kummer, Noth und Sorge, das Reuegefühl über eine Schuld, deren Stachel er nicht entfernen kann, sich in seinem Gemüthe, wie in einem Brennpunkte vereinigen und dasselbe gewaltig erschüttern? Es kann wohl das fysische Leben in seiner Äußerungsweise gestört sein und vermöge der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele mittelbar auf das Seelenleben einwirken, und somit gleichsam das Zündkraut abgeben, das die Pulverkammer zur Explosion bringt und so die veranlassende Ursache des Eintretens einer psychischen Störung werden. Allein wir müssen hierbei bedenken, daß der Mensch seine gegenwärtige Persönlichkeit sowohl von psychischer als organischer Seite seit einer Reihe von Jahren konstituirt hat, daß die Summe von Gemüthsbewegungen, Affekten und Leidenschaften, die seine Brust zerrissen haben, nicht ohne großen Einfluß auf die Gestaltung seines Organismus waren. So kann die fortgesetzte Spannung und die widernatürliche Aufregung, in die der Organismus in Folge einer Leidenschaft gesetzt wurde, denselben in seiner Thätigkeitsäußerung bis zur äußersten Erschöpfung herabstimmen, so daß das durch die Leidenschaft möglicher Weise hervorgerufene psychische Leiden zugleich mit der organischen Krankheit eintritt. In diesen Fällen wird der Arzt eben so wenig wie in den früher erwähnten den Grund der psychischen Störung im Organismus suchen. Übrigens lehrt auch die Erfahrung, daß viele psychische Kranke blos durch psychische Behandlung, ohne Anwendung irgend eines therapeutischen Mittels genesen sind. Wenn man dagegen anführt, daß viele psychische Kranke durch somatische Mittel genesen sind, so müssen wir hier erstens den Umstand berücksichtigen, daß der Leib das Werkzeug für die Thätigkeitsäußerung der Seele abgibt, und daß die Unvollkommenheit und Untauglichkeit des Werkzeuges allerdings anomale Thätigkeitsäußerungen der Seele erzeugen kann, die aber mit der Entfernung der organischen Störung gewöhnlich verschwinden, und hier ist es, wo die therapeutische Behandlung kann angewendet werden. Wenn aber keine organische Störung der Grund des psychischen Leidens war, man aber dennoch durch therapeutische Mittel ein günstiges Resultat erzielte, so ist noch keine Folge, daß dieses die Krankheit gehoben hat, da oft die therapeutische Behandlung mit einer psychischen verbunden war, die man, ohne es zu beabsichtigen oder recht zu wissen, in Anwendung brachte. Diese Ansichten weiter auszuführen, verbietet der Raum dieser Blätter, allein das Wenige, was wir angeführt haben, möge genügen einzusehen, daß bei der materialistischen Ansicht kein Heil für die Seelenheilkunde zu erwarten steht, und nur dann erst, wenn durch ein gründliches filosofisches Studium die Wesenheit der Seele für das erkannt und angenommen wird, was sie ist, dürfte ein Fortschritt in obiger Wissenschaft ersichtlich werden.

Der Hr. Verf. des oben angeführten Werkes hat auf eigene Kosten eine Reise durch Deutschland und Frankreich gemacht, um die verschiedenen Heil- und Pflegeanstalten für die Geistig-Erkrankten kennen zu lernen, um bei einer vielleicht zu errichtenden neuen Irrenheilanstalt in Wien hiebei mit seinen gesammelten Erfahrungen nützen zu können. Der Hr. Verf. „hält es für einen günstigen Zufall, daß die Errichtung einer neuen Irrenheilanstalt bei uns noch immer nicht vor sich gegangen ist, weil bei den raschen Fortschritten der psychiatrischen Wissenschaft und bei den in jüngster Zeit gestellten Forderungen an die Unternehmer eines so großartigen Werkes ein früherer Plan, der vor 22 Jahren vorgelegt wurde, dem gegenwärtigen Standpunkt der Psychiatrie nicht mehr entsprechen würde." Wir können nicht umhin, den Grund dieses günstigen Zufalls äußerst sonderbar zu finden. Wo ist eine Unternehmung, die bei den allseitigen Fortschritten der Wissenschaften nach 30 Jahren noch auf derselben Stufe stehen wird, auf der sie bei ihrer Gründung gestanden? Der Hr. Verf. möge sich erinnern, daß Napoleon vor etwa 36 Jahren die ersten Versuche mit Dampfbooten, denen er beiwohnte, für unpraktisch erklärte. Hätte man auf das Urtheil eines Mannes, der in der Wissenschaft keine Autorität war, die einmal begonnenen Versuche aufgeben sollen? Etwa weil im Laufe der Zeit bei den Fortschritten der Wissenschaft wichtige Verbesserungen in Aussicht standen? Stellet den Bau neuer Eisenbahnen ein, denn eure gegenwärtige Unternehmung wird in 20 und mehr Jahren dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr entsprechen; es ist ein ungünstiger Zufall, daß ihr auf meine Stimme nicht höret und fortbauet. Ein genialer Kopf könnte ja bis dahin eine Luftfahrt erfinden? Warum nicht, wo ist die relative Grenze der Wissenschaft und des menschlichen Forschungsgeistes? Es ist dieses kein Unsinn; hätte man doch Jedem, der vor 40 Jahren behauptet hätte, es wird eine Zeit kommen, wo von Wien nach Triest in einem Tage Tausende von Menschen können befördert werden, für verrückt erklärt. Wollte der Hr. Verf. durch seinen „günstigen Zufall" vielleicht von der hohen Staatsverwaltung den Vorwurf abwenden, daß man so lange in der Errichtung einer solchen Anstalt zögerte, so müssen wir offen gestehen, daß unsere weise, für das Wohl ihrer Unterthanen stets besorgte Regierung keiner Entschuldigung bedarf, indem wir fest überzeugt sind, daß sie hinreichendere und vernünftigere Gründe für die bis jetzt verzögerte Errichtung einer solchen Anstalt hatte.

Das ganze Werk enthält 3 Abschnitte. Der erste Abschnitt stellt die von dem Hrn. Verf. gesehenen Irrenheilanstalten hinsichtlich ihrer verschiedenen Bauart, ihrer Einrichtung, Organisation, Administration, Behandlung der Kranken und des wissenschaftlichen Standpunktes dar. Wir sind dem Hrn. Verf. sehr dankbar, daß er die verschiedenen, über Irrenheilanstalten

erschienenen Monografien in ein Werk zusammenstellte, allein es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß sich der Hr. Verf. auch über diejenigen Anstalten, von denen wir noch keine solche Monografien besitzen, ausführlicher ausgesprochen hätte. Auch behandelt der Hr. Verf. wohl die Bauart, Organisation, Administration und Einrichtung obiger Anstalten sehr ausführlich, ja bis ins kleinste gehend, indem sogar der Küchenzettel nicht vergessen ist, aber sehr dürftig die in jenen Anstalten Statt findende Behandlung der Kranken und den wissenschaftlichen Standpunkt, von dem man bei deren Behandlung ausgeht; ja wir fanden zu unserem Erstaunen in Bezug auf die beiden letzten Punkte bei Anführung der meisten Anstalten kein Wort angegeben, und doch wäre gerade eine allseitige Beleuchtung dieser beiden Punkte das Lehrreichste und Wichtigste für uns gewesen, wichtiger als die Küchenzettel.

Bei der Darstellung der Irrenheilanstalt zu Hall in Tirol, welche unter der Leitung des um diese Anstalt höchst verdienten Dr. Tschallener steht, eines sehr humanen, wissenschaftlich gebildeten und liebreichen Mannes, der für die ihm anvertrauten Kranken wie ein Vater für seine Kinder sorgt, geräth der Hr. Verf. in eine kleine Aufregung, weil daselbst ein Hauswundarzt angestellt ist. Hören wir ihn selbst. „Das ärztliche Personal dürfte wohl auch hinreichen, wenn kein Hauswundarzt in der Anstalt wohnen würde, dessen Obliegenheiten wir nicht wohl begreifen, denn unter 78 Irren gibt es wohl nicht hinreichende Fälle, um einen eigenen Hauswundarzt mit 500 fl. K. M. u. s. w. zu unterhalten. Derlei selten vorkommende chirurgische Fälle könnte und wollte wohl einer der in Hall praktizirenden Chirurgen mit einer geringen entsprechenden Remuneration gern versehen." — Hören wir weiter. „Ein großes Dienstpersonale wirkt immer störend auf die Haushaltung und ist der Ordnung geradezu entgegen; man weiß nicht wer Herr oder Diener ist, einer verläßt sich auf den andern, nichts wird zur gehörigen Zeit gethan, Niemand will gehorchen. (Der Hr. Verf. spricht hier offenbar nur von einer schlechten Haushaltung.) Wem sollen die Kranken gehorchen, was überhaupt ihre schwache Seite ist? Mehr als Einem folgen sie schwer oder gar nicht, die Übrigen sind müßige Zuschauer und nur Einer noch steht dem Herrn (?) zur Seite, als Vollstrecker, als Rechenschaftsableger des Geschehenen und als Stellvertreter, wo dies der Fall sein muß." Aus dem Vorhergehenden und insbesondere aus diesem Satz lernen wir kennen, daß der Hr. Verf. selbst für die größte Anstalt einen Herrn und einen ihm zur Seite stehenden Vollstrecker (unter dem er wahrscheinlich den Sekundararzt versteht) für hinreichend hält. Was zumeist den Ausdruck „Herr" in dem obigen Sinne betrifft, so finden wir denselben höchst unpassend, indem dann der sogenannte Vollstrecker als Diener, Knecht oder Handlanger erscheint, während er doch gleich dem Direktor ein von den Behörden angestellter Beamter, zwar als solcher dem Vorsteher untergeordnet, aber darum doch nicht dessen Diener ist. Wir verwahren uns jedoch gegen die Beschuldigung, als hielten wir eine gute Hausordnung nicht für nothwendig. Aber begreifen können wir nicht, wie der Hr. Verf. nur einen Herrn und einen Vollstrecker für eine große Anstalt hinreichend erklären konnte, und wir fragen mit Recht, ob auch dann, wenn die psychische Behandlung in der Anstalt Eingang gefunden hat. Hören wir, was der Hr. Verf. selbst S. 296 sagt:

„Wer da nur im Vorübergehen weiß, was eine Geisteskrankheit in rein ärztlicher, dann in politischer und moralischer Hinsicht sei, oder wenigstens werden könne, wird auch leicht begreifen, wie modifizirt das ganze Geschäft sei und welche ganz eigenthümliche Mittel schon zur Behandlung eines einzelnen Geisteskranken erfordert werden, und er wird es um so mehr einsehen, welche Pflichten ein Irreninstitut in rein ärztlicher, moralischer, politischer und administrativer Hinsicht auf sich habe, um allen Anforderungen zu entsprechen." Diesen Satz lassen wir in seinem ganzen Umfang gelten und finden in demselben selbst einen Beleg gegen die früher aufgestellte Ansicht des Hrn. Verf.

Was uns in diesem Abschnitte noch sehr befremdet, ist das flüchtige Hinweggehen über die Anstalten in Paris. Der Verf. verweiset uns zwar auf einige über diese Anstalten erschienenen Werke, allein diese sind, wie ich glaube, schon älter, als daß nicht während dieser Zeit in jenen Anstalten wichtige Veränderungen vorgenommen wurden, somit finden wir auch nichts angegeben über den wissenschaftlichen Standpunkt dieser Anstalten in der Gegenwart.

Der zweite Abschnitt handelt von den Erfordernissen einer zweckmäßigen Irrenanstalt und enthält beiläufig folgende Grundzüge: 1. Nothwendige Verbindung einer Irrenheil- und Pflegeanstalt. 2. Die Anstalt soll noch den Zweck der Belehrung und der Ausbildung der Psychologie in theoretischer, praktischer und staatswissenschaftlicher Beziehung haben. 3. Die Irrenheilanstalt muß selbstständig und unabhängig sein. 4. In derselben muß jede Form von Geisteskrankheiten aufgenommen werden. 5. Das Lokale muß zweckmäßig und in der Nähe einer Universität gelegen sein.

Der dritte Abschnitt handelt von den Bedingungen, unter denen eine Irrenheilanstalt als Musteranstalt betrachtet werden könne, und enthält das Bekannte über Isolirung und Trennung der Kranken nach Geschlecht, Alter, Stand, Krankheitsform; das Allgemeinste über Gottesdienst, Beschäftigung, Lokalitäten und Wärter.

(Schluß folgt.)

Andeutungen über die kunstgemäße Beziehung des Ornamentes zur rohen Form.

(Schluß.)

Wenn unsere Leser mit dem Gesagten einverstanden sind, so wird ein Rückblick auf die Vergangenheit im Vergleiche mit der Gegenwart sie belehren, daß die Erbärmlichkeit unserer sogenannten Pracht, welche ihre Motive aus den verschiedenen Glanzepochen der Kunst zu leihen nimmt, und selbe in Pappe, Leder, Hanf, Zink ꝛc. vervielfältiget, welche, wenige moderne Leistungen ausgenommen, sich mit dem Schein begnügt, und die Form schön findet, wenn sie nur billig ist, daß diese materielle Tendenz, behaupten wir, das Leben der Kunst gefährdet und wenn nicht energische Maßregeln der Staatsverwaltungen dieser Nüchternheit einen edleren Impuls geben, unsere Nachkommen in dem Schutte und Moder dieser vergänglichen Materien umsonst nach der

Verkörperung irgend eines geistigen Ausdruckes wählen werden.

Gehen wir nun auf die vornehmste Fähigkeit über, welche bei der Erschaffung eines jeden dekorativen Kunstwerkes den Künstler beseelen soll. Jeder Berufene weihe sich vor allem dem Erkennen des Schönen in der Natur, je fähiger, je tiefer sein eigenes Gemüth, desto besser wird ihm dies gelingen. Er wird dann im Stande sein, das wahrhaft Schöne von dem Bizarren, Vielfältigen zu sondern; der Künstler muß Vieles weglassen, um verständlich zu bleiben, und wird nur den Charakter, vereint mit der schönen Hauptform behalten.

Wir helfen uns wieder durch ein faßliches Beispiel. Es sei die Aufgabe gestellt, aus einem gegebenen Pflanzenelemente ein tektonisches Ornament zu bilden, z. B. ein Distelblatt. Zu diesem Zwecke wird ein genaues Studium der Natur, ein tiefes Durchdringen der Charakteristik dieses Pflanzenwuchses vorangehen müssen, dies erfordert Talent und verständige Sonderung in dem übergroßen Reichthum der Natur, welche öfter in das Breite, Verworrene, Häßliche ausartet; soll nun das Blatt in die Plastik übertragen werden, so muß es, mit Verstand angeordnet, zweierlei Gefühle in dem Beschauer erregen: es wird ihn lebhaft an die Natur erinnern, weil der Charakter, die schönen Linien derselben beibehalten sind, und durch die Vereinfachung noch deutlicher hervortreten, es wird aber zugleich etwas Vollkommeneres, doch Abweichendes von der Natur in sich tragen, weil der Geist des Menschen diese Form durch die Wahl der schönsten Linien veredelt hat. Es ist dann jedes Resultat der Kunst, welches auf diese Weise vom Einfachsten bis zum Größten hervorgebracht wird, eine potenzirte Schöpfung der Natur, und es ist keine Anmaßung, zu sagen, das Kunstwerk stehe höher, als die gewöhnliche Produktion der Natur, da dem Menschen nicht ohne Grund von dem Schöpfer die Kraft verliehen ist, durch die verkörperten Denkmale seines Verweilens auf dieser Erde in den Nachkommen ein ähnliches Streben nach dem Edlen, Schönen und Erhabenen zu entzünden.

Wir dürfen daher mit Recht behaupten, je vollkommener ein Kunstwerk an sich ist, desto klarer wird sich darin die innere Verbrüderung des Geistes mit dem Gemüthe äußern; und dann reihet sich eine solche Leistung den erhabensten Schöpfungen der menschlichen Seele würdig an. Das was wir nun hier begründet, diese Vereinfachung und Veredlung, welche das echte Kunstwerk stempelt zum ehrenden Vermächtniß an die Nachwelt, nennt man in der Kunstsprache Styl. Aus dem bereits Gesagten gehet hervor, daß jeder Künstler einen ihm eigenthümlichen Styl entwickeln wird, und je selbstständiger und kraftvoller er begabt, desto edler wird die Anschauungsweise der Natur (Mutter des Styles) in die Form übergehen.

Es ist aber nicht zu läugnen, daß der Künstler die ewigen Naturgesetze mit allen andern Menschen theilet, er gehört diesem oder jenem Volke, er nimmt Sitten und Gebräuche, geistige und sinnliche Anschauungsweise desselben an, und fühlet jede Pulsirung des ganzen großen Körpers mit.

Unsere Zeitverhältnisse sind aber ganz anderer Natur, als die früheren Epochen. Die europäische Zivilisation hat uns zu Bürgern eines ganzen Welttheiles erhoben, der Verstand hat sich die Präpotenz über alle andern Fähigkeiten der Seele angepaßt, das was dem Künstler in einem beschränkteren Kreise der Nationalität zu erreichen möglich war, ist ihm für jetzt benommen; die Masse eines ganzen Welttheiles strebt nach ein und demselben Ziele, die neuere Poesie arbeitet nach Kräften an der Wiedereinsetzung der Rechte des Gemüthes; so wie im Leben, so in der Kunst wird der Verstand allein nichts Erhabenes vollbringen, religiöse Ideen haben im Mittelalter diesen Riesen entflammt, und wir zehren im Schatten unserer Nüchternheit an der göttlichen Poesie der Dome, welche die Vergangenheit als Wahrzeichen zurückließ.

Es ist nicht unrecht, wenn man in einer Geschichte der Kunst die verschiedenen Epochen ordnet, wo ganze Völker vom Enthusiasmus für das Schöne begeistert waren, die Ausdrucksweise besonders hervorragender Talente übt immer eine große Nachwirkung auf Zeitgenossen und Nachkommen aus, viele Talente schmiegen sich dem Zauber eines solchen Einflusses, dadurch entstehen gewisse Perioden; der gründliche Forscher wird bemerken, daß religiöse Ideen, freie Institutionen, also Anregungen des Gemüths, durch ihren begeisternden Impuls solche Glanzpunkte in der Kunstgeschichte bezeichnen.

Die Kunst ist die sinnliche Sprache, mit der wir uns schüchtern der Gottheit nähern.

Solche Perioden bezeichnete man als gemeinsamen harmonischen Ausdruck einer größeren Gesellschaft von Künstlern, die einem Volke angehörten, im allgemeinen Sinne ebenfalls mit dem Worte „Styl," doch soll man nie vergessen, daß hiemit die Individualität nicht gänzlich in dem großen Ganzen verschmolz, der aufmerksame Beobachter wird jedesmal den nationalen Charakter der Form von dem individuellen Ausdrucke des Künstlers zu scheiden wissen, doch ist letzterer ungleich schwieriger zu erkennen.

In der Baukunst (eigentlich ein spezieller Theil der Architektonik) tritt manches der Form auf andere Weise beschränkend entgegen; wir haben gezeigt, daß die Materie im Allgemeinen die Art der Gestaltung bedingt, hier erfordert die Verbindung der einzelnen Gebäudetheile zu einem soliden Ganzen, welche wir Konstrukzion nennen, Kenntnisse des Verstandes, welche die Willkür der Form noch bestimmter begrenzen.

Die Schwierigkeit, das Wesen der Architektur zu erfassen, ist für den Laien darin begründet, daß er die Werke dieser Kunst als eine von den Produktionen der Natur gänzlich getrennte und verschiedene Leistung betrachtet. Es ist Jedem einleuchtend, daß Maler und Bildner ihre Motive aus der Natur entlehnen, obwohl sehr oft der irrige Begriff strenger ängstlicher Nachahmung als Ziel des höchsten Kunstproduktes damit verbunden wird. Allerdings bietet uns die Natur keine fertigen Modelle zur ästhetischen Befriedigung unserer Bedürfnisse, doch die wirkenden Kräfte, welche wir bei unsern Werken in Anspruch nehmen, schimmern überall durch, und bestimmen die Art der Gestaltung. Wir erinnern nur beispielsweise an das Gesetz der Schwere! Alle Kräfte, welche diesem Gesetze zuwider wirken, z. B. schiefe Balken der Dachung, flache Gewölbe ꝛc., müssen durch andere entgegenwirkende im Gleichgewichte erhalten werden.

Die Sichtbarmachung eines solchen Vorganges, welche sich in der Konstrukzion äußert, und die ästhetische Durchbildung der Formen, welche diese hervorruft, stempeln erst die Werke der Bauwissenschaft zu Werken der Kunst.

Wir sind durchdrungen von dem Grundsatze, daß alles Schöne auch zweckmäßig sein müsse, doch lassen wir den Gegensatz nicht gelten. Ein nüchterner Baumeister kann viele bequeme, zweckdienliche Gebäude schaffen, deshalb sind sie noch nicht Gebilde der Kunst. Nur das Streben, nähere Beziehungen zum Leben kunstgemäß auszudrücken, kann die verständige Form adeln zum Kunstwerke, insbesondere in der Baukunst durch die Versinnlichung der wirkenden Kräfte, an den Durchdringungspunkten, wo selbe im Gleichgewichte erhalten werden. Diese Beziehungen aber, woher könnten wir sie entlehnen, als aus den Eindrücken der gesammten Natur auf unser Denk- und Gefühlsvermögen? — Man hat die Aufgabe der Architektonik eine geraume Zeit vielfach verkannt, man hat selbe als etwas scharf mathematisch Begrenztes von den übrigen Künsten getrennt, man hat ihr bestimmte unabänderliche Schönheitsverhältnisse aufgenöthiget. — Wir betrachten dies als eine arge Beschränkung des künstlerischen Wirkens. — Die Architektur ist eine freie schöne erhabene Kunst; Alles beruht in ihr auf der Wechselwirkung, wie in den andern bildenden Künsten, was in dem einen Falle das höchste Entzücken, den trefflichsten harmonischen Einklang hervorbringt, kann in dem andern das entgegengesetzte Gefühl erwecken. Es gibt keinen Beweis für die absolute Schönheit mathematischer Verhältnisse wie 1 : 2, 2 : 3 ꝛc., eben so wenig, als man beweisen könnte, der olympische Jupiter sei weniger schön, als die medicäische Venus; Alles ist relativ, und die Schönheit gleich der Natur unendlich.

Die Bedingungen, welche das Kunstwerk charakterisiren, bestimmen erst die Wahl der würdigsten Mittel, welche dem Künstler bei der Darstellung zu Gebote stehen.

Die architektonischen Verhältnisse eines griechischen Tempels, einer maurischen Halle, einer mittelalterlichen Kirche ꝛc. bieten die größten Kontraste, und waren bedingt durch ein Zusammenwirken von Umständen, welche hier nicht erörtert werden können; ungeachtet dieser Verschiedenheit flößen uns diese genannten Baudenkmale einen hohen Begriff künstlerischer Entwickelung ein, doch kann die Anwendung desselben Ideenganges und ähnlicher Konstruktionsweise den Anforderungen unserer Zeit nie vollkommen genügen, aus dem einfachen Grunde, weil die technischen Mittel, welche uns zu Gebote stehen, eine ganz neue frische Durchbildung der Konstruktionsformen hervorrufen werden.

Der allgemeine Grundsatz, die Schönheit solle der organischen Bildung folgen, selbe noch deutlicher versinnlichen, ist die allererste Bedingung guter Architektur. — Jeder Schein, jeder ausgeliehene Flitter, jedes Streben, eine Konstrukzion durch die andere zu maskiren, um irgend einer früheren Ausdrucksweise ähnlich zu werden, ist ein dem menschlichen Verstande und Gefühle gleich widriges Verfahren. Wir erkennen als verständige Konstrukzion nur diejenige an, welche die innige Verbindung der Theile eines Bauwerkes herstellet, und als solche sichtbar bleibt. Der Architekt wird uns verstehen, dem Laien wollen wir durch Beispiele helfen. Wenn ein Ziegelgebäude mit Mörtel und Tünche überzogen wird, um dadurch schlechtes Material, vereint mit schlechter Arbeit, zu verbergen, und den Unbefangenen glauben macht, es sei aus einem einzigen Stücke geformt, so ist dies ein architektonischer Unsinn. Wenn ein großer Raum mit Holz überdeckt wird, diese flache Decke aber den Anschein des Steines erhält, der bei so großer Spannung brechen müßte, so ist dies ein schreiendes Unrecht.

Wenn endlich griechische Architektur nachgeäfft wird, die steinernen Architrave (horizontale Überlagen) mittelst flacher Ziegelgurten ersetzt werden, und der Raum zwischen diesen als Kreuzgewölbe behandelt, das Ganze aber ebenfalls mit Mörtel überzogen wird, so glauben wir, daß die Griechen so viel guten Geschmack und richtiges Gefühl gezeigt hätten, eine solche Ehrenpforte zu meiden.

Diese Beispiele mögen genügen; unsere Architektur strotzt von derlei Unsinn, es ist unmöglich dem Übel auf einmal zu steuern. Nur glauben wir, daß monumentale Gebäude rationell durchgeführt werden sollten, gleichsam um den Weg anzugeben, den wir auch bei Privatgebäuden einschlagen sollten, denn die Zeit ist noch ferne, wo die moderne Konstruktion einen so hohen Grad von Ausbildung erlangen, und die Form dieses verständige Gerippe zu einem schönen Ganzen vereinigen wird. England wäre diesem Ziele am nächsten, aber es fehlt im Allgemeinen auch dort das geistige Bedürfniß die verständige Konstruktion schön zu gestalten.

Ein heftiger Kampf stehet Jedem bevor, der aus dem abgeschlossenen Kreise seiner Studienjahre hinaus ins Leben tritt; es ist nicht zu läugnen, daß wir in anarchischen Kunstzuständen begriffen sind, daß die jüngere Generation öfter nicht weiß was sie soll, aber wir theilen alle dasselbe Schicksal, darum frisch vorwärts und nicht gezagt. Wir danken unsern Vorgängern die Kenntnisse aller Baustyle und die Überzeugung, daß man auf dem Wege der Nachahmung zu nichts gelanget. Man hat aus allen Reichen der Welt volksthümliche Baustyle geholt, es gab Verfechter vom Griechischen bis zum Chinesischen, kaum war das alte Europa ein wenig eingeschult, so kam von ferner Küste irgend ein neuer Seefahrer und brachte das Neueste Beste! Das Publikum hat einen großen Magen, es nahm alles willig auf; manche Potentaten bildeten sich zu Hause eine kleine Modellsammlung architektonischer Reminiszenzen, die uns lebhaft erinnert an das Spielzeug der Villa d'Este: die merkwürdigsten antiken Gebäude Roms stehen in liliputanischer Verkleinerung im Garten auf einem kleinen Platze zusammengedrängt.

Endlich werden wir doch den Kulminationspunkt der Sättigung erreichen, und etwas Neues Zeitgemäßes schaffen müssen. So wenig passend es von den Veteranen ist, die nach ihrer Meinung ewig genügenden Lieder der klassischen Kunst abzusingen, so unziemend ist es von den Jüngeren, und gar von Einzelnen mit Wort und Zeichnung aufzutreten, und den neuen Styl unseres Jahrhunderts zu proklamiren. Kann ein Mensch die Formen erfinden für Konstruktionen, welche beinahe allgemein in der ganzen zivilisirten Welt sich verbreiten? Wir sollten lieber in aller Bescheidenheit uns die Hände reichen zum gemeinsamen Zwecke, ist es ja doch das Loos so vieler tüchtiger Meister gewesen, deren Namen spurlos im großen Ganzen verschwunden sind! Wollen wir Pygmäen der Architektur mehr ansprechen? sollen wir uns nicht glücklich schätzen am großen Werke mitzuarbeiten, und wenn wir unbemerkt, unbeachtet von unseren Zeitgenossen unsere Kräfte dem allgemeinen Zwecke bieten, sollte kein Trost zu finden sein in der Zukunft, die wir Andern bereiten?

Ehe wir von unsern Freunden scheiden, wollen wir versuchen, die nationelle Entwicklung unseres Ideenganges bei dem Entwurfe eines monumentalen Gebäudes hier niederzulegen. Wir verwahren uns gegen jeden Vorwurf des Eigendünkels, unsere Meinungen einer wohlgemeinten Kritik bloßstellend, bitten wir Jeden, der in seinem Innern besser berathen, um Beistand, und glauben, daß, wenn Alle so freimüthig zu Werke gingen, Manches zum Frommen der Kunst geschehen könnte.

Man kann Niemanden die Erfindung lehren, man wird aber nach gemachter Erfahrung die besten Aufschlüsse geben können, wie man zu dieser oder jener Überzeugung gelanget ist.

Wir haben drei Erfordernisse in dieser Schrift berührt, welche diese künstlerische Vollendung eines Werkes der Architektur begründen:

1. Die logische Beurtheilung der Materie, mit der wir zu schaffen haben;

2. die wissenschaftliche Bildung, welche zur verständigen Konstruktion befähiget;

3. die Gabe, den Zweck der durch den Verstand hervorgerufenen noch rohen Form näher zu bezeichnen, und durch den Schönheitssinn zu veredeln.

Diese drei Bedingungen, sich innig durchdringend, schaffen das Ganze, nach Möglichkeit vollendet.

Ist ein Werk der Architektur als Monument unserer Zeit der richtenden Zukunft bestimmt, so wird der Verstand bei der Wahl der Materie die solidesten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes wählen, und das Gefühl wird den Ausdruck der Solidität in der Form zu erreichen suchen. Die nähere Bestimmung des Zweckes eines Gebäudes (nicht dieser oder jener Styl früherer Epoche) bedingt die Wahl der Konstruktion. — Wir werden uns bemühen, die als zweckmäßig befundene Konstruktion so viel wie möglich sichtbar zu machen, das Feine, Magere vermeiden, das Würdige, Imponirende vorziehen, und schon in der rohen Form uns bestreben, die wirkende Ursache der konstruktiven Theile zu zeigen; die hinzukommende Veredlung der Form kann nur die Befriedigung des Beschauers begünstigen, denn wir setzen ja voraus, daß der Zweck durch die ornamentale Behandlung noch näher bezeichnet werde.

Die Materie und die Bestimmung des Gebäudes, beide zusammen, werden das Charakteristische desselben entschieden bedingen; wir haben schon im Eingange bemerkt, daß ein gewaltsames Losreißen von dem Alten, Vortrefflichen uns nur auf Irrwege führen würde. — Wir werden den Geist der Profilirung, die Vertheilung der ornamentalen Anordnung und vieles Andere vortheilhaft zu nützen wissen, aber die neuen Konstruktionen werden auch immer neue Charaktere erzeugen, und wir glauben, nur auf diesem Wege könne die Gesammtheit der jüngern Talente sich immer mehr nähern und einigen, bis endlich nach vielen Jahrzehenden die Charakteristik neuerer Konstruktionsweise durch die Kunst geadelt, den Nachkommen Anstoß geben wird, auf diesem Wege fortzuschreiten, und so zu einem wirklich originellen und nationalen Baustyle zu gelangen.

Ueber Dalmatien.

(Schluß.)

Die Weinproduktion liefert mehr als eine Million Eimer im Jahre.

Mehr als 2 Millionen Olivenbäume erfreuen die Pflanzer alljährlich mit den schönsten Hoffnungen, die aber leider auch oft getäuscht werden.

Der Zerealienbau beträgt jährlich eine Million Scheffel.

An Gartenareale besitzt Dalmatien 5876 Joch. Der Feigenbaum, Mandelbaum, Weichsel- und Kirschenbaum haben da das blühendste Pflanzenleben.

Die Arome seiner Kräuter erquicken die Bienen zur Bereitung jenes berühmten Soltaer Honigs, der dem spanischen in nichts nachgibt.

Seine Wiesen nähren 1,200,000 Schafe und Ziegen und 76,000 Stück Rindvieh, Esel und Pferde. *)

Unter seinen Erdschichten birgt es Eisen, Asfalt, Marmor, Gips u. dgl., insbesondere aber ausgezeichnete Steinkohle.

Ohne mich weiter auszulassen, will ich nun folgendermaßen argumentiren:

Sind die Steinkohle und der Viehbesitz nicht die Hauptfaktoren von Englands Wohlstand? Verdankt es nicht vorzüglich diesen Erzeugnissen jene furchtbare innere Stärke, jenen blendenden Glanz, den es nach außen wirft? Sind nicht der Wein und die Seide die Artikel, die Frankreich den Rang unter den reichen Mächten anweisen? Die Olive, die Feige, die Mandel, sind es nicht jene Früchte, die den Himmel von Neapel so beneidenswerth machen? Ist es nicht die Seidenkultur, der die industriöse Lombardie vorzugsweise ihre Herrlichkeit und ihr Übergewicht verdankt?

Wenn nun Dalmatien, wie wir gezeigt haben, alle diese Produkte, welche die Bereicherungsquellen für Nationen sind, in nicht geringer Menge hervorbringt, wie kann man es höchst unfruchtbar nennen?

Im **Giornale del Lloyd** vom 31. August v. J. las man die Behauptung, daß Dalmatien auf jedes Joch Acker 7 Metzen Körner gebe. Tirol gibt nur 5½, Galizien 6, die Militär-Grenzländer 6½, Böhmen 6¼ und Mähren gleichfalls 6¾. Und doch werden Tirol und Galizien unter die fruchtbaren Provinzen gezählt.

Zur Steuer der Wahrheit muß allerdings zugestanden werden, daß Dalmatien den Feldbau sehr schlecht betreibt, daß wenn es mehr Fleiß und Umsicht darauf verwendete, es leicht eine doppelt reiche Ernte erzielen würde und folglich bald mit den ergiebigsten Provinzen der Monarchie in die Schranken treten könnte. Überdies eignet sich das Land zur Kultur verschiedener Artikel, die in andern Provinzen nicht fortkommen.

Endlich kann ich zu Gunsten meiner unternommenen Vertheidigung noch anführen: Dalmatien unterhält gegenwärtig 103 Einwohner auf eine Quadratmiglie; folglich eine verhältnißmäßig größere Bevölkerung als Asien, Afrika, Amerika,

---

*) Diese Angabe ist offenbar zu niedrig; 1830 zählte man allein 146956 Stück Hornvieh u. s. w. A. d. R.

Ozeanien, und auch das übrige Europa zusammengenommen; und — was für unsern Zweck am meisten gilt — als Tirol, das zu den fruchtbaren Provinzen gezählt wurde*). Und diese Bevölkerung unterhält Dalmatien bei seiner schlechten Bodenkultur, die sich überdies nur über den sechsten Theil seiner Oberfläche verbreitet. Würde diese nur zur Hälfte bebaut und der Anbau geregelter betrieben, so könnte es leicht 600 Menschen auf die Quadratmiglie erhalten.

Wie imposant war diese Provinz nicht zur Zeit der Blüte des römischen Reiches! Sie widerstand so glorreich den unbezwingbaren Legionen, bis der große Pollio so glücklich war, sie zu unterjochen. Ein sehr unfruchtbares Land ist wenig geeignet, einem eindringenden starken Feinde lange Widerstand zu leisten. Der Boden, der damals existirte, hat sich noch nicht verschlimmert.

Man wird mir vielleicht hinsichtlich meiner obigen Angabe über die dalmatinische Seidenkultur einwenden: »Ja wo ist denn jene Seide, von deren Produktion hier gesprochen wird? Sie existirt nicht. Wenn der Boden, der Himmel, das Klima Dalmatiens dieser edlen, überaus gut rentirenden Produktion so günstig sind, warum setzt man denn dieselbe also der Kultur des Weins, der Feige, des Getreides hintan, welche nicht soviel abwirft, als die Pflege des Maulbeerbaums? Der Boden muß also nicht die gerühmte Tauglichkeit besitzen?«

Ich erwidere hierauf: Er besitzt sie. Dalmatien hat Maulbeerbäume aufzuweisen von unvergleichlicher Schönheit und hohem Alter, wessen sich besonders 14 Exemplare rühmen können, die sämmtlich schon über ein Jahrhundert zählen. Drei der größten Männer können keinen der Stämme mit ihren Armen umfassen. Dem Stamme entsprechend haben die Äste eine solche Dicke, daß sie einem gewöhnlichen Olivenstock gleichkommen. So überraschend ihre Höhe, so außerordentlich ist ihre Ergiebigkeit an Blättern, deren Gewicht, wie bereits erwähnt worden, mehr als 200 Pf. beträgt. Diesen individuell ausgezeichneten Exemplaren stehen nicht viel nach die Maulbeerbaumpflanzungen von Aorizza, Rogno, Sirelas und hundert andern Örtern. Überall wo der Baum gepflanzt wird, gedeiht er glücklich. Aber nicht allein die Quantität des Blättererträgnisses ist bemerkenswerth, auch die Beschaffenheit der Blätter ist so exzellent, daß Dandolo, nach angestellten komparativen Versuchen, sie für viel besser erklärte, als die italienischen in den günstigsten Gegenden.

Übrigens ist der Einwurf, daß Dalmatien keine Seide produzire, kein stichhaltiger. Es produzirt deren in der Quantität, die ich bereits oben angegeben, und das dalmatinische Produkt ist auf dem Lyoner Markte, wie gleichfalls schon bemerkt worden, nicht minder geschätzt und gesucht, als das italienische und französische. In dem Kreise von Cattaro allein war die diesjährige Seidenernte so groß, daß sie sich mit 50,000 fl. verwerthete.

Daß trotz dem die fraglichen Kultivationszustände keine genügenden sein mögen, das ändert nichts an der Wahrheit unserer Behauptung. Es handelt sich nicht um die Produktionswirklichkeit Dalmatiens, sondern nur um die Fähigkeit; ich wollte nur gegenbeweisen, daß der Vorwurf der Unfähigkeit zu produziren ein aus der Luft gegriffener ist.

*) Auf 1 Quadratmeile zählte Dalmatien 1836: 1537, Tirol 1570 Menschen. A. d. R.

Es sei mir vergönnt über diesen Punkt zum Schlusse noch anzuführen, was der rühmlichst bekannte Agrikulturist und höchst erfahrne Beamtete des Königreichs, Dandolo, mit scharfsinnigem Kalkül schrieb:

»Wenn nur der zehnte Theil des gegenwärtig bebauten Bodens Dalmatiens, — was so viel ist als der sechzigste Theil seiner Bodenfläche, — mit Maulbeerbäumen besetzt wäre, so müßte es für Seide eine jährliche Einnahme von 17 Millionen Gulden haben. Welch ungeheure Summe durch einen einzigen Agrikulturszweig!«

»Würde die Viehzucht durch Einführung englischer Racen aus South-Lindown und Chewiot verbessert, um wie Vieles müßte nicht diese Rente erhöht werden! Mehr und feinere Wolle würde geliefert. Mehr Fleisch und besseres.«

»Würden die Weine verbessert, so daß man ihnen den Vorzug vor den ausländischen geben könnte, welch bedeutender Gewinn entfiele daraus für Dalmatien! Eine Million Eimer veredelten Weins gibt eine schöne Summe.«

»Eine mit mehr Sorgfalt betriebene Olivenkultur, was würde sie nicht erzeugen!«

»Bei einer geschicktern Bearbeitung des Bodens, einem verständigern Anbau der Feldfrüchte, bei Umpflügung der Äcker, würde die Ernte in Quantität und Qualität besser ausfallen.«

»Ich wünsche dem Dalmatiner weder einen schönern Himmel, noch einen bessern Boden, weder eine gesundere Luft noch ein zuträglicheres Klima; das was ich ihm wünsche, ist eine erleuchtete Thätigkeit.«

»Eine Thätigkeit, die den Grundeigenthümer einen großen Theil des Jahres hindurch aus der Stadt triebe und ihn auf das Land führte, damit seine Felder besser bestellt würden; jene wohlgeleitete Thätigkeit wünsche ich ihm, welche ihn zur Fortpflanzung des Maulbeerbaums, zum Anbau der Erdäpfel, zur Veredlung des Rebenstocks, und insbesondere zur Überwachung der Weinbereitung und des Ölbaus vermöchte.«

»Jene wohlgeleitete Thätigkeit, die die Hutweiden verbesserte, Brunnen und Zisternen grübe, Stallungen und Meierhöfe errichtete, edlere Thierracen einführte, statt der Ziegen mehr Rindvieh zöge; jene Thätigkeit, die bewirkte, daß Gräben eröffnet, Sümpfe ausgetrocknet, die Felder von Wasser befreit, Zäune zum Schutze der Pflanzungen gegen Thiere und Winde errichtet, die Ackerwerkzeuge verbessert, der Dünger tauglicher bereitet, die Herbstaussaaten möglichst ausgedehnt, künstliche Wiesen geschaffen, Vizinalwege erbaut würden u. s. w.«

»Jene wohlgeleitete Thätigkeit, die auf den Bergen den nothwendigen Baumschlag hervorruft, unbebaute Landstriche urbar macht, Gärten anlegt, für gehörige Bewässerung sorgt und Pflanzen zieht, die schmackhafte Früchte jeder Art und zu jeder Jahreszeit tragen.«

»Jene Thätigkeit, welche den Ländereien in Flandern nie Ruhe gönnt, wo eine Ernte der andern folgt ohne Unterbrechung; wo man wenige Tage nach der Ernte frisch aussäet; wo die Leute unermüdlich sind; in Belgien, wo das Bewässerungssystem so ausgebildet ist wie nirgendwo anders, wo man das interessante Problem gelöst hat: mit der möglichst

geringen Auslage und Gefahr in einer Reihe von Jahren die möglichst größte Ernte nützlicher Produkte von einer gegebenen Bodenfläche zu erhalten.«

»Jene erleuchtete Thätigkeit rufe ich über den Dalmatiner herab, welche in Holland dem Ozean den Boden abrang, auf dem seine Städte stehen; welche unzählige Kanäle auf Moorgrund baute, auf unwirthbare Strecken blühende Anlagen zauberte, und Sümpfe mit solcher Meisterschaft trocken legte, daß alle Städte des Reiches mit einander in ununterbrochene und schnellste Verbindung gesetzt wurden; welche dem Meere jene berühmten Deiche und Dämme entgegensetzte; welche ihm endlich jenen fruchtbringenden Kredit bei den auswärtigen Mächten, an 3400 Millionen Franken, eröffnete, mittelst dessen es sich jeder wichtigen Unternehmung gewachsen fühlt.«

»Eine Provinz, in der alle europäischen, ja viele exotische Gewächse ihr Fortkommen finden, ist von der Natur weder zur Armuth noch Unfruchtbarkeit verurtheilt.«

Buquoy.

Quadrimestre iter progressusque, quo favente numine ac auspice Ferdinando II. Rom. Imp. Austria est subjugata, Moravia acquisita, eademque opera Silesia solicitata, Hungariaque terrefacta. Authore Constantio Peregrino. Viennae Austriae. 1621. 8.

Dieses Buch ist nicht nur selten, sondern auch als historische Quelle ungemein schätzbar durch die Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Berichterstatters, der im Mittelpunkte der großen Bewegungen sich befand, und nur Selbstgesehenes niederschreiben wollte. (**Et certe nihil scribam, cuius non fuerim testis occulatus.**) Das vor mir liegende Exemplar ist aber noch besonders durch den traurigen Umstand merkwürdig, daß es in ein Pergamentblatt gebunden wurde, das die Hand eines Vandalen aus einem Kodex herausschnitt, der vielleicht einen seltenen Schatz zur Geschichte altdeutscher Dichtkunst und Sprache enthielt. Selbst diese wenigen Verse dürften hier am geeigneten Platze stehen:

Wer da wider die heyden fechten wolde
Dem gab er golt harnisch und pferdt
Vnd waz er darezu hatte begert
Er was gotforchtig was er begunde
Dys sach got alles an ime vnde
Er bescherte ime zwey kyndt
Die alle beyde nue beheiligt syndt
Sant Hedewig und Sant Elisabet
Dy scholl man eren an aller stedt
Ouch beschert er ime grosses golt
Vmb seine tugent was er ime holdt
In den zayten dy bergleut gingen
Vnd suechten ertz nach denselbigen dingen
Die sie an der erden erkannten
Die Steyne sie fast vmbwanten
Vnd dae sy kein warzeichen funden
Dae giengen sy ire strasse zustunden.

Weder Schiller noch Sporschil scheinen dieses wichtige Werkchen bei der Abfassung ihrer Geschichte des dreißigjährigen Krieges gekannt zu haben, das schon darum der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, weil es einen sehr umständlichen Bericht über die Schlacht am weißen Berge bei Prag (am 8. Nov. 1620), die das Reich des Aufruhrs und der Empörung stürzte, enthält. Voll Kraft und Begeisterung für die gute Sache ist die Anrede des Feldherrn Bucquoy, die er an die versammelten Anführer des Heeres wenige Stunden vor dem Beginne der Schlacht hielt. Das von ihm darin gebrauchte Latein zeigt, daß er eine gelehrte Bildung sich aneignete, und vom Geiste der klassischen Alten durchdrungen war, weshalb sie hier in der Übersetzung aufgeführt wird. „Der erlauchte Herzog von Baiern (Maximilian) ließ euch, meine Herren, rufen, um euere Meinungen über den bevorstehenden Angriff zu vernehmen. Ohne Zweifel werden sie nur zum Heile der Religion und des durchlauchtigsten Hauses Österreichs lauten. Eines muß besonders erwogen werden. Die Schlacht ist die erste und die größte Aufgabe für das Heer, und daher nur in unausweichlichen Fällen zu wagen. Nun sind wir durch Unbedachtsamkeit, trotz der von mir streng befohlenen Ordnung, in solche Enge getrieben, daß sich von unserer Schlachtordnung kein günstiger Erfolg erwarten läßt. Wir sind einem so stürmischen Andrange der Feinde ausgesetzt, daß wir uns aufs Gerathewohl mit ihnen zu messen gezwungen sind, ohne die Verschanzungen des Berges, ohne die Stärke der feindlichen Streitkräfte, und die Schlachtordnung des Feindes zu kennen. So geschah es, daß die Vortheile, welche uns aus der Tapferkeit unserer Soldaten zu Gute kamen, durch die Unebene des Ortes dem Feinde zugewendet wurden. Theilet mir daher eure Meinungen mit. Was mich betrifft, so schlage ich vor, die frühere Form der Schlachtordnung zu ändern, und mit vier Heerhaufen sich auf den Feind mit plötzlichem Ungestüm zu werfen, daß er auch seiner Schlachtordnung eine andere Gestalt zu geben gezwungen wird.“ — Es ist notorisch, daß Bucquoy, der überdies an jenem denkwürdigen Tage noch an seiner Wunde litt, es für räthlicher hielt, den Angriff zu unterlassen, weil ihm die Stellung des Feindes zu stark schien, und es zu erwarten stand, daß er zur Rettung seiner Hauptstadt mit der äußersten Tapferkeit kämpfen wird.

Eingedenk der inhaltsvollen Worte des großen J. Cäsar „**non minus est Imperatoris, consilio superare, quam gladio**“ wollte Bucquoy in dieser bedenklichen Lage lieber die Rolle des Fabius spielen, als mit übermüthigem Vertrauen auf sein Feldherrntalent und die geübte Kraft und Tapferkeit seines Heeres in stürmischer Hast die blutige Entscheidung des Tages herbeiführen; — aber wenn es dennoch zum raschen Handeln kam, erwachte plötzlich sein Heldenmuth, und man konnte auch auf ihn anwenden, was Tacitus von Cäsar sagt, **qui nutante in fugam exercitu, rapto fugientis scuto, in primam volitans aciem manu proelium restituit.** Sein Schlachtruf war: „**Sit nomen Domini benedictum!**“

Budik.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 6. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 54.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Zauper: Zur Chronik des k. Pilsner Gymnasiums. — Chmel: Kurz Magazin für Geschichte ꝛc. — Jäger: Viszanek und Popp über Irren-Anstalten. (Schluß.) — Beitrag zur Verständniß der römischen Stein-Inschriften.

Zur Chronik des k. Pilsner Gymnasiums.

Vom Präfekt J. St. **Zauper.**

Zu einer Zeit, in welcher das klassische Studium, bedrängt durch die sogenannten materiellen Interessen der Nationen, zu erkalten scheint, und die gelehrten Schulen, als etwas Veraltetes angesehen, anderen Unterrichtsbedürfnissen weichen sollen; dürfte es bedenklich sein, auf einige Aufmerksamkeit zu rechnen, wenn man von dem Ursprung und Fortgang einer der vielen Lehranstalten spricht, die den Zeitgeist mit Bedauern fühlend, angestrengt arbeitet, durch literarische und humane Bildung der Jugend, die Pflichten für Staat und Vaterland mit treuer Pietät zu erfüllen.

Möge es daher dem Ref. verziehen sein, der seit seinen Kinderjahren die Schule nicht verlassen hat, und der im Alter noch an der öffentlichen Erziehung unserer Jugend väterlich theilnehmend, seinem kleinen Wirkungskreise, und der Lehranstalt, welcher er vorsteht, eine solche Bedeutung beilegt, daß sie auch in diesen Blättern besprochen zu werden, es wagen dürfe.

Das Pilsner k. Gymnasium hat seine Entstehung den Dominikanern aus dem Pilsner Konvente*) zu verdanken, die hier die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und die Grammatik lehrten, und dann ihre Zöglinge meistens nach Klattau schickten, wo die Jesuiten die übrigen Gymnasialgegenstände nach dem damaligen Zeitgeiste vortrugen. Als die Jesuiten im Jahre 1772 aufgehoben wurden, hörten auch ihre in Klattau unterhaltenen Gymnasialstudien auf, und die Dominikaner fingen dann an, auch in Pilsen die Humaniora zu lehren, bis im Jahre 1775 durch die k. k. Studiendirektion die Gymnasien eine eigene Verfassung erhielten, und Vorschriften für den Präfekt, die Professoren, und für die Lehrgegenstände, zur Einrichtung derselben, wie bei allen k. k. Gymnasien in der Monarchie zum Grunde gelegt wurden.

Endlich im Jahre 1776 den 25. Oktober wurde durch ein eigenes Hofdekret auf Ansuchen der Stadt Pilsen erlaubt, daß zu den unteren Grammatikalklassen auch die Humanitätsklassen hinzugefügt werden konnten. Die Direktion dieses neuen Gymnasiums wurde dem k. Herrn Kreishauptmanne übergeben, und die Einrichtung geschah wie bei allen k. k. Gymnasien. Auf diese Art ist das Pilsner Gymnasium zu einer k. k. Lehranstalt erhoben worden.

Der erste Präfekt, den ich aufgezeichnet gefunden, seitdem die Lehranstalt ein k. Gymnasium ist, war Thomas Schiffer, ein Böhme von Pilsen. Er stand seinem Amte von dem Jahre 1779 bis 1787 vor.

Poesie lehrte von 1779 bis 1781 Franz Schaffeuer, ein Mährer von Bratelsbrun, der in diesem Jahre nach Iglau kam, bis 1791 die Poesie auch dort, und im Jahre 1792 Präfekt am Iglauer Gymnasium wurde.

Im Lehramte folgte ihm Karl Moller, Böhme von Nettolitz, und zwar vom Jahre 1782 bis 1787.

Rhetorik lehrte Josef Augesky, ein Mährer von Iglau, nur durch das einzige Jahr 1779. Seine Stelle wurde ersetzt durch Hermann Kössel, einen Böhmen von Pilsen, der vom Jahre 1780 bis 1782 bei diesem Lehramte blieb.

Im Jahre 1783 bis 1787 lehrte die Redekunst Angelikus Maurer, Böhme von Prag.

Lehrer der Grammatikalklassen sind gewesen: der erstgenannte Angel. Maurer vom Jahre 1778 bis 1782; dann Daniel Kaiffel von Prag, vom Jahre 1778 bis 1779; ferner der obengenannte Herm. Kössel, von 1778 bis 1779. Auch Augustin Paukert, Böhme von Ausch, lehrte in diesem Fache von 1780 bis 1788; nebst welchem auch Ägid Stund, Mährer von Schönberg, in der Grammatik Unterricht gab vom Jahre 1783 bis 1787. Endlich lehrte durch ein Jahr Joh. Gregor, Böhme von Horaždiowitz, 1787, die Grammatik, der gleich im darauffolgenden Jahre Präfekt wurde, und es bis 1791 blieb. In diesem Jahre starb der würdige Mann den 16. Februar, 49 Jahre alt, und von allen, die ihn kannten, betrauert.

Alle diese Lehrer waren aus dem Dominikaner-Konvente zu Pilsen, Präfekt Gregor ausgenommen, der Exjesuit gewesen.

*) Siehe alte Chronik von Pilsen, S. 25.

Der erste weltliche Lehrer war Franz Niemetczek, Böhme von Satzka; er lehrte vom Jahre 1788 bis 1793 die Poesie. Redekunst trug vor Ignaz Sinke, Böhme von Liebeschitz, vom J. 1788 bis 1793, der dann vom J. 1794 bis 1796 Professor der Poesie wurde, und in Prag als Professor juris canonici starb.

Grammatikallehrer waren: Emanuel Schauer, von Prag, vom J. 1780 bis 1791, der Letzte aus dem Dominikanerkloster; Franz Přikril, von Polna, vom J. 1788 bis 1793, aus dem weltgeistlichen Stande; Andreas Roth, Weltgeistlicher, B. von Dobran, vom J. 1788 bis 1807; Jos. Schmidt, B. von Pilsen, vom J. 1792 bis 1796; Peter Marsch, von Brüx, vom J. 1794 bis 1796; beide Letztere waren weltlichen Standes.

Im J. 1792 wurde die erledigte Präfektur durch Emanuel Schauer besetzt, einen tüchtigen Grammatikallehrer, voll humanen Zuvorkommens gegen jeden neuangekommenen Professor, welcher dessen vieljährige Lehrerfahrungen anzunehmen geneigt war. Er bekleidete sein Amt vom Jahre 1792 bis 1808.

Die Poesie lehrte Ant. Mosig vom J. 1797 bis 1807, in welchem Jahre er als Lehrer der Moral und Pastoral nach Olmütz versetzt wurde.

Die Rhetorik wurde von Fr. Přikril vorgetragen 1794—1807.

Grammatikallehrer waren: Ambros Streit; Nikolaus Plahl, B. von Eger, Beide weltlichen Standes. Letzterer starb als Grammatikallehrer in Prag am Kleinseitner Gymnasium.

Mit diesem trockenen Verzeichniß schließt die alte Ordnung der Gymnasialschulen, bis im J. 1806 der neue Studienplan und die neue Einrichtung der Gymnasien für das künftige Jahr 1807 den Lehranstalten bekannt gemacht, und den Professoren aufgetragen wurde, binnen sechs Wochen die zweckmäßige Vertheilung der Lehrgegenstände unter sich zu verabreden, und nach eines jeden Meinung und Geschicklichkeit einen Gegenstand sich zu wählen.

Gleich in diesem Jahre wurde die bei allen Gymnasien neuzuerrichtende Lehrkanzel der Religion schon in Pilsen besetzt, und diese Wissenschaft nach dem neuen Studienplan von einem eigenen Lehrer gelehrt.

Der erste, dem dieses Amt übergeben wurde, war Evermod Arbelt, Prämonstratenser des Stiftes Tepl, gebürtig von Tachau in Böhmen; und mit ihm begann die allmälige Besetzung des Pilsner Gymnasiums aus Mitgliedern genannten Stiftes, dessen Abt damals Chrysostan Pfrogner war. Ihm war durch Hofdekret aufgetragen, bei Abgange der vorigen Lehrer, Stiftsindividuen zu präsentiren, und die Approbirten mit ihrem Gehalte an den Studienfond anzuweisen.

Eben dieser Prälat hat 1804 den 1. November den Anfang zur Errichtung der filosofischen Lehranstalt in Pilsen gemacht und die Lehrämter mit seinen Geistlichen besetzt, so daß gegenwärtig zwölf Priester aus dem Stifte unter einem Rektor, ein Kollegium bilden, welches sich ausschließlich der öffentlichen gelehrten Erziehung widmet.

Im Jahre 1807 wurden die Lehrämter des Gymnasiums nach dem neuen Studienplan, der im J. 1807 in Ausübung treten sollte, unter folgendes Lehrpersonal vertheilt:

1. Emanuel Schauer wurde in seinem Präfektenamte bestätigt mit 600 fl. Gehalt.

2. Evermod Arbelt, Prämonstratenser von Tepl, behält das Lehramt der Religion und Moral mit einem Gehalte von 400 fl.

3. Franz Přikril, Weltpriester, und nach der alten Gymnasialverfassung Professor der Rhetorik, wurde für die Humanitätskanzel, nämlich für Poetik und Rhetorik bestimmt, mit dem Gehalte von 500 fl.

4. Matthäus Mikolasch, Prämonstratenser von Tepl, für die dritte Grammatikalklasse und griechische Sprache mit einem Gehalte von 300 fl.

5. Nikolaus Plahl, weltlich und nach der alten Verfassung Grammatikallehrer, für die erste und zweite Grammatikalklasse mit dem Gehalte von 500 fl.

6. Ambros Streit, weltlich und nach der alten Verfassung Grammatikallehrer, für die Geografie und Geschichte mit 500 fl. Gehalt.

7. Die Lehrkanzel der Mathematik und Naturgeschichte mußte indessen supplirt werden, weil Professor Mosig 1807 nach Olmütz ging, der sich einstweilen für die Mathematik erklärt hatte. Diese wurde vom Religionslehrer supplirt, bis 1808 im April Heinrich Köhler, Prämonstratenser von Tepl, für dieses Lehramt von der Landesstelle bestättigt wurde.

Den 11. Jänner wurde sämmtliches Gymnasiallehrpersonale in Eidespflicht genommen, und im Kreisamte vor dem Herrn Kreishauptmanne und Gymnasialdirektor der Amtseid abgelegt.

Den 20. März desselben Jahres starb Präfekt Emanuel Schauer; seine Stelle wurde durch den Humanitätsprofessor F. Přikril supplirt.

Den 6. Mai erhielt durch die Gnade des Kaisers unser Gymnasium vier Stipendien, jedes zu 50 fl. aus dem Unterrichtsgeldfonde. Ihrer waren 124 in Böhmen neue errichtet. Auf des Präfekts Vorschlag ertheilte die hohe Landesstelle das erste dem Rhetor und ersten Prämianten Georg Schnabl, jetzt rühmlichst bekannten Professor der juridischen Fakultät in Prag.

In diesem Jahre wurde bei Einführung des neuen Studienplans verordnet, daß die von der Kaiserin Maria Theresia angeordneten Prämienmedaillen aufhören, und bei der letzten Klassenlesung alljährlich angemessene Prämienbücher vertheilt werden sollten.

Den 9. Juli 1808 ist durch ein Handbillet Sr. Majestät die Aufsicht über den Religionsunterricht der Gymnasialjugend den Diözesanbischöfen aufgetragen worden.

Mit der Übersetzung des Humanitätslehrers Fr. Přikril als Präfekt nach Pisek erhielt am 4. Oktober 1808 der Religionslehrer Evermod Arbelt durch hohe Stud. Hof-Kommissionsdekret die erledigte Präfektenstelle des Pilsner Gymnasiums, und war somit der erste Präfekt aus dem Stifte Tepl, und der vierte seit dem Bestande des Gymnasiums. An dessen Stelle trat als supplirender Religionslehrer Siard Pehr, von Buchau, Mitglied des Stiftes Tepl, und Benedikt Steinhauser, Böhme von Tachau, aus dem Stifte Tepl, übernahm am 11. Dezember 1808 das Amt des als Präfekt nach Pisek gegangenen Fr. Přikril.

Jahr 1809. Der supplirende Lehrer der Religion S. Pohr mußte krankheitshalben sein Amt aufgeben, und starb am Blutsturze im Stifte. Der Präfekt supplirte.

Aus der Schlacht bei Regensburg den 22. April wurde eine Abtheilung Verwundeter nach Pilsen gebracht, und das vor der Stadt aus dem ehemaligen Nonnenkloster *) erbaute, im J. 1808 fertig gewordene Gymnasiums- und Lyceumsgebäude mußte unverzüglich während des Unterrichts den 28. April geräumt werden. Die Studierenden wurden auf unbestimmte Zeit entlassen, und entfernten sich zu ihren Eltern. Die Schulen blieben bis 15. Mai geschlossen.

Während dieser Zeit gab man sich alle Mühe, Schullokalitäten in der Stadt auszumitteln, und für Wohnungen der Lehrer zu sorgen, denn das Schulgebäude hatte nicht nur die Lehrsäle des Gymnasiums, der filosofischen Lehranstalt, der deutschen Hauptschule, sondern auch die Lokalitäten sämmtlicher Lehrer und Professoren gefaßt. Jetzt hatten sich die Schulen in der ganzen Stadt zerstreut, die Professoren mußten sich in und außer der Stadt aufsuchen; alle Ordnung und Disziplin schien aufgehoben. Ref. selbst mußte sich mit 62 Kindern in der häßlichsten, finsterſten Stube mit Einem kleinen Fenster begnügen, und für seine Person mit einem Dachstübchen im 4. Stockwerke zufrieden sein. Man hatte allerdings Unachtsamkeit sich zu Schulden kommen lassen, indem rings herum aufgehobene Klöster und leere Schlösser vorhanden waren für Verwundete, deren Ankommen man schon einige Tage zuvor wußte.

Den 5. Juni legte Benedikt Steinhauser als wirklicher Professor beider Humanitätsklassen den Eid ab in die Hände des damaligen Kreishauptmanns Jos. Dačzieżky Ritters von Heßlowa.

Den 12. Juli starb Matth. Mikolasch, Prof. der 3. Grammatikalklasse und der griechischen Sprache, der zugleich das Griechische in den beiden filosofischen Jahrgängen lehrte. Sein Vorgänger A. Roth war 1807 in den Ruhestand versetzt worden. Mikolasch wurde auf kurze Zeit von dem Stiftspriester Florian Klinger supplirt.

Erwünscht für die Lehranstalt war die Nachricht des am 20. Oktober zwischen Österreich und Frankreich abgeschlossenen Friedens, nach einem sehr kurzen Kriege, denn im März desselben Jahres war unsere Armee über die Grenze gerückt; und wir nährten die Hoffnung, daß das Schulgebäude nun bald vom Spitale werde geräumt werden.

Am 31. Oktober wurde dem Stiftsmitgliede Stanislaus Zauper, geb. zu Dux in Böhmen, das Lehramt der dritten Grammatikalklasse und der griechischen Sprache am Gymnasium und der filosofischen Lehranstalt übertragen und ihm der Eid abgenommen.

Im Jahre 1810 starb Faustin Prohaska, k. k. Bibliothekar in Prag, den 2. Dezember, der erste Direktor sämmtlicher Gymnasialstudien in Böhmen seit Einführung des neuen Studienplans vom Jahre 1807 und 1808. An dessen Stelle wurde zum Supplenten ernannt Norbert Karoli, Präfekt des Prager Kleinseitner Gymnasiums.

Im Juli dieses Jahres wurde das Schulgebäude vom Spitale geräumt, einer städtischen Kommission übergeben, durch Chlorräucherungen gereinigt — es waren darin an die 1300 Menschen gestorben — und den 15. November der Schulunterricht im Gymnasio wieder begonnen.

Mit diesem Tage begann Marian Heinl, Böhme von Ellbogen, als ordentlicher Professor der Religionslehre bestätigt, jetzt thatkräftiger neuerwählter Abt des Stiftes Tepl, sein Lehramt, das er bis in das Jahr 1831 mit Eifer und Strenge verwaltete.

Am 7. November d. J. wurde Franz Wilhelm, infulirter Prior des Maltheserordens, zum Direktor sämmtlicher Gymnasien in Böhmen ernannt. Derselbe starb, nachdem er eine gewissenhaft strenge Ordnung in den Gymnasialgeschäften eingeführt, als Direktor der Theologie und **Director Philos. emeritus** zu Prag am 5. Juli 1822.

Im Jahre 1811. Vom 29. März kam von der hohen Landesstelle die Genehmigung der Resignation auf die Präfektur, die Präfekt Ardelt eingelegt hatte. Am 8. April zog er ab als Pfarrer in Habakladrau. Er hatte durch die 2½ Jahre der Verwaltung der Präfektur mit rastloser Thätigkeit, mit wahrem Eifer an der Emporhebung der Lehranstalt gearbeitet, und dem sich seltsam regenden Zeitgeist unter der Jugend eine bessere Richtung zu geben gestrebt. Er starb als Dechant der Stadt Tepl im 54. Lebensjahre den 12. August 1828.

An seine Stelle wurde vom Abte zu Tepl als Präfekt vorgeschlagen und bestättiget Josef Benedikt Steinhauser, Professor der beiden Humanitätsklassen, welche nun Prof. Zauper übernahm, der die dritte Grammatikalklasse sammt der griechischen Sprache bisher gelehrt hatte. Für diese erledigte Lehrkanzel wurde nun Simon Klinger, Doktor der Theologie, bestimmt, der sie schon im Jahre 1809 nach dem Tode des Prof. Mikolasch supplirt hatte. Am 26. April wurden diese drei, nach abgelegtem Diensteid, vom Gymnasiallokaldirektor dem Gymnasium feierlichst vorgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe meine alte Chronik Pilsens, S. 4.

Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. Im Vereine mit mehren Vaterlandsfreunden herausgegeben von Anton Kurz. 1. Band, 1. Heft, Kronstadt 1844. — Druck und Verlag von Johann Gött. X und 96 S. in 8. Mit einer Abbildung des ältesten Stadtsiegels von Kronstadt.

Vom Staatsarchivar, k. k. Rath Josef **Chmel.**

Im Vorwort dieses neuen literarischen Unternehmens gibt der Herausgeber die Ursachen an, welche ihn bewogen, eine eigene historische Zeitschrift zu beginnen, zur selben Zeit, wo der Verein für siebenbürgische Landeskunde sein „Archiv" erscheinen läßt, folglich eine Zersplitterung der literarischen Kräfte befürchtet werden könnte. Hr. Kurz sagt S. V: „So viel Schönes und Gutes wir auch von dem Inslebentreten dieses ersehnten Archives und des patriotischen Vereines für siebenbürgische Landeskunde zu erwarten berechtigt sind, so ist denn doch seine Tendenz eine gar zu ausgebreitete, und die ganze Landeskunde umfassende, daß der Geschichtsfreund mit Recht befürchten muß, es werde bei dem blos alljährigen Erscheinen des Archives (?) und seinem geringen Volumen nur wenig Raum für die Geschichte und Literatur übrig bleiben, weil Geografie, Statistik und Naturkunde, durch deren bessere Aufnahme allein die eigentliche Kenntniß des Landes erzielt werden kann, mit zu seinen Hauptzwecken gerechnet werden

müssen, und diese Wissenschaften auf keinen Fall vernachläßigt werden dürfen. Zwei oder drei noch so gute historische Aufsätze und Mittheilungen jährlich, behufs der Erweiterung unserer Geschichtskenntnisse, sind aber viel zu wenig im Verhältniß der noch unverrichteten Arbeit und der vorhandenen Kräfte, die in Thätigkeit gesetzt werden können und gesetzt werden müssen, damit der Eifer für vaterländische Geschichte nicht erkalte und geschichtliche Mittheilungen von einigem Werthe sich nicht, wie es jetzt häufig zu geschehen pflegt, Bahn in die Zeitschriften brechen, wo ihr Nutzen durch die Untermischung verloren geht, und wo sie in der Folge auch gar nicht mehr gesucht werden" u. s. w.

Allerdings fehlt es einer eigenen Zeitschrift für siebenbürgische Geschichte und Literatur nicht an Stoff, und wenn es nicht an der Theilnahme des Publikums fehlt, so haben wir von dem Eifer des Herausgebers und seiner literarischen Freunde Erfreuliches zu hoffen; schon dieses erste Heft bringt recht viel Interessantes. —

Wir heben aus demselben Vorworte die in der Note Seite IX enthaltene literarische Nachricht hervor, die historischen Schätze des gelehrten Herrn Grafen Josef von Kemény betreffend. Dieser verdienstvolle Geschichtsfreund besitzt unter andern 41 Foliobände Originalbriefe, Gesandtschaftsberichte u. s. w., ihre Anzahl beläuft sich auf 3426 Stücke, vom Jahre 1527 bis zur neuern Zeit. Der Herausgeber hat gegründete Hoffnung, durch die Liberalität und den Eifer des edlen Sammlers die interessantesten Stücke nach und nach dem Publikum mittheilen zu können; bereits erhielt er 23 Originalbriefe des Polenkönigs Johann **Sobiesky**, theils an den Fürsten **Apafi I.**, theils an seinen geheimen Rath Michael **Teleki** geschrieben — und an denselben einen Originalbrief Ludwigs **XIV.** und einen seines Ministers Colbert. Ihre Mittheilung soll im dritten Hefte erfolgen.

I. An der Spitze der sechs Aufsätze dieses ersten Heftes steht desselben Herrn Grafen Josef v. Kemény „Offenes Bekenntniß meiner Ansichten über das Schreiben einer Geschichte Siebenbürgens." (S. 1—14.) Es heißt S. 2: „Derjenige, der schon jetzt von einer **Histoire raisonnée** Siebenbürgens faselt, ist in meinen Augen ein Schwindler. Ich selbst befasse mich schon seit einigen Dezennien mit der Geschichte meines kleinen Vaterlandes — habe Zeit, Materialien und unermüdete Lust dazu, — glaubte eingedrungen zu haben, und fand mich stets nur in den Vorhallen — — und nach dieser, leider nur zu oft geschöpften inneren Überzeugung mußte ich meine so mühevoll geschriebene Geschichte Siebenbürgens verwerfen, — die Erreichung einer Palme in dieser Hinsicht der spätern Nachkommenschaft überlassen, und mich lediglich mit der Eröffnung der Geschichtsquellen, als einer Vorbereitung beschäftigen, und so entstanden die jüngsten Kinder meiner reifern Überzeugung, nämlich: die „**Notitia archivi Capituli Albensis. 1836.**" — **Erdély történetei tara 1837**" (unter Mitwirkung Stefans v. Kovács), — und die „Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens," 1839, 1840. (S. Österreichischer Geschichtsforscher, II. Bd. S. XX.)

Der Herr Verf. führt den Beweis dieser Behauptung, indem er durch Beispiele zeigt, daß die wichtigsten sogenannen Fakten in der siebenbürgischen Geschichte noch dunkel und zweifelhaft sind, und die Geschichtsquellen einer strengen Kritik unterworfen werden müssen. Erweist nach, daß die „**Historia rerum ungaricarum et transilvanicarum**" des „**Ambrosius Simigianus**" aus **Paolo Giovio** geschöpft sei, der fern von Siebenbürgen und dessen Schicksalen seine **Historiarum sui temporis libros** in Italien schrieb, und zwar: Nachrichten von Stanislaus Thurzo (Bischof von Olmütz), Stefan Brodrich und **Ursinus Velius** erhalten haben konnte, aber dieselben auch rednerisch ausgeschmückt haben mochte, folglich mit Vorsicht zu benützen sei. —

„Ich unterwarf einer prüfenden Kritik auch das historische Werk des viel und allerseits gepriesenen und von Jedermann zitirten Wolfgang Bethlen, konnte aber in demselben nur wenig Originalität finden, denn nach einer lange dauernden Kollationirung ertappte ich unsern guten Bethlen auf Plagiaten ohne Zahl; — ich fand nicht nur viele Stellen, sondern auch ganze Seiten, ja sogar Bögen aus **Szamosközi** und **Brutus**, und einige sogar aus **Cromerus** und **Piasecius**, doch die gröbsten Plagiate fand ich, als ich das ganze Werk mit der bekannten handschriftlichen Geschichte Siebenbürgens des Samuel **Grondszky** kollationirte."

Eben so richtig sind die Bemerkungen des Herrn Verf. über die Nothwendigkeit, die Geschichte des Auslandes mit der Siebenbürgens zu verknüpfen, da ja Alles an mehr oder minder sichtbaren Fäden zusammenhängt.

Wir sind mit seinen Ansichten ganz einverstanden. Mögen durch seinen Eifer recht viele Materialien für eine Geschichte Siebenbürgens zum Drucke kommen, der Gewinn für die Gesammtgeschichte des österreichischen Kaiserstaates wird bedeutend sein, und der Name Kemény für alle Zeiten unsterblich werden.

Der von glühendem Eifer für die Geschichte seines Vaterlandes beseelte Herr Graf hat in demselben Hefte aber noch drei andere Aufsätze geliefert, so daß seine Arbeiten bei Weitem den größten Theil desselben bilden.

II. **Michael Cserei von Nagy-Ajta.** Ein biografischer Entwurf von Anton Kurz (dem Herausgeber) S. 15—42. Dieser als Staatsbeamte, Kriegsmann und Geschichtschreiber für Siebenbürgen berühmte Mann ist zu **Rákos** in **Fel-Csik** den 21. Oktober 1668 geboren, sein Vater, aus einem uralten szeklerischen Geschlechte stammend, war der unglückliche Johann **Cserei**, Oberkapitän von **Fogáras**, der 7½ Jahr wegen geleisteter Bürgschaft für den von seinem Fürsten und Vaterlande, ja sogar von der Geschichte verkannten **Beldi-Pál** die Fesseln eines Verbrechers schuldlos tragen mußte. —Der Aufsatz, obwohl etwas fragmentarisch, ist interessant, und wir lernen einen „ganzen Mann" kennen — und eine verwirrte trübselige Zeit! — **Cserei's** Geschichte enthält Abschnitte, die nicht für die Öffentlichkeit sind, und den Druck des Ganzen verhindern. Eine wichtige, ja eine unentbehrliche Quelle wird sie aber immer zur geschichtlichen Darstellung der Epoche von **Apafi I.** bis zur Beendigung des Kurutzenaufstandes für Siebenbürgen bleiben, wenn sie mit der gehörigen Vorsicht benützt, und von den überwuchernden Auswüchsen gesäubert sein wird; und eben deshalb wird auch das Verdienst Michael **Cserei's** um die Geschichte Siebenbürgens nie erlöschen.

III. „Ein Bruchstück über Johann Michael Brutus, und über den Werth seiner ungarisch-siebenbürgischen Geschichte."

Von dem Grafen Josef Kemény. S. 43—66. (Vergl. den Aufsatz von Windisch in seinem neuen ungarischen Magazin Bd. I. p. 275. — „Beitrag zur Geschichte des Johann Michael Brutus.") Was der Herr Verf. hier mittheilt, ist ganz geeignet, den doppelten Wunsch zu erregen, erstens nach einer vollständigen Biografie des interessanten Mannes, und zweitens nach der Drucklegung seiner Geschichte Ungarns, die in einem Manuskripte der k. k. Hofbibliothek (Cod. mr. Nr. 8662, früher Hist. prof. 92) theilweise, und zu Maros-Vásárshely in einer vollständigeren Handschrift vorhanden ist. Vergl. Chmels Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien ꝛc. Bd. I. S. 607. — Wenn Herr Graf Kemény die ebendaselbst S. 729 zitirte Ausgabe der Geschichte K. Alfons von Bartholomäus Faccius, die durch J. M. Brutus im J. 1560 herausgegeben wurde, in seinem Aufsatze S. 45 mit der ungarischen Geschichte desselben (Brutus) verwechselte, so fällt die Frage, die er dort aufwirft, ob nämlich von einer früheren Auflage der florentinischen Geschichte desselben Brutus die Rede sei, von selbst weg bei näherer Erörterung. Brutus ist als von K. Rudolf II. besoldeter Historiograf für uns besonders interessant und es wäre eine kritische Sammlung seiner Briefe und Aufsätze, von denen wohl Manche noch unbeachtet in verschiedenen Bibliotheken liegen mögen, sehr wünschenswerth.

IV. „Kritische Beurtheilung jener angeblich römisch-dazischen Münzen, deren Beschreibung und Abbildung im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, I. Bd. I. Hft. Herrmannstadt 1843, der Publizität übergeben wurde." — S. 67—79. Ebenfalls von dem thätigen Herrn Grafen Josef Kemény. In kräftiger Sprache werden hier genug Gründe beigebracht, welche die Unechtheit dieser Münzen beweisen. „Man braucht nur die bekannten Werke über die Archäologie der Römer und des Mittelalters zu berathen und man wird sich gar leicht und bald überzeugen, daß der armselige Fabrikant dieser Münzen eben so unwissend gewesen sei, als jener Holzstecher, der zur Mitte des XVII. Jahrhunderts die Ausgabe der Aeneidos des Virgils mit Bildern illustrirte, in welchen er das unglückliche Troja mittelst stattlicher Kanonen und durch Kanoniere mit Zopf, gewichsten Stiefeln und Aufschlägen, ganz jämmerlich bombardiren, und endlich auf Troja's Wällen eine Fahne mit dem österr. doppelten Adler aufstecken ließ."

V. „Die Stiftungen des Auslandes für die dort studierende Jugend Ungarns und Siebenbürgens." S. 80—91. — Diese von dem Grafen Josef Kemény gemachte kurze Zusammenstellung ist von höchstem Interesse, wenn es auch nur — Andeutungen sind. — Die Zahl dieser Stiftungen ist sehr beträchtlich, wir heben nur einige derselben heraus: „An der hohen Schule zu Tübingen erhielten seit 1568 zwölf Studierende aus Ungarn, und außerdem zu Folge der spätern sogenannten Tifernitan'schen Stiftung zwei ungarländische und eben so viele siebenbürgische Jünglinge eine unentgeldliche Versorgung. — Zu Greifswalde in Pommern stiftete König Karl XII. von Schweden die jährliche Versorgung von vier ungarischen Studenten. — Zu Gröningen in den Niederlanden erhielten sämmtliche ungarische Jünglinge zu Mittag und Abends die freie Tafel mit den Alumnen der Akademie. — Zu Upsala in Schweden bestand auch ein Stipendium für die alldort studierenden Ungarn und Siebenbürger. — An der Universität zu Cambridge erhielten drei ungarische Jünglinge jährlich eine unentgeldliche Verköstigung und Bewohnung. — Ein gleiches geschah an der hohen Schule zu Orfort. An der Universität zu Utrecht wurden jährlich 2400 Gulden (eine Stiftung der Fräuleins von Evenvein und Bernardin) den ungarländischen Studenten zugetheilt. Zu Franecker erhielten täglich zehn ungarische Zöglinge 8 Stüber, welche Summe jährlich beiläufig 1168 Gulden ausmachte. — Zu Harderwick und Deventer hatten zwei ungarische Studenten freie Kost und Wohnung. — Zu Zürich erhielten jährlich drei ungarische Jünglinge einzeln 102 Gulden und zur Rückreise 36 Gulden. Zu Bern wurden jährlich vier ungarische Zöglinge mit 144 Gulden dotirt, jeder erhielt gleich Anfangs zur Anschaffung der nöthigen Bücher und Kleidungsstücke 94 Gulden und dann zur endlichen Abreise 30 Gulden. Zu Genf erhielten jährlich zwei ungarische Studenten, jeder einzeln, monatlich 15 Gulden, außerdem bekamen sie bei ihrer Ankunft einen vollständigen Anzug und zur Rückreise einzeln 5 Ludovizianische Dukaten. Zu Basel wurden jährlich zwei ungarische Zöglinge in das sogenannte Erasmus'sche Kollegium unentgeldlich aufgenommen, wo sie die nöthige Verköstung und Wohnung erhielten." — In Deutschland besonders zahlreiche Stiftungen, so z. B. konnten zu Frankfurt an der Oder 40 ungarische Studenten jährlich freie Versorgung erhalten. (!) „Der für alles Gute einen hohen Sinn habende Kaiser Leopold II. errichtete 1791 für zwei Söhne protestantischer Prediger Östreichs und Ungarns eine Unterstützungsstiftung von 1000 Dukaten; die eine Hälfte der hievon einlaufenden Interessen mußte jedoch zu Wittenberg, die andere aber zu Leipzig bezogen werden." u. s. w.

VI. „Das älteste Stadtsiegel von Kronstadt." — S. 92—96. Von —n— (?) Vgl. Siebenbürgische Provinzialblätter vom J. 1805. 3. Heft. p. 193 u. s. w. Mit einer vom Originale selbst gemachten Abbildung. Die Umschrift: **Sigillum civitatis brassebouiens. (brasschouiens.)** Das Siegel ist eine im Durchmesser 3 Zoll und 5 Linien breite, 4 Linien dicke und 1 Pfund 2 Loth schwere Scheibe von Kupfer. Man hält es für dem XIII. Jahrhunderte angehörig. In eine nähere Erörterung läßt sich der Mittheiler nicht ein, sondern sagt am Ende: „Referent wünscht aber, daß sich über das älteste und größte (er spricht von einem viel jüngern auch) bald ein tüchtiger Archäologe und Diplomatiker (Sfragistiker) hermachen, und aus seinen konstatirten Wahrheiten geschichtliche Folgerungen ziehen möge." Wir aber wünschen, daß dieses Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens im Lande sowohl als auch bei allen Sprachgenossen die Theilnahme finden möge, welche die Fortsetzung und dadurch weitere Mittheilungen über dieses interessante Fürstenthum möglich macht. Es ist übrigens charakteristisch, daß in einem Lande, wo nur beiläufig der fünfte Theil der Bewohner Deutsche sind, sich zwei historische Zeitschriften hervorthun, indeß im Lande unter der Enns, in dem doch eine Million mehr Deutsche leben, sich nicht eine einzige historische Zeitschrift auf die Dauer erhält. Woher kömmt diese befremdende Erscheinung? wohl daher, daß die dreimalhunderttausend Deutschen in Siebenbürgen für ihre Geschichte viel Sinn und Anhänglichkeit haben. Mögen sie dabei ausharren, die Theilnahme für ihr Streben muß immer mehr wachsen.

Ueber Irren-Anstalten.

(Schluß.)

2. Der Hr. Verf. des zweiten oben angeführten Werkes hat gleichfalls eine Reise unternommen und zwar in Folge eines königlichen Befehles, um die vorzüglichsten Irrenanstalten kennen zu lernen. Das vorliegende Buch enthält die Resultate seiner Reise, jedoch geht er in demselben, wie er selbst anführt, nicht in alle Details ein, so auf Ökonomie, Administration und ärztliche Behandlung Bezug haben, sondern berührt von den betreffenden Anstalten nur das Wissenswertheste im Allgemeinen und glaubt, durch diese seine Mittheilungen wenigstens dazu beizutragen, daß man jener unglücklichen, leider häufig noch so verlassenen Menschenklasse künftighin mehr Aufmerksamkeit widmen, deren bedaurungswürdiges Loos erträglicher machen und mit derselben humaner verfahren möge. „Thränen möchte ich weinen," sagt der Hr. Verf. „wenn ich mich der Szenen erinnere, in welchen ich solche Unglückliche vor kurzer Zeit noch schmachten sah." Es steht somit auch anderwärts für diese Unglücklichen die Morgenröthe einer besseren Art und Weise der äußeren Existenz zu erwarten.

Zur Verständniß des Ganzen schickt der Hr. Verf. im Kurzen seine Ansichten über Wesen und Sitz der Geisteskrankheiten und deren Behandlung voraus; die wir auch hier in möglichster Kürze berühren wollen. Die Ursachen der Geistesstörungen sind dem Hrn. Verf. entweder somatischen oder psychischen Ursprunges, besonders aber machen sich die psychischen Momente geltend zur Erzeugung der Geistesstörungen, als letztere vorzugsweise ihr Dasein entweder vernachlässigtem oder übermäßigem Gebrauche des Geistesvermögens, einseitiger, mangelhafter Ausbildung und Anwendung desselben, oder anhaltenden und heftigen Gemüthsstörungen durch Affekte und Leidenschaften u. s. w. verdanken, jedoch ist der Hr. Verf. der Ansicht, daß die regelwidrige Entwicklung und Fortbildung des geistigen Lebens erst dann zu einer Seelenstörung führe, wenn durch jene, vermöge der Wechselwirkung, die zwischen Seele und Leib besteht, in letzterem Veränderungen entstehen, die entweder idiopathisch oder sympathisch ein Gehirnleiden bedingen. Der Hr. Verf. hält die absolute Trennung der Geisteskranken aus ihrer gewohnten Umgebung und das Unterbringen derselben in wohlgeleitete Irrenanstalten für das erste Erforderniß. Die Behandlungsweise gründet er auf zwei Indikationen: a) Erkennung und Beseitigung des die psychische Störung bedingenden körperlichen Leidens. b) Umstimmung oder Zurückführung der psychischen Abweichung zu ihrer primitiven Integrität. In Beziehung auf den letzteren Punkt unterscheidet er eine direkt und indirekt psychische Methode. Die psychische Behandlung muß im eigentlichen Sinne mehr eine Erziehung sein. Die indirekt psychische Methode hat den Zweck durch körperliche Einflüsse überhaupt in dem psychischen Zustande eine Veränderung hervorzubringen dadurch, daß der Geist von seinen krankhaften Ideen abgezogen und gewissermaßen gezwungen wird, auf das Körperliche zu achten. Zum Ganzen dieser Karen gehören vorzugsweise Beschäftigung, Unterhaltung und Zerstreuung.

Die Zentral-Irrenheilanstalt des Königreiches Würtemberg befindet sich zu Winnenthal, 6 Stunden von Stuttgart entfernt. Hofrath Dr. Zeller, Direktor dieser Anstalt, klassifizirt die in diese Anstalt aufgenommenen Kranken (respektive deren Geisteskrankheiten) in: 1. Schwermuth, 2. Tollheit, 3. Verrücktheit und 4. Blödsinn. Das Prinzip der Zellerschen Behandlungsweise für alle Formen der Geisteskrankheiten ist: Erfassung der ganzen leiblichen und geistigen Persönlichkeit eines Kranken in ihrem Kerne, wie in der Periferie. Die Behandlungen zerfallen in psychische und somatische, welche Hand in Hand vereint zum Ziele führen. Die psychische Behandlung anbelangend, besteht dieselbe in der Erfassung der ganzen geistigen Persönlichkeit der Kranken, in der Beruhigung und Belebung des Gemüthes, in der liebevollen Erinnerung an ihre eigene Vernunft, in der Erweckung einer wahrhaft sittlichen Freiheit und Selbstbeherrschung, die die Angriffe der leiblichen Störungen auf das Seelenleben immer kräftiger zurückweiset, in der Wiedergewöhnung an eine vernünftige Thätigkeit frei von allen Leidenschaften, Verstimmungen und Verirrungen der Seele. Arbeit und Beschäftigung richtet sich nach der Individualität. Von Zeit zu Zeit finden musikalische Abendunterhaltungen mit Harmoniemusik und vierstimmigen Gesängen Statt, woran die Kranken aktiven Antheil nehmen, die jedesmal allgemeine Heiterkeit verbreiten. Auch Exkursionen zu Fuß und zu Wagen werden gemacht. Das leibliche Heilverfahren findet keine einseitige Beschränkung, sondern richtet sich nach einem vorliegenden Falle.

Die Zentral-Irrenheil- und Pflegeanstalt des Großherzogthums Baden befand sich zur Zeit, als Hr. Verf. seine Reise unternahm, noch in Heidelberg und zwar mitten in der Stadt, allein wegen dessen ungünstigen Lage ließ der Großherzog zu Aachen einen Neubau ausführen, der nahe an eine halbe Million Gulden kostete und im November 1842 bezogen wurde. Die Behandlungsweise der Kranken, unter der Leitung des Direktors Dr. Roller ist eine Hand in Hand gehende psychisch-somatische. Er empfiehlt insbesondere eine freundliche und schonende Behandlung, ohne Ernst und Strenge auszuschließen. Die Irrenheilanstalt des Großherzogthums Hessen zu Hofheim, 4 Stunden von Darmstadt entfernt, entspricht nach der Ansicht des Hrn. Verf. unter allen von ihm gesehenen größeren Anstalten Deutschlands am wenigsten der jetzigen Psychiatrie.

Von der Anstalt zu Eberbach im Herzogthume Nassau finden wir blos das Gebäude und den administrativen Theil beschrieben; in jedem Falle dürfte es ein Hauptgebrechen dieser Anstalt sein, daß sie mit einem Korrektionshause in Verbindung ist, ein Umstand, der, wenn auch keine gegenseitige Berührung Statt finden kann, einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Gemüthsstimmung der Kranken, so wie deren Behandlung ausüben muß. Indessen steht ein Neubau für die Geisteskranken allein in Aussicht.

Obwohl die Lage der Anstalt Siegburg eine der schönsten ist, die man sich denken kann, so ist sie doch wieder in mehrfacher Beziehung eine ungünstige, indem das Wasser durch ein Pumpwerk mehre 100 Fuß gehoben werden muß, das Trinkwasser schlecht ist, die Gärten größtentheils fremden Blicken offen liegen und der Einwirkung stürmischer Witterung sehr ausgesetzt sind; auch sind daselbst Fieber, wegen der Menge der in der Nähe befindlichen stagnirenden Wässer, fast endemisch. Demohngeachtet zählt der Hr. Verf. die Anstalt selbst wegen ihrer vorzüglichen inneren Einrichtung und der sowohl

somatisch als psychisch-rationellen Behandlung der Kranken zu den vorzüglichsten Deutschlands. Als Grundgesetz der Anstalt wird eine regelmäßige, den Kräften der Kranken angemessene Beschäftigung aufgestellt, dessen Beobachtung sich Niemand, welchen Standes er auch immer sei, entziehen kann, da dasselbe als wesentlich zur Beförderung der Kurversuche, der Zufriedenheit der Kranken und der Erhaltung der Hausordnung betrachtet wird. Mit der Beschäftigung wechseln Erholungen und Vergnügungen. Auch die in der Anstalt angestellten beiden Geistlichen haben außer den gottesdienstlichen Handlungen und dem Geschäfte der Seelsorge Theil zu nehmen an der psychischen Leitung und Behandlung der Irren und das wissenschaftliche Interesse der Psychologie wahrzunehmen, in so fern sie sich mit den Seelenstörungen beschäftiget. Zu diesem Behufe haben die Geistlichen zweimal wöchentlich den ärztlichen Morgenkrankenbesuchen beizuwohnen und zugleich die besondere Verpflichtung, den Ursprung und Gang der verschiedenen Seelenstörungen durch ihre mannigfaltigen Entwicklungen und die Aberrationen aller einzelnen Seelenthätigkeiten blos vom psychologischen Standpunkte aus aufzufassen und zu verfolgen und zugleich über Krankheitsfälle, die ein größeres Interesse darbieten, die erheblichen Notizen zu sammeln.

Die beiden Anstalten zu Aachen verdienen kaum eine Erwähnung.

Die beiden öffentlichen Irrenanstalten in Lüttich entsprechen eben so wenig den an sie gestellten Forderungen. Die für Männer bestimmte steht unter der Aufsicht der barmherzigen Brüder, die für das weibliche Geschlecht unter der Aufsicht der barmherzigen Schwestern. Nur von Zeit zu Zeit kommt ein Arzt in die Anstalt, der sich dann blos mit den zufällig eingetretenen körperlichen Leiden befasset, im Übrigen aber deren Geistesstörungen der Heilkraft der Natur überläßt. Auch in Brüssel findet der Hr. Verf. für Geisteskranke keine bessere Vorsorge, doch war man so eben beschäftiget, zu diesem Zwecke einen Neubau aufzuführen. Sobald sich bei den in dieser Anstalt befindlichen Kranken binnen 2 oder 3 Wochen keine Besserung ihres Zustandes zeigt, werden sie in die Irrenkolonie zu Gheel abgegeben. Diese liegt 9 Stunden von Antwerpen entfernt, in einer flachen, wenig fruchtbaren Gegend. Die Einwohner des kleinen Städtchens nehmen in ihre Häuser die Irren in Kost und Wohnung. An eine rationelle Behandlung derselben ist nicht zu denken. Es befinden sich in dem Städtchen bei 600 Irren, von denen die Hälfte derselben angekettet ist, in einem jämmerlichen, fürchterlichen Zustande. Der Heiligen, welche die Schutzpatronin der Kirche des Städtchens ist, wird eine große Wunderkraft zur Heilung der Irren zugeschrieben; deshalb wird auch in der Kirche zu Gheel eine auf diesen Glauben gegründete religiöse Behandlung bei mehren dahin gebrachten Irren unternommen. Die Irrenanstalten in Gent haben sich durch die Bemühungen des Dr. Guislain seit einem Dezennium aus ihrem früheren schaudervollen Zustande erhoben, und sich allmälig den Anforderungen der Humanität angenähert. Beispiellos schlecht findet der Hr. Verf. die beiden Privat-Anstalten in Brügge.

Die Anstalten Englands für Seelenkranke findet der Hr. V. in technischer Beziehung durchgehends ausgezeichnet. In London selbst befinden sich zwei großartige Irrenanstalten. Die erste: **New Bethlehem (Bedlam)** zieht wegen der Großartigkeit ihres Baues die Bewunderung auf sich. Aber auch die innere Einrichtung ist musterhaft. Es werden jedoch in derselben nur heilbare Kranke aufgenommen; ihre Zahl beläuft sich auf 300. Was die ärztliche Behandlung der Kranken dieser Anstalt betrifft, so hatte man dem Herrn V. die Versicherung gegeben, daß dieselbe größtentheils auf psychischem Wege verfolgt werde; allein wo jede Zerstreuung, jede Beschäftigung gänzlich mangelt, da kann von keinem psychischen Heilprinzipe die Rede sein, es sei denn, daß man den Aufenthalt in der Anstalt, und die Unterwerfung des individuellen Willens unter die allgemeine Hausordnung als das alleinige psychische Heilmittel betrachtet.

So großartig auch der Bau der zweiten Irrenanstalt Londons, des St. Luke's Hospital ist, so wenig zweckmäßig findet der Herr V. die daselbst eingeführte ärztliche Behandlung, indem dieselbe nur eine rein somatische ist, wogegen ein kleiner Arzneischatz ausreicht. Eine Sonderung der Kranken nach dem individuellen Krankheitscharakter findet man hier nicht; auch mangelt denselben alle Beschäftigung, und in Bezug auf Zerstreuung sind sie blos auf einen baum- und schattenlosen, mit hohen Mauern umgebenen Platz verwiesen.

Für die beste Irrenanstalt Englands erklärt der Hr. Verf. **Hanwell**, sowohl in baulicher Beziehung, als auch bezüglich des sie belebenden Geistes. Beschäftigung wird in dieser Anstalt als das erste psychische Heilmittel betrachtet. Bemerkens- und empfehlenswerth ist, daß in dieser Anstalt durchaus keine Zwangsmittel gegen Tobsüchtige in Anwendung gebracht werden, sondern man bringt sie während der Dauer ihres Paroxysmus in ein ganz dunkles elastisch-gepolstertes kleines Zimmer, welches durch einen Mechanismus verengt und erweitert werden kann; wodurch der Kranke nicht nur vor Beschädigung geschützt ist, sondern auch zur Ruhe bewogen wird. In dieser Anstalt waren zur Zeit, als der Hr. Verf. sie besuchte, 974 Kranke.

Die Anstalt in **Glasgow** findet der Herr V. ihrer Bauart nach zwar großartig, jedoch entspricht die Kreuzform derselben keineswegs dem Zwecke. Es befinden sich in derselben bei 300 Kranke. Die Behandlung ist die somatische; die psychische Behandlung liegt ganz in den Händen des Hausgeistlichen.

Für eine der besten Irrenheilanstalten Frankreichs hält der Herr V. jene zu **Rouen** in der Normandie. Sie enthielt zur Zeit, als sie der Herr V. besuchte, 509 Kranke. Der Arzt der Anstalt ist ein eifriger Anhänger der somatischen Behandlung. Er erblickt den Grund aller Geisteskrankheiten in einem entzündlichen Leiden der Gehirnhäute, und sucht deshalb vorzugsweise durch die antiflogistische Heilmethode die Hebung der, nach seiner Ansicht durch dieses materielle Grundleiden bedungenen Geisteskrankheit zu erzielen. Die psychische Behandlung ist ganz in den Händen des in der Anstalt wohnenden Hausgeistlichen. In dem weitläufigen Gemüsegarten finden die Kranken wohl Beschäftigung, allein sie reicht für eine so große Anzahl von Kranken nicht aus. Die Wärterinnen gehören dem Orden der barmherzigen Schwestern an.

In den drei öffentlichen Anstalten in Paris, nämlich **Salpetrière**, **Bicêtre**, **Charenton**, werden in den beiden ersten die armen, in der letzteren aber die vermöglichen zahlenden Irren untergebracht.

Salpetrière ist überraschend durch die Größe und Man-

nigfaltigkeit ihrer Gebäude, so wie durch den schönen Styl, in welchem einzelne Trakte derselben erbaut sind. Die Anstalt hat mit ihren Höfen und Gärten einen Flächenraum von beiläufig 130 Morgen Landes, und ihre Bevölkerung betrug im Jahre 1841 über 6000 Seelen, worunter sich über 900 Irre befanden. Die zur Irrenanstalt bestimmten Räume und Gebäude sind von den übrigen Theilen durch eiserne Gitter abgesondert und besitzen eine sehr mannigfaltige Einrichtung. Der Herr V. liefert uns eine sehr genaue Beschreibung dieser sehr zweckmäßig eingerichteten Anstalt. Die Behandlungsweise wäre hier eine somatisch-psychische, die aber bei der großen Masse von Irren nicht mit der erforderlichen Energie und Konsequenz durchgeführt werden kann, da die beiden dirigirenden Ärzte nicht in der Anstalt wohnen, sondern blos täglich früh 8 Uhr die Anstalt im Fluge durchlaufen, und ihre Anordnungen durch die in der Anstalt wohnenden Assistenzärzte verrichten lassen.

Bicêtre liegt eine halbe Stunde von Paris entfernt, und ist ein weitläufiges im geschmackvollen Style aufgeführtes Gebäude, in welchem sich gegenwärtig arme über 60 Jahre alte Männer und männliche Irre des Seine-Departements befinden. Im Herbst 1841 faßte die zur Irrenanstalt bestimmte Abtheilung des **Bicêtre** 817 Kranke, während in den übrigen Gebäuden desselben über 3500 Personen untergebracht waren. Die ärztliche Behandlung ist ausschließlich die psychische (**traitement morale**).

Charenton, die erste und vorzüglichste Irrenanstalt Frankreichs, liegt zwei Stunden von Paris entfernt, in einer sehr angenehmen Gegend. Sowohl die äußere als innere Einrichtung, so wie die ganze Administration der Anstalt findet der Herr V. äußerst zweckmäßig, und beschreibt dieselbe bis ins Kleinste. Der Dirigirende wohnt in der Anstalt, und seine Behandlung der Kranken ist die somatisch-psychische Methode, wobei jedoch letztere bedeutend vorschlägt. Alle Kranken werden hier, je nach ihrem Krankheitscharakter, so wie nach ihrem Stande und ihrer früheren Gewohnheit beschäftigt. Diese Anstalt enthielt im Herbste 1841 gegen 540 Kranke.

Für die vorzüglichste Privat-Irrenanstalt Frankreichs und sogar des Kontinents erklärt der Herr V. die Anstalt zu **Vanves**, zwei Stunden von Paris entfernt, sowohl in Bezug auf ihre bauliche Einrichtung, als auch auf Wartung, Pflege und Behandlung der Kranken; letztere ist eine psychisch-somatische. Jeder Kranke zahlt jährlich 6000 Franken, und es befanden sich in demselben im Jahre 1841 bei 59 Kranke.

Die Irrenheilanstalt zu Prag rechnet der Hr. V., die weitläufigen und ungünstigen baulichen Verhältnisse abgerechnet, zu den bessern Anstalten Deutschlands, sowohl in Bezug auf ihr geregeltes inneres Leben, als auch auf das Resultat ihrer Leistungen. Die Behandlungsweise ist zunächst eine somatische, der die psychische als adjuvans hilfreiche Hand bietet, wozu insbesondere auch bei einzelnen Kranken, auf Anweisung der Ärzte, der für die Anstalt aufgestellte Geistliche das Seinige nach Kräften beiträgt. Insbesondere werden in dieser Anstalt die Kranken äußerst zweckmäßig beschäftigt, und diese Beschäftigungen nur als Heilmittel, wobei jeder andere Zweck als Nebensache in den Hintergrund tritt, betrachtet und mit geeigneter Auswahl und nach rationellen Indikationen zugetheilt, wobei die gesammte Individualität, Alter, Geschlecht, Stand und frühere Lebensweise jedes Einzelnen besonders berücksichtigt wird.

Die Irrenanstalt zu Hall in Tirol liegt zwei Stunden von Innsbruck entfernt, in einer äußerst anmuthigen Gegend. Der Hr. V. beschreibt bis ins Kleine diese sehr gut geleitete und eingerichtete Anstalt, so wie auch in Bezug auf die erfolgreichen Resultate ihrer Leistungen. Die Behandlungsweise ist die psychisch-somatische.

Eine vorzügliche Würdigung findet bei dem Herrn V. die Privat-Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien, unter der Leitung des Dr. Gustav Görgen, des Sohnes des um die Psychiatrie des österreichischen Kaiserstaates so hoch verdienten Dr. V. Görgen, der im Jahre 1842 gestorben ist. In topischer wie in baulicher Beziehung bietet diese Privatanstalt Alles dar, was bei der vielseitigen Behandlung der Kranken und unter allen Umständen nur immerhin nöthig und wünschenswerth erscheint. Vorzüglich ist die Behandlung der Kranken, sowohl in psychischer als in somatischer Beziehung, äußerst zweckmäßig die Beschäftigung derselben. Sehr human findet es der Herr Verf., daß gegenwärtig auch Kranke zu geringeren Preisen als vordem aufgenommen werden, wodurch endlich auch den minder bemittelten Klassen der Trost zu Theil geworden ist, ihre unglücklichen Angehörigen nicht in die öffentliche Irrenanstalt einsperren lassen zu müssen.

Ein Beitrag zum Verständniß der römischen Stein-Inschriften, herausgegeben auf Unkosten von Freunden der Alterthumskunde mit der Widmung des Ertrages für den historischen Verein in Steiermark. Praz, Thomas Thabor. 1844. 49 S. 8.

Laut der Vorrede war dieses Schriftchen vom Verf. (Hrn. Prof. Wiesenfeld in Prag) nicht zur öffentlichen Herausgabe bestimmt, sondern die „Freunde desselben haben es auf ihre (Un) Kosten erscheinen lassen und dadurch gewissermaßen auch die Verantwortlichkeit übernommen, ob es zweckentsprechend sei.“ — Der Zweck, welcher dem Hrn. Prof. bei Abfassung seines Werkchens vorschwebte, war: den Freunden der Alterthumskunde eine Anleitung zur richtigen Lesung und Interpretirung der römischen Stein-Inschriften zu geben. In dieser Absicht lieferte er aus dem trefflichen Werke: „**Istituzione Antiquario-Lapidaria o sia introduzione allo studio delle antiche latine Iscrizioni in tre libri proposta. Roma 1770.** und **Ed. 2. cum appendice dall'Abb. Jac. Morelli. Venez. 793.**, von **F. A. Zaccaria** (nach Anderen von **G. A. Monaldini**)“ einen kompendiösen Auszug, indem er die Hauptsachen Dessen, was dort auf S. 532 mit großer Erudition zusammengestellt und beleuchtet ist, auf S. 49 zusammendrängte. Für jene Alterthumsfreunde, welchen das genannte Werk nicht zur Hand ist, dürfte der vorliegende Auszug allerdings eine nicht unwillkommene Gabe sein. Der Verf. desselben hielt sich genau an die Disposition des Hauptwerkes, und entlehnte derselben auch die Beispiele, mit welchen er die einzelnen Punkte und Regeln belegt. Das Ganze ist somit eine Art Popularisirung eines gelehrten Werkes, wogegen sich nichts einwenden läßt, da man nur wünschen kann, daß die Theilnahme an den ehrwürdigen Resten des Alterthums durch zweckmäßige Behelfe, welche das Verständniß derselben erleichtern, immer kräftiger geweckt und allgemeiner verbreitet werde. Möge der Ertrag dieses Werkchens, der dem historischen Verein in Steiermark gewidmet ist, ein ergiebiger sein und nach Maaßgabe zur Förderung des löblichen Zweckes beitragen, welcher jenes echt patriotische Unternehmen ins Leben rief. Die Auflage, obwohl nicht frei von Druckfehlern, ist anständig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 8. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 55.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Frequenz der österreichischen Studien-Anstalten. — Der Kunstverein zu Salzburg. Zweiter Artikel. — Zauper: Zur Chronik des k. Pilsner Gymnasiums. (Schluß.)

Frequenz der österreichischen Studien-Anstalten.

Die Redaktion sieht sich in Stand gesetzt den Lesern dieser Blätter ausführliche Angaben der Frequenz der österreichischen Studien-Anstalten (mit Ausschluß von Ungarn) mitzutheilen. In unseren „Notizen aus Zeitschriften" (Nr. 41) haben wir die Frequenz der deutschen Universitäten mitgetheilt, wie selbe in öffentlichen Blättern zusammengestellt wurde; die vorliegenden Zahlen geben zu interessanten Vergleichungen Veranlassung.

Zahl der Theologen im Studienjahr 1842 und 1843.

Hochschule in Wien	236
Theologische Studien zu St. Pölten	55
» » » Klosterneuburg	8
» » » Heiligenkreuz	18
» » » Göttweih	10
» » » Melk	16
Nieder-Österreich	343
Theologische Studien zu Linz	94
» » » Salzburg	77
Ob der Enns	171
Theologische Studien zu Graz	148
» » » Mautern	15
» » » Admont	14
Steiermark	177

Tirol.

Theologische Studien zu Brixen	186
» » » Trient	163
» » » Nordtirol, Franziskaner	20
» » » » Kapuziner	29
» » » Südtirol, Franziskaner	5
» » » » Kapuziner	3
» » » Stift Stams	2
» » » » Marienberg	1
Summe	429

Böhmen.

Theologische Studien zu Prag	208
» » » Leitmeritz	90
» » » Königgraz	86
» » » Budweis	106
» » der Kapuziner zu Raudnitz	2
» » zu Teyl	2
Summe	494

Mähren.

Theologische Studien zu Olmütz	125
» » » Brünn	88
Summe	213

Galizien.

Theologische Studien zu Lemberg	319
» » » Przemisl	90
» » » Tarnow	79
» » d. Hauslehranstalt f. d. Regularen zu Lemberg	28
Summe	516

Illyrien.

Theologische Studien zu Laibach	74
» » » Klagenfurt	92
Summe	166

Küstenland.

Theologische Studien zu Görz	93
» » » Castagnavizza	6
Summe	99

Dalmatien.

Theologische Studien zu Zara	48
» » der Franziskaner del Santissimo Redemt.	16
» » » » di San Biago	3
Summe	67

Lombardie.

Theologische Studien zu Mailand	262
» » » Bergamo	137
» » » Brescia	140
» » » Como	46
» » » Crema	41
» » » Cremona	86
» » » Lodi	43
» » » Mantua	30
» » » Pavia	39
Summe	825

Venedig.

Theologische Studien zu Padua	160
» » » Venedig	35
» » » Adria	33
» » » Belluno	19
» » » Ceneda	43
» » » Chioggia	29
» » » Concordia	40
» » » Feltre	11
» » » Treviso	73
» » » Udine	184
» » » Verona	137
» » » Vicenza	113
» » der Minori Riformati zu Venedig	3
» » » » dell' Osservanza di S. Francesco zu Venedig	6
» » » Cappucini zu Venedig	7
» » » Karmeliten zu Treviso	2
» » » Minori di S. Antonio zu Padua	4
» » » Benedittini in Praglia	2
» » » Philippiner zu Venedig	1
Summe	902

Hauptübersicht und Vergleichung.

	Im Jahre 1843	Im Jahre 1842	Mehr	Weniger
Österreich unter der Enns	343	346	—	3
» ob der Enns	171	161	10	—
Steiermark	177	149	28	—
Tirol	379	405	—	26
Böhmen	494	529	—	35
Mähren	213	218	—	5
Galizien	516	508	8	—
Illyrien	166	175	—	9
Küstenland	99	113	—	14
Dalmatien	67	63	4	—
Lombardie	835	906	—	71
Venedig	902	786	116	—
Summe	4362	4359	3	—

Zahl der Juristen im Jahre 1842 und 1843.

		Worunter öffentlich Studierende	Privatisse
In Wien	965	901	64
» Prag	584	551	33
» Graz	258	171	87
» Lemberg	386	386	—
» Olmütz	140	134	6
» Innsbruck	121	121	—
» Pavia	602	511	91
» Padua	771	725	46
Summe	3827		

Im Vergleiche mit dem nächst früheren Jahre zeigt sich eine Vermehrung der Zahl der Rechtshörer

zu Wien	um	77
» Prag	»	56
» Lemberg	»	20
» Pavia	»	5
» Padua	»	45

Eine Verminderung aber

zu Graz	um	70
» Olmütz	»	14
» Innsbruck	»	9

Zahl der Mediziner im Jahre 1841.

Hierunter Studierende und Zuhörer in den nachgenannten Lehrzweigen insbesondere:

Studienort.	Anzahl der Studierenden und Zuhörer überhaupt. 1840	1841	der Medizin ordentliche	der Medizin außerordentliche	der Chirurgie ordentliche	der Chirurgie außerordentliche	der Chirurgie Lehrlinge	der Geburtshilfe Mediziner	der Geburtshilfe Chirurgen	der Geburtshilfe Hebammen	der Thierarzeneikunde ordentliche	der Thierarzeneikunde außerordentliche	der Thierarzeneikunde Gäste	der Seuchenlehre ordentliche	der Seuchenlehre außerordentliche	der Seuchenlehre Gäste	der Farmazie ordentliche	der Farmazie Lehrlinge	der Chemie und Naturgeschichte ordentliche	der Chemie und Naturgeschichte Gäste	der Rettung der Ertrinkenden
Wien	1201	1121	461	7	332	71	14	80	123	131	646	90	—	296	16	—	75	—	247	6	—
Prag	1678	1533	27	38	206	9	—	72	52	348	70	16	—	70	16	—	28	3	16	—	14
Linz	67	45	—	—	—	—	—	—	—	31	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Salzburg	92	78	—	—	69	—	—	—	—	9	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Graz	173	168	—	—	154	1	—	—	—	14	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lemberg	95	92	—	—	59	—	4	—	—	29	—	—	—	24	—	—	—	—	—	—	—
Czernowitz	22	15	—	—	—	—	—	—	—	15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Innsbruck	48	38	—	—	19	—	—	—	2	19	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—
Olmütz	147	155	—	—	66	—	15	—	22	89	—	—	—	23	16	—	—	—	—	—	—
Laibach	54	49	—	—	31	—	—	—	—	18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Klagenfurt	60	51	—	—	—	—	—	—	—	19	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	32
Triest	14	23	—	—	—	—	—	—	—	23	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Trient (alle Laste)	19	20	—	—	—	—	—	—	—	20	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Zara	34	26	—	—	—	—	—	—	—	26	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Mailand	163	121	—	—	—	—	—	—	—	75	46	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Pavia	610	552	368	52	26	10	—	—	—	8	—	—	—	—	—	—	72	—	—	—	—
Padua	601	600	442	—	64	—	17	97	20	21	117	—	6	97	—	—	61	—	17	—	—
Summe	5084	4687	1303	97	1026	91	50	249	220	895	879	106	6	512	48	—	236	3	280	6	46

Zahl der Filosofen im Studienjahre 1842 und 1843.

	im ersten Jahrgange.	im zweiten Jahrgange.
Filosofisches Studium der Wiener Hochschule	422	259
» Lehranstalt zu Krems	67	53
Summe für Österreich unter der Enns	489	312
Lyzeum zu Linz	56	32
Filosofische Lehranstalt zu Kremsmünster	40	20
Lyzeum zu Salzburg	55	52
Summe für Österreich ob der Enns	151	104
Filosofisches Studium an der Hochschule zu Graz	163	134
Außer diesem ist in Steiermark kein filos. Studium.		
Filosofisches Studium an der Hochschule zu Innsbruck	114	102
» Lehranstalt zu Trient	68	64
» Hauslehranstalt der nordtirolischen Franziskaner zu Schwaz	8	6
» » » » Kapuziner zu Bruneck	2	12
» » » südtirol. Kapuziner zu Arco	—	4
» » » » Franziskaner zu Roveredo	2	4
Summe für Tirol	195	192
Lyzeum zu Laibach	84	76
» » Klagenfurt	35	19
Summe für Illyrien	119	95
Filosofische Lehranstalt zu Görz	62	36
Hausstudium der Franziskaner zu Castagnavizza	2	3
Summe für Küstenland	64	39
Lyzeum zu Zara	29	23
Bischöfliches Seminarstudium zu Spalato	32	19
Hausstudium der Franziskaner zu Macarsca	—	2
Summe für Dalmatien	61	44
Filosofisches Studium der Prager Hochschule	428	320
» » des Stiftes Hohenfurt in Budweis	66	59
» » » » Tepl in Pilsen	96	53
» » der Piaristen zu Leitomischel	121	65
Summe für Böhmen	711	497
Filosofisches Studium der Olmützer Hochschule	169	77
» Lehranstalt der mährischen Stifter zu Brünn	158	107
» » » Piaristen zu Nikolsburg	43	38
Summe für Mähren	310	222
Filosofisches Studium an der Hochschule zu Lemberg	236	171
» » zu Czernowitz	97	65
» » » Przemisl	83	51
» » » Tarnopol	77	48
» » » Tarnow	63	39
Hauslehranstalt des Regularklerus in Lemberg	15	5
Summe für Gallizien	570	378

	im ersten Jahrgange.	im zweiten Jahrgange.
Filosofisches Studium der Hochschule zu Pavia	59	80
Lyzeum zu Bergamo	49	42
» » Brescia	50	46
» » Como	51	48
» » Cremona	50	44
» San Alessandro zu Mailand	202	164
» Porta nuova zu Mailand	103	69
» zu Mantua	35	30
Gemeinde-Lyzeum zu Lodi	33	27
Hausstudium zu Desenzano	15	11
» der Barnabiten zu Monza	11	9
Filos. Hausstudium im bischöfl. Seminarium zu Monza	78	76
» » » » » » Bergamo	50	36
» » » » » » Brescia	69	61
» » » » » » Como	27	14
» » » » » » Cremona	19	31
» » » » » » Crema	10	10
» » » » » » Lodi	20	20
» » » » » » Mantua	16	17
» » » » » » Pavia	11	11
Summe für die Lombardie	958	846
Filosofisches Studium der Hochschule zu Padua	106	84
Lyzeum zu Udine	44	43
» » Venedig	86	53
» » Verona	78	84
» » Vicenza	40	27
Filos. Hausstudium im bischöfl. Seminarium zu Rovigo	19	11
» » » » » » Belluno	22	17
» » » » » » Feltre	14	4
» » » » » » Teneda	17	22
» » » » » » Chioggia	33	23
» » » » » » Portogruaro	33	30
» » » » » » Padua	49	42
» » » » » » Treviso	36	24
» » » » » » Udine	52	65
» » » » » » Venedig	11	11
» » » » » » Verona	55	47
» » » » » » Vicenza	42	39
Hausstudium der Minoriten zu Vicenza	4	1
» della Vigna zu Venedig	2	—
» der Kapuziner zu Padua	2	11
» » Congregazione delle Scuole di Carità zu Venedig	2	—
» » Kapuziner zu Bergamo	2	—
Summa für Venedig	748	638

Summarium für die sämmtlichen filosofischen Studien in allen zwölf Ländern:

Im ersten Jahrgange	4348
Im zweiten Jahrgange	3306
Summe	7654

Im Vergleiche mit dem nächst vorausgegangenen Jahre, in welchem die Zahl der Hörer der Filosofie in beiden Jahrgängen betrug, zeigt sich eine Verminderung von

	7678
	24

Der Kunstverein zu Salzburg.

2. Artikel *).

Bald ist es ein halbes Jahrhundert, daß Salzburg aufgehört hat, ein selbstständiges Fürstenthum zu sein und zwar ein Fürstenthum, das seiner Größe und seiner Einkünfte nach manchem deutschen Königthum wenig nachstand. Da konnte in mancher Hinsicht etwas geschehen und es geschah auch sowohl in Hinsicht auf Dinge der Nothwendigkeit, als auch auf Dinge der Lebensverschönerung, der geistige Genüsse, der Wissenschaft und der Künste. Davon geben noch Zeugniß viele wahrhaft fürstliche Bauten im ganzen Lande, Bildwerke aller Art in deren Innern, Gärten, Monumente, Schriften und Partituren. Die Musen fanden da am Hofe der gebildeten Fürsten freundliche Aufnahme; die Architektur, die Malerei, die Musik, die Bildhauerei wurden mit Vorliebe gepflegt und manche Jünger derselben zur Ausbildung nach Rom gesandt. Auf diese Weise kam Salzburg daher auch zu seinen Solari, zu seinen Eberlin, Biber, Adelgasser, Leopold Mozart, Michael Haydn, Simoni, Olter, Hagenauer, Mandl, Röthmayer, Troger, Bergler, Nesselthaler, Günther, Matzenkopf, Altomonte, Ebner, Eismann, Enzinger, Gaml, Mascagni ꝛc. Doch der Beginn des jetzigen Jahrhunderts änderte dies Alles, Salzburg wurde eine Beute der großen Revolution und seiner Selbstständigkeit verlustig, die Musen und ihre Jünger wurden dadurch verscheucht, und selbst viele ihrer Schöpfungen verschleppt. Es trat ein Zustand des Schwankens, der Ungewißheit, eine Zeit voller Besorgniß und öfteren Regierungswechsels ein. Lange konnte daher nicht mehr an alles dies, was nur zur Zeit der Ruhe, unter heiterm Himmel gedeiht, lange nicht mehr an die Zurückberufung der Künste gedacht werden. Der Revolutionsorkan hatte viele Staaten, darunter auch Salzburg, so zerstört, daß es lange währte, bis die Staatsgebäude wieder bewohnbar wurden, bis alle Beschädigungen gut gemacht, und das Zertrümmerte oder mit Gewalt Hinweggeführte wieder ersetzt ward. Von Ausschmückung und Verschönerung konnte daher, so lange dies nicht alles geschehen, noch keine Rede sein. Kaum waren Geldkräfte zur Gutmachung der erlittenen Schäden und zum Ersatz des Verlornen und Zerstörten genug vorhanden. Erst anhaltende Ruhe und Erholung erlaubten wieder an erstere zu denken. Doch war mit dem Frieden der Hof mit seinen Umgebungen und seinem Gefolge nicht wiedergekehrt, und von den hohen Behörden war eine nach der andern verschwunden. Nichts blieb mehr übrig als, wenn man Einiges ausnimmt, die gewerbtreibende Masse und untergeordnete Lokalbehörden. Wie sollte von diesen erwartet werden, daß sie den alten Glanz ersetzen und erneuern sollten, daß sie Lust und Kräfte genug besitzen, daß jene, welche ihr Brot im Schweiße ihres Angesichtes verdienen müssen, Sinn für Höheres, Sinn für Künste hätten, da die Lebensmittel immer höher stiegen, die Konkurrenz sich immer vermehrte, und die Nahrungssorgen eher zu- als abnehmen. Und dennoch ist es geschehen, was früher durch einige vom Glück Bevorzugte bewirkt wurde, das bewerkstelligte jetzt die Einigkeit der Masse, das vermochten Vereine, die sich auf gegebene Impulse in einer überraschenden Schnelligkeit bildeten und zwar in sehr kurzen Zwischenräumen; denn kaum bestand der Verein für Musik ein paar Jahre, so war auch schon wieder ein Kunstverein zu Stande gebracht, dem Auswärtige verhältnißmäßig bisher nur noch Wenige beigetreten sind. Es war nämlich im Mai v. J., als der Impuls dazu gegeben wurde und binnen wenigen Tagen hatten bereits sechsthalbhundert Personen subskribirt. Von diesen sind zwar einige wieder zurückgetreten allein dafür traten in der Folge 159 neue Individuen bei, zusammen 673 mit 727 Aktien à 5 fl. K. M., von welchen 417 auf die Stadt Salzburg allein und nur 137 auf das gleichnamige Land, 57 auf Oberösterreich, 63 auf Wien und Baden, 8 auf Steiermark, 7 auf Kärnthen, 3 auf Tirol, 1 auf Böhmen, 1 auf Krain, 1 auf Schlesien, 1 auf Ungarn, 26 auf Baiern, 5 auf Parma kommen. Da unter diesen Umständen der Bestand des Vereines für gesichert gelten konnte, so wurden die Statuten alsogleich Sr. Majestät dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt, welche auch erfolgte. Ehe dieses letztere noch geschehen, hatte indessen am Ende Juli das k. k. Kreisamt dem neuen Verein provisorisch bereits unentgeldlich ein geeignetes Lokale Behufs seiner Ausstellungen eingeräumt, nämlich den ehemaligen Landschaftssaal mit 2 daranstoßenden Zimmern. Dieses Lokale wurde auch alsobald seiner neuen Bestimmung gemäß eingerichtet, denn die Ausstellungen sollten nicht etwa periodisch sein, sondern sogleich beginnen und permanent bleiben, vom 1. Mai bis 1. November täglich, von da an an Sonn- und Feiertagen und Donnerstagen. Sonach wurden auswärtige Künstler zur Beschickung eingeladen, und diesen die kostenfreie Hin- und Hersendung zugesichert.

Auf dieses gingen sodann 102 Ölgemälde — Portraits ungerechnet — 20 Standbilder, 8 Steindrücke, mehre Aquarelle und Pastelle, Kupferstiche und eine galvano-plastische Arbeit des Hrn. Prof. Schuh in Berlin ein. Von diesen allen gehörten 67 dem Fache der Landschafts- und Thiermalerei, 26 dem Fache der Genre- und 6 dem Fache der Blumenmalerei, 1 dem Fache der Architekturmalerei an. Davon gingen 20 käuflich um 2889 fl. 48 kr. rhein. an den Verein, 11 um 1377 fl. an einheimische und fremde Privaten über, von den 20 Standbildern brachte 6 der Verein, und die übrigen, alle zusammen um 240 fl., Private an sich.

Salzburg ist mit diesem Vereine um ein schönes Institut reicher geworden, und hat damit wieder einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan, und mit seinen geringen Mitteln viele seiner Mitschwestern überflügelt.

Doch wäre zu wünschen, daß das neue Institut allgemeiner und vielseitiger würde, als es bis jetzt ist, denn bei der jetzigen Einrichtung desselben ist es nur den Vermöglichen zugänglich, der ganzen armen Klasse, besonders der armen Jugend verschlossen, und daher bei weitem nicht allgemein wirksam. Soll der Geschmack veredelt und allgemein werden, so sollte er vor Allen auf jene seinen Einfluß ausüben können, deren Beruf das Formen roher Materien ist; deren Aufgabe es ist, uns unsere häuslichen und andere Bedürfnisse zu liefern, und in deren Händen das Metall, Holz, Bein und Papier ꝛc. für das Leben bearbeitet und zubereitet wird. Wenn daher auch die Vereinsmitglieder sich sämmtlich den besten

*) Von anderer Hand.

Geschmack aneignen, wozu würde dies dienen, als daß sie das in der Heimat Geschaffene verschmähten, und zu fremden Fabrikaten, zu fremden Kunstgegenständen griffen? Weit mehr würde der gute Geschmack verbreitet, wenn er unter Gewerbkünstler recht eingebürgert würde. Und dann, wenn man irgend eine Verbesserung einführen will, wenn man eine Umwandlung in Betreff des Geschmacks u. dgl. bezweckt, wo kann man wohl am meisten auszurichten hoffen? Gewiß bei der empfänglichen Jugend; und gerade diese ist fast gänzlich ausgeschlossen, da der Lehrjunge, der junge Geselle am wenigsten, weder das Entrée (10 kr.), noch eine Aktie zahlen kann. In dieser Hinsicht haben auch Frankreich, England und einige deutsche Staaten, besonders Preußen und Baiern wohlweislich gesorgt, daß vor Allen die Jugend in den schönen Künsten gebildet wird. — Zweitens wäre, wie oben bereits angedeutet worden, zu wünschen, daß der gute Geschmack nicht blos allgemeiner, sondern auch vielseitiger würde. Ist er dies nicht, sagt Lessing, so ist er auch kein echter. Vielseitig wird aber der Geschmack, d. h. das Gefallen an Vollkommenheiten, und die Fertigkeit, sie zu erkennen, doch wohl nicht gebildet, wo nur landschaftliche, Historien- und Porträtmalerei, und höchstens nur noch Bildhauerei als Verbesserungsmittel angewendet werden; denn wie kann sich da der Geschmack an Ornamenten, Arabesken, Dessins, Möbeln, Metallwaaren und architektonischen Gegenständen bilden? Oder hat sich der Geschmack nicht auch auf alle diese Gegenstände zu erstrecken? Es wäre daher gewiß von keiner geringen Wirkung, wenn der Verein wenigstens von Zeit zu Zeit brauchbare Modellenbilder, Sammlungen von guten Ornamenten, Zeichnungen von Möbeln, Architekturstücken, Gartenanlagen, Geräthschaften u. dgl. als Prämien austheilte, auch wohl solche Ausstellungen veranstaltete, und da wenigstens fähigere junge Leute unentgeldlich zuließe. Übrigens können diese letzteren Dinge von den Schöpfungen höherer Art leicht getrennt werden, damit die Urheber jener nicht etwa disgustirt werden, wenn man von unten nach oben ginge, und sogleich bei dem Höchsten, Erhabensten, Abstraktesten und Idealsten anfinge. Wenn man das System des sukzessiven Aufsteigens adoptirt, würde man gewiß mehr Mitglieder gewinnen, und man würde gewiß nie die Äußerung vernehmen müssen: „Ich verstehe nichts davon." Wenn Jemand in die Musik eingeweiht werden soll, so wird man ihm gewiß nicht sogleich das Komplizirteste und Künstlichste zu hören geben, sondern Einfaches, das deswegen nicht gemein, unedel und unkünstlich zu sein braucht. Sogleich das Höchste zu begreifen, um davon begeistert zu werden, ist nur Wenigen gegeben. Die Masse befindet sich gewöhnlich auf niedriger Stufe, und gelangt nur stufenweise zum Höhern.

Auch bildet sich der Geschmack nicht schon durch flüchtiges Beschauen aus, sondern durch wiederholtes. Ist daher der Zutritt für die arme Jugend nur durch die kleinste Auslage verbunden, so bleiben die Ausstellungen für dieselbe ganz ohne Wirkung, und wenn auch einer oder der andere ein oder ein paar Mal das Entrée zu erlegen vermag, welchen Gewinn wird er davon haben?

Zur Chronik des k. Pilsner Gymnasiums.

(Schluß.)

Gründung und Geschichte der nun in 4684 Bänden bestehenden Gymnasialbibliothek.

Schon im Schuljahre 1788—1789 machte Prof. Sinke den Vorschlag zu einer Gymnasialbibliothek für die studierende Jugend, und legte auch selbst den Grund dazu, indem er großmüthig eine große Anzahl von Büchern aus seinem eigenen Vorrathe dazu schenkte. Seine Kollegen und andere Jugendfreunde beeiferten sich in die Wette, selbe durch Beiträge an Geld und Büchern zu bereichern, und auch die studierende Jugend machte jährlich eine kleine Geldsammlung. Und so bildete sich in einigen Jahren eine Bibliothek von mehren hundert sehr brauchbaren Büchern, die in zwei Schränken aufgestellt, den Studierenden an Ferialtagen zu bestimmten Stunden offen stand.

Nachdem Prof. Sinke, Niemeczek und Schmidt vom Gymnasium abgezogen waren, erkaltete leider dieser Eifer für eine so nutzvolle Anstalt. Ja, da endlich der Präfekt Schauer durch Krankheit und Alter die nothwendige Aufsicht darüber nicht mehr beobachten konnte, wurden die Schränke erbrochen, die schönsten Werke, besonders der deutschen Literatur zum Theile ganz, zum Theil bandweise entwendet, und es blieb nur ein magerer Überrest, den Präfekt Ardelt 1808 übernahm und sorgfältig aufbewahrte. Schon in diesem Jahre äußerten alle Professoren den lebhaften Wunsch, diese Bibliothek wieder herzustellen; allein der unglückliche Feldzug im Jahre 1809, nach welchem das Schulgebäude zu einem Militärspital verwendet, und die Schulen in der Stadt zerstreut wurden, verhinderte die Verwirklichung desselben. Nachdem aber im Jahre 1810 das Gebäude dem Gymnasium wieder übergeben worden, schritt man sogleich zur Ausführung des Vorschlags. Die Professoren schenkten selbst Bücher der Anstalt, und sammelten deren auch bei den benachbarten Geistlichen des Tepler Stiftes. Die Klassenlehrer trugen in ihren Klassen auf freiwillige Beiträge an, und die Beträge überstiegen die Erwartung; denn es kamen über 254 fl. zusammen. Von dieser Summe wurden nun sogleich Bücher angekauft, die freilich bei dem geringen Werthe der Banknoten hoch zu stehen kamen; doch half der damalige Nachdruck bestens nach. Die Schränke wurden wieder zugeschickt, die Bücher geordnet, und am 23. April eröffnete Präfekt Steinhauser zum ersten Mal die im Prüfungssaal aufgestellte Bibliothek, und auch die Hörer der Filosofie nahmen Theil daran.

So konnte diese kleine Bibliothek, in 3 großen Schränken aufgestellt, Sr. Majestät Kaiser Franz bei seiner ersten Anwesenheit, den 7. Juli 1812, mit einigem Triumfe gezeigt werden, der mit huldvollem Lächeln bemerkte, daß wir Wohlthäter haben müßten. Auch vermehrte sich die Bücheranzahl durch Gaben von Jugendfreunden und den Professoren, durch den unermüdeten Sammeleifer des genannten Präfekten, dann durch den Abt Karl Reitenberger, der als Zögling des hiesigen Gymnasiums seine eigene Büchersammlung der Gymnasialbibliothek einverleibte, dergestalt, daß von 200 Bänden des Jahres 1808, im Jahre 1812 bereits 690 Bände

vorhanden, im folgenden Jahre die Zahl schon auf 1124 angewachsen, und endlich durch die huldvollste Entschließung Sr. Majestät vom Jahre 1816—1817 durch Anweisung eines aus dem Studienfonde zu bestreitenden sechsjährigen Beitrags von 200 fl. WW., dann nach deren Verlauf von jährlichen 50 fl. WW., und durch ein zum Grunde gelegtes zweckmäßig verfaßtes Bücherverzeichniß, dann durch ein genau verfaßtes jährlich vorzulegendes Inventarium, unsere Gymnasialbibliothek in ihrem Bestande gesichert ist. Vier Kästen in dem Prüfungssaale waren nicht geräumig genug, die immer sich mehrenden Schätze zu fassen; es wurde daher ein eigenes Zimmer eingerichtet, für die verkauften Kästen Gestelle bereitet, und 1820 darinnen gegen 2300 Bücher aufgestellt. Im Jahre 1823 waren die 1200 fl. WW., welche vom Studienfond allerh. angewiesen worden, auf 282 Bände der besten Art verwendet worden, und die Bücheranzahl war 2600. Die 50 fl. WW. wurden vom Jahre 1824 auf 50 fl. KM. allergnädigst erhöht. Ref., vieljähriger Zeuge und Theilnehmer des Eifers seines Freundes, Vorgesetzten und Vorgängers, eins mit ihm in den besten Gesinnungen, setzt nun treulich fort, was jener begonnen. Ein mäßiges Buch enthält die Geber einzelner Geschenke mit dem einfachen Titel des Buches, ein anderes führt die Berechnung freiwilliger Geldgaben der Studierenden gewissenhaft weiter, die Gymnasial-Annalen geben summarischen Aufschluß, und bilden die Kontrolle, das Repertorium weist die h. Belobungen der beitragenden Professoren nach, und in diesem Sinne erfreut sich heute unsere Gymnasialbibliothek eines gewählten Bücherschatzes von 4684 Stücken.

Zu Ende des Schulkurses 1811 erhielt Nikolaus Plahl, Professor der beiden Grammatikalklassen, der am Gymnasium durch 14 Jahre mit rastloser Thätigkeit und glücklichem Erfolge an der sittlichen wissenschaftlichen Bildung der Jugend gearbeitet, den Ruf als Professor der Geografie und Geschichte auf dem Prager Kleinseitner-Gymnasium mit einem Gehalte von 700 fl. KM. Der Magistrat der Stadt Pilsen ertheilte ihm als Anerkennung seiner Verdienste das Bürgerrecht, sammt unentgeldlichen Fuhren, seine Möbeln nach Prag zu schaffen. An dessen Stelle trat Heinrich Köhler, welcher am hiesigen Gymnasium die Mathematik und Naturgeschichte vorgetragen hatte, deren Lehrkanzel dem Tepler Stiftspriester Prokop Minikati übergeben wurde.

Im Jahre 1812. Während des längeren Aufenthalts Sr. Majestät des Kaisers Franz I. in Böhmen, nach seiner Rückkehr von Dresden, wo der französische Kaiser mit seiner Gemalin, der König von Preußen, und andere erlauchte Personen sich versammelt hatten, genoß auch die Stadt Pilsen, und zwar zum ersten Male, das Glück, ihren geliebten Regenten in ihren Ringmauern zu sehen. Das geschah am 7. Juli. Nach dem herzlichsten jubelnden Empfang besuchte der Monarch auch unser Schulhaus, besah mit Aufmerksamkeit alle Schullokalitäten und äußerte wiederholt sein gnädiges Wohlgefallen.

Den 28. September 1812 starb P. Chrysostomus Pfrogner, der Gründer der hiesigen filosofischen Lehranstalt und zugleich des durch seine Stiftsglieder übernommenen Gymnasiums. Bekannt sind seine Verdienste, die er sich als Professor und Direktor der theologischen Fakultät in Prag, und als Vorsteher des Prämonstratenserstiftes Tepl erworben.

In dieses Jahr fällt zugleich die Besetzung des wiedereröffneten Gymnasiums des nahen Klattau durch das Benediktinerstift Emaus in Prag, welches die Vermuthung veranlaßte, daß die Anzahl der Gymnasialisten in Pilsen sich vermindern dürfte, was jedoch nicht eingetroffen, wiewohl auch jenes Gymnasium sich einer nicht geringen Schüleranzahl erfreut.

Im Jahre 1813 rückte der Grammatikallehrer Heinrich Köhler in die Stelle des verstorbenen Professors der Fysik an der filosofischen Lehranstalt. Sein Amt übernahm der vom Abte vorgeschlagene P. Kasimir Gartner, gebürtig von Tachau, jetzt zum Prior des Stiftes befördert, nachdem derselbe bis zum Jahre 1836 mit Fleiß und Treue die Pflichten eines öffentlichen Lehrers erfüllt hatte.

Es war indeß eine Reihe bewegter Jahre vergangen, in der nur selten die Ruhe eines erwünschten Waffenstillstandes eintrat. Unsere Stadt, wenn gleich durch unmittelbare Gegenwart des Feindes nicht beunruhigt, litt doch durch Einquartirung, Durchmärsche, Krankheiten und andere Leiden, welche ein kriegerischer Zustand in seinem Gefolge hat. Das Stift und der Staat halfen nach Möglichkeit durch Zuschüsse, Gratisgagen der Noth und der Theurung nach, bis mit der höchsten Anstrengung der erwünschte Friede errungen ward, welcher vor Allem den Studien ein so großes Bedürfniß ist. Das Gymnasium stimmte jederzeit mit Jubel und Gebet in die öffentliche Freude ein, an der es unsere Stadt bei jeder Gelegenheit eines Sieges, einer eingetretenen Waffenruhe nicht fehlen ließ, so wie sie gern und willig die öffentliche Last kriegerischer Bedrängniß durch alle Stände und Vereine mittrug. Die Annalen des Gymnasiums, auch den Gang allgemeiner, öffentlicher Begebenheiten in der ihm angewiesenen Grenze und lojalen Sinne rechtlicher Art mit Bescheidenheit verfolgend, können mehre Beweise vaterländischer Theilnahme und wohlthätigen Mitwirkens aufgezeichnet aufweisen, wie es dem Lehrkörper jederzeit heilige Pflicht gewesen, selbstpraktisch die ihm anvertraute Jugend zu einem guten staatsbürgerlichen Ziele zu führen.

Indessen war Prof. Ambros Streith, welcher Geschichte lehrte, von seinem Amte krankheitshalber abgetreten, und der Lehrkörper bestand nun ganz aus Individuen des Stiftes Tepl, indem P. Gartner des Genannten Stelle übernahm, und P. Köhler aus der filosofischen Anstalt in seine vorige als Grammatikallehrer zurücktrat. Zugleich wurde den lehrenden Religiosen gleicher Gehalt mit den weltgeistlichen Lehrern bewilliget. Hohe Studienhofkommissions-Verordnung vom 16. Dezember 1813.

Im Jahre 1816. Das durch die Ernennung des k. k. Gymnasialstudiendirektors Franz Wilhelm zum Direktor der filosofischen Fakultät an der Universität zu Prag erledigte Direktorat sämmtlicher Gymnasien Böhmens, wurde von Sr. Majestät dem General-Großmeister des Kreuzherrnordens, Josef Köhler, übertragen.

Im Jahre 1817 wurde, nachdem die Gymnasialschüler aus Eigenem mehre fysikalische Apparate beigeschafft, der Grund zu einer Mineraliensammlung gelegt, welche sich seitdem bedeutend vermehrt hat, und die nur noch ein schicklicheres Lokale und passendere Kästen vermißt, um zur Belehrung gehörig geordnet und aufgestellt zu werden.

Es möchte zu geringfügig scheinen, die vielen kleineren und größeren Schenkungen zu erwähnen, welche das Gymnasium und seine Kirche von Gönnern und Wohlthätern bisher erhalten, so wie die wohlthätigen Leistungen zu erwähnen, welche durch Sammlungen und Beiträge von unserem Institute ausgegangen, und die zum Theile hochörtlich belobt in den Annalen aufgezeichnet sind. Eines stillen Wohlthäters zu gedenken, dürfte dem Referenten doch zu verzeihen sein, der sich in sein Institut mit idyllischer Genügsamkeit durch so viele Jahre eingelebt. Es ist Karl Fischer, welcher als Stadtpilsner Einnehmer im ehemaligen Sachsenthore am 20. Juli 1818 gestorben. Er hatte in seiner Jugend als Magister der Jesuiten in Eger zwei Jahre die Grammatikalklassen gelehrt, und nach Aufhebung des Ordens sich dem Bankaldienste gewidmet. Vierzig Jahre verlebte er, von der Stadt fast nicht gekannt, in seinem Thorstübchen, das jetzt verschwunden, abgesondert von der ganzen Welt, ohne Umgang, blos in seinem Berufe, fast ohne Bedürfnisse, mit Lektüre, Zeichnen und Schreiben beschäftiget. Sein Vermögen, etwa in 1000 fl. bestehend, so viel konnte der genügsame Mann von dem geringen Gehalte ersparen, verordnete er in seinem Testamente der Armuth; seine Bücher, 181 Bände, Landkarten und Kupferstiche dem hiesigen Gymnasio, welches den Einsiedler nicht einmal dem Namen nach kannte, mit den Worten: „weil ich überzeugt bin, daß diese dort am nützlichsten zu verwenden sind." Man fand ihn eines Tages todt in seiner engen, düsteren Wohnung verschlossen; sogar für den Sarg hatte der gute Mann gesorgt, das Geld war, um nicht geraubt zu werden, an hundert Orten des Stübchens verborgen. Die Professoren und Schüler des Gymnasiums begleiteten, seinem Wunsche gemäß, die Leiche des wohlthätigen Unbekannten, und feierten die Exequien in der Gymnasialkirche.

Am 31. August 1818 starb Ignaz Sinke, Professor Juris Canonici an der Prager Universität, und erzbischöflicher Konsistorialrath, ein, wie erwähnt, dem Pilsner Gymnasio unvergeßlicher Mann; denn er hatte hier die Rhetorik vom Jahre 1788 bis 1793 und die Poesie vom Jahre 1794 bis 1797 mit großer Auszeichnung gelehrt, und die hiesige Gymnasialbibliothek gegründet.

Im Jahre 1819 wurde an den Landgymnasien die vierte Grammatikalklasse den bisherigen fünf Klassen beigefügt und das folgende Schuljahr der von Sr. Majestät den 20. August 1818 angeordnete Plan verwirklichet, gemäß welchem der Unterricht wieder durch Klassenlehrer ertheilt wird, die mit ihren Schülern aufsteigen, so daß der Grammatikallehrer seine Schüler durch vier Jahre fortführt, und indem er sie dem Humanitätslehrer zur zweijährigen Leitung übergibt, in die erste Grammatikalklasse zurückkehrt.

Durch diese Einrichtung ergab sich eine siebente Lehrerstelle, welche durch den Tepler Stiftspriester und ehemaligen Stiftssekretär Lohel Hora, geb. von Plaß, besetzt wurde, der die erste Grammatikalklasse zu lehren übernahm.

1820. Am 15. Juni beglückten Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin, sammt kais. Hoheit der Prinzessin Klementine unsere Stadt und das Schulhaus mit Höchst Ihrem huldvollen Besuch, und verweilten bis zum 17. Morgens. Wir vernahmen aus dem Munde des Monarchen die gnädigsten Äußerungen über die Lehranstalt und die Verdienste des Stiftes, und bedeutende Worte über Erziehung und den herrschenden Zeitgeist.

Im Jahre 1821. Der Professor der Humanitätsklassen Simon Klinger wurde nach 10jähriger Dienstleistung zum Pfarrer nach Dobran befördert; an seine Stelle trat Gustav Beer, Chorherr des Prämonstratenserstiftes Tepl, gebürtig von Kuttenplan.

Die Schüleranzahl des Gymnasiums hatte die größte Höhe erstiegen. Wir zählten 350 Gymnasiasten. Die erste Grammatikalklasse, 101 Schüler stark, konnte selbe nur sehr gedrängt fassen.

Im Jahre 1822. Unsere Stadt wurde durch achttägige Anwesenheit Sr. Majestät Kaisers Alexander von Rußland und seiner kais. Schwester, der Erbgroßherzogin von Weimar, sammt Gemals königl. Hoheit, mit zwei Prinzessinnen, äußerst lebhaft. Die Weimarischen hohen Herrschaften erzeigten sich bei diesem Besuche besonders huldreich theilnehmend für unser Gymnasium.

Im Jahre 1823. Nach der angesuchten Enthebung des bisherigen Gymnasialstudien-Direktors Jos. Köhler, Generalgroßmeisters, hat die hohe Landesstelle am 31. Jänner die Leitung der Gymnasialstudien dem damaligen Domherrn, jetzt Domprobsten des Prager Metropolitankapitels, P. T. Herrn Franz Pöllner übertragen.

Jahr 1824. Am 18. Juni hatte die Stadt, das Gymnasium und die übrigen Lehranstalten das Glück, Se. Majestät Kaiser Ferdinand, damaligen Kronprinzen, zu verehren. Nach einem Ausfluge nach Marienbad und Franzensbrunn, kehrten Höchst Dieselben zu uns zurück, und vereinigten sich auf der Rückreise über Budweis und Gratzen mit dem Erlauchten Elternpaare, Sr. Majestät dem Kaiser und der Kaiserin, das seit sieben Wochen die Hauptstadt Böhmens mit ihrer segensvollen Gegenwart beglückt hatte.

Es schien überhaupt diese Zeit unserer Lehranstalt eine höchst segenreiche zu sein. Hohe und höchste Gegenwarten, mündlich und schriftlich belobende Anerkennungen folgten in erfreulicher Reihe, dem Referenten in so vielfachem Bezug erquickend erinnerlich. Damals schenkte Oberst Rueber von Ruebersburg seine aus fast 2000 Stücken bestehende Mineraliensammlung dem Gymnasium. Prof. Minikati legte die seinige dazu, die aus mehr als 1000 Stücken bestand. Die Gymnasialkirche wurde mit vielen nothwendigen Paramenten und Zierden ausgestattet, das Stift Tepl sorgte für eine Orgel mit Positiv, Erforderliches jeder Art wurde aus zahlreichen Beiträgen herbeigeschafft; ja man fühlte sich gleichmäßig, wie in voller Blüte auch zu einer größeren literarischen Thätigkeit ermuthigt.

1827. 1828. Mit h. Stud. H. Kom. Dekr. v. 14. April, wurde der in Vorschlag gebrachte Magistratsrath Hr. Joh. Bubak als erster Vizedirektor des Gymnasiums ernannt, und erschien sofort bei den monatlichen Prüfungen, woran er als sehr wissenschaftlich gebildeter Mann großen Antheil nahm.

An die Stelle des nach Prag an das hochlöbl. Gubernium versetzten Kreishauptmannes Karl Breinl trat nun Hr. Gub. R. Johann Buml, welcher jetzt jubilirt, Ritter des k. k. Leo-

poldordens, mehre Jahre wahrhaft väterliche Gesinnungen für unser Institut gehegt hat.

1831. Das Gymnasial-Lehrerpersonale, weil es als dem Stifte übergeben, der Gehaltserhöhung durch Zulegung eines Drittels nicht theilhaft werden konnte, erhielt die versprochene Remuneration mittelst h. Stud. H. Kom. Dekr. v. 1. Jänner, die jedoch dem Lehrkörper neuerlichst versagt worden.

In diesem Jahre ersuchten der Religionslehrer Marian Heinl und der Grammatikalprofessor Heinrich Köhler, die h. Landesstelle um ihre Entlassung von ihren Lehrämtern, um die ihren Wünschen zusagenden vom Stifte Tepl angebotenen Pfründen anzunehmen. An die Stelle der Abgetretenen traten die Stift Tepler Priester, Alfred Zucht, geboren zu Tachau in Böhmen, und Vinzenz Graumann, gebürtig aus Rostock bei Prag, Ersterer als Religionslehrer, der Andere als Grammatikalprofessor.

1832. Den 1. März feierte die Stadt und die Lehranstalten mit hohem Gefühle den 40. Jahrestag des glorreichen Regierungsantrittes Sr. Majestät des Kaisers Franz I. — Den 25. Juni desselben Jahres ward auch unsere Stadt von der asiatischen Brechruhr heimgesucht. An die 300, meist niederen Standes, raffte die Seuche schnell hinweg; aber das Übel weckte die menschenfreundlichste Theilnahme, fromme Ergebung und gegenseitige Unterstützung. An unserer Lehranstalt ging der Würgengel schonend vorüber; nur Einige erkrankten, Keiner starb. Der Unterricht wurde keinen Augenblick unterbrochen.

Am 4. November starb unser allgemein verehrter Präfekt Benedikt Steinhauser, welcher durch 23 Jahre dem Pilsner Gymnasium mit Ehre vorgestanden, im 53. Lebensjahre. Sein Verlust scheint dem hiesigen Institute kaum zu ersetzen. Er war ein Biedermann im ganzen Sinne des Wortes, ein billig strenger Vorsteher, ein liebender Bruder, rechtschaffen durchaus. Die Gymnasialbibliothek verdankt ihm die Wiedergründung; er hat von wenigen Bänden, welche eine zerstörende Zeit uns übrig ließ, gesammelt wie eine Biene, mit unermüdlichem Fleiße. Er verdiente ein überschwengliches Lob, aber wer seine Gesinnung kannte, lobt ihn deshalb nicht, weil er keines verlangte, sondern das Gute that, weil es gut war. Ruhe und Friede seiner Asche! Sein tiefes Gemüth hat unter den Menschen nicht nur Freude gefühlt, sondern auch — gelitten, gelitten ohne Klage. Viele Thränen, wahre Thränen sind um den Guten geflossen. Zweimal vom Schlage berührt, mit Gottes Hilfe sich aufraffend, versah er alle Pflichten seines Amtes pünktlich und gewissenhaft; denn die Redlichkeit war ihm angeboren, bis ihm an dem heitersten Tage seines an freudige Entsagung gewöhnten Lebens, der Engel die Augen leise zudrückte. Vier Studierende sangen, als der Sarg eingesenkt wurde, Folgendes:

Ruhe sanft im stillen Grabe,
Guter, lieber, theurer Mann!
Ein Gesang ist unsre Gabe,
Wie das Herz nur singen kann,
Das so innig dich geliebt,
Wie dein Scheiden es betrübt.

Hin in jene lichte Fernen
Sehen wir dem Führer nach;
Wandelst heiter unter Sternen,
Ach, dort scheint ein schön'rer Tag!
Glücklich, wen aus dieser Gruft
Schnell ein Wink hinüberruft.

Und wir steh'n vor deiner Hülle,
Uns're Augen sind verweint,
Betend aus des Herzens Fülle,
Wir, so brüderlich vereint!
Du genießest reichlich schon
Edlen Sinnes Himmelslohn.

Zum zweiten Semester, übergab der dem Vorigen nachfolgende Präfekt, Stanislaus Zauper, seine Schüler dem bisherigen Religionslehrer, Alfred Zucht, an dessen Stelle der Stiftspriester Arnold Šindelak trat, beide des Obigen ausgezeichnete Schüler.

1833. Ein zweites Mal, d. 1. August, hatte unsere Stadt das Glück, unseren Monarchen, den allgeliebten Landesvater Franz, wie vor 13 Jahren, sammt Ihrer Majestät der Kaiserin, in ihren Mauern und zwar auf vier Tage zu empfangen. Noch nie hatte der Monarch so unzweideutige Beweise der treuen Liebe seiner Völker erhalten, aber auch leuchtete dieses Mal ganz besonders aus dem erlauchten Herrscherpaar väterliche Huld und herablassende Milde auf die zahllose Menge herbeiströmenden Volkes herab. Verbotene Feierlichkeiten ließen sich nicht abwehren, und der Monarch nahm, was sich nicht wehren ließ, mit Nachsicht und gnädigem Wohlwollen auf. Ihre Majestät die Kaiserin geruhten, von ihrer Obersthofmeisterin, Gräfin Lažansky begleitet, das Schulhaus zum zweiten Male zu besuchen. Höchst Sie wohnte einer Prüfung der Mädchen in der Hauptschule bei, ließ in der 1. Humanitätsklasse aus der Religion prüfen, nahm die Gymnasialbibliothek, das fysikalische Kabinet in Höchst Ihren Augenschein, und verließ mit Äußerungen der Gnade und Huld unsere Schulen.

Es sollte dieser Besuch aber des gütigsten Monarchen der letzte bei uns sein; denn nach zwei Jahren erschreckte uns, als wir noch den 67. Geburtstag des Kaisers in aller Herzlichkeit und Glanz gefeiert, die Nachricht des am 2. März verschiedenen, Allen so theueren Regenten. Ein Pfand seiner Liebe hinterließ er uns in dem mit Pietät gegen den Vater erfüllten Sohne, Kaiser Ferdinand, dessen mit seiner Erlauchten Gemalin Augen zu schauen, deren herablassendste Gnade wir zu verehren, den 7. September 1835, das hohe Glück genossen! —

Präfekt St. Zauper.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 10. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 56.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Drobisch, Empirische Psychologie. — Rossi: Bilder aus Italien. I Corni di Canzo.

Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode von M. W. Drobisch, Professor der Mathematik und Philosophie an der Universität zu Leipzig. Leipzig, bei Leopold Voß, 1842. 8.

Schon die Aufschrift des vorliegenden Werkes verräth die reformatorische Tendenz des Verfassers, über welche in der Einleitung ausführlich berichtet wird. Es handelt sich hier nämlich darum, die Psychologie dem Treiben der modernen Filosofie zu entrücken, und sie der naturwissenschaftlichen Forschung zuzuführen. Der als Weltära feierlich proklamirte Entwicklungsprozeß der absoluten Filosofie naht allgemach seinem Ende, und bereits liegt das Resultat in fast vollendeter Ausbildung vor den Augen des durch alle ersinnlichen Reizmittel für den gehörigen Grad von Bewunderung der neuen Schöpfung vorbereiteten Publikums. Wohl selten dürfte sich dem Freunde dialektischen Überschlagens und vermittelnden Durchdringens der Gegensätze ein Beispiel in der gemeinen Wirklichkeit darbieten, wo die nöthigen Momente zu einer so anschaulichen Gestaltung gelangt wären, wie eben hier im Zentrum der absoluten Vernünftigkeit.

Hier wie nirgends das totale Überschlagen des Großartigen in das Erbärmliche, des unverständlichen Tiefsinnes in die platteste Absurdität, hier vereinigen sich zum Schlusse vermittelnd die Momente des Tragischen — die entschiedene Verachtung der übrigen Wissenschaften für Filosofie überhaupt — und des Komischen — der forzirten Bemühung die imposante welthistorische Haltung beizubehalten — zur wahrhaft drastischen Pointe dieser tragi-komischen Geschichte.

Im gegenwärtigen Stadium bildet die absolute Filosofie den transzendenten Theil der Journalistik, indem sie sich beeilt die gewonnenen Resultate dem Staate und der Kirche anzubieten, heute sich politisch freisinnig, morgen theologisch aufklärend geberdet, je nachdem die vox populi diese oder jene Materie eben zum Thema des Tages gemacht. Und allerdings hat sie einige Hoffnung auf diesem Felde noch einige Zeit die Übermacht der buntesten und anmaßendsten Stimmen zu behaupten, denn hier rechnet sie mit Zuversicht theils auf die Nichtbeachtung der Fachmänner, theils auf das Inkommensurable ihrer Ausdrucksweise und die Bodenlosigkeit der übrigen eben nicht-transzendenten Tagespresse — bei Unkundigen dermalen sogar noch auf einen Schatten der Achtung, in welcher die Filosofie einst gestanden, bevor sie mit dem Prädikate absolut in eine so heillose Verbindung gerathen.

Bei all' diesen weitgreifenden Intentionen der absoluten Geister konnte die Psychologie natürlich nur auf geringe Beachtung rechnen, und in der That scheinen die Koryfäen der verschiedenen Schattirungen alle weitere Entwicklung auf günstigere Zeiten vertagt zu haben, um „Tiefsinn und Leidenschaft" der Aufgabe zuzuwenden, für das künftige Wissen den geeigneten Namen herzustellen, und jene Wahrheiten aus ihrem Systeme hervorzusuchen, deren Beweis die erste Aufgabe für jene sein wird. Dies ohne Zweifel im Einklange mit einem allgemein gefühlten Bedürfnisse. Was aber den allerdings mehr als selbstzufriedenen Styl betrifft, in dem die bezüglichen Elaborate abgefaßt sind, so ist er eher für ein Surrogat anderer, durch starken Verbrauch unwirksam gewordener Agenzien, als für gewöhnliche Prahlerei anzusehen. Wir können deshalb auch mit dem Verf. nicht einverstanden sein, wenn er sich von seiner Antipathie gegen diese jung-filosofische Terminologie dazu verleiten läßt, die „kecke Unwissenheit, vorlaute Anmaßung und spekulative Windbeutelei so vieler unserer jüngern Filosofen" als allgemeine Landplagen zu verschreien. Diese Formen — sollte er wissen — sind Momente des filosofischen Entwicklungsprozesses, und finden in diesem ihre Berechtigung, indem Form und Inhalt nicht als Gesondertes, sondern erst in ihrem organischen Durchdrungensein ihre lebendige Bedeutung erhalten.

Was aber die Neuerung betrifft, welche der Verf. beabsichtigt, so beruft er sich hiebei auf den Vorgang der Fysik, welche sich erst seit Baco von der Filosofie losgesagt und selbstständig konstituirt habe.

Und fürwahr dürfte ein Beispiel zu einem solchen Schritte verleiten, so war es gewiß dieses — die Epoche des glänzendsten Gelingens in der Geschichte der Wissenschaft. Doch Beispiele sind ein Fremdes, und im Innern der Probleme muß die Methode kräftig wurzeln, von der die Forschung erfreuliches Gedeihen und lohnende Früchte erwarten darf. Welche beson-

dere Kraft soll nun der naturwissenschaftlichen Methode innewohnen, die sie befähigte, es mit Schwierigkeiten aufzunehmen, denen die filosofische unterliegen mußte — auf einem Gebiet, das bisher dieser allein zugänglich geschienen? Diese Frage zu beantworten, würde es vergeblich sein die fertigen Dogmen einer Schule zu Hilfe zu rufen; weder die übrigen Systeme, noch auch die Naturforscher würden eine solche Entscheidung gelten lassen. Die letztern sind so behutsam bei allgemeinen Behauptungen, daß es am gerathensten sein dürfte, den Gegensatz beider Methoden an einem bestimmten Beispiele nachzuweisen. Wir wählen hiezu die Untersuchungen, welche zwei der größten Geister ihrer Wissenschaften, Herbart und Liebig, über die letzten Bestandtheile der Materie angestellt haben — weil sich von diesen schon an sich äußerst interessanten Punkten eine Vergleichung beider Richtungen am einfachsten ergibt. —

Herbart steht im Anfange seiner Metafysik — der Wissenschaft von dem was ist — auf dem Boden der gemeinen Erfahrung; nur jenen Begriffen, die entweder unmittelbar auf das durch selbe Gegebene sich beziehen, oder mit diesem in einem nothwendigen Zusammenhange stehen, wird metafysische Geltung eingeräumt, — Begriffe, die dieses Haltes entbehren, sind für die Metafysik leere Hirngespinnste.

Der erste jener Begriffe ist der des Sein. Was kommt zu meiner Vorstellung „Porzellanthurm" für eine Bestimmung hinzu, wenn ich erfahre, es gebe wirklich einen solchen? Gewiß kein neues Merkmal, kein Zuwachs zu dem Inhalt des Vorgestellten: es ist lediglich die Art meines Vorstellens, die geändert wurde. Das Vorgestellte soll nun nicht mehr in Nichts verschwinden, wenn mein Vorstellen aufhört: es wird ihm jene Unabhängigkeit zugestanden, welche die sinnlichen Wahrnehmungen thatsächlich von den übrigen Vorstellungen unterscheidet. Die wirklichen, durch die Sinne gegebenen Dinge setzen unserer Willkür, unseren Wünschen eine Sprödigkeit entgegen, ganz verschieden von der Geschmeidigkeit und Flüchtigkeit der Gestalten unserer Vorstellungswelt — sie lassen es oft schmerzlich fühlen, daß die Gesetze ihrer Veränderungen mit den psychologischen durchaus nicht identisch sind. Von einem Vorgestellten sagen: es ist, heißt also: es so vorstellen, wie ein Wahrgenommenes, d. i. mit Verzichtleistung auf jede weitere Abänderung oder Zurücknahme des Vorgestellten.

Was ist nun nach der gemeinen Erfahrung? Wahrnehmungen? Farben? Töne?

Keineswegs — dies sind blos Eigenschaften, von dem, was ist — von den Dingen, und diese sind einzig durch ihre Eigenschaften gegeben. Es ist aber durchaus nicht erlaubt, die Dinge als bloße Summen ihrer Eigenschaften zu betrachten; ein Stück Gold ist nicht ein Aggregat aus seiner Farbe, seinem spezifischen Gewichte und seinen übrigen fysikalischen Eigenschaften, vielmehr besitzt jedes noch so kleine Theilchen alle diese Eigenschaften in demselben Maße wie das Ganze. Überdies würde eine solche Vorstellungsweise mit dem Erfahrungsbegriffe in Widerspruch stehen, welcher die Dinge als eigentliche Einheiten, nicht als fingirte, wie etwa eine Heerde, ein Wald, auffaßt. — Noch auffallender tritt die Verschiedenheit des Dinges von seinen Eigenschaften in der Veränderung hervor. Hier verschwinden Eigenschaften, andere entgegengesetzte treten an deren Stelle, und dessenungeachtet soll das Ding noch dasselbe sein, das Ding, das einzig durch jene Eigenschaft gegeben war. Es ist daher das Ding nicht im nothwendigen Zusammenhange mit seinen Merkmalen — am allerwenigsten identisch mit ihnen; es ist seinem Wesen nach unbekannt, und es stellt sich hiemit die Aufgabe heraus, diesen räthselhaften Zusammenhang zu untersuchen, zwischen dem Ding und seinen Merkmalen — der Substanz und ihren Inhärenzen.

Ehe man die Lösung dieses schwierigen Problems versucht, kann man den Zweifel aufwerfen, ob es denn wirklich als von der Erfahrung aufgegeben, ob nicht vielmehr als eine allgemeine Erschleichung des gemeinen Menschenverstandes angesehen werden müsse?

Unmittelbar gegeben ist nun die Substanz gewiß nicht, — es bleibt also blos übrig zu überlegen, ob dieser Begriff nothwendig zu dem Gegebenen hinzugedacht werden müsse?

Mit den Worten: Woher hat man die Berechtigung, dem Wahrgenommenen ein Substrat zu unterlegen, von dem in der Wahrnehmung selbst keine Spur zu finden ist? In der That hat man dazu gar keine, sobald das wirklich Gegebene ohne diesen Begriff denkbar bleibt. — Man kann aber noch weiter gehen, man kann fragen, wozu überhaupt mehre Seiende? Sind jene vorgeblichen Eigenschaften nicht bloße Zustände unsers Ich, des Einzigen, dessen Realität unmittelbar verbürgt ist durch das Selbstbewußtsein? Auch dieses muß eingeräumt werden; jedoch gleichfalls unter obiger Bedingung, daß das Gegebene nicht widersprechend werde. — Dieses aber ist wirklich der Fall. Denn diese sogenannte idealistische Ansicht macht die gesammte Welt der innern und äußern Erscheinung zu Prädikaten eines einzigen Realen — des Ich — welches unter dem Widerspruche der Einheit mit dieser endlosen Fülle von Merkmalen, die noch zu allem Überflusse die mannigfaltigsten Gegensätze enthalten, erliegt.

Zudem müßte noch die Veränderung in die ursprüngliche Qualität dieses Seienden verlegt werden, wodurch ihm eine Eigenschaft gegeben würde, vermöge welcher es seine Eigenschaften aufgibt, um andere entgegengesetzte anzunehmen; — es würde also ein Wesen, dessen Eigenschaft es wäre, ein Anderes zu sein. — Dies ist beiläufig gesagt: der Grundgedanke eines berühmten Systems. —

An diesen Widersprüchen nun scheitert der Idealismus; — die Unhaltbarkeit desselben machte sich schon fühlbar durch die ungemessenen Anforderungen, die er an die Psychologie stellen mußte; diese hatte nämlich alle Naturerscheinungen aus den Gesetzen unsers Vorstellens abzuleiten. — Jetzt tritt der Realismus hervor als nothwendige Annahme, — nothwendig erst in der Unmöglichkeit des Idealismus. Nur weil ein einziges Reale zum Verständniß des Gegebenen schlechterdings unzureichend ist, wird man zur Annahme einer Vielheit derselben berechtigt und sogar gezwungen. Hiemit ist aber noch nichts ausgesagt von dem, was die Vielen sind, denen das Sein zugeschrieben wird — es ist noch nichts bestimmt über die Natur oder die Qualität der Wesen. — Die Erfahrung gibt Dinge mehren Merkmalen, welche überdies der Veränderung unterworfen sind; es muß also die Qualität dieser Wesen so bestimmt werden, daß sie tauglich werden, die Grundlage — Substanz — zu bilden, für mehre simultane Merkmale, und mit Beibehaltung ihrer Identität

einen Wechsel derselben zuzulassen. Indem nun Herbart die Bedingungen untersucht, unter welchen diesen Forderungen Genüge geleistet wird, ergeben sich ihm für die seienden Wesen folgende Bestimmungen:

1) Die Substanz eines Dinges mit mehren Merkmalen kann durchaus nicht einfach (aus einem einzigen Wesen bestehend) sein.

2) Die Elemente dieser Zusammensetzung müssen in ihren Qualitäten Gegensätze gegeneinander enthalten.

3) Müssen sie für einander durchdringlich sein.

Aus der gegenseitigen Durchdringung der einfachen Wesen entspringen die Inhärenzen, sowie aus der Abänderung dieses Zusammenseins der Wechsel derselben — die Veränderung. —

Die Undurchdringlichkeit der Materie ist keine ursprüngliche Eigenschaft ihrer Elemente, sondern sie entsteht blos unter gewissen allerdings äußerst häufigen Umständen, ist ferner zwischen verschiedenen Elementen dem Grade nach verschieden, und niemals absolut. Sie wurde in der Fysik aus Veranlassung einer unrechtmäßigen Ausdehnung von Beobachtungen als Fundamentaleigenschaft der Materie aufgestellt, und die widersprechenden Thatsachen durch eine starke Anwendung der Porenhypothese beschwichtigt.

Damit sind nun die Prinzipien einer eigenthümlichen Atomenlehre gegeben; — der weitere Verlauf trägt ein anderes Gepräge: er hat aus den im Vorhergehenden gefundenen Begriffen die Konsequenzen zu ziehen, die sich unter gewissen Voraussetzungen ergeben: — aus den Prinzipien das System zu entwickeln. Die hier zu machenden Fortschritte müssen rein aus den Prinzipien fließen, und die Resultate mit größter Schärfe, wo dies möglich ist, quantitativ mittelst des Kalkul bestimmt hergestellt werden; diese sind dann mit den ausgemachten Sätzen der Naturwissenschaften zu vergleichen, um von da Bestättigung, Berichtigung oder auch Widerlegung zu erfahren.

Liebig beginnt mit der Angabe bestimmter Thatsachen; aus dem Überblick von zahllosen Analysen ergibt sich ihm der Satz der chemischen Äquivalente: Zwei Stoffe verbinden sich immer in bestimmten Gewichtsverhältnissen mit einander, und vertreten sich in eben diesen Verhältnissen in zusammengesetzteren Verbindungen. Dieser Satz — der wichtigste der Chemie — war nicht durch Vernunftschlüsse gefolgert — er ist nichts als der allgemeine Ausdruck jener Beobachtungen. An ihn knüpft Liebig die Theorie der Atome, welche wir hier mit seinen eigenen Worten wiedergeben.

„Man wird sich leicht denken können, daß die Frage nach dem Warum, nach der Ursache dieser festen unveränderlichen Gewichte den filosofischen Geist der Chemiker beschäftigen mußte. Es muß eine Ursache geben, welche das Zusammentreten der Elemente in anderen Verhältnissen unmöglich macht, welche einer Verkleinerung oder Vergrößerung derselben ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzt. Diese festen Verhältnisse sind Äußerungen dieser Ursache, allein mit denselben ist das Gebiet der Forschung begrenzt, sie selbst ist nicht sinnlich wahrnehmbar, und kann nur Gegenstand der Spekulation, des geistigen Vorstellungsvermögens sein.

Eine sehr alte Vorstellung über die Materie, die sogenannte atomistische, eignet sich in der That vortrefflich zum sinnlichen Verständniß der chemischen Proportionen; sie setzt nämlich voraus, daß in einem Raum, den ein fester, flüssiger oder luftförmiger Körper einnimmt, nicht alle Theile des Raumes mit Materie ausgefüllt seien, sondern daß ein jeder Körper Poren habe, nicht etwa wie bei einem Stücke Holz, an dem sie sichtbar sind, sondern unendlich viel kleinere. Ein Körper besteht nach dieser Ansicht aus sehr kleinen Theilchen, die sich in einer gewissen Entfernung von einander befinden; zwischen je zwei Theilchen ist also ein nicht durch die Materie des Körpers ausgefüllter Raum vorhanden.

Die atomistische Ansicht setzt ferner voraus, daß die kleinen Theilchen, woraus die Masse eines Körpers besteht, nicht weiter in kleinere theilbar seien, daher denn der Name Atome für die kleinsten Theilchen. — Die Atome müssen unserer Vorstellung nach einen gewissen Raum einnehmen, und eine gewisse Gestalt besitzen. Durch ihre Verbindungen unter einander entstehen zusammengesetzte Atome, die natürlich einen größern oder kleinern Raum einnehmen, wie die einfachen zusammengenommenen; je nach ihrer Zusammensetzung oder der Art und Weise, wie sie sich geordnet haben, muß die Form wechseln. — Die Unveränderlichkeit der festen Gewichtsverhältnisse, in denen sich die Körper verbinden, erklärt die Theorie aus der Existenz untheilbarer Theilchen, welche ungleich schwer sind, und in ihren chemischen Verbindungen sich nicht durchdringen, sondern neben einander lagern. — Diese Theorie gewährt Einsicht in eine Menge Erscheinungen, welche, gleich einfach bis jetzt durch keine andere Ansicht erklärbar sind."

Die Divergenz filosofischer und naturwissenschaftlicher Forschungsweise stellt sich in den obigen Theorien klar heraus — vorzüglich wenn man die Stellung ins Auge faßt, welche jeder in ihrer Wissenschaft angewiesen ist. — Herbart nimmt die Begriffe der allgemeinen Erfahrung zum Objekte seiner ersten Betrachtung — diese hat den Zweck zuerst die Bedeutung derselben scharf hinzustellen, dann sie von allen zufälligen Merkmalen zu reinigen, endlich ihren Zusammenhang mit dem Gegebenen nachzuweisen. Durch diese Untersuchung kommen die Keime der Spekulation, welche in diesen Begriffen versteckt waren, ans Licht, diese nämlich können nicht so bleiben wie sie sind — sie erwarten von dem Denken ihre Vervollständigung und Berichtigung. Mit der Lösung dieser Aufgaben — der Metafysik — sind die Begriffe: Materie, Kraft, Raum, Zeit, Bewegung u. s. w. vollendet. Die Kategorien der Naturerkenntniß stehen nun fertig da, und jetzt erst beginnt die eigentliche Naturforschung, d. i. die Ermittelung spezieller Thatsachen und ihre Einordnung unter jene Kategorien.

Die übergroßen Schwierigkeiten dieser Aufgabe sind jetzt mächtig erleichtert durch jene allgemeinen Untersuchungen. Sie gewähren den Vortheil, daß nun das Einzelne nicht vereinzelt, sondern als Theil eines Ganzen auftritt. Dadurch wird eine Entdeckung zur Leuchte, die Licht verbreitet über einen ganzen Kreis verwandter Gegenstände, und Umstände aufhellt, die den schärfsten Blicken des Empirismus verhüllt geblieben wären. Sie deuten ferner die Fragepunkte an, bringen Ordnung und Regel in den Gang der Untersuchung, halten von Mißgriffen zurück, indem sie viele Unternehmungen von vorhinein als erfolglos bezeichnen und zahllose Irrwege gänzlich absperren — endlich ist mit der gelungenen Unterordnung einer

Thatsache unter diese Kategorien auch ihre Erklärung gegeben und die Untersuchung abgeschlossen.

Größere Dienste noch als der Forschung selbst leisten sie dem Forscher. Sie geben den ungeheuern Massen von Thatsachen eine Konzentration, die es ihm allein möglich macht, sie rasch durchzulaufen und mit der nöthigen Freiheit zu handhaben — sie gewähren ihm die Höhepunkte, von wo es ihm vergönnt ist in den Stunden der Sammlung die aufgehäuften Schätze so vieler Zeitalter im Genusse befriedigter und zugleich gereizter Wißbegier mit einem Blicke zu überschauen.

Dieses sind die glänzenden Aussichten einer Naturforschung, die auf dem Fundamente einer vollendeten Metasysik ruht. Lange hat sie der Stunde dieser Vollendung geharrt; mehr als ein Jahrtausend war in steter Aufeinanderfolge angekündigten Gelingens und schneller Enttäuschung, fruchtlos für sie verstrichen, als **Baco von Verulam** meinte: **Expectant, dum defluat amnis; at ille labitur, et labetur in omne volubilis aevum** — den Grund zu unserer heutigen Naturwissenschaft legte, auf der Basis der gemeinen Erfahrungsbegriffe, und ihr als Vehikel des Fortschrittes Beobachtung und Experimente zuwies.

Durch die Schärfe ihrer Beobachtungen, durch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum ihrer Versuche, wußte sie die Mangelhaftigkeit der Grundbegriffe wohl nicht zu ersetzen, doch die daraus erwachsenden Nachtheile möglichst zu kompensiren. Als ihr noch bald nach ihrem Entstehen die mächtigere Schwester der Filosofie, die Mathematik, die vielvermögende Hand gereicht, wurde der junge Zweig im Kurzen der Stolz der Wissenschaft, und die Wohlthäterin des Menschengeschlechtes. Doch nicht überall konnte sie sich so schneller Siege erfreuen. Es gab Partien, wo die vordringende Beobachtung ohne den leitenden Faden der Spekulation im chaotischen Gedränge der Erscheinungen keinen Ausweg fand; und auf die Hilfe der Mathematik war nur dort zu rechnen, wo bereits eine große Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe gewonnen war. So gerieth die Untersuchung gerade bei den wichtigsten Problemen, namentlich des organischen Lebens ins Stocken.

Und wurde hier die Lücke, welche die Metasysik gelassen, am schwersten empfunden, so hat auch hier der Genius der naturwissenschaftlichen Methode, unter den ungünstigsten Verhältnissen den unerschöpflichen Reichthum von Hilfsmitteln und eine staunenswerthe Gewandtheit in der Benützung derselben bewährt — wurden auch keine großen Resultate gewonnen, so wurde doch der Weg dahin geöffnet. Ohne auf die periodischen Triumflieder der ephemeren filosofischen Schulen zu achten, hat sie sich zu ihrem Gebrauche eine eigene Art von Spekulation geschaffen, die sich zwar weder an Tiefsinn noch an Großartigkeit der Durchführung mit der filosofischen messen dürfte, aber ihre Brauchbarkeit in der größern Gefügigkeit für die Fakten und in der klarern Fassung bewährte; was aber bei Weitem das Wichtigste ist, ihre Theorien machen nicht die hohen Ansprüche der filosofischen, sie begnügen sich mit dem Range von Hypothesen.

Ein folgenreicher Grundsatz, über dessen Aufrechthaltung die exakte Naturforschung mit Argusaugen wacht, ist die strenge Sonderung der Theorien von den Thatsachen. Diese Maxime verhütet, daß einzelne Mißgriffe ihre schädliche Einwirkung durch das Ganze verbreiten, ihr verdankt sie die Nachgiebigkeit, mit der sie partielle Umwandlungen erleidet, ohne revolutionäre Erschütterungen, und jenes eigenthümliche krystallische Anschließen ihrer Gebilde, bedingt im unterbrochenen Prozesse des Ausscheidens, Heranziehens und regelmäßigen Ablagerns von Elementen. — Ganz dem entgegengesetzt ist die Struktur eines filosofischen Systems. In ihm sind Thatsachen und Spekulation zu einem möglichst homogenen Ganzen verwoben; hier zählt ein Satz nicht so sehr nach seinem eigenen Gehalte, als nach der Bedeutung, die ihm das System eingeräumt — es liegt hier gewissermaßen ein Organismus vor, dessen Dasein durch die Verrückung des fernsten Theiles gefährdet werden kann! —

Wenn der Naturforscher bei einer vorkommenden Disharmonie zwischen den Thatsachen und seinen Theorien, ohne Bedenken die letztern umzustimmen sucht, wird der Filosof nur zu oft versucht auf der andern Seite — zum großen Ärgerniß des Erstern die verbessernde Hand anzulegen. Freilich ist dies sehr natürlich. Dem Filosofen, der die Mühe eines Lebens seinem Systeme weihte, das mit allen seinen theuersten Interessen aufs Innigste zusammengewachsen ist — ja sie alle umfaßt, kann Niemand die kalte Unparteilichkeit des Fysikers zumuthen gegenüber von Gründen, die dessen Existenz bedrohen — sein System ist in ihm eine Macht geworden, deren Interessen auch dort warme Vertheidiger finden, wo allein der kalte Begriff reden sollte. So gewiß Filosofie, dieses Ganze der heterogensten Theile von Metasysik, Psychologie, Naturfilosofie, Logik, Moral, Ästhetik, Filosofie der Geschichte ꝛc., das in neuester Zeit gleich einem verschlingenden Strudel alles in einen Punkt zusammenziehen möchte, die Energie des Wissenden erhöht, so gewiß hemmt es die Entwicklung des Wissens selbst, das auch hier durch Freiheit bedingt ist. Daher Filosofie für das Bedürfniß des Menschen — unabhängige Forschung für die Wissenschaft. Schon Herbart wollte die Psychologie im Geiste der Naturforschung bearbeiten; er beginnt sein großes Werk mit den Worten: „Die Absicht dieses Werkes geht dahin, eine Seelenforschung herbeizuführen, welche der Naturforschung gleiche; in so fern dieselbe den völlig regelmäßigen Zusammenhang überall voraussetzt, und ihm nachspürt durch Sichtung der Thatsachen, durch gewagte, geprüfte, berichtigte Hypothesen, endlich wo es irgend sein kann, durch Erwägung der Größen und durch Rechnung."

Der Verf. hat auf die Hilfe der Mathematik ausdrücklich verzichtet, dabei aber dem Titel das Beiwort empirisch vorgesetzt. Da der reine Empirismus — die bloße Darstellung der Thatsachen — hier nicht jene Präzision erzielen kann, die ihn allein zum Range echter Wissenschaftlichkeit zu erheben vermag, so schien die Einführung spekulativer Theorien nothwendig geboten, welche — da die Methode die naturwissenschaftliche sein sollte — als bloße Hypothesen auftreten durften. Die naturwissenschaftliche Methode pflegt dabei so vorzugehen, daß sie von den Thatsachen eben nur so viel vorausschickt als nöthig ist, die Natur des Gegenstandes anschaulich zu machen, und einen vorläufigen Anhaltspunkt für die Beurtheilung ihrer Zulässigkeit zu geben. Hierauf folgt alsogleich die Hypothese in möglichst präziser und klarer Fassung. Mit größter Sorgfalt wird unterschieden zwischen den Gedanken, die ursprünglich angenommen, und jenen, die zwar implicite schon in den andern

enthalten sind, aber ihrer Wichtigkeit halber ausdrücklich angeführt werden.

Ist dies geschehen, so kann man für das Weitere zwischen zwei Behandlungsweisen wählen, indem man entweder die Thatsachen oder die Hypothese zum Hauptgegenstand der Untersuchung macht. Die Naturwissenschaft bringt beide in Anwendung — selten bei demselben Gegenstand. So wird die Untersuchung über das Licht von der Experimentalphysik nach der ersten, von der theoretischen aber nach der zweiten ausgeführt. Die Natur des Gegenstandes und der Hypothese kommen hiebei in Betracht. Letztere wird da gebraucht, wo die Theorie einer scharfen und reichen Entwicklung fähig ist — meist mit Beiziehung des Kalkul — oder wo das Schwankende der Thatsachen die erstere unausführbar macht. Beide Gründe scheinen sich hier für letztere zu entscheiden, sie hat auch Herbart in die Psychologie eingeführt. Daß der Verf. weder die eine noch die andere befolgt, rührt unstreitig daher, daß er die organischen Wissenschaften, vorzüglich Fysiologie, vor Augen hatte. Wäre diese der Stolz der Naturwissenschaft, dann würde sie die Psychologie schwerlich um ihre Methoden beneidet haben. Man kann sich nur wundern, wie der Verf., der sich doch früher auf die Fysik berufen, selbe im wichtigsten Momente bei der Wahl der Methoden von der Beachtung ausschließt, und zwar aus dem sonderbaren Grunde, weil hier blos mechanische Kräfte in Erwägung kommen. (Abgesehen davon, daß dies die Anwendung der Methoden nicht verhindert hätte, so begreifen wir nicht, wie wir diese Äußerung mit den anderwärts ausgesprochenen Ansichten des Verf. vereinen sollen.) Nach dem gewählten Muster ist auch die wichtige Sonderung der Thatsachen und Theorien nicht ausgeführt. Die einzelnen Erscheinungen werden in Gruppen zusammengefaßt und analysirt; dann wird eine theoretische Erklärung eingeführt, die nach dem Geiste der Naturforschung, aus einer so allgemeinen Betrachtung nicht gefolgert werden durfte, so wahrscheinlich sie sich auch ausnehmen, und so wahr sie sein möge. Das Ganze erhält dadurch jenes probable Aussehen halb filosofischer halb empirischer Abhandlungen, das weit entfernt ist von der exakten Behandlung, deren wir die Psychologie für fähig halten. Die erst zu Ende angehängte Theorie ist durch das Vorhergehende doch nicht bewiesen, leistet aber hier gerade nicht das was sie leisten sollten: Die Einsicht in den Zusammenhang vermitteln und die Möglichkeit geben, Allbekanntes und Ermüdendes kurz zusammen zu fassen oder ganz zu übergehen. Diese von Herbart aufgestellte überaus originelle und fruchtbare Theorie ist im Kurzen folgende:

Die Seele ist im strengsten Sinne einfach, hat keine Theile, keine angebornen Kräfte, Vermögen oder Anlagen, ist ursprünglich ohne alle Vorstellungen, oder andere Akzidenzien — ein Wesen, dem sich durchaus kein Prädikat beilegen läßt, das nicht eine bloße Wiederholung des Subjektbegriffes wäre, oder eine ihm zufällige Relation ausdrückte. Dieses zwar gilt überhaupt von allen einfachen Begriffen, sie gestatten insgesammt keine Auseinandersetzung des Inhaltes. So kann man der Farbe Roth kein anderes Prädikat geben, als daß sie eben roth sei; obwohl sich unzählige Verhältnisse von ihr angeben lassen, z. B. Roth ist dem Orange ähnlicher als dem Grün.

Durch ihr Zusammentreffen mit andern einfachen ihr entgegengesetzten Wesen, geräth sie in Zustände; diese jedoch sind nicht als Veränderungen ihrer Qualität zu betrachten, sondern sind mehr dem Widerstande zu vergleichen, den ein Körper dem Drucke entgegensetzt, der ihn ohne diesen Widerstand in Bewegung versetzen würde.

Diese einfachen Wesen nun, mit denen die Seele zusammen ist, sind gewisse Elemente des Gehirns, und die Zustände, in die sie dabei geräth, sind ihre Vorstellungen. Wegen der Einfachheit der Seele machen in jedem Momente ihre sämmtlichen — durch ihr Zusammen mit verschiedenen Wesen hervorgerufenen — Zustände einen einzigen Totalstand aus, d. h., alle einzelnen simultanen Vorstellungen verschmelzen zu einer Gesammtvorstellung.

Hier der Grund der Assoziationen, — doch unter gewissen einschränkenden Bestimmungen! Denn da die Vorstellungen unter einander häufig Gegensätze bilden — wie gelb und blau, süß und bitter — so können nicht alle unangefochten zugleich in der Seele fortbestehen, noch weniger in Eins verschmelzen, — sie unterdrücken also einander mehr oder weniger, nach Maßgabe des zwischen ihnen stattfindenden Gegensatzes und ihrer relativen Stärke. — Dies der Grund des Entschwindens, Vergessens der Vorstellungen, und zugleich der angedeuteten Einschränkungen der Assoziationen, wie auch der größern oder geringern Innigkeit derselben!

Die so unterdrückten Vorstellungen sind aber keineswegs vernichtet, sondern blos niedergehalten, in ihrer Äußerung gehemmt; — wird die hemmende Kraft, die entgegengesetzten Vorstellungen, geschwächt oder ganz gehemmt, so wird ein entsprechendes Quantum des niedergehaltenen Vorstellens frei und mit ihr alle jene Vorstellungen, mit welchen sie verschmolzen war, und die gleichfalls gehemmt wurden. Diese Hilfe leistet sie aber nicht allen gleichmäßig, sondern nach Maßgabe der Innigkeit ihrer eingegangenen Verbindung, und diese wieder war vorzüglich durch die zwischen beiden obwaltende Ähnlichkeit bedingt. Aus diesem finden ihre Erklärung die Thatsachen der Erinnerung, wie auch der Fantasie, als einer umgestaltenden Erinnerung —; indem nämlich gewisse Glieder der Verbindungen wegen ihren ungünstigen Verhältnissen ausbleiben, erleiden diese mannigfache Abänderungen.

Da sowohl die Entstehung als die Verschmelzung der Vorstellungen, sowohl ihr Steigen als ihr Sinken nicht momentan vor sich geht, sondern auch hier wie in der äußern Natur das Gesetz des stetigen Überganges gilt — so ergibt sich aus dem Vorhergehenden ein ungezwungenes Bild jenes ewigen Wechsels von Zuständen und Regungen, von Überfülle und Leere, den wir in der innern Erfahrung gewahr werden. Mit Hilfe des Kalkul läßt sich diesen Untersuchungen die Evidenz und die Schärfe exakter Naturforschung geben, wodurch unserm psychologischen Wissen eine Zukunft eröffnet ist, wie es vor Kurzem Niemand ahnen konnte. Hier wollen wir blos noch bemerken, daß Gefühle und Begehrungen als Momente der Wechselwirkung zwischen den Vorstellungen, der daraus resultirenden Spannungen, Hemmnisse und Begünstigungen begreiflich werden, und daß im Laufe der Zeit aus den Elementen sich festgeordnete Verbindungen, Reihen und größere Gefüge bilden, deren Totalität in ihrer Erscheinungsweise und dem Wirken gegen neue Eindrücke, mit einem Organismus die größte Ähnlichkeit darbietet; eine Erfahrung, die man

heutzutage, mißdeutet, daß die Seele ursprünglich als ein Organisches, wenigstens im Keime, gefaßt wird, statt diese Erscheinungsweise als ein Gewordenes zum Probleme der Untersuchung zu machen.

Kann, hinsichtlich des vorliegenden Werkes, vom Standpunkte der Naturforschung aus nicht zugegeben werden, daß hier die echte naturwissenschaftliche Methode zur Anwendung gekommen, so sichert ihm doch die Tendenz dahin eine vorzügliche Bedeutung — zudem bezeichnet es der Verf. selbst als einen ersten Versuch — vom Standpunkte der modernen Filosofie dagegen müßten seine Methoden für Muster strenger Deduktionen, seine Resultate für immens gelten, wenn es eine gerechte Würdigung gäbe im Treiben der Faktionen. — Noch auf einen ausgesprochenen Zweck dieses Buches müssen wir hindeuten: es soll der Vorläufer sein einer mathematischen Schrift: „Elemente der mathematischen Psychologie nach vereinfachter Darstellung" — vorzüglich um den frommen Wunsch daranzuknüpfen, daß dieses Wort Elemente im französischen Sinne zu nehmen sein möchte! Denn dann dürften wir eine exakte Herstellung der Grundformeln erwarten, einen Gewinn für die Wissenschaft — statt einer Zurechtlegung des bereits Geleisteten für jene, die selbe nicht mehren werden. — Die mathematische Forschung wird hier, wie in der Gravitations- in der Undulationstheorie ihre Fortschritte immer nur Wenigen danken, und diese Wenigen dürften schwerlich auf solchem Wege gefunden werden. Die Psychologie wird eine mathematische Wissenschaft werden, an Intensität das unendlichfach gewinnen, was sie an äußerer Verbreitung verlieren muß — doch die Resultate werden immerhin sich nach außen fruchtbar erweisen.

Und so empfehlen wir dieses Buch Allen, welche eine Anschauung gewinnen wollen von den Problemen, die die Naturwissenschaft ihrerseits auf diesen schlüpfrigen und so vielfach, doch immer fruchtlos bearbeiteten Boden aufstellt, und von den Erstlingsresultaten, die schon erzielt worden, — und schließen mit der Überzeugung, daß diese Richtung sich in nächster Zukunft Geltung verschaffen wird.

Bilder aus Italien.

Von Dr. Friedrich **Rossi** in Wien.

I Corni di Canzo.

„Zwei Zinken ragen in's Blaue der Luft
Hoch über der Menschen Geschlechter."

Am östlichen Arme des Comersees, dem sogenannten **Lago di Lecco**, dort, wo die lachenden Hügel der Brianza allmälig zu höherem Gebirge anschwellen, steigt zwischen seinem Spiegel und dem Thale von Canzo ein steiler Kalkfels empor, dessen zwei Gipfel nach einer und derselben Richtung hingeneigt an die Höcker des Kamehls erinnern, dem Blicke des Volkes aber, das den Gegenstand zu seinen Vergleichen mehr in der Nähe sucht, als Hörner erscheinen, daher ihre und des ganzen Berges Benennung: die Hörner (corni) von Canzo. Seit Langem ein Ziel für Pilgerfahrten einzelner Mailänder, welche der monotonen Gartenszenerie ihrer Ebene überdrüssig nach ungeschulter Natur sich sehnten, sind diese Kuppen in neuerer Zeit auch Lieblingsplätze eigentlicher Forscher, namentlich des Botanikers geworden, welcher Lese auf ihren abschüssigen Matten, zwischen dem Geröll und den Rissen ihrer Felsen ein buntes Gemisch nördlicher und südlicher Pflanzenformen entdeckt. So anziehend jedoch die und ähnliche Schätze auf den Diener der Wissenschaft wirk auch er, wenn er nicht zum poesielosen Plünderer ein schrumpft ist, läßt auf diesen Höhen von Zeit zu Zeit d Blechbüchse, den mineralogischen Hammer, das insektenfei liche Fangnetz, genug: die gelehrte Wünschelruthe ruhen, u wirft einen uneigennützigen Blick auf das bunte, reiche Na leben, welches ihm hier jetzt in idyllischer Lieblichkeit, jetzt rauherer Größe erscheint, und aus Stein, Pflanze und Thi aus Luft und Gewässer, aus Sonnenlicht und Wolkenscha immer wechselnde Bilder zusammenstellt, in deren Rahm unvermuthet auch der Mensch dieses Erdenwinkels, ja vi leicht der fremde Besucher selbst als sinnige Staffage sich hi eingezogen sieht.

Schon die ersten Schritte, welche wir in der Kühle eines Sommermorgens, wie er im Gebirge zu grauen pflegt, au der stillen, engen Gasse von Canzo ins Freie richten, entfa len eine für das Land, in dem wir wandern, charakteris sche Szene. Der äußerst steinige Pfad, stellenweise förmli oder besser gesagt, unförmlich gepflastert, schlängelt sich e gegen einem wasserarmen Bache eine lange Schlucht hin welche in seiner Nähe und dort, wo sie breiter ist, Wallnu bäume und edle Kastanien trägt, weiterhin aber ihre, v Regenbächen aufgewühlten sandigen Hänge, und die dasel zahlreich eingebetteten Felsblöcke nur kümmerlich mit Moos und niederem Buschwerk überkleidet. Der Österreicher, gewohnt, um seine Bergdörfer das Zusammenrauschen von Wald und Gewässer zu hören, und dabei den Fuß auf feuchte weiche Erde zu setzen, wendet seine Blicke von diesem Boden, der weder Steinfels noch Haide, weder Grasflur noch Forstanflug ist, wenn er auch von allen dem etwas zeigt, gerne ab, und betrachtet sich lieber die vollen Kronen jener Bäume, oder das saftige Grün des Eisenhuts und Farrenkrauts, die allenthalben zwischen dem Geröll sich hervordrängen. Dort bietet ihm an der Kastanie die aus sternartig gestellten Blättern stolz aufsteigende Ähre, am heimischen Nußbaum die reiche Belaubung, hier die schöngeformte Blüthe, das feingeschlitzte Blatt angenehme Ruhepunkte. Schneller jedoch, als er es wünscht, verlassen ihn jene Proben italischer Baumkultur, und sein Auge, wenn es nicht durch plötzliche Wendungen der Schlucht gehindert wird, streift weithin nur über ein wirres Gemenge von Gestrüpp und zerbröckeltem Fels, über die traurigen Ruinen blindlings ausgerodeten Waldes.

Wenn draußen in der lombardischen Ebene die gänzliche Unterjochung der Natur unter die Kunst zuletzt auch dem enthusiastischen Kameralisten Langeweile verursacht, fühlt sich dagegen hier der Sinn auch des unbedingtesten Freundes wilder Natur über die Sorglosigkeit empört, mit welcher man das, seinen Bestandtheilen nach nichts weniger als unfruchtbare Erdreich erst regelwidrig bloßlegt, und dann durch Sonnenglut und Gußregen völlig entkräften läßt. Es wäre eitle Hoffnung, wollte man in der Üppigkeit, womit einige Kräuter da und dort zwischen dem Gestein emporschießen, oder in der Kraft, mit welcher dichtverschlungenes Strauchwerk das

von oben nachrückende Geröll stellenweise zu dämmern scheint, Bürgen für die Unerschöpflichkeit des Bodens oder Anfänge einer Forstregeneration erblicken; diese Saftfülle niedriger Pflanzen zeigt sich nur in kleinen Mulden, wo Dammerde und Feuchtigkeit sich erhalten, welche aber viel zu geringe Ausdehnung haben, und unter sich zu weit getrennt sind, um Mittelpunkte fortschreitender Vegetation zu werden, abgesehen davon, daß sie von heftigen Platzregen, den Quellen der Versandung, fortdauernd in ihrer Existenz bedroht sind. Jenes andere, über Stock und Stein wuchernde Gestrüpp hingegen kann zwar tiefwurzelnde Pflanzen, die dem Erdreich mit stiller Gewalt Festigkeit geben würden, ersticken, aber dem Stoße des Gießbachs keinen oder nur so viel Widerstand entgegensetzen, als eben hinlänglich ist, um rings einen Steinhaufen aufzuhäufen, der die Verschmelzung mit benachbarten Vegetationsgruppen hindert oder doch sehr erschwert. Das Wasser überströmt dabei ungehindert den Raum unter dem Astwerk, und bedeckt mit Sand und feinerem Gerölle neuerdings die, etwa im Lauf der Jahre daselbst angesiedelten Pflänzchen. Wenn wir daher auch annehmen wollen, daß die bei solchen Anlässen fortgeschwemmte Erde an tiefer gelegenen Plätzen wieder sich sammeln, und Anhaltspunkt frischen Pflanzenwuchses werden können (eine Voraussetzung, welche das Fortschreiten der Verödung von oben herab keineswegs ausschließt), so bietet uns dieses vereinzelte und so zu sagen nomadische Ankämpfen gegen das Verderben doch keinen Trost. Hier bedarf es eines stehenden, wohlgepflegten und gutvertheilten Heeres von Pflanzungen oben an der Grenzmark der verwitternden Felsen, oder die Entblößung der Berghänge und die Schuttanhäufung im Thale gehen so lange unaufhaltsam ihren Gang, bis die Fluren des Letzteren endlich in ein weites Steingefild sich verwandelt haben, welches, da in der Öde auch die Quellen versiegen, höchstens vom Geräusche neuer Gießbäche zeitweise ein trauriges Leben empfängt. So bleibt nach Jahrhunderten, wenn die letzten Reste seiner Gipfel zerbröckelt und eingestürzt sind, von dem feuchten und schattigen Waldthale der Vorzeit nur eine ausgestorbene Wüste zurück. — Doch wir verlieren uns in Betrachtungen, länger noch als die Schlucht, deren Anblick dieselben in uns hervorgerufen; eilen wir darum zum Ende beider, und damit in ein Hochthal, welches zwischen dem südwestlichen Abfall der Corni zur Linken und einem anderen Bergrücken zur Rechten eingebettet, gegen den Verbindungssattel beider Höhen als schmale Terrasse ansteigt. Von hier aus gesehen ragen die Ersteren in Form zweier, fast senkrecht abgeschnittener Felswürfel gigantisch aus einem breiten Gürtel losen Gerölles, und von diesem bis an das, nunmehr zum Wasserfaden gewordene Bächlein ziehen sich üppige Wiesen herab. Eben so prangt auch der verhältnißmäßig niedrige Bergkamm, welcher den Hintergrund des Thalbeckens schließt, im angenehmen Gegensatze zu den weißgrauen Kalkwänden der einen und den bräunlichen dachartigen Rücken der andern Höhe mit reichem, buschigem Grün. —

Doch was den Blick auch des rüstigen Wanderers fürs erste am meisten fesselt, ist ein kleiner Bauernhof, welcher, obgleich von ruinenhaftem Aussehen wie alle dieses Landes, im kühlen Erdgeschoß einen bescheidenen Sitz zur Rast und daneben ländliche Erfrischungen verspricht. Auf ihn steuern wir mit unserem Führer, der von **Canzo** aus zugleich die Rolle des Lastträgers übernommen hat, unverweilt los, und treten, nachdem wir einen kleinen Hofraum durchschritten, dessen mächtige Mauern ganz andere Schätze vermuthen lassen sollten, als Jauch-Pfützen mit obligater Ferkelstaffage, in ein räucheriges, hohes und kahles Gemach, von dem der Besitzer wahrscheinlich selbst noch nicht weiß, ob es Wohnzimmer, Küche oder Stall bedeuten soll. Für jenes sprechen ein schmaler Tisch an der einen, eine Bank an der entgegengesetzten Wand und drei wackelnde Rohrstühle dazwischen, für die zweite Meinung kämpft das nächtliche Kolorit des Ganzen im Einklange mit einem Paar alter Töpfe am Simse; beiden Ansichten hold ist der weite Kamin im Hintergrund, und eine Anlage zum Thierzwinger scheint beim Mangel jeglicher Fensterlücke mit dem Dasein von einem Hunde, zwei Katzen, etwelchen Ferkeln und diversen Hennen sammt Nachkommenschaft so ziemlich entschieden. Rechnet man zu dieser Bevölkerung überdies noch den Hausherrn, sein Weib, drei Kinder und einen Freund, so begreift sich's, wie der fremde Besuch vorziehen kann, so lange im Freien zu bleiben, bis der Führer die Vorbereitungen zum frugalen Male beendigt haben wird. — Doch seien wir auch gerecht!

Wenn dieses abgelegene lombardische Gehöft anfangs jedes andere Gefühl eher einflößt, als das von heimischem Behagen, wenn uns diese kahlen schwärzlichen Wände, das rohe Ziegelestrich unwillkürlich zum Vergleiche mit den reinlichen gedielten und holzgetäfelten Stuben süddeutscher Bauern auffordern, hier z. B. statt hellen Sonnenlichtes durch trauliche Scheibenfensterchen nur sein Resler aus der nahen Pfütze durch die offene Thüre hereinfällt, so überrascht dafür um so mehr das unverhohlene Streben, dem Fremden Alles so bequem und behaglich zu machen, als es eben möglich ist. Der Hausherr, wenn er nach trockenem Gruße seinen spitzigen Filzhut wieder auf dem Kopfe hat, zieht sich, ohne den Fremden bettelhaft Komplimente zu schneiden, mit Weib, Freund und Kind auf die Bank zurück, und wartet, nachdem er so seinem Besuche den besten und hellsten Platz am Tische nächst der Thüre überlassen hat, dessen weitere Fragen mit einem Selbstgefühl ab, das trotz der groben Jacke und den schlechten Kamaschen des armen Kerls deutlich sagt: „Dieses ist mein Haus, und räume ich es dir für den Augenblick ein, so geschieht's, weil ich gastfrei, aber nicht dein Knecht bin." In diesem Sinne erfolgt auch die Herbeischaffung des Wenigen, was die steinerne Hütte bietet, auf ungezwungene Weise und im besten Geschirre, das vorhanden, und ist der Fremde nur einigermaßen der landesüblichen Redeweise kundig, zeigt er nicht selbst Mißtrauen oder steife Befangenheit — Dinge, die er an seinem Wirthe gewiß niemals entdeckt — so spricht dieser, während der kleine Tisch mit simpelm rothen Weine, süßem Käse (**Buina**) und trefflicher Kuhmilch besetzt wird (Brot muß der Reisende selbst mitbringen), mit ihm so zwanglos, wie mit dem eigenen Landsmann. Kömmt's endlich zur Zeche, so begehrt er in der Regel ein Billiges, und wenn er dem Gaste die Berechnung überläßt, so geschieht dies nicht mit jener erkünstelten Schüchternheit, die von der geschmeichelten Großmuth oder der Unwissenheit des Fremden das erwartet, was die eigene Unverschämtheit nicht offen zu fordern wagt, sondern man sieht, daß ihm in derlei Dingen wirklich die Praxis fehlt. Dieses löbliche Betragen haben wir bei lombardischen Bergbewohnern, die nicht Wirthe

von Profession waren, öfter zu erproben Gelegenheit gehabt, und der Eigner oder vielmehr Pächter des Gütchens, mit dem wir hier zu thun haben, ist einer dieses Schlages. Wir kehren also auf den Ruf unsers Führers, der, wie alle italienischen Diener, einmal in Thätigkeit gebracht ganz unermüdlich ist, und eben so schnell auffaßt als flink hantiert, in das Gemach zum bereits beschriebenen Frühstücke doppelt gerne zurück, laben uns, plaudern bald über die großen Ammoniten, deren Abdrücke draußen auf dem Schieferdache des Kellers unsere Aufmerksamkeit erregt haben, bald über die Landessitte der steifen Hemdekragen, wie solche an den braunen Hälsen von Führer und Wirth emporstarren, erkennen in den Erstern Beweise für die jurassische Natur des Gebirges, in diesen die Stammeltern unserer weiland Vatermörder, schlürfen zwischen Ernst und Scherz, Wahrheit und Dichtung edlen Mokkatrank, von unserem wackeren Schildknappen aus heimlich mitgebrachten Bohnen heimlich bereitet, lachen und zahlen endlich, und brechen mit erneuerter Kraft zur eigentlichen Bergreise auf.

Der Fußpfad, welchen wir jetzt betreten, und der bald genug völlig verschwindet, führt uns in der früher eingehaltenen Richtung dem oben erwähnten Bergkamme zu, der gleich den mächtigen Felshörnern zur Linken fast in demselben Verhältnisse höher zu werden scheint, in welchem wir gegen ihn ansteigen. Es ist dieses die unangenehme aber natürliche Folge einer optischen Täuschung, welche uns am Eingange des Thales die Höhen bereits deutlich wahrnehmen, und darum näher und niedriger schätzen ließ, als sie wirklich sind, und die selbst wieder ihren Grund in der außerordentlichen Durchsichtigkeit der italienischen Alpenluft hat. Kein Irrthum dagegen war es, wenn wir von jenem Standpunkte aus die Vegetation des jetzt beschrittenen Berges für frisch und kräftig hielten, denn selbst junge Bäume: Ulmen, Hainbuchen (**Carpinus**), Haseln, edle Kastanien finden sich im Buschwerk zerstreut, und der Boden ist mit einer dichten Decke von Kräutern überzogen. Als Staffage dient der sommerlichen Landschaft eine Gruppe von Kühen, die vor der Mittagshitze aus dem beschränkten Schatten einiger Nußbäume in das kühlere Dunkel geflüchtet ist, welches massenhafte einst von den **Corni** herabgestürzte Felsblöcke um sich verbreiten. Auch für den Wanderer gäbe es da weichbemooste Plätzchen, um sich darauf niederzulassen, und angehaucht von erfrischenden Luftströmen, in den blauen Himmel zu starren — wachend zu träumen, was eben das einzige **fare in dolce far niente** ist, — aber der Sohn des Nordens sucht hier höheren Genuß, als ihm der Zauber süßen Müßigganges gewährt, und pilgert darum rüstig fort, bis der Kamm, und mit ihm die zweite Hauptstufe dieser Bergtreppe erstiegen ist.

Hier lohnt ihn als Vorgeschmack dessen, was auf der Gipfelzinke selbst seiner wartet, ein über die südliche Abdachung des Sattels hin freigegebener Blick in sonnige Thale der **Brianza**, zunächst auf den Flurenteppich von **Oggione**, seinen kleinen blauen See, und die in Bäumen halbversteckten Häuser, dahinter auf einen Saum lieblicher Hügelketten, die in buntes Grün gekleidet, sich erheben, durchkreuzen, und zuletzt in der schwülen Ebene der Adda undeutlich verlaufen. Ein Glück, daß es hier an schattigem Walde fehlt, der weiche Rasen und das idyllische Landschaftsbild könnten die frühere Versuchung in gefährlicher Art wiederholen, und das um so mehr, als der Weitermarsch hinauf zum eigentlichen Fuße des Südwesthorns im Glanze der Mittagssonne an sich schon nicht sehr einladend ist. Doch wie auf Erden kein Ungemach ohne mildernde Beigabe, so versüßt auch hier eben jener Mangel an dichtem Forste die Beschwerde des Klimmens insofern, als er immerdar einen Rückblick auf die mehr und mehr sich entfaltende Fernsicht erlaubt. Fort also durch Busch und Dorn, über Geröll und abschüssigen Wiesengrund, bis auch das neue Ziel erreicht ist, eine gegen Ost und Nordost in ziemlich steile Felsen abfallende, grüne Kuppe, welche bereits Alpenpflanzen, wenn auch nicht der höchsten Region ernährt. Wir pflücken uns im Schatten ihrer Wände ein Sträußchen der herrlichen kleinen Alpenrosen (**Rhododendron hirsutum**), die da bereits Anfangs Juli in frischer Blüte steht, und lagern uns dann zu einigen jungen Bäuerinnen, die der heitere Festtag aus einem benachbarten Thale heraufgeführt hat.

Ein schöner kräftiger Menschenschlag, dieses Volk der **Brianza**! Und seine Weiber zumal echt longobardischen Gepräges: blondes Haar, blaues Auge, derbe Statur. Unsere Gesellschafterinnen sind im sonntäglichen Schmuck: d. h., zeigen den dunkeln, eher kurzen als langen Rock, das hellfarbige Baumwollentuch um den Nacken, frisch geglättet, die weißen Strümpfe und die mit einem Lederriemen, der quer hinter den Zehen läuft, festgehaltenen Holzsandalen säuberlich gewaschen, das glattgescheitelte Haar gekämmt, und hinten im kreisförmig gewundenen Zopfe einen Halbkreis silberner oder doch versilberter Stecknadeln, kleiner Spieße möchte man lieber sagen, deren zwei unterste statt wie die andern in Knöpfe, in löffelartige Kolben auslaufen. Unsere unmaßgeblichen *Bemerkungen* über die Last solchen Kopfschmuckes beantworten sie bündigst mit leichtem Wiegen des Kopfes, und kichern ihrerseits ob der mannigfachen Apparate, die unsere Rücken beschweren, ohne eben die Eleganz ihrer Träger absonderlich zu erhöhen. Doch scheint es, als legten sie wenigstens dem Kräutersammeln eine Wichtigkeit bei — ungleich den Bergsylfiden im Salzkammergute, die sich, beiläufig gesagt, nicht entblöden, einen werdenden Decandolle mit dem Prädikat: „Krautfer, d. i. Pflanzennarr," zu beehren — denn unsere Blechbüchse, die von Blumen eben nichts Auffallendes beherbergt, wandert offen von Hand zu Hand, während die gesammelten Steine, Insekten u. dgl. nur ein mitleidiges Lächeln hervorzurufen vermögen. So entflieht unter Fragen, scherzhaften Antworten und oft treffenden Repliken, mitunter auch wohl in stummer Betrachtung der nunmehr vollständig aufgerollten Fernsicht über die Brianza in Süden und das Addathal in Südosten, angenehm ein halbes Stündchen der Rast.

Möchten wir nun dem gewöhnlichen Gebrauche der Touristen und ihrer Führer huldigen, so schenkten wir noch einen Blick dem schmalen, grünlichen See von **Lecco**, der östlich in steiler Tiefe den Fuß der **Corni** bespühlt, schickten einen Abschiedsgruß hinüber zum Hochgebirge des jenseitigen Ufers, und wendeten unsere Schritte zur Heimkehr. Aber uns lüstet, wenigstens eines der Hörner selbst zu betreten, und wir wählen natürlich gleich das nächste, nämlich das südöstliche.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 13. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 57.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: v. Bergenstamm: Die österreichischen Bibliotheken. — Steinschneider: Schriften über Maimonides. 3. Artikel. — Rossi: Bilder aus Italien. I Corni di Canzo. (Schluß.) — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. April.

Notizen über die öffentlichen Bibliotheken im österreichischen Kaiserstaate.

Von Jos. Alb. v. **Bergenstamm** in Wien.

Mehre verdienstvolle Vorsteher der k. k. Hofbibliothek, in neuester Zeit auch Hr. Hofrath von Mosel, haben der Lesewelt umständliche Nachrichten über diese Sammlung, welche in Europa eine der Ersten ihrer Art ist, mitgetheilt. Über die sonstigen öffentlichen Bibliotheken ist bisher wenig im Druck erschienen, und es dürfte daher einem Theile der Leser dieser Blätter nicht unwillkommen sein, einige kurze Notizen darüber zu erhalten.

Am Schlusse des Verwaltungsjahres 1843 zählte

die Wiener Universitätsbibliothek	115,066	Bände
„ Linzer Lyzealbibliothek	24,809	„
„ Salzburger Lyzealbibliothek	35,331	„
„ Bibliothek der Grazer Hochschule	41,578	„
„ Innsbrucker Universitätsbibliothek	39,374	„
„ Prager Universitätsbibliothek	101,166	„
„ Olmützer Universitätsbibliothek	44,353	„
„ Lemberger Universitätsbibliothek	49,020	„
„ Laibacher Lyzealbibliothek	23,016	„
„ Klagenfurter Lyzealbibliothek	17,631	„
„ Bibliothek zu Görz	7,098	„
„ Bibliothek zu Triest	14,160	„
„ **Biblioteca Brera** zu Mailand	184,393	„
„ Universitätsbibliothek zu Pavia	67,047	„
„ Lyzealbibliothek zu Mantua	38,988	„
„ jene zu Cremona	21,585	„
„ die Bibliothek **San Marco** zu Venedig	95,961	„

Die Bändezahl der Paduaner Universitätsbibliothek ist bisher noch nicht erhoben.

Diese Bibliotheken werden, mit Ausnahme jener zu Triest, die städtisch ist, sämmtlich (theils mittelbar, theils unmittelbar) vom Staatsschatze erhalten. Von jenen, deren Kosten auf andere Art bestritten werden, sind die bemerkenswerthesten: die reichhaltige, bestens geordnete, und am meisten zugängliche *) Bibliothek des Joanneums zu Graz, überaus reich an Werken über alle Zweige der Naturgeschichte, der Technik und aller damit nahe verwandten Wissenschaften, ferner die **Biblioteca Ambrosiana** zu Mailand, gestiftet 1609 vom Kardinal **Federigo Borromeo**, die Bibliothek zu Brescia, gestiftet 1747 von dem Kardinalbischofe **Quirini**, bei 28,000 Bände stark, und jene zu Chiari, mit 22,000 Bänden, welche Stefan **Morcelli** im Jahre 1821 der Stadtgemeinde zum Geschenke machte. Die Bibliotheken der Stadtgemeinden Vicenza und Treviso sind sehr reichhaltig. Erstere soll 43,000, letztere 30,000 Bände stark sein. Ob diese letzteren Angaben sich bei genauer Zählung erwahren würden oder nicht, steht dahin.

Mehre dieser Bibliotheken enthalten nicht blos Bücher und Handschriften, sondern auch verschiedene Kunstwerke. In Italien, der Heimat der Kunst, besitzt fast jede Bibliothek auch Gemälde, Statuen, Münzen, manche auch Kameen und Gemmen; in den deutschen Ländern ist mit mehren Bibliotheken auch eine Münzensammlung vereinigt. Jene der Olmützer Hochschule dürfte die reichhaltigste sein, und sie vermehrt sich fortwährend bedeutend, da in Mähren häufiger als in jeder anderen Provinz numismatische Funde gemacht werden, und bei letzteren, nach vorausgegangener Auswahl des k. k. Münz- und Antikenkabinetes in Wien, der Landesbibliothek das Recht zusteht, die für ihre Sammlung brauchbaren Stücke gegen eine bestimmte Zahlung über den inneren Werth auszuwählen. — Auch die Lemberger Universitätsbibliothek besitzt eine schätzbare, 11,144 Stücke zählende Münzensammlung.

Die Mittel zur Erhaltung und Vermehrung der Büchersammlungen sind dem wahren Bedarfe gemäß festgesetzt, und es sind die Gehalte der Angestellten bei keiner derselben, wie

*) Es besteht dort schon seit vielen Jahren die nachahmungswürdige Einrichtung, daß der Lesesaal in den Abendstunden beleuchtet und geöffnet ist, und es sind äußerst zweckmäßige Vorrichtungen angebracht, um jede Feuersgefahr, auch von den Sälen, aus welchen die Bücher geholt werden müssen, fern zu halten. So viel dem Verfasser dieser Zeilen bekannt ist, besteht diese Einrichtung in keiner anderen Bibliothek des In- und Auslandes. In Paris wollte man vor einigen Jahren den Lesesaal einer im Studentenbezirke (pays latin) befindlichen öffentlichen Bibliothek Abends beleuchten, und den Lesern zugänglich machen, ob aber dieser Plan zur Ausführung kam, ist nicht bekannt.

solches im Auslande häufig der Fall ist, den Dotationen der Bibliotheken überwiesen.

Die Dotationen sind vielmehr blos für den Ankauf der Bücher, die Bestreitung der Buchbinderkosten und verschiedener kleineren Ausgaben bestimmt und in folgenden Beträgen festgesetzt:

Die Wiener Universitätsbibliothek hat jährlich 2500 fl. K. M. an ordentlicher Dotation, und es sind ihr zur Ausfüllung einiger wahrgenommenen Lücken noch 1000 fl. K. M. jährlich als außerordentliche Dotation bewilligt.

Die k. k. Hofbibliothek in Wien, welche jährlich fast über das Zehnfache der obigen Beträge zu verfügen hat, überhebt durch Anschaffung kostspieliger Prachtwerke die Universitätsbibliothek von der Nothwendigkeit, selbe anzukaufen. Hiedurch und mittelst der großen Umsicht, welche bei Ankäufen beobachtet wird, konnte es dahin gebracht werden, daß alle wissenschaftlichen Fächer ganz den Anforderungen der Zeit genügend bedacht sind.

Die Bibliothek **Brera** in Mailand hat 2400 fl. und die Bibliothek **San Marco** zu Venedig 2200 fl. jährliche Dotation. Jene zu Mantua 1200 fl.

Die Universitätsbibliotheken in den Provinzen sind folgendermaßen dotirt: Prag 1600 fl., Padua, Pavia und Lemberg 1000 fl., Olmütz 700 fl., Graz und Innsbruck 600 fl.

Die Lyzealbibliotheken Cremona 666 fl. 40 kr., Laibach 500 fl., Salzburg 400 fl., Linz und Klagenfurt 300 fl. K. M.

Die städtische Bibliothek zu Triest wird von der Stadtgemeinde, aber nicht mit einem gleichbleibenden Betrage unterstützt.

Die Zahl der Leser ist fast überall in rascher Zunahme begriffen, und sie würde, wenn die Lesesäle nicht zum Theile mit dem dermaligen Andrange im Mißverhältnisse stünden, in den deutschen Ländern gewiß noch weit größer sein *).

Die Zahl der, an die Leser hinausgegebenen Werke betrug im letztverflossenen Studienjahre in Wien, wo doch die k. k. Hofbibliothek und mehre andere derlei Sammlungen einen großen Theil des Stromes ableiten . . . 53,381
zu Prag, obschon die dortige Hochschule ungefähr ebenso stark als die Wiener besucht ist, nur . 33,514
„ Pavia 32,477
„ Mailand 28,954
„ Lemberg 21.680
„ Venedig 17,600
„ Padua 14,609
„ Laibach 12,000
an den übrigen Anstalten ist sie geringer.

An Besoldung genießt der Universitätsbibliothekar in Wien . . . . . 2000 fl. K. M.
die Bibliothekare zu Prag, Lemberg, Mailand und Venedig . . . . . 1200 „ „
die zu Pavia und Padua . . . . . 1000 „ „
die Lyzealbibliothekare . . . . . 800 „ „

*) In Italien haben mehre Bibliotheken keine eigenen Lesesäle. Die klimatischen Verhältnisse gestatten es, den Lesern die Büchersäle selbst einzuräumen. In diesen, insgemein sehr großen gepflasterten und nicht heizbaren Lokalitäten befinden sich die Leser, welche sich bei sehr unfreundlicher Witterung nur mit Mantel und Hut gegen die Kälte zu schützen pflegen.

Die Vizebibliothekare, die Kustoden (im lombardisch-venetianischen Königreiche **Coadjutori** genannt) und die Skriptoren (**Aggiunti**) sind mit 400 bis 800 fl. K. M. besoldet.

Einer von den Beamten jeder Bibliothek hat eine unentgeltliche Wohnung in der Bibliothek, um bei Feuers- und ähnlicher Gefahr die Hilfe Leistenden zweckmäßig anleiten zu können.

Über die Bibliotheken in Ungarn und Siebenbürgen vermag der Verfasser dieser Zeilen nur wenig mitzutheilen. Die Pester Universitätsbibliothek soll 60,000 Bände zählen. Die Klausenburger Lyzealbibliothek ist nicht sehr zahlreich, und hat keinen Lesesaal. Die gräflich Apponyi'sche Bibliothek, früher zu Preßburg aufgestellt, und Jedermann ganz wie eine öffentliche zugänglich, ist, wie die Zeitschrift „Pannonia" in dem Blatte Z. 118 vom vorigen Jahre meldete, wegen gänzlichen Mangels an Besuchern auf ein gräflich Apponyisches Gut abgeführt worden.

Medizinische Schriften von Maimoniden.

Angezeigt durch M. **Steinschneider** in Prag *).

2. Artikel.

Die Übersetzung des Hrn. Dr. **Winternitz**. – „Daß ich es an einem sehr fleißigen Studium des hebr. Textes, an einer sorgfältigen Vergleichung derselben mit den in der hiesigen k. k. Hofbibl. vorgefundenen lat. Übers. (hört!) endlich an genauer Prüfung des materiellen (!) Inhalts nicht fehlen lassen durfte, geht hervor u. s. w. (S. VII.) Etwas Näheres über diese lat. Übers. erfahren wir nicht (s. I. Art.) und noch weniger über das Kriterium des Übers. bei Berücksichtigung seiner Quellen. Ref. hat sich der undankbaren Mühe unterzogen die deutsche Übers. mit der hebr. genau zu vergleichen, und fand nach wiederholter Auswahl der bedeutenderen Fehler und Mißverständnisse immer noch zu viel für eine Rezension, so daß eine selbstständige Übersetzung viel leichter gewesen wäre. Auch sind häufig Emendationen der hebr. Übers. nöthig. Ein Hauptmangel der deutschen besteht in Weglassung einzelner Worte, Sätze, Zeilen und sogar größerer Stücke, welche einen unverhältnißmäßigen Raum einnehmen, wie die Redaktion aus unserem ursprünglichen Manuskr. bezeugen kann. Wir geben also gegenwärtig nur ein Minimum nach Seitenzahl der deutsch. Übers. geordnet, und berücksichtigen vorzüglich die nützlichere Emendation des hebr. Textes, welchen wir durch T. bezeichnen.

Einleitung: (S. 11) „dessen u. s. w." l. dessen Rang (Stufe) der Herr erhöhe. Im Text l. יגדל (und נשלחה). – (S. 12) M's. Entschuldigung wird auf etwaige Wiederholungen in einzelnen 4 Abschnitten dieses Werkes (s. oben I. Artikel) bezogen. Dies geht schon deswegen nicht, weil diese Abschnitte hier hebr. שער (Pforte) heißen, M. spricht aber von מאמר d. i. eine kleinere selbstständige Abhandlung, **opusculum** (s. oben I. Art.), wie aus folgender treuer Übers. sich der Sinn nothwendig ergeben wird. „Es tadle nicht, wer in dieser Abhandlung (מאמר) und in Allem, was wir verfaßt, findet, daß manche Kapitel (שער) dieser Abhandlung

*) Siehe Nr. 12, 14, 15 dieser Blätter.

(מאמר) dem Inhalte nach schon in andern Abhandlungen vorkommen, die wir früher verfaßt; denn jede Abhandlung wurde nach ihrer besondern Veranlassung verfaßt, nicht als Kompendium, welches die (gesammte) Theorie in der Heilkunst bezwecken möchte. Von Gott aber erflehe ich Beistand und Leitung!" (l. הישרה=והישור arab. Hidâjet). Wer nur W.'s verstümmelte und sinnwidrige Übers. dieser Einen, für M.'s medizinisch-literarische Thätigkeit so wichtigen Stelle mit der unsern vergleicht, wird schon an seiner Benützung des hebr. Textes irre! Und darauf gründet Hr. W. Schlüsse über den Mangel an „logischen Geist!" [53]) Die Anrufung Gottes am Schluß dieser Einleitung läßt Hr. W. ganz weg und nennt vielleicht diese Mißachtung des orientalischen Typus ebenfalls „den Standpunkt des unsterblichen Autors der modernen Anschauung näher rücken" (S. IX.)? Und doch dient dieser Typus mitunter als Anhaltspunkt für die literarhistorische Kritik! [54])

1. Abschnitt. (S. 13) Anm. „wörtlich (!) in den Gedärmen" l. in allen Gliedern! — (S. 14) „wodurch man keine Blähungen ..." die Negation fehlt im T. (S. 11) und dürfte zu ergänzen sein, aber anstatt Blähungen steht dort Nießen! Ist vielleicht עטש in עפש zu emendiren? — Dann wäre von Fäulniß oder Gährung der Speisen die Rede. Am Ende des Absatzes fehlt „und vermindert die Sättigung" (im Text ist offenbar das Wort לא zu streichen.) — S. 15) „Nun unterscheide man den Grad der Bewegung" davon kein Wort im Text, wohl aber 2 Zeilen, die nicht übersetzt sind! Es ist von den Graden der Motion die Rede, welche durch התעמלות ,תנועה (s. **Mischna Sabbath** (22, 6 und **Maimonidis Com. ad loc.**) und יגיעה ausgedrückt werden. Vgl. noch **Tobia** (Diätetik) s. 80, d. „Nach den diätetischen Grundsätzen des Galen sagen die Ärzte!!" l. Zu den Aussprüchen Galens, welche die Diätetik begreifen, gehört auch sein Ausspruch (אָמְרוּ l. omro, eine gewöhnliche arabisirende Konstruktion.)" (S. 17) „Eigelb" l. Eiweiß von Hühnern (Eigelb (S. 30) ist richtig); „Hammel (!) die sich auf Triften (sic!) nähren" l. Schafe die Riedgras weiden (s. **Gesenius** אחו) vgl. S. 62 „Schaf und Hammel!" S. 18 Anm. gehört zu den wenigen Beispielen, wo Hr. W. hebr. Text und lat. Übers. anführt. Dem Inhalte nach ist sie unbedingt richtig, allein die angebliche Emendation des unverständlichen מפערים („**Mephuorim**!") T. S. 13 in מבערים ist im Zusammenhang gegen Logik und Sprachgenius. Wer sagt: „das Beste unter allen widerlichen (scil. Thieren) oder Nahrungsmitteln u. s. w." Offenbar hat der Übersetzer, wie auch seine Übersetzung und Anm. beweist, das Wort „allen" gar nicht beachtet. Ref. möchte מאכלים „Speisen" lesen, welches, nach der bekannten orientalischen Tautologie ein anderer Ausdruck für das folgende: „Nahrungsmittel" (nicht „Gericht"), vielleicht ist aber Letzteres eine in den Text gekommene Randglosse für den unverständlichen (arabischen?) ersten Ausdruck? S. 22 Z. 2 Text S. 14 Z. 8) fehlt: „in jenem Jahr. Hierauf beobachtete (Galen) immer, keine Früchte zu essen, und schwört, daß er von da an, bis zur Zeit wo er jene Abhandlung verfaßte, kein Fieber als ein eintägiges? (קדחת יום) gehabt!" das. vorl. Z. fehlt: „diese beiden Gattungen wähle man niemals" s. **III** Artikel zu dieser Stelle.

2. Abschnitt. (S. 26) „der ältesten Gelehrten." Hier möchten wir den Text nach der Uebersetzung emendiren, und Hr. W. hätte dies bemerken sollen. „Daß um sich zu heilen" nach dem vorliegenden Text: „daß der Arzt!" was aber offenbar sinnlos, und „daß der Mensch" oder „der Kranke" emendirt werden muß. — (S. 27 T. S. 16) „Nacken" l. Oberleib (עליון הגוף.) (S. 30 T. S. 17) „lasse man immerhin trinken" fehlt im Text! Nach dem parallelen „so gestatte man schwache Nahrung" möchte man erwarten, gestatte man leichten Trunk. Vgl. das Folgende. — (S. 32 T. S. 18.)

3. Abschnitt (S. 33—4) — S. 35) „6 Stunden lang" l. „bis Ende von 6 Tages stunden." Der Übersetzer kennt die orientalische Stundeneintheilung nicht. — In den Rezepten hat Hr. W. eine merkwürdige Verschiedenheit der Quantitäten vom Text! Wir wollen Einige angeben: S. 35 Z. 12 „**duabus**" l. **tribus.** (Im Text S. 18 Z. 2 v. u. מוצק l. אונק); S. 36, 2 „**decem**" l. **viginti** (s. T. 19, 5); S. 38, 6. „**unc. 3**" l. **libr. 6.** (s. T. 20, 4); S. 39, 3 v. u. „**unc. 2.**" im Text S. 20, 14 v. u. „30 גילום" (?) [54]); S. 39, **pen.** „**unc. V.**" l. **unc. sem.**; S. 40, 3 „**unc. quatuor**" l. **dr. decem.** S. 40, 12 „**unc.** l. **dr.** S. 43, 3 „**unc. β.**" l. **libr. sem.**; T. S. 21 שמן l., שמונה. S. 37 Z. 4 „3mal" l. 2mal. „muß vorräthig sein," nach unserm Text „muß man verstehn" (להבין S. 19 Z. 5 v. u.) Nach W. müßte להכין gelesen werden (S. 38) Z. 6 „**super lenem ignem.**" Wie kommt Hr. W. zu dieser Übersetzung, da doch nach der treffenden Ergänzung des vorliegenden Textes übersetzt werden muß „**super ignem ¼ horam**"!? — Z. 7 „**⅓ parte**" l. „**¼ parte.**" — Am Ende dieser Seite (38) ein Beispiel vom „logischen Geist" des Hrn. W. Er spricht von einem Syrup „2 oder 3 malige Öffnung nach jedesmaliger Absicht bewirkend!" Im Text ist aber nicht von „Absicht" (כונה) sondern „Bereitung" (הכנה) die Rede!" (S. 39) „**in vase (sic!) cupreo;**" im Text ist ausdrücklich von glasirtem Tongeschirr die Rede! — S. 43 Z. 4 „**dein misceantur cum libr. 3 syrupi (separatim) parati ex aqua c. sachare et melle despumato.** Der hebr. Text lautet:

ויערם הכל מ׳ג ליט מאשרוב עשוי במים וסוכר לבד ושנים
ליט דבש להסיר קצפו ויניחה בכלי שוע באבר.

Offenbar ist der Text korrumpirt, und die falsche Übersetzung des Hr. W. gibt noch einige Anhaltspunkte zur Emendation. Von 43 Pfund Syrup kann nicht die Rede sein, auch ehlt dann die **Praepos.** Also emendire ich ויערב בג׳; anstatt לבד lese ich ליט, anstatt להסיר lese ich ויסיר, und übersetze wörtlich: „dann vermische man Alles mit 3 Pfund Syrup, der bereitet ist aus Wasser und Zucker 1 Pfund, und 2 Pfund Honig, dann nehme man den Schaum ab und lasse es in einem glasirten Geschirre." — S. 44) „die psychische Bewegung zu überwachen ... um die psychischen und somatischen Zustände in Einklang zu bringen." Diese Ergänzung beruht auf Mißverstand des hebr. השוות (vergl. arab. hawa) ursprünglich „gleich machen", aber im wissenschaftlichen Hebraism. „ins Gleichgewicht bringen, mäßigen, auf den normalen Zu-

stand zurückführen." Also l. „die psychischen Bewegungen u. s. w. um dieselben zu regeln." (Das.) „der früher in ihrem Herzen wohnte" der Text S. 21) lautet nicht בקרבו sondern מקרבו (**mekarbo**); also l. „den zu entfernen, den er früher zu sich genähert." Eine der merkwürdigsten, gegen allen Zusammenhang sündigenden Sinnverdrehungen findet sich das. (S. 44 Ende), „der Arzt als solcher, wird seine Kunst nimmer gründlich erfassen, der die Beherrschung der Affekte nicht anräth u. s. w." l. der Arzt als solcher hat nicht die Kunst der Beherrschung der Affekte zu erforschen u. s. w.;" denn dies gehört in das Gebiet der spekulativen Filosofie und religiösen Moral, und wird in den einschlagenden Werken gefunden. [55]) — S. 45 T. S. 22) „gute Handlung" und „Übelthat" l. „Wirkung" und „Übel" (nämlich fysisches.) — (S. 48) „Schon durch das Streben u. s. w. l. „Dies (wörtlich: „hier") ist ein gutes Streben, wodurch u. s. w." Der Emendator des Textes scheint den Arabism. des genuinen ובנא (arab. Hâbunâ) nicht verstanden zu haben.

4. Abschnitt. (S. 49) „verdorben, verdichtet oder entartet" l. verfault, verstunken oder dick (trüb.)" Im Text (S. 24) l. מסורח. — (S. 50) Z. 9 „thierischen Prinzips" (l. psychischen) gegen alle Logik und den deutlichen Text. — In dieselbe Kategorie gehört die Verwirrung der Windesbezeichnungen (S. 51). Hier bietet freilich auch der Text (S. 25) einige Schwierigkeit, deren Erörterung zu umständlich werden dürfte [55]). — S. 52 „z. B.," wo eben die Anwendung des vorhergegangenen Gleichnisses beginnt! wörtlich: „dieses (Gleichnisses) Ähnlichkeit ist." Noch schlimmer ergeht es der durch gesperrte Schrift hervorgehobenen Stelle (S. 54): „der ist der vollendete Arzt, der da weiß, wo Zaudern ohne ärztliches Eingreifen ersprießlicher ist u. s. w.!" M. hat hier ein Zitat aus Rasi [56]) angeführt und fügt hinzu: „Aus dem Ausspruch dieses in seiner Kunst vollkommenen Mannes (nämlich Razi) ersieht man ebenfalls, daß das Sichbehelfen ohne Arzt größere Anwendung erleidet, als das Bedürfniß nach demselben u. s. w.!!" Ref. glaubt, daß diese einzige Stelle als Kritik dieser Übers. (?) genügte. S. 55, Z. 20 (vor: „man die Fieberhitze") sind die 2 korrumpirten Worte des Textes (S. 27, Z. 11) לחרוג פונה wohlweislich unübersetzt geblieben. Ref. wagt keine Konjektur. — (S. 56) „Theorie und Empirie aller Naturwissenschaften!" l. „allen Wissenschaften, den natürlichen, konventionellen und positiven." — Daselbst vor dem Zitat aus Ibn Zuhr fehlen nicht weniger als sieben Zeilen des Textes (S. 27, l. Z. bis S. 28, Z. 7)!! L. S. 28, Z. 2 הרואים lies: הרופאים. — (S. 58, Z. 8 v. u.) vor „dann steige man ins Bad" fehlt: „reinige die Haut und wasche den Leib." — Über dieses Waschen (חפיפה), welches beim ritualen Frauenbade schon im Talmud vorkömmt, s. noch Tobia, Fol. 83, d. 84, b. — S. 60 „um das Ergossene gehörig auszustoßen," l. „um das erforderliche Husten hervorzubringen." — Im Text (S. 30) l. מהוציא. — (S. 63) vor „Katzenbälge" fehlt: Darum glaubt der Diener (Verf.), daß das Kleid, welches arabisch ראבאסה heißt, sehr schlecht sei, das Kleid, welches arabisch אלסנבאג heißt, loben aber die Ärzte [57]). — S. 64, Z. 6 „die Sehkraft;" dann ist כשיאות (S. 33, Z. 4 v. u.) in חראות zu emendiren. —

Ref. glaubt nach diesem Sündenregister, welches vollständig dem Don Juans an Mannigfaltigkeit und Reichthum an »gefallenen Schönheiten« nichts nachgeben dürfte, ohne Skrupel das Endurtheil aussprechen zu dürfen: daß die Übersetzung des Herrn W. auf diesen Namen durchaus keinen Anspruch habe, daß Ärzte oder Nichtärzte sich hüten mögen, von derselben auf das Original zu schließen. Ja ich kann den Verdacht nicht abweisen, daß Hr. W. nach den lateinischen Übersetzungen gearbeitet, das Hebräische hin und wieder sich von Andern habe erklären lassen. Hätte der unsterbliche Weise gewußt, daß sein Werk einst in solche Hände gerathen könnte, er würde vielleicht den Sultan gebeten haben, dasselbe nach der Lektüre zu verbrennen; so wie er seinen Schüler, dem er den „Führer" widmete, dringend ersuchte, dies filosofische Fundamentalwerk Unberufenen vorzuenthalten. Ref. war es eine Pflicht der Pietät gegen den großen Moses, hier eine Ehrenrettung gegen etwaige Verunglimpfungen der Leser des Hrn. W. vorzunehmen. Zugleich möchte ich auch verhüten, daß nicht etwa Selbstärzte und Diätetiker unserer Zeit — an einem Übersetzungsfehler oder an einer Unverdaulichkeit dieser Schrift — sich den Magen verderben! —

III. Terminologie und Realien.

Hr. W. hat es „an einer genauen Prüfung des materiellen (!) Inhalts nicht fehlen lassen dürfen," und dies geht hervor „1) aus der Betrachtung der Schwierigkeiten, welche sich bei der Übertragung der obsoleten häufig mutilirten Worte und Eigennamen (sic!) der Arzneistoffe ꝛc. ergaben, dann 2) aus den Eigenheiten der uns so fern gelegenen Verhältnisse der Zeit und des Ortes u. s. w. (S. *VII.* f. oben Anf. Art. II.). „Durch zahlreich beigefügte Bemerkungen und Erklärungen der obsoleten Heilstoffe, hat der Herausgeber so viel als möglich gestrebt, den Standpunkt des unsterblichen Autors der modernen Anschauung näher zu rücken. (S. IX.)" — Dennoch geht er im Gebrauch medizinischer Kunstwörter über das Original hinaus (s. z. B. S. 37 Anfang); „gibt des Autors Bereitungen sämmtlich in lateinischer Sprache, da sie ohnehin für Nichtärzte kein Interesse haben." (S. 35.) Hr. W. möge es mir gütigst verzeihen, daß ich, ein Nichtarzt, an diesen lateinischen Rezepten ein großes, freilich nicht medizinisch-praktisches Interesse nahm; und der Leser wird das begreiflich finden, nach einer kurzen Auseinandersetzung der von Hrn. W. angedeuteten Schwierigkeiten, welche zugleich den Maßstab für seine Leistungen auf diesem Felde modifiziren.

Daß die Bezeichnung oder Beschreibung der Naturwesen, — welche in medizinischen Schriften als **materia medica** erscheinen — für den Filologen sprachlich und real interessant sein müsse, sieht wohl Jeder alsogleich ein. Dies Interesse erhöhen bei hebräischen Schriften, namentlich Übersetzungen aus dem Arabischen, noch besondere Umstände, die wir hier nur flüchtig bezeichnen können, weil sie mit der ganzen Geschichte der hebräischen Sprache innigst zusammenhängen. — Die hebräische Literatur hat mehr, nach und nach eingeführte Fremdwörter, als irgend eine andere, weil die Juden mit aller Welt in Berührung kamen, ihr Anschauungskreis durch eigenthümliche Schicksale mit jeder Epoche erweitert wurde, da die Vergangenheit in sorgfältig bewahrten Traditionen und Urkunden der Gegenwart einverleibt ward, und

wo das Material und der Sprachschatz eines höhern Alterthums nicht ausreichte, aus fremden Quellen geschöpft werden mußte. Denn eine aus dem unmittelbaren Leben in den engen Kreis der Literatur zurückgetretene Sprache kann bei aller Bildungsfähigkeit (und das Hebräische hat gerade durch die Berührung mit so vielen Sprachen diese Fähigkeit erweitert, z. B. Arabismen u. dgl. allmälig in ihren Organismus aufgenommen) nicht für alle neuen Sprachobjekte, und am wenigsten für die konkreten, ausreichen. Dazu kömmt das didaktische Bedürfniß nach Übersetzungen, Kommentaren u. s. w. jener ältern hebräischen Urkunden in den respektiven Landessprachen, welches, schon beim beginnenden Rückzug des Hebräischen aus dem mündlichen Verkehr fühlbar geworden und befriedigt, eine stete Vergleichung und innige Wechselwirkung zwischen den verschiedenen in Anspruch genommenen Sprachen herbeiführen mußte. So lernte z. B. der Jude im Slavenlande aus der hebräischen Literatur anderer Länder eine Menge persischer, griechischer, lateinischer, arabischer, romanischer, germanischer Ausdrücke mit den bezeichneten Gegenständen, und ihr Verhältniß zu den vorhandenen echthebräischen kennen, und verwendete diese Kunde wieder zu filologischer und sachlicher Erläuterung der hebräischen Literatur. Dieser Nexus ist nothwendig stets zu beachten, wenn man hebräische Werke sachlich und sprachlich erläutern will, insbesondere bei hebräischen Uebersetzungen. Der hebräische Uebersetzer wählt natürlich für das fremdsprachliche Wort dasjenige hebräische, welches nach dem Usus demselben entspricht, und das lehren ihn eben die Uebersetzer, Erklärer u. s. w. der hebräischen Schriften in der betreffenden Sprache. Er muß also auf Exegeten, Lexikografen der Bibel, des Talmud u. s. w. Rücksicht nehmen; oder aber er findet nichts Entsprechendes, und behält dann das Fremdwort allein bei (welches gewöhnlich durch zwei Strichelchen über dem Buchstaben als solches bezeichnet wird). Doch erleidet dieses häufig durch den Uebersetzer selbst nach fonetischen Verhältnissen, oder durch Unkunde der Abschreiber u. s. w. Entstellungen, denen nur durch polyglottische Kenntniß abgeholfen werden kann. Darum haben wir oben (I) den polyglottischen Angaben in dem medizinischen Werke Tobias so hohen Werth beigelegt; und es wäre eine würdige verdienstliche Aufgabe eines Filologen, die einschlagenden Vorarbeiten und Hilfsmittel zu einer Art von jüdischer Polyglotte zu verarbeiten, aus welcher gewiß die Geschichte der in der jüdischen Literatur vorkommenden Sprachen Gewinn ziehen würde. — Ähnlich erging es den Arabern, als sie die griechische Literatur u. s. w. zunächst durch das Medium syrischer Uebersetzungen, oder durch Syrer und Juden als Uebersetzer, auf arabischem Boden verpflanzten; doch mit der bedeutenden Modifikation, daß das Arabische zu jener Zeit noch vollkommen lebendig, zur Bezeichnung konkreter Begriffe über einen reichhaltigen eigenen Sprachschatz verfügen konnte. — So finden wir denn in der Terminologie der vorliegenden hebräischen Uebersetzung der arabischen Diätetik M.'s weniger hebräische als romanische (meist spanische), griechische und lateinische Termen (diese wieder zum Theil durch das Medium des Talmud oder des Arabischen herübergenommen) und wirklich arabische, in häufigen Verstümmelungen, die das Geschäft des sekundären Uebersetzers und Erklärers wahrlich der Nachsicht würdig machen, wenn er dasselbe nur gewissenhaft ausübt, d. h. seine Unkunde in vorkommenden Fällen gesteht, aber auch durch Sachkenntniß berechtigt und befähigt sich daran macht, und auf die oben geschilderten Umstände Rücksicht nimmt. Besonders dienlich ist in solchen Fällen eine zusammenstellende Nomenklatur für den weitern Forscher.

Hr. W. hat hier wenigstens etwas mehr gethan, oder der lat. Übers. entnommen. Er gibt wirklich in vielen Anm. Sacherläuterungen, deren mediz. Werth zu schätzen nicht Ref. zukömmt. Doch habe ich, mit meinen wenigen literarischen Hilfsmitteln, und bei aller Fremdartigkeit des Stoffes, auf rein filologischem Wege auch hier viele Fehler entdeckt; namentlich fehlt Vieles aus dem hebr. Text, und hat auch Hr. W. selbst wo er das Richtige hat, den in den Termen besonders korrumpirten Text nirgends berichtigt.

Anmerkungen.

*) S. Nr. 13—16. Diese Anzeige wurde auf Verlangen der Redaktion gekürzt, welches manche, namentlich formale Mängel entschuldigen mag. — Nachträglich bemerke ich, daß del Medigo die Diätetik unter dem Titel הנהגת הבריאות, die Aforismen unter dem Titel פרקי הרפואה (medizin. Afor.) anführt (s. Geiger. Malo Chofnajim, S. 74). Nach Carmoly (Isr. Annalen. 1840. S. 394) hätte R. Moses Narbonni die Aforismen übersetzt; allein seine Quelle (Comm. zu Moreh, I. C. 55) ist wohl eher auf ein selbstständiges Werk von Narb. betitelt פרקי משה zu beziehen. Über M.'s mediz. Thätigkeit u. s. w. findet sich auch Manches in Munk, Notice sur Jos. B. Jehouda, welches ich in Frankel's Zeitschr. 1845. S. 76 ff. angezeigt habe. Ich vernehme auch, daß so eben in Berlin ein Schriftchen über Maim. gegen die Biogr. von Beer erschienen sei. —

Druckfehler in Nr. 13—16, mit Übergehung der leicht verbesserlichen, sind: S. 90, a. vorl. Z. Unzulänglichkeit, l. Unzugängl. — S. 90, b. Z. 24 Kompedien l. Kompend. — S. 92, Z. 15 Honnin l. Honein. — S. 93, Anm. 7, 10 u. s. w. l. Kerem. Anm. 33, Z. 1 תחבולה l. תחבולה. — Das. Z. 3 ועולם l. ועולת, vermuthlich וחועלות (oder ועלות) zu emendiren. — Anm. 26 „für" l. „Für. Das. Inrâbh l. Jurâbh. — Anm. 38 l. רפרוף ורתם, das Hebr. ist stets am Anfang der Zeile zu setzen. „18, a" l. „48, a." — S. 109, Z. 17 v. u. Trisir l. Teisir. — S. 110, a. Z. 8 v. u. ist „34, b" Zeichen der Anm. — S. 110, b. Z. 15 l. Anthropologie die. — Z. 20, 19 v. u. l. Chajun, Chajun. — S. 111, a. Z. 8 v. u. „Auch den" l. „Auch an den. — S. 111, b. Z. 5 v. u. l. Hobeisch-el Mokaddessi. — S. 112, Anm. 30 l. „המעתיק שמעא" und „Siatica." — S. 118, b. Z. 16 v. u. l. Es erübrigt. — S. 119, Z. 13 „daraus," l. dadurch, Z. 14 „unsrer," l. neurer. — S. 119, b. Anm. 37 l. Kirschbaum. — S. 124, a. Z. 13 v. u. vor „des Kranken" fehlt „*)". — S. 126, b. Anm. 51 nach „neuesten" fehlt „Zeit.

53) s. oben Anm. 11, 15, 34, 41, b. 50.

54) So z. B. dient dies Immanuel Aboab als Grund, daß das Werk Mortum sanitatis (?) von Maim. sei (s. Wolf I. p. 864), vergl. אלחמר ללה am Anfang eines karaitischen Werkes (Annalen 1841. S. 87), und Ähnliches bei B. Nissim (Geiger's Zeitschr. V. S. 432, 433, Anm.). Nach Bestami war König David (!) der erste, der sich am Anfang der Schriften der Formel bediente: „Was nach vorausgeschicktem Lobe Gottes die Sache selbst betrifft." (Litbl. des Orients. 1841. Kol. 123.) So beginnt auch schon ein angeblicher Brief Muhammed's (s. Weil, Muhammed, S. 166, Anm. 248.). Im Talmud (Ber. 32, a. Ab. Sara 7, 2) wird empfohlen das Bittgebet durch ein Lobgebet einzuleiten.

54, b) Vielleicht גילוש „Küchelchen, s. M. J. Landau's Erkl. der roman. Worte (Marpe Caschon) zu Berach. 37, b. und R. M. Isserls, Joreh Deah 113, §. 6) und das lat. bolus, בולוס „Kuchen" (Teig) bei Tobia, 78, c.

55) Vgl. Maim.'s Ansicht über den Arzt oben Anm. 49.

[56]) Im T. stets ראוי anstatt ראוי.

[57]) Über Rabatha, die Kutte der Morabithen (Marabouts), spricht v. Hammer in den Wien. Jahrb. (Das Zitat ist mir abhanden gekommen.)

(Schluß folgt.)

Bilder aus Italien.

I Corni di Canzo.

(Schluß.)

Von der uns zugewandten Seite ist das Horn mit gewöhnlichen Mitteln geradezu unersteiglich, eben so von der südwestlichen, die auf unsern friedlichen Bauernhof niedersteht; versuchen wir also unser Glück entlang jener ausgedehnten Wände, die gegen Aufgang über den See hinschauen, und da sie vom Zahne der Verwitterung am stärksten benagt sind, dem geübten Kletterer noch am ehesten zugänglich scheinen. Indessen gilt es selbst hier, bevor die passendste Stelle gefunden wird, einen mühsamen und nicht ganz gefahrlosen Marsch, bald über pfadloses Geröll vom gröbsten Kaliber, das zu allerlei akrobatischen Kunststücken nöthigt, bald auf leichtbeweglichen Schutt, der nur mit Hilfe des spitzigen Bergstockes sicher zu beschreiten ist, bald endlich um scharfe Vorsprünge herum, deren brüchige Zacken für die nach festem Halt umhertastende Hand nur wenig verläßliche Stützen sind. Inmitten all dieser Mühe und Fährlichkeit, und gleichsam zum Ersatz für sie, findet der furchtlose Beobachter reichlich Gelegenheit zum Genusse und zur Belehrung. Hier z. B. steigt eine schmale Felsplatte, vom Körper des Hornes durch einen kaum fußbreiten Raum getrennt, senkrecht gleich einer Schiefertafel bis in Thurmeshöhe empor, dort haben Sturm und Regen aus dem weichen Kalkfels groteske Stützpfeiler, seltsame Zinnen gemeißelt; da drohen vom Gipfel der mauergleichen Wand überhängende Steinmassen, dort strebt eine fantastische Zackentreppe steil gesprengt gegen den Himmel auf. Wo die Abfälle dieser wackeren Steinmetzarbeit minder massenhaft über einander liegen, wuchern aus den Fugen die niedlichsten Pflanzen hervor, unter welchen wir nur eine der italienischen Alpenregion eigenthümliche Art von Erdrauch (**Fumaria capnoides**) erwähnen wollen, der geselligen Wuchses mit seiner reichen blaßgelben Blütentraube und zartem, mattgrünem Blatte das nackte Gestein wunderbar ziert. Auch nistet in diesem wildzerklüfteten Fels ein trefflicher, auf der Nordseite der Alpen gleichfalls unbekannter Sänger, die blaue Drossel (**Turdus solitarius**), vom deutschen Vogelliebhaber seiner Lebensweise halber „einsamer Spatz" genannt. Weiterhin aber und näher dem Gipfel, wo die Zerstörung minder gewaltsam wirkte, wo neben Sträuchern der Alpenrose das junge Gebüsch der heimischen Buche Raum für seine Wurzeln fand, und die größere Freiheit des Pflanzenwuchses in Bildung eines kräuterreichen Rasens sich bethätigt, stellt auch die Insektenwelt manch schönen und seltenen Gast, und namentlich erscheinen daselbst mehre deutsche Arten (z. B. **Nem. Lucina, Eum. pretiosus etc.**) in bemerkenswerther klimatischer Abänderung. Hier ist auch die Stelle, wo die Kuppe des Hornes selbst nach vorläufiger Ablegung allen Gepäckes erstiegen wird. Man folgt zuerst einem kurzen ziemlich jähen Felsgrate, kömmt dann zu einer zackigen tiefen Spalte, in welcher man auf gut schornsteinfegerisch mit Hilfe der Kehrseite und Ellbogen anklimmt, macht hierauf noch zwei oder drei Gewaltschritte über Kalkschutt, und — steht auf dem Gipfel (4200 Fuß über'm Meere). — Dieser, ein dreieckiger etwas muldenförmiger Rasenplatz von beiläufig zwölf Schritten im Umfange, dabei mit Ausnahme des eben beschriebenen Zuganges ringsum in jähe Wände oder unzugängliche Felskämme abfallend, bietet einem Kleeblatte verträglicher Wanderer eben Raum genug zur nöthigen Rast. Ihr Blick aber darf hier nicht ruhen, und kann es auch nicht, denn zu lockend gestalten sich allseitig Nähe und Ferne, und nichts hindert ihn hier, sie frei zu umkreisen. Gegen Mittag zuerst, wo der frühere Standpunkt in bescheidener Tiefe sichtbar wird, schweift er über das grüne Hügelnetz der **Brianza**, an dessen Saume die Seen von **Oggiono** und **Olgirate** wie Silbermuscheln schimmern, weit hinaus in die bunte Ebene der Lombardie, und als wäre sie noch das Meer, welches in den Tagen der Urzeit diese Höhen bespühlte, findet er dort seinen Ruhepunkt erst in dem verschwommenen Wolkenstreife, der ihre Ferne mit dem Himmel verknüpft. Enger begrenzt, aber noch schöner vielleicht erscheint ihm die Szene, kehrt er dann im Osten, dem Silberstreife der **Adda** entgegen, aus der Fläche zurück. Da starrt ihm zuerst der langgezogene, tiefzersägte Rücken des **Resegone** entgegen, hinter dessen sechzehn Gipfeln und Spitzen ein eisgepanzertes fernes Berghaupt (der **Monte Baldo**) einsam emporsteigt. Näher dann und dem Horne gegenüber schaut er die gigantischen, durch einen tiefen Sattel geschiedenen, nackten Felszinken, **le Grigne** (über 7000 Fuß hoch), welche Schnee in ihren Rissen, duftige Nebel um ihre Scheitel, mauergleich in den Äther ragen; endlich und fast gerade im Norden fesselt ihn die silberne Pyramide des **Monte Leguone** (ungefähr 8500 Fuß hoch), welche über den scharfen Rand der letztgenannten Höhe in ernster Majestät hereinblickt. — Anders wieder die schwindelnde Tiefe zwischen diesem Hochgebirge und dem, worauf der Beschauer weilt. Da unten, gleich dem Spiegel eines sanftgekrümmten Stromes, glänzt der stille, liebliche See von **Lecco**, von seinem jenseitigen Ufer, dort wo die **Adda** aus ihm hervorströmt und eine steinerne Brücke geschlagen ist, blinkt das Städtchen selbst herauf, und dem schmalen Strande entlang, bis wo er als Gestade des Comersees nach Norden sich wendet, schimmert die Heerstraße, ein weißer Saum, welcher gegen sein Ende hin in den untern Felsengallerien von **Varenna** abwechselnd verschwindet und erscheint.

Ein drittes und wieder neues Bild entrollt sich dem Auge gegen Untergang. Ein aus der **Brianza** aufsteigendes, zum Theil waldbedecktes Gebirge, welches jenseits der kahlen Höhen von **Canzo** nordwärts zieht, und so die untere Hälfte des Comersees verdeckt, scheint hier die Fernsicht beschränken zu wollen; wo es aber hinter dem zweiten Horne, welches in nordwestlicher Richtung und wenige Fuß höher als das unsrige emporragt, wieder zum Vorschein kömmt, fällt es rasch in das niedrige Vorgebirge von **Bellagio** ab, und scheidet damit gegenüber der Felsecke von **Varenna** den Ursprung der Arme von **Como** und **Lecco**. Dadurch wird die Mitte des eigentlichen Comersees, in welche jenes Kap eine lieblich-grüne Landzunge hineinragt, dem Blicke plötzlich freigegeben, und mit Behagen gleitet er über die glatte Wasserfläche, aus deren Blau einzelne Segel als weiße Punkte sich heben, hinweg, bald zu ihrem fernen westlichen Ufer, den in duftige warme Tinten getauchten Bergen von **Tramezzo** zu, bald nordwärts

zu den nackten, grauen Felsen bei **Varenna**, bald endlich zur Kette von Schneegipfeln, die ferne hinter beiden im Bogen bis zum **Legnone** zieht.

Diese letzten Grenzposten des helvetischen Alpenheeres schließen so eine Rundsicht, welche wir, wenn anders Mannigfaltigkeit der Szenerie als Grundlage der Beurtheilung dienen kann, zu den schönsten Oberitaliens zählen dürfen. Denn, wohin das Auge sich wenden mag, immer ein anderes Gemälde, immer neue Naturpoesie. Idyllischen Frieden, selige Ruhe athmen die grünen Gestade, die sonnigen Höhen von **Bellagio** und **Tramezzo**, Jugendfrische und fröhlicher Genuß, sie lächeln aus den Rebenhügeln, den Fluren und Gehölzen der **Brianza**; bist du empfänglich für romantische Eindrücke, die einsame Heerstraße am grauen Felsstrande zwischen **Varenna** und **Lecco** erinnert lebhaft an die ungastlichen Pfade der Abruzzen; bist du dem Fleiße hold, ein Bild emsiger Thätigkeit: ein rühriges Leben, bunt wie die Ebene selbst, in der es waltet, entrollt sich mit dem Anblick der lombardischen Flächen. Und mahnt's dich jetzt an die Heimat, wende dich um: aus dem zackigen Walle von Fels und ewigem Schnee, der sich vom **Resegone** bis hinüber zum Comersee aufthürmt, grüßt dich die rauhe einfache Größe deiner Alpen, spricht zu dir der ernste Geist des heimischen Nordens.

Neigte sich nur nicht die Sonne bereits gegen die Schweizerberge, und hätten wir nur einen minder beschwerlichen Marsch vor uns, wie gerne verweilten wir noch länger auf diesem einsamen Felspfeiler, in stummer Betrachtung versunken. Doch wenn wir zur Rückkehr einen andern Weg wählen, nämlich den um das nordwestliche Horn herum, so bleibt uns zur Entschädigung lange noch der schönste Theil des Panorama's, die Fernsicht gegen **Tramezzo** und **Varenna**, und die Nähe selbst entfaltet, da auch dieser zweite Gipfel ringsum auf's steilste abfällt, fast bei jeder Wendung des Weges neue und malerische Gruppirungen der Felswände. Schade nur, daß dieser Rückweg sehr ermüdend ist, und zumal an der Ecke, wo das **Val Breno** gegen den See ausmündet, einen schwindelfreien Kopf fordert. Von einem Gehen auf wirklichen Fußsteigen ist nämlich da gar keine Rede, sondern nur von unaufhörlichem Klettern zwischen Geröll und Gestrüpp, und dann sieht man sich auch sehr häufig gezwungen, mit der einen Hand zähe Zweige des Strauchwerks zu erfassen, und eine Ferse zwischen ihr Wurzelwerk einzuklemmen, um mit der andern Hand, die den eisenbeschlagenen Bergstock trägt, für den freischwebenden Fuß einen Haltpunkt im Felsschutt suchen zu können, — ein Unternehmen, das, sechs oder sieben Schritte oberhalb der Kante eines Abgrundes, nicht zu den unterhaltendsten gehört.

Nach etwa anderthalb Stunden derartiger Wanderung kommt man auf eine Stelle hinaus, wo sich's ein bischen Halt machen läßt, auf eine Berghaide, die in westlicher Richtung weit hinunterzieht, und gewöhnlich der Weideplatz einer schönen kecken Ziegenheerde ist.

Im weiteren Verfolge der Wanderung, nachdem man diese Berghalde hinabgestiegen ist, und auch schon einen mehr buschigen Abhang überschritten hat, überrascht am Saume einer überaus üppigen Bergwiese eine schattige Rothbuche, wohl der einzige Baum seiner Art auf dem ganzen weiten Rücken dieses Gebirges, und der letzte Zeuge vom Dasein solcher Wälder. Es ist eine Erquickung für Seele und Leib, nach so langem Marsche in italienischer Sonnenglut das Flüstern des Windes im Laubdach dieses heimischen Baumes zu hören; und hingestreckt auf den sammtenen Rasen dabei den Blick über den bläulichen Comersee, seine Olivenhaine und Rebengelände, seine Felsmauern und Schneegipfel schweifen zu lassen. Bis zum nächsten Morgen möchte man da kampiren; aber, wenn der abendrothe Schimmer der Schneekulme in mattes Grau zu verblassen beginnt, wenn bereits dunklere Schatten über Thal und Gewässer sich lagern, und die Mondsichel zwischen Lämmerwolken sichtbar wird, zwingt der rasch und reichlich fallende Thau zum Aufbruch. Mit Trauer bemerkt man beim Abschiede vom gastlichen Baume, daß sich auch an ihm schon unheilige Hände vergriffen, und mehr als einen Ast verstümmelt haben. Schützende Dryaden! Warum lebt die Fabel eures Daseins im Herzen des Volkes nicht mehr, während doch so viel unnützer Aberglaube noch in seinen Köpfen spuckt! Auch die edlen Kastanien, zwischen welchen ein entsetzlich steiniger Pfad von hier bis **Canzo** hinabführt, würden dann in größerer Zahl eines natürlichen Todes sterben, statt daß sie jetzt Willkür oder Muthwille im halben Wachsthume vernichtet. Und dort oben, wo im grauen Gerölle nur Sträucher kümmerlich haften, würden heute noch mächtige laubgekrönte Stämme die Wurzel in schwarze Dammerde treiben. — Verspätete Klagen! Der grüne Gürtel der Bergesjungfrau ist seit Langem gelöst, und wie wir wissen, knüpft kein Sterblicher solche Bande von Neuem. Stürmet darum, ihr Winde und Gewitter nur recht toll über ihren entweihten Pallast! Schöner ist und bedeutsamer die vollendete nackte Ruine, als wenn an ihren gähnenden Mauern noch Lappen des alten Tapetenschmuckes kleben, zu kleinlich, um den Eindruck des Ganzen zu erhöhen, zu bunt, um nicht dessen Einheit zu stören. Werdet, ihr **Corni**, wie dort gegenüber die gewaltigen **Grigne**, auf deren kahle himmelanstrebende Wände die beleidigte Natur mit Riesenlettern zu schreiben scheint jenes herrliche Wort:

„**Me saxa loquuntur.**“

Wiener dramaturgische Berichte.

Von Andreas **Schumacher**.

Übersicht des Monats April.

Das k. k. Hoftheater nächst der Burg brachte im Laufe des Monats April zwei neue Dramen. Das erste „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten,“ Lustspiel in vier Akten von Deinhardstein, das Werk eines älteren erprobten Meisters, der Bühnen-Gewandtheit und guten Dialog an ein zu wenig neues Sujet wendete; das zweite „Spartakus“ von B. Weber, der mit einem glänzenden Gedanken ein geschichtliches Bild aus der alten Römerzeit in die Gegenwart hereinzuzaubern suchte. Sie haben beide auf der Bühne kein entschiedenes Glück gemacht, sie haben aber auch nicht mißfallen, und neuerdings die Überzeugung bestätigt, daß eine Bühne nicht irren kann, wenn ihre Wahl bei glänzenden Namen und glänzenden Talenten stehen bleibt.

„Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten,“ eine Liebesangelegenheit, die ihre Lösung von einem reichen Vater zu erwarten hat, ein junger Mensch, der für einen Fürsten gehalten wird, und von diesem Mißverständnisse für seine Herzensangelegenheiten Nutzen zu ziehen, überredet wird, ein junges Mädchen, dessen Gewissen bei dem Gedanken, daß es den Geliebten heiraten werde, sich guten Muths zur Ruhe begibt, — werden durch den Einfluß, den der Glanz eines Fürstentitels um die Person des verkannten Privatmanns verbreitet, zu Hebeln einer höhern

Gerechtigkeit, und verrichten durch die Unbefangenheit, mit welcher das Kind des Zufalls die Zügel der fürstlichen Macht handhabt, was vielleicht dem Fürsten selber zu verrichten nicht eingefallen wäre. Sie stürzen einen ränkesüchtigen Oberdirektor, der eine Geisel des Landes war, sie verbinden zwei Liebende, deren Glück der Rücksicht für diesen Oberdirektor aufgeopfert worden, und bauen endlich die Grundlagen ihres eigenen Glückes. Der Fürst bestätigt all diese Wunder, die er, ohne es zu wissen, vollbracht.

Der Dichter schildert uns somit das Göttliche in der Stellung der Fürsten, das schöne Vorrecht nämlich, das Gute uneingeschränkt thun zu können, und wenn ich nicht irre, soll der Zufall, der hier in ihrem Namen handelt, ihnen den Glauben an diesen schönen Beruf recht nahe legen. Ich finde daher den Grundgedanken des Stückes allerdings einer dramatischen Bearbeitung würdig, und kann diesem Lustspiele die glückliche Lustspielidee nicht absprechen, wenn auch in der Durchführung zu viel Altes benützt wurde, und die szenische Durchführung trotz aller Bühnengewandtheit des Verfassers im Ganzen zu wenig Frische und Neuheit hat.

„Spartakus," Trauerspiel in fünf Aufzügen von B. Weber. Der gebildete Sklave, der von dem herrschsüchtigen Rom, das nur Römerrecht und kein Menschenrecht kennt, zum Fechten gepreßt und dem Löwen vorgeworfen worden war, ist seinem Kerker entsprungen, hat sich aus 70 Unglücksgefährten ein wildunbändiges Heer mit eisernen Fäusten geschaffen, schlägt Rom am Vesuv, in unzähligen andern Schlachten, gewinnt immer größeren Anhang, steht endlich an der Spitze eines die Welt erschreckenden Heeres, kann Rom überfallen und Cäsar werden, und — zieht sich zurück. Die entwürdigte Welt will er zu ihrem Rechte bringen, den geketteten Sklaven zum Menschen machen, und aus Fechtern einen Freistaat gründen, der alle aufnimmt und schützt, die jetzt die Kette tragen. Da tritt das Weib zu ihm und spricht: ein Traum zeigte dich mir als Imperator, ich habe die Krone auf deinem Haupte gesehen, um welches sich die giftige Schlange wand, das Gold der Majestät ersetzend. Und Abgesandte kommen eines mächtigen Königs und sprechen: theile die Welt mit unserm Herrn. Er findet keinen Würdigern als dich, den seine Thaten zum Könige machen, um mit ihm das Majestätsrecht über diese weite Welt zu theilen. Und seine Krieger kommen und sprechen: du hast uns die Freiheit gegeben, wir haben sie mit dir erkämpft, erkauft mit unserm Blut, tausende von Leichen der Unsern düngen die Felder Italiens, gib uns Italien, gib uns Rom, gib uns die Herrlichkeiten und Genüsse des Lebens, gib uns die Welt, sei Kaiser.

So drängt sich der Konflikt der menschlichen Unersättlichkeit mit dem verwahrlosten Menschenrecht um den Geist, der alle lenken soll, und Gerechtigkeit üben, zwischen der Unterdrückung und dem Übermuthe, zwischen Sklaverei und Willkür, zwischen Erniedrigung und toller Selbstüberhebung. Endlich siegt die Schlange, dieses Symbol der Gewalt, dieses Symbol giftiger Gedanken, die auch den größten aller Menschen nicht bei dem stehen bleiben ließen, was mit Recht sein war, sondern in sein Ohr zischelten, und sein Herz umstrickten, bis er Alles nahm, und alles Recht in seinem Alleinrecht endete.

Der Anlage nach ist dieser Vorwurf einem in der neuern Weltgeschichte ausgeprägten Gedanken sehr ähnlich, und wenn man von dem Soldatentode des Spartakus absieht, der Geschichte des letzten Kampfes um die Weltherrschaft in ihren schönsten Zügen nachgebildet. Auch Spartakus scheitert hier an dem kühnen willkürlichen Eingriffe in das Bestehen der Weltordnung, an dem wilden Überwuchern der Macht über den ursprünglichen Plan menschlicher Befreiung. Auch Spartakus steht in einer Welt, die ihn nicht begreift, all sein Wirken Kräften anvertrauend, die an die Hoheit seiner Bildung und Denkart nicht hinanreichen, und den Plan, der alle verbinden soll, im augenblicklichen Genusse aus den Augen verlieren, auch er folgt unwillkürlich und wie überwältigt der Macht der Umstände, die ihm, dem Usurpator, die Krone aufs Haupt drücken. Doch er fällt in dem Augenblicke, wo er nicht mehr er selbst, nicht mehr der Repräsentant der befreiten Menschheit, sondern der adoptirte Sohn der kaiserlichen Majestät ist.

Diesen Gedanken hat der Dichter gegeben, sein Buch, wie wir es gelesen, drückte ihn aus; sein Buch, wie wir es aufführen gesehen, ließ ihn kaum durchschimmern.

Ein Werk, dessen dramatisches Leben auf der Entfaltung des innern Menschen begründet und erbaut ist, dem die äußere Handlung gleichsam nur zur Veranlassung des zu entwickelnden geistigen Momentes dient, im welchem Kampf und Fortschritt von einer Sfäre des Seelenlebens in die andere sich an den äußern Ereignissen gleichsam nur spiegelt, ist mit einem andern, dessen handgreifliche Handlung das Wort gleichsam nur als nothwendiges Übel mitnimmt, und in dem es auf einige hundert solche Worte gar nicht ankommt, nicht zu verwechseln. Hier handelt es sich um die Ausführlichkeit, um die entwickelte Motivirung jeder einzelnen Thatsache im Bewußtsein. Hier löst sich der nächstfolgende Gedanke, wie die Schlange, die sich enthäutet, aus der Hülle des früheren, Satz um Satz, Schluß um Schluß sind die Ringe Einer Kette. Aber es ist nicht bei dem Ablösen einzelner Gedankenglieder geblieben, wir haben Szenen gesehen, die ganz aus ihrem Zusammenhange herausgefallen waren, weil diejenigen, denen sie zur Vorbereitung dienten, und die erst ihren Zusammenhang mit dem Grundgedanken des Werkes anschaulich machen konnten, hinweggefallen waren.

Ohne Zweifel müssen dramatische Werke, die sich ihrer Länge wegen für die bühnliche Darstellung nicht eignen, und die man ihres Werthes wegen dennoch zur Aufführung zu bringen Grund hat, sich Kürzungen gefallen lassen. Diese müssen jedoch bei ruhiger Überlegung, und wenn es dem Dichter an der Erfahrung dazu mangeln sollte, von einer Hand gemacht werden, der jedenfalls das Ganze als solches heilig ist. Weber hat sich hier an seinem eigenen Werke versündigt, er hat der Aufführung seines Werkes zu Liebe offenbar sein Werk entstellt.

Dazu kam, daß die Handlung in ewigem Kriegslärm und durch Szenen hinbrausend, welche auf der Bühne stets nur eine mangelhafte Ausführung erwarten dürfen, an Einförmigkeit und geringerer äußerer Verwicklung leidet, daß alles Faktische nicht nach dem Gesetze innerer geistiger Nothwendigkeit, sondern historisch, wie es der Epiker zu seinen Darstellungen braucht, an einander angelehnt war, und daß die innere Handlung, das geistige Walten zwischen Mensch und Menschen aus diesem Geräusche der Schlachten nur durchfunkelte, wie etwa die Sonne durch geschlossene Fensterbalken blitzt.

Ich habe vor dem Talente des Dichters alle Achtung, er hat einen großen Vorwurf aufgefaßt, die Vergangenheit mit dem Zauberstabe der Idee mitten in die Gegenwart hereingerückt, er hat eine Sprache von unseren Bühnen herab ertönen lassen, die durch Kraft, Ruhe und Gedankenreichthum sich an das Glänzendste anreiht, was unser Jahrhundert geschrieben, allein sein Werk hat sich nur mühselig und mit trägem Ruderschlage auf der hoch wogenden See bewegt, beinahe wie ein Wrack, das mit reichen Goldbarren beladen, nach überstandenen Stürmen seiner Masten und Taue beraubt, dem Hafen zuwankt.

Die Aufführung in vielen Theilen meisterhaft, in andern wieder mangelhafter, als es einem Dichter bei seinem ersten Auftreten zugemuthet werden sollte, in den Hauptcharakteren wie des Spartakus, der Kraja und des Crassus markig und lebendig durchgeführt, in den Nebencharakteren wie des Publitor und der Camilla schleppend, eintönig, und gesangsartig von aller Bühnenkunst weit abirrend, herabgekanzelt, gewährte, wie das Werk im Ganzen, nur einen gestörten unsichern Eindruck.

Der schöne Monolog des Spartakus mit Musikbegleitung war ihr Glanzmoment, gerne hätten die Hörer hier noch lange gelauscht, denn die Schönheit des Gedankens und des Vortrages rissen dahin.

Herr Weber hat somit einen ehrenvollen rühmlichen Anfang gemacht, wir können nach dieser Dichtung nur Glänzendes von seinem Talente erwarten.

Das k. k. Hofburgtheater hat uns im Laufe dieses Monats auch einen Gast vorgeführt, der Erwähnung verdient. Es war Mad. Wasowicz vom Brünner Stadttheater, welche als Klärchen in Göthe's „Egmont," als Emilie in Leutner's „Geschwister," und zuletzt als Christine in Laube's „Monaldeschi" debutirte; wir lernten in ihr eine verständige, nach Charakteristik ringende Darstellerin kennen, deren Mäßigung und Einsicht oft viel höher gestellten Künstlerinnen zum Muster dienen könnte, insbesondere müssen wir ihre glückliche und gewandte Darstellung des Klärchens hoch schätzen, da dieser Charakter wohl nicht in ihr eigentliches Rollenfach einschlägt. Die scharf gezogene Grenze der sich selbst unbewußten Empfindung nie überschreitend, gab sie uns das Bürgermädchen, ohne sich je zur Rhetorik der tragischen Heldenspielerin, welche die Rücksichten des Standes verschmäht, zu verirren. Ihre Christine trug das Gepräge jener bizarren Weiblichkeit, die sich in der Liebe des bravirenden Mannes gefällt, mit aller Zartheit und Rücksicht für die Königin, die sich zum Schäferspiele herab läßt — das Weib, das zu stolz ist auf sich selbst, um eine Königin zu sein.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 15. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 58.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Feil: Aufhebung der Klöster. 2. Imbach. — Steinschneider: Schriften über Maimonides. 2. Artikel. (Schluß.) — Sturm: Das Archiv und die Bibliothek des Erzstiftes Olmütz zu Kremsier. — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. April. (Schluß.)

Original-Beiträge zur Geschichte der Aufhebung mehrer Klöster in Niederösterreich.

Von Jos. **Feil.**

2. Imbach. *)

Literatur: Weiskern's Topografie. 1769 I. 287. II. 38.

Marian (Fidler) und Wendt von Wendtenthal, Geschichte der österr. Klerisey. VIII. 1787 p. 36—40, nach dem Berichte der Priorin Emerenzia Fruethin.

Blumenbach: Landeskunde von Österreich u. d. E. II. 1835. p. 388.

Schmidl: Wien's Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreise I. 1835, p. 483—485; (der Erste unter den neueren Topografen, welcher auf die sehr interessante, noch wohlerhaltene alte Klosterkirche aufmerksam machte); in Verbindung mit Melly's Bemerkungen in Kaltenbäcks österr. Zeitschrift 1835 p. 399—400.

Tschischka: Kunst und Alterthum im österr. Kaiserstaate. 1836. p. 100—101.

Schweikhart: Darstellung des Erzh. Österreich u. d. E. — V. U. M. B. II. 1839. p. 117—126.

Frast: Das Nonnenkloster Imbach; in Chmel's österreichischem Geschichtsforscher. I. Band. II. Heft. 1838 p. 533—547; mit einem diplomatischen Anhange von Jos. Chmel, 14 Urkunden von 1269—1280 ibid. p. 547—565, und 23 Stücke von 1277—1296, im II. B. III. Hft. p. 559—575 aus den Originalien des k. k. geh. Haus- und Hof-Archives enthaltend.

Abbildung: von 1672 bei Vischer.

Das Frauenkloster des Predigerordens der Dominikanerinen zu Imbach (dem alten Minnebach) lag im lieblichen Kremserthale, von Krems kaum eine Stunde weit entfernt. Heutzutage in seinen Ruinen, bietet es nur mehr ein wehmüthiges Bild der Vergänglichkeit. Die noch vollständig erhaltene Kloster- jetzt Pfarrkirche ist aber ein schönes Denkmal altdeutscher Baukunst; sehenswerth in mehrfacher Beziehung, unbegreiflicher Weise aber noch — nirgends abgebildet.

Das Kloster wurde im Jahre 1269 von Albero von Feldsberg und seiner Gattin Gisela, von denen von Ort abstammend, gestiftet. Der Stiftsbrief dtt° Velsperg 1. Mai 1269 ist bei Bernh. Pez (Cod. dipl.) II. 116—117 in extenso abgedruckt. Die weiteren Schicksale dieser frommen Stiftung sind in der schätzbaren Monografie von Frast im Grunde guter Quellen nacherzählt. Zur Vervollständigung des dort, l. c. p. 547 in Betreff der Aufhebung des Klosters Gesagten, mögen hier aus den Original-Aufhebungsakten einige nähere Andeutungen folgen, theils um in einem Beispiele zu zeigen, auf welche Art bei der Aufhebung eines Frauenklosters überhaupt vorgegangen wurde, theils um dadurch den Beweis zu liefern, daß hierbei, mit aller Schonung der persönlichen Interessen, den in Reduktion Verfallenen wenigstens ihr freier Wille möglichst unbeschränkt blieb.

Die kaiserlichen Resolutionen vom 12. Jänner und 21. März 1782, womit die Auflösung des Klosters Imbach verordnet wurde, sind den Chor- und Laien-Schwestern durch eine eigene landesfürstliche Kommission, unter dem Grafen Rudolf von Abensperg und Traun, nach vorläufiger Zustellung des passauischen Konsistorial-Dekretes an die damalige Subpriorin, am 18. April 1782 um 9 Uhr Morgens bekannt gegeben und ihnen bedeutet worden, daß sie, und zwar jede insbesondere unter eigenhändiger Fertigung, ihre Erklärung in Betreff des künftig zu wählenden Standortes, unter Kouvert verschlossen, binnen 14 Tagen abzugeben haben. Den weitern Vorgang schildern die Aufhebungsakten auf folgende Weise:

*) Fortsetzung von Nr. 40 und 41 dieser Blätter. Nachträglich zu jenem 1. Artikel über Gaming wird bemerkt, daß ein Theil der Glasmalerei vom Kreuzgange der Karthause Gaming nun zu Laxenburg drei Fenster des sogenannten „Prunksaales" in der Franzensburg schmückt. Als eine mir zu wahrem Danke von Freundes Hand zugekommene Notiz führe ich aber an, daß die oben S. 309, Spalte 6, Nr. 2, besprochenen Glasschilderein sich nunmehr im Kloster St. Florian befinden.

von Profession waren, öfter zu erproben Gelegenheit gehabt, und der Eigner oder vielmehr Pächter des Gütchens, mit dem wir hier zu thun haben, ist einer dieses Schlages. Wir kehren also auf den Ruf unsers Führers, der, wie alle italienischen Diener, einmal in Thätigkeit gebracht ganz unermüdlich ist, und eben so schnell auffaßt als flink hanthiert, in das Gemach zum bereits beschriebenen Frühstücke doppelt gerne zurück, laben uns, plaudern bald über die großen Ammoniten, deren Abdrücke draußen auf dem Schieferdache des Kellers unsere Aufmerksamkeit erregt haben, bald über die Landessitte der steifen Hemdekragen, wie solche an den braunen Hälsen von Führer und Wirth emporstarren, erkennen in den Erstern Beweise für die jurassische Natur des Gebirges, in diesen die Stammeltern unserer weiland Vatermörder, schlürfen zwischen Ernst und Scherz, Wahrheit und Dichtung edlen Mokkatrank, von unserem wackeren Schildknappen aus heimlich mitgebrachten Bohnen heimlich bereitet, lachen und zahlen endlich, und brechen mit erneuerter Kraft zur eigentlichen Bergreise auf.

Der Fußpfad, welchen wir jetzt betreten, und der bald genug völlig verschwindet, führt uns in der früher eingehaltenen Richtung dem oben erwähnten Bergkamme zu, der gleich den mächtigen Felshörnern zur Linken fast in demselben Verhältnisse höher zu werden scheint, in welchem wir gegen ihn ansteigen. Es ist dieses die unangenehme aber natürliche Folge einer optischen Täuschung, welche uns am Eingange des Thales die Höhen bereits deutlich wahrnehmen, und darum näher und niedriger schätzen ließ, als sie wirklich sind, und die selbst wieder ihren Grund in der außerordentlichen Durchsichtigkeit der italienischen Alpenluft hat. Kein Irrthum dagegen war es, wenn wir von jenem Standpunkte aus die Vegetation des jetzt beschrittenen Berges für frisch und kräftig hielten, denn selbst junge Bäume: Ulmen, Hainbuchen (**Carpinus**), Haseln, edle Kastanien finden sich im Buschwerk zerstreut, und der Boden ist mit einer dichten Decke von Kräutern überzogen. Als Staffage dient der sommerlichen Landschaft eine Gruppe von Kühen, die vor der Mittagshitze aus dem beschränkten Schatten einiger Nußbäume in das kühlere Dunkel geflüchtet ist, welches massenhafte einst von den **Corni** herabgestürzte Felsblöcke um sich verbreiten. Auch für den Wanderer gäbe es da weichbemooste Plätzchen, um sich darauf niederzulassen, und angehaucht von erfrischenden Luftströmen, in den blauen Himmel zu starren — wachend zu träumen, was eben das einzige **fare in dolce far niente** ist, — aber der Sohn des Nordens sucht hier höheren Genuß, als ihm der Zauber süßen Müßigganges gewährt, und pilgert darum rüstig fort, bis der Kamm, und mit ihm die zweite Hauptstufe dieser Bergtreppe erstiegen ist.

Hier lohnt ihn als Vorgeschmack dessen, was auf der Gipfelzinke selbst seiner wartet, ein über die südliche Abdachung des Sattels hin freigegebener Blick in sonnige Thale der **Brianza**, zunächst auf den Flurenteppich von **Oggione**, seinen kleinen blauen See, und die in Bäumen halbversteckten Häuser, dahinter auf einen Saum lieblicher Hügelketten, die in buntes Grün gekleidet, sich erheben, durchkreuzen, und zuletzt in der schwülen Ebene der Adda undeutlich verlaufen. Ein Glück, daß es hier an schattigem Walde fehlt, der weiche Rasen und das idyllische Landschaftsbild könnten die frühere Versuchung in gefährlicher Art wiederholen, und das um so mehr, als der Weitermarsch hinauf zum eigentlichen Fuße des Südwesthorns im Glanze der Mittagssonne an sich schon nicht sehr einladend ist. Doch wie auf Erden kein Ungemach ohne mildernde Beigabe, so versüßt auch hier eben jener Mangel an dichtem Forste die Beschwerde des Klimmens insofern, als er immerdar einen Rückblick auf die mehr und mehr sich entfaltende Fernsicht erlaubt. Fort also durch Busch und Dorn, über Geröll und abschüssigen Wiesengrund, bis auch das neue Ziel erreicht ist, eine gegen Ost und Nordost in ziemlich steile Felsen abfallende, grüne Kuppe, welche bereits Alpenpflanzen, wenn auch nicht der höchsten Region ernährt. Wir pflücken uns im Schatten ihrer Wände ein Sträußchen der herrlichen kleinen Alpenrosen (**Rhododendron hirsutum**), die da bereits Anfangs Juli in frischer Blüte steht, und lagern uns dann zu einigen jungen Bäuerinnen, die der heitere Festtag aus einem benachbarten Thale heraufgeführt hat.

Ein schöner kräftiger Menschenschlag, dieses Volk der **Brianza**! Und seine Weiber zumal echt longobardischen Gepräges: blondes Haar, blaues Auge, derbe Statur. Unsere Gesellschafterinnen sind im sonntäglichen Schmuck: d. h., zeigen den dunkeln, eher kurzen als langen Rock, das hellfarbige Baumwollentuch um den Nacken, frisch geglättet, die weißen Strümpfe und die mit einem Lederriemen, der quer hinter den Zehen läuft, festgehaltenen Holzsandalen säuberlich gewaschen, das glattgescheitelte Haar gekämmt, und hinten im kreisförmig gewundenen Zopfe einen Halbkreis silberner oder doch versilberter Stecknadeln, kleiner Spieße möchte man lieber sagen, deren zwei unterste statt wie die andern in Knöpfe, in löffelartige Kolben auslaufen. Unsere unmaßgeblichen Bemerkungen über die Last solchen Kopfschmuckes beantworten sie bündigst mit leichtem Wiegen des Kopfes, und kichern ihrerseits ob der mannigfachen Apparate, die unsere Rücken beschweren, ohne eben die Eleganz ihrer Träger absonderlich zu erhöhen. Doch scheint es, als legten sie wenigstens dem Kräutersammeln eine Wichtigkeit bei — ungleich den Bergsylfiden im Salzkammergute, die sich, beiläufig gesagt, nicht entblöden, einen werdenden Decandolle mit dem Prädikat: „Krautfex, d. i. Pflanzennarr," zu beehren — denn unsere Blechbüchse, die von Blumen eben nichts Auffallendes beherbergt, wandert offen von Hand zu Hand, während die gesammelten Steine, Insekten u. dgl. nur ein mitleidiges Lächeln hervorzurufen vermögen. So entflieht unter Fragen, scherzhaften Antworten und oft treffenden Repliken, mitunter auch wohl in stummer Betrachtung der nunmehr vollständig aufgerollten Fernsicht über die Brianza in Süden und das Addathal in Südosten, angenehm ein halbes Stündchen der Rast.

Möchten wir nun dem gewöhnlichen Gebrauche der Touristen und ihrer Führer huldigen, so schenkten wir noch einen Blick dem schmalen, grünlichen See von **Lecco**, der östlich in steiler Tiefe den Fuß der **Corni** bespühlt, schickten einen Abschiedsgruß hinüber zum Hochgebirge des jenseitigen Ufers, und wendeten unsere Schritte zur Heimkehr. Aber uns lüstet, wenigstens eines der Hörner selbst zu betreten, und wir wählen natürlich gleich das nächste, nämlich das südöstliche.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 13. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 57.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: v. Bergenstamm: Die österreichischen Bibliotheken. — Steinschneider: Schriften über Maimonides. 2. Artikel. — Rossi: Bilder aus Italien. I Corni di Canzo. (Schluß.) — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. April.

Notizen über die öffentlichen Bibliotheken im österreichischen Kaiserstaate.

Von Jos. Alb. v. **Bergenstamm** in Wien.

Mehre verdienstvolle Vorsteher der k. k. Hofbibliothek, in neuester Zeit auch Hr. Hofrath von Mosel, haben der Lesewelt umständliche Nachrichten über diese Sammlung, welche in Europa eine der Ersten ihrer Art ist, mitgetheilt. Über die sonstigen öffentlichen Bibliotheken ist bisher wenig im Druck erschienen, und es dürfte daher einem Theile der Leser dieser Blätter nicht unwillkommen sein, einige kurze Notizen darüber zu erhalten.

Am Schlusse des Verwaltungsjahres 1843 zählte

die Wiener Universitätsbibliothek	113,066	Bände
„ Linzer Lyzealbibliothek	24,809	„
„ Salzburger Lyzealbibliothek	35,331	„
„ Bibliothek der Grazer Hochschule	41,578	„
„ Innsbrucker Universitätsbibliothek	39,274	„
„ Prager Universitätsbibliothek	101,166	„
„ Olmützer Universitätsbibliothek	44,353	„
„ Lemberger Universitätsbibliothek	49,020	„
„ Laibacher Lyzealbibliothek	23,016	„
„ Klagenfurter Lyzealbibliothek	17,621	„
„ Bibliothek zu Görz	7,098	„
„ Bibliothek zu Triest	14,160	„
„ **Biblioteca Brera** zu Mailand	184,393	„
„ Universitätsbibliothek zu Pavia	67,047	„
„ Lyzealbibliothek zu Mantua	38,988	„
„ jene zu Cremona	21,585	„
„ die Bibliothek **San Marco** zu Venedig	95,961	„

Die Bändezahl der Paduaner Universitätsbibliothek ist bisher noch nicht erhoben.

Diese Bibliotheken werden, mit Ausnahme jener zu Triest, die städtisch ist, sämmtlich (theils mittelbar, theils unmittelbar) vom Staatsschatze erhalten. Von jenen, deren Kosten auf andere Art bestritten werden, sind die bemerkenswerthesten: die reichhaltige, bestens geordnete, und am meisten zugängliche *) Bibliothek des Joanneums zu Graz, überaus reich an Werken über alle Zweige der Naturgeschichte, der Technik und aller damit nahe verwandten Wissenschaften, ferner die **Biblioteca Ambrosiana** zu Mailand, gestiftet 1609 vom Kardinal **Federigo Borromeo**, die Bibliothek zu Brescia, gestiftet 1747 von dem Kardinalbischofe **Quirini**, bei 28,000 Bände stark, und jene zu Chiari, mit 22,000 Bänden, welche Stefan **Morcelli** im Jahre 1821 der Stadtgemeinde zum Geschenke machte. Die Bibliotheken der Stadtgemeinden Vicenza und Treviso sind sehr reichhaltig. Erstere soll 43,000, letztere 30,000 Bände stark sein. Ob diese letzteren Angaben sich bei genauer Zählung erwahren würden oder nicht, steht dahin.

Mehre dieser Bibliotheken enthalten nicht blos Bücher und Handschriften, sondern auch verschiedene Kunstwerke. In Italien, der Heimat der Kunst, besitzt fast jede Bibliothek auch Gemälde, Statuen, Münzen, manche auch Kameen und Gemmen; in den deutschen Ländern ist mit mehren Bibliotheken auch eine Münzensammlung vereinigt. Jene der Olmützer Hochschule dürfte die reichhaltigste sein, und sie vermehrt sich fortwährend bedeutend, da in Mähren häufiger als in jeder anderen Provinz numismatische Funde gemacht werden, und bei letzteren, nach vorausgegangener Auswahl des k. k. Münz- und Antikenkabinetes in Wien, der Landesbibliothek das Recht zusteht, die für ihre Sammlung brauchbaren Stücke gegen eine bestimmte Zahlung über den inneren Werth auszuwählen. — Auch die Lemberger Universitätsbibliothek besitzt eine schätzbare, 11,144 Stücke zählende Münzensammlung.

Die Mittel zur Erhaltung und Vermehrung der Büchersammlungen sind dem wahren Bedarfe gemäß festgesetzt, und es sind die Gehalte der Angestellten bei keiner derselben, wie

*) Es besteht dort schon seit vielen Jahren die nachahmungswürdige Einrichtung, daß der Lesesaal in den Abendstunden beleuchtet und geöffnet ist, und es sind äußerst zweckmäßige Vorrichtungen angebracht, um jede Feuersgefahr, auch von den Sälen, aus welchen die Bücher geholt werden müssen, fern zu halten. So viel dem Verfasser dieser Zeilen bekannt ist, besteht diese Einrichtung in keiner anderen Bibliothek des In- und Auslandes. In Paris wollte man vor einigen Jahren den Lesesaal einer im Studentenbezirke (pays latin) befindlichen öffentlichen Bibliothek Abends beleuchten, und den Lesern zugänglich machen, ob aber dieser Plan zur Ausführung kam, ist nicht bekannt.

solches im Auslande häufig der Fall ist, den Dotationen der Bibliotheken überwiesen.

Die Dotationen sind vielmehr blos für den Ankauf der Bücher, die Bestreitung der Buchbinderkosten und verschiedener kleineren Ausgaben bestimmt und in folgenden Beträgen festgesetzt:

Die Wiener Universitätsbibliothek hat jährlich 2500 fl. K. M. an ordentlicher Dotation, und es sind ihr zur Ausfüllung einiger wahrgenommenen Lücken noch 1000 fl. K. M. jährlich als außerordentliche Dotation bewilligt.

Die k. k. Hofbibliothek in Wien, welche jährlich fast über das Zehnfache der obigen Beträge zu verfügen hat, überhebt durch Anschaffung kostspieliger Prachtwerke die Universitätsbibliothek von der Nothwendigkeit, selbe anzukaufen. Hiedurch und mittelst der großen Umsicht, welche bei Ankäufen beobachtet wird, konnte es dahin gebracht werden, daß alle wissenschaftlichen Fächer ganz den Anforderungen der Zeit genügend bedacht sind.

Die Bibliothek **Brera** in Mailand hat 2400 fl. und die Bibliothek **San Marco** zu Venedig 2200 fl. jährliche Dotation. Jene zu Mantua 1200 fl.

Die Universitätsbibliotheken in den Provinzen sind folgendermaßen dotirt: Prag 1600 fl., Padua, Pavia und Lemberg 1000 fl., Olmütz 700 fl., Graz und Innsbruck 600 fl.

Die Lyzealbibliotheken Cremona 666 fl. 40 kr., Laibach 500 fl., Salzburg 400 fl., Linz und Klagenfurt 300 fl. K. M.

Die städtische Bibliothek zu Triest wird von der Stadtgemeinde, aber nicht mit einem gleichbleibenden Betrage unterstützt.

Die Zahl der Leser ist fast überall in rascher Zunahme begriffen, und sie würde, wenn die Lesesäle nicht zum Theile mit dem dermaligen Andrange im Mißverhältnisse stünden, in den deutschen Ländern gewiß noch weit größer sein *).

Die Zahl der, an die Leser hinausgegebenen Werke betrug im letztverflossenen Studienjahre in Wien, wo doch die k. k. Hofbibliothek und mehre andere derlei Sammlungen einen großen Theil des Stromes ableiten . . . 53,381
zu Prag, obschon die dortige Hochschule ungefähr ebenso stark als die Wiener besucht ist, nur . 33,514
„ Pavia 32,477
„ Mailand 28,954
„ Lemberg 21.680
„ Venedig 17,600
„ Padua 14,609
„ Laibach 12,000
an den übrigen Anstalten ist sie geringer.

An Besoldung genießt der Universitätsbibliothekar in Wien . . . . . 2000 fl. K. M.
die Bibliothekare zu Prag, Lemberg, Mailand und Venedig . . . . . 1200 „ „
die zu Pavia und Padua . . . . . 1000 „ „
die Lyzealbibliothekare . . . . . 800 „ „

*) In Italien haben mehre Bibliotheken keine eigenen Lesesäle. Die klimatischen Verhältnisse gestatten es, den Lesern die Bücherssäle selbst einzuräumen. In diesen, insgemein sehr großen gepflasterten und nicht heizbaren Lokalitäten befinden sich die Leser, welche sich bei sehr unfreundlicher Witterung nur mit Mantel und Hut gegen die Kälte zu schützen pflegen.

Die Vizebibliothekare, die Kustoden (im lombardisch-venetianischen Königreiche **Coadjutori** genannt) und die Skriptoren (**Aggiunti**) sind mit 400 bis 800 fl. K. M. besoldet.

Einer von den Beamten jeder Bibliothek hat eine unentgeltliche Wohnung in der Bibliothek, um bei Feuers- und ähnlicher Gefahr die Hilfe Leistenden zweckmäßig anleiten zu können.

Über die Bibliotheken in Ungarn und Siebenbürgen vermag der Verfasser dieser Zeilen nur wenig mitzutheilen. Die Pester Universitätsbibliothek soll 60,000 Bände zählen. Die Klausenburger Lyzealbibliothek ist nicht sehr zahlreich, und hat keinen Lesesaal. Die gräflich **Apponyi**'sche Bibliothek, früher zu Preßburg aufgestellt, und Jedermann ganz wie eine öffentliche zugänglich, ist, wie die Zeitschrift „Pannonia" in dem Blatte Z. 118 vom vorigen Jahre meldete, wegen gänzlichen Mangels an Besuchern auf ein gräflich Apponyisches Gut abgeführt worden.

Medizinische Schriften von Maimonides.

Angezeigt durch M. **Steinschneider** in Prag *).

2. Artikel.

Die Übersetzung des Hrn. Dr. Winternitz. — „Daß ich es an einem sehr fleißigen Studium des hebr. Textes, an einer sorgfältigen Vergleichung derselben mit den in der hiesigen k. k. Hofbibl. vorgefundenen lat. Übers. (hört!) endlich an genauer Prüfung des materiellen (!) Inhalts nicht fehlen lassen durfte, geht hervor u. s. w. (S. VII.) Etwas Näheres über diese lat. Übers. erfahren wir nicht (s. I. Art.) und noch weniger über das Kriterium des Übers. bei Berücksichtigung seiner Quellen. Ref. hat sich der undankbaren Mühe unterzogen die deutsche Übers. mit der hebr. genau zu vergleichen, und fand nach wiederholter Auswahl der bedeutenderen Fehler und Mißverständnisse immer noch zu viel für eine Rezension, so daß eine selbstständige Übersetzung viel leichter gewesen wäre. Auch sind häufig Emendationen der hebr. Übers. nöthig. Ein Hauptmangel der deutschen besteht in Weglassung einzelner Worte, Sätze, Zeilen und sogar größerer Stücke, welche einen unverhältnißmäßigen Raum einnehmen, wie die Redaktion aus unserem ursprünglichen Manuskr. bezeugen kann. Wir geben also gegenwärtig nur ein Minimum nach Seitenzahl der deutsch. Übers. geordnet, und berücksichtigen vorzüglich die nützlichere Emendation des hebr. Textes, welchen wir durch T. bezeichnen.

Einleitung: (S. 11) „dessen u. s. w." l. dessen Rang (Stufe) der Herr erhöhe. Im Text l. ירדל (und נשלחה). — (S. 12) M's. Entschuldigung wird auf etwaige Wiederholungen in einzelnen 4 Abschnitten dieses Werkes (s. oben I. Artikel) bezogen. Dies geht schon deswegen nicht, weil diese Abschnitte hier hebr. שער (Pforte) heißen, M. spricht aber von מאמר d. i. eine kleinere selbstständige Abhandlung, opusculum (s. oben I. Art.), wie aus folgender treuer Übers. sich der Sinn nothwendig ergeben wird. „Es table nicht, wer in dieser Abhandlung (מאמר) und in Allem, was wir verfaßt, findet, daß manche Kapitel (שער) dieser Abhandlung

*) Siehe Nr. 13, 14, 15 dieser Blätter.

(מאמר) dem Inhalte nach schon in andern Abhandlungen vorkommen, die wir früher verfaßt; denn jede Abhandlung wurde nach ihrer besondern Veranlassung verfaßt, nicht als Kompendium, welches die (gesammte) Theorie in der Heilkunst bezwecken möchte. Von Gott aber erflehe ich Beistand und Leitung!" (l. הישרה=והישור arab. Hidâjet). Wer nur W.'s verstümmelte und sinnwidrige Übers. dieser Einen, für M.'s medizinisch-literarische Thätigkeit so wichtigen Stelle mit der unsern vergleicht, wird schon an seiner Benützung des hebr. Textes irre! Und darauf gründet Hr. W. Schlüsse über den Mangel an „logischen Geist!" [53]) Die Anrufung Gottes am Schluß dieser Einleitung läßt Hr. W. ganz weg und nennt vielleicht diese Mißachtung des orientalischen Typus ebenfalls „den Standpunkt des unsterblichen Autors der modernen Anschauung näher rücken" (S. IX.)? Und doch dient dieser Typus mitunter als Anhaltspunkt für die literarhistorische Kritik! [54])

1. Abschnitt. (S. 13) Anm. „wörtlich (!) in den Gedärmen" l. in allen Gliedern! — (S. 14) „wodurch man keine Blähungen ..." die Negation fehlt im T. (S. 11) und dürfte zu ergänzen sein, aber anstatt Blähungen steht dort Nießen! Ist vielleicht עטש in עפש zu emendiren? — Dann wäre von Fäulniß oder Gährung der Speisen die Rede. Am Ende des Absatzes fehlt „und vermindert die Sättigung" (im Text ist offenbar das Wort לא zu streichen.) — S. 15) „Nun unterscheide man den Grad der Bewegung" davon kein Wort im Text, wohl aber 2 Zeilen, die nicht übersetzt sind! Es ist von den Graden der Motion die Rede, welche durch התעמלות ,תנועה (s. **Mischna Sabbath** (22, 6 und **Maimonidis Com. ad loc.**) und יגיעה ausgedrückt werden. Vgl. noch **Tobia** (Diätetik) s. 80, d. „Nach den diätetischen Grundsätzen des Galen sagen die Ärzte!!" l. Zu den Aussprüchen Galens, welche die Diätetik begreifen, gehört auch sein Ausspruch (אָמְרוּ l. omro, eine gewöhnliche arabisirende Konstruktion.)" (S. 17) „Eigelb" l. Eiweiß von Hühnern (Eigelb (S. 30) ist richtig); „Hammel (!) die sich auf Triften (sic!) nähren" l. Schafe die Riedgras weiden (s. **Gesenius** (אחו) vgl. S. 62 „Schaf und Hammel!" S. 18 Anm. gehört zu den wenigen Beispielen, wo Hr. W. hebr. Text und lat. Übers. anführt. Dem Inhalte nach ist sie unbedingt richtig, allein die angebliche Emendation des unverständlichen מפערים („**Mephuorim** !") T. S. 13 in מכערים ist im Zusammenhang gegen Logik und Sprachgenius. Wer sagt: „das Beste unter allen widerlichen (scil. Thieren) oder Nahrungsmitteln u. s. w." Offenbar hat der Übersetzer, wie auch seine Übersetzung und Anm. beweist, das Wort „allen" gar nicht beachtet. Ref. möchte מאכלים „Speisen" lesen, welches, nach der bekannten orientalischen Tautologie ein anderer Ausdruck für das folgende: „Nahrungsmittel" (nicht „Gericht"), vielleicht ist aber Letzteres eine in den Text gekommene Randglosse für den unverständlichen (arabischen?) ersten Ausdruck? S. 22 Z. 2 Text S. 14 Z. 8) fehlt: „in jenem Jahr. Hierauf beobachtete (Galen) immer, keine Früchte zu essen, und schwört, daß er von da an, bis zur Zeit wo er jene Abhandlung verfaßte, kein Fieber als ein eintägiges? (קדחת יום) gehabt!" das. vorl. Z. fehlt: „diese beiden Gattungen wähle man niemals" s. **III** Artikel zu dieser Stelle.

2. Abschnitt. (S. 26) „der ältesten Gelehrten." Hier möchten wir den Text nach der Uebersetzung emendiren, und Hr. W. hätte dies bemerken sollen. „Daß um sich zu heilen" nach dem vorliegenden Text: „daß der Arzt!" was aber offenbar sinnlos, und „daß der Mensch" oder „der Kranke" emendirt werden muß. — (S. 27 T. S. 16) „Nacken" l. Oberleib (עליון הגוף) (S. 30 T. S. 17) „lasse man immerhin trinken" fehlt im Text! Nach dem parallelen „so gestatte man schwache Nahrung" möchte man erwarten, gestatte man leichten Trunk. Vgl. das Folgende. — (S. 32 T. S. 18.)

3. Abschnitt (S. 33—4) — S. 35) „6 Stunden lang" l. „bis Ende von 6 Tages stunden." Der Übersetzer kennt die orientalische Stundeneintheilung nicht. — In den Rezepten hat Hr. W. eine merkwürdige Verschiedenheit der Quantitäten vom Text! Wir wollen Einige angeben: S. 35 Z. 12 „**duabus**" l. **tribus.** (Im Text S. 18 Z. 2 v. u. מוצק l. אונק); S. 36, 2 „**decem**" l. **viginti** (s. T. 19, 5); S. 38, 6. „**unc.** 3" l. **libr.** 6. (s. T. 20, 4); S. 39, 3 v. u. „**unc.** 2." im Text S. 20, 14 v. u. „30 גילום" (?) [54]); S. 39, **pen.** „**unc. V.**" l. **unc. sem.**; S. 40, 3 „**unc. quatuor**" l. **dr. decem.** S. 40, 12 „**unc.** l. **dr.** S. 43, 3 „**unc.** β." l. **libr. sem.**; T. S. 21 שמין l., שמונה. S. 37 Z. 4 „3mal" l. 2mal. „muß vorräthig sein," nach unserm Text „muß man verstehn" (להבין S. 19 Z. 5 v. u.) Nach W. müßte להכין gelesen werden (S. 38) Z. 6 „**super lenem ignem.**" Wie kommt Hr. W. zu dieser Übersetzung, da doch nach der treffenden Ergänzung des vorliegenden Textes übersetzt werden muß „**super ignem** ¼ **horam**"!? — Z. 7 „½ **parte**" l. „¼ **parte.**" — Am Ende dieser Seite (38) ein Beispiel vom „logischen Geist" des Hrn. W. Er spricht von einem Syrup „2 oder 3 malige Öffnung nach jedesmaliger Absicht bewirkend!" Im Text ist aber nicht von „Absicht" (כונה) sondern „Bereitung" (הכנה) die Rede!" (S. 39) „**in vase** (sic!) **cupreo**;" im Text ist ausdrücklich von glasirtem Tongeschirr die Rede! — S. 43 Z. 4 „**dein misceantur cum libr. 3 syrupi (separatim) parati ex aqua c. sachare et melle despumato.** Der hebr. Text lautet:

ויערם הכל מ׳ג ליט מאשרוב עשוי במים וסוכר לבד ושנים
ליט דבש להסיר קצפו ויניחה בכלי שוע באבר.

Offenbar ist der Text korrumpirt, und die falsche Übersetzung des Hr. W. gibt noch einige Anhaltspunkte zur Emendation. Von 43 Pfund Syrup kann nicht die Rede sein, auch ehlt dann die **Praepos.** Also emendire ich ויערב בג׳; anstatt לבד lese ich ליט, anstatt להסיר lese ich ויסיר, und übersetze wörtlich: „dann vermische man Alles mit 3 Pfund Syrup, der bereitet ist aus Wasser und Zucker 1 Pfund, und 2 Pfund Honig, dann nehme man den Schaum ab und lasse es in einem glasirten Geschirre." — S. 44) „die psychische Bewegung zu überwachen ... um die psychischen und somatischen Zustände in Einklang zu bringen." Diese Ergänzung beruht auf Mißverstand des hebr. השוות (vergl. arab. hawa) ursprünglich „gleich machen", aber im wissenschaftlichen Hebraism. „ins Gleichgewicht bringen, mäßigen, auf den normalen Zu-

stand zurückführen." Also l. „die psychischen Bewegungen u. s. w. um dieselben zu regeln." (Das.) „der früher in ihrem Herzen wohnte" der Text S. 21) lautet nicht בקרבו sondern מקרבו (**mekarbo**); also l. „den zu entfernen, den er früher zu sich genähert." Eine der merkwürdigsten, gegen allen Zusammenhang sündigenden Sinnverdrehungen findet sich das. (S. 44 Ende), „der Arzt als solcher, wird seine Kunst nimmer gründlich erfassen, der die Beherrschung der Affekte nicht anräth u. s. w." l. der Arzt als solcher hat nicht die Kunst der Beherrschung der Affekte zu erforschen u. s. w.;" denn dies gehört in das Gebiet der spekulativen Filosofie und religiösen Moral, und wird in den einschlagenden Werken gefunden. [55]) — S. 45 Z. S. 22) „gute Handlung" und „Übelthat" l. „Wirkung" und „Übel" (nämlich fysisches.) — (S. 48) „Schon durch das Streben u. s. w. l. „Dies (wörtlich: „hier") ist ein gutes Streben, wodurch u. s. w." Der Emendator des Textes scheint den Arabism. des genuinen ובבא (arab. Hâbunâ) nicht verstanden zu haben.

4. Abschnitt. (S. 49) „verdorben, verdichtet oder entartet" l. verfault, verstunken oder dick (trüb.)" Im Text (S. 24) l. מסורח. — (S. 50) Z. 9 „thierischen Prinzips" (l. psychischen) gegen alle Logik und den deutlichen Text. — In dieselbe Kategorie gehört die Verwirrung der Windesbezeichnungen (S. 51). Hier bietet freilich auch der Text (S. 25) einige Schwierigkeit, deren Erörterung zu umständlich werden dürfte [55]). — S. 52 „z. B.," wo eben die Anwendung des vorhergegangenen Gleichnisses beginnt! wörtlich: „dieses (Gleichnisses) Ähnlichkeit ist." Noch schlimmer ergeht es der durch gesperrte Schrift hervorgehobenen Stelle (S. 54): „der ist der vollendete Arzt, der da weiß, wo Zaudern ohne ärztliches Eingreifen ersprießlicher ist u. s. w.!" M. hat hier ein Zitat aus Rasi [56]) angeführt und fügt hinzu: „Aus dem Ausspruch dieses in seiner Kunst vollkommenen Mannes (nämlich Razi) ersieht man ebenfalls, daß das Sichbehelfen ohne Arzt größere Anwendung erleidet, als das Bedürfniß nach demselben u. s. w.!!" Ref. glaubt, daß diese einzige Stelle als Kritik dieser Übers. (?) genügte. S. 55, Z. 20 (vor: „man die Fieberhitze") sind die 2 korrumpirten Worte des Textes (S. 27, Z. 11) לחרוג פוגה wohlweislich unübersetzt geblieben. Ref. wagt keine Konjektur. — (S. 56) „Theorie und Empirie aller Naturwissenschaften!" l. „allen Wissenschaften, den natürlichen, konventionellen und positiven." — Daselbst vor dem Zitat aus Ibn Zuhr fehlen nicht weniger als sieben Zeilen des Textes (S. 27, l. Z. bis S. 28, Z. 7)!! L. S. 28, Z. 2 הרואים lies: הרופאים. — (S. 58, Z. 8 v. u.) vor „dann steige man ins Bad" fehlt: „reinige die Haut und wasche den Leib." — Über dieses Waschen (חפיפה), welches beim ritualen Frauenbade schon im Talmud vorkömmt, s. noch Tobia, Fol. 83, d. 84, b. — S. 60 „um das Ergossene gehörig auszustoßen," l. „um das erforderliche Husten hervorzubringen." — Im Text (S. 30) l. מרוציא. — (S. 63) vor „Katzenbälge" fehlt: Darum glaubt der Diener (Verf.), daß das Kleid, welches arabisch ראבאמת heißt, sehr schlecht sei, das Kleid, welches arabisch אלסנבאג heißt, loben aber die Ärzte [57]). — S. 64, Z. 6 „die Sehkraft;" dann ist כשיאות (S. 33, Z. 4 v. u.) in הראות zu emendiren. —

Ref. glaubt nach diesem Sündenregister, welches vollständig dem Don Juans an Mannigfaltigkeit und Reichthum an »gefallenen Schönheiten« nichts nachgeben dürfte, ohne Skrupel das Endurtheil aussprechen zu dürfen: daß die Übersetzung des Herrn W. auf diesen Namen durchaus keinen Anspruch habe, daß Ärzte oder Nichtärzte sich hüten mögen, von derselben auf das Original zu schließen. Ja ich kann den Verdacht nicht abweisen, daß Hr. W. nach den lateinischen Übersetzungen gearbeitet, das Hebräische hin und wieder sich von Andern habe erklären lassen. Hätte der unsterbliche Weise gewußt, daß sein Werk einst in solche Hände gerathen könnte, er würde vielleicht den Sultan gebeten haben, dasselbe nach der Lektüre zu verbrennen; so wie er seinen Schüler, dem er den „Führer" widmete, dringend ersuchte, dies filosofische Fundamentalwerk Unberufenen vorzuenthalten. Ref. war es eine Pflicht der Pietät gegen den großen Moses, hier eine Ehrenrettung gegen etwaige Verunglimpfungen der Leser des Hrn. W. vorzunehmen. Zugleich möchte ich auch verhüten, daß nicht etwa Selbstärzte und Diätetiker unserer Zeit — an einem Übersetzungsfehler oder an einer Unverdaulichkeit dieser Schrift — sich den Magen verderben! —

III. Terminologie und Realien.

Hr. W. hat es „an einer genauen Prüfung des materiellen (!) Inhalts nicht fehlen lassen dürfen," und dies geht hervor „1) aus der Betrachtung der Schwierigkeiten, welche sich bei der Übertragung der obsoleten häufig mutilirten Worte und Eigennamen (sic!) der Arzneistoffe ꝛc. ergaben, dann 2) aus den Eigenheiten der uns so fern gelegenen Verhältnisse der Zeit und des Ortes u. s. w. (S. VII. s. oben Anf. Art. II.). „Durch zahlreich beigefügte Bemerkungen und Erklärungen der obsoleten Heilstoffe, hat der Herausgeber so viel als möglich gestrebt, den Standpunkt des unsterblichen Autors der modernen Anschauung näher zu rücken. (S. IX.)" — Dennoch geht er im Gebrauch medizinischer Kunstwörter über das Original hinaus (s. z. B. S. 37 Anfang); „gibt des Autors Bereitungen sämmtlich in lateinischer Sprache, da sie ohnehin für Nichtärzte kein Interesse haben." (S. 35.) Hr. W. möge es mir gütigst verzeihen, daß ich, ein Nichtarzt, an diesen lateinischen Rezepten ein großes, freilich nicht medizinisch-praktisches Interesse nahm; und der Leser wird das begreiflich finden, nach einer kurzen Auseinandersetzung der von Hrn. W. angedeuteten Schwierigkeiten, welche zugleich den Maßstab für seine Leistungen auf diesem Felde modifiziren.

Daß die Bezeichnung oder Beschreibung der Naturwesen, — welche in medizinischen Schriften als **materia medica** erscheinen — für den Filologen sprachlich und real interessant sein müsse, sieht wohl Jeder alsogleich ein. Dies Interesse erhöhen bei hebräischen Schriften, namentlich Übersetzungen aus dem Arabischen, noch besondere Umstände, die wir hier nur flüchtig bezeichnen können, weil sie mit der ganzen Geschichte der hebräischen Sprache innigst zusammenhängen. — Die hebräische Literatur hat mehr, nach und nach eingeführte Fremdwörter, als irgend eine andere, weil die Juden mit aller Welt in Berührung kamen, ihr Anschauungskreis durch eigenthümliche Schicksale mit jeder Epoche erweitert wurde, da die Vergangenheit in sorgfältig bewahrten Traditionen und Urkunden der Gegenwart einverleibt ward, und

wo das Material und der Sprachschatz eines höhern Alterthums nicht ausreichte, aus fremden Quellen geschöpft werden mußte. Denn eine aus dem unmittelbaren Leben in den engen Kreis der Literatur zurückgetretene Sprache kann bei aller Bildungsfähigkeit (und das Hebräische hat gerade durch die Berührung mit so vielen Sprachen diese Fähigkeit erweitert, z. B. Arabismen u. dgl. allmälig in ihren Organismus aufgenommen) nicht für alle neuen Sprachobjekte, und am wenigsten für die konkreten, ausreichen. Dazu kömmt das didaktische Bedürfniß nach Übersetzungen, Kommentaren u. s. w. jener ältern hebräischen Urkunden in den respektiven Landessprachen, welches, schon beim beginnenden Rückzug des Hebräischen aus dem mündlichen Verkehr fühlbar geworden und befriedigt, eine stete Vergleichung und innige Wechselwirkung zwischen den verschiedenen in Anspruch genommenen Sprachen herbeiführen mußte. So lernte z. B. der Jude im Slavenlande aus der hebräischen Literatur anderer Länder eine Menge persischer, griechischer, lateinischer, arabischer, romanischer, germanischer Ausdrücke mit den bezeichneten Gegenständen, und ihr Verhältniß zu den vorhandenen echthebräischen kennen, und verwendete diese Kunde wieder zu filologischer und sachlicher Erläuterung der hebräischen Literatur. Dieser Nexus ist nothwendig stets zu beachten, wenn man hebräische Werke sachlich und sprachlich erläutern will, insbesondere bei hebräischen Uebersetzungen. Der hebräische Uebersetzer wählt natürlich für das fremdsprachliche Wort dasjenige hebräische, welches nach dem Usus demselben entspricht, und das lehren ihn eben die Uebersetzer, Erklärer u. s. w. der hebräischen Schriften in der betreffenden Sprache. Er muß also auf Exegeten, Lexikografen der Bibel, des Talmud u. s. w. Rücksicht nehmen; oder aber er findet nichts Entsprechendes, und behält dann das Fremdwort allein bei (welches gewöhnlich durch zwei Strichelchen über dem Buchstaben als solches bezeichnet wird). Doch erleidet dieses häufig durch den Uebersetzer selbst nach fonetischen Verhältnissen, oder durch Unkunde der Abschreiber u. s. w. Entstellungen, denen nur durch polyglottische Kenntniß abgeholfen werden kann. Darum haben wir oben (I) den polyglottischen Angaben in dem medizinischen Werke Tobias so hohen Werth beigelegt; und es wäre eine würdige verdienstliche Aufgabe eines Filologen, die einschlagenden Vorarbeiten und Hilfsmittel zu einer Art von jüdischer Polyglotte zu verarbeiten, aus welcher gewiß die Geschichte der in der jüdischen Literatur vorkommenden Sprachen Gewinn ziehen würde. — Ähnlich erging es den Arabern, als sie die griechische Literatur u. s. w. zunächst durch das Medium syrischer Uebersetzungen, oder durch Syrer und Juden als Uebersetzer, auf arabischem Boden verpflanzten; doch mit der bedeutenden Modifikation, daß das Arabische zu jener Zeit noch vollkommen lebendig, zur Bezeichnung konkreter Begriffe über einen reichhaltigen eigenen Sprachschatz verfügen konnte. — So finden wir denn in der Terminologie der vorliegenden hebräischen Uebersetzung der arabischen Diätetik M.'s weniger hebräische als romanische (meist spanische), griechische und lateinische Termen (diese wieder zum Theil durch das Medium des Talmud oder des Arabischen herübergenommen) und wirklich arabische, in häufigen Verstümmelungen, die das Geschäft des sekundären Uebersetzers und Erklärers wahrlich der Nachsicht würdig machen, wenn er dasselbe nur gewissenhaft ausübt, d. h. seine Unkunde in vorkommenden Fällen gesteht, aber auch durch Sachkenntniß berechtigt und befähigt sich daran macht, und auf die oben geschilderten Umstände Rücksicht nimmt. Besonders dienlich ist in solchen Fällen eine zusammenstellende Nomenklatur für den weitern Forscher.

Hr. W. hat hier wenigstens etwas mehr gethan, oder der lat. Übers. entnommen. Er gibt wirklich in vielen Anm. Sacherläuterungen, deren mediz. Werth zu schätzen nicht Ref. zukömmt. Doch habe ich, mit meinen wenigen literarischen Hilfsmitteln, und bei aller Fremdartigkeit des Stoffes, auf rein filologischem Wege auch hier viele Fehler entdeckt; namentlich fehlt Vieles aus dem hebr. Text, und hat auch Hr. W. selbst wo er das Richtige hat, den in den Termen besonders korrumpirten Text nirgends berichtigt. J

Anmerkungen.

*) S. Nr. 13—16. Diese Anzeige wurde auf Verlangen der Redaktion gekürzt, welches manche, namentlich formale Mängel entschuldigen mag. — Nachträglich bemerke ich, daß del Medigo die Diätetik unter dem Titel הנהגת הבריאות, die Aforismen unter dem Titel פרקי הרפואה (medizin. Afor.) anführt (s. Geiger. Malo Chofnajim, S. 74). Nach Carmoly (Isr. Annalen. 1840. S. 394) hätte R. Moses Narbonni die Aforismen übersetzt; allein seine Quelle (Comm. zu Moreh, I. C. 55) ist wohl eher auf ein selbstständiges Werk von Narb. betitelt פרקי משה zu beziehen. Über M.'s mediz. Thätigkeit u. s. w. findet sich auch Manches in Munk, Notice sur Jos. B. Jehouda, welches ich in Frankel's Zeitschr. 1845. S. 76 ff. angezeigt habe. Ich vernehme auch, daß so eben in Berlin ein Schriftchen über Maim. gegen die Biogr. von Beer erschienen sei. —

Druckfehler in Nr. 13—16, mit Übergehung der leicht verbesserlichen, sind: S. 90, a. vorl. Z. Unzulänglichkeit, l. Unzugängl. — S. 90, b. Z. 24 Kompedien l Kompend. — S. 93, Z. 15 Honnin l. Honein. — S. 93, Anm. 7, 10 u. s. w. l. Kerem. Anm. 23, Z. 1 תחבולה l. תחבולה. — Das. Z. 2 ועולם l. ועולת, vermuthlich וחועלות (oder ועלות) zu emendiren. — Anm. 26 „für" l. „Für. Das. Inrâbh l. Jurâbh. — Anm. 28 l. רפרוף ורחם, das Hebr. ist stets am Anfang der Zeile zu setzen. „18, a" l. „48, a." — S. 109, Z. 17 v. u. Tristr l. Teistr. — S. 110, a. Z. 8 v. u. ist „34, b" Zeichen der Anm. — S. 110, b. Z. 15 l. Anthropologie die. — Z. 20, 19 v. u. l. Chajun, Chajun. — S. 111, a. Z. 8 v. u. „Auch den" l. „Auch an den. — S. 111, b. Z. 5 v. u. l. Hobeisch-el Mokaddessi. — S. 112, Anm. 30 l. „המעתיק שמצא" und „Siatica." — S. 118, b. Z. 16 v. u. l. Es erübrigt. — S. 119, Z. 13 „daraus," l. dadurch, Z. 14 „unsrer," l. neurer. — S. 119, b. Anm. 37 l. Kirschbaum. — S. 124, a. Z. 13 v. u. vor „des Kranken" fehlt „*)". — S. 126, b. Anm. 51 nach „neuesten" fehlt „Zeit.

53) s. oben Anm. 11, 15, 34, 41, b. 50.

54) So z. B. dient dies Immanuel Aboab als Grund, daß das Werk Mortum sanitatis (?) von Maim. sei (s. Wolf I. p. 864), vergl. אלחמר ללה am Anfang eines karaitischen Werkes (Annalen 1841. S. 87), und Ähnliches bei B. Nissim (Geiger's Zeitschr. V. S. 432, 433, Anm.). Nach Bestami war König David (!) der erste, der sich am Anfang der Schriften der Formel bediente: „Was nach vorausgeschicktem Lobe Gottes die Sache selbst betrifft." (Lithl. des Orients. 1841. Kol. 123.) So beginnt auch schon ein angeblicher Brief Muhammed's (s. Weil, Muhammed, S. 166, Anm. 248.). Im Talmud (Ber. 32, a. Ab. Sara 7, 2) wird empfohlen das Bittgebet durch ein Lob gebet einzuleiten.

54, b) Vielleicht נילוש „Küchelchen, s. M. J. Landau's Erkl. der roman. Worte (Marpe Caschon) zu Berach. 37, b. und R. M. Isserls, Joreh Deah 112, §. 6) und das lat. bolus, בולוס „Kuchen" (Teig) bei Tobia, 78, c.

55) Vgl. Maim.'s Ansicht über den Arzt oben Anm. 49.

[56]) Im T. stets ראוי anstatt ראי.

[57]) Über Rabatha, die Kutte der Morabithen (Marabouts), spricht v. Hammer in den Wien. Jahrb. (Das Zitat ist mir abhanden gekommen.)

(Schluß folgt.)

Bilder aus Italien.

I Corni di Canzo.

(Schluß.)

Von der uns zugewandten Seite ist das Horn mit gewöhnlichen Mitteln geradezu unersteiglich, eben so von der südwestlichen, die auf unsern friedlichen Bauernhof niedersieht; versuchen wir also unser Glück entlang jener ausgedehnten Wände, die gegen Aufgang über den See hinschauen, und da sie vom Zahne der Verwitterung am stärksten benagt sind, dem geübten Kletterer noch am ehesten zugänglich scheinen. Indessen gilt es selbst hier, bevor die passendste Stelle gefunden wird, einen mühsamen und nicht ganz gefahrlosen Marsch, bald über pfadloses Geröll vom gröbsten Kaliber, das zu allerlei akrobatischen Kunststücken nöthigt, bald auf leichtbeweglichen Schutt, der nur mit Hilfe des spitzigen Bergstockes sicher zu beschreiten ist, bald endlich um scharfe Vorsprünge herum, deren brüchige Zacken für die nach festem Halt umhertastende Hand nur wenig verläßliche Stützen sind. Inmitten all dieser Mühe und Fährlichkeit, und gleichsam zum Ersatz für sie, findet der furchtlose Beobachter reichlich Gelegenheit zum Genusse und zur Belehrung. Hier z. B. steigt eine schmale Felsplatte, vom Körper des Hornes durch einen kaum fußbreiten Raum getrennt, senkrecht gleich einer Schiefertafel bis in Thurmeshöhe empor, dort haben Sturm und Regen aus dem weichen Kalkfels groteske Stützpfeiler, seltsame Zinnen gemeißelt; da drohen vom Gipfel der mauergleichen Wand überhängende Steinmassen, dort strebt eine fantastische Zackentreppe steil gesprengt gegen den Himmel auf. Wo die Abfälle dieser wackeren Steinmetzarbeit minder massenhaft über einander liegen, wuchern aus den Fugen die niedlichsten Pflanzen hervor, unter welchen wir nur eine der italienischen Alpenregion eigenthümliche Art von Erdrauch (**Fumaria capnoides**) erwähnen wollen, der geselligen Wuchses mit seiner reichen blaßgelben Blütentraube und zartem, mattgrünem Blatte das nackte Gestein wunderbar ziert. Auch nistet in diesem wildzerklüfteten Fels ein trefflicher, auf der Nordseite der Alpen gleichfalls unbekannter Sänger, die blaue Drossel (**Turdus solitarius**), vom deutschen Vogelliebhaber seiner Lebensweise halber „einsamer Spatz" genannt. Weiterhin aber und näher dem Gipfel, wo die Zerstörung minder gewaltsam wirkte, wo neben Sträuchern der Alpenrose das junge Gebüsch der heimischen Buche Raum für seine Wurzeln fand, und die größere Freiheit des Pflanzenwuchses in Bildung eines kräuterreichen Rasens sich bethätigt, stellt auch die Insektenwelt manch schönen und seltenen Gast, und namentlich erscheinen daselbst mehre deutsche Arten (z. B. **Nem. Lucina, Eum. pretiosus etc.**) in bemerkenswerther klimatischer Abänderung. Hier ist auch die Stelle, wo die Kuppe des Hornes selbst nach vorläufiger Ablegung allen Gepäckes erstiegen wird. Man folgt zuerst einem kurzen ziemlich jähen Felsgrate, kömmt dann zu einer zackigen tiefen Spalte, in welcher man auf gut schornsteinfegerisch mit Hilfe der Kehrseite und Ellbogen anklimmt, macht hierauf noch zwei oder drei Gewaltschritte über Kalkschutt, und — steht auf dem Gipfel (4200 Fuß über'm Meere). — Dieser, ein dreieckiger etwas muldenförmiger Rasenplatz von beiläufig zwölf Schritten im Umfange, dabei mit Ausnahme des eben beschriebenen Zuganges ringsum in jähe Wände oder unzugängliche Felskämme abfallend, bietet einem Kleeblatte verträglicher Wanderer eben Raum genug zur nöthigen Rast. Ihr Blick aber darf hier nicht ruhen, und kann es auch nicht, denn zu lockend gestalten sich allseitig Nähe und Ferne, und nichts hindert ihn hier, sie frei zu umkreisen. Gegen Mittag zuerst, wo der frühere Standpunkt in bescheidener Tiefe sichtbar wird, schweift er über das grüne Hügelnetz der **Brianza**, an dessen Saume die Seen von **Oggiono** und **Olgirate** wie Silbermuscheln schimmern, weit hinaus in die bunte Ebene der Lombardie, und als wäre sie noch das Meer, welches in den Tagen der Urzeit diese Höhen bespühlte, findet er dort seinen Ruhepunkt erst in dem verschwommenen Wolkenstreife, der ihre Ferne mit dem Himmel verknüpft. Enger begrenzt, aber noch schöner vielleicht erscheint ihm die Szene, kehrt er dann im Osten, dem Silberstreife der **Adda** entgegen, aus der Fläche zurück. Da starrt ihm zuerst der langgezogene, tiefzersägte Rücken des **Resegone** entgegen, hinter dessen sechzehn Gipfeln und Spitzen ein eisgepanzertes fernes Berghaupt (der **Monte Baldo**) einsam emporsteigt. Näher dann und dem Horne gegenüber schaut er die gigantischen, durch einen tiefen Sattel geschiedenen, nackten Felszinken, **le Grigne** (über 7000 Fuß hoch), welche Schnee in ihren Rissen, duftige Nebel um ihre Scheitel, mauergleich in den Äther ragen; endlich und fast gerade im Norden fesselt ihn die silberne Pyramide des **Monte Leguone** (ungefähr 8500 Fuß hoch), welche über den scharfen Rand der letztgenannten Höhe in ernster Majestät hereinblickt. — Anders wieder die schwindelnde Tiefe zwischen diesem Hochgebirge und dem, worauf der Beschauer weilt. Da unten, gleich dem Spiegel eines sanftgekrümmten Stromes, glänzt der stille, liebliche See von **Lecco**, von seinem jenseitigen Ufer, dort wo die **Adda** aus ihm hervorströmt und eine steinerne Brücke geschlagen ist, blinkt das Städtchen selbst herauf, und dem schmalen Strande entlang, bis wo er als Gestade des Comersees nach Norden sich wendet, schimmert die Heerstraße, ein weißer Saum, welcher gegen sein Ende hin in den untern Felsengallerien von **Varenna** abwechselnd verschwindet und erscheint.

Ein drittes und wieder neues Bild entrollt sich dem Auge gegen Untergang. Ein aus der **Brianza** aufsteigendes, zum Theil waldbedecktes Gebirge, welches jenseits der kahlen Höhen von **Canzo** nordwärts zieht, und so die untere Hälfte des Comersees verdeckt, scheint hier die Fernsicht beschränken zu wollen; wo es aber hinter dem zweiten Horne, welches in nordwestlicher Richtung und wenige Fuß höher als das unsrige emporragt, wieder zum Vorschein kömmt, fällt es rasch in das niedrige Vorgebirge von **Bellagio** ab, und scheidet damit gegenüber der Felsecke von **Varenna** den Ursprung der Arme von **Como** und **Lecco**. Dadurch wird die Mitte des eigentlichen Comersees, in welche jenes Kap eine lieblich-grüne Landzunge hineinragt, dem Blicke plötzlich freigegeben, und mit Behagen gleitet er über die glatte Wasserfläche, aus deren Blau einzelne Segel als weiße Punkte sich heben, hinweg, bald zu ihrem fernen westlichen Ufer, den in duftige warme Tinten getauchten Bergen von **Tramezzo** zu, bald nordwärts

zu den nackten, grauen Felsen bei **Varenna**, bald endlich zur Kette von Schneegipfeln, die ferne hinter beiden im Bogen bis zum **Legnone** zieht.

Diese letzten Grenzposten des helvetischen Alpenheeres schließen so eine Rundsicht, welche wir, wenn anders Mannigfaltigkeit der Szenerie als Grundlage der Beurtheilung dienen kann, zu den schönsten Oberitaliens zählen dürfen. Denn, wohin das Auge sich wenden mag, immer ein anderes Gemälde, immer neue Naturpoesie. Idyllischen Frieden, selige Ruhe athmen die grünen Gestade, die sonnigen Höhen von **Bellagio** und **Tramezzo**, Jugendfrische und fröhlicher Genuß, sie lächeln aus den Rebenhügeln, den Fluren und Gehölzen der **Brianza**; bist du empfänglich für romantische Eindrücke, die einsame Heerstraße am grauen Felsstrande zwischen **Varenna** und **Lecco** erinnert lebhaft an die ungastlichen Pfade der Abruzzen; bist du dem Fleiße hold, ein Bild emsiger Thätigkeit: ein rühriges Leben, bunt wie die Ebene selbst, in der es waltet, entrollt sich mit dem Anblick der lombardischen Flächen. Und mahnt's dich jetzt an die Heimat, wende dich um: aus dem zackigen Walle von Fels und ewigem Schnee, der sich vom **Resegone** bis hinüber zum Comersee aufthürmt, grüßt dich die rauhe einfache Größe deiner Alpen, spricht zu dir der ernste Geist des heimischen Nordens.

Neigte sich nur nicht die Sonne bereits gegen die Schweizerberge, und hätten wir nur einen minder beschwerlichen Marsch vor uns, wie gerne verweilten wir noch länger auf diesem einsamen Felspfeiler, in stummer Betrachtung versunken. Doch wenn wir zur Rückkehr einen andern Weg wählen, nämlich den um das nordwestliche Horn herum, so bleibt uns zur Entschädigung lange noch der schönste Theil des Panorama's, die Fernsicht gegen **Tramezzo** und **Varenna**, und die Nähe selbst entfaltet, da auch dieser zweite Gipfel ringsum auf's steilste abfällt, fast bei jeder Wendung des Weges neue und malerische Gruppirungen der Felswände. Schade nur, daß dieser Rückweg sehr ermüdend ist, und zumal an der Ecke, wo das **Val Breno** gegen den See ausmündet, einen schwindelfreien Kopf fordert. Von einem Gehen auf wirklichen Fußsteigen ist nämlich da gar keine Rede, sondern nur von unaufhörlichem Klettern zwischen Geröll und Gestrüpp, und dann sieht man sich auch sehr häufig gezwungen, mit der einen Hand zähe Zweige des Strauchwerks zu erfassen, und eine Ferse zwischen ihr Wurzelwerk einzuklemmen, um mit der andern Hand, die den eisenbeschlagenen Bergstock trägt, für den freischwebenden Fuß einen Haltpunkt im Felsschutt suchen zu können, — ein Unternehmen, das, sechs oder sieben Schritte oberhalb der Kante eines Abgrundes, nicht zu den unterhaltendsten gehört.

Nach etwa anderthalb Stunden derartiger Wanderung kommt man auf eine Stelle hinaus, wo sich's ein bischen Halt machen läßt, auf eine Berghaide, die in westlicher Richtung weit hinunterzieht, und gewöhnlich der Weideplatz einer schönen kecken Ziegenheerde ist.

Im weiteren Verfolge der Wanderung, nachdem man diese Berghalde hinabgestiegen ist, und auch schon einen mehr buschigen Abhang überschritten hat, überrascht am Saume einer überaus üppigen Bergwiese eine schattige Rothbuche, wohl der einzige Baum seiner Art auf dem ganzen weiten Rücken dieses Gebirges, und der letzte Zeuge vom Dasein solcher Wälder. Es ist eine Erquickung für Seele und Leib, nach so langem Marsche in italienischer Sonnenglut das Flüstern des Windes im Laubdach dieses heimischen Baumes zu hören; und hingestreckt auf den sammtenen Rasen dabei den Blick über den bläulichen Comersee, seine Olivenhaine und Rebengelände, seine Felsmauern und Schneegipfel schweifen zu lassen. Bis zum nächsten Morgen möchte man da kampiren; aber, wenn der abendrothe Schimmer der Schneekulme in mattes Grau zu verblassen beginnt, wenn bereits dunklere Schatten über Thal und Gewässer sich lagern, und die Mondsichel zwischen Lämmerwolken sichtbar wird, zwingt der rasch und reichlich fallende Thau zum Aufbruch. Mit Trauer bemerkt man beim Abschiede vom gastlichen Baume, daß sich auch an ihm schon unheilige Hände vergriffen, und mehr als einen Ast verstümmelt haben. Schützende Dryaden! Warum lebt die Fabel eures Daseins im Herzen des Volkes nicht mehr, während doch so viel unnützer Aberglaube noch in seinen Köpfen spuckt! Auch die edlen Kastanien, zwischen welchen ein entsetzlich steiniger Pfad von hier bis **Canzo** hinabführt, würden dann in größerer Zahl eines natürlichen Todes sterben, statt daß sie jetzt Willkür oder Muthwille im halben Wachsthume vernichtet. Und dort oben, wo im grauen Gerölle nur Sträucher kümmerlich haften, würden heute noch mächtige laubgekrönte Stämme die Wurzel in schwarze Dammerde treiben. — Verspätete Klagen! Der grüne Gürtel der Bergesjungfrau ist seit Langem gelöst, und wie wir wissen, knüpft kein Sterblicher solche Bande von Neuem. Stürmet darum, ihr Winde und Gewitter nur recht toll über ihren entweihten Pallast! Schöner ist und bedeutsamer die vollendete nackte Ruine, als wenn an ihren gähnenden Mauern noch Lappen des alten Tapetenschmuckes kleben, zu kleinlich, um den Eindruck des Ganzen zu erhöhen, zu bunt, um nicht dessen Einheit zu stören. Werdet, ihr **Corni**, wie dort gegenüber die gewaltigen **Grigne**, auf deren kahle himmelanstrebende Wände die beleidigte Natur mit Riesenlettern zu schreiben scheint jenes herrliche Wort:

„Me saxa loquuntur."

Wiener dramaturgische Berichte.

Von Andreas **Schumacher.**

Übersicht des Monats April.

Das k. k. Hoftheater nächst der Burg brachte im Laufe des Monats April zwei neue Dramen. Das erste „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten," Lustspiel in vier Akten von Deinhardstein, das Werk eines älteren erprobten Meisters, der Bühnen-Gewandtheit und guten Dialog an ein zu wenig neues Sujet wendete; das zweite „Spartakus" von B. Weber, der mit einem glänzenden Gedanken ein geschichtliches Bild aus der alten Römerzeit in die Gegenwart hereinzuzaubern suchte. Sie haben beide auf der Bühne kein entschiedenes Glück gemacht, sie haben aber auch nicht mißfallen, und neuerdings die Überzeugung bestätigt, daß eine Bühne nicht irren kann, wenn ihre Wahl bei glänzenden Namen und glänzenden Talenten stehen bleibt.

„Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten," eine Liebesangelegenheit, die ihre Lösung von einem reichen Vater zu erwarten hat, ein junger Mensch, der für einen Fürsten gehalten wird, und von diesem Mißverständnisse für seine Herzensangelegenheiten Nutzen zu ziehen, überredet wird, ein junges Mädchen, dessen Gewissen bei dem Gedanken, daß es den Geliebten heiraten werde, sich guten Muths zur Ruhe begibt, — werden durch den Einfluß, den der Glanz eines Fürstentitels um die Person des verkannten Privatmanns verbreitet, zu Hebeln einer höhern

Gerechtigkeit, und verrichten durch die Unbefangenheit, mit welcher das Kind des Zufalls die Zügel der fürstlichen Macht handhabt, was vielleicht dem Fürsten selber zu verrichten nicht eingefallen wäre. Sie stürzen einen ränkesüchtigen Oberdirektor, der eine Geisel des Landes war, sie verbinden zwei Liebende, deren Glück der Rücksicht für diesen Oberdirektor aufgeopfert worden, und bauen endlich die Grundlagen ihres eigenen Glückes. Der Fürst bestätigt all diese Wunder, die er, ohne es zu wissen, vollbracht.

Der Dichter schildert uns somit das Göttliche in der Stellung der Fürsten, das schöne Vorrecht nämlich, das Gute uneingeschränkt thun zu können, und wenn ich nicht irre, soll der Zufall, der hier in ihrem Namen handelt, ihnen den Glauben an diesen schönen Beruf recht nahe legen. Ich finde daher den Grundgedanken des Stückes allerdings einer dramatischen Bearbeitung würdig, und kann diesem Lustspiele die glückliche Lustspielidee nicht absprechen, wenn auch in der Durchführung zu viel Altes benützt wurde, und die szenische Durchführung trotz aller Bühnengewandtheit des Verfassers im Ganzen zu wenig Frische und Neuheit hat.

„Spartakus," Trauerspiel in fünf Aufzügen von B. Weber. Der gebildete Sklave, der von dem herrschsüchtigen Rom, das nur Römerrecht und kein Menschenrecht kennt, zum Fechten gepreßt und dem Löwen vorgeworfen worden war, ist seinem Kerker entsprungen, hat sich aus 70 Unglücksgefährten ein wildunbändiges Heer mit eisernen Fäusten geschaffen, schlägt Rom am Vesuv, in unzählbaren andern Schlachten, gewinnt immer größeren Anhang, steht endlich an der Spitze eines die Welt erschreckenden Heeres, kann Rom überfallen und Cäsar werden, und — zieht sich zurück. Die entwürdigte Welt will er zu ihrem Rechte bringen, den geketteten Sklaven zum Menschen machen, und aus Fechtern einen Freistaat gründen, der alle aufnimmt und schützt, die jetzt die Kette tragen. Da tritt das Weib zu ihm und spricht: ein Traum zeigte dich mir als Imperator, ich habe die Krone auf deinem Haupte gesehen, um welches sich die giftige Schlange wand, das Gold der Majestät ersetzend. Und Abgesandte kommen eines mächtigen Königs und sprechen: theile die Welt mit unserm Herrn. Er findet keinen Würdigern als dich, den seine Thaten zum Könige machen, um mit ihm das Majestätsrecht über diese weite Welt zu theilen. Und seine Krieger kommen und sprechen: du hast uns die Freiheit gegeben, wir haben sie mit dir erkämpft, erkauft mit unserm Blut, tausende von Leichen der Unsern düngen die Felder Italiens, gib uns Italien, gib uns Rom, gib uns die Herrlichkeiten und Genüsse des Lebens, gib uns die Welt, sei Kaiser.

So drängt sich der Konflikt der menschlichen Unersättlichkeit mit dem verwahrlosten Menschenrecht um den Geist, der alle lenken soll, und Gerechtigkeit üben, zwischen der Unterdrückung und dem Übermuthe, zwischen Sklaverei und Willkür, zwischen Erniedrigung und toller Selbstüberhebung. Endlich siegt die Schlange, dieses Symbol der Gewalt, dieses Symbol giftiger Gedanken, die auch den größten aller Menschen nicht bei dem stehen bleiben ließen, was mit Recht sein war, sondern in sein Ohr zischelten, und sein Herz umstrickten, bis er Alles nahm, und alles Recht in seinem Alleinrecht endete.

Der Anlage nach ist dieser Vorwurf einem in der neuern Weltgeschichte ausgeprägten Gedanken sehr ähnlich, und wenn man von dem Soldatentode des Spartakus absieht, der Geschichte des letzten Kampfes um die Weltherrschaft in ihren schönsten Zügen nachgebildet. Auch Spartakus scheitert hier an dem kühnen willkürlichen Eingriffe in das Bestehen der Weltordnung, an dem wilden Überwuchern der Macht über den ursprünglichen Plan menschlicher Befreiung. Auch Spartakus steht in einer Welt, die ihn nicht begreift, all sein Wirken Kräften anvertrauend, die an die Hoheit seiner Bildung und Denkart nicht hinanreichen, und den Plan, der alle verbinden soll, im augenblicklichen Genusse aus den Augen verlieren, auch er folgt unwillkürlich und wie überwältigt der Macht der Umstände, die ihm, dem Usurpator, die Krone aufs Haupt drücken. Doch er fällt in dem Augenblicke, wo er nicht mehr er selbst, nicht mehr der Repräsentant der befreiten Menschheit, sondern der adoptirte Sohn der kaiserlichen Majestät ist.

Diesen Gedanken hat der Dichter gegeben, sein Buch, wie wir es gelesen, drückte ihn aus; sein Buch, wie wir es aufführen gesehen, ließ ihn kaum durchschimmern.

Ein Werk, dessen dramatisches Leben auf der Entfaltung des innern Menschen begründet und erbaut ist, dem die äußere Handlung gleichsam nur zur Veranlassung des zu entwickelnden geistigen Momentes dient, in welchem Kampf und Fortschritt von einer Sfäre des Seelenlebens in die andere sich an den äußern Ereignissen gleichsam nur spiegelt, ist mit einem andern, dessen handgreifliche Handlung das Wort gleichsam nur als nothwendiges Übel mitnimmt, und in dem es auf einige hundert solche Worte gar nicht ankommt, nicht zu verwechseln. Hier handelt es sich um die Ausführlichkeit, um die entwickelte Motivirung jeder einzelnen Thatsache im Bewußtsein. Hier löst sich der nächstfolgende Gedanke, wie die Schlange, die sich enthäutet, aus der Hülle des früheren, Satz um Satz, Schluß um Schluß sind die Ringe Einer Kette. Aber es ist nicht bei dem Ablösen einzelner Gedankenglieder geblieben, wir haben Szenen gesehen, die ganz aus ihrem Zusammenhange herausgefallen waren, weil diejenigen, denen sie zur Vorbereitung dienten, und die erst ihren Zusammenhang mit dem Grundgedanken des Werkes anschaulich machen konnten, hinweggefallen waren.

Ohne Zweifel müssen dramatische Werke, die sich ihrer Länge wegen für die bühnliche Darstellung nicht eignen, und die man ihres Werthes wegen dennoch zur Aufführung zu bringen Grund hat, sich Kürzungen gefallen lassen. Diese müssen jedoch bei ruhiger Überlegung, und wenn es dem Dichter an der Erfahrung dazu mangeln sollte, von einer Hand gemacht werden, der jedenfalls das Ganze als solches heilig ist. Weber hat sich hier an seinem eigenen Werke versündigt, er hat der Aufführung seines Werkes zu Liebe offenbar sein Werk entstellt.

Dazu kam, daß die Handlung in ewigem Kriegslärm und durch Szenen hinbrausend, welche auf der Bühne stets nur eine mangelhafte Ausführung erwarten dürfen, an Einförmigkeit und geringerer äußerer Verwicklung leidet, daß alles Faktische nicht nach dem Gesetze innerer geistiger Nothwendigkeit, sondern historisch, wie es der Epiker zu seinen Darstellungen braucht, an einander angelehnt war, und daß die innere Handlung, das geistige Walten zwischen Mensch und Menschen aus diesem Geräusche der Schlachten nur durchfunkelte, wie etwa die Sonne durch geschlossene Fensterbalken blitzt.

Ich habe vor dem Talente des Dichters alle Achtung, er hat einen großen Vorwurf aufgefaßt, die Vergangenheit mit dem Zauberstabe der Idee mitten in die Gegenwart hereingerückt, er hat eine Sprache von unseren Bühnen herab ertönen lassen, die durch Kraft, Ruhe und Gedankenreichthum sich an das Glänzendste anreiht, was unser Jahrhundert geschrieben, allein sein Werk hat sich nur mühselig und mit trägem Ruderschlage auf der hoch wogenden See bewegt, beinahe wie ein Wrack, das mit reichen Goldbarren beladen, nach überstandenen Stürmen seiner Masten und Taue beraubt, dem Hafen zuwankt.

Die Aufführung in vielen Theilen meisterhaft, in andern wieder mangelhafter, als es einem Dichter bei seinem ersten Auftreten zugemuthet werden sollte, in den Hauptcharakteren wie des Spartakus, der Kraja und des Crassus markig und lebendig durchgeführt, in den Nebencharakteren wie des Publitor und der Camilla schleppend, eintönig, und gesangsartig von aller Bühnenkunst weit abirrend, herabgekanzelt, gewährte, wie das Werk im Ganzen, nur einen gestörten unsichern Eindruck.

Der schöne Monolog des Spartakus mit Musikbegleitung war ihr Glanzmoment, gerne hätten die Hörer hier noch lange gelauscht, denn die Schönheit des Gedankens und des Vortrages rissen dahin.

Herr Weber hat somit einen ehrenvollen rühmlichen Anfang gemacht, wir können nach dieser Dichtung nur Glänzendes von seinem Talente erwarten.

Das k. k. Hofburgtheater hat uns im Laufe dieses Monats auch einen Gast vorgeführt, der Erwähnung verdient. Es war Mad. Wasowicz vom Brünner Stadttheater, welche als Klärchen in Göthe's „Egmont," als Emilie in Leutner's „Geschwister," und zuletzt als Christine in Laube's „Monaldeschi" debutirte; wir lernten in ihr eine verständige, nach Charakteristik ringende Darstellerin kennen, deren Mäßigung und Einsicht oft viel höher gestellten Künstlerinnen zum Muster dienen könnte, insbesondere müssen wir ihre glückliche und gewandte Darstellung des Klärchens hoch schätzen, da dieser Charakter wohl nicht in ihr eigentliches Rollenfach einschlägt. Die scharf gezogene Grenze der sich selbst unbewußten Empfindung nie überschreitend, gab sie uns das Bürgermädchen, ohne sich je zur Rhetorik der tragischen Heldenspielerin, welche die Rücksichten des Standes verschmäht, zu verirren. Ihre Christine trug das Gepräge jener bizarren Weiblichkeit, die sich in der Liebe des bravirenden Mannes gefällt, mit aller Zartheit und Rücksicht für die Königin, die sich zum Schäferspiele herab läßt — das Weib, das zu stolz ist auf sich selbst, um eine Königin zu sein.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 15. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 58.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Feil: Aufhebung der Klöster. 2. Imbach. — Steinschneider: Schriften über Maimonides. 2. Artikel. (Schluß.) — Sturm: Das Archiv und die Bibliothek des Erzstiftes Olmütz zu Kremsier. — Schumacher: Wiener dramaturgische Berichte. April. (Schluß.)

Original-Beiträge zur Geschichte der Aufhebung mehrer Klöster in Niederösterreich.

Von Jos. **Feil.**

2. Imbach. *)

Literatur: Weiskern's Topografie. 1769 I. 287. II. 38.

Marian (Fidler) und Wendt von Wendtenthal, Geschichte der österr. Klerisey. VIII. 1787 p. 36—40, nach dem Berichte der Priorin Emerenzia Fruethin.

Blumenbach: Landeskunde von Österreich u. d. E. II. 1835. p. 388.

Schmidl: Wien's Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreise I. 1835, p. 483—485; (der Erste unter den neueren Topografen, welcher auf die sehr interessante, noch wohlerhaltene alte Klosterkirche aufmerksam machte); in Verbindung mit Melly's Bemerkungen in Kaltenbäck's österr. Zeitschrift 1835 p. 399—400.

Tschischka: Kunst und Alterthum im österr. Kaiserstaate. 1836. p. 100—101.

Schweikhart: Darstellung des Erzh. Österreich u. d. E. — V. U. M. B. II. 1839. p. 117—126.

Frast: Das Nonnenkloster Imbach; in Chmel's österreichischem Geschichtsforscher. I. Band. II. Heft. 1838 p. 533—547; mit einem diplomatischen Anhange von Jos. Chmel, 14 Urkunden von 1269—1280 ibid. p. 547—565, und 23 Stücke von 1277—1296, im II. B. III. Hft. p. 559—575 aus den Originalien des k. k. geh. Haus- und Hof-Archives enthaltend.

Abbildung: von 1672 bei Vischer.

Das Frauenkloster des Predigerordens der Dominikanerinen zu Imbach (dem alten Minnebach) lag im lieblichen Kremserthale, von Krems kaum eine Stunde weit entfernt. Heutzutage in seinen Ruinen, bietet es nur mehr ein wehmüthiges Bild der Vergänglichkeit. Die noch vollständig erhaltene Kloster- jetzt Pfarrkirche ist aber ein schönes Denkmal altdeutscher Baukunst; sehenswerth in mehrfacher Beziehung, unbegreiflicher Weise aber noch — nirgends abgebildet.

Das Kloster wurde im Jahre 1269 von Albero von Feldsberg und seiner Gattin Gisela, von denen von Ort abstammend, gestiftet. Der Stiftsbrief dtt° Velsperg 1. Mai 1269 ist bei Bernh. Pez (Cod. dipl.) II. 116—117 in extenso abgedruckt. Die weiteren Schicksale dieser frommen Stiftung sind in der schätzbaren Monografie von Frast im Grunde guter Quellen nacherzählt. Zur Vervollständigung des dort, l. c. p. 547 in Betreff der Aufhebung des Klosters Gesagten, mögen hier aus den Original-Aufhebungsakten einige nähere Andeutungen folgen, theils um in einem Beispiele zu zeigen, auf welche Art bei der Aufhebung eines Frauenklosters überhaupt vorgegangen wurde, theils um dadurch den Beweis zu liefern, daß hierbei, mit aller Schonung der persönlichen Interessen, den in Reduktion Verfallenen wenigstens ihr freier Wille möglichst unbeschränkt blieb.

Die kaiserlichen Resolutionen vom 12. Jänner und 21. März 1782, womit die Auflösung des Klosters Imbach verordnet wurde, sind den Chor- und Laien-Schwestern durch eine eigene landesfürstliche Kommission, unter dem Grafen Rudolf von Abensperg und Traun, nach vorläufiger Zustellung des passauischen Konsistorial-Dekretes an die damalige Subpriorin, am 18. April 1782 um 9 Uhr Morgens bekannt gegeben und ihnen bedeutet worden, daß sie, und zwar jede insbesondere unter eigenhändiger Fertigung, ihre Erklärung in Betreff des künftig zu wählenden Standortes, unter Kouvert verschlossen, binnen 14 Tagen abzugeben haben. Den weitern Vorgang schildern die Aufhebungsakten auf folgende Weise:

*) Fortsetzung von Nr. 40 und 41 dieser Blätter. Nachträglich zu jenem 1. Artikel über Gaming wird bemerkt, daß ein Theil der Glasmalerei vom Kreuzgange der Karthause Gaming nun zu Laxenburg drei Fenster des sogenannten „Prunksaales" in der Franzensburg schmückt. Als eine mir zu wahrem Danke von Freundes Hand zugekommene Notiz führe ich aber an, daß die oben S. 309, Spalte 6, Nr. 2, besprochenen Glasschilderein sich nunmehr im Kloster St. Florian befinden.

Ob nun schon diese Nonnen sich den allerhöchsten Befehlen bereitwilligst unterwa fen, so sind dieselben doch, und zwar besonders die Novizin Ernestina Huberin in häufige Thränen ausgebrochen.

Bei dieser Gelegenheit bathen sie sammentliche Klosterfrauen um Erlaubniß, bey S. Mayst. eine Bittschrift mit dem Gesuche überreichen zu dürfen, womit ihnen noch ferner in diesem Kloster zu verbleiben gestattet werden möchte, in welchem Falle sie bereit wären, ein anderes was immer Sr. Mayst. gefälliges Institut anzunehmen, und die Jugend dieser Gegend, welche wegen Armuth der Aeltern ganz ohne Unterricht bleiben mus nicht nur nach der eingeführten Normalmässigen Lehrart in den nothwendigsten Trivial Gegenständen, andre auch in Stricken und Nähen zu unterweisen.

Die Nonnen stellten hiebey auch vor, daß sie durch unentgeltliche Abreichung der von ihnen preparirten Medikamenten vielen armen Kranken nicht nur von Orte Imbach sondern auch von denen anderen herumliegenden Gegenden Hülfe geleistet hätten.

Über diese und ähnliche Bitten erklärte die Kommission, daß sie von den ihr ertheilten a. h. Befehlen abzuweichen nicht ermächtiget, gleichwohl aber bereit sei, ihre Gesuche der Gnade Sr. Majestät zu unterbreiten.

Hierauf wurde der Subpriorin und dem Hofrichter durch den von der Kommission gleichfalls erschienenen Abt von Zwettl der Manifestationseid über die geschehene Meineids-Erinnerung nach der a. h. vorgeschriebenen Formel mit Beobachtung der gewöhnlichen Solenitäten aufgenohmen, sodann von besagten Partheyen die Edes Formuln de praestito eigenhändig unterschrieben und denselben von dem Herren Kommissarius die Ermahnung gegeben, daß sie ihren Schwur bey sonst zu erwarten habender schwersten Straffen getreulich nachkommen sollen.

In der Original-Relation heißt es unter Anderem:: Da dieses Kloster im Jahre 1739 ganz abgebrannt und dadurch in Schulden verfallen ist, so wurde über dasselbe im Jahre 1763 eine Administrazion veranlaßt, und solche zuerst dem Herrn Abbten zu Tirnstein, sodann aber, als derselbe im Jahre 1778 seines hohen Alters halber solche niedergelegt hat, dem Hrn. Abbten zu Zwettl aufgetragen.

Erst besagter Hr. Abbt hat gleich bei Antrettung seiner Administrazion im Jahre 1778 eine Summa von 12000 fl. an Passiv Schulden des Frauen-Klosters vermittelst barer Auszahlung der Kreditorn an sich gelöst und dem Kloster in der guten Absicht um dasselbe desto ehender von der Schulden Last ganz zu befreyen, die sammentlichen, während seiner Administrazion von besagten, an sich gelösten Kapital verfallenen Interessen pro praeterito und bis dieses 1782. Jahr geschenket.

Hierauf übernahm die Kommission sämmtliche Stiftssiegel und Schlüssel, dann das in den Händen der Subpriorin befindlich gewesene bare Geld — im Ganzen nur 108 fl. 40 kr.

Am 19. April wurde sofort von der Kommission das vorfindige Silbergeschmeide beschrieben und übernommen, hierbei aber der Subpriorin, Maria Columba Pöckhin, **eine alte silberne zum Gebrauch einer jeweiligen Priorin bestimmte Sackuhr in ihrer Cellen bis zum Austritt der Nonnen und allenfälliger weiterer höchsten Verordnung*) zurückgelassen, weil sie dieser Sackuhr während dem Beisammenbleiben der Klosterfrauen nothwendig bedarf.**

Hiernach wurden die vorhandenen Geräthschaften von Kupfer, Zinn und Messing, nebst der Tafel- und Bettwäsche für die Gäste inventirt, Tags darauf aber die in der Kirche, Sakristei und auf dem Chor der Klosterfrauen befindlich gewesenen Kirchenprätiosen und anderen Geräthschaften beschrieben, sodann am 21. April die in den Zellen der Nonnen vorfindigen und als ihr Eigenthum angegebenen Geräthschaften verzeichnet, sämmtliche auch unbewohnte Zimmer numerirt und die darin befindlichen Gegenstände in das Inventar eingestellt.

Auf gleiche Weise wurde in den folgenden Tagen bezüglich der in den Kreuzgängen, im Rekollektionszimmer, im Noviziat, im Gartenhause, im Wasch- und Badehause, in der Apotheke, Küche, im Keller, in dem 1½ Stunden von Imbach entlegenen, dem Stifte gehörigen Scheibenhof, in den Wagenschupfen, Getreidekästen, in den Gastzimmern, im Archiv u. s. w. vorgefundenen Gegenstände verfahren. Nach vollendetem Geschäfte reiste die Kommission am 25. April von Imbach ab.

Das Kloster war zur Zeit seiner Auflassung im Besitze einer Mühle und eines Maierhofes nächst dem Kloster, der untern Margarethen-Mühle und des sogenannten freien Scheibenhofes, der Deputat-Pfarre zu Imbach, wovon das Stift die Einkünfte bezog, der inkorporirten Pfarre zu Sallingberg, mehrer Dominikal-Äcker, Wiesen, Weingärten, Gärten, Waldungen und Fischwässer, sämmtlich in der Umgegend von Imbach. Unterthanen, zusammen in 259 Häusern, hatte das Kloster zu Priel, Lengenfeld, Sallingberg, Mäusling, Scheibenhof, Etzdorf, Mistelbach, Wolfgers, Neusiedel, Reippersdorf, Klaubendorf, Wetzdorf, Pfaffstätten, Hadres und Obritz, Walkersdorf und Motten. Außerdem besaß es mehre Körner- und Weinzehente, Tatzbezüge, Rustikal-Äcker, Wiesen und Weingärten.

Der geistliche Personalstand zur Zeit der Auflösung bestand aus der Subpriorin Maria Columba Pöckhin, welche, da nach dem Ableben der Priorin Emerentia keine wirkliche Vorsteherin gewählt wurde, die Stelle der Oberin vertrat und nach definitiver Auflassung des Klosters zu Imbach in jenes der Ursulinerinen zu Tuln überging, ferner aus 16 Nonnen, 6 Laienschwestern, einer Novizin und einer Tertiarin. Denjenigen, welche noch nicht die Profeß abgelegt hatten, wurde von der Aufhebungskommission bedeutet, daß sie mit einer Abfertigung von 150 fl. das Kloster binnen vier Wochen mit ihrem erweislichen Eigenthume zu verlassen hätten. Den Klosterfrauen blieb freigestellt, entweder in ein Dominikanerkloster ihres Ordens außerhalb der k. k. Staaten auszuwandern, in welchem Falle ihnen der Paß und 100 fl. Reisegeld ausgefolgt würden, oder mit einem Unterhaltsbeitrage von jährlichen 300 fl. in ein anderes der noch ferner verbleibenden Frauenklöster (also mit der Bestimmung zum Schulunterrichte, zur Kindererziehung oder Krankenpflege), jedoch sich allen Regeln und Gewohnheiten, selbst in Kleidung und Kost, dem gewählten Institute fügend, überzutreten, oder endlich mit einer Pension von jährlichen 200 fl., welche jedoch im Falle der Verehelichung eingezogen würde, in die Welt zu treten. In beiden letzteren Fällen müßten sie jedoch im vorschriftsmäßigen Wege ihres Ordinarius vorläufig des dermaligen Ordensgelübdes entbunden werden. Die in ein anderes Kloster Übertretenden sollten 60 fl., jene aber, die in die Welt gehen würden, 100 fl. ein für alle Mal zur Ausstattung erhalten. Denjenigen, welche

*) Welche auch dahin erfolgte, daß diese Uhr für immer in ihren Händen zu bleiben habe.

beisammen bleiben und auf keine der angedeuteten Arten austreten wollten, wurde vorläufig das Kloster Kirchberg am Wechsel als der Ort bestimmt, wo sie unter der Aufsicht des Diözesans sich bis auf weitere Bestimmung aufhalten könnten, wogegen ihnen 150 fl. angewiesen würden. Die Laienschwestern sollten nach denselben Grundsätzen behandelt werden, jedoch in allen Fällen mit einer um 50 fl. geringeren Dotation. Übrigens hätten Alle bis längstens 18. September 1782 das Kloster zu räumen.

Drei Chorfrauen, zwei Laienschwestern und die Tertiarin erklärten sich in die Welt, und zogen am 25. Oktober 1782 aus dem Kloster, angewiesen, sich bei dem Passauer Konsistorium um die benöthigte Dispensation zu bewerben. Eine sinnenverwirrte Nonne wurde mit der Pension von 200 fl. unter Kuratel gesetzt. Die übrigen fügten sich den oben angedeuteten Alternativen; 10 Chorfrauen und 3 Laienschwestern zogen (mit den am 7. Juli 1782 zu Imbach eingetroffenen 10 Ernonnen des eben aufgelassenen Karmeliten-Frauenklosters von St. Pölten) nach Kirchberg am Wechsel, ihrem zunächst bestimmten Versammlungsorte, wo sie am 27. Oktober 1782 eintraffen. Aber schon am 31. Jän. 1784 verließen sie, ungezwungen, auch dieses in der Zwischenzeit gänzlich aufgelassene Kloster.

Bis zur Aufhebung des Klosters hatte die gottesdienstlichen Angelegenheiten der Pfarrer von Imbach besorgt, welcher, neben den mit dem Frauenkloster insbesondere stipulirten Bezügen, von dem letzteren auch Kost uud Wohnung erhielt; Beichtvater war ein Dominikaner, vom Frauenkloster unter ähnlichen Verhältnissen wie der Pfarrer vertragsmäßig dotirt, und außerhalb dem Kloster wohnend.

Die 1759 reduzirten bestandenen Meßstiftungen waren folgende:

gestiftet	für	Jährl. Anzahl von Messen: ursprünglich	reduzirt
1269	Albert von Weldsperch	260	142
1314	Albrecht Wendlmuth	1	1
1321	Gertrud Kurzböckin	1	1
1331	Siegfried Chotauer	4	4
1351	Ulrich Kellner	1	1
1496	Die Bruderschaft	260	117
1472	Christophorus Richter	5	4
1499	Peter Rumpf	260	140

Das Klostergebäude selbst liegt nun ganz in Ruinen. Vielleicht dürfte sich mancher Besucher derselben auf einige Zeit damit beschäftigen, die einzelnen Bestandtheile nach ihrer einstigen Bestimmung herauszufinden. Zu diesem Behufe sollen einige Andeutungen über den früheren Bestand folgen. Man unterschied die Bestandtheile inner- und außerhalb der Klausur. Zu den erstern gehörte das Priorat, zur Zeit der Aufhebung unbewohnt, das obere geistliche und weltliche Parlatorium, die Kostzimmer, das Aderlaßzimmer, die Kreuzgänge mit fünf Altären, die 34 Zellen, zur Zeit der Aufhebung 26 bewohnt, die Dienstboten- und Krankenzimmer, die Apotheke, der Winterchor und das Oratorium; zu ebener Erde der Kreuzgang, das Kapitelhaus, Beichtzimmer, Refektorium, Viktualienkammern und Küchen, eine davon auf einem Bogengewölbe über dem Mühlbache ruhend, die Waschküche, Badezimmer, Laboratorium, Kellnerei, Salzkammer, das Portierzimmer, das äußere Parlatorium, endlich ein Lusthaus im Garten. Alle Lokalitäten waren mit Heiligen- und andern Bildern überfüllt*). Die Kirche zu Imbach besitzt noch heut zu Tage sehr viele von den Nonnen äußerst schön gestickte Meßkleider.

Die in dem Archive befindlich gewesenen Urkunden haben, bis zu ihrer dermaligen bleibenden Aufbewahrung im k. k geheimen Haus- und Hofarchive 1837, denselben Weg gemacht, wie jene von Gaming (siehe oben Seite 316). Welche wichtige Daten aus ihnen zu entnehmen sind, beweisen die, im „österreichischen Geschichtsforscher" bereits in extenso mitgetheilten 37 Stücke aus dem dreizehnten Jahrhunderte (siehe oben Seite 449). Übrigens hat das Archiv von Imbach schon früher der Kanonikus Smitmer, dann vielleicht nach dessen Kollektaneen, Wißgrill z. B. III. 7 zu seinem Adelslexikon benützt, und mehre selbst ihrem ganzen Inhalte nach mitgetheilt z. B. I. 137 (vergl. mit dem „österreichischen Geschichtsforscher" I. 556).

Außer diesen Dokumenten besaß das Kloster noch viele Grundbücher, z. B. über Imbach von 1470, 1506, 1599—1605, 1599—1649, 1688—1732, 1733—1757, von Purgstall 1470, 1525, Reippersdorf 1533, Krems 1533, 1593—1649. Loiben und Dürnstein 1569—1586, Lengenfeld 1581—1589, Gewährbücher von 1534 u. s. f.

Bis die wichtigeren der 1837 an das geh. H. H. u. St. Archiv gelangten 130 Imbacher Urkunden, auch vom 14. Jahrhunderte herab, ihrem ganzen Inhalte nach mitgetheilt sein werden, was im Interesse der Genealogie schon der wichtigen Zeugenfertigungen wegen höchst wünschenswerth wäre, sollen hier das bisher Veröffentlichte ergänzend, davon wenigstens die Regesten der in örtlicher oder persönlicher Beziehung interessanteren folgen.

18. Febr. 1277. Wien. K. Rudolf I. ertheilt dem Kl. Minnbach die Zoll- und Mautfreiheit (Lichnowsky II. R. N. 393. b. Böhmer Regg. Imp. p. 82, Nr. 327.)

6. Okt. 1291. Urk. H. Albrechts I. (in Chmel's Geschichtsforscher II. 571 ist zu Lichnowsky's Regesten nachzutragen.)

25. Jänner 1291. Peter v. Pergowe verk. dem K. M. ½ Lehen zu Hedreichsdorf bei Pulka.

5. Juni 1291. Enzelbrecht zu Krems verk. dem Kl. M. eine Gülte auf einem Weingarten zu Mitterpeunt.

15. Aug. 1300. Eufemia v. Chlenchenberg gibt ihrer Tochter, Schwester im Kl. M., und dem Kl. eine Gülte zu Stranstorf.

29. Juni 1303 Wien. Leutold v. Chunring u. Gräfin Agnes s. Hausfrau geben dem Kl. M. für ihr Seelgeräth 300 ß Pf. und überlassen für diese Summe dem Kl. ihren Zehenten zu Dürenleiß, der ein Lehen des Passauer Bischofes ist.

15. Juni 1304. Krems. Alber der Streun v. Schwarzenau u. s. Hf. verk. der röm. Königin Elisabeth zu einem Jahrtag im Kl. M. Gülten zu Goboltsburg.

1 Mai 1309. Wien. Ulrich von Walsee, Hauptmann in Steiermark u. Kärnten, verzichtet zu Gunsten des Kl. M. auf alle Ansprüche an das Gut zu Chlaubendorf und Reichpoltsdorf, das zu Weldsperg gehört hat.

15. Juni 1310. Ortlieb von Winchelberch u. Hadmar v. Winchel mit ihren Hausfrauen erklären, daß sie das Eigenthumsrecht über

*) Daß diese Bilder gelegentlich der Aufhebung des Klosters veräußert wurden, dürfte vielleicht den Umstand erklären, daß man in der Nähe von Imbach, selbst in einzelnen Bauernhäusern Bilder besserer Art, z. B. in der Jesuitenmühle nächst Krems gute Kupferstiche antrifft.

eine Gülte zu Imdorf in dem Aygen, die H. Diether von ihnen bisher zu Lehen hatte, jetzt aber seiner Tochter, einer Klosterfrau zu M. überlassen hat, nach deren Tode dem Kl. auf immer für ein Seelgeräth gegeben hat.

21. Sept. 1316. Wien. Alber v. Ottenstein verk. dem Kl. M. eine Lehen-Gülte zu Reichpoltstorf.

12. März 1317. Hadmar v. Schönnberch und Elsbeth, Hausfrau des Albero v. Schönnberch, geben dem Kl. M. zu einem Seelgeräth ihr Eigenthum zu Mittelberg.

8. Dez. 1318. Elisabeth v. Schönnberch, Witwe, gibt dem Kl. M., worin ihre Tochter Klosterfrau, als rechtes freies Eigen den Hof zu Graevendorf.

25. Mai 1323. Konrad Guetman, Richter zu Hollenburg u. s. Hf. verk. dem Kl. M. Gülten zu Zeizelperg bei Gobolczpurch.

18. Nov. 1333. Adelheid v. Bolcheinsdorf gibt dem Kl. M., wohin sie ihre Enkelin Agnes gegeben hat, 5 Lehen zu Wolfgers.

25. Mai 1327. K. Friedrich befiehlt der Stadt Krems auf die Mühlen des Kl. M. keine Steuern zu schlagen, da sie früher keine gegeben. (Zu Lichnowsky's Regesten nachzutragen.)

21. Okt. 1338. Das Kl. M. verk. dem Kl. Baumgartenberg sein freies Burgrecht auf 2 Hofstätten zu Krems ober der Brücke.

13. Juli 1330. Leitold v. Hakenberg u. s. Hf. geben dem Kl. M. worin ihre Tochter Elsbeth Klosterfrau, mehre Gülten.

19. Aug. 1332. Die 3 Söhne des seel. Friedrich v. Walsee geben dem Kl. M., worin ihre Schwester Anna, einen Hof zu Ottenthal u. s. w.

15. Jänner 1338. Weichart v. Toppel, Hofrichter in Österreich, bezeugt, daß dem Kl. M. in rechtem Hoftaiding mit Frag und Urtheil vom Landherrn zuerkannt wurde, daß, wer auf das Gut Lengenveld einen Anspruch hat, dies in einem rechten Landtaiding thuen soll.

13. Okt. 1344. Pilgrim der Pfeffer von Schiltern und Margareth s. Hf. verk. dem Kl. M. ihr rechtes Eigen, eine Gülte zu Mittelberg.

11. Feb. 1347. Leutold v. Hohenwerch gibt seiner jüngsten Tochter im Kl. M. zur Besserung ihrer Pfründe eine Gülte von 2 Holden zu Altmans.

24. Nov. 1348 Reinprecht v. Schonberch und s. Hf. verk. seiner Schwester, Frau Elsbeth im Kl. M., eine Gülte zu Waltenstain und Neusiedel, welche das Kl. nach ihrem Tode für einen Jahrestag behalten soll.

18. Dez. 1349. Stefan, Schreiber Leutolds v. Chunring, übergibt dem Kl. M. 12 ß Pf. für Rechnung jener dem Kl. angetanen Gülte, die seine Schwester Katharina, Klosterfrau daselbst, bis an ihren Tod besitzen soll.

5. März 1351. Derselbe bessert die Pfründe seiner Schwester mit 3 ß jährl. Gülte.

11. Nov. 1352 Alber v. Liechteneck u. s. Hf. verk. dem Kl. M. eine Hofstatt an der Neustift.

13. Nov. 1352. Hermann v. Liechteneck u. s. Hf. verk. dem Kl. M. ihren Weingarten an dem Hohenacker zu dem ewigen Licht vor dem Gottsleichnam auf dem Frauenchor.

6. Dez. 1359 (vergl. Chmel's Geschichtsforscher. II. Not. Bl. LXXXII. (7 u. 8).

13. Febr. 1360. Otto der Hochensteiner u. s. Hf. geben ihrer Tochter Eufemia im Kl. M. eine, auf ihrem Weingarten und Hof zu Drozz versicherte Gülte.

10. April 1371. Niklas v. Chueffarn und Dietrich v. Rechberg, als Vormünder der minderjähr. Agnes, Tochter Rapots des Rumpf's von Rechberg, verk. Schulden halber einen Weingarten an dem Purchtal der Schafferin im Kl. M.

27. März 1392. Elspet v. Schönberg im Kl. M. überläßt ihren Hof zu M. dem Stefan Mair u. seinem Sohne Jakob auf Lebenszeit gegen einen Jahreszins.

9. März 1393. Jakob der Chyezpauch und Ulrich der Rantwurst, Bide von Haindorf, reversiren sich dem Kl. M. für einen ihnen überlassenen ¼ Hof bei Grefendorf mit Zugehör, zu einer jährl. Gülte.

10. Jänner 1396. Krems. Hanns Reydecker zu Rena vertauscht mit dem Kl. M. Lehen u. 2 Hofstätten zu Wolfgers für das Dorf Auttenrent (15 Lehen u. 2 Hofstätten).

25. Jänner 1401. Schwester Ursula im Kl. M. verk. ihren Muhmen, Margareth u. Anna v. Cheyan, ebenfalls Klosterfrauen daselbst, ihren Weingarten am Hohenacker unter dem Gillanzer.

23. Aug. 1403. Stefan Walkin v. Senftenberg stellt dem Kl. M. einen Leibgeding-Revers aus, über einen Hof zu Pruel bei ihrem Dorfe, den das Kl. ihm lebenslänglich zur Bewirthschaftung überlassen hat.

13. Febr. 1412. Wilhelm, Probst zu Pereneke, die Priorin und der ganze Konvent daselbst verk. auf Wiederkauf dem Kl. M. eine jährl. Gülte vom Perneker Hof zu Kremc.

22. März 1417. Ulrich der Bot von Pruel u. s. Hf. verk. den zwei Klosterfrauen zu Minnbach einen Weingarten zu Minnbach auf dem Gaysruck um 18 ß Wien. Pf.

13. Juni 1501. Die Zechleute der St. Johannes-Zeche zu Rechberg verk. der Zeche der Zimmerleute zu Krems u. Stein ¾ Weingarten am Stock zu Strätzing, wovon man dem Kl. M. jährlich 36 ß Burgrecht dient.

15. Sept. 1535. Wien. Polixena, Witwe nach Georg v. Buechaim, Freih. zu Kumpach, gibt dem Kl. M. ihre Holden zu Chlanbsendorf und Wezelsdorf bei Weykesdorf sammt der Vogtei darüber, die ihr seel. Gemal vom Kl. gekauft hatte, wieder zu kaufen.

28. Nov. 1656. Wien. Julius Graf zu Harbegg, als Lehensträger der Markgrafen von Brandenburg, Burggrafen von Nürnberg, verleiht dem Lehensträger vom Kl. M., Georg Windspacher, jene Lehen, welche zwar 1629, aber nulliter verliehen worden waren und jetzt erst, laut Lehenrezesses vom 15. Mai 1625 auf vier Lehensträger zu verleihen bewilliget worden.

16. Jänner 1663. Wien. Derselbe in derselben Eigenschaft verleiht dem Hofrichter des Kl. Imbach, Hans Karl Haberfack, aufs Neue die Lehenstücke dieses Klosters.

4. März 1689. Wien. Johann Friedrich Graf zu Harbegg, als Lehenträger der Markgrafen von Brandenburg, verleiht der Priorin des Kl. J. die bekannten Lehenstücke noch auf zwei Leiber.

21. Jänner 1697. Derselbe, verleiht beim Mitregierungs-Antritte des Markgrafen Georg Friedrich dem Kl. J. die Lehenstücke auf drei Leiber.

23. April 1701. Wien. Derselbe verleiht dieselben Lehenstücke auf zwei Leiber.

5. Febr. 1730. Wien. Johann Wilhelm Graf von Wurmbrand, als Lehenträger der Markgrafen von Brandenburg, verleiht bei Gelegenheit des Regierungs-Antrittes des Markgrafen Friedrich dieselben Lehensstücke noch auf einen Leib.

14. April 1742. Wien. Derselbe dasselbe auf einen Leib.

Die letzteren sieben Urkunden dürften durch die Beziehung der Grafen von Hardegg zu den Markgrafen von Brandenburg und Burggrafen von Nürnberg vielleicht in Erwägung kommen bei der zuerst durch den H. Pfarrer Grübel zu Gastein angeregten Streitfrage: ob das alte Rackze wirklich, wie bisher angenommen, Retz oder nicht vielmehr Raabs war? (Vrgl. diese Blätter p. 4, Spalte 6.)

Medizinische Schriften von Maimonides.

2. Artikel.

(Schluß.)

Ich hatte für diesen II. Artikel eine vollständige Zusammenstellung des Obsoleten oder sonst Bemerkenswerthen bestimmt, den hebräischen Text und die Übersetzung häufig berichtigt, oder auf die Korruption hingewiesen. Auf den Wunsch der Redaktion muß ich, jene größere Arbeit einem

andern Orte vorbehaltend, mich mit einem Minimum von Beispielen begnügen, die mit Rücksicht auf Mannigfaltigkeit, Instruktivität und frühere Verweisungen (um derenwillen die Nr. der Anm. beibehalten worden) hinreichen dürften[59]).

I. Abschnitt. (Text S. 13.) „Die Art אבטיח, die arab. Albudka heißt" übers. Hr. W. (S. 20): „Die Knollenwurzeln, welche u. s. w." אבטיח heißt aber Melone (s. unten zu S. 16), Radix asphodeli lutei, Goldwurzelaffodil der Pflanze Albucum. נְשְׁפּוֹלֶשׁ „Mispeln" s. Tobia Nomencl. s. v. מיספילה, türk. musmula, in der Mischna קְרוֹסְטוֹמְלִין (bei Landau III, 1488. Vergl. S. 1327. χρυσομηλος, Goldapfel u. a. m. Vergl. Maim. Kom. — S. 14. ספרגלים (Var. חבושים) „Quittenäpfel" (S. 22 †). Der lat. Übers. hat Caetana anstatt Cotonea. Herr W. führt im Namen M. J. Landau's an, daß hier das arab. Saffargel (!), malum cydonium gemeint sei. (Vergl. Landau III, 1327. Anm. „Saffargel"). Das arab. Wort ist aber Seferdschel (Freitag II, 322, unbegreiflicherweise übers. Scheyer, Mornh. III., C. 43. Ende, S. 307: אספרגל (mit א prosth.) mit: Citrone und beruft sich auf Freitag!) Die Var. (eigentl. hebr. Übers.) חבושים ist ebenfalls: Quitten (s. Tobia s. v. Cydonium Buchst. צ) entsprechend קודניו Cotogna [60]) (Landau III, 51), קדונץ (Codonez, Maim. zu Klaïm I, 4. Landau I, 139). Dennoch übers. Hr. W. (S. 34 †) קורונייו (S. 18) durch Caetanen, und beruft sich auf die obige Anm., obwohl vom „Aussaugen" die Rede ist! שמן אספרגל (Afor. 28, 6) heißt wohl Quittenschleim). Das. empfiehlt M. vor dem Essen erweichende, nach der Tafel anhaltende Obstarten, unt. Ersteren אגסים „Pflaumen" („Zwetschken," S. 27), unter letzteren פְּרָאשׁ (bei W. unübers.!) Gerade Letzteres gibt Aufschluß über Ersteres, so wie die beiden folgenden, „die man nie wählen soll" (auch diese Worte fehlen bei W.!) nemlich: פרשגש, Pfirsiche, und אנפרשגש Aprikosen. Hier haben wir einen hebr. Term aus d. Talmud, einen zweifelhaften, vermutlich lateinischen aus d. Talmud, 2 romanische vermuthlich ins Arabische übergegangene von der hebr. Übers. beibehalten! Über die hiehergehörigen talmud. Wörter אגם, אפרסק, פרסק, פריש, שוף sind die Erkl. vom Talmud selbst (Gamara) bis auf Landau herab, uneinig. אגם erklärt Nathan (Aruch) durch das arab, אגץ (אגאץ s. v. פריש), und roman. (lat.) פירא (pera) Birne, eben so Tobia (115, d. Nr. 10.) aus Schayer a. a. O. s. unten; M. (Klaïm I. 4) aber durch das arab. אגון vulgo ברקוק (Letzteres ist aber nach Musafia s. v. פריש das oben erwähnte Chrysomelos und nur אגם ähnlich), span. מורייגם (?) oder אנפרשיגם (Aprikosen, was an unsrer Stelle unmöglich angeht!) Man sieht also, daß der hebr. Übers. sich nicht an die Maimonid. Erkl. hielt, und ein anderes arab. Wort des Originals durch אגסים wiedergab. Letzteres hält Musafia für Pflaumen, „die erweichend sind" und vergleicht das arab. אגם. (Nach Tobia (115, c. Nr. 9.) sind Pflaumen שופים (s. Aruch s. v.); zur ganzen Stelle vgl. Tobia, Diätet. 80, b. §. 12). Das von Hrn. W. unübers. פְּרָאשׁ ist also wohl plur. mit s (ש) von פירא S. 18) „Birnen" (S. 34), obwohl פיראש bei Maimon. (Klaïm I, 4.) die Übers. von קרוסטומלין (s. oben) arab. במתהי, vulgo אגעז ist; denn M. mußte die beiden Termen der Mischna als verschiedene auffassen. Das talm. פריש erkl. Talmud selbst, Nathan und Maim. durch Seferdschel (s. oben) Quitte, Musafia hält es für das lat. pirus Birnbaum und meint: die Namen der Früchte ändern sich in den verschiedenen Spr. nach Zeit und Ort. (Landau I, 139. vgl. 1327 1318. Durch פרשגש übers. M. (a. a. O.) פרסקין, auch אפרסקין, persica. Nach Bondi (Or Esther S. 203) bezeichnet dies zuweilen die pers. oder Königsnuß. Bondi beschuldigt Musafia „flüchtig über den Gegenstand hinzuschlüpfen." Dagegen polemisirt Landau (III, 1317) heftig gegen diese Abweichung von den Vorgängern. Beide übersahen, daß Musafia (s. v. שוף) selbst sagt: „Ich habe bereits erklärt, (?) daß d. griech. περσικη große Nüsse bezeichne, die aus Persien nach Griechenland kamen, so wie לוזים (Mandeln) ποντικον heißen, weil sie aus Pontus kommen." (Was Bondi aus Plinius über Unhaltbarkeit der Pfirsiche angibt, hat auch M. Moreh bei Scheyer a. a. O. wo sie אפרסקין heißen, s. auch Tobia 115, d. Nr. 11.) Nicht zu verwechseln ist אפרסקל (Joreh deah 403, 5 aus Semachot, (12) eigentl. verstümmelt aus אפיקרסין επικορσιον (Landau I, 164). Dies mag zugleich die vorausgeschickte allgemeine Bemerkung veranschaulichen, indem es deutlich zeigt, wie viel hier von der Mischna (Klaïm I, 4) abhängt!

2. Abschnitt. Wir wählen hier eine Probe von der Beschaffenheit der hebr. Version und der Kritik bei Hrn. W. — S. 16 ויאולש „Veilchen-Sirup" (S. 27) durch falsche Zusammenziehung s. ניאולש (! 18, Z. 3) „Violen" (S. 32), dagegen richtig: אשרוב מויאולש (S. 20) „Syr. violarum (S. 40), משקה הויאולש (16, Z. 11 v. u.) „Veilchensirup" eigentlich V.-trank; אשרוב הורידים המצונן nach W. „mit kalter Rosendigestion bereiteter Sirup" (S. 27); ferner יצננהו וכו' אישרוב וורדים מצונן (18, Z. 3 v. u.) „Cola super Syr. ros. infrigidati." יצננהן (S. 20). Man sieht, daß hier überall צנן (infrigidare) in סנן (colare) zu emendiren, und daher nicht von kaltem, sondern von filtrirtem Rosensirup die Rede ist, daher richtiger אשרוב וורדים סמונן (S. 19, Z. 8) „Rosensirup" (S. 36)! Für Syrup findet sich אשרב (S. 16) אשרוב (20, u. oft) אישרוב (18), שירוף (19), שירופי neben אשרוב (29)! שרופו (20, 6 v. u. Syrupi?) neben אישרובש (isrobes); vergl. das talmud. שרף, als verb. schlürfen, davon das Subst. Gummi, Harz, Pflanzensaft (liquor), nach Aruch ein digestivum (vgl. Tobia 78, c.) arab. Scherabât (plur.) Syrupi von scherebe trinken, Subst. tinctura, mixtura. Das bekannte Scherbet bedeutet auch Dosis einer Medizin (Freytag II. 407 ff.). אשרוב לפיסיום (S. 20) nach W. (S. 38) blos: „Syrup" ist Syrup lapisius (S. mit lapis lasuli hat Tobia 77, b.). — Eben so schlimm erging es Hrn. W. a. a. O. mit einem ähnlich korrumpirten Worte. Unter die leichten Brechmittel wird gezählt: והקיא במי שעורים והמוקשימיל בצונן ואבשרשיה אבטיחים „Gerstenwasser, Sauerhonig kalt oder mit Meerzwiebel bereitet"!!! Sauerhonig ist im hebr. Text stets ····מוק anstatt ···אוק (Oxymel) korrumpirt. בצינן ist unhebr. und muß heißen: בצנון, dann ist die praepos. ב wie im 1. Worte: (das Brechen) „durch"; also haben wir 4 Brechmittel: Gerstenwasser, Sauerhonig, Rettich und Melonenwurzeln (אבטיח s. oben zu S. 13. Hr. W. hat selbst S. 27 richtig: Melone).

Wer an unserer Emendation noch zweifelt, vergl. dieselben Brechmittel bei Tobia 79, c. d. vergl. 85, d. — Bemerkenswerth ist das Fremdw. קלישטיריש für Klystier, da doch Tobia (79, a. b.) das arab. חיקן (s. 1. Art. S. 91, Galen's Werk Nr. 21) gebraucht und weitläufig beschreibt, ohne jenes ihm gewiß bekannte Wort beizufügen!

3. Abschnitt. S. 18, Z. 13 v. u. scheint der hebr. Text ungenau, vielleicht durch das **Homoioteleuton** mit Z. 11 v. u. korrumpirt, doch darf man nur ein ב an משקה hinzufügen, um einen passenden Sinn zu erhalten. M. räth nämlich zuerst im Allgemeinen bei Hartleibigkeit „Rhabarbertrank mit Tamarinden;" dann gibt er dem Sultan „nach dem was er von dem Temperament desselben vernommen" [66]) noch besondere Mittel. Hr. W. übersetzt ריברברי gar nicht, aus Tamarinden macht er Meyeramaranth (S. 34 †) „den man ehedem (ohne Grund) zu sog. erweichenden Klystieren nahm" (!), weil er nicht המר־אינדי zu emendiren verstand, was doch nach 18, Z. 4 v. u. „תמר אינדי (l. אונרי) so leicht war! und stellt Letzteres unter die besonderen Mittel. לימונייא עשיה בתרנגולת שמנה wörtl.: Limonade bereitet mit fetter Henne" übers. Hr. W.: „Fetthenne" † „Bohnenblattfetthenne, **Sedum teleph. etc.** die lat. Übers. buchstäblich **gallina pinguis**!!" Ob aber diese 2 Ausrufungszeichen nicht Hrn. W. wiederzugeben sind, muß ich Ärzten von Fach überlassen. Tobia (79, c.) ordinirt wenigstens fette Hühnersuppe als Brechmittel anstatt Gerstenwasser.

4. Abschnitt. S. 24 חללי העצבים „Nervenhöhlen," vgl. ויפתח סתומי העצבים ההלולים (S. 31 Ende) „die Zirkulation des Nervenfluidums befördern" heißt wörtlich: „die Verstopfungen der hohlen Nerven (Gefäße) öffnen." סתומים erkl. Tobia durch **Stenosis** (90, d.) **Glandulae**, Drüsen (93, a.) das für Letztere häufig gebrauchte גדרים (90, d.) ist vielleicht גדרים zu emendiren und arabisch (s. **Wenrich, de auctor. graec. p. 105.** αδενῶν). — S. 27, 29, 31 קיוין „Starrkrampf" (S. 55, 59, 63), קוויצה (24, Z. 7) „Kleinmuth"! Die talmund. rad. וקב und קוץ (vgl. קבץ und die Analogien solcher **permutatio** bei Maim. zu Peah, 2, 7. Schobiit 2, 3. Maaß. 3,3. Challa 2,5) bedeutet einschrumpfen, sich zusammenziehen (s. Aruch s. v. v.) daher קויצה, כויצה der gewöhnl. Term für **Spasma** (Afor. 20, c. 30, a. 48, a. Tobia 82, a. [68]) und die Definition bei **Perpignano, Sefer hagedarim, ed. Satnow.** Berlin 1789. Fol. 45). — S. 28: התחדש לו השוק מבאב לב „wurde ohnmächtig, bekam Schmerzen in der Herzgegend"! Hr. W. scheint also die **praep.** מ in מבאב als **format.** angenommen zu haben; dann würde aber wohl plene מבאוב stehen; auch ist diese Konstruktion (Asyndeton) obsolet. Unsinnig ist ונשתתק מבאב לב (S. 26) übersetzt: „die Brustbeklemmung ließ freilich nach"!!! Beide Stellen sind zu übersetzen: Und er ward apoplektisch vom Herzschlag," vgl. כאב לב (S. 29) „Herzgespann" (S. 59)! שתק bedeutet eigentl. Schweigen, daher שתוק Apoplexie (s. Afor. 14, d. 18, b. Tobia 87, b. **Perpignano** a. a. O. S. 96, b.) und **denomin.** השתתק apoplektisch werden. — S. 30, Z. 1 übers. Hr. W. „Viele Menschen ziehen sich leicht Flüsse zu, ohne daß sie es merken. Sie ziehen sich einen Fluß zu u. s. w."!! (S. 60). Im Text heißt es: ילקו בנוזלים ר"ל דומים und die Interpunktion zwischen dem folgenden לסבלותם und למה ist falsch. נחלים arab. **Nasilât** sind nach **Perpignano** (a. a. O. S. 65, c.) die Reste (Exkremente, Sekretionen), die in den Mund herabfließen (מותרות היורדים אל הפה), also Schleim, Rotz. Das folgende דומים ist daher entweder דוממים d. h. bleibende, chronische, im Gegensatz zu dem bald folgenden נוזלים החדים „akute Katarrhe (s. **Wolf Bibl. hebr. III.** 87) oder חמים „warmen" (s. Z. 7) zu emendiren; am wahrscheinlichsten aber יורדים als Erkl. für das, vielleicht damals noch obsolete, arabisirende בוזלים. Jedenfalls ist zu übersetzen: „Viele Menschen sind leichtsinnig in Beziehung auf Flüsse, wegen ihrer Unkunde dessen, was meistens daraus entstehe, entweder u. s. w."— Es entsteht aus den schwerern Krankheiten der Lunge: קולי או צרירותו „Husten oder Heiserkeit" (?) [69]) unter andern auch der Tod, oder חולי העמידה שהוא קוצר הנשימה „das Anstehen, d. h. Kurzathmigkeit" oder „Athmensperre" (nicht: „das chronische Übel (!) der Kurzathmigkeit," wie Hr. W.) Das obsolete, wahrsch. arabisirende עמידה für **Orthophanie** wird durch den echthebr. (auch bei Tobia 74, c. vorkommenden) Term erläutert. S. 31 תנועת האברים „Epilepsie" gewöhnlich נכפה oder חולי הנופל (Fallsucht), כפיה (s. Pesachim 112, b. Landau **III.** 259) vergl. רעש האברים Paralysis (Tobia 82, a. ff.). [70]). —

Vorausgesetzt, daß Hr. W. in einigen auffallenden Abweichungen vom Hebr. der lat. Übersetzung gefolgt sei; so hätten wir mittelbar die Notiz gewonnen, daß die latein. Übers. des diät. Sendschreibens oft richtigere Lesearten als unser hebr. Text vor sich gehabt, manchmal denselben gröblich mißverstanden habe! Daher wir schließlich den Wunsch ausdrücken: Es möge Jemand die lat. Handschrift der k. k. Bibl. zu Wien zur Erläuterung und Berichtigung des Hebr. benutzen. Bedauern müssen wir, daß bei Hrn. W. zum guten Willen die filol. Fähigkeit fehlte.

Anhang (Bemerkung — Addenda).

Da einigemal die Verweisung auf einen „Anhang" in der kürzenden Revis. des 1. Art. irrthümlich stehen geblieben; so sei es hier bemerkt, daß das Thema desselben: Über den arab. Namen M.'s' (Abu Amran Mus a Ben Maimun Ibn Abdallah el Kortubi el Israïli) nunmehr in einer Monogr. über die arab. Namen der Juden erledigt werden wird.

Addenda: In der oben (Anm. 54) zitirten Stelle aus **Aboab's Nomologia** wird erwähnt, daß der berühmte Arzt **Mercurial** die Aforismen M.'s denen Hippokrates an die Seite gestellt (Litbl. 1845, S. 206). Hr. Hirsch Katzenellenbogen in Willna besitzt ein handschriftliches ספר רפואות von M., welches von dem angezeigten Druckwerke verschieden ist (das. S. 210).

Anmerkungen.

[59]) Ich bezeichne durch † die Anm. des Hrn. W. „Landau" bezieht sich auf sein „Rabb. aram. deutsches Wörterbuch," „Tobia" auf dessen „Maase Tobia" (s. Anm. 46, 47).

[60]) Eigenthümlich ist die Bezeichnung des gequetschten Lautes des „rab. Dschim, des roman. g', gu, gli u. s. w. im Hebräischen, nämlich meist

durch Tod, z. B. ליינו, לין (S. 18, 21, 29) legno (lignum) vergl. ליגנא (Maim. zu Kerit. Kap. 1.), אנייליקא Agnelica (Tobia 106, b. 110, d.), רומניא, Roagmna, גוקולאטה Ciocolata (Tobia 112, d.) יורנאני (!) Dichordschani (Dukes, Beitr. u. s. S. 25) s. auch S. D. Luzzatto, Proleg. p. 29. Lebrecht, in Asher's Binjamin of Tudela. II. p. 356. Litbl. 1841. Kol. 405. Rapaport, Kerem Chemed VI. S. 12.

[66]) Diese Worte hat Hr. W. nicht übersetzt, ihre Wichtigkeit ersieht man aus Anm. 41, b. S. 125 dieser Blätter.

[68]) Vergl. noch כווץ Paralysis (Tobia 75, c.) hingegen Spasma (das. 111, c) s. oben Anm. 28. S. 92 (die Druckf. das. sind am Anf. des 2. Art. verbessert) und Anm. 72.

[69]) קולי ist mir unbekannt, vermuthlich חולי (Krankheit) zu emendiren. Man könnte für das folgende gewiß korrumpirte צרירותן also lesen: חולי הצמיחה Peripneumonia (Tobia 88, c.) oder צרדה Catalepsie (Landau). Vermuthlich bedeutet es jedoch Katarrh oder Brustfellentzündung, s. meinen Vortrag: Die fremdsprachl. Elemente u. s. w. Prag 1845, S. 16.

[72]) s. Anm. 28 (S. 92) vgl. Anm. 68.

Das Archiv und die Bibliothek des Hoch- und Erzstiftes Olmütz zu Kremsier.

Mitgetheilt vom Dr. und Prof. M. E. **Sturm** in Olmütz.

Das Archiv des Hoch- und Erzstiftes Olmütz ist in geistlicher und weltlicher Beziehung von hoher Wichtigkeit. Denn das ehemalige Bisthum Olmütz bildete ein durch lange Zeit von Mähren ganz unabhängiges böhmisches Kronlehen, ein eigenes Fürstenthum neben dem Markgrafthume Mähren und dem Herzogthume Troppau. Von Olmütz aus verbreitete sich religiöse und sittliche Bildung des Volkes und die Kultur des Bodens in diesen Gegenden; die Olmützer Bischöfe bekleideten zu verschiedenen Zeiten die wichtigsten Posten im Staate, genossen das besondere Vertrauen der geistlichen und weltlichen Obergewalt und nahmen somit den größten Einfluß auf die Geschicke des Landes. Der Lehnbann des Bisthums Olmütz bildete durch eine Reihe von Jahrhunderten für die Regenten eine mächtige Stütze des Thrones, einen starken Hebel ihrer Macht; die Religion fand in der Olmützer-Kirche ihre sorgfältigste Pflege. Die angesehensten Adelsgeschlechter Europa's erschienen und erscheinen in der Reihe der Olmützer Domkapitularen und der zahlreichen Lehensmannen. Das Hoch- und jetzige Erzstift Olmütz hat also nicht blos eine spezielle, sondern auch eine staats- und kirchen-historische Wichtigkeit und wer die Archive desselben zugänglich machte, sorgte nicht nur für die Geschichte der Entwicklung des Hoch- und Erzstiftes und dessen allmälige Fortbildung bis auf den heutigen Tag, sondern für das Interesse der Staaten- und Kirchengeschichte selbst. Früher bestand kein geordnetes Archiv, daher waren auch die vorhandenen Urkunden nicht zugänglich; erst die neueste Zeit machte die vollständigste Benützung möglich. Des M. ständ. Archivars A. Boczek's rühmliches Bemühen veranlaßte schon unter dem Fürst-Erzbischofe weiland Ferdinand Maria Grafen von Chotek eine Sammlung und Ordnung des Vorhandenen, aber der gegenwärtige Fürst- und Erzbischof Maximilian Josef, Freiherr von Somerau-Beeckh, schon von jeher die Wichtigkeit der Archive nicht blos in geschichtlicher, sondern auch vorzüglich in rechtlicher Beziehung erkennend, hat mit seltener Liberalität seit seiner Erhebung auf den fürsterzbischöflichen Stuhl Alles gethan, was sich in Hinsicht auf Ausforschung, Sammlung und Ordnung oder Zugänglichmachung der Urkunden nur thun läßt.

Da die in dem Kremsierer-Archivlokale vorhanden gewesenen und chronologisch geordneten Urkunden bedeutende Lücken und überhaupt eine große Mangelhaftigkeit in der Errichtung des Archivs zeigten, so beschloß der Fürst und Erzbischof Maximilian Josef eine eigene systematische, die einzelnen erzbisthümlichen Archive umfassende Regulirung der Urkunden und zu dem Zwecke die Lustrirung der sämmtlichen verschiedenen Akten-Depositorien und Registraturen bei den erzbisthümlichen Herrschaften der Güter-Direktion, dem Lehenrechte, dem Konsistorium und der Kapitular-Archive vornehmen zu lassen. Denn alle diese Archive kohäriren mit dem Erzbisthums-Archive auf das innigste, und das Kapitel nahm sowohl bei Sedisvacanzen des erzbischöflichen Stuhles, als auch außerdem, besonders in früheren Zeiten, an der Verwaltung der bischöflichen Temporalien und der Diözese stets thätigen Antheil. Diese mühevolle und langwierige Arbeit bereicherte das Erzbisthums-Archiv mit einem über alle Erwartung ergiebigen Schatze von Urkunden, deren Gesammtzahl schon gegenwärtig beinahe 40,000 erreicht. Die älteste Urkunde ist jene des böhmischen Herzogs Wladislaus vom Jahre 1144 in originali, mittelst welcher er der Olmützer-Kirche auf Verwendung des damaligen Bischofes Heinrich Zdick das Kastell Podiwin, welches früher schon derselben zugehört hatte, zurückstellt und das Recht erneuert, daselbst eine Münzstätte zu errichten. Die älteste päbstliche Bulle ist vom J. 1210.

Auch für die fysische Erhaltung dieses so wichtigen Archivschatzes ist mit fürstlicher Munifizenz auf das zweckmäßigste gesorgt und das Archivslokale entspricht allen Anforderungen, welche an den Aufbewahrsort so wichtiger Dokumente nur immer gestellt werden können. Dazu ist dieser Schatz einem Archivar, J. Dr. Georg Branowitzer und einem Archivs-Adjunkten, Eduard Edlen von Mayer, Männern von vielseitiger Bildung und gründlichen Archivs-Kenntnissen anvertraut, welchen zwei Kopisten und ein Famulus beigegeben sind. Somit hat der gegenwärtige Fürst und Erzbischof Maximilian Josef ein Institut ins Leben gerufen, aus dessen reichem Borne sowohl die historische Literatur des Vaterlandes schöpfen, als auch das Erzbisthum die Mittel zur Dokumentirung seiner Rechtsverhältnisse holen kann. Diese unverkennbare Wichtigkeit läßt uns die Herausgabe eines Diplomators des Hoch- und Erzstiftes Olmütz wünschen und hoffen. Zwar hat Hr. Archivar Anton Boczek in sein mährisches Diplomatar natürlich auch die das Hoch- und Erzstift betreffenden Urkunden aufgenommen und ihm dürfte kaum eine der nun noch vorhandenen und bekannten Urkunde mangeln. Allein dieses Diplomatar soll, seinem Plane nach, nur die Urkunden bis zum Aussterben der Przemisliden also bis inklusive 1306 umfassen und gerade der Zeitraum von 1306 bis circa 1500 ist in der Geschichte des Landes und besonders der Olmützer Kirche sehr dunkel; die Wirren unter Jodok und Prokop, die kirchlichen Unordnungen im 15. Jahrhunderte erhalten gerade durch die vorhandenen Urkunden der Olmützer Erzbisthums-Archive eine Beleuchtung, die jedem Sachverständigen und gründlichen Geschichtsforscher willkommen sein muß Und welch' wichtige Urkunden bieten diese Archive auch für die noch spätere Zeit!

Übrigens ist ein mährisches Diplomatar noch immer kein

Olmützer Erzbisthümliches. Das Lehenfürstenthum und Erzbisthum Olmütz ist gewiß ein Körper, dessen Größe und Stellung im Staate und Kirche eine eigene Geschichte und sohin auch ein die allmälige Entwicklung desselben darstellendes Diplomatar verdienen und wünschenswerth machen. Haben ja einzelne Stifter und Klöster die Herausgabe von Diplomatarien für zweckmäßig gehalten, und diese Zweckmäßigkeit ist auch von jedem gründlichen Geschichtsforscher anerkannt worden, warum sollte dieses beziehlich des weit wichtigeren Hoch- und Erzstiftes nicht auch eben so und in einem weit höheren Grade der Fall sein? Es würde somit durch die Herausgabe eines Diplomatars des Hoch- und Erzstiftes Olmütz für die Geschichtsforschung ungemein viel gewonnen werden. Diese dürfte nach der Versicherung des gegenwärtigen Fürsterzbischofes und bei seinem vielfach bewährten Sinn für die Förderung alles Guten, Wahren und Schönen im Vaterlande nicht nur bald begonnen, sondern auch von seinen Nachfolgern fortgesetzt werden; so wie überhaupt dieses wahrhaft vaterländische Institut sich gewiß der sorgfältigsten Pflege aller künftigen Fürsten und Erzbischöfe zu erfreuen haben wird. Denn dieselben sind vermöge ihrer hohen und wichtigen Stellung in Kirche und Staat die Träger und Beschützer der Künste und Wissenschaften und überdies werden sie von den so bedeutenden Kosten, welche mit der Errichtung und Regulirung der Archive nothwendig verbunden waren, nicht mehr getroffen.

Das Archivspersonale ist übrigens auch dazu bestimmt die erzbisthümliche Bibliothek zu Kremsier zu besorgen, weshalb der Archivar auch zugleich den Titel eines Bibliothekars führt.

Die fürsterzbischöfliche Bibliothek besteht aus 20,400 Bänden, worunter 49 Inkunabeln (deren älteste vom J. 1479 und die jüngste vom Jahre 1533 ist), dann mehren schätzbaren Manuskripten, worunter „Středowsky Apographia Moravica" in 15 Bänden einen anerkannten historischen — und eine sehr schön auf Pergament geschriebene heil. Schrift aus dem 14. Jahrhunderte mit Randverzierungen und Gemälden einen hohen bibliografischen Werth haben. Daselbst befindet sich auch eine werthvolle Sammlung von Kupferwerken älterer und neuerer Zeit, welche durch den hohen Kunstsinn des jetzt regierenden Fürst-Erzbischofes, und zwar mit Rücksicht auf die nicht bedeutende Dotation, aus eigener Munifizenz durch kostbare Werke vermehrt worden ist und noch fortwährend vermehrt wird. Auch die mit der Bibliothek vereinigte Münzsammlung verdient Beachtung, besonders die interessante und vollständige Serie der Päbste, von Martin V. (1405) anfangend, und die Reihe der Olmützer Bischöfe und Erzbischöfe, deren Lücken der gegenwärtige Fürst und Erzbischof ausgefüllt und somit auch für die Pflege dieses historischen Zweiges sehr namhafte Opfer gebracht hat. Indem wir mit dieser Skizze das gelehrte Publikum auf das Archiv des Hoch- und Erzstiftes Olmütz und dessen reichen und wichtigen Inhalt aufmerksam machen wollen, wünschen wir zugleich, daß dieser Schatz im Sinne seines hohen Begründers vielseitig für die Wissenschaft und insbesondere für die Geschichte und Kunde des Vaterlandes benützt werden möge!

Wiener dramaturgische Berichte.

Von Andreas **Schumacher.**

Übersicht des Monats April.

(Schluß.)

Das k. k. priv. Theater in der Josefstadt brachte uns Vorstellungen aus dem Gebiete natürlicher Zauberei von Bosco, die uns wenig bezaubert haben. Viel Maschinerie, viele Deckel, Büchsen und Vasen, die alle zusammen nichts enthielten, als schon oftmal Dagewesenes. Die erhöhten Preise erhöhten den Ertrag nicht — auch nicht den Genuß.

Die kleine Banholzer zauberte auch, es war ein förmlicher Unterricht in der Zauberei. Übrigens hatte das Kind gute Manieren und um dieser willen ließ sich das Publikum einige Wiederholungen der oft wiederholten Deckel- und Schachtelkünste gefallen.

Herr Willmers wiederholte seine Konzerte mit Zulauf, wir haben über ihn gesprochen.

M. G. Saphirs humoristische Vorlesung hatte viele schöne glänzende Gedanken und trotz der ungeheuren Preise ein ungemein besuchtes Haus. Die Beigaben waren glänzend, Herr Saphir versteht dies zu arrangiren.

Dlle. Wildauer wiederholte „die Tochter des Regiments" zweimal. — Dlle. Helwig gastirte im „Brauer von Preston," einer unbedeutenden Partie. — Mad. Reichmann als Zerline in Aubers „Sirene." — „Der preußische Landwehrmann und die französische Bäurin." Herr und Mad. Beckmann als Gäste. Eine Art Berliner Drolerie in grellster humoristischer Färbung.

Das sind Lückenbüßer, Gäste, fremde Mittel, — nichts was dieser Bühne dauernden Gewinn brächte. Die besten Vorstellungen waren unter denen, die auf eigener Kraft ruhten — die Wiederholungen des „Wolkenkindes" und der „Haimonskinder." Herr Pokorny darf froh sein, solche Kinder zu haben.

Das k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt brachte die „Komödie im Zimmer," Lokalposse von Fried. Hopp in zwei Akten, und eine neue Pantomime, „der Zauberer Merlin" von Telemaque Gabrie.

Das k. k. priv. Theater an der Wien hat in diesem Monate aufgehört unter der Leitung des Herrn Direktors Carl zu stehen. Unverhofft hat es Hr. Pokorny gekauft, auch die letzte neue Vorstellung des Herrn Direktors Carl war „Unverhofft," lokale Posse in drei Aufzügen von Johann Nestroy. Das Sujet ist dem Französischen entnommen, und lokalisirt. Ein ganz materieller Junggeselle bekömmt ganz unverhofft ein Wickelkind ins Haus, er sucht den Vater, und geräth unverhofft auf die Vermuthung, er selbst könne dieser Vater sein, der Junggeselle irrt sich, und trennt sich, unverhofft mit einer Art Schmerz, von dem Kinde, nachdem der rechte Vater sich gefunden hat.

Die Handlung hat einige gute Wendungen, der Dialog ist reichlich ausgestattet, ein gutes Couplet im ersten Akt und ein gelungenes Terzett im dritten, in welchem die Unnatur des welschen Gesanges parodirt wird, erheitern allgemein, und ein rundes Zusammenspiel läßt die mitunter etwas subtilen Verwicklungen und Irrthümer, die dem überrheinischen Ursprunge der Piece angehören, rasch und belustigend an uns vorübereilen.

Die erste Vorstellung dieses Stücks fand zum Vortheile der Überschwemmten in Böhmen statt, der letzte Theaterabend des Herrn Direktors Carl floß den entlassenen Mitgliedern dieser Bühne zu. So war Carls Abgang vom k. k. priv. Theater an der Wien von Wohlthaten bezeichnet.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Wolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 17. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 59.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Graf Mailáth: Fejér's Hunyadi. — Koch: Chroniken des Landes Österreich. — Eitelberger: Nekrolog Danhauser's. — Personalnachrichten. 1. Ernennungen und Beförderungen.

Georgius Fejér Genus, incunab. et virtus Joannis Corvini de Hunyad, Regni Hungar. Gubernatoris, Argumentis criticis illustrat. Bud. typis typogr. Reg. Universitatis Ungar. 1844. p. 340.

Angezeigt durch Johann Grafen von Mailáth.

Bei der jetzigen Bewegung der Geister in Ungarn, bei der Umgestaltung des Landes, bei der Entwicklung der Kräfte des Königreiches ist es natürlich, daß sich die meisten Talente in dieser Richtung bewegen, und das Meiste, was geschrieben wird, entweder die Förderung der materiellen Interessen des Landes berührt, oder sich in dem Kreis der Tagespolitik bewegt. So zweckgemäß nun auch dies an sich selbst sein mag, so ist doch andererseits zu bedauern, daß dem Gebiet der ernsten Wissenschaften, die außer der Bahn der erwähnten zwei Richtungen liegt, viele schöne Kräfte entzogen werden, daß — man verzeihe diesen Ausdruck — ein großer Theil der Wissenschaften brach liegen. Wir sind überzeugt, daß dies anders werden wird, — sobald nämlich die Periode der materiellen und politischen Umgestaltung vorüber sein wird, aber jetzt ist es einmal so wie gesagt, und um so erfreulicher ist das Erscheinen eines wissenschaftlichen Buches, in was immer für einem Fach, weil es den Beweis liefert, daß auch die Wissenschaft, die nicht den Ideen des Tages huldigt, noch emsige begabte Priester hat.

Ein solcher tritt nun mit dem vorliegenden Buche vor die Welt, und es ist natürlich, daß jeder, der die Wissenschaft liebt, vor allen aber Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher, das vorliegende Werk freudig begrüßen, und der Schreiber der vorliegenden Zeilen erfüllt nur einen Akt der Pietät, indem er das vorliegende Werk bespricht. Einen Akt der Pietät gegen einen Schriftsteller, der unter allen lebenden Schriftstellern die meisten Werke zu Tage gefördert, und dem der Schreiber der vorliegenden Anzeige für mannigfache Belehrung vielfach verpflichtet ist. Der Verf. hat seit 50 Jahren in zwei Fächern des Wissens sehr viel gearbeitet; diese zwei Fächer sind Theologie und Geschichte. Ich kann unmöglich Alles aufzählen, was aus seiner eben so gelehrten als fruchtbaren Feder geflossen ist, aber ich kann es mir nicht versagen, auf zwei Werke hinzuweisen, die in den beiden von ihm verfolgten Richtungen die prägnantesten sind. Das Eine nun ist die **Theologia Dogmatica**, die Fejér noch als Professor der Theologie an der Pester Universität im Jahre 1810 herausgab, und dann sein **Codex Diplomaticus Regni Hungariae**, von der ältesten Zeit an bis zum Ende der Regierung Königs Sigmund. Das Werk besteht aus nicht weniger als 45 Bänden, und ist das Resultat siebzehnjährigen Fleißes; denn so viel Zeit ist vom Erscheinen des ersten Bandes bis zum Schluß des Werkes im Jahr vergangen.

Nun ist Fejér vollständig 80, sage achtzig Jahre alt, und in diesem Alter, wo Andere wieder zum Kind werden, tritt Er mit dem zu besprechenden Werk auf, wie die alte Eiche noch frischgrünende Blätter treibt, während das niedere Gesträuch rundum abgestorben, eingegangen ist. — Das Werk, von welchem hier die Rede ist, zerfällt nach einem kurzen Vorworte an die Leser in folgende Abschnitte:

1. Zeugnisse der Schriftsteller über **Hunyadi's** Familie und seine Geburt.
2. Diplome über denselben Gegenstand.
3. Folgerungen aus den beiden oben erwähnten Quellen.
4. Widerlegung der verschiedenen unstatthaften Behauptungen, die in dieser Hinsicht bis jetzt in Schwung waren.
5. Fortsetzung.
6. Tugenden Johann **Hunyadi's**.
7. Ursprung, Ursachen und Urheber der Irrthümer und Verleumdungen, die über und gegen Johann **Hunyadi** vorgebracht worden sind.

Aus dieser Inhaltsanzeige ergibt sich der Ideengang des Verf. von selbst. Er schickt die Dokumente voraus, auf die er seine Erzählung begründet; dann folgt die historische Darstellung, hierauf ist ganz natürlich die Widerlegung dessen, was bis jetzt Unrichtiges vorgebracht worden, und nachdem das Ganze in das gehörige Licht gestellt ist, folgt die Würdigung der Tugenden des Helden, von dem das Buch handelt. Aber der Verf. will auch nicht das Geringste unberücksichtigt lassen, und so zählt er noch am Schlusse die Ursachen, den Ursprung der Irrthümer und Verleumdungen auf, die über Johann

Hunyadi vorgebracht worden. — Man sieht, der Verf. hat den Gegenstand, über den er schreibt, vollkommen inne, beherrscht und gruppirt ihn, wie es sich von einem so erfahrenen und erprobten Schriftsteller erwarten läßt.

Wenn wir nun zur Beleuchtung der einzelnen Abschnitte übergehen, stellt sich Folgendes heraus: Unter den Schriftstellern, deren an Zahl 15 im ersten Abschnitte angeführt werden, ist das entscheidend, was Niklas **Oláh**, unter Ferdinand I., Erzbischof von Gran, über die **Hunyadi**'sche Familie sagt, und andererseits ist es auffallend, mit welcher Leichtigkeit Chronisten in ihre Werke Sagen aufnehmen, die aller Wahrheit entbehren, und so zu Irrthümern auf lange Zeit hinaus Anlaß geben. Unter den Schriftstellern, die **Fejér** in dem erwähnten Abschnitte anführt, steht in dieser Beziehung der ungarische Chronist **Kaspar Heltay** obenan. — Die Diplome — 93 an der Zahl — die der Verf. im zweiten Abschnitte mittheilt, sind für den Geschichtsforscher von mannigfachem Interesse, nicht nur in Bezug auf **Hunyadi** selbst, sondern auch in Bezug auf die damaligen Zeitverhältnisse, und Niemand, der über ungarische Geschichte, und namentlich über die hunyadische Epoche schreiben will, darf diese Diplome unberücksichtigt lassen. Daß er übrigens die Diplome, die sich auf die **Hunyadi**'sche Geschichte beziehen, nicht werde unbeachtet lassen, war von ihm, dem Herausgeber des **Codex Diplomaticus**, nicht anders zu erwarten. Die Abhandlung, denen die zwei jetzt erwähnten Abschnitte zur Basis dienen, ist mit jener Ruhe, Umsicht und Abgrenzung geschrieben, die den gediegenen Historiker beurkundet. Der Verf. thut unwiderleglich dar, daß Johann **Hunyadi** nicht König Sigmund's Sohn war, sondern das Kind eines Walachen gewesen, der Woyk hieß. Eben so unumstößlich ist dargethan, daß Sigmund die königliche Besitzung **Hunyad** nicht an Joh. **Hunyadi** geschenkt habe, sondern daß er sie an **Hunyadi**'s Vater Woyk, dessen Brüder und dessen Sohn Johann geschenkt. Auch über Johann **Hunyadi**'s gleichnamigen Bruder Johann enthält das Buch interessante Daten. Das Lob der Tugenden **Hunyadi**'s ist in gerechter Begeisterung verfaßt, und mit Jugendfeuer geschrieben; kurz: das ganze Werk ist ein würdiges — wir hoffen nicht, das letzte — Blatt, welches der Verf. in den Kranz seiner vielfachen Verdienste einreiht.

Ich würde meine Pflicht als Besprecher des erwähnten Werkes verletzen, wenn ich zwei Übelstände unbeachtet, unangeführt ließe. Das Erste, was ich zu rügen habe, ist ein Druckfehler, der auf das ganze Werk zurückwirkt. Der 4. Abschnitt ist als 5. Abschnitt bezeichnet, dadurch sind die Zahlen, die die Abschnitte bezeichnen, von da an alle falsch; es sind im Buch nicht 8, sondern nur 7 Abschnitte. Der Zweite ist der Mangel eines Inder oder Blattzeigers, welcher leicht beizugeben gewesen wäre.

Und so schließe ich diese Anzeige, indem ich glaube, daß jeder Geschichtsfreund, noch mehr aber jeder Schreiber und Forscher ungarischer Geschichte dem Verf. für seine gründliche Leistung zu lebhaftem, aufrichtigen Dank verpflichtet ist.

„Der Auszug der Kronigken des landes ze Oesterreich."

Aus der Handschriftensammlung der Münchner-Hofbibliothek.

Mitgetheilt von Matthias Koch.

Nachdem wir bereits in Nr. 27 auf das überschriftlich genannte, unseres Wissens noch nicht bekannte österreichische Geschichtsbuch aufmerksam machten, gehen wir nunmehr auf dessen nähere Beschreibung und Inhaltsanzeige ein.

Wir haben, wie schon der Titel anzeigt, ein Kompendium älterer österreichischer Chroniken vor uns, das aus 18 Blättern in Quart besteht, und mit einem Anhang über die Regierungskunst versehen ist. Dieser Anhang befaßt für sich andere 35 Blätter. Sowohl sein Inhalt als noch mehr folgende Stelle des 30. Blatts: „Das gescheh dem fürsten für (den) daz gegenwärtig puech gemacht ist" thun deutlich dar, daß dies Werk zum Unterricht eines österreichischen Prinzen in der vaterländischen Geschichte und in den politischen Wissenschaften bestimmt war. Wahrscheinlich war dessen Lehrer der Verfasser desselben. Genannt hat er sich nicht, auch ist nirgend angedeutet, in welchem Jahre und an welchem Orte es zu Stande kam. Da es aber mit dem Tode Albrechts V. schließt, so gehört es wohl der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an. So wie es unzweifelhaft ein österreichisches Erzeugniß ist, eben so sprechen viele Gründe dafür, daß es in Wien entstand. Ob übrigens des Verfassers Zweck, für seinen Zögling ein Handbuch der Geschichte herzustellen, der Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen Abbruch thue, oder ihr im Gegentheil Vorschub leiste, kommt wohl gar nicht in Frage, da der Standpunkt, den die historische Kritik durch die Geschichtsforschung in Österreich erreicht hat, uns zur sichern Erkenntniß des Werthes dieser neuen Quelle verhilft, sobald diese einmal aufgeschlossen ist. Bis es etwa einst wieder zur Sammlung und Veröffentlichung von zerstreuten österreichischen Geschichtsquellen kömmt, wird eine vorläufige Inhaltsanzeige des erwähnten Chronikauszuges gewiß willkommen sein. Derselbe beginnt:

„Vermerkt den Auszug der kronigken des Landes ze Oesterreich, wie viel es namen hat gehabt, vnd wie viel herrschaft nach dem kurzigsten ausgezogen. Item von erst der nam Judayspta, Aratin, Sawritz, Sanna pannas, Tanfamo Mitanas, Anato fil on fanafe, Aprata filarj, Rarasma, Cpmiacia, Emava, Osterland, Oesterreich." Um diese fabelhaft klingenden Namen zu rechtfertigen, behauptet der Verfasser, Österreich sei zu Anfang von einem Juden besessen worden, welcher sich um Stockerau herum ansiedelte. Dies sei 860 Jahre nach der Sündflut, am 12. Tage des Brachmonats geschehen, und habe die Entfernung zu den nächsten menschlichen Wohnungen 70 deutsche Meilen betragen. Im Labyrinth des Sagenkreises sich vertiefend, läßt er gleich hernach Österreich eine Markgrafschaft sein, und macht den Markgrafen zum Gründer der Grafschaft Steyer, erzählt sodann, daß die Juden von den Heiden seien vertrieben worden, diese das Markgrafthum zum Herzogthum erhoben und sich bekehrt, zuletzt aber doch wieder dem Heidenherzog Aman den Thron eingeräumt hätten Indeß habe Aman und seine Gemalin, eine Römerin, heimlich die christliche Religion angenommen und das Christenthum in Österreich eingeführt. Dieses Religionswechsels wegen seien beide nach Rom gebracht, dort gemartert und in der Peterskirche begraben worden. Die Söhne dieses Herzogs nannten das väterliche Erbland Osterland, und theilten es in drei Theile, worauf es Österreich hieß. Von einem Herzoge

Erhart ward es wieder in eine Markgrafschaft verwandelt. Weil aber dessen Stamm erlosch, so kam es an Böhmen, und dann an Ungarn. Der Sohn des ungarischen Herzogs, der zugleich römischer König war, erhob Österreich neuerdings zum Herzogthume. Seine zu Wien im Stefansdome begrabenen Söhne theilten die Reiche Ungarn, Böhmen und Österreich. Ihr Geschlecht regierte bis auf die fünfte Sippe, dann aber starben die Herzoge Peter und Johannes kinderlos. Wien war damals ein Jagdhof, und Tuln (Tulden) die Hauptstadt. Von jetzt an kam Österreich wieder zu einer Markgrafschaft herab, die einem Markgrafen Albrecht verliehen wurde. Dieser regierte 16 Jahre. Ihm folgte sein Sohn Ernst, getödtet in der Schlacht gegen die Sachsen.

Nachdem uns der Verfasser in dieser wirren Weise in die Epoche der Babenbergerherrschaft versetzt hat, ohne diese Dynastie bei ihrem Stammnamen zu nennen, erzählt er von den Söhnen des Markgrafen Ernst, daß der eine zu Gars (?), der andere zu Perneck residirt habe, daß aber, nachdem Markgraf Leopold durch eine schwere Schuld an seines Bruders Hausehre sich vergangen, der Kaiser Jenen verurtheilt hat, den durch Theilung ihm zugefallenen Landestheil von diesem zu Lehen zu nehmen. Nun läßt der Verf. Leopold IV. auftreten, und sagt von ihm: man habe ihn in allen Landen den Frommen genannt. — Mehr und mehr verschwindet von jetzt an die bisher wahrgenommene Unkenntniß und Verworrenheit und der schwankende geschichtliche Boden gewinnt Festigkeit. Leopold, heißt es, nimmt des Kaisers Tochter zur Gemalin, erbaut Kloster „Newnburg" i. J. 1113, dann „Heiligen Kreuz" 1126. Von seinen 18 Kindern wird Heinrich Herr des Landes, Leopold Herzog in Baiern, der dritte Sohn Bischof zu Freysing. Durch Heinrich wird Osterreich wieder ein Herzogthum. Er stiftet das Schottenkloster, woselbst er begraben liegt. Dann heißt es noch von ihm: „Der (Heinrich) bracht das lanndt ob der Enns vnd die stet krembs vnd stein mit der Ochsen kürsen (Pelzwerk) ze wegen, daß er die vor den kaiser trueg, die man im von Wienn hat bracht, die solt örczen sein gewesen. Das het der pot nit recht vernomen, und bracht ein kürsen von ochsen hewt (Haut)." — Abgesehen von dieser offenbar traditionellen unverständlichen Anekdote, ist doch die Andeutung über die Erwerbung von Krems und Stein, welche möglicherweise erst durch die Verleihung des Friderizianischen Privilegiums österr. Landstädte geworden sind, beachtenswerth. Keiner von den österr. Chronisten erwähnt derselben.

Heinrichs Todesjahr setzt der Verf. 1176. Seines Bruders Leopold (VI.) Tochter (Agnes) vermält er dem letzten Traungauer wirklich, läßt ihr zur Heimsteier Herzogenburg, Wilhelmsburg und das Gebirg bis an die Piesting von ihrem Vater verschreiben und vom Bräutigam, ohne Angabe womit, widerlegen, und erwähnt ihres kinderlosen Todes. Der Graf, sagt er von Ottokar dem Traungauer, war „ausmerkig," und verkaufte seinem Schwager (Schwiegervater) die Grafschaft Steyer so wohlfeil, „daß man setzt ain Edelman vmb ain Helbling, und ain pawrn (Bauern) für ain medel (Mädchen)," was wohl im figürlichen Sinn der Werthlosigkeit mit Hinweisung auf die Leibeigenschaft zu nehmen sein wird, doch aber die Vermuthung unterstützt, daß Leopold die Steiermark nicht ganz ohne Entschädigung des Erblassers erworben hat. Die angeführte im Volke fortgepflanzte Redensart über den Entstehungspreis des traungauischen Erbes ist nicht ohne Gewicht. Weiter wird von Leopold berichtet, daß er der Steiermark einen Gnadenbrief verliehen, und auf Geheiß des Kaisers gegen die heidnischen Preußen gezogen sei. Über das Zerwürfniß mit Richard Löwenherz erfahren wir blos: „Do ym der von Engllandt die Panir niderbrach, vnd wolt in (ihn) nit darumb fechten lassen," doch, fährt er fort, wollte Leopold diese Übelthat nicht während des Feldzugs rächen. Dagegen ließ er hernach alle Straßen mit Hilfe seiner Freunde besetzen, daß der von Englant nicht heimziehen konnte. (Eine solche Weglagerung ist nicht unwahrscheinlich, und in Folge deren Richards Eintritt in Österreich eine unvermeidliche Nothwendigkeit gewesen.) Richard kam heimlich nach Wien und in des Herzogs Küche. Er wollte erfahren, was Leopold „macht" (sinnt gegen ihn). Erkannt, wurde er festgenommen, und mußte Wien mit der Mauer „erbeuten," auch Haimburg, Enns, Neustadt und andere Städte ummauern lassen. Nun erfahren wir vom österr. Bindenschild: „1192 brachte Leopold ins Land den Schilt mit dem weißen Strich durch das rothe Feld und verkehrt den alten Schilt mit den 5 Adlern." Diese Stelle widerlegt die allgemeine Meinung, daß die Annahme des Bindenschildes erst von Friedrich dem Streitbaren geschehen sei, und ist ein Zeuge mehr für die Adler statt der Lerchen. Da übrigens auch Ortilo sagt, K. Heinrich VI. habe das Wapen mit den 5 Lerchen in den Bindenschild (besser wohl Schild mit dem Querbalken) abgeändert, so kann diese Thatsache kaum noch bezweifelt werden. — Dagegen wird anzunehmen sein, daß erst Friedrich der Streitbare sich dessen bediente, nachdem die Siegel Leopold I., Friedrich I. und Leopold VII. so wie die der Herzoge von Medling stets nur das alte Wapen (den einfachen Adler) zeigen. Für Adler statt Lerchen zeugen Arenbeck, der Abt Martin und Haselbach, und nun auch unser Geschichtschreiber. Leopolds Tod setzt der Verfasser auf das Jahr 1194, und läßt die Länder zwischen seinen Söhnen Leopold VII. und Friedrich I. theilen. „Dem ersten gefiel Steyer." Von Friedrich I. erfahren wir nichts als seinen Tod auf der „Ritterfahrt." Hierauf regierte Leopold (VII.) und „het große lieb ze der stat Wienn, er lieh ihr groß geld (zur) Kaufmanschaft." Erwähnt wird Leopolds Vermittelung zwischen dem Papste und Kaiser Friedrich, die Gründung von Lilienfeld „wo seine tochter begraben leit, die den röm. künig gehabt hat." Leopold stirbt 1230. — Friedrich (der Streitbare) zog gegen die Ungarn nach Hainburg; „er machte Ritter vnd wolt selb ainer werden." Er residirt in Wien, wird aber von den Bürgern wegen des an einer Bürgersfrau verübten Frevels vertrieben. Nun nimmt er seinen Aufenthalt in Starkenberg, wird aber bald aller seiner Länder und Besitzungen, Neustadt und Mödling ausgenommen, verlustig. Kaiser Friedrich zog ein in Wien und ward „von einem tail der landtherrn wol empfangen." Er blieb den Winter über daselbst. Herzog Friedrich erschien vor dieser Stadt, zerstörte die Weingärten ringsum und zwang dadurch die Wiener zur Ergebung. Nachdem er mit dem Kaiser ausgesöhnt war, begleitete er ihn auf der Reise nach Rom. „Do wolt er mit dem kaiser nit essen, do entpot der kaiser alles holz, das man gar ihm keins verkaufen solt, da lies er (Fried-

rich) im (sich) kochen bey nussen (Nüssen) und zog wieder heim, vnd vnterwegs zv Pern (Verona) legter die Walich (Wälschen) nieder, die im auspaßten 1240." Wenn dieser kleine Geschichtszug weiter nichts als eine Überlieferung aus dem Sagenkreise des Volkes wäre, obwohl ein Etiketsstreit zwischen dem Kaiser und Herzog hinsichtlich der Rangordnung beim Male als Thatsache sehr wohl zu Grunde liegen könnte, so geht doch jedenfalls deutlich daraus hervor, daß die i. J. 1240 zwischen beiden statt gefundene Versöhnung nicht von Dauer war, und auf dem Reichstage von Verona 1245, worauf sich das erzählte Faktum bezieht, neue Mißhelligkeiten ausgebrochen sind. Zu Hynberg (Himberg?) wo Herzog Friedrich eben weilte, empfing er Absagebriefe von Ungarn, Böhmen und Baiern. „Do lies er den boten des künigs von Vngarn in den Graben werfen" die andern Gesandten behandelte er jedoch geziemend. Friedrich, heißt es weiter, besann sich nicht lange, sondern zog nach Laa und besiegte die Böhmen, obgleich er nur mit 78 Reitern gekommen war. Wahrscheinlich durch des Abschreibers Schuld ist folgende Stelle unklar: „Vnd fieng den Herzog (von) Cherntr der Herzog von Polhaim kam davon, sunst vieng er guter leut, vnd die weisen, die hie aus dem Lande waren, die wollt er darum enthaubt haben, das er kam der Hauptmann der preißl genannt, do zoch im der künig von Vngern an das Land." Der richtige Sinn dürfte sein, daß bei Friedrichs raschem Überfall in der Gegend von Laa der Herzog von Kärnthen gefangen wurde, der König Wenzel von Böhmen aber entkam. Wenn es nun weiter heißt, daß Friedrich die Weisen, d. i. die beiden kärntnerischen Syroke, welche mit den beiden österr. Preißl während der Schlacht den Einzelkampf kämpften, enthaupten lassen wollte, so setzt dies voraus, daß die von den Preisl überwundenen Weisen gefangen genommen wurden, und daß die Preisl, weil sie Friedrichs violentes Ansinnen die Gefangenen zu tödten nicht gutheißen konnten, ebenfalls Österreich verließen und zu Ungarn übertraten, wie es nach der Äußerung des Verfassers die Weisen früher schon gethan hatten. Was wir hier genauer erfahren als in Hagens Chronik, tritt völlig durch die Bemerkung in den Hintergrund, daß der Verfasser den Mongoleneinfall in Österreich ganz mit Stillschweigen übergeht und auch Friedrichs Tod blos mit etlichen Worten behandelt. Den Zustand nach seinem Tode schildert er so:

„Do wart der unfried im lande groß, jeder unterwand sich dessen, was er bekomen konnte." Dann erzählt er, daß Friedrichs Schwestern nach Hainburg und Starkenberg sich begaben, woselbst ein „michler" (großer) Schatz lag, dessen sich ein deutscher Herr bemächtigt hatte. Derselbe eignete sich einen Theil davon zu, und verabfolgte den Rest an die beiden Fürstinnen. Offenbar ist hier der österr. Hausschatz gemeint, der vermuthlich dem Vorstande des deutschen Ordens in Wien in Verwahrung gegeben war. Vom Tage in Triebensee sagt er: „Die Herren im land waren getheilt, die von Potendorf, Zelking, Schenk von Ortenburg, Truchseß von Feldberg, von Lichtenstain, von Murau" (also die Optimaten des österreichischen und inneröstereichischen Adels) hielten einen Tag zu Triebensee und wählten zur Wahl eines Meissenerprinzen „einen Lichtenstain, den Schenk von Handpach (Haunsbach) den Abt von Schotten, und Probst von Newburg." Diese kamen nach Prag „do erpot in (ihnen) der künig Wentzla vil zucht und wolt in kain gelait fürbas geben, und begert, das sy an die landherrn gein Österreich wurden vnd von seinen trewen pitten solten, das sie sein sun Margkraf Atockorum ze Märhen ze einem herrn nemen, das geschieht durch frids willen, da die land beyander lagen." Wenzel, heißt es weiter, übergab seinen Sohn den österr. Landherrn auf dem Schlosse (zu Prag), von wo diese ihn nach Wien brachten. Von seiner Verbindung mit Gertrude wird uns gesagt, daß sich Gertrud durch die Überredung der Geistlichkeit dazu verstanden habe, und Ottokar, als er sich von ihr trennen wollte, und dies nicht wohl anging, sie hätte vergiften lassen; eine Anschuldigung, die offenbar der Haß in die Geschichte brachte, aber zugleich von der Größe des Staatsfehlers zeugt, den Ottokar durch diese Trennung beging. — Hierauf folgt, daß der Bruder des Kärntnerherzogs sich des Ennsthals und Mettlings bemächtigt habe, einige Steyrer nach Baiern, andere nach Ungarn um einen Herrn gesandt und zuletzt den König von Ungarn erwählt haben. Dieser sandte seinen Sohn Stefan, der in Gratz residirte „der lebt nach seinem landt sitten, mit den landtlewten, darumb sy im nit mochten gelauben vnd trieben in wieder aus, vnd sluegen sich an H. Atokarn ze Oesterreich" Wenzel zieht mit 80,000 Streitern vor Wien, und hier, während er vor der Stadt lagert, „gibt demselben Friedrichs Schwester (Nichte) heimlich ihre Rechte auf Österreich auf." Dafür brachte er sie einem Herzoge von Preußen zu. Friedenschluß und Wenzels Tod. Stefan, Bela's Sohn, bekriegt „den von Salzburg und Pettau" die Steyrer rufen Ottokar zu Hilfe, der sich des Landes bemächtigt, und den Bischof von Olmütz zum Landeshauptmann setzt. Ottokar vertreibt die andre österreichische Witwe. Bela und Stefan beschließen den Krieg gegen Böhmen. Ottokar lagert zu Laa „und nimmt ein schaden an einem auseylen von den Vngern. Do verpunden sy ein vermessen streit untereinand ze tuen. Das betett einen von Meissaw vnd künig Atachar lag ob, dy Vngern fluhen." Ottokar ihnen nach bis Preßburg, das Land weit und breit verheerend. Durch eine Heirat ward diese Fehde beigelegt. Bela und Stefan von Ungarn kommen zur Hochzeit nach Wien. „Künig Otochar welt in (ihnen) erpietn vnd die ambt des landes leihen, do vermeinten die Vngern es war über sy erdacht und fluhen aus der stat von dann. Das tet künig Otoker zorn, das sy im nit trawten vnd santt in die praut sein muem gein Prespurg." Der Aufschluß, den wir über dieses sonderbare Mißverständniß hier erhalten, ist sehr erwünscht. Ottokar hatte im Sinne die Fürsten von Ungarn durch gewisse vermuthlich eben vakante Erblandämter zu ehren. Solche Ämter wurden auch noch später an ausländische Fürsten vergeben. Die Erzherzoge von Österreich z. B. hatten mehre derselben von Salzburg inne. Wahrscheinlich wurden die Ungarn durch die Vorbereitungen zum Verleihungsakt beunruhigt und auf Gedanken über Verrath gebracht. — Vom Krieg Otrokars gegen Baiern weiß unser Chronist blos Rühmliches für Ottokar zu melden. Er läßt ihn Regenstauf und viele andere Schlösser einnehmen und zerstören. Wir erhalten demnächst die Bestätigung des oft angefochtenen Vogteirechts Österreich über Salzburg, wovon doch auch die salzburgische Geschichte zu erzählen weiß. „Der pabst empfahl im (Friedrich) das bisthum Salzburg in Vogtei."

Die Johanniter erhalten vom Sultan das h. Grab zurück, und nun ziehen neuerdings Büßer dahin. Ottokar ist in Preußen. An der „Widerfurt zu Breslau" nimmt er die mächtigsten Herren von Steyer in Haft, verjagt sie von ihren Schlössern und zerbricht selbe. Das ihm verschriebene und nun erledigte Kärnthen nimmt er in Besitz. Er erobert Laibach und bezwingt Jeden, der in Kärnthen und Krain sich ihm zu widersetzen wagte. — Nun wird des Königs Stefan Weglagerung am Semering, Ottokars Umweg über Lilienfeld und der Krieg mit Ungarn erzählt. Dabei erfahren wir, daß Ottokar den Steyrern erst jetzt ihre zerstörten Burgen zurückgab „damit sy im beistunden." Das Ende des für Ottokar ruhmvollen Feldzugs in Ungarn wird ganz dem Verdienste seiner Muhme (Nichte) Stefans Gemalin zugeschrieben. Über Ottokars Gewaltthätigkeiten sagt der Verfasser: „Künig Otachar zerbrach den landherrn ire Schlösser, beslief in ire muem, vnd stewrt mit gewalt vnd andern vil übels in allen seinen landen, da sant das Reich (d. i. Österreich) alles an (den römischen) künig." Hierauf wird Rudolfs Wahl und Familienverhältniß erzählt, dann die Vorladung und Protestation Ottokars, ferner die Verleihung des erledigten Burggrafenamts zu Nürnberg an den von Zollern, den Sohn von Rudolfs Schwester, und dessen Erhebung in den Fürstenstand. Dieser, heißt es endlich, ward zu Ottokar nach Wien entsendet, um ihm zu verkünden, was er nach den Rechten des Reiches verloren hatte. Ottokar antwortete hierauf: „Oesterreich war im vermacht von seinem weib, Steir hiet er mit den swert gewunen, vnd war hoher wort."

Mittlerweile gehen Rudolf und der Pabst enge Freundschaftbündnisse ein; der letztere ist eifrig bemüht, Rudolfs Anerkennung zu erwirken. Ottokar fährt in seinem despotischen Benehmen fort, bekriegt den Kirchenfürsten von Salzburg und zerstört Friesach. Auch mit dem österr. Adel verfährt er gewaltsam. Weil er erfahren, daß viele Landherren dem Kaiser anhingen, so traute er ihnen nicht mehr und nahm von den mächtigsten derselben in Österreich und Steyer „von jedem ein kind als geysel" und sandte die Geiseln nach Böhmen. Nun kömmt Rudolfs Heeresfarth. „Da erhob sich künig R. und mit Täding (also nicht ganz freiweilig) das in hertzog Hainrich von Baiern durch sein land lies." Er kömmt nach Österreich und Tuln, wo er später aus der (Babenberger-) Burg ein Kloster machte. Den Wienern läßt er künden, daß er ihnen die Weingärten zerstören werde, wollten sie sich nicht ihm ergeben. Hierauf ergaben sie sich nnd sandten Ottokars Hauptleute weg. Gleichfalls unterwarfen sich alle andern Städte und Landherren. Mit Ottokars Belehnung verknüpft der Verfasser den bekannten Vorfall in der Feldhütte. Übrigens mußte er jetzt die Geiseln, die er von den Landherren genommen hatte, zurückgeben. Aber er zog voll Zornmuth nach Hause. „Do wolt sein Weib bei im nit liegen, seit er lehen hiet genommen von ainem Grafen von Habespurk, der vor (vordem) seins Vatter Hofmaister war gewesen." Ottokar kündet demnach die Lehen auf und rüstete. Er führte Böhmen, Polen, Sachsen, Meissener die „Frischesten" aus Schlesien und Breslau ins Feld, auch Baiern sandte ihm Hilfe (wodurch es sich selbst um den Besitz von Oberösterreich brachte). Um sich des Beistandes der Steirer und Kärnthner zu versichern, sagt der Verfasser, verlobte Rudolf seine Tochter dem Grafen Meinhard von Tirol und verlieh ihm Kärnthen. Verstieße der Verfasser nicht gerade hier gegen die historische Genauigkeit, so wäre er Gewährsmann für die Vermuthung, daß Rudolf dem Grafen Meinhard schon vor der Marchfelderschlacht Kärnthens Besitz zugesichert hatte. Der Weidenbach ist Sammelplatz für die böhm. Truppen, aber „künig Akchar hat vil mer volk den künig Ruedolff." Die Ungarn führten ihren König an einen sichern Ort, wo er der Schlacht bequem zusehen konnte. Ihr ging folgender Vorfall voran. „Do riet ainer von meissen ze fechten vnd sagt k. Rudolffen, wie er vnd andere herrn sich mit den pehaimb unterett hieten, das sy den Otokar nit helffen wurden, wann (weil) er manigen ze behaim als vnrecht het getan als ym." Dieser Umstand verbreitet ein neues Licht über die Marchfelderschlacht und ist von Hagen und Andern nicht mitgetheilt. Hören wir die Schilderung derselben, mit des Verfassers eigenen Worten: „Vnd als man den streit anhueb mit dem Hofgesind Atochars, do riten die pehaim mit macht davon, vnd komen die kunig im streit selb ze einander, do het der Atochar einen groß guet verlobt, er solt versuechen künig Rudolffen ze tod stechen, den stach Ruedolff selb ze tod. Do gab der Atochar die flucht; dan eilt nach ainer von senck (Schenk) und ainer von trugsatz von Emerwerg, den er (Ottokar) sein frewnd, den von merenberg hat ze prag auf den galgen smiden lassen und darauf ze tod slahen, die stachen in an der flucht ze tod vnd ward von den pueben (gemeinen Soldaten) ganz emplosst, vnd nacket gefürt gein laa vnd begraben. Darnach in der röm. künig erlaubt ze füren gein znaym, von dann er erst gefürt gein Prag." Weiter wird erzählt, daß der römische und ungarische König ganz ruhig im Feldlager lagen, als ein Streit und Auflauf zwischen den Ungarn und Deutschen entstand. Dies nöthigte die Könige aufzubrechen und zu scheiden. Jeder nahm seine Gefangene mit sich fort. Rudolf beabsichtigte sich „für sein schaden" Böhmens zu bemächtigen; er drang bis Galicz (Sedlicz?) vor, und verheerte das Land bedeutend. Als ihm der Brandenburger entgegentrat, entbot er die Steirer, Kärnthner, Salzburger und Krainer zum Beistand. Indeß' wurde vom Burggrafen zu Nürnberg und Grafen Meinhard der Friede und die Doppelheirat vermittelt. In Wien erschienen am Hoflager des röm. Königs die Reichsfürsten, auch ein Gesandter Heinrichs von Baiern kam, Österreich und Steyermark zum Lehn des Rudolf gestatteten freien Durchzugs verlangend. Allein „das was vnpetlich, darum gewert er im nit." Rudolf besuchte in Österreich und Steyermark die Städte, und ließ sich von ihnen Treue geloben. Nachdem er 4 Jahre in diesen Ländern zugebracht hatte, begab er sich nach Schwaben und in das Reich, wo großer Unfriede entstanden war. Er ließ seinen Sohn Albrecht in Österreich zurück, und setzte der Steyermark einen Lichtenstein zum Landeshauptmann vor. Er zog hierauf gegen seine Vettern, einen von Habsburg und einen Grafen von Freiburg, und zerstörte ihre Burgen, weil beide gegen des Reiches Freiheiten und Rechte gethan. Auf einem Hoftag zu Augsburg ertheilt er seinem Sohne Albrecht die Herzogswürde und verleiht ihm Österreich; Steyermark wird dem Grafen von Tirol zu Theil. Er gibt den von Pabenberg (Lamberg) seinem Eidam, dem Könige von Böhmen, zum Rathgeber und Stellvertreter seiner selbst.

Um diese Zeit „war das Arzt (Erz) au auf dem Chutten funden nach Chr. 1334.“ (Für die Entdeckung des Kuttenbergerbergwerks ist die vermuthlich falsch geschriebene Jahreszahl unrichtig; es müßte also, falls böhmische Quellen nicht genaueren Aufschluß gäben, die Zeit zwischen 1281 und 86 angenommen werden. *) — Den Herzog von Burgund nöthigt Rudolf zur Anerkennung der Reichsoberhoheit. Er „strafft herttlich all' die wider das reich tretten; er focht ze sainer zeit 14 Veldstreit, die im all gelücketen.“ Er schreibt einen Hoftag nach Straßburg aus, erkrankt aber zu Jedermanns Betrübniß. „Do gab vnd schafft er wider, was er ze vnrecht inne hat, vnd an der tailung der 12potentag stirbt er.“ Albrecht sein Sohn hat zu Räthen erwählt, einen von Meissau, von Kapellen, von Puchheim, den Truchseß von Lengenbach und von Fremden (aus Schwaben) den Grafen von Tewffers, die von Walse und von Landenberg. — Der von Walse bezwingt den Raubritter von Tannberg und Falkenstein und zieht noch fünf seiner Brüder und Vettern aus Schwaben nach sich, die sich alle in Österreich niederlassen. Der Einfall der Ungarn in der Steyermark verursacht dem Abt von Admont, der damals Landeshauptmann war, einen großen Verlust an Leuten und Gütern. K. Ladislaus stellt Albrecht frei, sich nach Belieben an den ungarischen Insurgenten zu rächen. Zur selben Zeit bekriegte der von Salzburg den Herzog Albrecht, nahm etliche Schlösser hinweg und brannte im Lande. Albrecht gewinnt wieder alles Verlorene zurück, zieht dann gegen die Ungarn zu Felde, bewältigt und zerstört alle Burgen seiner Feinde an der March, mit Ausnahme von Wanngum (Iwansburg?) das er für sich behält. Auf diesem Zuge begleiten ihn der Bischof von Passau, von Bamberg und 15 Tausend wehrhafte Leute. Er erobert Altenburg. Da verlangen die Truppen einen Urlaub zur Weinlese, folglich geschah dieser Zug gegen Iwan von Güns im Herbste.) Nach Beendigung derselben (also im Oktober) zieht er neuerdings gegen die Ungarn zu Felde. „Graf Tewfers war bei dem herzog gewaltig vnd nam ze Vngern haimlich gab, vnd reit aus dem veld, vnd wart darumb übel gehalten, vnd von gebot des hertzogs muest er haim gen swaben, vnd seinen peitl hat er wol gefüllt im landt.“ (Wir sehen aus diesem minder genau auch von Hagen erhaltenen Geschichtszug, daß der österreichische Adel nicht, wie es bisher schien, aus Eifersüchtelei und Stolz, sondern aus guten Gründen die schwäbischen Günstlinge Albrechts, von denen wenigstens der von Teuffers es weder mit ihm noch mit dem Lande gut meinte, haßten, und auf deren Entfernung drangen.) „Der (Erzbischof) von Salzburg kam in täding auf hertzog Albrechts genad von Wien (weg) vnd war im wol ausgangen, war nur der Abt von Admunt nit gewesen, also muest er tuen das im nit fuegt vnd nit alles pillich war.“ — Einfall und üble Wirthschaft der Ungarn in Österreich. Beim Friedensschluß verspricht Albrecht dem Könige die Rückgabe der eroberten ung. Schlösser. „Beide schwuren bruederschafft zu einander“ 1291.

Im nämlichen Jahre erobert der Sultan Acre und die Städte des heiligen Landes. Dieses Verlustes trug der Pabst und die Hoffart und der Geiz der Kardinäle die Schuld. (Aus dieser und ähnlichen Äußerungen geht hervor, daß der Verfasser dieses Geschichtsbuches kein Geistlicher war.) H. Albrecht, dessen Schatz durch den ungarischen Krieg erschöpft war, machte ungebührliche Anforderungen an die Steiermärker. Allein der steierische Adel verlangte, daß er bei seinen Rechten belassen werde, und Albrecht selbe vielmehr bestätige, statt sie anzutasten, so wie daß die steier. Landherren in seinen Rath aufgenommen würden. (Hiernach ist zu glauben, daß Albrecht blos Schwaben und Österreicher und von Steirern nur den Abt von Admont zur Seite hätte.) Ihre Forderungen werden nicht bewilligt. „Do ritten sie von dannen an vrlaub“ und verbanden sich mit dem Kirchenfürsten von Salzburg und mit dem Herzoge von Baiern.

Das vereinte Heer eroberte alle festen Plätze, und drang bis gegen Bruck (an der Mur) vor. Albrecht aber bricht sogleich auf und kömmt an den Semering, worauf die Baiern eilig zurückweichen. Nun unterwirft sich der Herzog das ganze Land. Etliche Landherren, welche von seinem Heere zu den Baiern übergegangen waren, werden gefangen und müssen ihm ihre Schlösser abtreten. Hierauf wird Albrecht von den Churfürsten aufgefordert, zum Empfang der römischen Königswürde bei ihnen zu erscheinen. „Die Landt swueren seinen eriben.“ Demnach begibt sich Albrecht an den Rhein mit 600 Rittern „all in sein farb besniten.“ (Also weiß und roth gekleidet.) Mittlerweile hatte der Kurfürst von Mainz listigerweise es dahin gebracht, daß die übrigen Kurfürsten alle Gewalt der Königswahl auf ihn allein übertruzen. „Und sie getrauten im, er wolt den von Oesterreich wellen, da wellt er seines geslachts ain armen Grafen von Nassa, Adolf genannt, das tet den Fürsten zorn vnd herzogen Albrechten muet (kränkt) der spot. Des benamen im die fürsten vnd sein frewnt. Do nam er sein lehen, legt sich über die grafen vnd andere die im schaden in dem landt ze Swaben hetten getan, vnd zoch wieder gein Oesterreich 1298.“ (Da die Kurfürsten schon von Anfang her für Albrecht waren, und Albrecht von ihnen vor der Wahl bereits „ze den reich gefodert des sich ze vnterwinden“ so mochten sie ihm wohl schon bei der Wahl Adolfs von Nassau die Aussicht auf den Thron eröffnet und Adolfs Sturz beschlossen haben. Aus obiger Stelle geht dies deutlich hervor. Unser Verfasser wird aber mehr und mehr guter Gewährsmann für seine Angaben, je näher der Zeitpunkt seiner Erzählung dem seines Lebens entgegenrückt.) „Zu dieser Zeit wurden die Wiener uneins mit h. Albrechten vnd setzten sich wieder im, wann (weil) er inen wider war in iren alten rechten. Der pfeffel warf sich wider auf das hofgesind vnd tet dem schaden, so das Albrecht von dann muest vnd auf den Challenberg. Die stat ruefft an die Landherrn vnd die andern stet ir ze helffen da besetzt er (Albrecht) all straff, das man nichtz zur stat lies; da nöt die Gemein den rat, das er genad suechen mußt.“

Hierauf folgt die bekannte Unterwerfungsszene auf dem Kahlenberg und die Verschwörung des österr. Adels geschildert, wie folgt: „Darnach die machtigsten vier landtherrn, den der hertzog genadig war, die machten ain tag gein Stockerow vnd voderten zw in, die landtschafft, vnd erzeleten in iren willen vnd maynung, wie sy wider altes herkomen anders gehalten wurden, vnd mit den geßten (Gästen) he-

*) Daß hier unter Chutten Kuttenberg sicher gemeint ist, erhellt aus Hagen, der die Entdeckung dieses Bergwerkes ebenfalls in diese Periode setzt, und Guttenberg schreibt.

swert, vnd ließen hören des künigs von pehaim brief, des mit in was (war) in ze helffen. Des waren die andern landtherrn nit all willig. Do sandten sy aus ir vier zw h. Albrechten. Vnter den fragt den von puechaim: was die landtherrn bey dem tag betrachten (sinnen). Der sagt im, sie haben ain glocken gossen, darein sy ain chlenkh (Schwengel) bedörffen, vnd wann die wal an in läg, so weßt er kain pessern, wann sein genad." Nach so ungebührlicher Rede verlangten die Abgesandten, daß er die Landherrn in ungeschmälertem Besitz ihrer herkömmlichen Rechte belassen und die schwäbischen Räthe entfernen solle. Der Herzog antwortete: „Von pett (Bitte) wolt er tuen, was er solt, aber von ihrs gewaltz wegen, wolt er nichtz tuen." Übrigens möge ihm verzönnt sein, den Grafen von Mundfurt (Montfort) und drei von Walse, da diese auf seinen Ruf nach Österreich gekommen seien, zu behalten, von allen übrigen wolle er sich trennen. Damit waren aber etliche von den Landherren nicht einverstanden; überhaupt konnte die Landschaft sich nicht einigen, daher die Herren ohne Beschlußfassung den Landtag verließen. (Das ständische Institut, in dieser Stelle schon mit dem Worte Landschaft bezeichnet, erscheint nun schon als ausgebildete Körperschaft, doch wird an Postulatenlandtage noch nicht gedacht werden können.) Albrecht sandte um Hilfstruppen nach Schwaben, die ihm auch in Menge zugeschickt wurden, die Adeligen aber bewarben sich um den Beistand von Ungarn und Böhmen, auch verlangten sie denselben von den Städten. Von diesen ward ihnen aber zur Antwort: „sy hieten in auch vor nit helffen wellen." Albrecht „zoch nun für den ain, der gab sich in genad; ainer lies sich vertreiben, des guett gab er den geßten (den Schwaben): die andern kamen in das veld vnd versönten sich mit im. 1297." Beim Mahle in Wien ward Albrecht vergiftet, doch rettete man ihm das Leben; nur des einen Auges wurde er verlustig. — Die Churfürsten forderten ihn zum Sturze Adolf's von Nassau auf, „der dem Reich ze nichte war." Albrecht aber war mächtig an Landen, Leuten und „beraitschafft." Demnach rüstete er in allen seinen Landen, und hatte auch böhmische Hilfe. An den Rhein gezogen, kam es zur Feldschlacht, in welcher Adolf unterlag. „Die Baiern fluhen gein Heidelwerg."

(Schluß folgt.)

Nekrolog J. Danhauser's.

Von R. Eitelberger von Edelberg.

Da wir uns ohnehin eine ausführliche Besprechung dieses für die Kunst Wien's leider viel zu früh verstorbenen Künstlers *) für diese Blätter vorbehalten haben, so glauben wir den besten Ausdruck unserer Gefühle dadurch zu geben, wenn wir die von uns verfaßten Worte abdrucken lassen, welche von dem k. k. Hofschauspieler Hrn. Löwe mit unübertrefflicher Meisterschaft in Gegenwart eines Kreises von Freunden dieses Künstlers unmittelbar vor der Beerdigung in den Wohnzimmern desselben gesprochen worden sind.

„Wir haben einen traurigen Liebesdienst zu erfüllen, wir haben die Leiche eines von uns allen geliebten Künstlers zur Erde zu bestatten. Während einige der Tod abruft vor der Zeit der Entfaltung und der Blüthe, andern hingegen das Glück gewährt, noch viele Jahre auf die Tage des Kampfes und Ruhmes zurückziehen zu können, hat uns der unergründliche Rathschluß des Ewigen einen Künstler aus unserer Mitte entrissen, in der vollen Blüte seiner Jahre, in der schönsten Zeit seines Wirkens, in einem Augenblicke, als die Reife der Erkenntniß und die Macht des Schaffens sich in ihm zu wunderbarer Einheit gepaart hat. Wir wollen das Schicksal preisen, daß es ihm gestattet hat, die Frucht der Erkenntniß noch brechen und genießen zu können, daß es die lange Zeit seines innern Ringens nicht spurlos von der Welt wegwischte, daß das Streben nach Sittigung, Harmonie und Zufriedenheit zur Erfüllung und zu entsprechendem Ausdrucke gekommen ist. Seine letzten Werke tragen das Gepräge dieser Ruhe, dieses gestillten Strebens und Sehnens; sie sind dem Gegenstande nach so heiter und anspruchslos, wie die ersten des aufkeimenden Talentes. Daß er aber bis zu dieser Einheit durchgedrungen ist, daß er in einem vielbewegten Leben, mit einer Seele empfänglich für alle Anregungen von Außen her, seine Ursprünglichkeit bewahren und durchbilden konnte, daß alle Lockungen des Lebens keinen Reiz für ihn hatten, wenn sie nicht mit dem Grundtone seiner echt künstlerischen Seele in Verbindung standen, zeigt eben so sehr von seinem wahren Berufe zum Künstler, als von seinem festen, gediegenen Charakter. Zwischen Wollen und Können gab es für ihn keine Kluft; kein Opfer und wäre es noch so groß gewesen, brachte er der Kunst.

In einer Zeit, in der wir leben, braucht die Kunst Vertreter, die beides besitzen, Kenntnisse, Charakter. Die Größe des Verlustes liegt für uns alle darin, daß sich in ihm beide in gleichem Maße vereinten. Zwischen dem was die Laune des Augenblickes will, und zwischen dem was sich uns als innige Wahrheit herausstellt, als Resultat der lebendigen Geschichte der Vergangenheit, als Anforderung zugleich für die Kunstwelt der Gegenwart, ist ein unheilbarer Bruch eingetreten. Wir dürfen diesen weder beschönigen noch verdecken. Je mehr wir ihn von uns zu schieben suchen, desto unheilbarer wird er. Danhauser war ganz der denkende Mensch gewesen, diesen Bruch im Kunstleben wahrzunehmen, ganz der Künstler, um nach Maßgabe der Individualität die Versöhnung zwischen Leben und Kunst einzuleiten, ganz der Charakter, um mit Ausdauer und Festigkeit das einmal Erkannte durchzuführen.

Als er die Stelle eines Professors niederlegte, that er es mit der vollen Überzeugung, der Kunst einen großen Dienst gethan zu haben, mit dem Muthe eines Mannes, der es ehrlich meinte mit sich und mit der Welt und keine Rücksichten kennt. Es war der letzte Schritt seines in immerwährendem Läuterungsprozesse begriffenen Geistes. Von da an schien sein Weg gebahnt und geebnet. Ungehemmt von kleinlichen Rücksichten, entzogen einem Platze, auf dem tiefere Mißverständnisse keine Ruhe für sein empfindliches Gemüth hoffen ließen, von manchen drückenden Sorgen befreit, die unglückliche Familienverhältnisse über sein Haupt sammelten, einer Kunstrichtung hingegeben, die dem vollen Gemüthe eines, der Häuslichkeit und Empfindung aufgehenden Geistes zusagten, mit der Vergangenheit ausgesöhnt, mit der Gegenwart zufrieden, hoffte er ein ungetrübtes Dasein, und Genuß im Denken und Schaffen.

Die Gegenwart und die Umstände wohl begreifend, hat er der Historienmalerei sich gänzlich abgewandt und dem Genre hingegeben. Das Höchste in der Kunst war ihm kein absolutes, für alle Zeiten hindurch gleiches, sondern ein aus den Verhältnissen sich mit Nothwendigkeit herausstellendes. Um dieses zu erringen, in soweit es die Kunst der Gegenwart zu fordern berechtigt ist, mußte er auf eine scheinbare Größe verzichten, und alle gleißenden Trugbilder der Fantasie von sich stoßen. In der Anschauung der Natur und des Gemüthslebens, in der Darstellung des Menschen in seiner Einfachheit, Natürlichkeit, fand sein Geist Beruhigung und Frieden. Die Tragödie des häuslichen Lebens, wie die idyllische Heiterkeit desselben, die er beide in vollem Gewichte im Leben selbst empfunden, waren sein heimischer Boden, auf dem er sich mit Lust und Liebe und mit einer Meisterschaft bewegte, die ihres Gleichen in der Gegenwart vergebens sucht.

Über die Aufgabe seines Lebens zur Klarheit gekommen, zufrieden mit seinem Wirkungskreise, in fortwährend steigender Vervollkommnung seiner Ausdrucks- und Darstellungsweise begriffen, mußte er eine noch glänzendere Zukunft versprechen; für andere mitstrebende Künstler sollte er der lebendige Mittelpunkt, der gesunde Kern einer nationalen Schule werden. Das Bewußtsein seiner Kraft und Stärke, die Konzentrirung aller Geisteskhätigkeiten nach dem Einen Punkt hin, nach Wahrheit und Gesundheit, in der Kunst, gab seinem ganzen Wesen etwas überwiegend Durchgreifendes; und das Übergewicht seines fein gebildeten Geistes ließ das Emporsteigen einer Autorität hoffen, welche die Wahrheit ihres Aus-

*) Geb. den 18. August 1805 zu Wien; gestorb. den 4. Mai 1845.

Hymnes zugleich mit der Tüchtigkeit der Leistungen bekräftigen sollte, einer Autorität, die wir eben so ersehnen, als wir sie bisher leider vermißt haben.

In der Mitte dieser Hoffnungen und Leistungen überraschte ihn der Tod seines Bruders, mit dem er mehr als 25 Jahre in ungetrübter Einigkeit Freud und Leid ertragen hat. Das schnelle unerwartete Hinscheiden desselben verwundete sein Gemüth im Innersten, und seine Heiterkeit war gebrochen, die Lust am Leben schien erloschen, die Freude an der Arbeit war dahin, und es bemächtigte sich seiner eine fast ununterbrochene Verstimmung. Der herannahende Sommer schien für ihn die einzige Hoffnung zu sein, sich Lust und Freude in der Natur wieder zu erwerben. Nur der Gedanke daran machte ihn heiter und froh, und die trübe Stimmung seiner Seele verlor sich dann zeitweise im Kreise der Familie und seiner Freunde. Aber die Krankheit schien ihn schon immer mehr und mehr zu umschlingen, die Verstimmung nahm zu, das Malen verlor seinen Reiz, und die Ahnung des herannahenden Todes überkam seine Seele. Oft sprach er es aus, daß die Zeit seines Lebens schon gemessen sei, mit einer Zuversicht, die seine Familie und Freunde mit Wehmuth in die nächste Zukunft blicken ließ. — Nun nachdem der Vorhang gefallen ist und Danhauser aus dieser Welt geschieden, bleibt uns die Erinnerung an ihn als einziger Ersatz für die vielen und reichen Hoffnungen, für die freundliche, humane Erscheinung dieses, auch als Mensch so achtungswerthen Künstlers. Was die trostlose Gattin, was seine drei unmündigen Kinder an ihm, der mit solcher Liebe an den Seinigen gehangen, verloren, das wird jedes fühlende Menschenherz ermessen können. Möge es nicht an Menschenfreunden, nicht an großartig gesinnten Mäcenen fehlen, welche die Familie, der er keine andere Erbschaft hinterlassen, als den Ruf eines unbescholtenen Mannes und eines tüchtigen einzigen Künstlers, auf würdige Weise unterstützen, damit die Gegenwart wisse, in welchem Grade man das wahrhafte Verdienst, die einfache Größe eines Mannes von Danhauser's Verdiensten zu schätzen verstehe.

Was seine Freunde verloren, was die Kunst, ach, wer könnte in diesem Augenblicke Worte finden, um den Schmerz der Seele auszudrücken? In unserem Kreise ist eine Kluft, eine Leere entstanden, die lange unausgefüllt, vielleicht nie mehr verschwinden wird. Unter uns, seinen Freunden und Bekannten, wird das Andenken an ihn, an sein freundlich heiteres Wesen, an seine Redlichkeit und Humanität nicht verschwinden, aber auch die Geschichte, die im lebendigen Interesse der Wahrheit einst die Kunstzustände Wien's zu beleuchten und zu würdigen verstehen wird, die zwischen Mode und Kunst, Täuschung und Wahrheit mit der Schärfe eines Gottesurtheils nach links und rechts scheiden wird, wie es verdient worden, die manch blendende Erscheinung schon in ein Nichts zurückgedrängt, manche verkannte Größe auf die Höhe der Weltgeschichte hinaufgezogen, wird ihm die Anerkennung nicht versagen, die der Redlichkeit seines Strebens, der Tiefe seiner Empfindung, der Meisterschaft seines Pinsels entsprechend ist. Vor der bleibenden Wirklichkeit seiner Leistungen wird die üble Nachrede verstummen, und von der Höhe einer geläuterten Weltmessung wird die Nachwelt einst zu würdigen verstehen, was für eine Kraft des Geistes, für eine Festigkeit des Charakters dazu gehört, um inmitten der verwirrenden und entgegen gesetzten Bestrebungen der Gegenwart den einzig richtigen Weg gefunden zu haben, den die Mitwelt nur zu verstehen braucht, um einer freudigern Kunstentwickelung entgegen zu gehen; sie wird deswegen Nachsicht haben mit den Fehlern, Schwächen, mit denen das irdische Sein eines jeden Menschen behaftet ist, und wird zu scheiden wissen zwischen dem, was der Zeit, und dem was dem erleuchteten Genius eines Menschen der Art eigenthümlich angehört, wie es Danhauser gewesen.

Möge sein Andenken an ihn unter uns nie verschwinden, denn er selbst hat wohl dafür gesorgt, daß sein Andenken unter der Menschheit nicht verloren gehe!«

Personalnachrichten.

1845. I. Quartal.

1. Ernennungen und Beförderungen.

Aichhorn Sigm., Dr. der Medizin, zum Professor der Naturgeschichte und Geografie an der steiermärkisch-ständischen Realschule in Gratz.

Baraldi Peter, Dr., zum Direktor der technischen Schule in Mailand.

Bellavitz Jul. Edler von, Professor der Mathematik in Vicenza, zum Professor der beschreibenden Geometrie an der Universität zu Parma.

Brambilla Pascal, Professer der Dogmatik am bischöflichen Seminarium zu Cremona, erhielt die theologische Präbende am dortigen Domkapitel.

Czambert Joh., Vize-Rektor des Gymnasiums zu Großwarhein, zum wirklichen Domherrn des Domkapitels lat. ritus daselbst.

Czerkawski Euseb., Dr. der Filosofie, Adjunkt der Lehrkanzel der Filosofie in Lemberg, zum Humanitätslehrer in Tarnow.

Demmel Heinrich, Assistent bei dem Lehrfache der höheren Mathematik am Wiener polytechnischen Institute, zum Professor der Elementar-Mathematik an der ständischen Realschule in Gratz.

Ditrich Anton, Dr. der Filosofie, Zisterzienser, Humanitätslehrer am Altstädter Gymnasium in Prag, zum Präfekten desselben.

Franco Udalr., Professor der Fysik am bischöflichen Seminarium zu Verona, erhielt das **Canonicat di S. Paolo** am dortigen Domkapitel.

Finazzi Giov., Professor der Pastoral-Theologie am bischöflichen Seminarium in Bergamo, erhielt die Präbende des **Canonico teologo** am dortigen Domkapitel.

Gollmayer Andreas, Gubernialrath und Studien-Referent des Triester Gubernium, zum Hofkommissionsrathe, Referenten und Direktor der Gymnasial-Studien bei der Studien-Hofkommission.

Hirn Franz, Subregent des bischöflichen Seminariums zu Brixen, erhielt das am dortigen Domkapitel erledigte Kanonikat.

Hock Karl, Dr. der Filosofie, Gefällsoberamts-Direktor in Triest, (als filosofischer Schriftsteller bekannt, früher Redakteur des »Jugendfreundes«) zu demselben Posten in Wien.

Kreuzberger Jos., Dr. Jur., zum Hof- und Gerichtsadvok. in Wien.

Kunst Josef, Domherr und Rektor des Wiener Pazmaniten-Kollegiums, zum Probst **Sancti Stephani de castro Strigoniensi.**

Moja Friedr., zum Professor der Perspektiv-Zeichnung an der Akademie der bildenden Künste zu Venedig.

Mühlwenzl Christof, Supplent der Grammatikal-Lehrerstelle am Gymnasium zu Eger, zum wirklichen Grammatikal-Lehrer daselbst.

Munschetz Josef, Weltpriester, zum Religionslehrer an der steiermärkischen ständischen Realschule zu Graz.

Neuwerth Josef, Zivil-Bauinspektor, zum Bau-Direktor der Provinz Steiermark.

Ostfeller Franz, zum Lehrer der deutschen Sprache und des Styles an der steiermärkisch-ständischen Schule in Graz.

Perger Anton Ritter von, Historienmaler in Wien, zum Professor der Anatomie an der kaiserl. Akademie der Künste daselbst.

Petti Anton, Geometer, zum Kataſtral-Mappen-Archivar in Zara.

Raimann Johann Nep. Ritter von, Dr. der Medizin, k. k. Hofrath, Direktor der medizinisch-chirurgischen Studien in Wien, zum Referenten über dieselben bei der Studien-Hofkommission.

Ransonnet Karl Freiherr von, Hofkonzipist der k. k. allg. Hofkammer (Literat und Tonsetzer), zum Staatsraths-Offizialen.

Reinisch Ludwig, k. siebenbürgischer Normalschulen-Inspektor, zum Direktor des Hermannstädtischen Thereſianischen Waisenhauses.

Romankiewicz Eduard, Humanitätslehrer am Gymnasium zu Tarnow, in gleicher Eigenschaft nach Sambor.

Savio Giuf., Professor der Dogmatik am bischöfl. Seminarium zu Mantua, erhielt die Theologial-Präbende am dortigen Domkapitel.

Septey Binz., Vizerektor des Seminariums zu Steinamanger, zum Kanonikus daselbst.

Spreiczenbart Joh., Direktor des St. David-Waisenhauses zu Veszprim, zum Ehren-Kanonikus am Domkapitel daselbst.

Sylhawi Josef, Skriptor der Prager Universitätsbibliothek, zum Bibliothekar an der Universität zu Olmütz.

Thun Leo Graf, überzähliger unbesoldeter Kreis-Kommissär in Böhmen (als Schriftsteller bekannt), zum überzähligen unbesoldeten nied. österr. Regierungs-Sekretär.

Vecchi Domenic., Dr., zum Professor des Handels-, See- und Wechselrechtes an der nautischen Akademie zu Triest.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 20. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 60.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Canaval: Klassische Studien. — Puff: Göth's Steiermark. — Koch: Chroniken des Landes Österreich. (Schluß.)

Ueber das Studium der Klassiker.

Von Prof. Dr. von **Canaval** in Prag.

Bei dem Zwecke gegenwärtiger Zeitschrift, die nicht blos als Literaturzeitung erscheint, außer Kritiken neuer Werke auch sonst in wissenschaftlich oder künstlerischer Hinsicht interessanten Mittheilungen ihre Spalten öffnet, kann das Gebiet der klassischen Literatur durchaus nicht unberücksichtigt bleiben, welches zur Freude aller mit demselben Vertrauten in und außer Deutschland so emsig bebaut wird, daß dieses Streben, zumal bei der in unseren Tagen sich wiederholt erhebenden Anfeindung, nur als ein höchst lobenswerthes betrachtet werden muß. Da aber zu allen Zeiten, in welchen sich Gegner des Studiums der antiken Sprachen erhoben, dies größtentheils minder aus Böswilligkeit, als aus dem achtungswerthen Bemühen entstand, anderen wissenschaftlichen Zweigen Raum zu gewinnen, und es sich sehr oft herausstellte, daß diese Gegner nicht gegen die Sache selbst, sondern gegen eine falsche Richtung, oder Mißbrauch in der Anwendung der nöthigen Mittel auftraten, so dürfte es nicht am unrechten Orte sein, diesen Gegenstand näher ins Auge zu fassen, und den Gesichtspunkt mindestens anzudeuten, von welchem Männer, die den Namen der Filologen mit Recht verdienten, dieses Studium als nothwendig und Muster gebend erkannten.

Vor Allem drängt sich die Wahrheit auf, daß der edlere Mensch, von der Gegenwart und ihren Bedürfnissen umfangen, gerne zur Vergangenheit rückkehre, da ja die Gegenwart um so minder seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermag, als sie ohnehin nur als mathematischer Punkt zwischen dem Werdenden und bereits Gewordenen sich darstellt, und nur manche Zustände, wie Blödsinn oder überwiegender Schmerz, nach dem Ausdrucke eines bedeutenden deutschen Denkers die Aussicht und den Rückblick gänzlich verbauen. Die Neugierde in das Gemüth des Ungebildeten gepflanzt, entwickelt sich zur edlen Wißbegierde, die wir in Cic. Fin. V. 18, so treffend geschildert finden: **Omnia quidem scire, cujuscunque modi sit, curiosorum, duci vero majorum rerum contemplatione ad cupiditatem scientiae, summorum virorum putandum est.**

Man erforscht vor Allem die Gründe der nächsten Umgebung, und wird unwillkürlich geleitet zur Untersuchung historischer Denkmale, welche als Erzeugnisse der Vergangenheit unsere Aufmerksamkeit und das Interesse in hohem Grade erregen, so daß man in den so natürlichen Irrthum verfällt, Alles, was einer verschwundenen Zeit angehörte, sei den Bestrebungen der Gegenwart in jeder Hinsicht vorzuziehen, wobei man die so nahe liegende Folgerung übersieht, daß ja die Gegenwart, sobald sie einmal in der Form der Vergangenheit erscheint, denselben Anspruch zu machen berechtigt sei. —

Und lächelt man auch darüber, daß z. B. Martorelli eine Abhandlung über ein antikes Dintenfaß geschrieben, oder der Dintenfleck im **Longus**, den P. Comier zufällig verschuldet, sogar in Kupfer gestochen ward, so bedenke man auch, daß jede Zeit ihre großartigsten Bestrebungen im Gefolge von kleinlichen Spielereien gesehen, und daß z. B. im Gebiete der Naturwissenschaften, so oft ein einzelnes nur in Rücksicht auf das Ganze bedeutendes Objekt, absolut als schätzenswerth anerkannt, und nicht selten ungemein hoch verwerthet wurde.

Das klassische Studium traf bis in die neueren Zeiten das hemmende Geschick, daß die fleißigsten Bearbeiter desselben es dem Leben allzuferne hielten, daß jene Brücke, welche aus der alten Zeit in die neuere herüberführte, und deren Pfeiler, obgleich vielfach beschädigt, dem kundigen Auge immer sichtbar blieben, durch unzweckmäßige Behandlung so verhüllt blieb, daß das Studium der alten Welt nicht als lebendige Wissenschaft, sondern als bloße todte Gelehrsamkeit erschien.

Hier kann natürlich von einer Einführung antiker Formen in das Leben, wie sie nicht selten auf pedantischem Wege versucht wurde, oder gar von einer gelehrten Stadt, wie sie ein spanischer Filolog vorschlug, keine Rede sein. Und selbst da, wo man allen Pedantismus abgeworfen zu haben glaubt, verfiel man oft, wie zur Zeit des französischen Direktoriums, in Irrthümer, welche man unmöglich glaubte, wenn die Geschichte die betreffenden Thatsachen nicht ungezweifelt aufbe-

wahrt hätte, daß man nämlich ohne Rücksicht auf Gesittung, Klima und gänzlich veränderte Umstände griechische Tracht zu Paris einführte, aber nur zu bald die fysische Schädlichkeit und absolute Unzweckmäßigkeit eines Verfahrens erkannte, gegen welches der Einfall des alten Meibomius, am Hofe der schwedischen Christine ein antikes Konzert zu geben, in viel gemäßigterem Lichte erscheint. Und selbst, wo die Verehrung des Alterthums aus einem Munde kommt, dessen Ausspruche die gebildete Welt zu horchen sich gewöhnte, wenn z. B. Schiller in seinen Göttern Griechenlands die Klage um die untergegangene schöne Welt, um das Blüthenalter der Natur in schmelzenden Lauten ertönen läßt, selbst da muß der Erguß des Augenblicks bei näherer Betrachtung eben als momentan erklärt werden, und die Gegenwart kann mit eben so einseitiger Berechtigung das Wort desselben Dichters entgegensetzen: „Doch es ist dahin, es ist verschwunden — dieses hochbegünstigte Geschlecht. — Wir, wir leben! — Unser sind die Stunden. — Und der Lebende hat Recht!"

Allerdings ist es dahin geschwunden, obgleich es hoch begünstigt war, und eben in dieser hohen Begünstigung liegt der Werth für die Gegenwart, und jene Musterhaftigkeit, welche richtig und geistig aufgefaßt, sich stets bewähren muß, wobei die sonderbare Inkonsequenz auffällt, daß die Gegner desselben aus dem zu großen Umfange, und daher verhältnißmäßigen Zeitaufwande die bedeutendste Waffe schmieden wollen, indeß wir gerade von den Alten lernen, wie das Größte mit den geringsten Mitteln gefördert wurde, wie das: **Simplex sigillum viri**, als Motto an die Spitze der Darstellung des Alterthums gestellt werden müsse, und wie die verhältnißmäßig geringen aber verständig benützten Kräfte, welche bei Thermopylä und Salamis so wirksam hervortraten, sich auf dem Gebiete der Kunst und des Wissens in den Dialogen Platon's eben so wie in den Siegesgesängen Pindar's zeigen, die bei allem Reichthum jene Einfachheit bewähren, welche unerläßliche Eigenschaft eines jeden Kunstwerkes ist.

Nicht Materielles, Geistiges wird gesucht in den Rollen der Alten, welche an und für sich todt sind, wie das Musikinstrument für den Unkundigen, oder die Götterbilder, welche nach Schiller's geistvollem Ausspruche dem Barbaren ewig Stein bleiben, und nie in das Leben von den Gestellen sich herablassen, und so sind die Werke der Alten werthvolle Urkunden der Geschichte, die mit der Doppelempfindung der Wehmuth und des Stolzes betrachtet werden sollen. Mit Wehmuth über die Vergänglichkeit auch des Bedeutendsten, aber auch mit Stolz, da es in des Menschen Macht gegeben wurde, die Beweise seiner geistigen Thätigkeit zu hinterlassen, und das Horaz'sche: **Non omnis moriar** über den längst versunkenen Grabhügel leuchtend zu erheben.

Wenn Denkmale der Vergangenheit die geistige Eigenthümlichkeit der Völker, denen sie angehören, über allen Zweifel darthun, wenn diese Erzeugnisse sich eben so unterscheiden, wie die materiellen Produkte ihrer Länder, wenn trotz dem Verschwinden der früheren Individuen Örtlichkeit, Sitte und andere Momente die gewisseste Authentizität für die Wahrheit der Werke selbst geben, wenn man besonders in neueren Zeiten das Studium der Völkerkunde, und also nothwendig der Sprachen, auf eine bisher nie gekannte Höhe brachte, so kann wohl billig die Frage entstehen, warum die Literatur der gebildetsten Völker des Alterthums als nicht mehr nothwendig und wichtig für die Bildung der Folgegeschlechter erscheinen solle?

Doch diese Frage wurde in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen aufgeworfen, deren kurze Andeutung vielleicht nicht ungeeignet sein dürfte, die Fragen der Gegenwart in ein helleres Licht zu setzen.

Als durch die frommen und kriegerischen Züge nach dem gelobten Lande der Orient mit dem Okzident in stets innigere Verbindung trat, mußte das Band, welches das Reich des westlichen und östlichen Roms nach dem Willen Theodor des Großen trotz der Trennung stets umschlingen sollte, und welches der Fall des abendländischen Kaiserthums fast zerriß, neuerdings aber auf andere Weise sich um jene Länder schlingen, welche einst ein großes Ganze bildeten, und deren geografische Lage selbst, anderer Berührungspunkte nicht zu gedenken, das Verpflanzen der Literatur begünstigte Überflüssig wäre es, weitläufig zu schildern, wie die Gelehrten aus dem byzantinischen Reiche nach Italien flüchteten, wie sie ihr kostbarstes Habe, die Reste der längst versunkenen Vergangenheit mit sich führten und wie einem zwar rohen aber kräftigen Geschlechte mit einem Male der Blick in eine Welt eröffnet ward, welche an Bedeutsamkeit die Entdeckung des hispanischen Adelantado aufzuwiegen vermochte. Und welch' sonderbares chronologisches Zusammentreffen zeigt sich in der Entdeckung Amerika's, der Erfindung des Buchdrucks und daher der ersten Ausgaben der Klassiker, die, wie z. B. Homers 1488, Hesiod's 1493, Cicero's 1499 ꝛc. so nahe zusammenfallen, als wäre es im Plane der Vorsehung gelegen, jener Entdeckung, die dem materiellen Sein einen so gewaltigen Aufschwung gegeben, ein geistiges Gegengewicht an die Seite zu stellen.

Kaum durchdrang aber diese Literatur Europa und verbreitete sich in jenem Lande, welches durch gemeinschaftlichen romanischen Ursprung der Sprache, wie durch beständige, selbst auf Eroberungen begründete Wechselwirkung mit Italien in Verbindung blieb, erhob sich in Frankreich die erste neuere Reaktion gegen dieses Studium, deren Gründe wohl nicht gewichtig, eben so auch die Folgen ohne besondere Wirkung waren. Frankreich im Streben nach dem Prinzipate von Europa unter Ludwig **XIV.** auf eine Höhe gelangt, daß sein Ausspruch in der Politik von ungemeinem Gewichte, in Literatur und Kunst wie in der Mode vorübergehendem und doch den Augenblick mächtig erfüllendem Gezändel fast untrüglich betrachtet wurde, mußte in seinem Stolze sich eben so über andere Nationen, wie im Wahne eines zur Selbstständigkeit heranreifenden Jünglings über die früheren Lehren erheben, zu deren Ansichten man oft, wenn auch auf anderem Wege zurückkehrt Nun sollte plötzlich auch die Bildung nationell werden, nur übersah man in diesem Streite, daß die Grundlage derselben das klassische Studium gewesen, daß die Sprache des Landes eine romanische war, daß die Kunst sich den Antiken fast ausschließlich zuwandte, und insbesondere auf der Bühne antike Helden im Kostüme des **XVII.** Jahrhunderts und in der Steifheit der konventionell angenommenen Formen erschienen. Kurz man wollte, was nur gebilligt werden mußte, die eigene Sprache ausbilden aber ohne historischer Grundlage, und ohne den ganzen französischen Sprachschatz zu umfassen, so daß, indem Paris zum geistigen Mittelpunkte sich erhob, man auch die übrigen besonders die gemüthlichen südlichen (proven-

zallischen) Formen vernachlässigte. Daher der für unsern gegenwärtigen Standpunkt gewiß langweilige und nur in historischer Hinsicht interessirende Streit zwischen Perault und Houdart **de la Mothe** einerseits, dann Boileau und Huet andererseits, denen sich die schwachen aber immer achtungswerthen Bemühungen der Anne Lefebre-Dacier anschlossen, wobei **la Mothe** keine besondere Kenntniß des Griechischen zeigte, und doch gegen die gelehrte Übersetzerin des Homer ankämpfte. Als dieser Streit sich nach England verbreitete, wurde er gegen Perault durch William Temple und Swift glücklich fortgeführt, obgleich der gelehrte Bentley sich herbeilassen mußte, die Unechtheit der Briefe des Phalaris zu erweisen, da man sich auf diese, so wie auf Äsop als gute prosaische Schriftsteller der ältesten Zeit stützte. Der fast einzige bleibende Gewinn dieses Streites dürfte des humoristischen Swift **The battle of the book** sein.

Indeß in Frankreich und England es sich zunächst um den Vorzug der Alten oder der Neuen handelte, entspann sich fast ein Jahrhundert später der Streit in Deutschland auf eine andere gewichtigere Weise und hatte ungemein bedeutende Folgen. Trotz den Angriffen der Gegner betrieben die französischen Gelehrten das Studium der Klassiker auf die gewohnte Weise, trotz allem Rühmen der Nationalität erhoben sich Gebäude in antiker Weise, oder wenigstens mit antiken Verzierungen und die bepuderten Dichter sangen, zum Ergötzen der in Reifröcken und Fontangen prangenden Damen, die Leiden der Chloe und der Dafnis, so wie auf der Bühne das Drama in der Enge der drei Einheiten sich bewegte, die Batteux und seine Anhänger ohne alles Bedenken dem großen, die Natur des Dramas mit solcher Schärfe erfassenden Stagiriten zuschoben, und so den Riesengeist des Alterthums zu erfassen glaubten, der zürnend ihnen zurufen konnte: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ — In England wurde aber das antike Studium bis in unsere Tage, man könnte sagen mit gründlicher, aber mitunter düsterer Strenge fortbetrieben.

Anders in Deutschland, wo die negativen Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts sich gegen das Studium der alten Sprachen mit aller Kraft wendeten, welche das Bedürfniß des Tages und die seinen Anforderungen sich zuneigende Richtung verleihen konnten. Es ist dies der bekannte Streit der Filantropen und Humanisten, der auf beiden Seiten ihrer Aufgabe gewachsene, tüchtige Kämpfer in das Leben rief. Aber bei Lichte betrachtet waren es nicht die Klassiker, gegen welche die Filantropen ankämpften, es war die Sprache, die mit so ungeheurem Zeitaufwande und pedantischer Ausschließlichkeit betrieben wurde, daß der schlichte Menschenverstand in hohem Grade sich abgestoßen fühlte. Man braucht nur im 3. Bändchen des Weisse'schen Kinderfreundes den rührenden Brief des von seinem Magister geplagten Knaben zu lesen, um zu begreifen, wie Salzmann in der Vorrede zu seinem Krebsbüchlein die Behandlung der Kinder mit jener der Negersklaven in Parallele setzen konnte. Geschah dieses nun im Allgemeinen, und bei Fächern, die den Vortheil für das gemeine Leben offenbar zeigten, wie grausam mußte nicht diese Form bei Gegenständen erscheinen, die mit dem Leben und seinen Bestrebungen in gar keinem Zusammenhange zu stehen scheinen, da man immer nur bei dem Mittel verweilte, ohne zum Ziele zu gelangen, ja sogar ohne daß dieses Ziel in Aussicht gestellt ward. Dies konnte auch nicht anders sein, da der unkundige ungebildete Lehrer dieses Ziel nicht kannte, sondern in albernem Pedantismus die Meinung hegte, die früher von ihm auch mühevoll dem Gedächtnisse eingepfropften Vokabeln und Formen, mit deren Hilfe er minder verständlich das im Latein auszudrücken gelernt hatte, was auf leichterem Wege in der Muttersprache gegeben werden konnte, seien die alleinige Aufgabe. Es handelte sich hier also blos um eine verfehlte Methode, welche man mit dem Wege eines Wanderers vergleichen könnte, der durch eine mit Schreckniſſen umlagerte Sandwüste zieht, ohne je eine Ahnung zu haben von der herrlichen Oase, welcher er sich mit jedem Schritte nähert, aber ohne sie zu erreichen den erschöpften Geist aushaucht. Wir wollen uns nicht aufhalten mit den oft sonderbaren Behauptungen der Filantropen, welche wie es oft in Zeiten heftigen Kampfes geschieht, unbedacht ausgestoßen mit kaltem Blute nicht gerechtfertigt werden können, sondern es sei nur erlaubt hinzudeuten, wie Campe, der inkonsequent in seinem Robinson die Abneigung gegen Fiktionen bei der Erziehung vergaß, selbst in diesem fantastischen Gebilde sogar den relativen Vortheil des Lateins anerkannte, indem er seinen Helden auf der wüsten Insel den Aufruf um Hilfe latein geben läßt, in der sicheren Voraussetzung, daß kaum auf einem Fahrzeuge gebildeter Nationen Alle dieser Sprache unkundig sein dürften. Bei der Frage, ob in dem Unterrichte überhaupt die Alten eine Stelle einnehmen sollten, oder das Studium derselben blos den Gelehrten zu überlassen sei, übersehen die Filantropen, getäuscht durch die unzweckmäßige abschreckende Methode, die man bis dahin fast ausschließlich anwandte, daß harmonische Ausbildung der geistigen und fysischen Kräfte, die Befähigung für das praktische Leben, das Empfänglichsein für Alles, was dem Menschen das Übergewicht über das Sinnliche gibt, von den großen Alten in ihrer Sfäre ebenfalls angestrebt wurde, und daß daher die Kenntniß des innern und äußern Lebens der antiken Welt auf einem andern Wege eben jenem Ziele zueile, das die menschenfreundlichen Reformatoren des Erziehungs- und Unterrichtswesens im 18. Jahrhundert beabsichteten. Aber so wie in der Natur die Winde und Gewitter die Luft von schädlichen Beimischungen reinigen, wirkte das negative Streben vortheilhaft auf die Behandlung der alten Klassiker. Man verließ die alte, als unzweckmäßig anerkannte Verfahrungsweise und das Studium der Klassiker gewann eine neue Fase, indem Bearbeitungen der klassischen Werke an das Tageslicht traten, bei denen das Verhältniß der Mittel zum Zwecke sich klar darzustellen vermochte, — wobei es dem Unbefangenen einleuchtet, daß das gewöhnlich angegebene Ziel des Unterrichtes, Befähigung für das praktische Leben, einseitig und kleinlich aufgefaßt, nie zum Heile führen könne, und das frühzeitige Einführen der Jugend in den Kreis der Bedürfnisse des menschlichen Lebens, welche, wenn sie gebieterisch auftreten, auch den sonst erstarkten Sinn des Mannes vom Wege des Rechtes abzuführen pflegen, nur jene verderblichen Folgen zu erzeugen vermögen, an denen die Gegenwart krankt, und die weiter auszuführen eben so ermüdend als überflüssig wäre. Der göttliche Ausspruch: daß der Mensch nicht allein vom Brot lebe, findet auch hier seine Bewährung, und wie man im Lenze wohl Blüthen, aber nicht Früchte erwartet, aber aus der Blüthen-

menge nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf reichhaltige Ernte schließt, so möge man auch im jugendlichen Alter aus der Blüthe ideeller Ansicht auf jene innere Wärme schließen, die der Mann so oft benöthigt, wenn eine schwere, herbe, zu keinem Vortheile führende Pflichterfüllung die Gesammtkräfte in Anspruch nimmt.

Diese Ansichten mögen auch zum Leitfaden dienen, wenn es gilt, den Angriffen neuerer Tage zu begegnen, welche mit geringerem oder größerem Gewichte von Laien, und mit der Wissenschaft vertrauten Männern versucht werden. Allerdings muß zugestanden werden, daß die Naturwissenschaften eine früher nie gekannte Höhe der Ausbildung erreichten, daß neuere lebende Sprachen mit Eifer betrieben wurden, und wo es noch nicht geschehen, Einführung und Anerkenunng bei dem Unterrichte verlangen; aber Alles dieses beweist wohl nur, daß auch diesen Forschungen die nöthige Zeit zu gönnen sei, nicht aber, daß das klassische Studium verbannt werden solle. Denke man zurück in die frühere Zeit, wo ausschließlich nichts anders als Latein und etwas Griechisch betrieben ward, welche Änderung ist seitdem eingetreten! Wenn die Filantropen Recht hatten, zu behaupten: die geistigen Kräfte des Menschen würden durch ein solches pedantisches Verfahren unterdrückt, so galt dies nur von der dabei Statt gefundenen Methode, welche wohl jetzt größtentheils verschwunden ist, und wo sie noch besteht, geändert werden kann. Unnütz und unzweckmäßig sind z. B. Bearbeitungen der Klassiker im Geschmacke so mancher älteren holländischen Filologen, die man trotz ihrem rastlosen ameisenartigen Fleiße nicht unzweckmäßig mit den Postknechten verglich, die, ohne es zu wissen, kostbare Güter von einem Punkte zum andern zu führen pflegen, sondern die Art und Weise der Behandlung muß den veränderten Verhältnissen angemessen sein.

Man vermeide es, aus zehn guten Ausgaben eine mittelmäßige eilfte zusammenzustoppeln, man häufe in Schulausgaben nicht mehr gelehrten kritischen Apparat, der an eine andere Stelle gehört, außer beispielsweise und sparsam. Man wiederhole in Schulgrammatiken für alte Sprachen nicht Formenlehren, die aus der Muttersprache bekannt sind, und arbeite vorzüglich dahin, durch Andeutung der Ähnlichkeit zweckgemäß zu erleichtern, und die Kraft des Gedächtnisses nicht allein und einzig anzustrengen, wie es früher der Fall war, so wie sich Verf. dieses erinnert, bei vescor: ich esse, sich umsonst geplagt zu haben, die Setzung des Ablativs zu begreifen, da das hinzugefügte „ich ernähre mich von irgend etwas" das Ganze ausgeglichen hätte, was bei parco, nubo etc. ebenfalls der Fall war.

Bei dieser Art Unterricht erschienen alte und neue Sprachweisen und Formen durch eine so weite Kluft getrennt, daß man versucht werden konnte zu glauben, es seien nicht dieselben Wesen, mit denselben Anlagen versehen, welche sich so verschieden klingender Ausdrücke bedienten. Man verfolge den nun mit Glück eingeschlagenen Weg in die Wörterbücher logische Ordnung zu bringen, indeß man sich früher begnügte, die einzelnen Bedeutungen blos numerisch, wie bei dem sonst fleißig gearbeiteten Scheller'schen Wörterbuche zu geben, was zu behalten Mühe und übermäßigen Zeitaufwand verursachte. Daß Chrestomathien endl ch nicht blos in sprachlicher Hinsicht verfaßt werden sollen, sondern daß man zugleich durch Auswahl der Fragmente dem höheren Zwecke der Bildung nachstrebe, geht wohl aus der Natur der Sache nothwendig hervor. Wird nur auf die gehörige Weise verfahren, so wird das Studium der alten und der Muttersprache sich gegenseitig fördern, erleichtern, und durch Vergleich an Interesse gewinnen, was in früheren Zeiten gänzlich verabsäumt wurde, und durch solche Erleichterung gewiß Raum gewonnen werden, der dann zu andern im Verlauf der Zeit nöthig gewordenen Unterrichtsgegenständen verwendet werden kann. Wie dieses im Einzelnen einzurichten sei, hängt ganz natürlich von den besondern Umständen ab, die bei verschiedenen Anstalten eintreten, und den Ansichten, von welchen man in den einzelnen Staaten ausgeht.

Wird nur immer von dem Lehrenden der richtige Gesichtspunkt festgehalten, den man besonders in neueren Zeiten, wenn auch nicht immer mit gleichem Glücke hervorhob, was die unzähligen, oft einander selbst widersprechenden Definitionen beweisen, so wird das Studium der alten Sprachen gewiß nicht als Hemmung, sondern als Förderung der Bildung betrachtet werden müssen. Und wenn man die Frage in ihre Einzelheiten zerlegt, so tritt die Wichtigkeit des Gegenstandes nur um so deutlicher hervor. Kann die Filosofie der Neueren z. B. richtig verstanden werden, ohne zu den alten Forschungen Zuflucht zu nehmen, die den, wenigstens wissenschaftlichen Anfangspunkt eines Weges zeigen, den der menschliche Geist nothwendig einschlug, und verfolgen muß, falls er nicht in Gefahr gerathen will, das Bewußtsein seiner selbst zu verlieren? Neuere Filosofie ohne der alten verstehen zu wollen, kann nur dem in diesem Fache gänzlich Ungeübten und Unbewanderten in den Sinn kommen. Wie soll ferner der Entwickelungsgang der Poesie der neueren Zeit gründlich aufgefaßt werden, wenn man nicht auf jene Dichtungen Rücksicht nimmt, welche als mustergebend sich so in die poetische Richtung aller neuern Völker verwoben, daß ein Losreißen davon eben so viel hieße, als einen Pfad einschlagen, der nicht naturgemäß, nothwendig sein Ziel verfehlen müßte, da gerade die Größe der Alten darin besteht, naturgemäß ihre Schöpfungen entfaltet zu haben, und sie eben wegen der innewohnenden Wahrheit und Zweckmäßigkeit dauernde Anerkennung errangen? Oder sollen die Werke der Historiker vernachlässigt werden, deren Musterhaftigkeit neuere Geschichtschreiber dem Stoffe und der Form nach anerkannten, und sie so häufig nachbildeten, daß die Anführung der Einzelnen überflüssig erscheint?

Was endlich des Alterthums Redner geleistet, wie einfach klar und deutlich Demosthenes die große Sache seines Vaterlandes gegen die mächtigen äußeren und nicht minder bedeutenden inneren Feinde, wenn auch ohne den beabsichtigten Erfolg, doch ehrenvoll verfocht, darf wohl dem Gebildeten nicht unbekannt bleiben. Und wenn man auch alle Mängel, die so häufig dem römischen Redner zur Last gelegt werden, zugeben wollte, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß in ihm das Bild eines Mannes erscheine, dessen Seele vom edlen Streben für sein Vaterland zu wirken, erfüllt, an eigener Schwäche und ungünstigen Umständen, die er nicht zu überwältigen vermochte, sein ganzes Leben hindurch leidend befangen war. Und manches seiner rednerischen Meisterwerke, besonders die oratio pro lege Manilia bietet Vergleichspunkte dar, welche kaum absehen lassen, wie man diese Partie in

früheren Zeiten zu erklären im Stande war, da es sich hier offenbar um eine Frage handelt, die nur dann Gegenstand der Diskussion werden konnte, wenn die finanziellen Verhältnisse eine bedeutende Rolle zu spielen begannen, und die Sehnsucht durch die Energie des Pompejus den asiatischen Krieg schnell zu Ende zu führen, aus der nothwendigen Rücksicht auf den Geldkredit in Rom, und die damit zusammenhängenden Verhältnisse der Staatspächter entsprang. Wie förderlich das Studium der alten Redner auf die Beredsamkeit im Allgemeinen gewirkt, wie insbesondere Englands größte Staatsmänner eine Klarheit in Darstellung der öffentlichen Verhältnisse ihres Vaterlandes errangen, welche so vortheilhaft sich von denen des Nachbarlandes unterscheidet, wie endlich in England selbst und den vereinten Reichen das Studium der Alten tüchtig betrieben wird, ohne daß es der Ausbildung der für die Gegenwart nöthigen Zweige des materiellen Wissens hemmend in den Weg getreten wäre, kann wohl keinem Zweifel unterworfen werden.

Dieser Zyklus der Filosofen, Dichter, Historiker und Redner ist es, der die Grundlage des Studiums der Klassiker bildet, wobei die andern Schriften des Alterthums als Hilfsquellen, oder als Mittel für besondere Richtungen der Studien erscheinen, die um gründlich zu sein, stets zur Quelle rückzukehren gezwungen sind. Diese Ansicht muß auch dem Elementarlehrer der alten Sprachen vorschweben, und er nothwendig mit dem Zwecke und Gange der klassischen Bildung vertraut sein, um eben nicht das Mittel für den Zweck zu halten und so begründete Bedenken zu erregen, welche gewöhnlich auf das Studium selbst zurückfallen, da nur Jener das α gehörig aufzufassen vermag, welcher mit dem ω nicht unvertraut geblieben.

Die Einwendung, daß der gehoffte Vortheil auch durch Übersetzungen erfolge, ist für den Sachkenner so unbedeutend, daß er hier wohl übergangen werden darf.

Die Nothwendigkeit ferner in den klassischen Sprachen sich mündlich und schriftlich auszudrücken, wird immer nur durch besondere Fälle, z. B. bei geistlichen Kommunitäten, Wunsch nach allgemeiner Verbreitung einer Ansicht, gelehrte Zwecke oder Bedenklichkeit des Gegenstandes bedingt werden. Was insbesondere die kirchliche Sprache betrifft, so ist es ja offenbar, daß sie von der Sprache der Alten sich vielfach unterscheiden müsse, da ja der Ausdruck überall nur als Form des Gedankens erscheint, und sich also das geistige Bewußtsein der römischen Kirche auch in der Sprache offenbart. Aus den veränderten Begriffen erklären sich veränderte Formen, wie z. B. benedico mit dem Akkusativ, und eine Menge Benennungen, die entweder in der antiken Sprache gar nicht oder in einem andern Sinne vorkommen. Dieses Alles wird aber der mit dem echten Latein vertraute Zögling solcher Kommunitäten leichter erfassen und sich zweckgemäß ausdrücken lernen, als derjenige, welcher nur auf die Übung und sein Gedächtniß sich stützt, daher so viele Fälle, in welchen gelehrte Priester in mündlichem und schriftlichem Ausdrucke als ausgezeichnet sich bewiesen. Man betrachte die kirchlichen Hymnen, z. B. das erhabene: Dies irae, dies illa, worin trotz allem lateinischen Ausdrucke der Sinn des Ganzen, weil christlichem Gedankengange entsprossen, einem alten Römer nothwendig unverständlich geblieben wäre.

Das Latein zur Sprache des gewöhnlichen Lebens (außer der zum Verständnisse nothwendigen Übung) zu machen, streitet gänzlich gegen wohlbegründete Ansichten und Bedürfnisse des Zeitalters, da die Begriffe der neueren Zeit sich so sehr und fast überall von den alten unterscheiden, daß hier zu parafrastisch verfahren werden müßte, und man also selbst einem Zwecke des präzisen sprachlichen Ausdruckes entgegen arbeitete. Einzelne gelungene Versuche von Seite der Gelehrten, Gegenstände des gemeinen Lebens latein zu geben, sind eben nur Ausnahmen. Dahin gehört z. B. das Schriftchen des vor Kurzem verewigten Professor Stein, **Amor Capnophilus**, in welchem dieser Veteran der filologischen Professoren unseres Kaiserstaates in echtem Latein seine Abneigung gegen das ihm so verhaßte Tabakrauchen und Schnupfen, nach allen Einzelheiten meisterhaft aussprach Aber andrerseits muß das Studium der Sprachen kräftig durch archäologische und künstlerische Forschungen unterstützt, wie auch wo möglich mit dem Leben der Gegenwart, mit den in der Natur der Dinge selbst begründeten Verhältnissen in Verbindung gesetzt werden — eine Rücksicht, die bei der früheren Methode vernachlässigt, nicht gänzlich ungerechte Vorwürfe herbeiführte. So die pedantischen Ansichten über die vorgebliche Blindheit Homers, von welcher schon **Cicero Tusc. V. 39 u. Vell. Pat. I. 5.** nichts wissen wollten. So der Streit der 20 Städte um die Ehre seines Geburtsortes, den man später auf die beliebte Siebenzahl reduzirte; als ob dieser Streit nicht gerade bewiese, wie wenig man bei aller Anerkennung der Dichtung sehr oft auf die Persönlichkeit des Dichters zu achten pflegt, besonders bei epischen Dichtungen, die das Gepräge des Objektiven, welches das Subjektive in sich verschmilzt. So stritten ja die Spanier über den Geburtsort des sinnreichen Cervantes, so ist der Sänger des Nibelungenlieds noch nicht ermittelt, obgleich viel Wahrscheinlichkeit für einen österreichischen Dichter vorhanden ist, so wie bei Homer fast Alles nach Jonien weist, wenn auch gelehrte Männer sich manchmal für eine andere Heimat aussprechen. Und sah man nicht in neuester Zeit den Streit über die Heimat Guttenbergs, welche obigen Satz wiederholt bestättigte. Wie viele falsche Deutungen, wie viele unnöthige Schwierigkeiten finden wir bei der Interpretation der Dichter, welche aus dem unseligen so durchgreifenden Vorurtheile, daß die Sprache der Prosa als Norm zu betrachten sei, und der Dichter von ihr abweiche, herstammten, wo man bei der pedantischen Form des Unterrichtes das Wesen der Dichtung zu erkennen außer Stande war, und gewiß die Dichter nur darum gelten ließ, weil sie latein oder griechisch schrieben. Und gerade in unserer Zeit entstanden neben der Befeindung des klassischen Studiums als erfreuliches Ereigniß eine Reihe der gründlichsten, und zugleich geschmackvoller Schriften über einzelne Klassiker, über das Studium derselben, im Ganzen und im Detail — Werke voll der interessantesten archäologischen Forschungen besonders im Gebiete des griechischen Königreichs, Kunstsammlungen nach ästhetischen und kunstgeschichtlichen Forderungen zusammengestellt, wozu die Glypthotek Münchens ein so treffliches Vorbild gab, indeß man früher Antiken und Gemäldesammlungen als Luxus-Gegenstände betrachtete, die nur einem bestimmten Kreise zugänglich sein sollten. Endlich schritt durch den Wink eines kunstsinnigen deutschen Fürsten die alte Tragödie aus ihrem tausendjährigen Grabe, und was

man auch im Einzelnen dagegen einwenden möge, gewiß muß jeder Alterthumsfreund mit den Worten des gelehrten Thiersch, gesprochen in der filologischen Versammlung des Jahres 1844, übereinstimmen, und diese Erscheinung freudig begrüßen. Es kann wohl zugestanden werden, daß der Geist der Tragödie, welchen Sophokles so würdig auszusprechen verstand, in seinem: Oedipos, der Herrscher, deutlicher hervortrete, indeß war die Wahl der Antigone gewiß eine glückliche, da in dieser Tragödie das Gigantesque des Unheils, das über das Haus des Lajus verhängt war, und sich in seinem unglücklichen Sprossen konzentrirte, mehr in den Hintergrund tritt, und in dem edlen milden Charakter der Antigone, in ihrer selbst vergessenden Aufopferung romantische Züge liegen, welche dieses Drama dem Gedankengange der neueren Zeit und den christlichen Begriffen befreundeter als so viele andere Dichtungen der Alten darstellen. Ist nun der Lehrer von diesem Gesammtgeiste durchdrungen, so wird er nothwendig seine Zöglinge, so weit es die ihm vorgezeichneten Grenzen gestatten, dieser Auffassung näher zu bringen trachten, und sie befähigen, auf dem angedeuteten Wege rüstig weiter zu schreiten, er wird seinen Unterricht gleich ferne von Oberflächlichkeit als Pedantismus zu halten wissen, da gerade das Letztere Extrem die unheilvolle Quelle so vieler Angriffe in den verschiedensten Zeiten geworden, indem der Jüngling ohne Ahnung der herrlichen Schätze, zu denen der krause Schlüssel der Buchstaben führen sollte, denselben, kaum als die Thore des Hörsaales zuklappten, wegwarf, und so von der Pforte der ideellen, humanen Bildung sich entfernte.

Das klassische Studium könnte mit Shakespeare's Otello den Gegnern zurufen: Sprich von mir, wie ich bin, und wenn es Einseitigkeit ist, das Alte als das schlechthin Unerreichbare darzustellen, da Neues seine Geltung ebenfalls bewähren muß, so sagt Niebuhr eben deshalb ganz richtig: „Wenn wir auch die glänzendsten Emendationen machen und die schwierigsten Stellen vom Blatte erklären, so ist es nichts als bloße Kunstfertigkeit, wenn wir nicht die Weisheit und Seelenkraft der großen Alten erwerben. Und trefflich sprach der Domkapitular Windischmann in der Sitzung der k. Akademie zu München 1844 über den Fortschritt der Sprachenkunde und ihre gegenwärtige Aufgabe: Die neuere Filologie habe die höhere Einheit in den scheinbar so verschiedenen Völkersprachen der Welt erkannt, und sie als Abglanz und Abdruck der innersten Organisation des Menschengeistes nachgewiesen. Auf diese Art berühre sie die höchsten Interessen des geistigen Lebens, und wenn im gewaltigen Kampfe mit dem sich hervordrängenden Utilitarianismus dieses Studium, wovon die klassische Literatur ein so bedeutender Zweig ist, unterläge, dies nicht ohne unersetzlichen Nachtheil für den Gang der Bildung des Menschengeschlechtes geschehen könne.

Und wahrlich wenn die Wissenschaft überhaupt, und die Wissenschaft der Sprachen insbesondere einem blühenden Baume verglichen werden kann, auf welchem von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Zweige mit wunderlieblichen Blüten bedeckt hervorsprießen, so wäre es ja im höchsten Grade sonderbar, einen der schönsten Zweige zu übersehen, dessen Einzelsprossen sich so gewaltig verbreiteten, und doch überall ihre Abkunft von dem ursprünglichen Zweige bewährten, unter dessen schattiger Umhüllung die gebildeten Völker der Erde sich freudig lagerten, und wir hoffen es, noch lange die reifen Früchte zu ihrem Heile genießen werden.

Das Herzogthum Steiermark. Geografisch-statistisch-topografisch dargestellt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen, von Georg Göth, Professor der Mathematik am Joanneo zu Graz. III. Band. Gratz 1843, bei Kienreich.

Angezeigt durch Professor Dr. Rudolf **Puff** in Marburg.

Wir verweisen auf unser in Nr. 13 des vorigen Jahrganges dieser Blätter, über das Werk als Ganzes ausgesprochenes Urtheil, und fügen aus des Verfassers in der Vorrede ausgesprochenen Verzögerungsentschuldigung seine eigenen Worte an:

»Ein weiterer die Arbeit lähmender Umstand, der zum Theile noch besteht, war meine nicht ungegründete Sorge, daß ich das Unternehmen aus Mangel an Theilnahme werde aufgeben müssen. Keinen Weg ließ ich unversucht, das Werk im Lande zu verbreiten; aber noch bin ich nicht so glücklich, mit Beruhigung über dieses Hinderniß hinwegblicken zu können, noch sind die Kosten des Verlages der beiden ersten Bände bei weitem nicht gedeckt, und da ich für die Fortsetzung keinen Verleger finden konnte, so bin ich auch genöthigt gewesen, den Druck des gegenwärtigen Bandes auf eigene Kosten zu veranlassen. Eine in Umlauf gesetzte Subskriptions-Einladung, worin ich die obwaltenden mißlichen Verhältnisse ausführlich besprach, bewog viele Vaterlandsfreunde, dem Unternehmen fördernd die Hand zu bieten, und das angeschlossene Verzeichniß enthält die Namen derjenigen, denen ich es danke, das Werk vielleicht ohne Schaden beenden zu können. Wenn es wahr ist, daß der Glaube an das Vollbringen meiner Arbeit, und die Theilnahme an derselben von dem Erscheinen eines dritten Bandes abhängt, so dürfte sich nun eine bessere Zukunft gestalten. Mein gegenwärtiger Aufenthalt im Lande selbst wird die Arbeit bei der Einsendung der Daten in so weit fördern, daß ich in den nächsten drei oder vier Jahren die übrigen Kreise den Lesern übergeben kann.«

Die fysikalischen und statistischen Verhältnisse des Judenburgerkreises im Allgemeinen zeichnet der Verf. treffend in den Worten:

„Obwohl auch dieser Kreis, so wie sein Vorgänger, ein wahres Hochgebirgsland ist, so durchziehen ihn doch zwei breite schöne Thäler, nämlich das Enns- und Murthal, von denen das letzte e sich nächst der Stadt Judenburg zu einer bedeutenden Ebene — dem Eichfelde — ausdehnt. Es vereinigt sich in diesem Kreise die großartige Natur in ihrer groteskesten Form mit den freundlichsten Bildern fruchtbarer Thäler. Hohe Felsengebirge mit ewigem Schnee und schroffen senkrecht abfallenden Wänden, Hochebenen mit Alpen und fruchtbaren Abdachungen, weite zusammenhängende Waldstrecken, üppige Weiden und getreidereiche Ebenen, tosende und schäumende Wasserfälle und Gebirgsbäche, die sich wogend zu schiffbaren Flüssen vereinigen und mit starkem Gefälle die Thäler durchströmen, spiegelglatte, große, freundlich und wildromantisch gelegene Seen. Auf den Alpen zahlreiche Alpenhütten und in den Thälern liebliche und reinliche Gehöfte, Städte, geschichtlich interessante Klöster und Schlösser, Berg- und Hüttenbetrieb und stets reger Fleiß verbinden sich in diesem Kreise auf einem kleinen Raume.“

In den drei Hauptgebirgsketten finden wir 87 nach der Katastrallandesvermessung in Wiener Klaftern bestimmte Höhenpunkte, die geognostische Beschaffenheit; das Ennsthal mit seinen 12, das Murthal mit seinen 10 Seitenthälern sind klar und deutlich, von den 94 Seen dieses Kreises die vorzüglicheren angedeutet; Straßen, Klima und Naturprodukte mit einer Sorgfalt angeführt, daß wir aus dem Pflanzenreiche allein fast 200 Namen treffen. Der Kreis zählt auf 999,574 Joch die Bevölkerung von 95,506 Seelen. — Wir können nicht umhin, des Herrn Verf. Urtheile über Sprache und Kretins hier anzuführen.

„Die Sprache in diesem Kreise ist deutsch, und unterscheidet sich von der im Bruckerkreise gar nicht, der Ausdruck ist sehr rauh, der Wortreichthum nicht besonders groß und die Art der Einkleidung äußerst einfach; so daß man sehr oft bemerkt, wenn mehre Personen dieselbe Sache erzählen oder beschreiben, daß alle wörtlich genau zusammenstimmen. Noch markirter ist die Aussprache im westlichen Theile, nämlich im Bezirke Murau. In der nördlichen Gegend z. B. in Pflindsberg ähnelt der Dialekt schon dem oberösterreichischen, der sich fast bis ins Ennsthal zieht, im SW. hört man viel die Härte der Salzburger, und im S. schlägt die kärnthnerische Mundart vor, welche letztere bis Neumarkt, Lambrecht u. s. w. zu erkennen ist.“ . . . „Wenn Trotteln oder Feren in einer Bauernfamilie als Miterben sich befinden, so werden sie von dem Besitzer versorgt, und ihm fällt ihr Erbtheil nach ihrem Tode zu. Man nennt sie in diesem Falle Hausstöcke. Was übrigens die große fast vorherrschende Zahl der Kretinen in diesem Kreise betrifft, wovon Reisende uns Nachrichten auftischen, so gehören derl i Notizen in die Kathegorie jener Oberflächlichkeiten, wo aus den Erlebnissen an der Poststraße Schlüsse auf alle Details im Lande gemacht werden, und woraus das Materiale für Länder- und Völkerkunde genommen wird. Verkrüppelte und trottelhafte Bettler, die am Wege lagern, machen die Bevölkerung zu Kretinen, und Alles, was solchen fliegenden Beobachtern lächerlich oder ärgerlich in den Wurf kommt, wird auf Unkosten des Landes ausgebeutet. Doch diese Eile hat auch ihr Gutes; sie bringt diese Geister schnell wieder über die Grenze.“ *)

Die Schilderung des moralischen Zustandes, der Nahrung, Kleidung, des Dienstbotenwesens, der Hauptbeschäftigung, ist eben so anziehend als belehrend, die Religions-, politischen und Militär-Verhältnisse aus den neuesten ämtlichen Quellen verläßlich, vor Allen aber die landwirthschaftlichen Beziehungen, das Gewerbs-, Handels- und Sanitätswesen meisterhaft behandelt. Wir ersehen mit Vergnügen in der allgemeinen Übersicht, daß in diesem Kreise allein der Werth der bereits assekurirten Gebäude fast zwei Millionen, die Gesammterzeugung des Bergbaues fast 1½ Millionen Gulden betrage. Der Kreis enthält 9 Dekanate mit 95 Seelsorgstationen, 100 Schulen, 36 Bezirkskommissariate, 19 Landgerichte, 39 Eisen- und Stahlhämmerkonfessionen, 55 Herrschaften, 35 Privat-, 109 Pfarr- und Kirchengülten, 242 Steuergemeinden.

Die Topografie beginnt mit dem Bezirke Pflindsberg von 81,202 Joch, der das steirische Salzkammergut begreift, mit seinen herrlichen Seen, seinen mineralogischen Schätzen, seiner frohen Bevölkerung, bei welcher eine so holländische Reinlichkeit herrscht, daß man vor den Stubenthüren, um den stets reingewaschenen Boden nicht zu beschmutzen, die Holzschuhe ablegt. Da finden wir noch von keinem Touristen angedeutete Bemerkungen über den obersteirischen, den Pfanhauserischen und Schwerttanz, über den wackeren Landwirth Paul Adler in Mühlreith, der 1792 den Erdäpfelbau in dieser Gegend einführte, über die große Höhle am Loser, den herrlichen Wasserfall bei der Pflindsberger Ruine, über die Kirche in Altenaussee, eine gediegene Beschreibung des Salzbergbaues im Sandling, und ein recht liebliches Gemälde des Grundlsees.

In der Gemeinde Straßen macht uns der Herr Verf. kurz und klar die Manipulation des Salzsudes, das Leben der Salzarbeiter (38 Meister, 733 gemeine Arbeiter) anschaulich, versetzt uns im Markte Aussee in eine kleine Welt eigener Art, voll eigenthümlicher Interesse, reich an Leben der Gegenwart und würdigen Erinnerungen der Vergangenheit. In der Gemeinde Pichl liegt die Gegend Mühlreith; so sehr sie in klimatischer Beziehung zu den rauhesten des ganzen Bezirkes gehört, muß sie doch schon in frühester Zeit bewohnt gewesen sein, denn man fand auf den Feldern vor ungefähr 50 Jahren, und erst neuerdings in den Jahren 1839 und 1840 beilartige Instrumente aus Bronze, die für alte Waffen gehalten werden. Eben so sind die hier vorkommenden Namen Gomitz, Goseritz, Gulmeritz, Kumitz, Rötschitz, Steinitz, Tauplitz u. s. w. fremden Ursprunges, ferner ist nicht mehr aufzufinden, auf was der alte verfallene Bergbau im Hinterberg geführt wurde, und woher der Goldbühel in der äußern Kainisch, der unverkennbar von Menschen aufgeführt worden ist, seinen Namen hat.

Bei dem Bezirke von Trautenfels wird der Wunsch einer näheren Straßenverbindung mit Kärnten über das Glatt nach Neumarkt ausgesprochen, welcher, wie uns bekannt, seiner Verwirklichung nahe sein dürfte. In der Gemeinde Tauplitz finden wir die Auswanderung der hiesigen Protestanten nach Siebenbürgen 1753. Die Mühen der Missionäre in Bürgg, die alten Grabsteine, das herrliche Schloß Trautenfels (Neuhaus) sind anziehend beschrieben.

Im Bezirke Friedstein ist unseres Wissens das seinem Aufblühen nahe Warmbad in Wörschach das erste Mal in seinen Bestandtheilen und Folgen, eben so der neue Schwefelbergbau erwähnt. Bei der „Putterergült“ lesen wir, daß die gleichbenannte Familie schon sehr alt ist, und es soll nach dem Grafendiplome, welches Kaiser Karl VI. dem Josef Franz Xav. Freiherrn von Putterer ddo. Wien 26. Jänner 1729 verlieh, einer dieses Namens schon im Jahre 992 bekannt gewesen sein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Dasein der Krankheitsformen, die von der Natur, ohne Zuthun des Menschen, ins Leben gerufen werden, kann einer Nation nie zum Vorwurfe oder zur Schmach gereichen, darum braucht man sie nicht zu entschuldigen oder zu verhehlen, oder gar zu beschönigen. Die ämtlichen statistischen Erhebungen, welche im verflossenen Jahre in der Steiermark in Ausführung des Kretinismus geschehen sind, zeigen allerdings, daß das Erscheinen dieser Krankheitsform in der Steiermark kein ihr angedichtetes sei, sondern daß Kretins leider sehr häufig, häufiger als in den Nachbarländern, vorkommen. Anm. d. Red.

„Der Auszug der Kronigken des landes ze Oesterreich.“
Aus der Handschriftensammlung der Münchner-Hofbibliothek.

(Schluß.)

Albrecht wird röm. König und unterwirft zwei Jahre darnach den Grafen von Würtemberg. Er widersetzt sich der Wahl Otto's von Baiern zum Könige von Ungarn. Nach dem Tode des Königs von Böhmen verschafft er seinem Sohne Rudolf den böhmischen Thron, und nimmt Johann, den Sohn seines Bruders und der böhmischen Königstochter, aus Böhmen zu sich nach Österreich. Rudolf stirbt in Folge von Vergiftung. „Als aber Johann genas, da vodert er sein mütterlich erb.“ (Das Wort „genas“ scheint wohl nicht Großjährigkeit, sondern wirklich die Genesung von einer schweren, doch vom Verf. nicht angedeuteten Krankheit auszudrücken.) Nach eben dieser Stelle verlangte Johann nicht die schwäbischen Güter seines Vaters, oder doch nicht sie allein, sondern hauptsächlich Böhmen, und mordete seinen Oheim mehr wegen des Verlu-

stes von Böhmen, als wegen der Nichtherausgabe jener Güter.) Da ihm Albrecht nicht willfahrte, so „stach er künig Albrecht ze tod an den Vrsar ze Reisse in Schwaben.“ Johann stirbt zu „Pisse in lamparten in armuet.“ (Daß Johann Parricida wirklich zu Pisa in einem Kloster starb, hat Kopp in den Urkunden zur Geschichte der eidgenossischen Bünde erwiesen.) Albrecht hatte 21 Kinder, seine Gemalin war eine französische Prinzessin und ruht in der Gruft der mindern Brüder zu Wien. Nach Albrecht's Tode wurde Heinrich von Lützelburg zum röm. König erwählt, weil die Böhmen dem österr. Hause sich abgewendet hatten. Heinrich stirbt im 5. Jahre seiner Regierung am Gift, welches ihm von einem Mönch in der geweihten Hostie war beigebracht worden. — Getheilte Wahl. Die Mühldorferschlacht mit der besondern Angabe: „Do kam der Burkgraf zu Nürnberg vnd von Baiern wider sein Oheim ze helffen; vnd hat die Panir Österreich aufgeworffen.“ Friedrich meinte, sein Bruder Leopold rücke heran. Als sich aber der Burggraf genähert hatte, „do wurf er sein panir auf, vnd druckt die panir Österreich vnter.“ (Es kann weiter keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Mühldorferschlacht nur durch diese und eine andere in Buchner's Geschichte von Baiern erzählte List, nicht aber durch die Tapferkeit der Baiern und am wenigsten König Ludwig's gewonnen wurde, der gleich anfangs aus dem Schlachtfelde auf sein Schloß Wasserburg flüchtete und daselbst der Entscheidung der Schlacht abwartete, folglich weder am Kampfe einen Theil, noch um den Sieg ein persönliches Verdienst hatte, während sein Gegner Friedrich mit Löwenmuth focht. Unser Verfasser läßt übrigens den Burggrafen persönlich mit Friedrich handgemein werden und von demselben ihn und seinen Bruder Heinrich gefangen nehmen.) Die österr. Herren und Ritter, welche in Gefangenschaft geriethen, mußten ihre Güter von Baiern und vom Burggrafen zu Lehen nehmen, theils auch dieselben verkaufen, um das schwere Lösegeld entrichten zu können. „Das (diese Güter) kaufften die kloster in Bairen, das selb guet sy noch in dem landt haben.“ Die Friedensbeschlüsse lauteten dahin, daß Friedrich in den landten niderhalb Baiern röm. künig belieb, vnd mueſt sich verbriefen, wann hinfur mer ainer von Bairen vnd ainer von Österreich erwellet wurd, so solt der von Österreich sein wal vallen lassen vnd wider den von Bairen nicht setzen.“ Dem Könige Friedrich ward Gift gegeben, welches die Wirkung hatte, „das die würm in tötten.“ (Mit dieser Todesart stimmt auch Hagen in seiner Chronik überein.) „Der krumpp hertzog Albrecht entzweit sich mit seinem Brueder Otto, der landt wegen, und strafft die seinen Brueder wider in hulffen.“ Doch kam zuletzt zwischen beiden eine Einigung zu Stande. Die Schweizer empören sich. Albrecht zieht vor Zürch und der Kaiser ihm zu Hilfe. Das vereinte Heer zählte 80,000 Helme. Albrecht stirbt 1358. Rudolf beginnt den Bau des Stefansthurms, und errichtet das Domstift. Er bringt Tirol an Österreich und führt das Ungeld statt des Münzwechsels ein, „mit der landtherren willen.“ Der Kaiser lud ihn nach Prag vor „vnd wolt in mit Täding überkommen (Gericht über ihn halten) das im nit nutz war, da tracht er in gehaim davon vnd zoch gein lamparten vnd warf (warb) die groß gesellschaft (ein Korps Miethtruppen) vnd wolt den kaiser überzogen haben. Do ward im vergeben“ (bekam Gift.) Sein Bruder Albrecht (III.) war willens Böhmen zu bekriegen. Allein auch er wurde von einem Arzt zu Lachsendorf vergiftet. (Die häufigen Vergiftungsfälle dieses Zeitalters, die bei Albrecht I., und bei Albrecht II. und seiner Gemalin keinem Zweifel unterliegen, mögen wohl mit Unrecht auf Friedrich den Schönen und Rudolf den Stifter ausgedehnt worden sein; dagegen verdient die ausdrückliche Meldung unsers Verfassers, daß Albrecht III. von einem Arzte Gift bekommen habe, um so mehr Berücksichtigung, als Hagen erzählt, Albrecht wäre 4 Jahre in Lachsenburg krank gelegen.) Albrecht III. hinterließ einen Sohn, Albrecht (IV.), welcher das Dorotheakloster in Wien errichtete. Auf seinem Zuge gegen die mährischen Räuber mit 22000 Reitern, bekam er vor Znaim ebenfalls Gift und starb an den Folgen der Vergiftung. H. Leopold der dritte Sohn des „krumpen“ H. Albrecht ward von den Schweizern erschlagen. Er hinterließ 4 Söhne, Wilhelm, Leopold, Ernst, Friedrich. Ernst hatte 2 Söhne, Friedrich und Albrecht. Jener wurde röm. König. Albrecht, der Stifter des Dorotheerklosters, besaß einen Sohn, Namens Albrecht (V.), welcher König Sigmunds Tochter zur Gemalin hatte. Nach dem Tode seines Schwiegervaters ward er in einem Jahre zugleich König von Ungarn und Böhmen und erwählter röm. König. Auf seiner Heeresfahrt in Ungarn gegen die Heiden starb er und wurde zu Weissenburg begraben i. J. 1439.

Hier endet der Verfasser. Da er der Wahl Friedrichs III. zum röm. Könige erwähnt, so lebte er um diese Zeit und war etwa der Lehrer des jungen Ladislaus Posthumus. Sein Geschichtsbuch kömmt mit Hagens Chronik darin überein, daß beide Werke Auszüge aus den ältern Chroniken sind, doch ergänzt jenes, obgleich es kürzer ist, diese in wesentlichen Theilen, auch schrieb unser Verfasser viel bündiger als Hagen. Beide haben mit Arenpek die fabelhafte Geschichtsbehandlung bis zur Epoche der Babenberger, gemein, weil sie sich der nämlichen Quellen bedienten. — Der am Eingang dieser Mittheilung erwähnte Anhang über die Regierungskunst ist, wie eine Vergleichung uns lehrte, nicht Übersetzung oder Auszug des ähnlichen Werkes von **Aegydius Romanus: De regimine principum**, sondern eine selbstständige Arbeit. Obgleich die verschiedenen Abschnitte: Vom Adel, vom Fußvolke, vom geharnischten Volke, von den ehrbaren Knechten, von den Rittern, Dienstherren, Burggrafen, Markgrafen, Landgrafen, Herzogen u. s. w., einen Gewinn für die deutsche Rechts- und Staatsgeschichte oder insbesondere für die österreichische Verfassung hoffen lassen, so zeigt sich doch sehr bald, daß diesen Abhandlungen mehr die Moral als Geschichte und Staatsrecht zu Grunde liegen, daher sie gar nicht zu berücksichtigen sind.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 22. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 61.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M.; wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Bietz: Das Studium der allgemeinen Geschichte. — Puff: Göth's Steiermark. (Fortsetzung.)

Das Studium der allgemeinen Geschichte nach dem gegenwärtigen Stand der historischen Wissenschaft und Literatur. Von Karl Joh. Bietz, Dr. der Philosophie, k. k. o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu Prag. Prag 1844, Druck, Verlag und Papier von Gottlieb Haase Söhne. 8. IV und 218 S.

Angezeigt durch Dr. B. D.

Dieses Werk verdient seiner Brauchbarkeit und lichten Darstellung wegen mit vollem Rechte die Beachtung eines jeden Geschichtsfreundes; man erhält einen Totaleindruck jenes Materials, welches allein das wissenschaftliche, historische Gebäude aufzuführen im Stande ist.

Welcher Ideengang den Verfasser bei der Aufführung dieses neuen Gebäudes leitete, ersieht man aus seiner zwar kurzen, aber bündigen und gediegenen Vorrede. Nachdem er das Erscheinen seiner Arbeit damit gerechtfertigt hatte, „daß mit dem Fortschreiten der Zeiten nicht nur die Gegenstände, sondern auch die Auffassungsweise sich ändern, daß die Weltgeschichte, d. h. die Kenntniß von dem Laufe und von dem Zusammenhange der Dinge, im Großen heut zu Tage kein Gebildeter ohne sichtbaren Nachtheil entbehren kann," entschuldigt er den seinem Werke vorangesetzten Titel, den er dahin berichtigt wissen wollte: „Das Studium der allgemeinen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Welthistorie, weil zwischen allgemeiner Geschichte und Welthistorie noch nicht scharf genug unterschieden wird, und in diesem Falle noch kein Sprachgebrauch sich gebildet hatte."

Der Referent ist jedoch der Ansicht, der hochverehrte Professor konnte seinem Werke, das vielleicht ganz kurz „Propedeutik zur allgemeinen Geschichte" heißen dürfte, ohne Bedenken den beabsichtigten Titel vorsetzen, weil schon Schiller mit wenigen, aber treffenden Worten den Unterschied zwischen „Weltgeschichte und Universalhistorie" also angibt: „Universalhistorie, sagt er, ist ein Magazin für meine Fantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." „Die Universalhistorie unterscheidet sich demnach von der Weltgeschichte (sagt Karl von Rottek, I. S. 87, p. 58), wie ein vastes Magazin von Baumaterialien sich vom Gebäude selbst unterscheidet.

Nun folgt ein kurzer Überblick des ganzen Werkes. Dasselbe zerfällt in drei Abschnitte. In dem ersten (allgemeine Erklärungen) „wird die schärfere Bestimmung einiger Begriffe, welche bei dem historischen Studium vorausgesetzt werden, aus dem Grunde versucht, weil sie bisher noch immer als schwankend erscheinen." (Von S. 1 bis 28 in IX Nummern oder Unterabtheilungen.) Im zweiten Abschnitte (von der Geschichtsforschung) gibt der Verf. die Unterscheidung zwischen historischen Doktrinen und Hilfswissenschaften der Geschichte. (S. 35—140 in VI Nummern.) Im dritten (von der Geschichtschreibung) soll der Leser „besonders auf die einseitige und willkürliche Behandlung der Geschichte durch bloße Gelehrte und durch sogenannte Pragmatiker aufmerksam gemacht werden;" auch versucht in diesem Abschnitte der Verfasser „die großen Vortheile einer übersichtlichen und doch dabei zusammenhängenden Behandlung der Weltgeschichte vor Augen zu legen." (S. 146—166 in VI Nummern.) Diesem Abschnitte sind gewissermaßen als Anhang nebst einer Schlußbemerkung (S. 212) angefügt: „Andeutungen zu einer Geschichte der Welthistorie und ihrer Literatur" und bei einzelnen wichtigen Werken das Charakteristische hervorgehoben.

I. Abschnitt.

I. Über den geschichtlichen Stoff als der I. Unterabtheilung, die in 5 §§. zerfällt, läßt sich wohl nichts Neues oder Eigenthümliches sagen. Alles, was der Verfasser bespricht, könnte man vielleicht in Folgendem zusammenfassen: Den geschichtlichen Stoff gibt das menschliche Leben im weitern Sinne, das, bedingt durch die Natur, in der Gesammtheit des Geistes besteht. Alles, was durch alle Gebiete des Daseins im Laufe so vieler Jahrhunderte der menschliche Geist hervorgebracht; Alles, was er in Wissenschaft und Kunst geleistet, was er im ethischen Gebiete sich errungen, die Weise, wie er die gesellschaftlichen Verhältnisse sich ausgestattet; die Wechselfälle des großen Kampfes, den er mit der Natur in sich und um sich her gestritten; die wechselnden Formen der Weltanschauung, die er in den verschiedenen Zeitaltern

sich errungen, — dies Alles gehört in den Umfang des Lebens, bildet folglich den geschichtlichen Stoff.

II. Die zweite Nummer oder Unterabtheilung bestehend aus 3 §§. trägt die Aufschrift: „Über die verschiedenen Begriffe von Geschichte." Nachdem der Verf. §. 6 vom Sprachgebrauche ausgehend, mit dem der Unwissende jede Erzählung, auch die des Ersonnenen schon Geschichte nennt, bemerkt er §. 7, daß wohl nur merkwürdige Begebnisse, die ein höheres Interesse haben, dieselbe ausmachen können, wobei er sehr gut nachweiset, daß das Wort „merkwürdig," weil das anfänglich wichtig scheinende mit der Zeit nicht selten seine Bedeutung verliert, äußerst unbestimmt ist, daher als Merkmal bei der Aufstellung einer Begriffsbestimmung der Geschichte nicht gebraucht werden dürfe. Vielmehr wird §. 8 die Geschichte in der allgemeinen, aber wissenschaftlichen Bedeutung als der Inbegriff aller nach dem ursächlichen Zusammenhang (**Pragmatismus**) geordneten großen historischen Darstellungen, d. h. jener wissenschaftlichen Geschichten (Hilfswissenschaften), welche näher oder entfernter unter einander verwandt sind, dargestellt.

So aufstellend den Begriff der Geschichte in der allgemeinen, aber wissenschaftlichen Bedeutung geht der Verfasser zur dritten Unterabtheilung, die in 2 §§. zerfällt, über; sie trägt die Überschrift:

III. Arten der Geschichte.

Zu den verschiedenen Arten der Geschichte rechnet der Verfasser:

§. 9, a) die Spezialgeschichte, d. i. die Geschichte über einzelne Gegenstände (Staaten, Religionen, Kirchen, Künste, Literaturen, Erfindungen, Körperschaften, einzelner Personen ꝛc.), über welche die Menschen aus sehr verschiedenem Interesse Geschichte verfaßt haben.

§. 10, b) Allgemeine Geschichte schlechtweg oder Universalhistorie, und c) die Weltgeschichte. Die Vorstellung von der erstern erhält man, wenn man sich die Merkwürdigkeiten aller Zeiten und Gegenden durch chronologisch-geografische Nebeneinanderstellung zu Einem Ganzen vereint denket. Denkt man sich aber die großen Veränderungen, welche diese irdische Welt betroffen haben, nach dem ursächlichen Zusammenhange, so kommt man zu der Vorstellung der Letzteren.

Nachdem der Verf. bemerkt, daß es sehr erwünscht wäre, die Benennungen: Universalhistorie und Weltgeschichte, durch einen festen Sprachgebrauch gehörig zu sondern, schlägt er vor: Allgemeine Geschichte blos als den Gattungsbegriff gelten zu lassen, das Unterscheidende aber zwischen Universalhistorie und Weltgeschichte darin zu suchen, daß jene ausführlich, jedoch nur lose verbunden, diese hingegen kurz gefaßt und sichtbar zusammenhängend sei; es soll in ihr die **series juncturaque** vorkommen. Eine Geschichte der Menschheit, in dem Sinne eines Meiner's, Herder's ꝛc. läßt der Verf. (wie dies aus der Anmerkung S. 8 zu ersehen) nicht gelten.

Daß der Hr. Verf. unter die Arten der Geschichte die Geschichte der Menschheit nicht aufnimmt, kann nur gebilligt werden, denn eigentliche Geschichte war sie nie, sondern nur eine Sammlung verschiedener aus Thatsachen mancherlei Art abgezogener Reflexionen.

Nun übergeht der Hr. Verf. zu der IV. Unterabtheilung, die aus 11 §§. besteht und die Aufschrift führt: Erklärung der Weltgeschichte.

Bevor der Hr. Verf. eine Begriffsbestimmung der Weltgeschichte ausstellt, spricht er §§. 11, 12, 13, 14 und 15 von ihrem Gegenstande recht klar und richtig, das wir jedoch der Hauptsache nach schon aus der I. Abtheilung, wo von dem geschichtlichen Stoffe gehandelt wird, kennen. Alles, was wir dort als geschichtlichen Stoff bezeichneten, bildet, „groß" aufgefaßt, den Gegenstand der Weltgeschichte. Die einzelnen Punkte erläutert der Hr. Verf. recht treffend mit aus der Geschichte entnommenen Beispielen, wofür wir ihm Dank wissen.

§. 16 wird die Frage aufgeworfen: „Was soll aus der Masse des Materials, welches die Spezialgeschichten liefern, die Grundlagen der weltgeschichtlichen Darstellung ausmachen, und worin die Darstellung der Weltgeschichte in ihrer Anlage und Durchführung besonders bestehe? — Die Antwort darauf erfolgt:

§. 17. Die Grundlagen der weltgeschichtlichen Darstellung haben nur Völker, Staaten und Staatensysteme auszumachen, weil nur in und durch Gesellschaft der Mensch erst im Stande wird, Großes zu vollführen; und

§. 18. Das Darstellen besteht mehr in einer scharf durchdachten Entwicklung der in einander verflochtenen Weltbegebenheiten, als in eigentlicher Erzählung.

§. 20. gibt mit Rücksichtnahme der §§. 10—19 die Definition der Weltgeschichte. Sie ist „die nach dem ursprünglichen Zusammenhange geordnete Darstellung der großen Veränderungen, welche die irdische Welt — den Erdball und die Menschheit — betroffen haben — kurz Entwicklung der Weltgeschicke." Hiebei bemerkt der Verf.: „daß diese Aufgabe bisher selbst von großen Historikern nur unvollkommen gelöst wurde, und zwar wegen der Größe des Gegenstandes. Gelöst könnte sie vielleicht werden, sagt derselbe in einer hierauf bezüglichen Note, durch eine historische Akademie, bestehend aus Gelehrten verschiedener Nationen.

§. 21. Äußert der Verfasser die Hoffnung der Möglichkeit einer solchen Geschichte, weil die Darstellung derselben im obigen Sinne sich schon vorbereite.

Werfen wir unsern Blick auf diese vierte wichtigste Abtheilung, so müssen wir gestehen, daß sie uns am wenigsten befriedigt habe. Denn, abgesehen davon, daß diese Begriffsbestimmung der Weltgeschichte weder in der Form, noch Wesenheit etwas Neues gibt (man vergleiche die Definition eines Schlözer, Rotteck, Heeren ꝛc.), glauben wir, daß man nur dann eine haltbare Begriffsbestimmung der Geschichte wird geben können, wenn man sich ihres Grundprinzipes und des durch die Geschichte zu erreichenden Zweckes bewußt ist. Aber weder von Einem noch von dem Andern hat der Hr. Verf. bis jetzt gesprochen, ja er hat (was doch nach dem jetzigen Standpunkte des historischen Wissens das wichtigste ist), des eigentlichen Organismus der Weltgeschichte auch nicht einmal mit Einem Worte gedacht. Und doch sind wir der Ansicht, daß nur eine organisch aufgefaßte Weltgeschichte unerwartet „kurz ausfallen und dennoch gemeinverständ-

lich sein könne." Ist ja doch das Leben eines jeden Einzelnen eine organische Geschichte, warum sollte es denn nicht jene aller Individuen — der Welt — sein? Und wenn man nun das Leben, und folglich seine Geschichte organisch auffaßt, wird man da noch nach dem ursächlichen Zusammenhange zu forschen haben? wird sich nicht Eins aus dem Andern ohne Mühe und weites Suchen ergeben? — Werde ich da nöthig haben, frevelhaft das Sezirmesser an das großartige Ganze zu legen, um Abtheilungen und Unterabtheilungen zu gewinnen? Wären da nicht die gesellschaftlichen Stadien die natürlichsten Ruhepunkte?

Da ein jedes Ding, jede Wissenschaft, also auch die Geschichte Einen Zweck haben muß, so spricht der Hr. Verf. in der V. und VI. Unterabtheilung über den Zweck jeglicher Geschichte. — VI. und VII. Über den allgemeinen Nutzen der Geschichte. Auch der Schattenseite der Geschichte erwähnt der Hr. Verf.

§. 31. Zwei Umstände, sagt er, sind es, welche der Wirksamkeit der Geschichte entgegen sind: erstens, daß man billigerweise von der Mehrzahl der Menschen keine tiefere historische Auffassung ansprechen kann; dann, daß den geschichtlichen Beispielen überhaupt die unmittelbare Anwendbarkeit gebricht. In der That — wahre Worte!

Die VIII. Abtheilung trägt die Überschrift: „Über den besondern Nutzen," und zerfällt in 9 §§. Nach unserer Meinung hätte der geehrte Herr Professor der Geschichte einen viel größeren Dienst geleistet, wenn er statt über den Nutzen der Geschichte, über ihren Zusammenhang mit andern Doktrinen gesprochen. Es ist ja des Utilitarismus schon genug, oder soll man denn überall, dem Taglöhner gleich, fragen: „was wird mir dafür?" Es wäre fürwahr die höchste Zeit, daß man an eine enzyklopädische Bildung dächte, an den Zusammenhang der mühsam und oft pedantisch erlernten Doktrinen. Da werden nur Baumaterialien zusammengehäuft, aber Niemand kümmert sich darum, wie diese zum Ganzen zu fügen. Woher kommen die uns so häufig begegnenden Einseitigkeiten? — aus Mangel an harmonischer Bildung. Von Jugend auf werden uns die verschiedenartigsten Kenntnisse, oft ohne Maß und Ziel willig oder unwillig beigebracht; man sollte glauben, wenn man die in den Schulen erhaltenen Zeugnisse durchsieht, von lauter Gelehrten, von Riesengeistern sich umgeben zu sehen — und doch, wie klein das Geschlecht! Wo liegt die Ursache? an den Lieferanten des Materials. Jeder lobt nur das Seinige, um es besser anzubringen; der Eine spricht nur vom Kalk, zerlegt ihn in seine Atome, spricht von seiner universellen Nützlichkeit, der Andere wieder nur von Ziegeln, ihren Eigenschaften ꝛc., aber keinem fällt ein, auseinander zu setzen, wie Kalk und Ziegel sich zu einander verhalten müssen, wenn sie zur Mauer werden sollen. Dies, denken sie sich, gehe sie nichts an — davon zu reden, gehöre nicht in ihr System. — Und deshalb die Zerrissenheit in unserer Bildung. Zu welch' großem Danke hätte uns daher der geehrte Professor der ersten Hochschule verpflichtet, wenn er als der Erste mit einer besondern Abtheilung in seinem Werke „über den Zusammenhang der Geschichte mit andern Doktrinen" aufgetreten wäre. So spricht er aber nur von der Nützlichkeit der Geschichte für die Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Kunst im Allgemeinen, Diplomatie und Taktik ꝛc. und erkauft einen zu kleinen Gewinn um ein zu großes Opfer, denn fürwahr dadurch entfernt sich die Geschichte nur allzuweit von ihrem höheren Endzwecke. Wofür wir jedoch in diesem Abschnitte dem Hrn. Verf. unsern besondern Dank zollen, ist der 37. §. Da weist der Hr. Verf. auf die hohe Wichtigkeit des Geschichtsstudiums zur Belebung des Patriotismus hin. „Der Patriotismus," sagt der Hr. Verf., „gleicht in Vielem der Freundschaft, beide bedürfen längeren Beisammenseins und innigen Verkehrs. Man kann nicht schätzen, was man nicht kennt; wohl aber wird dasjenige, womit man sich angelegentlich beschäftigt, wie die Erfahrung lehrt, unvermerkt dem Herzen theuer. Mit der gründlichen, also historischen Kenntniß des Vaterlandes kommt von selbst die Theilnahme an seinen Schicksalen, die Freude an seinem Ruhm, und der Wunsch ihn zu bewahren und fortzusetzen. Jeder Ruhm in der Geschichte der Völker ist der Vorläufer eines neuen Ruhmes, für den die Zeit nicht ausbleibt." Auch was in demselben §. über Nationalgröße und Nationalsprache zu lesen, zeigt von seltenem Scharfblick und unparteiischem Auffassen dieses so oft und verschiedenartig besprochenen Stoffes. Es sind wenige, aber gediegene Worte!

Die IX. und letzte Unterabtheilung des ersten Abschnittes trägt die Überschrift: „Über den Nutzen der Weltgeschichte." Dieser soll, wie der Hr. Verf. §. 42 sagt, „in einem selbstständigen allgemeinen aufklärenden Wissen" und vom religiösen Standpunkte aus (§. 43) in der „Erkenntniß der göttlichen Vorsehung und Gerechtigkeit" bestehen.

II. Abschnitt.

Dieser ganze zweite Abschnitt zerfällt eigentlich in drei Hauptabtheilungen, von denen jedoch der Hr. Verf. nur zwei bespricht. Er sagt S. 34 §. 49. „Die allgemeine Lehre von den Quellen, sowohl in Beziehung auf Erforschung, als auf Beurtheilung, bildet sich von drei Seiten her: durch die eigentlichen historischen Doktrinen, durch die Hilfswissenschaften der Geschichte, und durch die Theorie vom Zeugenbeweise." Nachdem er den Unterschied zwischen historischen Doktrinen und Hilfswissenschaften der Geschichte recht gut angegeben, sagt er §. 50: „Der abstrakte Theil der historischen Quellenlehre angehend der Kritik — die Theorie vom Zeugenbeweise, kann vorausgesetzt werden, als minder wichtig." Und der Hr. Verf. hat volles Recht; es ist demnach nur zu billigem, daß dieser Abschnitt anstatt drei nur zwei Abhandlungen zählt.

A. Von den historischen Quellen und ihren Doktrinen (von S. 35 – 60), wobei der Hr. Verf. I. von der Sage; II. von den Denkmälern ohne Schrift, also von der Heraldik, und endlich III. von den geschriebenen Zeugnissen, also von der Numismatik, Epigrafik, Diplomatik und Genealogie spricht.

Die geringste Aufmerksamkeit schenkt der Hr. Verf. der Heraldik (blos eine halbe Seite), zwar aus dem Grunde, „weil sie für die allgemeine Geschichte nur einen beschränkten und mittelbaren Werth hat;" als ob die Numismatik, ja selbst die Genealogie nicht ähnlichen Werth hätte; und doch erfreuen sich diese einer viel väterlicheren Behandlung. Wir hätten dem Hrn. Verf. recht gedankt, wenn er uns wenigstens ein solches Gerippe jener historischen Hilfs-

wissenschaft, wie etwa der Diplomatik, gegeben. Begegnen uns ja Wappen viel häufiger als Diplome! und wie reizen nicht diese mittelalterigen Hieroglyfen der Jugend die Wißbegierde!

Übrigens hat der Hr. Verf. in diesem Abschnitte Alles gethan, was man von einem Werke ähnlichen Umfanges und Zweckes nur immer verlangen kann. Die Literatur zu jeder einzelnen Quelle und Doktrin ist mit einem solchen Fleiße zusammengestellt, daß sie kaum irgendwo in einer ähnlichen wohlgetroffenen Auswahl wird anzutreffen sein.

B. Von der Unterstützung des historischen Studiums durch selbstständige Wissenschaften (S. 60 bis 145) und zerfällt in sechs Unterabtheilungen.

I. Chronologie (S. 61 bis 70). II. Geografie (S. 70 bis 80). III. Menschen- und Völkerkunde (S. 80 bis 91).

Sehr zu beachten ist, was der in der That tief- und scharfsinnige Hr. Verf. von den so genannten Völkerwanderungen §. 88 et seqq. sagt. Es wäre zu wünschen, daß seine Ansichten nur bald allgemein würden, der Augias-Stall der Völkerwanderung wäre somit gereinigt. S. 85 heißt es: „Man muß sich gegenwärtig halten, daß Völkerwanderungen zuletzt doch nur auf Kolonisation (allmälige Ansiedlung und Eroberungszüge (Invasionen) hinauslaufen, oder mit dem Nomadenleben in Verbindung zu setzen sind; daß aber der plötzliche Aufbruch eines ansäßigen, ackerbauenden und Grundeigenthum besitzenden, Hunderttausende zählenden Volkes zu den historischen Unglaublichkeiten, zu den seltensten Fällen, die simultane Auswanderung eines ganzen großen Volksstammes aber zu den fysischen Unmöglichkeiten gehört. Eine Indianerhorde, ein Kriegerschwarm, ein Haufe Ansiedler können fortziehen, nicht aber Volksstämme, wie Deutsche oder Slawen." Diese Ansicht erhärtet der Hr. Verf. zu Genüge mit aus der Geschichte genommenen Beispielen, so daß jeder Leser, falls er mit dem alten morschen Gebäude der Völkerwanderung nicht verknöchert ist, dieser Behauptung huldigen muß. Ein Heinrich Leo hat schon Ähnliches gethan.

IV. Linguistik, Filologie, Sprachen (S. 91 bis 128). „Was die Filologie anbelangt, sagt der Hr. Verf. S. 91, sie hat es nicht blos mit den beiden gefeierten Idiomen (dem griechischen und lateinischen) zu thun; sie hat vielmehr die ganze zu deren Verständnisse nöthige Alterthumskunde (Archäologie) in sich aufgenommen, und ist also eine weit ausgedehnte Wissenschaft, die man seit dreihundert Jahren in den gelehrten Schulen, und zwar vorzugsweise in dem protestantischen Deutschland zum Nutzen der allgemeinen Bildung mit Vorliebe gepflegt hat, und welche man ohne die größten Nachtheile nicht verwahrlosen und aufgeben darf." Wohl eine Stimme des Rufenden in der Wüste, obwohl sie durch treffende Beispiele belebt ist. Die Filologie! — sie konstruirt ja keine Spinnmaschinen, wozu selbe? Übersetzen einzelner abgerissener Fragmente, an deren Zusammenfügung der Zopf herausguckt — reicht hin; die Alten sprechen ja zu frei und erlauben sich manche Bemerkungen, die ihnen nicht zustehen; sie reden da unnützes Ding von einer libertas, patria, pietas, von einer gewissen fides, quae est fundamentum justitiae, id est, dictorum conventorumque constantia et veritas. Wozu das (?)! Das überlasse man den Protestanten; besser ein Vade mecum als ein Tacitus. — Auch gut. — Nun folgen die für Geschichte interessantesten Sprachstämme und Mundarten mit ethnografischen und statistischen Angaben, meist nach Balbi, und in Bezug auf die Slawen nach P. Šafařik's Narodopis slowansky. Prag 1842. Auffallend ist es uns, daß der Hr. Verf., da er sonst so fleißig in der Angabe der besten und neuesten Literatur ist, nirgends das Werk von F. W. Eichhoff, Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien ꝛc. Aus dem Französischen von J. H. Kaltschmied, Leipzig 1840, gedenkt. — Unbekannt ist ihm ein so wichtiges und gediegenes Werk gewiß nicht.

V. Staatswissenschaft — Statistik (S. 128—140). In der Staatswissenschaft beschränkt sich der Hr. Verfasser blos die unentbehrlichsten Begriffe aus dem Staats- und Völkerrechte und aus der Staatswirthschaftlehre beispielweise namhaft zu machen, ohne sich in ausführliche Erörterung derselben, „als zu weitläufig" einzulassen. Schade daß der Verf. nicht wenigstens die Begriffe von Staat und Staatsgewalt, von der Oberherrschaft und Regierungsformen, ihren Schattirungen und Ausartungen u. s. w. weiter entwickelt hatte. Sind ja dies interessante, anziehende, die Menschheit betreffende Gegenstände, über die man gerne die Ansichten eines gediegenen und erfahrenen Mannes hört!

Aus der Statistik, „die der werdenden Geschichte die reichlichsten Beiträge liefert," führt der Hr. Verf. die bestehenden Religionen, die Kirchen und Sekten, so weit es der Umfang des Werkes erlaubt, sammt der annähernden Zahl ihrer Bekenner nach Balbi vollständig an, hie und da mit treffenden Bemerkungen und mit einer hieher einschlagenden reichlichen und ausgewählten Literatur vermehrt.

VI. Filosofie — Geschichte der Filosofie (S. 140 — 145).

Der III. Abschnitt. Von der Geschichtschreibung, zerfällt in sechs Unterabtheilungen:

I. Von den zum Geschichtschreiben erforderlichen Eigenschaften (S. 145 — 150).

II. Von der Abfassung historischer Werke (S. 150 — 156).

III. Von der historischen Schreibart (S. 156 — 159).

IV. Von geschichtlichen Abtheilungen und Übersichten (S. 159 — 161).

V. Abtheilung und Gliederung der Weltgeschichte (S. 161 — 166).

VI. Von welthistorischen Übersichten (S. 166 — 170).

Was man über diesen Abschnitt im Allgemeinen, der übrigens nur zu zeigen hat, „was die Kunst der Geschichtschreibung voraussetzt," und wie man „die Anlage und Ausführung historischer Werke richtiger zu beurtheilen, keineswegs aber wie sie abzufassen habe," — sagen könne, drückt der Hr. Verf. recht gut mit Plinius Worten aus:

„Res ardua, vetustatis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam, et naturae suae omnia." In Prologo totius opéris Nat. Hist.

V. Der Hr. Verf. gesteht in der V. Unterabtheilung selbst ein, daß „eine durchgreifende Eintheilung in die Weltgeschichte zu bringen schwer sei, ja für manche Zeiträume gewiß unmöglich." Er wird daher gewiß es uns

nicht übel deuten, wenn wir hier manches gegen seine Ansichten, doch nur vom subjektiven Standpunkte aus, bemerkt wissen wollen. Was der Hr. Verf. §§. 156 und 157 über den in unsern Geschichtwerken beibehaltenen rein europäischen Standpunkt, und über die Abtheilung der Weltalter und Perioden nach runden Zahlen sagt, hat wohl seine Richtigkeit, denn eine Geschichte, die zweckmäßig für Deutsche abgefaßt ist, ist es nicht zugleich für Sinesen oder Japanesen, weil „die welthistorische Anschauung dem scheinbaren Gesichtskreise gleicht, welcher mit den Schritten des Beschauers wechselt," und „nicht einzelne Thatsachen oder Ereignisse die Abtheilungen begründen, sondern großartige, andauernde Zustände," die sich nicht in Einem Jahre entwickelten. Indessen, was der Hr. Verf. §. 158 u. ff. von der Abtheilung der Weltgeschichte in alte, mittlere und neuere sagt (die er jedoch, wie S. 168 zu sehen, selbst nicht ganz billiget), mag wohl als allgemein angenommen seine Richtigkeit haben. Doch, weil der Ausdruck „Mittelalter," wie schon Luden in seiner allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten bemerkt, gar so unbestimmt ist, und weder einen Anfang, noch ein Ende für die Geschichte bezeichnet; so wäre es vielleicht besser, die Weltgeschichte, wie es Dr. Karl Friedrich Haug in seiner allgemeinen Geschichte, Stuttgart 1841 1. Heft, S. 53 vorschlägt, und wie es Schlözer und Eichhorn thaten, in zwei Weltalter, — in die alte Geschichte — die Zeit der Natürlichkeit und Äußerlichkeit, daher auch der Völkerscheidung, der einzelnen auf einander folgenden Völkergeschichten, — und in neue Zeit — christlich-germanische Periode einzutheilen.

Noch leichter und geeigneter scheint uns jene Eintheilung der Geschichte, von der wir schon oben Erwähnung thaten, nämlich nach den Stadien der gesellschaftlichen Entwicklung. Es ist nämlich die Aufgabe der Weltgeschichte, das Fortschreiten der Menschheit, nicht nur in Zivilisation und Kultur, welche selbst nur Produkte sind, sondern mehr noch ihre innere Entwicklung, das sukzessive Hervortreten der verschiedenen Geisteskräfte und Richtungen, in welchen ihr Wesen zur Offenbarung kommt, in dem innern und äußern Zusammenhange des Völkerlebens zu zeigen. Die wichtigsten werden ihr demnach diejenigen Völker sein, in welchen der eigenthümliche Geist der jedesmaligen Entwicklungsstufe am reinsten und vollständigsten sich ausdrückt.

Nun unterscheidet man sechs Entwicklungsstufen: a. Familie, b. Individuum, c. Staat, d. Kirche, e. Literatur, f. Menschheit; es könnte demnach auch die Weltgeschichte, die in ihrer Entwicklung gerade denselben Gesetzen unterworfen ist, denen die Einzelnen, als Bestandtheile des Ganzen unterliegen, in diese 6 Stadien abgetheilt werden. Denn man sieht, wie sich in Asien die Geselligkeit, die Entwicklung zuerst als die der Familie in seinem patriarchalisch eingefriedigten Zustande der Hebräer zu erkennen gibt; wie sie dann in dem griechischen und römischen Leben, in der republikanischen Besonderung, in der schönen und kräftigen Gegenseitigkeit der Einzelnen, aus dem Gesichtspunkte der Öffentlichkeit und des Vaterländischen, im Gegensatze zum Barbarischen, als Geselligkeit der Individuen ihr Zusammentreffen von Natur und Bildung feiert; wie weiter mit jener Hauptkrisis der Geschichte, dem Christenthume, die bloße Gegenseitigkeit der Individuen in die unendliche Freiheit derselben, in eine höhere Gemeinschaft übergeht, die sich als Volk zum Staate, als Gemeinde zur Kirche konstituirt, und unter der neu gewonnenen Blüte der Romantik als Geselligkeit im Staate und in der Kirche sich entwickelt. Und wie das gesellige Leben zuletzt in einer neuen Metamorfose der Freiheit, aus den Fesseln der Hörigkeit, für die Äußerung des Gedankens einen unendlichen Spielraum gewinnt, indem durch die Presse der Druck durch den Druck gehoben wird, so daß dadurch auch für den nämlichen Verkehr eine außerordentliche Bereicherung entsteht durch die Geselligkeit in der Literatur. Womit wir denn bei der Gegenwart anlangten, die sich schon wieder und mit Recht, theils durch die Hemmung der Presse, theils durch die Abhängigkeit vom geschriebenen oder gedruckten Worte, durch die Schranke der bloßen Nationalität, gedrungen fühlt, auch diesen Kreis noch zu durchbrechen, durch die Geselligkeit der Völker mit Völkern. — Bei Aufstellung dieser Momente wollen wir jedoch nicht behaupten, daß sie blos nach einander erscheinen, sondern sie bestehen auch insofern neben einander, als jede spätere Fase der Geselligkeit die frühere immer noch mitgestaltet, so wie in jeder spätern und frühern auch reicher und ausgebildeter sich darstellt, als dieses der Fall sein könnte, da wo sie nur vereinzelt sich zeigen dürfe. Auch ist in der That jenes Nebeneinander der Geschichte nichts anderes, als eben die Vollständigkeit und Ewigkeit der Idee selbst.

Die Unterabtheilung dieser sechs Stadien ließe sich vielleicht nach ähnlichen Gesichtspunkten bilden, nur mit dem Unterschiede, daß jedes einzelne Stadium je näher der Vollendung, desto inhaltsvoller sein werde. Denn, was die eine Stufe der Geselligkeit aufweisen kann, das kommt allen andern zu Gute, und was diese wiederum des Eigenthümlichen darbieten, das wirkt auf die spätere immer ein, daran bildet sie sich fort. Übrigens wiederhole ich noch einmal — der Zweck dieser Schrift erlaubt es nicht, deutlich über diese Eintheilungen, die sich aus dem Organismus der Geschichte ergeben, zu sprechen.

Daß der Hr. Verf. den Ausbruch der französischen Revolution (1789) nicht als eine Hauptabtheilung, als den Anfang einer welthistorischen Ära gelten lassen will, sondern sich lieber für die Zeit nach dem siebenjährigen Weltkriege (1763) entscheidet — darin stimmt der Referent mit ihm vollkommen überein.

Über die Unterabtheilungen der Weltgeschichte läßt sich der Hr. Verf. nicht weiter aus, höchstens, daß er bemerkt: „Die Unterabtheilung der alten Weltgeschichte geschehe am besten nach Völkern und Weltherrschaften, und die der mitteralterlichen und neuern Weltgeschichte richte sich nicht so ganz nach herrschenden Völkern und nach Weltherrschaften, sondern nach Weltperioden, welche durch die Religionen, die veränderte Richtung des Welthandels und der Kultur bestimmt werden. Sie bilden eine doppelte Kette, die eine für die Westwelt, die andere für den Orient, deren Glieder zuweilen, zumal in der neuern Zeit, sich in einander verschlingen." S. 165 u. 166.

Was hält der geehrte Hr. Verf. von jener Eintheilung, die man in D. Lévi (Alvarès) Nouveaux élémens d'hi-

stoire générale, rédigés sur un plan méthodique et entièrement neuf etc. 17e édition. Paris 1838 antrifft? Wäre eine solche Eintheilung, wie überhaupt der ganze Plan, nach welchem dieses Werk ausgearbeitet ist, nicht ganz vorzüglich geeignet für die studierende Jugend?

Gleichsam als Anhang gibt der Hr. Verf. (S. 170 bis 212) „Andeutungen zu einer Geschichte der Welthistorie und ihrer Literatur." Was der Hr. Verf. mit dieser Aufschrift will, sagt er §. 168, S. 170: „Eine Geschichte der Welthistorie (Weltkunde) ließe sich von der Geschichte der Geografie und Entdeckungen nicht füglich trennen, und hätte den Vortheil, daß man den historischen Horizont, den Umfang der Weltanschauung und der einzelnen Zeitalter, und zwar nach ihrer Eigenthümlichkeit kennen lernte, was zu der richtigen Schätzung der Zeiten wesentlich beitragen würde. Die folgenden Andeutungen, freilich sehr unvollkommen, haben wenigstens das für sich, daß die Angabe der Welthistorie nicht in einer bloßen Aufzählung von Büchertiteln zu bestehen hat."

Diese Worte können wir ohne Bedenken unterschreiben; denn der Hr. Verf. löste sie auf eine ausgezeichnete Weise. Prof. Bietz theilt diese Andeutungen der leichtern Übersicht wegen in zwei Hauptperioden: A. Das Alterthum von Moses (1600 v. Chr.) bis Paulus Orosius (417 v. Chr.), wo er etwa 20 Schriftsteller und ihrer Werke gedenkt. B. Seit dem Erlöschen der alten Kultur, und zwar 1. Mittelalter, vom Orosius, durch die Byzantiner, Angelsachsen, Normannen, Araber, Venetianer hindurch bis auf die geografisch-historischen Berichte der Seefahrer des 15. Jahrhunderts. 2. Neuere Zeit durch die Reformationsperiode, durch die Zeiten des Humanismus, die Epoche Ludwig's XIV. Englands historische Gesellschaften bis zum Vater der Weltgeschichte — Schlözer (1737, † 1809), mit dem der Hr. Verf. die Reihe jener Historiker eröffnet, deren Werke einen bleibenden Werth haben, als die eines Eichhorn († 1827), Heeren († 1842), Johannes v. Müller, Pölitz († 1838), Wachler, Schneller, Wikosch, Schlosser, v. Rotteck, Friedrich v. Raumer, Becker ꝛc. ꝛc., an die er die Geschichtschreiber der Hauptvölker Europa's anschließt, jedoch mit dem Unterschiede, daß er die Werke der Erstgenannten einer gedrängten, aber richtigen Kritik unterzieht, die der Letztern nur dem Titel nach anführt.

In der Schlußbemerkung (S. 212—218) lüftet der Hr. Verf. durch Aufzählung historischer Data dem Leser die Zukunft, und zeigt sie als eine für die Geschichte hoffnungsvolle, weil geeignet die christliche Gesinnung und weit gediehene „Wissenschaft überall aufzunehmen," wozu auf der ganzen, von etwa 800 Millionen Menschen bewohnten Erde die wichtigsten Vorbereitungen geschehen.

Es ist uns unmöglich (da ohnehin diese Schrift umfangsreicher, als es im Plane des Ref. lag, ausfiel) ins Detail dieses Anhanges und der Schlußbemerkung einzugehen; wir verweisen die Leser auf das Werk selbst, das sie gewiß nicht unbefriedigt aus den Händen legen werden. Sie werden daraus nicht nur den rechten Standpunkt gewinnen, von welchem aus die Geschichte studiert und verfaßt werden solle, sondern sie finden darin auch eine Menge hingeworfener, aber kräftiger Ideen, die, fortgesponnen, Stoff zu gediegenen und interessanten Arbeiten liefern können. Wollte der Hr. Verf., der, wie uns bekannt, hinreichendes Material besitzt, doch recht bald mit einer ähnlichen praktischen, in das eigentliche Wesen des Geschichtstudiums eingreifenden Arbeit auftreten! er würde dadurch nicht nur Alle, die ihn persönlich kennen, sondern überhaupt alle Wissensfreunde zum größten Danke verpflichten. — Druck und Ausstattung sind gefällig.

Das Herzogthum Steiermark. Geografisch-statistisch-topografisch dargestellt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen, von Georg Göth, Professor der Mathemat.k am Joanneo zu Graz. III. Band. Graz 1843, bei Kienreich.

(Fortsetzung.)

Der Bezirk Liezen macht uns mit den wichtigsten Torfstichen des Landes bekannt, 19 Klafter mächtig, bereits für Pesendorfers Eisenpudlings-Ofen verwendet. Am Pihrn finden wir seit dem 13. Jahrhunderte im Betriebe stehende Eisenwerke, und finden noch die Erzlieferung vom Blochberge mittelst Sackzuges, leider etwas gar zu kurz angedeutet.

Der Bezirk Admont bürgt schon durch seinen Namen für den Reichthum des Inhaltes. Von besonderen Gebräuchen ist der Hochzeitsehrentanz erwähnt. Um Mitternacht nämlich beginnt der Hochzeitvater, der gewöhnlich der Gastwirth selbst ist, mit der Braut, welche als solche noch keine Haube trägt, bei ausgelöschten Lichtern nach eigenen angegebenen Weisen den steiermärkischen Tanz, uud nur die geladenen Gäste tanzen selben paarweise nach. Während des Tanzes wechseln die Tänzer, so daß die Braut, so wie jede andere Tänzerin, mit jedem Tänzer zusammenkommt. Wenn endlich die Braut zu ihrem Bräutigam gelangt, welcher bei dem Beginnen des Tanzes der letzte Tänzer war, werden die Lichter wieder angezündet, der Braut eine Haube aufgesetzt, und nun tanzt sie als Bäuerin weiter fort. Die Wallfahrtskirche am Frauenberg, die Geschichte der einstigen Admonter Salzwerke in Hall, fesseln die Aufmerksamkeit, doch hätten wir letztere, so innig verflochten mit Gründung und Aufblühen des wichtigsten aller Stifter von Österreichs Grenzen bis zur adriatischen See, auf die Grundlage der älteren Serie der steirischen Zeitschrift gestützt, gerne etwas vollständiger gesehen. Anerkennung verdient die genaue Angabe der Fußsteige in Weng und Johnsbach, in letzterem die Erwähnung des Wolfbauern-Wasserfalles und der kleinen Tropfsteinhöhle in Gstatterboden, so wie die Skizze des Alpenschlosses Kaiserau. Dieses Schloß gehört seit 1567 dem Stifte Admont, in welchem Jahre es Abt Valentin als Bauernhof zum Stifte kaufte und ansehnlich vergrößerte. Es zeichnet sich durch seine Lage, so wie durch Großartigkeit der Aussicht auf die Hochgebirge Steiermarks, aus deren Mitte der Thorstein hervorblickt, ganz besonders aus. Auf dieser Alpe befinden sich die Kühe des Stiftes, bei 100 an der Zahl, und die hier betriebene Alpenwirthschaft gewährt durch ihre Ausdehnung viel Interesse. Von hier geht eine Wasserleitung in das Stift und den ganzen Markt Admont in hölzernen Röhren, von wo das Wasser in bleiernen Röhren nach Frauenberg gebracht wird.

Der älteste Name des Admonter Thales ist **Ademundis vallis**, wahrscheinlich von dem ältesten urbaren Flecken, worauf das Gut **Adamunton, Adamund, Adamunta** stand-

hergenommen. Die Abstammung ist keltisch, denn es scheint sich hierin die Benennung Wassermündung, **Adamund** von **Aa, Ach, Ag** — Wasser und Mund, Gmund, Gmünd — Mündung erhalten zu haben, da sich gerade an dieser Stelle der vom Dietmannsberge kommende Wildbach in die Enns mündet. — Daß Admont die Lehrkanzeln an allen steirischen Gymnasien versieht, beruht offenbar auf einem Schreibfehler, indem es heißen soll, derzeit auch die Präfekturen in Marburg und Cilly. Die Beschreibung des Stiftes und der Kirche, der Statuen von Stammel, ist gut aber zu kurz; mühsam und urkundentreu die historische Skizze der Herrschaft Admont.

Der Bezirk Rottenmann hat gar viel Lesenswerthes, als die Vermuthungen über den Gaishornsee, die Angabe der reichen Flora, der alten Admonter Kupferbergwerke, des günstigen moralischen Charakters der Paltenthaler, der Gemeindebrief oder treffliche Lokalwaldordnung — wenn sie gehalten würde. In Veterinärbeziehung ist der Rausch des Hornviehes zu bemerken. Gerne folgen wir den historischen und topografischen Angaben des Herrn Verf. über das Schloß Grünbüchel, die Kirchen in Dietmannsdorf, Gaishorn, Treglwang, Trieben und Lorenzen. So sagt der Herr Verf. von Treglwang: „Treglwang ist so wie Gaishorn sicher eine der ersten Ansiedelungen im Paltenthale. Einen Beweis dafür geben die einzelnen Ausgrabungen, wie z. B. eines Römersteines, der gegenwärtig im Hause des vulgo Kohlbacher eingemauert ist. Die Aufschrift dieses Steines lautet: **MOCETIUS MARTIALI V. F. SIBI ET MELISE CONIVGI I. ANN. XL F. CAPITONIS.** Die Steinart, aus der er besteht, findet sich am s. Ufer der Palte in den dortigen Bergen. An der sogenannten Brucker- oder Neubauerntaferne, die zum Theile verschüttet, und von der ein ganzes ebenerdiges Geschoß mit Schotter bedeckt ist, zeigen sich zwei Wappenschilder an die Wand gemalt, davon das eine ein rothes Schild mit weißen horizontalen Querbalken. Über die Entstehung dieser beiden Wappen kann Nichts mit Sicherheit erhoben werden, doch dürfte vielleicht dieses Bauernhaus, welches zur Herrschaft Rottenmann gehört, einst ein l. f. Kammergut gewesen sein, da mehre solche Besitzungen hier vorkommen. Spuren eines Saumweges auf den s. Gebirgen dürften die schon früher ausgesprochene Vermuthung rechtfertigen, daß das Thal mit Wasser ausgefüllt, und die Verbindung nur über die Höhen geschehen konnte. Das Lölersbergerhaus soll damals ein Säumerhaus gewesen sein.

Die Eisenwerke und insbesondere die Vorspann über den Triebner und Rottenmanner Tauern sind die bedeutendsten Erwerbsquellen. Der Verdienst durch die letzteren beträgt im Jahre 10 bis 12000 fl. CM. von St. Lorenzen. Ohne Urkunden beruhen die Nachrichten über die Entstehung der Pfarre nur auf unsicheren Sagen. Sie soll nach Aquil. Julius Cäsar früher bestanden sein, als das Stift Admont, und soll zum Erzbisthume Salzburg gehört haben, von welchem sie an Admont geschenkt wurde, denn im Jahre 1219 wird unter dem Erzbischof Eberhard schon die zweite Schenkungsurkunde ausgefertigt. Daß diese Pfarre sehr alt ist, scheint auch daraus hervorzugehen, daß bei dem Archidiakonate Admont, wo alle drei Jahre Synoden abgehalten wurden, und wobei sich 33 Pfarrer einfanden, der von Lorenzen in Folge des Alters seinek Pfarre den ersten Sitz hatte.

Der Bezirk von Strechau interessirt schon durch den Namen, da Strechau nach Riegersburg die größte, wichtigste und schönste unter den steirischen noch erhaltenen Felsenburgen ist. Ungern vermissen wir daher bei der gedrängten Schilderung der Burg, für welche die Hindeutung auf Hormayrs Archiv 1822 keinen Ersatz gibt, eine Skizze der einst allgewaltigen Freiherrn von Hofmann zu Strechau und Grünbühel, für welche wir gerne die zu sorgfältige Beschreibung der Pfarre in Oppenberg aufgeopfert hätten. Dafür versöhnt wieder die historische Schilderung von Strechau und Thalhof. Lobenswerth bearbeitet ist der 3. Bezirk Wolkenstein. Der Puttererſee ist nach unserer Meinung durch Lage und Umgebung so pittoresk, daß der Verfasser seine Charakteristik durch ein besseres Merkmal, als durch den geringen Umfang hätte geben sollen.

Die Beschreibung des 9. Bezirkes: Gstatt versetzt uns in das einst so silberreiche steirische Oberland, in jene von hohen Felsbergen gebildeten Partien, welche zuerst Weidmann dem verborgenen Dunkel entriß. Den Charakter der Bewohner lehren die Worte:

„Der unbedeutende Verdienst bei der Holzarbeit für die k. k. Hytgwscht. und der bei dem Kohlenfuhrwerk für das Friedau'sche Bergwerk in Walchern ist so genau bemessen, daß nach vollbrachter Arbeit kein Überschuß bleibt; daher auch der allgemeine Geldmangel und die großen Schuldenlasten, die hier bestehen. Ungeachtet dessen ereignen sich doch selten Konkursverhandlungen, weil die Gläubiger wieder so viel Gutmüthigkeit besitzen, den Schuldner nicht um Haus und Hof zu bringen, und sich auch andererseits wenig Käufer finden würden."

Warum hat der Verf. aber die fahrbaren Straßen von St. Martin durch den Stein nach Grubeck nicht erwähnt, und der Salza einen Wasserfall gegeben, den wir nur an einem Nebenbache derselben bemerkten?

Öblarn und Walchern zeigen uns wieder den wackeren Topografen, der überall meisterhaft auftritt, wo es sich um Bergbau und Gewerkwesen handelt. Das Walchner Thonschiefergebirge wird von einem mächtigen Kalklager von weißer Farbe und grobkörnigem Gefüge durchsetzt. Dieser Kalk eignet sich zu Steinmetzarbeiten, und es wurde bei dem Ausgraben eines Kellers ein daraus verfertigtes römisches Monument sammt darunter liegenden Steinmetzwerkzeugen gefunden. Die Kieslager sind 1—4 Schuh dick, und die Schwefelkiese haben durchaus einen sehr geringen Silber-, Kupfer- und Goldgehalt. Der Leberkies (hier wilder Kobald genannt) hat ebenfalls nur geringe Silber- und Kupferspuren, und wird als eine Verunedlung des Lagers angesehen. Die Lieferung der Erze aus dem Berge zur Hütte geschieht mittelst eines Sackzuges, der darin besteht, daß leichte zweiräderige Wägelchen oder Schlitten, durch die Förderer — Sackzieher — mit dem in leinene Säcke gefüllten Erz beladen und abwärts gezogen werden. Die leeren Säcke und der kleine Wagen oder Schlitten werden dann hinaufgetragen. Man ladet 8 Ztr., die im Sommer in einen großen, im Winter in fünf kleinere Säcke gefüllt werden. Wenn man die Produktion dieses Werkes, seit seiner Existenz und zwar vom Jahre 1469 an berechnen wollte, so beträgt der Werth der hier erzeugten Metalle mehr als zehn Millionen Gulden CM., weil in früheren Zeiten die Kupfererzeugung aus den reichen Erzen ungemein bedeutend war. Betrachtet man aber die Erzeugung aus letzterer Zeit, von 1824—1842, in welch ersterem Jahre der Betrieb unter

dem gegenwärtigen Besitzer wieder schwunghaft wurde, so beträgt diese:

120 Mk. 14 Loth Gold,
9090 » — » Silber,
7255 Ztr. Rosettenkupfer,
4073 » Schwefel,
4029½ » Vitriol, im Gesammtwerthe von 648317 fl. CM.

Im Jahre 1842 war die Erzeugung folgende:

8 Mk. 13 Loth Gold,
578 » 14 » Silber,
419 Ztr. Kupfer,
569 » Vitriol,
236¼ » Schwefel, im Werthe von 42400 fl. CM.

Das Gold und Silber kommt in die k. k. Einlösung, das Kupfer an die umliegenden Kupferhämmer, größtentheils aber nach Tirol und Baiern, der Schwefel und Vitriol nach Tirol, in die Schweiz und in die Lavant.

Der zehnte Bezirk Haus bietet manchen neuen und brauchbaren Beitrag zur Landeskunde. Mit sichtbarer Vorliebe verweilt der Verf. bei dem Volkscharakter:

„Der Bewohner dieses Bezirkes zeichnet sich in fysischer und moralischer Beziehung zu seinem Vortheile aus, und ähnelt besonders in der Gegend Ramsau ganz und gar seinem Nachbar, dem Salzburger. Er ist kräftig und gut gebaut, gesund (Personen mit 100 Jahren und darüber sind keine Seltenheit), sein Sinn ist gerade und aufrichtig, sein Gemüth unverdorben, die Außenseite aber ziemlich rauh. Der vorherrschende Zug des Charakters ist Gutmüthigkeit, Offenheit und strenge Rechtlichkeit. Die Leute sind unter sich friedliebend und mitleidig, gewissenhaft, aber bei der geringsten Kränkung sehr empfindlich. Wilddiebereien und Verheimlichung eines Konskriptions-Flüchtlings wird für kein Vergehen gehalten, und ehe der Bauer einen Flüchtling der Obrigkeit anzeigt, opfert er seinen eigenen Sohn zum Militär, weil ersteres ihm einen lebenslänglichen bitteren Haß zuziehen würde. Die hier herrschende Toleranz gegen die Genossen der protestantischen Religion ist allgemein, und beide Parteien leben in größter Eintracht neben einander. Aberglaube und Vorurtheile haben bei dem gesunden Verstande der Bewohner keinen sehr festen Fuß, und es finden daher auch Neuerungen leicht Eingang. So z. B. macht die Blatternimpfung die besten Fortschritte, und die Landleute bringen ihre Kinder anstandslos zur Impfung.

Die Silbergruben am Eiskahr (Gemeinde Preunegg, die Wasserfälle Spraderbach und Strub, das ehemalige Blockhaus am Passe Mandling (an der Stelle der 1287 geschleiften Grenzfestung Ennsbruck), ein für Ärzte wichtiger Fall in Leithen, bereiten in ihrer Darstellung würdig vor auf das schöne Gemälde, welches der Hr. Verf. von der Ramsau entwirft:

„Die Ramsau, eine Hochebene, 3¼ Stunden von O. nach W. ausgedehnt, war früher ganz mit Ahorn-Waldungen bedeckt, deren Ausrottungen in das XIV. und XV. Jahrhundert zurückfallen dürften, und hieß deshalb Ahornthal; durch diese Ausrottung und allmälige Umwandlung der Fläche in Alpenweiden, in Wiesen und Felder entstanden hier Ansiedelungen, welche sich bei der Vermehrung der Bevölkerung des Ennsthales gleichförmig vermehrten und in selbstständige Wirthschaft umstalteten. Zur Zeit der Reformation zogen sich die Anhänger der neuen Lehre in diese Gegenden zurück, und von jener Zeit an stieg die Kultur des Bodens ungemein. Der Anblick dieser rationellen Bewirthschaftung, verbunden mit den reinlichen netten Wirthschaftsgebäuden, dem patriarchalischen Haushalte der hier stille und glücklich lebenden Familien, geben dieser von den höchsten Gebirgen des Landes und von Gletschern*) umschlossenen Gegend einen wahrhaft idyllischen Charakter, und viele Reisende, die Freunde einer großartigen, pittoresken Natur sind, besuchen dieses Thal. Einer der schönsten Punkte der Ramsau ist die Brandalpe oder der Brandriedl, am Fuße des Thorsteines, welchen Punkt man ohne Gefahr und besonderer körperlicher Anstrengung ersteigen kann, und von wo aus man die meisten Hochgebirge von Salzburg, insbesondere den Röthelstein, die Bischofsmütze, das Tännen oder Abtenauer oder Werffner Gebirge, den Herzog Ernst, die Zwölfinge, den Untersberg in Berchtesgaaden, das Wiesbachhorn u. s. w. erkennt. Aus Kärnten zeigt sich der Großglockner. Die drei pyramidalen Spitzen des Thorsteines gewähren von hier einen interessanten Anblick. Um den Ramsauboden selbst in seinem freundlichen Detail zu überblicken, bietet sich bei der Vikariatskirche St. Rupert am Kulm der geeignetste Punkt dar.“

Wie gut der Verf. Sage und Gegenwart zu verflechten wisse, lesen wir bei Weissenbach. Der obere Ahornkahrsee mißt 5, und der untere 7 Joch. Einer Sage nach soll vor mehren hundert Jahren ein Aichwald, in welchem sich noch jetzt ein großer Kessel von einer halben Stunde Länge und Breite im kahlen Gesteine zeigt, und worin 7 Quellen — Siebenbrünn — aufsprudeln, ein See bestanden haben, der durch Berstung der vordern Seite, die sich noch jetzt als eine 90 Klafter breite Öffnung dieses Steinkessels darstellt, ausgebrochen, und die in der Nähe des dermaligen Grattenbaches oder Ahornkahrbaches vormals gestandene Stadt Aich, den ganzen Weissenbacher- und Sonnbergboden überschwemmt haben. Die ausgedehnte schotterige Bodenunterlage dieser Gemeinde, mit einer sehr dünnen Schichte Dammerde, dürfte ein Grund dieser Sage sein, so wie auch der Name Vorstadt Aich, welchen der Vorort des Dorfes Aich am rechten Ennsufer führt. Bei dem Aufackern der Gründe in der Gegend des besagten Durchbruches kommt man auf altes Mauerwerk.

Im 11. Bezirke Schladming versetzt Er uns in die Reviere der alten überreichen steirischen Silberbergwerke; des jetzigen Kobaltbaues, in das noch jetzt 8000 Fuß über dem Meere betriebene Bergmannsleben, in den Schooß der zahlreichsten steirischen protestantischen Gemeinde (2300 Seelen) und in die schaurigen Tage, welche in den Reformationskriegen Schladming zerstörten, wovon der Stein in der Ringmauer des Ortes: **Urbs Salaminga fuit, Sed periit Caesaris ira, Vis scire causam, Sedetiosa erat** — das Kompendium gibt. Der 1842 auch vom Könige von Sachsen besuchte 250 Klafter *) hohe Riesachwasserfall in Unterthal fand natürlich auch hier seine Stelle. — Der 12. Bezirk Großsölk malt die reizendste Alpenpartie des Oberlandes, die am schwarzen See, das Gunkenet mit seiner Hölle, das sagenreiche Schloß Sölk, verewigt den wohlthätigen Benefiziums-Stifter Anton Voglsenger und berührt die alten Besitzungen des einstigen Klosters Traunkirchen. Des Hrn. Verf. unparteiisches Urtheil sagt über die Bewohner des Bezirkes Zeiring:

Die geistige Ausbildung läßt noch Vieles zu wünschen übrig, und seit einer kurzen Reihe von Jahren scheinen obwaltende widerliche Verhältnisse die sonst hier herrschend gewesene treuherzige und biedere Gesinnungsweise zu verdrängen, und Mißtrauen und Störrigkeit treten an deren Stelle. Unsittlichkeit ist, wie überall, auch hier bei dem ledigen Volke zu Hause, und um diesem Hange ungestörter nachkommen zu können, werden die hohen Feiertage vollzählig gefeiert.

*) Gletscher umschließen die Ramsau nicht, man sieht nur unbedeutende Eismassen hoch oben am Thorstein, dessen großer Gletscher von hier nicht sichtbar ist. S.

*) sic, soll natürlich heißen 250. Mir nannte man ihn Höllbachfall, der Höllbach ist aber Abfluß des Riesachsees. Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich zuerst auf die Umgebungen Schladmings aufmerksam machte in der Beschreibung der von mir versuchten „Besteigung des Thorsteines“ Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur ꝛc. 1829. p. 673. Schmidl.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 24. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 62.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Mužick: Geschichtlicher Überblick des Sorbenwendenthums und seiner Literatur. — Puff: Göth's Steiermark. (Schluß.) — Dahm: Die städtische Bibliothek von Bergamo und die Einweihung ihres neuen Lokales. — Aus Zeitschriften.

Geschichtlicher Ueberblick des Sorbenwendenthums und seiner Literatur.

Von Dr. Johann Mužick in Prag.

Die Lausitzer Wenden, auch Sorben genannt, nennen sich selbst Serben (**Serbja, Serbojo, Serbowe und Serske**), und sind ein Zweig des großen Slawenstammes, welcher um das Jahr 550 (nach Chr. Geburt) bereits von der Mündung der Donau bis zur Weichsel und Elbe, und vom baltischen Meere bis zu den Karpathen und gegen die Donau hin sich ausgebreitet hatte. Nach **Šafařik** geschah es schon zwischen 200—400, daß, als die Gegenden am Gestade der Ostsee und der niedern Oder von den deutschen Stämmen, den Gothen, Vandalen, Burgundern, Herulern, Gepiden und andern verlassen, und durch die Spalen, Hunnen, Sabiren, Avaren, Bulgaren und andere finischen Horden den volkreichen Slowenen an der Weichsel und Dwina der Weg zur Ausbreitung nach Osten versperrt war, sich die letztern mit bewaffneter Hand des verlassenen Gebietes bemächtigten, und die geringen Überreste der Germanen theils vernichteten, theils so in sich verschmolzen, daß auch keine Spur mehr von ihnen übrig blieb. Diese kräftige Besitznahme wird insgemein den Luticen oder Weleten zugeschrieben, einem kriegerischen, mächtigen und starken Volksstamm, welcher dieser seiner Eigenschaften wegen den Beinamen **Welki** (Wölfe) führte. Allein kaum hatten die Luticen die neuen Länder eingenommen, als sie dieselben auch schon zu ihren beständigen Wohnsitzen machten. Sie trieben Ackerbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe, und so wurden aus den grimmigen Wölfen gar bald friedliche Kolonisten. Um das 9. Jahrhundert waren sie bereits so ruheliebend, daß sie lieber das Joch der Deutschen ertrugen, als daß sie noch einmal mit den Waffen in der Hand auf dem Kampfplatze erschienen. Seit der Zeit verminderten sie sich immer mehr und mehr, und sind jetzt bis auf die spärlichen Überreste der 180,000 Lausitzer (in der Ober- und Niederlausitz) zusammengeschmolzen. Diese haben noch die väterliche Sprache und manche uralte Sitte beibehalten, wodurch sie zeigen, wie innig sie das Slawenthum lieben. Dieser Abstammung gemäß bilden auch die Lausitzer Serben mit den Polen und Čechen (zu denen die Slowaken in Ungarn gehören) zusammen den zweiten oder nordwestlichen Slowenenstamm, während die Russen und Russinen, die Altslowenen, die illyrischen Serben, die Kroaten und Winden in Krain, Kärnten und Steiermark zu dem ersten oder östlichen Stamme gehören. Die Sprachdialekte dieser beiden Stämme unterscheiden sich wesentlich von einander. Daher verstehen auch die Völker eines Stammes einander viel besser, als die von verschiedenen Hauptstämmen, so der Lausitzer den Polen viel besser als den Illyrier, und der Russe den Illyrier wieder besser als den Čechen u. s. w. Hierin liegt auch ein Hauptwiderspruch gegen die Annahme, daß die Serben unter der Donau Abkömmlinge der Lausitzer Serben sein sollten; dies ist rein unmöglich, denn die Donauserben gehören zum ersten, die Lausitzer dagegen zum zweiten Hauptstamme. Eben so wenig können die Lausitzer „Wenden," wie **Popowič** meint, die nächsten Stammverwandten der Winden in Kärnten, Krain und Steiermark sein, da letztere ebenfalls zum ersten Stamme gehören. Der Name Wenden, Winden und ähnliche ist nämlich der alte, einst bei allen andern nicht slowenischen Völkern gebräuchliche Name für die Slowenen überhaupt, so wie Serben der alte einheimische Name war.

Die Lausitzer Slowenen zerfielen von jeher nicht nur in sprachlicher, sondern auch in politischer Hinsicht in zwei Haupttheile, die Oberlausitzer oder Milzen (**Milčany**) und die Nieder- oder eigentlichen Lausitzer (**Lužičany**). Die Dialekte dieser beiden Völkerschaften stehen in solchem Verhältnisse zu einander, daß sie wohl als Mundarten eines und desselben slowenischen Sprachdialektes (des lausitzisch-serbischen) anerkannt werden müssen; daß man aber dennoch mit Sicherheit behaupten kann, die Verschiedenheiten seien nicht etwa das Produkt einer örtlichen Trennung durch ein- oder zweitausend Jahre (denn die beiden Mundarten haben sich wenigstens in diesem Jahrtausend wenig verändert), sondern vielmehr durch die Verschiedenheit in Hinsicht der nächsten Abstammung der sie sprechenden Völkerschaften selbst bedingt. Dieses nun zusammengehalten mit der Wahrheit, daß sich die Lausitzer Dialekte

durch so viele Jahrhunderte fast gar nicht weiter entwickelt und ausgebildet haben und noch manche andere historische Gründe, deren Auseinandersetzung hierorts zu weitläufig wäre, führen mich zu der Annahme, daß die ober- und niederlausitzische Sprache die ursprüngliche Mundart der Slowenen an der Weichsel und Dwina gewesen, und daß die nach dem Auszuge der Lausitzer hinterbliebenen Völkerschaften sich einander mehr genähert und unter einander sich vermischt und so die beiden andern Sprachen, die polnische und die čechische sich nach und nach ausgebildet haben, ohne daß die Lausitzer von dieser Mischung etwas erfahren. Von den beiden Dialekten scheint der niederlausitzische noch weniger sich entwickelt zu haben als der Oberlausitzer. Der Oberlausitzer zertheilt sich in drei Untermundarten, 1. die evangelische, welche, weil vorzüglich um Budissin gesprochen, die Budissinische heißt; 2. die katholische, voller und gröber, bei den Katholiken um Kamenz und in dem nordwestlichen Theile der Lausitz; 3. die nordwestliche. Nachdem ich nun in Kürze über den Ursprung der Wenden und ihrer Sprache mich ausgesprochen habe, will ich zum Überblick der Literatur übergehen. Das erste von allen mir bekannten Werken, in dem sich etwas mehr als eine bloße Andeutung auf die serbische Sprache findet, ist das

Parochiale Misnenze seu Ordo fungendorum, jussu Joann. a Salhusen. episc. Misnens. anno 1512.

Ihm folgt wahrscheinlich das auf der königlichen Bibliothek in Berlin befindliche Manuskript einer Übersetzung der Evangelien, etwa um 1550, dann **Dr. Franhes Hortus Lusatiae** mit serbischen Pflanzennamen 1594. Von 1594 an folgen nun Werke in kleinen Zwischenräumen, wie:

Dr. Luther's kleiner Katechismus nebst Tauf- und Traubüchlein, von Wawrich. Bud. 1597.

Die 7 Bußpsalmen Davids von Gregor Martini, deutsch und wendisch. Bud. 1627.

Der Evangelist Matthäus und Markus, deutsch und wendisch, von Michael Frenzel, Bud. 1671.

Das ABC- und Buchstabirbuch, von Michael Frenzel, Bud. 1671.

bis zum Erscheinen dieses Werkes ist die Orthografie so unbestimmt und schwankend, daß nicht nur jeder Schriftsteller seine eigene sich schuf, sondern sie selbst nicht einmal in einem und demselben Buche unverändert beibehielt. Nach und nach erhob sich der allgemeine Wunsch nach einer größern Festigkeit und Bestimmtheit, und in dieser Beziehung traten zwei Männer verschiedener Konfession auf, um diesem Wunsche zu genügen, nämlich der ebengenannte Pastor Michael Frenzel und Jakob **Ticinus** in seinen **Principia Linguae Wendicae Pragae** 1679. Aber schon diese beiden Männer gingen von verschiedenen Grundsätzen aus; Frenzel, ein Lutheraner, wollte die serbische Sprache auf die deutsche stützen; Ticinus, ein Jesuit, sie der čechischen (katholischen) näher bringen, und so gaben sie den ersten Anstoß zu der noch bis diesen Tag bestehenden Trennung der Evangelischen und Katholischen. Einige Jahre darauf suchte Zacharias Bierling in seinen **Didascalia seu orthographia Vandalica. Bud.** 1689 die Orthografie auch dem Sprachidiome der Budissiner mehr anzupassen. Aber immer wurde sein Vorschlag nicht allgemein anerkannt. Unterdessen erschienen wieder folgende Werke:

Der Postwitzischer (Postwitz, ein Dorf in der Lausitz) Taufstein oder christliche und einfältige, deutsche und wendische Predigt von der heiligen Taufe. Bud. 1689.

Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln. Bud. 1690.

Apostolischer Katechismus, d. i. die in die oberlausitz-wendische Sprache übersetzten Briefe an die Römer und Galater. Bud. 1693.

In Bezug auf die Vereinigung der Orthografie erschien eine Verordnung der Oberlausitzer Herren Stände, daß evangelische Pastoren von Stadt und Land sich versammeln sollten, um eine Schreibart festzusetzen, die für alle Evangelischen Geltung hätte; es war dies im Jahre 1693. Fünf Pastoren hatten sich vereinigt, und gaben diese neue Orthografie in dem Werke

Luther's kleiner Katechismus, deutsch und wendisch. Bud. 1693.

zu erkennen, und diese wird in ihren Grundzügen bis auf den heutigen Tag beobachtet. Daß sie aber nicht vollkommen dem Genius der Sprache angemessen war, beweiset uns besonders der Umstand, daß sie gar bald einer allmäligen Abänderung unterlag; so wurde „s: ch“ z. B. s: chowacž (zchować) bergen, gar bald in sch zusammengezogen, und lieber Zweideutigkeit, also eine neue Art von Trennung zugelassen. Von nun an erschien

Frencelli Abrah. De originibus linguae sorabicae. Budissae et Littaviae, 1693—1696, ein etymologisches Wörterbuch in 3 Theilen.

Die evangelische Kirchenagende auf Verordnung der Landstände. Bud. 1696, von den 5 Pastoren, von denen bereits Erwähnung geschah.

Der Psalm Davids, ebenfalls von den 5 Pastoren. Bautz. 1703.

Nothwendige Seelsorge, eine Übersetzung von Praetorius Archidiacon in Bautzen 1704.

Das Buch Jesus Sirach, übersetzt von Georg Durisch. Löb. 1710.

Das neue Testament, übersetzt von Michael Frenzel. 1720.

Das Oberlausitzer wendische Gesangsbuch. Bud. 1710.

Die Erkenntniß des Heils, ein Erbauungsbuch von Pastor Johann Christ. Krüger. Bud. 1714.

Der andächtige Beter, ein Gebetbuch von Past. Johann Böhmer. Bud. 1715.

Langhausen's Kinderpostille, übersetzt von Past. Georg Durisch. Bud. 1718.

Die Sprüche der Prediger und das hohe Lied Salomons, nebst dem Buche Jesus Sirach, übersetzt von Past. Leonhardi. Löb. 1719.

Betstunden und Kirchengebete von Past. Taber. Löbau 1719.

Vocabularium latino-serbicum von Swotlik, Kanonikus am Domstifte zu Bud. 1721.

Wendische Grammatik von Mathaei. Bud. 1721.

Dieses letztere Werk verschafft das beste Licht über die gedachten orthografischen Untersuchungen.

Kleiner Himmelsweg von Past. Christof Schlenker. Bud. 1722.

Größerer Himmelsweg von demselben. Bud. 1722.

Herrliches Weihnachtsgeschenk von Past. Christof Faber. Bud. 1725.

Kurzer Unterricht zur Seligkeit von dems. Bud. 1726.

Schuster's andächtiger Jesus Seufzer, übersetzt von A. Past. Matthäus Schulze. Löb. 1726.

Compendium Theologico-Vandalicum, von Kneschke. Löbau 1727.

Biblia, d. i. die ganze heilige Schrift, übersetzt von mehren Pastoren. Bud. 1728.

Neue Auflage, besorgt von Past. Gottfr. Kuhn. Bud. 1742.

Die besgeschriebenen wendischen Katechismen und Bibeln stammen aus der Zeit, als die Bibelgesellschaften auftraten.

Vierfaches christliches Glaubensbekenntniß: 1. das apostolische, 2. das Nicäiische, 3. das Athanasische, 4. das Augsburger. Bud. 1730.

Das Amt eines evangelischen Predigers, vom Diakon Joh. Pech. Bud. 1731.

Predigt von dem wahren seligmachenden Glauben, von Joh. Pech. Bud. 1732.

Morgen- und Abendgebete, von Past. Böhmer. Bud. 1732.

Grünwald's erste Buchstaben des christlichen Lebens, von Past. Schulze übersetzt. Löb. 1732.

Dieses Werk erlebte 9 Auflagen.

Psalter Davids, von Andreas Schmaler. Bud. 1733.

Andächtiges Kind Gottes, ein Erbauungsbuch, von Past. Böhmer. Bud. 1733.

Hübners biblische Historien, übersetzt von Past. Faber. Bud. 1733.

Kleines Gebetbüchlein. Löb. 1733.

Andächtiger Schüler, von Past. Schulze. Löb. 1734.

Trost der Seligkeit in der heiligen Taufe, geschenkt von Diakon Pech. Löb. 1734.

Religions- und Kirchenhistorie, von Past. Leonhardi. Bud. 1734.

Belehrung über einige schwere Redensarten der heiligen Schrift, von Diakon Pech. Bud. 1735.

Kleines katholisches ABC-Büchel von Kylwin. Bud. 1735.

In diesem Büchlein ist die von dem Jesuiten Ticinus angenommene Orthografie nur mit geringen Abänderungen beibehalten. Später haben dieser Orthografie Michael Walda und Tecelin Mieth, der letzte katholische Schriftsteller, der etwas drucken ließ, viel Gewicht verschafft.

Verhinderung der göttlichen Gnade bei unserer Bekehrung von Diakon Pech. Bud. 1735.

Große Seligkeit, so uns in der heiligen Taufe geschenkt wird, von Diakon Pech. Löb. 1737.

Arnd's wahres Christenthum, übersetzt von Past. Kuhn. 1738.

Verbessert von Past. Lubensky. Bautz. 1829.

Anfangsgründe des Christenthums von Pastor Böhmer. Löb. 1741. (Hiervon erschienen 11 Auflagen.)

Wendische Kindergebete, von Past. Fabricius. Bud. 1743.

Die Passion Jesu nach dem Evangelium Lukas, mit kurzen Liedern und Seufzern. Bud. 1745.

Die Stimme der Braut Jesu von Herzen ꝛc. Bud. 1747.

Kleiner christkatholischer Katechismus von Pat. Kanisius. Bautz. 1750.

Dr. Martin Luther's Hauspostille, übersetzt von Georg Möhn. Bud. 1751.

Kleine Hauspostille von Past. Schulze. Bud. 1751.

Bester Freund in der Noth, ein Gebetbuch, von Past. Schulze. Bud. 1756.

Aufgelesene übrige Brosamen der herrlichen Gaben Gottes, oder 80 neue schöne Lieder, gesammelt von Schirach. Bud. 1756. (Erlebte 5 Auflagen.)

Das wendische allgemeine Gesangbuch mit 100 neuen Liedern, und einer historischen Vorrede, von Schirach. Bud. 1759.

(Davon 15 Auflagen, letzte: 1830.)

Bußgebete um den Frieden, von Past. Möhn. 1760.

Der zur Zeit der Noth betrübte Christ, von Past. Rätze. Bud. 1761.

Blümlein, die im Garten Jesu gepflückt sind, von Schirach. Bud. 1762.

Grafen von Zinzendorf's Reden, übersetzt von Past. Benade. Berlin 1766.

Das Nahen zu Gott, ein Gebetbuch von Schmolhen. Bud. 1768.

Gebete bei Theuerung, Wassernoth und Abwendung der Feuersgefahr. Bud. 1770.

Brennender Scheiterhaufen, auf dem Hauns Wanke in Löbau verbrannt wurde, von Past. Möhn. Löb. 1772.

Anbetungswürdiger Gott, eine Ernteprediget von Past. Möhn. Bud. 1773.

Acht Lieder von Past. Schmieb. Camenz 1773.

Einige Gellert'sche Gedichte, übersetzt von Leske. Bud. 1775.

Kurze Betrachtung der Seligkeit eines Gläubigen, von Past. Gedan. Bud. 1777.

Meinen Landsleuten, wie sie sich bei den Blattern zu verhalten haben. Bud. 1778.

Belehrung für Hebammen, übersetzt von Dr. med. Herzog. Bud. 1782.

60 Reden über die Offenbarung Johannis, vom Schullehrer Haupt. Bud. 1783.

Das evangelische Verhalten einer Seele bei dem Gefühle ihres Verderbens. Bud. 1788.

Löring's Ang. Salom. Bekehrungsgeschichte von seinem Bruder. Görlitz 1788.

Dr. Rosenmüller's kleines Religionsbuch, von Gottlieb Hähnisch. Bud. 1790.

Biografie des Past. primarius Contius in Hoyerswerda, von Past. Wannal. Bud. 1797.

Das Lob der wendischen Sprache, nebst Proben aus Klopstock's Messiade, von Pastor Möhn. Bud. 1806.

Der Kurier, eine wendische Monatschrift, von Joh. Döke. Bud. 1809—1812 (ein sehr interessantes Volksblatt).

Neue evangelische Kirchenagende, übersetzt von Mich. Hilbenz. Bud. 1813.

Dr. Seiler's kurze christliche Kirchengeschichte, übersetzt von Hattaß. Bud. 1818.

Katholisch-wendisches Gesangbuch, von P. Wawda. Bud. 1818.

Das evangelische Missionswesen von Past. Lubensky. Bud. 1822.

Frankes Postille übersetzt von Past. Richter, Görlitz 1826.

Maria oder die frühe Bekehrung zum Herrn, übersetzt von Pastor Lubensky. Bud. 1828.

Kirchenagende für die Hof- und Domkirche in Berlin, übersetzt von Past. Welan. Bud. 1828.

Abendmahlsbetrachtungen für Konfirmanden von Hähnisch. Bud. 1829.

Kurzgefaßte Grammatik der sorbenwendischen Sprache nach dem Budissiner Dialekte von Seiler. Bud. 1830.

18 neue Lieder zum Jubiläum der Augsburger Konfession von Past. Lubensky. 1830;

bis hieher dauerte die auf Anordnung der Lausitzer Landstände von mehren evangelischen Pastoren festgesetzte Orthografie.

Des katholischen Schriftstellers A. Tecelin Miets Werke sind:

Predigten, Gebet- und Erbauungsbücher;

er verschaffte der Orthografie des Jesuiten Ticinus bedeutendes Gewicht.

Bis hieher dauerte unter den Serben (ich meine die Oberlausitzer) die Verschiedenheit in der Orthografie und von dieser Zeit an tritt ein Stillstand von 8 Jahren in der Literatur ein, der bis zum Jahre 1838 dauerte, denn da entstand ein Wendenverein, dessen Tendenz das Anschließen der Sorbenwenden an die übrigen slawischen Völker in Bezug auf Sprache und Literatur ist. Aufgefordert durch Worte der Liebe, ermuntert durch Rath und That und staunend über den glücklichen Erfolg der ernsten Bemühungen in Sprache und Literatur der übrigen Slawen, wagten es junge Studierende der Lausitz zusammenzutreten und einen Verein zu bilden. Von diesem Vereine wird in mehren böhmischen Werken und Zeitschriften rühmlichst Erwähnung gethan, so in dem Werke: Reise durch die Lausitz, von Ludwig Stuhr, Prag 1839; in der Zeitschrift des böhmischen Museums Jahrgang 1839 und in der Zeitschrift „Ost und West" Jahrg. 1844 Nr. 67. Dem Budissiner Verein folgten in kurzer Zeit bald mehre, so wie der zu Breslau und zu Leipzig, und von dieser Zeit an beginnt das sorbische Volk, das in Folge der untergeordneten Stellung, welche es seit Jahrhunderten einnahm, und einer Reihe anderer Unglücksfälle, welche die schwere Hand des Schicksals über dasselbe verhängte, in seiner geistigen Bildung und Entwickelung zurückgeblieben war, freier an zu athmen, und sich der Dämmerung eines schönen Morgenrothes zu freuen. Geistliche und Lehrer, wie auch andere edle Männer, machen es sich zur heiligsten Pflicht, die Jugend für der Väter alte Sitte und heiliges Erbe zu begeistern, und Interesse und Liebe für ihre Muttersprache einzuflößen.

Von da an fällt allmälig die Scheidewand, die Religionshaß aufführte, und so gehen die Wünsche und Erwartungen unserer Slawenbrüder in Erfüllung, wie es unser eigener Vortheil und die Bildung unsrer Nation fordert.

Die Jahre 1838, 1839, 1840 waren Jahre der Vorbereitung, um für das Feld der Literatur Tüchtiges zu leisten; in diesem kleinen Zeitraume wurde der Grund gelegt zur Aufführung eines neuen Gebäudes, welches nicht nur unserem Idiome selbst zur bequemen und lichten Wohnung dienen sollte, sondern auch den andern Slawen leichter Eingang verschaffen könnte in die Vorrathskammer des Geistes unserer Sprache, welche eine der ältesten und unverdorbensten ist. So schloß sich unsere kleine Nation an zu dem regen lebendigen Streben aller slawischen Völkerstämme, wie es sich gegenwärtig unsern Augen entfaltet, und das in seinen einzelnen Zügen wohl jedermann bekannt ist und dieses edle Streben ist gleichsam eine historische Erscheinung, welche auf die nächste Zukunft Europa's einen entscheidenden Einfluß nehmen muß. Vor allem Andern, und zwar ehe ich noch zu den Produkten der Literatur der neuesten Zeit übergehe, muß ich eines Mannes erwähnen, des rühmlichst bekannten Literaten, Professor der slawischen Sprachen in Leipzig, Dr. Johann Peter Jordan, dem das Verdienst gebührt, den Grund gelegt zu haben, um unsere Sprache aus den Trümmern der Vergessenheit hervorzuziehen. Nachdem er aus dem Studium seiner eigenen und der Vergleichung der andern slawischen Sprachen eine neue Orthografie gebildet, begann er die Untersuchungen über die sorbische Grammatik, wobei ihn die Vorarbeiten Seiler's und Mathei's in vielen Punkten unterstützten, und so erschien im Jahre 1841 sein erstes Werk: die Grammatik der sorbenwendischen Sprache, im Systeme Dobrowsky's abgefaßt. Daß er dieses System zum Leitfaden wählte, hatte einen doppelten Grund; eines Theils ist dieses System als das beste schon längst erkannt, weil es den Geist der slowenischen Sprache am durchgreifendsten erfaßt, anderntheils hoffte er auf diese Weise auch einen Eckstein beizutragen zu dem Gebäude einer panslowenischen Grammatik, dem Gegenstande so vieler Wünsche unter den slawischen Filologen. Letztern Wunsch bringt er auch selbst in Erfüllung, indem bereits eine dergleichen Grammatik von ihm verfaßt, sich unter der Presse befindet. Von ihm erschienen in neuester Zeit:

1. Die Zeitschrift „Jutnička“ (der Morgenstern). Bud. 1841. 1842.
2. Die slawischen Jahrbücher. Leipzig 1843—1845.
3. Mehre kleine Broschüren (enthaltend Fabeln und Gedichte).
4. Das 1. Heft eines vollständigen serbisch-deutschen Wörterbuches. Leipzig 1844.

Rühmend müssen seine Bemühungen anerkannt werden, indem er von letzterem Werke den Reinertrag zu einem Fond zur Herausgabe guter, für das wendische Volk in der Lausitz bestimmter Bücher verwenden will. Der Gewinn, den dieses Werk der serbischen Wissenschaft bereitet, ist unberechenbar, denn der ermüdende Kampf um den bezeichnendsten Ausdruck für szientifische Begriffe zu erringen, wird dem Forscher, Gelehrten und Schriftsteller bedeutend erleichtert.

Das nächste Verdienst hat der Herr Pastor Schmaler, auch er versuchte sich auf dem Felde unserer Literatur; seine Schriften sind folgende:

1. Der kleine Wende, oder wendische Gespräche mit Beifügung von Städte- und Dörfernamen der Lausitz. Bautzen 1841.

(Maly Serb. t. r. Serrkie a němske rozmłowenja; přidaty mena serbskych łužiskich městow a wsow. Bud. 1841.)

2. Ein kleines deutsch-serbisches Wörterbuch. Bud. 1843.

(Maly serbsko-němski Slownik.)

3. Die mit Hrn. Haupt gesammelten Gesänge der Ober- und Niederlausitz. Grimma 1844.

Dieses Werk ist eines der schönsten in der Literatur der Wenden, hier spiegelt sich das Leben derselben in seiner vollkommensten und treuesten Haltung ab. Hier wird das beste Mittel gereicht, der Flut von unzüchtigen Liedern wirksam entgegen zu treten, welche, unsere alten Nationalweisen verdrängend, die serbische Heimat zu überschwemmen drohten.

Außer diesen genannten Schriften sind noch folgende zu bemerken:

1. Pastor Seiler's Wochenblatt.

(Tydźensba nowina). Bauzen 1842, 1843, 1844;

eine nicht unwichtige Zeitschrift, mit Beibehaltung der alten Orthografie;

2. Desselben: Gesänge für die lausitzische Schuljugend.

(Krotke Kyrluše a spěwanje sa serbske šulje. Bud. 1842.)

ferner: Fresenius Beicht- und Kommunionbuch von Kylwin. Bud. 1841.

Šafařiks narodopis ins Wendische übertragen von Mosig von Ährenfeld. Leipzig 1843.

Pastor Jakol's Erntepredigten von den Jahren 1842, 1843, 1844.

Ferner befinden sich noch einige serbische Werke von den Gebrüdern Schmaler unter der Presse, von denen wir später Erwähnung thun wollen.

Wie gering noch das Feld unserer Literatur bebaut ist, davon liefert gegenwärtige Übersicht einen deutlichen Beweis; vieles ist noch zu wünschen übrig, um die große Aufgabe, unserer Literatur die Bahn zu brechen und sich der rasch entwickelnden Literatur der andern Slawinen anzuschließen — zu lösen, wenigstens der Lösung näher zu bringen. Mögen unter diesen Umständen sich noch mehre würdige Männer erheben, welche die Bemühungen der Vereine unterstützen. Mögen aber ferner alle slawischen Brüder uns freundlichst die Hand reichen, uns nach unsern schwachen Kräften zu erhöhen.

Das Herzogthum Steiermark. Geografisch-statistisch-topografisch dargestellt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen, von Georg Göth, Professor der Mathematik am Joanneo zu Graz. III. Band. Gratz 1843, bei Kienreich.

(Schluß.)

Der Bezirk Seckau bietet des Merkwürdigen gar vieles, eine Bergwelt ganz eigener Art, die mit ihren ernsten Thälern ein Hauptbesitzthum der Vordernberger Radkommunität ausmacht, von tobenden Wildbächen durchrauscht, reich an botanischen Schätzen, mit dem Bau auf Chromerz und einst auf Silber, reich an herrlichen und gutgepflegten Waldungen, aus denen jährlich an 200,000 Faß Kohlen nach Vordernberg gehen. Von einzelnen Merkwürdigkeiten erwähnen wir in der Gemeinde Buchschachen den Granitberg, Zinken mit der üppigen Flora und herrlichen Aussicht in Wasserleith, Weinmeister's berühmte Sensenfabrik, in Gulsen den ausgezeichneten Serpentinsteinbruch und das Sr. k. H. Erzherzog Johann gehörige Chrombergwerk, in Prank das gleichnamige Stammschloß des mehr als siebenhundertjährigen noch blühenden Geschlechtes der Freiherrn v. Prank, in Pregau die bis fast in

die neuesten Tage bestandenen Passionsspiele, in Marein die siebenhundertjährige Kirche, in Fentsch den Sauerbrunnen, welcher die Kröpfe heilt, in Kobenz einen merkwürdigen Römerstein. Seckau selbst, einst eines der wichtigsten Chorherrenstifte des Landes, die Ruhestätte des Frauensängers Ulrich v. Lichtenstein, das steirische Eskurial mit dem in seiner Art einzigen Mausoleo Karl II. von Steiermark und seiner Familie, ist auf vier Seiten in klassischer Kürze mit kräftigen Zügen, mit Hinweisung auf den dort lebenden wackeren Geschichtsforscher Herr Sonntag, die Sage vom Lindwurm, den die Bauern mit Knitteln erschlugen, und so Knittelfeld den Namen gaben, bei der Gemeinde Graben eingeflochten, und in der ganzen Skizze der Beweis geliefert, wie trefflich Hr. Göth es verstehe, aus dem reichhaltigsten Materiale dem Zwecke seines Werkes gemäß nur das Wichtigste und Wesentlichste aufzufassen.

Der 18. Bezirk Spielberg bringt unter den Eigenthümlichkeiten Folgendes: „An abgebotenen Feiertagen wird nicht gearbeitet. Das Dienstvolk bringt sie in den Gasthäusern und auf den Kegelstätten zu. An solchen Tagen werden in der Regel jene großen Liederlichkeiten begangen, für welche, wie sich das Volk auszudrücken pflegt, die gebotenen Feiertage zu heilig sind, daher sie das Volk auch die liederlichen Feiertage nennt."

Der 20. Bezirk schildert uns das wichtigste k. k. Steinkohlenbergwerk des Landes in Dietersdorf, mit dem schon seit 33 Jahren fortdauernden Grubenbrande im Josefsstollen. Das Eisen-Puddel und Walzwerk ist noch im Projekte. Die zwei hier aufzustellenden großen Dampfmaschinen sammt allen eisernen Bestandtheilen für diese Walzwerke wurden in Seraing angefertigt und liegen derzeit, da seit dem Tode des damaligen Präsidenten der mont. Hofkammer, Fürsten von Lobkowitz, die Ausführung des erwähnten Projekts suspendirt ist, in Judenburg in der sogenannten Burg aufbewahret. Die fünfhundertjährige Kirche in Fohesdorf hat auf einer Fahne Inschrift und Wappen der Heidenbucher. Dieses Wappen zeigt im Mittelschilde einen Morgenländer mit einem Kränzchen von Blättern des Heidenkorn oder Buchweizens. Dieses stimmt mit der Sage zusammen, daß einer dieser Familie, der ursprünglich in Kärnten heimisch war, derjenige gewesen sein soll, der den Buchweizen zur Zeit der Kreuzzüge nach Kärnten gebracht hat, und daher den Namen Heidenbucher oder Heidenbauer bekommen habe.

Im Bezirk Reifenstein war nach uralter Tradition einst im Pölsthale ein See, welcher vor mehren Jahrhunderten bei einer Enge, wo dermalen die Kuratkirche Allerheiligen steht, ausgebrochen und eine fruchtbare Ebene hinterlassen hat. Mittlerweile wurde diese Ebene ziemlich bewohnt, besonders i. J. der Stiftung des Klosters Admont (1074), wohin auch die Zehente gehörten.

Anziehend ist die Schilderung der Ruine Offenburg, die Geschichte der seit den Tempelherren und den Reformationsunruhen vielbekannten Dechantei Pöls (auf welcher einer der thätigsten steirischen Historiker v. Winklern starb), die Beschreibung der Ruine Reifenstein, und des Gesundbrunnen in Sauerbrunn, der vielen nahen Hammerwerke ꝛc., die Reminiszenzen an die Hexenprozesse des großen Offenburger Landgerichtes. Die Bearbeitung dieses Bezirkes gehört in vieler Beziehung zu den mühevollsten im 3. Bande.

Der 22. Bezirk Oberzeiring gibt die geschichtliche Skizze der einst reichen Silbergruben in Zeiring, sammt ihrer tragischen Verschüttung und den Versuchen zu ihrer Wiederbenützung, zitirt die Marmilianische Inschrift auf der Wand des Kaiserzimmers in Hainfeld, und des Obrist Bergmeister Hueber Amtsbericht von 1579.

Die Krätzenquelle bei Feistritz hätte eine genauere Darstellung verdient. Der Wild-, Gold- und Salblingsee auf der Kammeralpe sind nach unserer Ansicht so pittoresk und überraschend, daß sie eine detaillirte Beschreibung sicher verdient hätten.

Warum der Hr. Verf. über die Lichtensteinische Linie zu Murau, über die interessanten Schicksale der Anna Neumann von Wasserleonburg nicht mehr erwähnt, dürfte wohl nur den Grund in der Sorge gehabt haben, dem durch den Gegenstand ohnehin umfangsreichen Werke neuen Zuwachs zu ersparen. Die in dem Schlosse zu Murau vorhandenen wichtigen Urkunden, die Schicksale der Stadt, die hiesigen hochwichtigen Eisen- und Stahlhämmer erfreuen sich einer sorgfältigen Bearbeitung. In Triebendorf finden wir wohl den Denkstein von Seneca's Freigelassenen, nicht aber die vor Kurzem dort gefundene schöne antike Statue erwähnt.

Im Bezirke Goppelsbach (so wie Murau fürstl. Schwarzenbergisches Eigenthum) hat das Volk viele Fertigkeit in Wilddieberei; man hat kurze Kugelstutzen, die mittelst eines Hakens sehr geschickt unter den Kleidern verborgen werden. Hier finden wir die jedem Montanistiker äußerst interessante Gegend von Predlitz und Turrach, die sagenreiche Freimannsgrube auf der Stangalpe, 4 pittoreske Seen ꝛc. Ein bemerkenswerther Fußweg ist der Lattersteig, der die Gemeinde mit dem Bezirk Albeck in Kärnten verbindet, der noch ein Überrest einer römischen Kunststraße und ganz in Felsen gehauen ist. Seine Anlage ist sehenswerth. Auf der Straße nach Turrach hat sich am Ufer des Baches ein Felsen gespalten, und in das Thal dergestalt gelagert, daß unter demselben die Straße wie durch ein Thor geht. Oben befindet sich bei 30 Klafter hoch ein Steg, welches Ganze in dem überhaupt sehr engen Felsenthale einen höchst imposanten Anblick gewährt. Trefflich geschildert ist der 600jährige Eisenbergbau.

Ungern vermissen wir bei der malerischen Frauenburg die Hindeutung auf die zahlreichen so lieblichen Sagen, vermissen den schönen Römerstein vor der Kirche, die Erinnerungen an die Schicksale des Protestantismus in dieser Gegend. Neu war uns bei Scheifling: Der Sage nach soll dieser Ort einst Altenmarkt geheißen haben, welcher aber durch einen Wolkenbruch zerstört wurde. Als das damalige verheerende Wasser zurück getreten war, hat man die noch übrig gebliebenen Häuser aus dem Schotter und Sande herausgegraben, oder ausgeschaufelt, daher der neue Ortsname Scheifling entstanden sein soll. Besonderen Dank verdient S. 439 die nette Beschreibung des Schlosses Schrattenberg, welches wir für eine der kostbarsten, regelmäßigsten und schönsten Bauten im Lande halten, Buonoparte und Suwarow's Hauptquartier in den Jahren 1797 und 1799. Gerne hätten wir hierzu noch die im Munde des Volkes lebenden Beschreibungen der prachtvollen Jagdfestlichkeiten aus den Tagen Maria Theresiens angedeutet gefunden, die früheren Besitzer von Schrattenberg und Tscha-

kathurn wären besser bei diesen Schlössern als in der spätern Anmerkung angeführt worden.

Aus der Beschreibung des Bezirkes der Kreishauptstadt Judenburg heben wir folgende Bemerkung aus: Wie überall in Steiermark ist auch hier die Waldwirthschaft in einem kläglichen Zustande, der Nachwuchs ist nicht gehörig gedeckt, wozu die Menge der Eisengewerkschaften veranlassende Ursache ist, der Bauer schlägt das jüngste Holz, um schnell Geld einzunehmen. Gemeindewaldungen gibt es hier nicht mehr, die bestandenen sind nach Verhältniß der Besitzungen und des Hausbedarfes an die Gemeindeinsassen vertheilt worden, so daß der größte Besitzer bei 5, der kleinste bei 2 Joch erhielt. Doch bei der Vertheilung der städtischen Wälder in der Gemeinde Judenburg ist auch noch die Beschränkung festgesetzt, daß jeder Bürger nur eine bestimmte Anzahl von Stämmen fällen darf. Die Kohlenerzeugung, die früher bedeutend war, hat sehr abgenommen, im ganzen Bezirk erzeugt man circa 8 bis 10,000 Faß, welche an das Eisenschmelzwerk im Seethale und an die vielen Eisenwerke, Schmieden u. s. w. in der Gegend um Judenburg abgesetzt werden. Seit Auffindung der Steinkohlenlager in Dietersdorf bei Fohesdorf und in Feelberg verwendet man namentlich in Judenburg sehr viel solches Brennmateriale und selbst Ziegelbrenner, Kleinschmiede u. dgl. gebrauchen Steinkohlen. Warum die an der Kreisstadt liegenden Hämmer mit ihren Erzeugnissen gegen des Hrn. Verf. sonstige Gepflogenheit in die Anmerkungen verwiesen worden sind, können wir uns nicht verdeutlichen. Trefflich gehalten ist die Topografie und Geschichte der Stadt, für deren sinkende Blüte das Verfallen des Nonnenstiftsgebäudes dicht an der Stadt nur zu deutlich spricht. Die Stadtpfarrkirche hat einen freistehenden Thurm, der nur an jenen von Pettau und St. Peter im Sulmthale unseres Wissens in Steiermark gleiche Formen findet. Unter diesem Thurme zeigen sich noch Überreste eines gewölbten unterirdischen Ganges, der in der Nähe der eine Viertelstunde von Judenburg entlegenen Ruine Liechtenstein im Walde seinen Ausgang hatte, vor 90 Jahren noch ersichtlich und mit einer eisernen Thüre versehen gewesen sein soll. Die historische Skizze der Stadt zog der Hr. Verf., wie er selbst bemerkt, aus Dechant Leithner's Monografie von Judenburg. Einen Gegenbeweis zur Vertilgung und Austreibung der Juden aus dieser Stadt in der Christnacht 1312 liefern nach unserer Meinung die noch ein Jahrhundert später hier ansäßig gewesenen reichen jüdischen Großhändler, so wie wir geneigt sind den Namen nicht vom Judenwürgen, sondern von Idunumsburg Idums — Judumsburg herzuleiten. Auch bei dem neuen Schloß Liechtenstein erwähnt der Hr. Verf. der alten und neuen Liechtensteine nicht, während es doch sehr zu wünschen wäre, bei den Stammsitzen der berühmtesten und ältesten steirischen Familien einige genealogische Notizen eingeflochten zu finden. Genau geschildert ist der Fürst Schwarzenberg'sche Steinkohlenbau zu Feeberg bei Reifling, angedeutet die beiden Höhlen in Oberweg. Eine davon, die sogenannte Tropfsteinhöhle, beiläufig 36 Quadratklafter groß, ist gewölbartig und geräumig, die zweite, etwas größer, ist enge und mühsam zu begehen. In dieser zeigen sich Federweiß und Granaten, in jener Tropfsteingebilde. Die Speickeinsammlung auf der Seethalalpe (jährlich 10 bis 15 Ztn.). Die geschichtlichen Daten über den dortigen Eisenbergbau verdienen Anerkennung.

Im Mittelgebirge der Greffenbergalpe (Gemeinde Obdach) wurde 1840 durch den Gewerken Nik. Forcher, ein Eisenbergbau neu begonnen. Nach Urkunden bestanden hier schon vor vielen Jahren Grubenbauten und selbst in Kathal ein Eisenschmelzofen. Die Kirche St. Katharina im Kathale soll die Knappenkirche gewesen sein. Die Erze sind denen zu Seethal (Bezirk Judenburg, Gemeinde Offach) ganz ähnlich, das Lager ist sehr absätzig, streicht nach Norden und ist 2—4 Schuh mächtig.

Über den Volkscharakter im Bezirke Admontbüchel lesen wir: „Der moralische Charakter der hiesigen Insassen unterscheidet sich vorzüglich dadurch von den übrigen und umgebenden, daß ihm Lebensfrische und heiterer Frohsinn mangeln. Das Volk hat hier einen trüben, schwerfälligen Anstrich; man sucht seine Freude mehr in derben Genüssen, daher auch von Volksfestlichkeiten, fröhlichen Alpenabtrieben keine Rede ist. Wenige Gesänge, das Kegelspiel, Tänze, deren Abhalten jedoch, so lange die Ernte auf dem Felde steht, für freventlich angesehen wird, sind die gewöhnlichsten Unterhaltungen. Bei vielen recht lobenswerthen Eigenschaften, als Fleiß, Gutmüthigkeit u. dgl. tritt doch auf der andern Seite eine vorwiegende Neigung zu ungeregelten sinnlichen Genüssen hervor. Mit der Lust zum Trunke und deren Befriedigung kommen dann auch Streit, Zank und Schlägereien. Verbrechen sind sehr selten, und daß sich der Volkscharakter bei so wenig sittlicher Anregung und Bildung, bei so großer Last von Arbeit und Sorge von gröberen Ausartungen bewahrt hat, spricht gewiß unwiderleglich für seine gründliche Gutartigkeit." In der Gemeinde Granizen wird der herrliche Zirbitzkogel näher besprochen: Auf diesem Berge findet man die **Saxifraga retusa Gouan.**, welche nur noch auf dem Hochgolling sich zeigt.

Dem vaterländischen Historiker sind die geschichtlichen Beziehungen der einstigen Stadt Neumarkt (das muthmaßliche Noreja) wichtig, so wie die Angabe des in Steiermark völlig unbekannten einstigen Nonnenklosters in Greuth, vom Kärntnerherzoge Marquard im 11. Jahrhunderte gegründet, im 14. nach Friesach übersetzt, und die unseres Wissens sonst noch nirgend mitgetheilten Römerdenkmäler an der Kirche zu Greuth.

Der 35. Bezirk: St. Lambrecht ist durch seinen Inhalt einer der reichsten in diesem Bande, wozu schon sein Straßensystem einen wichtigen Beitrag liefert. Ein Beweis für den im Ganzen gut moralischen Zustand des Volkes dürfte der Umstand sein, daß bei dem hiesigen Landgerichte seit 1834 keine Untersuchung über ein Verbrechen eines hiesigen Insassen abgeführt wurde. Nebst den landesüblichen Spielen findet sich hier noch das Kugelwerfen oder Meilenspiel. Es wird nämlich in einer Entfernung von 1, sogar 2 Stunden ein Ziel festgesetzt. Die Spielenden sondern sich in 2 Partien, und werfen in der Ordnung ihre Kugel, deren jede Partie nur Eine hat, auf dem Fahr- oder Gehwege, so weit sie rollt, und wieder weiter von dem Orte, wo die Kugel liegen bleibt. Welche Partie nun zum Ziele die geringste Anzahl von Würfen gemacht hat, ist die Gewinnende. Zwei Personen, die nicht mitspielen, notiren von jeder die Zahl ihrer Würfe. — Das Panorama der Kuhalpe ist mit großer Genauigkeit angegeben. Geschichte, Privilegien, Topografie und Merkwürdigkeiten des Benediktinerstiftes St. Lambrecht füllen 6 Seiten. Von den vier Grammati-

kalklassen im Stifte wissen wir nur, daß sie Privatanstalt sind. Die Bemerkungen über die sechshundertjährige Kirche in Karchau und den dort einst lebhaften Bau auf Arsenik, sind getreuer als jene über die Purerhöhle, von welcher wir versichern können, daß von den schließenden Eisengittern ꝛc. längst keine Spur mehr vorhanden ist. Die Angabe der Monumente in und an der uralten Kirche zu Teufenbach hätten wir gerne mit den Erinnerungen an das hochberühmte gleichnamige Geschlecht verbunden gesehen. Reich mit Daten hat der Verfasser das interessante St. Michael in Graßluppa ausgestattet, bei Maria Hof die Schlösser Stein, Pöhl und Oberdorf nicht vergessen, und dem dort gebornen rnssischen Ober-Berghauptmann und Befehlshaber zu Katharinenburg Franz Hermann († 1815 in Petersburg) eine würdige Stelle eingeräumt. Die in Steiermark so oft vorkommende Sage von feindlichen Brüdern hat uns Hr. Göth bei Pur recht anziehend aus historischer Quelle wieder vorgeführt.

Der 36 und letzte Bezirk dieses Kreises ist Lind mit dem Heilbad in Einöd. Von den vielen eingeflochtenen historischen Daten bemerken wir: Zur Kirche St. Veit gehört auch die benedizirte kleine Kirche zu Neudeck, jetzt St. Nikolai, welche aber zur Zeit des Krieges i. J. 1797, als Napoleon nach einem mörderischen Treffen bei Einöd mit seiner italienischen Armee in Steiermark eindrang, zerstört wurde. Die Bewohner dieser Gegend haben sich in den Jahren 1469 u. 1472 bei einem damaligen Einfalle der Türken ungemein tapfer bewiesen, und sowohl ihre eigene Heimat, als auch vereint mit den Neumarktern und Mareinern die dortige Gegend von diesem Feinde befreit, daher auch noch immer die Bewohner von St. Veit bei ihren Wallfahrten nach Marein mit großem Gepränge empfangen werden. Gänzlich vermissen wir die reichen Begebenheiten aus den Tagen der Reformation und Gegenreformation, die zwar gerade keine freundlichen, aber doch für die allgemeine Geschichte des Kreises wichtige Episoden bilden. Somit legen wir denn auch diesen Band mit vollkommener Befriedigung aus der Hand, freuen uns der Wärme und der Vorliebe für das Land und die Bewohner, freuen uns der unparteiischen Offenherzigkeit des Hrn. Verf. und empfehlen seine treffliche Leistung der Lesewelt.

Die städtische Bibliothek von Bergamo und die Einweihung ihres neuen Lokales.

Von Prof. Al. **Dahm** in Bergamo.*)

Die gewerbreiche Handelsstadt Bergamo, eine der ansehnlichsten, reichsten und, ihrer gebirgigen Lage wegen, die malerischste in der ganzen Lombardei, ließ zu bequemer und schicklicher Aufstellung der mehr als 70,000 Bände reichen städtischen Bibliothek sehr zweckmäßig und mit großen Kosten das Gebäude der ehemaligen Munizipalität einrichten. Die Einweihung dieses neuen Musentempels wurde durch Aufstellung der von dem berühmten Bergamasker Bildhauer Benzoni gefertigten Friedensstatue verherrlicht. Der gelehrte Bibliothekar und Sekretär des hiesigen Athenäums **Don Agostino Salvioni** hielt eine würdevolle Festrede vor einem auserlesenen Auditorium, den obersten Magistratsbehörden, den Honoratioren der Stadt, Herren und Damen, und vieler ausgezeichneter Fremden, deren Zahl besonders durch den Umstand vermehrt wurde, daß es gerade Sonntag und einer der am stärksten besuchten Meßtage war.

Die städtische Bibliothek, mit welcher durch ein republikanisches Dekret vom Jahre 1797 noch jene des damals eben aufgehobenen Domkapitels vereinigt wurde, war seither in einigen für den Zuwachs sehr unzureichenden, unbequemen Sälen in dem obersten Stocke des Domes aufgestellt, zu welchen man nur über sehr ermüdende Treppen gelangen konnte. Deshalb erforderte diese Bibliothek, eine der ältesten, welche von der Magnifizenz italischer Städte aus sehr entfernten Zeiträumen ihren Ursprung herleitete, und bis zur vorgenannten Bändezahl angewachsen war, einen anständigeren Ort zu gehöriger Aufstellung. Dieselbe ist reichlich mit schätzbaren und seltnen Ausgaben des 15. Jahrhunderts versehen, im Besitze seltener autografischer Manuskripte alter und neuerer Schriftsteller, reich an Sammlungen akademischer Schriften u. s. w.

Die Übersiedlung derselben, seit mehren Jahren von dem Gemeinderathe dekretirt, wurde im vorigen Jahre vollendet, und füllt nun in sehr eleganten Bücherschränken 3 sehr geräumige Säle und Gallerien. Zum Lobe mehrer ausgezeichneter hiesiger Gelehrten muß bemerkt werden, daß sie dem Hrn. Bibliothekar Salvioni in der so schwierigen Vertheilung und Aufstellung der Werke viele Monate hindurch hilfreiche Hand leisteten.

Zur feierlichen Einweihung war die große Gallerie eingerichtet worden, woselbst in einer hohen und den architektonischen Verhältnissen des geräumigen Saales entsprechenden Nische Benzoni's Meisterwerk aufgestellt war.

Die Stadt war bereits im Besitze eines zur Bibliothek sehr geeigneten Lokales, in dem geräumigen und prachtvollen Pallaste des ehemaligen Stadtrathes, **della ragione** genannt. Dieses alte ehrwürdige Denkmal, durch Größe, erhabene und solide Bauart, so wie durch Schönheit seiner Verzierungen ausgezeichnet, wurde von spanischen Soldaten im 16. Jahrhunderte nächtlicher Weile in Brand gesteckt, aber bald wieder hergestellt. Der Gemeinderath entsprach in seiner Sitzung vom 18. Juli 1826 dem öffentlichen Verlangen dasselbe für die Bibliothek zu bestimmen durch ein Dekret mit der Erklärung, daß diese Veranlassung zugleich den glücklichen Zeitpunkt zurückrufen sollte, in welchem Se. M. Kaiser Franz glorreichen Andenkens zum letzten Male diese Stadt mit seinem Besuche beehrt hatte. Die am Eingange in diese Säle befindliche marmorne Inschrift bestättiget dieses zur öffentlichen Erinnerung. Nach dem später erfolgten Tode des Monarchen wurde in der Gemeindeversammlung vom 15. April 1835 beschlossen in dem neuen Bibliothekgebäude ein Denkmal des erlauchten Fürsten zu errichten.

Dieses Denkmal besteht aus einer Gruppe: die Friedensgöttin und den Genius der Künste und Wissenschaften darstellend, nebst dem mit Basreliefs verzierten Grundgestelle, welches sowohl im Gesimse als in der ganzen Gestalt den Fuß der Trajansäule nachahmt, ganz in karrarischem Marmor erster Qualität, ausgenommen in der Leiste oder dem Endrande der besagten Basis, welche zwar ebenfalls von karrarischem Marmor, aber geädert und dunkler ist, also zweiter Qualität. Die Gruppe hält 13 Palmen in der Höhe, bei 10 in der

*) Zufällig verspätet.

Breite und besteht aus einem einzigen Stücke; das Postament hält 12 Palmen und ist 10 Palmen hoch, so daß die Gesammthöhe des Monumentes 25 Palmen beträgt.

Man gewahrt die Friedensgöttin in sicherer Haltung und gleichsam als Schiedsrichterin der streitigen Angelegenheiten. Ein Ölzweig umgibt ihr die Stirn: mit der Linken faßt sie den Zepter und mit der Rechten zeigt sie auf den Wiener Kongreß-Akt, wie schon die Inschrift erklärt: „**Pacta conventa Vindobonae MDCCCXV.** Zu ihrer Linken liegen Waffen und Kriegsfahnen zerstreut, um welche sich eine Schlange windet, das Sinnbild der Zwietracht, deren Hals die Göttin mit den Zepter niederdrückt, während erstere mit zornglühendem Gesichte sich aufbäumend ihren Unmuth zu erkennen gibt. Der Mantel ist so meisterhaft drappirt, als nur immer die Kunst des Meisels und aufmerksame Beobachtung der Natur solches hervorzubringen vermochte; und es verdient bemerkt zu werden, daß dieser meisterhafte Faltenwurf von dem Künstler ohne vorherige Modellirung ausgeführt wurde, indem er in dem Marmor selbst die ursprüngliche Eintheilung, die Krümmungen und Biegungen anders gestaltet hatte, als sie früher im Gipse vorgebildet waren. Der Mantel ruht auf dem linken Arme, von welchem er theilweise herabfällt und sich um die Schultern windet; dann von dem tiefer gehaltenen rechten Arme sich gegen den linken zurückbiegt und endlich majestätisch bis auf die halben Knie hinabsenket, so daß dadurch ein Theil des Oberkleides und die innere Tunika sichtbar werden, welches die nackten Theile wunderbar gestaltet; besagtes Oberkleid zeigt sich auch ein wenig über dem Knöchel des Fußes, wo die äußersten Endtheile des sehr gut gewählten oberen Gewandes zusammenstoßen.

Zur Rechten erblickt man den geflügelten Genius der Künste und Wissenschaften, in der Gestalt eines schönen Jünglings; mit dem Ausdrucke der Freude sieht er zu der Göttin empor, und steht im Begriffe, zur Feier ihrer Ankunft Blumen und Kränze zu streuen. In der Nähe befinden sich verschiedene sinnbildliche Gegenstände als Farbenpalette, der Merkurstab ꝛc.

Der untere Theil en relief stellt den Einzug des Kaisers Franz I. in Bergamo vor.

Die Umrisse dieses Basrelief, die Außenseiten, das Pferdegeschirr, Haar und Bart der verschiedenen Figuren, die Helmzierrathen sind mit dem kenntnißreichsten Fleiße ausgeführt und der Marmor mit jenem geduldigen Vervollkommnungseifer bearbeitet, welchen Canova wieder in die Bildhauerkunst zurückrief, und den man selbst in den Basreliefs berühmter Meister bisweilen vernachlässigt findet. Treu stellte der Künstler die Grundzüge des erhabenen Monarchen dar, und dennoch, ohne die genaueste Ähnlichkeit zu verderben, veredelte er die Gesichtszüge desselben auf eine Weise, daß weder die Würde des bildlichen Styles, noch die Reinheit der gewählten Natur die mindeste Entstellung erlitten.

Vielleicht wird mancher es dem Benzoni zum Tadel anrechnen, die Heidenkleidung für den Kaiser, die griechische für die ihn begleitenden Krieger gewählt zu haben und würde es vorziehen, daß der Bildner seinen Gestalten die geeigneteren Kennzeichen des gegenwärtigen königlichen und Militär-Kostumes angepaßt hätte. Aber da in dieser Gruppe sich die Göttin des Friedens und der Genius der Künste, und auf dem Basrelief der Flußgott Brembo und die Stadt, folglich 4 allegorische] Figuren befinden, welche eines gemeinschaftlichen Typus, einer eigen konventionellen Kleidung bedürfen, so würde das moderne Kostüm bei den übrigen Personen die Harmonie, die vorzüglichste Eigenschaft in besagtem Denkmale, beeinträchtiget haben.

Bei dieser Gelegenheit wurden auch einige andere ausgezeichnete Arbeiten Benzoni's in einem der Säle der neuen Bibliothek aufgestellt. Ein großes Altarblatt, welches den heil. Antonius von Padua mit dem Jesuskinde und einem Engel zur Seite in erhabener Arbeit darstellt, auf Bestellung des Grafen Leonino Secco-Suardo. Das Brustbild Sr. Heiligkeit des Papstes Pius V., jenes des Grafen Lochis, Podestà von Bergamo, ein kleiner Liebesgott, ein junges Mädchen, das seinem verwundeten Hündchen einen Dorn aus dem Fuße zieht u. a. m.*)

*) Sehr ehrenvoll und erfreulich ist es für Bergamo, daß zwei seiner Söhne, Coghetti und Benzoni, Maler und Bildhauer, selbst in Rom, der Hauptstadt der Künste, einen der vorzüglichsten Plätze einnehmen. Bei dieser Gelegenheit muß erinnert werden, daß auch Se. Eminenz der Kardinal Mai aus Bergamo stammt.

Aus Zeitschriften. April.

Literarische Zustände.

Eine zweckmäßige Lesegesellschaft wurde in Hussth errichtet. Pst. Tgbl.

Die Marczibányi'schen Preisfragen aus dem Gebiete der Linguistik, Moral, Jurisprudenz, Geschichte und Arzneikunde sollen wieder ausgeschrieben werden. Hirlap.

Das Pester Tageblatt hat mit 30. März aufgehört zu erscheinen.

Die neue Pester (sic, nicht Pesther) Zeitung erscheint seit 30. März.

Eine neue Zeitschrift wird vom Pester Industrie-Verein seit 1. April herausgegeben als Hetilap (Wochenblatt).

Das Prager Museum wird aus seinem Exil auf dem Hradschin in die Neustadt herab versetzt, wo die böhm. Stände das gräfl. Nostiz'sche Palais für 150,000 fl. zu diesem Zwecke angekauft und überdies 30,000 fl. zur Einrichtung desselben bewilligt haben.

Einen jährlichen Preis von 12 Dukaten hat Frau Vinzenzia von Marczibány, geborne von Motesitzky, in der Kisfaludy-Gesellschaft gestiftet für ein poetisches Werk in ungarischer Sprache, wo möglich von einer Dame. Die Gesellschaft stellte als erste Aufgabe die poetische Erzählung einer ausgezeichneten Frauenthat aus der ungarischen Geschichte. Einsendungstermin 30. Nov.

Eine Vorlesung über thierischen Magnetismus hielt am 16. April Professor Dr. med. Fr. Lippich in Wien, mit Bewilligung der Studienhofkommission. Der geräumige Hörsaal der Fysik war zu klein für den Andrang der Zuhörer. Der Redner gab in klaren bestimmten Umrissen einen Überblick dieses gesammten Zweiges der Arzneiwissenschaft, wie derselbe nach dem heutigen Zustande der Wissenschaft sich darstellt. Auch dem abgesagtesten, befangensten Feinde des Magnetismus wird sich als Resultat wenigstens aufgedrungen haben, daß es da etwas zu erforschen, daß es damit etwas zu heilen gibt, und daß die Arzneiwissenschaft diese Nachtseite der Natur nicht mehr vornehm ignoriren darf, will sie anders wirklich Wissenschaft sein.

Vorlesungen über Mnemotechnik gibt Hr. Pick in Wien, Schüler Reventlow's. Sie fanden so viel Anklang, daß bereits 2 Reihenfolgen eröffnet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 27. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 63.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Preleuthner: Wiener Kunstausstellung im Jahre 1845. — Budik: Venedig's latein. Formenlehre. — Aus Zeitschriften. (Fortsetzung.)

Wiener Kunstausstellung im Jahre 1845.

Von Josef **Preleuthner.**

Die heurige Kunstausstellung hat aus Anlaß der stattfindenden Gewerbeausstellung die benützten Räume des polytechnischen Institutes verlassen, und sich auf ihr altes Gebiet: in die Säle der k. k. akademischen Gemäldegallerie zurückziehen müssen, wo sie einst so schöne Triumfe gefeiert. Indessen hat dieser unfreiwillige Rückzug nicht zu ihrem Frommen ausgeschlagen; es scheint ihr zu eng und unbehaglich zu sein in ihrer alten Behausung, und die bunt zusammengewürfelte Menge beirrt und ängstigt den Beschauer. Obgleich minder zahlreich als die Ausstellungen früherer Jahre, gewährt die heurige doch weit weniger Übersicht des Ganzen; aber auch ein wenig geübtes Auge muß bemerken, daß mit der durch einen beengteren Raum gemehrten Schwierigkeit der Anordnung eine gleiche Umsicht und Sorgfalt in der Aufstellung der einzelnen Werke nicht eingetreten sei. Vielleicht liegt hierin ein Hauptgrund, warum der diesjährige Salon, der an Glanzpunkten kaum ärmer ist als irgend einer der früheren, nicht die Anerkennung findet, die er nach der Summe des vielfach enthaltenen Werthvollen verdient, und es dürfte sich diese negative Erfahrung noch greller herausstellen, wenn einmal die Gewerbeausstellung mit ihren mächtigen Vorbereitungen, mit ihren prunkvollen Reizen, mit ihren praktischen Interessen ihre Anziehungskraft üben wird. Wahrlich hätte es für die Leiter der hiesigen Kunstzustände der Gegenstand der ernstlichsten Erwägung sein sollen, ob es rathsam sei, die Kunstinteressen in einen so voraussichtlich ungleichen Kampf mit den materiellen zu verwickeln; aber vielleicht für die Zukunft dürfte dies ein Fingerzeig sein, durch Verlegung der Kunstausstellung in die Monate November und Dezember einem solchen Zusammentreffen für immer zu begegnen, für welche Verlegung ohnehin gar manche Gründe streiten.

In quantitativer Beziehung steht die heurige Ausstellung den früheren in etwas zurück, das Verhältniß der einzelnen Kunstzweige zu einander aber ist sich ziemlich gleich geblieben. Wieder nimmt das landschaftliche Fach mehr als die Hälfte des ganzen Salons vorweg; ungefähr ein Viertheil entfällt auf das Porträt; die Historienmalerei und die Plastik haben die wenigsten Nummern aufzuweisen. Sonach erscheint der naturalistische Theil der Kunst vorzugsweise bearbeitet und vertreten, und, da solche Resultate der Kunstbestrebungen nie ohne zielgebende Einwirkungen von Außen sich bilden, auch am meisten gefördert und gepflegt. Die historische, die bedeutende Kunst weicht von den Ausstellungen immer mehr zurück, oder hat vielmehr bei der ganz veränderten Natur des Ausstellungswesens schon den Platz geräumt; denn die Ausstellungen sind allerwärts nicht mehr blos Sammelpunkte der in einem Zeitpunkte ausgeführten Kunstwerke zur Betrachtung und zum Genusse derselben aufgestellt, sondern sie sind Märkte geworden, welche des Erwerbes wegen beschickt werden, auf welchen aber nach historischen Werken keine Nachfrage ist. Daher haben auch solche Werke, wenn sie dennoch auf den Ausstellungen erscheinen, meistens eine ganz andere Bestimmung, sind auch mit ganz anderen Mitteln hervorgebracht, und sollten auch mit ganz anderen Augen betrachtet werden. Kaum wird sonach die Zeit mehr ferne sein, wo die immer stärker hereinbrechende Naturmalerei Alles überflutet haben wird; eine Umkehr dieser Strömung steht nur dann zu erwarten, wenn im Publikum selbst der Sinn für eine andere Kunstweise erwacht, d. h. wenn die Kunst geistiges Bedürfniß geworden, und man Einsicht und Willen haben wird, einem Kunstwerke eine höhere Bestimmung, als jene eines schönen Möbels einzuräumen. Wer sich übrigens in den Wohnungen der Reichen und Vornehmen umsieht und betrachtet, mit welch kunstlosem Spielzeug man jetzt seine Freude hat, der dürfte jene Zeit wohl nicht für sehr nahe halten.

Die Landschaftsmalerei ist es allein, welche man im diesjährigen Salon als vollständig vertreten ansehen kann, und ihre Werke, mehr zusammengehalten in Bezug auf die Vertheilung der Plätze, bieten auch bei weitem den besten Überblick und Eindruck. Fortwährend bewegt sie sich vorzugsweise in Darstellungen unserer Alpenwelt, nebenher in Vorführung der Umgebungen Wiens und der Donaugegenden überhaupt, seltener wagt sie sich in das Gebiet der Idee, des

poetischen Gedankens. In dieser Beziehung ist also das Landschaftsfach seit mehren Jahren so ziemlich stationär geblieben; die Bewegung ist mehr eine innere, minder Aufsehen erregende, aber, wie mir scheint, eine Bewegung abwärts. Jedem unbefangenen Beschauer muß auffallen, unter lauter Darstellungen der Natur, doch so wenig wahrhafte Natur in den Bildern zu finden, und nach dem alten Sprichworte: daß man den Wald auch vor lauter Bäumen nicht sehen könne, scheint sich der gesunde Sinn und die reine Naturempfindung mehr und mehr zu verlieren. Eine herausfordernde und gegenseitig sich überbietende Virtuosität hat sich an die Stelle einer edlen Einfachheit gesetzt, immer mehr macht sich die Hand geltend auf Kosten des Gemüthes; nicht mehr die Ruhe, die Einfalt, die erhabene Feier der Natur sucht man wiederzugeben, sondern die Unruhe, den Kampf, den Widerstreit. In das gefahrvolle Feld der Naturerscheinungen hat sich die Landschaftsmalerei bereits hineingewagt, wo es keine Schranke bis zur gänzlichen Effektmalerei mehr gibt. Es ist mit dieser unverholenen Hervorhebung des bezeichneten Übelstandes nicht beabsichtigt, das Verdienst irgend eines Künstlers in Schatten zu stellen, auch ist es nicht das schadenfrohe Vergnügen am Tadel, welches diesen Irrweg aufdeckt; vielmehr ist es die Pflicht jedes redlichen Beurtheilers künstlerischer Bestrebungen, als treuer Warner jedwede Gefahr wohlmeinend, aber freimüthig anzudeuten, und auf die Folgen aufmerksam zu machen. Wahr ist es, die Künstler haben die bezeichnete Bahn nicht ohne Nöthigung betreten; der gegenseitige Wetteifer nach Anerkennung, das Ausstellungswesen überhaupt, der Vorgang des Kunstvereines, der Zuruf des Publikums: Alles hat sich vereinigt, sie in diese Bahn zu drängen. Es wird daher das angeregte Bedenken bei manchem Künstler kein gläubiges Ohr, aber hundert Entschuldigungen finden; dem denkenden Künstler indessen muß es darum zu thun sein, sich nicht fest zu fahren auf einer Bahn, und sich auf jener Höhe der Anschauung zu halten, die ihm als einem Geistesbevorzugten seiner Zeit ziemt.

Eine andere der vorangeführten parallel laufende Bewegung zeigt sich in der fast völligen Beseitigung der Staffage. Weil man Effekt beabsichtigt, überhebt man sich des poetischen Theiles der Landschaft, und nachgerade scheint auch das künstlerische Vermögen hiezu immer seltener zu werden. Eigentliche Bedeutung hatte der belebte, der dramatische Theil der Landschaft auch früher nicht; man gebrauchte Figuren und belebte Szenen zur Ausfüllung des Raumes, zur Unterbrechung von Linien u. s. w., aber Geschick und Fleiß in der Ausführung derselben war allenthalben sichtbar; heutzutage ist die Staffirung in der Regel unbehilflich und ohne Verständniß, selten überdacht und geistreich.

Andererseits läßt sich aber ein mächtiger Fortschritt im Vortrage, ja selbst die gesteigertste Virtuosität der Handfertigkeit nicht verkennen. Dieser Fortschritt zeigt sich sowohl in den Leistungen der Einzelnen, als auch in dem Auftauchen neuer Talente. Jährlich schießen neue Namen auf, denen man mit ihren Leistungen, was Geschicklichkeit betrifft, volle Anerkennung zollen muß. Es steht dieser Vorzug im umgekehrten Verhältnisse mit dem geistigen Momente in der Kunst, wird übrigens von allen Künsten getheilt, und ist, so wie die ihm zu Theil werdende Überschwenglichkeit der Anerkennung jedenfalls ein Zeichen unserer Zeit.

Diejenigen Künstler, welche sich in dieser Beziehung einen ehrenvollen Ruf erworben haben, zählen der Mehrzahl nach zu den Darstellern unserer Alpenwelt, und auch im diesjährigen Salon haben sie wieder verdienstliche Bilder geliefert. Hieher gehört Thomas Ender mit seiner „Ansicht der Ruine Fregenstein mit Zirl im Ober-Innthale in Tirol" — Josef Gerstmaier mit seiner „Aussicht von Rodaun nach Perchtoldsdorf" — Johann Fischbach mit seinem „Ausfluß des Königsees," seinem „Untersberg" und seinem „Stauffen bei Salzburg" — Franz Barbarini mit seiner „Partie von Hallein" und „St. Wolfgang in Oberösterreich" — Anton Hansch mit einer „Landschaft mit einem Waldbache" — Franz Reinhold mit „Altaussee mit dem Dachstein" und „Ruine Peggau in Steiermark" — und mehre andere Künstler, wie Wilhelm Pollak, Steinfeld, Sohn, Wipplinger, Schrattenbach, Werner, Erhardt, der verstorbene Zarabniczek, Stökler, Mahlknecht, deren Werke aufzuzählen der Raum nicht gestattet. —

Als ein höchst gelungenes Werk der glücklichsten Naturauffassung muß Anton Schiffer's: „Ansicht der Mühlsturzhörner am Hintersee in der Ramsau bei Berchtesgaden" hervorgehoben werden. Über einen anspruchslosen Vorgrund schweift der Blick über den klaren, spiegelgleichen See, der sich in mäßiger Ausdehnung bis in die Mitte des Bildes hinzieht; von dort setzt sich das Thal fort, auf dessen Seiten sich mächtige Berge erheben, unter denen die Mühlsturzhörner von Streiflichtern der Sonne eigenthümlich beleuchtet, weit hervorragen. Man sieht, Schiffer ist der panoramaartigen Anordnung seiner Bilder auch in dem gegenwärtigen Werke treu geblieben, auch diesmal hat er wieder das Spiel des Sonnenlichts in der bewölkten Luft zur Vervollständigung des Effekts herbeigezogen, aber es ist ihm dies mit einer Naturwahrheit gelungen, die das Auge des Beschauers unwillkürlich fesselt. Das Farbenspiel der Luft im See, der Schmelz der Wiesengründe, das Hinziehen des Thales, die Behandlnng der Waldabhänge, alles zeigt die glücklichste Naturempfindung. Nach dem einstimmigen Urtheile Aller ist dieses Bild eine der schönsten Leistungen, die Schiffer je zur Schau ausgestellt hat, und es übt auch auf der Ausstellung selbst eine Kraft aus, die selbst meisterhaften Bildern der Umgebung abträglich wird, ein Beweis, daß zur wahren und sicheren Wirksamkeit einer Landschaft eben nichts weiter gehöre, als — Naturwahrheit. — Ein anderes, obgleich weit anspruchsloseres Bild ist Josef Höger's „Partie aus Berchtesgaden," das mit seiner ungeschminkten, ruhigen Natürlichkeit, und seiner besonnenen Klarheit und reizenden Zusammenstimmung einen zwar weniger drastischen, aber sicheren Eindruck hinterläßt.

Unter den Landschaftsmalern, in deren Werken sich eine freiere Bewegung in Erfindung und Anordnung zeigt, steht Josef Feid mit seinen beiden Bildern: „Wald mit einem Sumpf" und „Waldlandschaft mit Buchen" obenan. Es ist weniger das Öde, Verlassene und Wilde, als vielmehr die feierliche Stille, die ernste Waldeinsamkeit, die uns Feid mit einer ihm vielleicht selbst unbewußten Macht in seinen Bildern vorführt; man möchte mit Liebe in ihren Gründen verweilen,

und der aufgeregte innere Sinn hilft das Gesehene weiter ausmalen und ergänzen. So wirken seine Bilder eigentlich, wie Landschaften wirken sollen, nämlich gleich einem lyrischen Gedichte, das weit mehr enthält, als seine wenigen Zeilen fassen. Daß Feid in seinen Waldszenen immer mehr den heiteren Theil der landschaftlichen Natur festhält, liegt meiner Ansicht nach, in einem tiefen und richtigen Gefühl. Allerdings ist der Sturm, der Kampf der Elemente ein edler Vorwurf der landschaftlichen Kunst; aber es sollten solche Darstellungen mit weiser Mäßigung vorgeführt werden, weil der Mensch auch in der Natur den Kampf der Elemente nur mit mehr oder weniger Beängstigung erträgt, und ein natürliches Gefühl ihn drängt, sich demselben zu entziehen. Auch im Leben gelten die Launen der Temperatur und Witterung als ein Unangenehmes, warum sollen sie in Werken der Kunst angenehm auf den inneren Sinn wirken, namentlich in Werken, in welchen sie durch den poetischen Charakter nicht bedingt sind? Wer die ausgestellten Landschaften der Reihe nach durchgeht, kann fast überall schwere Lüfte, drohenden oder wirklichen Regen, herannahende Gewitter u. s. w. erblicken, warum der Landschaftsmalerei, dieser vorzugsweise heiteren Kunst, ohne Noth den Charakter der Zerrissenheit aufdringen? Schon vorhin wurde erwähnt, daß derlei Erscheinungen meistens nur des Effektes wegen gewählt werden; aber während man einerseits an Interesse zu gewinnen sucht, tritt man andrerseits in Opposition mit einem natürlichen Gefühl, und es muß ein Werk ungemein schön gemacht sein, wenn der durch das artistische Verdienst hervorgerufene Kunstgenuß das widerspenstige Gefühl beschwichtigen soll. Offenbar vergißt man, daß besonders landschaftliche Werke angenehme liebliche Zimmerzierden zu sein bestimmt sind, und daß Niemand gerne mit tristen Gegenständen sich umgibt; gerade von den ausgezeichnetsten Werken hört man nicht selten die Äußerung: das Bild kann recht schön sein, aber ich möchte es nicht in meinem Zimmer haben. Zu wünschen wäre übrigens in Feid's Bildern nur, daß er seiner Staffirung mehr Studium und Aufmerksamkeit in der Ausführung schenken möchte.

Von Anton Altmann, welcher im vorigen Jahre eine mit so lautem Zurufe begrüßte Waldlandschaft ausgestellt hatte, ist auch gegenwärtig wieder ein größeres Werk der Art exponirt; es ist eine „Waldpartie mit einem durchziehenden Wege, vorne ein freier Platz mit einem kleinen Sumpf;" das Ganze macht den Eindruck eines Urwaldes. Unstreitig ist dieses Bild der Beleg eines ausgezeichneten künstlerischen Vermögens, besonders in Beziehung auf Anordnung, auf Hervor- und Zurücktreten der Theile, auf plastische Rundung des Einzelnen, und des tüchtigen Verständnisses in der Behandlung. Die Stimmung ist indessen eine weniger gelungene, die Intonirung ist im Ganzen grau, und eine drückende schwere Luft gibt dem Bilde etwas Tristes, und dieses scheint die Ursache zu sein, warum diese höchst werthvolle Leistung bei weitem nicht die Anerkennung erntet, die sie verdient.

Von Jakob Waltmann, einem in der Behandlung des Baumschlages gleichfalls sehr verdienstlichen Landschaftsmaler, ist außer einem kleinen Bildchen noch eine „Felsenpartie bei Dürrenstein an der Donau" zu sehen. Dieses Bild bietet viele Schönheiten, insbesondere eine glückliche Stimmung dar, ist aber zu ungünstig placirt, und wegen des noch mangelnden Firnisses zu unwirksam, um gehörige Würdigung finden zu können. — Von Friedrich Loos sieht man eine „Fernsicht gegen Wien vom Bisamberge aus;" dann eine Ansicht von Dürrenstein an der Donau, des Leopoldsberges, des Schweizerhauses auf der Mauer und einer Aupartie bei Klosterneuburg. Schon die Aufzählung dieser Gegenstände zeigt, daß sich Loos so recht eigentlich unsere nächsten Umgebungen zur Darstellung ausersehen habe, und schon seit mehren Jahren zeigt er die Schönheiten der landschaftlichen Natur um Wien in einer Reihe höchst gelungener Leistungen. Insbesondere sind es seine kleineren Studien, in welchen er einen reichen Fond von Naturempfindung in Verbindung mit großer Meisterhaftigkeit der Darstellung an den Tag legt. In seinen größeren Werken, welche meistens Rundsichten von einem Höhenpunkte aus zum Gegenstande haben, überschreitet er oft die Grenzen der Kunst, indem das Mappenartige solcher Darstellungen ein Kunstgefühl nicht aufkommen läßt, wenn auch die Beleuchtung oder die Stimmung des Ganzen noch so glücklich gewählt ist. Diese Bemerkung wird jeder Beschauer an der vorerwähnten Fernsicht gemacht haben; mannigfaches Interesse besitzen solche Bilder immerhin, aber gewiß kein künstlerisches. Es ist Schade, daß Loos, der sich zur Erschöpfung seiner Aufgabe eigens in Klosterneuburg angesiedelt, nicht den Donaustrom und das Leben und Treiben auf demselben zum vorzugsweisen Gegenstand seiner Bestrebungen vorgesetzt hat. Mit seinen reichen Mitteln, mit seiner, früher in werthvollen Kupferstichen erprobten sicheren Hand dürfte ihm die Aufgabe nicht zu schwierig sein, die allerdings eine tüchtige Begabung und eine große Gewandtheit in der Staffirung erfordern würde. Wir leben an einem so schönen Strome, seine Gestade sind so reich an landschaftlichen und lebenvollen Gegenständen und er erscheint so wenig in den Werken unserer Landschaftsmaler, daß man aus diesen seine Nähe kaum ahnen kann. Ferne Thäler, entlegene Alpenhütten, selbst die einsamsten Gletscherhöhen hat man aufgesucht zur Darstellung, aber an den breiten üppigen Strom ist in unsern Tagen noch kein Künstler herabgestiegen, er allein hat noch keinen Vertreter in der Kunst gefunden.

Von Ignaz Raffalt, welcher in der vorjährigen Ausstellung mit mehren seiner Bilder, besonders aber mit seinem Gewitterabend so entschiedenen Beifall errang, sind heuer nur zwei kleinere Bilder zu sehen, eine „Mühle in Obersteier" und eine „neblige Landschaft." Es ist Raffalt aus Anlaß dieses letzteren Bildes mit oder ohne sein Zuthun, jedenfalls aber auf eine nicht wohlbedachte Weise vor Andern hervorgezogen und zum Muster aufgestellt worden. An seine Leistungen wurden Hoffnungen geknüpft, als habe durch ihn die hiesige Landschaftsschule, die bisher im Argen gelegen, eine neue Ära zu erwarten. Er ist auf solche Weise freiwillig oder unfreiwillig aus dem bescheidenen Kreise künstlerischer Genossenschaft herausgetreten, um einen Kampf hervorzurufen, den nur kühne Geister eingehen dürfen, welche durch Widerstand erstarken, und im Kampfe selbst neue Kräfte finden. Für Raffalt dürfte dieser Kampf um so schwerer sein, als er seiner Kunstbildung gemäß, das gesammte Fach der Landschaft nicht wohl zu vertreten geeignet ist. Ehrlich gestanden, wir glauben, daß ohne tüchtige, gewandte Behandlung des Baumschlages das Höchste in der Landschaft nicht geleistet werden kann, und wir können daher die Schwierigkeit der Stellung eines Künstlers ermessen, der vor dem strengen Auge der Welt, und vor dem beleidigten

Gefühle der Kollegen eine Prätenſion rechtfertigen ſoll, die eine übelberathene Dienſtbefliſſenheit in den Tag hineingerufen. Mit den gegenwärtig ausgeſtellten Bildern dürfte nun wohl dieſe Rechtfertigung nicht dargethan ſein; dem erſteren wird wohl Raffalt ſelbſt, weder dem Gegenſtande noch dem Vortrage nach einen beſonderen Vorzug einräumen wollen, und auch die neblige Landſchaft dürfte, obgleich von vielem Verdienſt, jene beſondere Sendung nicht erfüllt haben. Denn es bleibt ein heller weißer Fleck, wie ſich der aufſteigende, von der Sonne beleuchtete Nebel darſtellt, der einen guten Theil des Bildes bedeckt, und von der Gegend nur wenig ſehen läßt, in einem Bilde immer ein ſonderbarer Anblick; aber abgeſehen davon, ſo ſcheint mir das leichthinſchwebende, bald durchſichtige bald ſich verdichtende Geſchiebe eines ſolchen aufſteigenden Nebels nicht genugſam getroffen zu ſein, ja ſelbſt außerhalb den Grenzen der Malerei zu liegen, weil dieſe wohl die Färbung, nicht aber die Bewegung geben kann. Inſoferne bei der Wahl ſolcher Gegenſtände es immer hauptſächlich auf den Effekt abgeſehen ſein muß, wird der, welcher dieſen denkenden Künſtler auf die damit verbundene Gefahr recht eindringlich aufmerkſam macht, den wärmſten Dank um die Kunſtwelt ſich verdienen.

Unter den der Landſchaftsmalerei verwandten Kunſtfächern ſind es beſonders die Blumenſtücke, welche in verhältnißmäßiger Menge vorhanden ſind, und im Einzelnen recht Vieles Verdienſtliche darbieten. — Die Architekturmalerei findet diesmal unter den einheimiſchen Künſtlern nur in Ludwig Ernſt einen würdigen Vertreter, deſſen „innere Anſicht des neu zu erbauenden Prunkſaales im Schloſſe zu Grafenegg," dann eines „Zimmers in der alten herzoglichen Burg zu Kloſterneuburg," beſonders aber der ſchönen „Freiſinger Kapelle" daſelbſt recht werthvolle Leiſtungen ſind. Mehre Aquarelle van der Nüll's verdienen hier ebenfalls die ehrenvollſte Erwähnung, müſſen aber nicht ſowohl als ſelbſtſtändige Kunſtwerke, als vielmehr als höchſt gelungene Studien betrachtet werden.

Unter den Thierſtücken ſind es beſonders die Werke Friedrich Gauermann's, welche wieder vor Allen die Augen auf ſich ziehen, und ſich als Glanzpunkte der Ausſtellung bewähren. „Der verendete Hirſch, von Adlern umgeben" iſt ein ſchon öfter von ihm in ähnlicher Weiſe behandelter Gegenſtand. Der Hirſch iſt nahe an einem Waldbache zuſammengebrochen; ein Adler ſitzt auf ihm, und ſucht ſeine Beute unter drohendem Flügelſchlage gegen einen zweiten, der ſich raubgierig auf einen Stein im Bache niedergelaſſen, zu vertheidigen, während ein dritter ſich aus dem gleichen Antrieb herabſenkt. In einem zweiten Bilde wird „ein mächtiger Eber von vier Wölfen überfallen;" das Thier ſchleppt ſich wüthend und keuchend aus ſeinem Lager durch Geſtrüppe auf einen vorüberziehenden Weg, um feſten Boden zu gewinnen; ein Wolf ſchlägt, ihm auf dem Nacken ſitzend, heißhungerig die Zähne ein, während ihn ein anderer von hinten, ein dritter vorſpringend vorne anzufallen ſucht; der vierte hat bereits ſeine Raubgier ſchwer gebüßt, und windet ſich mit aufgeſchlitztem Bauche heulend am Boden. In einem dritten Bilde „ſtellt ſich mehrlei Vieh dar, welches dem Regen entfliehend, eilig ſeine Hürde ſucht." Eine Magd hat ſoeben das Thor des Stalles geöffnet, und Groß und Klein drängt ſich unter das ſchützende Obdach. Es ſind dieſe drei Bilder in Gauermann's ſchönſter Weiſe gemacht; ob man das erſtorbene Auge des Hirſches, oder den Ausdruck des alle Haare aufſträubenden Ebers, oder die eilfertige Haſtigkeit der ſich überholenden Schafe betrachtet, überall zeigt ſich die vollkommenſte Kenntniß des Thierlebens, aber auch zugleich die in Allem und Jedem ausreichende Hand. Zwei andere Bilder Gauermann's zählen faſt mehr zum Genre, als zum Thierſtücke, indem Menſchen und Thiere darin mit gleicher Trefflichkeit gemalt ſind. Das eine, „ein Bauernhof bei Abendbeleuchtung," zeigt die ländlichen Verrichtungen und Pflege der Thiere bei dem vollen Glanze der untergehenden Sonne; das andere, „ländliche Szene" genannt, zeigt eine Bauernfamilie bei Verzehrung des Veſperbrotes. Alle dieſe Gemälde ſind mit gleicher Meiſterhaftigkeit gemacht; wäre noch ein Wunſch bei ihnen auszuſprechen, ſo dürfte es der ſein, daß dieſe Darſtellungen in manchen Theilen mehr Rundung und Körperlichkeit an ſich tragen möchten. — Unter den übrigen Darſtellungen des Thierlebens verdient nur noch J. N. Rauch's „Rückkehr von den Wengeralpen im Berner Oberlande, mit einem Stierkampfe," beſondere Erwähnung, welcher bei vielem Trefflichen doch mehr nur einer gewiſſen künſtleriſchen Routine, als der unmittelbaren Anſchauung und Vergegenwärtigung des Thierlebens ſein Verdienſt verdanken zu ſollen ſcheint. — Die übrigen Gemälde dieſer Art ſind lediglich Schauſtellungen todter oder lebender Thiere, und erheben ſich, wenn auch oft mit Takt und Geſchicklichkeit vorgetragen, doch nicht über das Niveau des Gewöhnlichen.

Wie bereits bemerkt worden iſt, nehmen die Porträte faſt den vierten Theil der Ausſtellung ein, und viele darunter ſind es auch, welche derſelben Glanz verleihen. Ungeachtet der nicht geringen Anzahl der exponirten Bildniſſe und der im Kataloge aufgeführten Künſtlernamen iſt dieſes Fach doch noch weit zahlreicher beſtellt, und man darf nur erwähnen, daß von Ammerling, Ender (Vater und Sohn), Eybl, Waldmüller, Decker u. A. nichts oder nur wenig vom Belange zu ſehen iſt, und überdies viele Porträtmaler, und darunter vom erſten Range, die Ausſtellungen gar nicht beſchicken.

Unter den gegenwärtig zur Schau gebrachten Bildniſſen ſind es hauptſächlich die Werke von Franz Schrotzberg, Einsle und Borſos, welche ſich dem Beſchauer vorzugsweiſe vortheilhaft darſtellen. Schrotzberg hat ſeinen Sinn für Farbe, ſeinen ſchönen Vortrag, eine gewiſſe Nobleſſe in der Haltung, und ſein beſonderes Glück in Frauenköpfen wieder glänzend bewährt, Einsle dagegen ſtrebt hauptſächlich nach Erfüllung der Form und plaſtiſchem Hervortreten der Theile, indem ihm das Flache und der Mangel der Modellirung, woran die meiſten Porträte leiden, klar geworden ſein mag. Er erreicht damit ungewöhnliche Effekte, doch dürfte er, wie namentlich in ſeiner „Lautenſchlägerin" und in dem „Mädchenkopfe mit herabhängendem Haare," hierin des Guten zu viel gethan haben; ſein Farbenauftrag frappirt allerdings, hebt aber auch zugleich die Haltung des Ganzen auf. Joſef Borſos hält zwiſchen beiden vorerwähnten Künſtlern eine glückliche Mitte, und bewährt ein glänzendes Talent in dieſem Fache; ich wüßte keine Leiſtung, dem das Porträt des Herrn in der grünen goldgeſtickten Uniform nicht an die Seite geſetzt werden könnte. In der weiblichen Figur vor dem Spiegel, welche einen Maskenanzug probirt, erfreut die Natürlichkeit der Bewegung und die gänzliche Verbannung des Koketten, welches in derlei Darſtellungen ſo oft anwidert.

Wir können diese Bemerkung nicht aussprechen, ohne hier nicht zugleich einer Afterkunst nach Kräften in den Weg zu treten, welche mit fabriksmäßigen Erzeugnissen der Frivolität die Ausstellungen überschwemmt. Wir meinen Natale Schiavoni's sein sollende Idealporträte; das ist keine Kunst, auch keine irregeleitete Kunst, das ist, gerade herausgesagt, kaufmännische Spekulation oder noch Schlimmeres. Schon die Namen: „die Gedankenvolle," „der Sommermorgen," „die Liebliche," die Entsagende," „die Schlafende" bezeichnen, welchem Geiste sie ihren Ursprung verdanken, und dazu denke man sich verblasene Modegesichtchen mit üppigen Nacken und Armen, und schlechtverhüllten Leibern. Solche Nuditäten, die nicht einmal in einem tüchtigen Vortrage, viel weniger in einer kernhaften Naturdarstellung einige Entschuldigung ihres Daseins finden, können nur durch gänzliche Nichtberücksichtigung und Entziehung aller Aufmunterung von Ausstellungen verbannt werden; heuer hat man Takt genug gehabt, diese Abwehr eintreten zu lassen, und es ist zu wünschen, daß auch für die Zukunft fest darauf beharrt werde.

In Darstellungen des Volkslebens oder des Genre, wie man dieses Fach mit einem fremden unbezeichnenden Worte benennet, enthält die heurige Exposition von Waldmüller, Swoboda, Eybl, L'Allemand, Wilhelm Richter, Treml, Fischbach u. A. manches werthvolle Bild. Es hat aber dieser Kunstzweig durch den Tod Peter Fendi's und seines talentvollen viel zu früh verstorbenen Schülers Karl Schindler, in den jüngsten Tagen aber insbesondere durch den Tod Josef Danhauser's zu empfindliche Verluste erlitten, um nicht wesentliche Lücken zu zeigen. Vorzüglich war es Danhauser, der die poetischen Seiten des öffentlichen Lebens aufsuchend, sie dichtend zu einem Ganzen gestaltete, indem er aus der einzelnen Darstellung Anfang und Ende einer fantasievollen Dichtung erkennen ließ. So wirkten, wenigstens seine größeren Bilder, wie Szenen eines Schauspieles oder wie Hauptmomente einer Novelle, in welchen das Herausfinden der Exposition und Katastrofe eine geistvolle Aufgabe für den Beschauer war. Im Besitze von ungemeinen Mitteln, war nur Eines nicht ausreichend genug: sein Schönheitssinn; und seine Ansicht, daß ein Künstler die Natur nie genug benützen könne, ließ ihn das Modell in seine geistige Konzeption hineinziehen, und so selbst oft seiner Fantasie die Flügel lähmen. Mußte in dieser Beziehung eine freimüthige Kritik mit ihm rechten, so mindert das nicht seinen Ruhm, und vergebens sieht man sich vor der Hand um ein Talent um, das den von ihm bezeichneten Pfad mit Glück zu verfolgen geeignet wäre. In den Bildern der gegenwärtigen Ausstellung, welche mit Auszeichnung gemacht sind, treten einem in der Regel nur die Drollerie, die Anekdote, die Kinderstube oder das lediglich Schaubare entgegen, und dort, wo allenfalls ein tieferes Gefühl, ein geistigerer Stoff hervortritt, halten die künstlerischen Mittel nicht den gleichen Schritt.

In F. G. Waldmüller's kleinerem Bilde, dem ersten, welches dem Beschauer in den Sälen begegnet, tritt der Gegenstand, von welchem das Bild den Namen trägt, nämlich: „die Heimkehr von der Ernte" mehr in den Hintergrund; es ist vielmehr eine Zusammenstellung recht gut gemachter Figuren, wie es scheint, ein Ergebniß der Reise dieses Künstlers durch Italien, Sizilien und die Schweiz, indem Einem in den breitgebauten Gesichtern dieses Bildes ganz andere Fysiognomien sich darstellen, als man bei Waldmüller zu sehen gewohnt ist. Ein zweites Bild von ihm ist „die Verehrung des heil. Johannes von Nepomuk," wie sie in den Maitagen vor den in Österreich allerwärts befindlichen Standbildern dieses Heiligen Statt zu finden pflegt. Der Künstler hat den Moment gewählt, in welchem ein ältlicher Mann eben das bekannte Johanneslied angestimmt hat, und Alt und Jung mitsingt. — Der „Christtag-Morgen" stellt eine zahlreich geseguete Familie dar, in welcher die Kinder die Gaben des h. Christ empfangen. Ein reiches Bild, voll der schönsten und ansprechendsten Einzelnheiten, wie sie die verschiedenen Empfindungen und Äußerungen der Kinder darboten. Ein viertes Bild ist „die Gratulation," in welcher ein Knabe seinem Großvater vor der zahlreich versammelten Familie seinen Glückwunsch darbringen soll, aber damit nicht gut zu Stande kommt. Auffallend ist, daß der Gratulant als Hauptperson baarfüßig, im werktäglichen ziemlich reduzirten Anzuge erscheint, während die Übrigen bestens herausgeputzt sind; wenn der Künstler in diesen Umstand nicht etwa eine besondere Bedeutung legen wollte. Über die in diesen Bildern überall hervortretende Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit des Künstlers zu sprechen, ist wohl überflüssig; es sind diese Eigenschaften an ihm längst bekannt und anerkannt; ob man nun den ersten besten Kopf, eine Blume, ein Gewandstück, oder die sich von der Mauer abblätternde Kalktünche ansehen mag, Alles und Jedes ist der Natur mit gewissenhaftester Treue und Feinheit nachgebildet, zu welchen Studien er weder Zeit noch Kosten spart. Seine Modelle requirirt er meist unter dem Landvolke, und von der getroffenen Wahl derselben hängt oft der Werth der ganzen Darstellung ab; denn bei der Menge der Figuren und der Verschiedenartigkeit der Charaktere ist diese Wahl keine leichte Aufgabe, und nur darin liegt die Ursache, daß in manchen Darstellungen wirklich unschöne oder unpassende Fysiognomien vorkommen. In den meisten Fällen aber entwickelt Waldmüller hierin einen ungemeinen Takt, und man muß sich wundern, wie treffend manches Individuum zur vorzustellenden Situation gewählt ist. Dem Eindrucke nach wirken seine Bilder wie gut arrangirte Tableaux, in welchen Alles auf das Beste und Umsichtigste zusammengestellt ist, und Alles seine Schuldigkeit thut. Eine geistigere Ansprache, ein tieferes Gefühl darf man ihnen nicht zumuthen, weil sie auch nicht auf diese Weise empfangen und hervorgebracht sind. — Ganz in ähnlicher Weise nur wo möglich in noch feinerer Manier vorgetragen ist „die Braut" von Franz Eybl, nur tritt das innere Leben der Figuren vollends in den Hintergrund.

Eduard Swoboda hat ein größeres Gemälde: „die Holzvertheilung" ausgestellt. Vor dem halbgeöffneten Thore eines Pfarrhofes sind eine Menge arme Leute versammelt, welche gegen Vorweisung von Anweisungen Holz bekommen. Der Gegenstand ist sehr günstig, und der Künstler hat ihn zu einzelnen Charakterisirungen und interessanten Beziehungen trefflich ausgebeutet. Die Gestalten bewegen sich frei, ungezwungen ohne Affektation und Absichtlichkeit; in der Benützung der Natur, gegenüber der künstlerischen Konzeption hat Swoboda eine glückliche Mitte getroffen, aus dem Ganzen spricht Laune und Sarkasmus, und was man nicht genug hervorheben kann, Objektivität, d. h. eine solche Unmittelbarkeit der

Darstellung, daß man über dem Gegenstande das Bild vergißt. Nicht so unbedingt lobenswerth ist der Vortrag, der, obgleich in Einzelnheiten trefflich, so wenig als möglich an die Skizze erinnern sollte, und die vollendetste Plastizität vermissen läßt. Durch eine weise Mäßigung in Andeutung der Wirkungen der Kälte auf den Gesichtern hätte ein gewisser Anstrich von Gemeinheit, der beim ersten Anblick des Bildes auffällt, wohl gänzlich vermieden werden können.

Von F. Treml sieht man einen „Wachposten am Weihnachtsabend" — „Erinnerung an die Schlacht von Aspern" — „einen betrunkenen Rekruten" und einen „Wallfahrerzug." Treml ist ein Schüler Fendi's, und erinnert allenthalben, namentlich im letztgenannten Bilde an seinen Meister. Er wählt vorzüglich das Militärwesen zum Gegenstande seiner Darstellungen, faßt es aber mehr von der elegischen Seite auf, indem er häufig jene Zustände schildert, in welchen das Militärwesen im Konflikt mit den Empfindungen und Bestrebungen des bürgerlichen oder ländlichen Lebens erscheint. Wer erinnert sich nicht an seine Konskriptionsszene, an seinen Deserteur, an den letzten Abschied eines Verurtheilten, an den Abzug einer Garnison und andere Bilder? Auch der „Wachposten am Weihnachtsabend," in welchem derselbe durch ein Fenster die helle Feier des heil. Christ mit ansieht, selbst auch der Rekrut, der im Weine seinen Schmerz betäubt hat, und nun im forzirten Übermuthe laut aufjauchzt, gehören hieher. Zu wünschen wäre nur, daß sich Treml zu einer tüchtigeren, durchgebildeteren Vortragsweise bequemen möchte, deren Abgang in dem sonst so schönen Bilde des Weihnachtsabends sehr empfunden wird. —

Im Gegensatze dieses Künstlers fassen Wilhelm Richter und Fritz L'Allemand den Militärstand von der heroischen Seite auf, und mit lebendigster Fantasie führen sie den Beschauer in Schlachten und Einzelkämpfe. So Richter mit seinem Infanterie- und Kavalleriegefecht, und in seinem größeren Bilde „Ausfall aus einer belagerten Stadt" — L'Allemand mit seiner Episode aus der Schlacht bei Znaim im Jahre 1809, wo Graf Leiningen an der Spitze seines Grenadierbataillons drei französische Generale gefangen nimmt. Sind die Arbeiten des ersteren Künstlers im kleinern Maßstabe höchst verdienstliche Belege der lebendigen Fantasie und Charakteristik ihres Urhebers, so reicht L'Allemand bei gleicher Befähigung durch einen großartigeren Styl zur Historienmalerei hinan, und man muß über die Objektivität der Darstellung um so mehr erstaunen, als der Künstler solche Eindrücke kaum aus der unmittelbaren Anschauung hat schöpfen können.

Was die Genremalerei sonst noch bietet, ist im Einzelnen recht lobenswerth, und was den Vortrag betrifft, im Allgemeinen befriedigend, denn es rührt von Künstlern wie Fischbach, Wengler, Ritter, Ender, Rieder, Fruhwirth, Frankenberger u. A. her, deren Namen in Wien guten Klang haben. Einer Erhebung über die Flut der Erscheinungen aber sind sie darum nicht mächtig geworden, weil in ihnen fast rein nur das Moment des Schaubaren vorherrscht, und bei dem geringeren Interesse des Gegenstandes sie lediglich nur in der Art, wie sie gemacht sind, eine Rechtfertigung ihres Daseins besitzen.

Daß die Historienmalerei auf der Ausstellung sehr schwach vertreten sei, ist schon früher zugleich mit den Ursachen angedeutet worden, welche diese Erscheinung herbeiführen. Es geben auch die vorhandenen Werke durchaus kein Bild von dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Kunst in Wien, weil eben schülerhafte Versuche oder allenthalben vorkommende Geschäftsarbeiten keinen Maßstab in einem Fache darbieten, welches die höchsten geistigen Intentionen in sich vereinigen soll. Es muß also wohl einer künftigen Gelegenheit aufbehalten bleiben, in die Erörterung hierüber mehr einzugehen: nur so viel sei hier bemerkt, daß sich in diesem Gebiete zwei Ansichten schroff gegenüber stehen; die eine, welche die Überlieferungen der Kunstgeschichte wie einen theuren Schatz betrachtet, und besonders in den älteren italienischen Meisterwerken die Typen wahrer Kunst anerkennt; die andere, welche dieses Alles als unnützen Kram über Bord werfen möchte, und dafür die Natur als letzten Zweck der Kunst anerkennt. Da beide Ansichten ausschließend vertheidigt und festgehalten werden, so dürfte die Vereinigung beider in der rechten Mitte, obgleich vielfach als Bedürfniß gefühlt und ausgesprochen dennoch ziemlich ferne liegen. Gewiß ist, daß die allzugroße Entfernung von der Natur zur Manier und zuletzt zur völligen Ungenießbarkeit führen muß, aber eben so gewiß scheitert an dem zu eifrigen Hineintragen der Naturzufälligkeiten in die künstlerische Konzeption jeder geistigere Aufschwung, jede Anstrengung zur Erreichung eines großartigen Styles. Unstreitig stehen auf Seite der zuerst gedachten Ansicht die edelsten Kräfte, für die zweite streitet die Meinung des Tages, und somit der Beifall der Menge.

Unter den religiösen Darstellungen fällt L. Kupelwieser's „Kreuzabnahme Christi" durch Größe und Ausführung am meisten in die Augen. Bei solchen schwierigen, so oft gemalten Darstellungen kann es sich nicht um die Neuheit oder Originalität der künstlerischen Gestaltung handeln; es ist natürlich, daß der Künstler in derlei Fällen sich auf jenes Terrain zurückzieht, dessen Benützung ihm am geläufigsten ist. Dies hat auch Kupelwieser in dem besprochenen Bilde gethan, und durch seine bekannten reichen Kunstmittel die Ursprünglichkeit des Momentes mit Glück ersetzt. Dieser „Kreuzabnahme" an Format ganz gleich, und ebenfalls für Olmütz bestimmt, augenscheinlich das Gegenbild zu ersterem, ist die „Verurtheilung des heil. Johann von Nepomuk zum Tode" von A. Petter. König Wenzel, mit zornsprühendem Gesichte sich zu einigen Kriegsleuten wendend, befiehlt den Heiligen zu ergreifen, der mit einer Hand auf dem Busen, die Rechte gegen Himmel erhoben, Muth und Kraft vom Himmel zu erflehen, von welchem ihm der Strahl der Erhörung zukommt. Das Bild ist in der bekannten Art A. Petter's gemacht; Licht und Schatten wirken in starken Gegensätzen; der vom Himmel kommende Strahl verleiht zwar dem Bilde viel Effekt, ist aber nicht ohne Eintrag für die ernste Haltung desselben, so daß es wohl zu dem vorerwähnten Gegenstücke Kupelwieser's einen besonderen Kontrast darbieten dürfte.

Von L. von Schnorr sieht man einen Karton nebst einer kleinen gemalten Zeichnung, darstellend die Opferung Mariens, und in den beiden Seitentheilen den h. Severin und den h. Rupert; edel gehaltene Gestalten in Schnorr's mehr zierlichem als großartigem Style. — Karl Hemerleins

Jesus und die Ehebrecherin scheint mir auf einem tüchtigen Studium alter Meister zu beruhen; das Hauptverdienst dieses ziemlich großen Bildes besteht hauptsächlich in der Farbe, die ohne gerade grell zu sein, dennoch von äußester Wirksamkeit ist. Die Köpfe sind nicht ohne tieferen Ausdruck, nur ist leider der Kopf des Heilands gar zu weichlich und krankhaft anzusehen; für den Vortrag des Nackten scheint der Künstler weniger Kunsttüchtigkeit zu besitzen. — Erwähnt man noch Josef Binder's Madonna mit dem Kinde, Dobyaschofski's heil. Barbara, und Rieder's: Christus am Ölberge, so ist so ziemlich alles erschöpft, was in religiösen Gegenständen Tüchtiges geleistet worden. Zwar sind noch einige Tafeln von bedeutender räumlicher Ausdehnung ausgestellt, nämlich Engerth's, Dobyaschofski's und Wurzinger's Darstellungen der Erzählung der Träume Josefs; allein als akademische Preisstücke kündigen sie sich selbst als Werke von Schülern an, und können sonach auf der Aufstellung, wenn auch viele tüchtige Anlagen ihrer Urheber beweisend, bei der Frage über den Standpunkt der Historienmalerei keinen Aufschluß geben. Nur so viel sei hier bemerkt, daß sich in Dobyaschofski augenscheinlich die größte künstlerische Ausbildung und Gewandtheit in der Darstellung bekundet, während Engerth an Fleiß und Gewissenhaftigkeit der Ausführung seine Nebenbuhler übertrifft, obgleich seine Leistung, zwischen Naturstudium und angelerntem Styl unsicher schwankend, eine geringere Bemächtigung der künstlerischen Mittel nachweiset. Die meiste Selbstständigkeit und jedenfalls ein ausgesprochenes Talent zeigt sich in Karl Wurzinger, der seinen Gegenstand in jener Weise gegeben hat, in welcher die neufranzösische Schule biblische Gegenstände darzustellen pflegt. Muß man sich auch wundern, was der junge Künstler hierin ohne unmittelbare Anschauung, ohne tieferes Studium, ja selbst ohne die Ersehung an einem tüchtigen Meister geleistet hat, so darf man doch keinen Anstand nehmen, diese undeutsche Richtung schon deshalb als eine irrige zu erklären, weil sie selbst in religiösen, also vorzugsweise geistigen Gegenständen die profane Natur an die Stelle der höheren Intuktionen stellt, und gegen die überlieferten Typen christlicher Kunstweise eine radikale Umwälzung versucht, ohne doch die Keime einer neuen tüchtigen Kunstentwicklung in sich zu tragen.

Unter den Darstellungen aus der Profangeschichte hat die bekannte Befreiung Kaiser Ferdinand II. aus den Händen dräuender Empörer zwei Bearbeiter gefunden, nämlich A. von Perger, und Adam Brenner. Leider wird solchen Werken heutzutage fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, und man darf sich demnach nicht wundern, wenn Vorführungen solcher Art nicht jene Kunsthöhe erreichen, auf welcher sie stehen könnten. Beide Leistungen verdienen gewiß als Resultate eines redlichen Wollens Anerkennung, wenn sie auch nach der Art ihres Daseins nicht fähig sind, sich Aufmerksamkeit zu erzwingen. Dasselbe gilt auch von dem ziemlich großen Gemälde: „Erzherzog Rudolf der Stifter besichtigt in Begleitung seiner Gemalin den Ausbau der Stefanskirche in Wien, 1362" — von Johann Manschgo. Es ist hier ein Gegenstand gewählt, der ohne eigentlicher Handlung doch durch eine anziehende Behandlung der Gestalten, durch künstlerische Hervorhebung damaliger Sitten und Trachten, durch geistreiche Entfaltung beziehungsvoller Episoden, ein großes Interesse zu erwecken geeignet ist. Manschgo hat auch viel hierin gethan, und in allem zeigt sich der denkende und gewissenhafte Künstler; aber es gehört zu derlei Vorwürfen eine solche Gewandtheit des Geistes, und Reichhaltigkeit der Fantasie, ein so ausgeprägter Sinn für Farbe und eine überall ausreichende Machweise, die selbst die erhabensten Gegenstände der Geschichte nicht in diesem Maße verlangen; und stets ist damit die Gefahr verbunden, daß das Nachlassen auch nur in Einer dieser Anforderungen sogleich auf das Ganze eine minder günstige Einwirkung übt.

Die Plastik theilt natürlich in noch höherem Grade die Ungunst der Verhältnisse. Ausstellungen sind nun vollends nicht der Ort, wo sie sich zu zeigen vermag. Unter diesen Umständen sind auch die wenigen vorhandenen plastischen Arbeiten nicht fähig, die Aufmerksamkeit des Publikums auch nur einiger Maßen in Anspruch zu nehmen, und einen Eindruck zurückzulassen; da sie überdies wirklich zu wenig Anhalt darbieten, aus ihnen die Zustände der plastischen Kunst in Wien zu erkennen, so möge die Erörterung hierüber einer nächsten günstigeren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Die lateinische Formenlehre. Nach den besten neueren Latinisten bearbeitet von Herrmann Venedig, k. k. Professor am akadem. Gymnasium zu Klagenfurt. (Wien, 1845. In Kommission bey Mayer et Comp. Preis: 40 kr.)

Man könnte glauben, das Erscheinen dieses Werkes sei kein wesentliches Bedürfniß, weil erst im verflossenen Jahre derselbe Gegenstand von Maurus Schinnagel ausführlich und gründlich behandelt erschien, — allein es herrscht ein großer, wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Werken, der dem Sachverständigen schon bei einer oberflächlichen Vergleichung derselben sich klar und entschieden herausstellt. Während Schinnagl's Grammatik zum Behufe solcher Schüler geschrieben ist, denen eine Erweiterung ihrer bereits erworbenen Sprachkenntniß als nothwendig oder wünschenswerth erscheint, ist Venedig's Formenlehre zunächst jenen Privatisten und angehenden Gymnasial-Schülern gewidmet, welche sich bei dem ersten Vorbereitungs-Unterrichte im Einklange mit dem vorgeschriebenen Lehrbuche eines erklärenden und methodischen Hilfsbuches bedienen wollen.

Nach der klaren Absicht des Verf. soll der Schüler dieses Buch bei allen Erklärungen und Übungen der Lektion vor sich haben; es ist bestimmt, ihm die Materie vorzuhalten, welche der Lehrer eben behandelt, und ihn durch dasselbe an das zu erinnern, was er in der Schule gelernt hat.

Unstreitig hat der Verf. sein Hauptaugenmerk auf Kürze, Bestimmtheit, Faßlichkeit und leichte Anwendbarkeit — überhaupt auf praktische Brauchbarkeit gerichtet, und diesem Zwecke gemäß die angeführten Regeln durch ausgewählte Beispiele erläutert, die nicht nur aus guten lateinischen Schriftstellern genommen wurden, sondern großentheils auch ganz neu sind.

Zur gleichmäßigen Bestimmung des selbstständigen Nachdenkens, wie des Gedächtnisses, werden hier auch die allgemeinsten Lehrsätze aus der Syntax abgehandelt, und mit den vorangeschickten etymologischen Regeln theils zur Ergänzung,

theils zur bessern Begründung der Formenlehre in Verbindung gebracht; — und diese Ordnung unstreitig ist der synthetischen Methode angemessen, nach welcher der Schüler nicht frühzeitig genug eine Anwendung der eben gelernten Paradigmen und Sprachregeln finden kann.

Die Methode, jeden Redetheil sogleich bei der Formenlehre in kleinen Sätzen zu üben, ist nach Baumgarten's richtiger Ansicht durchaus nicht zu tadeln. Der Schüler wird es mit Freuden gewahr, daß er sich schon etwas zusammen setzen kann, während durch das zu lange mechanische Dekliniren und Konjungiren den Kindern das ganze Latein verekelt wird.

Daß die bestehende Schulgrammatik für einen entsprechenden Unterricht nicht genügen kann, unterliegt keinem Zweifel; — es war daher das Bestreben des Verf. — dieses ist überall sichtbar und wird auch später nachgewiesen — entweder das Fehlende zu ergänzen, oder die darin aufgestellten Begriffe durch klare Auseinandersetzung zu erläutern. Die Art und Weise, wie er die Formen und Regeln zum klaren Bewußtsein und zur Sicherheit ihrer Anwendung zu bringen weiß, beurkundet den praktischen Schulmann, der auch der mittelmäßigen Fassungskraft des Schülers leicht verständlich wird.

Wer sich von den vielen Ergänzungen zu dem Fehlenden und Mangelhaften in der Schulgrammatik überzeugen will, lese nur des Verf. Art und Weise, zusammengesetzte Substantive ins Lateinische zu übersetzen S. 21. — Die sehr zweckdienlich gewählten Beispiele zur Einübung der Adjektive in Verbindung mit Substantiven und zur Übung im Erkennen der Form sowohl als der verschiedenen Gattungen der Zeitwörter S. 27 und 60. — Anmerkungen zu den Vergleichungsarten S. 31. — Kürzeste und leichteste Methode, deutsche Zahlen ins Lateinische und umgekehrt zu übersetzen (in diesem Buche faßlicher und kürzer als in Baumgarten's Grammatik abgehandelt) S. 41. — Die durch passende Beispiele bis zur möglichsten Klarheit erläuterte Behandlung der direkten und indirekten Fragen, — einer der schwierigsten Fälle für den Anfänger S. 55. — Die ganz neu (S. 82) aufgestellte Ansicht, daß, wenn auch die Formen des Verbums aus den Stammzeiten selbst gebildet werden können, es doch zweckdienlich sei, den Schüler auch mit dem Thema derselben bekannt zu machen. Durch Bestimmung des Thema der vier Stammzeiten, sagt der Verf., lernt erstlich der Anfänger am richtigsten die Wurzelsylben von den Endsylben unterscheiden; auch wird er bei den praktischen Übungen die fragliche Zeit weit sicherer vom Thema als von der Stammzeit ableiten, wenn er angewiesen wird, die im Paradigma angezeigten Endsylben zum Thema der Stammzeit zu setzen.

Gegen diese Ansicht läßt sich durchaus nichts einwenden. — Weit faßlicher als in den meisten Grammatiken, ist die umschreibende Konjugation, die Verwandlung der Sätze aus der aktiven in die passive Form, die etymologische Lehre von den Partizipien, und insbesondere die Lehre von den Konjunktionen darin behandelt. Es wäre dem Ref. leicht möglich, noch mehre Lichtseiten herauszuheben, welche dieses Buch auszeichnen, wenn er nicht überzeugt wäre, daß schon die eben angeführten hinlänglich genügen, diesem nützlichen Werkchen ein aufrichtig empfehlendes Wort zu führen.

Dem inneren Werthe des Buches entspricht vollkommen die geschmackvolle typografische Ausstattung, und da der Preis desselben sehr billig ist, so wird ihm auch die verdiente Verbreitung nicht fehlen. Bibliothekar Budik.

Aus Zeitschriften. April.

Unterrichtswesen.

(Fortsetzung.)

Privat-Vorlesungen über pathologische Anatomie hält Dr. Arányi in deutscher Sprache in Pest. 30 Vorlesungen, à 2½ Stunden, für 15 fl. Honorar. Außer den Präparaten des Museums werden wenigstens 25 Cadavera zur Untersuchung herbeigeschafft. Sowohl die allgemeine, wie auch die spezielle pathologische Anatomie wird theoretisch und praktisch vorgetragen, und das Interessanteste aus der fystiologischen (à la Hempel) Anatomie, vorzüglich die Eingeweidelehre prak.isch durchgenommen. Pst. Tgbl.

Eine Kleinkinderbewahranstalt wurde in Szigeth (Marmarosch) errichtet. Pst. Tgbl.

Eine neue Schule wurde in Hußth durch die Reformirten gegründet. Der Referent wünschtz aus dem Unterrichtsplane hinweg: „die griechische Sprache, die ja im Gymnasium gelehrt wird, und zweitens die Erlernung der Spottgedichte gegen die Deutschen, da doch die deutsche Sprache darin eifrig gelehrt wird.“ Pst. Tgbl. 58.

In Pest hat sich ein Verein gebildet, um 4 ungarische Jünglinge in Fellenberg's Georgikon in der Schweiz zu schicken. Hirlap.

Zur Gründung einer ungarischen Lehrkanzel über Industrie hat der Bischof von Agram, Georg Haulik 5000 fl. geschenkt. Pannon.

Eine Privat-Lehranstalt (die erste) der böhmischen Sprache in Wien hat Hr. J. N. Konečný eröffnet. Er ist Verfasser eines böhmisch-deutschen Wörterbuches, einer böhmischen und einer polnischen Grammatik.

Eine Lehrkanzel der kroatisch-slawonischen Sprache und Literatur wurde in Agram eröffnet. Pst. Tgbl.

Die Kinderbewahranstalt in Ödenburg besitzt ein eigenes Haus im Werthe von 4078 fl., und 2884 fl. Kapital.

Eine gymnastische Lehranstalt wurde in Pest durch Hrn. Christ. Fuchs eröffnet.

Eine Musikschule, in welcher nach J. B. Logier's Systeme unterrichtet wird, eröffnete zuerst Hr. Paul Mitternast in Wien am 1. April. Die Grundlage des Systems bildet die gleichzeitige Ausbildung mehrer Schüler im Klavierspiele und der Harmonielehre.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 29. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 64.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1168 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Ficker: Bohtz über das Komische. — Richter: Winařicki über Bohuslaw Lobkowic. — Aus Zeitschriften. (Fortsetzung.)

Über das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen, von Dr. Aug. Wilh. Bohtz, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Göttingen. Gött. 1844. 8.

Angezeigt durch Prof. Dr. Frz. **Ficker** in Wien.

Hr. Bohtz, Verfasser des verdienstlichen Werkes „Geschichte der neuern deutschen Poesie," hat vor einigen Jahren die Schrift „die Idee des Tragischen" ans Licht treten lassen, und vorliegende Abhandlung bildet gleichsam den Pendant zu jener. Hr. Verf. wählte den rein filosofischen Entwicklungsgang, blieb aber nicht im Gebiete der Abstraktion stehen, sondern war bestrebt das Allgemeine durch das Individuelle zu veranschaulichen, und ging nach Aufstellung der Prinzipien in das individuelle Leben der höchsten komischen Kunst, in die des Drama, tiefer ein. Doch war hiebei seine Absicht nicht, das eigentlich Literarische zu behandeln, sondern vom rein ästhetischen Standpunkte aus an einigen der bedeutendsten Repräsentanten des antiken und romantischen (wohl auch des modernen) Lustspiels das Wesen der dramatischen Kunst aufzuhellen. Ref. will seinem Entwicklungsgange folgen und einzelne Bemerkungen daran knüpfen. Hr. Verf. geht vom Schönen aus und erklärt dies treffend und präzis als die erscheinende Idee und erörtert sodann, wie weder das eine noch das andere Element für sich allein zureiche, um das Schöne zu konstituiren; doch bedürfte wohl die aufgestellte Behauptung: „Die Idee ist das Absolute" einer tieferen Motivirung. Auch hätte zur Veranschaulichung jener Deduktion an Klopstock und Wieland erinnert werden können. Nun geht Verf. auf die Frage über, ob die Natur oder die bewußtlose Welt es sei, in der die wirkliche Schönheit offenbar wird. Das Resultat fällt dahin aus, daß die Natur nur dunkel wie in geheimnißvoller Hieroglyfenschrift auf die Idee hinweise, daß dagegen in der Kunst die Schönheit ohne Verhüllung hervortrete, mithin nur in der Kunst die vollendete Schönheit, welche den Anblick der absoluten Einheit des Geistes und der Natur gewährt, offenbar werde. Nun geht Hr. Verf. auf die einzelnen Erscheinungsformen des Schönen (Modifikationen desselben, gleichsam Töne einer Skale, Farben eines gebrochenen Lichtstrahles) über. Aber hier wird immer noch eine schwache Seite der spekulativen Filosofie des Schönen sichtbar; denn dem strengen Denker dürfte es wohl nicht ganz genügen, wenn nach der Lehre vom Schönen noch von der Schönheit im engern Sinne die Rede ist, und diese von der Anmuth, dem weiblichen Schönen, der Venustas der Römer, unterschieden werden soll. Hr. Verf. läßt dies unbestimmt, indem er sich der Worte bedient: „Was auf dieser ersten Fase des Schönen abwehrt, daß die Dinge nicht in das gemeine Leben wieder zurücksinken, ist der Hauch der Anmuth." Als Musterbilder der Anmuth hätten Göthe's Gretchen und Klärchen, H. Kleist's Käthchen genannt werden können. Treffend bemerkt Hr. Verf., daß der wirklichen Anmuth nie ein zu bestimmtes Bewußtsein von ihr beiwohnen werde; daher künstliche Grazie, Zierlichkeit, und vollends das Gezierte ihr fern bleiben. Waltet aber nicht noch ein Unterschied zwischen Anmuth, Grazie und Holdseligkeit ob? — Zeige sich ferner ein Widerspruch zwischen der Idee als solcher und der sinnlichen Form, die dem Inhalte nicht mehr angemessen ist, so sei uns das Erhabene gegeben. Hiebei würdigt Hr. Bohtz die Ansichten, welche Kant und Schiller vom Erhabenen aufgestellt haben und sucht dann die Frage zu lösen, ob das Erhabene in jener bestimmten, sinnlichen Form, die einmal alle Schönheit erfordert, sich offenbaren könne. Werden jene beiden Momente des Sinnlichen und Geistigen, welche nicht zur absoluten Einheit sich aussöhnen, ganz aus einander gezerrt, so werde für die ästhetische Anschauung ein solches Mißverhältniß gerade das Häßliche. Wohl aber trete das Erhabene als wirkliche Schönheit hervor, sobald die im Übergehen in die Wirklichkeit begriffene Idee, wie als höchste Thätigkeit, zugleich als absolute Ruhe sich äußert. In dieser, die aus dem völligen Siege des Geistes über die Naturmacht hervorgeht, gewinnt die sich selbst ganz verstehende Kraft die der wirklichen Entfaltung nothwendige Schranke und die dem idealen Leben entsprechende Form. Das absolute Prinzip, obschon es den Charakter des Überirdischen behält, ist im vollendet Erhabenen ganz in die Bedingungen des Reinmenschlichen einge-

gangen und der Ausdruck des sittlichen Willens, der das fysische Leben ganz in seiner Gewalt hat, erweckt in dem Anblickenden Ehrfurcht, huldigende Liebe. In solchem Gefühle kommt dann auch nothwendig jene Dissonanz zur Auflösung, die nach Kant's Theorie im Erhabenen stehen bleibt, und wodurch dieses vom Schönen getrennt ist.

„In der Art und Weise, wie die plastische Kunst der Alten das Bild des Gottes und des Heros von einander unterschieden hat, ist das Eigenthümliche einseitiger Erhabenheit und derjenigen, die auch majestätische Schönheit ist, bestimmt hervorgetreten." So schön dies gesagt ist, und so wahr es ist, daß in der plastischen Bildung des griechischen Gottes und des Heros ein wesentlicher Unterschied obwalte, so weiß ich doch nicht, ob die Unterscheidung einer majestätischen Schönheit und einer einseitigen Erhabenheit völlig genüge. Das schlagendste Beispiel für die Ansicht des Verf. wäre des Pheidias olympischer Zeus; paßt aber des Polykleitos Hermes, als Repräsentant der Efebengestalten, oder der Dionysos des Praxiteles eben so? Und in welche Sfäre des Schönen gehören die Heroenbildungen, z. B. der ruhende Herakles? Hier werden offenbar mehre nähere Bestimmungen vermißt. Warum ist das Ideal der Gottheit der Christenheit bis jetzt noch in keinem der vorhandenen Kunstwerke völlig erreicht? Warum bleibt das treffendste Symbol der Gottheit das Licht? Allerdings muß auch die christliche Gottheit in höchster, in vollendeter Ruhe erscheinen, selbst da, wo sie etwas hervorbringt; denn ihr Wirken ist nur ein Wollen; darum enthält selbst Michel Angelo's Schöpfung Adam's für den Beschauer etwas Unbefriedigendes; noch mehr gilt dies von den Visionen vom jüngsten Gerichte, wo es Michel Angelo und Rubens versuchten, die Gottheit richtend und strafend darzustellen. Aber selbst Rafael's Gott Vater, der das Chaos theilt und van Eyk's Gott Vater im großartigen Altarblatte zu Gent erreicht die Idee nicht ganz. Die Idee der christlichen Gottheit steht offenbar zu hoch, um in der bildenden Kunst eine entsprechende sinnliche Form für dieselbe auffinden zu können.

Anders verhält sich's mit dem Gottmenschen Jesus Christus. Dies ist der würdigste Gegenstand für die Darstellung des Malers und selbst plastische Künstler, wie in neuester Zeit Dannecker und Thorwaldsen, haben sich an diesem erhabenen Gegenstande mit Glück versucht. — Richtig bemerkt Hr. Verf. das einseitige Verfahren, wenn man, wie die Kantische Schule es thut, das dem endlich Erhabenen anhaftende negative Moment nur im Widerspruche des Geistes mit der Natur findet. Nicht selten sei es die Tiefe des Seelenlebens selbst, was angegriffen wird, und es sei der Geist mit dem Geiste, die sittliche Macht mit einer andern gleichfalls berechtigten, ja der Mensch mit der Gottheit, die im Erhabenen sich einander bekämpfen, und so den schauerlichen Ungrund, die nächtliche Tiefe des Lebens an den Tag bringen. Soll nun dieser Zwist zur Auflösung kommen, so setze dies voraus, daß das negativ gewordene Endliche, insofern es dies ist, in seiner zeitlichen Erscheinung untergehen, und dagegen das absolute Prinzip als die alle Gegensätze überwältigende Macht sich offenbaren müsse. Und dies geschehe im Tragischen, das Hr. Bohtz als das Erhabene erklärt, welches aus solchem Kampfe mit der negativen Macht hervorgeht, und als wirkliche Schönheit zur Offenbarung kommt. Vom Tragischen aus gewann Verf. leicht den Übergang zu dem Komischen. Die Theorie des Komischen zerfällt ihm in zwei Abtheilungen. In der ersten verfolgt er den Begriff des Komischen überhaupt von den niedern Stufen aus bis dahin, wo derselbe in die Idee des Schönen übergeht. In der zweiten Abtheilung dagegen macht er die das Komische erzeugende Thätigkeit der Fantasie zum Gegenstande seiner Betrachtung, die sich nach mehren Richtungen im Kampfe mit den Gegensätzen des gemeinen Bewußtseins endlich zum reinen Humor durchbildet. Als die unterste Entwicklungsstufe, die dem wirklich Komischen vorangeht, betrachtet Hr. Bohtz das Häßliche. War es Hr. Prof. Weiße in Leipzig, der in seiner Ästhetik vom J. 1830 den Begriff des Häßlichen zuerst seiner Bedeutung nach erkannt und denselben dem ästhetischen Gebiete angeeignet hat; so hat hier Hr. Bohtz den Gegenstand nach eigenthümlichen Ansichten meisterhaft erörtert. Es würde zu weit führen, wollte Rezens. dem Gedankengange des Verf. Punkt für Punkt folgen; er will demnach das aus dem ästhetischen Standpunkte vorzüglich Beachtenswerthe hervorheben. Zerrissenheit, Verzerrung der Totalität sei immer der Charakter des Häßlichen. Sei gleich die Wahrheit der Idee im Häßlichen vernichtet, so verhindere dies doch nicht, daß in dem dagebliebenen Bruchstücke Elemente des Schönen fortleben. Zum Belege diene Faust nach der Volkssage, wenn er sich bereits dem Teufel ergeben hat.

Obschon man von der Natur oder der bewußtlosen Welt nicht sagen darf, daß sie von der Idee wirklich abgefallen sei, so seien doch auch ihr Spuren des Häßlichen eingedrückt, wodurch wir an den Fall und die Verzerrung des Geistes erinnert werden. Schon in der nicht organischen Welt nennen wir diejenigen Gegenden häßlich, in denen, wie in der Wüste, die Vegetation aufhört und statt derselben das stagnirende Leben sich zeigt. In einem weit höhern Grade jedoch werde das Häßliche da erweckt, wo wir entweder die in Folge des Todes beginnende Auflösung des körperlichen Organismus oder in dessen Überbleibseln die Vernichtung des Lebens sehen müssen. Der wirklich beseelte Körper sei dann häßlich, wenn an demselben durch das Hervortreten einzelner Theile das proportionirte Verhältniß zur Totalität des Organismus gestört worden. Erinnerung an die Fledermäuse, Kröten, Affen u. s. w. Auch der menschliche Körper, wofern derselbe mißgebildet ist, erwecke nicht selten die Empfindung des Häßlichen in uns. Wenn aber aus dem Gesichte Gutmüthigkeit, Wohlwollen uns anredet, oder gar in dem Leuchten des Auges der wirkliche Adel der Seele wiederstrahlt, so sei das, was bei dem ersten Eindrucke unangenehm uns berührte, verschwunden, und das nur natürlich Häßliche für den Anblickenden kein störendes Element mehr. In entgegengesetzter Richtung könne aber auch durch die Disharmonie des dem Körper inwohnenden Geistes die angeborne Schönheit untergehen und an deren Stelle das wirklich Häßliche hervortreten. Dies finde dann Statt, wenn wir in den durch häufige Wiederkehr habituell gewordenen Geberden des Wüstlings die gemeine Sinnlichkeit, oder in den wilden, verzerrten Gesichtszügen des Verbrechers die ganze Zerfallenheit und Verruchtheit des Innern unmittelbar wahrnehmen. Doch scheidet hiebei Verf. scharf den ethischen und

den ästhetischen Standpunkt, und bemerkt hierauf mit Grund, daß beide Sfären nicht immer von einander geschieden bleiben. Obschon ferner das Urtheil, daß das Böse, insofern es erscheint, das Häßliche sei, wahr ist, dürfte doch der Satz nicht dahin umgestellt werden, daß das Häßliche immer auch das Böse sein müsse. Auch der Irrthum, der Wahn befallen die Tiefe des Innern und können unter den einem Systeme angehörenden Gliedern eine total verkehrte Stellung herbeiführen.

Der ästhetische Standpunkt finde aber drei Unterschiede des Häßlichen auf. Es könne einmal in dem Residuum des Schönen das ideale Moment noch auffallend hervortreten, so daß Berührungen mit dem Erhabenen da sind. Das andere Mal dagegen erscheine durch die dem Häßlichen beiwohnende Unwahrheit das positive Moment ganz zurückgedrängt, und es werde dagegen der gleisnerische Schein grell zur Schau gestellt. Dann aber könne auch die Unwahrheit in so roher plumper Gestalt auftreten, daß sie ohnmächtig, unschädlich erscheint und im Kontraste mit der Wahrheit des wirklichen Lebens das Lachen erweckt. In der ersten Gestalt sei das Häßliche dämonisch, in der zweiten gespensterhaft, in der dritten die Karrikatur. Übrigens können schroffe, dämonische Charaktere in dem Gedichte, besonders im Drama, auftreten, und es werde das Ganze keineswegs dadurch häßlich. So seien Richard III., Makbeth dämonische Naturen; aber kein vernünftiges Urtheil werde die beiden Trauerspiele selbst, denen die genannten Charaktere angehören, häßlich nennen. Aber in entgegengesetzter Richtung können Gedichte auch so beschaffen sein, daß dieselben im Einzelnen ungemein große Schönheiten haben, und gleichwohl der Eindruck, den das Ganze zurückläßt, das Häßliche ist. Als Beleg dessen führt Verf. den Kain des Lord Byron an; denn hier werde alle Kraft aufgeboten, jene heilige Macht zu verdächtigen, als ob sie mit Neid gegen das Endliche erfüllt sei, wenn gleich das Byron'sche Gedicht hohe Genialität beurkunde, ja die Klage über die Zerrissenheit, Zerfallenheit des Menschen nirgend sonst wo eine ähnliche magische Anziehungskraft habe. Während in den Dichtungen eines Sophokles, Aristophanes, Cervantes und Shakespeare alles Disharmonische zur Harmonie sich auflöset, so begegnen wir dagegen in dem Byron'schen Gedichte einem häßlichen Unwesen, welches die ideale Wahrheit verzerrt und gegen die in der göttlichen Welt waltende Harmonie ankämpft.

Wenn das Häßliche in Nacktheit seine Scheineristenz hervortreten lasse, so nennen wir es gespensterhaft. Einen gespensterhaften Eindruck machen Wachsfiguren; denn eine solche Nachahmung, welche die ideale Wahrheit ganz aufgibt, und dagegen den Schein der wirklichen Persönlichkeit erheucheln möchte, erinnere an die Leiche. Das Beispiel der Wachsfiguren ist trefflich gewählt Nur treten hier mehre Umstände zusammen, um jenen Anblick widrig zu machen. Erstlich zeigt sich hier, wie wenig wir im Stande sind, durch bloßes Färben (ohne zugleich künstlichen Schatten und künstliches Licht auf dem Bilde angedeutet zu haben) das Kolorit der Natur nachzuahmen. Aber nebst der ekelhaften Farbe des tinchirten Wachses kommen bei Wachsfiguren noch die starren, unbeweglichen Glasaugen hinzu, die eingefugten Haare, die schlottrige Bekleidung. Wäre das Wachsbild mit Beweglichkeit und Sprache eines Automates vereint; könnte es uns, zumal in nächtlicher Stunde, zum Wahnsinn bringen. — Auch hier zeigt Hr. Bohtz, wie die Poesie Züge des Gespensterhaften in sich aufnehmen könne, ohne daß dadurch die Darstellung selbst häßlich werde. Zum Beispiele dienen Tieck's Märchen (im blonden Eckbert, im Runenberge, im Tannenhäuser), wo dagegen in mehren Darstellungen Hoffmann's durch das Gespenst und den Wahnwitz die dem wirklichen Bewußtsein angehörende psychologische Wahrheit gänzlich vernichtet wird. Und in der That der Dichter unterliegt jenen dämonischen Mächten, mit denen er spielen will. Und nun geht Verf. zur Karrikatur über; doch dürfte wohl schwerlich das über sie Gesagte jeden Leser befriedigen. Ihre Wirkung liegt ja keineswegs in einer willkürlichen Verzerrung der Gestalt, sondern in der erhöhten Bedeutsamkeit dieser verzerrten Züge. Oder gehören Hogarth's Karrikaturen bei aller ihrer genialen Neuheit der Erfindung, ihrem Reichthum der Gedanken, der Wahrheit des Ausdrucks, gehören die mit tief poetischem Sinne von Leonardo da Vinci gezeichneten, in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindlichen, um die grausigen Zerrbilder eines Höllenbreugel und Callot mit Stillschweigen zu übergehen, nicht mehr dem komischen Gebiete an? Weil aber die Karrikatur mehr lächerlich als gespensterhaft erscheint, so bahnt sie dem Verf. leicht den Übergang zum Lächerlichen. Bei der Erklärung des Lächerlichen geht Hr. Bohtz von der Aristotelischen Definition aus und erklärt, daß die meisten Erklärungen des Lächerlichen, welche die Autoren des Alterthums und die neueren Theoretiker gegeben haben, nur weitere Ausführungen und Modifikationen jener Aristotelischen Definition seien, ohne selbst eine scharf begrenzte Erklärung aufzustellen. Treffend bemerkt Hr. Verf., daß zur Erzeugung des Lächerlichen die innere, ideale Thätigkeit des Subjektes ein wesentliches Erforderniß sei. Er unterscheidet daher drei Momente in dem Lachprozesse, insofern derselbe geistiger Natur ist: 1. Die ideale Thätigkeit oder das innere Spiel des anschauenden Subjektes. 2. Das Objekt, welches durch solches Spiel als das Lächerliche gesetzt wird. 3. Das Produkt des in Kontrast, in Vergleichung Gebrachten, das durch Kopulation gewonnene Dritte. Das Lächerliche dürfe daher eben so wenig in dem Objekte, insofern dasselbe von der subjektiven Thätigkeit getrennt ist, gesucht werden, noch beruhe es allein in der subjektiven Auffassung, es müsse vielmehr als ein neues Erzeugniß, welches aus dem Spiel des subjektiven Geistes mit der objektiven Welt sich bildet, betrachtet werden. So richtig diese aufgestellten Forderungen sind, so sind dadurch noch keineswegs die einzelnen Merkmale des Lächerlichen erschöpft; eben deswegen befriedigt auch das nicht vollends, was zur Erklärung des Umstandes angeführt wird, daß das objektiv Lächerliche nicht immer auch subjektiv lächerlich sei. Sollte hiebei nicht auch die fysische und geistige Stimmung des Subjektes eine Beachtung verdienen? Im Widerspruche mit Dr. Ruge (s. dessen: Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche in den Blättern für liter. Unterhaltung 1835), der ausdrücklich das Unbewußte von Seite des Belachten aufstellt, läßt Hr. Bohtz die Repräsentanten des Lächerlichen überhaupt zwei große Klassen bilden. Die Thorheit der ersten Klasse sei nur für die Beobachtung Anderer lächerlich, während dagegen die zweite Klasse, die sich selbst für lächerlich

poetischen Gedankens. In dieser Beziehung ist also das Landschaftsfach seit mehren Jahren so ziemlich stationär geblieben; die Bewegung ist mehr eine innere, minder Aufsehen erregende, aber, wie mir scheint, eine Bewegung abwärts. Jedem unbefangenen Beschauer muß auffallen, unter lauter Darstellungen der Natur, doch so wenig wahrhafte Natur in den Bildern zu finden, und nach dem alten Sprichworte: daß man den Wald auch vor lauter Bäumen nicht sehen könne, scheint sich der gesunde Sinn und die reine Naturempfindung mehr und mehr zu verlieren. Eine herausfordernde und gegenseitig sich überbietende Virtuosität hat sich an die Stelle einer edlen Einfachheit gesetzt, immer mehr macht sich die Hand geltend auf Kosten des Gemüthes; nicht mehr die Ruhe, die Einfalt, die erhabene Feier der Natur sucht man wiederzugeben, sondern die Unruhe, den Kampf, den Widerstreit. In das gefahrvolle Feld der Naturerscheinungen hat sich die Landschaftsmalerei bereits hineingewagt, wo es keine Schranke bis zur gänzlichen Effektmalerei mehr gibt. Es ist mit dieser unverholenen Hervorhebung des bezeichneten Übelstandes nicht beabsichtigt, das Verdienst irgend eines Künstlers in Schatten zu stellen, auch ist es nicht das schadenfrohe Vergnügen am Tadel, welches diesen Irrweg aufdeckt; vielmehr ist es die Pflicht jedes redlichen Beurtheilers künstlerischer Bestrebungen, als treuer Warner jedwede Gefahr wohlmeinend, aber freimüthig anzudeuten, und auf die Folgen aufmerksam zu machen. Wahr ist es, die Künstler haben die bezeichnete Bahn nicht ohne Nöthigung betreten; der gegenseitige Wetteifer nach Anerkennung, das Ausstellungswesen überhaupt, der Vorgang des Kunstvereines, der Zuruf des Publikums: Alles hat sich vereinigt, sie in diese Bahn zu drängen. Es wird daher das angeregte Bedenken bei manchem Künstler kein gläubiges Ohr, aber hundert Entschuldigungen finden; dem denkenden Künstler indessen muß es darum zu thun sein, sich nicht fest zu fahren auf einer Bahn, und sich auf jener Höhe der Anschauung zu halten, die ihm als einem Geistesbevorzugten seiner Zeit ziemt.

Eine andere der vorangeführten parallel laufende Bewegung zeigt sich in der fast völligen Beseitigung der Staffage. Weil man Effekt beabsichtigt, überhebt man sich des poetischen Theiles der Landschaft, und nachgerade scheint auch das künstlerische Vermögen hiezu immer seltener zu werden. Eigentliche Bedeutung hatte der belebte, der dramatische Theil der Landschaft auch früher nicht; man gebrauchte Figuren und belebte Szenen zur Ausfüllung des Raumes, zur Unterbrechung von Linien u. s. w., aber Geschick und Fleiß in der Ausführung derselben war allenthalben sichtbar; heutzutage ist die Staffirung in der Regel unbehilflich und ohne Verständniß, selten überdacht und geistreich.

Andererseits läßt sich aber ein mächtiger Fortschritt im Vortrage, ja selbst die gesteigertste Virtuosität der Handfertigkeit nicht verkennen. Dieser Fortschritt zeigt sich sowohl in den Leistungen der Einzelnen, als auch in dem Auftauchen neuer Talente. Jährlich schießen neue Namen auf, denen man mit ihren Leistungen, was Geschicklichkeit betrifft, volle Anerkennung zollen muß. Es steht dieser Vorzug im umgekehrten Verhältnisse mit dem geistigen Momente in der Kunst, wird übrigens von allen Künsten getheilt, und ist, so wie die ihm zu Theil werdende Überschwenglichkeit der Anerkennung jedenfalls ein Zeichen unserer Zeit.

Diejenigen Künstler, welche sich in dieser Beziehung einen ehrenvollen Ruf erworben haben, zählen der Mehrzahl nach zu den Darstellern unserer Alpenwelt, und auch im diesjährigen Salon haben sie wieder verdienstliche Bilder geliefert. Hieher gehört Thomas Ender mit seiner „Ansicht der Ruine Fregenstein mit Zirl im Ober-Innthale in Tirol" — Josef Gerstmaier mit seiner „Aussicht von Rodaun nach Perchtoldsdorf" — Johann Fischbach mit seinem „Ausfluß des Königsees," seinem „Untersberg" und seinem „Stauffen bei Salzburg" — Franz Barbarini mit seiner „Partie von Hallein" und „St. Wolfgang in Oberösterreich" — Anton Hansch mit einer „Landschaft mit einem Waldbache" — Franz Reinhold mit „Altaussee mit dem Dachstein" und „Ruine Peggau in Steiermark" — und mehre andere Künstler, wie Wilhelm Pollak, Steinfeld, Sohn, Wipplinger, Schrattenbach, Werner, Erhardt, der verstorbene Zaradniczek, Stökler, Mahlknecht, deren Werke aufzuzählen der Raum nicht gestattet. —

Als ein höchst gelungenes Werk der glücklichsten Naturauffassung muß Anton Schiffer's: „Ansicht der Mühlsturzhörner am Hintersee in der Ramsau bei Berchtesgaden" hervorgehoben werden. Über einen anspruchslosen Vorgrund schweift der Blick über den klaren, spiegelgleichen See, der sich in mäßiger Ausdehnung bis in die Mitte des Bildes hinzieht; von dort setzt sich das Thal fort, auf dessen Seiten sich mächtige Berge erheben, unter denen die Mühlsturzhörner von Streiflichtern der Sonne eigenthümlich beleuchtet, weit hervorragen. Man sieht, Schiffer ist der panoramaartigen Anordnung seiner Bilder auch in dem gegenwärtigen Werke treu geblieben, auch diesmal hat er wieder das Spiel des Sonnenlichts in der bewölkten Luft zur Vervollständigung des Effekts herbeigezogen, aber es ist ihm dies mit einer Naturwahrheit gelungen, die das Auge des Beschauers unwillkürlich fesselt. Das Farbenspiel der Luft im See, der Schmelz der Wiesengründe, das Hinziehen des Thales, die Behandlnng der Waldabhänge, alles zeigt die glücklichste Naturempfindung. Nach dem einstimmigen Urtheile Aller ist dieses Bild eine der schönsten Leistungen, die Schiffer je zur Schau ausgestellt hat, und es übt auch auf der Ausstellung selbst eine Kraft aus, die selbst meisterhaften Bildern der Umgebung abträglich wird, ein Beweis, daß zur wahren und sicheren Wirksamkeit einer Landschaft eben nichts weiter gehöre, als — Naturwahrheit. — Ein anderes, obgleich weit anspruchsloseres Bild ist Josef Höger's „Partie aus Berchtesgaden," das mit seiner ungeschminkten, ruhigen Natürlichkeit, und seiner besonnenen Klarheit und reizenden Zusammenstimmung einen zwar weniger drastischen, aber sicheren Eindruck hinterläßt.

Unter den Landschaftsmalern, in deren Werken sich eine freiere Bewegung in Erfindung und Anordnung zeigt, steht Josef Feid mit seinen beiden Bildern: „Wald mit einem Sumpf" und „Waldlandschaft mit Buchen" obenan. Es ist weniger das Öde, Verlassene und Wilde, als vielmehr die feierliche Stille, die ernste Waldeinsamkeit, die uns Feid mit einer ihm vielleicht selbst unbewußten Macht in seinen Bildern vorführt; man möchte mit Liebe in ihren Gründen verweilen,

und der aufgeregte innere Sinn hilft das Gesehene weiter ausmalen und ergänzen. So wirken seine Bilder eigentlich, wie Landschaften wirken sollen, nämlich gleich einem lyrischen Gedichte, das weit mehr enthält, als seine wenigen Zeilen fassen. Daß Feid in seinen Waldszenen immer mehr den heiteren Theil der landschaftlichen Natur festhält, liegt meiner Ansicht nach, in einem tiefen und richtigen Gefühl. Allerdings ist der Sturm, der Kampf der Elemente ein edler Vorwurf der landschaftlichen Kunst; aber es sollten solche Darstellungen mit weiser Mäßigung vorgeführt werden, weil der Mensch auch in der Natur den Kampf der Elemente nur mit mehr oder weniger Beängstigung erträgt, und ein natürliches Gefühl ihn drängt, sich demselben zu entziehen. Auch im Leben gelten die Launen der Temperatur und Witterung als ein Unangenehmes, warum sollen sie in Werken der Kunst angenehm auf den inneren Sinn wirken, namentlich in Werken, in welchen sie durch den poetischen Charakter nicht bedingt sind? Wer die ausgestellten Landschaften der Reihe nach durchgeht, kann fast überall schwere Lüfte, drohenden oder wirklichen Regen, herannahende Gewitter u. s. w. erblicken, warum der Landschaftsmalerei, dieser vorzugsweise heiteren Kunst, ohne Noth den Charakter der Zerrissenheit aufdringen? Schon vorhin wurde erwähnt, daß derlei Erscheinungen meistens nur des Effektes wegen gewählt werden; aber während man einerseits an Interesse zu gewinnen sucht, tritt man andrerseits in Opposition mit einem natürlichen Gefühl, und es muß ein Werk ungemein schön gemacht sein, wenn der durch das artistische Verdienst hervorgerufene Kunstgenuß das widerspenstige Gefühl beschwichtigen soll. Offenbar vergißt man, daß besonders landschaftliche Werke angenehme liebliche Zimmerzierden zu sein bestimmt sind, und daß Niemand gerne mit tristen Gegenständen sich umgibt; gerade von den ausgezeichnetsten Werken hört man nicht selten die Äußerung: das Bild kann recht schön sein, aber ich möchte es nicht in meinem Zimmer haben. Zu wünschen wäre übrigens in Feid's Bildern nur, daß er seiner Staffirung mehr Studium und Aufmerksamkeit in der Ausführung schenken möchte.

Von Anton Altmann, welcher im vorigen Jahre eine mit so lautem Zurufe begrüßte Waldlandschaft ausgestellt hatte, ist auch gegenwärtig wieder ein größeres Werk der Art exponirt; es ist eine „Waldpartie mit einem durchziehenden Wege, vorne ein freier Platz mit einem kleinen Sumpf;" das Ganze macht den Eindruck eines Urwaldes. Unstreitig ist dieses Bild der Beleg eines ausgezeichneten künstlerischen Vermögens, besonders in Beziehung auf Anordnung, auf Hervor- und Zurücktreten der Theile, auf plastische Rundung des Einzelnen, und des tüchtigen Verständnisses in der Behandlung. Die Stimmung ist indessen eine weniger gelungene, die Intonirung ist im Ganzen grau, und eine drückende schwere Luft gibt dem Bilde etwas Tristes, und dieses scheint die Ursache zu sein, warum diese höchst werthvolle Leistung bei weitem nicht die Anerkennung erntet, die sie verdient.

Von Jakob Waltmann, einem in der Behandlung des Baumschlages gleichfalls sehr verdienstlichen Landschaftsmaler, ist außer einem kleinen Bildchen noch eine „Felsenpartie bei Dürrenstein an der Donau" zu sehen. Dieses Bild bietet viele Schönheiten, insbesondere eine glückliche Stimmung dar, ist aber zu ungünstig placirt, und wegen des noch mangelnden Firnisses zu unwirksam, um gehörige Würdigung finden zu können. — Von Friedrich Loos sieht man eine „Fernsicht gegen Wien vom Bisamberge aus;" dann eine Ansicht von Dürrenstein an der Donau, des Leopoldsberges, des Schweizerhauses auf der Mauer und einer Aupartie bei Klosterneuburg. Schon die Aufzählung dieser Gegenstände zeigt, daß sich Loos so recht eigentlich unsere nächsten Umgebungen zur Darstellung ausersehen habe, und schon seit mehren Jahren zeigt er die Schönheiten der landschaftlichen Natur um Wien in einer Reihe höchst gelungener Leistungen. Insbesondere sind es seine kleineren Studien, in welchen er einen reichen Fond von Naturempfindung in Verbindung mit großer Meisterhaftigkeit der Darstellung an den Tag legt. In seinen größeren Werken, welche meistens Rundsichten von einem Höhenpunkte aus zum Gegenstande haben, überschreitet er oft die Grenzen der Kunst, indem das Mappenartige solcher Darstellungen ein Kunstgefühl nicht aufkommen läßt, wenn auch die Beleuchtung oder die Stimmung des Ganzen noch so glücklich gewählt ist. Diese Bemerkung wird jeder Beschauer an der vorerwähnten Fernsicht gemacht haben; mannigfaches Interesse besitzen solche Bilder immerhin, aber gewiß kein künstlerisches. Es ist Schade, daß Loos, der sich zur Erschöpfung seiner Aufgabe eigens in Klosterneuburg angesiedelt, nicht den Donaustrom und das Leben und Treiben auf demselben zum vorzugsweisen Gegenstand seiner Bestrebungen vorgesetzt hat. Mit seinen reichen Mitteln, mit seiner, früher in werthvollen Kupferstichen erprobten sicheren Hand dürfte ihm die Aufgabe nicht zu schwierig sein, die allerdings eine tüchtige Begabung und eine große Gewandtheit in der Staffirung erfordern würde. Wir leben an einem so schönen Strome, seine Gestade sind so reich an landschaftlichen und lebenvollen Gegenständen und er erscheint so wenig in den Werken unserer Landschaftsmaler, daß man aus diesen seine Nähe kaum ahnen kann. Ferne Thäler, entlegene Alpenhütten, selbst die einsamsten Gletscherhöhen hat man aufgesucht zur Darstellung, aber an den breiten üppigen Strom ist in unsern Tagen noch kein Künstler herabgestiegen, er allein hat noch keinen Vertreter in der Kunst gefunden.

Von Ignaz Raffalt, welcher in der vorjährigen Ausstellung mit mehren seiner Bilder, besonders aber mit seinem Gewitterabend so entschiedenen Beifall errang, sind heuer nur zwei kleinere Bilder zu sehen, eine „Mühle in Obersteier" und eine „neblige Landschaft." Es ist Raffalt aus Anlaß dieses letzteren Bildes mit oder ohne sein Zuthun, jedenfalls aber auf eine nicht wohlbedachte Weise vor Andern hervorgezogen und zum Muster aufgestellt worden. An seine Leistungen wurden Hoffnungen geknüpft, als habe durch ihn die hiesige Landschaftsschule, die bisher im Argen gelegen, eine neue Ära zu erwarten. Er ist auf solche Weise freiwillig oder unfreiwillig aus dem bescheidenen Kreise künstlerischer Genossenschaft herausgetreten, um einen Kampf hervorzurufen, den nur kühne Geister eingehen dürfen, welche durch Widerstand erstarken, und im Kampfe selbst neue Kräfte finden. Für Raffalt dürfte dieser Kampf um so schwerer sein, als er seiner Kunstbildung gemäß, das gesammte Fach der Landschaft nicht wohl zu vertreten geeignet ist. Ehrlich gestanden, wir glauben, daß ohne tüchtige, gewandte Behandlung des Baumschlages das Höchste in der Landschaft nicht geleistet werden kann, und wir können daher die Schwierigkeit der Stellung eines Künstlers ermessen, der vor dem strengen Auge der Welt, und vor dem beleidigten

Gefühle der Kollegen eine Prätenſion rechtfertigen ſoll, die eine übelberathene Dienſtbefliſſenheit in den Tag hineingerufen. Mit den gegenwärtig ausgeſtellten Bildern dürfte nun wohl dieſe Rechtfertigung nicht dargethan ſein; dem erſteren wird wohl Raffalt ſelbſt, weder dem Gegenſtande noch dem Vortrage nach einen beſonderen Vorzug einräumen wollen, und auch die neblige Landſchaft dürfte, obgleich von vielem Verdienſt, jene beſondere Sendung nicht erfüllt haben. Denn es bleibt ein heller weißer Fleck, wie ſich der aufſteigende, von der Sonne beleuchtete Nebel darſtellt, der einen guten Theil des Bildes bedeckt, und von der Gegend nur wenig ſehen läßt, in einem Bilde immer ein ſonderbarer Anblick; aber abgeſehen davon, ſo ſcheint mir das leichthinſchwebende, bald durchflochtige bald ſich verdichtende Geſchiebe eines ſolchen aufſteigenden Nebels nicht genugſam getroffen zu ſein, ja ſelbſt außerhalb den Grenzen der Malerei zu liegen, weil dieſe wohl die Färbung, nicht aber die Bewegung geben kann. Inſoferne bei der Wahl ſolcher Gegenſtände es immer hauptſächlich auf den Effekt abgeſehen ſein muß, wird der, welcher dieſen denkenden Künſtler auf die damit verbundene Gefahr recht eindringlich aufmerkſam macht, den wärmſten Dank um die Kunſtwelt ſich verdienen.

Unter den der Landſchaftsmalerei verwandten Kunſtfächern ſind es beſonders die Blumenſtücke, welche in verhältnißmäßiger Menge vorhanden ſind, und im Einzelnen recht Vieles Verdienſtliche darbieten. — Die Architekturmalerei findet diesmal unter den einheimiſchen Künſtlern nur in Ludwig Ernſt einen würdigen Vertreter, deſſen „innere Anſicht des neu zu erbauenden Prunkſaales im Schloſſe zu Grafenegg," dann eines „Zimmers in der alten herzoglichen Burg zu Kloſterneuburg," beſonders aber der ſchönen „Freiſinger Kapelle" daſelbſt recht werthvolle Leiſtungen ſind. Mehre Aquarelle van der Nüll's verdienen hier ebenfalls die ehrenvollſte Erwähnung, müſſen aber nicht ſowohl als ſelbſtſtändige Kunſtwerke, als vielmehr als höchſt gelungene Studien betrachtet werden.

Unter den Thierſtücken ſind es beſonders die Werke Friedrich Gauermann's, welche wieder vor Allen die Augen auf ſich ziehen, und ſich als Glanzpunkte der Ausſtellung bewähren. „Der verendete Hirſch, von Adlern umgeben" iſt ein ſchon öfter von ihm in ähnlicher Weiſe behandelter Gegenſtand. Der Hirſch iſt nahe an einem Waldbache zuſammengebrochen; ein Adler ſitzt auf ihm, und ſucht ſeine Beute unter drohendem Flügelſchlage gegen einen zweiten, der ſich raubgierig auf einen Stein im Bache niedergelaſſen, zu vertheidigen, während ein dritter ſich aus dem gleichen Antrieb herabſenkt. In einem zweiten Bilde wird „ein mächtiger Eber von vier Wölfen überfallen;" das Thier ſchleppt ſich wüthend und keuchend aus ſeinem Lager durch Geſtrüppe auf einen vorüberziehenden Weg, um feſten Boden zu gewinnen; ein Wolf ſchlägt, ihm auf dem Nacken ſitzend, heißhungerig die Zähne ein, während ihn ein anderer von hinten, ein dritter vorſpringend vorne anzufallen ſucht; der vierte hat bereits ſeine Raubgier ſchwer gebüßt, und windet ſich mit aufgeſchlitztem Bauche heulend am Boden. In einem dritten Bilde „ſtellt ſich mehrlei Vieh dar, welches dem Regen entfliehend, eilig ſeine Hürde ſucht." Eine Magd hat ſoeben das Thor des Stalles geöffnet, und Groß und Klein drängt ſich unter das ſchützende Obdach. Es ſind dieſe drei Bilder in Gauermann's ſchönſter Weiſe gemacht; ob man das erſtorbene Auge des Hirſches, oder den Ausdruck des alle Haare aufſträubenden Ebers, oder die eilfertige Haſtigkeit der ſich überholenden Schafe betrachtet, überall zeigt ſich die vollkommenſte Kenntniß des Thierlebens, aber auch zugleich die in Allem und Jedem ausreichende Hand. Zwei andere Bilder Gauermann's zählen faſt mehr zum Genre, als zum Thierſtücke, indem Menſchen und Thiere darin mit gleicher Trefflichkeit gemalt ſind. Das eine, „ein Bauernhof bei Abendbeleuchtung," zeigt die ländlichen Verrichtungen und Pflege der Thiere bei dem vollen Glanze der untergehenden Sonne; das andere, „ländliche Szene" genannt, zeigt eine Bauernfamilie bei Verzehrung des Veſperbrotes. Alle dieſe Gemälde ſind mit gleicher Meiſterhaftigkeit gemacht; wäre noch ein Wunſch bei ihnen auszuſprechen, ſo dürfte es der ſein, daß dieſe Darſtellungen in manchen Theilen mehr Rundung und Körperlichkeit an ſich tragen möchten. — Unter den übrigen Darſtellungen des Thierlebens verdient nur noch J. N. Rauch's „Rückkehr von den Wengeralpen im Berner Oberlande, mit einem Stierkampfe," beſondere Erwähnung, welcher bei vielem Trefflichen doch mehr nur einer gewiſſen künſtleriſchen Routine, als der unmittelbaren Anſchauung und Vergegenwärtigung des Thierlebens ſein Verdienſt verdanken zu ſollen ſcheint. — Die übrigen Gemälde dieſer Art ſind lediglich Schauſtellungen todter oder lebender Thiere, und erheben ſich, wenn auch oft mit Takt und Geſchicklichkeit vorgetragen, doch nicht über das Niveau des Gewöhnlichen.

Wie bereits bemerkt worden iſt, nehmen die Porträte faſt den vierten Theil der Ausſtellung ein, und viele darunter ſind es auch, welche derſelben Glanz verleihen. Ungeachtet der nicht geringen Anzahl der exponirten Bildniſſe und der im Kataloge aufgeführten Künſtlernamen iſt dieſes Fach doch noch weit zahlreicher beſtellt, und man darf nur erwähnen, daß von Ammerling, Ender (Vater und Sohn), Eybl, Waldmüller, Decker u. A. nichts oder nur wenig vom Belange zu ſehen iſt, und überdies viele Porträtmaler, und darunter vom erſten Range, die Ausſtellungen gar nicht beſchicken.

Unter den gegenwärtig zur Schau gebrachten Bildniſſen ſind es hauptſächlich die Werke von Franz Schrotzberg, Einsle und Borſos, welche ſich dem Beſchauer vorzugsweiſe vortheilhaft darſtellen. Schrotzberg hat ſeinen Sinn für Farbe, ſeinen ſchönen Vortrag, eine gewiſſe Nobleſſe in der Haltung, und ſein beſonderes Glück in Frauenköpfen wieder glänzend bewährt, Einsle dagegen ſtrebt hauptſächlich nach Erfüllung der Form und plaſtiſchem Hervortreten der Theile, indem ihm das Flache und der Mangel der Modellirung, woran die meiſten Porträte leiden, klar geworden ſein mag. Er erreicht damit ungewöhnliche Effekte, doch dürfte er, wie namentlich in ſeiner „Lautenſchlägerin" und in dem „Mädchenkopfe mit herabhängendem Haare," hierin des Guten zu viel gethan haben; ſein Farbenauftrag frappirt allerdings, hebt aber auch zugleich die Haltung des Ganzen auf. Joſef Borſos hält zwiſchen beiden vorerwähnten Künſtlern eine glückliche Mitte, und bewährt ein glänzendes Talent in dieſem Fache; ich wüßte keine Leiſtung, dem das Porträt des Herrn in der grünen goldgeſtickten Uniform nicht an die Seite geſetzt werden könnte. In der weiblichen Figur vor dem Spiegel, welche einen Maskenanzug probirt, erfreut die Natürlichkeit der Bewegung und die gänzliche Verbannung des Koketten, welches in derlei Darſtellungen ſo oft anwidert.

Wir können diese Bemerkung nicht aussprechen, ohne hier nicht zugleich einer Afterkunst nach Kräften in den Weg zu treten, welche mit fabriksmäßigen Erzeugnissen der Frivolität die Ausstellungen überschwemmt. Wir meinen Natale Schiavoni's sein sollende Idealporträte; das ist keine Kunst, auch keine irregeleitete Kunst, das ist, gerade herausgesagt, kaufmännische Spekulation oder noch Schlimmeres. Schon die Namen: „die Gedankenvolle," „der Sommermorgen," „die Liebliche," die Entsagende," „die Schlafende" bezeichnen, welchem Geiste sie ihren Ursprung verdanken, und dazu denke man sich verblasene Modegesichtchen mit üppigen Nacken und Armen, und schlechtverhüllten Leibern. Solche Nuditäten, die nicht einmal in einem tüchtigen Vortrage, viel weniger in einer kernhaften Naturdarstellung einige Entschuldigung ihres Daseins finden, können nur durch gänzliche Nichtberücksichtigung und Entziehung aller Aufmunterung von Ausstellungen verbannt werden; heuer hat man Takt genug gehabt, diese Abwehr eintreten zu lassen, und es ist zu wünschen, daß auch für die Zukunft fest darauf beharrt werde.

In Darstellungen des Volkslebens oder des Genre, wie man dieses Fach mit einem fremden unbezeichnenden Worte benennet, enthält die heurige Exposition von Waldmüller, Swoboda, Eybl, L'Allemand, Wilhelm Richter, Treml, Fischbach u. A. manches werthvolle Bild. Es hat aber dieser Kunstzweig durch den Tod Peter Fendi's und seines talentvollen viel zu früh verstorbenen Schülers Karl Schindler, in den jüngsten Tagen aber insbesondere durch den Tod Josef Danhauser's zu empfindliche Verluste erlitten, um nicht wesentliche Lücken zu zeigen. Vorzüglich war es Danhauser, der die poetischen Seiten des öffentlichen Lebens aufsuchend, sie dichtend zu einem Ganzen gestaltete, indem er aus der einzelnen Darstellung Anfang und Ende einer fantasievollen Dichtung erkennen ließ. So wirkten, wenigstens seine größeren Bilder, wie Szenen eines Schauspieles oder wie Hauptmomente einer Novelle, in welchen das Herausfinden der Exposition und Katastrofe eine geistvolle Aufgabe für den Beschauer war. Im Besitze von ungemeinen Mitteln, war nur Eines nicht ausreichend genug: sein Schönheitssinn; und seine Ansicht, daß ein Künstler die Natur nie genug benützen könne, ließ ihn das Modell in seine geistige Konzeption hineinziehen, und so selbst oft seiner Fantasie die Flügel lähmen. Mußte in dieser Beziehung eine freimüthige Kritik mit ihm rechten, so mindert das nicht seinen Ruhm, und vergebens sieht man sich vor der Hand um ein Talent um, das den von ihm bezeichneten Pfad mit Glück zu verfolgen geeignet wäre. In den Bildern der gegenwärtigen Ausstellung, welche mit Auszeichnung gemacht sind, treten einem in der Regel nur die Drollerie, die Anekdote, die Kinderstube oder das lediglich Schaubare entgegen, und dort, wo allenfalls ein tieferes Gefühl, ein geistigerer Stoff hervortritt, halten die künstlerischen Mittel nicht den gleichen Schritt.

In F. G. Waldmüller's kleinerem Bilde, dem ersten, welches dem Beschauer in den Sälen begegnet, tritt der Gegenstand, von welchem das Bild den Namen trägt, nämlich: „die Heimkehr von der Ernte" mehr in den Hintergrund; es ist vielmehr eine Zusammenstellung recht gut gemachter Figuren, wie es scheint, ein Ergebniß der Reise dieses Künstlers durch Italien, Sizilien und die Schweiz, indem Einem in den breitgebauten Gesichtern dieses Bildes ganz andere Fysiognomien sich darstellen, als man bei Waldmüller zu sehen gewohnt ist. Ein zweites Bild von ihm ist „die Verehrung des heil. Johannes von Nepomuk," wie sie in den Maitagen vor den in Österreich allerwärts befindlichen Standbildern dieses Heiligen Statt zu finden pflegt. Der Künstler hat den Moment gewählt, in welchem ein ältlicher Mann eben das bekannte Johanneslied angestimmt hat, und Alt und Jung mitsingt. — Der „Christtag-Morgen" stellt eine zahlreich gesegnete Familie dar, in welcher die Kinder die Gaben des h. Christ empfangen. Ein reiches Bild, voll der schönsten und ansprechendsten Einzelnheiten, wie sie die verschiedenen Empfindungen und Äußerungen der Kinder darboten. Ein viertes Bild ist „die Gratulation," in welcher ein Knabe seinem Großvater vor der zahlreich versammelten Familie seinen Glückwunsch darbringen soll, aber damit nicht gut zu Stande kommt. Auffallend ist, daß der Gratulant als Hauptperson baarfüßig, im werktäglichen ziemlich reduzirten Anzuge erscheint, während die Übrigen bestens herausgeputzt sind; wenn der Künstler in diesen Umstand nicht etwa eine besondere Bedeutung legen wollte. Über die in diesen Bildern überall hervortretende Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit des Künstlers zu sprechen, ist wohl überflüssig; es sind diese Eigenschaften an ihm längst bekannt und anerkannt; ob man nun den ersten besten Kopf, eine Blume, ein Gewandstück, oder die sich von der Mauer abblätternde Kalktünche ansehen mag, Alles und Jedes ist der Natur mit gewissenhaftester Treue und Feinheit nachgebildet, zu welchen Studien er weder Zeit noch Kosten spart. Seine Modelle requirirt er meist unter dem Landvolke, und von der getroffenen Wahl derselben hängt oft der Werth der ganzen Darstellung ab; denn bei der Menge der Figuren und der Verschiedenartigkeit der Charaktere ist diese Wahl keine leichte Aufgabe, und nur darin liegt die Ursache, daß in manchen Darstellungen wirklich unschöne oder unpassende Fysiognomien vorkommen. In den meisten Fällen aber entwickelt Waldmüller hierin einen ungemeinen Takt, und man muß sich wundern, wie treffend manches Individuum zur vorzustellenden Situation gewählt ist. Dem Eindrucke nach wirken seine Bilder wie gut arrangirte Tableaux, in welchen Alles auf das Beste und Umsichtigste zusammengestellt ist, und Alles seine Schuldigkeit thut. Eine geistigere Ansprache, ein tieferes Gefühl darf man ihnen nicht zumuthen, weil sie auch nicht auf diese Weise empfangen und hervorgebracht sind. — Ganz in ähnlicher Weise nur wo möglich in noch feinerer Manier vorgetragen ist „die Braut" von Franz Eybl, nur tritt das innere Leben der Figuren vollends in den Hintergrund.

Eduard Swoboda hat ein größeres Gemälde: „die Holzvertheilung" ausgestellt. Vor dem halbgeöffneten Thore eines Pfarrhofes sind eine Menge arme Leute versammelt, welche gegen Vorweisung von Anweisungen Holz bekommen. Der Gegenstand ist sehr günstig, und der Künstler hat ihn zu einzelnen Charakterisirungen und interessanten Beziehungen trefflich ausgebeutet. Die Gestalten bewegen sich frei, ungezwungen ohne Affektation und Absichtlichkeit; in der Benützung der Natur, gegenüber der künstlerischen Konzeption hat Swoboda eine glückliche Mitte getroffen, aus dem Ganzen spricht Laune und Sarkasmus, und was man nicht genug hervorheben kann, Objektivität, d. h. eine solche Unmittelbarkeit der

Darstellung, daß man über dem Gegenstande das Bild vergißt. Nicht so unbedingt lobenswerth ist der Vortrag, der, obgleich in Einzelnheiten trefflich, so wenig als möglich an die Skizze erinnern sollte, und die vollendetste Plastizität vermissen läßt. Durch eine weise Mäßigung in Andeutung der Wirkungen der Kälte auf den Gesichtern hätte ein gewisser Anstrich von Gemeinheit, der beim ersten Anblick des Bildes auffällt, wohl gänzlich vermieden werden können.

Von F. Treml sieht man einen „Wachposten am Weihnachtsabend" — „Erinnerung an die Schlacht von Aspern" — „einen betrunkenen Rekruten" und einen „Wallfahrerzug." Treml ist ein Schüler Fendi's, und erinnert allenthalben, namentlich im letztgenannten Bilde an seinen Meister. Er wählt vorzüglich das Militärwesen zum Gegenstande seiner Darstellungen, faßt es aber mehr von der elegischen Seite auf, indem er häufig jene Zustände schildert, in welchen das Militärwesen im Konflikt mit den Empfindungen und Bestrebungen des bürgerlichen oder ländlichen Lebens erscheint. Wer erinnert sich nicht an seine Konskriptionsszene, an seinen Deserteur, an den letzten Abschied eines Verurtheilten, an den Abzug einer Garnison und andere Bilder? Auch der „Wachposten am Weihnachtsabend," in welchem derselbe durch ein Fenster die helle Feier des heil. Christ mit ansieht, selbst auch der Rekrut, der im Weine seinen Schmerz betäubt hat, und nun im forzirten Übermuthe laut aufjauchzt, gehören hieher. Zu wünschen wäre nur, daß sich Treml zu einer tüchtigeren, durchgebildeteren Vortragsweise bequemen möchte, deren Abgang in dem sonst so schönen Bilde des Weihnachtsabends sehr empfunden wird. —

Im Gegensatze dieses Künstlers fassen Wilhelm Richter und Fritz L'Allemand den Militärstand von der heroischen Seite auf, und mit lebendigster Fantasie führen sie den Beschauer in Schlachten und Einzelkämpfe. So Richter mit seinem Infanterie- und Kavalleriegefecht, und in seinem größeren Bilde „Ausfall aus einer belagerten Stadt" — L'Allemand mit seiner Episode aus der Schlacht bei Znaim im Jahre 1809, wo Graf Leiningen an der Spitze seines Grenadierbataillons drei französische Generale gefangen nimmt. Sind die Arbeiten des ersteren Künstlers im kleinern Maßstabe höchst verdienstliche Belege der lebendigen Fantasie und Charakteristik ihres Urhebers, so reicht L'Allemand bei gleicher Befähigung durch einen großartigeren Styl zur Historienmalerei hinan, und man muß über die Objektivität der Darstellung um so mehr erstaunen, als der Künstler solche Eindrücke kaum aus der unmittelbaren Anschauung hat schöpfen können.

Was die Genremalerei sonst noch bietet, ist im Einzelnen recht lobenswerth, und was den Vortrag betrifft, im Allgemeinen befriedigend, denn es rührt von Künstlern wie Fischbach, Wengler, Ritter, Ender, Rieder, Fruhwirth, Frankenberger u. A. her, deren Namen in Wien guten Klang haben. Einer Erhebung über die Flut der Erscheinungen aber sind sie darum nicht mächtig geworden, weil in ihnen fast rein nur das Moment des Schaubaren vorherrscht, und bei dem geringeren Interesse des Gegenstandes sie lediglich nur in der Art, wie sie gemacht sind, eine Rechtfertigung ihres Daseins besitzen.

Daß die Historienmalerei auf der Ausstellung sehr schwach vertreten sei, ist schon früher zugleich mit den Ursachen angedeutet worden, welche diese Erscheinung herbeiführen. Es geben auch die vorhandenen Werke durchaus kein Bild von dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Kunst in Wien, weil eben schülerhafte Versuche oder allenthalben vorkommende Geschäftsarbeiten keinen Maßstab in einem Fache darbieten, welches die höchsten geistigen Intentionen in sich vereinigen soll. Es muß also wohl einer künftigen Gelegenheit aufbehalten bleiben, in die Erörterung hierüber mehr einzugehen: nur so viel sei hier bemerkt, daß sich in diesem Gebiete zwei Ansichten schroff gegenüber stehen; die eine, welche die Überlieferungen der Kunstgeschichte wie einen theuren Schatz betrachtet, und besonders in den älteren italienischen Meisterwerken die Typen wahrer Kunst anerkennt; die andere, welche dieses Alles als unnützen Kram über Bord werfen möchte, und dafür die Natur als letzten Zweck der Kunst anerkennt. Da beide Ansichten ausschließend vertheidigt und festgehalten werden, so dürfte die Vereinigung beider in der rechten Mitte, obgleich vielfach als Bedürfniß gefühlt und ausgesprochen dennoch ziemlich ferne liegen. Gewiß ist, daß die allzugroße Entfernung von der Natur zur Manier und zuletzt zur völligen Ungenießbarkeit führen muß, aber eben so gewiß scheitert an dem zu eifrigen Hineintragen der Naturzufälligkeiten in die künstlerische Konzeption jeder geistigere Aufschwung, jede Anstrengung zur Erreichung eines großartigen Styles. Unstreitig stehen auf Seite der zuerst gedachten Ansicht die edelsten Kräfte, für die zweite streitet die Meinung des Tages, und somit der Beifall der Menge.

Unter den religiösen Darstellungen fällt L. Kupelwieser's „Kreuzabnahme Christi" durch Größe und Ausführung am meisten in die Augen. Bei solchen schwierigen, so oft gemalten Darstellungen kann es sich nicht um die Neuheit oder Originalität der künstlerischen Gestaltung handeln; es ist natürlich, daß der Künstler in derlei Fällen sich auf jenes Terrain zurückzieht, dessen Benützung ihm am geläufigsten ist. Dies hat auch Kupelwieser in dem besprochenen Bilde gethan, und durch seine bekannten reichen Kunstmittel die Ursprünglichkeit des Momentes mit Glück ersetzt. Dieser „Kreuzabnahme" an Format ganz gleich, und ebenfalls für Olmütz bestimmt, augenscheinlich das Gegenbild zu ersterem, ist die „Verurtheilung des heil. Johann von Nepomuk zum Tode" von A. Petter. König Wenzel, mit zornsprühendem Gesichte sich zu einigen Kriegsleuten wendend, befiehlt den Heiligen zu ergreifen, der mit einer Hand auf dem Busen, die Rechte gegen Himmel erhoben, Muth und Kraft vom Himmel zu erflehen, von welchem ihm der Strahl der Erhörung zukommt. Das Bild ist in der bekannten Art A. Petter's gemacht; Licht und Schatten wirken in starken Gegensätzen; der vom Himmel kommende Strahl verleiht zwar dem Bilde viel Effekt, ist aber nicht ohne Eintrag für die ernste Haltung desselben, so daß es wohl zu dem vorerwähnten Gegenstücke Kupelwieser's einen besonderen Kontrast darbieten dürfte.

Von L. von Schnorr sieht man einen Karton nebst einer kleinen gemalten Zeichnung, darstellend die Opferung Mariens, und in den beiden Seitentheilen den h. Severin und den h. Rupert; edel gehaltene Gestalten in Schnorr's mehr zierlichem als großartigem Style. — Karl Hemerleins

Jesus und die Ehebrecherin scheint mir auf einem tüchtigen Studium alter Meister zu beruhen; das Hauptverdienst dieses ziemlich großen Bildes besteht hauptsächlich in der Farbe, die ohne gerade grell zu sein, dennoch von äußester Wirksamkeit ist. Die Köpfe sind nicht ohne tieferen Ausdruck, nur ist leider der Kopf des Heilands gar zu weichlich und krankhaft anzusehen; für den Vortrag des Nackten scheint der Künstler weniger Kunsttüchtigkeit zu besitzen. —Erwähnt man noch Josef Binder's Madonna mit dem Kinde, Dobyaschofski's heil. Barbara, und Rieder's: Christus am Ölberge, so ist so ziemlich alles erschöpft, was in religiösen Gegenständen Tüchtiges geleistet worden. Zwar sind noch einige Tafeln von bedeutender räumlicher Ausdehnung ausgestellt, nämlich Engerth's, Dobyaschofski's und Wurzinger's Darstellungen der Erzählung der Träume Josefs; allein als akademische Preisstücke kündigen sie sich selbst als Werke von Schülern an, und können sonach auf der Aufstellung, wenn auch viele tüchtige Anlagen ihrer Urheber beweisend, bei der Frage über den Standpunkt der Historienmalerei keinen Aufschluß geben. Nur so viel sei hier bemerkt, daß sich in Dobyaschofski augenscheinlich die größte künstlerische Ausbildung und Gewandtheit in der Darstellung bekundet, während Engerth an Fleiß und Gewissenhaftigkeit der Ausführung seine Nebenbuhler übertrifft, obgleich seine Leistung, zwischen Naturstudium und angelerntem Styl unsicher schwankend, eine geringere Bemächtigung der künstlerischen Mittel nachweiset. Die meiste Selbstständigkeit und jedenfalls ein ausgesprochenes Talent zeigt sich in Karl Wurzinger, der seinen Gegenstand in jener Weise gegeben hat, in welcher die neufranzösische Schule biblische Gegenstände darzustellen pflegt. Muß man sich auch wundern, was der junge Künstler hierin ohne unmittelbare Anschauung, ohne tieferes Studium, ja selbst ohne die Ersehung an einem tüchtigen Meister geleistet hat, so darf man doch keinen Anstand nehmen, diese undeutsche Richtung schon deshalb als eine irrige zu erklären, weil sie selbst in religiösen, also vorzugsweise geistigen Gegenständen die profane Natur an die Stelle der höheren Intuktionen stellt, und gegen die überlieferten Typen christlicher Kunstweise eine radikale Umwälzung versucht, ohne doch die Keime einer neuen tüchtigen Kunstentwicklung in sich zu tragen.

Unter den Darstellungen aus der Profangeschichte hat die bekannte Befreiung Kaiser Ferdinand II. aus den Händen dräuender Empörer zwei Bearbeiter gefunden, nämlich A. von Perger, und Adam Brenner. Leider wird solchen Werken heutzutage fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, und man darf sich demnach nicht wundern, wenn Vorführungen solcher Art nicht jene Kunsthöhe erreichen, auf welcher sie stehen könnten. Beide Leistungen verdienen gewiß als Resultate eines redlichen Wollens Anerkennung, wenn sie auch nach der Art ihres Daseins nicht fähig sind, sich Aufmerksamkeit zu erzwingen. Dasselbe gilt auch von dem ziemlich großen Gemälde: „Erzherzog Rudolf der Stifter besichtigt in Begleitung seiner Gemalin den Ausbau der Stefanskirche in Wien, 1362" — von Johann Manschgo. Es ist hier ein Gegenstand gewählt, der ohne eigentlicher Handlung doch durch eine anziehende Behandlung der Gestalten, durch künstlerische Hervorhebung damaliger Sitten und Trachten, durch geistreiche Entfaltung beziehungsvoller Episoden, ein großes Interesse zu erwecken geeignet ist. Manschgo hat auch viel hierin gethan, und in allem zeigt sich der denkende und gewissenhafte Künstler; aber es gehört zu derlei Vorwürfen eine solche Gewandtheit des Geistes, und Reichhaltigkeit der Fantasie, ein so ausgeprägter Sinn für Farbe und eine überall ausreichende Machweise, die selbst die erhabensten Gegenstände der Geschichte nicht in diesem Maße verlangen; und stets ist damit die Gefahr verbunden, daß das Nachlassen auch nur in Einer dieser Anforderungen sogleich auf das Ganze eine minder günstige Einwirkung übt.

Die Plastik theilt natürlich in noch höherem Grade die Ungunst der Verhältnisse. Ausstellungen sind nun vollends nicht der Ort, wo sie sich zu zeigen vermag. Unter diesen Umständen sind auch die wenigen vorhandenen plastischen Arbeiten nicht fähig, die Aufmerksamkeit des Publikums auch nur einiger Maßen in Anspruch zu nehmen, und einen Eindruck zurückzulassen; da sie überdies wirklich zu wenig Anhalt darbieten, aus ihnen die Zustände der plastischen Kunst in Wien zu erkennen, so möge die Erörterung hierüber einer nächsten günstigeren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Die lateinische Formenlehre. Nach den besten neueren Latinisten bearbeitet von Herrmann Venedig, k. k. Professor am akadem. Gymnasium zu Klagenfurt. (Wien, 1845. In Kommission bey Mayer et Comp. Preis: 40 kr.)

Man könnte glauben, das Erscheinen dieses Werkes sei kein wesentliches Bedürfniß, weil erst im verflossenen Jahre derselbe Gegenstand von Maurus Schinnagel ausführlich und gründlich behandelt erschien, — allein es herrscht ein großer, wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Werken, der dem Sachverständigen schon bei einer oberflächlichen Vergleichung derselben sich klar und entschieden herausstellt. Während Schinnagl's Grammatik zum Behufe solcher Schüler geschrieben ist, denen eine Erweiterung ihrer bereits erworbenen Sprachkenntniß als nothwendig oder wünschenswerth erscheint, ist Venedig's Formenlehre zunächst jenen Privatisten und angehenden Gymnasial-Schülern gewidmet, welche sich bei dem ersten Vorbereitungs-Unterrichte im Einklange mit dem vorgeschriebenen Lehrbuche eines erklärenden und methodischen Hilfsbuches bedienen wollen.

Nach der klaren Absicht des Verf. soll der Schüler dieses Buch bei allen Erklärungen und Übungen der Lektion vor sich haben; es ist bestimmt, ihm die Materie vorzuhalten, welche der Lehrer eben behandelt, und ihn durch dasselbe an das zu erinnern, was er in der Schule gelernt hat.

Unstreitig hat der Verf. sein Hauptaugenmerk auf Kürze, Bestimmtheit, Faßlichkeit und leichte Anwendbarkeit — überhaupt auf praktische Brauchbarkeit gerichtet, und diesem Zwecke gemäß die angeführten Regeln durch ausgewählte Beispiele erläutert, die nicht nur aus guten lateinischen Schriftstellern genommen wurden, sondern großentheils auch ganz neu sind.

Zur gleichmäßigen Bestimmung des selbstständigen Nachdenkens, wie des Gedächtnisses, werden hier auch die allgemeinsten Lehrsätze aus der Syntax abgehandelt, und mit den vorangeschickten etymologischen Regeln theils zur Ergänzung,

theils zur bessern Begründung der Formenlehre in Verbindung gebracht; — und diese Ordnung unstreitig ist der synthetischen Methode angemessen, nach welcher der Schüler nicht frühzeitig genug eine Anwendung der eben gelernten Paradigmen und Sprachregeln finden kann.

Die Methode, jeden Redetheil sogleich bei der Formenlehre in kleinen Sätzen zu üben, ist nach Baumgarten's richtiger Ansicht durchaus nicht zu tadeln. Der Schüler wird es mit Freuden gewahr, daß er sich schon etwas zusammen setzen kann, während durch das zu lange mechanische Dekliniren und Konjungiren den Kindern das ganze Latein verekelt wird.

Daß die bestehende Schulgrammatik für einen entsprechenden Unterricht nicht genügen kann, unterliegt keinem Zweifel; — es war daher das Bestreben des Verf. — dieses ist überall sichtbar und wird auch später nachgewiesen — entweder das Fehlende zu ergänzen, oder die darin aufgestellten Begriffe durch klare Auseinandersetzung zu erläutern. Die Art und Weise, wie er die Formen und Regeln zum klaren Bewußtsein und zur Sicherheit ihrer Anwendung zu bringen weiß, beurkundet den praktischen Schulmann, der auch der mittelmäßigen Fassungskraft des Schülers leicht verständlich wird.

Wer sich von den vielen Ergänzungen zu dem Fehlenden und Mangelhaften in der Schulgrammatik überzeugen will, lese nur des Verf. Art und Weise, zusammengesetzte Substantive ins Lateinische zu übersetzen S. 21. — Die sehr zweckdienlich gewählten Beispiele zur Einübung der Adjektive in Verbindung mit Substantiven und zur Übung im Erkennen der Form sowohl als der verschiedenen Gattungen der Zeitwörter S. 27 und 60. — Anmerkungen zu den Vergleichungsarten S. 31. — Kürzeste und leichteste Methode, deutsche Zahlen ins Lateinische und umgekehrt zu übersetzen (in diesem Buche faßlicher und kürzer als in Baumgarten's Grammatik abgehandelt) S. 41. — Die durch passende Beispiele bis zur möglichsten Klarheit erläuterte Behandlung der direkten und indirekten Fragen, — einer der schwierigsten Fälle für den Anfänger S. 55. — Die ganz neu (S. 82) aufgestellte Ansicht, daß, wenn auch die Formen des Verbums aus den Stammzeiten selbst gebildet werden können, es doch zweckdienlich sei, den Schüler auch mit dem Thema derselben bekannt zu machen. Durch Bestimmung des Thema der vier Stammzeiten, sagt der Verf., lernt erstlich der Anfänger am richtigsten die Wurzelsylben von den Endsylben unterscheiden; auch wird er bei den praktischen Übungen die fragliche Zeit weit sicherer vom Thema als von der Stammzeit ableiten, wenn er angewiesen wird, die im Paradigma angezeigten Endsylben zum Thema der Stammzeit zu setzen.

Gegen diese Ansicht läßt sich durchaus nichts einwenden. — Weit faßlicher als in den meisten Grammatiken, ist die umschreibende Konjugation, die Verwandlung der Sätze aus der aktiven in die passive Form, die etymologische Lehre von den Partizipien, und insbesondere die Lehre von den Konjunktionen darin behandelt. Es wäre dem Ref. leicht möglich, noch mehre Lichtseiten herauszuheben, welche dieses Buch auszeichnen, wenn er nicht überzeugt wäre, daß schon die eben angeführten hinlänglich genügen, diesem nützlichen Werkchen ein aufrichtig empfehlendes Wort zu führen.

Dem inneren Werthe des Buches entspricht vollkommen die geschmackvolle typografische Ausstattung, und da der Preis desselben sehr billig ist, so wird ihm auch die verdiente Verbreitung nicht fehlen. Bibliothekar Budik.

Aus Zeitschriften. April.

Unterrichtswesen.

(Fortsetzung.)

Privat-Vorlesungen über pathologische Anatomie hält Dr. Arányi in deutscher Sprache in Pest. 30 Vorlesungen, à 2½ Stunden, für 15 fl. Honorar. Außer den Präparaten des Museums werden wenigstens 25 Cadavera zur Untersuchung herbeigeschafft. Sowohl die allgemeine, wie auch die spezielle pathologische Anatomie wird theoretisch und praktisch vorgetragen, und das Interessanteste aus der systologischen (à la Hempel) Anatomie, vorzüglich die Eingeweidelehre praktisch durchgenommen. Pst. Tgbl.

Eine Kleinkinderbewahranstalt wurde in Szigeth (Marmarosch) errichtet. Pst. Tgbl.

Eine neue Schule wurde in Hußth durch die Reformirten gegründet. Der Referent wünscht aus dem Unterrichtsplane hinweg: „die griechische Sprache, die ja im Gymnasium gelehrt wird, und zweitens die Erlernung der Spottgedichte gegen die Deutschen, da doch die deutsche Sprache darin eifrig gelehrt wird.“ Pst. Tgbl. 58.

In Pest hat sich ein Verein gebildet, um 4 ungarische Jünglinge in Fellenberg's Georgikon in der Schweiz zu schicken. Hirlap.

Zur Gründung einer ungarischen Lehrkanzel über Industrie hat der Bischof von Agram, Georg Haulik 5000 fl. geschenkt. Pannon.

Eine Privat-Lehranstalt (die erste) der böhmischen Sprache in Wien hat Hr. J. N. Konečný eröffnet. Er ist Verfasser eines böhmisch-deutschen Wörterbuches, einer böhmischen und einer polnischen Grammatik.

Eine Lehrkanzel der kroatisch-slawonischen Sprache und Literatur wurde in Agram eröffnet. Pst. Tgbl.

Die Kinderbewahranstalt in Ödenburg besitzt ein eigenes Haus im Werthe von 4078 fl., und 3824 fl. Kapital.

Eine gymnastische Lehranstalt wurde in Pest durch Hrn. Christ. Fuchs eröffnet.

Eine Musikschule, in welcher nach J. B. Logier's Systeme unterrichtet wird, eröffnete zuerst Hr. Paul Mitternast in Wien am 1. April. Die Grundlage des Systems bildet die gleichzeitige Ausbildung mehrer Schüler im Klavierspiele und der Harmonielehre.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 29. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 64.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Ficker: Bohtz über das Komische. — Richter: Winakicki über Bohuslaw Lobkowic. — Aus Zeitschriften. (Fortsetzung.)

Über das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen, von Dr. Aug. Wilh. Bohtz, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Göttingen. Gött. 1844. 8.

Angezeigt durch Prof. Dr. Frz. **Ficker** in Wien.

Hr. Bohtz, Verfasser des verdienstlichen Werkes „Geschichte der neuern deutschen Poesie," hat vor einigen Jahren die Schrift „die Idee des Tragischen" ans Licht treten lassen, und vorliegende Abhandlung bildet gleichsam den Pendant zu jener. Hr. Verf. wählte den rein filosofischen Entwicklungsgang, blieb aber nicht im Gebiete der Abstraktion stehen, sondern war bestrebt das Allgemeine durch das Individuelle zu veranschaulichen, und ging nach Aufstellung der Prinzipien in das individuelle Leben der höchsten komischen Kunst, in die des Drama, tiefer ein. Doch war hiebei seine Absicht nicht, das eigentlich Literarische zu behandeln, sondern vom rein ästhetischen Standpunkte aus an einigen der bedeutendsten Repräsentanten des antiken und romantischen (wohl auch des modernen) Lustspiels das Wesen der dramatischen Kunst aufzuhellen. Ref. will seinem Entwicklungsgange folgen und einzelne Bemerkungen daran knüpfen. Hr. Verf. geht vom Schönen aus und erklärt dies treffend und präzis als die erscheinende Idee und erörtert sodann, wie weder das eine noch das andere Element für sich allein zureiche, um das Schöne zu konstituiren; doch bedürfte wohl die aufgestellte Behauptung: „Die Idee ist das Absolute" einer tieferen Motivirung. Auch hätte zur Veranschaulichung jener Deduktion an Klopstock und Wieland erinnert werden können. Nun geht Verf. auf die Frage über, ob die Natur oder die bewußtlose Welt es sei, in der die wirkliche Schönheit offenbar wird. Das Resultat fällt dahin aus, daß die Natur nur dunkel wie in geheimnißvoller Hieroglyfenschrift auf die Idee hinweise, daß dagegen in der Kunst die Schönheit ohne Verhüllung hervortrete, mithin nur in der Kunst die vollendete Schönheit, welche den Anblick der absoluten Einheit des Geistes und der Natur gewährt, offenbar werde. Nun geht Hr. Verf. auf die einzelnen Erscheinungsformen des Schönen (Modifikationen desselben, gleichsam Töne einer Skale, Farben eines gebrochenen Lichtstrahles) über. Aber hier wird immer noch eine schwache Seite der spekulativen Filosofie des Schönen sichtbar; denn dem strengen Denker dürfte es wohl nicht ganz genügen, wenn nach der Lehre vom Schönen noch von der Schönheit im engern Sinne die Rede ist, und diese von der Anmuth, dem weiblichen Schönen, der Venustas der Römer, unterschieden werden soll. Hr. Verf. läßt dies unbestimmt, indem er sich der Worte bedient: „Was auf dieser ersten Fase des Schönen abwehrt, daß die Dinge nicht in das gemeine Leben wieder zurücksinken, ist der Hauch der Anmuth." Als Musterbilder der Anmuth hätten Göthe's Gretchen und Klärchen, H. Kleist's Käthchen genannt werden können. Treffend bemerkt Hr. Verf., daß der wirklichen Anmuth nie ein zu bestimmtes Bewußtsein von ihr beiwohnen werde; daher künstliche Grazie, Zierlichkeit, und vollends das Gezierte ihr fern bleiben. Waltet aber nicht noch ein Unterschied zwischen Anmuth, Grazie und Holdseligkeit ob? — Zeige sich ferner ein Widerspruch zwischen der Idee als solcher und der sinnlichen Form, die dem Inhalte nicht mehr angemessen ist, so sei uns das Erhabene gegeben. Hiebei würdigt Hr. Bohtz die Ansichten, welche Kant und Schiller vom Erhabenen aufgestellt haben und sucht dann die Frage zu lösen, ob das Erhabene in jener bestimmten, sinnlichen Form, die einmal alle Schönheit erfordert, sich offenbaren könne. Werden jene beiden Momente des Sinnlichen und Geistigen, welche nicht zur absoluten Einheit sich aussöhnen, ganz aus einander gezerrt, so werde für die ästhetische Anschauung ein solches Mißverhältniß gerade das Häßliche. Wohl aber trete das Erhabene als wirkliche Schönheit hervor, sobald die im Übergehen in die Wirklichkeit begriffene Idee, wie als höchste Thätigkeit, zugleich als absolute Ruhe sich äußert. In dieser, die aus dem völligen Siege des Geistes über die Naturmacht hervorgeht, gewinnt die sich selbst ganz verstehende Kraft die der wirklichen Entfaltung nothwendige Schranke und die dem idealen Leben entsprechende Form. Das absolute Prinzip, obschon es den Charakter des Überirdischen behält, ist im vollendet Erhabenen ganz in die Bedingungen des Reinmenschlichen einge-

gangen und der Ausdruck des sittlichen Willens, der das sy-fische Leben ganz in seiner Gewalt hat, erweckt in dem Anblickenden Ehrfurcht, huldigende Liebe. In solchem Gefühle kommt dann auch nothwendig jene Dissonanz zur Auflösung, die nach Kant's Theorie im Erhabenen stehen bleibt, und wodurch dieses vom Schönen getrennt ist.

„In der Art und Weise, wie die plastische Kunst der Alten das Bild des Gottes und des Heros von einander unterschieden hat, ist das Eigenthümliche einseitiger Erhabenheit und derjenigen, die auch majestätische Schönheit ist, bestimmt hervorgetreten." So schön dies gesagt ist, und so wahr es ist, daß in der plastischen Bildung des griechischen Gottes und des Heros ein wesentlicher Unterschied obwalte, so weiß ich doch nicht, ob die Unterscheidung einer majestätischen Schönheit und einer einseitigen Erhabenheit völlig genüge. Das schlagendste Beispiel für die Ansicht des Verf. wäre des Pheidias olympischer Zeus; paßt aber des Polykleitos Hermes, als Repräsentant der Efebengestalten, oder der Dionysos des Praxiteles eben so? Und in welche Sfäre des Schönen gehören die Heroenbildungen, z. B. der ruhende Herakles? Hier werden offenbar mehre nähere Bestimmungen vermißt. Warum ist das Ideal der Gottheit der Christenheit bis jetzt noch in keinem der vorhandenen Kunstwerke völlig erreicht? Warum bleibt das treffendste Symbol der Gottheit das Licht? Allerdings muß auch die christliche Gottheit in höchster, in vollendeter Ruhe erscheinen, selbst da, wo sie etwas hervorbringt; denn ihr Wirken ist nur ein Wollen; darum enthält selbst Michel Angelo's Schöpfung Adam's für den Beschauer etwas Unbefriedigendes; noch mehr gilt dies von den Visionen vom jüngsten Gerichte, wo es Michel Angelo und Rubens versuchten, die Gottheit richtend und strafend darzustellen. Aber selbst Rafael's Gott Vater, der das Chaos theilt und van Eyk's Gott Vater im großartigen Altarblatte zu Gent erreicht die Idee nicht ganz. Die Idee der christlichen Gottheit steht offenbar zu hoch, um in der bildenden Kunst eine entsprechende sinnliche Form für dieselbe auffinden zu können.

Anders verhält sich's mit dem Gottmenschen Jesus Christus. Dies ist der würdigste Gegenstand für die Darstellung des Malers und selbst plastische Künstler, wie in neuester Zeit Dannecker und Thorwaldsen, haben sich an diesem erhabenen Gegenstande mit Glück versucht. — Richtig bemerkt Hr. Verf. das einseitige Verfahren, wenn man, wie die Kantische Schule es thut, das dem endlich Erhabenen anhaftende negative Moment nur im Widerspruche des Geistes mit der Natur findet. Nicht selten sei es die Tiefe des Seelenlebens selbst, was angegriffen wird, und es sei der Geist mit dem Geiste, die sittliche Macht mit einer andern gleichfalls berechtigten, ja der Mensch mit der Gottheit, die im Erhabenen sich einander bekämpfen, und so den schauerlichen Ungrund, die nächtliche Tiefe des Lebens an den Tag bringen. Soll nun dieser Zwist zur Auflösung kommen, so setze dies voraus, daß das negativ gewordene Endliche, insofern es dies ist, in seiner zeitlichen Erscheinung untergehen, und dagegen das absolute Prinzip als die alle Gegensätze überwältigende Macht sich offenbaren müsse. Und dies geschehe im Tragischen, das Hr. Bohtz als das Erhabene erklärt, welches aus solchem Kampfe mit der negativen Macht hervorgeht, und als wirkliche Schönheit zur Offenbarung kommt. Vom Tragischen aus gewann Verf. leicht den Übergang zu dem Komischen. Die Theorie des Komischen zerfällt ihm in zwei Abtheilungen. In der ersten verfolgt er den Begriff des Komischen überhaupt von den niedern Stufen aus bis dahin, wo derselbe in die Idee des Schönen übergeht. In der zweiten Abtheilung dagegen macht er die das Komische erzeugende Thätigkeit der Fantasie zum Gegenstande seiner Betrachtung, die sich nach mehren Richtungen im Kampfe mit den Gegensätzen des gemeinen Bewußtseins endlich zum reinen Humor durchbildet. Als die unterste Entwicklungsstufe, die dem wirklich Komischen vorangeht, betrachtet Hr. Bohtz das Häßliche. War es Hr. Prof. Weiße in Leipzig, der in seiner Ästhetik vom J. 1830 den Begriff des Häßlichen zuerst seiner Bedeutung nach erkannt und denselben dem ästhetischen Gebiete angeeignet hat; so hat hier Hr. Bohtz den Gegenstand nach eigenthümlichen Ansichten meisterhaft erörtert. Es würde zu weit führen, wollte Rezens. dem Gedankengange des Verf. Punkt für Punkt folgen; er will demnach das aus dem ästhetischen Standpunkte vorzüglich Beachtenswerthe hervorheben. Zerrissenheit, Verzerrung der Totalität sei immer der Charakter des Häßlichen. Sei gleich die Wahrheit der Idee im Häßlichen vernichtet, so verhindere dies doch nicht, daß in dem dagebliebenen Bruchstücke Elemente des Schönen fortleben. Zum Belege diene Faust nach der Volkssage, wenn er sich bereits dem Teufel ergeben hat.

Obschon man von der Natur oder der bewußtlosen Welt nicht sagen darf, daß sie von der Idee wirklich abgefallen sei, so seien doch auch ihr Spuren des Häßlichen eingedrückt, wodurch wir an den Fall und die Verzerrung des Geistes erinnert werden. Schon in der nicht organischen Welt nennen wir diejenigen Gegenden häßlich, in denen, wie in der Wüste, die Vegetation aufhört und statt derselben das stagnirende Leben sich zeigt. In einem weit höhern Grade jedoch werde das Häßliche da erweckt, wo wir entweder die in Folge des Todes beginnende Auflösung des körperlichen Organismus oder in dessen Überbleibseln die Vernichtung des Lebens sehen müssen. Der wirklich beseelte Körper sei dann häßlich, wenn an demselben durch das Hervortreten einzelner Theile das proportionirte Verhältniß zur Totalität des Organismus gestört worden. Erinnerung an die Fledermäuse, Kröten, Affen u. s. w. Auch der menschliche Körper, wofern derselbe mißgebildet ist, erwecke nicht selten die Empfindung des Häßlichen in uns. Wenn aber aus dem Gesichte Gutmüthigkeit, Wohlwollen uns anredet, oder gar in dem Leuchten des Auges der wirkliche Adel der Seele wiederstrahlt, so sei das, was bei dem ersten Eindrucke unangenehm uns berührte, verschwunden, und das nur natürlich Häßliche für den Anblickenden kein störendes Element mehr. In entgegengesetzter Richtung könne aber auch durch die Disharmonie des dem Körper inwohnenden Geistes die angeborne Schönheit untergehen und an deren Stelle das wirklich Häßliche hervortreten. Dies finde dann Statt, wenn wir in den durch häufige Wiederkehr habituell gewordenen Geberden des Wüstlings die gemeine Sinnlichkeit, oder in den wilden, verzerrten Gesichtszügen des Verbrechers die ganze Zerfallenheit und Verruchtheit des Innern unmittelbar wahrnehmen. Doch scheidet hiebei Verf. scharf den ethischen und

den ästhetischen Standpunkt, und bemerkt hierauf mit Grund, daß beide Sfären nicht immer von einander geschieden bleiben. Obschon ferner das Urtheil, daß das Böse, insofern es erscheint, das Häßliche sei, wahr ist, dürfte doch der Satz nicht dahin umgestellt werden, daß das Häßliche immer auch das Böse sein müsse. Auch der Irrthum, der Wahn befallen die Tiefe des Innern und können unter den einem Systeme angehörenden Gliedern eine total verkehrte Stellung herbeiführen.

Der ästhetische Standpunkt finde aber drei Unterschiede des Häßlichen auf. Es könne einmal in dem Residuum des Schönen das ideale Moment noch auffallend hervortreten, so daß Berührungen mit dem Erhabenen da sind. Das andere Mal dagegen erscheine durch die dem Häßlichen beiwohnende Unwahrheit das positive Moment ganz zurückgedrängt, und es werde dagegen der gleisnerische Schein grell zur Schau gestellt. Dann aber könne auch die Unwahrheit in so roher plumper Gestalt auftreten, daß sie ohnmächtig, unschädlich erscheint und im Kontraste mit der Wahrheit des wirklichen Lebens das Lachen erweckt. In der ersten Gestalt sei das Häßliche dämonisch, in der zweiten gespensterhaft, in der dritten die Karrikatur. Übrigens können schroffe, dämonische Charaktere in dem Gedichte, besonders im Drama, auftreten, und es werde das Ganze keineswegs dadurch häßlich. So seien Richard III., Makbeth dämonische Naturen; aber kein vernünftiges Urtheil werde die beiden Trauerspiele selbst, denen die genannten Charaktere angehören, häßlich nennen. Aber in entgegengesetzter Richtung können Gedichte auch so beschaffen sein, daß dieselben im Einzelnen ungemein große Schönheiten haben, und gleichwohl der Eindruck, den das Ganze zurückläßt, das Häßliche ist. Als Beleg dessen führt Verf. den Kain des Lord Byron an; denn hier werde alle Kraft aufgeboten, jene heilige Macht zu verdächtigen, als ob sie mit Neid gegen das Endliche erfüllt sei, wenn gleich das Byron'sche Gedicht hohe Genialität beurkunde, ja die Klage über die Zerrissenheit, Zerfallenheit des Menschen nirgend sonst wo eine ähnliche magische Anziehungskraft habe. Während in den Dichtungen eines Sophokles, Aristophanes, Cervantes und Shakespeare alles Disharmonische zur Harmonie sich auflöset, so begegnen wir dagegen in dem Byron'schen Gedichte einem häßlichen Unwesen, welches die ideale Wahrheit verzerrt und gegen die in der göttlichen Welt waltende Harmonie ankämpft.

Wenn das Häßliche in Nacktheit seine Scheineristenz hervortreten lasse, so nennen wir es gespensterhaft. Einen gespensterhaften Eindruck machen Wachsfiguren; denn eine solche Nachahmung, welche die ideale Wahrheit ganz aufgibt, und dagegen den Schein der wirklichen Persönlichkeit erheucheln möchte, erinnere an die Leiche. Das Beispiel der Wachsfiguren ist trefflich gewählt Nur treten hier mehre Umstände zusammen, um jenen Anblick widrig zu machen. Erstlich zeigt sich hier, wie wenig wir im Stande sind, durch bloßes Färben (ohne zugleich künstlichen Schatten und künstliches Licht auf dem Bilde angedeutet zu haben) das Kolorit der Natur nachzuahmen. Aber nebst der ekelhaften Farbe des tinchirten Wachses kommen bei Wachsfiguren noch die starren, unbeweglichen Glasaugen hinzu, die eingefugten Haare, die schlottrige Bekleidung. Wäre das Wachsbild mit Beweglichkeit und Sprache eines Automates vereint; könnte es uns, zumal in nächtlicher Stunde, zum Wahnsinn bringen. — Auch hier zeigt Hr. Bohtz, wie die Poesie Züge des Gespensterhaften in sich aufnehmen könne, ohne daß dadurch die Darstellung selbst häßlich werde. Zum Beispiele dienen Tieck's Märchen (im blonden Eckbert, im Runenberge, im Tannenhäuser), wo dagegen in mehren Darstellungen Hoffmann's durch das Gespenst und den Wahnwitz die dem wirklichen Bewußtsein angehörende psychologische Wahrheit gänzlich vernichtet wird. Und in der That der Dichter unterliegt jenen dämonischen Mächten, mit denen er spielen will. Und nun geht Verf. zur Karrikatur über; doch dürfte wohl schwerlich das über sie Gesagte jeden Leser befriedigen. Ihre Wirkung liegt ja keineswegs in einer willkürlichen Verzerrung der Gestalt, sondern in der erhöhten Bedeutsamkeit dieser verzerrten Züge. Oder gehören Hogarth's Karrikaturen bei aller ihrer genialen Neuheit der Erfindung, ihrem Reichthum der Gedanken, der Wahrheit des Ausdrucks, gehören die mit tief poetischem Sinne von Leonardo da Vinci gezeichneten, in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindlichen, um die grausigen Zerrbilder eines Höllenbreugel und Callot mit Stillschweigen zu übergehen, nicht mehr dem komischen Gebiete an? Weil aber die Karrikatur mehr lächerlich als gespensterhaft erscheint, so bahnt sie dem Verf. leicht den Übergang zum Lächerlichen. Bei der Erklärung des Lächerlichen geht Hr. Bohtz von der Aristotelischen Definition aus und erklärt, daß die meisten Erklärungen des Lächerlichen, welche die Autoren des Alterthums und die neueren Theoretiker gegeben haben, nur weitere Ausführungen und Modifikationen jener Aristotelischen Definition seien, ohne selbst eine scharf begrenzte Erklärung aufzustellen. Treffend bemerkt Hr. Verf., daß zur Erzeugung des Lächerlichen die innere, ideale Thätigkeit des Subjektes ein wesentliches Erforderniß sei. Er unterscheidet daher drei Momente in dem Lachprozesse, insofern derselbe geistiger Natur ist: 1. Die ideale Thätigkeit oder das innere Spiel des anschauenden Subjektes. 2. Das Objekt, welches durch solches Spiel als das Lächerliche gesetzt wird. 3. Das Produkt des in Kontrast, in Vergleichung Gebrachten, das durch Kopulation gewonnene Dritte. Das Lächerliche dürfe daher eben so wenig in dem Objekte, insofern dasselbe von der subjektiven Thätigkeit getrennt ist, gesucht werden, noch beruhe es allein in der subjektiven Auffassung, es müsse vielmehr als ein neues Erzeugniß, welches aus dem Spiel des subjektiven Geistes mit der objektiven Welt sich bildet, betrachtet werden. So richtig diese aufgestellten Forderungen sind, so sind dadurch noch keineswegs die einzelnen Merkmale des Lächerlichen erschöpft; eben deswegen befriedigt auch das nicht vollends, was zur Erklärung des Umstandes angeführt wird, daß das objektiv Lächerliche nicht immer auch subjektiv lächerlich sei. Sollte hiebei nicht auch die fysische und geistige Stimmung des Subjektes eine Beachtung verdienen? Im Widerspruche mit Dr. Ruge (s. dessen: Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche in den Blättern für liter. Unterhaltung 1835), der ausdrücklich das Unbewußte von Seite des Belachten aufstellt, läßt Hr. Bohtz die Repräsentanten des Lächerlichen überhaupt zwei große Klassen bilden. Die Thorheit der ersten Klasse sei nur für die Beobachtung Anderer lächerlich, während dagegen die zweite Klasse, die sich selbst für lächerlich

nimmt, auch die Fähigkeit hat, die eigene Persönlichkeit auf das immer bei sich führende komische Theater zu erheben. Und hierin müssen wir ohne Zweifel Hrn. Bohtz beistimmen, wenn wir uns der sogenannten lustigen Person auf der Schaubühne erinnern, die unter verschiedenen Namen alle Völker in das Reich des Scherzes aufgenommen haben. Auch wir Deutsche besaßen sie im 16. und 17. Jahrh., geschrieben erschien sie zuerst in einem Fastnachtsspiel des Peter Probst (1553), bis im 18. Jahrh. die Neuberin in Leipzig auf Gottsched's Verlangen sie von der Bühne entfernte, auf der sie sich nur in der Lokalposse der Wiener unter verschiedenen Namen: Kasperle, Larifari, Sepperl, Lipperl, Thaddädl ꝛc. einigermaßen erhalten hat. Unter den spätern Dichtern Deutschlands war es allein Tieck, der ein und das andere Mal den zum Hofrath beförderten Hanswurst (z. B. im Zerbino) in seine alten Rechte wieder einzusetzen suchte. Doch unter allen neuern Dichtern ist es nur Shakespeare, der in einigen seiner Narren den genialen, bald mehr in reiner Heiterkeit, bald mehr im ernsten Humor sich Luft machenden Lustigmacher zum vollen poetischen Leben erhoben hat. Hier lag wohl auch die Frage nahe, ob der Mensch über sich selbst lachen könne. Als die niedrigste Stufe des Lächerlichen bezeichnet Verf. diejenige, auf welcher der Anschauende an das zufällige Konventionelle sich haltend, dasjenige belacht, was von den einmal herkömmlichen Formen abweicht. Wenn aber irgend ein Mensch darin sich gefalle, daß er dem gemeinen die Realisirung der endlichen Zwecke fördernden Treiben der Menge die Idee unterlegt, so werde durch eine solche Folie ein ungeheurer Kontrast hervorgerufen, der ein den früheren, niederen Stufen unbekanntes Lachen zur Folge hat. Hiebei fügt Hr. Bohtz die treffende Bemerkung hinzu, daß es zur tiefern Kenntniß der einzelnen Menschen von ungemeiner Wichtigkeit sei, zu wissen, worüber sie lachen. Wie der eitle Geck, das muthwillige Weib, der kalte Spötter Mephistopheles häufig lachen, so auch widerstreitet es nicht der Weltansicht des Frommen, nicht der des begeisterten Dichters und des in der Idee lebenden Denkers, daß diese dem Rausche des komischen Dithyrambus sich hingeben. Doch welch' ein Unterschied zeigt sich in den besonderen Erscheinungen des Lachens! Einmal ist es das Gefallen an dem, dem Häßlichen noch verwandten, Gemeinen, was die gellende Lache tönen läßt, das andere Mal ist es der Kitzel der eigenen Einsicht oder gar der die Welt verachtende Dünkel, der das grinsende Lächeln erzeugt; dann aber auch verkündet der volle, im reinen Lachen sich äußernde Jubel, daß alles Dunkel, wodurch das irdische Leben getrübt wird, im Leuchten der absoluten Idee sich aufhellt.

Am Ende der Erörterung des Lächerlichen würdigt Verfasser noch die Ansichten Schiller's, A. W. Schlegel's und Jean Paul's. Wie erfolgt nun der Übergang des Lächerlichen in das Komische? Hr. Bohtz sagt: „Es behagt uns, ja erquickt die Seele nicht wenig, wenn wir sehen, wie die für den gewöhnlichen Anblick ganz in den eitlen Schein aufgelösten Dinge durch die Macht der poetischen Dialektik bis dahin getrieben werden, wo dieselben in dem Äther der Idee völlig rein, ohne alles trübe Gewölk, sich zeigen. Aber die Idealwelt des Schönen, insofern dieselbe durch solchen Prozeß aus dem Lächerlichen sich bildet, ist das Komische." Ob diese Erklärung des Komischen auch dem gebildeten Leser verständlich genug sei, möchte Rez. bezweifeln. Freilich wird der Begriff durch die folgende reichhaltige Auseinandersetzung mehr aufgehellt; zumal wenn es heißt: „Der Jubel, womit die Schöpfungen der vollen komischen Begeisterung von jeher empfängliche Seelen erfüllt haben, ist nur daraus erklärlich, daß in der komischen Kunst die dunkle, gemeine Welt durch den Blitzstrahl der Idee wie plötzlich sich aufhellt." Und mit vollem Rechte scheidet Verf. die Weltansicht des reinen Komikers von der moralischen, oder wie Schiller sie nennt, pathetischen Satyre. Indem nämlich durch die Begeisterung das im unmittelbaren Leben isolirt Dastehende in die Totalität, das Disharmonische in Harmonie übergeht, so kann der Komiker die Wirklichkeit nicht anders, als insofern sie mit der Idee versöhnt ist, anschauen. Höchst zweckgemäß beruft sich Verf. auf Don Quirote des Cervantes, den er trefflich charakterisirt. Hr. Bohtz vergleicht das Komische mit dem Tragischen. Sowohl das Tragische als auch das Komische erhebe uns aus der Sfäre des Endlichen in das Absolute; jedoch in der Art und Weise, wie dort, wie hier die wirkliche Welt mit der Idee versöhnt werde, finde ein Unterschied Statt, der für das gewöhnliche Bewußtsein ein feststehender Gegensatz geworden ist. Die tragische Weltansicht fasse das menschliche Leben sogleich von seiner wesentlichen Seite auf und führe diesen Ernst in allen seinen Widersprüchen bis zu dem Momente, wo das Endliche, das als solches untergeht, in das absolute Prinzip erhoben wird. Dagegen befinde sich der Komiker in derjenigen Sfäre, wo für den äußern Anblick das Leben zunächst nicht die Gestalt des Wesens, sondern die des heitern Scheins angenommen hat. Walte dort der eigentliche Ernst, so walte hier jene Betrachtung der Dinge, welche man den Scherz zu nennen pflegt. Was aber in diesem ungemein erheitere und erquicke, sei dies, daß der auf der Oberfläche spielende Schein erfüllt ist mit dem idealen Prinzipe und dadurch dem eigentlichen Schönen immer wieder verbunden wird. Gründe sich daher die Erhebung des Tragischen darauf, daß in dem Untergehen des Menschlichen die Gottheit als die Wahrheit des Diesseits sich entschleiert, so beruhe in entgegengesetzter Richtung die Freude an dem Komischen darin, daß wir die Idee auch mit den vorübergehenden, nichtigen Erscheinungen des Lebens spielen und diesen sich mittheilen sehen. Daraus werde auch die Erscheinung erklärlich, daß häufig große Komiker, z. B. Carlino nach Flögel, im Leben ernst, ja oft düster sind.

Mit Recht bemerkt Verf. hierauf, daß die gewöhnliche Eintheilung des Komischen in das Hoch- (oder Fein-) und Niedrig-Komische nicht das Wesen der Sache berühre, wenn wir den Unterschied nicht darin suchen wollen, daß das erstere das Einzelne, Individuelle auf das Allgemeine, auf die Gattung zurückführt, das zweite aber weniger das Allgemeine, Wesentliche des Lebens auffaßt, als vielmehr einzelne Individuen darstellen und besondere Interessen der Zeit lächerlich behandeln will. Die Schauspielkunst offenbare diesen Unterschied der Komik. Wenn der geniale Ludwig Devrient das Individuum mit allen seinen Sonderbarkeiten zum Reinmenschlichen, woran wir Freude haben, erhob, so war sein ganzes Spiel hochkomisch zu nennen; niedrigkomisch dagegen erscheine die Kunst des Mimen dann, wenn durch die Fantasie kein eigentlich neuer Charakter geschaffen,

sondern mit Vorliebe für die psychologische Wahrheit irgend ein Individuum, wie es das unmittelbare Leben zeigt, wiedergegeben werde. Doch will es dem Rez. bedünken, daß der Mime hiemit aus dem Kunstgebiet trete, wenn ja das Horazsche „**Communia proprie dicere**“ das charakteristische Merkmal aller Kunstdarstellung ist. Zweckmäßiger vielleicht hätte sich Verf. auf die Bambocciaden eines David Teniers, Ostade, Dow u. s. w. berufen; denn auch bei Darstellung der Beschränktheit gemeiner Naturen stellt der Künstler das Menschliche scherzend dem Ideale entgegen. Indem aber diese Gattung das Alltägliche und Gemeine darstellt, hat sie nicht individuelle Besonderheit zum eigentlichen Gegenstande, sondern sie ergreift mehr die Art der Klassen und der Zustände, ja sie bringt in die Art der Gefühle und Stimmungen des menschlichen Geschlechtes ein. Befremdend bleibt es auch, daß Hr. Verf. den Unterschied des Objektiv- und Subjektiv-Komischen nicht beachtete. Letzteres ist ja doch rein ein Werk des Künstlers, der Ernst in Scherz umkleidet, wie es Lucian und Wieland mit der alten Götterwelt thaten.

Auch ist es gewiß zu bedauern, daß der ehrenwerthe Hr. Verf. dem Scherze als solchem nicht einige Aufmerksamkeit schenkte. Er geht sogleich zur Erzeugung des Komischen durch die künstlerische Thätigkeit über. Diese ist ihm aber die Fantasie. Da ferner in dem Komischen nicht minder das einander Entgegengesetzte verbunden, als auch die Negativität des Wirklichen in aller Schärfe aufgedeckt wird, so könne die Fantasie hier einmal den Hauptakzent auf das Zusammenfallen der Gegensätze, das andere Mal dagegen auf das Negiren des Wirklichen legen. Aus jenem Verfahren gehe für die ästhetische Betrachtung der Witz, aus diesem die Ironie hervor. Beide seien einseitige Richtungen der Fantasie, die den vollen Begriff des Komischen noch nicht offenbaren. Indem aber Witz und Ironie ganz der Idee sich hingeben, seien beide künstlerische Thätigkeiten zum eigentlichen Humor durchgebildet. Erst in diesem habe die komische Kunst den äußersten Höhepunkt gewonnen. Ob aber diese Deduktion den Psychologen völlig befriedige, bezweifelt Rez. Die Fantasie ist allerdings die schaffende Thätigkeit des Künstlers; aber zur Hervorbringung des Komischen scheint auch die Verstandesthätigkeit erforderlich; während nämlich beim Komischen die Fantasie den Verstand nöthigt, ihre muthwilligen Spiele, ihre seltsamen Verknüpfungen streitender Vorstellungen zu begleiten, thut dieser dagegen das Eine, was er dabei zu thun vermag, er macht das Streitende selbst zum Organ einer höhern Bedeutsamkeit, indem er heimlich oder ausdrücklich auf ein verletztes Ideal hindeutet, und auch so zur Huldigung gegen dasselbe auffordert. Und sind der Witz, die Ironie und der Humor blos Thätigkeiten der Fantasie? Beim Witz macht Hr. Bohtz die treffende Bemerkung, daß zum höhern (spekulativen) Wissen auch Witz im weitern Sinne nothwendig sei; wie auch, daß Witz und Scharfsinn sich einander ergänzen, ja daß sie in dem wahren Leben des Geistes sich identisch zeigen. Ein schlagendes Beispiel bleibt Lessing.

Verf. theilt den Witz in den Wortwitz, Verstandeswitz, zu dem auch der epigrammatische gehöre, und in den poetischen Witz. So treffend von der einen Seite die letztere Bezeichnung ist, so schließt sie doch von der andern den Wort- und Verstandeswitz nicht aus: weiß nicht auch mitunter der Wortwitz aus der Ähnlichkeit der Klänge mit Blitzesschnelle die überraschendsten Gedanken, die treffendsten Urtheile, die scherzhaftesten Wendungen über Gegenstände aller Art hervorzulocken? Der Verstandeswitz ist freilich oft nur ein Spiel eines Irrwisches über einem Sumpfe; oft aber enthält er wirklich eine schwer zu ergründende Tiefe, wodurch er sich selbst bisweilen dem Erhabenen nähert. Jean Paul ist reich an Beispielen davon. Der poetische Witz ist dem Verf. doppelter Art; einmal ist er mehr naiver Natur, das andere Mal dagegen mehr dem eigentlichen Tiefsinne verwandt. Ganz richtig, nur sollte die letztere Art mit klaren Worten ausgedrückt sein. Allerdings ist der Witz nur negativer Natur, so lang er blos die Kehrseite des Lebens mit den sich barock und widerspruchvoll durchkreuzenden Fäden des dasselbe formenden Gewebes beleuchtet; er wird dagegen positiv, wenn er die positiven Verhältnisse der Dinge nach ihrem sittlich-geistigen und höhern Zusammenhange, das Gute, Wahre und Schöne mit der unmittelbaren Geistesgegenwart einer genialischen Eingebung durchdringt, und diesen Zusammenhang in schlagenden Gedanken oder Bildern, lebendig, blitzhaft erleuchtet, darstellt. — Auch bei der Ironie nimmt Hr. Bohtz mehre Entwicklungsstufen an. Als die niedrigste Form der Ironie erscheint ihm jene, welche die Theoretiker gewöhnlich Ironie nennen. Diese könne einen doppelten Charakter annehmen, einmal sei sie schalkhaft-naiv, gutmüthig und spiele mit den Gegenständen; von der Art sei die Ironie des Sokrates, wenn er die Sofisten bekämpft, von dieser mache Jean Paul häufig Gebrauch. Die zweite Art gehe in Persiflage über. Erzeugnisse solcher in die Persiflage übergehenden Ironie seien Lucian's satyrische Gemälde, aber auch Voltaire und in unseren Tagen H. Heine hätten in ähnlicher Weise die Dinge behandelt. Hier wird die ästhetische Terminologie des Verf. wohl willkürlich. Persiflage bleibt von Ironie verschieden, erstere gleicht am meisten der komischen Parodie (von der Parodie und Travestie ist bei Hrn. Bohtz durchaus keine Rede). Die Parodie, Travestie und Persiflage lehnen sich an etwas an und verarbeiten das Objektive zu etwas Subjektivem, die Ironie aber verbirgt das Subjektive (ihre Meinung) und stellt das Objektive zur eigenen Wirkung des Komischen hin. Wird die Ironie zu deutlich, dann erst nennen wir sie Persiflage. Selbst die Ironie eines Swift läßt Verf. nicht als poetisch gelten. Erst die tiefer dringende Ironie lasse uns eben so sehr sehen, wie das substantielle Moment auch in dem Schein sich erhält, als sie zugleich zeigt, wie das höhere ideale Leben in dem Nichtigen sich auflöst. Indem aber die Ironie durch solche Wendung die objektive Welt über den leblosen Schein erhebt und mit dem wirklich idealen Prinzipe verbindet, höre sie auf die gemeine Ironie zu sein, und sei die wahrhaft poetische geworden. Hier trifft Verf. mit Solger in seinen Erwin und den hinterlassenen Vorlesungen über Ästhetik zusammen (Tieck theilte dieselbe Ansicht). Befremdend bleibt es aber, daß Verf. keine Beispiele der höhern Ironie anführte. Die wahre poetische Ironie lernt man am besten aus Don Quixote und unserem Reinecke Fuchs kennen.

Wofern Witz und Ironie bis zum universellen Standpunkt sich erheben, gehen sie nach Hrn. Bohtz ins Humoristische über. Auch hier vermißt der Leser ungern eine bestimmte Definition des Humors. Ferner bleibt es zu bedauern,

daß er auf das Launige nicht tiefer eingegangen ist, auch keine Beispiele desselben aufgestellt hat. Richtig bemerkt Hr. Bohtz, daß, wenn die humoristische Kunst nicht die Idee zu ihrem Mittelpunkte gewinnt, vielmehr die negativen Momente als solche stehen bleiben, auch dem Gemälde die höhere, ideale Wahrheit mangle. Darum seien in H. Heine's Reisebildern Elemente des Welthumors vorhanden; aber das Lachen sei ein mit Hohn erfülltes, worin sich der gereizte Unwille eines einzelnen Individuums verrathe, dessen wahre Freiheit und Heiterkeit zu Grunde gegangen ist. Warum erinnert hiebei Verf. nicht auch an den gewaltigen Byron, der sich schon der Nachtseite des Humors zugewendet hat? Von der andern Seite rügt Hr. Bohtz an Jean Paul, daß in seinen Werken die erscheinende Wirklichkeit und die reine Thätigkeit der Idee nicht das nahe, wesentliche Verhältniß zu einander haben, welches dem künstlerischen Interesse Genüge thut. Beim Humoristischen kommt Verf. auch erst auf das Groteske und Burleske zu sprechen, was wohl sogleich beim Niedrigkomischen hätte berührt werden sollen. Erst gegen den Schluß hin bemerkt Verf., daß die Regung der Subjektivität der humoristischen Kunst eigenthümlich sei (sie gehört zum Wesen des Humors) und dieselbe unterscheide sich darin von dem Komischen im engern Sinne. Auch hier trifft der Tadel wieder, den Rezens. oben bei der Lehre vom Schönen ausgesprochen; wie dort erst die Rede vom Schönen, dann vom Schönen insbesondere ist, so auch hier anfangs vom Komischen überhaupt, dann vom Komischen im engern Sinne. Mit Recht unterscheidet Verf. den Humor eines Cervantes und Shakespeare von dem eines Sterne, Hippel und Jean Paul. Aber das Gesagte reicht nicht hin um jene Humoristen in ihrer ganzen Individualität zu charakterisiren, wie dies schon Weber in seinen Vorlesungen über Ästhetik versucht hat. Mit Grund behauptet Hr. Verf., daß die nöthige Durchbildung der komischen Elemente zum eigentlichen Humor der christlichen Zeit vorbehalten war; auch stimmen wir ihm gerne bei, wenn ihm als Grund dieser Erscheinung die Ansicht Jean Paul's und Anderer nicht genügt, daß die Alten zur humoristischen Weltverachtung zu lebenslustig waren. Ein weit wichtigeres Moment scheint ihm die Wundermacht der Liebe, wie sie sich erst in der christlichen Welt erschloß. Überhaupt fehlte den Alten das höhere Selbstbewußtsein, welcher Punkt hier ebenfalls hervorgehoben zu werden verdiente. Auch wirkte in der Kunst ihre entschiedene Liebe zur regelmäßigen, einfachen Schönheit mit, wogegen jene Verschmelzung der Rührung und Komik im Humor immer etwas Heterogenes bleibt.

(Schluß folgt.)

Pána Bohuslawa Hasištejnského z Lobkowic wěk a spisy wybrané od Karla Winařického, Faráře na Kowáni u Mladé Boleslawi. W Praze w knjžecj arcibiskupské tiskárně, wedenjm Waclawa Špinky 1836. S. XLVIII und 228.

Wissenschaft und Kunst, wiewohl sie Offenbarungen der Aristokratie des Geistes und Spätfrüchte langjähriger Mühe, Anstrengung und Geduld zu nennen sind, ja gar oft mit großen Kosten, zuweilen selbst mit Hinopferung der Gesundheit erworben werden, haben das Eigenthümliche, daß ihren Besitzern der verdiente Lorber gewöhnlich streitig gemacht oder mißgönnt wird oder daß er ihnen gar erst dann zu grünen anfängt, wenn sie ihn mit ihrem in Staub verwandelten Gebeine gedüngt haben. Um so preiswürdiger sind die Männer, welche nicht achtend die Anstrengungen des Geistes und des Leibes, die Mühe und die Beschwerden, die Kosten und Opfer, den Neid und Undank der Zeitgenossen, mit reiner Liebe den Musen huldigen und in ihrem undankbaren Dienste verharren bis ans Ende. Sind derlei Musenfreunde noch obendrein aus den höheren Ständen, aus alt-edlen Geschlechtern hervorgegangen, also daß sie der Wissenschaft und Kunst weder um das tägliche Brot, noch um Ehre und Ansehen zu dienen brauchen; nähren, ehren und adeln sie vielmehr Wissenschaft und Kunst dadurch, daß sie sich damit beschäftigen, dann ist nichts billiger, nichts gerechter, als daß derlei hochgeborne Musenfreunde auch höher gestellt werden im Andenken der Welt und daß die Musen selbst wetteifern, ihnen die Schläfe zu zieren und die ersten Plätze auf dem Helikon anzuweisen.

An derlei hochgebornen Musenfreunden ist die österreichische Literärgeschichte eben nicht arm: ein guter Theil derselben entfällt auf die böhmischen Kronländer in alter wie in der neuesten Zeit.

Herr Bohuslaw von Lobkowicz zu Hassenstein, der große Böhme, wie ihn der Exjesuit Cornova nennt, hätte es schon längst verdient, daß seine lateinischen Schriften, Prosa und Gedichte, seinen Landsleuten deutscher und slawischer Zunge gedolmetscht oder doch neu aufgelegt und kommentirt worden wären. Denn abgesehen davon, daß sie eine überaus ergiebige Quelle für die allgemeine und spezielle Literargeschichte Europas, Deutschlands, insbesondere aber der böhmischen Kronländer zu nennen sind, so spiegelt sich darin noch obendrein seine Zeit (Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) und seine Individualität in einer Weise ab, daß der pragmatische Geschichtschreiber jener inhaltsreichen Zeit des literarischen Nachlasses dieses ausgezeichneten böhmischen Kavaliers durchaus nicht entbehren kann.

Es ist daher eine Ehrenschuld, welche Hr. Pfarrer Winařicky im Namen seiner Landsleute slawischer Zunge abgetragen dadurch, daß er es unternahm, den gelehrten Bohuslaus von Lobkowitz und zu Hassenstein sammt der Zeit, darin er gelebt, in böhmischer Sprache lebensgetreu zu schildern und eine Auswahl seiner lateinischen Prosa und Poesien in dieselbe zu übersetzen, zumal als ihm der oben genannte Ignaz Cornova durch seine Musterschrift: „der große Böhme Bohuslaus von Lobkowicz und zu Hassenstein nach seinen eigenen Schriften geschildert, Prag 1808," und der, um die leidende Menschheit hochverdiente Hr. Medicinae Doctor Chevalier de Carro mit rühmlichem Beispiele voran gegangen, indem letzterer die lateinische Ode des gefeierten Baron Bohuslaus auf Karlsbad sammt Übersetzung in fünfzehn Sprachen zugleich mit dem Bildnisse und der Biografie des Dichters, mit der Ansicht der Ruine Hassenstein und einer Abhandlung über das Alter der Karlsbader Heilquellen in französischer Sprache 1829 zu Prag bei Schönfeld hat drucken lassen, welche Schrift jedenfalls zu den interessantesten über Karlsbad zu rechnen ist. Die klassische Ode des Hassensteiners erscheint darin übersetzt: ins Französische von Alexander Dumas in Paris und Hrn. Chodowiecki, Pastor an der französischen Kirche zu Potsdam, ins Deutsche von Hrn. von Rittersberg und Wenzel Alois Swoboda, k. k. Hu-

manitätsprofessor am Kleinseitner Gymnasium zu Prag, ins Böhmische durch Karl Winařicki, ins Ungarische von Kazinczy Ferenz und Szemere Pál, ins Englische von Wilmot und Pierce Morton, in das Alt-Griechische von Julius Beyer aus Dresden, einem Schüler Böttger's, ins Hebräische von Juda Jeitteles und M. D. Laudau, ins Italienische von Nicolò Barbieri, Professor am k. k. Gymnasium zu Pavia, ins Schwedische von Bernard von Beskow, ins Holländische von A. F. Siffié, ins Russische von Goda, ins Polnische von einem Ungenannten, ins Gaëlische von Donald Mac Pherson, ins Spanische vom General Cordova zweimal, ins Portugiesische von D. Vicente Pedro Nolasco, dann von Manoel de Souza, Professor der Rhetorik in Aveiro.

Indem wir bei der Anzeige dieser Winařickischen Arbeit auf die sehr achtungswürdigen Vordermänner verweisen, welche sich für den großen böhmischen Literator interessirt haben, erübrigt uns nur noch der lateinischen Ausgaben der literarischen Verlassenschaft desselben zu gedenken. Vor uns liegen:

I. Viri incomparabilis ac D. D. Bohuslai Hassensteynii Lucubrationes Oratoriae, quarum indicem versa indicabit pagella. His addita sunt collecta per Thomam Mitem diversorum elogia D. Bohuslai vitam concernentia. 8. Pragae excudebant Thomas Mitis et Johan. Caper anno Domini 1563.

Der Inder auf der umgekehrten Seite gibt an, daß folgende Lucubrationes Oratoriae in diesem Bande enthalten sind: 1. Opusculum de miseria humana, 2. Libellus de avaritia, 3. Oratio pro Petro Schotto Argentinensi, 4. Fragmentum de Felicitate, 5. Fragmenti (sic) Epistolarum libri V, 6. Vita autoris per Thomam Mitem tumultuarie collecta ediversorum elogiis et Domini Bohuslai ad diversos scriptis, una cum insignioribus ejusdem sententiis ac locis memorabilibus. Hierauf folgt in Unzialschrift: Inhibitum est privilegio Caesarea Majestatis, nequis typograforum hanc editionem nostram imitari audeat. Vorausgehen nun 1. Johannes de Trittenheym, Abbas Spanheymensis in libro de scriptoribus ecclesiasticis, über Bohuslaus von Hassenstein, 2. ein lateinischer Brief des Georg Fabricius an seinen Freund Matthäus Collinus betreffend die in Druck zu legenden Schriften des Hr. Bohuslaus, 3. Antwort des Matthäus Collinus an Georg Fabricius in derselben Sache, beide Schreiben vom Jahre 1563. 4. Stelle aus einem Schreiben des Simon Fagellus an Johann den älteren Hoddeiovin von Hoddeiova über Hrn. Bohuslaus vom Jahre 1542. 5. Des Thomas Mitis v. Limusa Dedikation dieser Ausgabe der Lukubrationen an die HH. Johann den Älteren von Lobkowitz und in Zbiroh, Oberstthofmeister des Königreichs Böhmen, an dessen Bruder Ladislaus von Lobkowitz und in Chlumecz, Seiner kais. Maj. Kämmerer, Hofmarschall, Appellationspräsidenten und deren Verwandten, Christof Hassensteiner v. Lobkowitz, Seiner kais. Maj. Hauptmann von Großglogau, gleichfalls vom Jahre 1563. Die Opuscula und Epistola Bohuslai folgen auf 150 Blättern, nämlich von Blatt 9—159; mit Blatt 160 beginnt die Vita D. Bohuslai Senioris Hassensteinii ad adolescentulum D. D. Bohuslaum juniorem Hassensteinium per Thomam Mitem, worauf ein Brief Wenzels v. Wrzesowicz an M. Thomas Mitis sammt einem Appendix Epistolarum des Hr. Bohuslaus folgt. Die letzte dieser Episteln ist an Martin Mellerstat mit dessen Rückantwort, und den Beschluß macht ein Schreiben Victorins von Wssehrd an Gregor Hruby, sonst Gelensky. Die letzte Seite faßt die Errata dieser Ausgabe.

II. Illustris ac Generosi D. D. Bohuslai Hasisteynii a Lobkovitz etc. Baronis Bohemici, Poetae Oratorisque clarissimi Farrago Poematum in ordinem digestorum ac editorum per Thomam Mitem Nymburgenum.

Jacobus Vimphelingus: Thracenses Orpheus, tu Bohuslae Bohemos Eximis a foeda carmine barbaria.

Cum gratia et privilegio caesareo. 8. Pragae excudebat Georgius Melantrychus ab Auentino anno 1570.

Auf der Kehrseite des Titelblattes: Catalogus poematum D. Bohuslai, quae post Sturni et Aurigalli in Germaniam deportationem in Bibliotheca Joannis Sslechtae superfuerant.

Carmen Heroicum ad Imperatorem et Christianos Reges de bello Turcis inferendo.

Satyra in mores Procerum, Nobilium et popularium patriae.

Ecloga, sive Idyllion Budae.

In tempus Brumale.

De equo Glowka dicto.

De Stanislao Polono.

Praeconium Divae Virginis.

Elegiarum varii argumenti libri II. Epicediorum Epitaphiorumque liber I.

Epigrammatum libri III.

Dann folgt die Anmerkung: Appendix poematum sequetur brevi cum nova Epistolarum Appendice, ad quam locupletandam communicatione lucubrationum autoris petimus adjuvari tam a domesticis quam exteris, cujuscunque tandem ii status, eminentiae, conditionisve fuerint, quibus vicissim omnem pollicemur gratitudinem.

Diese Farrago poematum Bohuslai folgt dann nach sieben unpaginirten Blättern mit der Widmung des Thomas Mitis an Kaiser Maximilian II. und einigen anderen Vorstücken auf 224 Seiten.

III. Generosi Baronis, Poetae Oratorisque excellentis D. Bohuslai Hassistenii a Lobkowicz J. V. D. Appendix poematum editorum a Thoma Mitę Nymburgens. Addita sunt elogia plurimorum in D. Bohuslaum una cum Indice lib. Bibliothecae Hassisteniae. 8. Pragae excudebat Joan. Gitezinus 1570.

Nach sieben unpaginirten Blättern folgt die Seitenzahl 247 und lauft ununterbrochen fort bis 398 oder bis zum Katalog der Hassensteinischen Bibliothek, dem noch einige Briefe beigegeben sind, auf siebenzehn unpaginirten Blättern.

IV. Viri illustris et magnifici D. D. Bohuslai Hasistenii a Lobkowicz etc. nova Epistolarum Appendix conquisita et edita per Thomam Mitem Nymburgenum. 8. Pragae excudebant haeredes Joannis Gitezini 1570. Mit dem Titelblatte 64 unpaginirte Blätter. — Gleich wie auf dem Titelblatte der Lukubrationen und des Appendix poe-

matum die Verse des Georg Fabricius von Chemnitz zu lesen sind:

Fortis erat, facundus erat, bene caut' Vlysses
Et praesens illi numine Pallas erat:
Cuncta Bohuslao sunt haec: verum addidit ipsi
Musa canora decus, dulcis Apollo lyram,

also auf dem Titelblatte dieses **Appendix epistolarum** die Verse des C. Celtes auf die böhmische Elbe:

O fons, Arctoas inter notissimus undas,
Qui tua in Oceanum nomina clara geris,
Inferior tibi Rhenus erit, Necarusque superbus,
Phoebus ubi roseis destituetur equis.

Diese Ausgaben der prosaischen und poetischen Schriften des gefeierten Hassensteiners waren die Hauptquelle für die obengenannte Schrift des wackeren Cornova, so wie für die Biografie des großen Böhmen, welche Doktor **de Carro** der vielzungigen Ode desselben auf Karlsbad vorausgeschickt hat. Der Hr. Übersetzer beruft sich auch auf diese Ausgaben, indem er gewissenhaft die Seitenzahl der **L. O.** (**Lucubrationes Oratoriae**) oder der **F. P.** d. h. **Farrago Poematum**, oder des **E. A.** d. h. **Epistolarum Appendix** angibt, wo die von ihm übersetzten Briefe und Gedichte in dem lateinischen Originale zu suchen sind. Den **XII.** Brief an Joh. von Domaslawitz von den Kirchenwürden nahm er jedoch schon böhmisch aus einer Handschrift der Prager Bibliothek, den **XXIII.** an Christann übersetzte er aus Cornova S. 459. Die Poesien (**Básně**) sind alle aus der Ausgabe des Thomas Mitis.

Den Werth seiner Arbeit hat der Hr. Übersetzer dadurch sehr erhöht, daß er zum besseren Verständnisse einzelner Stellen der Briefe (**k listům**) und der Gedichte (**k básnjm**) am Schlusse recht lesenswerthe **Přjdawky a Poznamenanj** (Zusätze und historische Erläuterungen) sammt Erklärung der alten darin vorkommenden Eigennamen in alfabetischer Ordnung (**Wyklad starobylých gmen**) angefügt hat, daraus sich die vertraute Bekanntschaft des Hrn. Winařicky mit den Lebens- und Zeitverhältnissen dieses geistreichen böhmischen Kavaliers nicht weniger ersehen läßt als aus seiner musterhaften Monografie unter dem Titel: **Pana Bohuslawa Hašisteynskèho z Lobkowic wěk.** Dr. Frz. Richter.

Aus Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

Kunstzustände.

Das ungarische Nationaltheater schrieb folgende Preise aus:

1. Für ein **Volksstück**, dem ungarischen Leben entnommen, aber jeder Trivialität baar — **50 Dukaten.**

2. Für ein **Konversations-Lustspiel**, in einer edleren Sfäre sich bewegend — **60 Dukaten.**

3. Für ein **vaterländisches ernstes Drama** (Verse, Prosa oder gemischt) — **100 Dukaten.**

Überdies erhalten die gekrönten Dichter ⅓ von der reinen Einnahme der 2., 3. und 4. Vorstellung, von der 5. Vorstellung angefangen aber bei täglichen reinen Einnahmen, welche 80 fl. überschreiten, immer 10%. (Also Tantième!) Die Musik des Volksstückes hat der Verfasser zu besorgen. Termin für die Stücke 1.: 1. September; für die Stücke 2.: 1. März 1845; für das Drama: 1. September 1846.

Preisrichter: Jos. von **Bajza**, Frz. von **Csázár**, Mich. von **Vörösmarty**, Gabr. **Egressy**, Ludw. **Fáncsy**, Sigm. **Szentpétery**; Präsident: Gedeon Graf von **Ráday**, Reichsintendant des National-Theaters.

Die Direktion bestimmte zugleich eine Tantième im Allgemeinen, wie folgt: Jedes Original-Drama (nur Drama?) schon gedruckt oder nicht, bezieht von der reinen Einnahme der ersten vier Vorstellungen ein Viertel, von der fünften angefangen zehn Prozent; bei solchen Vorstellungen, deren Reinertrag 80 fl. beträgt.*) — Auch die von dem Theater früher mit fünf Prozent angenommenen und aufgeführten Originalwerke, genießen diese fünf Prozente für alle Zukunft. **Tantièmen und Prozente werden den Verfassern am Morgen nach der Vorstellung bei der Kasse sogleich ausbezahlt.** (Das ungarische Theater dürfte hierin wohl das einzige sein.)

Ein **böhmisches Theater** ist in Prag durch eine patriotische Gesellschaft neu gegründet worden, welche ein 50jähriges Privilegium erhalten hat.

Das **deutsche** (ständische) **Theater** in Prag erhielt für die Zukunft einen Zuschuß von 10,000 fl. jährlich von den böhmischen Ständen.

Das **Mozarteum** in Salzburg (dritter Jahresbericht. Salzb. Duyle, 56 S. 8). Durch dessen Vereinigung mit dem Dom-Musik-Vereine erhielt dasselbe von den Behörden jetzt alle bisher vom Ärar für Musik und die Musiker am Dome verwendeten Gelder zugewiesen, im jährlichen Betrage von 3139 fl. 24 kr. Der Verein hat dadurch zwar Pensionen u. dgl. übernommen, aber auch freie Verfügung über sein Personal gewonnen, und ist überhaupt zu größerer Einheit und Selbstständigkeit gelangt. 1844 betrugen die Einnahmen 16671 fl. 46 kr., die Ausgaben 11026 fl. 50 kr. Das Institut zählt 86 Ehren-, 330 unterstützende, 26 ausübende Mitglieder und hat 44 angestellte (und 10 Kapellknaben), 4 pensionirte Musiker. Kapellmeister und Direktor: Aloys **Taux**, Sekretär: Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Jur. Franz Edler von **Hillepraudt**. Im verflossenen Jahre erhielt das Institut bedeutende Legate. Mozarts Schwägerin, Frau Sofie **Haibl** schenkte eine Obligation von 250 fl. Mozarts Sohn, W. A. Mozart, legirte seinen gesammten handschriftlichen Nachlaß, alle Handschriften seines Vaters, die er besaß, dessen Porträt und Klavier, endlich seine ganze bedeutende Bibliothek. Der Verein hat nun eine Bibliothek im Werthe von 3403 fl., einen Reservefond von 819 fl. und ein Stammvermögen von 5644 fl. 56 kr. 1844 wurden 4 Abendunterhaltungen, 6 Konzerte, Haydn's Schöpfung aufgeführt, und ein Festkonzert zum Gedächtniß der Errichtung des Mozart-Denkmals veranstaltet.

Naturkunde.

Obrist Feldegg's ornithologische Sammlung in Eger gilt für die größte derartige Privatsammlung und übertrifft in einzelnen Familien manche öffentliche der größten Residenzen; sie zählt über 6000 Exemplare. Trochilus zählt hier 157 Spezies, 16 noch unbeschriebene, Psittacus 161 Sp. mit 17 neuen. Die prachtvollsten Stücke enthalten die Trappen und Reiher. (Ardea egretta wurde in Böhmen 1831 geschossen.) Außerdem sieht man 161 Hirschgeweihe (ein 28 Ender), 678 Rehgeweihe, eine Sammlung von Abbildungen der Vögel, von der Hand des Besitzers selbst u. s. w. Feldegg ist Entdecker des Pelicanus crispus, Falco Feldeggi (pallidus). Dem Vernehmen nach soll die Sammlung verkauft werden; es wäre bedauernswerth, wenn sie außer Österreich wandern sollte! Wien. Zeit. 63.

Neue Quelle in Karlsbad. Beim Bau einer kleinen Brücke zum Fremdenspital kam man auf eine Quelle von + 45° R, welche dem Mühlbrunnen sehr gleicht, und daher besonders willkommen ist. Es ist die 3. Quelle, welche seit 7 Jahren entdeckt wurde.

*) Es wird wiederholt bemerkt, daß alle Summen, welche in diesen Notizen mitgetheilt werden, Konv. Mze. sind, wäre auch im Originale eine andere Währung angegeben gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 31. Mai 1845. **II. Jahrgang, Nr. 65.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Vogel: Rückblick auf die Geschichte der Bäder. — Ficker: Bohtz über das Komische. (Schluß.) — Danhauser's Nachlaß. — Aus Zeitschriften. (Fortsetzung.)

Rückblick auf die Geschichte der Bäder zur vergleichenden Beurtheilung der in Wien bestehenden Badeanstalten.

Von Dr. Med. Mar. Jos. **Vogel** in Wien.

Die Kulturgeschichte der Völker spiegelt sich auch in der Geschichte ihrer Bäder, und dies möge, inwiefern es sich aus vorliegender Skizze herausstellt, das Erscheinen derselben in diesen Blättern rechtfertigen. Abgesehen von den Dampfhöhlen einiger wilden Stämme von Nordamerika und den in tropischen Gegenden Afrika's üblichen heißen Sandbädern finden sich in der Geschichte des Alterthumes wie in den neueren Reisebeschreibungen keine andern Badeorte bei den im Naturzustande lebenden Völkern, als die von der Natur am Strande des Meeres oder an Flüssen und Seen ihnen dargebotenen freien Fluten. So sollen die Germanen, Skythen und Spartaner sogar ihre Neugebornen im freiströmenden Wasser gebadet haben. Doch erwähnt Tacitus bei den Gebräuchen der Germanen auch ihrer Sitte warm zu baden, ohne dieselbe näher zu beschreiben, und fügt nur die Ursache derselben hinzu, daß nämlich in jenem Lande den größten Theil des Jahres der Winter einnehme. Die Römer wählten in ihrer frühesten Zeit an der Tiber einen Platz zu kriegerischen Übungen: das Marsfeld, damit sich die von demselben bestaubte und ermüdete Jugend in dem nahen Strom durch Baden und Schwimmen erfrischen konnte.

Für die Egypter, das älteste zivilisirte Volk der Geschichte, war keine Naturerscheinung einflußreicher, als die jährlichen, des Landes Fruchtbarkeit bedingenden Überschwemmungen des Nils, welchen sie, in diesen Naturkräften eine höhere Macht ahnend, göttliche Verehrung zollten. Demnach hatten auch die Fluß- und Tauch-, die warmen und die Schwitzbäder bei jenem Volke eine religiöse Bedeutung und standen unter der Aufsicht seiner Priester. Schon die ersten religiösen und politischen Gesetzgeber erkannten den hohen Werth des Badens für die Gesundheit und daher findet man im ganzen Alterthume die Ansicht verbreitet, daß durch körperliche Reinigung auch die moralische Reinheit herbeigeführt werde. Moses, von eines Farao Tochter, als sie an den Fluß ging, sich zu baden, aufgefunden und sonach am egyptischen Hofe erzogen, schlug die Wichtigkeit des Bades so hoch an, daß er in seiner Gesetzgebung den Gebrauch desselben und der Begießungen als eine der äußern Religionsübungen einsetzte. Besonders zweckmäßig erscheint diese Anordnung, da sie das sicherste Mittel war, sein Volk vor den im Oriente so häufigen ansteckenden Hautkrankheiten zu bewahren und ihre Heilung zu beschleunigen. Die Mosaischen Gesetze schreiben in einigen Fällen ausdrücklich den Gebrauch fließenden Wassers vor, woraus sich erschließen läßt, daß die Hebräer schon damals häufig auch in den Wohnungen badeten. Bei zunehmendem Wohlstande hatten die Vornehmen in Palästina, gleichwie die Meder, Assyrer, Perser u. s. w. in den andern kultivirten Theilen des Orients prachtvolle Bäder in ihren Häusern und Bassins zum Kaltbaden in den Gärten; außerdem gab es sowohl bei den Israeliten als bei den andern Orientalen auch öffentliche Badeanstalten.

Bei den Griechen gehörte das Bad wie bei den andern alten Völkern des Orients zu den gottesdienstlichen Handlungen und war mit den Vorbereitungen zu Opfern, zum Empfange der Orakelsprüche u. s. w. verbunden. In den Gesängen Homer's wird häufig des Bades gedacht: dem willkommenen Gast wird in jedem Hause vor Allem ein Bad bereitet; die Helden vor Troja bedienen sich desselben in ihren Zelten u. s. w. Schon die griechischen Mythen rühmen mehrfach die wundervollen Kräfte des Bades. So heilt das Flußbad die Goldsucht des Königs Midas; Äson wird von Medea durch ein Kräuterbad verjüngt; und der nach einer Heldenthat ermattete Herkules wird in einem warmen, von Minerva und Vulkan aus der Erde Schooß hervorgerufenen Bade erquickt. Diese Sage war nicht blos eine Personifizirung der Idee, daß die durch vulkanische Glut bereiteten Thermalquellen bei weiser Anwendung wunderbar kräftigen, sondern allgemein wurden warme Bäder dem Herkules geweiht, und herkulische Bäder genannt, weil man dieselben für stärkend hielt. Sie waren dies auch in der Art, wie man sich ihrer damals bediente, nämlich in Verbindung mit gymnastischen Übungen, Frottiren, Salben, mit Schwitzbädern, kalten Begießungen und Tauchbädern, mit Sand- und Sonnen-

bädern. Letztere bestanden darin, daß man im Heliasterium den mit Öl eingeriebenen, auch bisweilen mit Sand bestreuten nackten Körper zum Wohlbehagen und zur Abhärtung den Sonnenstrahlen aussetzte. Die sogenannten Gymnasien boten nicht nur Gelegenheit zu allen körperlichen Übungen, wie zum ästhetischen Unterrichte und Vergnügen, sondern waren auch für alle die erwähnten Arten von Bädern eingerichtet. Nach Dion sollen die Lakädemonier, deren Staatsverfassung von Lykurg vorzüglich auf kriegerische Abhärtung und Erhöhung der Körperkräfte berechnet war, Erfindung und Verbreitung jener Badeeinrichtungen sich zugeeignet und deshalb die Schwitzbäder von den Griechen und Römern **laconica** genannt worden sein. Nach andern Schriftstellern wurde durch diese Benennung nur angedeutet, daß man bei fortgesetztem Gebrauche solcher Bäder zu jenem hohen Grade von Abhärtung gelangen könne, der die Spartaner auszeichnete, und daß die Griechen diese Sitte, wie so manche andere Kenntniß, den alten Egyptern und Asiaten verdankten. Unbestritten aber waren Griechen die ersten, welche durch scharfsinnige Beurtheilung der gesammelten Erfahrungen klare Begriffe über den heilsamen Werth der Bäder entwickelten. Pythagoras und seine Schule suchte noch durch ausschließendes Anpreisen des Kaltbadens die Einfachheit der Sitten zu bewahren. Herodikus lehrte kunstgemäßes Frottiren mit dem Bade verbinden, und dessen Schüler Hippokrates kannte die Vortheile wie die Schattenseite des warmen Bades, wie auch die Heilkraft kalter Begießungen.

Während bei den Makedoniern an der nördlichen Grenze Griechenlands warm zu baden sogar für Wöchnerinnen gesetzlich verboten war, herrschte bei den orientalischen Nachbarn der alten Griechen eine verweichlichende Schwelgerei und der glänzendste Luxus in den warmen Bädern. Als daher Alexander der Große, nach Besiegung des Perserkönigs Darius, die Bäder desselben, in denen Alles von Goldverzierungen strahlte, besah und über die großartigen Wasserleitungen, Alabastergefäße und Badebecken erstaunte, sprach er zu seinen Begleitern gewendet, der übergroßen Pracht spottend: „Heißt das herrschen?“

Die Römer lernten durch ihre Eroberungskriege griechische Kunst und Wissenschaft, zugleich auch die Einrichtung warmer Bäder kennen und errichteten ähnliche Thermen, schenkten aber denselben bei ihren endlosen Kriegen und ihrer Anhänglichkeit an vaterländische einfache Sitten anfangs wenig Theilnahme. Scipio an Einfachheit der Sitten, wie an Muth und Feldherrntalent der Erste in seinem Heere, untersagte demselben strenge das warme Baden. Als aber Karthago zerstört, Griechenland unterjocht, Vorderasien besiegt, jede Abgabe vom Staate den römischen Bürgern erlassen, der Ackerbau den Sklaven überlassen, Aussicht auf Friede und Bereicherung aus den Provinzen geöffnet war, da fand mit den Künsten und Wissenschaften durch griechische Lehrer und Ärzte auch die Kenntniß verfeinerter Lebensgenüsse, vorzüglich der warmen Bäder Eingang. Griechen wurden die Lieblingsärzte Roms und die berühmtesten derselben, Galen selbst, rechneten es sich zur Ehre, die Leitung dieser Thermen zu überwachen, da sie nicht blos zur Stärkung und Bewahrung, sondern auch zur Wiederherstellung der Gesundheit angewendet wurden, wie die Aufschrift der Antoninischen Bäder erweiset: „**Non hic curatur, qui curat.**“ Die Einrichtung der römischen Bäder war nach Art der griechischen Gymnasien allgemein folgende: Gegen Norden im kühlen Schatten der Säulengänge, Hallen und Gärten, entfernt vom Geräusche der lärmenden Spiele, übten sich Volksredner, wurden Vorlesungen gehalten, man fand hier die Bibliothek und das freie Schwimmbassin, **piscina** genannt, weil auch Fische, aber blos des Vergnügens und der Reinlichkeit wegen, darin gehegt wurden. In den südlichen Räumen neben dem **ephebium** für Jugendspiele; dem **sphaeristerium** zum Ballspiele; dem **conisterium** zum Ringen; dem **xystus** für Athletenkämpfe; dem **hippodromos** mit Renn- und Reitbahnen; dem **choriceum** für Tänzer und Chöre und dem **theatridium**, mit zahlreichen Sitzen für die Zuschauer aller dieser Übungen, lagen die Bauten der eigentlichen Thermen: das **apodyterium** und **tepidarium**, Gemächer von mittlerem Wärmegrade, zum Entkleiden und lauwarmen Baden; das **elaeothesium** mit verschiedenen, auch wohlriechenden Ölen zum Salben; das **caldarium**, dessen Badebecken so umfangreich waren, daß viele Badende darin Raum fanden, die theils rings am Rande, theils auf steinernen Sitzen (**solia**) in der Mitte der heißen Badeflüssigkeit Platz nahmen; sodann das Schwitzbad, **laconicum**, auf niedern Pfeilern über der Heizkammer (**hypocaustum**) erbaut und in seinen hohlen Seitenwänden gleichförmig von erhitzter Luft umgeben. Innen an den Wänden des Schwitzbades waren vielfach durchlöcherte Ruhebänke amfitheatralisch angebracht, damit die Wärme auch von unten auf den Badenden einwirken und derselbe auch in der höheren Temperatur des obern Zimmerraumes sich lagern konnte. Um sich zu erquicken, zu stärken und durch stetes Schwitzen nicht zu erschlaffen, ließ man sich häufig von Aufwärtern (**aquarii**) mit lauem oder frischem Wasser übergießen, duschen, oder tauchte in das mit kaltem Wasser gefüllte Becken (**baptisterium**). Wie sehr die Römer das Douchebad schätzten, ersieht man daraus, daß sie auf Münzen den Herkules abbildeten, wie er einen Wasserstrahl auf sich herabstürzen läßt, und daß sie bei dem Opferdienste dieses Halbgottes Flüssigkeiten über seine Statue herabgossen. Wahrscheinlich kamen die Römer durch ihre zahlreichen Aquädukte zu dem Gedanken und Versuche den Körper mit Wasser, das aus einer Röhre hervorbringt und von der Höhe herabfällt, überströmen zu lassen. Horaz preiset das Sturzbad, indem er seine eigene Heilung besingt:

Sulphura contemni . . . . . invidus aegris
Qui caput et stomachum supponere fontibus audent.

Nebst der Wasserdouche wurde auch eine Art Tropfbad, nämlich das Herabträufeln von aromatischen Ölen mittelst Tropfhörnern (**gutti**) angewendet, deren die Gesänge des Juvenal und Martial erwähnen. Das Zeichen zur Eröffnung der Thermen wurde mit der Glocke gegeben und die gewöhnliche Badezeit war von Mittag bis Abends, sonach zwischen den Geschäftsstunden und der Hauptmalzeit; als jedoch das Bad den Römern zum leidenschaftlichen Bedürfnisse geworden und Manche bis siebenmal des Tages badeten, standen die öffentlichen Thermen auch während der Nacht offen. Schon in den ältesten Zeiten Roms wurden entfernte Quellen durch Aquädukte herbeigeleitet, da das Wasser der nahen Quellen und des Tiberflusses von jeher schlammig, daher zum Getränke

untauglich war; als aber in den spätern Jahrhunderten die Zahl der Thermen auf 900 anwuchs, mußte allmälig Alles, was von diesem wohlthätigen Elemente in den weiten Umgebungen der Hügelstadt sich auffinden ließ, ihr zum Badebedarf dienen. Endlich verschmähte der übermüthige Reichthum der Welteroberer das krystallklare Quellwasser der Aquädukte zum Baden und verlangte weiches Regen- und reines Flußwasser. Kaiser Caligula führte Bäder von wohlriechenden Wässern ein und Nero ließ Meerwasser mit ungeheuren Kosten für seine Thermen herbeischaffen. Wie strenge auf Genauigkeit in Bereitung der Bäder gesehen wurde, läßt sich daraus entnehmen, daß Kaiser Commodus, als ihm einst das Bad zu heiß schien, seinen Badediener in den glühenden Ofen werfen ließ. Daß zur Zeit der römischen Kaiser die Reichthümer und geistigen Kräfte der gesammten Menschheit in die Siegesstadt Rom zusammenströmten, zeigte sich nirgend glänzender als in der Pracht und den Kunstschätzen ihrer Thermen. Die Badebecken waren aus kostbarem Marmor, aus Basalt, egyptischem Porfyr und andern seltenen Steinarten; die Leitungsröhren aus Silber verfertigt. Die Überreste der Thermen des Caracalla, welche für 3000 Badende hinreichenden Raum darboten, gleichen mehr den Ruinen einer Stadt als eines Bades. Der Hauptsitz des römischen Luxus außer Rom war Bajä mit seinen natürlichen Schwefelthermen in einer der reizendsten Landschaften Unteritaliens. Wo man in den Provinzen heiße Quellen fand, wurden Kolonien gegründet und auch in den Standlagern konnten die römischen Legionen, um zur Unbesiegbarkeit zu erstarken, der Thermen nicht entbehren.

Unter den ersten römischen Kaisern erwarben sich einige Ärzte, wie Musa, Charmis und Agathinus das Verdienst die kalten Flußbäder und Douchen bei vielen ihrer Zeitgenossen beliebt zu machen. Das Emporkommen des Kaltbadens wurde vorzüglich durch die Heilung des Kaisers Augustus und des größten römischen Dichters Horaz begünstigt und so zur Modesache, daß auch die höchsten Staatsmänner, Kinder und Greise sogar in der kältesten Jahreszeit, wie Seneca von sich selbst erzählt, im freien Strome badeten. Das von Vorderasien aus sich verbreitende Christenthum erhob zur selben Zeit Untertauchen und Begießen mit Flußwasser zu einem Religionsakte, durch welchen nach dem Sinne des göttlichen Stifters die Reinigung der, mit den Irrthümern des Heidenthums und den Lastern eines üppigen Zeitalters befleckt gewesenen Seele, bildlich angedeutet werden sollte. Wer die belebenden Wirkungen des raschen Eintauchens in fließendes Wasser kennt, wer je empfunden, wie der Geist rein und empfänglich für das Höhere nach einem Flußbade wird, der kann die höhere Deutung und den tiefen Sinn dieser Symbolik nicht verkennen.

Da das Baden im Freien zu Rom, wie oben erwähnt, von den sogenannten Psychroluthen ohne Rücksicht auf Lebensalter und Körperkonstitution, auf Jahreszeit und Witterung angewendet, häufig Gesundheit und Leben gefährden mußte, eiferte Galen im zweiten Jahrhundert heftig dagegen mit dem Bedeuten, daß so zu baden den Germanen und andern Barbaren, den Ebern und Bären zukomme, aber nicht einer Nation von verfeinerten Sitten und griechischer Bildung. Die Ärzte hatten eben nicht lange Zeit gegen jenen Mißbrauch des Kaltbadens zu kämpfen; denn allmälig wurde das bei zweckmäßigem Gebrauche für Leib und Seele erstarkende Flußbad durch die Liebe zum weichlichen Genusse, damals in der erschlafften und entarteten Hauptstadt den höchsten Grad erreichend, völlig wieder verdrängt. Das müßige Schwelgen in den öffentlichen Thermen drang bis in die untersten Volksklassen vor, so daß nun die kalten Begießungen, nachdem man Stunden lange heiß gebadet oder geschwitzt hatte, diesen Weichlingen gefährlich und durch ein Edikt des Kaisers Hadrian die Mißbräuche in den Thermen und das Übermaß des Badevergnügens beschränkt werden mußte.

Nur aus dieser allgemeinen Verweichlichung und aus der im dritten Jahrhunderte über die Heilkunde, wie über alle Wissenschaften hereinbrechenden egyptischen Finsterniß, wird es erklärbar, wie **Caelius Aurelianus**, dessen Schriften die spätern Mönchsärzte vorzüglich zu ihrem Führer am Krankenbette wählten, das Schwimmen im Freien als der Gesundheit nachtheilig widerrathen konnte. Zur Zeit der Theilung in das ost- und weströmische Reich waren die Thermen nur mehr selten besucht und der leidenschaftliche Hang für dieses Volksvergnügen ebenso erkaltet, wie die gymnastischen Übungen spurlos verschwunden. Die Ärzte jenes Zeitalters, welches mit Recht das bleierne genannt wird, wagten, wie Oribasius erzählt, nie kalte Begießungen anzurathen. Als in den nun hereinbrechenden Stürmen der Völkerwanderung Europa's der Norden über den Süden die Oberhand gewann, und der römische Luxus durch germanische Sitten verdrängt wurde, zerfielen die prachtvollen Bauten der Thermen zu Ruinen. — Durch Aberglaube und finstere Vorurtheile wurde damals der menschliche Geist mit eisernem Szepter niedergedrückt, und vom dunkeln Schauplatze schwanden mit Kunst und Wissenschaft die Genüsse einer verfeinerten Lebensweise, wie auch die Sitte des Badens.

(Schluß folgt.)

Über das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen, von Dr. Aug. Wilh. Bohtz, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Göttingen. Gött. 1844. 8.

(Schluß.)

Nun geht Verf. auf das komische Drama über, stellt zuerst die Theorie desselben auf, und entwickelt dann die bestimmten Gestalten, welche dasselbe annahm. In der Theorie wird Alles nur angedeutet, nicht ausführlich erörtert; dagegen charakterisirt er im 2. Abschnitte die Dichter, die er als Repräsentanten des komischen Drama aufstellt, vollständig. In der Theorie des komischen Drama geht er von der Poesie überhaupt aus, als der umfassendsten aller Künste, und zeigt, wie sie sich von der bildenden Kunst und der Musik unterscheide, wie sie in epische und lyrische Poesie zerfalle, und indem epische und lyrische Poesie die Wirklichkeit in zwei Extreme, als die äußere und innere Welt auseinander fallen lassen, so müsse, wofern der Gegensatz, der sich gebildet hat, vermittelt werden solle, ein Drittes, eine ganz neue Form der Poesie hervorgehen, und dies sei das Drama. Hierauf bestimmt Verf. die unterscheidenden Merkmale der epischen und dramatischen Poesie, weiset sodann nach, wie, durch welche Momente, im Drama der Abschluß der Handlung herbeigeführt werde, und nun geht er auf die beiden Hauptformen des Drama, das Tragische und Komische,

über. Als Mittelding zwischen Trauer- und Lustspiel bezeichnet er blos das Familiendrama, was wohl einseitig ist. Treffend bemerkt Hr. Bohtz, daß die antike Kunst das Tragische und Komische ungemein scharf von einander sonderte, und weswegen in der neuern Kunst jene Sonderung nicht in gleicher Schärfe Statt finde; beruft sich hiebei auf die Schöpfungen Shakespeare's, mit dem Zusatze jedoch, daß man den Geist der Shakespeare'schen Kompositionen gänzlich verkenne, wenn man sich vorstellt, daß einige derselben sogenannte Tragikomödien wären, da doch in jedem der einzelnen Dramen Shakespeare's eine bestimmte Weltansicht zum Grunde liege, so daß es entweder der tragischen oder der komischen Kunst angehört.

Auch die Komödie zerfällt Hrn. Bohtz in zwei Hauptformen, welche in der antiken Poesie als die sogenannte alte und neue Komödie bestimmt und scharf ausgeprägt sind; dies bahnt ihm den Übergang zur Charakteristrung der Aristofanischen Komödie. Um den Aristofanes gehörig zu würdigen, muß man auf das damalige Leben des athenienstischen Staates zurück gehen; denn Aristofanes ist mehr als irgend ein Anderer, Dichter seiner Zeit und seiner Nation. Darum kann er auch uns christlichen Neueuropäern nie mehr ganz das sein, was er den Athenienstern seiner Zeit war. Darum müssen wir auch, wenn wir gerecht sein wollen, ihn ganz aus dem Standpunkte seiner Zeit und seines Volkes beurtheilen, um uns die saturnalische Keckheit, die bald in unziemlichen Scherzen, bald in muthwilligen Ausfällen gegen die geachtetsten Mitbürger, wie Sokrates, ja selbst gegen die Götter sich äußert, zu erklären, und um nicht das, was damals keinen Anstoß erregen konnte, dem Charakter des Dichters zum Vorwurfe zu machen. Die alte Komödie läßt sich am besten als den durchgängigen Gegensatz der Tragödie begreifen. Aber die alte Komödie ist eine eben so unabhängige und ursprüngliche Dichtart als die Tragödie. Wie die Tragödie harmonische Einheit liebt, so lebt und webt die Komödie in chaotischer Fülle; sie sucht die buntesten Gegensätze, und immerfort sich kreuzenden Widersprüche. Ganz natürlich wurde das öffentliche Leben, der Staat, der eigentliche Gegenstand der alten Komödie. Eine Komödie politischer Natur, wie die Aristofanische, konnte nur im demokratischen Athen entstehen; die Freiheit der alten Komödie galt für einen sehr wichtigen und selbst wohlthätigen Theil der politischen Freiheit. Mit der politischen Freiheit Athens war die alte Komödie zu innig verwebt, als daß sie nicht mit ihr blühen und auch fallen mußte. Dieses Moment hätte Hr. Bohtz mehr hervorheben sollen. Übrigens scheint des Verf. Bemerkung richtig zu sein, daß man in unserm Dichter den Vertreter jener Partei erblicke, die wider die Neuerungen des Perikles und dessen Nachfolger die alte durch Aristokratie gemäßigte Volksherrschaft in Schutz nahm und daß die Erinnerung an die einfache Größe und heroische Thatkraft des Marathonischen Zeitalters das sei, was dem Aristofanes selbst als der positive Haltpunkt in den Zerwürfnissen des gegenwärtigen Parteikampfes sich zeigt.

Unbedingt stimmt auch Rez. dem Verf. bei, wenn er die Komödien des Aristofanes für das höchste Komische erklärt, dem nur die Lustspiele Shakespeare's einiger Maßen zur Seite gestellt werden können. Darum gab Wieland wohl überaus glücklich den leichten, feinen, nicht tief eindringenden Scherz und Spott des Horaz und Luzian wieder; aber er vermochte in seiner Übersetzung vier Aristofanischer Stücke nicht die Aristofanische Weltironie zu begreifen, und er konnte bei aller seiner Gewandtheit und Kunst der Rede keinen deutschen Ausdruck für die großartige, freie, an frischem Naturgefühl überreiche Komik des herrlichen Griechen finden. Darum stehen auch alle Nachbildungen der Aristofanischen Komödie, auch wenn sie von genialen Dichtern herrühren, wie die Vögel, der Triumf der Empfindsamkeit von Göthe, einige Dramen vom Grafen von Platen, den Originalien immer noch sehr fern. Wahrlich selbst derjenige, der aus Befangenheit des Geistes die alte Komödie in ihrer Lebensfülle und schrankenlosen Freiheit nicht zu fassen vermag, der durch die vielen Possen, unsittlichen Scherze, zumal in Behandlung der Geschlechtsverhältnisse, und den bittern persönlichen Spott über die verdienstvollsten Männer sich abgestoßen fühlt, der die eigentliche organische Gliederung, ein geschlossenes Ganzes vermißt, der die Familienverhältnisse in ihren tiefern Wurzeln angegriffen sieht, der die unbegrenzteste Verspottung der Götter mit Unwillen erträgt, wird durch den verschwenderischen Geistesreichthum von Witz, Fantasie und Erfindung und poetischer Kühnheit, durch die unübertreffliche Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung, die Gewandtheit und Feinheit in allen Formen des Ausdrucks und die hohe Vollendung in Sprache und Verskunst angezogen werden. Und bleibt es nicht der Triumf seines Genies, dem empfindlichsten und geistreichsten aller Völker der Erde über seine eigenen Unbesonnenheiten, Thorheiten und Albernheiten jetzt herzliches Gelächter, jetzt heilbringende Scham erweckt zu haben?

Die ganze Würdigung der Aristofanischen Komödien durch Hrn. Bohtz verdient vom gebildeten Publikum besondere Beachtung. Er fährt dann fort: „Mit dem Untergange der politischen Macht Athens verschwand auch jene herrliche Komik in der alten Welt auf immer, und der Vollender der Komödie selbst gab in den letzten Jahren seines Lebens Dichtungen (namentlich den Plutos), die dem Geiste der frühern in vieler Hinsicht unähnlich waren. Sollte eine spätere komische Kunst, die unter ganz andern äußern Bedingungen hervortrat, etwas Neues an den Tag bringen, so war dies nur dadurch erreichbar, daß statt des politischen Lebens die Interessen der einzelnen Individuen und deren Verhältniß zur Familie Inhalt des Drama wurden." Hiebei hätte Rezens. nur gewünscht, Hr. Bohtz möchte jene äußern Bedingungen mehr hervorgehoben haben. Mit der völligen Beschränkung der politischen Freiheit trat zugleich Dürftigkeit der Gesammtheit und der Einzelnen ein, und der Chor hörte ganz natürlich auf. Zugleich änderten sich Sitten und Ansichten, und die Begriffe von dem, was schicklich und anständig sei; man fing an, mehr für seine eigene Person als für das Gemeinwesen zu leben und zu handeln; das Lustspiel hörte auf eine Volksbelustigung zu sein und wurde Zeitvertreib der Gebildeten eines kleinen Kreises; es wurde vorgelesen oder vor einer auserlesenen Gesellschaft gespielt. So entstand nach und nach die neuere Komödie der Griechen, deren Eigenthümlichkeit Hr. Verf. richtig schildert. So sehr der freie Geist der Komödie jetzt beschränkt war, und durch die nöthiger gewordene Behutsamkeit das rege, volle Leben, der hohe dichterische Schwung der neueren Komödie gegen die alte fehlte, so hatte diese Veränderung doch auf der andern Seite

einen wesentlichen Vortheil. Eine feinere, ausgebildetere Charakteristik und ein gereinigterer ethischer Geist der Komödie, eine größere Gewandtheit des Gesprächs, eine höhere Vollendung der Form, eine künstlichere und regelmäßige Verwicklung waren die Folge davon. Mit Recht weist Hr. Bohtz auf Euripides als den Vorläufer der neuern Komödie hin, wie er überhaupt diesem Dichter mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als A. W. Schlegel gethan. Die griechische Literatur war in diesem Fache unermeßlich reich; aber die Zeit hat unter diesem Überflusse geistreicher Werke eine solche Verwüstung angerichtet, daß uns nichts übrig blieb, als in der Ursprache eine Anzahl abgerissener, oft bis zur Unverständlichkeit entstellter Fragmente, und die oft wörtlichen Nachbildungen römischer Komiker, des Plautus und vorzüglich des Terentius. —

Hr. Verf. rühmt die Wahrheit der Charaktere in jenen Lustspielen und meint, daß mehre derselben beinahe typisch für die Folgezeit geworden seien. Rez. möchte dies nicht ganz in Abrede stellen, und doch treten streng genommen statt der Individuen eigentlich nur allgemeine Begriffe auf und in welcher beschränkten Anzahl erscheinen jene Charaktere? ein prahlerischer Soldat, ein Schmarotzer, alte, zu strenge oder zu milde, leichtsinnige Jünglinge ohne Geld, ein verschmitzter Sklave, meritrices und leones, erschöpfen fast den ganzen Kreis komischer Begriffe. Welche Mannigfaltigkeit der Charaktere herrscht bei Shakespeare und Molière? Auch die Charakterisirung des Plautus und Terenz ist geistreich, wenn auch nicht ganz erschöpfend; befremdend bleibt es auch, daß Verf. über den, den latein. Komikern, vorzüglich dem Terenz, gemachten Vorwurf des Kontaminirens, d. h. der Verschmelzung mehrer griech. Komödien, als seiner Vorbilder, in eine einzige, gänzlich schweigt.

Dem antiken Lustspiele setzt Verf. das romantische entgegen; der Gegensatz ist allerdings richtig; die Kunst der christlich-germanischen Völker gestaltete sich ganz verschieden von der klassischen; aber waltet nicht auch zwischen der eigentlichen romantischen und modernen Poesie ein bedeutender Unterschied ob? Wenn wir auch selbst noch die Produktionen eines Shakespeare und Calderon romantisch nennen dürfen, gehören doch die Dichtungen eines Molière und Holberg der modernen Poesie an. Das romantische Lustspiel theilt Hr. Verf. in das humoristische, das Intriguen-Spiel, und das Charakter-Lustspiel mit Einschluß der Posse. Im humoristischen Schauspiel zeichnet Verf. mit Recht vor Allen Shakespeare aus. Und in der That zieht des Britten Lustspiel, welches theils auf originelle Charakteristik gebaut ist, theils sich in den heitern Räumen zauberischer Fantasie verläuft, seine wahre Kraft aus reichem Humor. Mit Recht theilt er daher die Shakespeare'schen Lustspiele in zwei Hauptklassen. In der einen Form zeige der Dichter, wie das Leben ganz auf der Oberfläche sich äußert, und in den heitern Schein sich auflöst, ohne daß jedoch beabsichtigt wird, das Spiel auch auf die Tiefe zu führen, oder das eigentliche Räthsel des Lebens zur Anschauung zu bringen. Zu dieser Klasse gehören die lustigen Weiber, die Komödie der Irrungen, die beiden Veroneser, Ende gut, Alles gut und der Widerspenstigen Zähmung. Obschon daher diese Komödien unter den Shakespeareschen diejenigen seien, welche den Formen des Charakter- und Intriguen-Lustspiels am meisten sich nähern, so erheben sie sich doch über jene Sphäre, innerhalb der das gewöhnliche Lustspiel sich bewegt. Die ganze Weltansicht sei hier eine solche, wie sie der universelle Standpunkt gewährt. Einer andern Klasse dagegen gehören diejenigen Lustspiele an, in denen der heitern Welt des Scheins, dem ganz in die Äußerlichkeit aufgelösten Leben, auch solche Gruppen gegenüber gestellt werden, an denen die Bedeutung des Lebens, der sogenannte Ernst, unmittelbar hervortritt. Als Lustspiele dieser Klasse nennt Hr. Bohtz: Was ihr wollt, Liebes Leid und Lust, Wie es euch gefällt, Viel Lärmen um Nichts, und der Kaufmann von Venedig. Und das rein komische Interesse werde nicht etwa geschwächt und müsse dem eigentlichen Ernste weichen, sondern die Weltansicht selbst bleibe doch die wirklich komische. Als fantastisch bezeichnet Hr. Bohtz besonders den Sommernachtstraum, den Sturm, und das Wintermärchen, die er trefflich zergliedert.

An Shakespeare schließt Verf. im humoristischen Lustspiele Tieck an, dessen Produktionen, und deren innerstes Wesen er meisterhaft würdigt. Er deutet zuerst an, wie Tieck's fantastische Komödie dem, nach Inhalt und Form, vollendeten humoristischen Lustspiel des großen Shakespeare nicht ganz gleich komme, und wie Tieck einerseits Romantiker im würdigsten Sinne, andererseits auch dem Aristofanes verwandt sei, und demselben entschieden näher stehe, als irgend ein anderer der neuern Komiker. Er rühmt ferner seine Freiheit des Gemüths und die Vielseitigkeit und Universalität in des Dichters Humor; selbst da, wo Tieck's Laune muthwillig genug ist, literärisch bekannte Individuen in sein komisches Theater aufzunehmen, wisse er nach dem Vorbilde des Aristofanischen Sokrates, diese Sonderlinge so zu porträtiren, daß in denselben der komische Typus überhaupt wieder erkannt wird. Zugleich sei des Dichters Blick scharf genug, den Narren die individuellsten, geheimsten Züge abzulauschen, und dieselben in den feinsten Schattirungen wiederzugeben. Auch werde die Schärfe durch Gutmüthigkeit, durch ein gewisses Behagen, womit der Dichter selbst auf die von ihm geschaffene Welt blickt, sehr gemildert; und auch hierin unterscheide sich die Tieck'sche Komik ungemein vortheilhaft von dem polemischen Lustspiel des Grafen v. Platen.

Könnte Tieck mit derselben Kraft, womit er die Extreme der Thorheit und Narrheit zur Anschauung bringt, auch die Wahrheit der wirklichen Welt oder die Idee offenbaren, so würde seine Komik in ähnlicher Vollendung, wie die des Cervantes und Shakespeare dastehen. Aber in Tieck's ganzer Weltansicht herrsche das negative Moment oder die Ironie vor, und lasse nicht zu, daß die Wirklichkeit in ihrer vollen Schönheit und ganzen Bedeutung sich aufschließt. Nur sei dies nicht so zu verstehen, als begegneten wir in Tieck's komischer Welt nicht auch den Offenbarungen des Reinmenschlichen, dem eigentlich Schönen, sondern insofern daß diese idealen Momente, wie sie auftauchen, so auch bald wieder verschwinden, und daß das so viele geistige Kräfte entbindende Spiel nicht selten in dem Nichtigen sich auflöse. Dieses Verfahren unterscheide den Tieck'schen Humor von dem des Cervantes und Shakespeare. Daher könne auch der Tieck'sche Humor im Allgemeinen nicht jenes wohlthuende beseligende Gefühl erwecken,

welches die vollendete Kunst der beiden genannten Dichter in uns zurückläßt. Spuren des Dämonischen verhindern, daß die reine Heiterkeit über alle Theile des Ganzen sich verbreitet. Belege bieten Zerbino, Däumchen und Fortunat. Tieck bediene sich ferner gerne der Legende oder des Märchens, damit auf solchem Grunde die Gestalten der wirklichen Welt sich erheben, und in der Verbindung dieser so verschiedenartigen Bestandtheile sei der deutsche Komiker wie wenige glücklich. Beklagenswerth sei nur, daß Tieck es verschmähte, den Forderungen des eigentlichen Drama Genüge zu thun; und doch sei Tieck vor Allen berufen gewesen, dem deutschen Volke ein wirklich komisches Theater, welches bis auf den heutigen Tag immer noch fehle, zu begründen. Selbst auch im gestiefelten Kater, der verkehrten Welt, und Zerbino werde für die Handlung als solche, und für das, was die Charaktere beabsichtigen, kein eigentliches Interesse erweckt, die Spannung auf den Fortgang der Handlung fehle; auch seien die einzelnen Szenen oft ungemein locker an einander gereiht. Auch die Schönheiten des Kaiser Oktavianus seien nicht die des eigentlichen Schauspiels, sondern die der Legende; darum dürfe sich auch das lyrische Element in ungemeiner Breite auslassen, und die personifizirte Romanze erzähle hin und wieder selbst, was den von der Bühne abgetretenen Charakteren bis zu dem Zeitpunkte, wo sie wieder erscheinen, begegnet ist.

Hiebei bemerkt Rez., daß Kaiser Oktavianus zwar Lustspiel (ein Spiel was Lust bereitet) betitelt sei, daß es aber seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach mehr ein romantisches Epos in dramatischer Form sei. Auch fehlt wohl die Bemerkung, daß in jeder Gattung seiner Poesie die lyrische Musik des Gefühls das wesentlichste Element seiner Meisterschaft sei. Zugleich herrscht in seinen Dichtungen, zumal in der heil. Genoveva und Kaiser Oktavianus, eine geheimnißvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständniß mit der Natur. Rücksichtlich des dramatisirten Märchens hätte auch Tieck mit Öhlenschläger (Aladdin, die Fischertochter, Ludlamshöhle) verglichen werden können. Sollte aber nicht die dramatische Gestaltung dem Charakter des Märchens Eintrag thun? Übrigens ward allerdings unter den von Tieck in Szene gesetzten Dichtungen im Fortunatus das dramatische Interesse am meisten befriedigt und von diesem Stücke schließt Verf. eine treffliche Analyse an.

Vom humoristischen Lustspiel geht er auf das Intriguen-Lustspiel über. Mit Recht bemerkt Hr. Bohtz, daß das vollendete Lustspiel den Forderungen an Handlung und Charakterwahrheit in gleicher Weise Genüge thue, in der Praxis aber werden einige Meister die meiste Kunst auf die Verwicklung und Auflösung des Knotens verwenden, während andere den Charakter zum Mittelpunkt des Drama machen. Verf. erkennt dem Intiguenstück den Vorzug vor dem Charakterstücke zu, besonders dann wenn der Dichter der bunt sich verschlingenden Handlung auch das allgemeine oder ideale Gepräge aufdrückt, d. h. wenn die Handlung in dem Besondern zugleich die wesentliche, zu allen Zeiten wiederkehrende Natur des Menschen offenbar macht. Das Intriguenlustspiel gewann aber die höchste Vollendung durch die spanischen Dichter, besonders, wie Hr. Bohtz behauptet, durch Moreto und Calderon; doch vermißt man hier ungern den eigentlichen Begründern des spanischen Nationaldrama, Lope de Vega, nach dessen Muster auch die Eintheilungen des Nationaldrama fester aufgefaßt und bestimmter entwickelt wurden. Übrigens bleibt allerdings Trotz wider Trotz, übersetzt von Dohrn (Donna Diana nach der Bearbeitung C. A. West's), eines der vortrefflichsten Lustspiele, die jemals zur Aufführung gekommen sind. Und hier läßt Verf. wieder eine Analyse dieses Drama folgen. Und nun geht er auf Calderon über. Hier thut wohl die Bemerkung Noth, daß diese spanischen Dramatiker Dichter für ihre Nation, für ihre Zeit sind. Alles, was Calderon dichtet, nimmt unter seiner Hand den spanischen Charakter an, und er trägt die Ideen seines Volks selbst mit vielfachen Wiederholungen, auf alle Situationen und Örtlichkeiten, die er in seinen Schauspielen annimmt oder annehmen muß, über. Auch im Lustspiele macht er vom Typischen Gebrauch, und seine männlichen und weiblichen Gestalten verwandeln sich mitunter in allgemeine Abstraktionen oder Repräsentanten ganzer Gattungen. Aber darum wird es nicht leicht möglich, daß wir der idealen Sfäre völlig entrückt werden, oder das Triviale und Gemeine störend eingreife. Freilich werde auch der Mangel an Vielseitigkeit und an individuellem Leben fühlbar und die Art und Weise, wie der Begriff der Ehre hier auftritt, führe eine gewisse Einförmigkeit des Calderon'schen Lustspiels herbei. Auch veranlasse jener Umstand die Sofistik der Rede (die uns besonders in der Künstelei und Spitzfindigkeit des Gefühlsausdrucks unangenehm auffällt). Dagegen äußere sich mit dem Bewußtsein der Ehre etwas Edles, echt Ritterliches, in vielen männlichen Charakteren. Jener Begriff der Ehre habe selbst auf weibliche Charaktere den Einfluß, daß es an individuellen Zügen fehle. Und doch hatte Calderon die weibliche Denk- und Sinnesart aufmerksamer als Lope de Vega belauscht, und seine Intriguenstücke fallen in die reifste Blüthenzeit seiner dichterischen Wirksamkeit. Die den Weibern eigenthümliche Anlage zur Intrigue erscheine nirgends mehr als hier ausgebildet. Doch muß man auch gestehen, daß ob der überkünstlichen Verwicklung nicht selten die Fabel unklar werde.

Zuletzt spricht Hr. Bohtz über den Gracioso, die lustige Person, der es der Dichter überläßt die Parodie des Ernstes auszuüben; nur fehlt hier die Bemerkung, daß der Gracioso meist aus den untern Ständen sei (im Gegensatz zum Figuron), gewöhnlich reflektirend, und den Gang der Handlung mehr aufhaltend, als fördernd. Erst Moreto gebührt das Lob, den Gracioso in die Handlung unmittelbar eingreifend dargestellt, ja ihn gewissermaßen zum Träger des ganzen komischen Elements seiner Lustspiele erhoben zu haben. Da übrigens die in den Vorgrund tretenden Charaktere vornehme Adelige sind und nach der Ansicht Calderon's in Beziehung auf die Ehre nicht in einem lächerlichen Lichte gesehen werden dürfen; verwende Calderon in seinen Lustspielen die größte Kunst auf die Verwicklung selbst, die theils durch die Intrigue der Charaktere, theils durch das Eingreifen des Zufalls sehr bunt werde. Doch trete der Zufall nicht in roher Gestalt auf, und verdränge etwa die innern sittlichen Kräfte; vielmehr sei das Resultat des Handelns mit der Selbstbestimmung und mit dem freien Entschlusse der Charaktere im innern Zusammenhang. Indem nämlich am Schlusse des Drama nicht selten die Individuen selbst es sind, die der Leidenschaft und der Willkür sich entäußern, so tragen sie wesentlich dazu

bei, daß die Verwirrung in die heitere, harmonische Welt des Schönen sich auflösen muß.

Nun folgt die Betrachtung des Charakter-Lustspiels und der Posse. Hier bilde nun eine scharf ausgeprägte Individualität, wie die des eifersüchtigen Ehemanns, des Charlatans, des Geizigen, des Pedanten, des gelehrten Weibes ꝛc. den Mittelpunkt des Drama: da sei es allerdings möglich, daß bei zu scharfer Auffassung einzelner Charaktere das psychologische Interesse der eigentlichen Komik Abbruch thue. Doch sei auch andrerseits das Verfahren der Kritik einseitig, wenn sie das Charakter-Lustspiel, als eine Abart des wahren, unbedingt tadle; nur sei es erforderlich, daß der Charakter mit keiner zu großen Breite ausgeführt, und durch das Ausmalen des Einzelnen das Fortschreiten der Handlung nicht gehemmt werde. Auch die Posse könne, indem sie alle Kräfte entbindet, die dem Witze und der Laune inwohnen, in einer solchen Überfülle Lust und Heiterkeit ausströmen, daß wir mit einem Male an den eigentlichen Humor oder an die grandiose Komik des Aristofanes erinnert werden. Doch setze dies voraus, daß der Dichter die Macht der Fantasie besitze, die Schranken des Lokalen und Individuellen, innerhalb deren die Posse sich bewegt, erweitern, und dem Vorgeführten den Ausdruck des Idealen ertheilen zu können. Befremdend bleibt es, daß Hr. Bohtz nicht auch den Unterschied zwischen der satyrischen Posse und der Zauberposse beachtet hat. Erstere macht die menschlichen Thorheiten in humoristischer Ausgelassenheit durch den schlagenden Witz einer geistreichen Satyre lächerlich; letztere dagegen bringt den Kontrast des Wunderbaren und Gemeinen in buntem Gemisch zur Darstellung. Man denke nur an Kotzebue's Kleinstädter und Raimund's Zauberspiele.

Als Muster für das Charakter-Lustspiel und die Posse stellt Verf. Molière und Holberg auf. Hr. Bohtz erinnert, daß von Molière's meisterhafter Porträtmalerei nur Einzelnes gegenwärtig veraltet sei, daß er hingegen dem Individuellen solche Züge abgelauscht habe, die der menschlichen Natur wesentlich sind, und seine Feinheit und Schlauheit der Beobachtung wisse auch das im Innern des Menschen Verborgene ungemein glücklich aufzufinden und Andern sichtbar zu machen. Von der andern Seite müsse man aber einräumen, daß der eigentliche Humor diesem Dichter mangle. Die beiden Extreme des feinen und derben Komischen, die in dem Humor zur Identität vermittelt sind, treten in Molière's Drama so schroff einander gegenüber, daß die sämmtlichen Schauspiele in zwei Klassen, als die dem gewöhnlichen Ernste nahe kommenden Charakterstücke, und als die den eigentlichen Scherz darstellenden Possen sich von einander sondern. Den Charakterstücken gehören Tartuffe, der Geizige, der Misanthrop, die gelehrten Frauen, die Schule der Frauen und die Schule der Männer an. Hr. Verf. sucht nun den Tadel zu entkräften, den man den Charakterstücken gemacht, daß in denselben eine bestimmte didaktisch-satyrische Tendenz geltend gemacht, und dadurch dem Interesse des eigentlichen Drama Abbruch gethan werde. Rezens. stimmt der Ansicht des Hrn. Verf. willig bei, nur dünkt auch ihm die moralische Betrachtung meist langweilig rhetorisch. Verf. rühmt dann die psychologische Wahrheit der Hauptcharaktere; bemerkt aber dann mit Recht, daß das Typische einiger dieser Charaktere sich bereits in der griechisch-römischen Komödie finde; denn allerdings ist in der Erfindung unserem Dichter der Preis der Originalität weniger zuzugestehen. Nur Tartuffe macht eine Ausnahme. Rücksichtlich der Charaktere vermißt man übrigens die wichtige Bemerkung, daß Molière zur Hervorbringung des komischen Effektes Charaktere und Situationen trefflich zu kontrastiren wisse.

Richtig bemerkt Verf., daß der französische Dichter die den Spaniern eigenthümliche Kunst, durch die Intrigue Spannung hervorzubringen, vielfach in Anwendung gebracht, daß aber Molière's dramatisches Talent mit dem Herbeiführen der Verwicklung auch den Kulminationspunkt erreicht habe, und daß die Auflösung des Knotens weit weniger befriedige. Zum Belege dessen diene Tartuffe, der Geizige, die Frauenschule. Zu den Possen gehören: der Bauer als Edelmann, Herr von Pourceaugnac, der eingebildete Kranke, die Verschrobenen, der Arzt wider Willen, Georg Dandin ꝛc. In den Possen liefert Molière ein sehr treues Bild des Lebens, und obschon in diesen Eingebungen des Witzes und der Satyre die lächerlich gewordene Welt nicht ohne Grellheit der Farben erscheint, so ist doch das Ganze der individuellen Wahrheit, dem wirklichen Leben der Charaktere, keineswegs entfremdet. Was man allenfalls an dieser tadeln könne, sei, daß indem der wirkliche Humor, der Scherz und Ernst in einander übergehen läßt, fehlt, der Dichter, der, um seinem moralischen Bewußtsein Genüge zu thun, der lächerlichen Welt noch den Ernst, als ein zufälliges, abstraktes Moment, mitgeben muß. Dieser Ernst nehme nun aber nicht selten die Form der eigentlichen Strafrede an, und verhindere dann, daß in uns die reine komische Heiterkeit, das behagliche herzliche Lachen sich einfindet. Offenbar wollte Molière durch Mitgabe des Moralischen verhüten, daß die Posse den Schein des Leichtsinns oder gar der Frivolität annehme; aber eine gewisse Abstraktion, ein Vorherrschen des nüchternen Verstandes verhindere, daß der französische Lustspieldichter die Idee, in der auch der Gegensatz des gewöhnlichen Scherzes und des gewöhnlichen Ernstes sich ausgleicht, gewinnen könne. Da Hr. Bohtz das sprachliche Element aller jener komischen Dichter unbeachtet läßt, so schweigt er natürlich auch von Molière's eigenthümlich plastischer Sprache, von dessen in der Regel unübertrefflichem Dialog, und dessen trefflicher Versifikation. Bemerkt zu werden hätte wohl auch verdient, daß kein französischer Dichter sich so frei von den Vorurtheilen seiner Zeit und Nation und dabei doch so echtfranzösisch gezeigt habe.

Im Charakter-Lustspiel und in der Posse steht Holberg dem Molière würdig zur Seite. Holberg's Werke erinnern an die Meisterstücke der niederländischen Maler. An Schärfe und vielseitiger Auffassung des Weltlebens sei Molière dem nordischen Dichter überlegen; aber was Witz und eigentlich komische Einfälle anbelangt, stehe dieser jenem keineswegs nach. Ja eine seltene Naturfrische und ein Zug naiver Treuherzigkeit könne bewirken, daß wir dem Dänen Holberg eine gewisse Vorliebe zuwenden. Die bisherigen Formen des Lustspiels wurden durch Holberg zwar nicht bedeutend erweitert, doch ist er nicht bloßer Nachahmer. Immer wisse Holberg das von Außen Empfangene selbstständig umzubilden, so daß bei ihm das Fremde die Gestalt des individuellen Lebens annehme. Ja nicht selten erfreuten sich die neuen Bearbeitungen gewisser Vorzüge vor den ursprünglichen Darstellungen.

Aber Holberg habe auch nicht wenige Charaktere erst aus dem Dunkel des gemeinen Lebens in das Licht der poetischen Welt erhoben. Dahin gehöre vor Allen: der politische Kannengießer; ferner sei Vielgeschrei, Don Ranudo und Corfitz in der Wochenstube lobenswerth. Übrigens sei nicht so wie bei Molière auch bei Holberg Charakter-Lustspiel und Posse von einander gesondert, und Holberg habe auch das Interesse der Fabel im Auge, und suche nicht den lächerlichen Charakter, als den allgemeinen Begriff, in seinen besondern Eigenschaften psychologisch zu entwickeln; nur dem geschwätzigen Barbier mangle das dramatische Interesse. Auch nehme Holberg die Intrigue auf, verwende aber auf deren Wahrscheinlichkeit, auf die Entstehung und Auflösung der Verwicklung, weniger Kunst, als auf andere Theile des Drama. Auch hätte der Vers. die zu große Breite in der Ausführung rügen können. Aber auch Holberg verbindet mit dem Drama das didaktische Interesse; ja im glücklichen Schiffbruche bringt der Dichter sogar die eigenen persönlichen und literarischen Verhältnisse zur Sprache, und sucht in gerichtlicher Form sich gegen seine Ankläger zu rechtfertigen.

Treffend bemerkt hiebei Vers., man müsse jene Dramen, in denen die Handlung einer entschieden didaktischen Tendenz untergeordnet wird, von jenen Lustspielen wohl unterscheiden, in denen der Dichter nur hin und wieder die komische Verkleidung ablegt, und die Rolle des rathgebenden Freundes übernimmt. In den letztern Dramen, die bei Holberg bei weitem die Mehrheit bilden, thue der leise Anflug des Didaktischen dem komischen und dramatischen Interesse gar keinen Abbruch. Das heiterste, genialste aller Holberg'schen Lustspiele ist Ulysses von Ithacia, und von diesem liefert Hr. Bohtz eine gelungene Analyse.

Beim Schluß des Werkes drängt sich dem Leser der Zweifel auf, ob auch durch die Eintheilung des Lustspieles in das humoristische, das Intriguen-Lustspiel, das Charakterstück und die Posse die ganze Gattung völlig erschöpft sei und ob nicht das Situationsstück als eine eigene Art konstituirt werden müsse. Oder wohin gehört Lessing's Minna von Barnhelm, dies echt deutsche Lustspiel, das ein glücklicher Griff ins Nationalleben war? Freilich könnte man sagen, es gehöre zu den Charakterstücken, es werde darin der edle Krieger (im Gegensatz des miles gloriosus) geschildert; aber ist hier die Charakteristik die Hauptsache? und bleibt nicht ein gewaltiger Unterschied zwischen Minna von Barnhelm und dem Charakterstück Molière's? In den Charakterstücken muß sich ja das Interesse vorzugsweise in Einem Charakter vereinigen, welcher deshalb durch seine eigenste Individualität den ästhetischen Effekt der ganzen Handlung begründen und tragen muß. Übrigens möge Hr. Bohtz das gebildete Publikum noch recht oft mit derlei gehaltvollen Beiträgen zur Filosofie des Schönen erfreuen!

Danhauser's Nachlaß.

Danhauser's zahlreichen Freunden wird die traurig-willkommene Gelegenheit, sich ein Andenken an ihn zu verschaffen. Montag den 2. Juni und die folgenden Tage wird dessen Nachlaß öffentlich versteigert (Vorstadt Wieden, Paniglgasse Nr. 51). Einige hundert Originalzeichnungen und Studien nach der Natur von seiner Hand beurkunden den Fleiß und die sorgfältige Vorbereitung, mit der er an seine Werke ging. Ölgemälde von Gauermann, Artois, Tennier, Foy, Grebber, Palamedes, de Heem, Breughel ꝛc. zahlreiches Geräthe aus dem Mittelalter, schmückten sein Atelier. Wehmüthiger Gedanke, daß nun in alle 4 Winde zerstreut wird, was künstlerischer Sinn ein ganzes Leben hindurch sammelte, so innig mit seinen Schöpfungen selbst verschmolz! Mögen diese letzten Zeugen, diese Trümmer und Splitter eines wahrhaft poetischen Geistes nur in befreundete Hände gerathen!

Aus Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

Literarische Zustände.

(Südslawische Literatur.) Die Gebrüder Battara in Zara geben eine Bibliothek dalmatinischer Klassiker heraus. Die Reihe wird mit den Werken des genialen Dichters Karić eröffnet. Preradović, einer der hoffnungsvollsten illyrischen Lyriker, bereitet eine Sammlung seiner Gedichte zum Drucke vor. Wer die gehaltvollen Proben seines poetischen Talents in der **Danica** und in der **Zora Dalmatinska** gelesen hat, wird seine gesammelten Gedichte gewiß mit Freuden genießen. In Agram erschien der 2. Band von Demeter's Dramen, und zwar auf Kosten des Literaturfondes. Auch wurde daselbst eine Sammlung von Fabeln von J. Rohrski herausgegeben. — Halm's Griseldis ist bereits ins Kroatische übersetzt, auf dem Agramer Theater in der Landessprache aufgeführt worden.

Unter den Slowenen traten Männer auf, und zwar vorzüglich zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, die gesunde Ansichten über slawische Wechselseitigkeit hatten; ich erwähne hier nur die Namen Kopitar, Primer, Smigotec und Cvetek; allein jene Zeit war zu lau, und verdunkelte den Blick zu sehr, als daß sie eine zarte Blüte hätte treiben können. Daß hier der slawische Geist nicht ausgestorben sei, davon liefert uns die Danica einen Beleg. Aus unsern „**Kmetijske a rokodelske nowice**“ (ökonomisches und industrielles Zeitungsblatt) ist ersichtlich, daß unsere nördlichen Gegenden für Slavien nicht verloren sind. Dieses Journal erscheint in wahrhaft slowenischem und slawischem Geiste. Es enthält gut gewählte Artikel, die bald nach der alten, bald nach der neuen Ortografie geschrieben sind.

Kürzlich kündigte der Redakteur Dr. Bleiweiß an, daß das Blatt seiner Zeit mit organischen Typen erscheinen werde. Die bedeutende Zahl von Abnehmern (über 1000) verbürgt das Fortbestehen dieser Zeitschrift. Überdies erscheinen in den nördlichen Gegenden eine Menge kleiner Schriften in der Landessprache. Daß die Slowenen rücksichtlich der literarischen Eintracht im höhern Sinne, d. h. rücksichtlich einer einzigen Schriftsprache aller südslawischen Nationalzweige, namentlich im Sinne der kroatischen Schule nicht gleichgiltig sind, davon findet man in jedem Jahrgange der Danica und der Agramer Zeitung deutliche Beweise.

In den Jahresberichten der **Matica zagrebska** (Agramer Vereinskasse zur Herausgabe guter Schriften in der Landessprache) findet man bedeutende Beiträge aus den nördlichen Gegenden, und darunter auch einige Vereinsgründer. Als sichtlicher Beweis von dem Eifer der Slowenen dient der Umstand, daß sich unter ihnen eine Gesellschaft gebildet hat, die an einem südslawischen Wörterbuche zum Gebrauche der nördlichen Gegenden arbeitet, das bald erscheinen dürfte.

Schließlich noch etwas von der **Matica horvatsko-slovenska**. Nach dem letzten Rechnungsabschlusse betrug ihr Kapital 7007 fl. CM. (wovon im Jahre 1843 allein 3329 fl. 28 kr. einkamen), welche Summe durch bloße freiwillige Beiträge von Kroaten und Slowenen (Serben waren sehr wenige darunter) zusammen kam.

In letztgenanntem Jahre kamen auch Geschenke aus Böhmen, die mit der größten Freude aufgenommen wurden; von obigem Betrage wurden 1229 fl. 28 kr. auf **Gundulic's Osman** ausgegeben. Demeter's Drama „**Tenera**“ wird auf Kosten der Matice gedruckt. Der Ausschuß der **Matica zagrebska** gedenkt mit der Zeit ein Journal herauszugeben. Es wäre sehr zu wünschen, daß man nicht nur auf Belletristik, sondern auch auf Herausgabe belehrender Werke, z. B. einer allgemeinen Geschichte, Geografie, auf Naturwissenschaften u. s. w. Rücksicht nähme.

Ost u. West. 31. 36.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 3. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 66.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1168 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Eitelberger: Schelling und die Theologie. — Vogel: Rückblick auf die Geschichte der Bäder. (Schluß.) — Über Keiblinger's: Topografie von Niederösterreich — Schmidl: Schwind's und Feuchtersleben's Almanach. — Aus Zeitschriften. (Fortsetzung.)

chelling und die Theologie. Berlin 1845. S. 44.

Angezeigt durch R. v. **Eitelberger.**

Diese Schrift ist eine Art von Programm einer Richtung der protestantischen Theologie, die sich der neuesten Form der Schelling'schen Filosofie bemächtigt hat. Als solche hat man sogleich bei ihrem Erscheinen, ja fast vor demselben schon die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie zu lenken gewußt. Die protestantische Theologie ist seit jeher der Filosofie gegenüber in einer eigenen kritischen Lage. Auf der einen Seite will sie die Freiheit der Forschung bewahren, ja sie rühmt sich, im Vergleiche mit der katholischen Kirche, der Nähr- und Pflegvater der modernen Wissenschaft zu sein, auf der andern Seite hat sie in ihre Satzungen doch eine Reihe von positiven Elementen in sich aufgenommen, die unvermittelt und abstrakt hingestellt, einer tiefern Verbindung mit dem Wesen der Religion schon deswegen entbehren, weil sie sich ihrem Ursprunge nach als ein blos Gemachtes, als etwas aus einer bloßen Negation Gerettetes darstellen.

Während ihr die eine Rücksicht gebietet, den Bewegungen des Denkens gegenüber eine größere Toleranz zu üben, und es zu hegen, gebietet ihr die andere, sorgsam zu wachen, daß das Resultat der Forschung den Satzungen nicht zu nahe trete, und da diese nur in sofern beibehalten worden sind, als sie einer bloßen Zeitopposition anpaßten, einer Denkweise des 16. Jahrhunderts entsprachen, so kommen sie in einen offenbaren Konflikt mit der Wissenschaft, wenn diese die Frage des Protestantismus nach den Denkweisen des 19. Jahrhunderts prüfet.

Der räsonirende Verstand, und ein Theil des Positiven sind die beiden Elemente, zwischen denen die protestantische Theologie in einem fortwährenden Schwanken begriffen, und ohne innern Anhaltpunkt, ohne anerkannte Autorität, wie sie nun ist, hat sie das Bedürfniß, die innere Lücke ihres Seins durch ein Denken auszufüllen, durch ein spekulatives System, wenn sie sich nicht mit der bloßen Kritik und einer populären Gefühlsanschauung begnügen will. Wir haben es in der letzten Zeit zur Genüge erfahren, wie die protestantische Kritik, beim Buchstaben anfangend, dann das Ganze angriff, und den magern Rest des Positiven endlich ganz aufzehrte. Dieses verzehrende Element hat die protestantische Kirche zwar aus sich herausgestoßen, sie hat ihr eigen Kind verläugnet; aber die Welt konnte sich darüber nicht täuschen, und trotz allen Anathemen wird man immer und mit Recht Strauß u. s. f. zu Protestanten rechnen müssen. Taucht nun irgendwo ein System auf, das mit Einem Fuß nur, oder auch nur einer Zehe sich auf den Boden des Positiven einspinnt, dann wird gejubelt und der Retter in Gefahr gepriesen. Wir haben es bei dem ersten Auftreten Hegel's gesehen, zu einer Zeit, wo der flache Rationalismus des vorigen Jahrhunderts noch auf dem Gebiete der protestantischen Theologie dominirte, und alles kirchliche Element in ihr zu vernichten drohte, wie man im protestantischen Rom zufrieden war mit den Formeln und Satzungen des neuen Systems die klaffenden Lücken der Welt zuzustopfen, und dem großgewordenen Kinde, das sich manchmal zu herrisch und selbstständig benahm und in der alten Kleidung nicht mehr gefallen wollte, eine spekulative Zwangsjacke angelegt zu haben, worin es sich wenigstens ein oder zwei Jahrzehende gefallen kann, bis es endlich merkt, daß die Jacke seiner Natur nicht paßt, und der Zeitgeist, der jetzt auf diesem Gebiete wenigstens galoppirende Fortschritte macht, nach neuen Gestalten hungerte. Die Strenge eines Systems, woher es auch immer kommen mag, paßt nun einmal nicht auf die Länge für die protestantische Welt. Der Kritizismus, der ihr vom Hause aus angehört, läßt seine mefistofelische Natur nicht verläugnen, und trotz allen Systemen, trotz allen Bemühungen von Seite der Gewalt, einem Systeme das sich durch seine spanischen Schnürstiefeln besonders rekommandirte, Eingang zu verschaffen, trotz all' dem spukte der Teufel des Kritizismus nach der Hegel'schen Kur noch stärker, als er zu Zeiten Paulus, Krug's seligen Andenkens gelärmt hat. Die **ecclesia militans** des Protestantismus hat einen starken Kampf zu bestehen, die Gefahr ist vor den Thüren. — Im Grunde freilich ist die Gefahr bei ihr seit jeher innerhalb der Thüren im Hause selbst, und es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das Dach zu brennen anfängt, während man das Feuer im Keller löscht. — Da kommt ihm das Auftauchen

Schelling's eben recht. Von seinem ersten Auftreten bis auf seine letzten Stadien war er in einem fortwährenden Verwandlungsprozeß begriffen, der von der regen Fantasie, dem poetischen Genius dieses seltenen Mannes vielleicht ein größeres Zeugniß ablegt, als vom Filosofen. In der Art, wie er jetzt auftritt, begrüßt ihn der Verf. als den eigentlichen **spiritus rector** des Jahrhunderts, als den παιδαγωγὸς εἰς χριστόν, dessen langes Leben und unermüdliches Streben die Theologie (natürlich die protestantische, denn die andere ignorirt der Hr. Verf.) als höhere Fügung erkennen muß, die Theologie, deren Vertreter in Allem das Providentielle erkennen. Von Seite 2 bis 11 gibt der Verf. einen kurzen Überblick der Schelling'schen Filosofie; und es gehört der etwas jugendliche Enthusiasmus des Verf. dazu, um am Schlusse zu behaupten, daß das letzte Auftreten Schelling's „ja das bloße (!) Auftreten als ein Merkstein zweier Hälften eines denkenden Jahrhunderts, als eine That der Vorsehung sich darstellte, worin die Macht des Christenthums als die Macht des Lebens sich erweist."

Daß die protestantische Theologie und Dogmatik einer filosofischen Stütze von Außen her bedarf, und immer nöthig hat, um bestehen zu können, geht aus ihrem Anlehnen an filosofisches Denken zur Genüge hervor, und es wäre dazu das naive Geständniß des Verf. nicht nöthig, „daß unsere Dogmatik noch lange nicht fertig ist, und der in langen Jahrhunderten nur fragmentarisch (?) geschehenen Dogmenbildung das innerste Geheimniß noch lange nicht abgelauscht, und ihre innersten Lebensadern noch gar nicht bloß gelegt hat." Ob der Schelling'schen letzten Metamorfose es gelingen wird, der Dogmatik der protestantischen Kirche auf die Beine zu helfen, ob die Arbeit des Christenthums durch 19 Jahrhunderte es wirklich nur zu einer fragmentarischen Dogmenbildung gebracht hat oder nicht, das wollen wir hier nicht entscheiden. Die erste Frage kann nur die Zukunft lösen, die letzte setzt eine gründliche Erörterung der Dogmatik voraus, die nicht zu unserer Aufgabe gehört. Aber das müssen wir gestehen, daß uns weder die Fräuenstädt'sche Schrift, noch der unangegriffene, wenn auch minder gewissenhaft edirte Text der Schelling'schen Vorlesungen von Paulus, noch der kurze (S. 11—22) gegebene Überblick der jüngsten Gestaltung Schelling's, noch ein Manuskript von Vorlesungen Schelling's über Filosofie des Mythus (von achtbarer Hand nach den Vorträgen Schelling's in München) besonders Vertrauen gegeben hat, daß Schelling die Kraft dazu habe, die theologische und filosofische Frage der Gegenwart zu entscheiden. Wir haben in dem filosofischen Abrisse, den uns der Verf. gibt, durchaus jene Klarheit des Geistes vermißt, die mit der Tiefe des Geistes, mit dem Scharfsinne eines Denkers und mit der Wahrheit selbst immer verbunden ist, wir vermissen sie nicht blos in der Darstellung des Verf., wir vermissen sie durchgehends in allen Schriften, die der neuen Schelling'schen Richtung entsprossen, und können uns daher der Vermuthung nicht enthalten, daß diese Unklarheit von dem spekulativen Mangel des Systems selbst herrühre. Wir wünschen sehr, im Interesse der Wahrheit, der Wissenschaft, daß eine authentisirte Ausgabe der Schelling'schen Lehre diese Vermuthung zerstöre, und einer bessern Gewißheit Raum gebe.

Was kann man sich bei Sätzen denken, wie der folgende ist „Gegen den bösen Weltwillen kämpfend, kämpft der Sohn auch gegen Gottes Unwillen: aber dem bösen Weltwillen in den Tod sich ergebend, und sich nicht mehr gegen dies ihr Äußerstes sperrend und spannend, also zunächst dem Unwillen sich ergebend und ausspannend, ergibt sich die vermittelnde Persönlichkeit dem Willen Gottes" S. 20. So ist z. B. die Scheidung in die **philosophia prima** und **secunda**, so die Auffassung der Trinität eben so unbegreiflich, wie die Auffassung der Mythologie des Heidenthums, und die Geschichte des Christenthums willkürlich und unhistorisch. Oder was ist das anders als Laune der Fantasie, daß „der Übergang der innern Geschichte (Christi und der Offenbarung) in die äußere durch die Kirche geschehe, welche sich als katholische, petrinische, protestantische, paulinische und als johannische der Zukunft darstellt." Wir können uns nicht einbilden, daß eine tiefe, wahrhaft lebendige Anschauung des Christenthums, eine Achtung vor der Thatsache vorhanden sei, wo man mit den Evangelisten zu Gunsten einer fantastischen Anschauung der Zukunft ein Spiel treibt. Wir sind mit dem Verf. vollkommen einverstanden, daß Filosofie und Christenthum zwei Mächte sind, die nicht in ewiger Feindschaft verharren können und dürfen; aber wir glauben nicht, daß die Filosofie bis auf Schelling in ewiger Feindschaft gelebt habe, wir glauben überhaupt nicht, daß irgend ein Filosof berufen ist, wenn so eine Feindschaft vorhanden wäre, durch eine willkürliche Deutung der Grundlagen des Christenthums, diese angebliche Feindschaft zu zerstören.

Und ist, wie der Verf. treffend sagt, die Filosofie ewig ein Wissen, die Offenbarung eine Thatsache, die zu begreifen eine Unmöglichkeit ist, so können wir nicht begreifen, wie man das Seite 41 als unbegreiflich darstellen kann (offenbar nach Schellings Ansicht), was S. 15 Schelling erklären will. Wir bemerken überhaupt in der ganzen Schrift eine Doppelnatur, die nicht harmonisch vereint ist, eine immerwährende Vermischung des Christenthums, als Thatsache, als Religion, mit der Filosofie als Wissenschaft. So stellt der Verf. — ich weiß nicht ob als Filosof oder Theolog — 12 Glaubensartikel hin. Will er auf Basis des Apostels Schelling's eine neue Sekte stiften, wozu die filosofische Deduktion, die mit den 12 Artikeln in keinem Zusammenhange steht? denn viele von den 12 Artikeln sind Sätze, die jeder Vernünftige, auch nicht — Neo-Schellingianer, glaubt, und alle insgesammt scheinen in der Art und Auswahl nur Satzungen des Verf. und nicht Schelling's zu sein, mit keinem bestimmten Systeme in Verbindung zu stehen. Weiter behauptet der Verf., das Christenthum ließe sich nicht andemonstriren, und das mag wahr sein; denn andemonstriren, d. h. eine Demonstration Jemanden aufzwängen, läßt sich das Christenthum freilich eben so wenig, als der Mathematikus dem Bauer die Bewegung der Erde um die Sonne andemonstriren konnte. Aber ist deswegen eine Filosofie, welche sich (ich will nicht entscheiden ob aus Hochmuth oder Demuth) als eine exklusiv-christliche präduzirt, deswegen einer Demonstration enthoben? Und ist sie es nicht, wie es wenigstens aus den Demonstrationsversuchen des Verf. sich ergibt, was soll der Satz an diesem Orte bedeuten, „daß sich das Christenthum nicht andemonstriren lasse." Und wie wird es mit dem Johannei'schen Christenthum der Zukunft stehen, wenn es sich Niemand andemonstriren läßt? Darin liegt der Grund der meisten Den-

ker unsers Jahrhunderts, Schleiermacher, Schelling, Hegel, daß die Unruhe des Denkens sie das Faktische mit zu wenig Achtung behandelt läßt, daß ihnen die Geschichte, die That nur wie Theaterdekorationen sind, die man beliebig hin und her stellen kann. Was haben Schelling's naturfilosofische dickleibige Bände vis-à-vis der Naturwissenschaft, was Hegel's Naturfilosofie für eine traurige Rolle der Empirie gegenüber gespielt? Oder wie oft sind nicht die Thatsachen Hegel über den Kopf gewachsen, in seiner Filosofie der Geschichte, in der Ästhetik? Und trotz dem müssen wir anerkennen, daß das positive Wissen, der Sinn für ruhige Auffassung des Gegebenen bei Hegel bedeutend gewaltiger ist, als er bei Schelling seit jeher gewesen. Man kann vollends nichts Verzerrteres lesen, als eine Auffassung eines Mythos bei Schelling. Einzelne Blitze, tiefe Anschauungen mehr als Gedanken, können da nicht entschädigen für das unverstandene Durcheinanderwürfeln von falschen Etymologien, willkürlichen Zitaten, unkritischen Auffassungen klassischer Autoren. Daß sich Schelling in die Mitte der Offenbarung und des Christenthums versetzt hat, wäre ein großer Gedanke, wenn die Auffassung der Offenbarung durch Hineinziehen des Paganismus nicht zu weit gefaßt wäre, wenn sein Christenthum nicht ein bloßes gemachtes System wäre, wenn das Belieben nicht nach allen Seiten hervorguckte.

Daß er damit einer Richtung des Protestantismus dient, die sich auch ein Christenthum nach eigener Façon gestiftet hat, zur rechten Zeit kömmt, das ist begreiflich, und wir entschuldigen, wenn der Verf. in der Freude seines Herzens den „prosetischen" Geist „ohne Lärm zu machen" begeistert preist, und die anders Denkenden mit wahrhaft demüthiger Bescheidenheit für nichts weniger als Vertreter einer „paganistischen" Weltanschauung hält. Überhaupt fertigt der Verf. seine Gegner noch viel kürzer ab, als es der Müllerbursche in Tieck's Prinz Zerbino mit den Helden des Alterthums thut. Auf 18 Seiten 25 Gegner annulirt! Das ist eine ehrenwerthe Aufgabe. Dem Verf. ist mehr als „ein recht gelungener Witz aus diesem polternden Bücherhaufen entgegengesprungen," offenbar aus einer Stimmung, die sich nur durch die Natur einiger seiner Gegner einigermaßen entschuldigen läßt. Daß sich Keiner derselben in den Mittelpunkt der Offenbarung versetzt hat, können wir ihnen weniger verdenken, da das Versetzen im Mittelpunkte derselben von Seite Schelling's nur eine filosofische, keine theologische Thatsache ist, und wir auf eine tüchtigere umfangsreichere Darstellung der Schelling'schen Lehre erst warten müssen, um aus dem Werthe des Systems auf das Gewicht der Thatsache schließen zu können, das der Verf. auf Schelling's Erklärung der Offenbarung legt; denn „wie es jetzt vorliegt" scheint es auch dem Verf. noch einer Verklärung und Läuterung zu bedürfen. Wir gehören nicht zu Denjenigen, die nur einen ganz und gar fertigen Inhalt verlangen, den man gedankenlos in Löffeln verzehren kann; aber wir halten auf den bloßen „Gedanken" in der Filosofie gar nichts, wenn er sich nicht in entsprechender Durchführung bewährt, und es ist keine zu große Anforderung an Schelling, in einer solchen Stellung, in solchen Umständen, und nach so langer Zeit, endlich einmal etwas zu produziren, was sich seinen großen Vorgängern würdig an die Seite stellen ließe. Der bloße „Gedanke" läuft am Ende nur auf eine bloße Gesinnung hinaus, und damit ist der Mensch gerechtfertigt, aber nicht der Denker. Nicht „Wollen" sondern „Können" was man will, das ist die Aufgabe.

Rückblick auf die Geschichte der Bäder zur vergleichenden Beurtheilung der in Wien bestehenden Badeanstalten.

(Schluß.)

Im achten Jahrhunderte fanden die schönen Künste warme Verehrer bei den Arabern, deren Ärzte Vieles beitrugen zur Errichtung öffentlicher warmer Bäder im Oriente, in Nordafrika und im maurischen Spanien. Die arabischen Ärzte erfanden eine siebartige Vorrichtung zur Regendouche; in der Anwendung des kalten Bades und kalter Begießungen aber waren sie von den Vorurtheilen ihrer Zeit ängstlich befangen. Der Islam schreibt sowohl Männern als Frauen für gewisse Umstände und Zeiten den Gebrauch des Bades vor, und schon deshalb wurden in jeder Stadt, wo eine Moschee war, Bäder für das Volk angelegt, welche von jener Zeit her zu den Hochgenüssen des Muselmannes gehören. In den moslemischen Reichen findet man noch gegenwärtig selbst in unbewohnten Gegenden weite Bassins von den Arabern an heißen Quellen errichtet, in welche sich die Reisenden der Karawanen schaarenweise stürzen. Der Luxus im Oriente dürfte seit jener Blüthezeit der Araber wohl kaum vorgeschritten sein, daher man in den jetzigen Badeanstalten der Türken ein treues Abbild der vormaligen arabischen besitzt. Diese Gebäude sind von Stein erbaut, der Fußboden der Badelokale ist von Marmor, wird von unten geheizt und Röhren in den Wänden leiten die Wärme gleichmäßig nach allen Seiten. Der Badende zieht, um sich gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, hölzerne Pantoffel an und begibt sich, in eine Wolldecke gehüllt, ins Badezimmer. Hier dringt bald ein allgemeiner Schweiß durch die Haut, der mit warmem, wohl auch mit kaltem Wasser abgespült wird. Hierauf läßt man den Körper mit wollenen oder härenen Tüchern, an den Fußsohlen aber mit Bimsstein reiben und die Haut stellenweise mit einer Seife oder Salbe bestreichen, welche durch ihren Gehalt an ungelöschtem Kalk und Operment das Ausfallen der Haare bewirkt. Die Badewärter besitzen eine staunenswerthe Geschicklichkeit den Badenden, sich mitunter auf denselben kniend, zu kneten, alle seine Gelenke, selbst jene der Wirbelsäule zu dehnen und zu renken, auf die fleischigeren Theile sanfte Schläge zu führen und zum Schlusse die Haut mit Wohlgerüchen zu salben. Ein Wohlbehagen von unaussprechlichem Reiz durchdringt den ganzen Körper und löset sich meist in süßen Schlaf auf. Die türkischen Frauen baden auf diese Art täglich, minder häufig die Männer. Für jene, auch die Vornehmern, sind die öffentlichen Badehäuser, in denen gemeinschaftlich gebadet wird, eine große Annehmlichkeit, da ihnen die Sitte alle andern Zusammenkünfte verbietet. Die Privatbäder der Reichen sind mit allen Gegenständen asiatischer Pracht und Üppigkeit ausgeschmückt.

Im Mittelalter des Abendlandes war Kaiser Karl der erste, welcher den Eifer für die Wissenschaften durch sein hohes Beispiel, wie durch Errichtung zahlreicher Unterrichtsanstalten wieder zu erwecken strebte. Sein Beispiel förderte auch das Badewesen, denn er fand, wie sein Biograf Eginhart berichtet, an den natürlich warmen und an den Thermaldampfbädern zu Aachen so viel Vergnügen, daß er diese Stadt zur Residenz erkor, und daselbst nicht selten seine Söhne, die Großen des Reiches und sogar seine Leibwache einlud, mit ihm in denselben

den Bassin zu baden, welches geräumig genug für hundert und mehr Badende war. Als rüstiger Schwimmer soll Karl der Große von keinem seiner Zeitgenossen übertroffen worden sein.

Zu den Vorbereitungen für den Empfang des Ritterschlages gehörte auch das Bad; eben so mußten vor einer Hochzeitsfeier alle dazu geladenen Gäste baden, und in den Hospitälern, selbst in den Klöstern wurden die Armen unentgeldlich in warme Bäder zugelassen. Es fanden demnach die warmen Bäder einige, wenn gleich nicht allgemein häufige Anwendung seit dem Beginne des Mittelalters. Im ganzen Verlaufe desselben herrschte hingegen ein so entschiedenes Vorurtheil gegen das Kaltbaden, daß sogar die ursprüngliche Vorschrift zur Verrichtung der Taufe durch eine Kirchenversammlung im Jahre 1287 dahin abgeändert wurde, daß der Täufling nicht mehr in kaltes Wasser eingetaucht, sondern nur mit kühlem übergossen zu werden brauche, und erlaubt wurde im Winter das Taufwasser zu erwärmen. Die Kreuzfahrer lernten die Bäder des Orients kennen, und der von dorther in ihre Heimat verschleppte, bald allgemein in Europa verbreitete Aussatz nöthigte zur Errichtung ähnlicher öffentlicher und Hausbäder. Jedoch wurde sorgfältig der Zufluß des kalten Wassers in dieselben vermieden, und nur warmes Begießen gestattet. Die unterirdischen mit Bretern und Backsteinen bedeckten schmutzigen Badestuben des westlichen Europa's, wie sie mindestens in den Dörfern bestanden, bildeten einen grellen Abstand von den obenerwähnten Prachtbauten der morgenländischen Bäder. In den Schwitzbädern der Städte war jedoch für Geschmack und Bequemlichkeit gesorgt und vorzüglich Wien durch seine Bäder berühmt, deren es beinahe mehre zählte als alle andern großen Städte Deutschlands zusammengenommen. Von diesen Badstuben führt das Stubenviertel und das Stubenthor seinen Namen, und nebst den öffentlichen Badestuben hatten die Abteien und mächtigen Familien eigne Bäder in ihren Höfen. Jeden Sonnabend zogen die Gehilfen der Bademeister mit Sang und Klang durch die Straßen der Städte, die Bewohner derselben zum Bade einzuladen. Das Geschäft dieser Bader, deren Zunft von Kaiser Wenzeslaus noch mit dem Titel eines **Collegiums** beehrt worden war, wurde späterhin, als man die Bäder zum Sitze der verworfensten Laster herabwürdigte, sehr verächtlich. Auch scheute man sich deshalb die öffentlichen Bäder zu besuchen, weil dieselben beschuldigt wurden zur Verbreitung einer seit Entdeckung Amerika's um sich greifenden, durch Berührung ansteckenden Seuche beizutragen. So trat im Beginne der neueren Zeit an die Stelle der Schwitzbäder, welche der geringen Menge von Dämpfen, die sie enthielten, eher „heiße Luft" als wie „Dampfbäder" zu nennen waren, ein allmäliger Aufschwung der Mineralbäder, deren Einrichtung in Deutschland nach dem Vorbilde Italiens, des Vaterlandes der Heilbäder, durch Einführung verschiedener Arten von Douchen verbessert ward. Die Italiener wurden nämlich an mehren ihrer schon im Mittelalter vielbesuchten Mineralbäder von der Natur selbst zur unmittelbaren Anwendung der im Strahle herabstürzenden oder aus der Erde emporsteigenden Heilquellen, also zum Duschen angeleitet und von ihnen stammt auch die Benennung **doccia**, für diese schon im Alterthume unter verschiedenen Namen bekannte Badeart. Im grellen Gegensatze zum heilsamen Tropfbade an Mineralquellen, wurde von der Justiz des Mittelalters bei Inquisiten, und vom Fanatismus der Japanesen bei neubekehrten Christen die siedendheiße oder eiskalte, anhaltend auf den geschorenen Scheitel herabtropfende Douche als das peinlichste aller Foltermittel angewendet.

Spritzenartige Pumpwerke als künstliche Douche-Vorrichtungen um die Stoßkraft des Wasserstrahles nach Bedarf zu erhöhen oder zu mäßigen, wurden nicht vor dem siebenzehnten Jahrhundert und zwar in den englischen Mineralbädern zuerst eingeführt. Dieses Jahrhundert begünstigte nicht nur den rasch zunehmenden Flor der Heilquellen durch das herrschende chemiatrische System und alchemistische Treiben, sondern vermittelte endlich auch dem Kaltbaden wieder seine wohlverdiente Verbreitung durch zwei Momente, nämlich durch das emsigere Forschen der Ärzte in den Werken der Alten und durch Reisebeschreibungen, welche auch Nichtärzte auf die Sitte des Badens im Freien bei kräftigen, im Naturzustande lebenden Völkerschaften aufmerksam machten und zur Nachahmung ermunterten. Diese beiden Momente zeigten sich vorerst in England wirksam, dessen Ärzte mit einer britannischem Blute eigenthümlichen Kraft in Wort und That ausgerüstet, dem verjährten Wahne entgegentraten, das Kaltbaden als ein diätetisches Mittel vom ersten Range priesen und demselben bald solche Aufnahme verschafften, daß kalte Bäder und Begießungen in jenem Lande zum Hausmittel wurden. In Frankreich war es im folgenden Jahrhundert Tissot, der durch seine populären Schriften jenes Vorurtheil bekämpfte, daß kaltes Wasser ein Feind der Gesundheit sei. Er veranlaßte durch lichtvolle Darstellung seines diätetischen Werthes, daß es in dem für alles Nützliche und Neue gleich empfänglichen Paris, wie einst zu Rom Mode ward, kalt zu baden und zu schwimmen. Um das mit Gefahr, Unbequemlichkeit und Kosten verbundene Baden in der Seine zu erleichtern, errichtete ein königlicher Leibchirurg, von der Akademie der Wissenschaften und vom Parlamente selbst aufgemuntert, ein Badeschiff mit zwei, einige Stockwerke hohen Badehütten zum Gebrauche kalter Douche- und Vollbäder sowohl als lauwarmer Wannenbäder.

In Deutschland zeichnete sich vor andern Städten wiederum **Wien** vortheilhaft aus, dessen menschenfreundlicher Arzt Ferro im Jahre 1781 die erste Floßbadeanstalt an der Donau erbaute, und durch ein fast gleichzeitig veröffentlichtes Werk viel zur Einführung solcher Bäder in ganz Deutschland mitwirkte.

Bei den Russen und einigen andern nordischen Völkern ist eine eigene Art zu baden seit der ältesten Zeit zum unverkennbaren Vortheile für ihre Gesundheit, Stärke und Abhärtung national, indem sie gleichsam instinktmäßig dahin geführt wurden durch das mächtig ausdehnende Agens der Dämpfe dem Überhandnehmen des kontraktiven Prinzipes im Organismus bei dem anhaltenden, heftigen Winterfroste entgegen zu wirken. Die russischen Bäder unterscheiden sich dadurch von den morgenländischen, daß man sich in jenen Qualmbädern nicht wie in diesen sogenannten „trockenen Dampfbädern" durch erhitzte Luft, sondern durch den mittelst Aufgießen von Wasser auf glühende Kieselsteine erzeugten, heißen Dampfqualm in Schweiß versetzt und hierauf meist energischer abkühlt. Mindestens ist der gemeine Russe gewohnt, durch Begießen am freien Brunnen, Walzen im Schnee oder Hineinspringen in eisige Fluthen sich nach dem Dampfbade abzukühlen. Während der

französischen Kriege sah man in Deutschland den Gebrauch solcher Qualmbäder bei den russischen Truppen und bald nach dem Befreiungskampfe eröffnete im Jahre 1818 der k. geheime Ober-Finanzrath G. F. Pochhammer die ersten russischen Dampfbäder im Mariannenbade zu Berlin. Obschon gegenwärtig in den meisten größern Städten Deutschlands derlei Bäder bestehen, hat sich doch die heilsame Anwendbarkeit der Dampf- und Douchebäder nirgend durch so zahlreiche und glänzende Erfolge bewährt als zu Wien, im Sofienbade des Franz Morawetz und zwar nicht nur gegen die verschiedensten Krankheiten, sondern auch zur Abhärtung und zum Vergnügen in jeder Jahreszeit und Witerung, für jedes Lebensalter und jede Körperkonstitution, da man von der gelinden Dampfwärme, welche 28 Grade, also die Temperatur eines gewöhnlichen warmen Wannenbades kaum übersteigt, beginnen kann und sich auch gar nicht oder blos durch laue Beregnung abzukühlen braucht, bis man an diese Badeart gewohnt ist, wo dann das Verlangen nach höherer Dampfwärme und kräftigerer Abkühlung bei jedem Badegast lebhaft erwacht. Wie sollte wohl noch das Abkühlen nach einem heißen Bade befremden, da sich dieses Verfahren, welches schon die Ärzte *) des Alterthumes für ungemein heilsam priesen, auch bei den Orientalen und Russen seit uralter Zeit bis auf unsere Tage, als durchaus gefahrlos, höchst angenehm und wunderbar stärkend erprobte. Man ersieht aus den Schriften des Cornelius Celsus **), daß die Römer zwei Arten von Schwitzbädern unterschieden: das laconicon und den clibanos (Kessel, Ofen). Da Celsus dem letztern die natürlichen Schwefelwasserdampfbäder von Bajä anreihet, da die in den vulkanischen Gegenden Italiens so häufigen Dampfgrotten bis zum heutigen Tage stufe (Öfen) genannt werden, und da aus den umfangsreichen, zu hohen Graden erhitzten Wasserbehältern der römischen Badehäuser sich Dampfmassen entwickelten, reichlich genug um weite Gemächer zu erfüllen, so scheint die Vermuthung nicht ungegründet, daß unter clibanus ein Wasserdampfbad zu verstehen sei, während das laconicum blos ein heißes trockenes Luftbad gewesen sein dürfte. Läßt man die schon von dem Balneografen Baccius ausgesprochene Annahme gelten, daß nämlich bei den Römern auch diese Dämpfe zu Schwitzbädern benützet wurden, so stimmten letztere mehr mit dem Sofienbade und den andern Dampfkessel-Dampfbädern der Neuzeit, minder mit den eigentlichen russischen oder Kieselofen-Dampfbädern überein. Die einst in Rom übliche Art zu baden, hat mit der Methode, welche gegenwärtig ziemlich allgemein in den Dampfbädern beobachtet wird, das Hauptmoment gemein, nämlich die stärkende Abkühlung im passiven Schweiße durch die Douche oder das Tauchbad. ***) Im Sofienbade sind nebst den Strahl- und Regendouchen auch die Brausedouche oder das bei den Engländern beliebte Traufbad (Shower bath) und die heiße Dampfdouche bemerkenswerth. Ebenso verdienen daselbst die Wannen aus Steingut und jene aus Porzellan besondere Erwähnung, da sich in dieselben nicht wie in die Poren des Holzes ein Theil der Badeflüssigkeit einsaugt und die nachfolgenden Bäder verunreinigt. Jedoch ist in Wannenbädern die Bewegung stets beschränkt; ganz ruhiges Verhalten aber im warmen wie im kühlen Bade möglichst zu vermeiden. In dieser Beziehung sind weite Wasserbecken, die man zum gemeinschaftlichen Baden in den altrömischen Bädern, bei den Orientalen, an den Mineralquellen Europa's und zu Wien im Dianabade findet, sehr zweckgemäß. Demnach muß die Nachricht höchst erfreulich erscheinen, daß im Sofienbade die Erbauung eines großartigen Bassins je nach Verschiedenheit der Jahreszeit zum kühlen oder lauwarmen Baden in Aussicht gestellt wird. Bereits ist die Grundlage dieses Baues gelegt und ein artesischer Brunnen zur Tiefe von 100 Klaftern gebohrt. Nebst dem Sofienbade besteht noch in der Vorstadt Gumpendorf ein Schwitzbad, welches nach Art der russischen Qualmbäder eingerichtet ist.

Auch der Nutzen von Flußbadeanstalten ist bereits überall, doch vielleicht nirgend so sehr und so allgemein als in Wien anerkannt. Vor andern Bade- und Schwimmanstalten dieser Stadt zeichnen sich die Kuff'schen Floßbadeanstalten durch ihre Regen- und Strahldouchen, wie durch das reinste, freiströmende Wasser aus. Obwohl das Baden im Freien an heitern Sommertagen für Jünglinge und Männer von fester Körperkonstitution, besonders für Schwimmer das zweckmäßigste kühlend stärkende Mittel ist, so darf es doch von dem weiblichen Geschlechte, von Kindern, Greisen und Personen von schwächlichem Körperbaue oder mit Anlage zum Blutschlage, zu Lungenleiden, Erkältungen u. s. w. zumal in feuchten kühlen Sommern nur mit vieler Vorsicht und ärztlicher Zustimmung gebraucht werden. Mit Recht wird daher das durch die Südbahn den Bewohnern der Residenz auf eine Stunde angenäherte Vöslau mit seinem durch natürlich warmes Quellwasser in der steten Temperatur von 19 Graden erhaltenen Teichbad und dessen Regen- und Sturzbädern im Freien jährlich zahlreicher, vorzüglich von Damen besucht.

*) Hippocratis opera. Edit. Kühn. Tom. II. de liquid. usu pag. 154. Galeni opera. Edit. Froben. de methodo medendi Lib. XIII. Cap. 23.

**) Sudor duobus modis elicitur aut sicco calore aut balneo. Siccus calor est et arenae calidae et laconici et clibani et quarumdam naturalium sudationum, ubi e terra profusus calidus vapor aedificio includitur sicut super Bajas in myrtetis habemus. Corn. Celsus Lib. II. cap. XVII.

***) Ausführlicher versuchte ich diese Badeart darzustellen in einer „Anleitung zum Gebrauche der Dampf- und Douchebäder." (Wien 1845. bei P. Rohrmann.)

Einige Bedenken und Erläuterungen zu den „kurzen Bemerkungen" des Herrn J. F. Keiblinger im II. Bande S. 536 u. ff. des österreich. Geschichtsforschers, Wien 1842, die Topografie Niederösterreichs betreffend.

Bekanntlich hat der k. bair. Legationsrath und Akademiker Ritter v. Koch-Sternfeld behufs der speziellen Länder- und Völkerkunde des Mittelalters aus dem diplomatischen Kodex der Juvavia und dem chronicon lunaelacense — sie sind die ältesten Quellen der Art von Süddeutschland — eine topografische Matrikel bearbeitet, die auch auf Österreich und Ungarn mannigfaltige Beziehung hat, daher derselben ein besonderer Anhang über Ober-Ungarns verschollenes IX. Jahrhundert beigefügt und das ganze Werk mit einer umfassenden Einleitung, zur fernern Bearbeitung solcher höchst nothwendiger Behikel histor. Disziplinen auffordernd, versehen worden ist. Die k. b. Akademie der Wissenschaften säumte nicht dieses nach Gehalt und Form gleich schätzbare Werk in ihrem Verlage durch den Druck bekannt zu machen. (München 1841.)

Kurz vorher war in den akademischen gelehrten Anzeigen von München unter andern auch von demselben Verfasser ein Aufsatz: über die Einwanderung und Verzweigung der Dynasten von Neuburg und Falkenstein aus Baiern als Herren von Herrantenstein in der Ostmark erschienen, wie denn in demselben periodischen Blatte vom Jahr 1838—1842 von demselben Verfasser in Folge seiner Wanderungen durch Österreich und im Augenmerk auf die dortigen Quellen und neuere Literatur für Geschichte und Topografie eine Reihe solcher Erörterungen und Berichtigungen niedergelegt ist.

Beide Druckschriften hat nun Hr. Keiblinger vor sein Forum gezogen, zwar gegen den Anschein einer Rezension und Kritik sich verwahrend, jedoch um die historische Wahrheit oder größere Wahrscheinlichkeit vor Dunkelheiten, Ungewißheit und Irrthum zu vertreten.

Die diesem Zwecke gewidmeten „kurzen" Bemerkungen des Hrn. Keiblinger kamen erst zu Ende des Jahrs 1844 zur Kenntniß des Hrn. von Koch-Sternfeld: sie füllen 13 Seiten mit kleiner und kompreß gedruckter Schrift und sind mittels Einschaltungen von ungefähr zwei Dutzend aus dem Zusammenhang gehobenen Artikeln, abermals unter Verwahrung gegen affektirten Skeptizismus, gelehrt thuende und absprechende Ignoranz (wovon sich in besagten Schriften wohl nur das Gegentheil findet) in jener Art und Weise verfaßt, die nur allzu sehr geeignet ist, bei Lesern, welche beide Schriften nicht zur Hand haben, dieselben zum voraus zu verdächtigen.

Die Versicherung des Hrn. Keiblinger dagegen anstatt Hypothesen oder bloßen Wahrscheinlichkeiten nach gehöriger Orientirung nur Gewisses, nur urkundlich Erwiesenes und Bestimmtes geben zu wollen, liegt indessen vor, und sie ist so ganz und gar im Interesse der Geschichtsforschung, daß man mit gespannter Aufmerksamkeit und nicht ohne Zuversicht in jene Bemerkungen eingeht. Auch dem Hrn. von Koch-Sternfeld, der für diesen Zweig der Forschung Bahn gebrochen und dem nach der Natur der Aufgabe zu einer Zeit industriellen Treibens „und bei der beliebten Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit in der modernen Geschichtsklitterung, bei der Verschollenheit so vieler Ortschaften und Markungen" (Sieh S. XI der Einleitung in die Matrikel) eine loyale Erörterung und fortschreitende Berichtigung vörderſamst erwünscht, ja nothwendig ist, konnte die Notiz von Hrn. Keiblinger's Dienstfertigkeit nur willkommen sein.

Aber nun das Resultat dieser Verheißung, dieser plausibeln Skeptik und Remonstration im Einzelnen! Wahrlich ein Resultat für Wissenschaft, für Klarheit und Wahrheit ist hier nicht geliefert worden und Hr. Keiblinger ist sein Versprechen schuldig geblieben. Oder sollte die Thatsache, daß derselbe die ohnehin sehr vorsichtig ausgedrückten Angaben des Hrn. von Koch-Sternfeld gewöhnlich mit: „zweifelhaft, schwerlich, sehr zweifelhaft" bezeichnet, und seine eigene Ansicht fast durchweg nur mit einem: etwa, vielleicht, wahrscheinlicher" gegenüber zu stellen; also im Wesentlichen doch nur wieder Hypothesen für (angebliche) Hypothesen zu geben vermag, anders zu deuten sein als bei Überschätzung eigener Schulterkraft für eine Hingebung an jenen spiritum familiarem, dessen historische und topografische Verirrungen in jenen Druckschriften freilich nicht wohl ignorirt werden konnten, und der daher auch anderwärts Rache zu nehmen, nicht säumte. In der That, wenn man das Glossarium des Hr. Keiblinger dem des Hrn. v. K. St. entgegen hält, möchte sich letzterer als Berichtigung kaum mehr, denn den Artikel: **Imicinestorf** von diesem auf Enzersdorf, von jenem auf Inzersdorf gedeutet gefallen lassen. Eine Verwechslung der **Archistetti** längs der Donau mit einem Artstätten liegt so wenig im Sinne der Matrikel, wie etwa die Herbeiziehung von Artersdorf und wie die Verwechslung **Penninwanc** mit **Powang**, **Piesting** mit **Pisenich** (Piesching) u. s. w. Auch die dem Hrn. Keiblinger so anstößige Schreibart und Deutung von **Chuartinaha**, **Quartinaha** auf Schwarzenbach bei Sebenstein und auf Unter- und Oberschwarza im Gratzerkreise in der Steiermark paßt sehr richtig in den geschichtlichen Text (S. den Anhang) und mag sich Hr. Keiblinger auch des **quartinespach rivulus** des allbekannten Schwarzenbachs bei Golling in derselben Matrikel erinnern. Hingegen soll dem wohlbegründeten Zweifel wegen Spitz links der Donau gegen die Angabe in der Matrikel sein Recht widerfahren, und indem wir hier zeigen, wie eine statthafte Kritik nicht nur „bezweifeln" sondern auch berichtigen sollte, um den Schein einer bloßen Kritelei von sich fern zu halten, so stehen wir dafür ein, daß unter den Ortsnamen **Spizhun**, **Terenberg** und **Fischa**, wo der salzburg. Erzbischof Adalwin Anno 830 auch Kirchen einweihte, Ober- und Unterspitz in der Pfarre Straden und Dörnberg und Fischa in der Pfarre Gnaß, sämmtlich im Gratzerkreise, zu verstehen seien. Über den Gau **Grunzwiti**, über Heimburg, wovon man irrthümlich den einen in den passau. Nordwald versetzte und das andere zu Krems suchte, sind seither die Nachweise auch in den gelehrten Anzeigen so umfassend und gründlich gegeben worden, daß die diesfälligen „Prozeßakten" als geschlossen betrachtet werden können. Freilich ist leider seit einem halben Jahrhundert durch muthwillige Prozesse in der historischen Forschung auch die Geschichtschreibung Österreichs nur zu oft getrübt und entstellt worden. Das Kontagium, dessen Ursprung und Ablagerung männiglich bekannt, ist jedoch dort sehr im Abnehmen. Die periodischen und endemischen Stoßseufzer über das „leidige Etymologisiren und Haschen nach Assonanzen" in Topografie und Genealogie, sind noch vereinzelte Nachklänge jener frühern Zeit. Dieses krank- und krampfhafte Symptom hat seinen Sitz in dem Selbstbewußtsein eines Autodidakten, der, wie ihm nachgewiesen, in der Geschichte, in der Topografie und Genealogie allzu oft unglücklich debütirt und allzuviele Nieten anstatt Treffer gezogen hat. Allerdings ist es ein Mißgeschick, wenn der topografische Takt in der Art abhanden gekommen ist, daß man z. B. den **locum Ramsidin in pago Saluvelda** (im salzburg. Pinzgau) auf Reiferscheid im Erzbisthum Trier deutet, oder die Grafschaft Albsmann auf dem Haunsberge im Salzburggau an die Gurk in Kärnthen versetzt; daß man zur Lösung einer vielbesprochenen Preisfrage die obere oder baierische Traun und ihr dynastisches Gefolge für die untere oder österr. aufgeführt und sich so in unabsehbare Irrsale und Fehlschlüsse verrannt. Den Errungenschaften der Art in der modernen Historiografie wäre allenfalls nur das von einem keltogallischen Touristen jüngst entdeckte reine Keltenthum auf dem Schlachtfelde von Fridolfing und die Ab-

leitung der Nomenklatur Melk (in der ältesten Urkunde Magalica, in der Folge nur zu oft mit Medelica — Medling im Brül bei Wien — verwechselt) von: in medio, weil der Ort in der Mitte —? liege, an die Seite zu stellen.

Die scharfsinnige und originelle Deutung des Hrn. v. K. St. bezüglich auf das mehrfältige Poh und Pohkire als von slawischer Abkunft vom Götzen Poh hat Hrn. Keiblinger gar sehr in Eifer gebracht; wir wollen indessen die eben nicht sehr treffende Gegenüberstellung von Mitterkirchen, Mitterndorf als von Mithras abstammend, nicht weiter in Anspruch nehmen.

Übrigens dürften hier die wiederholten Berufungen auf manche Schriften insbesondere die des Baron v. Hormayr um so weniger nothwendig gewesen sein, als eben der Verf. der Matrikel in derselben, wie in seinen zahlreichen Schriften das Verdienst beurkundet, der gesammten historischen Literatur Österreichs und insbesondere der des Baron v. Hormayr eine vorzügliche Würdigung gewidmet zu haben.

Was den Eingangs bemerkten Aufsatz in den gelehrten Anzeigen über die Einwanderung der Dynasten von Neuburg und Falkenstein ꝛc. anbelangt, so trägt auch diese Erörterung allenthalben die Bürgschaft gründlicher Urkundenforschung, verbunden mit Autopsie in sich, weshalb nicht einzusehen ist, wie man z. B. bezüglich auf Wirflach, Willersdorf, Ollersdorf, Piesting, Peisching ꝛc. jenen schwankenden Deuteleien Raum geben sollte. Nachdem der Verf. die Stammreihe der Falkensteine in den Hadamaren, Herranden und Sibotonen im Chiemgau — daher dort die merkwürdigen Burggebiete Hadamarsberg, Herrantenberg u. s. w. — und sofort auch den Übergang in die Ostmark und da den Ursprung von Herrantenstein, wie früher noch nirgends, nachgewiesen und aufgeklärt hat; tritt Hr. Keiblinger mit der naiven Frage entgegen, ob jene Herrande und Hadamare auch der Falkensteinischen Genealogie angehören; ja er entblödet sich nicht zu behaupten, daß man richtiger Hernstein, Hirnstein, sogar Hornstein schreiben sollte? Das ist doch allzuspaßhaft für den ernsten Geschichtsforscher!

Wenn z. B. Limars und Willenbruch nicht für Limpsing und Willendorf gelten sollten, so hätte Hr. Keiblinger Besseres unterstellen müssen. Allenthalben bleibt er den Ersatz schuldig. Die Berufung auf Wißgrill und Hoheneck schlägt auf die neuern geologischen Forschungen nicht mehr an, und die hier wie in andern ähnlichen Kritiken aus derselben unlautern Quelle eingestreuten obsoleten Kontroversen werden füglich ein für allemal von der Hand gewiesen. Mit wahrem und höherm Beruf für Geschichte und Topografie darf man in derselben so wenig stationär bleiben, wie in der politischen Ökonomie. Hr. v. K.-St. wird seiner Zeit berichtigende Nachträge nicht vorenthalten.

In der von demselben evident gestellten Genealogie der Grafen von Playen und Harteck liegt kein Grund den Grafen Heinrich von Theben an der Donau von Tybein aus Illyrien herbeizuholen und über das von ihm in einer Note nur flüchtig berührte Boigerich, womit Hr. Keiblinger auch so viel Aufhebens macht, dürfte sich Hr. v. K.-St. bald genügender erklären.

Der Anhang der topografischen Matrikel des Hrn. von K.-St. über das (in der Kultur- und Staatsgeschichte) verschollene 9. Jahrhundert Ungarns kann den dortigen Geschichtsforschern nur höchst willkommen sein, weil eben nur der salzburgische Kodex den reichen Stoff bietet, jene wesentliche Lücke auszufüllen. Bisher war gar Mancherlei über die Verpflanzung mährischer Fürsten nach Kärnthen und Oberungarn geschrieben und kombinirt worden; wo wären aber z. B. die Kolonisirung Priwina's und seines Sohnes Hezilo anschaulicher und lehrreicher zu lesen, als eben in diesem Anhange, wo sich die lebendige Darstellung durchaus auf die Pragmatik einer trefflichen Topografie und die lauterste Geschichtsquelle zugleich gründet?

Und nun fragen wir noch einmal, was haben wir dagegen aus diesen „kurzen" und doch so gedehnten Bemerkungen, Zweifeln und Anregungen des Hrn. Keiblinger zu lernen, welche wesentliche Berichtungen gehen aus denselben hervor? Den Anschein und Vorwurf eines „affektirten Skeptizismus" kann er kaum jedesmal von sich ablehnen.

Der Hr. Verf. der topografischen Matrikel hat in der stoffreichen und systematischen Einleitung unter andern im Hinblicke auf die Kulturgeschichte der Landschaft zwischen der Salzach, Donau und Enns den Wunsch ausgesprochen, daß gleich den Abteien von Mondsee (dessen ältester Kodex wieder aufgefunden), Michaelbeuern, Wilhering, St. Florian ꝛc., endlich auch die agilolfingische Stiftung zu Matsee ihren Historiografen finden möchte. Dem gerechten Verlangen ist nun insofern entsprochen, daß das diesfällige Manuskript aus der Feder des k. k. Raths Dr. Ignaz Thanner, Kapitularen von Matsee, zum Drucke bereit liegt.

Almanach von Radierungen von M(oriz) von Schwind mit erklärendem Text von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. I. Jahrgang 1844. 48 radirte Epigramme. Zürich, Verlag von J. Veith.

Wäre ich ein österreichischer Buchhändler, ich würde bersten vor Neid, daß dieses wunderliebliche Werk ein Schweizer in Verlag erhielt! Dieses wunderliebliche Werk von zwei Österreichern, auf die das Vaterland längst Ursache hat stolz zu sein, und nur bedauern muß, daß es nicht selbst vermag, Schwind's Talent zu beschäftigen. Es ist ein Werk, einzig in seiner Art, denn es wird wenige Beispiele geben, daß Zeichner und Dichter sich so verstanden, daß dieser sich so in jenen hineinfühlte und lebte; eine Erscheinung, die in anderer Art, vielleicht nur bei Lichtenberg und Hogart bisher vorgekommen ist.

Und diese reizende Erscheinung ist eine so durch und durch österreichische, daß sie wahrhaft eine poetische Parafrase des österreichischen Wesens ist, also dessen, was man „Gemüth" nennt. Das vorliegende erste Heft zeigt uns die heitere Seite, und zeigt, daß es keine sinnlose Heiterkeit ist — es bürgt uns dafür, daß folgende Hefte auch die ernstere Seite beachten werden. Wie sollen wir den beiden Dichtern danken, dem zeichnenden und dem schreibenden, daß sie diese liebliche Bilderschau eröffneten, die schönste und kräftigste Ehrenrettung des österreichischen Volkscharakters, schöner und kräftiger als alle Polemik gegen Hamburger und Leipziger Schmähschriften! Ja, es ist der biedere Österreicher, der aus jedem Bilde und jeder Zeile uns entgegentritt, freundlich die Hand zum Willkomm reicht, den Becher in der andern kredenzt, und wir wollen den

sehen, der seinem treuherzigen Blicke widersteht, der sich nicht ihm zu eigen gibt als herzlicher Freund!

Doch ist es Zeit dem Publikum das Werk selbst vorzuführen und wir freuen uns, dies mit den Worten des Verlegers anfangen zu können, der — ein seltner Fall — wahrlich nicht zu viel sagt und leider nur zu treffend:

„Die vielen vorhandenen „Illustrationen" haben das Publikum nur zu oft gewöhnt, jede Kunstforderung zu vergessen, und von solchen flüchtigen Zeitvertreiben, statt einer Anregung des Denkens vielmehr eine Enthebung davon zu erwarten. Hier ist es anders. Ein genialer, durch ganz eigenthümliche Produktionen längst anerkannter Künstler, Moriz von Schwind, legt in einer Reihe heiterer, leichter, bescheidener Zeichnungen von ihm selbst in Kupfer radiert, eine Fülle von Gehalt an Verstand, Gemüth, Fantasie, Witz und Kunstsinn dar, die zu entwickeln dem Beschauer ein sich immer wiederholendes Vergnügen gewährt. Freiherr von Feuchtersleben gibt in kurzen, spruchartigen Versen den Bildchen zugleich eine Begleitung und einen Kommentar."

Nach fünf einleitenden Gedichten folgt das Werk selbst, welches in zwei Hälften zerfällt: „Die Pfeife" und „der Becher." Die ersten zwölf Vignetten stellen Rauchszenen dar, z. B. ein behaglicher schmauchender Muselmann, dem Amor (einen Turban auf dem Kopfe) die Pfeife anzündet.

Und du träumst dich nach Alhambra,
Träumst des Sultans Hochgenuß,
Bringet Amor selber Ambra,
Zündet er den Fidibus,—

Der in jeglichen Bezirken
Öl in alle Flammen gießt,
Griech bei Griechen, unter Türken
Selbst ein kleiner Türke ist.

Hierauf folgen Vignetten, Pfeifenköpfe darstellend, mit der reichsten Fantasie gezeichnet. Eine Pfeife z.B. stellt einen runden Kachelofen vor, von der Ofenbank umgeben, auf der die Bauernfamilie sich behaglichem Schlummer überläßt. Eine andre ist eine kleine Karthäuserzelle. Der Mönch sitzt lesend an der Thür vor seinem Gärtchen:

Glaubt mir, der versteht das Leben,
Der sich in's Asyl vergräbt, —
Nur dem Freunde treu ergeben,
Und den stillen Büchern lebt.

Wie die Zeiten flieh'n und schwanken,
Stets beruht des Menschen Wohl
Nur auf eigenen Gedanken
Und dem selbst gepflanzten Kohl.

Auch die zweite Hälfte beginnt mit einigen Szenen, z. B. ein Faß in einer Weinlaube, welches oben Amoretten füllen, Trauben auspressend, indeß es unten ausgezapft wird:

Gerne sei der Danaiden
Ewig rinnend Faß gefüllt,
Würde doch nur Einem Müden
Auch dadurch sein Durst gestillt.

Nun kommen verzierte Gläser, Becher, Trinkhörner; wunderhübsche Gedanken, z. B. Zechers Grabstein, Zechers Wappen, natürlich ein Becher, der Helm darüber, als Kanne geformt, in die eine Amorette die Traube preßt:

Jeder Trinker ist ein Ritter,
Fühlt sich hohen Sinn und Muth,
Gegen Lebens Schlachtgewitter
Thut der Schild des Bechers gut.

Und so hat er auch ein Wappen,
Wappenhalter ist ein Schelm:
Seht nur! dem verschmitzten Knappen
Tropft es fröhlich in den Helm.

Es ist schwer Vignetten und Arabesken zu beschreiben, in denen jeder Zug bedeutend, irgend einen sinnigen Scherz verbirgt, wo nur der Anblick überzeugen kann, wie Gedicht und Zeichnung wirklich zusammen ein schönes Ganzes machen.

Daß kein Freund wahrer Poesie das Heft unbefriedigt aus der Hand legen wird, darf versichert werden; möchte dasselbe auf keinem Tische fehlen, möchte es wirklich beitragen, den nichtigen Illustrationsstand zu beseitigen, der „statt eine Anregung des Denkens vielmehr eine Enthebung desselben bezweckt!"

Schmidl.

Aus Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

Naturkunde.

Die Pflanzentausch-Anstalt des Hr. Opiz in Prag zählte 1844 712 Theilnehmer. Bis zum Schlusse 1844 wurden eingeliefert, 1,254,497 Pflanzen, 1,137,606 an die einzelnen Sammlungen abgegeben: 1. Jänner 1845 blieben 116,891 in Vorrath. Es ist bemerkenswerth, daß die Anstalt keinen einzigen Ökonomen! und nur 3 Forstbeamte unter ihren Theilnehmern zählt, dagegen 4 Offiziere u. s. w.

(Prag 48.)

Die Prager Gartenbaugesellschaft zählt 1845 205 Mitglieder, 5105 fl. Vermögen und besitzt 2000 Pflanzenarten und Varietäten in ihrem Garten. Mit dem diesjährigen Frühjahr wird ein populärer Unterricht für Gärtner beginnen.

Die Alpakas als zu hoffende Bewohner des Riesengebirges. Prof. Fähnrich berichtet in den Beiblättern „Prag" zu „Ost und West" (53) über das Projekt die amerikanische Kameelziege im Riesengebirge zu akklimatisiren. Die Engländer haben im schottischen Hochgebirge so glückliche Versuche damit angestellt, daß bereits in Schweden und im sächsischen Erzgebirge man dieselben nachzuahmen beg nt. Die Lamawolle würde eine neue Industrie hervorrufen und für die böhmischen Gebirgsgegenden unberechenbaren Segen bringen. Ein Paar Alpakas kostet loco Hamburg zwar 1500 fl., aber der Großhändler Unger in Liebenau, dessen Glaswaaren nach Chili gehen, hat sich bereit erklärt mehre Paare durch Tausch, also bedeutend billiger, zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 5. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 67.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Hammer-Purgstall: Orientalische Literatur. II. Artikel. — Über Cesárár's neuere Werke.

Uebersicht des in den Druckereien von Konstantinopel und Kairo seit ihrer Gründung bis Ende des Jahres 1843 erschienenen halben Tausend von Werken nach ihren Fächern.

Von Hammer-Purgstall.

II. Artikel.

Nach der Ordnung der arabischen Enzyklopädie gehen wir von den filologischen und propädeutischen Wissenschaften zu den mathematischen, dann den naturhistorischen, moralischen, juridischen und theologischen über, und schließen mit der Enzyklopädie selbst.

XI. Arithmetik und Geometrie.

Schon im Jahre 1801 erschien zu Konstantinopel Euklides gedruckt (fehlt in den bisherigen Listen). Die erste geometrische Abhandlung (32) mit sieben Kupfertafeln ward zu Konstantinopel im Jahre 1802 gedruckt, hierauf folgten (34) Logarithmen, ohne Seitenzahl und Angabe des Orts und Jahrs des Druckes; ebenso (36) die Übersetzung der Geometrie Bonneycastle's, nachgedruckt zu Kairo (14), dann zum zweiten Mal (59) im Jahre 1831, und (37) die Sammlung der Feldmesser, nachgedruckt zu Kairo (13) im J. 1825, vom selben Übersetzer Husein, von dem auch im Jahre 1802 die Prüfung der Feldmesser (38) zu Skutari gedruckt erschien. Eine kleine Abhandlung über die Dreitheilung des einen rechten Winkel messenden Bogens (70) im Jahre 1822. Die Sammlung der mathematischen Wissenschaften in vier Bänden, deren erster Arithmetik und Geometrie, der zweite Algebra und die Lehre von den Kegelschnitten, der dritte Mechanik, Hydraulik und Optik, der vierte Astronomie und Fysik enthält (108) im Jahre 1831 bis 1832. Zu Kairo erschien zuerst (29) im Jahre 1826 die arithmetische Abhandlung des Scheich Schihabeddin Ibn Imad, eine zweite Auflage davon ist, wie es nach Bianchi scheint, dessen Nr. 231, dann (91) im Jahre 1817 ein Nachdruck der obigen Logarithmentafeln; die Elemente der Geometrie (121) im Jahre 1837 aus dem Französischen übersetzt von Ißmet Efendi; die geradlinige und sfärische Trigonometrie (225) (Bianchi gibt das Druckjahr nicht), auch aus dem Französischen übersetzt; eben so (229) die Integral- und Differenzial-Rechnung (ohne Angabe des Druckortes); (230) die Arithmetik Ali Bedewi Efendis. Eben da ein algebraischer Kurs (208) aus dem Französischen von Bujumi Efendi im Jahre 1841; eine türkische Abhandlung über die Feldmesserkunst mit lithografirten Tafeln (20) im Jahre 1825, eine vollständige türkische Geometrie (64) im Jahre 1832; die beschreibende Geometrie (122) im Jahre 1837 aus dem Französischen übersetzt von Jumi*) Efendi; eine andere aus dem Französischen von Edhembeg übersetzte geometrische Abhandlung (123) im Jahre 1837; vom selben Übersetzer (127) die geometrischen Axiomen im Jahre 1837, das erste Buch der Geometrie, übersetzt von Ißmet Efendi (132) im Jahre 1837; vom selben Übersetzer die Geometrie Legendre's (192) im Jahre 1840. Vier andere geometrische Werke, welche in der Liste Bianchi's noch nicht aufgenommen worden, sind ein geometrisches Wörterbuch, Moaadschemol-Hendese, vom Jahre 1842; die geometrischen Elemente Mebadii Hendese im Jahre 1842; eine trigonometrische Abhandlung Hisabol-mosellesat im Jahre 1842; endlich ein sowohl die Arithmetik als Geometrie umfassendes Werk unter dem Titel: Ifadhatol-eshan fi riadhat-eß-ßibjan d. i. die Erweiterung der Auffassungsgaben in der Erziehung der Knaben (Riadhat heißt sowohl Mathematik als Aszetik). Eine große Unart der ägyptischen Übersetzer ist, daß dieselben selten die Verfasser der von ihnen übersetzten Werke nennen, so daß es bei vielen kaum möglich ist, jene aufzufinden oder zu errathen. Nun folgen die angewandten mathematischen Wissenschaften, die Mechanik, Hydraulik, Astronomie, Geodäsie, Geografie und die militärischen Wissenschaften.

XII. Mechanik.

Nur zu Bulak erschienen hierüber ein Paar aus dem Französischen ins Türkische übersetzte Werke, nämlich (78) eine von

*) Soll vermuthlich Bujumi wie oben heißen, oder umgekehrt.

Edhembeg übersetzte mechanische Abhandlung im Jahre 1834; eine andere von Mohammed Bujumi und Ahmed Thawil ins Arabische übersetzte (227), bei Bianchi ohne Angabe des Druckjahres, und ebenso die Abhandlung über die Maschinen (228) von Ahmed Thawil.

XIII. Hydraulik.

Die von Ahmed Dugla aus dem Französischen ins Arabische übersetzte hydraulische Abhandlung (224), bei Bianchi ohne Angabe des Druckjahres.

XIV. Astronomie.

Bisher nur die einzige sfärognostische Abhandlung des Astronomen Ali Kuschdschi (74) in schlechter Taalik vom Jahre 1824, und (80) das Rusname, d. i. der beständige Kalender, welcher zugleich mit dem kleinen in Rollenform zuerst im Jahre 1825 erschien, und seitdem alljährlich erscheint; zu Kairo erschien der erste dort Schemsije genannt, im selben Jahre (17) sammt einem koptischen (16) und seitdem alljährlich, wiewohl von Bianchi eben so wenig aufgeführt, als der schon im Jahre 1830 dort erschienene*).

XV. Geodäsie.

Eine von Ramadhan Efendi aus dem Französischen ins Arabische übersetzte geodäsische Abhandlung (226). Bianchi gibt das Druckjahr nicht an und hat auch das folgende theils geodäsische theils geografische von Ahmed Efendi aus dem Französischen übersetzte Werk nicht aufgenommen: El akwal el-merdhijet fi-Ilm-bünijetil-kurret el-erdhijet, d. i. beliebten Worte über die Wissenschaft des Baues der Erdkugel, gedruckt im Jahre 1841.

XVI. Geografie.

Das unschätzbare geografische Werk des Dschihannuma (11) war eines der ersten, welche aus der türkischen Druckerei hervorgingen, im Jahre 1732; erst zwei und siebenzig Jahre darnach erschien (42) die türkische Übersetzung des englischen Atlas von Faden; hierauf (56) im Jahre 1817 die sehr schätzbare Wallfahrtsreise Mohammed Edib's, welche 18 Jahre hernach (96) zu Bulak nachgedruckt ward. Eine geografische Einleitung aus einem größeren geografischen Werke Husein Rifki's gezogen (102) im Jahre 1831; dann die europäische Abhandlung (162) 1840, welche ein kurzer Reisebericht des osmanischen Botschafts-Sekretärs Mustafa; topografischen Inhalts ist auch die kleine längst vergriffene Abhandlung über die Quellen in der Nähe Konstantinopels (26) im Jahre 1797. Ein sehr magerer Auszug aus der großen Reisebeschreibung Ewlia's, welche vier Foliobände stark ist (209), der kleine im Jahre 1843 zu Konstantinopel erschienene Oktavband von 143 Seiten blos über die Topografie Konstantinopels. Lithografirt erschienen zu Konstantinopel ein geografisches Kompendium Mochtaßar Dschografia (69 S. in groß Oktav) im Jahre 1841, mit einer Karte, auf welcher Europa und Asien vereint; ein anderes lithografisches Werk blos über die asiatischen Gebirge, Flüsse und Völker mit einer schlechten Karte Asiens (84 Seiten, groß Oktav) erschien ein Jahr früher, als das vorhergehende. Aus der Druckerei Kairo's gingen außer dem obenerwähnten Nachdrucke des Menasik noch das folgende halbe Dutzend geografischer Werke hervor, alle aus dem Französischen übersetzt: (161) die natürliche Geografie übersetzt von Ahmed er-Raschidi im Jahre 1839; (162) die allgemeine Geografie im Jahre 1839 übersetzt von Rifaa Efendi, Depping's Auszug (77) und im Jahre 1834 die Reisebeschreibung Rifaa's in Frankreich (90) im Jahre 1835, die kleine Geografie desselben (98) im selben Jahr; die türkische Übersetzung seiner obigen arabischen Reisebeschreibung von Rustem Efendi (185) im Jahre 1840; endlich (223) dessen im Jahre 1842 erschienenes, aus verschiedenen europäischen Werken ausgezogenes Werk über die Bildung und die Fortschritte der europäischen Gesellschaft und Politik.

XVII. Geologie.

Die Geologie, welche hier den Übergang von den mathematischen zu den naturhistorischen Wissenschaften bildet, ist nur durch eine einzige aus dem Französischen von Ahmed Kaid ins Arabische übersetzte Abhandlung (210) repräsentirt, zu Bulak im Jahre 1842.

XVIII. Naturgeschichte.

Eben so nur durch ein einziges von Hanna Anhuri (160) aus dem Französischen ins Arabische übersetztes Werk, zu Bulak im Jahre 1839; doch gehört auch das anbeginns der konstantinopolitanischen Druckerei dort erschienene Werk (10) über die magnetischen Ausflüsse hieher.

XIX. Botanik.

Hanna Anhuri übersetzte auch aus dem Französischen ins Arabische das zu Bulak (219) im Jahre 1842 gedruckte Werk, das Buch der Pflanzen betitelt. Zweige der Naturgeschichte sind die drei folgenden Wissenschaften.

XX. Ackerbaukunde.

Derselben ist nur in Ägypten aber nicht zu Konstantinopel von der Druckerei in mehren Werken Aufmerksamkeit zugewendet worden (151); die Reg in der Ansaat türkisch gedruckt zu Bulak im Jahre 1839, und arabisch (213) im Jahre 1842; dann unter demselben Titel ein Werk über den Landbau nach europäischer Methode (372 im Jahre 1840).

XXI. Die Färberkunst.

Die Regeln der Seidenfärberei (2) aus dem Französischen übersetzt von Don Rafael im Jahre 1822 zu Bulak; das gleichen Titel führende im Jahre 1837 allda gedruckte Werk (125) scheint die zweite Ausgabe zu sein.

XXII. Bergwerkkunde.

Die vom Scheich Rifaa aus dem Französischen ins Arabische übersetzte montanistische Abhandlnng (72) im Jahre 1833.

XXIII. Traumauslegungskunde.

Zu Bulak 132) das Chuabname, d. i. das Buch der Träume von Weisi*). Lithografirt erschien zu Konstantinopel im Jahre 1843 ein Bändchen von 77 Duodezseiten über die Auslegungskunde der Bewegungen der Muskeln und des Zuckens der Nerven.

XXIV. Kochkunst.

Ganz neuerlich im Jahre 1844 erschien zu Konstantinopel ein 132 Seiten starkes lithografirtes Kochbuch Mohammed Kjamil's, welches die Anweisung zu dritthalbhundert türkischen Gerichten enthält.

*) In der Liste des VIII. B. der osmanischen Geschichte (37).

*) Nicht Bissyi wie bei Bianchi.

XXV. Fysiologie.

Die Fysiologie, welche den Uebergang zu den medizinischen Wissenschaften bildet, hat zu Kairo zwei aus dem Französischen übersetzte Werke aufzuweisen, der Uebersetzer des einen (126) Ali Hebe, geb. im Jahre 1837, der des anderen Jusuf Firaun, gedruckt im Jahre 1841.

XXVI. Arzneikunde (zu Konstantinopel).

Zu Konstantinopel sind in diesem Fache, ungeachtet der dort von europäischen Ärzten geleiteten medizinischen Schulen und Spitäler, bisher nur ein halbes Dutzend Werke erschienen (63): das große anatomische Werk Schanisade's in zwei großen Foliobänden, gedruckt im Jahre 1820; (153) nachgedruckt zu Kairo (50) im Jahre 1830; eine arabische Abhandlung über die Pest mit der türkischen Uebersetzung, gedruckt im Jahre 1838; (104) Warnungen vor der Cholera und über die Behandlungsweise derselben im Jahre 1831; (123) die Gebote der Krankheiten, eine Uebersetzung des französischen Werkes Pinelli's mit Weglassung der medizinischen Literatur, gedruckt im Jahre 1836; (216) das pathologische Werk des türkischen Protomedikus Chairullah, gedruckt im Jahre 1843; und vom selben im folgenden Jahre ein lithografirtes Traktätchen von 43 Seiten, blos über Krankheiten des Zeugungsvermögens.

Eine weit größere Anzahl von medizinischen Werken, von denen wir die pathologischen, anatomischen, chirurgischen, veterinärischen, farmakologischen und okulistischen unter besonderen Rubriken aufführen wollen, hat die ägyptische Druckerei aufzuweisen, durchaus alle, Uebersetzungen aus dem Französischen.

XXVII. Pathologie.

Pathologische Werke sind: die aus dem Französischen von Hanna Anhuri übersetzte Abhandlung Bayle's (87), im Jahre 1837; (74) die Regeln der Gesundheit, aus dem Französischen ins Arabische übersetzt von Georg Vidal, gedruckt im Jahre 1834. Das Buch der inneren Krankheiten, gedruckt im Jahre 1842 (befindet sich nicht in Bianchi's Liste, so auch nicht das folgende: Tohfetol-kalem fi-emradhil-kadem, d. i. das Geschenk der Feder in den Krankheiten des Fußes, gedruckt im Jahre 1838; über die Inokulation der Vaccine (130), von Clotbeg, gedruckt im Jahre 1837; (115) Abhandlung über die Heilung der Krätze vom selben im Jahre 1836, und vom selben über die Pest (94), gedruckt im Jahre 1835. Bei Bianchi fehlen auch die drei folgenden Werke: Kitab thibbil aameli, d. i. das Buch der praktischen Arzneikunde, gedruckt im Jahre 1843, ein Oktavband von 214 Seiten; Kjunuseß-ßahhat, d. i. die Schätze der Gesundheit, gedruckt im Jahre d. H. 1260 (1844); endlich Vacca's Elemente der medizinischen Wissenschaften (21), gedruckt im Jahre 1826.

XXVIII. Anatomie.

Die Anatomie des menschlichen Körpers (73), aus dem Französischen ins Arabische übersetzt von Hanna Anhuri, gedruckt im Jahre 1833; die allgemeine Anatomie, aus dem Französischen ins Arabische übersetzt (140) von Ibrahim En-Nebrawi. In der Liste Bianchi's fehlen die beiden folgenden: El-aamdetof-folalije, gedruckt im Jahre d. H. 1257 (1842) und et-teschchiß im selben Jahre, ein Quartband von 263 Seiten.

XXIX. Pharmakologie.

Die Dispensatorien der arabischen Apotheke heißen wie bekannt Akrabadin, ein solches (129) wurde aus dem Französischen übersetzt von Jakub, gedruckt im Jahre d. H. 1252 (1837); dies ist entweder ein Irrthum oder nur eine zweite Auflage, da die Hofbibliothek dasselbe Werk vom Jahre d. H. 1251 besitzt.

XXX. Therapeutik.

Regulirung der Spitäler (88) türkisch gedruckt im Jahre 1835, und ein anderes Werk über denselben Gegenstand mit Kupfertafeln (194), gedruckt im Jahre 1841.

XXXI. Wundarzneikunde.

Eine von Hanna Anhuri aus dem Französischen ins Arabische übersetzte chirurgische Abhandlung (92), gedruckt im Jahre 1835. Eine Abhandlung über die chirurgischen Verbände, aus dem Französischen ins Arabische von Ibrahim-En-Nebrawi. Bei Bianchi fehlt das im Jahre d. H. 1259 (1843) gedruckte Kitabol-aameliät el-dscherahije eß-ßoghra, d. i. das Buch der kleinen chirurgischen Operationen.

XXXII. Augenheilkunde.

Die Behandlung der Augen (197), aus dem Französischen ins Arabische übersetzt von Ahmed er Raschidi; das folgende Werk fehlt bei Bianchi, Kitab Dhiaeddin fi mudawatil-ain, d. i. das Buch Dhiaeddin's über die Arzneien des Auges, gedruckt im Jahre d. H. 1256 (1840) ein Band von 465 Seiten, groß Oktav.

XXXIII. Thierarzneikunde.

Ungeachtet der zahlreichen arabischen Werke über Thierarzneikunde sind die folgenden alle nur Uebersetzungen aus dem Französischen, als: (75) die von Jusuf Firaun übersetzte veterinärische Abhandlung im Jahre 1824, die der veterinärischen Anatomie Girard's (81), vom selben Uebersetzer, gedruckt im Jahre 1834; eine dritte Abhandlung vom selben Uebersetzer (wenn es nicht vielleicht eine zweite Ausgabe der ersten) (93), gedruckt im Jahre 1835; vom selben das veterinärische Reglement, türkisch und arabisch (95), gedruckt im Jahre 1835; ein anderes veterinärisches Werk, ebenfalls aus dem Französischen übersetzt von Jusuf Firaun (116), gedruckt im Jahre 1826.

Die von Bianchi unter den Nummern 182 und 183 aufgeführten veterinärischen Werke scheinen zweite Ausgaben der obigen zuerst angeführten Jusuf Firaun's zu sein, aber ein von denselben verschiedenes ist (184) das der allgemeinen Thierarzneikunde, ebenfalls aus dem Französischen ins Arabische übersetzt von Jusuf Firaun, endlich vom selben (256) das Buch der äußeren Krankheiten, aus dem Französischen übersetzt und gedruckt im Jahre 1841.

Die militärischen Wissenschaften, welche in der orientalischen Enzyklopädie den mathematischen beigezählt werden, haben wie die vorhergehenden naturhistorischen eine weit größere Anzahl von Werken in Ägypten als zu Konstantinopel aufzuweisen. Die darüber erschienenen Werke folgen nach den verschiedenen Fächern derselben, und zwar zuerst:

XXXIV. Strategie und Taktik.

Die Grundsätze der Filosofeme in der Ordnung der Heere, französisch übersetzt unter dem Titel: **Traité de la tactique** (9), gedruckt zu Konstantinopel im

Jahre 1732. Zu Bulak erschien (110) im Jahre 1836 das hierher gehörige Werk (241) der Grundsätze der Kriegskunst (Kawaidi harbije); dieser Titel ist der zu Konstantinopel gedruckten Sammlung der achtundsiebenzig taktischen Maximen Napoleons (Sawabithi hartije) nachgebildet, gedruckt im Jahre d. H. 1254 (1839). Das Seitenstück dazu (242) die eben dort ohne Angabe des Druckjahres erschienene Übersetzung des strategischen Werkes Erzherzog Karls; hier mögen auch alle allgemeinen militärischen Reglements eingereihet werden, welche zu Bulak meistens unter dem Titel Kanun-name erschienen sind, als (4) das Ahmed Efendi's, gedruckt im Jahre 1821, das erste aller dort erschienenen Kanun-name, die zweite Ausgabe (51) i. J. 1830; das zweite Kanun-name (9) über den militärischen Unterricht im Jahre 1824; und erst neuerdings drei, in Bianchi's Listen noch nicht aufgeführte Kanun-name; das eine Kanunnamei aasakiri piadegjan dschihadije, gedruckt im Jahre d. H. 1259 1843, ein Seitenstück zu dem ein Jahr früher, im Jahre des H. 1258 (1842) erschienenen Kanunnamei seferije (dschihad heißt der Frohnkampf, sefer aber der Kampf überhaupt), jenes bezieht sich also zunächst auf den heiligen Krieg, dieses auf den Krieg überhaupt. (249) Kanunnamei aasakiri manßurei mohammedije, d. i. das Grundgesetz für die siegreichen mohammedanischen Truppen, gedruckt im Jahre 1837. Kanunnamei Dschesa, d. i. der Kanon der Strafgesetze (250) im Jahre 1837.*)

XXXV. Kunde der Waffenübungen (Exerzierkunst).

Zu Konstantinopel (243) die Abrichtung des Regiments (Alai taalimi), gedruckt im Jahre d. H. 1252 (1836) mit sechsundzwanzig Kupfertafeln, dann eben da (244) in vier Quartbänden, das Buch des Unterrichts für die Reiterei (Talimnamei Suwaraijan), der erste Band mit sieben- und zwanzig Kupfertafeln, der zweite mit dreizehn, der dritte mit dreiundzwanzig, der vierte mit siebzehn, wovon die sieben letzten Notenblätter militärischer Musik und der Trompetensignale, gedruckt im Jahre 1837; eben da das Buch des Unterrichtes für die Fußgänger, Taalimnamei Piadegjan (245), gedruckt im Jahre 1838; das für die Jäger (246) (Awdschi taalimi), gedruckt im Jahre 1838; das für die Artilleristen (247) ohne Angabe des Druckjahres; dann der Dienst der Unteroffiziere, Chidmeti Sabithan ßaghire (248), gedruckt im Jahre 1839, der Rosenkranz der Offiziere (Sibhai Sabithan) (252), gedruckt im Jahre 1839; der Dienst des Heeres zur Zeit des Krieges, von Mohammed Chosrew (252), gedruckt im Jahre 1838; Taalimnamei Piadegjan, d. i. das Buch des Unterrichts für die Fußgänger (251), zwei Theile mit Tafeln. Alle diese Werke sind theils aus der Druckerei von Skutari, theils aus der des Seriasker (Generalissimus) zu Konstantinopel, theils aus der Militärschule zu Dolmabaghdsche hervorgegangen; andere erschienen lithografirt, wie der Unterricht für den gemeinen Soldaten (Nefer taalimi) und der Unterricht für die Tschauische, g. im Jahre d. H. 1248 (1832). Zum Behufe der Erlernung des Französischen wurde auch die Grammaire française par Rhazis, im Jahre 1838 lithografirt.

Aus der Druckerei von Bulak gingen die folgenden Werke militärischen Unterrichtes hervor: (7) der Unterricht des Bataillons, türkisch i. J. 1824; (48) der Dienst des Tschauische's (Sergent) ged. i. J. 1828, vermuthlich ein Nachdruck des zu Konstantinopel erschienenen Unterrichtes des Tschauisches (Feldwebels); (54) der Dienst des Korporals, arabisch ged. i. J. 1836, die zweite Auflage (152) v. J. 1839 (66); der Unterricht im Gebrauch des Bajonettes und der Lanze, türkisch ged. i. J. 1833; (167) das Buch des Unterrichtes und der militärischen Organisation, türkisch ged. i. J. 1839; (168) Unterricht des Regiments*) (161) und (170) der Unterricht der Kompagnie, das erste türkisch, das zweite arabisch; (193) der gemeine Mann und das Bataillon (Boluk) (6) Alai Talimy d. i. Unterricht des Regiments, türkisch ged. i. J. 4824; (216) der Unterricht des Regiments, arabisch, ged. i. J. 1842.

Alle diese Unterrichtsbücher betreffen das Exerzieren; ausschließlich für die Infanterie die folgenden (10): das Buch des Unterrichtes für die Fußgänger (Taalimnamei Piadegjan), vermuthlich ein Nachdruck des zu Konstantinopel unter dem obigen Titel erschienenen Werkes; (85) Dachilije, d. i. Unterricht für die inneren Handgriffe des Fußvolkes, ged. i. J. 1835 arabisch, die zweite Ausgabe (215), ged. i. J. 1842 und dasselbe (100) türkisch, ged. i. J. 1836; (106) das Geschenk der Offiziere, sowohl des Fußvolks als der Reiterei, von Kjani beg, ged. i. J. 1836. (242) Unterricht für das leichte Fußvolk, türkisch ohne Angabe des Druckjahres. Für die Kavallerie: (60) Kanun Suwari, d. i. Kanun für die Reiterei, türkisch, ged. i. J. 1831; (83) Kommandari Suwari, d. i. Kommando für die Kavallerie, türkisch ged. i. J. 1834 (104) erster und zweiter Kanon (Reglement) für die Kavallerie, vermuthlich Nachdruck des zu Konstantinopel in vier Quartbänden erschienenen Reglement der Kavallerie; (105) der dritte Kanon der Reiterei, türkisch von Kjanibeg, ged. i. J. 1836; (107) der vierte und fünfte Kanon der Reiterei, türkisch ged. i. J. 1836; (112) Kupfertafeln für die Reiterei (wie es scheint ohne Text) erschienen i. J. 1836. Für die Artillerie (3) Tafeln des Bombenwurfs, Nachdruck des zu Konstantinopel (35) **) erschienenen Werkes, die zweite ägyptische Ausgabe bei Bianchi (240) (220), Reglement der Artillerie zu Pferd, türkisch gedruckt im Jahre 1843; (57) Handbuch des Artilleristen ohne Figuren, ged. i. J. 1831; (58) dasselbe Werk mit Figuren vom selben Jahr. Über die Minen erschien zu Konstantinopel i. J. 1801 das Werk Husein Rifki's (31) nachgedruckt zu Cairo i. J. 1824 bei Bianchi (4) und eben da (18) eine türkische Ab-

*) Die folgenden konstantinopolitanischen militärischen Werke, die bisher noch in keinem Verzeichnisse der Druckwerke erschienen, werden hier nach den Zahlen der nächsten im Journal Asiatique zu liefernden Liste aufgeführt.

*) Dasselbe Werk Alai Talimi übersetzt Bianchi unter Nr. 6 als Ecole du régiment und unter Nr. 168 als Ecole du bataillon und Nr. 193 Boluk wieder als Kompagnie.

**) In der Liste des siebenten Bandes der osmanischen Geschichte.

handlung über die Minen; die türkische Übersetzung der Abhandlung Vauban's über die Minen, zu Konstantinopel (23) i. J. 1793; im selben Jahre mit dieser Übersetzung Vauban's erschien allda auch die Übersetzung des militärischen Werkes Belidor's (24) und das zur folgenden Abtheilung gehörige Vauban's über die Befestigungskunst.

XXXVI. Befestigungskunst.

Die türkische Übersetzung des Werkes Vauban's über die Befestigung, den Angriff und Vertheidigung fester Plätze (22), erschien zu Konstantinopel i. J. 1791, mit den schlechten Lettern der damals eben neu hergestellten Druckerei, in Folio; fünf Jahre früher wurde dort in der Druckerei der französischen Botschaft das Werk Lafite's über die Aussteckung des Lagers und seiner Befestigung gedruckt, und zu Bulak (ohne Angabe des Druckortes bei Bianchi) (239) eine Abhandlung über die Anordnung der Lager.

XXXVII. Munitionswesen.

Hieher einschlagende Werke sind nur zu Bulak erschienen. (84) Abhandlung über die Verfertigung des Pulvers i. J. 1835 türkisch; (103) vom Arsenal und der Kriegs-Munition, türkisch i. J. 1836; (174) von den Mundvorräthen und der Munition, türkisch 1840; (241) von der Ausbesserung der Waffen, türkisch (ohne Angabe des Druckjahres.)

XXXVIII. Genie wesen.

Diatribe de l' ingénieur Mustafa sur l' état actuel de l'art militaire du Génie et des sciences à Constantinople, imprimée dans la nouvelle typographie de Scutari, fondée par le Sultan Selim III., imp. A. H. 1218 (1803), unter falschem Namen von den Gebrüdern Argyropulo.

XXXIX. Das Seewesen.

Zwei Werke des franz. Seekapitäns **Truguet**, das eine, Grundsätze der Kenntnisse in der Aufreihung der Schiffe, in Quart mit 13 Kupfertafeln, das andere in Oktav, die französische Übersetzung seines **Traité de manoeuvre pratique**, wurden i. J. 1787 im französischen Botschaftshotel zu Konstantinopel gedruckt. *) Zu Bulak erschienen nebst dem Nachdrucke des letzten (30) i. J. 1826 in einer zweiten Ausgabe (243) (1828), der Nachdruck des ersten (31) im selben Jahre. Eben da: (11) Reglement der Seeartillerie türkisch, mit vier Kupfertafeln, ohne Angabe des Orts und Jahres des Druckes. (36) Kanun-name der Seesoldaten, türkisch 1827; (37) ein anderes türkisches Werk unter demselben Titel 1827, und (38) die Strafgesetze der Marine im selben Jahre.

XL. Innere Verwaltung.

Tarif de Douane que les négocians de Sa Majesté l'empereur de toutes les Russies doivent payer dans les états de la Sublime Porte, sur les marchandises d'importation et d'exportation, traduit et mis en ordre alphabétique par Antoine Fonton jeune de langue au service de Sa Majesté Impériale. Constantinople 1802. Folio 53 S. — Vor Allem gehört hieher das berühmte Chathi scherif von Gülchane (142), ged. i. J. 1838, mit dem Anhange des im selben Jahre erschienenen Strafgesetzes, eine zweite Auflage (169) i. J. 1840; ohne Angabe des Druckjahres und Druckortes; dann das Pastreglement; das Reglement der Kleiderordnung ohne Druckort (90) erschien i. J. 1829; das Strafreglement für die Ulema ohne Angabe des Jahres und Ortes des Druckes. Hieher kann auch (117) das Programm einer Prüfung der Ulema gerechnet werden, welche i. J. 1834 Statt gefunden. In Ägypten erschien (139) eine Abhandlung über die Bildung der Diwane i. J. 1838, und (218) das Strafgesetzbuch der innern Verwaltung Ägyptens i. J. 1842.

XLI. Politik.

(103) Ausbund des Beweises über den dem Sultan schuldigen Gehorsam, arabisch und türkisch, ged. zu Konstantinopel i. J. 1832.

XLII. Moral.

Dieser letzte Zweig der filosofischen Wissenschaften, nämlich die Anwendung derselben auf das Leben, bildet den Übergang derselben zu den juridischen: (236) der Ausbund der Rathschläge, ged. zu Konstantinopel i. J. 1244; (232) die großen Sinanischen Gesellschaften d. i. das moralische Werk Hasan Ben Ummi Sinans in 170 Versammlungen abgetheilt, ein Quartant von 514 S. ged. i. J. 1644. Zu Bulak (68) die Sittenlehre Alaji's, (nicht Jami's wie bei Bianchi irrig), ged. 1833 (164), ein türkischer Auszug aus der persischen Sittenlehre Husein Kjaschif's ged. i. J. 1840.

XLIII. Rechtsgelehrsamkeit.

Die Grundwerke moslimischer und osmanischer Rechtsgelehrsamkeit sind zu Konstantinopel in zahl- und umfangsreichen Folianten erschienen, zuerst (76) die türkische Übersetzung des Kommentars über das große Seir, d. i. das moslimische Kriegsrecht des Imams Mohammed esch-scheibani in 2 Foliobänden; hieher gehören auch die Werke von der Gesetzmäßigkeit und Heiligkeit des Frohnkampfes, deren zwei zu Bulak erschienen; (26) die geraden Straßen der Sehnsucht nach dem gewaltsamen Tode der Liebenden*) ged. i. J. 1826, und (111) die Vortrefflichkeiten des heiligen Krieges, arabisch ged. i. J. 1836; (199) die türkische Übersetzung des Kommentars zum Dürrerol-hukjam Molla Chosrew's i. J. 1842, ein Folioband von 927 S.; (224) der arabische Text des Durrer, welches der Kommentar zum Ghurrer Molla Chosrew's, bisher nur der erste Theil, ein dicker Quartant von 830 S.; (145) das Multeka Ibrahim's von Haleb i. J. 1836, dessen großer Kommentar von Scheichsade (75) neun Jahre früher in zwei Foliobänden gedruckt erschienen, dann vier Fetwa-Sammlungen, zwei große und zwei kleine; (85) die Fetwa-Sammlung des Mufti Abderrahim in zwei Foliobänden, i. J. 1827; (98) die Sammlung der Fetwa des Mufti Ali, ein Folioband von 875 S. ohne Beisatz des Druckortes i. J. 1830; (69) die Fetwa-Sammlung Mustafa Kodosi's, ein Quartband von 683 S. ged. i. J. 1822; (129) der Sammler zweier Miethen, eine Sammlung der auf den Pacht und Besitz liegender Gründe sich beziehender Fetwa, groß Oktav 427 S. ged. i. J. 1837. Eine Übersetzung davon im Auszuge, die ebenfalls zu Konstantinopel gedruckt ward, gab der kais. Dol-

*) Geschichte des osmanischen Reiches VII. Bd. S. 156.

*) So sind die Worte Mäzarol-Uschak zu übersetzen, und nicht wie bei Bianchi les Routes des désirs vers les rendez-vous des amants.

metsch H. v. Adelburg heraus: **Recueil de Fetvas ou décisions de la loi Muselmane, concernant le contrat de louage, précédé des principes du dit contrat d'après le Moulteka,** angezeigt im CII. Bd. der Jahrbücher vom Hrn. Professor Doktor von Stubenrauch. (201) Tohfei Schahan d. i. die Gabe für Könige, ged. i. J. 1842, enthält einen Auszug aus den geschätztesten Werken moslimischer Rechtsgelehrsamkeit, wie das Hidajet, Nihajet, Durrer, Ghurrer und dem Multeka. Was zu Kairo über die Rechtsgelehrsamkeit erschien, ist im Vergleich des zu Konstantinopel hierüber erschienenen halben Dutzend von Folianten nicht bedeutend, indem zu Bulak bisher nur zwei juridische Werke erschienen, nämlich (164) die türkische Übersetzung Mohammed Mewkufati's zum Multeka Ibrahim's von Haleb, ein i. J. 1839 gedruckter Foliant, und (166) die Randglossen Thachthawi's zum Dürrol-mochtar, d. i. die auserwählte Perle, welche ein Kommentar zum Tenwirol-ebßar Alaeddins Hoßkefi, d. i. des von Hoßnkeif Gebürtigen, ged. zu Bulak i. J. 1839, in vier großen Bänden (nicht ein einziger Band, wie bei Bianchi irrig angegeben); bei demselben geschieht auch des Grundwerkes selbst, nämlich des Tenwirol-ebßar keineswegs Erwähnung. Die Rechtsgelehrsamkeit und die Theologie werden wie bekannt von den Moslimen unter einem einzigen Fache, nämlich unter dem Titel der Gesetzwissenschaften begriffen.

(Schluß folgt.)

Ueber Császár's neuere Werke.

Das im Grunde und Boden fruchtbare Ungarn hat in neueren Zeiten auch Zeichen seines geistigen Lebens gegeben; zu bedauern ist, daß die ersten Äußerungen einer edleren Kraft sich manchmal so darstellten, daß sie bei dem Ausländer keine sehr günstige Meinung begründen konnten.

Wie es in Ungarn mit der Geschmacksbildung stehe, mag wohl auch eine der Fragen sein, welche der wohlwollende Nachbar sich setzen, aber nicht beantworten kann, weil ihm in der Ferne, mit der Sprache, auch alle Leistungen in den Wissenschaften und schönen Künsten unzugänglich bleiben. Vieles reift bei uns, was nächstens verdienen wird zur Kenntniß gebracht zu werden; ich will aber vorläufig nur eine Reisebeschreibung, von Franz v. **Császár**, in kurzen Bruchstücken, mittheilen. — **Császár** verfaßt seine Reise durch Italien auf eine Art, daß man seine zwei Bändchen in den Händen jedes Gebil.eten erblicken, und die Mehrzahl derselben sich freuen sehen kann. Wie wir nun von den vorherrschenden Neigungen eines Menschen oder einer Nation auf deren Geschmack schließen, können wir die eifrige Aufnahme eines Werkes, voll humaner und patriotischer Gefühle, voll edler Begeisterung, voll richtigen Geschmackes auch zu Gunsten der Geschmacksbildung in Ungarn deuten.

Als erweckender Patriot schildert der Verfasser Triest, im Gegensatze zu seinem Vaterlande, in kommerzieller Hinsicht ein Wunderland: „Triest veränderte seit mehren Jahren sein Aussehen nicht, es besitzt seine unzähligen Schiffe, seine breiten, gut gepflasterten Straßen, seine hohen Häuser, seine immer regen, immer thätigen Einwohner, die bei der großen Betriebsamkeit doch nicht vergessen, das Leben zu genießen: und will sich Jemand einen Begriff machen von einem Welthandel, will Jemand wissen, worin die Zauberkraft bestehe, welche auf kahlen Felsen Blumen und Früchtenbäume zieht, der komme nach Triest. — Triest besitzt große Schätze, und zwar durch den Handel, Triest, welches in den französischen Kriegen dreimal genommen, gegen 30 Millionen im Gelde verlor, bestand auch die nordamerikanische Geldkrise, ohne in seinen riesenhaften Fortschritten aufgehalten zu werden. Durch den Handel wurde Triest reich, groß und frei; denn es nimmt nicht nur frei die Handelsschiffe auf, sondern hat auch freie Einwohner, so weit ein seine Gesetze achtender Bürger nur frei sein kann. Triest macht uns das einstige Venedig vergessen. Triest ist eine Welthandelstadt, obwohl mehre Meilen in der Umgebung nicht so viel hervorbringen, als für die Einwohner, auch nur durch Monate, erfordert wird; die Lebensbedürfnisse werden durch den ausgebreiteten Handel befriedigt. So steht das blühende Triest, und es blüht unter kahlen Felsen! Wir aber auf den fruchtbaren Fluren, unter der bis zum Überflusse gesegneten Fülle, wir wissen nicht, was Wohlstand sei, wir begreifen nicht, was National-Handel bedeute!"

Der Verfasser beschreibt: Anstalten, Plätze, Gebäude, Kunstwerke mit einer glücklichen Hand: aber dem Leben der Menschen scheint er seine Aufmerksamkeit besonders zuzuwenden. Was er, unter andern Bemerkungen, über Triest sagt, ist in dieser Beziehung charakteristisch: „Wer sich zu unterhalten wünscht, oder sich an den Schätzen der Kunst ergötzen will — wer in gesellschaftlichem Verkehre Genuß findet, beeile sich nicht, nach Triest zu kommen. Er wird hier Leben und stete Betriebsamkeit des Gewinnstes wegen finden, aber in künstlicher Hinsicht wird sein Durst ungelöscht bleiben. Das gesellschaftliche Leben ist mit sehr wenigen Ausnahmen auf die Verwandten und nächsten Bekannten beschränkt, und der Kapitalist sieht auf kurze Zeit am liebsten diejenigen, mit welchen er in Handelsgeschäften steht. Ist man jedoch von einem seiner Freunde anempfohlen, so zeichnet er sich durch die Aufmerksamkeit aus, welche der Gebildete seinen Mitmenschen so gern erweiset. Die Triester gehen in jede gute Oper und bei Befriedigung ihres feinen Gehöres kann man auf sicheren Beifall rechnen; das Publikum ist zum Beklatschen und Auspfeifen gleich gestimmt. Gutes Wasser, und schönes Frauengeschlecht suche man hier nicht. Auf den Gesichtern der gemischten Menge zeigt sich kein nationaler Ausdruck, man sieht, bei allem geldaristokratischen Stolze, nur alltägliche Gesichtszüge. Das schöne Geschlecht ist reich gekleidet und geputzt, aber ohne Eleganz, und kann bei dem Fremden nicht jenen lieblichen Eindruck machen, der die Folge beseelter Gesichtszüge zu sein pflegt. Für die Triester sind die Börse und das Theater die besuchtesten Örter. Mit den Logen und Billeten wird thätiger Wucher getrieben. — Unbekümmert legt sich der müde Lastträger nieder, nachdem er den verdienten Groschen verzehrte, und denkt auf seinem Strohlager des kommenden Tages nicht; diese würden die glücklichste Menschenklasse bilden, wenn dem Menschen kein höheres Ziel gestellt wäre, als die armselige Thierheit!"

Bei dem schönen Bilde, welches der Verf. von Venedig gibt, steht als meisterhaftes Gegenstück der Kontrast zwischen diesem und Triest. Wir sehen Venedig entstehen, anwachsen, absterben, und zwar in vollständiger Beleuchtung der ganzen Umgebung seines Lebens, seiner Geschichte. Bei den Kunstwerken werden wir nicht nur mit dem Künstler und seinen Leistungen genau bekannt, sondern der Verfasser befreundet uns auch mit dem Geiste des Künstlers, und gibt höchst unterrichtend dessen Bildungsgeschichte. Der Verf. kann nicht der einstigen Macht Venedig's gedenken, ohne an Attila, an die Noth erinnert zu werden, welche einer Handvoll Volk auf diesen Sandhügeln zuerst einen Zufluchtsort anwies, dann aber die Herrschaft erkämpfte, welche später der beflügelte Löwe, verweichlicht, ohne nur einmal seine Mähnen zu rütteln, sich wieder entreißen ließ. Wäre außer dem Markusplatze nichts in Venedig, würde schon dieser des Reisenden Mühe lohnen. Auf dem Platze von einigen Klaftern sehen wir die herrlichsten Kunstwerke ihre Meister verewigen, das Ausgezeichnetste in der bildenden Kunst finden wir angehäuft. Bei der Markuskirche wird der Umstand erwähnt, daß sich Venedig in seinen Kunstwerken verewigte, und zwar in einer Zeit, wo das übrige Europa in Finsterniß lag, wo Kriege die Musen verscheuchten. Hier wirft der Verf. einen Seitenblick auf die Großväter seiner Nation, welche lange glaubten, für den Ungar wäre nur ein Säbel, und nachdrücklich bietet er den Pinsel, den Meisel seinen Landsleuten an, wenn sie nicht mit den immer mehr verhallenden Siegeshymnen vergessen werden wollen. — Im Dogen-Pallaste, bei der Riesentreppe, auf der goldenen Stiege, über der Seufzerbrücke, tief in den Kerkern zeigt der Verf. eben so viel Kenntnisse der Geschichte, als eine echte Humanität seine Feder zur Verkünderin der erbauenden Wahrheit macht. Wir fühlen uns in Gemächer, in Zeiten versetzt, welche uns mit unsrer Gegenwart gar freundlich aussöhneu. — —

Über Tizian's **Assunta** in der Akademie der schönen Künste lesen wir Folgendes: „Wenn wir an dem Bilde trotz allen widrigen Einflüssen die seltene Frische der Farben, das Edle, das Himmlische in den Gesichtszügen betrachten, werden wir an eine Gestalt gefesselt, in welche der Künstler den Ausdruck des himmlischen Wonnegefühles der verklärten Gottesmutter, so meisterhaft, so lieblich ansprechend, zauberte. Tintoretto, fährt der Verf. fort, scheint sich in seinem, durch den heil. Markus befreiten Sklaven, selbst zu übertreffen. Welche Verschiedenheit, welche wunderbare Kraftfülle in den Mienen der Häscher, welche, auf das Lächeln des in den Wolken erscheinenden Heiligen, die Ketten ihres Gefangenen abspringen sehen. Wie sehr mußte der Busen des Künstlers von dem Gefühle der Freiheit durchdrungen gewesen sein, da er mit so kräftigen Zügen den Schrecken auf sein Bild zauberte, welcher die feigen Diener der Willkür, bei der wundervollen Erscheinung eines Himmlischen, ergriff! Und doch wurden die Patrizier auch durch diesen Anblick nicht zum Gefühle der Freiheit erweckt." — Was folgt bezieht sich auf einzelne Kunstwerke, wo der Verf. mit den besten Kennern derselben Ansicht ist. Herausgehoben sind ferner: Die Markus-Bibliothek, das Arsenal, die Vermählung des Meeres, u. s. w. mit den treffendsten Reflexionen.

Über Padua äußert sich der Verf. folgendermaßen: „Als wir in die engen Gassen kamen, fühlte ich mir die Brust gepreßt. In der Stadt herrscht eine Grabesstille, weil an ihrer Lebenskraft zuerst Venedigs geflügelter Löwe zehrte, dann aber Frankreichs Adler sie zu verschlingen drohte. Ein trauriges Bild der einstigen italienischen Verfassung, deren Leben und Bedeutung so den Beherrschern angehörte, daß mit dem Sturz derselben auch die Stadt, ohne eine Zukunft zu haben, sinken mußte. Ich suchte auch in Venedig nicht das heutige Leben, aber wohl die Spuren unsterblicher Kunst; in Padua fand ich weder Erinnerungen an ein verflossenes großartiges Leben, noch konnte mich die Gegenwart genügend befriedigen. Es scheint, das ganze Leben habe sich in die alte Universität, und in die reiche Bibliothek zurückgezogen. Das gelehrte Padua behält auch heut zu Tage das ernste Ansehen eines für sich Gelehrten, und steht im auffallendsten Kontraste mit der fröhlich lächelnden Umgebung einer schönen Natur!" Die Basilika und Kapelle des heil. Anton mit dem 1607 Loth schweren silbernen Leuchter, dann Ricci's Leuchter aus Bronze werden getreu geschildert. Gattamelata's Denkmal nennt der Verf. ein unverdientes. Gattamelata hätte kein Vaterland, welches ihn zu edlen Thaten begeisterte, er stritt als Söldner, wo er mehr zu verdienen hoffte. Die 300jährige Santa Giustinakirche scheint noch ganz neu zu sein, sie erinnert glänzend an P. Hieronymus aus dem Benediktinerorden, der zu ihr den Plan entwarf. Durch acht Kuppeln dringt das Licht ein, und auf der höchsten steht die riesenartige Bildsäule der Schutzheiligen. Das Innere der Kirche ist einfach, ernst, und darum erhebend. In den unterirdischen Wölbungen wird noch der Kerker gezeigt, in welchem die heil. Justina über ihren Glauben das blutige Zeugniß gab. Erstlich wurde über diese Stelle eine Kapelle, dann die großartige Kirche erbauet. Das entstellte Bild der Heiligen, von Paolo Veronese in dem nahen Kloster, bedauert der Verf. und geht auf die Statuen über, welche den Kirchenplatz zieren; eine erinnert an Gustav Adolf, weil derselbe der ersten Vorlesung Galilei's beiwohnte. Die Domkirche, Petrarca's Porträt und Brustbild, werden ausführlich dargestellt, und mit der Schilderung der Universität, dann des Berathungssaales, werden den Privatanstalten und dem öffentlichen Leben charakterisirende Blicke geschenkt.

Zum Schlusse einen Auszug aus der Beschreibung des Mailänder Domes. Mit Bewunderung ging ich, sagt der Verf., um dieses Kunstwerk herum, als mir die vielen Thürme auffielen, welche sich aus dem herrlichen Gebäude gleich leichten Zypressen erheben. Der Anblick gewinnt dadurch, daß das ganze Gebäude aus weißem Marmor besteht. Schade ist es, das prächtige Kunstwerk auf einem engen Platz zusammengedrängt zu sehen, wo es in seiner erhabenen Gesammtheit nicht bewundert werden kann. — Diese Kirche trägt an sich Spuren der allmälig aufgeklärten Finsterniß der Jahrhunderte. Das Werk ist noch nicht vollendet, vom Jahre 1391 bis 1838 zählte es 190 Baumeister, welche von dem ersten Plane mehr oder weniger abwichen, und daher in verschiedenem Style und nach verschiedenem Geschmacke arbeiteten. Hierin liegt auch der Grund, daß dem Ganzen jene Harmonie fehlt, ohne welche die Kunst Begeisterndes, Einnehmendes nicht leisten kann. Wir können den Dom in seinen vielartigen Gestaltungen, Thürmen und Bildsäulen bewundern:

aber er läßt uns kalt*), wie der Marmor ist, aus welchem ihn hundert verschiedene Hände, mit hundertfältig verschiedenem Geschmacke zusammenstellten. Wir erstaunen über die Kraft, über die Ausdauer, wir bewundern den Aufwand und besonders den Muth, welche eine solche Masse zu einem Ganzen gestalteten, aber gegen den geschmeidig abgerundeten römisch-florentinischen Styl sticht der gothische sonderbar ab. Die 3000 Statuen — ein Regiment von Heiligen — und 98 gothische Spitzen gewähren, die untersten ausgenommen, wenig Genuß, obwohl sie einzeln oft eine Meisterhand verrathen. Mit heiliger Ehrfurcht trat ich in das Innere des gigantischen Bauwerkes, mein Erstaunen nahm zu, als ich mich dem Eindrucke überließ, den die vielen marmornen Säulen auf mich machten, welche die Bogendecken und die mit Thürmen gezierten Kuppeln tragen. Wären die Baumeister bei dem Plane Gamodia's geblieben, hätte man dieses Werk mit Recht das achte Wunderwerk in der Welt nennen können. Aber wie konnten die Künstler den Ansprüchen ihres Zeitalters widerstehen, welches auch seinen Willen hat und einen eigenen Geschmack! Die korinthischen Säulen, welche den Eingang und die Seitenaltäre zieren, sind schön, sie gefallen, aber mehr würden sie sein, stünden sie nicht unter gothischen Zinnen. — Die Glasmalerei sah ich zuerst hier an den Fenstern in ihrer größten Pracht.

Mit zunehmender Gediegenheit beschreibt der Verf. seine Reise weiter durch Vicenza, Possagno, Turin, Alessandria, Genua, Carrara, Lucca, Pisa, Livorno, Florenz, Bologna, Ferrara, Arqua. Die oben mitgetheilten Stellen sind für uns von näherer Beziehung, und genügen zu zeigen, in welcher Art der Verf. durch Auswahl und Wärme in Behandlung des Stoffes das ersetzt, was er seinem gemischten Publikum, ohne Furcht langweilig zu werden, nicht vorführen konnte. —

Wir haben noch keine so beliebte ungarische Reisebeschreibung, obwohl es an tüchtigen nicht fehlt. Eine schöne Sprache, die Ungezwungenheit in den Wendungen, die einschmeichelnde Mannigfaltigkeit in der Zusammenstellung der Gegenstände, die Wärme der Empfindungen ziehen so sehr an. Belehrend wirkt der Verf. auf sein Publikum, weil ihm hier, wie in seinen übrigen Werken, das Wohl seines Vaterlandes vor den Augen schwebt. Es ist wahr, der Verf. politisirt auch ein wenig in seiner Reisebeschreibung, aber er bezeugt damit wieder, wie sehr er mit dem Zeitgeiste seines Landes vertraut sei, dessen Bedürfnisse er nicht nur einsieht, sondern nach Kräften zu befriedigen sucht.

Von demselben Verf. haben wir eine Mythologie der Alten, für die studierende Jugend und Damen, in ungarischer Sprache. Obwohl nun alle Rücksichten genommen wurden, welche die Delikatesse und Zartheit gegen das andere Geschlecht und die Jugend erfordern, scheint der Verf. Einigen doch zu viel geschrieben zu haben. Ich begreife leicht, daß es einem Manne, der das Leben in größeren Formen kennt, fast unmöglich sein müsse, sich in ein Gemüth hineinzudenken, welches auf einer tieferen Bildungsstufe den hellen, reifen, reinen Blick einer erhabenen Gesinnung noch nicht kennt; darum können wir Fladung's Geschicklichkeit für Damen zu schreiben, zwar äußerst vortrefflich nennen, aber nicht von jedem Autor mit Strenge verlangen. Meines Erachtens ist Császár's Mythologie zu wohlfeil, um nicht bei der schönen Ausstattung auch in Hände zu kommen, denen es an allen Vorkenntnissen, und der Würdigung eines Werkes fehlt, das unerklärt, leicht mißgedeutet werden kann.

Eines allgemeinen Beifalles erfreuen sich hingegen Császár's Blätter für die verunglückten Arader. Den 16. Februar 1844 wurde die Stadt Arad durch eine außerordentliche Überschwemmung mit gänzlichem Untergange bedroht. — Nach wenigen Tagen wurde der Marktflecken Gyorok durch das Feuer verwüstet, der Fluß Maros verheerte in seinem Laufe noch mehre Orte; die Noth der Stadt und des Komitats Arad war um so größer, als der Schaden meistens die Armen traf, aber auch die Hilfe war nahe. Unter die liebreichen Beiträge menschenfreundlicher Wohlthäter, zählen wir die Arader Unglücksblätter (Aradé Veszlapok), dieses Erzeugniß des Geistes, der die besten Schriftsteller Ungarns beseelt und wovon in diesem Album eine Blumenlese gegeben ist. Ja, das Buch enthält wirklich einen Reichthum an geistigem Werthe. Die Ausstattung ist so geschmackvoll, so elegant, daß das Buch überall Eingang fand, und oft ein Schlüssel zu des Reichen Kassa wurde, der die Hülfe für die Unglücklichen entquoll.

Unter den Illustrationen verdient die charakteristische Darstellung einer Zigeunerfamilie, von dem vaterländischen Maler Barabás eben so musterhaft entworfen, als von dem in Pest lebenden Holzschneider Riedel ausgeführt, rühmliche Erwähnung.

Größere Aufsätze zählen wir folgende: Das Bild der Sündflut; die letzten Briefe von Jacopo Ortis; Benita eine Erzählung; der Rekrut, Etoile-Sombre, eine Novelle; Ährenlese aus Klopstock's Messias; es lebe die Gleichheit, ein Lustspiel; der holländische Weg; die Tugend und die Sünde, Novelle; einige Stellen aus dem Drama „Czilley und Hunyady;“ ein Zwerg, aus dem Roman „Don Garcia;“ die Freude und der Kummer; die Kaiserin Eudoxia, eine Lebensbeschreibung; aus dem Tagebuche eines pensionirten Soldaten; der Ballager Teich; der Gemal und die Frau; die Unterhändler; die Theilnahme; das Wanderleben; der König Mathias; die Volkserziehung u. s. f. Gleich den größten Staatsmännern ergreifen die Verfasser die Masse, indem sie im Kampfe gegen ein mächtiges Element, an ihre Ohnmacht erinnert, gelenkiger wird. Sie scheinen nach dem Grundsatze gearbeitet zu haben: Den Menschen kann nichts mehr aufrichten, als wenn er bei dem Verluste zeitlicher Güter, auf seine höhere, innere Würde aufmerksam gemacht wird.

Endlich ist noch die Vielseitigkeit Császár's zu bemerken, welcher in neuester Zeit einen vielgesuchten Kommentar über das ungarische Wechselrecht edirte. P. S.

*) ?!?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 7. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 68.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M. wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Melion: Die Temperatur der Heilquellen im Winter. — Hammer-Purgstall: Orientalische Literatur. II. Artikel. (Schluß.) — Kremp'l's Windische Geschichte der Steiermark. — Aus Zeitschriften. (Fortsetzung.)

Ueber die Temperatur der Heilquellen im Winter.

Von Med. Dr. J. B. **Melion** in Freudenthal.

Im Allgemeinen behaupten Heilquellen im Winter nur in seltneren Fällen eine sich gleich bleibende Temperatur, gewöhnlich sinkt sie um einen oder etliche Grade, bei einigen Quellen selbst bis unter den Gefrierpunkt. Deswegen findet man auch in Monografien über Heilquellen nicht selten die Eigenthümlichkeit einer Heilquelle, daß sie im Winter nicht zufriere, vorzugsweise hervorgehoben.

Bei Thermalquellen ist das Fallen der Temperatur im Winter, selbst bei anhaltend strenger Kälte weniger merklich, als bei kalten Quellen. Von mehren Thermalquellen ist es sogar erwiesen, daß sie ihre eigenthümliche Temperatur bei den verschiedensten Wärmegraden der Atmosfäre behaupten; dies gilt namentlich von den Thermalquellen zu Karlsbad, Plombieres u. m. a. Die warmen Quellen von **Bagnères de Bigorre** zeigten nach **Darquier** und **Ganderax** selbst nach 65 Jahren die zuvor beobachtete Temperatur (**Recherches sur les propriétés physiques, chimiques et médicinales des eaux minérales de Bagnères de Bigorre par Ch. Ganderax. Paris** 1827. p. 151). Bei kalten Mineralquellen beobachtete indeß Verf. im Winter ein bedeutendes Sinken der Temperatur. — Es frägt sich hier vor Allem: In wiefern hängt die Temperaturverminderung der kalten Mineralquellen mit dem Fallen der atmosfärischen Temperatur zusammen? Schon eine einfache Beobachtung der Temperatur der Heilquellen zu jener der Atmosfäre zeigt, daß die Wärmegrade dieser und jener in keinem gleichen Verhältnisse stehen. Würde die Temperatur der Heilquellen eben so rasch, wie die der sie umgebenden Atmosfäre fallen, so würden die meisten kalten Mineralquellen im Winter zufrieren; und doch sehen wir das Gegentheil. Die meisten Sauerbrunnen haben + 8° R. Temperatur, viele 6° R., einige noch weniger. Bei diesen wäre nur ein Fallen der atmosfärischen Temperatur unter den Gefrierpunkt nothwendig, um sie an der Oberfläche zum Starren zu bringen, wenn die atmosfärische Temperatur, sobald sie unter den einem Mineralwasser gewöhnlichen Wärmegrad gekommen wäre, einen solchen Einfluß auf die Mineralquelle übte, daß jetzt ihre Temperatur gleichmäßig mit jener der Atmosfäre sich verminderte. Würden nicht gewisse, den Heilquellen inwohnende Kräfte vorhanden sein, welche diesen eine eigenthümliche Temperatur behaupten, so müßten sie gleich andern gewöhnlichen Quellen an der Oberfläche bei größeren Kältegraden zufrieren, was denn doch bei Mineralwässern nur höchst selten der Fall ist. Es kann demnach das Verhältniß der eigenthümlichen Temperatur der Mineralquellen zu jener der Atmosfäre nur ein indirektes sein. Daß die Kräfte, wodurch ein Mineralwasser seine Temperatur mehr oder weniger gegen die äußere Atmosfäre behauptet, großen Theils in seinen Mischungsbestandtheilen zu suchen seien, liegt so nahe, daß es nicht Noth thut, darüber weitläufig auszuholen. Um sich gegen Mißverständnisse sicher zu stellen, sei bemerkt, daß hier nur das beziehungsweise Verhalten der kalten Mineralquellen zur Atmosfäre einer nähern Beleuchtung gewürdigt wird. Verf. wählte zur Untersuchung des Verhaltens der den kalten Mineralwassern eigenthümlichen Temperatur zu den Wärmegraden der Atmosfäre vorzugsweise Sauerbrunnen, da diese in fast allen Provinzen unserer Monarchie vorkommen, die Versuche von Andern leicht wiederholt werden können, und die ihm in seinem Berufe, als praktischem Arzte, freien Stunden den in seiner Provinz in Fülle vorkommenden Sauerbrunnen aus Vorliebe für das Heiquellenstudium gewidmet hatte. Unter allen Bestandtheilen, welche auf den medizinischen Werth der Sauerbrunnen den meisten Einfluß üben, ist der Gehalt an freier Kohlensäure der wichtigste. Aber auch in Hinsicht auf die den Sauerbrunnen eigenthümliche Temperatur glaubte man den Gehalt an Kohlensäure vorzugsweise berücksichtigen zu müssen, indem man beobachtet haben will, daß die Mehrzahl der Säuerlinge, die sich durch einen größern Gehalt an Kohlensäure auszeichnen, auch eine verhältnißmäßig höhere Temperatur besitzen, während den an kohlensaurem Gase ärmeren Säuerlingen eine niedrigere Temperatur eigen sei. Aus einer Zusammenstellung aller Heilquellen Österreichs, deren Gehalt an freier Kohlensäure in 16 Unzen die Menge von 20 Kub.-Zoll übersteigt und deren Temperatur bekannt ist, ergibt sich jedoch, daß an freier Kohlensäure reiche Mineralquellen im Allgemeinen eine niedrige Temperatur besitzen.

So enthalten:

				Kohlensaures Gas	Eigenthüml. Temp.
Die Mineralquelle ...	zu	Karlsbrunn...	nach Scholz	58,300 K. Z.	+ 6° R.
» » ...	»	Rohitsch	» Süß	58,000 »	+ 10.25° »
» » ...	»	Borzczék.....	» Pataki	56,270 »	+ 8° »
» » ...	»	Szaldobos ...	» Pataki	53,000 »	+ 9.5° »
» » ...	»	Jakobfalva ...	» Pataki	48,000 »	+ 9° »
» » ...	»	Dombhát	» Pataki	46,000 »	+ 10° »
» » ...	»	Kryniça	» Schultes	45,300 »	+ 7° »
» Maximiliansquelle	»	Karlsbrunn...	» Meißner	44,930 »	+ 6° »
» Mineralquelle ...	»	Bodok	» Pataki	44,800 »	+ 10° »
» » ...	»	Bojan.....	» Pataki	44,800 »	+ 9° »
» » ...	»	Arapatak.....	» Pataki	41,600 »	+ 9° »
» » ...	»	Szent-György	» Pataki	40,960 »	+ 11° »
Der Franzenbrunnen..	»	Franzensbad..	» Trommsdorf	40,850 »	+ 9.3° »
Die Mineralquelle ...	»	Stoika	» Pataki	40,000 »	+ 10° »
Eine » ...	»	Parád.....	» Meißner	38,700 »	+ 8.5° »
Die Mineralquellen ..	»	Füred	» Sigmund	38,400 »	+ 9.5° »
Der Josefsbrunnen ...	»	Szczawnica...	» v. Toroslewicz	36,160 »	+ 8° »
Die Konstantinsquelle.	»	Gleichenberg..	» A. Schrötter	35,587 »	+ 13° »
Der Stefansbrunnen..	»	Szczawnica...	» v. Toroslewicz	34,360 »	+ 7° »
Die Josefsquelle	»	Bilin	» Steinmann	33 380 »	+ 9.5° »
Die Mineralquelle ...	»	Tiszolcz.....	» Marikovszky	32,000 »	+ 10° »
» » ...	»	Olahfálu	» Pataki	32,000 »	+ 9° »
» » ...	»	Bor-Völgy ..	» Pataki	30,720 »	+ 8° »
» » ...	»	Kéménd	» Pataki	28,800 »	+ 11.5° »
» » ...	»	Korond	» Pataki	25,600 »	+ 10° »
» » ...	»	Borsáros	» Pataki	25,600 »	+ 10° »
» » ...	»	Bal-Ursului..	» Pataki	23,040 »	+ 7.5° »
» Trinkquelle	»	Liebwerda....	» Reuß	23 040 »	+ 8° »
» Säuerlinge	»	Vetzel	» Pataki	22,400 »	+ 13° »

Die Säuerlinge des schlesischen Sudeten-Gesenkes, unter denen die zu Karlsbrunn obenan stehen, haben fast sämmtlich einen mehr weniger bedeutenden Gehalt an freier Kohlensäure und eine Temperatur von 5° bis 6° R. Es wird zugleich aus der tabellarischen Anordnung des Gasgehaltes und der eigenthümlichen Temperatur der Heilquellen ersichtlich, daß, so bedeutend auch der Einfluß sein mag, welchen die freie Kohlensäure auf die Temperatur der Heilquellen übt, denn doch noch andere Umstände auf den Wärmegrad bestimmend einwirken müssen, da man bei den an Kohlensäure so reichen Heilquellen von **Borzczék**, Karlsbrunn und **Kryniça** eine Temperatur von nur 6 bis 7° R., bei dem ungleich geringeren Kohlensäuregehalt des Säuerlings von Vetzel und der Konstantinsquelle zu Gleichenberg 12 bis 13° R. Temperatur findet. Es ist demnach erwiesen, daß der größere oder geringere Gehalt an Kohlensäure für sich allein die Temperatur einer kalten Quelle nicht bestimmen könne. Aber nichts destoweniger übt die freie Kohlensäure auf die Behauptung der eigenthümlichen Temperatur einer Heilquelle einen beachtenswerthen Einfluß, und ihr mag es zuzuschreiben sein, daß Säuerlinge so selten zufrieren. Wir finden die Eigenthümlichkeit der freien Kohlensäure, das Einfrieren der Flüssigkeiten, in denen sie in größerer Menge enthalten ist, zu hindern, nicht nur in den Mineralwässern, sondern auch in der großen Anzahl der geistigen Getränke. Dieses so wie mehre andre Ähnlichkeiten der Säuerlinge mit den Eigenschaften des Weins, gaben Veranlassung, auf die Analogie der Mischungsverhältnisse des Weines und der Mineralquellen aufmerksam zu machen (Pamphilus Herilacus, Conrad Gesner, Hufeland, Kölreuter). E. Osann vergleicht die Säuerlinge und flüchtigen Eisenwasser geradezu mit dem nicht ausgegohrnen, in seiner Gährung unterdrückten Weine (E. Osann, fysikalisch-medizinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas. Th. I. S. 45), und bemerkt „daß die Qualität des Weines zunächst bedingt wird durch *sein geistiges Prinzip*, den Weingeist und die Kohlensäure, — die der Mineralquellen durch ihren analogen Gehalt an flüchtigen Bestandtheilen." So wie schwächere Weinsorten leichter einfrieren als stärkere, so verhält es sich auch mit den an Kohlensäuregehalt reicheren und ärmeren Säuerlingen. Die an freier Kohlensäure ärmeren Säuerlinge frieren an der Oberfläche bei stärkeren Kältegraden ein, während an Kohlensäure reichere Quellen dem Zufrieren widerstehen.

Ein zweiter Einfluß der Kohlensäure macht sich bei der Temperaturbehauptung der Mineralquellen im Winter durch ihre innige Bindung an das Wasser bemerkbar, und ist als eine Hauptursache einer sich gleich bleibenden Temperatur der Mineralquellen zu betrachten. Daß es der Gehalt der Mineralwässer an flüchtigen Bestandtheilen ist, namentlich an kohlensaurem Gase, durch welche sie eine größere Beständigkeit ihrer Temperatur und ein Vorwiegen derselben gegen die atmosfärische behaupten, ist evident, weil man bei andern Quellen, die einen größeren Gehalt an mineralischen Bestandtheilen in sich schließen, ohne in die Klasse der Mineralwasser gezählt werden zu können, unter übrigens gleichen Verhältnissen ein ungleich größeres Schwanken in der Temperatur antrifft, und gewöhnliche Quellen, auch wenn sie in der Nähe von Mineralquellen vorkommen, eine bedeutende Temperaturdifferenz gegen Mineralquellen darbieten. So behauptet Leop. v. Buch noch kein Sauerwasser gefunden zu haben, dessen Temperatur die der fließenden reinen Quellen übertroffen hätte, und versichert auf Canaria zwischen gewöhnlichen und sauren nahe bei einander entspringenden Quellen beinahe einen Unterschied von + 4° R. in der Temperatur gefunden zu haben

(Leop. v. Buch, physikalische Beschreibung der canarischen Inseln. 1826. S. 88). — Für die Annahme, daß ein festeres Gebundensein der freien Kohlensäure an das Wasser zur Behauptung der Temperatur einer Mineralquelle wesentlich beitrage, spricht auch die Erfahrung. Mineralquellen, die sich durch einen beträchtlichen Gehalt an Kohlensäure auszeichnen, aber bei denen diese weniger fest an das Wasser gebunden ist, werden nach Entweichung derselben leichter eine Temperaturveränderung erleiden, als jene, bei welchen sie inniger an das Wasser gefesselt ist. Man kann demnach schon aus dem Umstande, ob ein Mineralwasser im Winter zufriert oder nicht, bedingungsweise ein lockeres oder festeres Gebundensein der Kohlensäure an das Sauerwasser in vorhinein bestimmen. Eine andere Folgerung, welche sich daraus ergibt, ist, daß Heilquellen, die an der Oberfläche zufrieren, da sie doch früher der strengsten Kälte trotzten, eine wesentliche Veränderung in Beziehung ihres Kohlensäuregehaltes, und deren Bindung an das Wasser erlitten haben mußten. —

Indem es nur wenige Heilquellen gibt, die unter + 6° R. Temperatur zeigen, so kann man im Allgemeinen ein Sinken der eigenthümlichen Temperatur der Mineralquellen von wenigstens 6° R. annehmen, wenn man sie in ihrem Bassin zugefroren findet. Der größte Theil der Mineralwässer widersteht indeß dem Einfrieren, und zeigt auch bei — 16° R. keine Eiskruste. Und so wie man in der Regel durchaus kein stetiges progressives Sinken der Temperatur der Heilquellen mit jener der Atmosfäre beobachtet, so zeigen auch die Säuerlinge bei den verschiedensten Temperaturgraden der Atmosfäre eine nur um wenige Grade wechselnde Temperatur, woraus die weitere Folgerung von selbst hervorgeht: daß das Steigen oder Fallen ihrer Temperatur nicht allein von dem Wechsel der äußern Temperatur, sondern von noch vielen andern Einflüssen abhänge, welche auf chemisch-dynamische Weise die einem Säuerlinge eigenthümliche Temperatur modifiziren. Eine Untersuchung mehrer Mineralquellen an milden und strengen Wintertagen verschafften dem Verf. die Überzeugung, daß der Einfluß der atmosfärischen Temperatur zu hoch angeschlagen würde, wollte man blos von einem niedrigen Temperaturgrade derselben, das Sinken der eigenthümlichen Temperatur der Mineralquellen ableiten. Es müßten, wenn der alleinige Temperatur-Einfluß der Atmosfäre so vollwichtig wäre, Mineralquellen, welche im Sommer eine gleiche Temperatur zeigen, im Winter bei gleichen Kältegraden zufrieren, dem widerspricht die Thatsache, daß unweit von einander entspringende Heilquellen zu Karlsbrunn, die im Sommer + 6° R. Temperatur zeigen, im Winter verschiedene Wärmegrade darbieten, so daß sie unter einander von 2° bis 4° R. variren.

Ähnliche Resultate ergab eine Temperaturuntersuchung der Mineralquellen zu Wiese, Seifersdorf und Lichten, die im Winter bei gleicher Temperatur der Atmosfäre verschiedene Wärmegrade zeigten, wiewohl sie im Sommer nur wenig in Hinsicht ihrer Temperatur differiren. Da Mineralquellen, die im Sommer und selbst im Frühlinge und Herbst dieselbe Temperatur behaupten, im Winter eine mehr weniger beträchtliche Temperaturverminderung erleiden können, so ist es nothwendig, bei der Bestimmung der Temperatur einer Heilquelle zugleich die der Atmosfäre anzugeben. Wenn mehre Schriftsteller eine verschiedene Temperatur von derselben Quelle angeben, so liegt der Grund wohl nur darin, daß sie dieselbe bei einer verschiedenen Temperatur der Atmosfäre angaben, da es nicht leicht anzunehmen ist, daß man sich zur Bestimmung der Temperatur unrichtiger Thermometer bediente, oder die Zeit nicht abwartete, bis die Queckſilbersäule stehen geblieben. Daß auch E. Osann den Einfluß der atmosfärischen Temperatur auf die der Mineralquellen unter gewissen Einschränkungen anerkenne, ergibt sich unter andern aus seiner Bemerkung über die Temperatur des Mineralwassers der Badeanstalt zu Hof-Gastein (E. Osann a. a. O. Th. II. S. 165), wo er gegen Eble's Angabe der Temperatur von 26—29° R. ausdrücklich bemerkt, das Wasser an einem sehr kalten Morgen (Sept. 1832) von 27° R. gefunden zu haben. Heißt es also, daß eine Heilquelle unter allen Umständen in verschiedenen Jahres- und Tageszeiten eine gleiche Temperatur behaupte, so mag man wohl nicht überall der strengen Wintermonate gedacht haben.

Wenn oben von dem großen Antheil der an das Wasser gebundenen freien Kohlensäure bei der Behauptung der den Mineralwässern eigenthümlichen Temperatur die Rede war, so ist damit keineswegs gemeint, daß die Kohlensäure, welche in Form von größern oder kleinern Gasblasen eine Mineralquelle durchströmt, ohne Einfluß auf die Temperatur der Mineralquellen im Winter sei. Wäre auch kein Grund anzunehmen, daß bei dem Durchströmen der Kohlensäure durch die Wasserschichte, ein Theil sich mit dem Wasser mechanisch vermenge, so ist schon die durch das Aufsteigen der Gasblasen verursachte Bewegung des Wasserspiegels ein mitwirkendes Moment zur längern Behauptung der den Mineralwässern eigenthümlichen Temperatur gegen die der Atmosfäre, da man stehende Wasser in der Regel schneller zufrieren sieht, als solche, die in steter Bewegung sind. Ist auch die durch das Aufsteigen der Gasblasen verursachte Bewegung bei mehren Quellen unbedeutend, so ist sie dagegen in andern desto lebhafter und stürmischer. Einen Beleg für den Antheil der durchströmenden Kohlensäure an der Temperaturbehauptung der kalten Mineralquellen liefert der Eisensäuerling zu Seifersdorf. Während die Quelle im Bassin selbst bei einer geringen Gasentwicklung nicht einfriert, findet man das Mineralwasser im Reservbassin, wohin es durch Röhren geleitet wird, bei niedrigen Temperaturgraden und mangelndem Zufluß an der Oberfläche zugefroren. Der Einfluß der stärkern oder geringern Gasentwicklung auf die Temperatur der Heilquellen im Winter machte sich dem Verf. noch in einer andern Beziehung geltend, als ihn das Zufrieren einiger Mineralquellen bewog, die Temperatur der Quelle unter dem Wasserspiegel mit jener am Boden des Bassins zu vergleichen. Es ergab sich, daß je stärker die Gasentwicklung im Bassin eines Sauerbrunnen Statt findet, desto geringer die Differenz der Temperatur zwischen jener der Oberfläche und jener der tiefern Wasserschichte sei, und umgekehrt. Hat man auch bisher eine Verschiedenheit der Temperatur von ein und demselben Mineralwasser angegeben, so bezog sich diese auf Quelle und Reservbassin, und der Unterschied zwischen der Temperatur der Oberfläche und der Tiefe scheint bisher von den Balneologen übersehen zu sein. Bei der festeren Temperaturbehauptung der Mineralquellen gegen die erhöhte als verminderte atmosfärische Temperatur, und

ber mehrentheils in den Sommermonaten unternommenen Temperaturbestimmung der Quellen ohne Rücksicht auf den Zustand der Quellen im Winter, konnte die Differenz zwischen der Temperatur der Oberfläche und jener der Tiefe um so leichter übergangen werden. Wiewohl sich diese selbst im Winter nicht an allen nachweisen läßt, so ist sie denn doch bei mehrern so auffallend, daß sie als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Heilquellen zu betrachten ist. —

Wie viel bei der Behauptung einer höhern Temperatur einer Mineralquelle im Winter, auf die Tiefe des Bassins ankomme, ist ein nicht zu übersehender Nebenumstand. Da bei einer Temperatur der Atmosfäre unter dem Gefrierpunkte die Temperatur am Boden des Bassins höher als am Wasserspiegel ist, und bei einem größeren Kältegrad der Wasserspiegel eine bedeutendere Beeinträchtigung seiner Temperatur erleidet, als die tieferen Wasserschichten, so kann es nicht befremden, wenn im Winter bei tieferen Kältegraden die Differenz der Temperatur zwischen dem Wasserspiegel und dem Boden des Bassins bei höherem Wasserstande größer sei, als bei einer niedrigeren Wassersäule.

Doch alle diese auf die Temperatur der Heilquellen im Winter einflußreichen Momente erleiden durch mehre andere Umstände wieder mannigfaltige Modifikationen. Die freie oder geschützte Lage einer Quelle, der Mangel oder das Vorhandensein eines Schutzes durch einen Pavillon, die Zuströmung eines reinen Mineralwassers oder der Zufluß gewöhnlichen Quell- oder Flußwassers haben auf die Temperatur der Heilquellen im Winter gewiß keinen unzubeachtenden Einfluß, und den letztern Übelständen ist zweifelsohne das Zufrieren so mancher Mineralquellen zuzuschreiben. Zur Bekräftigung obiger Ansichten und Thatsachen diene nachstehende tabellarische Übersicht über die Temperatur mehrer Mineralquellen im Winter, mit Angabe der auf ihre mehr weniger niedrige Temperatur einwirkenden Einflüsse und Umstände.

Name der Quelle	Eigenth. Temp. nach R. unter dem Wasserspiegel	Eigenth. Temp. nach R. am Boden des Bassins	Temperatur der Atmosfäre nach R.	Gehalt an freier Kohlensäure *)	Gasentwicklung	Höhe des Wasserstandes **)	Schutz	Zufluß gewöhnlichen Wassers
Die Mineralquelle am Filosofengange zu Karlsbrunn	+ 2°	+ 2°	— 6°	37.96 K. Z.	gering	niedrig	Nadelgehölze	keiner
Karlsquelle zu Karlsbrunn	+ 3°	+ 4°	— 6°	43.67 »	lebhaft	1′ 6″	»	»
Antonsquelle zu Karlsbrunn	+ 3°	+ 3.5°	— 6°	34.67 »	stürmisch	2′ 4′	»	»
Maximiliansquelle zu Karlsbrunn (zugefroren)	+ 1°	+ 2°	— 6°	44 2 »	sehr selten	2′	Pavillon	»
Mineralquelle zu Ludwigsthal nächst der Brücke	+ 2°	+ 2°	— 1°	gering	»	1′ 6″	keiner	bei Überschwemmungen durch das Oppaflußbett
Obere Mineralquelle zu Wiese	+ 2°	+ 2°	+ 1°	»	selten	1′ 6″	»	keiner
Untere Mineralquelle zu Wiese	+ 5°	+ 5°	+ 2°	bedeutend	»	2′	niedrige Überdeckung	»
Mineralquelle zu Seifersdorf	+ 4°	+ 4.5°	+ 1°	»	»	2′ 4′	keiner	zweifelhaft
Mineralquelle zu Lichten	+ 2.4	+ 2 6	+ 1°	gering	»	2′	»	durch die Mora
Mineralquelle zu Neurode (eingefroren)	0°	+ 1.5°	— 10°	»	sehr selten	1′ 6″	»	»
Obere Mineralquelle zu Raase ***) (eingefroren)	0°	+ 1°	— 11°	—	—	1′ 2″	»	»

*) Die definitive Angabe ist in 16 Unzen nach einer im J. 1828 vom Prof. Meißner unternommenen Analyse.

**) Die Wasserhöhe ist mit Ausnahme der Antonsquelle bei allen übrigen im Sommer größer.

***) Die Quelle war von der Mora überschwemmt und mit Eismassen umgeben.

Übersicht des in den Druckereien von Konstantinopel und Kairo seit ihrer Gründung bis Ende des Jahres 1843 erschienenen halben Tausend von Werken nach ihren Fächern.

(Schluß.)

Wir gehen nun zur eigentlichen Theologie über, welche in die Fächer der Koranskunde, der Dogmatik, der Überlieferung, der Liturgie und der Mystik zerfällt.

XLIV. Die Koranskunde.

Hierüber ist zu Konstantinopel das einzige schon oben bei den Sprachwissenschaften erwähnte Werk Mohammed el-Birgeli's, nämlich die türkische Uebersetzung seiner Dürri jektim, d. i. einzigen Perle (148), im Jahre 1837 erschienen; zu Kairo (190) der große Kommentar des Korans von Ismail Hakki, gedruckt im Jahre 1840.

XLV. Ueberlieferungskunde.

(147) Der Kommentar der von Scheich Ismail Hakki gesammelten vierzig Ueberlieferungen, gedruckt zu Konstantinopel 1837; (192) die Juwelenschnur, gedruckt zu Konstantinopel 1841, d. i. die Sammlung der Sprüche Ali's. Hieher kann auch der zu Bulak im Jahre 1839 über die Personsbeschreibung des Proseten erschienene Kommentar (163) gerechnet werden.

XLVI. Dogmatik.

Unter allen Werken, welche den Titel Akaid, d. i. Dogmen oder Glaubensartikel führen, sind die berühmtesten die Nesefi's, die Grundlage der von Mouradjea d'Ohsson bearbeiteten osmanischen Dogmatik, dieselben erschienen erst jüngst im Jahre 1844 zu Konstantinopel (223) mit dem Kommentare Saad Teftasani's und den Randglossen Chialis, aber schon im Jahre 1820 erschienen eben

da (64) die Anhängsel Sialkuti's zu den Glossen Chiali's über den Kommentar Teftasani's der Dogmen Nesefi's; eine zweite Ausgabe davon (186) erschien im Jahre 1841. Ein älterer Verfasser von Randglossen zum Kommentare Chiali's ist der schon oben unter den filologischen Wissenschaften genannte Oßameddin, dessen Randglossen (106) im Jahre 1833 zu Konstantinopel erschienen. Nach den Dogmen Nesefi's sind die berühmtesten die Aadhadeddin's, welche der große persische Rechtsgelehrte Dschelaleddin ed-Dewani kommentirte; zu diesem Kommentar verfertigte der osmanische Rechtsgelehrte el-Kelenbewi Randglossen (58), gedruckt zu Konstantinopel im Jahre 1818. Andere dogmatische Werke, welche das ganze Glaubenssystem des Islams umfassen, sind (45): die Zahlperlen der Vortheile in der Erklärung der Glaubensartikel von Ahmed B. Mohammed Emin, gedruckt zu Konstantinopel im Jahre 1804, eine zweite Auflage davon im Jahre 1808, und eben da im selben Jahre (44) die trefflichen Juwelen die Ahmedischen in der Erklärung der Ermahnung der Mohammedischen; eine zweite Auflage davon im Jahre 1813. Vom osmanischen Canisius, dem als Filologen und Rechtsgelehrten gleich großen Mohammed Birgeli, bestehen drei Grundwerke osmanischer Dogmatik, nämlich a) das Risale Dogmatik, b) das Waßijetname, d. i. das Buch der Ermahnung und c) das Tharikatname, d. i. das Buch des Pfades; das zweite (167), gedruckt zu Konstantinopel mit dem Kommentare Kasisade's, im Jahre 1839, das dritte (168) im folgenden Jahre gedruckt. Der türkischen Uebersetzung des großen didaktischen Gedichtes Mohammedje, welches die ganze Lehre des Islams umfaßt, ist schon oben bei den Gedichten Erwähnung gestehen; der Kommentar Ismail Hakki's darüber (191), gedruckt zu Bulak 1840. Die wichtigsten Entscheidungen der hanefitischen Imame nach ihrem Ritus, enthält das kleine Werk (86) Dürri jekta*), d. i. die einzige Perle, gedruckt zu Konstantinopel 1827, in einer zweiten Auflage eben da im Jahre 1842, nachgedruckt zu Bulak im Jahre 1830, und (119) in einer zweiten Ausgabe im Jahre 1837. Außer dem Waßijetname und Tharikatname hinterließ Birgeli, wie eben gesagt worden, das Risalei Birgeli, der eigentliche türkische Katechismus (43), gedruckt zu Konstantinopel im Jahre 1803; ein Auszug aus diesem Katechismus Birgeli's (66), im Jahre 1822; der Katechismus des Birgeli zu Kairo (195), gedruckt im Jahre 1841 mit einem Kommentar; außerdem im Jahre 1838 (145) ein arabischer Katechismus in Fragen und Antworten. Zu Konstantinopel aber das folgende halbe Dutzend kleiner dogmatischer Werke für den Schulunterricht, nebst dem oben erwähnten Auszuge aus dem Katechismus des Birgeli, gedruckt im Jahre 1822; (131) Ilmi hal, die Anfangsgründe des Islams und die Wissenschaft der Pflichtenlehre, gedruckt im Jahre 1837, eine zweite Auflage davon im Jahre 1839 und zu Kairo (176) im Jahre 1840; ein Kommentar desselben Werkes (225) im Jahre 1844; das ausführlichste Werk über die Ilmi hal, d. i. die Religionswissenschaft im engsten Sinne ist (174): das Buch der Anrede von Ismail Hakki, gedruckt im Jahre 1840; (232) im Jahre 1844 ein anderer Kommentar; der Kommentar der schweren Sünden von Ismail Hakki (182), gedruckt im Jahre 1841; (54) Fardh, d. i. wesentliche Pflichten jedes Moslims (206) eine kleine dogmatische Abhandlung, gedruckt im Jahre 1842 von Kaßabdschisade (205), die dogmatische Kaßidet Chifr's des Lehrers Mohammed II., arabisch und türkisch, gedruckt im Jahre 1842; endlich (124) das Bruderfest der Beschneidung, eine Sammlung der Ueberlieferungen und Gebote, welche sich blos auf die Beschneidung beziehen.

*) Heißt auf persisch dasselbe wie auf arabisch, jetim.

XLVII. Liturgie.

Die Gebete des Islams sind erstens das fünfmal des Tages vorgeschriebene ßalawet, zweitens die Anwünschungen über den Propheten ßalawat und teslimat, welche auch Ewrad genannt werden. Ueber die Bedingungen der gesetzmäßigen Verrichtung des fünfmaligen Gebetes erschien (47), im Jahre 1804 eine kleine Schrift von 32 Seiten Duodez; (166) der Kommentar der Gebete Meschischije, d. i. eines vom Sohne des Scheich's Schedeli (des Entdeckers des Kaffeh) geübten Gebetes; (231) der Kommentar der gewöhnlichen Anwünschungen von Mustakimsadr, im Jahre 1844. Das berühmteste Werk, welches alle Anwünschungen über den Profeten gesammelt, ist das Suleiman B. Ebnbekr el-Dschesuli's, welches den Titel Delaili chairat, d. i. die Wegweiser zum Guten, führt, der türkische Kommentar darüber von Daudsade, ein dickleibiger Quartband von 995 Seiten, erschien zu Konstantinopel im Jahre 1838. Eine der berühmtesten Sammlungen von Gebeten des Imam Kjaschghari, Wunsch des Betenden (Munijetol-moßelli), wozu Ibrahim von Haleb einen Ghunijet-ol motemelli, d. i. Genügsamkeit des Wünschenden betitelten Kommentar schrieb; dieser (72) erschien zu Konstantinopel 1824, türkisch mit dem eingeschalteten arabischen Texte. (90) Randglossen zu diesem Kommentare erschienen im Jahre 1828 in zwei Bänden, mit der fortlaufenden Zahl von 844 Seiten, unter dem Titel Hollijeton-nadschi, d. i. der Schmuck des sich Rettenden, und eine zweite Ausgabe davon in einem Bande von 562 Seiten, im Jahre 1325, nachgedruckt zu Kairo (117), im Jahre 1836. Zu den Gebeten gehört auch die Litanei der hundert Namen Gottes, deren Kommentar (200) zu Konstantinopel im Jahre 1842 gedruckt erschien*).

*) Nach Ascher's Katalog (106) wäre dieses Buch auch zu Kairo erschienen.

XLVIII. Mystik.

(66) Die Tropfen des Lebensquells, nachgedr. zu Kairo (201) i. J. 1841, erschien zu Konstantinopel i. J. 1821; (127) der türkische Kommentar einer mystischen Kaßidet des Dichters Iß met von Bochara, gedruckt im Jahre 1837; (139) die Chalilische Abhandlung Ismael Hakkis, gedruckt im Jahre 1840; (170) der Kommentar der zehn Grundfesten der Aszetik des Scheich Redschmeddin el-Kobra, in's Türkische übersetzt von Ismail Hakki, gedruckt im Jahre 1840; (165) die vierzig Fragen Molla Firaki's, d. i. die dem Profeten von einem gelehrten Juden vorgelegten vierzig Fragen mit der Antwort des Profeten, gedruckt im Jahre 1840, können auch der Ueberlieferungskunde beigezählt

werden; (215) eine Abhandlung über die Formel Bismillah, d. i. im Namen Gottes, gedruckt zu Konstantinopel im Jahre 1843; (226) die Abhandlung der Nackschbende, welche die Obeidische heißt, gedruckt im Jahre 1844; (227) eine Abhandlung über die Kunstausdrücke der Sofis, gedruckt im Jahre 1844. Zu Kairo erschien das folgende halbe Dutzend mystischer Werke, wovon drei große und drei kleine: zuerst (137) ein Kommentar des Foßuß, d. i. des Grundwerkes aller moslemischen Mystik von Mohjieddin el-Arabi *), der Titel ist keineswegs, wie denselben Bianchi angibt, Kitabi Foßuß, sondern Tedschelliat aarais en-noßuß fil hikemil-foßuß, von Ebubeker B. Ali dem Bosnier; (144) der Garten der Glücklichen, gedruckt im Jahre 1838, die türkische Uebersetzung des bekannten Werkes Husein des Predigers, welches, weil es biografischen Inhaltes, wie das Reschhat (die Tropfen des Lebensquells) den geschichtlichen Werken beigezählt werden kann; (202) der Pfad der Fakire von Scheich Ismail B. Ahmed aus Angora **). Die drei kleinen Werke sind: (19) ein kleiner mystischer Traktat in Versen, gedruckt im Jahre 1825; (204) die Gabe Selims über die Wissenschaft der Vereinheitung, gedruckt im Jahre 1841 und (98) die sinusische Abhandlung über die Einheit Gottes, arabisch, gedruckt im Jahre 1835.

XLIX. Enzyklopädie.

Von einer Zenturie enzyklopädischer Werke, welche die arabische, persische und türkische Literatur aufzuweisen hat, ist zu Konstantinopel nicht ein einziges erschienen, es sei denn, daß man die oben unter den grammatischen Wissenschaften aufgeführte Wage der Filologie des Scheich Oßameddin dafür gelten lassen wollte, welche die Anfangsgründe von fünf Wissenschaften: Grammatik, Syntax, Topik, Rhetorik und Tropik enthält. Die Druckerei von Kairo hat drei Werke enzyklopädischer Art geliefert, welche der Wichtigkeit ihres Inhaltes willen zum Schlusse dieser Übersicht hier mit größerer Ausführlichkeit besprochen werden; (187) das Schiff Raghibs in allen Wissenschaften, ist das Werk des letzten großen Großwesirs des osmanischen Reiches, des i. J. 1763 als Großwesir gestorbenen Raghibpascha***) eigentlich keine Enzyklopädie, sondern nur eine Sammlung arabischer Abhandlungen über verschiedene Wissenschaften in der Art des Raghaibol-olum, †) welches vierzehn Abhandlungen über eben so viele Wissenschaften enthält, nur mit dem Unterschiede daß diese vierzehn Abhandlungen die Namen verschiedener, in ihrem Fache großer Schriftsteller tragen, und also nur gesammelt sind, während die des Schiffes Raghib alle aus seiner Feder geflossen.

Ganz irrig ist das Wörterbuch wissenschaftlicher Kunstwörter Ebul-baka's, welches zu Kairo in zwei Auflagen (147) i. J. 1838 und (173) i. J. 1840 erschienen ist, von Bianchi als eine wissenschaftliche Enzyklopädie *) aufgeführt, eben so gut könnten die Definitionen Dschordschani's für eine Enzyklopädie gelten. Eher verdient den Namen eines enzyklopädischen Werkes das große türkische Maarifetname, d. i. das Buch der Kenntniß, welches so großen Beifall gefunden, daß dasselbe bisher zu Kairo schon in drei Auflagen erschienen ist; die erste (109) i. J. 1836, ein Foliant von 563 S., die zweite Auflage (175) i. J. 1840 und die dritte (in der Liste Bianchi's noch nicht aufgeführte) zwei Jahre später i. J. 1842. Der Verfasser ist Ibrahim Hakki, nicht zu vermengen mit dem in dieser Übersicht mehrmal genannten Ismail Hakki. Nach dem Ausspruche des Profeten, daß die Wissenschaft zweierlei, die der Körper und die der Geister, zerfällt Hakki's Werk in zwei Hauptheile, deren erster aber nur zwei Wissenschaften, als die den Menschen unumgänglich nothwendigen behandelt, nämlich die Astronomie und Anatomie, der zweite Theil aber nur die Ethik und Mystik umfaßt, die letzte ist die eigentliche Erkenntniß Maarifet, von welcher auch das ganze Werk seinen Titel des Buches der Erkenntniß hat.

Das letzte Werk endlich, die Denkwürdigkeiten der Weisheitssprüche **) in den Klassen der Völker, von Abderrahman Eschref, verfaßt i. J. d. H. 1151 (1738) in sechsunddreißig Denkwürdigkeitstafeln abgetheilt, zu Kairo (120) i. J. 1837 gedruckt, ist eigentlich eine nach den Fächern der arabischen Enzyklopädie eingetheilte Literatur-Geschichte, aber keineswegs, wie es bei Bianchi heißt, eine Biografie und Klassifikation der Völker ***). Die ersten sechs Tafeln handeln ganz kurz von den Wissenschaften und großen Gelehrten der Inder, Perser, Syrer, Hebräer, Griechen und Ägypter; dann folgen die Araber und ihre Dichter vor und nach dem Islam, ihre Filosofen und Ärzte, Redner und Filologen. Mit der zwölften Denkwürdigkeitstafel beginnen die Männer der Gesetzwissenschaften, nämlich die ersten Genossen und Nachfolger des Profeten, die Koransleser die sieben Scheiche Imame Koransleser; die zehn Koransleser und ihre Nachfolger; nun folgen in der 17. Gedächtnißtafel die Grammatiker, in der 18. die Syntaktiker, die 19. die Grammatiker Kufa's, die 20. die Rhetoriker, die 21. die Geschichtsschreiber, die 22. handelt vom Koran, die 23. enthält die gesetzgelehrten Nachfolger des Profeten, die 24. die Stützen und Quellen der Überlieferung, die 25. handelt von den zur Überlieferung gehörigen Wissenschaften, die 26. enthält die Koransausleger, die 27. die Überlieferer, die 28. die Metafysiker (Scholastiker), die 29. die Werke derselben, die 30. die Grundlehre der Rechtswissenschaft, die 31. die großen Rechtsgelehrten, die 32. die Rechtsgelehrten des hanefitischen Ritus, die 33. die Imame, Schüler des Imams Ebu hanife, die 34. die anderen Gesetzgelehrten und Scheiche, Schüler des großen Imams, die 35. die berühmtesten Rechtsgelehrten und ihre Werke, die 36. die Mystiker. Dieses Kompendium arabischer Literaturgeschichte ist eins der schätzbarsten,

*) Ganz falsch steht bei Bianchi: Traité des croyances musulmanes et des sentences du Prophète, par Muhail-eddin.

**) Den Namen Ankarewi, d. i. der von Ankora, verunstaltet Bianchi in Kingharari; die Inhaltsanzeige im Katalog meiner Handschriften Nr. 357.

***) Nicht Rhagib Efendi wie bei Bianchi.

†) Im Kataloge meiner Handschriften Nr. 411.

*) Encyclopédie scientifique.

**) Teskeretol-hikem nicht Teskeretol hukkam, d. i. Denkwürdigkeiten der Herrscher, wie es bei Bianchi heißt, welchen schon der Mangel des Reims zwischen Hukkam und Umem auf die wahre Spur hätte führen sollen.

***) Biographie et classification des peuples.

und verdient bei Weitem den Vorzug vor dem Enusedsch Sadschakli's, nach welchem die Grundzüge der arabischen Enzyklopädie auf osmanischen Schulen gelehret werden. — Aus europäischem Gesichtspunkte betrachtet, sind von dem überblickten halben Tausend der bisher von den Druckereien Konstantinopels und Kairo's zu Tage geförderten Werke nur die in einem halben Dutzend der aufgeführten 49 Fächer erschienenen von großem wissenschaftlichen Belange, nämlich die lexikografischen, grammatischen, rhetorischen und epistolografischen, zur vollkommenen Kenntniß der Sprache und zum Behuf schriftlicher Aufsätze, dann die geografischen und historischen, von den ersten das Dschihannuma und Menasik, von den zweiten die osmanischen Reichsgeschichtsschreiber und die Übersetzungen der großen Universalgeschichten, Mirchuand's und Thaberi's; die dreißig Diwane können nur den entschiedenen Liebhabern türkischer Poesie munden.

Hammer-Purgstall.

Windische Geschichte der Steiermark (dogodiosine stajerske zemle z'posebnim pogledom na Slovence), von Anton Krempl. Gratz bei Ferstl 1845.

Vorliegendes Werk ist ein Ergebniß vieler Studien und Mühen, kostspieliger Korrespondenz, oftmaliger Umarbeitung und fleißiger Sammlungen und desto mehr aller Anerkennung werth, als der würdige Verfasser, entfernt von unserer modernen Literatur, von Tagblättern und derlei Hilfsquellen es schrieb, die meisten Bücher selbst kaufen mußte und jede Anfrage und Verbindung mit Mühen und Kosten verbunden war. Er selbst ist indeß vom Schauplatze seiner Thätigkeit und aus dem Kreise seiner Gemeinde von einem Höhern abberufen worden, zum Schmerze Aller, die ihn näher kannten, zum großen Leidwesen aber besonders der Slowenen, die in ihm den muthigen Vertheidiger ihres Volkes und den unermüdeten Bekämpfer alter Vorurtheile gegen dasselbe erkannten und zu schätzen wußten. *)

Obwohl erst der erste Theil erschienen, so ist bei dem Umstande, als ein ebenfalls tüchtiger und wissenschaftlich gebildeter junger Mann (Joh. Kleischer, Spiritual im Institute der barmherzigen Schwestern zu Gratz) die Korrektur besorgt, durch den Tod des Verf. keine Unterbrechung dieses echt vaterländischen und nationalen Unternehmens zu fürchten.

Der Plan des Ganzen (und nur diesen zu besprechen, sei Aufgabe dieser Zeilen) ist sehr zweckmäßig und im ganzen Werke gleichförmig; der Gebildete und eigentliche Forscher, wie der gemeine Mann und blos Neugierige, der Slowene und der Deutsche werden zufrieden gestellt — ich meine unter Letztern den Filoslowenen, nicht den Germanomanen, welcher dem Windischen Volke jede historische Wichtigkeit und dem Einzelnen jede Fähigkeit abspricht und das Damnatur über vorliegendes Buch längst schon (vor dessen Erscheinen) ausgesprochen hat: Einer wegwerfend, als dürfte ein Slawe sich gar nicht an ein solches Werk wagen, der Andere mit geheimnißvoller Miene auf den Panslawismus aufmerksam machend.

Im vorliegenden ersten Theile zeigt der Verf. noch nirgends die ihm angeschuldete Slawomanie gegen den Deutschen u. dgl., nur gegen den Ungar spricht er sich etwas hart aus, der seit und mit seinen Raubzügen einst die Entwicklung der Volksbildung aufhielt und bekanntlich in neuester Zeit seine Wichtigkeit so hoch anschlägt, daß er, obwohl in der Minderzahl, sich dennoch wieder als Herrn betrachtet.

Bisher sind 4 Abschnitte (und eben so viel Perioden) behandelt, und die Geschichte gest bis 1122 nach Ch. G.; jeder derselben hat acht Abtheilungen, die für sich ein Ganzes bilden; davon behandelt die erste die eigentliche Geschichte, Volk, Herrscher, Begebenheiten; jede zweite den Menschen, dessen Nahrung, Sprache, Kleidung, Gebräuche und Sitten; die dritte Landesbewaffnung, Militärverfassung u. dgl., die vierte Glauben, Priesterschaft und Religionsgebräuche; die fünfte Obrigkeiten, Unterthansverhältniß, Eigenthumsrecht, Besitz, Steuern, Gaben und andere Verpflichtungen; die sechste die Bearbeitung der Erde, das öffentliche und häusliche Leben; jede siebente Gewerbe und Industrie, Handel und Geldverhältnisse, Münze u. dgl., die letzte endlich eigentliche Kulturgeschichte, Bildung, Wissenschaften und Künste, und Erfindungen. Jeder Leser also mag sich sein besonderes oder Lieblingsfach wählen, denn Alles dahin Gehörige ist ausführlich besprochen und sind überall die Quellen angegeben, aus denen der Verf. schöpfte, wobei zu bemerken, daß bei seiner lokalen Abgeschiedenheit solche aufzufinden keine kleine Aufgabe war; diese so wie seine Finanzverhältnisse erlaubten ihm höchstens die Gratzer Zeitung (wollte ich ihm manchmal etwas anders mittheilen, mußte ich meist lang auf eine passende Gelegenheit warten) und nur selten führte ihn eine Reise nach Gratz ins Johanneum, wo er bei dem ebenfalls bescheidenen Wartinger, dem verehrten Nestor unserer vaterländischen Geschichte, auch Anerkennung und immer freundliche Aufnahme fand.

---

*) Anton Krempl ward 1790 in der Gemeinde Pölitschberg (einem anmuthigen Weingebirge) bei Radkersburg geboren, wo sein Vater noch lebt, und mehre seiner Brüder ein in dieser Gegend sehr beliebtes Musik-Chor (die Krempler) bilden. Er studierte zu Marburg und dann zu Gratz, ward 1814 zum Priester geweiht, wo er in St. Peter (seiner Geburtspfarre) außer Radkersburg, das feierliche erste Meßopfer hielt, wurde dann als Kaplan in Allerheiligen, später in Pettau angestellt, wo er die Bekanntschaft Pavodens, eines ausgezeichneten Historikers und fleißigen Sammlers machte, erhielt 1817 die Pfarre St. Lorenzen in den wind. Büchels, wo er schon als Schriftsteller im kathechetischen Fache auftrat und ward 1834 nach Kleinsonntag übersetzt, wo er nun als Vater seiner Gemeinde, Wohlthäter seiner Pfründe, eifriger Kanzelredner und Volkslehrer unermüdet wirkte, bis er am 22. Februar 1844 Nachts, an einer sich in seinen Berufsgeschäften zugezogenen Lungenentzündung, nach kurzem Krankenlager, nach empfangenen Sterbesakramenten und geschehener letzter Willenserklärung, die seine Bücher und Sammlungen der Pfarre selbst zuwandte, starb. — Früher immer einer der ausgezeichnetsten seiner Mitschüler und seines Kreises, war später vorzüglich slawische Literatur und Geschichte sein Studium, ob welchem er mit mehren Notabilitäten seines Stammes in unmittelbare Berührung und schriftliche Verbindung trat. In dieser seiner Muttersprache schrieb er mehre Festreden, Evangelien und Legenden, Gebethbücher u. dgl. Volksschriften; erst 1839 wagte er sich an die vorliegende Geschichte. Im Deutschen erschien außer den wenigen, mit meinen Anmerkungen versehenen Aufsätzen historisch-topografischen Inhalts (in unserm Tagblatte) nichts. Im Umgange war er bis zu näherer Bekanntschaft kalt, im Widerspruche oft derb, immer aber nur dies im Interesse seines Volkes, das an ihm einen warmen Vertreter verloren. Die Erde sei ihm leicht.

Den Schluß jedes Abschnittes bildet ein Gedicht, wo der Verf., der nicht nur selbst poetisches Gefühl verräth, sondern die besondere Tauglichkeit der windischen Sprache zum Reime zeigt, die Hauptmomente der Periode noch einmal hervorhebt und so auch für derlei Leser gesorgt hat; doch werden diese Dichtungen auch gewiß allgemein ansprechen.

Die artistischen Beilagen sind zwar gelungen, allein Porträte haben immer nur relativen Werth und Szenen aus der Geschichte, wie sie der Verf. früher beizugeben beabsichtigte, wären im Allgemeinen zweckmäßiger gewesen.

Krempl wählte zuletzt meist die neuen böhmisch-slawischen Lettern, während hier noch allgemein die deutsch-slawische Schreibweise gilt, was dem Werke in Bezug auf den gemeinen Mann und den Windischen des Cillierkreises Abbruch thut (wie es für Jenen auch der hohe Preis) — aber sonst ist dasselbe schön ausgestattet.

Es mag also dies Büchlein recht fleißig von allen Stammesgenossen im Norden, Osten und Süden gelesen werden, nicht der dadurch vermehrten Anmaßung wegen, wie bereits die allgemeine Zeitung und ein Korrespondent in dem Grenzboten besorgt meinte *), sondern, um unser stilles Alpenland und die Kämpfe seiner Bewohner (Deutscher und Slawen) für das westliche Europa gegen Islam und Barbarei, um auch seine Bemühungen zum allgemeinen Fortschritte bekannt und geltend zu machen. J. C. H.

*) Der schlichte Mann ließ sich's gewiß nicht träumen, daß dies sein Werk (vorerst nur für den Gemeinen bestimmt) in den ersten deutschen Blättern werde besprochen und so vielfach bekämpft werden, wozu freilich auch Leidenschaftlichkeit führte; Krempl war als Slawe natürlich ein Gratzer und lud als eifriger Solcher das Anathema aller Grätzer auf sich (Grund genug unter einer gewissen Klasse der gelehrten Welt zum Krieg und Hasse!), alle andern Faseleien gegen ihn waren lächerliche Anwürfe und Verläumdung.

Aus Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

Naturkunde.

Die Opalgruben im Sároser Komitat. Die Opale kommen in dem oberungarischen Trachyt-Gebirge in unregelmäßigen zertrümmerten Klüften von geringer Erstreckung und mit dem Nebengestein fest verwachsen vor, der edle irisirende Opal fast nie allein, sondern mit dem gemeinen, am gewöhnlichsten mit Milchopal und zwar in der Nähe der Gebirgsoberfläche. Blos auf dem Berge Simonka ist man den Spuren des edlen Opals 6—8 Klafter tief nachgegangen, wo noch schöne irisirende Opale vorkommen. Das Nebengestein derselben in diesem tieferen Mittel ist schwärzlich grauer Grünsteinporfyr, dessen Festigkeit und Farbe gegen die Oberfläche des Gebirgs zu wechseln. Auf dem Berge Libanka geht dieses Gestein sogar in zerreiblichen gelben Thonporfyr und Thon über, in welchen in frühern Zeiten schöne irisirende Opale von geringerer Festigkeit und von splittrigem Bruch gefunden wurden. — Das Vorkommen der edlen Opale beschränkt sich jedoch nicht blos auf die Berge Libanka und Simonka; auch in einem Bache bei der Sovárer Klause trifft man zuweilen auf haselnußgroße Geschiebe; kleinere Stücke desselben werden oft in den Kröpfen der Hühner des Dorfes Vörösvágás, so wie in den Grünsteinporfyrfelsen am Wege von Sovár zur Klause vorgefunden; gemeiner Opal jedoch wird häufig und an mehren Orten des Trachytgebirges, aber ohne Spuren von edlem Opal angetroffen. — Nie sind edle Opale auf metallführenden Gängen, oder auch nur in dem Nebengestein derselben vorgekommen, als große Seltenheit erhielt ich einst derben Schwefelkies (Pyrites ferri) mit einem dünnen Überzug irisirenden Opals. Es wäre daher auch lächerlich die Gewinnung der Opale mit der Gewinnung von Metallen vereinigen zu wollen, noch widersinniger aber den Bergbau auf Metalle der Opale wegen zu hindern oder verbieten zu wollen; denn sollten zufällig durch Metallbergbau edle Opale aufgedeckt werden, was auch durch Windbrüche, Maulwürfe und andre zufällige Ursachen öfters geschieht und auch im vorigen Sommer sich ereignet hat: so kann ja dies der betreffenden Grundherrschaft nur zum Vortheile gereichen, die einen neuen Fundort der Opale kennen lernt, den sie ohne vorausgegangener Mühe und Unkosten entweder gleich oder gelegentlich benützen kann, da ihr das Eigenthumsrecht nach den bestehenden Gesetzen Niemand streitig machen kann. Man braucht also nur den Metallbergbau beaufsichtigen zu lassen, was leider nicht geschieht, um bei zufälliger Auffindung von Opalen den Unterschleifen durch die Hauer vorzubeugen, so wird der Bergbau auf Metalle dem Opalbergbau nie zum Schaden, sondern vielmehr zum Nutzen gereichen. Im Interesse der Grundherrschaften liegt es also das Auffinden der edlen Opale auf alle mögliche Art zu befördern, nachdem man schon die Erfahrung gemacht, daß wegen selteneren Vorkommens der edlen Opale sich einige Zeit hindurch kein Pächter für die Opalgruben finden wollte, und diese durch einige Jahre gar nicht bearbeitet wurden. Dem Vortheile des monopolisirenden Grubenpächters wird es freilich nicht immer entsprechen, wenn außer dem von ihm gepachteten Terrain edle Opale gefunden werden.

Gegenwärtig sind gegen 100 Menschen mit der Gewinnung der Opale beschäftigt. Aus alten, im Kaschauer Stadtarchiv aufbewahrten Schriften ist zu ersehen, daß im 15. Jahrhundert in dem Vörösvagáser Terrain gegen 400 Menschen zu dem Bergbau auf Opale und Queckstilber verwendet wurden. Wenn damals wie jetzt, wo der Bau sehr schwunghaft betrieben wird, 100 Mann zu Opalgräberei verwendet wurden, so arbeiteten 300 Mann auf Queckstilber, was auch, nach den vorhandenen alten Spuren, besonders aber nach der Anzahl der zum Queckstilberbrennen vorgerichteten Plätze und der thönernen Retortentrümmer, mit denen jene Plätze bedeckt sind, zu schließen, sehr wahrscheinlich ist. — Aus dem Erwähnten ergibt sich, daß damals der Bergbau auf Queckstilber bedeutender und vortheilhafter als der auf Opale gewesen sein mag, da letzterer auch ein bedeutendes Kapital erfordert, und der Betrieb der Opalgruben trotz den Fortschritten, welche der Bergbau in neuerer Zeit gemacht hat, nach keinen festgesetzten Regeln stattfinden kann, sondern das Glück und der Zufall den Opalgräber begünstigen muß. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Bergbau auf Queckstilber auch jetzt, bei dem hohen Preise desselben und bei der durch die neuern Fortschritte der Bergbaukunst erleichterten und weniger kostspieligen Gewinnung des Queckstilbers dem Unternehmen größeren und sicheren Nutzen verspricht, als der Opalbergbau. Der Pachtzins für die Opalgruben betrug bisher 1020 fl. K. M. und gab jährlich bedeutenden Gewinn. (Wien. Zeitg. Friedrich.)

Mannigfaltiges.

Das National-Kasino in Pest hatte 1844 Fond: 78,950 fl., Einnahme 32,281 fl. 26 kr., Ausgabe 27,861 fl. 7 kr., worunter 5572 fl. 21 kr. für Theater, Konzerte, Journale und Bücher, 721 fl. 48 kr. für Karten. (Lloyd.)

Auf unlogische Ausdrücke und sonstige Gebrechen der deutschen Sprache macht Hr. Aut. Gräffer aufmerksam, wie z. B. »Wasser-Noth — Lebensversicherungs-Anstalt — Verlust von 100 Todten — englischer Gruß — rechtmäßige Ausgabe letzter Hand — Armbrust« ꝛc. (Wien. Ztg. 50. 51.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe in Saaz.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 10. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 69.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1106 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 1mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Valentinelli: Die Bibliothek des Seminariums in Padua. — Feil: Die Klösteraufhebung in Niederösterreich. 3. Kirchberg am Wechsel.

Die Bibliothek des Seminariums zu Padua.

Von Abbate Dr. Josef Valentinelli, gewesenem Bibliothekar derselben, jetzt Vizebibliothekar der St. Markus-Bibliothek in Venedig. Im Auszuge aus dem Italienischen übersetzt vom Bibliothekar Dr. Frz. Richter.

Die verschwenderische Liebe des seligen Gregor **Barbarigo** für alle Art klassischer Bildung [1]) legte den Grund zu dieser Bibliothek, einem wesentlichen Bestandtheile des Seminariums zu Padua; denn sie wurde seitdem der Gegenstand liebevoller Sorgfalt mehrer ausgezeichneter Bischöfe und wohlthätiger Bürger, also daß sie im Verlaufe der Zeit nicht wenig beitrug zur Verherrlichung dieser unserer Stadt.

Kaum war im Jahre 1671 die Herstellung eines neuen Seminars [2]) angeordnet, als er auch schon für die Bibliothek einen Theil jenes Gebäudes bestimmte, daraus der heutige Saal entstand, welcher fast die Südseite des ganzen Gebäudes einnimmt, befehlend, daß hier diejenigen Bücher untergebracht werden sollten, welche für die religiöse und literarische Bildung der Alumnen als besonders geeignet erworben werden dürften. [3]) Doch möchten anfangs diese Erwerbungen sich nur auf eine Sammlung desjenigen beschränkt haben, was für die Elementarstudien unerläßlich war, weil der berühmte **Mabillon** in seinem **Iter Italicum** davon keine Meldung macht, da er doch bei den übrigen, von ihm 1685 besuchten Bibliotheken Padua's, wie z. B. bei jener der heil. Justina [4]), der **Canonici Regulares** bei St. Johann di **Verdara**, der Augustiner, Minoriten [5]) und von **Praglia** [6]) bis in das kleinste Detail geht, und auf dem Rückwege 1686 das Seminar von Padua bis an den Himmel erhebt, da wo er von der Druckerei desselben Meldung macht. [7])

Man würde sich aber sehr irren, wenn man glaubte, der berühmte Gründer habe sich mit diesen ersten Schritten begnügt. Im Gegentheile er hatte den riesenhaften Gedanken gefaßt, aus dieser von ihm gegründeten Druckerei auf seine Kosten verschiedene religiöse Bücher in morgenländischen Sprachen hervorgehen zu lassen, um das Licht des Evangeliums auch unter den Ungläubigen zu verbreiten. Er erhielt zu dem Ende aus Rom eine gute Anzahl solcher Werke, welche wieder aufgelegt werden sollten und deren mehre (alle können hier nicht aufgeführt werden) bis auf unsere Tage sich erhalten haben. Daher stammen in dieser Seminariums-Bibliothek die Arbeiten des **Maracci** über den Koran zu Rom, des **Pientini**, des **Febure** im Arabischen, des Karthäusers **Dionysius** im Armenischen, und des **Gonzalez** im Lateinischen mit italienischer Übersetzung. Diese Werke trugen nicht wenig dazu bei, daß die großartige türkisch-lateinische Ausgabe des Koran, welche wie

[1]) Man sehe **De singulari B. Gregorii Barbadici studio et amore in Seminarium Patavinum**, von Joh. Bapt. Ferrari. Padua 1798. 8.

[2]) Als wegen Mangel an Raum das alte Seminar in dem Lokale der Exerzitien verlassen werden mußte, kaufte er das Kloster der heil. Maria in Vanzo (der ehemaligen Chorherren von der Kongregation des heil. Georg in Alga, die von Papst Klemens XI. den 10. April 1669 aufgehoben worden sind), wie aus dem in dem Archive des Seminars noch vorhandenen Kaufbriefe zu ersehen ist.

[3]) Der selige Gregor **Barbarigo** mußte, um die Bibliothek unterzubringen, eine kostspielige Ebenung in dem Seminar vornehmen. Dann ließ er aus allen Wissenschaftszweigen eine Menge Bücher ausschaffen. **Summar. Beatificat. B. Gregorii Barbadici. Vol. II. pag. 315.**

[4]) **Bibliothecae (v. h. Justina) codices antiqui ad sexaginta partim graeci, partim latini etc.** Mabillon Iter Italic. pag. 28.

[5]) **Aliae sunt Bibliothecae Patavinae apud Canonicos Regulares Monasterii S. Joannis in Viridario, apud Augustinianos et Minoritas ad S. Antonium.** Ebend.

[6]) **Bibliotheca nitidissima libris antiquo ritu dispositis referta atque picturis ornata est.** Ebend. S. 30.

[7]) **Ibi (im Seminar) artes honestae et clericis convenientes exercentur, praecipue typographica, cujus officina omnigenis fere characteribus etiam orientalibus ornata est.** Ebend. S. 203. Im Jahre 1843 veröffentlicht Dr. Abbate Gaetano Forgalo, Direktor dieser Druckerei, eine Denkschrift von 35 S. in 8. mit dem Titel: **Al Nobile Giovanni Barbarigo Memoria** (einen Monat darauf zum zweiten Male abgedruckt) **da alcuni amici di Don Luigi Voltan** bei Gelegenheit seines ersten Meßopfers.

wohl erst nach dem Tode des erhabenen Gründers der Anstalt vollendet, endlich veröffentlicht werden konnte, ein Werk von großem Rufe in der literarischen Welt, vielleicht das einzige in seiner Art. Zur Erreichung dieses Zweckes bediente man sich der arabischen Wörterbücher des **Giggeus**, des Rafeling, des Mönchs Dominikus aus Schlesien, des **Gazophilaciums** der persischen Sprache, des äthiopischen Lexikons **Wemmers**, des Hebräischen von Reuchlin, Elias, **Paganini**, der Polyglotten von **Münster**, **de Pomis** (Pomey), des Burtorf und **Aquinas**, des dreisprachlichen **Etymologicums**, der hebräischen Bibel des Elias, der arabischen in mehren Bänden und der arabisch-lateinischen Evangelien mit Interlinear-Übersetzung aus der Druckerei der **Propaganda**, so wie des syrischen Breviers der Maroniten. Wie hoch **Barbarigo** die griechische Literatur schätzt, [8]) davon zeugen die griechischen Sprachlehren des **Gaza**, **Lascaris**, **Chrisolaras**, des **Bolzani**, **Perotti**, **Cleynarts**, **Piaccentino**, **Donzellino**, **Caporino**, Gretser, **Viger** (Vigier), **Laffrido**, dazu sich durch den Gräzisten **Abbate Amadeo de Mon** innerhalb einem Jahre als Geschenk die alte Grammatik des **Crusius** gesellte, welche abgekürzt mehrmal aus den Pressen des Seminars mit der Aufschrift **ad usum Seminarii Patavini** hervorging. Endlich erhielt das Institut von der erleuchteten Munifizenz des seligen Gründers zwei Polyglotten [9]) und seine Privatbibliothek, bestehend aus den Büchern, die er in Rom gesammelt und die er seinem Seminarium 1697 bei seinem Tode vermachte, eine Sammlung, darüber sich aus Mangel an Beweismitteln nicht nähere Auskunft geben läßt, welche jedoch bedeutend gewesen sein muß, wenn man die großen Summen in Anschlag bringt, welche dafür ausgegeben wurden [10]) und die Kostbarkeit der Ausgaben des Brevirs, des Missale und des Canon, der er sich zu bedienen pflegte und welche zur Stunde noch in der Bibliothek verwahrt werden.

Trotz dieses ansehnlichen Zuwachses erhob sich diese Bibliothek beim Beginne des 18. Jahrhunderts kaum über den Rang der meisten Seminariums-Bibliotheken, so wie denn nach der Anordnung des sel. **Barbarigo** die Aufsicht darüber den Studien-Präfekten anvertraut war [11]), welche so oft es nöthig war, sich daraus die erforderlichen Werke zu holen pflegten. Darum können z. B. die übrigens hochgelehrten Herren wie z. B. **Marc-Antonio Ferrazzi**, **Sebastiano Melchiori**, **Pietro Antonio Coppo**, **Giacomo Giacometti**, **Giacobo Facciolati** [12]) trotz ihres Titels, Präfekten, doch nur höchstens als Wächter der Bibliothek betrachtet werden.

Der erste eigens angestellte Beamte, um die Bibliothek zu gewissen Stunden des Tages offen zu halten, war der fromme gelehrte Dr. Franz **Canale**, dem man die Meisterschaft in den orientalischen Sprachen so wie in der französischen und spanischen nicht leicht bestreiten wird. Mit welcher Liebe **Canale** sich dieser seiner neuen Bestimmung weihte, davon zeigt die Erwerbung der kostbaren Alvarottischen Sammlung, in der ersten Wachsthumsperiode der Seminariums-Bibliothek. [13]) Der Graf Alfons aus der alten Patrizierfamilie der **Alvarotti** von Padua besaß eine gewählte Reihe handschriftlicher Codizes, Bücherausgaben des 15. Jahrhunderts und späteren Druckwerken, die er bei seiner warmen Liebe zu den Wissenschaften so vermehrt hatte, daß sein Name sogar im Auslande rühmlich bekannt war. Als er 1720 starb, säumte **Canale** keinen Augenblick und gab sich alle Mühe, dem Seminar den erwünschten Besitz dieser Büchersammlung zu verschaffen. Er bediente sich hiefür der ausgiebigen Vermittlung des Jakob **Facciolati** [14]) bei dem Bischofe und nachmaligen Kardinal Georg **Corner**. Es gelang ihm so gut, daß er sogleich mit den Erben wegen des Ankaufs in Verhandlung treten konnte um das Seminar damit zu bereichern. In der That wie sehr jene Sammlung einem literarischen Institute, wie die Seminariums-Bibliothek zur Ehre gereiche, haben **Volpi** [15]) und **Zeno** [16]) durch ihr öffentliches Zeugniß bestättigt und kann jeder daraus entnehmen, daß sich darunter bei 80 handschriftliche Pergament-Kodizes [17]) befanden, deren mehre mit den

[8]) Das Griechische wird überhaupt heutzutage in allen Schulen getrieben, und dieß durch den sel. Cardinal, der darin die Meisterschaft besaß . . . indem er einführte, daß das Officium der seligsten Jungfrau von den Cameraten der Grandi und Mezzani griechisch gebetet werden mußte. (Summae, Vol. II. pag. 111.)

[9]) „Er ließ mit großen Kosten aus Eigenem auf der Post 2 Bände der Polyglotte aus England kommen." (Ebend. Vol. II. pag 207.)

[10]) „Ich (Abbate Camillo Varotti) weiß, daß in Rom zu dem Ende (um Bücher einzukaufen) viele hundert Scudi ausgegeben wurden durch die Zeit, die ich bei ihm war, und bei seinem Tode hinterließ er eine Menge Bücher, die sich in der Offizin seines Bisthums befanden." (Ebend. Vol. II. pag. 207)

[11]) „Idem studiorum Praefectus etiam Bibliothecae Seminarii praesit, librosque quos dederit vel praeceptoribus domesticis vel clericis usurpandos, in indicem referat, redditosque expungat; a clericis vero eos exigat singulis saltem semestribus, quos iterum, si opus fuerit, eisdem accomodabit." Just. Semin. Patav. Cap. V.

[12]) Man sehe Ferrari Vit. Virorum illustr. Seminar. Patav. Patavii typis Seminarii 1813. 8.

[13]) „Eidem (Canali) plurimum debet Seminarii Bibliotheca, cui praefuit, aucta ejus cura multis praecipue codicibus mss. aliisque non paucis voluminibus, iisdemque exquisitis antiquissimis, rarissimis, quae incredibili animi ardore et ingenti sumptu collegerat optimarum literarum vir studiosissimus Comes Alphonsus Alvarottus." Ebend. S. 105.

[14]) „Tanquam in hoc . . . praecipua laus Facciolati. Is enim qua auctoritate valebat apud Card. Cornarium, Episcopum Patavinum, facile ab illo obtinuit, ut posset eos libros acquirere Seminarii bono et publico." (Ebend. S. 97—98.)

[15]) „Le due rarissime raccolte di tutte quasi le Prime Edizioni, e le Aldine degli autori antichi Latini poste insieme con grande spesa e sollecitudine dal fu Signor Conte Alfonso degli Alvarotti." (Libreria di Volpi, Padova 1756. 8. p. 113.)

[16]) „Ho inteso il bell'acquisto, che ha fatto il Seminario, della Libreria del fu Conte Alvarotti, e mille volte ho benedetta e lodata la grand' anima di codesto Eminentissimo Vescovo Cornaro, al quale non ha sofferto il cuore di lasciare uscire un si fatto tesoro dalla nostra Italia." (Zeno Lettere. Venez. 1785. T. III. pag. 186.

[17]) „Blume Iter Italicum. Erster Band, p. 178. In der Biblioth. Ital. LXXXV. 139 werden vier Handschriften des Dante genannt; wenn darunter die drei begriffen wären, welche bei Tomassini (pag. 87, 91, 104) vorkommen, so müssten die Bibliotheken Quarengo, Zabarella und Gualdo hieher gekommen sein."

Demnach ist mit allem Rechte zu vermuthen, daß diese drei Bibliotheken oder doch Theile der von Blume genannten mit jener des Alvarotti vereinigt gewesen; denn zu letzteren gehörten der Codex Cl., dessen schon gedacht worden, dann folgende vier Codices des Dante, die Blume anführt, nämlich Cod II. auf Pergament in Folio aus dem 14. Jahrhundert. Die ersten Verse sind in Prosa-

schönsten Miniaturen aus der besten Zeit, mit kolorirten Federzeichnungen, überaus zierlichen Charakteren, einige, darunter sechs aus dem 13. Jahrhunderte, auf Seidenpapier wie Kasiath und die Grammatik des Theodor Gaza, durch Johann Roso übersetzt, aus dem 13. Jahrhundert [18]), ferner mehr als 200 Papier-Kodizes, so wie unter den Ausgaben des 15. Jahrhunderts zwei Exemplare (eines auf Pergament und das andere auf Papier) von dem Homer des Nessel aus Florenz, die Chronica Mundi Schöngauers, ferner das Werk Decor puellarum, Venedig 1471, la Fiammetta di Padova von 1472 und in der Aldinischen Sammlung eine beträchtliche Reihenfolge alter lateinischer Klassiker-Ausgaben.

Nach solchem Zuwachse mußte das Bibliothekslokale erweitert werden, um das neu Erworbene aufnehmen zu können. Bereitwillig kam nun der oben genannte Bischof Corner mit seiner Hülfe entgegen. Das obere Stockwerk, das den Saal auf der Mittagsseite in ungleiche Theile schied, wurde eingerissen und sodann bis auf 8, 47 Metern vom Gipfel in die Höhe gemauert. Dadurch erhielt man ein Parallellogram von 24, 8 Metern. Später kamen der Vorsaal (l'atrio) und der mitternächtliche Saal hinzu, jener von 10, 95, dieser von 25, 11 Metern Länge, und so war aus dem ganzen Gebäude ein Parallellogram geworden, das von Süden nach Norden 60, 14 Metern Länge, 11, 88. in der Breite hat. Das Gesimse in den beiden Sälen läuft aus in einer scheinbarer Spitzbogen-Wölbung, welche sich in einer geringen Entfernung von drei großen Kassetonen für die Gemälde schließet. Eine größere Kassetone schließt das ganze Gewölbe des Vorsaales. Die Thüre, durch welche man von der Morgenseite des Vorhauses eintritt, hat die Breite von 1, 92, die Höhe von 3, 94 Metern, so auch die andern zwei, welche aus dem Vorsaale in die Säle führen. Drei große Fenster in geringer Distanz auf der Westseite des Vorsaales, gewähren dem Eintretenden die überraschende Aussicht in die Gärten und auf das Observatorium. In jedem Saale sind vier kleine Fenster in ebenmäßiger Entfernung an den zwei längeren Seiten und ein kleineres an der Süd- und Nordseite. Als der Bau vollendet war, erhielt der geschickte Architekt und Künstler Johann Gloria [19]) die

---

Form, um Raum für die Miniatur mit Gold zu haben. Von dem ersten Buchstaben bis zum 13. Gesang, del Purgatorio, sind alle Initialen mit vergoldeten Miniaturen, so wie der Raum unter dem Texte mit Figuren geziert. Nach dem Gedichte folgen zwei Kapitel Jakob's, des Sohnes von Dante und Bosot von Gubbio. Am Ende fehlen 40 Verse.

Der Codex IX. auf Pergament in Folio aus dem 14. Jahrhundert fängt an: Incipit prima Cantica Comedie Dantis de Inferno. Primum Capitulum. Nel mezo del Camin di nostra vita. Schluß: Explicit tertia et ultima Cantica Canticorum Comedie Dantis Alagherii Florentini de Paradiso. Nach dem Gedichte folgt das Kapitel Jakob's, des Sohnes von Dante mit dieser Aufschrift: Le divisioni e le qualitate de le parti de la Comedia de Dante. Es beginnt: O voi, che siete dal verace lume. Nach diesem Kapitel folgt jenes des Buso von Eugubio, um die Absicht der ganzen Dante'schen Komödie anschaulich zu machen. Es fängt an: Perro che sia più frutto e più dilecto. Dieser Prachtkoder, der einstens den Grafen Cittadella von Padua gehörte, ist sehr schön geschrieben, hat große Ränder und am Anfange eines jeden Gesanges besondere Figuren und Miniaturen. Die zwei Kapitel nach dem Gedichte sind mit minderer Sorgfalt geschrieben.

Der Pergamentkoder LXVII. in Folio aus dem 15. Jahrhundert, La Comedia di Dante Alighieri con comenti, ist zweikolumnig mit Miniaturen und Figuren vom Anfange jeder Seite Voraus geht immer die Rubrik. Das Komment. zum ersten Gesange des Inferno beginnt: Nel meggio del camin di nostra vita etc. La natura delle cose aromatiche è questa, che molto maggiormente peste che integre rendono odore. Dieses Komment. ist dasselbe, welches Bandini in der Biblioth. Laurenz T. V. pag. 17 anführt, und in dem Druckwerke des Vindelino, Venedig 1477 vorkommt, abgerechnet einige unbedeutende Varianten bei einigen Worten, in der Ortografie absonderlich in dem Kommentar zum ersten Gesange dell' Inferno. Der Koder, dem übrigens einige wenige Seiten abgehen, wird von Einigen in die letzten Jahre des 14. Jahrhunderts gesetzt.

Der Pergamentkoder CCCXVI. in 8. aus dem 15. Jahrhundert, welcher anfängt: Danti Aligeri Florentini poete egregii, oratoris lucidissimi liber primus qui Infernus dicitur, enthält die ganze Comedia des Dante; er ist gut erhalten, schön, korrekt geschrieben und hat vergoldete Miniaturen am Anfange. Man sehe: La divina Comedia des Bartolinischen Koder, publicata dal Viviani e le varianti Lezioni di alcuni Codici di Dante stampate in Padova dal Sicca.

Aus der Alvarottischen Sammlung kam in die Seminariums-Bibliothek auch der Pergament-Codex XLVI. in 4., den schon Muratori (Rerum Italicar. Scriptores T. XIX. pag. 197—380) veröffentlicht hat und von welchem auch Blume a. a. O. redet. Dieser Koder enthält n bst der Lebensbeschreibung des Carlo Zeno in 10 Büchern auch das Werk: Funebris Oratio praestantissimi Viri Leonardi Justiniani pro Carlo Zeno acta anno Christi 1418 octav. Idus Maji ad populum etc. Muratori, dem davon eine gute Abschrift vom Paduaner Bischof Joh. Franz Barbarigo zugemittelt worden war, schreibt in der Vorrede folgendes darüber: Codex autem Patavinus, quanquam pervetustus, a nonsatis docto librario profectus est, et proinde occurrunt ibi quaedam parum casti, ata, quaedam etiam plane vitiata. Matilus praeterea est in fine, ubi non multa quidem, sed tamen aliqua desiderantur... Itaque in Bibliotheca Mathiae Corvini, celeberrimi Hungariae regis olim adservabatur codex, quo usus est Diviacus (Compendio della Vita di Carlo Zeno, Nobile Veneziano, estratta dall' historia latina di Giacomo Zeno, Vescovo di Feltre e di Belluno, dedicata a Pio II. Sommo Pontefice l'anno 1458 per Hieron. Diviace da Mantova). Atqui uti diligentissime animadvertis, et me certiorem fecit Piratus, Seminarii Patavinii Codex idem ille omnino videtur et non alius judicandus est, quam qui a Diviaco memoratur; minio nempe adhuc et auro aliisque ornamentis distinctus et ante annos quinque et viginti Venetiis emtus, quo tempore ramus ille Zenonis gentis omnino defecit. Legitur etiam in codice Seminarii Patavini epistola gratulatoria Petri Pauli Vergerii ad Carolum Zenum, quod Bucicaldi et Gennensium classem profligasset.

[18]) Codice XXVI. in Fol. Vegetius de re militari — Sextus Julius Frontinus. Dieser Koder hat sehr werthvolle Varianten. Cod. LXXIII. in 4. Albunasar Astrolog. Arab. Tractatus. LXXIV. in 4. Burchardi Descriptio Terrae Sancte mit Figuren (kolorirt) und Vergoldungen. LXXV. in 4. Rolandini Patavini Chronicon. Cl. in 4. Hildeberti Episcopi opera — Seneca, S. Augustinus — De quatuor virtutibus — Excerpta ex Epistolis Senece — Varronis M. Proverbia. Dieser Koder, der ehedem dem Konrad Celtes, kam von diesem an Anton Querenghi, wurde von Joh. Rhodius, einem berühmten Kopisten des 15. Jahrhunderts benutzt. Vid. Tomasini Filippo in der Bibliothec. Patavina. Ms. p. 87.

[19]) „Eleganti stanzie di noce lavorate da un Padovano, eccelente artefice." (Libreria di Volpi Padova 1756. 8. p. 113. „Giovanni Gloria, condiscepolo del Bonato nella Scuola del Frigimelica, che non pero palesa nelle sue opere grande purezza di gusto" (Moschini, della litteratura Veneziana, Venezia 1806 in 4. T. I. pag. 56.

Herstellung der Bücherschränke im südlichen Saale für etwa 20,000 Bände, die dort aufgestellt waren. In den Räumen zwischen den fünf Fenstern und der Thüre unterbrachte Gloria sechs mächtige Schränke jeden zu zwei Abtheilungen, um das Auge nicht durch eine monotone Linie Bücher bis zu einer solchen Höhe hinauf zu ermüden, wie auch damit der Bibliothekar nicht nöthig habe auf Leitern zu den obern Schränken hinauf zu steigen, ein Übelstand, der die Bücherſäle nur verunstaltet. Die Vorderseite wurde in unterer, das Übrige bis zur Gallerie in oberer jonischer Ordnung aufgeführt, bequeme Stiegen auf die Gallerie sind im Innern der untern Schränke angebracht. Auf dem Architrave des unteren Gesimses ruht das Geländer mit Einfassung und Pfeilern, welche sich bis an die Säulen erstrecken. Welche Mühe sich der Baumeister gegeben, um seiner Arbeit den Charakter der Solidität und Bequemlichkeit zu geben, entnimmt man leicht aus dem leer gelassenen Raume zwischen der Wand und den Bücherschränken, um das Eindringen der Feuchtigkeit in die Bücher zu verhindern, durch das Anbringen kleiner Bücherbehältnisse zwischen den größeren, welche sich an den Pfeilern der Halle vom Untersaum der Säule bis zur Platte hinauf anschließen, kleine Schränke, darin man vorzüglich solche Werke verwahrt, welche nicht gerade den Augen preisgegeben werden müssen; endlich noch aus der Tiefe der Büchergestelle an dem Vorsprunge der Mauer (nach der obern Ordnung), welche nebst dem Vortheile zweier selbst dreier Bücherreihen rückwärts durch bewegliche Breter sich erhöhen lassen. So wußte Gloria den Charakter architektonischer Schönheit hervorzuheben, obgleich er den hie und da verfehlten Geschmack des Meisters wohl erkannte. Der Mißbrauch des Modischen, besonders im Gesimse, die barocke Überladung mit schneckenförmigen Verzierungen in kleinen Zwischenräumen, der Aufsatz eckiger Vasen auf den Spitzen, der Rücklauf des Architravs und des Frieses, welcher unterbrochen durch die Bücherschränke seine Schwäche zur Schau trägt, lassen in dem Gesammtwerke den Eindruck der Majestät vermissen, welche sonst der jonischen Ordnung eigenthümlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Original-Beiträge zur Geschichte der Aufhebung mehrer Klöster in Niederösterreich.

Von Jos. **Feil.**

3. Kirchberg am Wechsel.

In einem von der mächtigen Grenzwarte Österreichs und Steiermarks, dem langgestreckten Wechsel, beherrschten reizenden Thale trauert nun, im regen Streite mit den zerstörungssüchtigen Elementen nur durch die Stärke ihrer felsenfesten Mauern*) geschützt, — die vielleicht schönste Kirchenruine Österreichs. Schon wuchern hochstämmige Föhren aus dem Schutte, wo noch die Väter der jetzigen Bewohner dieses Thales Weihrauchsäulen emporsteigen sahen, umrauscht von Orgelton und frommem Lobgesang. Noch lebt im dankgerührten Angedenken das Gedächtniß an die guten Nonnen, die hier lebten, wie sie in mancher dürftigen Hütte die Thränen der Noth und des Unglücks getrocknet. —

*) Besucher dieses Thales hören von jedem Bauer die stereotype Auskunft, die Ruine der St. Wolfgangskirche sei: „wie aus oan Stoa nöd zu 'n zreissa!"

Der Ursprung des Frauenklosters zu Kirchberg ist bis zur Stunde noch nicht aufgehüllt. Unverbürgte Nachrichten, denen Marian Fidler in seiner „Geschichte der österreichischen Klerisey" VIII. 310, halben Glauben schenkte*), lassen schon im J. 1024 zu Kirchberg ein Nonnenkloster bestehen. Bis über diese Angabe der Beweis hergestellt oder ein anderes früheres Datum aufgefunden wird, bleibt die bei Bernh. Pez **Codex diplom. I. 299**, mitgetheilte Urkunde vom Jahre 1108 die älteste Erwähnung desselben. Als nämlich der oberste Diakon des Bezirkes der oberen Mark und Pfarrer zu Pec.. (Pekau?), im Auftrage des Erzbischofs von Salzburg, zur Konventkirche St. Jakob in Kirchberg gereiset war, fand er, daß einige adelige Herren, Namens Rudolf der Lateiner, Ulrich, Bernhard und Leupold ꝛc. mehre Güter dieser Kirche gegen den Willen der Nonnen des dortigen Klosters, namentlich jene Gefälle, welche zur Beischaffung der Beleuchtung und der Ornate bestimmt waren, so wie den unteren Theil des Pfarrhofes ungebührlich an sich gerissen hatten. Erst durch die Androhung des Kirchenbannes konnten sie vermocht werden, zu Gunsten der Priorin und des Konvents von ihrem unrechtmäßigen Besitze abzulassen.

Pez bemerkt bei dieser Gelegenheit, und nach ihm Weiskern, so wie die Nachschreiber des Letzteren, daß das Kloster damals Nonnen des Benediktinerordens eingeräumt gewesen wäre. Allein ohne Zweifel waren schon damals Kanonissinen nach der Regel des heil. Augustin daselbst.

Auf diesen letzteren Umstand hat der Vorauer regulirte Chorherr Joh. Ant. Zunggo in seinem ***Historiae generalis et specialis de ordine Canonicorum Regularium St. Augustini Prodromus* (Ratisbonae 1742 et 1745. II vol. fol.)**, wo **pag. 769—771** insbesondere **Kirchbergensis S. Jacobi Prioratus vel Praepositura** abgehandelt wird, zuerst aufmerksam gemacht. Ihm folgte Cäsar (**Annales Styriae I. 582**). Zunggo, der übrigens bemerkt: **propriis oculis lustravimus vetustissimi hujus sacri Gynaecei documenta**, stützt sich in seiner Behauptung auf das Zeugniß Dietrich's, Bischofs von Lavant vom Jahre 1323, welcher Letztere vom Erzbischofe von Salzburg, Friedrich, als dem Ordinarius, abgeordnet worden war, einen unter den Klosterfrauen zu Kirchberg über die von ihnen zu beobachtende Nonnentracht entstandenen Streit beizulegen. Da fand sich denn, daß die meisten Nonnen die Tracht des Predigerordens, nämlich ein weißes Oberkleid (**tunicam**), schwarzen Mantel und den Gürtel auf dem bloßen Leibe angenommen hatten, und nur Wenige, über ausdrücklichen Befehl des Erzdiakon, ein Unterkleid (**camisia**) trugen. Als die Nonnen, und zwar jede einzeln und insgeheim, aufgefordert worden waren, die Ursache dieser Ungleichförmigkeit anzugeben und ihre Aussagen mit dem Eide zu bekräftigen, da wußten die meisten nichts, und die übrigen blos so viel zu bemerken, daß sie mit den Predigern (Dominikanern) öfter als mit den regulirten Chorherren in geistliche Berührung kämen, welche Ersteren sie veranlaßten, nach und nach den Satzungen und der Tracht des Predigerordens zu folgen. Nach sorgfältig gepflogener Erhebung

*) Gestützt auf die Anführungen des ihm vom Kloster unmittelbar zugekommenen Berichtes, der sich wieder auf die Kollektaneen eines ungenannten Vorauer Stiftgeistlichen beruft.

und genommener Einsicht in die Stiftungsurkunden entschied Bischof Dietrich, die Fußstapfen des Salzburger Erzbischofs Konrad *) und des Seckauer Bischofs Bernhard verfolgend, dahin, daß, um Ärgernisse zu beseitigen, Zwietracht zu besänftigen und dem Willen der Stifter gemäß zu handeln, die Satzungen und Bestätigungen des Ordens und der Regel des heil. Augustin aufrecht und in Ehrfurcht zu erhalten seien. Hieraus und im Zusammenhange mit dem Umstande, daß zur Zeit der gewiß vor 1108 datirenden ersten Stiftung des Nonnenklosters zu Kirchberg, in der Diözese und Provinz Salzburg keine andere weibliche Ordensregel eingeführt war, geht nun klar hervor, daß zu Kirchberg gleich ursprünglich Klosterfrauen nach der Regel des heil. Augustin gestiftet, also niemals Benediktinerinen daselbst waren, und der in der Befolgung der Satzungen wie in der Tracht sichtbar gewordene Übergang zur Regel der Dominikaner nur vorübergehend durch fremden Einfluß sich eingeschlichen hatte.

Das ursprünglich gestiftete Kloster scheint im Laufe der Zeiten durch ungünstige Zufälle fast ganz herabgekommen zu sein. Denn in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde es unter St. Augustins Regel erneuert und gleichsam wiedergestiftet, als Gertrud und Mechtild aus dem mächtigen steiermärkischen Geschlechte der Kranichberg, willens in einen genehmigten Orden zu treten um dem Herrn der Herrscher zu dienen, den Schleier nahmen (Wißgrill V. 270 gibt, jedoch ohne weiteren Beleg, das Jahr 1268 an), und auf beider dringendes Anliegen der Erzbischof Friedrich von Salzburg den Sekauer Bischof Bernhard unterm 20. Dezember 1270 ermächtigte, die Pfarrkirche zu Kirchberg (welche, wie erwähnt, schon 1108 die Konventkirche des damals bestandenen Klosters und im Laufe der Zeiten in eine Pfarrkirche verwandelt worden war), wieder in die Stiftskirche umzuwandeln und dem Nonnenkloster daselbst einzuverleiben. (Pez l. c. II. 118.) Pabst Gregor bestätigte unterm 6. Februar 1271 (Apud Urbem Veterem) der Priorin und dem Frauenkloster der Ordensregel des heil. Augustin zu Kirchberg alle Güter und Besitzungen und nahm das Kloster und die Nonnen in seinen besondern Schutz auf (l. c. II.). König Ottokar empfahl (zu Zbrabow unterm 23. Februar ohne Jahreszahl) dem Sekauer Bischof Bernhard die Schlichtung der Angelegenheiten des mit seiner Beistimmung „durch eine Frau von Kranichberg errichteten" Nonnenklosters zu Kirchberg. (Pez l. c. II. 119. Frölich Dipl. Sac. Styr. I. 370.) Hierauf reiste Bischof Bernhard selbst nach Kirchberg und vermittelte im Auftrage des Erzbischofs von Salzburg, wiewohl bei anfänglichem Widerspruch von Seite der Brüder von Kranichberg, daß die Pfarrkirche in Kirchberg wirklich die Widmung als Kirche des Konvents erhielt. Er empfing die freiwillige Entsagung auf diese Kirche durch die Hände Heinrich's des damaligen Pfarrers und Oberdiakons der unteren Mark, gegen dem, daß die Nonnen unter der Regel des heiligen Augustin ein gemeinsames frommes Leben führen sollten, zumal da von den Einkünften der Kirche und jener Güter, welche einige Frauen dargebracht (ohne Zweifel waren hiermit die Schwestern von Kranichberg gemeint), die sich ihres Eigens zu Gunsten der Kirche begeben und den Ordensschleier genommen hatten, zehn Schwestern füglich erhalten werden könnten. Zur Verrichtung des Gottesdienstes wurden aber zwei Kapläne mit einer Präbende von jährlichen 32 Pfund gestiftet, welche Dotation über Verordnung der Priorin und des Konvents von dem jeweiligen Verwalter (Prokurator) verabreicht, im Falle der Unzulänglichkeit der bezüglichen Einkünfte aber aus den Gütern des Klosters bis zur obigen Summe ergänzt werden sollte. Die hierüber ausgefertigte Urkunde ist vom 9. Juli 1272 datirt. (Pez Cod. Dipl. II. 119 f. f. und Frölich l. c. I. 369—372.) Demungeachtet dauerten die Eingriffe von Seite der Kranichberger fort. Herrmann von Kranichberg maßte sich sogar die Erbvogtei über das Frauenkloster an, wurde aber von Herzog Albrecht I. vermocht, von seinem unrechtmäßigen Begehren abzustehen. (Urkunde dd°. Wien 9. Oktober 1286. *) Herzog Rudolf bestätigte unterm 25. März 1302 diese Entscheidung seines Vaters. (Pez l. c. II. 200.)

Soviel über die bisher noch nirgends umständlicher behandelte Gründungsgeschichte des Frauenklosters zu Kirchberg.

Eine historische Monografie über dasselbe gehört bis zur Stunde noch unter die pia desideria. **) Kuen's Collectio Scriptorum rerum historico-monastico-ecclesiasticarum variorum religiosorum ordinum, curante Michaele III.***) Ulm und Günzburg 1756—1768, VI. Bände in Folio, enthält in dem, 1765 zu Günzburg erschienenen 5. Theile Francisci Petri: Germania Canonico-Augustiniana ordine alphabetico conscripta, wo p. 13, unter Beigabe einer herauszuschlagenden größeren Ansicht des Klosters zu Kirchberg am Wechsel, über das letztere ein 13 Zeilen kurzer Bericht enthalten ist. Außer Zunggo's Abhandlung von der Gründungsgeschichte ist Marians geschichtlicher Bericht über das Kloster (l. c. VIII. 310—319) bisher noch das umständlichste, zum Theile auf Weiskern's Angaben (I. 308. II. 34—35.) basirt. Beiden folgte auch Schweickhart (V. U. W. W. II. 347—353) mit Beigabe einiger, nicht ganz werthloser, topografischer Notizen. Die Ruine der St. Wolfgangskirche insbesondere hat Scheiger (im Hormayr'schen Archiv 1823 p. 450 und 457 vergl. mit seinen „Andeutungen zu einigen Ausflügen im V. U. W. W." 179—180) mit gewohntem Fleiße und Scharfblicke geschildert und ihre Baugeschichte betreffend, F. K. Böheim in den „Beiträgen zur Landeskunde Österreichs unter der Enns" I, 108, 117, 118, 121, beachtenswerthe Daten mitgetheilt. Scheiger's Andeutungen hierüber bilden auch die Grundlage zu den in Schmidl's Wien's Umgebungen II. 628—629, in Tschischka's Kunst und Alterthum p. 63, dann in Weidmann's „Ausflügen und Wanderungen von Gloggnitz in die umliegenden Gebirgsgegenden" (Wien, 1842, 12) p. 24—25 enthaltenen Angaben.

*) Konrad I. 1106—1147 ist wahrscheinlich gemeint; Konrad II. stand von 1164—1168, Konrad III. 1177—1183 vor.

*) Bei Wißgrill V. 270 steht irrig 1296.

**) Um so mehr ist zu bedauern, daß das Erscheinen des 19. Bandes der kirchlichen Topografie, welcher das Dekanat Kirchberg am Wechsel und eine quellengemäße Geschichte des Frauenklosters daselbst, mit urkundlichen Beiträgen aus dem Klosterrathsarchiv durch den fleißigen und gründlichen Hrn. Pfarrer des Wiener Deutschordenshauses, Josef Herborn, enthalten sollte, durch das Ableben des Domherrn Abbé Stelzhammer vereitelt wurde, wiewohl bereits der Druck begonnen hatte.

***) Sein Zuname ist Kuen, er nennt sich ad insulas Wengenses Canon. reg. et abbas. (Vogel zitirt das Buch unter Michaelis III, Weber unter Kuen.)

Die Aufhebung des Frauenklosters zu Kirchberg erfolgte mit 8. April 1782, an welchem Tage durch den n. ö. Regierungsrath Ignaz Edlen v. Menßhengen und den Regierungssekretär M. K. Rubana den Klosterfrauen die Auflösung ihres Stiftsverbandes angekündigt wurde, wobei die versammelten Schwestern in Thränen und heftige Klagen ausbrachen. Der von der Kommission bei der Aufnahme des Inventars ꝛc. befolgte Vorgang, so wie die den Chorschwestern ꝛc. angebotenen Alternativen stimmen in der Hauptsache mit dem bereits bei Imbach erzählten Vorgange überein. Das Klostergebäude, ein Stockwerk hoch, umfaßte 45 Wohnbestandtheile (Zellen) und die Hauskapelle, mit einem Altar von Holz, Maria Hilf geweiht. Das Kloster stand mit dem Pfarrhofe, so wie mit der sonst freistehenden Pfarrkirche durch einen Bogengang in Verbindung. Auf dem Hochaltare in der Kirche war Zeuge der Aufhebungsakten „ein altes Bild St. Jakob" und fünf Seitenaltäre. Die bei der Aufhebung vorgefundenen Paramente wurden der Pfarrkirche unentgeltlich überlassen, das entbehrliche Kirchensilber aber zur besseren Dotation der Pfarrkirche (um 914 fl. 39 kr.) veräußert. Zu den Klosterrealitäten gehörte auch das Schulhaus, die Maierswohnung sammt Viehstallungen und Dreschtenne, ein sechs Zimmer umfassendes einstöckiges Gebäude dem Stifte gegenüber, eine Mahlmühle, das Spitalhaus, der Maierhof zu Sachsenbrunn, ein zur Amtsdienerswohnung bestimmtes kleines Häuschen an der Brücke und die sogenannte Taferne zu Kirchberg.

Daß ein Theil des Gebäudes des aufgelassenen Kirchbergerklosters 1782—1784 zu einem Versammlungsorte solcher Ernonnen von St. Pölten und Imbach bestimmt wurde, welche es vorzogen, statt in die Welt zu treten, ein gemeinschaftliches Leben zu führen, um sich wechselseitigen Beistand zu leisten, ist bereits bei Imbach (s. o. S. 450—451) erwähnt worden, eben so, daß diese nicht ganz freiwillige Gemeinschaft (unter einem eigenen Direktor, dem vormaligen Lehrer der kirchlichen Hermeneutik Anton Wenger) auch nur von kurzer Dauer war, wonach sich die Ernonnen mit dem Bezuge ihrer systemmäßigen Pensionen begnügten.

Behauste Unterthanen hatte das Kloster:

1. im Klosteramte, mit Äckern zu Kirchberg, in der Roms (Rams), auf der Scheiben, in der Eden und im Otterthal, mit Weingärten zu Mattersdorf in Ungarn, und in Österreich „im Rosenbüchel," nach Pottschach und Feistritz dienstbar, außerdem mit dem Auwald, Edenberg auf der Eden, in Frauen-Edenwald, in der Roms, im Malzegg u. s. w.;

2. im Sachsenbrunneramte mit einem Maierhofe, Äckern, Wiesen, Waldungen, Gärten u. s. w.;

3. im Pfarramte;

4. im Kirchenamte St. Wolfgang;

5. im Amte Wenigzell in Steiermark.

Zu dem Frauenkloster in Kirchberg gehörten fünf Filialkirchen:

a) die bereits erwähnte St. Wolfgangskirche auf dem Lienberg, ein herrliches Denkmal deutscher Baukunst, ohne Zweifel von dem herzoglichen Baumeister Michael erbaut. (Beiträge zur Landeskunde Österreichs, I. 116, 117.) Ihrer wird jedoch schon in einer Urkunde vom 27. Juli 1404 erwähnt, als die: neue kapelle sand Wolfgang gelegen ze Chirchperg auf den Lienberg die Ortolff der Offenreckh, gesessen daselbs ze Chirchperg, von neuerding gepavt hat. (Klosterrathsarchiv.) Also scheint sie nicht erst 1414 ausgeführt worden zu sein. Sie wurde Zeuge der Original-Aufhebungsakten blos deswegen nicht veräußert, und dem nachmaligen Käufer der Klosterrealitäten, Hofrathe Ferd. G. v. Mitis, als Patron zur Disposition überlassen *), weil sich wegen der mit der Abbrechung der Mauern verbundenen bedeutenden Kosten kein Abnehmer gefunden hat!! Ihre Baubeschreibung haben, wie erwähnt, Böheim und Schweiger vollkommen befriedigend geliefert. Abgebildet hat sie zuerst 1672 Matthäus Vischer **). Auch im V. Bde. von Kuen's erwähnter Collectio scriptorum etc., erschienen 1765, ist eine größere Abbildung des Klosters enthalten. 1823 gab der rühmlichst bekannte Architekturzeichner Wilder aus Nürnberg in einem kleinen, aber sehr nett radirten Bildchen eine Ansicht von Innen ***) und 1842 Rothmüller ein liebliches landschaftliches Bild in der Sammlung von Ansichten aus der Umgebung des Schneeberges, bei Paterno erschienen.

b) Die Spitalskirche zu Kirchberg.

c) Die Kirche zu St. Peter am Neuwald mit einem Benefiziatenhause.

d) Die St. Koronakapelle (vergl. Marian l. c. VIII. 318—319); nach der Auflassung des Klosters um 100 fl., ihr blecherner Thurm aber insbesondere um 20 fl. verkauft, und, nachdem sie so über 40 Jahre verschlossen war, 1830 wieder zum Gottesdienste geöffnet.

e) Die Kirche zu Kranichberg (vergl. Schweickhart (V. U. W. W. III. 13—14) besaß keine eigenen Ornate und Paramente, sondern wurde von der Herrschaft mit solchen versehen.

Die dermalige Pfarrkirche zu Kirchberg, an der Stelle der 1754 abgetragenen älteren Klosterkirche erbaut, so wie das von 1654—57 datirende Klostergebäude wurden am 4. Juli 1792 durch einen Brand der Dachung beraubt, 1821 aber von Baron Dietrich wieder vollkommen hergestellt. Der Hochaltar mit dem schönen Bilde, den vor einer Versammlung predigenden Apostel Jakob den Größeren vorstellend, befand sich vordem in der, seit 1787 entweihten, seit 1811 aber gänzlich abgebrochenen Frauenkirche zu Baden, von wo aus ihn die Gemeinde 1790 an sich gebracht hatte.

*) Sie hatte erst 1758 einen neuen Dachstuhl und Thurm mit Blechkuppel erhalten.

**) Auch eine spätere Abbildung des Stiftes von ungefähr 1687 soll bestehen.

***) Die von Wilder 1823 radirten 10 Bildchen, unter denen auch die oben bemerkte innere Ansicht der Ruine St. Wolfgang, bereits sehr selten und um so mehr erwähnenswerth, sind folgende: 1. Veste Sebenstein, 2. Veste Pitten, 3. Kirche zu Berchtoldsdorf, 4. Fürstengruft zu Heiligenkreuz, mit der besondern Abbildung des Grabes Friedrich des Streitbaren auf einem Blatte, 5. die Wappenwand in der Neustädter Burg und die Stirnseite der Heiligenkreuzer Stiftskirche, ebenfalls auf einem Blatte, 6. die Rotunde nächst der Othmarskirche zu Medling und 7. jene zu Petronell, beide mit Detailzeichnungen von Gesimsen, Knäufen und Füßen, 8. die Spinnerin am Kreuz bei Wien und 9. jene nächst Neustadt; 4 und 5 kopirt in einem etwa um zwei Dritttheile größeren Formate in Schmidl's Österreich (Stuttgart 1839), Erzherzogthum Österreich, Tab. XXVII und XXIX.

Zur Zeit der Aufhebung war Maria Theresia v. Gabelhofen (zu Kapua in Italien geboren, 51 Jahre alt und bereits 36 Jahre im Kloster) Oberin und Dechantin des Klosters; es lebte aber auch noch die vormalige Oberin, Anna Jakobine Edle v. Staitz, als Chorschwester im Stifte. Der übrige geistliche Personalstand zählte damals (die gedachte v. Staitz mitgerechnet) 17 Chorschwestern, darunter mehre adelige aus den Häusern de Ben, v. Hockhe, v. Klingerau, v. Wallenfels und v. Wankelsperg, 5 Novizinen, darunter eine Chornovizin und 7 Laienschwestern.

Beichtvater war ein regulirter Chorherr vom Stifte Vorau; dem Pfarrer und zugleich Dechanten waren zwei Kapläne beigegeben.

Nach der Auflassung des Klosters blieben 6 Ernonnen, ihres hohen Alters und ihrer Gebrechlichkeit wegen, zu Kirchberg in weltlicher Versorgung; eine Chorfrau ging in das Elisabethinerkloster zu Wien; die übrigen zerstreuten sich theils in die Nähe wie nach Feistritz, nach Neustadt, Brunn am Steinfeld, Maria-Schutz nächst Schottwien, Neunkirchen, theils reisten sie nach Steiermark, um in Vorau, Kirchbach, Thalberg, Fischbach, Hartberg, Prank, Pöls, drei aber, um in Egenburg V. O. M. B. den Rest ihrer Tage zu verleben.

Die Effekten des Klosters wurden im Oktober 1789 veräußert, die Bücher (in vier Verschlägen eingepackt), daselbe nicht verkauft werden durften, an die Wiener Universität eingesendet.

Von den mit andern Schriften in zwei Kästen vorhanden gewesenen Urkunden sind die Stiftsbriefe ausgeschieden, die übrigen „fast unleserlich alten Schriften" aber vorläufig in den Kästen versiegelt, und dann dem wirklichen Hofrathe Ferdinand Georg Edlen v. Mitis überlassen worden, welcher, laut Kauf- und Verkaufkontraktes, dd° 23. April 1790, das dem Religionsfonde gehörige Gut Kirchberg am Wechsel (unter der Einlage: Gut Sachsenbrunn, Pfarrkirche zu Kirchbach am Wechsel, Pfarramts- und Wolfgang-Zäch im V. U. W. W.) sammt allen zugehörigen Unterthanen, Herrlichkeiten und Gerechtsamen um 20,406 fl. 40 kr. angekauft hatte. Da von diesen Dokumenten nur die vermeintlichen Stiftsbriefe an das sogenannte Klosterrathsarchiv abgegeben wurden (viele abgedruckt in Pez und Hueber's Codex dipl. ep. I. 298, 299, II. 118—120, 200, III. 393—395, und in Cäsar's Ann. Styr. II. 296 und III.), die übrigen aber in Privathände übergegangen sind, so dürfte der Abdruck des Verzeichnisses darüber, so unvollkommen und oberflächlich es auch ist, doch vielleicht von einigem Interesse sein, da es zur Erhellung der bisher noch nicht auf quellensicherem Wege behandelten Geschichte des Kirchberger Klosters wenigstens über Besitzverhältnisse u. dergl. einige Fingerzeige bietet.

1278. Das Kloster Kirchberg kauft einen Grund auf dem Kreulsberg.

1295. Das Kl. K. tauscht einen Hof zu Kirchberg an der hintern Leithen ein.

1298. Der Sekauer Bischof überläßt dem Kl. 6 ß Geldes zu Wartenstein.

1298. Der Erzbischof von Salzburg bestätiget den zwischen dem Sekauer Bischofe und dem Kl. über die 6 ß Geldes zu Wartenstein abgeschlossenen Vertrag.

1399 und 1404. Verschreibung an das Kl. in Betreff einiger Dienste von verschiedenen Gütern und Gülten sammt dazu gehörigen Kaufbriefen von dem Hofe zu Graßberg, einer Hofstatt zu Altendorf, einer zu Fletzen und Würmlach.

1306. Schenkung zweier Höfe an der Haselleithen an das Kl.

1308. Das Kl. kauft einen Bergrechts- und Hühnerdienst zu Stuppach am Silberberg.

1335. Schenkbrief an das Kl. betreffend den Hof an der Haselleither und den Hof zu Molfritz.

1341. Gabbrief an das Kl. wegen eines Bergrechts zu Übelsberg.

1343. Herzog Albrecht von Österreich bewilliget dem Kl. die mauthfreie Zufuhr von jährlichen 60 Fuder Salz (vergl. auch Marian l. c. VIII. 313 — fehlt in den Regesten des Fürsten Lichnowsky).

1344. Dem Kl. wird ein Bergrecht zu Glocknitz versetzt.

1349. Dem Kl. wird die Befugniß eingeräumt, das benöthigte Brennholz aus dem Ober- (Otters) Berg zu beziehen.

1350. Pfarre Kirchberg kauft eine Gülte auf dem Grieß.

1350. Zu Gunsten des Kl. wird auf das Bergrecht von einem Weingarten verzichtet.

1351. An das Kloster wird ein Hof zu Obertennich vergabt.

1351. Das Kl. kauft ein Bergrecht zu Räckleins.

1354. Der Pfarrer zu Kirchberg kauft einen Gelddienst auf einem Gute hinter dem Moder von 9 Schilling 7 Den. Wiener Pfennig.

1356. Derselbe kauft einen Weingarten zu Stuppach.

1358. Derselbe kauft einen Weingarten am Pfuder gelegen.

1362. Das Kl. kauft den Grabenhof bei Kirchberg um 53 ß Den

1365. Das Kl. kauft ein Bergrecht auf Gütern in der Hainfelder, Michelpecker und St. Veiter Pfarr dann zu Wilhelmberg (sic).

1366. Dasselbe kauft ein Bergrecht am Grasberg und zu St. Valentin.

1368. Dasselbe kauft eine Brandstatt im Markte Kirchberg.

1371. „Verschreibung an das Kl. denen Leuthen auf ihrem Hofe zu Mollfritz in Hespecher Pfarr die Viehweide und Holzsammlung auf dem Grunde der Hespecher Herrschaft gegen einen bestimmten Dienst genießen zu lassen."

1396. Versatzbrief über einen Hof zu Kirchberg.

1396. Versatzbrief über einen dem Kl. unterthänigen Hof, neben dem Grabenhof.

1402. Das Kl. kauft ein Haus bei dem Grabenhofe.

1404. Vertrag wegen des Opfergeldes bei der St. Wolfgangskapelle in der Kirchberger Pfarre.

1406. Verkauf eines dem Pfarrer zu Kirchberg dienstbaren Hofes auf dem Pühl.

1411. Pfarrer Kirchberg kauft verschiedene in der Pfarre befindliche Güter und Zinsen.

1413. Kaufbrief wegen eines Hofes zu Kirchberg an der Tratten.

1417. Verkauf einer Mühle zu Kirchberg.

1417. Die Kirchenzechmeister zu St. Wolfgang kaufen einen dem Kl. dienstbaren Acker zu Kirchberg unter dem Lienberg.

1422. Das Kl. kauft einen Gelddienst von verschiedenen Gründen an dem neuen Wald (Neuwald).

1426. Pfarre Kirchberg kauft verschiedene Güter und Gülten in verschiedenen Pfarren.

1428. Verkauf eines Hofes in Markersdorf zur Meßstiftung bei der Pfarre Kirchberg.

1431. Ausfachbrief (sic) über die Freiung zu Kirchberg zweimal des Jahres.

1431. Pfarrer zu Kirchberg kauft einen Hof sammt Zugehör zu Potschach.

1433. Derselbe kauft einen Weingarten am Pfuder.

1436. Das Kl. kauft einen Weingarten zu Glocknitz.

1436. Verkauf eines dem Kl. dienstbaren Hofes zu Sommersberg.

1438. Das Kl. kauft einen Weingarten zu Räcklein.

1438. Pfarre Kirchberg kauft einen Gelddienst von verschiedenen Gülten und Gründen zu Potschach und Lienberg.

1449. Befreiung eines Hofes, genannt der Sarenbrunn.

1460. Das Kloster kauft einen halben Weingarten bei Ödenburg in Ungarn.

1462. Dasselbe kauft ein Bergrecht auf einem Hofe zu Kirchberg.

1463. Urkunde in Betreff des vom Erzbischofe von Salzburg an das Kl. überlassenen jus praesentandi.

1469. Verkauf der zu Kirchberg bei der Steinmühle gelegenen und dem Kl. dienstbaren Badstube.

1471. St. Wolfgangskapelle kauft ein Bergrecht zu Jetzlmannsdorf.

1476. Dieselbe kauft den Peuschinghof in der Püttenau.

1495. Pfarrer zu Kirchberg kauft drei Holden im Ober- (Otter-) Thal.

1500. Derselbe kauft einige Gülten der Pfarre Kirchberg.

1504. Vertrag zwischen dem Pfarrer zu Kirchberg und dem Zechprobst der St. Jakobs- und St. Wolfgangzeche, den Opferwein betreffend.

1505. Das Kl. kauft den Buchnerhof.

1507. Dasselbe kauft eine Hofstatt in der Au zwischen Kirchberg und Feistritz.

1581. Pfarrer zu Kirchberg kauft weitere drei Holden im Oberthal (sieh 1495).

1522. Freiung des Siedlhofes bei Kirchberg.

1533. Kaufbrief wegen eines Gartens oder Ackers auf dem Grieß.

1543. Lehenbrief über einige Güter zu Sarenbrunn.

1544. Lehenbrief über die Güter zu Sarenbruun.

1545. Handbuch über die Einnahme des Kl.

1545 und 1551. Zwei Urbarbücher.

1547. Kaufbrief wegen einer Mühle sammt zwei Gärten zum Kl. dienstbar.

1547 und 1631. Zwei Grundbücher.

1548. Verkauf des bei Kirchberg gelegenen Sitzes Sarenbrunn.

1552. Hauskaufbrief den Georg Schorz betreffend.

1552. Kaufbrief um ein Überländ, „in Veit" genannt, zur Kirchberger Pfarre gehörig.

1562. Urkunde, die Reformation des Kl. K. betreffend.

1567. Verkauf eines dem Kl. K. dienstbaren, zu Lißling gelegenen Hauses.

1568. Instruktion für das Kl. K.

1576. Verkauf des Gutes Sarenbrunn an Mathias v. Wurmbrand.

1570. Urbar des Edelsitzes zu Sarenbrunn.

1570. Verhandlung mit den Viertleuthen und dem Zechmeister St. Jakobs-Pfarre zu Kirchberg, betreffend die Herausgabe des St. Ursula-Stiftsbaches.

1570 und 1637. Auffandung, den Freihof zu Sarenbrunn betreffend.

1571. Kaufbrief wegen einer Hofstatt am Molzegg in der Kirchberger Pfarre.

1571. Tauschbrief über das Zechhaus zu Kirchberg.

1571. Tauschbrief bezüglich des Hauses „in der Gestetten" in der Pfarre Kirchberg.

1571. Abschrift eines Kaufbriefes um den Freihof und die Mühle zu Preitenau sammt zugehörigen Acker.

1573. Kaufbrief wegen des Kreuzgartens zu Kirchberg.

1575. Urbar über die zur St. Jakobs-Pfarre und Wolfgangskapelle gehörigen Überländ-Grundstücke.

1579. Das Kl. kauft einen Weingarten in Wiesern bei Ödenburg.

1579. Kirchberger Panthaiding (ein zweiter ohne Datum).

1581. 1658. Akten, betreffend die Steuerausstände der St. Wolfgangszeche zu Kirchberg.

1582. Hauskaufbrief den Johann Schändl betreffend.

1588. Kaufbrief wegen einer Fleischbank zu Kirchberg.

1588. Das Kl. kauft einen Weingarten unter der Herrschaft Ödenburg in Ungarn.

1590. Hauskaufbrief, betreffend den Georg Schopfs um eins Walchstampfe zu Kirchberg.

1592. Das Kl. verkauft die zweite Hälfte des bei Kirchberg gelegenen Gutes Sarenbtunn sammt Zugehör an den Edlen Kaspar Wurmbrand.

1596. Verkauf des Gutes und Schlosses zu Sarenbrunn.

1607. Verkauf des Leibguts in Kirchberg.

1607. Kaufbrief wegen eines Hausgrundes zu Feistritz.

1615. Kaufbrief um einen Garten zu Kirchberg, den Georg Penkhofer betreffend.

1600. Kaufbrief wegen eines Weingartens am Leithaberg „in Döllern."

1622. Auffandung über einen Weingarten „im Engelmayr" gelegen.

1625. Rekurs des Pfarrers zu Pottschach über ein zur St. Jakobi-Pfarrkirche gehöriges Haus.

1629 und 1674. Zwei Bergrechtsbüchel über Würfla.

1631 und 1637. Kaufbrief das Gut Sarenbrunn betreffend.

1632. Verkauf des Gutes Sarenbrunn betreffend.

1634. Kaufbrief die Freimühle zu Preitenau sammt zugehörigen Dokumenten.

1634. Abschrift des Kaufbriefes wegen eines Freihofes und einer Mühle zu Preitenau.

1637. Das Kl. K. kauft das Gut Sarenbrunn sammt Zugehör.

1642. Des Kl. K. Bericht auf die 24 Artikl der Herrschaft Kranichberg, wegen der Marktfreiheit zu Kirchberg.

1646. Vidimirte Abschrift der zu Kirchberg hangenden Tafel, wann die Pfarre sei erbaut worden.

1649. Das Kl. kauft ein Bergrecht im Stuppachgraben.

1649. Verzeichniß in Betreff des Bergrechts zu Glocnitz.

1652. Original-Vergleich zwischen Christof Scherzer an dem Kayserhof und Andrä Magerl, Trenbergischen Unterthan auf der Trettmühl, in Betreff der Wehre zu Pütten.

1654. Schenkbrief über ein Achtel Weingarten zu Potschach im Gflutter.

1657. Auffandung über einen Garten und drei Äcker zu Naitspach.

1662. Auffandung über einen Acker am Diepoltsberg zu Neunkirchen.

1674. Kaufbrief, den von der n. ö. Landschaft für das Kl. und an dem dem Kl. gehörigen Orten erkauften Taz betreffend.

1675. Inventar über den, nach dem Ableben der Priorin Jakobine vorgefundenen Kirchenschatz.

1679. Vergleich zwischen dem Kl. K. und dem Stifte Voran, wegen eines „Wiesenörtls."

1682. Abschrift des Vergleiches zwischen dem Kl. K. und Dr. Wernet, wegen Rainsteinsetzung.

1682. Lehenbrief über die zur Pfarre Kirchberg geschenkte Stampfwiese.

1685. Zession über 4 Joch Äcker am Diepoltsberg.

1693. Landschaftsbrief über das dem Kl. K. (St. Jakob) bei ihrer Einlage bei Kirchberg und Sarenbrunn verkaufte Steuerdrittl (sic).

1713. Kaufbrief wegen eines Überland-Weingartens im Weikersdorfer Gebirge.

1731. Verzeichniß in Betreff des Abfahrtsgeldes über das von der Kuthamerin dem Cölestinerkloster zu Steier und der Kl. K. übergebene Haus zu Medling.

1729. Das Kl. restirt an Zechentbestand zur Herrschaft Wartenstein.

1730 und 1745. Verzeichniß über den Steuerrückstand nach Medling.

1732. Kaufbrief über den für das Kl. K. verkauften Taz zu Sarenbrunn.

1738 und 1772. Grundbuchsextrakt in Betreff dessen, was das Kl. K. der Herrschaft Medling schuldet.

1747. Baukostenverzeichniß über die abgebrannte Hofmühle.

1766. Verzeichniß der Unkosten bei der Weinlese in Ungarn.

1770. Anschlag über das Klosterhaus und den Weingarten zu Medling. (Ohne Unterschrift.)

1771. Verzeichniß der Unkosten bei der Weinlese in Medling.

1773. Konsignation über die bei dem Medlinger Hauskaufe gemachten Zahlungen sammt Quittungen.

Verlassenschafts-Akten.

1647. Verlassenschafts-Abhandlung nach dem verstorbenen n. ö. Regierungskanzler Karl Perger.

1651. Testament der Gräfin Maria Maximiliana v. Hardegg.

1691 — 1708. Vermächtnisse zum Kl. K.

1707. Inventar des Johann Christof Holzbergers, mittels welchen den Klosterfrauen zu Kirchberg das Holz gestiftet wurde.

1711. Inventar über die Verlassenschaft des Johann Ebner, gewesenen Pfarrers zu Kirchberg.

1733. Theilibell der Freiin von Geuns.

1760. Testament des Ignaz Kielnhofer, Dechanten und Pfarrers zu Kirchberg.

43. Prozesse

aus dem 16. 17. und 18. Jahrhundert; darunter:

1479. Spruchbrief zu Gunsten des Kl. K. über eine allda befindliche Badstube.

1597. Spruchbrief in causa der Priorin zu Kirchberg contra Freiherrn v. Rottal, wegen Gewaltthätigkeiten bei der Koronakirche.

1619. Vergleich des Kl. K. mit der Gräfin v. Geyersberg puncto Öde im „Kainthal."

Außerdem Kloster- und Kirchenrechnungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert; darunter die Kirchenrechnung über die Pfarrkirche zu Kirchberg und St. Wolfgangskapelle am Lienberg von J. 1694.

In der Kanzlei des Stifts-Hofmeisters wurden insbesondere aufbewahrt:

1615. 1622. Grundbücher von gesammten Unterthanen und Überländen des Kl.

1695. Straf-, Wandel- und Vergleichsbuch.

1686. Kauf-, Schatz-, Geburts- und Heiratsbriefs-Protokoll.

1680. 1707. Gewährbuch über Würflach dann Werth von Äckern.

Zehentbücher über Otterthal 1702, Kaßleithen 1710, Neuwald 1711 u. s. w.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. M. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommern.

Oesterreichische Blätter

für

Literatur und Kunst.

Wien, 12. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 70.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Erul: Konversationslexikon für bildende Kunst. I. Bd. — Passy: Über Kirchengesang und Kirchenmusik. — Valentinelli: Die Biblitohek des Seminariums in Padua. (Fortsetzung.)

Konversationslexikon für bildende Kunst. Erster Band (1—8. Lieferung, den Buchstaben A umfassend, von A bis Azzahra). Leipzig, Romberg's Verlag. 1843. gr. 8. 648 S. Das Ganze auf 48 Lieferungen (6 Bände) mit über 3000 eingedruckten Holzschnitten berechnet; jede Lieferung zu ⅓ Thlr. pr. Kour.

Wie in unseren Tagen die bürgerliche Gesellschaft sich gestaltete, bildet Kunst einen wichtigen, kaum mehr entbehrlichen Pfeiler ihres Bestandes: so groß ist die Zahl der Menschen, die auf ihrem weit ausgedehnten, überall hin verzweigten und eingreifenden Gebiete Beschäftigung und Lebensunterhalt finden; so sehr ist die leichtere Leitbarkeit und Verständigung der Völker, durch die Empfänglichkeit für ihren sanften und einschmeichelnden, aber deshalb nicht weniger mächtigen Einfluß bedingt.

Über Kunst wahre, erschöpfende und zwar zu praktischer Anwendbarkeit geeignete Ansichten in jedem Augenblicke verfügbar zu haben, zeigt sich daher in dem Maße von Belange, als es z. B. unmöglich ist, das gegenwärtige, so reich ausgebildete, gesellschaftliche Gebäude wieder in die engen Grenzen der mittelalterlichen, rohen Armseligkeit zurückversetzen zu wollen. Es bedurfte Jahrhunderte, bis die einfachen, für kurze Küstenfahrten bestimmten Segelschiffe zu den heutigen stolzen Dreideckern heranwuchsen, die Provinzen in ihrem Innern bergen und sicher über das Weltmeer verpflanzen mögen; aber wer könnte jetzt ungestraft von der erreichten Vollkommenheit keine Kenntniß nehmen, und sich etwa mit dem begnügen wollen, was damals hinreichte, wo der Bau eines Schiffes mit sogenanntem lateinischen Segel das Ziel des Strebens war?

Ein Werk demnach, das sich ankündet, Jedem zugänglich, als Wörterbuch den ganzen in den Bereich der bildenden Kunst gehörigen Stoff, nach dessen einzelnen Bestandtheilen gesondert, in leicht verständlicher, anziehender Behandlung (deshalb Konversations-Lexikon) darlegen zu wollen, in der Art, daß eingeschaltete Abbildungen (Holzstiche) da zu Hilfe kommen, wo das bloße Wort zur anschaulichen Darstellung nicht hinreicht, kann nur auf das günstigste Vorurtheil und zugleich auf die freundlichste Aufnahme rechnen, und so begrüßen wir das vorliegende Unternehmen.

Der ganze Gegenstand ist darin nach folgenden Hauptrichtungen aufgefaßt: Geschichte der Kunst, „wie sie bei den verschiedenen Völkern sich gestaltet, von welchen Anfängen sie ausgegangen, was für Bedingungen der Nationalität, der Religion, der Sitten und des Klima's, der Handelsverbindungen oder der Vermischung mit andern Völkern vortheilhaft oder nachtheilig auf sie eingewirkt" u. s. w. Topografie der Kunst „in gedrängten Nachweisungen über Städte, in welchen die Künste vorzüglich blühten oder blühen, so wie über Orte, in welchen berühmte Baudenkmale, merkwürdige Ruinen u. s. w. vorhanden sind." Denkmäler „des Alterthums bis auf die neuere Zeit." Biografien „der berühmtesten Künstler von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Abbildungen ihrer berühmtesten Werke." Geschichte, Mythologie, Legende, Ästhetik, Technik „in so weit als dieselbe für ein tieferes Verständniß der Kunstgegenstände sich als unentbehrlich herausstellt." Hilfswissenschaften.

Indem wir nun daran sind von dem wirklich Geleisteten nähere Nachricht zu geben, wiederholen wir, nach aufmerksamer Durchsicht des Bandes, unsere volle Achtung vor dem Unternehmen, glauben jedoch, daß eine große Vervollkommnung desselben Statt haben könnte und werden dieses in unseren Bemerkungen mit Freimuth, den wir weit von aller Anmaßung entfernt glauben, darlegen.

Vor Allem glaubten wir in der Fassung des Ganzen jene ernste, sich schon in der Wahl der Ausdrücke verkündende Würde häufig zu vermissen, welche die nothwendige Grundlage jeder wissenschaftlichen Behandlung zu bilden hat. So ist z. B. vortrefflich der Artikel Abencerragen aufgenommen, ein Stoff ganz geeignet Dichter wie Künstler zu den reizendsten Schilderungen zu entzücken; wie störend ist da nun eine Darstellungsweise wie die folgende: „Dazu kam, daß einer der Abencerragen in entflammter Liebe zu Zoraide — seinen politischen Haß vergaß. Bei stiller Mondnacht erkletterte er den rothen Pallast, um wenigstens noch einen Liebesakt mit

seiner Heißgeliebten zu vollziehen. Der kecke Streich u. s. w." So Absalom. Der ganze Artikel ist wohl weitläufiger gehalten als nöthig wäre, aber Sätze, wie: „und beschlief den Harem seines Vaters, um so seine Ansprüche auf den Thron noch zu befestigen," waren gewiß zu vermeiden. So **Acca Larentia**: „Nach dieser nämlich war sie eine ausschweifende, buhlerische Frau und dem König Ancus, die unter andern auch dem Herkules dereinst in seinem Tempel ihre Reize zu kosten gab." So Achelous: „Dejanire, weithin durch ihre bezaubernde Schönheit berühmt, lockte manchen Freier herbei, der gern ihre Reize in zärtlichen Besitz genommen hätte, wenn sie ihm zu Willen gewesen wäre. So Ahalja: „war ein Mädchen von so brillanter Schönheit, daß sich der Sonnengott Indra in sie verliebte. Um seinen Zweck zu erreichen, mußte er die Gestalt ihres Gemals, eines Priesters oder beschaulichen Brahmanen annehmen. — Aber der Brahmane entdeckte, als er sich recht beschaute, sein Hörnerthum und vermaledeite" u. s. w.

Was soll Künstlern oder Kunstfreunden aus Alltäglichkeiten zu Gute kommen, wie z. B. unter Abu Jahja. „Als sein Gründer gefragt wurde, warum es ihm, der solch eine Aversion gegen die Kordovanen hätte, so viel Vergnügen mache, diesen Pallast zu bauen, antwortete er, er wisse recht wohl, wie bald ein Herrscher vergessen würde, und daß man ihn nach seiner Entfernung nicht mehr estimire, er wünsche daher an einem Platze zu leben, der sein Andenken erhalte, ihnen zum Trotze." Oder unter Sestos: „Das historische Liebeswagstück Leander's, durch die reizende Meerenge von Abydos nach Sestos zu seiner Hero zu schwimmen, reizte bekanntlich Lord Byron dieselbe Schwimmpartie durch den Hellespont zu versuchen, was ihm auch ohne eine Hero so glücklich gelang, daß der Dichter den Ruhm einer poetischen That davontrug; statt einer Hero empfing ihn das Fieber." In der Art würden wir allenfalls in einer Sammlung von Witzfunken, wo allerlei unterlaufen kann, aber gewiß nicht an diesem Orte, mit solcher Genauigkeit sogar in Angabe des glücklichen Urhebers, einen Scherz wie folgenden, unter Adam, zu finden geglaubt haben: „Wenn aber die Bibel den zweiten Menschen, die Eva, aus einer Rippe des Mannes bilden läßt, so gibt dies ein unbegreifliches Bild der Weibesschöpfung, aus dem nur der Humor etwas machen kann, wie denn ein Fysiker und Dichter, Dr. Mises, sehr hübsch bemerkt, daß Eva das schönste Kotelett sein müsse, da der Herrgott das beste Rippenstück dazu nahm."

Und diese rücksichtslose Sorglosigkeit drängt sich dann überhaupt so leicht an die Stelle ernsterer Behandlung und gibt Wortschwall statt Sachgehalt. So unter Affekt: „Die Affekte und die verschiedenen Grade der Affekte darzustellen, ist eine Hauptanforderung an den Künstler. Er muß daher vorzugsweise dieselben mit ihren Äußerungen zum Gegenstande seiner Studien machen. Doch das Studium allein, wenn sich mit demselben nicht eine richtige Auffassungsgabe und kunst- und naturgerechte Ausführung vereint, wird dem Künstler noch wenig nützen. Es wird ihm wohl hinreichend Stoff bieten, aber in der Form wird er dennoch fehlen." Dies ist denn doch wirklich trostlos! Und doch nicht schlimmer, als was unter Augenmaß vom Zeichnen vorkömmt. „Ein Mann, der sonst nicht viel um Kunst sich kümmerte, hatte einmal den guten Einfall zu sagen: Zeichnen heiße: recht sehen, das heißt denn doch in noch praktischerem Deutsch Augenmaß haben." Recht sehen oder Augenmaß haben ist allerdings eine Bedingung des richtigen Zeichnens; aber Zeichnen ist ja die Darstellung des Gesehenen, und folglich ist mit dem bloßen Sehen nicht Alles erschöpft. Als eben so unbegreiflich heben wir das unmittelbar Folgende heraus: „Um feines Augenmaß zu erlangen, mußten die Schüler in der klassischen Zeit der Griechen die Kunst der Zeichnung auf Tafeln von Buchsbaum üben, wobei, welches Instruments man auch sich bedienen mochte, offenbar Alles auf Sicherheit der Hand und Feinheit der Striche ankam" und um Richtigkeit also handelte es sich gar nicht? Und in diesem nichtssagenden Tone geht es durch den ganzen Artikel.

Adel: „Die Darstellung des Adels — bestand auf römischen Münzen darin, daß ein Mann einen Spieß und eine kleine Bildsäule in den Händen trägt," unrichtig, da es eine weibliche stehende Gestalt mit dem langen Szepterstabe in der Linken, und dem kleinen Figürchen der Viktoria oder Vesta auf der erhobenen Rechten ist, wie ein Blick in Eckhel's **Doctrina Num. vet. NOBILITAS** im Inder des achten Bandes belehrt. Darauf folgt: „Eine allgemeine Figur für den mittelalterlichen Adel ist, in Deutschland wenigstens, nicht gang und gäbe geworden — — heute müßte die Kunst, wollte sie eine allgemeine Figur für den Adel aufstellen, zwischen Geburts- und Briefadel scheiden, und könnte jenen vielleicht als Geharnischten unter einer ganz mit Schilden behangenen Eiche, diesen aber als moderne Galafigur mit besternter Brust und dem Nobilitirungsbrief in der Hand darstellen." Das ist Karrikatur, und zu bedauern der Kunstfreund oder Künstler, der nach solchen Ansichten sein Urtheil bilden wollte. Ist Erhebung in den Adelstand nicht eine Folge vorausgegangenen Verdienstes? Wie denn, wenn ein Militär wegen einer ausgezeichneten Waffenthat geadelt wird, die den Stolz des Landes bildet, hätte der nicht Anspruch auf den Geharnischten? Wo ehemals Könige ihre verdienten Krieger mit Stücken Landes betheilten, ist jetzt briefliche Adelserhebung eingetreten, ohne daß ein dergestalt Betheiligter deshalb zur „modernen Galafigur" zu werden brauchte, ohne aber deshalb auch immer die „Brust besternt" zu haben.

Amulius ist ein merkwürdiges Beispiel, wozu, bei solcher Art von Auffassung, die einfachsten Darstellungen ausarten. Plinius (XXXV. 10) hat von einem Maler seiner Zeit folgende gedrängte Schilderung: **Fuit et nuper gravis ac severus, idemque floridus, humilis rei pictor Amulius. Hujus erat Minerva, spectantem aspectans, quacunque aspiceretur. Paucis diei horis pingebat, id quoque cum gravitate, quod semper togatus, quanquam in machinis. Carcer ejus artis domus aurea fuit, et ideo non extant exempla alia magnopere.** „So heißt einer der berühmtesten altrömischen Maler. — Plinius, der diesen Künstler einen Meister in der Verkürzung nennt, erzählt, daß sich Amulius der lebhaf-

testen und kostbarsten Farben bediente — doch schreibt dieser Autor von einer bewundernswerthen Minerva, welche dem Anschauenden, wie derselbe auch sich wenden und stehen mochte, das stierende Auge zeigte. Plinius nennt seinen Zeitgenossen Amulius einen gesetzten, ernsten Mann und in niedrigen Gegenständen blühenden Maler, derselbe habe — immer mit einer gewissen Gravität gemalt, denn er sei selbst mitten unter seinen Malergeräthschaften immer in der Toga geleidet gewesen. Das goldene Haus — war ihm fast ein Gefängniß" u. s. w.

Aper: „Eber. — Das Wildschwein war ein Leibgericht der Römer. Die Sitte ganze Eber in ungeheuren Schüsseln — auf die Tafel zu setzen, brachte P. Servilius Rullus auf" — wie kömmt das in ein Lexikon für bild. Kunst? und der Umstand, daß der Eber als Anzeichen der winterlichen Jahrszeit auf Kunstwerken erscheint, der wird nicht angegeben.

Antonius Markus. Die römischen Silbermünzen mit seinem Kopfe werden gar nicht angeführt; aber was soll eine Beschreibung wie die folgende in einem für Kunstbildung bestimmten Werke: Antonin's Profil zeugt von keinem Antinous. — — Dabei trug er struppiges Haar, das ihm wie ein Wollsack im Nacken hing, — eine mächtige Stirnrunzel ballte sich, dick und niedergezogen, hart von der Nase — — dabei hatte Antonius einen fabelhaft starken Hals. Übrigens trug er „keinerlei Bart" und wenn das ganze Übrige Verzerrung ist, so reicht ein Blick in Eckhels **Doctrina** hin um die Unrichtigkeit des Letzten zu sehen.

Da finden wir, daß: Agrippa, „selbst den Kloaken seine Aufmerksamkeit zuwandte, indem er die Purgirung derselben — zu Stande brachte;" „mit Statuen ornirte Kapellen;" „daß erst Apollodorus" die Farben zum wirksamen Schießpulver der Maler machte;" daß Ochus „den Apis ehrlich schlachten ließ; einen Henker, welcher dekollirt;" Winde, die ihr Blasegeschäft üben n. s. w. in unzähligen ähnlichen Beispielen.

Mit sehr richtiger, anerkennenswerthen Beurtheilung sind, zum Verständnisse der Werke der großen Künstler des Mittelalters, und um den gegenwärtigen zu ähnlichen Leistungen Stoff zu bieten, die Lebensbeschreibungen der Heiligen und die Legenden auch aufgenommen, und bilden eine reiche Folge von Abschnitten. Wie stimmt nun zu solchem Zwecke eine Auffassung, wie wir sie z. B. unter Anachoreten finden, einem, von den ersten Meistern der Kunst, wir dürfen ja wohl nur auf Dominichino's heil. Hieronymus hinweisen, so häufig und mit so tiefer Empfindung behandelten Gegenstande? Und doch erscheint, wenige Blätter weiter, unter Antonius Erem. schon eine viel menschlichere Ansicht. Wozu soll nun eine Schilderung, die nur Tollheit und Fressen gleich dem Viehe kennt? Dem Kunstfreund hilft sie nicht den inneren Gehalt der von ihm bewunderten Werke zu enthüllen, und eben so wenig vermag sie einen Künstler zu begeistern! Hätte diese merkwürdige Erscheinung nicht verdient tiefer gefaßt zu werden? Hat denn nicht der tiefe Orient, und zwar seit den frühesten Jahrhunderten der Menschheit schon seine Einsiedler? Hat es denn so gar nichts Erhebendes, wenn unter Verhältnissen, wo Alles nur den Befürchtungen für eine Störung der äußeren Sinnesgenüsse lebte, ein Mann sich aufrafft, und das ganze Leben seinen höheren Überzeugungen unterordnet? Das ist ja doch die Seite, von welcher allein Kunstschilderungen solcher Art ansprechen und ihren Werth erhalten. Wird die Schweiz ihren verehrungswürdigen Nik. von der Flüe, den Bruder Klaus, so leicht aufgeben wollen? Kann es eine großartigere Erscheinung geben als jenen Anachoreten, zu dem, nach Ägypten die Sage dringt von dem Unglücke, von der Verweisung der Christen in den römischen Donauprovinzen seit dem verheerenden Völkerzuge Attila's; der sich aufmacht und nach diesen Ländern wandert, der, während von der Staatsregierung von Italien aus nichts für die dortigen römischen Bevölkerungen geschieht, rein auf seine höhere moralische Würde gestützt, auftritt, die zertreuten Gemeinden sammelt, tröstet, ordnet, an allen den rohen kleinen Höfen der barbarischen Könige eine verehrte, überall vermittelnde, besänftigende Erscheinung ist, und seinen Schülern nur den einzigen Auftrag hinterläßt, wenn die letzten christlichen Überreste, vor der nicht mehr zurückzuhaltenden Flut immer neuer roher Völkerschaften, sich über die Gebirge zurückretten würden, nach dem Innern Italiens, seine Leiche aus dem zur Einöde werdenden Lande, nach dem heil. Boden Italiens mit sich zu nehmen! — Man könnte Österreichs Künstlern den Vorwurf machen diese moralische Größe noch gar nicht gefeiert zu haben, und einem herrlichen Stifte Österreichs, daß es in dem Orte, der den Mittelpunkt der Wirksamkeit des hohen Mannes bildete, und der dessen Besitzthum ist, daß es in Heiligenstadt dem Apostel Österreichs, dem heil. Severin, keine Statue gesetzt hat!

Ein Handwörterbuch ist gewiß nicht der Ort um Streitfragen durchzuführen, aber das kann man mit Recht erwarten, darin die Hauptbeziehungen des Gegenstandes, wenn auch nur nach den äußersten Umrissen, mit Umsicht und Sicherheit angegeben zu finden. Da ist Akademie, Kunstakademien, gewiß ein Gegenstand von entschiedener Wichtigkeit, und wo klar hingestellte Ansichten von täglicher, erfolgreicher Anwendung zu sein versprechen. Wir finden den Nutzen der Kunstakademien nicht hoch angeschlagen, die Art des Unterrichts getadelt, mit den andern auch die Kosten für Baulichkeiten beanständet, das Ganze als trostlos geschildert, — und gar nichts Besseres, wenn auch nur in den Grundzügen eines angemessenen zu verfolgenden Zweckes hingestellt. „Alles Unglück der Akademien rührt daher, daß man auf diesen Schulen damit anfängt, womit man aufhören sollte — man theoretisirt erst hin und her mit den jungen Leuten, als wenn die Aufgabe wäre, das bischen Talent, was in ihnen steckt, so lange hin und her zu stoßen, bis aller Lebenskeim darin erstickt ist — dann kommt auch das wahrhaftig weder gewählte noch neue schmieren statt malen u. s. w.

Die Staaten können aber doch die ganzen Anstalten nicht fallen lassen, wozu also eine entmuthigende Herabwürdigung, die auch von dem wenigen Guten, was man denn doch wird annehmen müssen, zurückzuschrecken geeignet ist? Und da wir, selbst bei den freiesten Völkern des Alterthums, den Unterricht der Jugend unter der Leitung des Staates finden, wie sollte

es wohl kommen, daß nur die, der Ausübung der verschiedenen Kunstzweige sich widmende, in unseren Tagen so sehr zahlreiche Jugend, von öffentlichen Staatsanstalten ausgeschlossen sein sollte, ohne daß es ein Mittel gäbe, diese für sie so ersprießlich als möglich zu machen?

Der bloße längere Aufenthalt, zu künstlerischen Zwecken, in Venedig, Florenz, Rom, ja schon überhaupt in Italien, wird gewöhnlich dem Besuche einer Akademie gleich geachtet. Woher wohl, wenn es nicht ist daß dieses Land und diese Städte, durch die Masse der da an Gebäuden und Kunstwerken aller Art sich vorfindenden öffentlichen, in jedem Augenblicke Jedem zugänglichen Denkmäler, auf das Gemüth des bildungsfähigen Kunstjüngers einen so mächtigen, belebenden Eindruck ausüben? Wenn nun die Staaten an einzelnen Orten, wo sonst das Auge der Jugend kaum auf wenige Stücke gestoßen wäre, einen solchen Reichthum an Kunstwerken zum Zwecke der Bildung künstlich anhäufen, wie könnte man das anders als eine durchaus geeignete, durchaus wohlthätige Veranstaltung nennen?

Es ergibt sich da ein Grunderforderniß aller Kunstakademien, nämlich die Nothwendigkeit einer möglichst reichen Aufsammlung von Kunstwerken jeder Gattung, und, in nächster Folge, einer möglichst entsprechenden, möglichst vortheilhaften Aufstellung derselben. Wie steht es aber da mit dem Vorwurfe wegen der Ausgaben für Baulichkeiten? Weite Räume zu Gemäldegallerien, zu mit Statuen gefüllten Hallen sind ja eine natürliche, eine davon unzertrennliche Bedingung für Kunstakademien, und man dürfte nur klagen, wo sie damit in zu wenig nahe Berührung gebracht sind.

Klagen über Baulichkeiten! Und die so häufig vorherrschende ärmliche Beschränkung der, für die Studien der Künstlerjugend bestimmten, vernachläßigten Räume ist vielleicht einer der bittersten, treffendsten Vorwürfe für so manche Kunstakademien; denn wie mag ruhiger, bildender Kunstgenuß sich entwickeln in dem dadurch bedingten Durcheinander der klassischen Musterbilder, wo alle Größen und alle Epochen, wie die verschiedenartigsten Vorstellungen, sich ohne Wahl wie ohne Würde kreuzen und zugleich dem Auge aufdrängen!

Aber Akademien haben noch so wenig große Künstler hervorgebracht? Es gibt nun eben keine Anstalten, aus denen nothwendig große Männer hervorgingen! Wenn der ätherische Funke von oben fällt, dann gährt es und gedeiht. Die Zeiten schaffen sich die großen Gestalten, deren sie bedürfen, und mit so wie trotz den Akademien bahnt das entschiedene Talent sich seinen Weg. Aber es ist mit der allgemeiner gewonnenen Verbreitung eines geläuterten Geschmacks schon ein ungemeiner Vortheil erreicht, und den kann man von der Wirksamkeit der Kunstakademien mit Recht fordern, und der läßt sich sogar sicher stellen, obschon durch den Unterricht nicht mehr als durch die eben so stille als stätige und mächtige Wirkung gewählter klassischer Vorbilder; denn wie für alle Studienanstalten, wo eine einfache, aber die wahren Tiefen des Gefühls berührende, gelegenheitliche Bemerkung mehr schafft und nachhaltiger wirkt als die dickſten Vorlesehefte, so gilt auch hier der alte Erfahrungssatz, wie gezählte Lehrstunden nicht alles machen, und nicht Alles was gelernt wird, auch ausdrücklich gelehrt wurde.

Für angehende Künstler wirkt der Aufenthalt in Italien großentheils auch deshalb so günstig, weil sich ihnen dort, in so großer Zahl, die Werkstätten der älteren erprobten Meister öffnen, sie dieß schaffen, den Gedanken durch Farbe und Pinsel, oder unter dem Meißel, von Stufe zu Stufe Körper und Wirklichkeit gewinnen sehen. Diesen Vortheil möchte man auch Akademien wünschen; wünschen daß da, als Grundsatz, Werkstätten bereitet wären, in welchen es anerkannte Künstler bequem, ja bequemer als in eigener Behausung fänden zu arbeiten und jüngeren, dazu hinlänglich ausgerüsteten Nachfolgern, Zutritt zu gewähren.

Als dankens- und durchaus lobenswerth muß man es anerkennen die Kunsttopografie in den Kreis der mit Vorliebe behandelten Gegenstände aufgenommen zu sehen. Mit Bezug auf die alte Welt stand da die Wahl frei, entweder von allen Orten zu sprechen, wo die alten Schriftsteller von Denkmälern Nachricht geben, was wohl zu weit geführt haben würde: oder blos von solchen, wo noch Denkmäler sich vorfinden, und durch Reisende oder wie immer bekannt sind. Wir finden, daß man auch die antiken Münzen nicht ausschloß, ja sogar, übrigens ohne einem allgemeinen leitenden Grundsatze, von Einzelnen Abbildungen beifügte. Wir würden das nicht billigen, denn sollte etwas Vollständiges geleistet werden, so mußte das, bei der ungemeinen Ausdehnung des Gegenstandes, weit über die Grenzen des Ganzen führen, und vereinzelnte Leistungen mußten sich nutzlos verlieren. Vollends unbegreiflich muß es scheinen bei den gegebenen Münzenerklärungen die entscheidende, allgemein als Hauptwerk angenommene und auch leicht zugängliche **Doctrina num. vet.** von Eckhel, offenbar gar nicht benützt zu sehen, wodurch eine Menge ganz unerträglicher Irrthümer zum Vorschein kommen, so z. B. wenn Alexander III. dem Großen († im J. R. 430) die bekannte, und auch abgebildete Silbermünze Alexander's I. († im J. R. 291) beigelegt wird, oder wenn die schon längst ganz ins Reine gebrachten Münzen von Apollonia Illyrici, mit dem flammenden Berge und den drei Nymfen, noch nach Thrakien verwiesen und weiläufig besprochen werden; so in dem was über die Münzen von Acci, dann von Achaja, wo gerade die bezeichnenden Kupfermünzen des achäischen Bundes gar nicht erwähnt sind, von den so armseligen Münzchen Arcadius u. s. w. gesagt wird, mit gelegenheitlichen Beschreibungen wie z. B. bei Akanthos: hier auf dem Avers „hat ein Eber das Unglück vom Leuen zerrissen zu werden," was soll das für den Eber auf der Münze für ein Unglück sein? So unter Acilisches Geschlecht „unter den Acilliern müssen mehre Medizinkundige gewesen sein, denn auf den Münzen der **gens Acillia** erscheint der Kopf der **Dea Salutis**; der Revers zeigt eine Frau mit der Schlange in Händen," nämlich die **VAL etudo**, wie die beigesetzte Inschrift ausdrücklich lehrt.

Mythologie mußte nothwendigerweise einen Hauptbestandtheil des Werkes bilden, und, wohl zu weitläufig, werden da auch die mindesten Beinamen berücksichtigt; daß aber die Mythen noch ganz in der Art Banier's würden vorgetragen werden, als wenn Mythologie durch alle die umfassenden Arbeiten der neuern Zeit nicht ihre ganze Gestalt geändert hätte, war wohl nicht zu erwarten. Sagen, dem Anscheine nach ver-

wirrte geschichtliche Sagen, bilden allerdings den mythologischen Körper, aber deren eigentlicher Inhalt ist, dem bei weitem größeren Theile nach, bildliche Einkleidung höherer Ansichten von Welt und Natur, und dadurch eben werden sie für den Künstler, der ja nur durch Bild und Zeichen sprechen kann, von so ganz besonderer Bedeutung, diese Färbung aber muß auch die ganze Behandlung an sich tragen. Die Vernachlässigung der neuern Forschungen, wovon wir ein Beispiel herausheben, vermindert sehr die Verläßlichkeit der Angaben. Die bildliche Vorstellung der Zeit in ihrem ununterbrochenen Kreislaufe, unter der Gestalt des Äon bei den Alten, ist von Zorga (li bassi rilievi antichi di Roma. Roma. 1808 tom. II. p. 32 ff.) erschöpfend erläutert.

Äon erscheint in männlicher Gestalt, auf der Weltkugel stehend, mit einem Löwenkopfe (als Anspielung auf die verzehrende unwiderstehliche Macht der Zeit), um den Leib geht in vielen Windungen eine Schlange, deren Kopf oben über dem Löwenkopfe sichtbar wird (der Kreislauf der Jahrhunderte) oder sich auch in dem geöffneten Löwenmunde verliert; die Figur hat vier Flügel als Anspielung auf die vier Jahreszeiten, deren Früchte zu Zeiten darauf vorgestellt sind, oder auch die vier Elemente u. dgl. In der einen Hand hält die Figur einen in Grade abgetheilten Szepterstab, das Zeichen des festen Maßes in den Zeitabschnitten; in der andern einen Schlüssel, die Pforten des Jahres zu öffnen und zu schließen u. s. w.

Nun sehe man die Beschreibung einer solchen ähnlichen Vorstellung des Äon (S. 132): „Äon erscheint in der wunderlichsten Darstellung; man bildete ihn mit gewaltigem Kopfe und glotzenden Augen, mit rund herumlaufendem zottigen Barte, und einem Haupthaar wie bei Zeus; eine lange Figur, an der die kleinen Amorflügel hoch oben an den Schultern auffallen. — Die Figur ist — fest von einer Schlange umringelt — ohne daß der Kopf sichtbar wird, der aber wahrscheinlich in dem an der rechten Seite hervorguckenden Blatt mit traubenartiger Frucht endigt. — In der Linken hält die Figur den Zauberstab, der oben und unten beknopft ist. — Die Figur zeigt ein grimmiges Gesicht und unter der Nase läuft ein breit gezogener Ring herum, der den höllischen Mund oder vielmehr einen aufgesperrten Rachen vorstellt und mit der Nase zusammen beinahe das Bild eines tüchtigen Schlüsselgriffes gibt. Das Kinn tritt unmittelbar unter dem weit geöffneten Munde völlig rund gleich einem daran gewachsenen Apfel hervor, so daß keine Unterlippe erscheint;" wie mühselig wird da das Löwenantlitz umschrieben!

Eine erwünschte Beigabe des Werkes bilden die Holzstiche, von welchen die Mehrzahl z. B. die Äginetischen Figuren, Thorwaldsen's Alexanderzug u. s. w. vortrefflich zu nennen, und nur einzelne, wie z. B. die Figuren Agrippa's, August's, weniger sorgfältig behandelt sind; eben so zufrieden stellend ist im Ganzen die Auswahl.

Wir schließen hier, indem wir dem Werke, das sich durch Druck, Papier und die ganze Ausstattung, äußerst vortheilhaft auszeichnet, und ein ausgesprochenes Bedürfniß zu befriedigen bestimmt ist, das glücklichste Gedeihen wünschen. — Wir haben mit Offenheit das berührt, was uns mangelhaft schien, dessen gänzliche Abstellung übrigens in den folgenden Bänden durch dieselbe Kraft vollkommen verbürgt wird, die sich hier schon in einzelnen längeren, sehr verdienstlichen Artikeln, über altdeutsche Kunst u. a. m. ausspricht.

Exul in Venedig.

Ueber Kirchengesang und Kirchenmusik.

Zweiter Artikel. *)

Wie in Poesie und Malerei, der heilige, Gott geweihte Bezirk dem Menschen in dieser Beziehung der ehrwürdigste sein muß: so wird und ward die geistliche Musik, nach dem Gegenstande zu urtheilen, immer und überall als die edelste und höchste angesehen. Die Geschichte dieser drei Künste entfaltet das rührende Schauspiel, wie sie von ganz verschiedenen Seiten die Himmelsburg bestürmen, wie sie mit kühnem Wetteifer unter einander kämpfen, dem Throne Gottes näher zu kommen. Wohl aber mögen Dicht- und Malerkunst ihre dritte Schwester für die allerdreisteste und verwegenste im Lobe Gottes achten, weil sie in einer fremden unübersetzbaren Sprache, mit lautem Schalle, in heftiger Bewegung, mit harmonischer Vereinigung einer großen Schar lebendiger Wesen, von himmlischen Dingen zu sprechen wagt. Und nicht auf einerlei Art spricht die heilige Musik, von den Dingen des Himmels, sie hat ihre Freude daran, Gott auf ganz verschiedene Weise zu loben; und jede Art, wenn ihre Bedeutung nur klar und würdevoll hervortritt, ist ein Balsam, für das von den Disharmonien des Erdenlebens zerrissene Menschenherz. — „Bald," sagt Joseph Berchlinger in den bekannten, von Tieck herausgegebenen musikalischen Aufsätzen, „geht sie in munteren fröhlichen Tönen daher, und lobt Gott, wie Kinder thun, die ihrem guten Vater an seinem Feste einen dramatischen Aktus halten, da sich denn Jener gefallen läßt, daß sie Ihm Dank und Jubel mit kindlicher Munterkeit vorträgt, und dankend zugleich eine Probe ihrer Geschicklichkeit und erlangten Fertigkeit ablegt; sie erhebt sich zu Gott, bald auf flatternden Schmetterlingsflügeln, bald auf breiten Adlersschwingen; sie schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher, oder rollt feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie majestätischer Donner im Gebirg." In der heiligen Charwoche scheint ihr Muth zu dreister Erhebung zum Höchsten zu sinken. — Wehmüthige Sehnsucht nach den Gütern der reinen Engel, durchzieht jene alte choralmäßige Kirchenmusik des ewigen „Miserere," dessen tiefe, langsame Töne, gleich sündenbeladenen Pilgern, das verhüllte Kreuz umziehn. Die bußfertigen Threni des Klagpropheten, ruhen auf denselben Akkorden; langsam nur getraut sich der Sang die benachbarten zu ergreifen, auch der allereinfachste, wälzt in diesem schweren gewichtigen Fortgange das Gemüth um, und die leise vordringende Gewalt der Töne durchzuckt mit bangen Schauern die Seele, und erschöpft den letzten Athem des gespannten Herzens. Von einem tiefen Grundton, wie von einem gerührten Gewissen festgehalten, windet sich büßende Demuth in mannigfach verschlungenen Beugungen herum, der Gesang kann sich von der schönen Sprache

*) Vergleiche Nr. 33 dieser Blätter.

und Übung der Buße nicht trennen, bis Musik die aufgelöste Seele in einem leise verhallenden Seufzer verhaucht. Das ist der Triumf des Gregorianischen Gesanges, daß er durch zwölf Jahrhunderte Zeugniß gibt von der, der Tonkunst innwohnenden Heiligkeit, daß aus dem festen Orakelgesetz des Gregorianischen Systems der ursprüngliche Glanz des Dreiklanges auch durch die verworfensten Hände nicht vertilgt und befleckt werden konnte, und daß diese Musik gar nicht vermag, das Niedrige und Unedle des menschlichen Gemüthes auszudrücken. Der Gregorianische Gesang und sein Studium ist somit noch historisch zu besprechen.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts (591—604) widmete der heilige Gregor, seiner außerordentlichen Tugend und Gelehrsamkeit wegen der Große genannt, gleich nach Besteigung des Stuhles Petri, seine ganze Sorgfalt der besseren Einrichtung des Gottesdienstes. Er brachte Licht und Ordnung in die Liturgie des heiligen Papstes Gelasius, und widmete dem Kirchengesange so besondere Obsorge, daß er in mehr als einer Beziehung als Reformator desselben dasteht. Als vorzüglichste Grundlage nahm er hierbei die Theorie des Boëtius an, der nach seiner Rückkehr aus Griechenland, fünf Bücher über die Musik dieses Volkes schrieb. Gregor veränderte die griechischen Buchstaben in lateinische, um sich derselben als Grundlage für sein System zu bedienen. Er sammelte die bereits in der Kirche vorhandenen würdevollsten Melodien, änderte einige ab, und komponirte neue. Daraus entstand das, von den Geschichtschreibern »Centone« genannte Antifonarium, das zu Rom, damit etwaige Abweichungen nach demselben gleich berichtigt werden mögen, vor dem Altar des heiligen Petrus an einer Kette befestigt ward. Er errichtete eine Sängerschule, die erste in Italien, zu deren Vorsteher er einen hochgestellten Geistlichen, unter dem Titel: »Primicerio« einsetzte, und dotirte diese Schule reichlich, um sie in den Stand zu setzen, für den Dienst der Kirche fortwährend thätig zu sein. Der Gregorianische Gesang verbreitete sich in kurzer Zeit über die ganze abendländische Kirche. Dies bezeugt Johannes Diaconus im Leben des heiligen Gregors (Kap. 7. 8.), indem er erzählt, daß durch die Sendung des heiligen Augustinus, eines Schülers des heiligen Gregors, nach England, der schöne römische Gesang in allen abendländischen Provinzen verbreitet worden sei. Die Nachwelt nannte diesen Gesang, aus Dankbarkeit gegen den Gründer, fortwährend zwar den Gregorianischen, aber auch den römischen Gesang, weil er von Rom ausging. Abbate Alfieri gab im Jahre 1835 ein Werk heraus, worin die Verdienste des heiligen Kirchenhauptes um den Kirchengesang gewürdigt, und zugleich die Grundsätze, auf denen der Gesang ruht, einfach dargelegt sind. Dieses verdienstvolle Werk wird jedoch von teutschen Kennern vielfach getadelt. Zu Köln am Rhein erschien im Jahre 1782 von Reiner Kirchrath: »das Theatrum musicae choralis oder: Verfassung der Aretinischen und Gregorianischen Singkunst, und zu Passau bei Pustet im Jahre 1841, Franz Joseph Vilsecker's Lehre vom römischen Choralgesang für Seminarien, Geistliche und Choralisten, Werke, die dem Schreiber des gegenwärtigen Aufsatzes vorliegen, die aber dem unsterblichen Werke Martin Gerbert's De cantu et musica sacra, zwei Bände in Großquart Typis San-Blasianis 1774, sammt allen zwischen beiden liegenden, nicht an die Seite gestellt werden können. Das Werkchen Vilsecker's besonders wird von Kennern als völlig ungenügend bezeichnet. In Forkel's allgemeiner Geschichte der Musik, Leipzig bei Schwickert, findet man eine eben so ungenügende Historie des Chorals. Laucher's Choralunterricht für Priester, (Dillingen) und Maslov's Lehrbuch des gregorianischen Gesangs, Quart. Breslau, bei Adlerholz, sind bekannt. Verläßlichere historische Notizen verdanken wir den Schriften des Herrn Hofraths Kiesewetter von Wien. Keine Musik übertrifft die Gregorianische, hinsichtlich des Gottesdienstes. Es würde nicht schwer fallen, zu erweisen, daß sie zu allen Zeiten von Jedermann, der Grundsätze, Eigenschaften und Schönheiten derselben kennt, gepriesen, und als kirchlich anerkannt worden.

Übrigens wird der Gregorianische Gesang jetzt, aufrichtig gesagt, von den im Chore funktionirenden Geistlichen meist so obenhin und ohne Studium vorgetragen, daß er nicht Andacht, sondern Zerstreuung hervorruft, und den Gläubigen, welche die Kirche um ihrer Erbauung willen besuchen, nicht selten Anlaß zu Störung und Unzufriedenheit gibt. »Ich habe den Gesang der Psalmodie in Rom,« sagt Alfieri, »so schlecht vortragen gehört, daß ich, statt Freude über Beibehaltung desselben zu empfinden, nicht geringen Verdruß empfand. Wie soll ein so regelloser, meist übereilter Vortrag die Gläubigen erbauen?«

Dasselbe sagt schon Papst Benedikt XIV. in dem gelehrten Hirtenbriefe, den er im Jahre 1749 als Vorbereitung zum Jubiläum an sämmtliche Bischöfe der Kirchenstaates erließ.

Singen, ohne alles Studium des Kirchengesanges heißt nicht singen, wie es wohlunterrichteten Dienern des höchsten Herrn zusteht; singen aber mit Hintansetzung der Rubrikalvorschriften, in Eile, und sogar ohne Beachtung der Asterisken, heißt, wie es schon das Konzilium von Vienne gesagt (siehe Concilia Franc. 803), eine erkannte Pflicht verletzen.

In den ersten Zeiten der heiligen Kirche mußte der Klerus das Psalterium auswendig wissen. Daher schreibt der heilige Hieronymus an den Mönch Rusticus, er möge das Psalterium fleißig lernen, eifrig beten, wachsam sein und unnütze Gedanken abweisen. Diese Verpflichtung zum Memoriren wurde in der Folge als unerläßlich angenommen, namentlich konnte kein Geistlicher, der das Studium des Gregorianischen Gesanges vernachlässigte, Bischof werden. Es finden sich schon im Leben des heiligen Gregors des Großen viele Belege hierzu. Übung der Psalmodie war damals immer mit Gesanglehre verbunden. Wer das Psalterium auswendig lernte, mußte die dazu gehörigen Melodien mitlernen. Das Studium der Psalmodie war nach Tomassini, nach Martin Gerbert, und andern gewichtigen Autoritäten, immer mit dem Gesangstudium verbunden; und da Jeder, der sich dem geistlichen Stande widmete, einer Kirche angehören mußte, in dieser aber meist ohne der Notenbücher gesungen ward, so mußte jeder Kleriker nothwendiger Weise, sich dem doppelten Studium der Psalmen und ihres Vortrages im Chore widmen. Auch in der Folgezeit wurde diese Verordnung strenge gehandhabt.

Die Verbindlichkeit des Auswendiglernens der Psalmen und ihrer Melodie kam jedoch außer Übung, als die Gesangbücher vervielfältigt eingeführt wurden; die Verbindlichkeit des Studiums der Gesangkunst blieb indeß in voller Übung und Kraft. Daher verordnet das heilige tridentinische Konzilium (in der 23.

Sitzung, beim 3. Art. über die Reform), daß in den zu errichtenden Seminarien, die jungen Geistlichen nebst den übrigen kirchlichen Studien, auch im Gesange nach alter Zucht und Sitte unterrichtet werden sollen.

Das heilige Konzilium hätte dies nicht verordnet, wenn es nicht namentlich den Gregorianischen Gesang als den traditionell eingeführten, für den Gottesdienst passend, und zur Erregung andächtiger Gefühle vollkommen geeignet befunden hätte; wird er mißbraucht und verunstaltet, so wird von Zucht und Sitte abgewichen, und der eigentliche Zweck des Kirchengesanges verfehlt. Unvollkommene, nachlässige Ausführung dieses Gesanges, wird überdies zur Ursache, warum von Nichtkennern nicht selten der Gesang selbst seinem Wesen nach, für unzweckmäßig und mangelhaft gehalten wird. Wer indeß auch blos billig urtheilen will, kann nicht in Abrede stellen, daß überall, wo Choral-Vokalmusik gehörig vorgetragen wird, sie weit mehr Eingang und Beifall findet, als die ganze moderne geistliche Instrumentalmusik. Die Intonationen der Psalmen sind mit und ohne Orgelbegleitung, wahrhaft erhebend; die Modulationen der Präfationen, des Paternoster, stimmen mit wenigen Noten und ohne aller Begleitung zur Andacht; die großartig gesetzten Hymnen sind gewiß geeignet, das Herz mit heiliger Begeisterung zu erfüllen. Eben so die in der Charwoche gebräuchlichen Modulationen: das exultet **jam angelica turba**, die Lamentationen, die dramatisch gesungene Passion, das ecce **lignum crucis**, die Hymnen **Pange lingua gloriosi**, und **Vexilla Regis prodeunt**; ferner die Antifonen der Nokturnen, welche fast ganz von ihrer Entstehung bis heute unverändert geblieben sind; endlich das herrliche **Christus factus est pro nobis obediens**! Wer wird bei Anhörung dieser einfach erhabenen Musikstücke nicht erbaut und gerührt? Möchte man überall durch richtige würdevolle Ausführung dieses Gesanges die Werthschätzung desselben bewahren, wie sie durch zwölf Jahrhunderte von allen Gläubigen in der heiligen Kirche, bis auf diese Stunde bewahrt worden.

A. Passy.

Die Bibliothek des Seminariums zu Padua.

(Fortsetzung.)

Es war also ein edler Wetteifer zwischen dem ersten Gründer, Bischof Johann Franz Barbarigo dem Kardinale (der **Seminarium Patavinum auxit nobiliter magnifico praesertim extructa aula libris continendis adjecta** [20]) und dessen Nachfolger Johann **Minotto Ottoboni** (der **non solum novum Bibliotheca conclave, quod Barbadicus inchoaverat, perfecit ornavitque collecta ex typographicis fructibus pecunia** [21]), dadurch diese Bibliothek an Glanz zunahm. Letzterer verfügte überdies noch so Manches zum Gedeihen der Bibliothek, indem er die von **Corner** und **Barbarigo** getroffenen Anordnungen verbesserte. [22]) Dadurch nämlich wurde der Bibliothekar Franz **Canale** bewogen, dieser Bibliothek, der er 20 Jahre vorgestanden, bei seinem unvermutheten Hinscheiden seine Privat-Sammlung von 700 Bänden [23]) reich an Handschriften (besonders an Lebensbeschreibungen der Heiligen, deren er fast 200 gesammelt hatte) zu legiren.

Auch Jakob **Facciolati**, dem der Ruhm dieses Institutes gar sehr am Herzen lag, das er als Knabe besucht hatte und der ingedenk war der Zeiten, da er der Bibliothek als Studien-Präfekt vorgestanden, vermehrte dieselbe mit vielen guten philologischen Werken, besonders mit gewählten Ausgaben lateinischer Klassiker zu Gunsten der Herausgabe des Forcellinischen Lexikons. Sie wurden noch bei seinen Lebzeiten in sechs großen Schränken im Vorsaale aufgestellt, [24]) welcher, da er vor dem nur mit wenigen ungleichen Büchergestellen versehen war, dadurch nicht wenig an Verschönerung gewann.

Das ist auch der Fall mit der reichen Verzierung an Schnitzwerk, womit die Gesimse eingefaßt sind, und welche nicht unbeachtet bleiben dürfen, wiewohl bei aufmerksamer Prüfung des Ganzen die Überladung mit Ornamenten, die Form der Arabesken, das Gewicht des Laubwerkes leicht auf den Verfall der Kunst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts dürften schließen lassen. Die gemeinschaftliche Grundlage aller Schränke, welche an den Ecken mittelst zweier länglicher Würfel von späterer Arbeit bis an die darauf ruhenden Fächer sich erstreckt, ist sehr einfach, wenn man einige eingelegte Fasern an den Bändern abrechnet. Das Schnitzwerk hat Bezug auf die Klasse der Bücher, für welche die Behältnisse bestimmt sind.

---

[20]) **Ferrari Vite pag. 232.**

[21]) **Facciolati Fasti Gymnas. Patav. P. III. pag. 73.**

[22]) **Nos Joannes Archiepiscopus Minotto-Ottboboni, Episcopus Patavinus Comesque Saccensis et Pontificii solii Episcopus Assistens.**

Cum in Seminario nostro Patavino instituta sit Bibliotheca ad usum ejusdem Seminarii ex libris partim a Venerab. Servo Dei Gregorio Cardinali Barbadico, Episcopo Patavino dono datis, partim, aëre Seminarii coëmptis, et maxime verendum sit, ne minus sedula, quam par est, diligentia custoditi depereant, Nos ejusdem indemnitati, ut nostrarum est partium, providere solentes, confirmando decreta simili tenore lata per Eminentiss. et Reverendiss. D. D. Georgium S. R. E. Cardinalem Cornelium die 5. Novembris 1699 et Jo. Franciscum S. R. E. Cardinalem Barbadicum die 6. Octobris 1725 cl. mem. Praedecessores nostros in virtute sanctae obedientiae et sub poena Excommunicationis ipso facto incurrendo praecipimus et mandamus, ne de caetero aliquis audeat vel praesumat sub quovis praetextu, quaesito colore, causa vel titulo ex eadem Bibliotheca per se vel per alium extrahere quoscunque libros vel librorum folia, tum typis impressos seù impressa quam manuscriptos, seu manuscripta, et quidquid intra ejusdem ambi tum continetur, sine expressa Custodis seu Bibliothecarii licentia, et facta in libro ad hunc finem conficiendo receptorum librorum confessione; quem ita confici volumus, ut singulae paginae in duas columnas dividantur, in quarum prima libri seu librorum receptorum confessio per commodatorium (sic) scribatur, in altera vero contra hanc per Bibliothecarium restitutio enuncietur, quae tamen ultra completum annualis studii curriculum non differatur. Volumus etiam, ut siquis antehac sine suprascripta confessione libros extraxerit, et apud se adhuc retineat, quam primum ad restitutionem sub eadem poena admoneatur, prout praesentibus monitum esse intendimus. Et ita praecipimus et mandamus non solum etc. sed et omni etc. In quorum fidem et testimonium praemissorum praesens edictum publicari etad valvas ejusdem Bibliothecae affigi, ibique affixum relinqui mandavimus, ut nemo ignorantiam allegare possit.

Datum Paduae in Palatio Episcopali die Veneris prima Mensis Junii 1731.

Loco † Sigilli.

Joannes Archiepiscopus Episcopus Patavinus.

Jo. Bapta Bernardi J. U. D. Cancellarius Episcop.

[23]) „**Aliquot praeterea de suis etiam libris in eandem Bibliothecam Canalis contulit.**“ Ferrari Vitae pag. 97 — 98. **Conservasi nella Biblioteca il catalogo dei libri legati dal Canale.**

[24]) **Hujus (Seminarii) Bibliothecam augendam curavit libris plurimis, optimis, rarissimis. Multos etiam e suis in eandem contulit, thecas praeterea antiquo opere et summo artificio etc.** Ferrari Vitae pag. 131.

An dem ersten, der auf allen vier Ecken von Kranichen getragen wird, bemerkt man zwei aufsteigende Säulen mit Blumen und verschiedenen Früchten, dazwischen Violinen, Mandolinen, Querpfeifen, Krampen, auf den Ackerbau hindeutend. Zwei Adler mit ausgebreiteten Flügeln stützen den zweiten Schrank, und die Arabesken sind angefüllt mit römischen Insignien, als da sind: Fasces (Ruthenbündel), Beile, Lanzen, Schwerter, Degenscheiden, Pfeile, Köcher, Eichenkränze, Sturmböcke, militärische Geräthschaften und Laternen, Opferaltäre, Schalen, Messer, Trinkhörner u. d. m., obenan in hocherhabener Arbeit das an der Wölfin säugende Brüderpaar, die Fahne mit den Anfangsbuchstaben S. P. Q. R. und unterhalb das schlangengekrönte Haupt, alles anspielend auf die Kriegs- und Religionsgeschichte der Römer. Den dritten Schrank scheint man für die Werke über Diplomatik bestimmt zu haben, denn er ruhet auf zwei Schildkröten. Der untere Theil der Pfeiler schließt sich an zwei gestürzte Füllhörner, die Münzen ausschütten. Das Triregnum, Kaiser- und Königskronen, Herzogs- und Kardinalshüte und Bischofsmützen, der Toisonorden sind an zwei Pfeilervorsprüngen niedergelegt, Eichenreiser, die Herkuleskeule, der Elefantenrüssel, die Ägide mit dem Medusenhaupte, die Thürme deuten auf die Einigung der Kraft und Größe, unterstützt von der Klugheit. Die letztere ist symbolisirt durch Kraniche, einen Felsen in die Höhe hebend, durch den Kompaß, Spiegel und Pferdezaum.

Die Kriegswissenschaften scheinen für den vierten Schrank bestimmt gewesen zu sein, der von zwei Löwen getragen wird, welche eine Kanonenkugel in der Tatze tragen. Die Idee des Holzschneiders ist sattsam ausgedrückt durch die harmonische Zusammenstellung der Panzer, Helme, Schienen, Hellebarden, Äxte, Dolche, Streitkolben, Stäbe, Scheiben, eiserne Panzerhandschuhe, Flinten, Hämmer und Granaten. Die Zugabe von venetianischen und türkischen Standarten und Trommeln erinnern an die zwischen der ruhmbekrönten Republik und dem ottomannischen Reiche geführten Kriege, so wie das Corno Ducale (venetianische Herzogsmütze) an einer Fahne, welche an der Heroldstrompete befestigt ist und noch mehr das Monogramm auf der türkischen Trommel die berühmte Familie Tiepolo in das Gedächtniß zurückrufen, welche diese Arbeit machen ließ.

Größere Schwierigkeit hat die Erklärung des Schnitzwerkes am fünften Schranke, der von zwei Centauren getragen wird. Die fremdartige Zusammenstellung von Blumen und Früchten, von alterthümlichen Kriegsfahnen, römischen Adlern, Küraſſen, Armschienen, Beinschienen, muſikalischen Instrumenten, Dreifüßen und Sturmböcken, bekränzten Stierköpfen, Fahnen mit dem kaiserlichen Adler, venetianischen Löwen, Schießgewehren, Büchern geben keinen festen Anhaltspunkt für die Deutung der Idee des Künstlers.

Leichter ist die Deutung der Ornamente am sechsten Schranke, welcher auf zwei Sfynxen ruht. Der Quadrant, der Kompaß, die Parallelen, die Weltkugel, Landkarten, eine von der Haut entblößte Hand und ein eben solcher Fuß mit der anatomischen Säge zur Seite, die farmazeutische Schlange, Blätter und Blumen herumgestreut, kündigen dem Geiste deutlich genug die Wissenschaftsfächer der Mathematik, Geografie, Anatomie und Botanik.

Übrigens darf es nicht befremden, daß der wackere Anton Sandini, der Nachfolger Canale's in der Bibliotheksverwaltung, Herrn Facciolati standhaft verweigerte, eine Sammlung Versteinerungen in diesen Kästen aufzubewahren, eine Weigerung, welche das Wohlwollen des berühmten Gebers gegen das Seminar wohl einigermaßen schwächen aber nicht austilgen konnte, denn bald darauf beschenkte er die Bibliothek mit einigen Handschriften [25]), mehren alten und neuen Medaillen, mit seinem Bildnisse, welches in dem Vorzimmer der Bibliothek aufbewahrt wird. [26]) Einige gute Gemälde zum Theil Geschenke des Bibliothekars Canal, [27]) sind in das Vorzimmer des Rektorats abgegeben worden. In den neun Jahren, welche Sandini, nachdem er die Katheder der Kirchengeschichte verlassen, mit besonderem Eifer [28]) das Interesse der Bibliothek bestellte, wurden für dieselbe ausgewählte Werke besonders aus dem Fache der Kirchengeschichte, der er von der frühesten Zeit sich geweiht hatte, erworben.

---

[25]) Hier ein Verzeichniß der Vorzüglichsten: Cod. XI. theils Papier, theils Pergament in Fol. aus dem 14. Jahrh. enthält: a. A Naone Johannis libri quinque de aedificatione Patavii, b. Alberti Marchionis Testamentum, c. Quaedam de Comitissa Mathilde, d. Visio Egidii Regis Patavini, e. Liber de generatione aliquorum civium urbis Paduae, f. Chronicae pars, quae Patavium et Mantuam attingit, g. Vita S. Albani Martyris; h. Honorii III. Epistola ad Fridericum II. Imperatorem.

Cod. LVI., Papier in Fol. aus dem 14. Jahrh.; enthält: a. de Fava fuschis Zambonis? Anderae (Joanns Bonus Andreae filius) Chronica Patavina, b Morbusano al Papa Clemente VI., c. Chronica civium Patavinorum. Conte Girolamo dalla Torre ein Friauler, der erste Besitzer dieses Kodex, schenkte ihn dem Patrauer Patrizier Nanticherio Ransoni und von diesem erkaufte ihn Facciolati.

Cod. LIX., Papier in Fol. aus dem 14. Jahrh. enthält: a. Vanozzo Francesco Canzoni, Sonetti, Frottole, Ballate. Nicolo Tommase hat die Canzone zum Lobe des Cane della Scala, Herrn von Verona, ferner jene moralische Canzone auf den Wahlspruch (Devise) des Conti de Virtu, Herzogs von Mailand, mit Anmerkungen und Erklärungen zu Padua in der Druckerei des Seminars 1825 in 4. veröffentlicht. b. da Somacampagna Gidino Quatro Sonetti ed una Canzone, c. del Beno Nicolo Due Sonetti, d. de Carrara Marsilio Due Sonetti; e. Montanaro Pietro Sonetto; f. Lanzarotto Gasparo Due Sonetti; g. dal Gajo Antonio Sonetto; h. Castel della Piave Bartolomeo Quatro Sonetti; i. Dondi M. Giovanni Due Sonetti; k. Gradenigo Belletto Jacopo Due Sonetti; l. della Rocca Pietro Quatro Sonetti; m. Degli Scacchi Nicolo Sonetto latino; n. de Senechi Nicolo Sonetto; o. di Caserta Conte Sonetto; p. Vevette R. Sonetto; q. da Lucca Bartolomeo Quatro Sonetti. Dieser interessante Kodex enthält überhaupt noch viel Unedirtes und mehre Postillen von der Hand der berühmten Professoren Jakob Facciolatti und Clemente Sibiliato. Man sehe des F. Giovanni degli Agostini Notizie degli Scrittori Veneziani T. I. pag. 290

Cod. CXXI.; Papier in 4. aus dem 15. Jahrh. Guarini Veronensis Vocabula. Man sehe Zeno Dissertazioni Vossiane T. 1.

Cod. CCXLIV., Pergament in 4. aus dem 15. Jahrh. Jo. Bapt. Feltrensis Urbis Placentin. lamentatio de raptu et de populatione sibi illata a Francisco Sfortia Comite se conquerentis erga potentissimam urbem Venetiarum.

Cod. CCLXIV., Papier in Fol. aus dem 18. Jahrh. 3 Bände. Facciolatus Jacobus. Adversaria 1. Grammatophylacium, 2. Pragmatophylacium, 3. Logicophylacium.

Cod. CCLXV., Papier in Fol. aus dem 18. Jahrh. Facciolatus Jacobus, Lectiones ad Logicam pertinentes.

Cod. CCLXXVII, Papier in 8. aus dem 18. Jahrh. Ejusdem Epistolae latinae. Es sind die im Seminar zu Padua gedruckten im Jahre 1765. 8.

Cod. CCLXXXVIII. Papier in 8. aus dem 18. Jahrh. (Desselben) Recensiones in Ciceronis libros de officiis. Sie wurden in Venedig 1787 gedruckt.

Cod. CCXXXV. Scardeonius Bernardinus de antiquitate urbis Patavii Basiliae 1560. Mit Randglossen von der Hand des berühmten Tomasini, Ramusio und Jakob Facciolati, welcher Letztere den Band 1761 der Bibliothek schenkte.

Cod. CCCXLII. et CCCXLIII, Papier in 8. aus dem 18. Jahrh. Facciolatus Jacob. Logica tria complectens Rudimenta, Institutiones et Acroases XII. Wurde schon 1750 zu Venedig gedruckt. (Desselben) Varia quaedam ad latinam dicendi artem pertinentia. Zu Padua 1752 schon abgedruckt.

[26]) In Seminario Patavino servatur tabula referens illius imaginem ab ipsomet dono accepta, vivide autem expressa (in pastello) a Maria Scanferla virgine probissima. (Ferrari Vite pag. 219.

[27]) Nonnullas quoque tabulas dono dedit (Jacobo Facciolati) . . . Nec artium pulcherrimarum gustu, ut dicitur Franciscus Canale caruit Quod ostendunt tabulae, Seminario ab eodem liberaliter dono datae. (Ibid pag. 131, 898.)

[28]) Seminarii bibliothecae praefectus eandem auxit utilissimis libris, iis praesertim, qui ad ecclesiasticam historiam pertinent. In ea perstabat propemodum totos dies cujuslibet incommodi quasi oblitus. (Ferrari vite p. 193.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 14. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 71.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Eitelberger: Fr. Gauermann. — Valentinelli: Die Bibliothek des Seminariums in Padua. (Fortsetzung.) — Brunner: Führich's geistige Rose.

Friedrich Gauermann.

Eine biografische Skizze von R. v. **Eitelberger.**

In der Kunstwelt der Gegenwart stehen sich abstraktere, allgemeinere Erscheinungen und lokale scharf entgegen. Während die Einen Ansichten huldigen, die sektirend weiteren Richtungen der Zeit nachhängen und von der Kunst als solcher fern sind, die sich bemühen politische oder moralische Wahrheiten der Welt zu lehren, Warnungstafeln oder Muster zur Nachfolge hinzustellen, oder einen Kursus der Welt- oder Kunstgeschichte, verflochten mit praktischer Nutzanwendung im Bilde geben; die da meinen, die Rosen haben nur deswegen Stacheln, weil die Natur uns durch sie vor den heimlichen Gefahren der Schönheiten habe warnen wollen, und die so die Natur zu einem Tummelplatze ihres in Parabeln sich ergehenden Witzes machen, statt die große Werkstätte des ewigen Geistes anzustaunen und zu begreifen: sind die andern viel unschuldigeren, einfacheren Sinnes, sie wollen weder predigen und katechisiren, noch gelehrt doziren, sie wollen dem Genusse und dem Verstande einfach das hinstellen, was ihr Herz, ihre Individualität selbst anspricht, woran sie selbst sich ergötzen, hoffend, daß, wenn dem Gemüthe die Blüthe eines andern in eigenster Gestalt entgegentritt, aus der Wechselberührung verschiedener Naturen, in gesunder, einfacher, ungesuchter Darstellung, die Bildung und Entwicklung des echt Menschlichen am schönsten sich entfalten wird. Während die einen die Individualität unterdrücken, sie Tendenzen unterordnen, das Lokale in Haltung, Ton, Farbe abstreifen, einen Verstandesmechanismus an die Stelle der ursprünglichen, momentanschöpfenden Fantasie stellen, kurz während die einen das Ideal zu einer wesenlosen Gestalt machen, ohne Fleisch und Blut, ohne Vaterland und Heimat, schließen sich die andern, dem Beispiele jeder großen Kunstrichtung der Vergangenheit folgend, an das Lokale, Heimatliche, durch und durch Individuelle an, und weit entfernt sich ihrer Heimat zu schämen, oder über Mangel an Unterstützung guter Tendenzen wegen zu klagen, wenden sie sich an das Volk, in seiner Sprache, in seinem Ausdrucke, hoffen und finden Verständniß, Unterstützung durch sich selbst, durch ihre einfachen, natur- und kunstgemäßen Leistungen. In der Historienmalerei sind wir noch weit entfernt, einen nationellen Vertreter zu haben; in der Landschaft und im Genre haben wir aber einige, darunter Gauermann und Danhauser*) die hervorragendsten Persönlichkeiten sind.

Fr. Gauermann war den 20. September 1807 zu Miesenbach in Unterösterreich V. U. W. W. geboren. Sein Vater, der seiner Zeit gutrenommirte Landschafter Jakob G., brachte den Sommer entweder auf einer ihm gehörigen Landwirthschaft zu Miesenbach zu, oder auf Reisen mit Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Johann, in dessen Diensten er sich befand. Während der ältere Bruder (gest. 1829) sich dem Stande seines Vaters zuwandte, studierte der jüngere, Friedrich, Ökonomie unter Leitung seines Großvaters, eines tüchtigen praktischen Ökonomen, ohne in der frühesten Jugend einen besondern Sinn für Kunst gezeigt zu haben. Der Tod seines Großvaters bewirkte eine veränderte Richtung in seiner Laufbahn, in einer Zeit, als sein Bruder mit jungen Kunstgenossen, den noch jetzt lebenden Künstlern Rauch und Höger, sich über Sommer auf das Land begab, um Studien nach der Natur zu machen. Das junge, frische Künstlerleben weckte in Friedrich den Sinn für die Kunst. Er ging, ohne früher gezeichnet zu haben, mit seinen Jugendfreunden hinaus, um nach der Natur zu zeichnen, und die erste Zeichnung gelang. Sie ist noch in den Händen des Künstlers, der sie mit inniger Pietät bewahrt, als den ersten Ausflug, den der junge Aar machte, seine Schwingen zu versuchen. Wie oft gehen Gelegenheiten vorüber, die Geistesanlage zu wecken, den Beobachter darauf aufmerksam zu machen. Nicht wozu wir den Menschen erziehen wollen, sondern nach welcher Richtung er sich selber erzieht, und durch Empfänglichkeit für Eindrücke, durch Aussprechen über dieselben, ja selbst durch die Art des Aussprechens uns auf die Grundstimmung der Seele aufmerksam macht, sollen wir ihn erziehen, wenn nicht unsere Erziehung ein gewalt-

*) Über Danhauser wollen wir nächstens eine biografische Skizze liefern. Anm. der Red.

sames Eingreifen in das stille Heiligthum der Seele eine unheilbare Zwietracht zwischen dem Eingepflanzten und Angebornen hervorruft. Selten ist die Macht des Angebornen so stark, die Eindrücke einer falschen Richtung zu überwinden, selten bricht sie sich zu klarem Selbstbewußtsein durch, und meistens sind die Narben dieses harten Kampfes bis in das späte Alter sichtbar. Fast sind wir versucht, die oben aus authentischen Quellen gegebene Nachricht über den Mangel einer Anlage im jungen Fried. Gauermann zu bezweifeln, oder wenigstens zu modifiziren. Oft werden die leisen Entwicklungsäußerungen von dem Treiben der Alltagswelt überhört, und das stille Säuseln des Geistes in den ersten Jahren geht klang- und spurlos vorüber. Friedrich's Vater müssen wir es danken, daß er den Ruf des tagenden Künstlerbewußtseins aufgefaßt und festgehalten hat. Er hat den Zug des Sohnes wohl begriffen, und auf eine Weise geleitet, die seiner Individualität entsprechend war, und uns ein günstiges Vorurtheil von dem feinen Takt des Erziehers gibt.

Fr. Gauermann war 14 Jahre alt, als er die erste Zeichnung nach der Natur machte. Von da an war Natur und die ersten Künstler der alten niederländischen Schule die Bildungsschule, an der Friedrich sein junges Talent ernährte. Wir müssen bei dieser Thatsache etwas verweilen. Jak. Gauermann der Vater, Landschafter größtentheils in Aquarell, war als Künstler nicht frei von den falschen Zeitrichtungen, aber er hatte eine tiefe Achtung vor den großen Meistern **Ruysdael, P. Potter, du Jardin, H. Roos** u. s. f. An diese wies er seinen Sohn und Friedrich zeichnete fast alle Radirungen dieser Meister nicht blos einmal, einzelne Blätter vielmal durch. Unsere Gegenwart ist nicht so naiv, nicht so in den ersten Zuständen, daß wir die posttiven Größen der Vergangenheit, die nur Starrsinn und Bornirtheit wegdisputiren, oder Verblendung nicht anerkennen, ignoriren könnten. Nur an dem wahrhaft Großen erzieht sich die Menschheit und der Mensch, was wären wir ohne Homer und Shakespeare, ohne Rafael und Rubens? Ihre Vernachlässigung in der Kunstbildung ist der größte Fehler unserer modernen Erziehung. Was andre durch diesen Fehler leiden, das zu entwickeln gehört nicht hieher; aber was die Leitung nach großen Mustern Gutes hat, liegt in Fr. Gauermann's Werken am Tage. Die k. k. Hofbibliothek und die Bibliothek der k. k. Akademie (auf der Akademie selbst genoß er gar keinen Unterricht) waren die Orte, in welchen Fr. Gauermann seine Zeichenstudien machte. Nachdem er sein Auge an dem geübt, was die größten Genien gesehen, dann erst ging er an die Natur; und diese war ihm keine stumme Göttin mehr, in tausend und tausend Zügen, unbeachtet von denen, die durch Studien, wie sie Fr. Gauermann gemacht, sich nicht dazu herangebildet haben, sprach sie zu seiner Seele, und aus der Wechselwirkung dieser Größen, der Natur, Kunstwerken einerseits und der empfänglichen Seele andrerseits, entwickelte sich seine Individualität, bescheiden still und zurückgezogen, als Mensch klar, heiter und bewußt als Künstler. Nie hat Fr. Gauermann vergessen, wem er seinen Ruf verdankte und wie er ihn gründete, und bis auf den heutigen Tag kopirt Fr. Gauermann periodisch alte Bilder, vor allen Potter und Wouverman, wozu ihm die ausgezeichnete gräflich Czerninsche Gallerie mit edler Liberalität geöffnet wurde. Bevor wir aus den Jugendjahren heraus in das reifere Jünglings- und Mannesalter treten, müssen wir noch eine Bemerkung anführen, daß nämlich Fr. Gauermann nach der Natur gleich in Öl malte, und darin gar keinen andern Unterricht genoß, weder von Seite seines Vaters noch sonst eines Lehrers, sondern ganz Autodidakt war, bis er später durch Kopiren älterer Werke seine Technik läuterte und stärkte. Auch waren Malerschulen, wie sie jetzt durch Steinfeld, Waldmüller, Ender auf der Akademie eingeführt sind, damals noch nicht in Schwunge. Daß sich unter diesen Umständen eine besondere, von keinem Schulzwange beengte Natur herausbilden mußte, ist bei der entschiedenen Anlage des Künstlers einleuchtend. — In den Gebirgsgegenden Unteröstterreichs aufgewachsen, vertraut mit ihren Eigenthümlichkeiten, mit dem Sittenleben ihrer Bewohner, ist es auch natürlich, daß Fr. Gauermann seine Studien in diesen Gegenden machte. Jährlich zieht er in die ihm zur Heimat gewordenen Thäler, und durchstreift die Alpengegenden Steiermarks, des Salzkammergutes, Salzburgs, jene herrlichen Gegenden, aus deren frischen Urkraft uns eine unverdorbene starke Natur in ihren Bewohnern wie in der Thierwelt entgegentritt. Die Art ihres Zusammenwohnens, ihre ganz und gar lokale Eigenthümlichkeit, verschieden nach den einzelnen Thälern, das Leben auf der Senne wie im Markte, wenn eine feierliche Gelegenheit, ein Scheibenschießen, ein Kirchtag, eine Sonntagsfeier u. s. f. die zerstreuten Alpenbewohner vereint, schließt sich uns in Gauermann's Bildern mit all ihren Reizen auf. Aber seine vorzügliche Stärke beruht in Auffassung der Thierwelt. Es ist nicht ein einzelnes Thierstück, das uns Gauermann gibt, es ist auch nicht als bloße Staffage angebracht, sondern das Leben des Thieres mit der Landschaft, wie seine Umgebung, die lebendige Natur es ihm zeigte, in lebendiger Harmonie gebracht; es ist bald das idyllische Leben der Thiere, wie sie auf die Alpe getrieben werden, auf der Weide liegen, bald das dramatische, das Element des Kampfes, der Bewegung. Das Leben der Thiere, durch die Gefahr gereizt, durch den blinden Instinkt getrieben, drückt sich frisch und naturwahr in seinen Bildern aus, wenn er z. B. den lauernden, über bemooste Felsen einsam schleichenden Fuchs, die gehetzte Gemse, den Adler oder Bären darstellt, den Raub ergreifend, oder den Besitz desselben vertheidigend. Einen tiefen Blick in die Tragödie des Thierlebens liefert uns das Bild, einen verendenden Hirschen vorstellend, im Besitze des Grafen Kolowrat. Ein zu Tode verwundeter Hirsch hat sich in das sumpfige Walddickicht geflüchtet, der letzte Ruf des gehetzten sterbenden Thieres tönt in die schauerliche Öde, während eine Gruppe von Adlern beutegierig herbeigeflogen ist. Der Eine blickt mit gierigen Blicken auf den Raub, während zwei Andere, wovon besonders der vornstehende meisterhaft gemalt ist, krächzend einen neuen abzuwehren sich rüsten, der von ferne herbeifliegt, und ihnen den alleinigen Besitz streitig machen will. Der verendende Hirsch, der herannahende Kampf der Adler, die dunkle Waldeinsamkeit, das düstere Gestein machen einen nachhaltigen Eindruck auf die Stimmung des Beschauers, die durch den harmonischen Ton in der Luft und im Hintergrunde trefflich festgehalten wird. Und so könnten wir in der Analyse vieler Bilder Beispiele von der geistreichen Auffassung des Künstlers geben. Gauermann's Natur liebt das Element der Bewegung in der Landschaft wie im Thierstücke, und so wie seine gelungensten Arbeiten dieser Sfäre des Kampfes der

Natur angehören, so kann man nicht umhin zu sagen, daß in einzelnen Bildern, besonders aus dem Jahre 1839, ihn das Streben nach recht lebendigbewegten Gestalten zu einem Haschen nach Effekt, zu einem zu starken Vorwaltenlassen der bloßen Farbe verleitet hat, das sich dann auch nicht rechtfertigen läßt, und z. B. durch Wiederholen von herannahenden Gewittern, bei der Ernte, der Pflugzeit, eine große Monotonie in Behandlung des Hintergrundes hervorruft. Wohl ist es wahr, daß das Streben nach Farbenglanz im Vordergrunde, diesen tiefern, ins Blaugrün gehenden Hintergrund motivirt, aber zu rechtfertigen ist er nicht. In den letzten Jahren hat Gauermann diesen Fehler zu vermeiden gesucht, und einer einfacheren ruhigeren Gesammtwirkung nachgestrebt. Freilich werden wir trotz diesen Fehlern, deren Anführung uns die bei Biografien nothwendige Unparteilichkeit abnöthigt, durch die Auffassung des Details und die empfundene Konzentrirung der Hauptwirkung entschädigt. Die Meisterschaft, deren Anerkennung Fr. Gauermann den ersten lebenden Künstlern Europa's unbestritten anreiht, ist nicht so leicht errungen, als es sich insbesondere jüngere Künstler gerne vorstellen; es kostet einen harten, ausdauernden Kampf, ein entschiedenes Wollen, eine innige Liebe zur Kunst und einen wahrhaften Beruf dazu, um ihn durchzufechten, und den Ruf wahrer Künstlerschaft zu erreichen, nicht zufrieden mit einem gewissen Dilettantismus, der unsere Kunstwelt leider charakterisirt. Wer die Studien, Handzeichnungen, Holzschnitte großer Meister durchsieht, der wird die sorgsame Beobachtung und den großen Fleiß bewundern, und den wird auch die in den Werken auftretende Kenntniß des Details nicht befremden. Bei Fr. Gauermann tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen. Wir haben Gelegenheit gehabt, den reichen Schatz seiner Handzeichnungen (meistens Ölstudien) durchzusehen. Es gewährt einen eigenthümlich erfreulichen Eindruck, den Reichthum der Waffen zu durchmustern, mit denen er so viel Siege durchfocht. Thier- und Landschaftsstudien wechseln in bunter Fülle, immer einer bestimmten Situation, immer einer bestimmten Lokalität entsprechend. Thiere wie Menschen erhalten in den einsam abgetrennten, wenn auch benachbarten Thälern einen ganz besondern Ausdruck, worauf uns Fr. Gauermann's Studien vorzüglich aufmerksam machen; und nie fehlt seinen einzelnen Studien der besondere Charakter der Situationen, der Ausdruck der Tages- und Jahreszeit, der Beleuchtung, der Bewegung und augenblicklichen Handlung. Ein gleiches Interesse gewähren seine Studien der Landschaft und Gebirgsszene. Wir erinnern uns mit innigem Vergnügen einer einfachen sonnigen Landschaft, und einiger Felspartien. Während in der ersteren die Ebene mit ihrer Heiterkeit und ihrem Reichthume uns entgegenlacht, ist es auf der andern die schauerliche Einsamkeit des Hochgebirges, die drückende Gewalt des Felsens, die unsere Brust beklemmt, und zur Erstarkung aufruft. Und trotz der Einfachheit des Felsens, die bei andern Künstlern oft in Monotonie ausartet, hat die nackte Felswand einen Reichthum von Übergängen, Beleuchtung und Farbentönen, harmonisch untergeordnet, naturwahr, die uns vertraut macht mit der stillen Größe ihres Eindruckes. Dabei geben seine Studien merkwürdige Proben des Fleißes. Wie oft sehen wir Thierköpfe, Bärentatzen, Rehläufe wiederholt? wie oft einzelne Gesteine, Moos, den Ausgang von Seen? Und nirgends vermissen wir bei dem Fleiße, Verstand, und Empfindung. Daß unter diesen Umständen Gauermanns Bilder gleich bei ihrem ersten Auftreten ein Publikum fanden und finden mußten, ist begreiflich; und wir finden ihn bereits in den Jahren 1825, 1826 im Auftrage des Fürsten Metternich, des französ. Gesandten Caraman beschäftigt, nach seiner Reise nach München und Dresden (1827) auch vom Auslande her beschäftigt (nach Dresden für Quandt, Leipzig, Berlin).

Im Jahre 1829 hat ein Bild, ein Gewitter darstellend, jetzt im Besitze des Grafen Stefan Fay, seinen Ruf bleibend begründet, den auch Graf Raczinski in seinem Werke über deutsche Kunst gebührend anerkennt. Von da an sehen wir den Künstler nach allen Seiten beschäftigt, und die Hauptaufgabe seines Strebens, *die Landschaft mit dem Thierstücke zu einem lebendigen Ganzen zu verbinden*, mit gleicher Liebe, gleicher Ausdauer, gleichem Bewußtsein durchführend, als in den ersten Tagen seines thätigen Künstlerlebens. Im Jahre 1838 unternahm Fr. Gauermann mit Höger eine Reise nach Venedig, im Jahre 1843 eine zweite Reise mit Gustav Reinhold nach Venedig, Padua, Verona, Mailand, Tirol. Der ersteren verdanken wir ein Ölgemälde, darstellend eine Fischerfamilie von Chioggia, der zweiten höchst schätzbare Studien aus der Gegend von Meran. Jetzt eben (1845) ist der Künstler beschäftigt zwei Landschaften im Auftrage des Königs von Holland und zwei andere für den Fürsten Kinsky in Prag zu vollenden.

Nachdem wir dem Künstler Gauermann unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, wollen wir auch den Menschen näher betrachten. Die Art seiner Studien, sein Leben im Gebirge haben den einfachen Sinn des Menschen bewahrt, im Leben und in der Sprache. Gauermann's Einfachheit aber ist eine durchgebildete, fein empfindende. Er hat nichts von dem ermüdenden Geistreichthun norddeutscher Künstler, nichts von der Ostentation und der inquisitorischen Nase anderer. Dabei kennt er Göthe, Schiller und jedes Große durchweg durch einen gewissen Instinkt der Mitempfindung, und hat sich ein Verständniß musikalischer Größen, Mozart's und Beethoven's, deren inniger Verehrer er ist, auf diese Art errungen. Seine steirische Zither ist ihm sein freundlicher Begleiter in abendlichen Stunden, und der eigenthümlich einfache Klang heimischer Melodien ist die natürliche Fortsetzung jener Gefühle, deren Tönen uns in seinen Bildern so wohl thut. Er sucht keine Gesellschaften, Soiréen und geistreiche Zirkel; in Gesellschaft weniger gleichdenkender Freunde bricht sich sein Herz und seine Zunge, und die treffendsten Urtheile über Kunst und Persönlichkeit zeigen von seiner tiefen Einsicht in das menschliche Gemüth. Von mittlerer Gestalt und nicht regelmäßiger Gesichtsbildung wird seine Fysiognomie ausdrucksvoll und feurig, wenn er begeistert das Band seiner Zunge löst. Menschen, welche Schwatzhaftigkeit mit wahrem Geiste verwechseln, und von dem innigen Zusammenhange einer tiefern Gemüthslage mit einer künstlerischen Farbenempfindung keine Ahnung haben, ihnen bleiben Naturen wie Gauermann immer entweder ein Räthsel oder der Beachtung unwerth.

Bevor wir zur chronologischen Anführung der vorzüglichsten Werke übergehen, denn alle anzuführen verbietet uns der Raum, können wir nicht umhin zu erwähnen, daß Fr. Gauermann außer 2 Lithografien noch 20 Thierstudien, Ziegen, Kühe,

Bären, Wölfe u. s. f. radirt hat, mit einem Ausdrucke, der den tüchtigen Künstler und das wahre Verständniß der Natur und des bestimmten technischen Charakters der Radirung verräth. (In Weigel's Katalog III. p. 67 sind sie auf 10 Thaler gewerthet.) Von seinen zahlreichen Arbeiten sind nur wenige und diese nur mittelmäßig gestochen (von Passini); vorzüglich ist nur der Stich des Bildes „der Hirsch vom Wolfe angefallen" von Gibbon und Webb im Jahre 1835 zu London. Einige Blätter sind von Hanfstängl und Brunner lithografirt. Wir heben folgende Werke heraus: In das Jahr 1829 fallen die oben erwähnten Bilder im Besitze des Hrn. Fay, H. Quandt; 1830. Kleinere Bilder, darunter Wölfe und Bären, im Besitze des Freih. v. Rothschild in Paris. 1831 Felsengegend mit Bären, im Besitze Sr. k. Hoheit des Erzh. Franz Karl, eine große Landschaft mit einer Kohlenbrennerei und Holzwägen, mit Ochsen bespannt, im Besitze der Gräfin Potocka. 1832. Geier mit einem Hirschen, in der k. k. Bildergallerie am Belvedere, Bärenfamilie um ihre Beute, im Besitze des Fürsten Thurn-Taxis. In dieselbe Zeit fallen die Bilder für Hrn. Ruckert, gestochen von Westen in dem Taschenbuche Vesta. 1833. Parforcewild, für Hrn. Brederlo in Riga, ländliche Schmiede. Eber von Wölfen angefallen, im Besitze des Baron Rothschild in Paris. 1834. Der Ackersmann, in der k. k. Gallerie am Belvedere. Sturm am See, im Besitze des Hrn. v. Arthaber. Wölfe mit einem Hirschen im Besitze des Hrn. Sheppanoer Esq. in England. 1835. Ernteszene, im Besitze des Hrn. Arthaber, Umspannen des Eilwagens, für den Fürsten Schwarzenberg. Wildschweine, für England. 1836. Der verendende Hirsch mit dem Adler, für den Grafen Kolowrat. 1837. Viehmarkt zu Salzburg, im Besitze des Baron Rothschild zu Paris. 1838. Wölfe mit Jungen auf einem hohen Felsen, für Marquis Dada in Mailand. Erntewagen bei Gewitter, im Besitze des Hrn. Fleischhacker. 1839. eine Jagdszene im Hochgebirge, 6 Schuh lang, für den Grafen Nako; das Passeyerthor von Meran (eine vorzügliche Arbeit), im Besitze des Hrn. Rieger. 1840. Scheibenschießen in Tirol, für den Fürsten Schwarzenberg. 1841. Ländliche Schmiede aus der Ramsau bei Berchtesgaden, für Hrn. v. Arthaber. 1842. Partie am Zellersee, für Hrn. Graff. 1843. Stall, für Hrn. Beck; der Dachstein und Gosauersee, für den Fürsten Rohan; Landschaft mit einer Jagdszene; Saumweg in der Gegend von Meran, für den Grafen Sickingen. 1844. Ein Abend, im Besitze des Hrn. Beck; Gemsenjagd, im besondern Auftrage Sr. kaiserl. Hoheit des Erzh. Johann (wird lithografirt); Wildschützen an einem See, im Besitze des Fürsten Rohan (ein ganz vorzüglich gelungenes Bild).

Die Bibliothek des Seminariums zu Padua.

(Fortsetzung.)

Als ihn der Tod im Jahre 1751, dem 59. seines Lebens, den Studien plötzlich entriß, kam bald darauf der gelehrte Clemens Sibiliato, den Verlust zu ersetzen. Dieser war kaum eingetreten, als er schon ein Dankschreiben an den Papst Benedikt verfassen mußte [29]) für die römische Ausgabe der Werke dieses Oberhauptes der Kirche in zwölf Quartbänden, welche Seine Heiligkeit der Bibliothek zum Geschenke gemacht und zugleich mit folgender überaus ehrenvollen eigenhändigen Zuschrift übersendet hatte: **Benedictus Papa XIV. primum hunc Tomum aliosque undecim subsequentes donamus Bibliothecae Seminarii Patavini in amoris nostri perpetuum monumentum erga ipsum et vigilantissimum Cardinalem nostrum Rezzonicum Patavinum Episcopum die 23. Novembris 1751.** Durch solche Geschenke und Erwerbungen wuchs nach und nach die Zahl der Bände, und der obengenannte **Rezzonico** meinte, es sei an der Zeit den Saal, welchen Barbarigo zu diesem Zwecke hatte bauen lassen, und welcher bisher für die akademischen Übungen und üblichen Karnevalspiele war verwendet worden, für die Zwecke der Bibliothek herzurichten. Auch der obere Theil des Saales auf der mitternächtlichen Seite, der sich bis auf den geringen Zwischenraum bei der Kirche an das Seminar anschließt, wurde hergestellt, ohne jedoch für die Büchersammlung benützt zu werden, weil **Rezzonico** inzwischen nach Rom zu ehrenvollen Bestimmungen war berufen worden.

Unterdessen ereignete sich, daß Andreas **Maggia** dem **Sibiliato** Platz machte, welcher die Kirchengeschichte resignirte um das Amt des Bibliothekars zu übernehmen, dem er auch wirklich bis zum Jahre 1763 vorstand, wo er es an *Angelo* **Bertoletti** übergab. Dieser kümmerte sich mehr um die *eigene* Büchersammlung als um die Aufstellung der des Seminars, verdient jedoch insofern einer ehrenvollen Erwähnung, als er bei seinem 1797 erfolgten Tode seine Privatsammlung an geistlichen Rednern und Aszeten dem *Seminar vermachte.*

Die Annalen des Hauses gedenken nur mit Wenigem des Vinzenz **Pochini** [30]), welcher, nachdem er zuvor in der Lyturgie Unterricht ertheilt, einige Monate den Bibliothekar **Bertoletti** in den ersten Jahren seines Präsidiums supplirt hat; nur so viel ist angemerkt, daß man ihm die großen eisernen Gitter am Eingange der Vorha*lle verdanke,* welche von dem Bischofe Nikolaus Anton **Giustiniani** *später* der Proportion und Übereinstimmung halber an dem Eintritte ins **Peristil** (Säulengang) angebracht wurden. Auf **Bertoletti** folgte 1774 Johann **Rizati** durch einundvierzig Jahre. Von ihm schreibt seiner Zeit sein verdienstvoller Nachfolger: **„Pauca mihi liceat cursim breviterque perstringere, ne immemor videar summae illius benevolentiae, qua me tantopere recreabat. Ac primo quidem religio in eo solida, non severa, morum autem suavitas, mite ingenium, pacatique animi candor vel in ejus vultu ad dignitatem composito eminebant. Praeter doctrinam sane multam ac multiplicem ampla in eo erat sine ullo fastu, sine jactantia librorum eorum praesertim, qui rari appellantur, editionum peritia. Quae et quanta ejus cura et in re qualibet diligentia! Adeo vero fuit de religionis, de Seminarii bono sollicitus, ut nihil supra. Quamvis autem judicio acri polleret censoria virgula, nisi aliter fieri oporteret, semper abstinuit ac sententiam de re aliqua rogatus dicere, aeque prudenter ac simpliciter pronuntiabat; hinc olim summopere doluit quemdam fabularum**

[29]) **„Ei (Benedicto XIV.) omnino nomine Seminarii ut parerat, gratias egit praeclara epistola Clemens, quae ejusde m Seminarii typis nunc edita.** Ferrari Vitae pag. 217.

[30]) Man sehe Lastessio Lettere pag. 94. Orationes habitae a Sebastiano Melan. Patavii typ. Semin. 1831 in 8. pag. 33.

auctorem suis in scriptis publice jactare fuisse ausum eum probasse, quod ex animo reprobabat. His alia sane multa addenda essent, praesertim de pietate, urbanitate, deque ejus singulari prudentia ac modestia, qua in causa fuere, ut jure merito eum omnes prosequerentur obsequio et in libris per typ. editis, quamvis ipse a suis laudibus omnino abhorreret, ejus nomen celebraretur." Er ſtand mit der Morgenröthe auf und nachdem er als ein vortrefflicher Prieſter ſeine Pflicht erfüllt, öffnete er zur rechten Zeit täglich die Bibliothek, war ſtets entweder in den Sälen oder in ſeinem Amtszimmer nächſt dem Eingange bei der Vorhalle. In den Frühſtunden ging er nur ſelten aus dem Hauſe und faſt niemals in die Stadt, ausgenommen in der Ferienzeit, die er zu Pidvene ſeinem Geburtsorte zubrachte. Mit dem erſten Ave Maria beendigte er ſeine Abendpromenade. Er hielt die Bücher in der beſten Ordnung und war in der Bibliothek, zumal in den letzten Jahren, ſo orientirt, daß er ſelten nöthig hatte, den Katalog zu Rathe zu ziehen, wenn er ein Buch ausheben wollte.

In jener Zeit hat der, um das Wohl der Bibliothek, wie es ihm zukam, beſorgte Giustiniani die Inſtruktionen und Verpflichtungen des Bibliothekars aufs neue publizirt und beſtättigt[3'']), wozu von dem Stifter heiligen Andenkens die erſten Grundlinien waren entworfen und welche von Zeit zu Zeit von den Nachfolgern waren beſtättigt worden. Doch was dem

3'']) Nicolaus Antonius Justinianus Ordinis S. Benedicti Congregationis Cassinensis, Dei et Apostolicae Sedis gratia Episcopus Patavinus Comesque Saccensis.

Illud capessentibus nobis Seminarii hujus administrationem propositam jam diu fuit, ut quidquid ad ejus optimam institutionem sapienter decessores nostri decreverunt, sive morum disciplinam spectet, sive certum quemdam scholarum ordinem ac rationem, sive demum ad rem domesticam reditusque pertineat, ab uno quoque diligenter religioseque servetur. Ad id vel maxime nos impellit eximia ac prope divina auctoritas Beatissimi viri illius, quem inter Coelites jam relatum summa animi veneratione prosequimur, Gregorii Cardinalis Barbadici, quem Seminarium amantissimum veluti Parentem jactat, quemque caeteri post eum Antistites tales ac tanti praeclarissimum quasi quoddam exemplar sequuti sunt, tum etiam amplissimus ille fructus et utilitas nos hortatur, quam ex accurato hujusmodi legum cultu toties redundasse intelligimus. Quod cum in iis praesertim, quae Seminarium ipsum constituunt, firmum ac ratum penitus esse debet, tum etiam in illis valere volumus quae referuntur ad extimam ejus speciem et ad Bibliothecam in primis praecipuum ejusdem Seminarii decus et ornamentum. Hac itaque cum postremis tantum temporibus instructa fuerit et exornata, providas quasdam leges ab eximio Antistite Carolo Cardinali Rezzonico qui postea Clemens PP. XIII. sortita est, quae ad optimum ejus regimen pertinent. Ad easdem magis magisque confirmandas ac stabiliendas, quidquid ab illis sancitum est, ipsissimis verbis iterum in praesentia decernimus ac statuimus paucis quibusdam adjectis, quae nobis nunc pro ratione temporum opportuna ac necessaria videntur. Itaque volumus ut

I. Unus constituatur Praefectus, seu Custos aut Bibliothecarius, quem nos ipsi eligemus, cujus fidei omnis Bibliotheca commendetur, isque tantum modo, praeter Rectorem, clavem habeat, praeterea nemo, eamque cum eum abesse contigerit, nemini tradat.

II. In ipsa Bibliotheca aliquot diei horas resideat, ut adiri commode possit.

III. Librorum indicem diligenter conficiat, eosque per sua genera apte digerat, ut cito, cum opus sit, reperiri queant.

IV. Praeceptoribus omnibus pro sua cuique schola libros non tamen pretiosiores et cariores, sed qui satis usui esse possint, prout ipsi videbitur, quotannis commodet, et in privata cubicola transferendos concedat; eo tamen lege, ut peracto anno literario, initio vacationum fideliter omnes restituant. Cujus rei gratia codicem apud se habeat, in quo qui acceperint et cum restituent, custos ipse restituisse scripto suo testetur. Quoniam vero cognoscimus, hanc legem nonnullos antea migrasse, idcirco volumus et jubemus Bibliothecae custodem, quicunque fuerit, ineuntibus vacationibus ad Rectorem deferre nomina illorum omnium, qui minus prompte paruerint, ut huic malo peropportune occurramus.

V. Nihilominus in Praefectum studiorum propter frequentiorem librorum indigentiam libris permittendis liberalior sit: cum eo tamen ut teneatur ipse quoque et acceptos propria manu describere et suo tempore, ut dictum est, restituere.

VI. Exteris vero et in Seminario ipso non degentibus, quicunque illi sint, nullum unquam librum tradat sine expressa licentia nostra: ipsique illi Seminarii praeceptores, quos libros apud se habebunt, neque aliis praeterea ibidem existentibus commodare possint sine Bibliothecarii notitia, neque omnino cuiquam extra Seminarium tradere nobis, cum rescire poterimus, hanc legis violationem acerrime vindicaturis.

VII. „Si aliquando fiat, quod non credimus, ut aliquis audeat aut librum sine licentia sibi sumere, aut jam concessum alteri extra Seminarium tradere, ipse statim Custos rem ad Nos deferat, ut inobedientes severe, ut jam animo statuimus animadvertamus."

VIII. Si qui libri ab Ecclesia prohibiti in Bibliotheca sunt, eorum retinendorum licentiam a S. Sede Apostolica quam primum petendum curet, eamque, cum impetraverit, in ipsa Bibliotheca diligenter servet. Hujusmodi autem libros parce admodum et perraro praebeat etiam iis, qui eorum legendorum legitimam veniam se habere affirmant.

IX. Quod praeterea statutum erat, ut idem Bibliothecae custos libros subinde aliquot, aut quotidie aut tertio quoque die in manus sumeret, evolveret, inspiceret (ita ut intra annum aut circiter omnes versasse profiteri possit), ne blattis, situ, aut pulvere corrumperentur; adhiberetque domesticos famulos, qui successivis horis probe excuterent, male compactos concinnari, solutos compingi curaret; prorsus videret, nequid detrimenti ex incuria sua Bibliotheca cepisse videretur; id Nos confirmamus ea lege, ut singulis annis vacationum praesertim tempore, quo domestici famuli a pluribus aliis operibus vacare solent, eodem Bibliothecae Praefecto vel alio per Rectorem deputato, inspiciente, libri omnes ad annum certis quibusdam horis dierum sese invicem subsequentium evolvantur excutianturque.

X. Quod rursus mandatum erat, ut idem Bibliothecae custos inutiles aut supervacaneos libros distraheret, novos et utiles coemeret, si levi sumptu et ex proprio Bibliothecae peculio id facere possit, si vero majori pecuniae summa opus esset, Illustrissimum et Reverendissimum Episcopum doceret ut eam illi decernendam, si videretur mandasset, hoc Nos ita mutandum statuimus, ut Bibliothecae Praefectus Nos semper consulere debeat, sive agatur de novis libris comparandis, sive de eis, qui inutiles et supervacanei videri possunt, distrahendis, sive modica, sive ingens pecuniae vis requiratur.

XI. Bibliothecas typis editas et quas vocant Novellas literarias, Diaria, Acta et ejusmodi assidue perlegat, ut quid novi in dies prodeat, qui potiores libri sunt, plane sciat; id enim habemus in animo, talem paulatim Bibliothecam ornare, ut qui Clericis nostris erudiendis dant operam, domi habeant quidquid ad eam rem perficiendam necesse est.

ausgezeichneten Prälaten noch mehr zur Ehre gereicht, ist die, nur ihm eigene, Freigebigkeit, womit er nicht zufrieden, neue Schränke in dem mitternächtlichen Saale herstellen zu lassen, noch bei seinen Lebzeiten der Bibliothek das glänzende Geschenk von 7500 Bänden machte. Das geäußerte Verlangen, man möchte diese seine Sammlung gleichsam heimlich aus der bischöflichen Residenz in das Seminarium übertragen, um ihm den Schmerz der Trennung von ihr zu erleichtern, beurkundet die Selbstverläugnung bei dieser Schenkung. Den Anfang der filosofischen Abtheilung machten **Aristoteles** vom J. 1552 zu Venedig gedruckt, das **Athenaeum** von 1612, **Casaubon** von 1600, der **Erasmus** von Lyon, das **Glossar** des **Dufresne** von 1740 zu Venedig, die **Bibliotheca Fabricii** zu Venedig und zu Padua gedruckt, die **Geografi Veteres** von Oxford, der **Pausanias** von 1696, **Baco** von 1694 zu Leipzig gedruckt, die Sammlung der Griechen übersetzt und zu Verona gedruckt. Die Klasse der h. Väter und Doktoren der Kirche erhielt einen Zuwachs von beiläufig dreißig Prachtausgaben der Kirchenväter erster Zeit, den **Alcuin** von 1777, dann einige Ausgaben des heil. Ambrosius, des heil. Augustinus, den heil. **Efrem Syrus** von Rom, vier Ausgaben des Origenes, den heil. Maximus von Turin, den **Pius VI.** mittelst eines eigenhändigen Schreibens an **Giustiniani** geschickt hatte zur Danksagung für die überschickte Ausgabe des h. Athanasius aus der Druckerei des Seminariums, endlich den h. Hieronymus von **Vallarsi**. Von Kirchenhistorikern gelangten an die Bibliothek die schätzbaren Ausgaben des **Baronius**, **Fleury**, **Basnage**, **Godeau**, **Graveson**, **Laderchi**, **Tillemont**, **Calmet**, die Annalen der Kamaldulenser von **Mittarelli**, die Akten des heiligen Benediktinerordens von **Mabillon**, die **Italia sacra** des **Ughelli**, die französische Ausgabe des **Bossuet** von Venedig, die lyturgischen Werke des **Bona**, **Muratori**, **Assemani**. Unschätzbar ist die Handschriften-Sammlung, enthaltend sechzehn Pergament-[32]) und 45 Papierkodizes [33]) sammt einigen Druckwerken mit Randglossen der berühmtesten Gelehrten. [34]) Diese Bücher also sammt den Verzeichnissen darüber in 4 Foliobänden wurden von dem Bibliothekar **Rizzati**, damit der Geber eine Freude hätte, wenn er käme die **Bibliothek** zu besuchen, im Jahre 1783 in den neuen Schränken des vorgenannten Saales aufgestellt, so wie das Bildniß des 1796 verstorbenen **Giustiniani** zum ewigen Andenken, in Öl gemalt, über der Thüre mit der Überschrift aufgestellt wurde: **Nicolaus Anton. Justinius Epus. Patavinus Bibliothecam hanc septem mille et quingent. volum. locupletavit A. Ch. S. MDCCLXXXIII.**

In Folge dessen ließ **Rizzati** die überflüssigen Bände aus dem alten in den neuen Saal übertragen, dadurch eine gänzliche Umstellung der Bibliothek und Änderung dessen nothwendig wurde, was sein Vorgänger verfügt hatte. Zuerst wurde das neu Erworbene in die Kataloge eingetragen, das Übrige konskribirt und der Manuskriptenkatalog angefertigt. Zu den bisher angeführten Büchervermehrungen müssen noch viele von

---

Hac sunt, quae facienda decernimus et mandamus S. Caroli Borromaei vestigia secuti, a quo sicut omnis ratio studiorum et morum pro decessoribus nostris sumpta est, ita quod ad Bibliothecam attinet, pleroque hausimus et expressimus, servarique volumus et jubemus.

Datum Paduae ex Palatio Episcopali die 16. Septembris 1775 — N. A. Episcopus Patavinus.

Loco † Sigilli.

Franciscus Antonius Prodocimi J. U. D. Cancellarius Episcopalis.

Das von Giustiniani angezogene Dekret des Kardinals Rezzonico, wurde weggelassen, weil es fast gleichlautend ist mit dem so eben Mitgetheilten.

[32]) Unter diesen verdienen nachfolgende genannt zu werden: Cod. CCCXXVII. in 4. aus dem 18. Jahrh. mit zwei Kolumnen: Expositio brevis articulorum fidei etc. Er fängt an: Ad instructionem minorum, quibus non vacat etc. Der Verfasser ist nicht genannt.

Cod. CDXII. in 4., zwei Kolumnen, Schrift aus dem 15. Jahrhund. Bartholomaei Exoniensis Episcopi Poenitentiale. Er beginnt: Nunquam nimis docetur aut scitur etc. Vid. Fabricii Biblioth. med. et infim. Latin. T. I. pag. 178.

Cod. CDXXII. in Fol. enthalten viele Traktate des heil. Hieronymus, Isidori Hispalens. u. a. Der ehemalige Besitzer desselben, Dominik Vallarsi, hat sich desselben für die zu Verona gemachte Ausgabe der Werke des heil. Hieronymus bedient, er nennt ihn probae vetustatis et notae.

Cod. CDXXVIII. in 8. aus dem 15. Jahrh. Leonis Baptistae Alberti Apologiae centum, in das Italienische übersetzt von Cosimo Bartoli und gedruckt zu Venedig 1568. Am Ende fehlten 7½ Apologen, welche 1819 aus einem Vatikanischen Codex Nr. CCCXV. abgeschrieben wurden. Über den Verfasser geben Mazzuchelli, Tiraboschi und Morelli Nachricht. (Epistolae septem variae eruditionis, pag. 45.) Der Kodex ward 1437 geschrieben.

Cod. CDXXXIII. in 4. mit zwei Kolumnen aus dem 14. Jahrhundert, beschädigt. Sein Inhalt sind Stücke aus dem N. T. Cod. CDXXXIX. in Folio aus dem 16. Jahrh. Constitutiones Pauli PP. III. in favorem Congregationis S. Georgii in Alga. Epistola Cardinalis Jacobi Simonetae über denselben Gegenstand. Der Kodex hat Miniaturen und Vergoldungen, auch die Bildnisse Papst Pauls III. und des Simoneta. (Tomasini Annal. Canonic. S. Georgii in Alga. p. 447.

Cod. CDXL. in 4. aus dem 16. Jahrh. Institutio et confirmatio erectionis Canonic. Congregationis S. Georgii in Alga. Der Kodex hat gleichfalls Miniaturen und Vergoldungen, wie auch die Bildnisse des Papstes Pauls III., der Patriarchen Lorenzo Giustiniani, Maffei und Ludwig Contarini. (Tomasini Op. cit.)

[33]) Folgende sind die vorzüglichsten: Cod. CCCXCII. in 4. aus dem 15. Jahrh. Ruffo Giordano Libro della Marescalcia.

Cod. CDXVII. et VIII. in Folio und 4. aus dem 18. Jahrh. Giustiniani Nicolo Anton. Serie cronologica dei Vescovi di Padova con osservazioni aggiunte. Sie haben für das Druckwerk unter diesem Titel zu Padua 1786 Dienste geleistet.

Cod. CDXX. in Folio aus dem 18. Jahrh. Valerii Augustini de utilitate capienda ex rebus a Venetis gestis. Die ersten 14 Bücher wurden von Nicolo Antonio Giustiniani ins Italienische übersetzt und 1787 zu Padua im Seminar gedruckt. (Foscarini della Letteratura Veneziana et a. p.)

Cod. CDXLI. in Fol. aus dem 17. Jahrh. Regula B. Augustini et Constitutionis Canonicor. Congreg. S. Georg. in Alga mit eigenhändiger Unterschrift und Siegel des Kardinals Corner, ihres Protektors. Die venetianische Ausgabe von 1590 ist darnach gemacht.

[34]) Die Randglossen sind von Kaspar Scioppius und zwar in den Werken: 1. Tertullianus Franezerae 1597. 8. 2. Franciscus Minerva seu de causis linguae latinae Salamanticae. 1597. 8. 3. Scioppii Gasparis consultatio de causis et modis componendi in S. R. Imperio Religionis dissidia. Aug. Vind. 1631. 4. Fundamenta pacis in S. R. I. etc. jacta. ibid. eod. Von Hieronymus Bononius, einem Trevisaner Dichter, finden sich Anmerkungen und einige Gedichte im Jensonischen Macrobius Venetiis. 1472. in Folio.

den Bischöfen Johann **Minotto** und Karl **Rezzonico** geschenkte Werke, die Veroneser Heiligen, Doubletten des lateinischen Lexikons von **Forcellini** [35]), das eine ein Autografum, das andere von Ludwig **Violati** abgeschrieben, ferner die Legate des **Marco Antonio Trivellato**, **Pietro Faccioli**, **Domenico Bozza**, gezählt werden. Der Erstere (gest. 1773) hinterließ nebst mehren Druckwerken aus dem Fache der theologischen Dogmatik den handschriftlichen Kodex **CCCXLIX: Cursus theologicus juxta ordinem D. Thomae ab Angelo Bartoletti, ejus auditore confectus**, den **Cod. DL., Dissertationes et cursus theologicus**, der Zweite (als Professor der griechischen Literatur an das Lyzeum in Parma übersetzt und dort 1779 gest.) alle seine Schriften, **Cod. CCCXIX. Certamina literaria, sacra et profana, Orationes, Praefationes, quaedam praeterea graece et italice**, der Letztere endlich jene gedruckten Werke, welche die Bibliothek noch nicht hatte (und deren waren nicht wenig). Keinen geringen Zuwachs endlich erhielt die Bibliothek aus der Druckerei des Seminars selbst, absonderlich an orientalischen, theologischen Werken, lateinischen Klassikern, dadurch sie immer mehr in Ruf kam.

Unter dem Bibliothekar **Rizzati** erhielt die Bibliothek in den letzten 15 Jahren des 18. Jahrhunderts keine namhafte Verbesserung außer dem Zubau der neuen obern Säle gegen die Mitternachtseite, von 1782 bis 1794. Der Rektor **Dr. Giovanni Coi** hatte das riesenhafte Unternehmen angeregt, durch die Seminariums-Druckerei die **Encyclopaedie méthodique** von Paris wieder aufzulegen und die erheblicheren Artikel in das Italiänische zu übersetzen, in der sehr lobenswerthen Absicht, jenes Repertorium des menschlichen Wissens von dem Gifte zu befreien, das zumal in den filosofischen und religiösen Gegenständen jenes Werkes niedergelegt war; auch sollte das griechische Lexikon des Johann **Scapula** wieder aufgelegt und besser geordnet werden, dadurch die Bibliothek zu jenem großen enzyklopädischen Werke, so wie zu mehren Klassikern und griechischen Wörterbüchern gelangte.

Die darauf gefolgten stürmischen und schweren Zeiten, die Wechselfälle in der Politik machten zur Pflicht, das bisher Erworbene vor allem zu bewahren, ehe man auf Erweiterung der Bibliothek dachte. Daß übrigens das Seminarium der Thätigkeit und Gewandtheit des Rektors **Coi**, so wie der Achtung, in der er bei den Gewalthabern jener Zeit gestanden, Vieles verdanke, läßt sich nicht in Abrede stellen.

Das Jahr 1805 war das dreißigste der Bibliotheksverwaltung **Rizzati's**. In einem Alter von mehr als siebenzig Jahren sah er sich außer Stande den dringendsten Forderungen des Dienstes ferner zu genügen, und so wurde ihm denn Dr. Andreas **Coi**, der bisher fünfzehn Jahre die schönen Wissenschaften gelehrt hatte, an die Seite gesetzt. Es sei erlaubt, die eigenen Worte dieses neuen Bibliothekbeamten über seinen neuen Wirkungskreis hieher zu setzen. „**Paulo fidentius, schrieb er, ut verum fatear, meum pristinum cum hoc novo commutassem officio, si praenoscere potuissem, me huic muneri destinari, tunc enim ad id impensius nervos omnes vegetioris aetatis industriaeque intendissem, ne in provinciam difficultatum plenissimam homo novus descenderem. Nihilominus tanto sub duce mihi omnia feliciter evasura esse sperabam; verum haud multo post amantissimus senex, qui mihi fidem praestabat meque sua in disciplina vix ceperat quam repente eo devenit ut mihi praeter animum et consilium nihil aliud auxilii praebere posset, utpote qui valetudine laboraret incerta et fere prorsus oculorum acie careret. Quid itaque? Pro viribus, quin tamen animo caderem, ego unus, nullo opitulante famulo, mihi onus impositum perferebam. Jam plura facienda erant, ac prae ceteris illud, quod mox dicam urgebat.**" Die Bibliothek hatte noch keinen allgemeinen Katalog. Vier spezifische Verzeichnisse, jedes einen Band stark, enthielten die Bücher nach den vier Klassen, in welche die ganze Sammlung abgetheilt war. In dem ersten Bande waren die theologischen, historischen, asketischen und polemischen Werke, im zweiten die schönen Wissenschaften, im dritten die filosofischen und medizinischen, im vierten endlich die Jurisprudenz und Gesetzkunde eingetragen. Diese Verzeichnisse waren durch den langen Gebrauch abgenützt, durch spätere Einschaltungen und häufiges Ausstreichen schwer zu lesen, die Namen vieler Verfasser wiederholten sich in den vier Bänden, je nachdem sie über verschiedene Gegenstände geschrieben, also daß, um zu erfahren, was der Bibliothek noch von diesem oder jenem Autor fehle, nicht selten alle vier Verzeichnisse nachgeschlagen werden mußten. Anderseits welche Verwirrung durch die Verschiedenheit der Ansicht, in welche Klasse dieses oder jenes Werk eigentlich gehöre, und wo demnach darauf hinzitirt werden müsse? Darum war unerläßlich alle vier Verzeichnisse in einen einzigen Katalog umzugießen. Coi unterzog sich mit seltener Geduld und Ausdauer dieser Arbeit. Rasch schritt er ans Werk, entwarf den allgemeinen alfabetischen Katalog, den er in sechs Foliobänden vollendete. Nebenbei revidirte er die Justinianische Bücherschenkung, vertheilte sie in die entsprechenden Klassen, ein Geschäft, womit er noch die Ausscheidung und Verzeichnung der Doubletten behufs einer Veräußerung oder eines vortheilhaften Tausches verband, ließ dieses Doubletten-Verzeichniß abschreiben, das, wie befohlen war, beim Rektor deponirt bleiben sollte. [36]) **Vix hoc absolveram**, schrieb er, **cum de se optime meritum Bibliotheca nostra suum praefectum amisit, de quo valde multa in promptu haberem, quae dicerem.**

[35]) Der **Cod. DCCXXXI. Lexicon totius latinitatis** ist von **Forcellini's** eigener Hand, zwölf Bände in Folio. — Der **Cod. DCCXXXII.** ist eine Kopie desselben, sechzehn Bände in Folio; der erste Band enthält zu Anfang die eigenhändige Anmerkung **Forcellini's: Descriptio inchoata est Tert. Non. Decembr. anni MDCCLIII. a Ludovico Violato, confecta Idibus Novembr. MDCCLXI.** — **Cod. DCCXXXIV. Calepino** des **Facciolati** mit Randglossen von **Forcellini.**

[36]) **Franciscus Scipio de Dondis, Dei et Apostolicae Sedis gratia Episcopus Patavinus et Eques Coronae Ferreae.**

Singulas et omnes constitutiones et regulas supra scriptas Illustriss. et Reverendiss. N. A. Justiniani Episcopi, praedecessoris nostri confirmamus, addito tamen, ut a Praefecto Bibliothecae duo indices conficiantur, quorum unus remaneat in Bibliotheca, alter vero sit penes Reverendissimum Seminarii Rectorem.

Datum Paduae in nostro palatio episcopali. IV. Kal. Febr. 1898.

Loco † Sigilli.

Franciscus Scipio Episcopus Patavinus.
Venturinus Valle Cancellarius Episcopalis.

Rizzati starb gegen Ende des Monats Februar 1810 und hinterließ der Bibliothek alle seine nicht eben ausgewählten Bücher sammt vier Gemälden in Rahmen, welche im Vorzimmer beim Eintritte in den Saal aufgehängt sind.

(Fortsezung folgt.)

Die geistige Rose, enthaltend die 15 Mysterien des Rosenkranzes in eben so vielen Federzeichnungen von Professor Josef Führich, lithografirt von Josef Binte, begleitet mit einem erklärenden Texte von Dr. J. E. Veith. Wien 1844, Mayer et Comp.

Zwei große Mysterien, das der Ursünde und das der Erlösung, sind die zwei großen Petrusschlüssel zu allen Mysterien der Weltgeschichte, zu jedem geheimnißvollen Kultus der alten Heidenwelt — wenn auch eine geistig verkommene Zeit hinter den heidnischen und christlichen Mysterien, beide mit einander vermengend, nichts anders gesucht hat, als die Grundlage zu ihrem leeren Deismus, der im konsequenten Fortschritte gegen abwärts zum Irr- und Aberglauben an den armen Gott der Zeit werden mußte, dessen Wesenheit die ganze Welt durchwogen soll — auf daß er hie und da im Haupte eines eingebildeten Gedankenriesen zum Bewußtsein auftauchen könne aus den Lagunen der übrigen Menschheit, wie ein Irrlicht, das aus der allgemeinen Nacht aufflackert.

Diese paar präludirenden Akkorde auf der Weltorgel der Wissenschaft sind nur für jene angeschlagen, welchen jede Spur von der Idee eines Mysteriums abhanden gekommen, und denen Wunder und Mysterium mit Lüge und Blendwerk gleichbedeutend scheint.

Wer im Tode des Menschen kein Geheimniß sieht und in selbem nichts anders anerkennt als einen nothwendigen Durchgangspunkt in eine andere, vielleicht höhere Daseinsform — welcher Vermuthung durch das abgeschmackte, und unwahre heidnische Bild von Puppe und Schmetterling auf die lahmen Beine geholfen werden soll, der gehört noch der ältern Zeit des Irrsals unserer Väter, den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an, und wir haben mit ihm keine Zeit zu verlieren — wer aber den Tod als den Schluß der Lebenssumme für den ganzen Menschen, dem Leibe und Geiste nach für einen bloßen Akt des rückbildenden Naturlebens ansieht, dem sagen wir nur, er soll die Hand aufs Herz legen und sich fragen, ob er mit allen Ukasen der neuen negirenden Filosofie, und mit den Leierkästen aller lyrisch-pantheistischen Poesie, die eben jezt in mächtigen Wellenringen über die zivilisirte Welt hintönt — den Schauer abstreifen kann, der ihm als Zeugniß der Widernatur des Todes durch Mark und Leben zuckt, wenn er lebhaft an die Stunde denkt, wo die Wogen Lethe's nach seiner Meinung für immer ober seinem Haupte zusammenschlagen.

Der Tod ist Strafe der Sünde — er ist das große Dogma, welches jedem Menschen, mag er sich auch wie ein widerspenstiger Schuljunge dabei geberden — auf dem Katheder des Sterbelagers unter Jammern und Zagen eingeläut wird — es ist aber nur in Jenem Rettung vor diesem herben Weh, der des Todes vollendeter Gegensatz ist, und der von sich sagen konnte: Ich bin das Leben! — Sünde und Erlösung, Tod und Leben, das sind die Mysterien, die dem in bloßem Begriffe stecken gebliebenen Verstande unbegreiflich scheinen, die sich aber dem innersten geistigen Selbstbewußtsein des Menschen aufdringen; wenn er sie läugnet, schlägt er gegen den Stachel aus, der sich darauf nur um so tiefer in seine Seelenwunde dränget.

Der Künstler hat die Lebensentfaltung des Erlösungsmysteriums zu seinem Vorwurfe genommen; wie eine fünfzehnblätterige Rose aus der Einen Knospe sich aufschließt und auseinanderbreitet, so hat er das Bild der Erlösung in den fünfzehn merkwürdigsten Momenten derselben der christlichen Welt vor Augen gestellt.

Über die Schärfe, Kraft und Zartheit der Auffassung, je nachdem die eine oder die andere derselben erforderlich war, können die frühern Arbeiten Führich's genügende Bürgschaft leisten.

Um nicht über die unserm Berichte angewiesenen Grenzen hinauszugehn, unterlassen wir es die schönen Einzelnheiten eines jeden Bildes besonders zu erörtern. Führich hat sich auch hier wieder als ein wahrer christlicher Eposmaler bewährt; die strengste Einheit umfaßt alle Gegensätze, um sie zur schönsten Harmonie zu verbinden, jedes Bild ist ein volltönender Gesang vom großen Liede der Welterlösung.

Mit dem geringen unscheinbaren Mittel einiger Federstriche ist der landschaftliche Hintergrund bei manchen Bildern so herrlich gegeben, daß man die Frühlingssonne der Erlösung über Thal und Hügel aufgehen fühlt; der Jubel der Waldessänger scheint sich mit dem tausendstimmigen Jubel der Altväter und der ganzen hoffenden und harrenden Menschheit zu vereinen, um den Spott des Pöbels und der Kriegsknechte im Hause des Pilatus und auf dem Weg zum Kreuze zu übertönen.

Wir können es dem Künstler getrost sagen, daß seine Schöpfungen noch dauern werden, wenn die Werke seiner im puren Naturalismus und heidnischer Weltanschauung ganz versunkenen Gegner längst verklungen sind; es mag jedem rechten Mann, außer dem Gefühle, auch in der Kunst nach Geist und Wahrheit gestrebt zu haben, ein erhebender Gedanke sein, daß das Große und Gute, was er geschaffen, hoch hinausragt über das kleinliche Getriebe seiner Gegner.

Der Text von Dr. J. E. Veith, ist mit jener dem Gegenstand angemessenen Würde und Innigkeit durchgeführt, welche alle Arbeiten des berühmten Schriftstellers charakterisiren.

Die Lithografien des als trefflicher Historien- und Porträtmaler bekannten Josef Binder, verdienen alle Anerkennung.

Ihre k. k. Majestät Karolina Augusta, Kaiserin von Österreich, hat die Widmung des Kunstwerkes, den damit verbundenen wohlthätigen Zweck berücksichtigend, huldvoll angenommen, indem der Reinertrag von Seite des Verlegers zum Besten der Wiedner-Kleinkinderbewahranstalt bestimmt ist.

Seb. Brunner.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 17. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 72.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1106 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Bendella über die Bukowina. — Berger über Craigher's orientalische Reise. — Valentinelli: Die Bibliothek des Seminariums in Padua. (Fortsetzung.)

Die Bukowina im Königreiche Galizien, von Th. Bendella, Rektor am bischöfl. Seminario in Czernowitz. Wien 1845. H. F. Müller's Kunsthandlung.

Weder selten, noch ungegründet ist die Klage, daß die österreichische Monarchie in allen ihren Theilen und Verhältnissen noch für Viele eine terra incognita ist, aber dessen ungeachtet die Meisten nur zu geneigt seien, über deren Einrichtung, Verfassung, Verwaltung u. s. w. den Stab zu brechen. Freilich, wie der Dichter sagt:

— tritt der Österreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil, und läßt die Andern reden—

da aber nur zu oft selbst unter unsern Mitbürgern eine kaum genügende Kenntniß des Gesammtvaterlandes gefunden wird, so scheint es unstreitig an der Zeit, die Förderung und Verbreitung derselben nach Kräften um so eifriger anzustreben, als sich nicht verkennen läßt, daß die Verschiedenheit der Nationalität, Religion, Sprache u. s. f. der Erreichung dieses Zieles große Hindernisse in den Weg legt.

Allein die Kenntniß der Gesammtheit kann nur durch jene der einzelnen Theile erzielt werden, und jeder noch so kleine Beitrag zur Realisirung des angedeuteten Zweckes muß demnach höchst willkommen sein, besonders, wenn er einen Landstrich betrifft, der wegen seiner Entfernung vom Mittelpunkte des geistigen Lebens der Monarchie, ungeachtet vieler Vorzüge in fysischer und moralischer Beziehung, nur zu oft mit dem Namen des österreichischen Sibiriens bezeichnet wird.

Wie groß ist die Unkenntniß der Bukowina bei in- und ausländischen Touristen, Topografen, Geografen! Welche Irrthümer enthält in dieser Beziehung das Reisewerk des sonst so verläßlichen Kohl! Wie unvollständig und größtentheils unrichtig sind Lichtenstern's, Stein's, Cannabich's geografische Werke! Wie mager sind alle Notizen über die Bukowina in der sonst mit so strenger Genauigkeit und lobenswerther Umsicht redigirten österreichischen Nationalenzyklopädie! Welche Fehler enthielten noch vor Kurzem selbst die in den Schulen vorgeschriebenen Lehrbücher! Wie lächerlich ist es in dem sonst recht braven Gefährten auf Reisen in Österreich, von Tschischka, so wie in dessen Kunst und Alterthum in Österreich, von einer griechischen Kathedrale in Czernowitz, als einem sehr ansehnlichen Gebäude, zu lesen, wenn man weiß, daß die bisher als Kathedrale benützte Kirche eher einer baufälligen Scheune als einem Gotteshause ähnlich war, und erst im Juli v. J. der Grundstein zu einem neuen, der Würde einer bischöflichen Kirche angemessenen Gebäude gelegt wurde, das aber erst in vier Jahren vollendet sein dürfte. Eben so wird in denselben Werken die katholische Dechanteikirche gerühmt, während sie doch an Größe und Bauart kaum einer Dorfkirche in den deutschen Provinzen gleichkömmt.

Dem Bedürfnisse wird nun zwar durch das Werkchen des Hrn. Rektors Bendella auch noch nicht ganz abgeholfen, da es allzu skizzenartig gehalten ist; aber jedenfalls ist es ein sehr schätzbarer Beitrag zur österreichischen Topografie, und verdient unsere volle Anerkennung. Es gewährt nicht blos eine Übersicht des Czernowitzer Kreises in allen seinen, von jedem andern Theile Galiziens durchaus abweichenden Verhältnissen, sondern kann auch in seiner letzten Rubrik (Wanderung durch den Kreis, S. 19) als Wegweiser für Reisende betrachtet werden *).

Wenn ich hier einige Bemerkungen beifüge, so sollen sie nur ein Beleg mehr sein, welcher Aufmerksamkeit ich das angezeigte Büchlein werth halte, und theilweise jene Veränderungen berühren, die seit der Abfassung desselben, bis zu seiner Erscheinung im Druck, in den Lokalverhältnissen eingetreten sind.

Zu S. 5. Bei den Straßen verdienen die neueren Verbindungsstraßen von Storozynetz über Panka, Zadowa, Lukawetz und Berhometh am Sereth nach Wißnitz, und von diesem Marktflecken durch das Russisch-Kimpolunger Gebirge über Putilla in die Radautzer Herrschaft, und durch die Luczina nach Kirlibaba — nachträglich angeführt zu werden.

S. 9. Nach der Konskription vom Jahre 1843 betrug die Bevölkerung der Bukowina 357,884 Einwohner; darunter waren 432 Geistliche, 1784 Adelige, 458 Beamte und

*) Ich kann nicht umhin hier zu erwähnen, daß im Jahre 1843 eine sehr genaue Karte der Bukowina bei K. Miniarz (Lemberg und Czernowitz) erschienen sei.

Honoratioren, 399 Gewerbsleute und Künstler, 27,441 Bauern. Der Nachwuchs von 1—18 Jahren zählte 89,560, und das weibliche Geschlecht 177,544 Individuen.

Wenn auch die Zunahme der Bevölkerung nicht unbedingt als der Maßstab für den steigenden Wohlstand eines Landstriches angenommen werden kann, so ist sie doch unbezweifelt ein bedeutender Moment, und die Aufnahme der Bukowina in jeder sonstigen Beziehung, als Handel, Gewerbsfleiß u. s. f. mit in Betracht gezogen, ein augenscheinlicher Beweis, daß die wohlthätigen Absichten der österreichischen Regierung auch in dieser vom Zentralpunkte des Kaiserstaates entferntesten Gegend vollkommen erreicht werden.

Die Zahl der Juden wird in den Konskriptionstabellen nur mit 10,755 ausgewiesen, ist aber unstreitig viel größer, da sie durch die Wandelbarkeit ihres Wohnortes und hundert andere Mittel der Aufmerksamkeit der konskribirenden Beamten und Offiziere nur zu oft sich zu entziehen wissen.

In kirchlicher Beziehung sind zufolge a. h. Entschließung vom 24. Oktober 1843 die griechisch-orientalischen Seelsorgerstationen in der Bukowina regulirt, die Verhältnisse der Landpfarrer verbessert, die Gehalte der Professoren an der Czernowitzer theologischen Lehranstalt, so wie die Dotationen der Stadtpfarrer erhöht, endlich die Diözese in zwölf Protopresbyterate (Dekanate) getheilt, und für das Loos der defizienten Priester Sorge getragen worden. Der Bau einer bischöflichen Residenz, eines Seminarialgebäudes und eines Priesterhauses schwebt noch in ämtlicher Verhandlung.

S. 10. Zur Handhabung der Ziviljustiz besteht, außer dem Stadt- und Landrechte zu Czernowitz, noch ein selbstständiges Distriktsgericht in Suczawa.

In militärischer Beziehung ist Czernowitz seit 1844 der Sitz eines k. k. Militär-Grenz- und Truppen-Divisions-, dann eines k. k. Brigade-Kommando's. Jenes führt ein k. k. Feldmarschall-Lieutenant, dieses ein k. k. General-Major.

Rücksichtlich der Volksschulen ist in neuester Zeit eine Abtheilung derselben in Betreff ihrer Beaufsichtigung durch das Lemberger lateinische Metropolitan- und das Bukowiner griechisch-orientalische Konsistorium, so wie auch die Errichtung einer Kirchensängerschule in Czernowitz, einer moldauischen Hauptschule in Suczawa, und mehrer Nationalschulen auf dem flachen Lande eingeleitet worden.

S. 15. In letzter Zeit haben die Filipponen, oder Lipowaner zur Wahl eines Oberhauptes (Bischofes) ihrer Konfession, jedoch mit der Verpflichtung es selbst zu dotiren, die allerhöchste Bewilligung erhalten.

S. 19. Die Kreisstadt Czernowitz zählt (die Vorstädte mit eingerechnet) nach der letzten Konskription vom Jahre 1843: 1523 Häuser und 11,976 Einwohner, worunter sich 2356 Juden befinden. Da aber die Zahl der Letztern aus dem oben angeführten Grunde gewiß viel größer ist, so kann die richtige Einwohnerzahl der Stadt Czernowitz unbedenklich mit 13,000 angenommen werden.

Ein schönes Rathhaus, so wie mehre ansehnliche Privatgebäude sind noch im Bau begriffen, so daß die Stadt Czernowitz, nach der Provinzialhauptstadt, unstreitig den ersten Platz in Galizien einnimmt.

S. 31 hat sich ein Druckfehler eingeschlichen, der berichtigt werden muß. In der zweiten Zeile oben muß es statt „Fürstenthal" Franzensthal heißen, weil wirklich eine Ortschaft der Bukowina jenen Namen führt, jedoch zwischen Radautz und dem Kloster Suczawitza gelegen ist, während das, zum Andenken an den unvergeßlichen Kaiser Franz mit dem Namen „Franzensthal" bezeichnete deutsche Koloniedorf zwischen Sereth und Molodia, an der von Czernowitz gegen Süden führenden Chaussée liegt.

Nachdem nun Referent mit diesen wenigen Bemerkungen seinem kritischen Gewissen Genüge gethan hat, so kann er nicht umhin, das angezeigte Büchlein mit aufrichtiger Freude, als den ersten gelungenen Versuch zur Verbreitung richtigerer Ansichten über die schöne Bukowina zu begrüßen, zugleich aber auch als einen Beweis, daß der orientalische Klerus seinen hohen Beruf nicht verkenne, neben seiner eigentlichen Bestimmung auch das Feld der Wissenschaften zu bebauen. *) Wir wollen uns nicht herausnehmen, hier spezielle Fingerzeige zu geben, aber als theilnehmende Beobachter glauben wir folgendes der Aufmerksamkeit des Bukowiner Klerus der neuern Lehrart zunächst empfehlen zu dürfen. Zur Herausgabe eines dem Ritus entsprechenden Religionsbuches für die Normal- und Volksschulen ist bereits das Nöthige eingeleitet worden, aber noch fehlen die Religionslehrbücher für das Gymnasium und die filosofische Lehranstalt, dann eine Dogmatik und Kirchengeschichte. Die Verfassung eines Kirchen- und Eherechtes, angemessen den Orts- und Zeitverhältnissen, ist für den Klerus, für den Beamten und Gutsbesitzer ein höchst dringendes Bedürfniß. Wie vielen Reibungen mit andern Religionsparteien, wie vielen Streitigkeiten zwischen der Grundherrschaft und dem Benefizianten würde dadurch begegnet! **) Freilich sind solche Werke nicht Sache eines Augenblicks — allein hier gilt nicht: in magnis voluisse sat est, — sondern: dimidium facti, qui coepit, habet, und jeder, noch so geringe Versuch ist ein Schritt näher zum Ziele.

Möchten doch daher Viele dem Beispiele des Rektors Bendella folgen! Möchten besonders die Bukowiner Klöster bald den fortgeschrittenen Zeitverhältnissen sich adaptiren und den geistlichen Vereinen anderer Religionsparteien auch in szientifischer Hinsicht sich würdig an die Seite stellen!

Melanopolitanus.

*) Einen andern Beweis der literarischen Thätigkeit des Bukowiner Klerus lieferte der Seminar-Spiritual Blaž.wicz mit einer Grammatik der Bukowiner Landessprache, welche zwar in Nr. 28 dieser Blätter mit aristarchischer Strenge rezenzirt worden ist, doch aber, die leicht erklärlichen Mängel eines ersten Versuches, und die durch den nachlässigen Druck herbeigeführten Gebrechen abgerechnet, unter der Leitung eines kundigen Lehrers sich recht brauchbar erweiset.

**) Referent erinnert sich, daß, nach Angabe der vom sel. Prof. Wagner in Wien gegründeten juridischen Zeitschrift, unter dem literarischen Nachlasse des verewigten Hofrathes Dolliner ein vollständig ausgearbeitetes Eherecht der nicht unirten Griechen sich vorgefunden habe. Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, was damit geschehen, ob und wann es im Druck herausgegeben worden sei.

Ueber J. A. Craigher's orientalische Reise.

Von Adolf Berger.

Der Orient ist nun einmal das Mekka europäischer Touristen geworden. Ein geheimer wunderbarer Trieb scheint in der Seele des Abendländers zu leben, das Antlitz gen Osten

zu wenden und sich in Regionen voll eigenthümlichen Zaubers, in ein sonnigeres Land hinüberzuträumen. Und warum auch nicht? heißt es ja doch das Morgenland, wohin uns Fantasie und Sehnsucht entführen; ist es doch der Menschheit Wiege, wohin wir pilgern möchten! Endlich ist es ja auch das gelobte Land, das Land der Verheißung, wohin wir immer wieder das zaubergeblendete Auge wenden. Ein mächtiges poetisches Interesse ist es also, dessen Armidagärten schwer zu entfliehen. Aber auch das weltgeschichtliche, religiöse, politische und wissenschaftliche Moment gesellt sich mit starken Motiven hinzu, den Okzident auffordernd, immer wieder das Auge dem morgenrothen Orient zuzukehren. Kein Wunder also moderne Pilgrime, Weise und Forscher, Ritter und Sänger von allen Arten und Farben — mitunter wohl auch sogenannte Europamüde — die Fahrt nach dem fernen Osten antreten, ja, von gleich unwiderstehlichem Drange getrieben selbst zarte Frauen, denen man außerhalb der Salonluft fast die Möglichkeit der Existenz absprechen möchte, sich der glühenden Sonne der Wüste aussetzen zu sehen. Gewährt auch dann an Ort und Stelle die bare Wirklichkeit nicht immer Alles, was der Fantasie magische Illusionen verheißen, so bietet sie doch der Schätze und Gaben immerhin genug, so daß der heimkehrende Pilgrim auf einen weiten, mit neugierbrennendem Verlangen an seinem Munde hangenden Zuhörerkreis rechnen darf. Je interessanter überdies des Erzählers Persönlichkeit, um so größer und entschiedener auch des Berichtes Wirkung. Zeuge dessen — vieler anderen deutschen und nichtdeutschen Reisenden, nicht einmal Lamartine's, zu gedenken — die durch des lebendigen Verstorbenen Publikationen erregte Sensation, in gleich hohem Grade Zeuge die kürzlich vom Preßstapel in alle Welt gelaufenen und mit dem lautesten kritischen Eklat begrüßten orientalischen Briefe der Gräfin Ida Hahn-Hahn, einer Dame, der man bereits in Gedanken die Rolle einer Lady Stanhope, wo nicht gar einer Semiramis zugetheilt. Um so mehr ist es Pflicht, das Publikum auf einen andern geistvollen Touristen im Morgenlande hinzuweisen, der in einer Beziehung sogar Österreich angehört. Es ist dies Hr. J. R. Craigher, k. belgischer Consul in Triest, ein in den praktischen Fächern seines Berufes eben so ausgezeichneter Geschäftsmann, als überhaupt eine reichbegabte und vielseitig gebildete Individualität. Hr. J. R Craigher verließ im Frühlinge 1843 Triest und ging über Ancona, Corfu, Patrasso und Morea nach Athen, von hier aber über Syra und Candia nach Alexandrien. Auf dem Nil verfügte er sich hierauf nach Groß-Cairo und besuchte Memphis und die Pyramiden. Dann zog er durch die Wüste ans rothe Meer. Über Suez und durch die Wüste des steinigen Arabiens pilgerte er nun nach Palästina. Hier verweilte er zwei Monate, worunter fünf volle Wochen ausschließlich in Jerusalem, von wo aus Jericho, der Jordan, das todte Meer, Bethlehem, Hebron, das Gebirge des Johannes u. s. w. besucht wurden. Von Jerusalem ging er über Jaffa, Cäsarea und den Berg Carmel nach Nazareth, von dort auf den Tabor, nach dem See Tabarieh, bis Capernaum und den Quellen des Jordans, wo er sich mitten unter Beduinenstämmen befand. Von Tabarieh aus wurden Ausflüge zu den Bergen der Speisung der 5000 und der Bergpredigt unternommen. Über Cana di Galilea lenkte unser Reisender die Schritte nach Nazareth zurück.

Von hier aus ging nun die Reise nach Jean d'Acre und weiter über Sydon und Tyr nach Beyrut. Von da überschritt unser Reisender den großen Libanon und Antilibanon und besuchte Damaskus, die Ruinen von Balbek und die Cedern auf der Höhe des großen Libanon. Über Tripolk kam er wieder nach Beyrut zurück. Sofort ward das Dampfschiff bestiegen, das den Reisenden über Cypern, Rhodus und Smyrna nach Konstantinopel trug. Über Italien ging es dann wieder der Heimat zu. Nach kurzer Rast verfügte sich hierauf Hr. Craigher über Wien nach Brüssel, um dort über die merkantilischen Resultate seiner zunächst im Interesse des Handels und der Industrie Belgiens unternommenen Reise Rechenschaft abzulegen. In der That ist es ihm auch gelungen, wichtige diesfällige Notizen zu sammeln, Daten, die auch für Österreich, dem der Reisende zunächst als Bürger angehört, nicht gleichgiltig sein können, zumal die Aufmerksamkeit dieses Staates ganz vorzüglich auf jene seiner günstigen geographischen Lage wegen so nah gestellten Länder der Levante gerichtet sein und bleiben muß. Überdies hat der Reisende jede Gelegenheit zu allseitigen Beobachtungen wahrnehmend, und jede Stunde mit ausharrendem Fleiße nützend, seine Pilgerfahrt auch vom künstlerischen, filosofischen, religiösen, geschichtlichen und politischen Standpunkte fruchtbringend zu machen gesucht, zu diesem Ende ein reiches Portefeuille von Naturstudien, die von nüchtern-treuester Auffassung zeugen und das Gepräge frischester Unmittelbarkeit an sich tragen, gesammelt und während seines fünfwochentlichen Aufenthaltes in Jerusalem, so wie vorzüglich während der ereignißlosen Quarantainezeit die mannigfachsten wechselnden Erscheinungen, Anschauungen, Eindrücke und Erlebnisse zu immerwährender Erinnerung in einem eigenen Reisewerke niedergelegt, dessen Herausgabe so eben vorbereitet wird, welches einzusehen, Referent bereits Gelegenheit hatte. Der Leser wird allmälig im Gemüthe vorbereitet zum großen geschichtlichen Drama, das in und um Jerusalem seiner weltumfassenden, bedeutungsvollen Lösung durch die Leidensgeschichte und den Opfertod des göttlichen Mittlers entgegenreift. Dahin richtet er schon von ferne mit tiefer Sehnsucht seine Blicke; in dieser heiter-wehmüthigen Stimmung folgen wir ihm durch die trostlose Wüste des steinigen Arabiens und begrüßen mit ihm frohen Herzens den ersten Mal auf dem heiligen Boden von Palästina. Mit gespannter Erwartung folgen wir ihm durch die blühenden Ebenen von Ramle und endlich durch die öden Gebirgsschluchten nach der heiligen Stadt, wo alle seine Gefühle wie in einem Brennpunkte zusammenfließen und wo er der biblischen Geschichte und den heiligen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, eine Tiefe der Reflexion und einen Umfang von Würdigung weiht, wie vielleicht kein Reisender vor ihm.

In Syrien und Konstantinopel nehmen die schroffen Gegensätze dessen, was war und ist, ganz besonders seine Aufmerksamkeit in Anspruch und die leidigen Zustände dieser Länder werden oft klar und kräftig, oft nur bildlich andeutend, dem Auge des Lesers anschaulich vorgeführt, daher hier oft der Poesie zur Darstellung zugewiesen worden, was aus vielfachen Gründen die Prosa nicht füglich erschöpfen kann oder darf. Demnach zerfällt Craigher's Reisewerk in zwei einander wechselseitig unterstützende Kategorien, nämlich in Prosa und in Poesie. Jener ist ausschließlich das Positive, dieser

aber Alles zugewiesen, was der Kunst, der Fantasie, dem Gemüthe und Gefühle angehört. Häufig sehen wir daher den Verfasser, entweder begeistert von der Macht des Augenblicks und dem plötzlichen Eindrucke einer großartigen Anschauung, oder von inniger und sinniger Betrachtung tief im Gemüthe bewegt, in die Saiten der Lyra greifen und zum Seher und Profeten werden, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im schauenden und ahnenden Geiste verbindend, ein ergreifendes Gemälde vor des Lesers Seele aufrollt. Dies ist besonders in Momenten religiöser Emfase oder weltgeschichtlicher Intuition der Fall. Den Zyklus der eingestreuten Dichtungen schließt ein größeres Gedicht von 50 Stanzen: »Scheidegruß an die ewige Roma« betitelt, das wieder in vier Hauptepisoden zerfällt und gleichsam ein Resumé der ganzen Reise bildet. »Die Menschwerdung Christi, die Kreuzzüge, das alte und neue Rom, das alte und neue Byzanz und Napoleon,« sind die Achse, um die sich sein glühend belebter Inhalt dreht, der wie eine magische Zimmerreise die alte und neue Geschichte dem Geiste und Gemüthe des Lesers vorüberführt und den tiefsten, wohlthätigsten Eindruck zurückläßt. Kein Zweifel, daß wir hier einen echten, in Geist und Seele durchgebildeten, der tiefsten Anschauung fähigen Dichter vor uns haben.

Übrigens ist es nicht das erste Mal, daß Hr. Craigher als Dichter auftritt, denn er wurde bereits 1828, unter dem Namen Nikolaus, von Friedrich von Schlegel in die Öffentlichkeit eingeführt. Wir erinnern hier an die im gedachten Jahre bei Gerold in Wien erschienenen und von jenem berühmten Kritiker mit einem geistvollen Vorworte begleiteten »poetischen Betrachtungen in freien Stunden;« dichterische Arbeiten, die, obschon dem Jünglingsalter angehörend, doch schon einen ungewöhnlichen Ernst und Erhabenheit der Gesinnung bekunden, zugleich aber auch Milde und Innigkeit athmen. Sie erfuhren in mehren der geachtetsten Blätter Deutschlands die günstigste Beurtheilung. Ein zweiter, noch ungedruckter Band Gedichte ruht noch im Pult; möchte er sich doch bestimmen lassen, dieselben bald zum Gemeingute der Freunde wahrer Poesie zu machen! Sie sind es um so werther vom deutschen Publikum gekannt zu werden, als sie einen warmen Eifer für die edle deutsche Sache kund geben, welcher der Verfasser zwar nicht der Geburt nach — (er ist in Oberitalien geboren und lernte die deutsche Sprache erst später kennen) — aber aus Neigung und seinem vieljährigen Aufenthalte in Deutschland zufolge, verwandt ist.

Die Bibliothek des Seminariums zu Padua.

(Fortsetzung.)

Coi war kaum zum Bibliothekar ernannt, als wiederholte Schenkungen von mehren Verehrern und Freunden des Seminariums zu Padua seine unermüdliche Thätigkeit neuerdings in Anspruch nahmen. Im Mai 1810 schenkte Pater Hieronimus Zanettini, der Inquisitor, 200 Bände verbotener Werke und im März 1813 noch 40 andere der Bibliothek. Abbate Josef Piva und Joh. Battista Ferrari, Präfekt der Studien, gestorben 1806, verehrten ihr ihre Handschriften [37]), Hieronimus Garganego [38]) und Benedikt Fiandrini vermachten ihr eine namhafte Zahl Bücher, welche zusammt der Sammlung des Mantovani den Bibliothekar nöthigten, die Arbeit des Einreihens und Ordnens aufs Neue vorzunehmen. Der Venetianer Hieronimus Mantovani, ein kenntnißreicher wohlhabender Mann, hatte mit großen Kosten sich eine gewählte Büchersammlung angeschafft, darunter sich 2000 Bände griechischer und römischer Klassiker befanden, zwar nach dem 15. Jahrhunderte gedruckt, aber in seltenen werthvollen Ausgaben, wegen der beigegebenen Kommentare, und mit verschwenderischer Pracht eingebunden. Die vielen typografischen Seltenheiten, welche bei der Aufhebung der Klöster auf einmal zum Verkauf kamen, und noch vor dem die Sorgfalt des Ritters Jakob Morelli, welcher für die St. Markusbibliothek alle filologischen Werke jener Tage zusammenkaufte, verschafften seinem Freunde Mantovani gar Vieles, was seine jährliche Dotation überstieg, vermehrten die griechische und lateinische Klassikersammlung des Mantovani mit den besten italienischen deutschen, englischen und französischen Ausgaben. [39]) Im zunehmenden Alter sehnte sich jedoch Mantovani nach seiner früheren Lebensweise (er gehörte nämlich der Gesellschaft Jesu an, noch bevor dieser Orden aufgelöst wurde), und weil er fürchtete, sein Bücherschatz möchte nach seinem Tode auseinander gestreut werden, so übergab er ihn zu Eigen der paduanischen Seminariumsbibliothek im August 1812, unter der Bedingung, daß ihm verstattet werde im Seminarium zu leben. Als aber drei Jahre später die Gesellschaft Jesu von Papst Pius J. wiederhergestellt wurde, kehrte Mantovani nach Reggio in den Schooß seines früheren Institutes zurück, das Seminarium aber versicherte ihm als Erkenntlichkeit für seine Büchersammlung eine jährliche Pension, die er auch bis zu seinem im Jahre 1827 erfolgten Tode bezogen hat.

Die oben erwähnte Klosteraufhebung hatte die Verhältnisse der Bibliothek gänzlich verändert. Die Leserzahl wuchs mit jedem Tage, und Coi weit entfernt, darüber zu erschrecken, fügte sich in Alles und diente Allen; zur selben Zeit, als er der auf sich genommenen Verbindlichkeit entsprach, mit dem

---

[37]) Cod. CDLVIII., CDLXX., CDLXXII, CDLXXIV., CDLXXVII., CDLXXXVIII., DCCXXXV.; sie enthalten verschiedene theils lateinische, theils italienische Schriftwerke aus der Rhetorik, Filosofie und geistlichen Beredsamkeit.

[38]) Er war der Bruder des Abbate Joh. Battista Garganego, von welchem der Rektor Joh. Coi 1796 das experimental-fyfikalische Kabinet des Kollegiums von Noventa gekauft hatte. Derselbe Coi hatte sich auch erboten, die fyfikalische Büchersammlung des genannten Kollegiums zu kaufen. Allein der Besitzer furchtsam und mißtrauisch zog es vor, dieselbe an den alten Josef Scapin zu verkaufen, erhielt aber sein Geld dafür in mehrjährigen Raten ausbezahlt.

[39]) In der Sammlung der griechischen Klassiker sind die werthvollsten die Orforter Ausgaben des Dionysius von Halikarnaß, des Xenophon, Lycophron, Apollonius Rhodius, Euripides, die Bodonischen des Calimachus, Anacreon, Theocrit, Moschus und Bion, die Sammlung der Byzantiner, von Paris und Venedig, Thucidides, Polybius, Strabo, Josef Flavius, Herodot, von Amsterdam, die römischen und florentinischen Ausgaben des Homer, Eustatius, die griechischen Epigramme, von Neapel; in der Sammlung der Lateiner z. B. die Sammelwerke des Thomas von Baszerville, das Französische in Kleinoktav, die Mailänder-sammlung der Übersetzer, die Opera omnia des Cicero, von Venedig, Paris, Genf, London und Padua, der Salustius, von Madrid, zwanzig Prachtausgaben des Titus Livius, eben so viele des Plinius, sechzig des Virgil, eben so viele des Horaz.

Doktor der Theologie, Franz Fanzago die Grammatikal- und Humanitätslehrer für die Schulen zu prüfen, veranstaltete er die vermehrte dritte Auflage seines Werkes, Selecta ex latinis Scriptoribus et Poetis, unterrichtete einige adeliche Jünglinge und besorgte nebenbei die monatliche Korrespondenz der Bibliothek, was man kaum glauben würde, wenn nicht die Beweise vorlägen.

Durch die Aufhebung der Klöster und ihrer Bibliotheken kamen große Büchermassen zum öffentlichen und Privatverkauf, darunter viele bändereiche, seltene Werke. Andere waren von akatholischen, gottlosen oder doch indezenten Schriftstellern, welche die fromme Sorgfalt der Religiosen bisher fern gehalten hatte. Coi ohne großen Geldverlag aber festen Willens kaufte die drei Polyglotten, die Komplutenser, Pariser und Londoner, mit der an Karl I. gerichteten Dedikation, die hebräisch-rabbinische Bibel von Buxtorf, die deutsche Luthers, die armenische von 1805 in Venedig gedruckt, das alte Testament von Kennicot, das neue von Millin, die Vorträge über die Bibel von Saurin, die katholischen und akatholischen Kommentare des Cornelius a Lapide, Calmet, Grotius, Le Clerc, Luther, Calvin, Melanchton, Zvingli, Oecolampadius, die Chronologie Spanheims, die Glossare des Philoxen, die Cabale denudata, zwei Bullarien, einige Editiones principes, die Bibliotheca fatrum Polonorum, das Illyricum sacrum von Farlati, die Magdeburger Zenturiatoren, die Kirchengeschichte von Racine, die Geschichte des Huss und des Hieronymus von Prag, die (allg. Geschichte) von Bower etc., den Beza, Bull, Arminius, Simon Lingtfoot, Jansenius, de Dominis, alle Werke von Alembert, Voltaire, Friedrich II., Rousseau, eine Sammlung, die schon der Namen wegen eine Bibliothek zu nennen ist. Bei diesem Allem vernachlässigte er keineswegs die übrigen Fächer der Gelehrsamkeit. Also kaufte er den Aristoteles de animalibus von Schneider, den Livius des Mabil, den Virgil von 1796 zu Paris mit Kupfern avanti lettera das Onomasticon des Sassius, die Mailänder Sammlung der Klassiker, die zwei italischen Parnasse, den Dante des Bartolino von Udine, die Werke Betinelli's, den Studien-Kours von Condilac, das Lyceum von Laharpe, die Geschichtswerke Calmets und Millots, die Geschichte der mathematischen Wissenschaften von Bossut, die Werke des Jakob Riccati, Griselinis Künstler-Lexikon, den Mailänder Butfon in 8., das Dictionnaire universel von Pichard, 42 Bände der Memoiren der königl. Akademie und des National-Instituts in Paris in 4., ferner 52 Bände der Novelle letterarie di Firenze, die beiden Sammlungen des Calogera und das Giornale della Società d'Incoraggiamento zu Mailand.

Ein Gegenstand langer Anstrengung und des gefühlten allgemeinen Bedürfnisses war für Coi die Verfassung eines Real-Kataloges (l'Indice ideato per ordine di materie trattate nei libri della Biblioteca).

Mit diesem in der Hand konnte er jedem Verlangen ohne viel Zeitverlust dienen; und darum war er unermüdet in der Ausfertigung desselben, wenn nicht neue und dringendere Geschäfte seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, und ihn zwangen, die Vollendung des begonnenen Werkes zu verschieben. So z. B. schenkten im Jahre 1818 die Brüder Josef und Anton Gennari der Bibliothek alle von ihrem Oheim, Josef Gennari, geerbten Handschriften [40]), welche von dem Bibliothekar sogleich eingereicht sein wollten. Denn wiewohl viele dieser Gennarischen Handschriften durch Verschleppung verloren gegangen, so erhielt er mit Hilfe des eifrigen Dr. Antonio Comin, Zeremonien-Meister der dortigen Kathedrale, noch 26 Bände und darin eine literarische Korrespondenz von circa 8000 und mehr Briefen. An diese werden sich in der Bibliothek die Gennarischen Handschriften über die vaterländische Geschichte anreihen, welche der edelsinnige und hochberühmte Graf Johann Cittadella sich vornimmt dem Seminar zu verehren, [41]), sobald er sie für seine Geschichte der Carrara benützt haben wird; ein edles hochherziges Vornehmen alter Edelfamilien zum Besten so nützlicher Studien. Nebst den Gennarischen Handschriften befanden sich in dem obenangeführten Geschenke noch die Handschriften des Abbate Giovanni Brunacci, welche den Codex diplomaticus betreffen, den derselbe als Vorstudium zur Kirchengeschichte Padua's bearbeitete und welchen man allgemein schon für verloren hielt. Oben genannter Comin unternahm es, die unordentlich zusammengehäuften Materien zu ordnen, indem er den Codex DLXXXI. in 18 Bände zerlegte.

So gedachte Coi die Handschriften zu ordnen, während er den, von seinem Vorfahrer angefangenen Katalog fortsetzte. Aber die 1821 erfolgte Ernennung des Monsignore Modesto Farina zum Bischofe von Padua war die Ursache, daß die Sache verschoben werden mußte. Durchdrungen von dem Gefühle seiner Pflicht, veranlaßte er den Prälaten zu dem Befehle eine Abschrift des von ihm verfaßten allgemeinen Kataloges in zwei dicken Bänden, die er in Kleinquart mit eigener Hand geschrieben hatte, zu überreichen, die er dann zurück erhielt und welche zur Stunde noch mit den Partikular-Verzeichnissen bei der Bibliothek aufbewahrt werden. Hierauf unternahm er mit fast jugendlicher Heiterkeit des Geistes den Manuskripten-Katalog, fest entschlossen nicht zu ruhen, bis derselbe nicht fertig sein würde. Der fleißige Rizatti hatte die Codices nicht blos mit dem fortlaufenden Numerus bezeichnet und bemerkt, zu welcher Zeit dieselben an die Bibliothek gediehen, sondern

[40]) Cod. XXXVIII. auf Papier in Folio aus dem 17. Jahrh. Sforza Antonio, origine delle famiglie civili di Padova.

Cod. CLXXVIII. auf Papier in 4. aus dem 17. Jahrh. Anonima Relazione della morte di Francesco Novello da Carrara e dei suoi figliuoli.

Codd. DLI – DCLXXXIV. auf Papier in Folio (der Cod. DCXX. besteht aus 20 Bänden) enthalten größtentheils Beiträge und Urkunden zur Geschichte von Padua, so wie jene des Brunacci, davon im Texte die Rede.

[41]) Gennari manoscritto Volumi IV. „Diese vier Bände bilden einen Theil der Gennarischen Sammlung, welche in der Paduaner Seminariumsbibliothek aufbewahrt wird. Als jedoch diese Sammlung dem Seminar geschenkt wurde, befanden sich die erwähnten vier Bände in andern Händen; und als derjenige starb, der sie zu leihen genommen, kamen sie mit unter die Bücher des Verstorbenen und wurden zum Kaufe ausgeboten. Ich brachte sie an mich und wollte sie, nachdem ich sie benützt haben würde, zu den übrigen im Seminar verwahrten hinzufügen. Sie enthalten verschiedene, Padua betreffende Denkwürdigkeiten." (Storia della Dominazione Carrarese in Padova scritta da Giovanni Cittadella. Padova coi tipi del Seminario. 1842. Vol. I. pag. XXIII.) Bis nun sind jene vier Bände Handschriften noch nicht an die Bibliothek gediehen.

er hatte auch eine Konskription derselben nach Gegenständen, dadurch das Werk des jetzt gänzlich beendigten Handschriften-Katalogs nicht wenig gefördert wurde, wie dies Coi selbst mit diesen Worten bezeuget: „Suam in Catalogo, quem infectum reliquit (Rizzati) breviter dixerat sententiam, verum adhuc multum diligentiae diuturnaeque curae in eo esse mihi identidem affirmabat, quoniam eorum nonnihil quae ipse inscripserat quandoque immutari iisdemque praeterea, quae opportuna videbantur adjeci, sed ne labores alienos mihi arrogem, fateor ingenue quae ipse nondum ad trutinam revocaverat, et in volumine minus amplo reliquerat, mihi maximo adjumento fuisse, meque non ea solum, quae callent eruditionem verum etiam ipsissima ejus verba identidem usurpasse. Ohne sich also von der bisher eingehaltenen Ordnung zu trennen, verband er die kleineren minder gehaltreichen und darum vergessenen Handschriften, so wie jene welche nach Rizzati an die Bibliothek gediehen waren, mit einander, ordnete sie in Bände und versah sie mit Inhaltsverzeichnissen.

Als in der Folge der Manuskripten-Vorrath durch Käufe und Geschenke dergestalt zunahm, daß der Platz im Saale an der Südseite nicht mehr hinreichte, mußte man darauf bedacht sein, für sie ein andres Lokale auszumitteln. So ist geschehen, daß man die neu erworbenen von den ursprünglich der Bibliothek angehörigen Manuskripten trennte, daß die Geschenkten, ut in illos, quorum fuimus beneficentiam experti, facilius nostrorum omnium grati animi sensa eorum aspectu renovarentur, in die obern und untern Räume desselben Saales von 28 Säulen vertheilt wurden.

Die zwölf Säulen rechts vom Eingange bewahren die von den Algarottischen Erben erkauften, dann die von Franz Canale und Jakob Facciolati geschenkten Manuskripte. In den sechzehn Säulen auf der entgegengesetzten Seite sind die Manuskripte unterbracht, welche der Jesuit Jakob Coletti [42]) und der Benediktiner-Mönch Benedikt Fiandrini [43]), die Bischöfe Nicolo Giustiniani, Francesco Dondi dall' Orologio [44]), Mauro Mari [45]), die Neffen des Josef Gennari, der Professor Johann Prosdocimus Zabeo [46]) und viele Andere [47]) geschenkt haben.

---

[42]) Cod. CCCLXVI. auf Papier in Folio aus dem 18. Jahrh. Coleti Jacob. Vita del B. Giovanni Domenici Fiorentino Arcivescovo di Ragusa.

Cod. CCCLXVII. auf Papier in 8. Riccobono Bartolomeo Cronica del Monastero del Corpus Domini di Venezia.

Cod. DI. auf Papier in Fol. aus dem 17. Jahrh. Ragusii Statuta, eines der Exemplare, welche an die Grafen von Ragusa gewöhnlich ausgetheilt wurden.

Cod. DCCXV. auf Papier in 11 Foliobänden aus dem 18. Jahrh. Studj di Jacopo Coleti per la redazione della grande Opera, Illyrici sacri autore Daniele Farlato etc. Venetiis 1751—1819 Vol. VIII. in Fol.

[43]) Cod. DXXXXVIII. Cose diversi, Documenti e Memorie.

[44]) Cod. CXCVI. Pergament in 4. aus dem 15. Jahrh. Zabarella Francisci Patav. de Felicitate libri tres.

Cod. CCLIV. Pergament in 4. aus dem 15. Jahrh. Martyrologium praemisso Kalendario.

Cod. CCCXVIII. auf Papier in Fol. aus dem 19. Jahrh. Belluti Pietro Commentarj dell' Apocalisse. Der Verfasser, ein Priester von Monselice, hat einen Discorso storico-medico über die Bäder von Monte-Ortone herausgegeben.

Cod. CCCLIII. Pergament in 4. aus dem 13. Jahrh. Psalterium cum Litaniis Sanctorum mit Miniaturen und Vergoldungen ein Geschenk für obigen Dondi dal' Orologio von den Nonnen von St. Peter in Padua.

Cod. CCCLV. auf Pergament in Fol. aus dem 15. Jahrh. Missale ad usum Pontificis in quibusdam diebus et solemnitatibus mit vielen Miniaturen und Vergoldungen wie auch mit dem Wappen der Familie Barbo. Der Kodex wurde nach der Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben und gehörte ursprünglich dem Bischof von Treviso, Marco Barbo, dann dem Ludovico Barbo im Kloster der h. Justina, im Jahre 1790 dem Conte Antonio Maria Borromeo, von dem ihn obiger dall' Orologio erhielt. Über diesen Kodex schrieben der Canonicus Rambaldus, Azzo Avaoyaro v. Treviso und Josef Gennari von Padua.

Cod. CCCLVI. Pergament in 4. aus dem 15. Jahrh. Breviarium juxta ritum Romanum.

Cod. CCCLVII. auf Papier in Fol. aus dem 14. Jahrh. Petrarchae Francisci Epistola Joanni-Dondo, ein kostbares Autografum in einem Blatte vom Jahre 1370. Mehre haben an der Echtheit dieses Autografums gezweifelt, darüber bei Tomasini: Petrarcha redivivus Patav. Pasquati 1635. 8. pag. 102 Folgendes zu finden ist: „Etsi vero dubia plerisque Expositorum Etruscorum sit hujus monumenti fides, non defuisse tamen alios, qui eam admiserint, tum ex nuperrime allatis, tum ex vetustioribus quibusdam Petrarchae Poematum Editionibus eam exhibentibus voculis duntaxat paucissimis ab altera Ms. natatam apertum est.« Dieser Brief, der erste des XII. Buches delle Senili, wurde mit Varianten des Autografums einiger Ausgaben und des Kodex CCXXIII. (Mss. latin. Class. XIV.) der Marciana in Venedig in der Druckerei des Seminars von Padua 1808 in 4. von den Professoren bei Gelegenheit der Erhebung des Franz Scipio Dondi dell' Orologio auf den Bischofsstuhl von Padua veröffentlicht.

Cod. CCCLVIII. in Fol. aus dem 14—15. Jahrh. Dondis Joannis Epistola Francisco Petrarchae, die Antwort auf die vorhergegangene Zuschrift, und mit derselben zusammengedruckt bei der obengenannten Gelegenheit. Vergleicht man diese Kopie mit der anderen in dem Cod. der Marciana in Venedig: Petrarchae Franc. Epistolae duae ad Joannem de Dondis, so sind es der 15. und 16. des XIII. Buches delle Senili. Ferner sind in diesem Cod. Dondis Joan. Consideratio de fontibus calidis Patavinis — und Anonymi Poesie.

Cod. CCCLXIII. auf Pergament in Fol. aus dem 14. Jahrh. enthält Prosperi Aquitani Epigrammata.

Cod. DXL. auf Pergament in Fol. gleichfalls aus dem 14. Jahrh. Acta Martyrum, Vita Sanctorum.

Cod. DCCXXXIII. auf Papier in 4. aus dem 17. Jahrhunderte enthält 130 Briefe des h. Gregor Barbarigo, davon Einige von der eigenen Hand des Heiligen, Andere wenigstens von ihm unterfertigt, die Übrigen bloße Abschriften sind; alle betreffen das Seminarium von Padua.

Derselbe dall' Orologio schenkte der Bibliothek auch viele gedruckte Werke, darunter Cicognara's Storia della Scultura, Campo Santo di Pisa in 40 tavole da Carlo Lasinio, Duomo d'Orvieto, Loggie del Vaticano.

[45]) Monsignore Mauro Mari, Bischof von Dora, schenkte der Bibliothek 14 Pergamentkodizes (Cod. DXXII.—DXXXV.), welche Theile der h. Schrift, h. Väter, und kirchenrechtliche Gegenstände enthalten. Dieselben gehörten einstens der Bibliothek des Stiftes St. Justina in Padua. Sie sind alle aus dem 15. Jahrhundert bis auf einen, die Leges Langobardiae aus dem 11. Jahrh.

[46]) Cod. CDLXXX. auf Papier in 4. Discorsi morali e panegirici.

Cod. CDLXXXI. auf Papier in 4., bestehend in 14 Bänden. Antonii Zabaci Mss. de universa morum disciplina, quae quidem scripta nepotis (Giovanni Prosdocimo) voluntate ac stu-

Die Codices autographi der Professoren des Seminars, Giacomo Giacometti, Jakob Facciolati, Pierantonio Piccinali, Egidius Forcellini, Marcantonio Trivellato, Peter Faccioli, Natale dalle Laste, Angelo Bortoletti, Franz Boaretti, Joh. Bapt. Ferrari, Joh. Bapt. Baroni, Valentin Chilesotti, Franz Dorighello, Johann Costa, Joh. Coi, Angelo Agnoletto, Andreas Coi, ferner jene Codices, welche das Seminar besonders zur Zeit der Klosteraufhebung gekauft, wurden nach der Ordnung, in der sie eingelangt waren, in der Kolonade aufgestellt. Es sind aber dieser Codices eigentlich 750 in 900 Bänden. Viele derselben waren schon abgedruckt, andere, wenn sie veröffentlicht würden, dürften guten Absatz finden, andere gewähren gute Varianten, die Mehrzahl jedoch ist von geringem oder gar keinem Interesse.

Die mühsame Untersuchung und gewissenhafte Prüfung dieser Codices, welcher Bibliothekar Coi sich unterzog, um den Katalog derselben zu vervollständigen, durfte hier nicht unerwähnt bleiben. Der angezeigte Bibliotheks-Numerus der Codices, deren Charakterisirung Coi entweder summarisch (im Allgemeinen) oder im Detail, wenn der Kodex z. B. Schriftwerke verschiedener Verfasser oder verschiedene Werke eines und desselben Verfassers enthielt, veranlaßte ihn, in die besondere Geschichte jedes derselben einzugehen, d. h. von dem Überlasser und dem Schreiber desselben, von der Schriftgattung, von den Kolorirungen, Gemälden und Verzierungen, von den verschiedenen Besitzern und wie er an die Bibliothek gediehen, zu handeln. Man hat es getadelt, daß er zuweilen in einem Bande verschiedene Werke, lateinische und italienische, in Versen und Prosa, zusammen gemengt, allein er konnte sich, obwohl er die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht in Abrede gestellt, von der einmal angefangenen Einrichtung seines Vorgängers nicht füglich entfernen. Und darum hat er sich bei der Beschreibung wie der lateinischen, so der übrigen Manuskripte lediglich der lateinischen Sprache bedient. Den Vorwurf, daß er bei einigen allzuausführlich, bei andern allzukurz zu Werke gegangen, beantwortete er selbst mit Folgendem: „Nec hic dissimulem . . . in eo (Catalogo) conficiendo jejunum, quandoque vero, quam par erat, prolixiorem fuisse, neque unam semper eandemque in scribendo rationem servasse, sed cum in animo mihi sit, aliquid aliud adsequi, profectum proinde cursum iterare non possum.“ Dazu rechne man nun noch, daß viele Codices in Sprachen geschrieben sind, deren Kenntniß man ohne Unbilligkeit nicht leicht von einem und demselben Bibliothekar verlangen kann, das was z. B. der Fall ist bei den alten Orientalischen, als da sind die Hebräischen, Arabischen, Armenischen, ferner die neueren Türkischen, Persischen, darin so manche Kommentare über den Koran, wie auch einige persische Volkslieder abgefaßt sind [48]). Übrigens liefert dieser raisonirende Katalog, den Coi im Jahre 1829 beendigt hat, glänzende Beweise seiner bibliografischen Kenntnisse, und gibt dem Wunsche Raum, daß zu Gunsten der Gelehrten wenigstens ein Auszug, zumal der interessanteren Artikel veröffentlicht werden möge.

Diese standhafte anhaltende Thätigkeit konnte den Bibliothekar Coi weder ermüden, noch sättigen: er verzichtete sogar auf die Herbstferien und arbeitete in der Bibliothek, von der er sich nicht trennte, es seie denn um einen einsamen Spaziergang zu machen, von welchem er jedoch gleich wieder zu seiner Lieblingsbeschäftigung zurückkehrte. Darum darf man sich auch nicht wundern, daß er gleichzeitig mit seinen Arbeiten am Kataloge auch noch die Ausgaben des 15. Jahrh., 350 Bände stark, besonders verzeichnete [49]), daß er sie in zwei Abtheilungen brachte, die Aldinische und Cominianische, jede zu 300

---

dio erga nos, huic Bibliothecae commissa sunt. (Melan Sebastian. Orationes. Patav. 1821 in 8. pag. 40.)

Cod. CDLXXXII. auf Papier in 4. Cursus Theologiae Moralis.

Cod. CDLXXXIII. auf Papier in Fol. Discorsi diversi sacri e profani.

Cod. CDLXXXV. auf Papier in 4. Cursus theologicus exscriptus a cursu theolog. Marci Antonii Trivellato.

Cod. CDLXXXVI. auf Papier in 4. Cursus biblicus a Zabeo adolescente persolictus professore Antonio Oprandi.

Cod. CDLXXXVII. auf Papier in 4. Cursus Philosophiae Aristotelicae.

Cod. CDXCVIII. auf Papier in 4. Examen Confessariorum juxta praxin Curiae Patavinae. Derselbe Professor schenkte noch bei Lebzeiten viele gemeinnützige Bücher der Bibliothek und legirte endlich alle seine übrigen derselben kurz vor seinem Tode.

47) Genannt zu werden verdienen darunter folgende: Paolo Adami, Pietro Ceoldo, Pierantonio Meneghelli, Francesco Tieppo, Pietro Magagnotti, Jacopo Visetti, Arnoldo Dr. Corso, Francesco Dr. Fanzago, Giuseppe Pichi, Cesare Bartolini, Antonio Speroni, Luigi Padovani, Giov. Carlo e Francesco Trevisan, Antonio Comin, Bartolomeo Cornet, Pietro Crivellari, Francesco Dr. Traversa, Antonio Dr. Marsand, und von den noch lebenden der Hr. Bischof Modesto Farina, Cavalier Filippo Dr. Scolari, Pietro Pedron, Luigi Lanfranchi.

48) Der Cod. CC. in 8. ist in türkischer Sprache geschrieben und handelt von der Reinigung nach dem Gesetze Mohammeds.

Eben ein solcher Cod. ist der CCV., ein Gebetbuch der Muhamedaner enthaltend auf Seidenpapier in 8.

Der Cod. CCVI. auf Seidenpapier in 4. ist arabisch und enthält eine arabische Sprachlehre, geschrieben mit schwarzen und rothen Buchstaben.

Eben so der Cod. CCVII. auf Seidenpapier in Folio, der in arabischer Sprache mit schwarzen und rothen Charakteren 50 Declamazioni (Reden?) enthält.

Der Cod. CCIX. auf Seidenpapier in Folio, ein Hariri in türkischer Sprache mit italienischer Übersetzung der türkischen Sprüchwörter.

Cod. CCX. auf Pergament in Folio ist hebräisch und enthält: Kimchi David Rabbin. Schoraschim, Radices linguae hebraicae.

Cod. CCXII. auf Holzpapier in 8. ist türkisch und enthält schwierigere Stellen des Alkoran.

Cod. CCXIII. auf Holzpapier in 4. ist arabisch. Liduina Celestino (da S.) Polemica relativa ad argomenti di fede.

Cod. CCXIV. auf Seidenpapier in 4. persisch, enthaltend persische Volkslieder, ist vom Meerwasser verdorben.

Cod. CCXV. auf Seidenpapier in 4., türkisch mit rothen und schwarzen Charakteren, enthält Miscellanea, größtentheils Fabeln u. dgl.

Cod. CCXVIII. in Folio, hebräisch, enthält die gewöhnlichen Gebete der Hebräer.

Cod. CCXX. auf Seidenpapier in 4., türkisch mit schwarzen und rothen Charakteren, enthält die Ottomanische Geschichte.

49) Unter den Inkunabeln darf durchaus nicht unerwähnt bleiben die achtbare Sammlung erster Ausgaben (Editiones principes) besonders griechischer und lateinischer Klassiker.

Bänden, und daß er überdies noch die Miszellaneen-Bände mit Inhaltsverzeichnissen ausstattete. Übrigens beschränkte sich Coi nicht auf das Ordnen und Erhalten seiner Bücher, sondern sein Streben ging überhaupt auf Vermehrung der Lehr- und Unterrichtsmittel. So z. B. schritt er zur Sammlung von Cimelien seiner Bibliothek, darunter er die Geschenke an Münzen und Medaillen, antike Krüge, Urnen (Aschenkrüge), Thränenfläschchen, Götzenbilder, Votivsteine, Terra cotta (Töpferarbeiten), Büsten und dergl. verstand — zierte den Vorsaal mit den Bildnissen der Bischöfe von Padua, wie auch mit den Bildnissen ausgezeichneter Zöglinge des Seminars, als des Bartolom. Piazza, Giacomo Giacoberti, Jakob Facciolati, Egidius Forcellini, Valentin Chilesotti, Johann Costa, Johann Coi. Noch mehr, wohl wissend, wie viel die Dezenz des Ortes zur Aufrechthaltung der Würde und des Namens eines Institutes beiträgt, vertauschte er die ärmlichen Fensterflügel mit ansehnlicheren, trennte 1823 das Vorzimmer von der äußeren Maue und baute fünf Stufen an die in den Vorsaal führen, wo er den eleganten Schreibkasten des Abbate Joh. Battista Garganego aufstellte und die topografischen Karten von Venedig und Padua aufhing. Zur Bequemlichkeit der Leser öffnete er auch das daranstoßende Gemach des Bibliothekars, stellte darin die Doppelwerke auf und zierte es mit einigen Gemälden wie auch mit der alten Diözesan-Karte von Padua, ein belobtes Werk des Abbate Bartolomeo Clerici mit Figuren von Joh. Bapt. Cromer, welche der Bischof Franz Dondi dall' Orlogio im Jahre 1816 der Bibliothek schenkte.

Endlich erhielt der unermüdliche Bibliothekar Coi, nachdem er fünf Lustern die Sorgenlast der Bibliothek allein getragen, einen Gehilfen, um den er schon lange aber vergebens gebeten hatte, den aber die veränderten Verhältnisse der Bibliothek unerläßlich forderten, und zwar in der Person seines würdigen Schülers, Vigilio Guglielmi, und so konnte er jetzt mit mehr Muße die neuen Zuwüchse der Bibliothek, als da waren z. B. die vom General Friedrich Maria Marchese Manfredini vermachten Druckwerke und eine Reihe römischer Konsular- und Kaisermünzen, Geschenke des Hr. Joh. Bapt. Sartori-Canova, behandeln und dem artistischen und literarischen Apparate des Seminariums einreihen. Es lohnt der Mühe von den ebengenannten zwei Legaten, die dem Bibliothekar Coi wie dem Seminar von Padua zur Ehre gereichen, noch etwas genauer zu berichten.

Manfredini, gegen das Ende des 18. Jahrh. durch eigene Verdienste auf den erhabenen Posten eines ersten Ministers in Toskana erhöht, konnte als Freund der schönen Wissenschaften in einem Lande, das so zu sagen die Wiege der schönen Künste gewesen, von diesen letztern nicht anders als lebhaft angezogen werden. Auf einen so erhabenen ehrenvollen Platz gestellt, konnten ihn die dornichten Staatsgeschäfte jener Zeit doch nicht hindern, die berühmtesten Künstler bei sich zu empfangen, die ihm gleichsam zu Vergeltung für die erwiesenen Ehren behilflich waren, die beiden gewählten Sammlungen von Kupferstichen und Gemälden zusammenzubringen.

Unter diesen Künstlern, welche Manfredini ganz besonders auszeichnete, befand sich auch der junge Rafael Morghen, welcher seinem erhabenen Gönner bei der Sammlung der besten Kupferstiche aller Nationen eifrigst zur Hand war. In der That befanden sich unter den 742 Nummern der Manfredinischen Sammlung bei 167 Werke ausgezeichneter Künstler: zwei Exemplare der Bekehrung des heil. Apostel Paulus von Finiguerra, einige Meisterstücke von Pollajuolo und von Mantegna, der Diogenes des Hugo von Carpi, 130 Stücke von Raimondi, darunter der Bethlehemische Kindermord, il Morbetto (die Unpäßlichkeit?), lo Stregozzo (der Behexte?), die ganze Fabel der Psyche, und das einzige Exemplar auf Pergament von dem Martyrthum des heil. Lorenz, eine Hinrichtung durch das Rad, die neue Brücke (Pont neuf) von von Paris von Della-Bella, der Tod des Lord Chatam von Bartolozzi, der Antoretten-Tanz von Rosaspina um nichts zu sagen von den besten Werken Morghen's, unter denen, um nur einige zu nennen, die Verklärung sammt Etiquette der Dedikation, die einzige Probe der ersten Zeichnung der Verklärung, die Morgenröthe, die Ruhe in Egypten, der Tanz der Horen, auf chinesischem Papier, das Abendmal, die Rechtsgelehrsamkeit, die Madonna del Silenzio, drei Exemplare vom Cavallo avanti lettera, eines auf Pergament, ein zweites vom Gegenabdruck (controcalco).

Bei einer raisontrenden Geschichte der Kunst kommt zwar mehr darauf an, die chronologische Ordnung als die nach Schulen einzuhalten, weil jedoch die letztere Methode im Seminar eingeführt ist, so muß sie auch durchgreifend befolgt werden und so erlauben wir uns hier aus der deutschen Schule das Hinscheiden der seligsten Jungfrau und die Versuchung des heil. Antonius von Schöngauer, das Mal in Emaus von de Mecheln, Adam und Eva, den heil Hieronymus, den heil. Hubertus, die Melancholie, der Tod von Dürer, den Kelch von Hollar, die goldene Zeit, den Triumf der Religion und die Hochzeit der Rebekka von Bruy. den heil. Ambrosius von Schmutzer, die Meisterwerke des Wille, den heil. Ludwig und den heil Johann von Müller; aus der holländischen und flammländischen Schule den Tanz der Magdalena, das große Ecce homo, den verlorenen Sohn, Virgil im Korbe von Lucas von Holland, die sechs Gegenstände aus der heiligen Geschichte, als Nachahmung des Stiles der sechs Maler, den Hund von Golzius, die Frau mit dem Lichte von Rubens, den Christus mit dem Schilfrohr und das Bildniß Tizian's, von Van Dyck, die Auferweckung des Lazarus, die Abnahme vom Kreuze, ein Ecce homo, den Bürgermeister Six, die beiden Copenoll, zwei Exemplare des Hinscheidens der seligsten Jungfrau, davon das eine radirt, von Rembrandt, die Kuchenbäckerin, der Mann mit der Pistole und der Giftkrämer, von Vischer, eine heil. Familie, das Zelt des Darius, eine Magdalena, der Gekreuzigten mit den Engeln von Edelink Gerard; aus der französischen Schule die Versuchungen des heiligen Antonius, von Callot, das heilige Angesicht, von Mellun, den Sturz der Engel, von Loir, das Mal zu Emaus, von Masson, die Triumfe Aleranders, von Adrian Gerarde, eine Gärtnerin, Tobias, wie er das Gesicht wiederer hält, von Marsenoy, die heilige Genofeva, ein Sturm, eine Windstille, August III. von Polen, von Balechou, Ludwig XVI. v. Bervic: aus der englischen Schule, die ärmste von Allen, eine heil. Familie und den Schatten Samue's v. Smith, der heil. Franz de Paula, Christus mit der Zinsmünze, die Zeit welche dem Amor die Flügel beschneidet, von Ardell-Mac, Carl I. von Strange, die Akademie zu London, die Zauberin, der Musiklehrer, von Earlom, der Tod von Wolf, die Schlacht von Boyne, der Hund, die Niobe und Mackbeth von Wollett anzuführen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe u. Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 19. Juni 1845. **II. Jahrgang, N. 73.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Sava: Maria Theresia und ihre Zeit. — Das Geschlecht der Fürsten v. Windischgrätz. — Feil: Aufhebung der Klöster. 4. Unter-Rana. — Valentinelli: Die Bibliothek des Seminariums in Padua. (Schluß.) — Bergenstamm: Wien vor 130 Jahren.

Maria Theresia und ihre Zeit.

1. Maria Theresia und ihre Zeit. Von Eduard Duller. Wiesbaden 1844, bei Wilh Beyerle. 2 Thle. mit 8 Stahlstichen und Faksimile. 12.

2. Die große Maria Theresia. Das Leben und Wirken dieser unvergeßlichen Monarchin, in Verbindung mit der Zeit- und Kriegsgeschichte während ihrer ruhmvollen Regierung. Nach den bewährtesten Quellen und Aktenstücken vollständig und ausführlich geschildert von Karl August Schimmer. Wien bei Jakob Dirnböck, 1845. 2 Thle. mit 2 Lithografien. kl. 8.

Angezeigt durch K. v. **Sava** in Wien.

Die Regierungsperiode Maria Theresiens bildet einen Wendepunkt in der Geschichte des österreichischen Staates. Die Kämpfe, welche die große Fürstin bei ihrem Regierungsantritte mit beinahe halb Europa zu bestehen hatte, machten zunächst auf die reichen Hilfsmittel der Monarchie aufmerksam, man fing an einzusehen, daß der Verband mit dem deutschen Reiche allein keine Garantie gegen Anfälle von Außen darbiete, man lernte kennen, was die Volkskraft, für das gute Recht erglühend, im Kampfe gegen äußere Feinde vermöge, und fühlte die gebieterische Nothwendigkeit der Monarchie nach den damaligen politischen Verhältnissen durch ein wohlgerüstetes stehendes Heer jenes äußere Ansehen im Staatenverbande Europa's zu erwerben, auf das sie ihrer Größe und Bevölkerung nach gegründeten Anspruch hatte.

Diese erhöhte Selbstständigkeit nach Außen wurde durch traurige Erfahrungen und die Pflicht der Selbsterhaltung herbeigeführt. Weit wichtiger aber wird uns die Regierungszeit Maria Theresiens dadurch, daß sie auch im innern Staatsleben einen erhebenden Umschwung, eine Erkräftigung in Gesittung und geistiger Entwicklung hervorbrachte. Ein gesundes Samenkorn wurde gestreut, das unter ihrem Sohne gepflegt werden, und den folgenden Geschlechtern reiche Frucht tragen sollte. Die Errichtung der Volksschulen, die neue Studienregulirung, die Erweckung und Hebung des Gewerbsfleißes, vor allen aber die Ordnung der Rechtspflege, und endlich die am 1. Jänner 1776 erfolgte Aufhebung der Tortur sind Wohlthaten, durch welche Maria Theresiens Name in dem Gedächtnisse ihrer Völker und im Buche der Geschichte fortleben wird.

Der Biograf Maria Theresiens hat eine schöne, aber große und schwierige Aufgabe, er muß sie uns nach ihrem innern Wesen und nach ihrem äußern Wirken vorführen, er soll uns die treue Gattin, die liebende Mutter, die zart und menschlich fühlende Frau schildern, und dann wieder die energische Kraft und Standhaftigkeit, mit der sie ihren Thron gegen die Übermacht der Feinde vertheidigte, den richtigen Takt das Rechte zu erkennen, den Willen das Beste ihrer Unterthanen immer zu fördern, selbst wenn sie dabei mit eigenen ererbten oder anerzogenen Vorurtheilen zu kämpfen hatte. Zu einem solchen Bilde aber gehört eine markige Schilderung jener vielbewegten Zeit, in der die Kaiserin lebte, der damals herrschenden Kabinetspolitik, vor allen aber des moralischen und geistigen Standpunktes, auf welchem Maria Theresia ihre Völker überkam, und auf welchen sie dieselben erhob. Zu einem so ausführlichen und umfassenden Werke aber dürften wohl noch manche Vorarbeiten fehlen.

Hat uns nun Hr. Duller ein solches gleich nicht geliefert, so gab er uns doch ein recht gutes und erfreuliches Handbuch, ein Bild in richtigen und deutlichen Umrissen. Seine Sprache ist angenehm, seine Darstellung lebendig, und in seinen Reflexionen herrscht eine ruhige Besonnenheit in Verbindung mit einer männlichen Freimüthigkeit, die sich gleich weit entfernt hält von ewigem Lobsalm bei jeder schönen Einrichtung, wie vom ängstlichen Bemänteln einzelner Schwächen und Mängel; beide sind mit Wahrheit und Würde besprochen, wie es sich für den Geschichtschreiber ziemt. Um die große Frau gehörig würdigen zu können, mußte uns der Verfasser zunächst auch jene Zeitgenossen schildern, die kräftig wirkend der Kaiserin zur Seite standen, und die kurzen, aber scharf gezeichneten Biografien des Ministers Kaunitz, Daun's, Loudon's, Rautenstrauch's, van Swieten's und des talentvollen und muthigen Sonnenfels, der als Staatsmann und Literat voll rechtlichen Sinnes, immer das Beste wollend, die Aufhebung der Tortur erwirkte, und der Bühne durch die Vertreibung des Hannswurstes eine höhere Bedeutung gab,

vollenden und ergänzen uns das Bild jener rührigen Zeit. Von besonderem Interesse sind das 3. und 5. Buch, und das ausführlichere Eingehen in die Constitutio criminalis Theresiana zeigt uns, wie lange und auf welche traurige Weise der Zweck des Strafrechtes verkannt wurde, wie selbst die menschenfreundliche Maria Theresia sich nicht gleich einer Ansicht entringen konnte, welche barbarischen Jahrhunderten entstammend durch ihr altes Herkommen unantastbar schien. — In der Darstellung des siebenjährigen Krieges (4. Buch) hätte eine gedrängtere Kürze dem Werth des Werkes keinen Abbruch gethan. — Die Ausstattung des Werkes ist anständig.

2. Auch Hr. Schimmer gab uns in zwei Bändchen, welche zusammen 270 großgedruckte Seiten umfassen, das Leben und Wirken der großen Kaiserin „in Verbindung mit der Zeit- und Kriegsgeschichte während ihrer ruhmvollen Regierung. Nach den bewährtesten Quellen und Aktenstücken vollständig und ausführlich geschildert." — Also besagt das Titelblatt. In der Vorrede erfahren wir, daß sich Hr. Schimmer bewogen befunden habe dieses Buch zu schreiben, um der Oberflächlichkeit, Unzulänglichkeit und Befangenheit der neueren und älteren Werke über das Leben und Wirken Maria Theresiens abzuhelfen. Diese Absicht war löblich, das ergriffene Mittel aber ein höchst verfehltes, denn Hr. Schimmer hat den Übelstand nicht gehoben, sondern vermehrt. Statt der Begeisterung, mit welcher der Verfasser das Werk geschrieben haben will, finden wir eine ziemlich trockene Aneinanderreihung von Fakten; einige Hoffeste sind umständlich geschildert, auch die Statuten des Theresien- und St. Stefansordens sind ausführlich mitgetheilt, was aber Maria Theresia gewirkt, was uns ihren Namen mit Stolz und Liebe nennen lehrt, die durch Thaten bewiesene Sorge für ihres Volkes Wohl, das Alles ist so ziemlich kurz abgethan. Wo sich der Verfasser in Reflexionen einläßt, ergeht er sich in nüchternen Fraseu und abgedroschenen Gemeinplätzen, ohne sich sonderlich um Logik zu bekümmern. Wir wollen zu unserer Rechtfertigung nur einige Stellen anführen. Zur Abtretung Schlesiens an Preußen im Berliner Frieden bemerkt der Verfasser etwas naiv, daß Maria Theresia dieses schmerzliche Opfer „dem Kriegsglücke, nicht selbstsüchtigen Rücksichten brachte" (1. Theil, pag. 56); und pag. 121, nachdem die Statuten des Theresienordens besprochen sind, versteigt sich Hr. Schimmer zu der erhabenen Betrachtung: „Dieses Ehrenzeichen kann von Jedem errungen werden, der sich durch Kenntnisse, Muth und persönliche Tapferkeit auszeichnet, sein Besitz adelt mit vollem Rechte. Eine so ruhm- und ehrenvolle Ertheilung und Erneuerung des Adels ist weise, macht dem ganzen Stand Ehre und wird zum schönen Ziele des eifrigsten Strebens" u. s. w. — Endlich im 2. Theile, pag. 91 heißt es: „Zum würdigen Schlusse dieser Geschichte Maria Theresiens ist noch anzuführen: Sie hatte ihrem Gemale dem Kaiser Franz während einer 29jährigen Ehe folgende Kinder geboren" ꝛc. — Auch wir schließen nun mit der Bemerkung, daß es uns leid thut, Hrn. Schimmer so entschieden entgegen treten zu müssen, wir hegen jedoch die Ansicht, daß die Erhabenheit des Charakters, den er darzustellen versuchte, die Liebe, mit welcher der Österreicher den Namen Maria Theresiens in seinem Gedächtniß bewahrt, keine Ägide abgeben dürfen für eine mittelmäßige Biografie dieser großen Regentin.

Der Verleger, welcher das Buch machen ließ, hat es auch mit weißem Papier und deutlichem Druck ausgestattet. Die zwei beigegebenen Porträte können nicht als Muster lithografischer Druckerei angerühmt werden.

Das Geschlecht der Fürsten von Windischgrätz.

Diese Blätter haben im vorigen Jahrgange II. Quartal, Nr. 25 u. ff. mitgetheilt ein „Verzeichniß der Jünglinge aus den deutsch-österreichischen Erblanden, welche vom Jahre 1502—1560 an der Universität zu Wittenberg studierten. Mit einigen lebensgeschichtlichen Erläuterungen vom (k. k. Rath) k. k. Kustos Josef Bergmann in Wien."

In diesem Verzeichnisse wird (pag. 197, I. Kol.) auch angeführt ein „**Generosus dominus Erasmus de Windischgrätz dominus in Walltstein et in valle, etc. 1555, 2. Mai,**" von dessen Vater es dann heißt: „Erasmus (der Vater) und sein jüngerer Bruder Pankraz nebst ihren Vettern Sebastian und Jakob, die Gebrüder Herren von Windischgrätz von der jüngeren Linie, wurden mit ihrem ganzen Geschlechte laut Diplomes dd. 7. Juli 1551 von K. Ferdinand I. in des heil. römischen Reichs Freiherrnstand mit dem Titel Freiherrn zu Waldstein und im Thal erhoben."

In Bezug auf diese Stelle wurde der Redaktion folgende Berichtigung eingesendet:

„In der Adelskonfirmation K. Ferdinands vom 24. November 1557 (welche nachstehend mitgetheilt wird) wurde anerkannt, daß durch allerlei Urkunden genugsam bewiesen worden ist, daß dieses uralte Geschlecht Windischgrätz nicht nur die Stadt und Landschaft Windisch-Grätz als eine freie Herrschaft eigenthümlich besessen, sondern sogar von dem Markgrafen Ulrich von Kärnthen aus dem Geschlecht der alten Grafen von Weimar den Ursprung zieht, dessen Sohn Berland von der Herrschaft Windisch-Grätz sich der erste einen Herren und Grafen genannt hat. Die Benennung Freiherr von Waldstein und im Thal schreibt sich aus den frühesten Zeiten her von dem Besitz eines Schlosses dieses Namens; der Grafenstand und die Abstammung aus dem regierenden Hause Weimar ist aus den vorhandenen Urkunden vom Jahre 1091 und 1120 sicher gestellt und auch in dem (nachfolgenden) Diplom vom 24. November 1557 höchsten Ortes anerkannt."

»Wir Ferdinand, von Gottes Gnaden Römischer Kunig zu allen Zeiten merer des Reichs in Germanien, zu Hungern, Behaim, Dalmatien, Kroatien vnnd Slavonien ꝛc. ꝛc. Kunig, Infant in Hispanien, Ertzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgundi, zu Brabannt, zu Steyer, zu Kärnten, zu Krain, zu Lutzemburg, zu Wiertemberg, Ober vnnd Slesien, Marggrave des heiligen Römischen Reichs zu Burgaw, zu Märhen, Ober vnnd Niederlausnitz, gefürsteter Grave zu Habspurg, zu Tiroll, zu Phierdt, zu Kiburg vnnd zu Görtz ꝛc. ꝛc., lanndtgrave in Ellsäß, Herr auf der Windischen Markh, zu Portenaws vnnd zu Salins ꝛc. bekhennen für vnns vnnd vnnser Erben öffentlich mit disem Brief, vnnd thuen khundt allermenniglich. Wiewoll die Höhe kunglicher Wirdigkeit darein Unns der Allmechtig nach seinem göttlichen Willen verordnet vnnd gesetzt hat in Irem erleuchten Thron mit Edlen Geslächten vnnd vnnterthannen fürsehen

vnnd getziert ist, yedoch dieweill durch Absterben der Mennschen sölch Edl Geslächt ye zu zeitten in mangl vnnd abnemen gedeihen vnnd thomen, vnnd ye mer die kunigliche Höhe sölch Edle Geslächt Irem Eerlichen Abdellichen herkhomen vnnd wohlhallten nach mit höhern Eeren vnnd wirden fürsehen vnnd begaben, ye Herrlicher der Thron kuniglicher Mayestät getziert vnnd scheinbarlicher gemacht, auch die vnnterthanen bey erkhanndtnuß Ihrer schuldigen gehorsam erhallten, vnnd zu guetter abellicher erbarkhait, vnnd vnnderthenigen Diennsten bewegt, geraitzt vnnd verursachet werden. Wann wir nun guettlich angesehen, wargenomen, vnnd betracht das urallt abellich vnnd trefflich Ritterlich bekhannt herkhomen, Redlichhait, Schicklichait, Eerlich wesen, guett Sitten, Tugendt vnnd vernunnfft, darinnen wir das geslächt dern von Windischgrätz Freyherrn zu Waldstein vnnd im Thall, vnnd sonnderlich die Edlen vnnsere und des Reichs lieben getreeven Erasmus vnnd Pangratz gebrueder erkhennen. Auch vnns glaubwürdiglich fürgebracht vnnd aus allerlai brieflichen vrkhunden genuegsam bewiesen worden ist, das dieses uralt Geslächt nit nur vor Zeitten die Stadt vnnd Landschafft Windisch-Grätz alls eine freye Herrschaft aigenthumblich besessen, sonndern sogar von dem Marggraven Ullrich in Karnndten aus dem geslächt der Graven von Weimar den vrsprung ziehe, dessen jüngster Son Werland von der Herrschaft Windischgrätz sich der Erst ainen Herrn oder Graven genennt hat, welches wir dann alles gar wol betracht, vnnd wir auch nit minder vnns erinuern der getrewen annemen vnnd nutzlichen Diennste, so Ihre voreltern vnd Sy weilandt vnnsern vorfarn am Reich, Römischen Kayserrn, Kunigen vnnd Ertzhertzogen zu Österreich löblicher Gedächtnus, auch vnns ye vnnd allerwegen zu Friedens vnnd Kriegs zeitten vngestört leibs, Vermögens, Guets vnnd Bluets, in ansehentlichen Ämbtern vnnd Verrichtungen bisher ertzaigt haben noch Täglichs thuen vnnd hinfüro zethnen in aller vnnterthänniggkhait erbittig, willig vnnd genaigt sein auch wol thuen mügen vnnd sollen. So haben wir demnach mit wolbedachtem Mueth guettem zeittigem Rat vnnd rechtem Wissen obgenannten Erasmus, vnnd Pangratz von Windisch-Grätz, Freyherrn zu Waldstein vnnd im Thall gebrueberen diese besonder Gnad gethan, vnnd Sy vnnd all Ir Elich leibß Erben, Mann, vnnd Frawen Personen so Sy yetze haben oder khunnfftiglich vberkhomen werden, vnnd derselben Erbens Erben für vnnd für in Ewigzeit in den Grauen vnnd Grauinnen Standt gesetzt, vnnd Sy der Schar, Gemeinschafft vnnd Gesellschafft vnnserer vnnd des heiligen Reichs, auch anderer vnnserer Kunigreich, Fürstenthumb vnnd Lannde Grauen vnnd Grauinnen eingeleibt, zugesellt, vnnd vergleicht, auch Inen den Namen vnnd Titl N. Grauen vnnd Herren von Windischgrätz gnediglich geschäfft, gegeben vnnd sich also zu nennen, vnnd zu schreiben gnediglich zuegelassen vnnd bewilligt. Thuen Ihnen auch solche Gnad, Erheben, wirdigen, schöpffen, vnnd setzen auch angeregte Gebrueder, derselben Eeliche leibß Erben, vnnd derselben Erbens Erben Mann und Frawen Personen wieder in den Standt vnnd Grad vnnserer vnnd des Reichs, auch anderer vnnserer Kunigreich, Fürstenthumb vnnd Lande Grauen vnnd Grauinnen. Einleiben, zugesellen vnnd vergleichen Sy auch der Schar, Gemainschafft vnnd Gesellschaft der Grauen und Grauinnen, schöpffen vnnd geben Inen auch den Namen N. Grauen vnnd Herren von Windisch-Grätz vnnd lassen zue vnnd bewilligen Inen sich also zu nennen vnnd zu schreiben, alles aus kuniglicher vnnd landtsfürstlicher Macht, vollkhomenhait, hiemit wissentlich vnnd in Crafft dits Briefs. Vnnd mainen, setzen vnnd wellen, das obernennte Gebrüeder all Ir Eelich leibß Erben vnnd derselben Erbens Erben, Mann vnnd Frawen Personen für vnnd für in Ewig zeit Grauen vnnd Grauinnen sein, sich allso nennen vnnd schreiben, auch von menniglich dafür geert, geacht, gehallten, genennt, geschrieben vnnd erkhennet werden, vnnd all vnnd yeglich Gnad, Freiheit, Eer, Wirde, Vortl, Vorgang, Standt, Recht vnnd Gerechtigkhait, in Versamblungen, Ritterspillen, auch auf hohen vnnd Niedern Stifften vnnd anndern Geistlichen vnnd Wellthlichen Ämbtern vnnd Sachen haben, vnnd sich alles frewen, genießen, vnnd gebrauchen mügen vnnd sollen imassen sich ander vnnser vnnd des heiligen Reichs Grauen und Grauinnen von Recht oder Gewonhait wegen frewen, geniessen vnnd gebrauchen von allermenniglich vnuerhindert. Doch Vnns vnnd vnnsern löblichen Haus Österreich an vnnseren Freyhaitten, Rechten vnnd Gerechtigkhaitten vnuerletzlich vnnd ohne Schaden. Vnnd gebietten darauf allen vnnd yeden Churfürsten, Fürsten, Geistlichen vnnd Wellthlichen Prelaten, Grauen, Freyen Herrn, Knechten, lanndshaubtleutten, lanndtmarschalchen, lanndtvögten, Haubtleutten, Vitzthumen, Voyten, Phlegern, Verwesern, Ambtleutten, Kundigern der Wappen, Ernholden, Persevanten, Schuldthaisen, Burgermeistern, Richtern, Räten, Burgern, Gemeinden, vnnd sonst allen andern vnnserer Kunigreich, Fürstenthumb vnnd Lannde vnnterthanen vnnd getrewen, in was wirden, Standt oder wesen die sein, Ernnstlich vnnd vestigeh mit disem Brief vnnd wellen, das Sy obernennte Freyherrn von Windisch-Grätz, Ire Eeliche leibß Erben vnnd derselben Erbens Erben, Mann vnnd Frawen Personen nun hinfüro in Ewig zeit für Grauen vnnd Grauinnen von Windisch-Grätz Eern, hallten, schreiben, nennen vnnd erkhennen, Sy in allen vnnd yeglichen Eerlichen Versamblungen, Ritterspillen, Hohen und Nidern Stifften vnnd Ämbtern Geistlichen vnnd Wellthlichen, vnnd sonst an allen anndern ortten vnnd Stetten zuelassen, vnnd sich sonst aller vnnd yeglicher Eer, wirde, Preeminentz, Vortl, Recht, vnnd Gerechtigkait frewen geniessen vnnd gebrauchen lassen, deren sich annder Grauen vnnd Grauinnen von Recht oder gewonheit wegen frewen vnnd gebrauchen, hiewider nit thuen, noch des yemants anderm zethuen gestatten, in khain weiß, alls lieb ainem yedem seyn, vnnser und des Reichs schwöre Vngnad vnnd Straff, vnnd dartzue ain Penne nämblich zway hunndert Markh löttigs Golldts zuuermeiden, die ain yeder, so offt Er frewentlich hiewider thätte vnns halb in vnnser Camer, vnnd den andern halben Thaill obernennten Grauen vnnd Herrn von Windischgrätz vnnd derselben Erben vernachläßlich zu bezahlen verfallen sein soll. Mit vrkhunndt dits Briefs, besigit mit vnnserm kuniglichen anhangenden Insiegl der geben ist in vnnser Statt Wienn den vier vnndtzwainzigsten Tag des Monats Novembris, Nach Cristi vnnsers lieben Herrn vnnd Haillandts Geburd Im fünnfftzehen Hunndert vnnd Siben vnnd fünfftzigisten vnnserer Reiche des Römischen Im Siben vnndtzwainzigsten, vnnd der anndern Im Ain vnd dreissigsten Jare.

Ferdinando.

J. Jonas. D.
Vicecantzler.

ad Mandatum Domini
Regis proprium
Lud. Speer.

Regist. L. Vungelter von Theisenhausen.

Vorstehende Abschrift ist nach seinem wahren, auf eine pergamentene Haut gefertigten, vom römischen König Ferdinand I. unterschriebenen und mit anhangendem Insiegel versehenen Original kollationirt, und diesem von Wort zu Wort gleichlautend.

Urkundlich diese meine Fertigung.
Wien, den 26. Jänner 1820.

(Loc. Sig.) Niklas v. Wolf,
k. k. Reichs-Hof-Registratur-Direktor."

Original-Beiträge zur Geschichte der Aufhebung mehrer Klöster in Niederösterreich.

Von Jos. Feil.

4. Unter-Ranna.

V. O. M. M.

Das vom Ritter Hans v. Neideck und seiner Hausfrau Kunigunde, geb. v. Laßberg, unterm 1. März 1414 ge-

stiftete und am 1. Mai 1424 vollendete Kloster für Pauliner-Eremiten zu Unter-Ranna wurde zu Folge allerhöchster Entschließung vom 25. Oktober 1783, mit den Paulinerklöstern zu Hernals und Wiener-Neustadt aufgehoben.

Einzelne beachtenswerthe historische Angaben über das Kloster Ranna sind zu finden in Eggerer's: **Fragmen panis corvi proto-eremitici seu Reliquiae Annalium Eremi-coenobiticorum ordinis fratrum Eremitarum S. Pauli primi Eremitae. Viennae 1663.** 355 Seiten; p. 185 insbesondere die Stiftungsgeschichte von Ranna (1414) behandelnd. Fortgesetzt wurde das Werk durch Benger unter dem Titel: **Annalium Eremi-coenobiticorum Ord. Frat. Erem. S. Pauli primi Eremitae. Volumen secundum ab Anno 1663 usque ad annum 1727. Poson. 1743.**

Des Rannaer Predigers J. Leipolt: **„Epitome S. Pauli Deß Ersten Einsidl-Ordens Kurzer, Gründlicher vnnd Wahrhaffter Bericht von den Vrsprung beharrlicher Continuation der Eltisten H. S. Pauli Ersten Einsidl Religion Mit Fleiß vnd Eiffer, außf vnd in den Kloster Rannä in Nieder-Osterreich bei Spitz der ganzen Welt in dieses Handbüchl zu sonderbahren Seelen Nutzen in vnser Teutschen Muttersprach verthailet,"** mit vielen Kupfern, größtentheils aber blos Heiligenbildern, 1680 in Wien bei Ghelen erschienen, erwähnt p. 62—63 ebenfalls der Stiftung des Klosters Ranna, gibt aber das Jahr 1424 an, und enthält zu p. 74 auch ein Bildchen mit einer kleinen Ansicht des Klosters Ranna, bezeichnet mit der Unterschrift: **„Wunderthätiges Gnadenort vnser lieben Frawen zu Ranna in Nied. Oster. innerhalb Spitz wird von den Ord. leutten S. Pauli 1 Einsidel andächtig verehrt. P. Benedict. Leipolt curavit 1679."** (wurde bei Reil, der übrigens die drei genannten Werke wohl kannte und benützte, p. 392 unter den Abbildungen von Ranna nicht erwähnt.)

Die umständlichsten Nachrichten über die Schicksale dieses Klosters hat der fleißige Reil († 22. Juli 1843) in seiner schätzbaren Schilderung des „Donauländchens der k. k. Patrimonialherrschaften im V. O. M. B." (Wien 1835) p. 392—410 geliefert, und p. 463—486 eine Abhandlung über die Entstehung und Verbreitung, dann die Statuten des Paulinerordens beigefügt. Reil's historische Daten werden ergänzt durch die topografischen Angaben in Schmidl's Wiens Umgebungen I. 494—495, verglichen mit W. v. Rally's (dermal in Amerika, als Pastor zu Richmond in Virginien) „Gräbern zu Ranna" in Chmel's österreichischem Geschichtsforscher II. p. 201—202. Weiskern's (II. 57, 108) und Marian Fidler's (VIII. 21—23), Berichte ersterer irrig 1455 als das Stiftungsjahr angebend, werden durch Reil's verläßlichere Angaben ungleich überboten.

Die Original-Verhandlungsakten aus der Zeit der Aufhebung, beleuchten zugleich auch die Stiftungsgeschichte und insbesondere den Grund der bei Reil p. 394 erwähnten Angabe einiger älteren Berichterstatter, welche das Jahr 1424 als jenes der Stiftung annehmen. In der **„Fassion über den anno 1770 Vorgefundenen Stand deren in der Kloster-Pfarrkirchen Unter-Ranna befindlichen geistlichen Stifftungen"** heißt es nämlich unter Anderem, wie folgt:

Anno 1424 am Festtag deren Heiligen Apostuln Philippi u Jacobi (1. Mai) wurde von Edlgebohrnen Ritter und Freihe Joanne von Neudeckh Herrn und Besitzern der Herrschaft Ob Rannä unsern damaligen mit-Brüdern auß dem orden des H ligen Pauli ersten Einsidlers daß von ihme neuerbaute Kloster und Kirchen Unter Rannä übergeben und zugleic mit genehmhaltung Sr. fürstlich. gnaden Georgy Pischoffen z Passau und Hernach geschehener Päbstlich: Bestätigung Callis des Dritten, die in dem Schloß ober Rannä vorgeweste Pfar und Pfarr-Kirchen der neu erbauten Kloster-Kirchen sambt alle Pfarrlichen gerechtsammen einverleibet: solcher gestalten wurde di Kloster-Kirchen ursprünglich zur Pfarr-Kirchen und die S. Georgy in dem Schloß ober-Rannä vorgeweste Pfarr-Kirchen zur Schlo Capelle oder respective Filial errichtet.

Die neuerbaute Kloster-Pfarrkirchen ward zur Gedächtniß der Himmelfarth Mariae und zu Ehren des heiligen Stephani eingeweyhet.

In ermanglung des Stiftsbriefs, welcher vermuthlich zu denen Betrübten zeiten des erwachsenden Luthertums verloren gegangen, werden in Betreff der errichten Pfarr die genehmhaltung Sr. fürstlich. Gnaden Georgy Pischoffen zu Passau ordinariats, dan dessen von Sr. Heiligkeit Pabstens Callisti des Dritten erhaltene Bestätigung angeführet.

Das jus praesentandi übertrug der Stifter mildester gedächtniß Joannes von Neudeckh dem Kloster, vor ihme aber und seinen nachfolgern Behielte er die Vogtey besor.

Die Verbündlichkeit der übertragenen Pfarr bestehet in diesen, daß das Kloster in dem oft Bemelten Schloß da zu gehörigen nächst liegenden Mayrhof, in einer Kleinen unter dem Schloßberg Liegenden mühl die pfarrlichen Functiones ausübe. Die Pfarr, Pfarrkirche, Schloß Capelle oder respective Filial haben keine Besondere und von dem Kloster erträgnissen abgesonderte einkünften. Es ist weder eine besondere geistliche Person in rücksicht der Pfarr gestiftet.

In Betreff der in unser Kloster-Kirchen befindlichen Heiligen Kreutz Bruderschaft habe ich gehorsamst beybringen sollen, daß solche den 22 Xbris 1682 von Ihro Pischöflich: gnaden graf Franciscus von Pötting, des damaligen Fürsten und Pischöffens zu Passau Sebastian von Pötting würklichen officialen und General-Vicario in Spiritualibus, errichtet und Bestättiget wurde. Sie ist ohne Capitalien und realitäten.

Es befindet sich bei der Pfarr, Pfarr- und Filial Kirchen, wie auch Bruderschaft keine Stiftung.

Zur Pfärrlichen Verrichtung ist kein besondere geistliche Person gestiftet.

Das jus praesentandi ist dem Kloster einverleibet. Die Vogtey aber gebühret denen Herrn und Besitzern der Herrschaft ober-Ranna.

Kloster Ranna den 10. Feb. Anno 1771.

P. Andreas Seidnizer
p. t.
P. Augustinus Dellesant
p. t. Supprior.

Bei der Aufhebung dieses Klosters wurde der geistliche Personalstand auf gleiche Weise behandelt, wie die übrigen Geistlichen aufgehobener Orden. Während der zum letzten Zusammensein anberaumten fünf Monate bezog der Prior, Alois Wintter, täglich 1 fl. 20 kr. und jeder der übrigen Ordensglieder, nämlich 17 Patres und 2 Conversi, täglich 40 Kreuzer.

Die Mobilien und Effekten des Klosters wurden am 30. Juni und 1. Juli 1784 öffentlich versteigert. Das bezügliche Lizitationsprotokoll weiset aber durchaus keine bemerkenswertheren Gegenstände auf und beweiset, daß das Kloster, wenigstens zur Zeit der Aufhebung, in keiner Beziehung Überfluß hatte. Höchstens verdienten erwähnt zu werden:

15 Stück gemahlne Bilder auch die Geschichte des Ordens Stifter (verkauft um 2 fl. 41 kr.).

2 große und 4 kleine Bilder in verschiedenen Rahmen, die sich auf den Ordensstifter beziehen. (8 fl. 11 kr.)

7 Bilder verschiedene Klöster vorstellend (1 fl. 40 kr.)

Der ganze Erlös belief sich auf 410 fl. 21 kr. Was den übrigen weltlichen Besitz des Klosters betrifft, so bestand dieser in Weingärten, welche alle in der Wachau lagen, mithin, wie es in den Aufhebungsakten heißt, zu den schlechtesten gehörig; nämlich zu Weissenkirchen 130, zu Schwallenbach 80, zu Spitz 36 und im Spitzer-Graben 82 Tagwerk; außerdem 34 Tagwerk sogenannte öde Weingärten. Das „Stift und Kloster Maria Ranna" bezog auch einen Körnerzehenten zu Neuaigen und den Weinzehenten zu Niederrußbach nächst Stockerau; besaß aber auch den sogenannten Kloster-Maierhof zu Ranna, den Hamethof, den Weißenkirchner und den Schwallenbacher-Hof. Die dem Kloster gehörig gewesenen Realitäten wurden am 8. August 1792 versteigert und von Josef Freiherrn von Stibar um 3200 fl. erstanden. In der bei dieser Gelegenheit aufgenommenen „Haupt-Beschreibung des Gutes Unter-Ranna V. O. M. B. oder respve der zu dem aufgelassenen Paulinerkloster Unter-Ranna gehörigen Gülten" heißt es:

Die erst gedachten Gülten führen eigentlich blos den Namen „Gut Unter-Ranna," denn es besteht kein Ort, welcher diesen Namen führt und einst verstand man hierunter nur das Kloster der Pauliner, welches in der Nähe des Schloßes und der Herrschaft Ober-Ranna im V. O. M. B. die gegenwärtig (1791) dem Ritter v. Zirnberg gehören. Es gehört dazu gar keine Dorfherrschaft und das Kloster Unter-Ranna oder respve der Religionsfond besitzt nur fünf Unterthanen unter fremden Dominien. Daher sich vom Gute Unter-Ranna keine Grenzen bestimmen lassen. Die bemerkten Gülten liegen in den Kreisen V. O. M. B., — V. O. W. W., und V. U. M. B.

Die Urkunden des Klosterarchives wurden an die n. ö. Landesregierung (in das sogenannte „Klosterraths-Archiv"), die Bibliothek aber an den Vizedirektor des Wiener General-Seminariums abgeliefert. Bei der Herrschaft selbst verblieb aber ein Gedenkbuch mit der Aufschrift: **Acta Venerabilis Conventus Rannensis in quibus continentur omnes Litterae fundationales aliaque tum ad Conventum tum ad Ecclesiam et Sacram Congregationem Pertinentia quae a primaeva fundatione usque ad Annum 1738 occurrerunt.**

Darin heißt es z. B., als Beweis der in das geringste Detail eingehenden Abfassung dieses Gedenkbuches, **Tom. I., Fol. 195:**

De fundo In Eden Winkl. Sunt in fundo isto Edenwinkl antiquitus dicto, nunc vero per abusum in Stoket et Kropfet domunculae 6 Rusticanae, pure quo ad aedificium, fundus vero proprie spectat ad Monasterium; quare observandum est Superioribus Localibus, ut dum aliquae permutatae ibidem fierent Litterae emptoribus extra dentur et formentur taliter, ne aliquando fundus in Possessionem Rusticorum veniat, aut saltem disputari posset; quod et contigit Anno 1719 ubi omnes fere contra Superiorem insurgentes sese ad omnia opposuerunt, quare pro meliori informatione sequentia annotant: Verbundtung Brief deren Unterthanen in Eden Winkl von 1668 Jahr (folgt dieser Revers dd. 20. Jänner 1668 in extenso).

Es ist aber leider geschehen, daß die Unterthanen mit der Zeit ihres abgeschriebenen Verbundtungs-Brief vergessen, oder nichts haben wissen wollen, daß Sie bei Verkauf ihrer Häuser auch die Wieße und Acker mit zum Hausern verkaufet haben und ihnen zugeeignet. Da hat R. P. Prior 1718, qui ibidem meliorem voluerit incipere oeconomiam et dispositionem, censum a tantis ibidem agris petiit, vix projectum fecerat, sollemniter Rustici protestando se se opposuerunt, quam captiositatem etiam fere per integrum annum continuaverunt, tandem serio aggressi in sequentem Contractum (23. April 1719) consensuerunt etc. etc.

Es ist schon aus Reil und Schmidl bekannt, daß die Kirche und Klosterzellen im Jahre 1829 zum Theile niedergerissen und die Reste des Klostergebäudes 1831 zu einer Grastistampfe benützt, die Grabsteine u. s. w. theils veräußert, theils vergraben — darunter auch jener des Stifters! — in ihrem Schutte der Zerstörung überlassen wurden. Zur Ergänzung des bei Reil, Schmidl und von Rally Gesagten bemerke ich, daß ich in den Überbleibseln des Klostergebäudes die Aufschrift „**Renovatum 1618**", dann eine Sonnenuhr mit der Jahreszahl 1707, übrigens Rauchfänge mit 1742 und 1756 bezeichnet fand, zugleich aber erfuhr, daß man bei der Abbrechung ein eingemauertes weibliches Gerippe, und im Prälatenzimmer in der Wand vermauert eine blecherne Büchse mit alten Denkmünzen und Schriften fand, welche letztere an den Bergverwalter Bernhardi zu Thalern übergingen, die Münzen aber dem Finder verblieben. Der Hochaltar der Stiftkirche kam 1824 nach Pöchlarn. Von dem alten Kalvarienberge steht noch die kleine runde Kreuzigungskapelle, aber schon halb Ruine.

Die Bibliothek des Seminariums zu Padua.

(Schluß.)

Als sich **Manfredini** aus dem Gewühle der Geschäfte zurückgezogen und seinen Sitz auf dem stillen **Campoverardo** genommen hatte, erheiterten sein hohes Alter theils das Andenken an die glänzenden Tage seines Lebens, theils seine Sorgfalt für die Nothleidenden, theils endlich seine Kenntnisse und Kunstschätze und die wenigen aber gewählten Freunde seines Herzens. Unter den letzteren waren ihm besonders lieb und werth ob langer und alter Bekanntschaft Anton von Neumayer [50]), Johann Anton **Moschini** Domherr und Dr. Andreas **Coi. Moschini**, das Vertrauen benützend, womit er von **Manfredini** beehrt wurde, rieth demselben, diese seltenen Kunstwerke an einen Ort zu geben, wo ihre Integrität und Erhaltung gesichert wäre, und **Manfredini**, um sterbend noch seinem Freunde **Coi** einen Beweis seiner Liebe zu geben (zum Theil auch weil **Coi** dessen Neffen in den schönen Wissenschaften unterrichtet hatte) ernannte die Seminariums-Bibliothek, die sich eben damals in der Periode ihrer schönsten Blüthe befand, zur Besitzerin seiner Kunstschätze. Nach der Angabe des Theodor **Viero** von Venedig, eines gründlichen Kunstkenners, dürfte diese vortreffliche Sammlung bei-

[50]) „Nominato il Neumayr Commissario della sua testamentaria disposizione dal Manfredini, che gli dà il titulo di costante amico e ne celebra le più costanti e replicate pruove, che avea ricevute d'ingenuo carattere, di probità e di essattezza"... (Moschini Gianantonio-Chiesa e Seminario di S. Maria della Salute, Venezia 1842 in 8. pag. 114.) Neumayr weihte dem Andenken seines erhabenen Gönners und Freundes einen Discorso, der zu Venedig 1830 in 8. gedruckt worden ist.

läufig 50,000 österreichische Lire werth sein. Sie war in fünf Kartons verwahrt und sollte nach der Ordnung der Schulen in 18 bis 19 Theile zerlegt und so dergestalt an einem schicklichen Orte in der Bibliothek untergebracht werden. Die Bedingung, welche der hohe Geber an dieses Geschenk geknüpft hat, nämlich daß im Falle einer Verminderung oder Veränderung das Legat wieder an die Erben zurückfalle, zwang zu einer gerichtlichen Erhebung der Mängel und Beschädigungen der einzelnen Abdrücke, womit sich der Exekutor des Testamentes einverstanden erklärte, und als Ergebniß jener Erhebung, die Frucht seiner tiefen Kunstkenntniß, einen raisonirenden Katalog dieser Sammlung ausfertigte. [51]) Es wird aber, wenn dieselbe wahrhaft nutzbringend für das Publikum werden soll, noch manche Vorrichtung nöthig werden, z. B. Rahmen, Kartons, ein großes Lesepult mit gehöriger Beleuchtung, letztens ein Vorrath von den nöthigen Büchern für solche Sammlungen als z. B. solcher Werke wie **Bartsch Peintre Graveur**, **Longhi Caleographia**, **Ferrario Classiche Stampe**, **Quatremere de Quincy** das Leben Raffaels, die **Ape** (artistisches Journal, das n Rom erscheint). Als Beweis der Dankbarkeit gegen den hohen Gönner hat das Seminar folgende Inschrift am Eingange der Bibliothek angebracht: **Frid. March. Manfredini-Munere et Honoribus Clarus-Semin. Patav. — Quod Coluit Impense-Linearis Picturae Exempla Exquisitiss. — Legavit— Ann.MDCCCXXIX.**

Wiewohl diese und ähnliche Zuwüchse der Bibliothek des Seminariums zur großen Ehre gereichten und dieselbe zu einer Zierde der Stadt erhoben, so fehlte ihr dennoch bisher ein für das Studium der alten Klassiker, womit sie schon **Mantovani** so reichlich ausgestattet hatte, nothwendiges Erforderniß, nämlich eine numismatische Sammlung. — Dies erkennend, entschloß sich der Hr. Prälat Johann Battista **Sartori-Canova**, Bischof von **Mindus** im Jahre 1833 als einen Beweis seiner dankbaren Erinnerung an den Ort, wo er seine literarische Bildung erhalten und Priester geworden, [52]) der Seminariums-Bibliothek auch bei Lebenszeit zwei Reihen von 3593 alten Römer-Münzen, die konsularische nämlich von 1225 und die des Kaiserreiches von 2368 Stück zu schenken, die er durch lange Jahre mit leidenschaftlichem Eifer gesammelt hatte. Diese seine leidenschaftliche Neigung für das Studium der Numismatik zu **Rom**, wo so viele Gelegenheit, das Lesen der alten Authoren, der Anblick alter auf die Münzen übergegangener Monumente, die häufigen Ausgrabungen daselbst, die vielen Privatsammlungen, die ausgedehnten vielfachen artistischen Verbindungen seines Bruders, der sich eines europäischen Rufes erfreut, machen es erklärlich, wie der berühmte Prälat in seiner konsularischen Series fast 100 römische und italische Asse von allen Modellen und Fraktionen, 1086 Münzen von 163 römischen Familien, darunter 1053 in Silber mit 13 **incusse**, 20 in **Bronze** von dreierlei Form, einige Doppeldenare, Quinare und Sesterze, dann in der Kaiser-Series 98 Köpfe, 831 in **Silber**, 859 in **primo bronzo**, 678 in **secondo bronzo** zusammenbringen konnte.

Dem gerechten Wunsche des erhabenen Gebers zu entsprechen schritt nun **Don Vigilio Guglielmi** daran, unter dem Beistande des Ritters Peter **Stechini** einen raisonirenden Katalog der Familien-Münzen (welcher ihm zu Ehren wie zum Ruhme des Seminars nochmals durchgesehn und gedruckt werden sollte) aus dem überreichten Inhaltsverzeichnisse zu verfassen und die Abbildungen der Asse und der Kaisermünzen vorzulegen. Zur bestimmmten Zeit (im Mai 1837) wurde sodann das Real-Verzeichniß der in einem prächtigen Münzkasten von indischem Feigenholze in drei Schubladen unterbrachten Münzen übergeben und von Seiten des Seminars als Beweis dankbarer Anerkennung folgende Inschrift neben jene **Manfredini's** gesetzt:

Joh. Bapt. Sartori-Canova, Episc. Mynd. — Seminario ubi Altus-Thesaurum Veter. Numism. Vivus Donavit—Ann. MDCCCXXXIII.

Bibliothekar **Coi** hatte nicht mehr die Freude, dieses reiche Geschenk in der Bibliothek aufgestellt zu sehen. Nicht so Kränklichkeit als vielmehr Altersschwäche und Sehnsucht nach Ruhe vermochten ihn, sich im Schuljahre 1835 auf 1836 zurückzuziehen ohne zu ahnen, daß er dem Tode so nahe sei. Er starb nämlich unvermuthet den 21. Juli 1836, zum Leidwesen aller Freunde der Gelehrsamkeit und aller guten Menschen und vermachte der Seminariums-Bibliothek alle seine Bücher. Herr **Vigilius Guglielmi**, sein Nachfolger, besorgte aus Anhänglichkeit und Achtung sein Bildniß, das er dem Bruder **Eugen** zustellte, so wie er es der Gemälde-Reihe im Vorsaale einverleibte. Von **Guglielmis** Kenntnissen und Arbeitslust hätte die Bibliothek viel zu erwarten gehabt, wenn sein leidender Körper es nicht verhindert hätte; denn statt die Direktion der Bibliothek zu übernehmen führte ihn ein körperliches Übel schon am 11. Nov. 1837 dem Tode in die Arme.

Hierauf berief der Bischof **Modestus Farina** der Schreiber dieser Zeilen aus dem Seminar von **Belluno**, wo derselbe 3 Jahre die Filosofie gelehrt hatte, und stellte ihn als Kustos der Paduanischen Seminariums-Bibliothek an, indem er ihm zugleich den Vinzenz **Argenti** zum Gehilfen gab. Arm an bibliografischen Kenntnissen, zumal an solchen, die sich auf Padua beziehen, waren die Kataloge das einzige Mittel, sich in seiner neuen Bestimmung zu orientiren, ja er mußte sich erst mit der Theorie der Numismatik, und der zeichnenden Künste ein wenig bekannt machen, um nur den Nachfragen hinsichtlich der Canovischen und Manfredinischen Sammlung zu genügen. Weil nun die systematische Ordnung bei Sammlung und Auf-

---

[51]) Dieser Katalog in vier Epochen der Kupferstecherei von **Maso Finiguerra** bis auf Rafael **Morghen** wurde von dem berühmten Verfasser in folgenden vier Werkchen in 8. veröffentlicht: 1. **Cenni sulle antiche stampe classiche da Maso Finiguerra a Federico Baroccio. Venezia 1832 Tipografia di Commercio.** 2. **Continuazione prima dei Cenni sulle stampe classiche dell'epoca seconda da Cornelio Cort a Giovanni Smith.** Ebend. 1832. 3. **Continuazione seconda dei Cenni sulle stampe classiche dell'epoca terza da Luca Vorstermann a Federico Guglielmo Müller.** Ebend. 1832. 4. **Cenni sulle moderne stampe classiche, Epoca quarta da De-Non Dominico a Morghen Rafaelle** Ebend. 1833. Über denselben Gegenstand schrieb auch Prof. Ant. **Meneghelli** eine **Guida per ordine di Scuole**, welche im Manuskript in der Bibliothek hinterlegt ist, so wie ein Brief an Hrn. **Domenico Moreni**, Domherrn v. S. Lorenz in Florenz, veröffentlicht 1836 in 8. auch im 2. Bd. seiner Werke.

[52]) Diese Worte sind einem Briefe desselben entnommen, der in der Bibliothek aufbewahrt wird.

stellung einer Bibliothek es gebieterisch forderte und auch die Möglichkeit dazu vorhanden war, so unterzog er sich der Revision der ihm anvertrauten Bibliothek: d. h. er nahm sich die Mühe, die einzelnen Werke derselben gewissenhaft zu untersuchen, die Defekte aufzuzeichnen, die Doppelwerke und werthlosen Ausgaben auszuscheiden; eine Arbeit, die schon Don Vigilio Guglielmi begonnen hatte und von dessen Bruder Giosuè, seinem Gehilfen während der Krankheit, war fortgesetzt worden. So schritt der Verf. dieses an die Reorganisation der Bibliothek, welche hier näher zu beleuchten der Ort ist.

Coi hatte sich bei seiner Zusammenstellung der Bibliothek an die Methode Baco's von Verulam gehalten und die Bücher nach den drei Seelenvermögen, Gedächtniß, Einbildungskraft und Verstand in drei Klassen abgetheilt, hatte diese wieder in untergeordnete Fächer abgeschieden mit Rücksicht auf die Gleichartigkeit der Formate und deren Aufstellung und in der Absicht den Raum in den Kolonnaden zu benützen, um die antireligiösen, sittenwidrigen Werke, verschollenen Ausgaben und unscheinlichen Exemplare dem Blicke des Beschauers zu entziehen. Bis zum Eintritte des neuen Bibliothekars waren seit jener Einrichtung des Coi zwanzig Jahre verflossen. In dieser Zwischenzeit waren bei 10000 Bände zugewachsen, die Reihen hatten müssen näher zusammengerückt, in einigen Fächern noch eine dritte Reihe kreirt und die kleineren Formate durch ein höher gezogenes Bret ersichtlich gemacht werden, wodurch jedoch geschehen, daß manche Werke schief gestellt oder umgelegt werden mußten, um die dahinterstehenden Bände ausheben zu können. Von der andern Seite hatte der ungleiche Zuwachs in den Klassen die Schränke auf der Südseite des Saales überfüllt, während auf der Nordseite der Hintergrund der Breter leer geblieben war. Die vorderen Räume der Schränke waren in den untersten Fächern durch Prachtbände in Großfolio so zu sagen geschlossen. In einem Winkel warteten noch viele schöne Editionen auf einen angemessenen Platz, um für die neuen Sammlungen, die Manfredische und Canovische Raum zu gewinnen. Auch die später gedruckten oder unvollständigen Werke wollten aufgestellt und die durch Beseitigung des Unbrauchbaren entstandenen Lücken ausgefüllt sein. Nach allem diesem war eine gänzliche Umstellung des Büchervorrathes und dem zu Folge, zumal als neue Klassen von Büchern zugewachsen waren, eine gänzliche Umschreibung der Kataloge, darin es für den neuen Zuwachs am erforderlichen Raume fehlte, und somit eine wahre Fusion oder Umgestaltung der Bibliothek dringendes Bedürfniß geworden.

Die Polygrafie wurde demnach in den Vorsaal verwiesen, der mittägliche Theil des Saales den Geistes-Produkten aus der Klasse des Gedächtnisses (Geschichte und Filologie?) und der Einbildungskraft (Poesie, schöne Rede- und andere Künste?), der mitternächtliche den Verstandes-Wissenschaften oder der Verstandes-Literatur eingeräumt. Die erste dieser Abtheilungen wurde die schwarze, die andere die rothe genannt, von den Buchstaben, mit welchen die Aufschriften der Ubikationen entsprechend dem Alfabete der beiden Säle geschrieben sind. Somit wurden im Vorsaale, den früher die Naturgeschichte und Medizin eingenommen hatte, die Enzyklopädien von **Luca**, **Losanna**, Paris und Padua, die Sammlung der **Opuscoli Ferraresi**, die beiden Sammlungen des **Calogera** und die wenigen politischen Journale aufgestellt. Die erste Sorge hinsichtlich des schwarzen Saales war diese, daraus die Bibelwerke und Patristik in den gegenüberstehenden Saal zu übertragen um dort die klassische Literatur (die alten Klassiker mit der Bezeichnung **R — B B**) den Hauptschatz der Bibliothek, aufzustellen.

Während man damit beschäftigt war, starb unvermuthet zum Leidwesen seiner Freunde und Schüler **Don Evaristo Dottore Sinigaglia** den 21. Februar 1838. Er legirte der Bibliothek 320 fl. zu dem Zwecke, die oben genannten Sammlungen zu vermehren. Man verwendete dieses dem Andenken an **Mantovani** geweihte Legat zur Anschaffung einiger kostbarer Ausgaben, wie des **Longus**, **Demosthenes** und **Plato** von London, die des Euripides von Glasgow, die des Plutarch von **Amiot**, die des polyglotten Horaz von **Lyon**, die Schriften Cicero's von **Cesari**, die lateinischen Dichter in der Florenzer Ausgabe. Die ausgeschiedenen Werke setzten in den Stand, mit Thomas Oswald Weigel einen vortheilhaften Tausch einzuleiten, dadurch mehres Unvollständige kompletirt, manches Neue erworben wurde.

Argenti arbeitete indessen mit musterhaftem Fleiße an dem Zettelkataloge.

Obgleich die italienische und ausländische Literatur, so wie die Literaturgeschichte und Bibliografie in den Schränken **CC—E** reich an gewählten Ausgaben, besonders der **Crusca** genannt werden kann, so muß man dennoch gestehen, daß diese Literatur gegen die anderen Fächer arm zu nennen. Nichts desto weniger sind theils aus den jährlichen ordentlichen und außerordentlichen Verlagsgeldern, so wie durch zahlreiche Wohlthäter schätzbare Werke auch dieser Klasse der Bibliothek zugewendet worden; so wurde das Institut durch Herrn Abbate **Antonio Formentini** in den Stand gesetzt, die Sammlung der italienischen Klassiker von Mailand fortzusetzen, die fehlenden Werke **Alfieri's**, **Gozzi's**, **Bianchetti's** anzuschaffen, die Agrikultur von **Crescentius**, den Dante von **Cesari Tomaseo**, die beiden Pariser Editionen der vier italienischen Dichter, die Studien **Balbi's** über Dante, **Zuccala** über **Tasso**, **Mazza** und **Monti** ꝛc. die **Sinonimi** des **Romani**, die **Vicende della Letteratura** von **Denina** und Maffei's **Storia della Letteratura italiana**.

Was die fremde Literatur betrifft, so sah sich der Bibliothekar vor Allem anderen gedrungen, die besseren Wörterbücher jener Sprachen anzuschaffen, darauf man sich in Padua meistens verlegt; so wie auch Grammatik und Lexikon der romanischen Sprache, die man in einem Theile von Graubündten spricht. Größer noch war der Zuwachs an szientivischen, literarischen und bibliografischen Journalen und bibliografischen Wörterbüchern.

Die historischen Hilfswissenschaften in den Schränken **F—G** vermehrten sich durch archäologische Gegenstände von Triest, durch Hager's **Zodiacus Orientalis**, durch einige Abhandlungen von **Mazzi** (**Majo?**), **Ficoroni**, durch die **Arte epigrafica** des **Spotorno**, durch das **Museo numismatico** von Turin, durch die **Iscrizioni** von Pavia **Aldinis**, durch **Orellis Corpus Inscriptionum**, durch die **Iscrizioni greche scoperte in Grecia recentemente**, durch die fehlenden drei Bände der **Cesari** des **Pedrussi**. Die Klasse der schönen Künste erhielt die Großfolio-Ausgabe der **Fabbriche di Palladio**,

die **Iconographia di Riva**, die **Storia della Scultura di Cicognara**, die **Pinacoteca** von Bologna, das **Costume** von **Menin**, ein Geschenk von dem berühmten Verfasser selbst.

Durch die Freigebigkeit des edlen Paduaners Johann **Scardora**, welcher das Seminar den 24. Juni 1836 mit 925 Bänden beschenkte, erhielt die Klasse der Geografie einen achtbaren Zuwachs, freilich an alten, aber für die Geschichte dieser Wissenschaft nicht überflüssigen Werke.

Minder erheblich ist der Zuwachs in dem Fache der Profangeschichte, welche in den Schränken H—K aufbewahrt wird. Die rothe Bibliotheks-Abtheilung enthält die wissenschaftlichen Werke des Verstandes, somit die Wissenschaft der Religion (also Theologie), Fysik, Naturgeschichte, Medizin und das Recht oder die Jurisprudenz.

Die biblische Literatur ist in den Schränken P—S als Haupt und Quelle der übrigen theologischen Unterabtheilungen aufgestellt; sie ist reich an Polyglotten, Bibelübersetzungen, katholischen und protestantischen Kommentatoren, so wie an propädeutischer und erläuternder Literatur, an Bibeln in italienischer, französischer, englischer, türkischer (aus der Bibelgesellschaft) Sprache, an Denkmälern der persischen Sprache von **Gesenius**, an Wörterbüchern ꝛc. ꝛc. Dringendere Bedürfnisse zwangen einzelne theologische Fächer einstweilen minder zu bedenken, so die Prediger-Wissenschaft (Homiletik) und die Aszetik in den Räumen Y—Z. Dennoch wurden auch für diese Fächer einige Anschaffungen gemacht; so erhielt die Bibliothek die Sammlung der griechischen, lateinischen, italienischen, französischen Kanzelredner von Florenz, das Wörterbuch von **Montaryon**, dazu noch zu rechnen kömmt, was für diese Fächer in dem Legate **Scardova's** sich vorfand, so wie was **Formentini** der Bibliothek zuwendete, dadurch besonders die französische Kanzelberedsamkeit, ferner die Sammlung der Fastenreden und Panegyriker gewonnen haben.

Berücksichtigt wollte ferner sein die Klasse der filosofischen Literatur in den Schränken D—F. Zwar besaß die Bibliothek schon aus früherer Zeit die Väter dieser Disziplin, es wurden aber dennoch viele, namentlich neuere Werke dazu erworben.

Die beschränkten Mittel erlaubten es nicht, auf den Bedarf in den Fächern der Naturgeschichte, der Medizin und der Jurisprudenz, als in einer Seminariumsbibliothek minder dringlicher Gegenstände ebenmäßige Rücksicht zu nehmen. Dennoch hat man sich angelegen sein lassen, auch diese Fächer mit den nöthigen Elementarschriften und klassischen Repräsentanten derselben zu versorgen.

Statistisches über Wien vor 120 Jahren.

Von J. A. E. von **Bergenstamm.**

Die Wiener-Zeitung (das Wienerische Diarium) vom 10. Jänner 1725 enthält einen Ausweis über die im Jahre 1724 n Wien Verstorbenen, welcher zu interessanten Vergleichungen mit der Gegenwart Anlaß gibt.

Es starben hiernach				im Jänner	399
„	„	„	„	Hornung	375
„	„	„	„	März	425
„	„	„	„	April	401
„	„	„	„	Mai	415
„	„	„	„	Juni	421
„	„	„	„	Juli	492
„	„	„	„	August . . .	520
„	„	„	„	September . .	553
„	„	„	„	Oktober . . .	558
„	„	„	„	November . . .	442
„	„	„	„	Dezember . . .	543
				Summe aller Verstorbenen	5,524

Laut der in das Blatt der Wiener-Zeitung vom 10. Horn. 1845 aufgenommenen Übersicht über die während des Jahres 1844 Gestorbenen betrug deren Gesammtzahl 14,679, somit beinahe das Dreifache, und es läßt sich also mit gutem Grunde annehmen, daß die Volksmenge Wiens vor 120 Jahren nur ungefähr den 3. Theil der jetzigen betragen hat *).

Eine umständlichere Nachweisung über Alter, Religion und Todesart, wie sie in den neueren solchen Ausweisen zu finden ist, sucht man in den älteren leider vergebens; indessen findet sich darin doch Einiges, was bemerkt zu werden verdient.

Schon aus dem oben angeführten Auszuge ist ersichtlich, daß die Ernte des Todes in den verschiedenen Monaten sehr ungleich ist, und daß die als besonders mörderisch ausgerufenen Monate März und April nicht so viele Todesfälle hatten, als die Monate Juli, August, September, Oktober, November und Dezember. Eine nähere Erörterung der Ursachen dieser Erscheinung mag Ärzten überlassen bleiben, nur wollen wir nebenbei bemerken, daß die Bewohner Wiens vor 120 Jahren fast alle Spaziergänge, die uns jetzt erfreuen, entbehrt haben, daß das Begraben der Leichen in den Kirchen und um sie herum noch üblich, und daß das Glacis ein gras- und schattenloser, dick mit Staub überzogener Raum war, welche Umstände nicht wenig zur Mehrung der Sterblichkeit beitragen mußten.

Ferner ist das Mißverhältniß der Sterblichkeit beider Geschlechter auffallend. So z. B. starben im April 84 Erwachsene männlichen, 86 weiblichen Geschlechts, im Dezember 101 Männer und 110 weiblichen Geschlechtes, im April 109 Kindes männlichen und 122 weiblichen Geschlechts, während in allen anderen Monaten das Überwiegen des Ersteren zum Theile in großer Überzahl sich zeigt. So z. B. starben im September 1724 115 erwachsene Personen des männlichen und nur 68 des weiblichen Geschlechts, im Oktober 1724 118 der Ersteren und nur 73 der Letzteren.

Die Summe der Verstorbenen nach Alter und Geschlecht wird folgendermaßen angeführt:

Erwachsene	des	männlichen	Geschlechtes	„	1059
„	„	„	weiblichen	„ „ „ „	862
			Knaben	„ „ „ „	1005
			Mädchen	„ „ „ „	1698
				Summe	5524

*) Kinder die nur Ein Jahr, oder noch jünger sind, erscheinen in der „Liste deren Verstorbenen zu Wien in und vor der Stadt," welche in jedes Blatt des Diariums eingeschaltet ist, nicht, wie solches bekanntlich auch jetzt bei Verfassung des täglich ausgegebenen Verzeichnisses der Verstorbenen gehalten wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Dr. A. Adolf Schmidl.** — Gedruckt bei **A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.**

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 21. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 74.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1106 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Steinschneider: Über Wenrich's De poeseos hebraicae et arabicae origine. — Rossi: Bilder aus Italien. 2. Ein Tag in Südtirol. — Schmidl: Böhmen oder Cechen, Ungarn oder Magyaren? — Personalnachrichten.

J. G. Wenrich, Lit. Biblicae in Inst. theol. August. et Helvet. confess. addict. Vindob. Professor C. R. De poeseos hebraicae atque arabicae origine, indole mutuoque consensu atque discrimine. Commentatio a regia inscr. lit. que eleg. academia, quae Lutetiae Parisiorum floret, praemio ornata. Lipsiae 1843. Sumt. Fr. Chr. Guil. Vogelii. Mit dem Motto: „Quum vos fatigat interpretatio versiculi e libro Dei, quaerite eam in carminibus: haec enim sunt pandectae Arabum — Mohammed" — VIII und 276 S. 8.

Hr. Prof. Wenrich in Wien hat das Glück gehabt, im Verlauf kaum eines Dezenniums zwei Preisfragen der Akademien zu Paris und Göttingen zu lösen, und scheint erst durch die zweite zur Herausgabe der ersten ermuthigt worden zu sein. Da seine Schriften zwei ganz verschiedenen Fächern der Orientalistik angehören, so glaubten wir die Anzeige derselben besser zu trennen, und beginnen mit der um ein Jahr später gedruckten, doch um acht Jahre früher geschriebenen.

Indem wir dem Vorw. die Disposition des Werkes entnehmen, finden wir den überaus bescheidenen und würdevollen Ton, der in unserer Zeit seinen wohlthuenden Eindruck steigert, eben so anerkennenswerth, als den sichtlich gewählten, eleganten lateinischen Ausdruck dieser ganzen Schrift des behandelten Themas würdig. — Die Preisaufgabe der Pariser Akademie vom Jahre 1832 lautete: „**De comparer la poésie des anciens Hébreux avec celle des Arabes, et de faire connaître, en quoi elles se ressemblent, ou elles diffèrent, soit par rapport aux figures du langage et aux moyens artificiels qu'elles emploient, soit par rapport aux divers genres de poëmes usités chez les deux nations.**" Der Verf. begründet vier Hauptmomente für die Lösung dieser Aufgabe — nämlich: Ursprung, Stoff (argumentum, wozu jedoch in der Ausführung noch der Beisatz: „Und Gattungen" pag. 57), Styl und äußere Form. Darnach überschreibt er die vier Theile, deren jeder wieder in drei Kapitel zerfällt; 1) Eigenthümlichkeit der hebräischen, 2) der arabischen, 3) Vergleichung beider Poesien durch Hervorhebung des Ähnlichen und Verschiedenen. Als Belege dienen Stellen aus den „poetischen und (!) profetischen Schriften der Bibel, und den vorzüglichsten arabischen Dichtern, in Original mit Übersetzung, „deren reiche Sammlung zugleich eine poetische Anthologie vertreten könne" (die aber zu diesem Zweck weniger Bruchstücke enthalten müßte). Das 1. Kap. des an die Akademie eingesandten Autografs besprach den Ursprung des Pentateuch und der hebr. Schreibekunst nach den allgemeinen Grundsätzen des Vater'schen Kommentars, und der meisten heutigen Theologen Deutschlands, schien aber der Akademie nicht zugesagt zu haben, was den Verf. veranlaßte, dies durch eine Untersuchung über das Alter des Buches Hiob und einiger Gedichte in der Genesis zu ersetzen, die aber auf dasselbe Resultat führt: daß der Ursprung der hebr. Poesie kaum über Mosis Zeitalter hinauf zu suchen sei. — So weit das Vorwort. —

Bei einem Werke wie das vorliegende scheint es uns weniger ersprießlich, das reiche und verschiedenartige Detail einer Prüfung zu unterwerfen, mit Billigung oder Widerspruch, Zweifel und Berichtigung zu beleuchten, als vielmehr dem Publikum Rechenschaft abzulegen, für welche Art von Lesern dasselbe vorzüglich geeignet, von welcher Seite der Verf. sein Thema gefaßt, welche Anschauung von seinem Objekte er zu Grunde gelegt, welches Verhältniß er zu seinen Vorarbeiten, resp. Quellen, einnehme; damit sich aus diesen Hauptkriterien der Gesammtwerth der zu beurtheilenden Schrift ergebe. — Vereinzelte Bemerkungen mögen, wenn wir anders noch dazu kommen, zuletzt ins Schlepptau genommen werden. —

Die Behandlung älterer, abgeschlossen vor uns darliegender Nationalpoesien bietet wohl nicht unbedeutendes Material für verschiedene Wissenschaften, als: Linguistik, Ethnografie, Kulturgeschichte u. s. w. am selbstständigsten, gewissermaßen als Selbstzweck gefaßt, gehört sie zunächst der Ästhetik an, mag ihre Methode mehr eine ratsonnirende, oder diesem Namen der Wissenschaft entsprechender, eine mehr durch unmittelbare Vorführung der poetischen Objekte den Geschmack aus-

zirende und erweiternde sein [1]), mag sie mehr Kritik oder Genuß des Schönen bezwecken.

Eine solche Behandlung darf auf die Theilnahme jedes Kunstliebhabers und Freundes des Schönen rechnen, wenn sie den speziellen Stoff in eine allgemeine genießbare Form zu gießen versteht und Willens ist. Die vorliegende Schrift mag einer solchen Behandlung der hebr. und arab. Poesie bedeutenden Vorschub leisten, und auch leisten wollen; ihrer Hauptrichtung und Behandlung nach ist sie etwa eine filologische zu nennen, und stellt darum denjenigen Theil (II.), welcher von den Gattungen in der verbreitetsten Terminologie und Systematik handelt, außerhalb den Bereich einer strengästhetischen Kritik, indem die arab. namentlich die alt-hebräische Poesie eigentlich unsern gewöhnlichen Begriffen von Lyrik, Epik, Elegie, Hymnus u. dgl. widerstrebt; wie denn überhaupt dieser Theil der Ästhetik mit der fortschreitenden Kunde der Nationalitäten einer Umstaltung von Grund aus unterworfen werden muß.

Unser Werk ist zunächst das eines Orientalisten, und wir dürften sein Publikum und seine Stellung am nächsten treffen, wenn wir es als Einleitung zur Lektüre der hebr. und arab. Poesie bezeichnen. Einer solchen stellt die Wissenschaft als erste und vorzüglichste Aufgabe: Zusammenfassende Schilderung des Allgemeinen und Eigenthümlichen für das Verständniß und tiefere Auffassung des Einzelnen. Ein Hauptgesichtspunkt sowohl für die Auffindung des unterscheidenden Gesammttypus, namentlich hier wo eine Parallele in den Vordergrund gerückt wird, als für die richtige Stellung des Individuellen ist der geschichtliche, der sich nicht blos mit Aufweisung des „Ursprungs" begnügt, sondern die geschichtliche Entwicklung, wenn auch nicht grade in zusammenhängender Darstellung weiter verfolgt, doch mindestens vor oder neben andern unterscheidenden Merkmalen für „Stoff und Gattung" beachtet und geltend macht, um so mehr, wo sich wie in der arabischen ältere und jüngere Poesie nicht blos in „Styl" und „äußerer Form" so auffallend unterscheiden, daß auch der Verfasser nicht umhin konnte (Thl. II. III.) darauf hinzuweisen (s. z. B. S. 105), sondern ihrem innern poetischen Gehalte, ihren Hauptstoffen und idealen Richtungen nach, als total verschiedene, wesentlich zu trennende, wenn auch durch das Band der Sprache, Nationalität u. a. verknüpfte, 2 Hauptepochen ausweisen. Wenn wir hiemit an dem Kern der Auffassung unsers Autors einen Mangel rügen müssen, der für den Mittelpunkt des Werkes (Thl. II.) eine gänzliche Umgestaltung fordert, und auch die vergleichenden Partien überhaupt (3 Cap. des III. und IV. Thls.), in einem andern Licht erscheinen läßt, so dürfen wir anderseits nicht übergehn, daß dieses Grundübel schon in der ursprünglichen Fassung der Preisaufgabe selbst keime. Es mag dem ersten Anblick als Keckheit erscheinen, die Preisaufgabe einer Pariser Akademie zu kritisiren, und wirklich war Ref. lange unentschlossen, vor Augen habend und theilend die „Reverenz" unsers Autors bei Einsendung seiner Preisschrift „quippe qui illorum virorum expectabamus censuram, qui in literis orientalibus, maxime vero Arabicis, primas tenere partes merito existimabantur." — Allein es gilt hier nicht, augenblickliche Einfälle jenen Männern gegenüber geltend zu machen, sondern aus der Sache geschöpfte Gründe vorzutragen, deren wissenschaftliche Widerlegung gerne als Belehrung aufgenommen würde, während kein αυτος εφα eine wissenschaftliche Überzeugung zu gewähren vermag.

Die oben wörtlich mitgetheilte Aufgabe stellt die Poesie der alten Hebräer der arabischen überhaupt gegenüber und somit auch an die Seite, die spätere oder neu-hebräische Poesie, deren Ausläufer in die Gegenwart hineinranken, wird ausgeschlossen, der wesentliche Unterschied der ältern und neuern arabischen Poesie mit keinem Worte berührt, und somit die Parallele mehr als hinkend. — Indem wir auf das Thema der neuhebräischen Poesie, deren Literaturgeschichte jetzt vorwiegend angebaut wird, bald näher einzugehen Gelegenheit haben werden, können wir hier blos bemerken, daß ihre bedeutendsten Schöpfungen, ihre glänzendste Periode sich in geschichtlichem Connex durch innere und äußere Gestaltung gänzlich an die spätere arab. Poesie anlehne. Nicht blos Versmaaß, Reim und andre Äußerlichkeiten, von denen, als Kunstbehelfen, in der Bibel keine Spur zu finden, nicht blos jene bekannten Spielereien und Künste der arabischen Poesie, die in den Makamen des Hariri als Sammelpunkt gewöhnlich zum Muster vorgeführt werden, hat die spätere hebr. Poesie der arabischen entnommen und nachgemacht, mitunter den Weltkampf ehrenvoll bestehend [2]), sondern auch Stoff, Objekte, Gattungen, Behandlungsweise, ja sogar Idee, Anschauung und Gesinnung, insoweit das Judenthum nicht eine Umwandlung des herrschend gewordenen Muhamedism im Araberthum erheischte. Wir dürfen hier freilich nicht die reiche Literatur der Märchen, Erzählungen und Romane anführen, die nicht ohne Vermittlung der Juden die Wanderung vom Orient nach dem Okzident gemacht [3]), weil der Verf. diese Literatur nicht zur poetischen rechnet (s. p. 95. vgl. 99!) indem er hier wie anderswo auf den sprachlichen Rhythmus Gewicht legt, welcher Begriff freilich wieder bei der ältern hebr. und arab. Poesie ohne Versmaß und Reim hart ins Gedränge kömmt, und sich demnach als unzureichendes Kriterium für den Begriff der Poesie erweist. (Vgl. oben.) Eher dürften wir die „didaktische" Poesie der Gnomen, Epigramme, Räthsel u. dgl. hieherziehen, die größtentheils als Emaile jener Märchen u. s. w. und zwar auch in rhythmischer Form erscheinen (weswegen sie eine schwankende Stellung beim Verf. einnehmen (vergl. p. 87 mit 93, 99) und unser Schlagwort der frühern und spätern Poesie nicht ganz ausbleibt!); denn, um nur das Schlagendste anzuführen, die neuhebräische Poesie versifizirt auch Sprüche Muhammeds (Sunne) und Ali's. Und auch jene Afterpoesie, die eben nur der Sprachform nach hiehergehört, und die auch unser Verf. als spätere Bastarde der Wissenschaft und Poesie ausscheidet (S. 54.), fehlen der neu hebr. Poesie nicht, so z. B. eine metrische Bearbeitung der Mischna von Abraham B. Samuel (s. Delitzsch. Zur Gesch. der hebr. Poesie. S. 75), versifizirte Gesetze des Schlachtens von Isak Arubas (s. Rossi hist. Wörterb.), gereimte Diätetiken (s. Dukes, Rabbin. Blumenlese. Lpz. 1844. S. 43)! [4]) Noch interessanter wäre eine Untersuchung über den Zusammenhang der arab. mystischen Allegorie (s. p. 203) mit der schon im n. T. vorhandenen (p. 150 — 1) Auffassung des hohes Liedes, die dann in der neuhebräischen Poesie typisch wird (s. Dukes, zur Kenntniß der neuhebr. relig. Poesie, S. 32). In diesem Punkte hat wohl auch umgekehrt

das Judenthum auf den Sofismus eingewirkt. Mit einem Worte, die spätere arabische und hebräische Poesie bieten die interessantesten Vergleichungspunkte und müssen durch parallele Behandlung an Licht gewinnen. Nimmt man hingegen auf einer Seite nur die althebräische (biblische), auf der andern die arabische Poesie in ihrem ganzen Verlaufe, so wird der ganze Standpunkt verschoben, die geschichtliche Entwicklung indirekt verdrängt. —

Es kann unsre Aufgabe hier nicht sein, auch nur den Grundriß für eine solche geschichtlich getrennte Auffassung und Schilderung der arabischen Poesie zu liefern, und wollen wir blos bemerken, daß selbst der Artikel: „Arab. Literatur" in Pierer Universallexikon, II. Aufl. diesen Gesichtspunkt mehr in den Vordergrund rückt, als unsere Preisschrift [5]); daß schon Weil in seiner trefflichen akademischen Schrift über die poet. Lit. der Araber, die wir als „ältere" bezeichnen [6]), das nothwendigste gesagt, dessen Schlußwort den Charakter und Unterschied der beiden Perioden, die man mit Natur- und Kunstpoesie bezeichnen könnte, und die mit der ganzen Geschichte des Araberthums innig verwebt sind, in den folgenden Worten zusammenfaßt: Drei Arme schickte der kräftig sprudelnde Quell der arabischen Wüste aus, und die herrlichsten Bäume sproßten an ihrem Gestade: der zerstörende Gießbach des Kriegs, der berauschende Strom der Liebe und der frischlabende Fluß der Gastfreundschaft. Mit dem Erscheinen Muhammeds wurde alle persönliche Neigung für eine Religion, alle individuelle Thatkraft für das Gottesreich auf Erden verwendet. Nicht durch Muhammed selbst, wenigstens nicht unmittelbar, sank die arabische Poesie, dies war eine Folge der politischen und religiösen Zentralisation, der gegebenen Dogmen nicht minder, als der überhand nehmenden wissenschaftlichen und abstrakten Bestrebungen. Und wieder waren es 3 Arten, in die sich die arab. Poesie spaltete: Die Religionspoesie mit ihrer Demuth und Selbstverläugnung, die Hofpoesie mit ihrer kriechenden Lobpreisung und dem Bombast ihrer Hyperbeln, und die Schulpoesie mit ihren angeblichen Künsten und ihrer dürren Lehrweise, wozu noch etwa die erotische mit ihrer nunmehrigen Sentimentalität und durchschimmernden Reflexion kommen dürfte.

Hat nun der Verf., vielleicht in Folge der bezeichneten Fassung der Aufgabe, jene geschichtliche Trennung der arabischen Poesie nur als sekundäres Element beachtet, wo es nicht so unabweisbar wurde (vgl. über spätere Nachahmung p. 100), wie beim Styl und der äußern Form; so gewahren wir anderseits eine Lücke, die nach seiner Zusammenfassung um so merkbarer hervortritt. Die Poesie der Bibel, — und eine andere haben die alten Hebräer uns nicht zurückgelassen, ist nicht blos vom dogmatischen Standpunkte aus als heilige (s. p. 57) der vormuhammedanischen arabischen gegenüber zu bezeichnen. Diese ist am kräftigsten, wo der Dichter sein Individualleben vorwalten läßt, und dessen Reichthum entfaltet, höchstens auch dann, wenn sein Selbstgefühl sich an den Adelstolz des Stammruhmes anlehnt (im Iftikhâr). Der hebr. Sänger entlockt seiner Harfe die lieblichsten Töne, wenn er in dem „Priestervolke" aufgeht, des Propheten Wort grollt wie ein Donner, zerfließt in Wehmuth, oder bricht in Jubel aus, und seine erregte Fantasie malt wunderbare Gesichte, wenn er die Laster und Sünden des Volkes und der Fürsten straft, das Zorngericht Gottes vollzogen oder herannahend sieht, die goldene Zeit der Zukunft verkündet, oder in höhern Visionen sich verliert. Er selbst ist der „Thon in der Hand des Bildners," „das Beil in der Hand des Hauers." Der prophetische Hebraismus, an welchem unsere Trennung von „Poesie" und „Rhetorik" zu Schanden wird, steht einzig da (s. p. 102). Wenn aber einmal der biblischen Poesie die arabische als Folie dienen soll, so mußte vor Allem — der Koran in den Vordergrund treten, der mindestens eine ähnliche Stellung beansprucht, dessen wunderbare Poesie die Araber als Hauptbeweis für seine Göttlichkeit anführen [7]). Möchte man nun erwarten, daß der Verf. uneingedenk seines Motto's, des Korans nur einmal, wo vom Ursprung der arab. Poesie die Rede ist (p. 41), gelegentlich erwähne! nicht einmal bemerke, daß viele ganze Suren und einzelne Verse Endreime haben! Über das Verhältniß der äußeren Form zur Bibel heben wir als Beispiel hervor, daß Sure 55, wie schon ältere Kommentat. bemerken, eine Nachahmung von Psalm 136 sei, wie auch eine Art Refrain (Sure 70 vgl. 54, v. 17. 40.) an Ps. 42—3 (s. p. 241) erinnern. Dergleichen sollte doch in einem Werke wie das vorliegende nicht fehlen!

Wenn wir aber in demselben, mit Hintansetzung der eben gerügten Umstände, noch eine über das ganze Gebiet seines Themas sich erstreckende logisch gegliederte Reihe von Bemerkungen antreffen, die meistens wohlbegründet, aus einem unbefangenen, besonnenen Denken hervorgegangen erscheinen; so müssen wir das Verdienst des Verfassers einerseits um so höher anschlagen, als er die zwischen der Abfassung (1832) und dem Druck (1843) fallende Literatur über die besprochenen Themen fast gar nicht zu kennen scheint; wofür ich als Beleg nur die erwähnte Schrift von Weil anführen will; anderseits dürfte man eine zusammenstellende Angabe der im Einzelnen benutzten und auch fleißig angeführten Quellen vermissen. Im Wesentlichen rekurrirt und basirt der Verf. auf die bekannten Schriften von Lowth (über die hebr.) und Jones (für die arab. Poesie), aus welchen nicht wenige Stellen wörtlich wiedergegeben werden. Eine in dieser Beziehung glänzende Partie des Buches ist die lichtvolle gründliche Prüfung und Beurtheilung der bedeutendsten Ansichten über die äußere Form der hebr. Poesie (III. C. 1.), deren Resultat im Ganzen von den neuesten Forschern angenommen wird. Allein auch hier wäre Manches, namentlich für die hier vermißten Ansichten der Rabbiner, aus Delitzsch's „zur Geschichte der hebr. Poesie, Leipzig 1836," zu ergänzen gewesen, welche Schrift freilich als Hauptthema die neuhebr. Poesie behandelt, aber im 1. Kap. eine, meines Wissens die vollständigste, Übersicht und Schilderung der Literatur über die Formenlehre der hebr. Poesie überhaupt darbietet [8]). Die neuesten Forschungen über den Strofenbau im Hiob, konnten (zu §. 130) nicht benutzt werden. Biografische und bibliografische Nachweisungen über die angeführten Dichter und Dichtungen dürfte mancher Leser vermissen, können aber von dem gegebenen Thema aus nicht als nothwendig betrachtet werden.

Die unserm Autor geschenkte, und wohlverdiente Aufmerksamkeit gäbe uns noch Gelegenheit zu einer Menge von Einzelnbemerkungen, deren Mittheilung uns jedoch nur in sehr geringem Maaße gestattet ist.

Bei Erwähnung des Frauenlobs am Eingang der Gedichte (Naſib p. 88), welche ſelbſt in Kaab's Lobgedicht auf den Propheten nicht fehlt (!), dürfte auch bemerkt werden, daß dieſe Sitte in die mittelalterliche Romantik (jedoch nicht auf die neuhebr. Poeſie) überging. Ungern verſagen wir es uns, die herangebrachten Bilder aus Nowairi, zugleich als Stylprobe, mitzutheilen. „Muhtedi" und „Muktedi" iſt unrichtig mit „prudentum — sapientum" überſetzt, vgl. dieſe Worte in den bekannten Khalifennamen. Bei der Verszahl der Kaßide (p. 97) iſt wohl 30 für 3 zu emendiren, auch verdiente Erwähnung, daß Mohelhel (d. Verfeinerer 1 Jahrh. vor Muhammed!) als erſter Verf. derſelben genannt wird (Reiske, ad Tharaphae Moall. p. 17). Dergleichen geſchichtliche Notizen werden überhaupt vermißt. Kithaa, „carmen truncatum, quod non ultra 7 versus protenditur" (§. 56) iſt überhaupt Bruchſtück, welches oft auch dem Diwan einverleibt wird! (vgl. zu dieſem §. Hammer, Wien. Jahrb. 1833 Bd. XXXIV. Anzeigebl. S. 4 ff. Geſch. d. türk. Poeſie I. S. 16 ff.) Zur Erklärung des merkwürdigen Faktums, daß die Semiten keine dramatiſche Poeſie haben (p. 75. 100), kömmt die Stellung der Frauen (ſ. Denina bei Gräße, Litgeſch. II., I. S. 457), bei den Hebräern namentlich ein religiöſes Moment. — Als Beiſpiel der Enallage wird Hiob 12, 4 angeführt (p. 117). Dieſe ſchwindet und die Stelle gewinnt an Sinn und Verſtändlichkeit durch eine ſinnreiche Privatmittheilung des Hrn. Rabb. Rapaport; daß צדיק תמים der Gen. 6, 9. ſo bezeichnete Noah ſei, der nach der jüdiſchen, auch in den Koran übergegangenen Sage, von ſeinen Zeitgenoſſen verſpottet wurde. Dieſe Bemerkung iſt gleichwichtig für die Sagengeſchichte (vgl. §. 110) und das Alter des Buches Hiob, ein Beleg mehr für unſers Verf. Anſicht über letzteres (§. 6). Die Paranomaſien bei Tograi und Antara (p. 171—2.), den älteren Dichtern, verdienten §. 142, wo ein ſolches Beiſpiel fehlt, eine Rückweiſung. P. 174 iſt: „thales erbâb" in der Überſetzung übergangen. Die Vergleichung der Rede mit Perlenreihen (p. 179) erklärt den neuhebräiſchen Term חרוזים (Verſe, eigentlich Reihen, mit Bezug auf Hoheslied 1, 10). Daß die arabiſchen Sprachfiguren ſeltener von heiligen Dingen entnommen (§. 109), gilt eben nur mehr von der vormuhammedaniſchen Poeſie. Man ſieht, wie unſere obige Unterſcheidung auch bei Beſprechung der äußern Form zu ungenauer Parallele führte, wozu wir noch andere Belege übergehen. Dem über die Parabel (§. 114) Geſagten möchten wir faſt in jedem Punkte widerſprechen. Pſ. 79, 13 (p. 231) wäre richtiger in 4 Glieder zu theilen. Zu S. 243 über Threni ſ. §. 133. Daß die ältere arab. Poeſie kein Metrum kenne (§. 134. In Anm. 111 iſt „§. XVI" zu leſen vgl. p. 33) iſt im Allgemeinen richtig; in dem angeführten Gedichte hat der Verf. das Metrum überſehen, wie mich Hr. Prof. Fleiſcher aufmerkſam machte. Das ganze Gedicht p. 259 iſt falſch überſetzt. „Fa' alem wa'in" heißt nicht „scito id, atque etc." ſondern mit „weïn" beginnt ein eingeſchobener Satz! Nur ſo gewinnt man einen paſſenden Sinn. P. 260—1 war ein Beiſpiel zu wählen, welches das dort Geſagte wirklich belegt. §. 143 fehlen die Schriftcalembourgs oder Räthſel durch gänzliche Weglaſſung der diakritiſchen Punkte (Taßhiſ), welche ſchon dem Khalifen Ali beigelegt werden (ſ. Erſch und Gruber Art. arabiſche Schrift). Im Druckfehlerverz. fehlt noch „p. 108. l. 4. sigillatim. l. singulatim." Im Allgemeinen iſt das von Prof. Fleiſcher korrigirte Werk recht korrekt, der ſchwierige orientaliſche Druck und die ganze Ausſtattung recht elegant, der angehängte willkommene Index ziemlich vollſtändig.

Das Werk ſchließt mit den Worten: Utinam contigerit nobis, verum rectumque in omnibus perspexisse! Quod etsi nequaquam nobis adrogemus, speramus tamen, veri rectique inveniendi studium in opusculo nostro, quantulumque id demum sit, vix desideratum iri. Das Urtheil über dieſe beſcheidene Äußerung hat die Pariſer Akademie gefällt; und haben wir auch gegen die Faſſung der Frage und manche Einzelnheiten Widerſpruch erheben müſſen, ſo geſtehen wir doch gerne dem Verf. die ihm gewordene Auszeichnung zu, und werden in der Anzeige ſeiner zweiten gekrönten Preisſchrift dies in noch vollerem Maße ausſprechen dürfen.

Anmerkungen.

[1]) ſ. Fortlage, Vorleſ. über die Geſch. d. Poeſie. Stuttg. 1839. S. XII.

[2]) Wir erinnern in Kürze an den Überſetzer und Nachahmer Hariri's, Alcharisi, deſſen deutſche Bearbeitung von Kämpf ſo eben angekündigt wird. Das ganze Buch „Tarſchiſch" des berühmten Moſe Ben Eſra, deſſen Ausgabe von Dukes erwartet wird, iſt in der arabiſchen Kunſtform „Tedſchnis" geſchrieben. (Dukes, Moſes B. Eſra, S. 58.)

[3]) ſ. Sengelmann's Einl. zu ſeiner deutſchen Bearbeitung der „7 weiſen Meiſter" und dazu Brockhaus, Blätt. f. lit. Unterh. 1843 Nr. 243. Fleiſcher, Leipz. Repert. 1843. Dezemb. B. (enneke?) — Gött. gel. Anzeig. 1843. St. 73 ff. und unſere Schilderung des Buches „Prinz und Derwis" für das „Jahrbuch für Israeliten" von Buſch, die ſo eben unter der Preſſe iſt.

[4]) Vgl. noch über halachiſche (religionsgeſetzliche) Poeſie „Dukes im Litbl. des Orients" 1843. Kol. 713.

[5]) Gelegentlich ſei es bemerkt, daß unter der Lit. des Artikels: „Muhammedaniſche Sekten" Hammer's werthvolle Zuſammenſtellung in den Wiener Jahrb. Bd. CI. im Manuſkr. ausdrücklich als Hauptquelle angeführt war!

[6]) Weil, die poet. Lit. d. Araber vor u. unmittelb. nach Muhammed. Stuttg. 1837. ſ. Fleiſcher im Repert. Bd. 14. S. 284—6. A. L. Z. 1838. Erg. Bl. S. 172—3.

[7]) Über die poetiſche Seite des Koran ſ. die intereſſanten Bemerkungen Hammer's. Wien. Jahrb. Bd. CI. S. 84. 94. 99. „Koraniſche Poeſie vor dem Koran" findet Rückert im Amriolkais.

[8]) Ergänzungen dazu ſ. Litbl. des Orients 1841. Kol. 227. Anm. 2., wozu noch der Aufſatz von Kämpf (daſ. Jahrg. 1843) kömmt.

Bilder aus Italien.

II. Ein Tag in Südtirol.

Vom tiroliſchen Brenner ſenkt ſich bis hinab zur Feſte von Verona, die in Wälſchlands Ebene ſchaut, ein vielfach gewundenes Thal, erſt von der Eiſack, dann von der Etſch durchzogen. Die germaniſche Tanne bewacht ſeinen Eingang, an ſeiner Mündung grünt der italiſche Ölbaum; in ſeinem Schooße wechſeln, bunt wie die Bilder und Kaleidoſkope, die Formen der Landſchaft und die Sitten der Bewohner.

Zwar der hohe Bergkamm des Brenners ſcheint eine ſcharfe Scheidewand zwiſchen Norden und Süden; die Wolke, welche von ihm gegen Mitternacht zieht, gehört ganz deutſchem Stromgebiete an, und jeder Regenguß, der auf den

mittäglichen Abhang fällt, rollt als Quell in das adriatische Meer, aber so strenge trennt das Gebirge nur die Formen der todten Natur; das nordische Leben überspringt den schmalen Grat, und bringt auf hundert Pfaden tief in das südliche Land. Lange bevor die Felsgebirge an der untern Etsch den Laut unserer Sprache aus Menschenkehlen gehört, vernahmen sie germanische Stimmen im Flüstern der Birke, im Rauschen der Buche, und die Erscheinung, daß unserem eingedrungenen Stamme zur Stunde noch Inselgebiete mitten im romanischen Meere eignen, ist nur die Wiederholung eines Gesetzes der organischen Welt in der menschlichen, nur ein höherer Beweis für das natürliche Übergewicht des Nordens über den Süden.

Es ist für den Deutschen ein eigenthümliches Gefühl, auf jener Wasserscheide zweier Meere um Mitternacht zu stehen, und zur Zeit, da der neue Tag vom alten sich trennt, über die Grenze seiner großen Heimat in das große Wälschland einzutreten, in jenes Land, welches, wie es vor Zeiten sein Volk über die Alpenpässe gelockt, so ihn selbst von Kindheit an mit magischen Kräften an sich zieht, welches beiden mehr enthüllte und noch enthüllt, als sie selbst sich versprochen haben, und am Ende doch nie im Stande ist, ganz zu fesseln, wenn auch mancher Stamm dieses Volkes und manche Geist- und Herzensranke des Einzelnen darin feste Wurzeln schlug. Sollte man darum nicht glauben, Italien müsse jedem Sohne Deutschlands werden, was es bisher fast nur seinem Künstler gewesen: ein Rüsthaus geistiger Schöne, ein Maimond für den füllreichen nordischen Keim, hold dem werdenden Manne, wie es eine holde Lehrerin einst gewesen dem Jünglingsalter des deutschen Volkes; und wie dieses das empfangene Geschenk am heimischen Heerde gepflegt, und in nordischer Luft erstarken gemacht, wird dieses im Gefühle männlicher Kraft sich nicht mehr hinübersehnt in das Land der Vergangenheit, so soll auch sein einzelner Sohn die erschlossene Blüthe heimtragen und dem aufgeschlossenen Stamme nicht die Tiefe der vaterländischen Erde versagen, damit die treibende Kraft nicht zerfahre in oberflächliche Fülle, und im Streben nach Schönheit nicht versinke in markloser Weichheit. Italien aber, das heutige, nehme ohne Erröthen vom Nachbarvolke die Früchte, deren Knospen sein Lenzhauch vor Zeiten hervorgerufen hat, und seine Söhne sollen pilgern nach Norden, die reichen Zinsen zu holen, die ihnen gebühren vom Baume deutscher Wissenschaft und deutscher Kunst; ja die schöne Witwe der weltherrschenden Stadt verjünge sich im Arme ihrer zur geistigen Hegemonie reifenden Schwester, und diese stelle den Stuhl derselben neben ihren Thron, statt, wie manche ihrer blinden Schmeichler rathen, die Herrliche selbst zum Schemel ihrer jungen Hoheit zu machen; ja, mögen sich fortan beide freundlich umschlingen mit dem bedeutsamen Ausrufe des Dichters:

„Arm in Arm mit dir
Forder' ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

Doch ich weiß nicht, ob jedem meiner Landsleute, der an jenem Markstein der Völker vorüber gekommen ist, derselbe Ideengang sich aufgedrungen hat, ob jedem zuletzt derselbe Wunsch auf die Lippen trat?! Ich zweifle vielmehr daran, so wie am Beifalle mancher, die ihn so eben vernommen, aber die Gesinnung, welche mir auf jener Höhe und zu jener Stunde auf dem Wege der Reflexion klar geworden ist, und mit der ich den ersten Blick in das Land gegen Süden gethan, hat sich seitdem durch Erfahrung gefestigt, und ich glaubte sie als Schlüssel zu meiner Betrachtungsweise hier niederlegen zu dürfen. — —

Öde ist und traurig selbst im Mai noch der Kulm, auf welchem das zum größeren Theile aus Quadern gefügte Brennerposthaus mit hohem Giebeldache sich erhebt. Verkrüppelte laublose Bäume, zerstreut über haidenartige Schluchten, breite Schneestreifen dazwischen und ein paar hölzerne Gebäude und wankende Breterzäune in der Nähe jener Herberge, das ist die Landschaft, die sich hier dem fröstelnden Wanderer im Sternenlichte zeigt. Vergebens strebt das neugierige Auge in die fremde Ferne hinab zu spähen; feuchte Nebel verschleiern den Ausschnitt des Berges. Ein mageres Bächlein, ein Tributär der Eisack eilt dorthin dem Wandrer voraus, mit seinem Gemurmel die doppelte Stille der Nacht und der Höhe unterbrechend. Noch einen Gruß mit Hand und Mund dem verwandten Norden — die Sill, die hier hinab dem Inn entgegenrauscht, wird ihn treu zu Thale bringen — und man wirft sich wieder in die Ecke des Wagens, um nach dem Winke der Natur den Übergang in ein neues Leben, wie jeden der Art, schlummernd zu vollbringen. Den Übergang vom Schlafe zum Wachen macht der Traum; hier träumt es sich von rauschenden Gießbächen, von Birkenwäldern, die im Nachtwind die weißen Stämme neigen, von seltsam geformten Berggipfeln und noch seltsameren Felsbastionen, an welchen der Wagen vorüberrollt; man glaubt einen Augenblick wach zu sein, und das Wort „Brixen“ zu hören, erwacht aber in der That erst hinter dieser kriegerischen Stadt in einem reizenden Waldthale, über dessen linker Flanke einzelne Schneekuppen im Frühlichte glänzen, und aus dessen Tiefe das Brausen der Eisack heraufbringt, die da in schäumenden Wirbeln nach Klausen hinabeilt. Den alpinen Charakter der Szene vervollständigt ein Gießbach, der zur Rechten der Straße in ziemlich hohem und größtentheils freiem Falle niedergeht, aber es ist bereits ein südliches Alpenthal, das er bewässert, denn die tieferen Gründe tragen Rebengelände und zwar ganz eigener Art. Mitten in Getreidefeldern, seltener auf Wiesen erheben sich erst in einander in mehrfacher Reihe hölzerne Stangen, deren jede unter einem stumpfen Winkel in zwei Arme endigt, und immer einer Rebe zur Stütze dient; weiter hinab, besonders zwischen Kardaun und Botzen, wo im erweiterten Thale mit dem milderen Klima Weinkultur häufiger wird, rücken die Reihen dieser Gestelle so dicht zusammen, daß von je zweien derselben die einandergegenüberstehenden Arme sich berühren, und es entstehen niedrige Gänge, deren Dachgebälk die verschlungenen Weinranken sind. Hie und da vertreten ihre Stelle einfache unter einem stumpfen Winkel geknickte Stangen, welche gleichfalls oft so gegen einander stehen, daß ihre Enden in Spitzbogen zusammenstoßen. Rebenpfähle auf österreichische Art gepflanzt scheinen nur ausnahmsweise vorzukommen; auch entsprechen sie nicht dem Charakter eines Landes, dessen milder Himmel den Weinstock auch in der rauhesten Jahreszeit unbedeckt sehen darf, und seinem Pfleger die Mühe erspart, den stützenden Pfahl alljährlich zu pflanzen und wieder auszuziehen. So sind also jene Gelände keine blos zufällige Eigenthümlichkeit der Landschaft, sondern ein bezeichnender Zug für ihre südliche Physiognomie.

Botzen an sich ist eine düstere unansehnliche Stadt, mit hohen engen Gassen, deren schwerfällige mit Hohlziegeln gedeckte Dächer so weit vorspringen, daß selbst ein Maimittag keine freundliche Helle auf das Kartoffelpflaster zu werfen vermag. Um so erwünschter ist aber dieses Helldunkel im Sommer, wenn die benachbarten Felswände Ströme von Licht und Wärme in das ohnehin schwüle Thal reflektiren, und der erschlaffende Scirocco den Nerven den letzten Rest von Spannkraft zu rauben droht. Flieht doch bei all' der günstigen Bauart jeder nur irgend wohlhabende und von Geschäften nicht streng gefesselte Botzner um diese Zeit aus seinen Mauern, und sucht auf den Bergen, in Hütten und Villen, den sogenannten „Sommerfrischen" wenigstens die Nacht über Erholung. Während der Stunden des Geschäftes müssen dafür die steinernen Zimmerböden, die hohen luftigen Fenster, die mit Blumentöpfen besetzten Balkone, und was wälsche Sitte sonst noch von künstlichen Kühlungsmitteln kennt, Ersatz leisten. Damit ist aber das nordische Element so wenig aus dem Felde geschlagen, als die deutsche Sprache, welche, und wäre es auch nur aus Handelsinteressen, in jedem Hause neben der italienischen gehört oder doch verstanden wird. Die schweren Eisengitter vor so vielen Fenstern, die großen altfränkischen Öfen in so manchem Gemache, bezeugen das Dasein dieses Elementes auch außerhalb der Kreise des Fremdenverkehrs, und wirft man einen Blick vor die Stadt hinaus, so zeigt sich die Verbrüderung von Süd und Nord noch deutlicher und in einer wahrhaft anziehenden Form. Auf den höchsten Bergspitzen glänzender Schnee, weiter herab Nadelwaldungen, noch tiefer Laubholz, an den Thalrändern die edle Kastanie, der Zürgelbaum (Celtis australis), und zuletzt in seinem Becken selbst: Lorbeer, Zipresse, Olive und Granatapfel. Zwar erfordern die Letztgenannten in strengen Wintern einigen künstlichen Schutz, aber alle stehen in freier Erde und reifen vollständig ihre Frucht; ja, Feigenbäume, deren breites Laub häufig über die hohen efeu- oder rebenumsponnenen Gartenmauern herübersieht, tragen oft dreimal im Jahre, und an den mittäglichen Felswänden entdeckt der überraschte Blick einzelne verwilderte Kaktus (Opuntia) und Aloen (Agave americana). Diese subtropischen Züge im Landschaftsbilde des Thales sind offenbar Produkt seiner gut geschützten Lage und südlichen Richtung, und es erscheint insofern fast inselartig zwischen die rauhen Tiroleralpen eingeschoben. Unter solchen Verhältnissen — wir erinnern noch an die Nähe des um seiner Trauben und Pfirsiche willen weltberühmten Meran — stellt sich der hiesige Aufenthalt für den Naturfreund ohne Zweifel sehr anziehend heraus, und auch das gesellige Leben, diese matte Stelle im Gemälde italienischer Sitten, erhält in der zwar kaufmännischen aber zur Hälfte deutschen Stadt eine etwas frischere Färbung; natürlich darf dabei das bekannte: „Si Romae estis, romano vivitis more" nicht außer Acht gelassen werden!

Eine goldene Regel! und welche, wenn sie mit Umsicht beobachtet wird, den Fremden überall schneller einführt, als die besten Empfehlungsbriefe, und was noch mehr gilt, ihn binnen Kurzem geistig und leiblich gerade so viel nationalisirt, als zur klaren und nachhaltigen Auffassung der Fremde nöthig ist.

Glich die Straße von Brixen bis hieher einem Lustpfade durch großartige Parkanlagen, so ist dieses noch mehr mit jener der Fall, die bis gegen Neumarkt hin, stets am linken Stromufer sich fortzieht. Erst bei Salurn ändert sich der Charakter der Gegend bedeutend; die dünn bewachsene Bergecke, vor welcher am Fuße einer mit Ruinen bekrönten Felswand dieser kleine Flecken gelagert ist, und ein schöner, in freiem Bogen niedergehender Wasserfturz, der links über und hinter seinen Häusern sichtbar wird, bezeichnen so ziemlich den Wendepunkt. Von hier an wird das Thal um vieles schmäler, seine reichen Fluren gehen häufig in Moorgründe über, wo nur Schilfgräser und verkrüppelte Weiden gedeihen; die Wälder des angrenzenden Gebirges verkümmern zu Massen niedrigen Buschwerks, und langgedehnte Wände von nacktem gelbröthlichen Sandstein treten an die Stelle der schönen grauen Felsblöcke, die man bisher gesehen. Nur die hohen Schneegipfel über diesen Vorbergen bleiben, oder erwachsen vielmehr zu einzelnen Kämmen, aber der ungastliche, ja unheimliche Charakter der Gegend wird dadurch nur vermehrt. Wohl trägt für den nordischen Wanderer die Fystognomie der Wohnungen und Leute zur Vollendung dieses Eindruckes nicht wenig bei; jene, wenn in einen Flecken vereinigt, sind in ein paar enge düstere Gassen zusammengedrängt, mit Fenstern meist ohne Glas und schmutzigen gedrückten Arkaden, wenn vereinzelt von einer zerbröckelten Mauer eingefangen, mit etwelchen öden Fensterlücken und niedrigem Eingange versehen, immer aber aus Stein und immer von halb ruinenmäßigem Aussehen; diese, die Menschen, eher klein als groß, von der Sonne gebräunt, durchdringenden Blickes mit schwarzem Auge, Bart und Haupthaar. Durchstreift man einen jener Flecken, wie Salurn, Neumarkt u. s. f. an einem Festtage, so fehlt es zwar nicht an einer bunten Menge, die da auf dem heillosen Pflaster oder vor den räucherigen Schenken (Locanden) herumlagert, aber der wohlthuende Ausdruck sorgloser Fröhlichkeit ist in ihren markirten Gesichtern so selten zu entdecken, als festtäglicher Putz in ihrer Kleidung. Der Mann, in Manchesterjacke und Kniehose, sitzt da entweder in fauler Gemächlichkeit auf der kühlen Steinbank, lehnt den krausen Kopf an die Wand, und streckt die hagern Beine, deren Unterhälfte in quergestreiften Strümpfen prangt, gerade vor sich hin, oder er schlendert, den spitzen schwarzen Filzhut leicht aufgedrückt, ein buntes Tuch locker um den braunen Hals geschlungen, in halbzugeknöpften Kamaschen auf der staubigen Gasse herum, und plaudert unter lebhaften Gesten bald mit dieser bald mit jener Gruppe. Die Weiber, welche einzeln in den Fensteröffnungen oder im Schatten der rußigen Bogengänge sichtbar werden, scheinen — gewaltige Ohrringe etwa ausgenommen — auch keine besondere Sorgfalt auf ihren Putz zu verwenden, wenigstens was den Kopf betrifft, denn die Haare sind einfach und etwas nachlässig gescheitelt und mit unansehnlichen Nadeln hinten festgehalten, manchmal auch in der Schläfengegend mit ein paar Locken bedacht, übrigens gewöhnlich unbedeckt. Zu ihrem braunen Teint und meist ziemlich vollen Bau, lassen die schreienden Farben des Busentuches und die weißen Ärmel recht wohl; schade nur, daß sich ihre Lebhaftigkeit außer in den Blicken des schwarzen Auges wenig mehr äußert, als die der Männer; von Musik und Tanz, von Kegelschieben und einem Spiel im Grünen, sieht man so viel wie nichts; ein großartiges dolce far niente mit etwas Rebenblut genährt, darin besteht die ganze Sonntagslust. So sehr jedoch eine solche Art

sich zu zerstreuen gegen die lauten Äußerungen südbeutscher Heiterkeit absticht, so unbehaglich und wahrhaft fremd der Deutsche beim ersten Eintritt in dieses Volksleben sich fühlen mag, die scharf ausgeprägte Nationalität in jeder Szene fesselt doch sein Interesse, und mit der Wiederholung gewöhnt sich das Auge an das sonderbare Gemisch von Leidenschaftlichkeit und Abspannung, welches im wälschen Treiben hier und allenthalben sichtbar wird.

Südlich von Botzen begegnet man zuerst jene eigenthümlichen zweirädrigen Karren, auf welchen der Bauer mit Hilfe eines oder zweier Esel, die im letztern Falle hintereinander gespannt sind, sich und seine Siebensachen fortbringt. Daß dieses echt romanische Fuhrwerk vor unseren plumpen vierrädrigen Karren mit ihrer halb unnützen Seitenbespannung den Vorzug der Leichtigkeit und Krafterspariß voraus hat, unterliegt keinem Zweifel, und es gereicht dem Südländer zur Ehre, seine sonstige Bequemlichkeitsliebe diesem Verstandeszwecke aufgeopfert zu haben. Eine deutsche oder ungarische Bauernfamilie würde sich wenigstens sehr bedanken, wenn sie, sechs bis sieben Köpfe stark, im Kreise auf der Schneide des Kastens, oder falls seine Höhle mit Säcken udgl. gefüllt ist, auf diesen, die Füße nach außen herabhängend sitzen, und einige Stündchen also herumkutschiren sollte. Freilich sind die italienischen Vizinalwege in der Regel etwas besser gehalten, als gewisse nordische, und ist der Trott des Langohrs ruhiger und gleichförmiger, als der von Ackergäulen.

Gegen Lavis hin, an dessen südöstlichem Horizonte neue Schneegipfel auftauchen, wird die Gegend wieder freundlicher, und Lavis selbst ist ein minder finsteres Städtchen, dessen Bewohner, wenigstens die wohlhabenderen, an die Stelle der Landestracht bereits die französische gesetzt haben. Ohne auch nur entfernt ein Kämpfer für den gallischen Kleiderschnitt zu sein, muß man doch gestehen, daß er den an sich recht interessanten Ausdruck gewisser Abruzzen-Fisiognomien, wie man sie hier zu Lande so häufig trifft, zuweilen angenehm mildert, und das ist ganz besonders der Fall bei einem Fremdlinge, der von den nationalen Eindrücken des Tages gesättigt, in der Dämmerung einsam daherwandert, und in den abseits liegenden Gehöften lange keine trauliche Flamme auflodern sieht. Doch derlei unbehagliche Seelenzustände erzeugt die Macht des Augenblickes auch in vorurtheilsfreien Beobachtern — wenn anders ein Fremder Italien je ganz ohne Vorurtheil betreten hat — ziemlich oft. Auf ihr bloßes Dasein begründete Urtheile über den Volkscharakter verlieren mit jeder Stunde genaueren Verkehres die anfängliche Allgemeinheit, und es will viel sagen, wenn sie zuletzt nicht von ihrem eigenen Vater als „Touristenfantasie" unbedingt verlacht werden. In wie weit diesem Schicksale die eben ausgesprochene Ansicht unterliegt, sei der Entscheidung — nicht eines Lavaterianers, sondern statistisch-kriminalistischer Tabellen überlassen; so viel ist gewiß: das Gefühl von Unsicherheit drängt sich auch ohne vorgängiges Hörensagen einschläglicher Thatsachen in diesen Bezirken dem nordischen Wandrer oft genug auf, wird aber auch zuletzt als eine Würze des Reisegenusses von Liebhabern der Gänsehaut-Empfindung absichtlich heraufbeschworen.

Eine Strecke vor Trient zeigen sich, auf dieser Straße zum ersten Mal, die viel beschriebenen, so oft als reizend gepriesenen und fast eben so oft als langweilig verschrieenen italienischen Rebengelände: Baumreihen, hier meistens von Weiden, Pappeln, oder auch Obstbäumen gebildet, zwischen und entlang welchen die edle Pflanze ihre Ranken spinnt. Die früher beschriebenen südtirolischen bilden den Übergang zu ihnen, und zeigte sich bereits in der Gestaltung von diesen der Einfluß einer milden Natur, so spricht sich in den hiesigen die alma mater beinahe als einzige Pflegerin der Bachusgabe aus. Der Winzer setzt den Weinstock, und bindet den ersten Schoß etwa noch an den nächsten Baum, und damit ist seine Mühe so ziemlich zu Ende —

„Für das Andre lassen wir
Den lieben Herrgott sorgen!"

Die verschiedenen Urtheile über die malerische Wirkung dieser Art von Rebenkultur dürften sich aus der Verschiedenheit der Landschaften, in welcher sie von schriftstellernden Reisenden beobachtet wird, erklären lassen. Trifft man sie in der Ebene, entlang einer staubigen Heerstraße, und zwar auf die Länge einiger Meilen zur Absperrung jedweder seitlichen Fernsicht, wie solches z. B. im sogenannten Garten der Lombardei zu passiren pflegt, so bewirkt sie allerdings andauernde Lethargie, oder wenn das grause Geschick zur Fußwanderung verdammt, oder die Fähigkeit im Wagen zu schlummern versagt, die allergräßlichste Langeweile. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn sie, wie auf den lachenden Hügeln von Verona — doch davon bei Verona! Trient, wo wir uns jetzt befinden, hat mit so vielen italienischen Städten hohe Häuser alten Styles, schönes Trottoir, schlechtes Pflaster und einen ansehnlichen Dom gemein. Der hiesige spielt als Arena des letzten Konziliums auch in der deutschen Geschichte eine namhafte Rolle. Trient rühmt sich auch seines reinen Dialektes, welcher in dieser Beziehung als der dritte im Range italischer Mundarten gilt, und in der That, von den Lippen der hiesigen Frauen fließt er mit der melodischen Geschwätzigkeit eines Bergquells. Den Ruhm, schöne Weiber zu hegen, theilt die Stadt mit Roveredo, und beide erfreuen sich desselben mit Recht, nur muß man, um sich von dieser interessanten Thatsache durch eigene Anschauung überzeugen zu können, entweder an einem Festtage die Straße passiren, weil dann die verborgensten Schönen öffentlich sichtbar werden, oder mit ganz speziellen Empfehlungen ausgerüstet sein, um in die Klausur der Familienkreise einen Blick zu gewinnen. Auch die Natur im Großen ist zwischen beiden Städten schön, ein südliches Alpenthal, von der Etsch durchrauscht, und es gehört zu den hohen Touristengenüssen, an seiner magischen Szenerie in einer mondhellen Sommernacht und in offenem Wagen, angehaucht von lauen Lüften vorüberzufliegen. In solch kampanischen Gefilden vergißt, wie Rinaldo in Armida's Garten, selbst der eingefleischte Teutone seiner Strenge, und horcht, wie früher bei Saturn noch auf vereinzelte deutsche Laute, jetzt mit ganzer Seele auf das weiche Gelispel der italienischen Reisegefährtin; —

„Tempora mutantur et nos mutamur in illis!"

Dr. Rossi.

Böhmen oder Čechen, Ungarn oder Magyaren?

Es ist in neuerer Zeit unter den deutschen Schriftstellern, namentlich in der Journalistik Mode geworden, von

Čechen, čechischer Literatur und eben so von magyarischer Literatur, und von Magyaren zu reden, offenbar aber mit Unrecht. Interessant ist hiebei, daß die Benennung Čechen zumeist und am häufigsten gebraucht wurde von böhmischen Schriftstellern in von ihnen geschriebenen deutschen Aufsätzen, die Benennung Magyaren aber führten hauptsächlich Deutsche, in Ungarn wohnende Schriftsteller, ein, und mehr als eine ungarische Stimme protestirte sogar dagegen.

Wir Deutschen haben von jeher die nach Böhmen eingewanderten Čechen „Böhmen" genannt, und billig muß man fragen, aus welchem Grunde sollen wir sie jetzt auf einmal „Čechen" nennen? Man sagt: um sie von den in Böhmen wohnenden Deutschen zu unterscheiden. Dagegen kann man nun vor Allem bemerken, daß, wenn es sich um literarische Verhältnisse handelt, man immerhin von der „böhmischen Literatur" reden darf, ohne daß irgend Einem der Zweifel einfiele: ob man von Literatur der Čechen oder etwa der Deutschen in Böhmen rede? „Böhmische Literatur" wird doch gewiß Niemand die Produktionen der Deuschen in Böhmen nennen wollen? So wenig als man Heine's deutsche Schriften aus Paris je zur französischen Literatur rechnen wird. Dasselbe gilt von der „ungarischen Literatur," die immerdar nur die magyarische bezeichnen kann und nie jene der Deutschen in Ungarn. Die deutsche Sprache ist ohnedies schon ein so arges Gemengsel von Fremdwörtern, daß es wahrhaftig nicht Noth thut echte alte deutsche Benennungen aufzugeben, um neuer fremder willen! — Und gerade in der Bildung von Länder- und Völkernamen haben wir noch etwas Selbstständigkeit gewagt, wir haben die fremden Namen nach unserem Ohre umgeformt oder ganz neue gemacht, warum also hier Neuerungen?

Die Sache hat übrigens noch eine andere Seite. Bei dem in Österreich jetzt leider obwaltenden Sprachenkampfe legt man von beiden Seiten mehr Wichtigkeit auf jene Namen, als sonst wohl irgend Jemanden eingefallen wäre, ja der Gegensatz jener Benennungen ist dadurch eigentlich entstanden. Die Deutschen in Böhmen reden von čechischer Literatur beinahe, als wollten sie ausschließlich oder doch vorzüglich für die böhmischen Literatoren gelten, und die aufblühende nationalböhmische müsse sich mit dem Abnamen der čechischen begnügen. Die Absurdität eines solchen Gedankens — gäb es dergleichen — springt in die Augen. Daß die Böhmen selber sich Čechen und ihre Literatur die čechische nennen, das ist sehr natürlich, sie haben sich seit jeher so genannt, das Gesagte hat es nur mit deutschen Schriftstellern zu thun.

Ganz derselbe Fall ist es mit Ungarn, mögen sie sich selber auch Magyaren nennen, wir nennen sie Ungarn, und ihre Literatur die ungarische. Will man einen umgekehrten Fall, so hat das Elsaß noch immer eine deutsche Literatur, und wir würden uns nicht wenig wundern, wenn die Franzosen auf einmal von einer „elsäßischen" Literatur sprechen wollten! — Der Deutsche hat sich einmal die Namen Böhmen und Ungarn gebildet, und so sollten deutsche Schriftsteller auch dabei bleiben, oder wenigstens konsequent sein und [illegible] auch schreiben statt: Böhmerwald Čechenwald, statt: Ungarn-Magyarenwein, so wie čechische Dampfschifffahrt, čechische Steinkohlen, und magyarischer Reichstag, magyarische Tem[illegible] čechischer Löwe und magyarisches Wappen!!

S.

Personalnachrichten.

1845. I. Quartal.

Auszeichnungen und Belohnungen.

a) Vom Allerhöchsten Hofe und von Staatsbehörden.

Bauer Frz., Korrektor der kais. Akademie der Künste in Wien, erhielt den Titel eines außerordentl. Professors derselben.

Birago, Karl Ritter von, k. k. Obrist und Brigadier des Pionnierkorps, zur Belohnung seiner wesentl. Verdienste um die Verbesserung der Kriegsbrücken, den k. k. Orden der eisernen Krone II. Kl.

Botte Ant. Fried., k. k. Rath und Oberpost-Verwalter in Venedig, erhielt von Sr. Majestät dem Kaiser für die Dedikation seiner Post-Straßen- und Reisekarte von Italien einen werthvollen Brillantring.

Hartinger Ant., Korrektor der Blumenmalerei an der Akademie in Wien, erhielt von Sr. Majestät dem Kaiser für die Dedikation seines Werkes Paradisus Vindobonensis eine große goldene Medaille.

Hofzinser's Frz. X., k. k. Premier-Rittmeister, Werk über den Dienst der schweren und leichten Kavallerie wurde in Sr. Majestät Privatbibliothek aufgenommen.

Loserth Franz, Ehrendomherr des Kremsirer Kollegiatstiftes und erster Vikar der Olmütz. Metropolitankirche, erhielt bei seinem Austritte aus dem Amte eines Vizedirektors des Olmützer akademischen Gymnasiums die große goldene Zivil-Ehrenmedaille mit Kette.

Malfatti, Dr. M. Johann von Monteregio, verfaßte „Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens," von denen Sr. Majestät ein Exemplar in allerhöchst ihre Privatbibliothek aufzunehmen geruhten.

Nippel Frz., Appellationsrath in Wien, erhielt von Sr. Majestät einen werthvollen Brillantring für Überreichung von dessen juridischen Werke, welche in Sr. Maj. Privatbibliothek aufgenommen wurden.

Pillersdorf Franz Freiherr, Hofkanzler der k. k. vereinigten Hofkanzlei und zweiter Präsident der Studien-Hofkommission, erhielt das Kommandeurkreuz des k. ungarischen St. Stefans-Ordens.

Prokesch Ant. Ritter v. Osten, k. k. General-Major, bevollmächt. Minister am k. griech. Hofe zu Athen, Kommandeur des kais. österr. Leopold-Ordens, zum Freiherrn des österr. Kaiserstaates.

Richter Ant., Adjunkt der kais. Akademie der Künste in Wien, erhielt den Titel eines außerordentl. Professors derselben.

Schönerer M., Betriebs-Direktor der Gloggnitzer Eisenbahn (Vollender der Budweiser), erhielt für seine Ihren Majestäten bei der Reise nach Triest auf der betreffenden Bahnstrecke geleisteten Dienste einen Brillantring mit Sr. Majestät Namenszuge.

Schulz Leop., Korrektor der kais. Akademie der Künste in Wien, erhielt den Titel eines außerordentl. Prof. derselben.

Sedlaczeck, Wilh., Probst des regul. Chorherrenstiftes zu Klosterneuburg (der berühmte Kanzelredner), das Ritterkreuz des kais. Leopold-Ordens.

Vaicz Stefan, älterer Lehrer an der Nationalschule zu Raab, die mittlere goldene Medaille mit Band, für seine achtundvierzigjährigen ausgezeichneten Dienste im Unterrichtfache.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 24. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 75.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen, Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Schmid: Antonio Lotti. — Feil: Die Einfälle der Kuruzzen in Nieder-Österreich. — Personalnachrichten.

Der berühmte Tonsetzer Antonio Lotti.

Mitgetheilt von Anton **Schmid**, Kustos der k. k. Hofbibliothek in Wien.

Es wird immer ein großes Verdienst bleiben, das Andenken solcher Männer, deren Bildnisse die Nachwelt im Tempel des Ruhmes schon längst aufgestellt hat, von Zeit zu Zeit zu erneuern, und die Säulen, in denen ihre Namen mit goldenen Lettern eingegraben sind, mit neuen Kränzen zu umwinden. Noch sind in jenen Denkmalen der Ehre, welche man Biografien nennt, nicht alle Lücken ausgefüllt, und manche Quelle rieselt im dunkeln Grunde, wohin das Auge des emsigsten Forschers bis jetzt noch nicht gedrungen ist.

An dem Orte, wo der gelehrte Venezianer **E. A. Cicogna** in seinen „**Inscrizioni Veneziane**," welche bis jetzt zu vier Quartbänden herangewachsen sind, und mit vollem Rechte den Quellenwerken beigezählt zu werden verdienen, uns die Grabmäler der Kirche **S. Giminiano** überhaupt, und der dort ruhenden Familie **Lotti** insbesondere beschreibt, theilt er uns zugleich eine Lebensbeschreibung des rühmlichst bekannten **Antonio Lotti** mit, welche er den Forschungen eines seiner Freunde, des ausgezeichneten Musikliteraten Hrn. **Francesco Caffi**, jetzigem Präsidenten des k. k. Provinzial-Tribunals zu Rovigo, zu verdanken hat.

Diese Biografie, das Bruchstück eines größeren, unter dem Titel: „**Storia della Musica presso a' Vinigiani**" noch im Manuskripte befindlichen Werkes, womit der geehrte Hr. Verf. die Kunstwelt recht bald erfreuen möge, ist, mit einigen Zusätzen und Verbesserungen, im Wesentlichen folgende:

Antonio Lotti wurde um das Jahr 1667 geboren. Seine Eltern waren **Matteo** und **Marina Lotti**. Der Vater, Kapellmeister am churfürstlichen Hofe zu Hannover, der damals katholisch war, stammte ohne Zweifel aus Venedig, weil einerseits **Antonio Lotti** selbst in seinem Madrigalenwerke sich einen Venezianer nennt, und weil andererseits sein Bruder **Francesco** in Venedig das bedeutende Amt eines **Ragioniere dell' Excellentissimo Collegio** bekleidete, das man nur einem Bürger der Stadt zu verleihen pflegte.

Antonio begab sich frühzeitig nach dieser Stadt, denn wir sehen ihn hier schon im sechzehnten Lebensjahre die erste Probe seines Talentes in der dramatischen Musik ablegen; und so wie **Metastasio** mit der Tragödie „**Il Giustino**" den ersten Blüthenzweig seiner dramatischen Muse trieb, eben so gab **Lotti** mit einer Tragödie gleiches Namens aus der Feder des venezianischen Dichters und Grafen **Nicolo Beregani** im Jahre 1683 die ersten schönen Hoffnungen seiner künftigen Größe. Auf diese Weise traten beide Jünglinge, welche einst die größten Meister in ihrer Kunst zu werden bestimmt waren, durch ein außergewöhnliches Zusammentreffen von Umständen, im Lenze ihres Daseins, mit demselben Gegenstande auf den Kampfplatz der Öffentlichkeit. Es war also **Lotti's** erste Oper, welche sein Lehrer, der berühmte **D. Giovanni Legrenzi**, Kapellmeister an der herzoglichen Kapelle, auf dem Theater **S. Salvatore** unter seinem eigenen Namen aufführen ließ, weil Alter und Gebrechlichkeit diesem nicht mehr gestattete, sich den Mühen einer solchen Arbeit fürderhin zu unterziehen.

Venedig war damals der Vereinigungspunkt aller schönen Künste und großen Geister. **Biffi**, die beiden **Gasparini**, **Albinoni**, **Caldara**, und andere sowohl Einheimische als Fremde, huldigten dort mit allem Eifer der dramatischen Muse. Unter den Letztern hatten sich bereits **Nicola Porpora** und **Adolf Hasse**, der Sachse genannt, einen europäischen Ruf erworben.

Solche Umgebungen zu überflügeln, war allerdings die Aufgabe für einen Genius ersten Ranges; allein unser **Lotti** besaß wirklich Größe genug, diese Stufe zu erklimmen, mit jenen gefährlichen Männern in die Schranken zu treten, und den Samen zu pflanzen, aus welchem ihm einst unverwelkliche Lorbeern sprießen sollten. — Doch dies war noch nicht Alles. — Venedig war damals auch auf seinen göttergleichen **Benedetto Marcello** stolz. Kaum hatte dieser sein Werk: „**Estro armonico sul salterio Davviddico**" veröffentlicht, als er schon allgemein mit dem Ehrennamen eines Fürsten

der Tonkunst begrüßt wurde. — Lotti hatte nun auch mit diesem einen harten Kampf zu kämpfen, und er — unterlag nicht.

Die Musik gehörte in jener Zeit zu den höchsten Lebensgenüssen; sie war nicht, wie heut zu Tage, auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, allein verwiesen; sie übte allenthalben und in verschiedenen Gestalten ihre wohlthätige Herrschaft aus. Sie widerhallte in den hohen Gewölben der Tempel des Herrn, wo Messen, Vespern und Psalmodien zu allen Stunden des Tages feierlich abgehalten wurden; sie erschallte in den Prachtsälen der Vornehmen und Reichen, wo die profane Welt ihr Ohr an kostspieligen Akademien ergötzte; sie ertönte in den Schauspielhäusern, welche die künstlerischen Tummelplätze der ausgezeichnetsten Musiker von Europa waren. Selbst die vier großen Asyle der nothleidenden Menschheit waren der Sitz der Kunst. Die dort versammelten armen Mädchen wurden in der Vokal- und Instrumentalmusik auf das sorgfältigste unterrichtet, und in derselben zu einem solchen Grade der Vollkommenheit herangebildet, daß das Volk zu ihren, in der Kirche abgehaltenen Feierlichkeiten und Oratorien schaarenweise herbeiströmte und die Leistungen derselben mit großem Wohlgefallen anhörte.

Solcher Gestalt wurde in einer fast ununterbrochenen Aufeinanderfolge und zu gleicher Zeit der Kirchen-, Theater- und Kammerstyl mit regem Eifer gepflegt, und von Jedem, der Sinn und Ohr dafür hatte, bis zum Übermaße genossen. Vor allen aber trugen die Marcello'schen Kompositionen den Sieg davon. Benedetto's Kantaten, Messen, Madrigale und Oratorien wurden immer vom neuen wiederholt, am meisten aber jene göttlichen Psalmen, welche unter dem Schutze des adeligen Vereins in der sogenannten Accademia della Cavallerizza von den auserlesensten Musikern Venedigs aufgeführt worden sind.

Will man nun alle diese Umstände in Erwägung ziehen, so muß man auch eingestehen, daß Antonio Lotti wirklich ein Genius erster Größe war, und die Kränze vollkommen verdiente, welche nicht allein seine Zeitgenossen, sondern auch die Nachwelt um seine Schläfe gewunden hat. Dieses sollen jedoch noch andere Thatsachen, welche in Kürze folgen werden, deutlicher und näher beleuchten, da noch eine bedeutende Anzahl seiner Kompositionen in jeder Gattung des Styles vor unseren Augen liegt.

Unter allen diesen des Beifalls und der Bewunderung würdigen Schöpfungen steht sein, für die herzogliche Kapelle des heil. Markus geschriebenes Miserere oben an. Es ist bemerkenswerth, daß er diesen Psalm zweimal in Musik gesetzt hat, und von beiden Bearbeitungen werden noch die Originalpartituren im Archive derselben Kapelle aufbewahrt: allein die berühmtere derselben ist im Tone D (la-sol-re) vierstimmig gesetzt und wurde das erste Mal im Jahre 1733 aufgeführt.

Wir finden zwar bei dem ersten Blicke, den wir in die Partitur werfen, eben keine Wunder der Setzkunst im Vergleiche zu vielen anderen, viel gelehrter aussehenden Werken dieser Art; allein man kann sie wegen der, darin durchaus männlich gehaltenen Harmonie, wegen ihres Geschmackes und der Mannigfaltigkeit der Modulationen, welche das Ganze durchzieht, wegen des Adels der Gedanken, wegen der Kraft der Schreibart und klaren Scheidung der Stimmen, dennoch ein Wunder der Kunst nennen.

Alle berühmte Meister, welche unserem Lotti nachfolgten, namentlich: Saratelli, Galuppi, Bertoni und Furlanetto, erkannten den Werth dieses berühmten Kirchenpsalms in einem so hohen Grade, daß keiner von ihnen es wagte, für dieselbe Kapelle einen neuen zu schreiben; und so wurde unter der Oberleitung dieser Männer immer nur Lotti's Tonwerk aufgeführt, ein Umstand, welcher nicht nur jenen Künstlern zum größten Lobe gereicht, sondern auch den schönen Beweis liefert, daß sie weder von niedrigem Neide, noch von falschem Ehrgeize, welche Eigenschaften das Erbtheil so vieler mittelmäßiger, sich stets durch Andere beeinträchtigt fühlender Talente sind, sich jemals hinreißen ließen.

Unter Lotti's geistlichen Kompositionen, welche sammt und sonders einen großen Werth haben, müssen wir auch des Oratoriums lobend erwähnen, welches in der Kirche degl' Incurabili zur Aufführung kam. Die Mädchen dieses großartigen Waisenhauses waren stets darauf bedacht, von jeden in Venedig lebenden, nach dieser Stadt gekommenen, oder durchreisenden berühmten Meister ein Tonstück als Tribut zu erbitten. Dieses Loos traf natürlich auch unseren Lotti, und so entstand denn sein ausgezeichnetes Oratorium: „Gioas, Rè di Giuda," wozu der venetianische Patrizier Zaccheria Vallaresso die Dichtung schrieb.

Sehr geschätzt wird Lotti's Madrigal, das im Jahre 1736 in Gegenwart des Dogen, der hohen Magistratspersonen und der fremden Gesandten abgesungen wurde, als an Himmelfahrtsfeste der Bucentoro die Lagunen verließ, um die altherkömmliche Feier der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere festlich zu begehen. Dieses vierstimmige, von demselben Vallaresso gedichtete Madrigal wurde mit einem solchen Enthusiasmus aufgenommen, daß es, nach unzähligen in aller Schnelle gemachten Abschriften, nicht nur von den Bewohnern der Stadt, sondern auch von den zahlreichen, zu diesem Schauspiele herbeigeströmten Fremden allenthalben abgesungen wurde. Auch dieses Tonstück findet man noch als Manuskript in dem Archive der St. Markuskapelle, und ist dort das einzige Werk weltlichen Inhalts.

Nicht minder ehrenvoll muß man der vierstimmigen Messe mit den Vespern gedenken, welche am Feste des Schutzheiligen der Stadt in der Chiesa di S. Giminiano, wo Lotti seine Grabstätte und ein Denkmal erhielt, alljährlich aufgeführt wurde. Leider ist diese Kirche, zur Trauer aller Freunde der schönen Künste, seit mehr als 30 Jahren schon aus unsern Augen verschwunden. Diese Messe, die Frucht eines langen und tiefen Studiums, zeichnet sich durch ihre harmonischen Massen und kunstreichen Gegensätze der Theile, durch den richtig getroffenen Ausdruck der Worte und Empfindungen, durch die Größe und Erhabenheit ihres Styles und die Klarheit ihres Gesanges, mit einem Worte, durch ihren wahrhaft schönen und wunderbar innigen Zusammenhang so glänzend aus, daß sie sich schon beim ersten Anhören zur Höhe eines Ruhmes emporschwang, von welcher sie nie wieder herabgesunken ist. Der zahlreiche Zusammenfluß von Gelehrten und Ungelehrten zur Anhörung dieses Tonwerkes wiederholte sich so lange, als der erwähnte schöne Tempel Gottes stand, der endlich unter der franko-gallischen Weltherrschaft einem weltlichen Zwecke weichen mußte. Es war merkwürdig zu sehen, wie das Volk, voll Begierde Lotti's Musik zu hören, nicht nur alle Räume der Kirche füllte, sondern auch noch weit hinaus auf der Piazza

gedrängt stand, so weit es nur die stärkeren Harmoniesätze dieser Tondichtung zu vernehmen im Stande war.

In späteren Jahren wohnte Lotti der Aufführung dieses Meisterwerkes, in einen Winkel des Gotteshauses zurückgezogen, nur als Zuhörer bei. Dort fanden ihn nicht selten dankbare Priester, welche mit den ihn umgebenden Musikern vereint, nach vollendeter Feierlichkeit den Meister mit den verdientesten und für sein Alter erquickenden Lobeserhebungen überschütteten. Eben so genußreich war für ihn der Tag, an welchem auf der Insel di S. Giorgio Maggiore zur Feier der Pabstwahl des obersten Seelenhirten Pius VII. die Benediktiner in ihrer Kirche diese Messe mit den größten Kunstmitteln und der herrlichsten Vollendung bei einem ungeheuren Zulaufe von Menschen zur Aufführung brachten.

Lotti's Ruhm wurde auch durch sein großes Madrigalwerk zu 2, 3, 4 und 5 Stimmen, welches er im Jahre 1705 herausgab, auf eine noch höhere Potenz erhoben. Er gewann durch dasselbe nicht nur eine der ersten Stellen unter den akademischen Schriftstellern, sondern auch ein bedeutendes Erträgniß an Geld. Ungeachtet Lotti im Dienste und Solde der Republik stand, so widmete er sein Werk nicht dieser, sondern dem kunstliebenden römisch-deutschen Kaiser Josef I., welcher ihm dafür die große goldene Medaille sammt Kette übersandte, die Lotti bis an das Ende seines Lebens mit hohem Wohlgefallen aufbewahrte, und womit er sich alljährlich an dem Tage schmückte, an welchem er dem k. k. Gesandten in Venedig seinen Ehrenbesuch abzulegen pflegte.

Der Titel dieses Werkes lautet: „**Duetti, Terzetti et Madrigali consecrati alla C. R. Maestà di Giuseppe I. Imperatore, da Antonio Lotti Veneto, Organista della Capella Ducale di S. Marco. Venezia, 1705 per Antonio Bortoli.**"

Der gelehrte **P. Martini** theilt in seinem **Trattato di Contrappunto** den Musikbeflissenen eine Auswahl von klassischen Mustern zum Studium mit. Unter diesen befindet sich von **Lotti** jener Theil des schönen Madrigals: „**Tant' è ver che nel verno è caro il verde,**" wo dieser mit Einflechtung eines, von dem ersten ganz verschiedenen, zweiten und dritten Subjektes eine meisterhafte Fuge angebracht hat.

Allein, keine Rose wird ohne Dornen gepflückt! — Es gibt Männer von hervorragenden Talenten und Verdiensten, welche stets ein Spiel des Neides bleiben, der ihnen mit seinem Gifte nachschleicht, und sie mit seinen Zähnen auf das gefährlichste zu zerfleischen sucht. Auch **Lotti** mußte durch sein Madrigalenwerk zu dieser traurigen Erfahrung gelangen.

Zuerst erschienen in einem anonymen Schreiben, welches, um sich einen desto größeren Glauben zu verschaffen, als ein Erzeugniß des **Benedetto Marcello** ausgeschrien wurde, über dasselbe mancherlei tadelnde und kritische Bemerkungen. Diesem folgte bald ein anderes unter dem Namen eines sicheren **Carpi**, welcher fast bei jedem der erwähnten Madrigale Verbesserungen in Vorschlag brachte. Die filharmonische Akademie zu Bologna, die damals unter ihrem Vorstande **Pierpaolo Laurenti** wegen ihrer ausgezeichneten Mitglieder in der höchsten Blüte stand, nahm es über sich, dieses Werk einer streng prüfenden Revision zu unterziehen, und darüber ein wissenschaftlich begründetes Urtheil abzugeben, allein es ist bis jetzt noch unausgemittelt, ob dieses Urtheil jemals zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden sei. Seitdem jedoch die gesammte Kunstwelt den klassischen Werth dieses Werks schon längst anerkannt, und dasselbe den besten dieser Art, das ist: jenen eines **Luca Marenzio, Gesualdo** und **B. Marcello** an die Seite gestellt hat, ist an jenem Urtheile weiter nichts mehr gelegen, und dieses würde, wenn man es jemals auffände, sich höchstens einen historischen Werth erwerben.

Der Neid ruhte indeß nicht, auch an einem andern Orte, und zwar zu **London** mit der vergifteten Waffe der Verläumdung gegen dasselbe in das Feld zu rücken. **Giovanni Bononcini**, der es ebenfalls angriff, verwundete sich selbst dabei am empfindlichsten, indem er dadurch Ruhm und Glück verlor. Dies geschah auf folgende Weise:

Im Jahre 1731 kam in der berühmten **Accademy of the ancient Music** jener Hauptstadt das 18. Madrigal: „**In una siepe ombrosa**" zur Aufführung; die Zuhörer wurden davon in einem so hohen Grade begeistert, daß sie den Tonsetzer zu den Sternen erhoben. Dieser Beifall trat als Versucher zu **Bononcini** und machte ihn lüstern, die Rolle des Anmaßers des virgilianischen Distichons *) zu spielen, und vorzugeben, er selbst habe dieses Madrigal schon vor 30 Jahren auf Befehl des Kaisers gesetzt. **Lotti**, der nicht zugegen war, konnte natürlich jenen auch nicht Lügen strafen; allein die weise Akademie, schnell den Unrath witternd, nahm es über sich den Betrüger zu entlarven und der Schande Preis zu geben, indem sie sogleich durch ihren Sekretär an **Lotti** nach Venedig schreiben ließ. Dieser wurde durch das mitgetheilte Ereigniß nicht im Geringsten beunruhigt, äußerte vielmehr scherzweise, daß er weit entfernt sei, jenem großen Tonsetzer seine Fehler aufzubürden. Indeß sammelte er eine bedeutende Anzahl der glaubwürdigsten Zeugnisse und zwar von solchen Personen, die ihn theils an jenem Madrigale arbeiten sahen, theils dasselbe gleich aus dem ersten Entwurfe gesungen hatten, und übersandte sie der brittischen Akademie. Unter diesen Zeugnissen befand sich auch das des damaligen kaiserlichen Kapellmeisters **Ziani**, welchem **Lotti** das Madrigal, als es kaum aus seiner Feder geflossen war, zugesendet hatte; selbst der kaiserliche Hofdichter **Pariati**, von dem die Worte stammten, und noch andere bedeutende Personen in Wien, gaben ihr Zeugniß ab, daß **Lotti** der wahre Verfasser jenes Madrigals sei. **Bononcini**, dem von der Akademie nicht nur **Lotti's** scherzhafte Antwort, sondern auch sämmtliche, von diesem empfangene Zeugnisse unverzüglich mitgetheilt wurden, mußte sich zu einem schändlichen Rückzuge bequemen, und die ganze übrige Lebenszeit die schlimmen Folgen seiner unredlichen Gesinnung tragen; denn die Engländer beeilten sich, die Begebenheit schon im Jahre 1732 durch eine für den Einen eben so rühmliche, als für den Andern schmachvolle Flugschrift öffentlich bekannt zu machen.

Im Jahre 1736 setzte **Lotti** seine vierstimmige Kantate: „**il Tributo degli Dei**" zur Verherrlichung des Bankettes, welches der Doge in den festlichen Tagen der Republik mit königlicher Pracht den höchsten Magistratspersonen und den auswärtigen Gesandten gab.

Das schöne Pastorale zu vier Stimmen, mit den Anfangs-

*) Die Begebenheit zwischen Virgil und Bathyllus ist zu bekannt, um hier einer Wiederholung zu bedürfen.

worten: „**Sommo duce in trono assiso**" schrieb er für eine ähnliche Gelegenheit. Beide Kompositionen sind von Violinen und einem Kontrabasse begleitet, und zwar zum Unterschiede von der Kapellmusik, die er meist ohne Instrumentalbegleitung schrieb.

Die meisten seiner theatralischen Werke, oder **Drammi in Musica** brachte er zu Venedig mit dem besten Erfolge in die Szene. Der handschriftliche Katalog des **Antonio Groppo**, und die gedruckten Textbücher, die man noch in der **Marciana** aufbewahrt, liefern den Beweis, daß er vom Jahre 1693 bis 1717, für die Theater **S. Angelo**, **S. Cassiano**, **S. Giovangrisostomo**, und **S. Giovannipaolo** sechzehn solcher Opern in Musik setzte.

In dem Libretto seiner ersten (eigentlich zweiten) im J. 1693 abgesungenen Oper: „**Il Trionfo dell' Innocenza**" gibt der Prolog dem Publikum die Nachricht, daß der junge bescheidene **Antonio Lotti**, mit seinen vortrefflichen Erstlingen vor demselben zu erscheinen wagt.

Aposto Zeno übersandte ihm oft Dichtungen aus seiner Feder. Mit der letzten, im Theater **S. Giovangrisostomo** im J. 1717 abgesungenen Oper: „**Alessandro Severo**" verließ **Lotti** in Venedig, wo er stets die verdienteste Anerkennung gefunden hatte, die dramatische Laufbahn für immer.

Aber auch zu Bologna, wo die Tonkunst nicht nur viele, sondern auch höchst ausgezeichnete Freunde, Verehrer und Pfleger fand, genoß **Lotti** eine ganz besondere Achtung. **August II.** Kurfürst von Sachsen rief ihn nach Dresden, um von seiner genialen Feder eine Oper zu hören. **Lotti** begab sich mit Urlaub der Republik gegen das Ende des Jahres 1717 dahin, und brachte dort am nächsten Karnevalsfeste die Oper: „**Gli Odj delusi dal sangue**" von **Ant. Maria Luchini** auf die Bühne. Dieses Tonwerk wurde mit großen Beweisen allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen, und trug seinem Schöpfer reichliche Belohnungen ein. Seine Gemalin, deren wir weiter unten gedenken werden, sang darin mit ausgezeichnetem Beifalle und verdunkelte selbst die berühmte **Polacchina** oder **Livia Costantini**, welche in den **Intermezzi** sang. Wie prachtvoll die Aufführung dieses, mit drei großen Intermezzi verbundenen Drama's gewesen sei, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß die Buchdrucker **Riedel** und **Stoffel** eine überaus schöne Ausgabe des Textes veranstalteten, welchem sie, um dem Publikum das Original verständlicher zu machen, eine französische Übersetzung in Prosa gegenüberstellten.

Lotti war mit seiner Gattin fast zwei Jahre von Venedig abwesend, während welcher Zeit diese zu Dresden in Hofkonzerten sang, und jener verschiedene werthvolle Musikstücke schrieb, deren einige noch von dem Musikdrucker Breitkopf in Leipzig aufbewahrt werden, andere aber zu Kopenhagen von den Flammen verzehrt worden sind. — Vielleicht gehört zu diesen, in der Hauptstadt Sachsens geschriebenen Kompositionen jenes achtstimmige **Crucifixus**, welches in Deutschland nicht nur berühmt ist, sondern auch noch oft aufgeführt zu werden pflegt, und in neuerer Zeit von einem Kapellmeister **Salomon** mit Orchesterbegleitung ausgestattet wurde.

Lotti würde sich in Dresden vielleicht noch länger aufgehalten haben, wenn dort das italienische Theater nicht aufgelöst worden wäre. Er kehrte daher in sein Vaterland zurück, bewahrte sorgfältig Wagen und Pferde, deren er sich auf seiner Reise bedient hatte, und vermachte noch sterbend beid seiner Gemalin, als Denkmäler gemeinschaftlich genosse angenehmer Erinnerungen.

Lotti brachte den größten Theil seines Lebens im Di ste der herzoglichen Kapelle zu; denn die Register derselb liefern den Beweis, daß er, wahrscheinlich von seinem Leh **Legrenzi** anempfohlen, dort zuerst als Sänger eingetrete und am 31. Mai des Jahres 1692 (nicht aber 1693 wie **Martini** irrig meldet) von den wählenden Prokuratoren a die Stelle des zum Vize-Kapellmeister vorgerückten Carl **Francesco Pollarolo** einstimmig zum Organisten von S **Marco** erwählt worden ist. In dieser, allein schon hinreichen den Eigenschaft, ihm in der Musikwelt den Ruhm eines voll kommenen Kontrapunktisten zu begründen, verblieb er durch 41 Jahre.

Als endlich der Kapellmeister **Antonio Biffi** aus dem Leben schied, entstand, seiner Stelle wegen, ein großer Streit, der unserem **Lotti** zuletzt doch den glänzendsten Sieg verschaffte.

Unter den vielen Bewerbern um **Biffi's** Posten befand sich, nebst dem Vize-Kapellmeister **Pollarolo**, auch der rühmlich bekannte **Niccola Porpora**; allein der Konkurs nahm einen so schwierigen Ausgang, daß an dem Tage, an welchem die Kapellmeisterwahl Statt finden sollte, nämlich am 8. Mai des Jahres 1733, die wählenden Prokuratoren Keinem der Mitbewerber eine entschiedene Stimmenmehrheit ertheilten.

Die Wahl wurde für dieses Mal als aufgehoben betrachtet, und **Lotti** gewann über seine Nebenbuhler, wenigstens für die Gegenwart, dadurch ein Übergewicht, daß, da er mit den Besten derselben eine gleiche Anzahl Stimmen hatte, ihm während der Sitzerledigung alle Obliegenheiten eines Kapellmeisters übertragen wurden; und diese Zeit war es, in welcher er sein berühmtes Miserere schrieb.

Am 2. April 1736 wurde der Konkurs erneuert, **Lotti** mit neun Mehrstimmen förmlich gewählt, und zu gleicher Zeit auf den Gehalt von 400 **Ducati** und alle übrigen, mit seiner Stelle verbundenen Nebengenüsse ämtlich angewiesen. Zu diesen gehörte eine freie Wohnung auf der **Piazza** de' **Canonici** neben der **Basilica**, in welche er noch seine Schwester und seinen Schwager aufzunehmen vom Herzoge die Erlaubniß erhielt.

Lotti setzte nun für die Kapelle verschiedene Messen, Hymnen und Psalmen, jedoch nur mit Begleitung der Orgel, obschon einige seiner entfernteren Vorgänger, namentlich dalla **Croce**, sich bereits der Orchestermusik bedient hatten.

Lotti, stets mit seiner Kunst beschäftigt, beschränkte sich jedoch nicht allein auf das Tonsetzen, er war auch eifrigst bemüht, Andere in der Tonkunst zu unterweisen. Da er ferner selbst ein wohlerfahrner und ausgezeichneter Sänger war, errichtete er eine Gesangschule, welche die Ausländer den Schulen zu Bologna, Rom und Neapel gleichstellten. Er eröffnete nicht minder eine Lehranstalt für die Theorie des Tonsatzes, aus welcher eine bedeutende Zahl von Zöglingen hervorging, die ihrem Meister Ehre machten. Von diesen darf man nur die Namen eines **Domenico Alberti**, **Girolamo Bassani** und **Michelangnuolo Gasparini** nennen.

Der ausgezeichnete Klavierspieler **Alberti** schrieb viele

Werke für sein Instrument; er setzte auch im Jahre 1737 die beiden dramatischen Dichtungen von Metastasio: „L'Endimione“ und „La Galatea“ zum Gebrauche einer Dilettantengesellschaft, welche in dem Pfarrbezirke di S. Felice ihren Sitz aufgeschlagen hatte, und dort allgemein beliebte, musikalische Unterhaltungen gab, mit großem Beifall in Musik. Er unternahm Reisen nach Rom und nach Spanien, und erwarb sich einen ausgebreiteten Namen. **Bassani** und **Gasparini** verlegten sich zwar vorzugsweise auf den Gesangunterricht, brachten aber auch verschiedene Musikdramen mit günstigem Erfolge auf die Bühne.

Unter **Lotti's** Schülern erlangte **Don Francesco Negri**, als ein guter Klavierspieler und gewandter Tonsetzer von Kammermusikstücken, Kantaten und Motetten einen bedeutenden Ruf, und obschon dem geistlichen Stande angehörend, erscheint er dennoch selbst in der Reihe der dramatischen Schriftsteller.

Noch größere Auszeichnungen und Verdienste verdiente und erwarb sich **Giambattista Pescetti**, ein in der Musikwelt sehr wohl klingender Name. Als dieser Künstler schon in seinem Vaterlande Proben eines entschiedenen Talentes im goldenen Style der Einfachheit, Klarheit und geregelten Einheit der Ideen abgelegt hatte, begab er sich nach England, wo er seine Kunst sehr thätig ausübte, und in allgemeiner Achtung seine Lebenstage beschloß.

Noch ist es rühmlich zu erwähnen, daß **Lotti** der wohlverdiente Lehrer des **Baldassar Galuppi**, genannt **Buranello**, dieses glücklichen Verfassers einer zahllosen Reihe musikalischer Dramen, dieses Schöpfers des scherzhaften dramatischen Styles, und eines Mannes gewesen ist, der in der Folge seines Lehrers Platz in der herzoglichen Kapelle so würdig ausfüllte.

Galuppi wurde durch einen ganz besonderen Zufall **Lotti's** Schüler in der Komposition. Er hatte in seiner frühesten Jugend, nämlich im Jahre 1722, von einer äußerst lebhaften Fantasie, einem allzugroßen Zartgefühle, und manchen sich praktisch angeeigneten Kenntnissen verleitet, ein Drama, welches durch das vollendetste Fiasko eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, unter dem Titel: „**La Fede nell' Inconstanza**“ oder „**Gli Amici Rivali**“ unbedachtsamer Weise in die Szene gebracht. Von dem unglücklichen Erfolge der Aufführung dieser seiner Arbeit niedergeschlagen, irrte der beklagenswerthe Jüngling, der sich zu größern Dingen berufen wähnte, eines Tages durch die Straßen der Stadt, wo er dem Tonsetzer **Benedetto Marcello** begegnete. **Galuppi** schloß sich, trauernd und gleichsam Trost suchend, an den Meister mit der Frage an, ob ihm sein Mißgeschick zu Ohren gekommen wäre? — „Mir scheint es vielmehr, unbesonnener Jüngling,“ sagte **Benedetto** mit barscher Stimme und gerunzelter Stirne, „daß du großes Unrecht hattest, dich da beschimpfen zu lassen, wo du hättest Beifall ernten können.“ — „Wie soll ich das verstehen?“ fragte **Galuppi**. — „Du hättest den guten Samen, den die Natur in dich gelegt hat, früher sorgfältig pflegen sollen, ehe du zur Ernte schrittest,“ erwiederte **Marcello**. „Studiere zuerst die Kunst, welche du noch nicht verstehst, und womit du bis jetzt, aus lauterer Unwissenheit, blos deinen Scherz treibst: und du wirst erfahren, daß man nur mit echten Fittichen fliegen kann, ohne zur Erde zu stürzen.“ — Also sprach der Meister, und so war es. **Marcello** selbst führte den Jüngling zu **Lotti**, welchem jener stets ein aufrichtiger Freund und Beschützer geblieben war. — Aber auch an **Galuppi** fand **Lotti** bald einen vielgeliebten und den Gigantenflug zu wagen, fähigen Jünger; denn schon nach ein paar Jahren kehrte dieser zur Szene zurück, um sich an derselben dadurch zu rächen, daß er durch ein halbes Jahrhundert ein Theater beherrschte, welches ihm einst so schimpflich begegnet war.

Dieses ernste Beispiel möge allen, von der Natur mit reichen Gaben ausgestatteten, jedoch von dem Irrglauben befangenen Jünglingen, daß das Studium der Regeln der Kunst gar nicht nothwendig oder wenigstens als ein Zügel anzusehen sei, der den Flug des Genius nur hemme, zur heilsamen Warnung und zur goldenen Lehre dienen, daß der wissenschaftliche Theil der Tonkunst zwar schwer, aber keineswegs so dunkel sei, als jene zu glauben pflegen, welche sich gern von Allem abschrecken lassen, was nur den geringsten Schein eines abstrakten Wissens an sich trägt.

Der Verfasser des **Essai sur la Musique** weist auch den berühmten Tonsetzer, Adolf Hasse, der Sachse genannt, unserem **Lotti** als Zögling zu; allein dieses kann aus einem zweifachen Grunde nicht zugegeben werden. Erstens wurde jener von seinem Vater Peter Hasse in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, und nachher von Kaiser in Dresden weiter ausgebildet. Als er endlich nach Italien ging, begab er sich in Scarlatti's Lehre, wo er jenen hohen Grad der Kunstbildung erhielt, womit er sich zur italienischen Schule zählen konnte. Zweitens darf man nur die Werke dieser Meister mit einander vergleichen, um auf den ersten Blick wahrzunehmen, welche verschiedenartigen Pfade beide betreten haben, und wie sehr von einander abweichend ihre Schreibart sei.

Übrigens waren beide Männer gleich groß und Beide lernten einander hochachten. Wirft man noch nebenbei einen Blick auf beider Privatleben, so wird man darin manche Ähnlichkeit entdecken. Beide ehelichten zwei, nicht nur durch die Schönheit ihrer Stimme, sondern auch durch die Meisterschaft ihres Gesanges, und durch die Anmuth ihrer Gestalt, in jener Zeit berühmte Sängerinnen. Beide führten mit ihren Gattinnen ein langes, ruhiges, und bis ins hohe Alter glückliches Leben, und schlossen ruhmbedeckt ihre Augen in den Armen derselben.

Hasse heiratete die vielbesungene **Faustina Bordoni**, welche **Benedetto Marcello**, von der außerordentlichen Schönheit ihrer Stimme gefesselt, für die Musik erzogen hatte. Sowohl ihr Gesang, als ihre vortreffliche Erziehung erwarben ihr aber auch den unbestrittenen ersten Rang unter allen Sängerinnen der damaligen Zeit, und den Posten einer ersten Sängerin am Hofe des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, so wie die Gunst des Königs Friedrich von Preußen.

Antonio Lotti heiratete die **Santa Stella**, eine Sängerin von nicht minderem hohen Rufe, welche mit ihrer Schwester Clara im Dienste des Herzogs von Mailand stand und ihrem Gemale ein erspartes Heiratsgut in dem bedeutenden Betrage von 18,600 Dukati mitbrachte. Aus dem Testamente der **Santa** ersieht man, daß sie eine Tochter hatte, welche Nonne war und **Lucrezia Maria Basadonna** hieß; auch findet man, daß die **Santa** vor **Lotti** mit einem edlen **Basadonna** in einem zärtlichen Verhältnisse gestanden sei, obschon sie in ihrem lan-

gen Testamente dessen mit keiner Sylbe erwähnt. Lotti liebte seine Gattin innig, und als er ihr in ein anderes Leben voranging, setzte er, wahrscheinlich einem früheren mündlichen Übereinkommen zu Folge, dennoch nicht sie, sondern seinen Bruder Francesco zum Universalerben ein, und legirte jener, als Zulage zu der bereits erwähnten Morgengabe, noch andere 15,000 Silberdukati, nebst dem Wagen und den Pferden, deren er sich auf der Dresdner Reise bedient hatte, und als die Santa starb, erhielt Francesco auch noch die ganze fette Erbschaft seiner Schwägerin. Mit dem Letzteren erlosch die Familie Lotti, weil von der gesammten Familie Niemand, als eine zu Hannover verheiratete Schwester übrig geblieben war.

Aus den im Archivio notarile zu Venedig aufbewahrten Testamenten geht noch ferner hervor, daß alle diese Personen sowohl durch ihre wechselseitige Liebe, als durch ihr fast bis zum Überflusse aufgehäuftes Vermögen, ein sehr zufriedenes und glückliches Leben führten: denn man findet in jenen Dokumenten Landgüter, schönen Hausrath, kostbaren Schmuck, bedeutende auf Zinsen angelegte Kapitalien, ferner eine Menge Knechte, Bootsleute und Hausbediente aufgezeichnet. Auch ist eben daselbst sehr rührend zu lesen, wie mildherzig das Lotti'sche Paar sich einer armen blinden Waise annahm, sie auferzog, und für die Zukunft versorgte; wie zartsinnig es ferner jedem Hilfsbedürftigen seine Wohlthaten spendete; wie wahrhaft fromm es der Religion ergeben war; wie reichlich es Kirchen, Klöster und Wohlthätigkeits-Anstalten bedachte, und wie dankbar es stets anerkannte, daß ihr ganzes Glück nur ein Geschenk der göttlichen Vorsehung sei. Welche Einfachheit und Bescheidenheit leuchtet nicht aus folgenden Worten des ausgezeichneten Tonsetzers: „Avendo io fatto una messa da morte a capella, ed essendo maestro di capella, desidererei poter far la sua dote a questa messa, che fosse detta in S. Giminiano una volta l'anno." — Er bestimmte zu diesem Zwecke ein eigenes Kapital und jedes Jahr sangen dort, so lange die Kirche stand, die sämmtlichen Musiker der Marciana diese Messe an seinem Sterbetage.

Endlich entriß die schmerzhafte Krankheit der Wassersucht unseren Antonio Lotti der Kunstwelt und zwar am 5. Jänner d. J. 1739, venetianischer Rechnung, d. i. 1740. Das Todtenregister, welches dem Dahingeschiedenen 73 Lebensjahre gibt, befindet sich in der Kirche des heil. Markus; denn er hatte in deren Nähe eine, für den Kapellmeister dieses Gotteshauses rechtmäßig bestimmte Wohnung. Sein Leichnam aber wurde in der Kirche S. Giminiano beigesetzt, weil er zuletzt in einem zu dieser Pfarrei gehörigen großen, prachtvollen Hause, Cale de' Fabbri genannt, eine weitläufige Wohnung bezogen hatte. Seine Gattin starb erst am 18. September 1759, und wurde, ihrer Anordnung gemäß, unter demselben Steine an seiner Seite begraben. Die von ihr gestiftete Inschrift ist folgende: „Antonio Lotti | in ducali Basilica | Musices Moderatori | Santa Stella | Conjugi charissimo | praedefuncto ac sibi | T. F. M. An. MDCCLIX.

Ihre Gebeine wurden, sammt andern, vor dem Niederreißen der Kirche aus den Gräbern genommen und am 25. Juni 1807 in jener von S. Gallo in Campo Rusolo beerdigt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Kuruzzen und ihre ersten Einfälle in Niederösterreich.

Von Jos. Feil.

Meinem Versuche, über die Kuruzzen und ihre ersten Einfälle in Niederösterreich, mit Benützung unbeachteter Quellen namentlich des Wiener Diariums und des Mercurius (Viennensis), eine umständlichere Datenlese zusammenzustellen wurde im ersten Jahrgange des, von den Herren Professoren und Doktoren M. v. Stubenrauch und E. Tomasch redigirten „österreichischen Kalenders zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" für das Jahr 1844 einige Spalten gewidmet. Nach der Tendenz dieses Buches und, um mit den übrigen Aufsätzen ein entsprechendes Ebenmaß einzuhalten, mußte aber viele Stellen, als gar zu sehr in das Einzelne gehend, hinweggelassen werden. Da dieses ohne Einvernehmen mit dem Verfasser geschah, dem übrigens bei der, durch die Nothwendigkeit des rechtzeitigen Erscheinens bedingten Eilfertigkeit des Druckes selbst keine Korrektur zu Gesichte kam, so traf es sich, daß bei der Wahl des Hinwegzulassenden nicht kritisch genug zu Werke gegangen, der Zusammenhang unterbrochen, die Beziehungen gestört und viele Stellen weggelassen wurden, welche in örtlicher Beziehung gleichwohl nicht alles Interesse entbehren dürften. Nebst dem Einschleichen von Druckfehlern *) blieben hin und wieder **) sogar Anmerkungen stehen, während die Stellen des Haupttextes, worauf sich jene bezogen, weggelassen wurden.

Die Gestattung, in dieser Beziehung hier berichtigend und vervollständigend Einiges nachzuholen, benütze ich um so lieber, als mir dadurch zugleich Gelegenheit wird, dem sonst nahe liegenden Vorwurfe, als hätte ich das Diarium und den Mercurius nicht sorgfältig genug benützt, schon im Voraus zu begegnen.

Sollte es übrigens noch eines Beweises bedürfen, daß Einzelnheiten, an und für sich minder erheblich wie die meisten der hier nachgetragenen, auf gleichzeitige Quellen zurückgeführt gleichwohl wenigstens im Zusammenhange an Wichtigkeit gewinnen können, so würde ich auf ein nahe liegendes Beispiel weisen können.

Seit Fuhrmann bis auf die neueste Zeit wurde nämlich in allen Geschichten Wiens angeführt: am Ostersonntage 1704 sei der Hahnenwirth in der Wiener Vorstadt Landstraße von den ungarischen Malkontenten erschossen worden. Da das noch heut zu Tage so beschildete Wirthshaus „zum Hahn" auf der Landstraße dem Stubenthor nicht gar ferne liegt, so wurde daraus ohne weiters gefolgert und als ausgemacht erzählt und nachgeschrieben, die Rebellen seien damals kühn genug durch die Vorstädte bis hart vor die Thore der inneren Stadt Wien geritten, und haben da ihre Pistolen drohend abgefeuert ***).

*) Z. B. Seite 44, Spalte a, Zeile 17 v. u. Groeßfeld, statt Groußfeld; Seite 45, Spalte a, Zeile 5 v. o. Kolehof, statt: Kolnhof.

**) Z. B. S. 44. Siehe hierüber weiter unten.

***) In den, im Hormayr'schen Taschenbuche für 1837, p. 313—327 mitgetheilten angeblichen Aufzeichnungen eines „abwechselnd deutsch, lateinisch und italienisch geschriebenen Tagebuches eines Wieners, Namens Joh. Schuster," heißt es p. 326 beim Jahre 1704: „Wirklich war auch am Ostersonntag Alles schwarz um die Bas

Dagegen erzählt der eingangs berufene Aufsatz dieses an und für sich unerhebliche, aber im Zusammenhange wichtige Ereigniß, im Grunde des gleichzeitigen Tagesberichtes im **Mercurius Vienn.** mit der einzigen kleinen Variante, daß — dieses nicht 1704, sondern erst 1705 geschehen und der Hahnenwirth nicht in seinem Hause auf der Landstraße erschossen wurde, sondern daß er, kühn genug, — bis gegen Schwechat auf Rekognoszirung ausgeritten und dort von einigen ungarischen Streifzüglern tödtlich getroffen worden sei. Mit dem Entfallen dieses einzigen kleinen Umstandes behebt sich auch vollends der darauf allein gegründete Schluß: die Kuruzzen haben sich auf ihren Streifungen bis über die Vorstädte hinein zu den Thoren der inneren Stadt gewagt, — was aber nie der Fall war!

Soviel im Vorübergehen blos für jene, die über solche Einzelnheiten gerne mit übersichtiger Nobleße hinweggehen.

Zur Ableitung des Namens „Kuruzzen" p. 38 gehörig, wurde nach den Worten: „gleichwohl aber durch keine gleichzeitigen Beweise unterstützt ist" Folgendes weggelassen:

Es hat auch hier, wie bei vielen Namen ungewissen Ursprunges, an filologischen Faseleien nicht gefehlt und man versuchte das Wort „Kuruz" sogar von dem umgekehrten „Zuruk" abzuleiten.

Gründlichen Forschern war es jedoch schon im vorigen Jahrhundert nicht entgangen, daß der Annahme des Ursprunges der Benennung der Kuruzzen a Cruce und zwar zurückgehend bis in die Zeit des ungarischen Bauernkrieges (1514), wo man diese Rebellen immer nur **Kerestesek** (d. i. wörtliche Übersetzung des Wortes **Cruciati**, Kreuzer) betitelt findet*), kein einziger gleichzeitiger Beleg das Wort führt.

Die von ihnen zur Erklärung des Ursprungs dieser Benennung vorgebrachten Hypotheſen kränkeln jedoch allenthalben an Unwahrscheinlichkeit. So versucht es Cornides in einer eigenen, dem I. Bd. des „ungar. Magaz. zur Geschichte" 1781 u. s. w. p. 221—232 eingerückten Abhandlung „von dem Ursprunge der ungarischen Wörter **Ladanz** *) und **Kurutz**" dieses letztere von dem türkischen Worte **Kurudschi**, welches einen ausgedienten Soldaten bedeutet, abzuleiten, während Schwartner in seiner „Statistik des Königreichs Ungarn," **III. 216**, unter Kuruzzen blos die von den französischen Königen von Zeit zu Zeit aufgewiegelten ungarischen Malkontenten verstanden und das französische Wort **Courrouser**, d. i. „heftig zürnen," als das Stammwort von Kuruzzen angenommen wissen will, wogegen es noch einer eindringlicheren Geschichts- und Wortforschung vorbehalten werden muß, die Benennung „Kuruzzen" vollends schon den Kreuzern (**Cruciatis**) des sechszehnten Jahrhunderts zu vindiziren.

Den Namen Kuruzzen vor dem Jahre 1676 in gleichzeitigen Aufzeichnungen zu finden, konnte mir nicht gelingen. In den durch Wagner (**Analecta Scepusii, II., 40**) mitgetheilten Exzerpten aus den Zipser Chroniken kommen aber schon zum Jahre 1676 gleich das erste Erscheinen der Kuruzzen blutig bezeichnende Stellen vor.

In der allgemeinen historischen Übersicht (p. 38—41) wären zwar einzelne Partien umständlicher ausgeführt, jedoch ohne neue Ausbeute; daher sie hier nicht wiederholt werden.

Nur die Erzählung von Ragoczy's Flucht aus dem Gefängnisse zu Neustadt, gefußt auf die Berichte in der „Wahrhaftigen und Curieusen Beschreibung von dem Seit 1701 biß 1711 gewährten Krieg in Ungarn, Welcher das Leben des Wolbekannten Fürstens Ragozy Mit darzu dienlichen Kupfern beigefügt ist. Auff Kosten guter Freunde." Leipzig 1711, 8. p. 93—94, dann: Rink's „Leopold des Großen (I.), Röm. Kayſers wunderwürdiges Leben und Thaten." 1. Aufl. Leipzig 1707. II. p. 898—900., ferner Fuhrmann's „Alt- und Neu-Wien," endlich Böheim's „Chronik von Wiener-Neustadt," II. p. 110, dürfte, so umständlich in keinem nahe liegenden Handbuche erzählt, vielleicht nicht alles Interesses entbehren. Nachträglich zu 39, b. wird also Folgendes bemerkt:

Gottfried Lehmann (Lebmann) von Lehensfeld, Hauptmann im Castelly'schen Dragoner-Regimente, welches Ragoczy's Person unmittelbar zu bewachen hatte, war um 10,000 fl. gewonnen worden; er vermittelte nicht nur den Briefwechsel zwischen Ragoczy und seiner Gemalin, und daß ihn diese, als Wäscherin verkleidet, in seinem Gefängnisse sprechen konnte, sondern er verhalf endlich auch zur völligen Flucht. Diese wurde auf folgende Weise bewerkstelliget. An das Zimmer, in welchem Ragoczy gefangen saß, stieß ein Gemach, in dem der unter die Soldaten für ihre Pferde zu vertheilende Hafer sich befand. Dahin hatte Lehmann die Uniform eines gemeinen Dragoners versteckt. Eines Abends als bereits alles zur Flucht bereitet war, befahl Lehmann der Schildwache, unter dem Vorwande einen Brief versiegeln zu wollen, ein Licht aufzustecken. Auf die Entschuldigung der Wache, daß sie ihren Posten nicht verlassen dürfe, nahm ihr der Hauptmann den Säbel aus der Hand und erneuerte den früheren Befehl mit dem Beisatze, daß er selbst indessen Wache halten wolle.

Kaum war die wirkliche Schildwache entfernt, so verfügte

---

städte von vielen Tausend ungarischen Reitern. Mehre Hundert, der Karoly weit voraus, sprengten von St. Marx herein bis an das Stubenthor und feuerten unzählige (ja wohl unzählige!?) Pistolenschüsse gegen das Thor und gegen das Mauthhaus ab. — Der reiche Wirth zum Hahn wurde gar sehr bedauert." — Man sieht daraus sonnenklar, welche Bewandtniß es mit den sogenannten gleichzeitigen Daten des angeblich Schuster'schen Tagebuches habe, in welches, wenn ein solches ja existirt, vom Herausgeber eben nicht wenig eingeschwärzt wurde. Sollte es zur völligen Entblößung der Impostur dieses Tagebuches noch eines weiteren Beweises bedürfen, so wäre es die Bemerkung, daß die ungarischen Malkontenten 1704 ihre Pistolen nicht wohl gegen das Stubenthor und das nahe Mauthhaus abgefeuert haben werden, da das jetzige Hauptzollamtsgebäude nächst dem Stubenthor erst unter Maria Theresia und Josef II. gebaut wurde (an dessen Stelle damals die in Jordan's erstem gedruckten Häuserverzeichnisse von 1701, von p. 17, Z. 2 v. u., dann p. 18 bis Z. 6 v. o. bemerkten sechs kleineren Häuser standen), und noch Pfeffel's bekannte Wiener Ansichten von 1784 die k. k. „Haupt-Mauth" nächst dem Rothenthurm (jetzt Nr. 628) zeigen.

*) Vergleiche hierüber die „Kreuzer in Ungarn 1514" im Beiblatte Nr. 4 und 5 des 1. Quartals dieser österreichischen Blätter für 1844.

*) Nach Cornides vom „Landsknecht" abgeleitet.

sich Ragoczy, bereits vollkommen vorbereitet, in das Haferdepot.

Als der wachehabende Dragoner mit dem angezündeten Lichte zurückgekommen war, ging Ragoczy in Dragoner-Uniform, einen Sack auf dem Rücken tragend, aus der Haferkammer die Treppe hinunter, ihm voran Lehmanns Bruder, Jakob Christof, ein Kornet aus dem Montecucoli'schen Kürassier-Regimente, und mit in das Komplott gezogen.

Die Schildwache, in einer so gewöhnlichen Erscheinung nichts Arges witternd, ließ sie ungehindert passiren, und Ragoczy kam, nachdem er sich anfangs in den Gassen der Stadt verirrt und sich trunken stellend den rechten Weg erfragt hatte, glücklich vor das Stadtthor, als es eben gesperrt werden sollte. In einem Vorstadthause bei einer armen Witwe wartete seiner bereits ein gesatteltes Pferd, von Lehmanns Bruder dahin gebracht. Dieses bestieg er und sprengte von seinem Pagen und einem Knechte begleitet bei Neudörfl über die ungarische Grenze (2. Nov. 1701).

Ragoczy's Page, der mit ihm geflohen, hatte sich nämlich unter dem Vorwande, er müsse für seinen kranken Herrn einen Pater Jesuiten holen, entfernt. Da der Page ohne mitgegebene Wache fortgegangen und auch bei einbrechender Nacht nicht wieder gekommen war, übrigens die demgemäß befragten Jesuiten ihn nicht gesehen zu haben versicherten, so ward Argwohn rege. Als man nähere Untersuchung pflog, da fand sich Ragoczy nicht mehr.

Den Schein zu verbreiten, dieser habe sich selbst freigemacht, waren zwar von Lehmann die Fenstergitter von Ragoczy's Gefängnißstube eingebrochen und ein Strick daran befestiget worden; allein im hohen Grade verdächtig wurde Lehmann ohneweiters festgenommen und die Untersuchung wider ihn eingeleitet, worauf er endlich den ganzen Vorgang eingestand, und das Geschehene mit dem Leben büßte. Ragoczy, auf dessen Einlieferung der Kaiser einen Preis ausgesetzt hatte, nämlich 10,000 fl. für den Lebenden und 6,000 fl. für seinen Kopf, war indessen glücklich nach Polen entkommen.

(Schluß folgt.)

Personalnachrichten.

1845. I. Quartal.

Auszeichnungen und Belohnungen.

b) Von Korporationen und Privaten.

Császár Franz, hat für die Redaktion des Aradi vészlapok von den Arader Bürgern einen silbernen Kranz und das Bürgerdiplom erhalten. Auf jedem Blatte des Kranzes steht der Name eines Schriftstellers, der zu dem genannten Album beitrug; die Blätter sind nur angeschraubt, um abgenommen und den Autoren übergeben werden zu können. (Pannon.)

Dietrichstein, Graf Moriz, Exzell., feierte am 19. Febr. seinen 70. Geburtstag. Diese Gelegenheit wurde von den 10 Beamten der k. k. Hofbibliothek benützt, um durch die Herausgabe einer Decas unbekannter literarischer Kleinodien ihrem Vorstande einen Beweis ihrer Verehrung zu geben. Das Werk ist nicht im Buchhandel und enthält: Hofrath Freih. v. Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm): Bruchstück seines dramat. Gedichtes „König Wamba." — Dr. Ritter v. Eichenfeld: 5 lateinische drohende Distichen aus dem 13. Jahrh. — Ritter von Bartsch: 3 Briefe Mantegna's, Titians und Giulio Romano's. — Schmid: die erste Ode des Horaz, von Max's I. Organisten, Paul Hoffheymer in Musik gesetzt, nebst einem latein. Glückwunsch. — F. Wolf: die bis jetzt unbekannten Romanceros und Cancioneros des Juan Timoneda. — Ernst Birk: des Chiphenwerger's Klage um König Albrecht II. — Albr. Krafft: Apolog des Humajun name, türkischer Text mit deutscher gereimter Übersetzung. — Theod. von Karajan: der Hoftag zu Augsburg, 15. Aug. 1575, aus Ottokars von Horneck Reimchronik. — Selliers von Moranville: 4 Sonette Venetianer Edelleute. — Faust Pachler: Nachbildung von 2 ungarischen Gedichten. — Dr. Frz. Miklosich. Homilie, Alt-Slowenisch und Griechisch. — Die Schlußvignette des 55 S. starken Werkchens ist der Abdruck des Niello, Apotheose des Pelegrini da Cesena, welchen Se. Exzellenz vor 15 Jahren der Kupferstichsammlung der Hofbibliothek erwarb.

Hofrichter Jos. Carl, Magistratsrath zu Radkersburg in Untersteier, Sekretär der Landwirthschafts-Filiale daselbst, erhielt (als Historiograf der Stadt) von der Bürgerschaft das Ehrenbürgerrecht dieser landesfürstlichen Stadt.

Karpeles, Med. u. Chir. Dr. Abraham, in Prag, hat sich um die Armen der israelit. Gemeinde in Prag so verdient gemacht, daß eine Deputation im Namen aller jüdischen Armen ihm eine Denkschrift des Dankes überreichten.

Meißner, Prof. der Chemie am Wiener politech. Inst. erhielt bei seinem Austritte aus dem Lehramte ein Abschiedsfest von seinen Schülern. Zugleich überreichten sie dem Greise ein kalligrafisches Exemplar eines Abschiedsgedichtes in deutscher und polnischer Sprache.

Nicolai Otto, Kapellmeister des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore in Wien, erhielt von seiner Vaterstadt, Königsberg in Preußen, einen silbernen Taktstock; er ist mit goldenen Lorbeern umwunden, der Griff mit Musikemblemen und dem Stadtwappen geziert.

Pistek Franz, Erzbischof von Lemberg lat. Ritus, erhielt von der Stadt Lemberg das Ehrenbürgerrecht.

Reichard A., Mitglied des k. k. Hofoperntheaters, erhielt vom Fürsten Paul Esterházy Durchl. den Titel eines Kammersängers.

Saphir erhielt zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages, 14. Febr., von einem Kreise seiner Freunde einen silbernen Pokal.

Smetana, Prof. Dr. in Pilsen, ein vorzüglicher böhmischer Schriftsteller, that am 13. Dez. v. J. einen lebensgefährlichen Sturz. Die Wiedergenesung von dessen Folgen feierte ein Kreis von Freunden durch eine Kantate, vom böhmischen Dichter P. Marek verfaßt, von Hřimaly komponirt, und durch ein Festmal am 6. Febr.

Somogyi H. Karl, Redakteur der theolog. pädagog. Zeitschrift Religio és Nevelés in Pest, erhielt von der Fünfkirchner Geistlichkeit wegen seiner muthigen Vertheidigung katholischer Interessen am 5. Febr. ein 15 Loth schweres silbernes Kruzifix, dessen Postament folgendes Chronostichon trägt:

CaroLo SoMogyI reLIgIonIs CathoLICae In spIrItV ChrIstI Vere strenVo propVgnatorI presbyterI VrbIs V eCCLesIensIs.

Ein ungarisches Belobungsschreiben begleitete dasselbe.

Titl Emil, Kapellmeister, erhielt in Folge der außerordentlichen Theilnahme, welche seine Oper „das Wolkenkind" im Josefstädter Theater fand, vom Direktor Pokorny eine goldene Zylinderuhr zum Geschenke.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 26. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 76.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Schumacher: Pfundheller's Novellen und Erzählungen. — Feil: Die Einfälle der Kuruzzen in Nieder-Österreich. (Schluß.)

Das heutige, so wie das nächste Blatt werden nur zu einem halben Bogen ausgegeben, indem laut der Ankündigung die Kunstbeilage vom 1. April eingerechnet wird.

Die dritte Kunstbeilage, für den 1. Juli, bringt **das Bischofshaus in Kuttenberg in Böhmen**, gezeichnet von Hellich in Prag, galvanoplastizirt von Theyer in Wien.

Novellen und Erzählungen von Pfundheller. Wien und Leipzig 1844. Verlag von Tauer et Sohn. 2 Bändchen. 8. 209 und 189 Seiten.

J. Pfundheller ist ein Freund der Geschichte, vorzüglich der vaterländischen. Eine Gesinnung, die an Österreich, dem Volk und Lande mit treuer Vorliebe hängt, unterscheidet seine novellistischen Bestrebungen durch ihr deutliches und bestimmtes Hervortreten. Nicht die Schwärmereien jugendlicher Liebe, nicht die Spekulation, nicht die moderne Glätte der Salonunterhaltung finden in ihm ihren Bekenner, seine Fantasie weilt, den Modehans herzhaft und für immer über Bord werfend, mit aller Vorliebe, deren sie fähig ist, bei den Szenen des vaterländischen, am liebsten eines geschichtlich bewegten Lebens.

Wir wollen den artistischen Werth dieser novellistischen Erstlinge nicht so hoch anschlagen, als ob sie sich mit den Tendenzen der Zeit besonders befaßt und unter die Erzeugnisse ihrer Hochflut sich zu drängen ein Recht hätten, — die literarische haute volée wird allerdings ihre Bisamdüfte in ihnen vermissen; — sie sind blos — redlich erzählt. — Ohne Schmuck und Aufwand, einfach aber wahr, an der Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte haltend, Erscheinungen echter Männlichkeit und Bürgertugend gerne beachtend, schreiten sie in ungesuchten Formen hin: der Leser wird aber leicht gewahr werden, daß der natürliche klare Gang der Erzählung nicht das Produkt des berechnenden routinirten Schriftstellerwitzes, sondern das Ergebniß einer mitfühlenden und von den Ereignissen ergriffenen Empfindung und geweckten Anschauung ist.

Da diese Novellen nebstbei, vermöge der ihnen angestammten psychischen Gesundheit — von jenem ekeln Romantizismus der Neuzeit, welcher die eiternden Beulen und klaffenden Wunden der zivilen Gegenwart aufreißt, frei geblieben sind und sich größtentheils auf die Erkenntniß dessen beziehen, was dem Menschen wahren Werth verleiht, so verdienen sie — ganz abgesehen von allen Eigenschaften, welche den Beifall der Literaten von Profession erwerben, dem eigentlichen Publikum in Österreich dringend empfohlen zu werden, da sie, wie aus allen vorausgegangenen Andeutungen hervorgehen dürfte, ein sehr achtbares populäres Element in sich tragen.

J. Pfundheller, der seit wenigen Jahren erst als Schriftsteller aufgetreten ist, hat nicht von der Picke auf — in den Reihen der Journalisten gedient und außer seinen Erzählungen und einigen wissenschaftlichen Aufsätzen nichts geschrieben, was der Öffentlichkeit bekannt geworden wäre. Diese zwei Bände bringen daher seine ersten schriftstellerischen Versuche, die hier blos gesammelt sind. Neuere Novellen sind inzwischen bereits von ihm in Taschenbüchern bekannt geworden, welche unwiderleglich zeigen, in welch raschem Fortschreiten sein Talent seiner Vervollkommnung entgegen eilt: man kann ihm daher das Rhetorische des Vortrages in Momenten der Leidenschaft, das unentschiedene Umhertreiben in zum Zwecke minder dienlichen Nebendingen, und das Verweilen bei oft erschöpften Situationen und Leidenschaften, deren er sich zuweilen schuldig macht, nicht als Fehler des Talentes, sondern blos als Mangel schriftstellerischer Erfahrung anrechnen. Eine ungezwungene, ungeschmückte Schreibart und ein sicheres Festhalten an der Tüchtigkeit männlicher Charaktere, das alle weinerliche Sentimentalität ausmärzt, dürfte den Leser von gesunden Sinnen dafür wohl hinlänglich entschädigen. Das erste Bändchen enthält sechs Novellen, unter welchen wir „der Rose von Araeslef" den ersten Rang einräumen müssen. Unter den Novellen des zweiten Bandes zeichnet sich „das Todtengräberhäuschen bei Leipzig" und die treffliche Charakterskizze „Hans Waldmann" (nach Johannes Müller's Schweizergeschichten) vorzüglich aus. Einige Genrebilder zeigen schließlich, daß der Verfasser auch das wirkliche Leben mit dichterischem Geiste und Gemüthe aufzufassen und kurz und treffend zu skizziren versteht.

Fest überzeugt, daß ein Schriftsteller, dessen Erzeugnisse so viel natürliche Kraft athmen, nicht auf der Mitte seiner Laufbahn stehen bleiben könne, wünschen wir herzlich, daß J. Pfundheller in seiner dem historischen Studium so innig verwandten Weise, namentlich auf vaterländischem Gebiete fortwirken und uns bald wieder mit einem Werke seiner Feder erfreuen möge, welches uns die neuesten Resultate seines künstlerischen Strebens vorlegt.

And. Schumacher.

Ueber die Kuruzzen und ihre ersten Einfälle in Niederösterreich.

(Schluß.)

Zu Seite 41. Als Graf Otto v. Traun am 10. Dez. 1703 an die March zog, wurde dadurch namentlich beabsichtigt: „Der Arten Linien ziehen zu lassen und solche Veranstaltungen an denen ungarischen Granitzen zu verordnen, damit auf allen Fällen das Land wider etwan tretirende Anfälle des Rebellischen Rauber-Gesindel verwahret und durch den in Eile aufgebotenen Landmann herzhaften Widerstand antreffen sollten, welches der Zeit wegen eingefallener Verwirrung interim resolviret." (Mercurius.)

Als sich die Wiener-Universität erboten hatte von den Studierenden ein Freikorps zu errichten, hieß es in dem unterm 3. Jänner 1704 ergangenen Aufrufe des Rektors und der Universität unter Anderem: „Erscheinet also hier fleißigstens ihr obbenannte der hohen Schule angehörige Glieder und insonderheit versammelt euch in guter Anzahl ihr tapferen Studenten, und wie vorhero mit der Feder, also seid anjetzo mit dem Degen bedient, um also beiderseits unsterbliches Lob und Ehre davon zu tragen." Sofort wurden aus den Juristen und Medizinern, dann auch aus jenen Theologen und Filosofen, „so Waffen zu tragen vermögen" drei Freikompagnien zu Fuß gebildet, „auf den etwan künftig ereignenden Nothfall zu Beschützung der Stadt" (Diarium.)

In diesen Wirren hatte es bald auch an wahrhaft tragikomischen Vorgängen nicht gefehlt. So waren Ende Jänner 1704 fünfzehn kaiserliche Reiter auf Streifung ausgegangen und unweit Kittsee auf 30 Rebellen gestoßen, die eben zum lustigen Male auf der Erde gelagert waren. Da fielen die Kaiserlichen unversehens auf die Ahnungslosen her, tödteten die nicht durch eilige Flucht entkamen, und machten sich dann ganz fröhlich über die noch rauchenden Speisen her, während jene, die sie so eben bereitet hatten, todt herum auf dem Felde lagen! (Diarium.)

Zu Seite 43. Anfangs März 1704 fand zu Fischamend eine starke Verkennungsszene statt. Am 3. März waren daselbst im Wirthshause „zum Adler" unvermuthet 13 Husaren eingeritten, worüber der ganze Markt in Allarm gerieth; denn ob sich diese gleich als Kaiserliche ausgaben, so war man dennoch allgemein überzeugt, daß es verrätherische Rebellen wären, Spione, vorläufige Boten größerer Abtheilungen der ehestens heranrückenden Kuruzzen. Man bemächtigte sich ihrer, nahm sie in strengen Verhaft und berichtete das wichtige Ereigniß unverzüglich dem Hofkriegsrathe. Auf Befehl des Prinzen Eugen von Savoyen wurden die Gefangenen sogleich dem General Heister überliefert, und da zeigte sich's denn — daß es wirklich Kaiserliche von den getreuen Husaren aus Neutra waren, in der Eile ohne schriftliche Ordre auf Kundschaft ausgeschickt. Sofort wurden sie ohne weiteres entlassen. (Diarium.)

Eben auch zu Fischamend hatten die Rebellen bald darauf, am 16. März, einige Häuser in Brand gesteckt und verschiedene Feindseligkeiten ausgeübt, aus Rache, daß ihnen von einem Heister'schen Korps mehre Proviantwägen und Ochsen abgejagt, so wie 12 Mann niedergemacht worden waren. (Diarium.)

Zu Seite 44. Der unangenehme Auftritt, welchen zwei alte Husaren-Rittmeister am Nachmittag des 23. März 1704 in Wien unter den Weißgärbern zu bestehen hatten, war mit Benützung der urkundlichen Angabe in Schlager's Wiener-Skizzen (III. p. 405 f. f.) zur Vervollständigung des Bildes von den Wirren dieses Tages umständlicher mitgetheilt. Darauf wird sich hier zur Vermeidung einer Wiederholung blos berufen. Übrigens ist dieses z. B. eine solche Stelle, wo die Erzählung des Haupttextes im Abdrucke ausgeschieden, gleichwohl aber das Zitat beibehalten wurde.

Entzückt über das von den Wienern an den Tag gelegte Benehmen schrieb Prinz Eugen unterm 12. Juni 1704 an den Fürsten Adam Liechtenstein:

„Bei dem Auflauf zu Wien, der sich am Ostertage durch das falsche Gerücht eines Ueberfalles der ungarischen Malkontenten ergab, habe ich mich durch die Entschlossenheit der Bürgerschaft von dem Geiste einer wahren Fürsten- und Vaterlandsliebe neuerdings überzeugt. Es war zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit in wenigen Tagen neue Bürger-Bataillone errichtet wurden. Wenn ein so unbedeutendes Ereigniß im Stande ist, den Muth der Oesterreicher in solchem Grade zu beleben, so getraute ich mich bei einem wichtigeren Anlasse aus diesem biederen Volke in einigen Wochen eine Armee von 100,000 Streitern aufzustellen. Jeder vom Stadt- wie vom Landvolke ras auf seine eigenen Kosten mit einer Art Zudringlichkeit unter das Gewehr. Der Mangel an festen Plätzen kann nur durch ein allgemeines Aufgeboth ersetzt werden. Man muß einem Fürsten wahrlich Glück wünschen, der ein so edles Volk regiert. Möge er aber nie verhindert werden, der Nazion in das Herz zu schauen, das sie ihm bei jedem Anlasse so bereitwillig öffnet! —"

(Nach der Übersetzung des Ritter v. Spaun, mitgetheilt in der Wiener Zeitung 1843.)

Zu Seite 44. a. Bei der Aufwerfung der Linienwälle um die Vorstädte Wiens hatte man auch die von Zeit zu Zeit bei glücklichen Aktionen gefangenen Kuruzzen und zwar in Eisen und Banden zur Arbeit an einem Unternehmen verwendet, welches eben zur Wehre wider die Einfälle ihrer früheren Genossen bestimmt war. Hiermit wurde gleich mit jenen dreißig Rebellen der Anfang gemacht, welche am 27. März 1704 mit einem Convoy nach Wien gebracht worden waren, denen schon am 31. März soeben eingefangene Zweihundert und fünfzig folgten. (Diarium.)

Der Kaiser selbst unterließ nicht, sich von Zeit zu Zeit durch unmittelbaren Augenschein von den Fortschritten mit den Arbeiten an den Linienwällen zu überzeugen. So oft er von einer Jagd in der Nähe von Wien zurückkehrte, versäumte er fast nie, auch die Liniengrabungen zu besichtigen.

Bezüglich dieser Arbeiten an den Linienwällen kommt in einem handschriftlichen Foliobande, dessen deutscher Titel lautet: »Ursprung und Beschreibung unserer kaiserl. Hofkirchen S. P. Augustini und des Klosters u. s. w. anno 1695 zusammen getragen« (und fortgesetzt) p. 366 folgende Stelle vor:

„Den 23. Juli 1704 erging an uns (P. Augustiner) ein kais. Dekret, die bei der Stadt herum angefangenen Fortifikazionslinien fortsetzen zu können, eine nothwendige Beyhilf auch erfolgen zu lassen; seyn demnach den 1. August 28 fl. von dem Kloster zu diesem Werk, obwohl es unsern Klostergarten bei Hernals höchst schädlich in dem peltzen spallier und platz benommen, gegeben worden."

Zu Seite 45 b. Über den Einbruch in die k. k. Menagerie im Neugebäude, am 9. Juni 1704, enthält das Wiener Diarium nähere Daten, welche durch die Fortsetzung von Istvanffy's ungarischer Geschichte und Rinck's Leben Leopolds ergänzt werden. Unter den von den Rebellen getödteten Thieren, mit deren Häuten sie sich zum abenteuerlich-schrecklichen Anblicke umhangen hatten, befand sich: ein trefflicher Tieger, eine Löwin und insbesondere zwei schöne Leoparden, vor einigen Jahren vom Großsultan nebst anderen werthvollen Geschenken dem Kaiser überschickt, zahm wie Hunde, und bewunderungswürdig abgerichtet, daß sie hinter den Rücken ihrer Wärter auf den Pferden sitzend, sobald sie ein Wild erblickt, pfeilschnell auf selbes losstürzten und die erhaschte Beute ruhig dem Beschauenden zu Füßen legten, dann wieder hinter ihrem angewohnten Jäger auf das Pferd sich setzten, eines neuen Fanges gewärtig. Die Jagden mit diesen Leoparden hatten dem Kaiser immer ausnehmendes Vergnügen verursacht. — Hingegen war es dem Löwen, wiewohl von einem Schusse getroffen, dann dem weißen Adler und einigem Geflügel gelungen, durch eilige Flucht ihren Würgern zu entkommen. Über die freche Erbrechung dieses kaiserlichen Thiergartens war allenthalben große Erbitterung.

Als die Rebellen hierauf bei dem Anmarsche der Kaiserlichen, drohend: sie würden bald mit größerer Macht wieder kommen, abgezogen waren, wurden gleichwohl des Abends in den Vorstädten Wiens einige Mordbrenner ergriffen und Tags darauf auf dem Felde und in den Dörfern hin und wieder Todte gefunden, die von den erbitterten Bauern mit Erbeutung ihrer Pferde niedergemacht worden waren.

Am 14. Juni wurden wieder einige Ortschaften eingeäschert; darauf hatten sich 12 Rebellen bis Schwechat genähert, am 31. Juni aber plötzlich das dem Bischofe von Neustadt gehörige Dorf Lichtenwörth angezündet, daselbst viele arme Bauern niedergehauen und solchen Schrecken verbreitet, daß der dortige Pfarrer, halb angekleidet — noch in Strümpfen, mit der Nachricht hiervon nach Neustadt gelaufen war. (Mercurius.)

Zu Seite 46 a (wo es in der Anmerkung Rink statt Rieck heißen sollte). Am 2. Februar 1705 waren einige hundert Rebellen unter ihren Obersten Bogras, Blaskowitz und Hussey abermals über die March gegangen und plünderten die armen Einwohner von Sierndorf nun bereits zum fünften Male aus, trieben ihnen alles Vieh hinweg, nahmen ihrer Mehre gefangen, sprengten endlich die verrammelten Kirchenthüren mit Hacken auf und trieben hier frechen Spott, indem sie die geistlichen Sachen verunehrten und das Bildniß Mariens in Stücke zerhieben! Alles was die armen Leute wieder neu aufgebaut hatten, wurde wieder ein Raub der Flammen. Darauf zogen sie mit sieben Fähnlein vor Jedenpeugen, willens es in Brand zu stecken wie Inzersdorf, Drösing und Ringelsdorf, wurden aber hier von dem kommandirenden Offiziere mit grobem Geschütze empfangen und mit Verlust von 30 Mann zum Abzuge genöthiget. (Diarium.)

Am 8. Februar wurde zu Wien ein Mordbrenner eingebracht und von dem Vizedom-Amte in das Stockhaus abgeliefert. Beim Verhöre gestand er ein, in welchen Gegenden und in welcher Anzahl seine Kameraden auf Plünderung ausgezogen waren. Unter Anderem sagte er auch aus, daß jüngst eine Streifpartie der Kuruzzen in ein deutsches Dorf geritten war, wo in einem Hause eben Hochzeit gefeiert wurde. Sogleich stiegen sie (so sagte der Eingefangene aus) von den Pferden und traten unter die hierüber nicht wenig erschreckten Hochzeitgäste, hießen sie aber gnädig, sich in ihrer Fröhlichkeit nicht stören zu lassen, setzten sich ganz vertraulich zu ihnen, zechten wacker und tanzten lustig mit. Aber während des Tanzes fielen die Schändlichen plötzlich über die armen Getäuschten her, schlugen der Braut und dem Bräutigam den Kopf ab, entkleideten die anwesenden Weibspersonen zu wüster Schandthat, und hieben darauf nieder, was ihnen in die Hände fiel. — Das war den entmenschten Buben dann eine echte Kuruzzen-Hochzeit!! (Diarium.)

Das pag. 46 b. berührte, noch nirgens erwähnte Schreiben, welches Oczkay an die Dörfer und Märkte an der mährischen Grenze erlassen hatte, ist durch den Ton seiner Abfassung zu bezeichnend, um nicht mitgetheilt zu werden, zumal darin alle jene Orte aufgezählt werden, welche von den Rebellen bis dahin in Brand gesteckt worden waren. Es lautete also:

Nebst Begrüssung ihrer Herren Bürger-Meister und Richter gemelter Dörffer auff denen bey den Hungarisch. Pässen gelegenen Märkten und Dorffschaften. Ich zweiffle nicht, daß ihr bei dieser Zeit meine freundliche (sic!) Ankunft auff eurer Seiten werdet vernommen haben, wie ihr euch ein Exempel in Anzündung der abgebrannten Dörffer und Märkt, als Fischa (Fischamend), Enzersdorff, Wienerhörberg, Schwandorff, Obergässing, Neusidl, Fischamühl, Niderndorff, Getzendorf, Pilldorf, Reissenberg, Sticksneusidl, Au und Hoff, Männersdorff, Margarethen, Sommerein nehmen könnet, so (welcher wegen ihres Ungehorsambs und Ergreiffung der Waffen und Gegenwehr wider mich und mein Volk) mit Feuer und Schwerdt seynt verhöret worden. Dahero ich euch Christlich auch nachbarlich treulich ermahne, vermittels eines hier von nehmenden Exempel euch in Zeit zu submittiren und vermög dieses Schreibens zu uns ohne Verzug und Saumbnuß auff unsere Hungarische Seiten anhero zu kommen und unsere euch wohl meinende Protektion anzunehmen und in so lang ihr solches nicht befehlen und auch selbst mitkommen werdet, werde ich sodann mit meinem unterhabenden Kriegs-Volk, so in 15,000 der wackersten Mannschaft bestehet, euch auff eure Seiten einfallen, alles rauben, plündern, brennen und euch sambt euren Kindern massacriren. Werdet also euch vor solch unaußbleibenden großen Schaden wissen zu thun und zu hütten.

Geben den 6. Februar auff der Hungarischen Seite. Anno 1705.

Oberster und Command. an den Mährisch. Pässen.
Latislau Otzkay.

Daß diese „freundliche" Einladung unerwiedert blieb, bedarf nach dem Vorausgeschickten wohl keiner Aufklärung!

Zu Seite 48. a. noch: Auch fortan blieb das Viertel U. W. B. durch unvermuthete Überfälle und Streifzüge beunruhiget. Schon in der Mitte des Monats März waren bei 1000 Rebellen wieder über die March und die unmächtige

Schanzlinie längs der Ufer derselben gezogen, plünderten hierauf Lassee, Breitensee und Häringsee aus und warfen Brand daselbst. Auch das, dem Grafen Kollonitsch gehörige Unter-Siebenbrunn wurde bei dieser Gelegenheit neuerdings ausgeplündert, vieles Vieh hinweggetrieben, die Landleute stark beschädiget und mehre gefangen weggeführt. Im August ritten einige Streifzügler wieder truppenweise vor Marchegg, begnügten sich aber für diesmal damit, daß sie 20 Pferde von den Wägen spannten, die, um Ernte nach Hause zu führen, auf dem Felde standen. Die erst kürzlich durch den Erlag von 600 fl. aus der feindlichen Gefangenschaft erlösten beiden Söhne eines „Schafflers" fielen ihnen zum zweiten Male in die Hände. Im Dorfe Lassee und auf den umliegenden Feldern wurde aber ganz barbarisch gehaust. (Diarium und **Mercurius**.)

Zu S. 48. b. Kurz vor der Belagerung von Ziftersdorf hatte unweit Jedenspeugen ein armer, unschuldiger „eisgrauer" Mann von Pösing das Beispiel empörender Grausamkeit erfahren, indem er, unter dem Vorwande, daß er den Deutschen von den Rebellen Kundschaft hinterbracht habe, lebendig gespießt wurde. (Anfangs Oktober. Diarium.)

Zur Anmerkung auf derselben Spalte. Das erwähnte, auch dem Wiener Diarium beigefügte fliegende Blatt führt die Aufschrift: „Beschreibung von dem, den 16. Oktober jüngst von denen Rebellen über die March Beschehenen Einfall, Und denen In dem Städtl Züffersdorff verübten Grausamkeiten."

Scheiger's berufener köstlicher Aufsatz über die „Einnahme von Ziftersdorf" im Archiv für 1829, S. 481—484 beruht auf dem gleichzeitigen Berichte eines Herrschaftsbeamten aus der Umgegend von Ziftersdorf, dessen Angaben mit der Relazion des obigen fliegenden Blattes großentheils übereinstimmen. Beide ergänzen sich aber durch Einzelnheiten, welche jedes besonders erzählt. Beide geben aber auch ein eben so furchtbares Bild von der Lage Ziftersdorf's nach dem Abzuge der Feinde.

Bei 600 Menschen lagen entseelt auf den Straßen, in den Häusern, im Schlosse. Nur wenigen Bürgern war es geglückt, den furchtbaren Gräueln zu entgehen; unter diesen dem Stadtvikar, dem Bürgermeister, Verwalter und Spittelmeister, welche sich in Erdställen verkrochen hielten. Insbesondere hatten die Talpatschen und Haiduken mit der empörendsten Grausamkeit gewüthet, die kleinsten Kinder theils auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten, theils an die Wand geschleudert! — Mägdlein von 10 und 12 Jahren wurden mit viehischer Begier ergriffen, einer schwangeren Frau lebendig der Leib geöffnet, die Frucht herausgerissen und vor ihr hingelegt! Insbesondere gegen die wehrhaften Männer wurde so furchtbar gewüthet, daß nach des „Baders" Aussage ihrer 14 einhundert zwei und zwanzig Wunden hatten. Ja selbst gegen die Todten kehrte sich des Feindes unersättliche Wuth; die Leichname wurden entkleidet, um „**als ein Aaß von den Hunden und Schweinen gefressen zu werden.**"

So viel zur Ergänzung des eingangs berufenen Aufsatzes auf seine ursprüngliche Abfassung, insoferne nämlich die bemerkten willkürlichen Hinweglassungen Daten enthielten, welche nicht schon in gedruckten Geschichtswerken angegeben sind, und welche sich auf Niederösterreich beziehen. Wieviel aus denselben Quellen für eine Beleuchtung dieser Vorgänge in Ungarn selbst gewonnen werden könnte, dürfte sich aus dem Gesagten wohl leicht folgern lassen, wo blos der, nach einem Gesammtüberblicke der Ereignisse bei weitem unwichtigere Theil, nämlich die Einfälle in Niederösterreich im Auge gehalten wurden. Wenn schon die bloße Benützung gedruckter Quellen im Verhältnisse zu dem bisher bekannt Gewesenen so ergiebige Ausbeute liefert, was dürfte endlich für den künftigen Geschichtschreiber jener Zeit dann an Materiale geboten werden können, wenn die ohne Zweifel noch in Massen vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen jener Zeit, aus den Herrschaftsregistraturen, Pfarrbüchern u. s. w. im Interesse der örtlichen Geschichtforschung veröffentlicht würden. Möchten sich doch Männer, denen solche Quellen zunächst zugänglich sind, wie Herrschaftsbeamte und Seelsorger, diesem dankenswerthen Geschäfte unterziehen und die Ergebnisse ihres Sammelfleißes in Verbindung mit dem durch örtliche Umfragen Gewonnenen veröffentlichen!

Schlüßlich dürfte vielleicht noch einiger Vorgänge aus dem Jahre 1707 nach den Berichten des Diariums und Merkurius gedacht werden.

Gleich im Beginne des Jahres 1707 begannen die feindlichen Aktionen mit Einfällen aus Ungarn nach Steiermark, wo in der Gegend von Hartberg noch im Jänner sechzehn Dörfer ausgeplündert und eingeäschert wurden. Schon im April erneuerten sich im Viertel unter dem Mannhardsberge die traurigen Vorgänge des letzt verflossenen Jahres mit Übergängen über die March in der Gegend von Jedenspeugen, Ringelsdorf und dem hartbedrängten Sierndorf, mit neuerlichem Plündern und Viehraub. Die traurigen Einzelnheiten tragen aber zu sehr das Gepräge der bereits früher erzählten Ereignisse der Art, als daß ihre Wiederholung nicht ermüden müßte. Es genüge zu bemerken, daß an den Schanzlinien an der March und in der Gegend von Bruck mit aller Anstrengung fortgearbeitet, und im Mai der General-Feldmarschallieutenant Graf von Löwenburg zur Sicherung und Vertheidigung der Marchufer abgesendet worden war. Am 19. Juni hatten einige Tausend Rebellen die Schanzlinie in der Nähe von Forchtenau mit Getreidegarben ausgefüllt und übersetzt. Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens ritten sie auf den fürstlich Esterhazy'schen Markt Schwarzenbach im V. U. W. W. los. Die meisten Marktbewohner waren, da eben die Zeit des Schnittes gewesen, auf dem Felde, und im Ganzen nur 13 Mann zu Hause geblieben. Da der Markt von zwei Seiten mit vielen Zäunen umgeben war, so ist es der Tapferkeit der wenigen Zurückgebliebenen gleichwohl gelungen, die Rebellen dreimal zurückzutreiben. Endlich wurden sie aber übermannt und die Rebellen drangen mit wildem Ungestüm in den Markt, plünderten den Pfarrhof und die Kirche völlig aus, zerschlugen in der letzteren das große Kruzifix und die Heiligenbilder, raubten die Ziborien, verschütteten und zertraten die Hostien! — Einige der Einwohner, welche sich zur Wehre setzen wollten, wurden erbarmungslos niedergehauen. Als aber endlich die vom Felde Zurückgekommenen die gottlosen Kuruzzen mit heftigem Feuer begrüßten, machten sich diese wieder davon, indem sie auf 17 beutebeladenen Wägen auch ihre Todten und Verwundeten, nebst drei gefangenen Einwohnern von Schwarzenbach mit sich führten. *)

Ähnliche Überfälle versuchten sie noch an mehren Orten in dieser Gegend, flüchteten sich aber fast jedesmal, so oft ihnen mit Feuer begegnet wurde. Hierauf zündeten sie Landsee an; aber bald wurden 50 jener Rebellen, die dabei gewesen, von den kaiserlichen Dragonern niedergemacht, mehre gefangen und 80 Pferde erbeutet.

Am 18. August war eine Streifpartie in der Nähe von Petronell über die Leitha gegangen, brannte 6 Dörfer ab und trieb viel Vieh hinweg. Ähnliche Grenzbeunruhigungen fanden bis zum Eintritte der strengeren Winterszeit statt.

*) Schweickhart's Topografie, V. U. W. W. VI. 14, erzählt auch, daß die Kirche abgebrannt, alle Paramente, sogar die Glocken und die Uhr geraubt wurden. Erst nach 10 Jahren soll man die silberne Monstranze und die große Glocke aus Steinamanger wieder zurückbekommen haben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

Oesterreichische Blätter
für
Literatur und Kunst.

Wien, 28. Juni 1845. **II. Jahrgang, Nr. 77.**

Erscheinen Dienstag, Donnerstag u. Samstag in ganzen Bogen. Preis im Komptoir, Dorotheergasse Nr. 1108 ganzj. 18 fl., halbj. 9 fl., viertelj. 4 fl. 30 kr. K. M., wöchentl. 2mal franko durch die Post versendet nur ganzj. 20 fl., und halbj. 10 fl. Den Debit für das Ausland besorgt die Buchhandlung der H. Schaumburg & K.

Inhalt: Rossi: Bilder aus Italien. 3. Il campo dei fiori. — Schmid: Antonio Lotti. (Schluß.)

Das heutige Blatt wird nur zu einem halben Bogen ausgegeben, indem laut der Ankündigung die Kunstbeilage vom 1. April eingerechnet wird.

Bilder aus Italien.

3. Il campo dei fiori.

Unter den hundert und abermal hundert Touristen, welche alljährlich über den Simplon und St. Gotthard in das Land der Zitronen pilgern, werden wohl nur sehr wenige sein, welche die obligate Runde über Como, Varese und die borromeischen Inseln, dem „**giro ai laghi**," um technisch zu sprechen, ganz bei Seite ließen; um so geringer ist dagegen die Zahl derjenigen, welche, obwohl sie den landschaftlichen Reizen von Varese und seines weitberühmten Wallfahrtsortes **Madonna del Monte** die pflichtschuldige Bewunderung gezollt haben, noch über diesen letzteren hinaus auf den eigentlichen Gipfel des Varesergebirges gekommen wären. Und doch sind diese Gipfel — der **Monte santo**, **Monte delle tre croci** — und zumal die Fernsicht vom höchsten derselben, das Lohnendste vielleicht, was sich im weiten Umkreise der lombardischen Seen von pittoresken Schönheiten auffinden läßt. Möge es darum in diesen Blättern, welche es sich zum Zwecke gesetzt, auf alles aufmerksam zu machen, was Österreichs Staatenbezirk im Gebiete der Natur und Kunst Neues oder wenig Bekanntes von Belang verbirgt, möge es hier vergönnt sein, auch einen Fantasieflug auf die Höhe eines Gebirges zu machen, von welchem der gefeierte Hügel **Madonna del monte** in jeder Beziehung nur ein kleines Musterbild genannt werden kann.

Wir schenken dem Freunde unbeschnittener Natur die Schilderung der Schmerzensfahrt durch die Ebene von Mailand nach Varese — er könnte sie etwa selbst erprobt haben und ungefähr wie Wallenstein entgegnen:

„Erspart uns durch ein Zeitungsblatt zu melden,
Was wir schaudernd selbst erlebt" —

wir enthalten uns, die nach solchen Eindrücken doppelt zauberischen Vareserthäler vor sein Auge zu führen, — plastischere Griffel als der unserige haben ihre Anmuth längst verewigt, — ja wir besitzen sogar die Selbstbeherrschung, ihn den Schlangenpfad nach **Madonna del monte** hinauf im Schatten alter Kastanien und auf schlecht gepflastertem Boden allein reiten zu lassen, aber wo er, unfern der hübschen Mosesstatue, die in einer Nische der Gipfelmauer steht, sich aus dem Sattel schwingt, um bequem des Überblickes zu genießen, treten wir herzu, und bitten ihn, statt seinen Touristenhunger mit dem Genusse solcher Parzellen zu stillen, noch ein gut Stück zu Fuß mit uns zu wandern — für billige Entschädigung ist, wir verbürgen es, gesorgt.

Es ist ein steiniger, baumloser Pfad, den wir ihn führen, aber eben weil er über freie Höhen läuft, vom Beginne an reich an wechselnden Bildern der Ferne. Zuerst biegt er um den Kalkfels, welcher hinter der unansehnlichen Wallfahrtskirche aufsteigt, und dann auf eine kleine Einsattlung, von deren nördlicher Kante bereits eine Partie des **Lago maggiore** sichtbar wird, welche man während des Rittes nirgends erblicken konnte, und die bei der Schwierigkeit, sich hier zu orientiren, gewöhnlich für den Luganersee genommen wird. Mauergleiche Abgründe, nur stellenweise tief zerklüftet, scheinen mit ihren nackten, dunkelgrauen, felsigen Flanken dieses Seebecken ringsum abzuschließen, und geben ihm, besonders bei umwölktem Himmel, den entschiedensten Charakter unheimlicher Öde. Von diesem Punkte aus läuft der Weg, immer etwas ansteigend, in einem großen Halbkreise um die ersten zwei Kuppen des **Monte santo**, wobei er sich stets an ihrem südwestlichen Abhange hält, und von einem dichten Buschwerk aus Eichen, Weißdorn, Palmweiden und andern Sträuchern deutscher Abkunft bestehend, begleitet wird. Genauere Beobachtung zeigt jedoch unter diesen alten Bekannten von den Bergen der Heimat einzelne Gäste, welche den Boden, woraus sie keimen, als dem südlichen Abhange der Alpen angehörig bezeichnen. Die Lorbeerkirsche z. B. mit ihrem glänzenden, immergrünen Laube, die edle Kastanie trifft man, so wie hier wildwachsend, diesseits der Alpen nirgends an. Um so überraschender ist es, auf der Westseite des ersten Kulmes wieder einen dichten Anflug unserer nordischen Rothbuche zu finden; zwar sind die Stämme noch kaum mannshoch, aber ihr fröhliches Gedeihen berechtigt zu einer schönen Hoffnung für die Zukunft dieser holzarmen Gegenden. Die dritte, am meisten gegen West gelegene und zugleich höchste Kuppe, zu

der man erst nach Überschreitung eines tiefen, wiesenartigen Sattels gelangt, ist der ersehnte eigentliche Gipfel. Auf der einen Seite senkt er sich rasch und dachartig geneigt gegen den See von Varese, auf der andern in noch viel steileren, aber durch kleine Terrassen unterbrochenen Felspartien gegen das **Val cuvia**, so zwar, daß nur ein sehr schmaler und langer Grat als Gipfelebene übrig bleibt.

Hier ist es, wo sich Pflanzen von ganz verschiedenen Standorten ein seltsames Stelldichein geben. Neben Saxifragen (**S. aizoon, rotundifolia etc.**), **Rosa alpina**, **Gentiana acaulis** und anderen Alpenkindern blühen die Sprößlinge der italischen Hügel: der Goldregen (**Cytisus laburnum**), die Kugelblume (**Globul. cordifolia**), die Narzisse (**N. poeticus**) so lustig, wie unsere echt deutschen Kalkbergpflanzen: **Polygala chamaebuxus**, **Centaurea montana**, und die gewöhnlich nur feuchte Waldhöhen liebenden **Mercurialis** und **Tormentilla**. Das botanische Räthsel löst sich indessen, wenn man die Richtung und den Fall beider Abhänge (nämlich nach Norden und Süden) und die Lage des ganzen Gebirges zwischen dem Hauptstocke der Alpen einer-, und der lombardischen Ebene anderseits in Betrachtung zieht. Den Einflüssen zweier entgegengesetzter Zonen in gleichem Maße aber von verschiedenen Seiten ausgesetzt, muß wohl die Vegetation dieser Höhen den Charakter von Beiden ausprägen, wenn auch nicht vollkommen scharf und mehr in vermittelnden Übergängen, entsprechend der Lage des Ganzen unter einerlei Himmel. Selbst dem Laien fällt, zwar nicht die ungeografische Vermengung der Pflanzen, wohl aber der Blumenreichthum dieses Gipfels auf, und es erklärt sich hieraus seine im Volke gang und gäbe Benennung „**campo di fiori.**" Weit ärmer, als man nach dieser Flora vermuthen sollte, ist hier die Fauna ausgestattet; von Insekten fast gar nichts, was bereits an südeuropäische Formen erinnern könnte, von höheren Thieren die italienische Alpenschwalbe (**Cypselus melba**), welche sich in den Schwarm gewöhnlicher Hausschwalben (**H. urbica**), der hier am Felsen nistet und um den Gipfel jagt, einzeln mengt, und durch noch schnelleren Flug und dunkelgraue Färbung jedem bemerkbar werden muß.

Dies in Beziehung auf den Standpunkt, von welchem aus bei günstiger Witterung ein Rundgemälde sich entfaltet, welches so groß und prächtig ist, daß wir es statt mit der Feder lieber in einem gelungenen Diorama vorführen möchten; doch die Fantasie des Lesers wird die Lücken füllen, die jene in ihrem Gemälde lassen wird und lassen muß.

Der Grat oder die Gipfellinie des **M. santo**, die von SO. gegen W. zieht, liefert eine treffliche Axe für den Horizont der Rundsicht, und scheidet sie als natürliche Grenze in eine nördliche und südliche Hälfte. Diese, die südliche, beginnt am Fuße unseres Gebirges mit dem lieblichen Hügellande von **Varese**, **Comabbio** und **Monate**, in deren bläulichen Seegewässern die Villen, Gärten und Wäldchen ihrer Ufer klar sich spiegeln, und umfaßt dann die weite, weite Ebene Oberitaliens bis hinunter zum Apennin, der deutlich von der Gegend Genua's bis tief ins Modenesische seine blaue Kette zieht. Der breite Ticin, welcher im Gefolge blinkender Wasserfäden ohne Zahl und Namen seine Schlangenwindungen von Arona gegen Süden beschreibt, Po und Adda, die nur durch einzelne Silberblicke inmitten des duftigen Grüns ihr Dasein verrathen, beleben den bunten Teppich der Fläche, aus der, einem dunklen Termitenhügel vergleichbar, Mailands gewaltiger Dom sich erhebt, und über welcher wolkenlos und tiefen Blau's der italische Himmel sich wölbt. Jene, die Nordhälfte, beginnt am Horizonte, der hier um ein Bedeutendes näher steht, mit einem stolzen Halbkreise von Alpenriesen, mit den Königen der europäischen Gebirgswelt: **Monte rosa** im West, Simplon und Bernhard weiter nördlich, Gotthard fast gerade im Norden, **M. Legnone** gegen Nordost, und dazwischen ein Meer von Eisgipfeln, Felszinken, Schneefeldern — ein Bild voll rauher ernster Majestät, schön gemildert durch die weitgedehnte Spiegelfläche des **Lago maggiore**, der hier zu Füßen jener Himmelssäulen in seiner ganzen Ausdehnung von SW. bis N. sichtbar ist, aber durch vorspringende Berge an drei Stellen verdeckt, aus vier getrennten Seen zu bestehen scheint. Auf jenem, welcher gerade über die Kante des heiligen Berges hinaus gelegen ist, schwimmen, in warme Tinten getaucht, die drei lieblichen Schwestereilande (**Isole borromee**), grüne Elysien auf safrangrer Flut. Näher aber und unmittelbar unter dem zerklüfteten nördlichen Absturze krümmt sich zwischen hohem Felsgebirge, der ganzen Länge des **M. santo** folgend, **Val cuvia**, ein Thal mit dunkeln steingebauten Dörfern, die an terrassirte Frucht- und Rebengärten, an Schluchten und niedriges Gehölz im bunten Wechsel gelehnt erscheinen. Zwischen beiden Hälften endlich und als Schlußglieder des Panorama's sieht das Auge im fernen Südwest von der Gegend des **Rosa** bis zum Apennin hinab eine zweite Alpenkette in gerader Richtung südwärts ziehen, weit ferner als jene, die den nördlichen Horizont begrenzt, aber schneebedeckt wie sie; es sind die grauen Alpen und ihre Ausläufer gegen den **Col di Tenda**; im Südosten dagegen trifft es auf Zweige der Schweizer- und Tiroleralpen, auf die Felsberge am Luganer- und Comersee, zwischen welchen ein kleiner Abschnitt des Letzteren sichtbar wird, der sechste, oder wenn man die Teiche von **Comabbio** und **Monate** rechnen will, der achte Seespiegel in dieser Rundsicht!

Den Genuß des herrlichen Naturschauspiels zu erhöhen und dauernd zu machen, vereinigen sich hier einige Nebenumstände, deren Zusammentreffen um so mehr Werth hat, als es auf andern Höhen nur zu selten Statt findet, und darum Veranlassung wird, daß manche Personen, die sie übrigens gerne besteigen würden, diesem Wunsche dennoch entsagen. Wir rechnen hieher die verhältnißmäßig geringe Höhe des Gipfels (3400) und die unbedeutende Steilheit des Pfades, welche beide auch ungeübten Bergsteigern, Frauen zumal, den Besuch wesentlich erleichtern; ferner die Gelegenheit, sich von **Madonna del monte** aus mit Speisevorrath und einem Träger versehen zu können; denn wenn auch die Hitze hier in der Nähe des Hochgebirges nicht so gar drückend und der ganze Marsch nur von geringerer Dauer ist, so macht sich doch in der reinen Bergluft nach einigen Stunden — und wer möchte im Besitze eines solchen Überblickes nicht noch mehr Zeit, nicht lieber den ganzen Tag hier oben zubringen? — Durst und Hunger etwas bemerklich. Auch hat die Nähe jenes besuchten Wallfahrtsortes noch das Angenehme, daß eine ziemlich große Strecke des Rückweges, nämlich die zwischen ihm und **Varese**, auch zur Nachtzeit in jeder Beziehung gefahrlos ist, und man dem wundervollen Schauspiele des Sonnenunterganges vom

campo dei fiori aus, sorglos beiwohnen kann. Und wahrhaftig, dieses Schauspiel wäre selbst um den Preis eines kleinen Konflikts mit Buschkleppern oder mit — was hier in Wahrheit allein zu befürchten ist — alten Baumwurzeln und scharfkantigen Felstrümmern kaum zu theuer erkauft. Von rothem Golde erglänzen dann alle jene Eiskronen im Norden und Westen, der greise Rosa mit der breiten Felsenbrust und den dichten Schneelocken, die sich unter jenem gezackten Diademe niederdrängen, als König der Könige voran; ein großer Purpurbaldachin, aus Duft und Licht gewoben, schlägt seine Falten um ihn und die Gefährten; in feierlichem Schweigen, wie gebannt vom Anblick dieser Göttlichen, liegen Thäler, Seen, Ebenen dunkelnd zu ihren Füßen, und nur einzelne weiße Nebel wallen, Opferdämpfe von grünen Altenhügeln, langsam aufwärts.

„Un aura non susurra,
Non tremola uno stel."

Dr. Friedrich Nossi.

Der berühmte Tonsetzer Antonio Lotti.

(Schluß.)

Zu den Schriftstellern, welche Lotti's und seiner Werke erwähnen, gehören vorzüglich:

Alacci Drammaturgia. Ediz. Veneta. Seite 473, 567, und an vielen andern Orten. — **Le Glorie della Poesia e della Musica. Venez. s. a. 12°** an vielen Orten. — **Coronelli, Guida de' Forestieri. Venez. 1700. 16°** Seite 27. — **Dictionnaire historique de la Musique. Paris. 1807.** Artikel: **Lotti.** — **Groppo Catologo de' Drammi. Venez. 1745.** S. 98, 99, und an andern Orten. — **Gradenigo Mss. di donne illustri Veneziane,** worin von der Santa Stella gesprochen wird. — **Majer. A. Discorso sulla Origine .... della Musica ital. Padova, 1821.** Seite 125, 129 139, 171. — **Martini, G. B. Del Contrappunto fugato. Tom. II.** Seite 65. — **Moschini, Letteratura Veneziana. Vol. III.** Seite 212. — **Orloff, Essai hist. sur la Musique. Paris 1822. Vol. II.** Seite 277 — 279. **Quadrio, Storia d'ogni Poesia. Vol. V.** Seite 508. — **Ravagnan, Elogio di Gius. Zarlino. Venez. 1809.** Seite 71. — **Walther, G. G.** Musikalisches Lexikon, welches auch **Gaspari** in seiner **Bibl. Mss. Veneziana** zitirt. An diese schließen sich noch die neueren Schriftsteller vorzüglich **Gerber** und **Fetis** an. (Siehe **Cicogna, Inscriz. Veneziane. Vol. IV.** Seite 113 — 121 und 646.)

Der letztere liefert uns das folgende in seinen Angaben etwas mangelhafte Verzeichniß der Werke des **Antonio Lotti**, welches ich nach Möglichkeit ergänze.

A. Kirchenmusik.

Messa del quinto tuono. — Messa del sesto tuono. — Messa in Alamire. — Messa à Capella. — Verschiedene Motetten für die Osterzeit. — **Ein Salve Regina. — Ein Regina coeli laetare. — Ein Ave regina coelorum. — Drei Magnificat. — Ein Laudate Dominum de coelis. — Ein vierstimmiges Benedictus. — Ein Miserere zu vier Stimmen in re.**

Diese Musikstücke wurden für die herzogliche Kapelle des heil. Markus in Venedig geschrieben, in deren Archive sie noch aufbewahrt werden.

Ferner eine **Messa co' Vespri** für die Kirche **S. Giminiano** in Venedig. — **Eine Messa da Requiem**, welche **Lotti** zu seiner Todtenfeier für dieselbe Kirche geschrieben hat. — Eine dreistimmige **Messa**, die sich im Musik-Archive zu Kopenhagen befand und verbrannt ist. — Vielleicht ist es eine derjenigen, welche die Wiener Hofbibliothek besitzt. **Ein Miserere zu 4 Stimmen mit Begleitung von 4 Instrumenten**, im Besitze des Kunsthändlers Breitkopf zu Leipzig.

B. Hausmusik.

Libro di Duetti, Terzetti, e Madrigali, stampati per Antonio Bortoli in Venezia. 1705.

Madrigale pel Bucentoro a 4 voci. 1736. Poesia di Zaccheria Valleresso.

Cantata: Il Tributo degli Dei a 4 voci con istromenti d'arco pel banchetto Ducale 1736.

Pastorale a 4 voci con istromenti d'arco pel banchetto Ducale.

C. Dramatische Musik.

1. Im Jahre 1683. **Giustino. Poesia di Co. Nicc. Beregan.**
2. » » 1693. **Il Trionfo dell' Innocenza, Poesia di Rinaldo Cialli.**
3. » » 1696. **Il Tirsi. Poesia d'Apostolo Zeno.**
4. » » 1706. **Sidonio. Poesia di Pietro Pariati.**
5. » » 1707. **Achille Placato, Poesia d'Urbano Rizzi.**
6. » » 1708. **Teuzzone. Poesia d'Apostolo Zeno.**
7. » » 1709. **Il Vincitor generoso. Poesia di Francesco Briani.**
8. » » 1709. **Ama più chi men si crede. Poesia dell' Ab. Francesco Silvani.**
9. » » 1710. **Il Comando non inteso, ed ubbidito. Poesie von demselben.**
10. » » 1710. **Isaccio Tiranno. Poesia di Franc. Briani.**
11. » » 1711. **Il Tradimento Traditor di se stesso. Poesia dell' Ab. Francesco Silvani.**
12. » » 1711. **La Forza del Sangue. Poesie von demselben.**
13. » » 1712. **L'Infedeltà punita. Poesie von demselben.**
14. » » 1713. **Persena. Poesia del Co. Ag. Piovene.**
15. » » 1713. **Irene Augusta. Poesia dell' Ab. Francesco Silvani.**
16. » » 1715. **Polidoro. Poesia del Co. Ag. Piovene.**
17. » » 1716. **Costantino. Poesia di Pietro Pariati.**
18. » » 1716. **Foca superbo. Poesia di Ant. Mar. Lucchini.**
19. « » 1717. **Alessandro Severo. Poesia d'Apostolo Zeno.**
20. » » 1718. **Gli odj delusi dal Sangue. Poesia di Ant. Mar. Lucchini.**

Diese Opern, zwei ausgenommen, wurden zu Venedig, und zwar die Nr. 1 und 3 im Theater **S. Salvatore** (die erstere unter seines Lehrers **Legrenzi** Namen); Nr. 2 im Theater **S. Angelo**; Nr. 4, 5, 6, im Theater **S. Cassiano**; 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 18, und 19 im Theater **S. Giov. Grisostomo**; Nr. 16 im Theater **SS. Giov. e Paolo** aufgeführt. Nr. 17, nämlich: **Costantino**, ging auf dem **Wiener** Hoftheater in die Szene, und Nr. 20. wurde von **Lotti** für **Dresden** geschrieben. In diesem Verzeichnisse hat der italienische Berichterstatter, nebst der Oper **Costantino**, die Oratorien, welche **Lotti** geschrieben hat, gänzlich anzuführen vergessen. Sie sind folgende:

1. **Gioas, Rè di Giuda. Poesia di Zaccheria Vallaresso.** Für das Hospital degl' Incurabili in Venedig.
2. **L'Umilità coronata. Poesia di Pietro Pariati.**
3. **Il Voto crudele.** Von demselben 1712.

Die k. k. Hofbibliothek in Wien besitzt von ihm folgende Werke in Partitur.

1. **Eine Messa a Capella a 4 voci (Soprano, Alto, Tenore e Basso) del V° Tuono (C. Maj.).**
2. **Eine andere Messa a 4 voci (dieselben Stimmen) in Fa (F. maj.).**
3. **Eine dritte Messa a 4 voci (dieselben Stimmen) a Capella (in D. min.).**
4. **Eine Messa a 3 voci (Alto, Tenore e Basso) con Organo (in C. maj.).**
5. **Eine andere Messa a 3 voci (due Tenori e Basso) con due Violini e Sinfonie ad libitum (in C. maj.) Autograf.**

6. Eine dritte Messa a 3 voci (Soprano, Tenore e Basso) con Tromba, Violini ed Organo (in C. maj.).

7. Eine Messa a due voci (Tenore e Basso) con Organo (in D. min.). Diese Messe hat auch Fr. Commer zu Berlin in seine Musica sacra aufgenommen.

8. Et in terra pax a 14 voci (2 Soprani, 4 Alti, 4 Tenori, e 4 Bassi) con Violini, Viole ed Organo (in C. maj.).

9. Crucifixus a 6 voci (2 Soprani, Alto, 2 Tenori e Basso con Organo (in C. min.) Dieses Crucifixus findet sich auch im 30. Bande der Leipziger allgm. musikalischen Zeitung.

10. Crucifixus a 8 voci (2 Soprani, 2 Alti, 2 Tenori e 2 Bassi) con Organo (in C. min.). Im 21. Bande derselben Zeitung.

11. Crucifixus a 10 voci (3 Soprani, 2 Alti, 3 Tenori, e 2 Bassi) con Organo. Diese beiden letzteren Kompositionen hat Marx im Stich herausgegeben.

12. Dies irae — a 5 voci (due Soprani, Alto, Tenore e Basso) con Tromba sordina, Violini, Viola, Basso ed Organo (in C. min.).

13. Beatus vir a 4 voci (Soprano, Alto, Tenore e Basso) a Capella con Organo (in D. min.).

14. Benedictus Dominus a 4 voci (dieselben Stimmen) (in F. maj.).

15. Ein anderes Benedictus Dominus für dieselben 4 Stimmen (in C maj.).

16. Cantemus Domino a 3 voci (Alto, Tenore, e Basso) con Organo (in D. min.).

17. Laudate pueri Dominum a 2 voci (Tenore e Basso). Dieses Motett findet sich auch in Commer's Musica sacra.

18. Miserere mei Deus a 4 voci (Soprano, Alto, Tenore e Basso) in G. min.

19. Ein anderes Miserere (für dieselben Stimmen) in D. min.

20. Salve Regina a 4 voci (dieselben Stimmen) in D. min.

21. Vere languores nostros — a Tenore e Basso. Auch dieses Stück hat Commer.

22. Duetti, Terzetti, e Madrigali a più Voci consecrati alla S. C. R. Mtà di Giuseppe I. Imperatore. In Venezia, 1705 appresso Antonio Bortoli. In kl. Fol. Gedruckte Partitur von 140 Seiten, 18 Stücke enthaltend.

Ehe dieses interessante Werk dem Drucke übergeben wurde, sandte Lotti eine schöne Abschrift dem Kaiser mit der Bitte zu, sie demselben zueignen zu dürfen. Diese mit einem sehr schön geschriebenen Titel versehene Abschrift, welche vier Nummern weniger enthält, als das gedruckte Exemplar, ist jedoch mit einer ganz andern Zueignung ebenfalls in der k. k. Hofbibliothek vorhanden. Das geschriebene Exemplar hat die Jahreszahl 1703.

Das durch die Londoner Akademie und die Begebenheit mit Bononcini historisch merkwürdig gewordene Madrigal: „In una siepe ombrosa" ist die letzte Nummer der ganzen Sammlung.

Das Tonstück: „Tanto è ver che nel verno," welches ein Bruchstück des ersten mit dem Titel: „Inganni dell'Umanità" überschriebenen Terzettes für Alt, Tenor und Baß aus den vorhergehenden Werke ist, befindet sich auch unter den Musterbeispielen in des P. G. B. Martini, Saggio di Contrappunto T. II. Seite 65, und in Choron's Principes de Composition: T. VI.

23. Costantino. Dramma per Musica in 5 Atti. Poesia di Pietro Pariati, Mss. Partitur in 5 Bänden, welche zusammen 417 Blätter in kl. Querfolio enthalten. Diese Oper wurde im Jahre 1716 zum Namensfeste der Kaiserin Elisabetha Christina mit einer von Fux dazu komponirten Symfonie, mit Balletmusik von Nic. Matteis, und mit Intermezzi von Ant. Caldara zum ersten Male und mit großer Pracht aufgeführt.

L'Umilità coronata. Oratorio in due Parti. Poesia di Pietro Pariati. Diese schöne, mit einem gezeichneten Titelblatte geschmückte, wahrhaft kalligrafisch geschriebene Partitur von 121 Blättern in kl. Querfolio ist, so wie nicht minder die folgende, als ein Beweis seiner hohen Verehrung dem Kaiser dargebracht worden.

25. Il Voto crudele. Oratorio a 4 voci in 2 Parti. Dichtung von demselben. Manuskript in Partitur von 89 Blättern. Beide Oratorien sind in Wien aufgeführt worden. — Das Letztere im Jahre 1712.

26. Due Cantate nelle Feste celebrate da S. E. il Conte Colloredo, Ambasciatore di S. M. C. e Catt. in Venezia per solennità di S. Carlo, Nome glorioso della Maestà Sua. Mspt. von 12 Blättern in kl. Querfolio.

27. Le Stelle fortunate. Cantata a 2 voci. Festeggiando il Giorno Natalizio della S. C. Catt. R. Maestà di Elisabetta Cristina Imperatrice Regnante. Da S. E. il Sign. Co. Gio. Batt. Colloredo Ambasciatore Ces. in Venezia. Mspt. in kl. Querfolio. Partitur mit 6 Auflagstimmen zusammen in 86 Blättern.

28. Madrigale alla partenza del Bucentoro. Ms. in 4. Partitur.

Der Herr Hofrath Kiesewetter von Wiesenbrunn in Wien besitzt von Antonio Lotti folgende Kompositionen in Partitur.

1. Kyrie in C. a 8 voci ed il Palchetto a 3 voci con istromenti.

2. Kyrie in b. min. a 8 voci ed il Palchetto di 3 voci con istromenti.

3. Gloria in G. magg. à 5 sino a 14 voci concertato con istromenti.

4. Missa Nr. 1 a 3 voci. (2 Tenori e Basso.)

5. Missa Nr. 2 a 3 voci. (Alto, Tenore e Basso) con Violini.

6. Missa Nr. 3 a 3 voci (Soprano, Tenore e Basso) con Violini.

7. Salmi: „Benedictus Dominus Deus Israel, e „Miserere mei Deus" a 4 voci (Nr. 1 u. F maj.).

8. Dieselben Psalmen Nr. 2 in C.

9. Salmo: „Ad Dominum cum tribularer" a 4 voci.

10. Salmo: „Magnus Dominus" a 4 voci.

11. Due Motetti de beata Maria Virgine nel tempo pasquale a 4 voci. Nr. 1. Beata es Virgo Maria. Nr. 2. Gaude Maria Virgo.

12. Tre Antifone de beata Maria Virgine a 4 voci. Nr. 1 Ave Regina, Nr. 2 Regina coeli, Nr. 3 Salve Regina.

13. Magnificat a 4 voci.

14. Duetti, Terzetti, Madrigali a più voci. Venezia. 1705.

15. Tre Crucifixus a 6, 8, 10 voci.

16. Madrigale a 5 Voci: „Fatal gelo d'un Cuore. (Aus den Duetti, Terzetti etc.)

17. Madrigale a 4 voci: „Il Bucentoro."

18. Oratorio: „Il Voto Crudele. Abschrift in Partitur.

Das Archiv der Musikfreunde des österreich. Kaiserstaates in Wien besitzt:

1. Missa in F. a 4 voci con stromenti. Autograph.
2. Missa in D min. a 2 voci. T. e B. con Organo.
3. Missa in C. a 3 Voci., A, T. e B.
4. Missa in F. a 4 voci con Organo.
5. Magnificat in C. a 4 voci con Organo.
6. Crucifixus a 8 Voci in C min.
7. Crucifixus (Nr. 2) a 8 voci in C min.
8. Salmo in F. a 4 voci. ad Dominum cum tribularer,
9. Motetto: Magnus Dominus (in C maj.) a 4 voci.
10. Asperges me a 4 Voci. (C. maj.).
11. Madrigale in F. a 4 voci.
12. Madrigale: „Fatal gelo d'un Cuore" a 5 voci.
13. Duetti, Terzetti, Madrigali etc. Venezia 1805.

In der Sammlung des Herrn Alois Fuchs findet man:

1. Messa a 3 voci A, T. B. con Violini (C. maj.) Autograph.
2. Messa per la Quadragesima a 4 voci da Cappella con Organo.
3. Gloria a 8 voci con istromenti (F. maj.).
4. Requiem a 5 Voci con istromenti in (C min.).
5. Miserere a 4 voci con istromenti. (E min.).
6. Graduale a 4 voci con Org. Diffusa est gratia (D. min.).
7. » a 5 voci: Deus Salvator noster. (F. maj.).
8. » a 4 voci „Domine si insurgunt" (F. maj.).
9. » a 4 voci „Ad Dominum cum tribularer" (F. maj.).
10. » a 4 voci. Magnus Dominus (C maj.).
11. » a 4 voci „Beatus vir" (D. min.).
12. Madrigale a 4 voci „Mortalità d'una perla"
13. » a 5 voci „La vita caduca."
14. » a 5 voci „Fatal gelo d'un Cuore.
15. » a 4 voci „Spirto di Dio."

(Sämmtlich aus den Duetti, Terzetti etc.)

16. Duetti, Terzetti etc. Venez. 1705.

Ant. Schmid.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Dr. A. Adolf Schmidl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe et Sommer.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 098 611 569